Globus.

XLIII. Band.

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Dreiundvierzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1883.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Australien.

Inseln des Stillen Oceans.

Nordamerika.

Südamerika.

Polargebiete.

Oceane.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Illustrationen.

Europa.

Belgien.

Berichtigungen.

Seite	Spalte	Zeile		lies	statt
S. 139	Spalte 1,	Z. 7	v. u.	lies Adan	statt Adam.
„ 205	„ 1,	„ 16		„ Saltan	„ Cabucayan.
„ 215	„ 1,	„ 9		„ Basil	„ Saltan.
„ 215	„ 1,	„ 29		„ Linnus	„ Linnes
„ 215	„ 2,	„ 27		„ Schurzen	„ Schürzen.
S. 215	Spalte 2,	Z. 7	v. u.	lies Schurzen	statt Schürzen.
„ 216	„ 1,	„ 30 u. 33		„ Sumatel	„ Sumater.
„ 332	„ 2,	„ 33		„ Hann's	„ Hanna's.
„ 333	„ 1,	„ 12		„ Croll's	„ Collomb's.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIII. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1883.

Dr. Crevaux's Besuch bei den Guaraunos im Orinoko-Delta.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Als Dr. Crevaux und sein Begleiter E. Lejanne zu Anfang des Jahres 1881 Columbien durchzogen, auf dem Guaviare und Orinoko Venezuela durchfahren und Trinidad glücklich erreicht hatten, beschloß ersterer, vor seiner Rückkehr nach Frankreich noch das Delta des Orinoko zu besuchen und den dort hausenden Stamm der Guaraunos kennen zu lernen. Zwar war sein photographischer Apparat nicht mehr im Stande, und er war überzeugt, daß nur die Photographie die unendlichen Details der dortigen üppigen Vegetation wiederzugeben im Stande sei; aber es gelang ihm, in Port of Spain einen geübten Photographen in der Person des Herrn Félix Morin, eines Kreolen von Martinique, aufzutreiben, der Enthusiasmus genug für jene kleine Reise besaß. Ebenso befriedigend erledigte sich die Transportfrage; am 8. Februar kehrte der Dampfer „Heroë de Abril", auf welchem die Reisenden von Bolivar nach Trinidad gekommen waren, dorthin zurück und passirte dabei das Dorf der Guaraunos. Bereitwillig gestattete der Agent der Gesellschaft, daß der Dampfer dort so lange anhalten sollte, das Crevaux mit seinen Begleitern, dem schwarzen Diener Apatu und dem Photographen Morin, an Land gehen könnte.

Der „Heroë de Abril" zählt schon dreißig Lebensjahre; er ist für die Flußschiffahrt gebaut und hat seine Jugendzeit auf dem Mississippi zugebracht. Seine Stunde hatte eigentlich schon damals vor 15 Jahren geschlagen, als er in venezolanische Dienste trat und ohne weitere Aenderungen zwischen Bolivar und Port of Spain verkehrte. Jetzt befindet er sich in sehr schlechtem Zustande und hält nur noch durch die Macht der Gewohnheit zusammen. Jede Reise, die er macht, soll seine letzte sein, aber immer wieder läßt ihn die Gesellschaft ohne Rücksicht auf die Gefährdung von Menschenleben jene Tour laufen. Die Ueberfahrt ließ sich denn auch schlecht genug an; in der sonst so ruhigen natürlichen Bucht zwischen der Insel Trinidad und dem Festlande herrschte ein ganz ungewöhnlich hoher Seegang, welcher dem alten Kasten von Schiff so hart zusetzte, daß er schließlich sich gezwungen sah, nach Port of Spain zurückzukehren. Diesmal war es wirklich seine letzte Reise gewesen: er war so arg mitgenommen worden, daß die Kosten seiner Wiederherstellung seinen Werth überstiegen, und wurde endgültig ausgemustert.

Crevaux mußte sich also nach einem andern Beförderungsmittel umsehen und fand zuletzt ein zu vermiethendes Segelschiff von 14 Tonnen, fein gebaut, schlank, mit prächtigem Mastwerk und von hervorragenden nautischen Eigenschaften; man hätte es mit seinem weißen Rumpfe, seinen schillernden Segeln und dem hellgelben Maste, das sich alles so heiter von dem blauen Himmel und Meere abhob, weit eher für eine Vergnügungsyacht als für ein Handelsfahrzeug halten können. Allein es fehlte ihm die Bemannung. Ein Kapitän war in Gestalt eines alten italienischen Seemanns Baptistini leichter aufgetrieben, als die wenigen erforderlichen Matrosen. Denn der Karneval hatte bereits begonnen, wenigstens für die Neger von Trinidad, wie auf den Antillen, welche die Maskeraden und Tänze dieser Festzeit über alles lieben und deshalb dieselbe schon bald nach Neujahr beginnen lassen. Durch blankes Gold gelang es schließlich, vier solcher Schwarzen anzuwerben; Proviant und Ballast wurden eingenommen und um

8 Uhr Abends sollte die Fahrt beginnen. Aber als Crevaux, Morin und Apatu an Bord erschienen, fanden sie nicht einen einzigen Menschen dort vor. Selbst der Kapitän erschien erst später, und es kostete mehrstündiges Suchen in den nächsten Kneipen, ehe man drei von den Matrosen habhaft wurde. Um Mitternacht war alles bereit; die Brise schwellte die Segel, das Meer wurde leicht vom Winde gekräuselt und phosphorescirte wenig und das Schiff flog nur so dahin. Nur manchmal legte es sich dermaßen auf die Seite, daß man ein Kentern hätte befürchten können; die Erklärung, welche der geschwätzige Käpitän dafür gab, war charakteristisch genug; die 40 Franken, welche Crevaux zur Beschaffung von Lebensmitteln und Ballast gegeben hatte, waren von der Bemannung vertrunken worden. Indessen erreichte der Kutter glücklich, und zwar zur Fluthzeit, die oft gefährliche Barre des Orinoko, tanzte zwar auf derselben ein wenig, aber passirte sie ohne Schwierigkeit, wobei seine Passagiere rings herum die Floßen zahlreicher Haifische, welche sich dort mit Vorliebe aufzuhalten pflegen, bemerken konnten. Dann fuhr er in den Macareo-Kanal ein, einen der zahlreichen Arme, durch welche der mächtige Orinoko sich in den Ocean ergießt, und an dessen Ufern das Dorf der Guaraunos, welches das Ziel des Ausfluges bildete, liegt. Von Erdboden war nichts zu sehen; alles stand unter Wasser, aus welchem nur die Manglebäume auf ihren hohen Luftwurzeln herausragten. Erst als bald darauf die Ebbe eintrat, kam der graue schlammige Erdboden an den Ufern zum Vorschein und verbreitete, wo ihn die Sonnenstrahlen trafen, einen widrigen Geruch. Dieses Gebiet ist durch den schrecklichsten Feind, das Fieber, vor dem Eindringen des Menschen geschützt; dort hausen nur wilde Thiere, Sumpfvögel, Fische, Krustaceen und Austern, die sich an die Wurzeln der Mangroven ansetzen.

Ein Guarauno.

Um das Dorf der Guaraunos zu erreichen, hat man noch anderthalb Tage Bootsfahrt nöthig. Das Wasser ist gelb-

Im Orinoko-Delta.

lich, die Strömung bei Ebbe sehr heftig; sie führt alsdann abgerissene Aeste, entwurzelte Bäume und Wasserpflanzen, die sich zu kleinen schwimmenden Inseln vereinigt haben, mit sich. Eine Nacht brachte der Kutter auf dem Flusse zu und erreichte sein Ziel erst gegen 4 Uhr Nachmittags am folgenden Tage. Die Indianer hatten sein Kommen bemerkt und versammelten sich am Ufer, wo sie zahlreiche Pirogen zu liegen hatten, die theils an eingerammten Pfählen festgebunden, theils zur Hälfte auf das Land hinaufgezogen waren. Dieselben sind lang, ziemlich tief, an beiden Enden spitz, aus einem einzigen Stücke Holz verfertigt und meist von sehr regelmäßiger Gestalt. Nur zwei verrathen durch ihre krummen Ränder entweder eine große Unerfahrenheit oder eine nicht weniger auffällige Nachlässigkeit ihrer Besitzer. Das Ufer ist ringsum mit Baumstämmen, Bambuzweigen und trockenen Aesten bedeckt.

Macareo-Kanal.

Die Indianer trugen keine Waffen, ein Beweis ihrer friedlichen Absichten. Ueberdies war ihr Gesichtsausdruck sanft und sympathisch, bei den Erwachsenen indessen vielleicht etwas verschlossen. Sie glichen durchaus denen, welche Crevaux auf seinen früheren Reisen im nördlichen Südamerika zu Gesicht bekommen hatte. Alle hatten vorspringende Backenknochen, einige auch eng zusammenstehende, schiefe Augen. Die Arme waren kräftig, die Gliedmaßen schlank, die Knie etwas eingebogen und die Füße nach innen gedreht. Im Allgemeinen tragen sie weder Schmuckgegenstände, noch bemalen sie sich; nur ein junger Mann, der auch in seinem Aeußern an asiatische Typen erinnerte, trug ein Halsband aus weißen und blauen Perlen, welche lauter T mit je einem langen und einem kurzen Arme, die abwechselnd aufrecht und verkehrt standen, bildeten — ein Muster, welches bei indochinesischen Völkern sehr beliebt ist.

Hütte der Guaraunos.

Die Guaraunos tragen die Haare nach Art der Mituas, welche Crevaux kurz zuvor am mittlern Guaviare hatte kennen lernen, verschnitten, d. h. vorn fallen dieselben bis auf eine Fingersbreite von den Augenbrauen über die Stirn herab und im Nacken reichen sie bis zur Höhe des Kinnes.

Ihre Kleidung ist die denkbar einfachste, wie sie bei den wildesten Indianern sich findet; die Männer tragen einen baumwollenen Lappen, kalimbe oder guayuco genannt, und die Frauen ein dreieckiges Stück weich geklopfter Rinde, wie sie unter dem Namen tauari den Indianern Guayanas als Cigarettenpapier dient, und aus welcher sich die Mitua-Frauen ganze Hemden machen.

Furchtlos kamen die Indianer an Bord des Kutters; einige von ihnen verstanden einige Worte Spanisch, was den Verkehr mit ihnen sehr erleichterte. Hoch erfreut zeigten sie sich über die Aussicht, von ihren Besuchern Aexte, Säbel, Messer, Halsbänder und dergleichen Dinge, die in ihren Augen den höchsten Werth haben, zu erhalten; bis zu dem Augenblicke wenigstens, wo sie jene Dinge in ihrem Besitze haben würden, waren die Weißen ihnen angenehme Gäste. Crevaux vertheilte einige kleine Geschenke unter sie und erklärte seine Absicht, eine oder zwei Wochen bei ihnen zu bleiben, worauf sie ihm eine Hütte zum Obdache anboten. Dorthin wurde das Bettzeug und die Kochgeräthschaften gebracht; die mitgebrachten Waaren indessen und die Konservebüchsen blieben an Bord, weil sie dort unter der Obhut der Mannschaft sicherer waren.

Die Hütten sind meist sorgfältig gebaut, wenn sie auch nach allen vier Winden hin offen sind; sie bestehen aus einem zweiseitigen Dache von Palmenblättern, welches auf vier Pfosten ruht. Den Fußboden bilden zwei Lagen von Baumstämmen, die unten in gewissen Abständen, in der obern Schicht aber dicht neben einander liegen. An den Deckenbalken hängen Hängematten und alle die Gegenstände, aus welchen der Hausrath des Eigenthümers besteht, und zwischen den Blättern des Daches und den darunter befindlichen Zweigen stecken Pfeile und Bogen. Ein solches Obdach ist natürlich wenig nach dem Geschmacke eines Europäers, welcher in heißen Ländern gewöhnlich nichts mehr fürchtet, als ein allzu helles Licht. Crevaux allerdings war daran gewöhnt, lange in der Sonne zu wandern, während sich Morin erst an die Rückstrahlung gewöhnen mußte.

Die blödsinnige Greisin.

Das Dorf liegt auf einer Lichtung; ringsum bilden große Bäume eine gewaltige lebende Pallisade. Unter den Schlingpflanzen, welche dieselbe nach allen Richtungen durchziehen, fällt eine blätterlose Cassytha durch ihre Hartnäckigkeit in diesem Kampfe um's Dasein auf. Diese Laurinee richtet in den dortigen Wäldern eben solche Verheerungen an, wie die Flachsseide in unseren Feldern.

Die erste Nacht verging, vom Quaken der Frösche und dem Bellen der Dorfhunde abgesehen, ruhig; gegen die Angriffe der hier besonders zahlreichen Moskitos hatte man sich natürlich durch gute Vorhänge zu schützen gewußt. Mit Tagesanbruch ging jeder an seine Arbeit; Morin brachte seinen Apparat in Stand, um das günstige Morgenlicht zum Photographiren zu benutzen, und Crevaux begann mit den Guaraunos zu unterhandeln, daß sie sich photographiren ließen. Ihnen verständlich zu machen, um was es sich handele, war nicht leicht. Als er ihnen Photographien zeigte, rissen sie die Augen auf; erst Geschenke brachten sie, Männer, Weiber und Kinder, zum Stillehalten. Anfangs natürlich verriethen sie große Angst vor der unbekannten Maschine, und die ersten Aufnahmen fielen wenig befriedigend aus; allmählich aber faßten sie Muth und wurden dreister, staunten die ersten Bilder an und stritten sich schließlich, wohl durch die kleinen Geschenke veranlaßt, um die Ehre des Photographirtwerdens, gleichviel ob dasselbe von vorn, von der Seite oder von hinten geschah. Nachdem der Erfolg in dieser Hinsicht gesichert war, ging Crevaux an das schwierigere Abformen einzelner Körpertheile, wobei zunächst sein stets williger Diener Apatu zur Probe mit seiner Hand herhalten mußte. Mit offenen Mündern standen die Guaraunos dabei und beobachteten aufs Schärfste die geringsten Einzelheiten des Vorgangs. Als sie sahen, daß Apatu keine Schmerzen ausstand, folgten sie bereitwillig seinem Beispiele, und jeden Morgen formte nun der Doctor Hände und Füße ab. Als er sich aber das erste Mal an einen Kopf wagte, passirte es ihm, daß er zu wenig Oel in die Haare des Indianers rieb und die an denselben festhangende

Form nicht abnehmen konnte. Unter anderen Umständen hätte er wohl über das kleine Mißgeschick und das komische Aussehen des Abzuformenden gelacht; hier aber mußte er fürchten, daß die Eingeborenen sein Versehen für einen schlechten Spaß oder noch Schlimmeres nähmen, und deshalb die Gypsform auf dem Kopfe des Indianers mit dem Hammer zerschlagen. Die Leute nahmen zwar daran keinen Anstoß; weitere Abformungen verschob er jedoch auf den folgenden Tag.

In einer der Hütten sah er eine unförmliche Masse mühsam über den Fußboden sich fortbewegen und erkannte darin zu seinem Schrecken ein altes Weib, das so mager und zusammengeschrumpft war, wie eine Mumie; in Wahrheit bestand es aus nichts als Haut und Knochen und hatte auch den Verstand seit lange verloren. Es hatte eine Tochter, die selbst schon alt und kindisch geworden war, in einem Winkel hockte und vor sich hin sprach. Wenn die Mutter zuweilen aus ihrer Hängematte herabkam, um Asche und, was ihr sonst in die Hände fiel, zu verschlingen, so brachte sie die Tochter wieder an ihren Platz zurück. Ein rührender und entsetzlicher Anblick zugleich, diese beiden vernunftlosen Wesen, deren eines als letzten Rest seiner Intelligenz einen Schimmer von Kindesliebe sich bewahrt hatte. Uebrigens sorgen die anderen Dorfbewohner für ihren Unterhalt und liefern ihnen Wild, Fische und Cassava, was insofern Beachtung verdient, als man den Indianern sonst nachsagt, daß sie, wenigstens auf Reisen, ihre Kranken und Verwundeten hilflos zurücklassen. Wenn sie das auch vielleicht nicht bei Stammesgenossen thun, bei Fremden zaudern sie damit gewiß nicht, aus Furcht vor den Krankheiten der Weißen, welche sie stets für ansteckend halten.

Ueber die Sprache und die Sitten der Guaraunos konnte Crevaux werthvolle Erkundigungen einziehen. Ihre Todten begraben sie gewöhnlich nicht, weil sie schon in 1 m Tiefe beim Graben auf Wasser stoßen. Liegt doch ihr Gebiet so niedrig, daß sie sich als Zuflucht bei Ueberschwemmungen Hütten auf Bäumen oder wenigstens auf hohen Pfählen errichten müssen. Zur Zeit des Hochwassers schwimmen ihre Boote zwischen den Bäumen und sie treiben dann Schiffahrt mitten im Walde. Ist doch der Mensch dasjenige Wesen, welches sich am besten jeder Umgebung anpaßt! Man findet ihn überall, im Eise, wie im glühenden Sande, auf der Erde und auf dem Wasser, nach den Polen hin und am Aequator, wie in den glücklichen Ländern, die eines ewigen Frühlings sich erfreuen, an den bewaldeten Abhängen der Anden. Neben einigen Hütten liegen umfangreiche, in Palmblätter gehüllte Packen, deren jeder einen Leichnam birgt und auf zwei, aus starken, kreuzweise in die Erde gesteckten Aesten bestehenden Gerüsten ruht.

Verlassene Särge der Guaraunos.

Ein venezolanischer General, der lange bei diesem Volke verweilte, theilte in Mapire dem Doctor Crevaux Einiges mit, darunter folgenden sonderbaren Brauch. Beim Tode einer Frau legt sich ihr Mann in eine Hängematte ihr gegenüber, bleibt dort einige Augenblicke, wobei er unter Thränen singt, und überläßt dann seinen Platz denen, welche mit der Verstorbenen ein Verhältniß gehabt haben. Bei den Guaraunos dürfen sich wie bei den Kariben die jungen Leute beiderlei Geschlechts erst verheirathen, wenn sie die Ameisen-Marter bestanden haben (s. „Globus" XL, S. 85). Bei den Guaraunos liegt der Betreffende in einer Hängematte, wenn man ihm die Ameisen ansetzt; schreit er dabei, so muß er ledig bleiben. Wie alle Indianer, welche Crevaux kennen gelernt hat, haben auch die Guaraunos eine geheiligte Hütte, in welche sich die Frauen zu gewissen Perioden zurückziehen. Nach der Niederkunft seiner Frau fastet der Mann und bleibt in seiner Hängematte liegen, damit sein Kind nicht krank wird.

Am 16. Februar erhielt Crevaux die Nachricht, daß die blödsinnige Greisin gestorben sei, und sofort eilte er nach ihrer Hütte, um zu sehen, was geschehen würde. Der Leichnam war aus der Hängematte heraus genommen worden und lag am Boden; die Tochter, welche keine Idee von dem ganzen Vorgange hatte, mußte daran verhindert werden, daß sie ihn nicht wieder an den alten Platz zurückbrachte. Zwei Männer legten die Leiche in eine Hängematte, trugen sie an einer langen Stange nach einer 1 m tiefen Grube, welche vier junge Frauen gegraben hatten, legten sie nebst der Hängematte hinein und bedeckten alles mit Erde. Warum man diesmal von der gewöhnlichen Weise abwich, konnte Crevaux nicht in Erfahrung bringen.

Vier Tage darauf starb in der nächstliegenden Hütte

Leichenbestattung der Guaraunos.

während der Nacht ein zwölfjähriger Knabe. Als Crevaux erschien, fand er die versammelten Indianer weinend und kläglich singend; die Mutter des Todten lag in einer Hängematte neben der ihres Sohnes. Mitunter ging einer der Indianer hinaus, rauchte eine Cigarette und sang und weinte dann um so kläglicher. Bei Tagesanbruch höhlten zwei Männer einen Baumstamm zu einem Sarge aus. Dann wurde der in seine Hängematte gewickelte Leichnam hineingelegt, die Oeffnung mit Latten verschlossen, sämmtliche Ritzen von den Frauen mit Lehm verschmiert und der Sarg unmittelbar neben der Hütte, also auch dicht neben derjenigen Crevaux's, auf Pfählen aufgestellt. Keine angenehme Nachbarschaft in solch' warmem Klima, wo die Zersetzung schnell vor sich geht!

Da inzwischen Crevaux und Baptistini das Fieber bekommen hatten, fühlten sie, daß es Zeit zur Abreise sei. Nur wünschte ersterer sich zuvor in den Besitz einiger der beschriebenen Särge zu setzen, deren er mehrere in einer

verlassenen Hütte, die als Begräbnißplatz zu dienen schien, bemerkt hatte. An ein rechtliches Erwerben derselben war nicht zu denken, man mußte sie also nächtlicher Weile stehlen. Alles war auf's Beste dazu vorbereitet; aber bei der Ausführung fiel einer der zur Bemannung des Kutters gehörigen Neger der Länge nach hin, wodurch zuerst die Hunde des Dorfes und dann auch die Indianer allarmirt wurden. Glücklicher Weise schöpften sie keinen Verdacht, so daß der Versuch in der nächsten Nacht wiederholt werden konnte, und diesmal mit Erfolg. Die gewünschten Särge wurden an Bord des Kutters geschafft, welcher der Todtenhütte gegenüber vor Anker gegangen war, am folgenden Morgen der Rest der Waaren an die Indianer vertheilt und dann die Rückreise nach Trinidad angetreten, wobei man noch daß Mißgeschick hatte, auf der Barre festzurennen und auf Eintritt der Fluth warten zu müssen. Die weitere Fahrt bis Port of Spain ging glatt von Statten. Es war aber auch die höchste Zeit gewesen, daß man das Delta verlassen hatte; denn Crevaux brauchte eine volle Woche, um sich vom Fieber zu erholen und die Heimreise nach Frankreich antreten zu können, während der Kapitän Baptistini noch vor Crevaux's Abreise der heimtückischen Krankheit erlag.

Ein Ausflug nach Meroe.

Von **C. Berghoff** in Faschoda.

I.

Im December 1881 kam ich von Faschoda am Weißen Nil, wo ich von der ägyptischen Regierung als Inspektor zur Unterdrückung des Sklavenhandels beamtet bin, in dienstlichen Angelegenheiten nach Chartum — krank, mit Fieber und Leberentzündung behaftet, welch' letzteres Leiden ich zweifellos dem Aerger bei meiner so schwierigen Stellung zuzuschreiben hatte. Dank der Pflege eines in Chartum ansässigen griechischen Arztes genaß ich bald, Luftveränderung wurde mir anempfohlen, besonders der Genuß einer trockenen reinen Wüstenluft wie bei Berber oder Schendi. Nahe bei Schendi, fiel mir ein, liegt das alte Meroe — also nach Schendi!

Nachdem ich mir vom Generalgouverneur einen zwanzigtägigen Urlaub ausgewirkt, meinen photographischen Apparat und das Nöthigste an Mundvorrath und dergleichen eingepackt hatte, schiffte ich mich am 5. Januar 1882 nach Schendi ein, oder vielmehr nach dem eine Tagereise nördlicher liegenden Begranieh, wie das heutige Dorf heißt, das auf den Ruinen der alten äthiopischen Königsstadt liegt.

Noch niemals, sonderbarer Weise, war ich auf meinen Nilfahrten vom Winde begünstigt gewesen, auch hier legte unsere Barke erst am zehnten Tage ermüdenden Ruderns seitens der Mannschaft an den Saqien (Schöpfrädern) von Begranieh an. Das Dorf, eine Reihe zerstreuter Lehmhäuser und Strohhüttengruppen, liegt eine Viertelstunde von dem östlichen Ufer des Stromes, auf drei Kilometer Länge parallel demselben, sich zwischen dem bebauten Lande und der Wüste hinziehend. Es hat 22 Schöpfräder und etwa 500 Einwohner, die meistentheils dem Stamme der Ga'alin angehören. Sein nördlicher Theil ist auf den Schutthügeln der alten Stadt, theilweise sogar aus antiken Backsteinen erbaut. Ich stieg im Hause des Schechs, für welchen ich arabische Empfehlungsbriefe mitbrachte, ab und wurde mit größter Zuvorkommenheit aufgenommen. Während des Frühstücks, da ich dem greisen Gastgeber meine Wünsche betreffs der Besichtigung der Pyramiden u. s. w. eröffnete, erzählte derselbe, daß vor einigen Tagen Landleute in den Trümmerhaufen, beim Graben nach der alten salpeterhaltigen Schutterde, die hier als Düngemittel für die Durrah und Weizenfelder sehr geschätzt wird, einen großen Granitstein entdeckt hätten, auf dessen unterer Seite sich ein Bild befände. Bild (tiçauir) nennen die Leute hierzulande jede Art von Relief und Statue. Meine Neugierde war durch diese Mittheilung auf das Lebhafteste erregt, und ich schlug sofort nach beendigtem Mahle vor, diesen merkwürdigen Stein zu besuchen. Wir bestiegen ein Paar der vorzüglichen schnelltrabenden einheimischen Esel und gelangten nach halbstündigem Ritt in nördlicher Richtung, bald durch Häusergruppen und Akaziengebüsche', bald über mit Mauerüberresten und Backsteinen bedeckte Schuttmassen hinweg trabend an das nördliche Ende des Dorfes, wo die Statue in einer zwei Meter tiefen Grube lag. Neben ihr verrathen gewaltige Hügel von Backsteinmassen sowie große behauene Granitblöcke die Tempel-Grundmauern, Quadern und Säulenreste aus gelblichweißem Sandstein, uns die Stelle, wo sich der Mittelpunkt der alten Stadt befunden haben mag. Die untere Seite des erwähnten Steinblocks war unterwühlt, und man konnte bemerken, daß ihn dort eine Doppelstatue schmückte. Mit dem Beistande des Schechs brachte ich im Dorfe 20 Männer zusammen, deren vereinigten Anstrengungen, unter Zuhilfenahme von Hebebäumen, Stricken &c., es bald gelang den Stein umzudrehen und aus der Grube herauszuschaffen. Ich ließ ihn von der anhaftenden Erde reinigen und aufrecht stellen.

Von einer Granitplatte, die als Rückwand und Fußgestell diente, wie bei vielen ägyptischen Bildsäulen, hob sich da eine wohlerhaltene Doppelfigur ab; offenbar war es eine Porträtdarstellung und zwar wahrscheinlich die eines Herrscherpaares. Denn die rechtsstehende weibliche Figur trägt auf dem Kopfe die mit den symbolischen Zeichen (Sonnenscheibe, Uraeus und Federn) versehene Ammons-Krone der Pharaonen, Zierrathe und Perlenschnüre schmücken Hals und Brust, eng schließen sich die Gewänder an die jugendlichen Körperformen an und Sandalen bekleiden den Fuß. Die männliche Figur daneben hat weniger äußerliche Auszeichnungen, ihre rechte Hand legt sie an die Herrscherkrone der Frau an, und dieser Umstand sowohl als das unbedeckte Haupt und die bloßen Füße deuten an, daß die Herrschaft das Recht des Weibes war und er nur als ein zur Ehre, Gatte der Königin zu sein, emporgehobener Mann geringern Standes galt; die Perlenschnüre auf der Brust sind hier einfacher, doch trägt er eine Waffe, einen Dolch. Die Hände der Figuren, mit Ausnahme der rechten des Mannes, sind geballt und zwischen Daumen und Zeigefinger durchbohrt; sie schienen früher einen Gegenstand, wahrscheinlich ein Herrschersymbol als Scepter &c., gehalten

zu haben. Die Höhe des Steines mißt 1,62 m, die Breite des Fußgestells 62 cm. Das Material ist grauer Granit, wie er in den Klippen und Katarakten südlich von Ben Naqâ das Strombett des Nils durchzieht [1]).

Fast möchte ich glauben, daß hier ein unvollendetes Werk vorliege, denn es mangelt die Glätte des Schliffs und Feinheit der Detailausführung; es scheint als ob das Bildwerk im Ganzen, breit gehalten, bis zu einem gewissen Punkte der Vollendung angelangt war, der Künstler aber zuletzt durch einen Zufall verhindert wurde, die letzte Hand anzulegen [2]).

Nachmittags schaffte ich meine Apparate zur Stelle und machte eine Aufnahme der Statue, welcher aber der kleine Fehler anhaftet, daß verursacht durch die schiefe, vornübergeneigte Stellung der Statue, die von der Schwere ihres hintern Theiles bedingt war, und der örtlichen Schwierigkeit, die photographische Maschine entsprechend zu neigen, eine leichte Verkürzung der unteren Extremitäten bemerkbar ist. Dann ließ ich Dornenbüsche herbeischaffen und dieselben wie eine Hecke um die Bildsäule anhäufen, damit vorläufig muthwilligen Verstümmelungen des Kunstwerkes durch die nubische Dorfjugend vorgebeugt wurde.

Weit und breit, über eine Stunde im Umkreis, ist der Boden mit allerlei Trümmern von Thonscherben, Backsteinen und Stücken behauenen Sandsteines bedeckt, zwischen denen sich schirmförmige niedrige Akazien (A. spirocarpa) ausbreiten. Zweifellos war Meroe eine große, glänzende, und volkreiche Stadt; denn man muß bedenken, daß die Häuser der minder bemittelten Leute selbst in Aegypten, zur höchsten Glanzperiode der alten Kultur, von rohen Backsteinen erbaut waren und eine Wohnung von gebrannten Steinen schon eine gewisse Wohlhabenheit voraussetzen ließ; mehr also noch hier, wo wir in unseren Tagen nur elende Strohhütten in Kegelform antreffen, konnte sich die große Masse des Volkes schwerlich den Luxus eines steinernen oder backsteinernen Heims gönnen. So müssen wir in den erwähnten Trümmern die Reste der öffentlichen Gebäude, der Tempel, Bäder, Paläste der Vornehmen etc. vermuthen, um welche sich die Masse der aus Lehm und Stroh errichteten Wohnungen des eigentlichen Volkes drängte. Die alten Backsteine fallen durch ihre ungemeine Größe und ihren scharfen Brand auf; ich bemerkte ausgezeichnet wohlerhaltene Stücke, die insgesammt in der Länge 35 cm, in der Breite 18 cm und 8 cm in der Dicke maßen. Am nächsten Morgen unternahm ich einen Ausflug nach den vom Dorfe aus sichtbaren Pyramiden [1]). Mit Sonnenaufgang brach ich, gefolgt von meinen Führern und Trägern, die den Apparat, Wasser und dergleichen fortschafften, dahin auf. Der Weg führte in östlicher Richtung durch die sandige Steppe, deren dürftige Vegetation aus starrem, jetzt völlig dürrem Grase und spärlichem Akaziengebüsch gebildet, den Ziegen- und Schafherden der Einwohner als Weide dient; die Hirten waren kleine nackte braune Knaben mit drolliger Haartracht. Im Gegensatz zu meinen Begleitern schienen sie für den scharfen kalten Morgenwind gänzlich unempfindlich zu sein. Schon nach 25 Minuten gelangten wir an einen großen Schutthaufen, den die Nubier für die Reste einer Festung ansehen; er ist von einer 600 Schritt im Quadrat habenden Backsteinmauer umgeben, welche an der Ostseite ein aus weißem Sandstein bestehendes Thor hatte. Nach näheren Untersuchungen gelangte ich zu dem Schluß, daß sich hier meinen Blicken eine völlig zerstörte Pyramide darbot.

In einer weitern guten Viertelstunde erreichten wir die erste Pyramidengruppe, die, in der Ebene erbaut, völlig zerfallen ist und nur zehn, noch aufrecht stehende Pyramiden zeigt. Aber auch diese hat der Zahn der Zeit in einen arg baufälligen Zustand versetzt. Ich benutzte die Gelegenheit zu einer photographischen Gesammtaufnahme des Pyramidenfeldes und dann ging's weiter nach Osten. Der Graswuchs ward spärlicher und machte endlich kahlen braunschwarzen Steinfeldern, die mit zersprungenen oder verwitterten Gneisfragmenten bedeckt waren, Platz. Ein Marsch von weiteren 40 Minuten brachte uns zur zweiten, hoch auf einer Felshöhe errichteten und aus 24 Pyramiden zusammengesetzten Gruppe, in welcher 12 noch aufrecht stehen und unter diesen befinden sich die größten und die am besten erhaltenen. Die dritte Gruppe steht etwa 1000 Schritt südlich von der zweiten, zählt elf kleinere unbedeutendere Bauten, und hat nur noch sieben annähernd die ursprüngliche Gestalt verrathende Pyramiden aufzuweisen.

Wir wollen nun unsere Aufmerksamkeit hauptsächlich der zweiten Pyramidengruppe widmen, welche, wie schon gesagt, die wohlerhaltenste, also auch die interessanteste ist. Alle sind sogenannte Spitzpyramiden, deren Höhe der Länge der Seitenbasis gleichkommt und oft noch übersteigt; sie sind aus regelmäßigen, nach oben sich staffelförmig verkürzenden Quadern von gelblichweißem, manchmal röthlichem, feinkörnigem Sandsteine, den die nahen Berge im Osten lieferten, ohne Anwendung eines Mörtels erbaut. Indeß wurden nur die äußeren Wände aus Quadern aufgeführt, und in demselben Maße, wie das Ganze in die Höhe stieg, dann der innere leergebliebene Raum mit Schutt und Steintrümmern ausgefüllt. An Größe und Erhabenheit des Eindrucks können sie sich bei weitem nicht mit den berühmten Pyramiden von Gizeh messen, denn an den größten von ihnen zeigt die Seitenbasis nur 18 bis 20 m Länge; die allen abgebrochene Spitze ließ die ursprüngliche Höhe nicht messen, dieselbe betrug aber wohl nirgends mehr als 25 m. Die Flanken der Pyramiden sind genau nach den vier Himmelsrichtungen orientirt. Eine Eigenthümlichkeit [2]),

[1]) Unter dem Vergrößerungsglase erscheinen die von der Photographie wiedergegebenen Zierrathen als sehr mannigfach gegliedert und nur dem Kenner verständlich. Auf den ersten Blick macht sich ein durchgreifender Unterschied in der Behandlung beider Figuren bemerkbar. Neben dem Sphinxgesichte der Königin erscheint in gleicher Höhe, aber höher und schmaler gestaltet, der männliche Kopf, der geschoren oder mit kurz geschnittenem Haar einen Reif zu tragen scheint. Sehr verschieden ist die Augengegend an beiden Köpfen behandelt. Während die Königin die geradlinigen Brauen und schmalen etwas schräg geschlitzten Augenspalte ägyptischer Köpfe zeigt, sowie das so häufig auf den alten Denkmälern zum Ausdrucke gebrachte Schmunzeln des dicklippigen aber schmalen Mundes unter breitjochigen fleischigen Backen, ist der männliche Kopf mit bogenförmig geschweiften in der Mitte fast vereinigten Brauen versehen, die geraden und breit geöffneten Augenspalte scheinen ehedem eingesetzte Augen getragen zu haben. Die Nase ist lang, die Lippen sind flach und schmal und die flachen, schmalen Backen geben ihm einen ernsten Ausdruck. Ich möchte die Vermuthung äußern, daß die männliche Figur den römischen Befehlshaber der Gegend, den Eparchen von Aegypten oder gar den Kaiser selbst zur Darstellung bringen sollte. Was die enganschließende, von dem ägyptischen Schnitte auf alten Denkmälern durchaus abweichende Gewandung anlangt, so sei darauf aufmerksam gemacht, daß dieselbe den im Uebrigen wohlproportionirten Figuren einen durchaus fremdartigen Charakter ertheilt, der nach dem Urtheile eines wohlgeschulten französischen Kenners des ägyptischen Alterthums, des Herrn Daninos-Bey, dem ich die Photographie zur Beurtheilung vorlegte, in hohem Grade demjenigen entspricht, der sich an den im Louvre aufbewahrten archaisch-phönicischen Bildwerken von Cypern zu erkennen giebt. G. Schweinfurth.

[2]) Sollte nicht die körnige Rauheit der Oberfläche eher als eine Folge der Verwitterung zu betrachten sein? G. S.

[1]) Hier allgemein Tarabîl genannt.

[2]) Alle Photographien dieser Bauwerke geben eine schwachkonvexe Bogengestalt der vier Kanten zu erkennen. G. S.

welche man bei den ägyptischen nicht antrifft, besteht in einem, bei allen auf der Ostseite angebrachten kammerartigen Vorbaue von rechtwinkeliger Gestalt, einer Art falschen Porticus, der aber, wo er die Steinwand des Hauptbaues erreicht, geschlossen ist. Wahrscheinlich war dieser Ort dem Todtenkultus gewidmet, und hier versammelten sich wohl die Hinterbliebenen des Verstorbenen, um ihre Gebete, Räucherungen und Opfer darzubringen. Ueber der Thür dieses Vorbaues glänzt uns die geflügelte Sonnenscheibe, das Sinnbild der Sonne und des ewigen Lebens, entgegen. Das Innere, das selten mehr als 5 m Länge und $2^1/_2$ m in der Breite hat, ist mit Hieroglyphen, worunter besonders die sogenannten demotischen Schriftzeichen häufig sind, und Reliefs ausgestattet, welche den Todten, dessen Grabmal die Pyramide bildet, zuerst lebend auf dem Throne sitzend, wie ihm Götter die Symbole der Herrschaft u. s. w. überreichen, dann

Die bei Begranieh gefundene Doppelbildsäule.

seine Begräbnißceremonien, das Todtenschiff mit den wehklagenden Verwandten, die Verzeichnisse seines Besitzthums und die Listen seiner Todtenopfer, stets schematisch wiederkehrend, darstellen, ganz wie solches in den ägyptischen Grabkammern zu sehen ist, nur daß wir hier nicht die gleiche Formenschönheit, den Reichthum und die Mannigfaltigkeit zu bewundern haben, welche jene so berühmt gemacht hat. Man darf aber nicht vergessen, daß wir hier das Werk neuerer Aethiopier und nur einen Abglanz der hohen ägyptischen Kultur und Kunst vor uns haben. Im Verhältniß überwiegen die weiblichen Herrscher, welche auf den Reliefs erwähnter Kammern dargestellt und verherrlicht sind, bei weitem die Zahl der männlichen. Die Decke dieser Gemächer besteht aus mächtigen, genau an einander schließenden Steinbalken; nur an einem, das fast eingestürzt und dessen zugehörige Pyramide von Menschenhänden zerstört ist, läßt sich ein römischer Rundbogen erkennen; es ist das Grabdenkmal einer Königin, wahrscheinlich sehr später Zeit,

denn die inneren Wände sind vergypst und die Umrisse der Reliefs sind weniger starr und ernst gehalten, auch herrscht mehr Prunk in Kleidung und Schmuck als bei den anderen offenbar älteren. Man kann in der Ausführung und dem Style der Reliefs die späteren Pyramiden (die Mehrzahl), wo sich der griechische und manchmal wohl auch der römische Einfluß in der Kunst der Aethiopier bemerkbar zu machen scheint, leicht herausfinden. Die starren, in den kahlen geschliffenen Stein eingegrabenen einfach-strengen Linien der Pharaonenepoche sind verschwunden und haben einer mehr oder weniger relieferhabenen und schwungvollern Technik, deren Figuren sich weiß von rothem Grunde abheben, einer größern Pracht und Mannigfaltigkeit das Feld geräumt.

Diese wechselvollen Bilder geben uns gar mancherlei Aufklärungen über das Leben und Treiben, Bräuche und Sitten jener längst entschwundenen Zeit, in der sie gemeißelt wurden. Kriegerisch grausamen Charakters scheinen die Beherrscher des alten Aethiopierreiches gewesen zu sein, denn oft kehrt die Darstellung eines siegreichen Königs oder einer Königin wieder, welche mit Schwert, Bogen oder Streitaxt in der Rechten, mit der Linken an einem Stricke zu einem Bündel zusammengefesselte Gefangene im Triumph vor sich hertreibt oder ihnen, die gnadeflehend mit erhobenen Händen am Boden knien, die Köpfe abzuschlagen im Begriff steht. Unter den Gefangenen bemerkt man solche mit Helm oder Hut auf dem Kopfe, wahrscheinlich Griechen oder Römer, völlig nackte Neger, bärtige bekleidete Männer, andere mit durchaus dem nämlichen Haarputze geziert, der noch jetzt bei den Bischarin und Hadendoa Mode ist. Wollköpfige Neger und Negerinnen treten unter der Dienerschaft sehr häufig auf, sie sind wenig, die Weiber oft nur mit dem umgehängten Ziegenfell, wie die der Dinka und Schilluk noch heutzutage, bekleidet. Die Sklaverei der Neger scheint also, besonders zu häuslichen Diensten, schon damals vorhanden gewesen zu sein.

Hin und wieder zeigt uns auch der auf dem Thronsessel sitzende Herrscher die an die schwarze Rasse erinnernden Gesichtszüge und deren kurze krause Locken.

Nordöstliche Ansicht eines Theils der zweiten Pyramidengruppe von Begranieh.

Man sieht hier Jäger mit Bogen und Pfeil, dort wird erlegtes Wildpret herbeigetragen: Antilopen, Gazellen und Wildschweine. Hausthiere waren das höckerlose Rind, das Schaf, die Ziege; man bemerkt den magern schakalsköpfigen Hund, den Ahn desselben, der noch heute in den nubischen Dörfern die Waden des Fremden gefährdet. Vom Federvieh ist die Gans, der Kranich, das Haushuhn vertreten. Vergebens suchen wir das Kameel, das Pferd, den Esel im Haushalt des Menschen; weder Reiter noch Wagen sind zu sehen. Schöngeformte Krüge, Urnen, Trinkgefäße, sieht man in langen Reihen aufgespeichert; eine Dienerin reinigt Getreide, dickbäuchige Köche braten auf einem Roste, das über einem Kohlenfeuer enthaltenden Mangal (arab. Kohlenbecken) steht, fette Gänse u. s. f. Aber leider sind diese interessanten Einblicke in das häusliche Leben selten, denn die Mehrzahl der Bilderkammern, wenn ich diesen Ausdruck für die Pyramidenvorbauten gebrauchen darf, enthalten nur Darstellungen symbolischen Inhalts, steifthronende Könige, Götterversammlungen, Todtenschiffe, Begräbnißceremonien. An der glatten äußern Seitenwand einer der Bauten gewahrt man auch eine kleine Anzahl von Namen europäischer Besucher, unter anderen auch den eines deutschen Reisenden, des Fürsten Pückler-Muskau (1846) [1]).

Einige der Pyramiden sind mit Gewalt zerstört und durchwühlt. Bei einer, welche die schönste und größte gewesen sein soll, mußte ich leider erfahren, daß es Europäer waren, die dieses Werk vollbrachten. Der alte Schech erzählte mir, daß vor ungefähr 50 Jahren ein Schiff mit mehreren Europäern aus Berber ankam; dieselben waren mit einem Befehle oder einer Erlaubniß vom Mudir von Berber, zu dessen Bezirk die Gegend gehört, versehen, welches Schriftstück sie zu allen möglichen Ausgrabungen und Nachforschungen ermächtigte, die Ortsbehörde zur Unterstützung des Vorhabens der Reisenden verpflichtete und ihr anbefahl die nöthige Mannschaft für den Betrieb der Ausgrabungen zu liefern. Wochen lang blieben die Reisenden am Orte und ließen die größte der Pyramiden von der Spitze an abtragen. Fortwährend arbeiteten dort 15 bis 20 Männer für einen Tagelohn von 2 Piastern; endlich kamen sie auf den Grund, und die Fama sagt, daß die Franken dort einen großen Kasten fanden, den natürlich

[1]) Vergl. dessen Werk: Aus Mehemed Ali's Reich.

die lebhafte Phantasie der Nubier sich mit purem Golde gefüllt dachte. Die Christen kamen von weit her — stets sah man sie mit Büchern und Schriften beschäftigt, — was konnten sie für einen andern Zweck haben zu einer so langen und kostspieligen Reise, als einen Schatz zu heben, den einst ihre Voreltern dort vergraben und vermauert hatten? Denn die Eingeborenen glauben steif und fest, daß es Christen waren, welche diese merkwürdigen Gebäude errichteten, die späterhin von den Anhängern der einzig wahren Religion Mohammeds vertrieben wurden und sich dann in fernen Ländern ansiedelten [1]). Zu dem Werke der Zerstörung gesellt sich noch die Verstümmelung der Meißelarbeit; alle Reliefs und Hieroglyphen in den Pyramidenvorkammern sind auf das Barbarischste zerhauen. Dieses ist das Werk der nomadisirenden Araber und der hoffnungsvollen Jugend von Begrauieh, welche zur Sommerregenzeit die Kühe und Ziegen in der dann von üppigem Graswuchse bedeckten Gegend weiden. Sie bergen sich vor den häufigen Gewitterregen in den trockenen und behaglichen Steingemächern und vertreiben sich alsdann mit der systematischen Zerstörung dieser ehrwürdigen Kulturreliquien die Zeit. Die Hirten haben hier außerdem Bilder von Kühen, Kameelen, Hunden u. s. w. in die Steinwände eingeritzt, welche mich lebhaft an die Felszeichnungen der Garamanten, deren Abbildungen in Barth's und Nachtigal's Reisewerken zu sehen sind, erinnerten. Aber nicht nur allein Menschenhände haben an dem Ruin der Denkmäler gearbeitet, der Ort liegt innerhalb des Verbreitungsbezirkes der tropischen Regen, welche hier, von heftigen Gewittern begleitet, drei Monate anhalten. Eine eigentliche Spitzpyramide ist gar nicht mehr anzutreffen, alle sind bis zu einem Viertel ihrer Höhe, viele sogar bis zur

Pyramide der zweiten Gruppe von Begrauieh.

Hälfte eingestürzt, Blitzschläge mögen das ihrige dazu gethan haben; die bei der hohen freien Lage besonders heftigen Temperaturwechsel, Erhitzung und Durchnässung, haben das gute feinkörnige Steinmaterial mürbe gemacht und zerbröckelt. Alles Ursachen, auf welche wir den wirklich bedauernswerthen Zustand der Pyramiden zurückführen, der annehmen läßt, daß nach einem Jahrhundert nur noch unförmige Steinhaufen ihre Stelle anzeigen werden.

Auf einem der im Osten gelegenen Berge bemerkte ich regelmäßige Löcher in den Felsen gehauen; ich vermuthete Felsengräber und schickte mich deshalb zu einer nähern Untersuchung an. Eine Viertelstunde guten Eselritts durch das dazwischen liegende Thal, dessen sandiger Boden mit hohem sparrigem Grase und stellenweise mit Uscher (Calotropis) bestanden ist, brachte mich an den circa 50 m hohen Berg. Oben fand ich mächtige in die Bergmasse hineinführende Steinbrüche, wo der weiße Sandstein zum Pyramidenbaue, den wir dort von dem Zeiteinfluß gelblich gefärbt finden, gebrochen wurde. Die Decke der breiten Gänge, gestützt von dicken aus dem gebrochenen Material ausgesparten Steinsäulen, fand ich mit Tausenden von kleinen Fledermäusen besetzt; ihr scharf ammoniakalischer Guano lagerte in dichten schwarzen Schichten am Boden. Unzählige Knochen zeigten an, daß Schakale und Hyänen ihre Schlupfwinkel in dem Dunkel der weitverzweigten Gänge gesucht hatten. Ein anderer Berg in der Nähe besitzt dagegen einen Steinbruch, dem ein röthliches härteres Material entstammt. Die Oberfläche dieser Berge, ebenso wie die Felsanhöhen, auf denen die Pyramiden selbst stehen, ist mit harten, schwarzen, beim Anschlagen hellklingenden Gesteinsplittern (? Kiesel) bedeckt.

Nur drei Tage hielt ich mich in Begrauieh auf, jeden

[1]) Dieselbe Verwechselung christlicher und altheidnischer Zeit ist auch in Aegypten bei den Fellahs an der Tagesordnung. G. S.

Morgen vor Sonnenaufgang ging es, mit Mundvorrath und Wasser versehen, nach den Pyramiden behufs photographischer Aufnahmen, Messungen rc.; erst mit sinkender Nacht pflegte ich zurück zu kehren.

In den Trümmern der alten Stadt, besonders beim Durchwühlen nach der erwähnten Düngererde, die man Maróq nennt, auch nach heftigem Regen, finden die Einwohner dort zwischen den Fundamenten ab und zu Skarabäen, geschnittene Steine, Glasperlen, kleine Thonbilder, Zierrathe rc. Auffallend ist das gänzliche Fehlen von Münzen. Sollte der Handelsverkehr auch im alten Meroe ein bloßer Tauschhandel, unter Zuhilfenahme gewisser die Eigenschaft einer allgemeinen Unentbehrlichkeit und Beliebtheit besitzender Artikel, als z. B. Gewebestoffe, Eisenstücke, Kupferringe, Glasperlen und solcher Artikel gewesen sein, wie wir sie noch jetzt in manchen Gegenden Südnubiens und in den Negerländern an die Stelle des gemünzten Geldes treten sehen?

Die Weiber tragen hier die Skarabäen, mit antiken und modernen Glasperlen zu einem Armbande zusammengereiht, als glückbringende Amulette[1]). Trotz des übertriebenen Begriffes, den sie von dem Geldwerth derselben haben, gelang es mir einige Skarabäen und eine kleine Anzahl von Thonfiguren rc. zu erwerben; darunter befanden sich zwei mit griechischer Aufschrift, die Jesus Christos und Kyrios Jesus lauteten, auch ein kleines Kreuzchen aus weißem Quarz geschliffen, was vermuthen läßt, daß Meroe noch zur Zeit des Vordringens der christlichen Religion in Nubien bewohnt gewesen ist. Begranieh hat nach einer Tradition der Eingeborenen seinen Namen von einem mächtigen christlichen Könige, der einst hier seine Residenz hatte und „Begr" hieß.

Thurmartige Pyramide, die südlichste der zweiten Gruppe von Begranieh.

Am 18. Januar verließ ich das Dorf; ich wählte die Kameelreise zu Lande, die zwar theuerer und anstrengender als die Flußreise ist, mir dagegen bessere Gelegenheit bot mich noch näher mit den Sitten, Gebräuchen und Verhältnissen der Landesbewohner vertraut zu machen. Außerdem wollte ich die Ruinen von Ben Naqâ besuchen; auch bei Schendi sollten sich die Reste einer antiken Stadt befinden, die ich zu besichtigen wünschte, was ich alles nur auf dem Landwege ausführen konnte.

Aufmerksam beobachte ich während des Marsches das Terrain um vielleicht ein altes Seitenbett des Nils zu entdecken, welches in früheren Zeiten die Stadt Meroe im Osten, wenigstens zur Ueberschwemmungszeit umflossen haben könnte; denn Strabo redet von der vom getheilten Nil umflossenen Insel Meroe; auch die Ptolmäische Karte von Afrika veranschaulicht uns die Stadt als auf einer Nilinsel gelegen. Doch hatte ich keinen Erfolg in meinen Bemühungen, den Beweis für die Genauigkeit und Wahrheit dieser Angaben der alten Geographen zu liefern, auch wenig Hoffnung, denn das Land im Osten der Stadtruinen, zwischen ihnen und den Felsketten, an denen die Pyramiden errichtet sind, stellt eine für die Nilüberschwemmung unerreichbare Ebene dar, ohne andere Spuren von Erosion als die von Regengüssen herrührenden; nirgends sind dort wirkliche Ablagerungen von Nilschlamm zu bemerken. Wir müssen deshalb den Ausdruck „Insel Meroe" mit der in Nubien allgemeinen Anwendung der Bezeichnung „Insel" für ein Land, das zwischen zwei Strömen liegt (z. B. Insel Sennâr[2]), als identisch auffassen, und darunter den nördlichen Theil des zwischen dem Atbara und dem Nil gelegenen Landes begreifen.

[1]) Ein solcher Brauch ist in Aegypten durchaus unbekannt. G. S.

[2]) Auch schlechtweg „gesirah" d. h. die Insel genannt. G. S.

Ueber einige Gemüthsäußerungen und Geberden der Naturvölker.

Von Richard Andree.

Erstaunen, Ueberraschung

werden durch Emporziehen der Augenbrauen und Oeffnen des Mundes ausgedrückt, wobei häufig der Ueberraschte einen Laut oder einen Pfiff hören läßt. Dabei werden gewöhnlich Geberden gemacht, die viel Uebereinstimmendes bei verschiedenen Menschenrassen zeigen, wie das Zuhalten des Mundes, Klatschen mit der Hand auf die Schenkel.

Un signe de grand étonnement chez eux (den Tschiglit-Eskimos auf dem amerikanischen Festlande) consiste a se frapper la cuisse [1]), eine Bewegung, welche die brasilianischen Gêsvölker bei der Beendigung jedes Redesatzes machen [2]), die Andamanesen aber speciell, wenn sie Erstaunen ausdrücken. Letztere ziehen dabei die Augenbrauen in die Höhe, öffnen den Mund ein wenig und bedecken ihn mit der linken Hand, während die rechte Hand schnell auf das Herz gelegt wird. Auch die Weiber zeigen ihr Erstaunen dadurch, daß sie sich auf den Hintern schlagen, der bei dieser Gelegenheit etwas erhoben wird, was Colebrooke mißverstand, indem er dieses für eine Begrüßung ansah [3]).

Der Aino auf Jeso äußert Staunen, indem er die Nase mit der ganzen Faust umfaßt, mit der linken Achsel emporzuckt und in den Fragelaut hääj? ausbricht. Dieselbe Sitte wird auch bei den Tibetanern beobachtet [4]). Die Chinwan auf Formosa schlagen sich zum Zeichen des Erstaunens auf den Mund und rufen wáō! [5]). Catlin berichtet von den Mandanen Nordamerikas, daß sie, um Erstaunen zu zeigen, die Hand vor den Mund halten [6]) und in Afrika ist es dasselbe, denn Joseph Thomson erzählt uns, daß die Eingeborenen von Itawa am Südwestufer des Tanganjikasees zum Zeichen des Erstaunens die Hand vor den Mund legten [7]), während die Wanjoro in Centralafrika dasselbe Gefühl äußern durch eine brüske Erhebung der geballten Fäuste auf den Vorderkopf, über den sie kraftvoll nach der Stirn gezogen werden [8]). Uebereinstimmende Urtheile verschiedener Gewährsmänner geben an, daß die Australier, wenn sie erstaunt sind, die Lippen vorstrecken und ein Geräusch machen, als ob sie ein Zündhölzchen ausbliesen oder eine Lippenbewegung machen, als wollten sie pfeifen, und ähnliches ist bei Kaffern und westafrikanischen Negern gefunden worden [9]).

Abschen und Verachtung

werden im Allgemeinen durch besondere Bewegungen um Mund und Nase ausgedrückt, namentlich auch durch Erheben eines Mundwinkels. „Alle diese Thätigkeiten sind dieselben, welche wir anwenden, wenn wir einen widrigen Geruch wahrnehmen“ sagt Darwin und bei den Naturvölkern finden wir ähnliches. Wollen die Andamanesen Abschen zeigen, so werfen sie das Haupt zurück, blasen die Nasenlöcher auf, ziehen die Mundwinkel herab und strecken die Unterlippe hervor [1]). „Wenn sie (die Grönländer), sagt der alte Cranz, etwas mit Verachtung oder Abschen verneinen, rümpfen sie die Nase und geben einen feinen Laut durch dieselbe von sich [2]).“ Nach Bridges drücken die Feuerländer Verachtung dadurch aus, daß sie die Lippen vorstrecken, die Nase aufwerfen und ein Zischen hören lassen [3]). Allgemein soll nach E. B. Tylor das Ausstrecken der Zunge ein Zeichen für Haß und Verachtung sein, „wenn auch der Grund dafür nicht klar ist“ [4]). Tylor giebt keine Beläge für seinen Ausspruch an und wenn derselbe auch für Europa Giltigkeit hat, so habe ich doch nur wenige Beispiele für solche Anschauung bei Naturvölkern getroffen. Bei den Maori auf Neuseeland ist das Ausstrecken der Zunge eine Beschimpfung des Feindes [5]), während diese Geste nach Petitot bei den Tschiglit-Eskimos Erstaunen und Bewunderung bezeichnen soll [6]).

Bejahen und Verneinen.

Für uns erscheint es ganz natürlich und kaum anders denkbar, als daß wir Bejahung durch ein Nicken des Kopfes und Verneinung durch ein Schütteln desselben in seitlicher Richtung ausdrücken. Es ist diese Geberde bei uns Europäern gleichsam instinktiv und angeboren, meint Darwin, denn ein kleines Kind, welches Nahrung verschmähe, wende den Kopf zur Seite, während bei der Annahme derselben eine Bewegung des Kopfes nach unten und vorwärts genüge. Da habe man die angeborene ursprüngliche Art des Bejahens und Verneinens. Auch Blinde und Taube, sowie Idioten deuten „ja“ mit affirmativem Nicken, „nein“ mit negativem Kopfschütteln an [7]).

Halten wir bei den verschiedenen Völkern Umschau, so sehen wir, daß die Orientalen und namentlich die Araber Syriens es umgekehrt wie wir machen: sie schütteln nämlich beim Bejahen den Kopf; wollen sie verneinen, so werfen sie den Kopf in die Höhe und schnalzen dabei mit der Zunge, was übrigens auch unterbleiben kann [8]). Jagor berichtet uns das Nämliche von den zu den dravidischen Völkern gehörigen Naya-Kurumbas im Nilgirigebirge Ostindiens: sie drücken Verneinen durch Kopfschütteln aus, wobei sie zugleich die Augen zukneifen und mit der Zunge schnalzen [9]). Auf den Andamanen fand derselbe Beobachter dagegen Zustimmung und Bejahung durch zwei- bis dreimaliges Nicken mit dem Kopfe und abwechselndes Oeffnen und Schließen der Augen ausgedrückt [10]). Die Ainos auf Jeso verneinen wie wir, sie wenden den Kopf heftig seitlich ab, stoßen dabei aber den Zungenlaut tz aus [11]), was also mit dem oben erwähnten Schnalzen übereinstimmen dürfte. Und so auch bei den Hindus, wo übrigens die Zeichen für Bejahung und Verneinung abwechseln. Es wird zwar zu-

[1]) Petitot, Vocab. français esquimau, Paris 1876, XXIX.
[2]) v. Martius, Zur Ethnographie Amerikas 289.
[3]) Man im Journ. Anthropol. Instit. XII, 88.
[4]) G. Kreitner, Im fernen Osten. Wien 1881. 326.
[5]) Joest in Verhandl. Berl. Anthropol. Ges. 1882. 58.
[6]) Indianer Nordamerikas. Deutsch, Brüssel 1851. 77.
[7]) Seen von Centralafrika. Jena 1882. II, 19.
[8]) Emin Bey in Petermann's Mitth. 1879. 180.
[9]) Darwin, Ausdruck der Gemüthsbewegungen. Deutsch von Carus. 292.

[1]) Man a. a. O.
[2]) Grönland 279.
[3]) Darwin a. a. O. 266.
[4]) Early history of mankind 52.
[5]) G. Forster, Sämmtliche Schriften I, 195.
[6]) Petitot a. a. O. XV.
[7]) Darwin a. a. O. 279, 280.
[8]) Petermann, Reisen im Orient. Leipzig 1860. I, 173.
[9]) Verhandl. Berl. Anthropol. Ges. 1882. 230.
[10]) Daselbst 1877. 61.
[11]) Joest daselbst 1882. 182.

weilen ein Nicken und seitliches Schütteln, so wie wir es thun, gebraucht; eine Verneinung wird aber häufiger dadurch ausgedrückt, daß der Kopf plötzlich nach hinten und ein wenig nach der Seite geworfen und ein leichtes Schnalzen mit der Zunge ausgestoßen wird [1]).

In der Südsee scheinen die Zeichen für das Bejahen übereinstimmend zu sein, denn bei den Maori wird, um die Zustimmung auszudrücken, Kinn und Kopf von unten nach oben erhoben, statt wie bei uns zu nicken [2]) und ebenso wirft man auf den Admiralitätsinseln den Kopf beim Bejahen leicht in die Höhe. Die Verneinung wird aber auf diesem Archipel auf eine sehr eigenthümliche Art ausgedrückt, indem die Spitze der Nase mit dem ausgestreckten Zeigefinger der rechten Hand so berührt wird, als wollte man dieselbe abschlagen. Genügte, als die „Challenger" bei diesen Inseln war, ein angebotener Tauschgegenstand nicht, so wurde auf diese Weise der Handel abgeschlagen. Dabei findet in dem Zeichen Abwechslung statt. Ein schneller Schlag mit dem Finger an die Nasenspitze bedeutet entschiedene sofortige Verneinung, während bei Unschlüssigkeit oder Zweifel der Finger langsam und zögernd über die Nase zur Spitze hingeführt wird [3]). An der Torresstraße schütteln die Schwarzen, wenn sie eine Verneinung ausdrücken wollen, die rechte Hand, welche sie in die Höhe halten und die sie ein paar Mal halb herum und wieder zurückdrehen [4]).

Von den Tschiglit-Eskimos auf dem amerikanischen Festlande wissen wir, daß bei ihnen Bejahung durch ein Nasenrunzeln ausgedrückt wird [5]), was etwa eben so bequem ist wie das Erheben der Augenbrauen, welches bei den Dajaks auf Borneo nach Brooke's Zeugniß als Bejahung gilt, während das Zusammenziehen Verneinung bedeutet [6]).

Nach den Angaben von W. Matthews ist bei den wilden Indianern Nordamerikas das Nicken und Schütteln des Kopfes von den Europäern gelernt worden, wird aber nicht naturgemäß verwendet. Sie drücken die Bejahung dadurch aus, daß sie mit der Hand, wobei alle Finger mit Ausnahme des Zeigefingers eingebogen sind, nach abwärts und auswärts vom Körper eine Kurve beschreiben, während die Verneinung durch eine Bewegung der offenen Hand nach auswärts mit der Handfläche nach innen gekehrt ausgedrückt wird. Andere Beobachter geben an, daß das Zeichen der Bejahung bei diesen Indianern ein Erheben des Zeigefingers ist, welcher dann gesenkt und nach dem Boden gerichtet wird, oder die Hände werden gerade nach vorn von dem Gesicht aus bewegt. Das Zeichen der Verneinung ist dagegen ein Schütteln des Fingers oder der ganzen Hand von einer Seite zur andern [7]).

In Südamerika finden wir dagegen wieder Nicken und Schütteln für Bejahung und Verneinung. Die Gês (oder Crans) haben dieselben Kopfbewegungen wie bei uns, nur umgekehrt [8]), und als Lieutenant Gibbon einen Caripuna-Indianer am Madeira durch Zeichen fragte, ob er mit ihm gehen wollte, he shook his head, no. Als er ihm aber zu verstehen gab, er werde dafür ein paar Hosen und etwas zu essen bekommen, he then nodded his head, yes [9]).

[1]) Darwin a. a. O. 282.
[2]) Thomson, The story of New Zealand. London 1859. I, 209.
[3]) Moseley im Journ. Anthropol. Instit. VI, 296.
[4]) J. B. Jukes, Letters and Extracts etc. 1871. 248.
[5]) Petitot a. a. O. XV.
[6]) Darwin a. a. O. 281.
[7]) Darwin a. a. O. 283. Lubbock, Origin of Civilisation 277.
[8]) v. Martius, Zur Ethnographie Amerikas 289.
[9]) Herndon and Gliddon, Valley of the Amazon. Wash. 1854. II, 294.

Das Zurückwerfen des Kopfes als Bejahung findet sich auch in Afrika; so nach Speedy bei den Abessiniern, die gleichzeitig die Augenbrauen dabei emporziehen, während sie Verneinung durch ein Werfen des Kopfes nach der rechten Schulter ausdrücken, wobei sie gleichzeitig leicht schnalzen [1]). Die Wapokomo am Tanaflusse in Ostafrika verneinen, indem sie den Kopf nach der Seite schütteln, bei der Bejahung bewegen sie den Kopf in senkrechter Richtung, jedoch nicht wie bei uns nach unten, sondern nach oben [2]).

Es ergeben sich aus diesen immerhin noch dürftigen Beispielen — es ist uns nicht bekannt, daß an anderer Stelle mehr gesammelt worden sei — doch manche Uebereinstimmungen, wiewohl auch viele Verschiedenheiten, die der Leser selbst herausfindet und die nicht noch einmal breit wiederholt zu werden brauchen.

Das Winken.

Aehnlich verhält es sich mit dem Winken, doch lassen sich hier zwei im Wesentlichen auf dasselbe hinauslaufende Handbewegungen unterscheiden. Die bei uns in Deutschland gebräuchliche, welche dem Heranzuwinkenden den Rücken der Hand zukehrt, sucht diesen gleichsam heranzuziehen. Es ist dieses aber die seltenere Geberde, welche bereits in Süditalien durch eine andere weit häufigere abgelöst wird. Hier wird nämlich die Hand mit der Fläche nach unten, von oben nach unten bewegt, so daß ein Deutscher eher glaubt er werde hinweggewiesen als herangewinkt. Der Sinn und der Ursprung beider Arten ist schließlich der gleiche, nämlich die Absicht den begehrten Gegenstand zu fassen und heranzuziehen.

Bei den Orientalen und namentlich den Arabern Syriens macht man beim Winken fast dieselbe Bewegung mit der Hand, welche wir machen; wenn wir abweisen [3]). In Indien sind die Europäer durch die Art und Weise, wie man dort winkt, in Erstaunen versetzt worden. „Die Bewegung wird nämlich dort mit der Hand gerade so ausgeführt, als wünscht man die Entfernung eines Menschen." Im südlichen Indien erhebt man die rechte Hand so hoch als möglich und schnellt sie dann plötzlich tief herab, um zu winken [4]). Dasselbe berichtet Dr. Fischer von den schon erwähnten Wapokomo am Tanaflusse in Ostafrika. Die das Winken bezeichnende Handbewegung geht von oben nach unten, gleichsam als ob man den Betreffenden von oben herab greifen wollte. Will man dort Jemanden veranlassen stehen zu bleiben, so schüttelt man die aufgehobene flache Hand hin und her [5]).

Und ähnlich in der Südsee. Die Fidschi-Insulaner winken nicht wie wir mit dem Rücken der Hand, sondern mit dem Handteller nach unten [6]). Auf den Admiralitätsinseln winkt man, indem man die erhobene Hand mit der nach vorn gewandten Fläche gegen die heranzuwinkende Person bewegt [7]) und auch in Neuseeland macht man, um Jemanden heranzuwinken, mit dem Arme „gerade das entgegengesetzte Zeichen wie in England" [8]).

[1]) Darwin a. a. O. 281.
[2]) Fischer in Mitth. Hamburg. Geogr. Ges. 1878. 33.
[3]) Petermann, Reisen im Orient. I, 173.
[4]) E. B. Tylor, Early history of mankind. London 1865. 52.
[5]) Fischer a. a. O.
[6]) Buchner, Reise durch den Stillen Ocean. Breslau 1878. 244.
[7]) Moseley im Journ. Anthropol. Instit. VI, 296.
[8]) A. S. Thomson, The story of New Zealand. London 1859. I, 209.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die seit 37 Jahren im Gange befindliche Landesaufnahme (Ordnance Survey) von Schottland ist jetzt beendet worden; in der letzten Woche des November hat die in den letzten Jahren aus fast 100 Mann bestehende Aufnahme-Abtheilung das Land verlassen.

— Nach Dr. H. Kraus (Allg. Zeitg. 1882, Nro. 336) wird die Zahl der deutschredenden Bevölkerung Bukarests auf 40 000 Seelen geschätzt, und wenn man die große Menge moldauischer, vorzüglich Jassyer Juden abzieht, auf mindestens 20 000. Die officielle Statistik giebt zwar für das Jahr 1878 nur 3236 deutsche Familien an; darin sind aber weder die ungarischen und siebenbürgischen Deutschen, noch auch jene Familien deutscher Abkunft eingerechnet, welche das rumänische Staatsbürgerrecht erworben haben.

Asien.

— Am 24. November eröffnete der Vicekönig von Indien in Rupar den Sirhind-Kanal, dessen Ausführung zuerst im Jahre 1840 projektirt wurde. Derselbe ist einer der größten auf Erden, das zweite große Werk dieser Art im Pendschab, jetzt 502 englische Meilen lang und im Stande durch Seitenzweige 522 000 Acres auf britischem Besitze und 261 000 Acres in einheimischen Staaten zu bewässern. Die Gesammtkosten beliefen sich auf 407 Lakhs (à 100 000 Rupien), wovon die britische Regierung 278, die einheimischen Staaten 129 beigetragen haben.

Afrika.

— Mehr und mehr nimmt jetzt der Kolonialbesitz Frankreichs in Afrika zu (und wie es scheint, beschränkt sich diese Erscheinung nicht auf diesen Erdtheil allein, sondern wird auch in Asien und im Großen Ocean sich demnächst zeigen). Vom Südende des Rothen Meeres meldet Soleillet, daß ihm der Sultan von Laita die (Aegypten gehörende) Bai von Tadschura, unweit westlich der französischen Besitzung Obok, abgetreten, daß er davon Besitz ergriffen und das neue Territorium mit einer Mauer umgeben habe. (Danach kann dasselbe nicht sehr ausgedehnt sein.) — Im Süden von Algerien ist ferner das Gebiet der Beni Mzab von Frankreich annektirt worden. Am 17. November langte eine Expedition unter General Latour d'Auvergne in Ghardaja an, worauf die Behörden der sechs Städte, aus welchen der Bund besteht (vergl. „Globus" XXXII, S. 318) ihre Unterwerfung erklärten. Eine Proklamation des Generals erinnert an den Vertrag von 1853, worin die Beni Mzab versprachen, sich in Frieden selbst zu regieren und Frankreich gegenüber sich freundlich zu verhalten; statt dessen wäre das Gebiet ein Schauplatz von Blutvergießen und Anarchie, ein Asyl für algerische Uebelthäter und den Insurgenten ein Markt für Kriegsbedarf gewesen. Deßhalb sei die französische Regierung zur Besetzung geschritten, ein Unternehmen, das übrigens in Frankreich selbst nicht ungetheilten Beifall findet. — Mit Bezug auf die französische Annektion am Stanley Pool sei die Nachricht verzeichnet, daß zwischen England und Portugal Verhandlungen begonnen haben, um die lange schwebende Frage betreffs der portugiesischen Ansprüche auf die Kongo-Mündung ihrer Lösung entgegen zu führen.

— Am 28. November hat auch der französische Senat, wie schon vorher die Kammer, den de Brazza'schen Vertrag genehmigt. Ein am selben Tage abgehaltener Ministerrath berathschlagte über die Mittel zur Ausführung desselben und beschloß, wie es heißt, unter Brazza's Befehl eine Expedition ohne militärischen Charakter zu entsenden, um das Congoland (d. h. wohl die Umgebung des erworbenen Gebietes) in kommerzieller und wissenschaftlicher Hinsicht zu erforschen. Außerdem soll dort ein Handelsagent ernannt werden.

Australien.

— In dem Sammelwerke „Das Wissen der Gegenwart" (Leipzig, G. Freitag), unter dessen Mitarbeitern wir Namen von gutem Klange in der Geographie begegnen (wie K. von Fritsch, Kirchhoff, Rein, Hartmann, Willkomm, G. Fritsch, Egli, Krümmel), schildert unser Mitarbeiter Dr. Karl Emil Jung in vier Bändchen den Welttheil Australien. Die erste Abtheilung „Der Australkontinent und seine Bewohner" bietet auf 264 Seiten wohl das Wichtigste, was sich über dies Thema sagen läßt, und von einem Manne, der seinen Stoff gründlich kennt. Die 38 Bilder sind gut und zum Theil recht interessant, die Karte dürftig. Unter den 48 Bildern der zweiten Abtheilung, welche die Kolonie des Australkontinents, Tasmanien und einen Theil von Melanesien behandelt, befindet sich eine Anzahl von großem ethnographischen Interesse.

— Neue Spuren der verschollenen Leichhardt-Expedition sind im östlichen Central-Australien in ungefähr 22° 45' südl. Br. und 136° 35' östl. L. Gr. aufgefunden worden.

— Am 24. Juli 1862 war es dem größten unter den australischen Reisenden, dem John Mc Donall Stuart, begleitet von neun thatkräftigen Männern, unter unendlichen Schwierigkeiten zum ersten Male gelungen, Central-Australien von Süd nach Nord zu durchkreuzen und die Nordküste zu erreichen. Es soll nun der heldenmüthigen Schar am 28. Juli des nächsten Jahres ein öffentliches Denkmal an der Nordküste errichtet werden. Von dieser berühmten Expedition sind John Mc Donall Stuart, Kekwick und J. Frew gestorben, die übrigen sieben aber noch am Leben.

Polargebiete.

— Ueber das Schicksal des Dampfers „Dymphna" mit der dänischen Polarexpedition an Bord, welcher im September bei der Insel Weigatsch vom Eise eingeschlossen wurde, ist trotz gegentheiliger Meldungen bis jetzt nichts Gewisses bekannt. Um das Schiff aufzusuchen, sendet nun die dänische Regierung in Gemeinschaft mit der russischen eine Expedition von 20 Schlitten und 120 Renthieren unter Leitung des dänischen Kapitäns Normann von Archangel nach der Petschora-Mündung.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIII. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Der Niagara-Fall im Winter.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Gegen Ende December 1878 verließ M. de Laveleye, welchem wir in der Schilderung des winterlichen Niagara-Falles folgen, New-York und fuhr durch Schnee und Eis seinem Ziele zu. Einige Tage vorher hatte ein außerordentlich heftiger Schneesturm geherrscht und der Landschaft ihr winterliches Kleid angelegt. Der Himmel wechselt häufig sein Aussehen: mitunter ist er klar und tiefblau und nicht eine Wolke ist zu erspähen; plötzlich fallen einige Schneeflocken, ohne daß man sieht, woher sie kommen. Allmählich werden sie häufiger und größer; bald verschwindet die Sonne, der Himmel überzieht sich mit einem grauen, einförmigen Dunstschleier, aus welchem feine, leichte Schneeflocken herabwirbeln. Ebenso plötzlich aber schießt ein leuchtender Sonnenstrahl herab; der Dunst wird im Nu gleichsam aufgesogen, und wiederum strahlt die Sonne von einem vollständig reinen Himmel herab. Die ganze leicht gewellte Landschaft ist von einer glänzenden Schneedecke eingehüllt, welche der heftige Wind hinter jedem schützenden Gegenstande in unglaublicher Stärke aufgehäuft hat. In Eisenbahneinschnitten hat man mit Hacke und Schaufel Raum schaffen müssen, und der Zug rollt an solchen Stellen zwischen zwei Schneemauern dahin, welche ebenso hoch sind wie die Waggons. Hinter Bahndämmen bildet der Schnee dagegen eine ganz sanft geneigte Fläche, aus welcher die am Fuße der Böschung stehenden Bäume nur mit den obersten Zweigen herausragen. Die Feldwege erkennt man nur an den hervorguckenden Zaunspitzen; überall hat man Verbindungswege ausschaufeln müssen. Nichts sonderbarer, als das Glockengeläut eines Schlittens zu hören, von welchem nichts zu sehen ist, bis plötzlich aus der anscheinend ganz ebenen Schneefläche der Kopf des Kutschers oder die Peitschenspitze hervorschaut. Auf den Stationen kein Lärm und Geräusch, ruhig gleiten die Schlitten dahin, welche an die Stelle selbst der Gasthofs-Omnibus getreten sind. Die junge Welt aber benutzt die Ferienzeit zu ihrem Lieblingszeitvertreib und läßt sich in Handschlitten die Hügel hinabgleiten; selbst der Einbruch der Nacht setzt dem Vergnügen kein Ende, das bei Fackelschein lustig weiter betrieben wird.

An anderen Stellen wieder wird man daran erinnert, daß man sich in dem Lande befindet, in welchem das Geschäft obenan steht. Pferde ziehen Maschinen ähnlich den Mähmaschinen über die gefrorene Oberfläche eines Sees hin und zersägen dieselbe dadurch in lange parallele Streifen, welche am Lande durch Arbeiter in transportable Stücke zertheilt werden; Wagen schaffen dann die riesigen Blöcke nach der nächsten Station, und von dort werden sie in langen Zügen den großen Städten zugeführt, deren Einwohner das Eis bei fast allen ihren Getränken und sonst im Haushalte nicht mehr entbehren können. Jeder Waggon eines solchen Zuges, deren Laveleye wohl einem Dutzend begegnete, trägt in großen Buchstaben die Worte Refrigerator Car.

Bei der Station Suspension Bridge, welche etwa noch drei Kilometer von dem Niagara-Falle entfernt ist und am Eingange der berühmten Hängebrücke liegt, verließ Laveleye die Eisenbahn. Da die großen Gasthäuser am Falle während des Winters geschlossen sind, mußte er sich in einer kleinen Herberge des Dorfes Suspension Bridge Unterkunft suchen. Man befindet sich dort nicht weit von

der Schlucht, auf deren Grunde der St. Lorenzstrom fließt; aber daß der hier über 200 m breite Strom dicht vor einem Abgrunde sich befindet, begreift man nicht recht; denn das Auge sieht eine Ebene, welche sich ununterbrochen bis zum Horizonte zu erstrecken scheint. Nur die großen Pfeiler und das Netz von eisernen Kabeln und Seilen, welche die Brücke stützen und halten, erblickt man ganz in der Nähe, ohne ihren Zweck zu erkennen. Aber wenige Schritte genügen um den Rand des Abgrunds zu erreichen und Aufklärung zu erhalten. Finster und majestätisch fließt dort der St. Lorenz auf dem Grunde einer Schlucht, deren Wände senkrecht zu einer Höhe von etwa 80 m aufsteigen. Das dunkelgrüne, schwärzliche Wasser erscheint wie unbeweglich und todt; nur zahlreiche, langsam und still vorrückende Eisschollen zeigen, daß es fließt. Die obersten 30 m der Felswand sind vollkommen senkrecht; tiefer aber ist eine, freilich äußerst steile Böschung vorhanden, auf welcher dunkele Fichten, deren Färbung durchaus zu dem finstern Charakter des ganzen Bildes paßt, Wurzel gefaßt haben. Hier und da wird das graue Gestein von silberweißen Bändern unterbrochen, welche am obern Rande der Felsen ihren Anfang nehmen und zwischen den Fichten sich verlieren; es sind kleine Wasserfälle, welche der Frost in Fesseln geschlagen und in Gehänge und Spitzenwerk von strahlender Weiße verwandelt hat.

Auf einem kleinen Schlitten besuchte Laveleye zunächst

Eisblöcke am Fuße des Niagara-Falles.

die canadische Seite der Fälle, indem er die Hängebrücke passirte, von welcher aus man nichts anderes von den Fällen erblickt, als zwei mächtige Wolken Wasserstaubes. Leicht glitt der Schlitten dann auf dem gefrorenen Schnee der canadischen Seite hin und gestattete dem Reisenden volle Freiheit, das magische Schauspiel zu bewundern, dem keine Beschreibung auch nur annähernd gerecht werden kann. Sobald man nämlich die Hängebrücke hinter sich hat, zeigt sich der Niagara, und je näher man ihm kommt, um so großartiger und packender wird der Anblick. Sehr leicht erkennt man die Beschaffenheit des Terrains, von welcher das Zurückrücken des Falles abhängt. Die Felswand, welche man gerade vor sich hat, zeigt zu oberst eine senkrecht abfallende Schicht sehr harten Kalksteins, unter welcher der weichere Niaggra-Schiefer liegt, der die steile mit Nadelhölzern bewachsene Böschung bildet. Letzterer wird vom Wasser fortgesetzt angegriffen und zerstört, worauf dann der härtere überstehende Kalkstein abbricht. In solcher Weise schreitet der Fall jährlich um durchschnittlich $1/3$ m zurück, sich dem Erie-See nähernd, und danach hat man berechnet, daß er allermindestens 36 000 Jahre gebraucht hat, um sich seine 12 km lange Schlucht zu graben. Welche Zeiträume mögen erst dazu gehört haben, daß sich der Colorado seine vierzig Mal längere und 1000 bis 2000 Fuß tiefe Schlucht zum Theil in dem härtesten Granit auswühlen konnte!

Unterhalb des Falles ist der St. Lorenz vollständig gefroren und zeigt das Aussehen eines Gletschers mit geborstener Oberfläche und glitzernden Bruchflächen. Die kochende, schäumende, sprühende Wassermasse verschwindet unter dem funkelnden Eise wie unter einer Brücke und tritt erst weiterhin ruhig, dunkel und fast unbeweglich wieder an das Tageslicht. Auf der andern Seite stürzt sich der ameri-

kanische Fall, einer völlig weißen Schaummasse gleich, mit einem Satze auf die Felsen und zerstäubt dort in Atome, welche frieren, auf den das Wasser überragenden Felsspitzen niederfallen und phantastische Anhäufungen bilden, die zuweilen sich bis zu dem obern Niveau des Flusses aufthürmen. Alles, Bäume, Häuser sind mit diesem absolut weißen gefrorenen Schaume überdeckt. Die Ziegeninsel (Goats Island) theilt den Strom in zwei Arme, welche einen verschiedenen Anblick gewähren. Nahe den Ufern ist die Wassermasse geringer und wird durch Felsspitzen in kleinere Fäden getheilt. Von dem steilen Felsufer der Ziegeninsel hangen Massen von riesigen Eiszapfen in Gestalt von Stalaktiten und Draperien bis zu verschiedenen Tiefen herab und selbst bis zum Boden der Schlucht. Es ist das ein unbeschreibliches Durcheinander, eine wirre Anhäufung gefrorener Massen mit monströsen Auswüchsen und tiefen Spalten, an deren Grunde man die schwarze Oberfläche des Gesteins erblickt. Weiter nach der Mitte hin werden diese Eisgebilde geringer, während auf der Insel selbst die Vegetation vollständig unter ihrer gefrorenen Hülle verschwindet; von ferne gewährt das einen Anblick, als wären die reizenden feinen Krystalle einer Schneeflocke ins Ungemessene vergrößert.

Noch prächtiger nimmt sich der Horse shoe Fall (Hufeisenfall) auf der canadischen Seite aus; denn hier beträgt die Mächtigkeit der Wassermenge 6 bis 7 m, auf der amerikanischen Seite aber nur 1 bis 2 m. Dieser Unterschied macht sich auch dadurch sehr bemerklich, daß das Wasser auf der amerikanischen Seite im selben Augenblicke, wo es zu fallen beginnt, seine dunkele Farbe verliert und weiß wird, auf der canadischen Seite aber während der ersten 10 m noch dunkelgrün erscheint und so zur Großartigkeit noch die Verschiedenheit der Färbung tritt.

Befindet man sich in gleicher Höhe mit dem höher gelegenen Theile des Flußbettes, so sieht man, wie der Strom, breit wie ein Meer, in einer Reihe von Schnellen dem

Die amerikanische Seite des Niagara-Falles im Eise.

Falle reißend rasch zutreibt und zwischen seinen mit dunkelen Fichten umsäumten Ufern kocht und schäumt. So weit der Blick reicht, siedet und spritzt das Wasser, auf Felsblöcke treffend, in die Höhe. Stellenweise fließt es schaumbedeckt rückwärts; anderswo, namentlich dort, wo es schnell und immer schneller nach vorwärts drängt, behält es seine dunkele Farbe bei. Endlich erreicht es die Stelle, wo ihm der Halt zu fehlen beginnt und stürzt mit einem riesigen Satze in den Abgrund, dessen Tiefe zu ermessen der aufwirbelnde Wasserstaub dem Auge verwehrt. Nur einen kurzen Augenblick zeigt sich unten der Fluß nochmals, ehe er unter der Eisdecke verschwindet, jenseit deren er ruhig und gleichsam ermüdet hervortritt. In der Mitte des Hufeisenfalles ist die Staubwolke am dichtesten und für das Auge undurchdringlich. Nur zuweilen, wenn sie ein Windstoß zur Seite drückt, kann man die Mitte des Falles sehen, wo derselbe durch eine dem Ufer parallele Granitbank in zwei Hälften getheilt wird, welche sich erst mehrere Fuß tiefer zu einem unbeschreiblichen Durcheinander wieder vereinigen. Gleich darauf aber schließt sich die Wolke wieder.

Bei einem Besuche der Windhöhle findet man dieselbe in eine Eisgrotte verwandelt. Man steigt zu ihr in einem hölzernen Thurme hinab, dessen in verschiedener Höhe angebrachte Fenster wechselnde Blicke auf den Fall gestatten; unten angelangt muß man feste Steigeisen anlegen, weil der natürliche Boden mit einer dicken Eisschicht bedeckt ist. So erreicht man den Fuß des Falles und sieht, wie und wo er entsteht; der obere harte Fels ragt mindestens 10 bis 15 m über dem weicheren hervor. Es ist ein über alle Beschreibung großartiger Anblick, diese aufsteigende Felsenwand, welche sich gewölbeartig nach vorn krümmt und jeden Augenblick den Einsturz zu drohen scheint. Auch im Sommer kann man die Höhle, den Raum zwischen dem Felsen und der herabfallenden Wassermasse erreichen; im Winter aber fallen hier nur ein oder zwei kleine Wasserstrahlen herab und an Stelle der flüssigen Mauer ist ein Wirrwarr von gefrorenen Säulen, Draperien und Gehängen der verschiedensten Formen getreten. Bald glaubt man einen langen Mantel zu sehen, dessen wellige Falten von der Decke der Höhle herabwallen und am Boden festgewachsen scheinen, bald wieder gewaltige Kannelirungen, riesige runde Säulen, an denen Stalaktiten jeder Größe, von derjenigen der leichten Spindel einer Spitzenweberei bis zu der der größten Orgelpfeife, hängen, bald Baumstämme von übermäßiger

Die Windhöhle am Fuße des Niagara.

Größe, an die sich zierliche Draperien anschmiegen. Und alles das leuchtet und blendet durch strahlende Weiße. In den schillernden Wänden spiegelt sich der blaue Himmel wieder, und in den Falten und Fältchen der Draperien glitzern die Sonnenstrahlen, wie auf einem blanken Küraß. Stundenlang hätte Laveleye dem Farbenspiele zuschauen können, das bald dem Irisiren der Opale, bald dem Feuer der Brillanten, bald dem Schillern der Smaragden gleicht, wenn nicht die Kälte sich fühlbar gemacht und der Führer zur Eile gedrängt hätte, welcher dem Reisenden zuerst die kleine Schwefelquelle, welche aus der Felswand hervorbricht, und dann die Stelle zeigte, wo am selben Tage, zum ersten Male in jenem Jahre, ein Mensch die Eisdecke des Stromes überschritten hatte. Bei Einbruch der Nacht kehrte Laveleye in seinem Schlitten nach Suspension Bridge zurück, um am folgenden Morgen, dem 1. Januar 1879, das amerikanische Ufer genauer zu besichtigen. Sein Schlitten fuhr in einen Park und hielt vor einer Hütte, in welche man ihn einzutreten bat. Ein Pfad führte von dort hinunter zum Fuße der Felsklippe, wo ein anderes Holzhäuschen steht. Ein Führer nahm ihn dort in Empfang und führte ihn in einen Pavillon, welcher den dem Falle am nächsten befindlichen Felsvorsprung krönt. Im Sommer muß dort alles von Wasser triefen; jetzt aber ist alles unter einer Eisschale begraben, die mehr als ein Meter stark ist. Der Nordwind treibt beständig eine Wolke Wasserstaubes daher, welche überall niederfällt und sofort erstarrt. Zuerst betrachtet man den Fall durch ein eigens dazu hergerichtetes kleines

Eisinseln in der Mitte des Falles.

Fenster, welches täglich von dem anhaftenden Eise befreit werden muß. Aber auch so hat man nur ein enges Gesichtsfeld, einen Spalt durch die mehrere Fuß dicke, den Pavillon bedeckende Eiskruste hindurch, was indessen die Wirkung des Anblicks nur steigert. Man erblickt gerade die Stelle, wo das Wasser seinen Sturz beginnt, wo der mächtige Schwall sich aufbäumt, sich zu senken beginnt und dann mit Blitzesschnelle sich in den Abgrund stürzt. Die grüne Fluth, in glänzenden Schaum sich auflösend, und von dem bläulichen Eise eingefaßt, ist von zauberischer Wirkung.

Beim Verlassen des Pavillons legte der Reisende wieder Steigeisen an und betrat nun den gefrorenen St. Lorenzstrom. Nicht ohne Mühe erkletterte er einen der dort sich erhebenden Eisblöcke und befand sich dem Niagara gerade gegenüber, um ihn in seiner ganzen Pracht bewundern zu können. Unweit vor ihm stürzte die Riesenmasse blitzartig herab, halb von den blendend weißen Schaumwolken verborgen, welche fast bis zum obern Rande des Falles wieder emporsteigen, wo sie bei Sonnenschein im Glanze der Regenbogenfarben spielen. In feinen Krystallen bedeckt der Schaum und Wasserstaub fort und fort die Eisdecke und vergrößert und erhöht sie Tag für Tag. Ohne Zögern ging Laveleye auf den Vorschlag seines Führers ein, den ganzen Strom auf dieser nur kurze Zeit andauernden Brücke zu überschreiten; es ist eine Wanderung ähnlich wie auf den Alpen-Gletschern mit ihren Spalten, Unebenheiten und Abgründen. Zuweilen verkündet ein dumpfes Brummen oder ein Krachen, daß unten in der Eisdecke irgend eine Umwälzung stattgefunden; aber man merkt kaum danach hin, so sehr nimmt der Anblick des Niagara alle Sinne gefan-

gen. Wie Lavaleye in solcher Weise den ganzen Fall aus großer Nähe vor seinen Augen vorbeiziehen ließ, wußte er eigentlich nicht, was er am meisten bewundern sollte, den amerikanischen Fall, der donnernd vor seinen Füßen niederstürzte, so nah, daß er ihn fast berührte und in seinen Wirbel hineinriß, oder den Blick auf die Mitte des Flusses, auf die majestätische Gesammtheit des ganzen Bildes, oder die kolossale Masse des canadischen Falles, gegen welche der amerikanische wie ein Musselinvorhang erscheint.

Zuletzt stattete der Reisende der Ziegeninsel, welche mit der amerikanischen Seite durch eine Brücke für Fuhrwerke verbunden ist, einen Besuch ab. Mit Bäumen besetzte Alleen und Fußwege ziehen sich über die Insel hin; reizend muß es sein im Sommer auf ihnen zu wandeln, aber der Anblick, welchen sie dann darbieten, kann unmöglich so merkwürdig, so zauberisch sein, wie an einem hellen Wintermorgen. Alle Baumstämme sind mit einer zweiten Rinde schimmernden Eises bedeckt; alle Aeste bis herab zum dünnsten Zweige biegen sich unter der Last der weißen Hülle. Der kleinste Grashalm trägt sein Kleid aus Reif. Hier ruht der Blick auf einer Baumgruppe, welche ihre mit Eiszapfen behängten Aeste über den Abgrund ausstreckt, dort auf einem künstlich hergestellten Laubbogen, der jetzt vollständig unter der Eisdecke verschwindet. Brücken, Felsen, Erdboden, alles bedeckt der weiße Mantel, auf dem es wie von Diamanten glitzert. Die Sonne selbst scheint nicht goldig herab, sondern hat einen kalten, bläulichen Ton angenommen, wie von elektrischem Lichte; die Augen ermüden in diesem Gefunkel, und wenn man sie auf einen Augenblick schließt, so glaubt man auch dann noch ein Durcheinander silberner Strahlen zu sehen.

Ansicht der Goats Island (Ziegeninsel).

Männer waren beschäftigt, die verschiedenen kleinen Brücken, welche zu einzelnen Felsen in der Mitte des Falles führen, mit Aexten von der ihnen anhaftenden Eiskruste zu befreien; stellenweise erreichte dieselbe mehr als $1^1/_2$ Fuß Dicke. Auf diesen kleinen Felsinseln fühlt man sich vollständig von den Katarakten umringt. Sie schießen unter den Füßen des Beschauers dahin, vor ihm, hinter ihm, sie umgeben ihn mit ihrem betäubenden Getöse, sie scheinen ihn in ihrem Ungestüm mit sich fortzureißen in den gähnenden Abgrund.

Welche Feder könnte die Herrlichkeiten des Niagara beschreiben? Trollope hat ihn analysirt und jede Einzelheit erörtert, Dickens ihn enthusiastisch in wenigen Worten geschildert, Chateaubriand ihn vielleicht etwas zu sehr mit den Augen eines Begeisterten angesehen — aber Worte und Bilder sind nicht im Stande, den Anblick wiederzugeben, namentlich mit den tausend Gegensätzen, welche die Hand des Winters an ihm hervorbringt. Laveleye meint, daß nur das englische Wort „unearthly" den Eindruck, den er empfangen, wiedergeben kann; der Niagara ist in Wahrheit ein Schauspiel nicht von dieser Welt.

Ein Ausflug nach Meroe.

Von **C. Berghoff** in Faschoda.

(Die Abbildungen nach Originalphotographien des Verfassers.)

II.

Die Stadt Schendi, mit etwa 8000 Bewohnern, erreichten wir am 19. Januar. Nur eine halbe Stunde südlicher, neben einem den Namen Hosch tragenden Dorfe, liegen Trümmerfelder, Backsteinmauerreste, behauene Quadern u. s. w., welche anzeigen, daß auch hier eine alte Stadt gestanden hat. Die Landleute finden zuweilen daselbst Thonfigürchen, Skarabäen, seltener schon kleine Goldzierrathe; ein türkischer Beamter, der hier vor zwanzig Jahren im Auftrage des Mudirs von Berber Aus- oder vielmehr Schatzgrabungen vollzog, hat sogar einen steiner-

nen Sarkophag aus den Ruinen gefördert, welcher aber beim Transport auf dem Nilstrome verloren ging. Auf dem hier steilen Nilufer lag noch bis zum Jahre 1880, ehe ihn die damals ungewöhnlich starke Ueberschwemmung

Pfeilerreste eines Tempels bei Ben Naqa'ah.

ins Strombett spülte, ein *mächtiger* Quaderstein, den Skulpturen und Hieroglyphen bedeckten.

Eine Stunde vor dem, eine starke Kameeltagereise südlich von Schendi liegenden Orte Ben Naqâ, und eine Viertel-

Erster oder Pylonentempel von Naqa'ah.

stunde vom Nilufer entfernt, auf hohem sandigem Terrain gelegen, stehen inmitten eines Akazienbuschwaldes die Ruinen der alten Stadt, die von den Eingeborenen el *Mesaurat* (die Bilder oder Bildsäulen) genannt werden. Von den noch aufrecht stehenden Resten sind die bedeutendsten drei massige viereckige Pfeiler, die etwa 4 bis 6 m hoch und

$1^{1}/_{4}$ m breit sind. Aus rothem Sandstein bestehend, zeigen sie ein auf jeder Seite wiederkehrendes Hochrelief, das am untern Ende zuerst einen nackten Mann darstellt, dessen Haupt von einem Strahlen- oder Flammenkreis umgeben ist, vielleicht eine Typhonsfigur, darüber befindet sich ein zweiter Kopf mit weiblichen Zügen und einer Haartracht, welche auffallend der noch jetzt hierzulande bei Weibern und Mädchen üblichen ähnelt. Die Pfeiler sind in Schutt und Backsteinkonglomeraten halb vergraben und von großen Blöcken, den Theilen ähnlicher Pfeiler umgeben, die zu dem Schluß berechtigen, daß sie einst die offene Säulenfront eines Tempels bildeten. Die Relieffiguren, en face dargestellt, wie man solche nur selten auf ägyptischen Denkmälern findet, tragen einen durchaus grotesken und eigenthümlichen Charakter, der ebenso wie die technische Behandlungsweise, indischen Götzenbildern verwandter zu sein scheint als den Gebilden der ägyptischen Kunst. Jedenfalls haben wir es hier mit der Schöpfung einer aus sich selbst entwickelten rein äthiopischen Kunstrichtung zu thun. Ringsum breiten sich Schutthügel aus und, wohin wir auch blicken mögen, Thonscherben, welche darauf schließen lassen, daß den Gefäßen, denen sie entstammen, eine mehr oder weniger längliche Urnengestalt eigen war. Dreißig Schritt südöstlich von den erwähnten Pfeilerresten stößt man auf einen hohen Ruinenhügel, wo sich runde Säulentrümmer und Bodenplatten oder Wandsteine eines Tempels vorfinden. Darunter solche, deren Seiten Hieroglyphenzeilen schmückten, die aber leider ganz unleserlich und verwischt waren; die

Kleiner römischer Tempel von Naqa'ah.

Mitte war mit dem Fragmente eines Basreliefs in ägyptischer Manier, das die Beine eines schreitenden Mannes zeigte, bedeckt. — Häufig fallen uns auf der Oberfläche der herumliegenden Quadern zwei Reihen regelmäßig in den Stein ausgehöhlter Löcher, zwölf an der Zahl, auf; diese dienen den Hirtenknaben als Brett für das im ganzen Sudân beliebte Mangalaspiel und sind von ihnen ausgehauen.

In Ben Naqâ, das seinen Namen von einem mohammedanischen Heiligen, dem aus Mekka eingewanderten Scherif Sulimân ben Naqâ hat, dessen Grabkuppel sich hoch über die Lehmhäuser des Dorfes erhebt, wohnte ich bei dem Nachkommen dieses Mannes, dem Faqir Chalifa ben Naqâ, einem ehrwürdigen weißbärtigen Greise von liebenswürdigem, gefälligem Charakter, und seine Gastfreundschaft werde ich nie vergessen. Ich war mit einem Empfehlungsschreiben an ihn und einige angesehene Bewohner des Dorfes versehen, wodurch es mir leicht gemacht war die nöthigen Kameele, Führer u. s. w. zu einem Besuche der etwa eine Tagereise weit im Osten liegenden Ruinen von Naqa'ah zu finden. Ueberraschend war es mir zu erfahren, daß jene Ruinenstätte seit etwa 30 Jahren, wo sie eine Expedition besucht hatte, von keinem Europäer wieder betreten sei [1]). Es waren ausgezeichnete Reitdromedare, die man mir brachte; das Aufpacken des photographischen Apparates machte einige Schwierigkeiten, gelang aber zuletzt und so marschirte ich denn, in Begleitung eines Chabir (Führers) und dreier angesehenen bewaffneten Eingeborenen Nachmittags ab. Die Wegrichtung war Ost-Südost, die Gegend sandige Steppe mit hohen Grasbüscheln und schirmförmigen Akazien bewachsen; hin und wieder stiegen aus ihr einzelne an den Gipfeln abgeplattete Felsen und Höhenzüge, in der Richtung von Südosten nach Nordwesten streichend, auf; zahlreiche flache Regenbetten kreuzten den Weg und in ihrem hellen Sande waren Tausende von Wildspuren abgedrückt.

[1]) Ben Naqa'ah wurde außer von Lepsius 1848 von Tremaux, der zur Expedition des russischen Obersten, nunmehrigen Generals Kowalewsky gehörte, besucht und 1864 von Dr. J. Dümichen eingehender in Augenschein genommen.

Sieben Stunden Kameeltrab, bis in die tiefe Nacht hinein, führten uns in die Nähe der Ruinen, wo wir in einem dichten Buschwalde Halt machten und um ein gewaltiges Feuer gelagert die Nacht verbrachten. Meine Begleiter hielten abwechselnd Wache, weil die Gegend eben nicht den Ruf allzugroßer Sicherheit besaß und auch ein Raub der Kameele zu befürchten war. Ich hatte ihnen den Vorschlag gemacht die Nacht in den Ruinen zu schlafen —, doch da kam ich schön an, sie fürchteten Gespenster und erzählten mir eine Menge schauerlicher Geschichten, z. B. wie dort in der Mitternachtsstunde die Delluke und das Tamburin ertöne, sich bei ihrem Klange die Bilder an den Wänden belebten und zum grausen Rundreigen versammelten. Dann töne Lachen und Geschrei, Rufe und Rossegestampf, daß der Mensch vor lauter Angst vergehe. Wie zum Beweise ihrer Rede zeigten sie mir einige Irrlichter, die am östlichen Horizonte flackerten. Den Widdersphinxen wurde nachgesagt, daß sie in der Nacht belebt, die Durrah, die hier in der Nähe während der Regenzeit gepflanzt wird, abweideten und zerstampften und dergleichen mehr. Ohne Störung verfloß die Nacht und früh Morgens kamen wir an unserm Ziele an. Die Gegend, in der sich die Ruinen befinden, heißt Naqa'ah, welches im Arabischen etwa Niederung oder Ebene bedeutet. Das Erste, was die Blicke dort fesselt, ist ein ägyptischer Tempel mit Pylonenportal, das auch hier sich an der Ostseite befindet [1]); seine Länge mißt 23,17 m, die Breite der Front 9,65 m und die ungefähre Höhe der Pylonen 8 m. Das Ganze ist verhältnißmäßig gut erhalten, was dem vortrefflichen Baumateriale — hartem, rothem Sandsteine — und dem Umstande zu verdanken ist,

Dritter Tempel von Naqa'ah.

daß sich diese Gebäude fern vom Nilstrom, abseits vom Gewühle der, durch die bald aufeinanderfolgenden Siege des Christenthums und des Islams, jedesmal zu neuem Wüthen gegen die Denkmäler der Heidenzeit aufgeregten Menschengeschlechter befinden. Die Pylonenfront schmücken zwei riesige Steinzeichnungen, zur Rechten stellen sie ein Herrscherweib dar, wie es über dem zu einem Bündel zusammengefesselten Haufen Gefangener [1]) das Schwert erhebt; zur Linken sehen wir einen König, den Gemahl des Weibes, über beiden schwebt der Geier, der die Sonnenscheibe trägt. Die inneren und äußeren Wände des Tempels bedecken überlebensgroße Darstellungen von Götter- und Herrschergruppen, unter denen ein an der äußern Wand der Westmauer sich befindendes Götterbild mit vier Armen und drei Löwenköpfen auffällt; nirgends noch, in keinem andern ägyptischen oder äthiopischen Tempel sah ich ein auffallender an die Darstellungen der indischen Mythe erinnerndes Bild!

Dreißig Schritt östlich steht ein kleiner ebenfalls ziemlich erhaltener Säulentempel, offenbar das jüngste Monument dieser Alterthümer, denn sein Baustyl ist, ausgenommen die geflügelten Sonnenscheiben als Ornamente über dem Eingange und den zierlichen Rundbogenfenstern, rein römisch; Inschriften sind an ihm nicht zu bemerken. Die Länge dieses sehr eleganten Baues beträgt 7 m, die Breite

[1]) Mit äußerst seltenen Ausnahmen haben alle antiken äthiopischen Bauwerke die Thür, überhaupt die Front nach Osten. Dieselbe Eigenthümlichkeit bemerkt man auch an der Mehrzahl der nubischen Bauernhäuser und -Hütten; es scheint, als sei dies der bis auf unsere Zeit überlieferte Rest einer alten Bauregel, die Thür, die in den meisten Fällen einzige Licht- und Luftöffnung, der aufgehenden Sonne zu zu errichten. (Auch die Eingänge an den nuraghen-artigen Mausoleen der Gräberstadt Maman im Süden von Kassala sind genau nach Osten orientirt.) G. S.

[1]) Wie an den Wänden des Ramesseums zu Theben und anderer Tempel daselbst zu sehen. G. S.

5,20 m. Wir nehmen Abschied von diesem Zeugen der römischen Weltherrschaft und kommen 400 Schritt weiter in Ost-Nordost an den aufsteigenden Dromos eines, in drei Abtheilungen gebauten langen ägyptischen Tempels, dessen erster Theil, die Vorhalle, aus niedrigen, innen mit gegypsten Reliefbildern gezierten Mauern besteht und mit dem zweiten durch einen kurzen Dromos von Widdersphinxen verbunden ist. Das eigentliche Sanctuarium bildete die dritte Abtheilung, die prächtiger als die anderen, außerdem noch mit einer offenen Säulenhalle umgeben war. Die Säulenschäfte, die mit Reliefringen geschmückt waren, liegen aber leider, mit Ausnahme eines einzigen, zertrümmert am Boden, die mächtigen Steinplatten der Bedachung sind heruntergestürzt und den ziemlich manirirt gearbeiteten Widdersphinxen die Köpfe durch Menschenhand verstümmelt. Zwei weitere Tempelruinen stehen 250 Schritt im Nordosten, am Fuße eines circa 70 m hohen Hügels. Von einem, dem kleinern, sind nur noch die Grundmauern sichtbar, der größere, ebenfalls arg zerstört, ist außen mit glattem Mörtelüberzuge versehen und hat ausnahmsweise die Thüröffnung nach Süden. Im Innern erblicken wir die herkömmlichen Götterbilder mit einfachen steifen Linien in 3/4 Lebensgröße dargestellt. An der hintern Wand befindet sich eine Nische und vor ihr steht ein Altar oder Statuen-Postament einfacher Arbeit.

Viele Stein- und Schutthügel erheben sich in der Umgegend der Ruinen, wahrscheinlich Gräber, denn unmöglich kann an diesem, den größten Theil des Jahres völlig wasserlosen [1]) Platze eine permanente menschliche Ansiedlung vorhanden gewesen sein. Eine zweifache Auslegung ist für die hiesigen Ruinen möglich: entweder sind es Mausoleen, oder was wahrscheinlicher ist, eine Art Sommeraufenthalt des priesterlichen Königshofes, welcher, wenn reichliche Tropenregen die naheliegende, noch heutzutage zur Regenzeit gut angebaute Ebene befruchteten, hierherzog um durch Opfer von den ewigen Göttern das Gedeihen der Ernte zu erflehen.

Es war später Nachmittag, als ich mit meinen Untersuchungen und Aufnahmen zu Ende kam; gern wäre ich noch geblieben, aber meine Begleiter drängten zur Heimkehr. Schnell wurden Apparat und Meßschnur unter die Machlûfeh (Reitsattel) gepackt und im Galopp ging es nach Nordwesten, zurück zum Nil. Fürwahr, es giebt kein besseres Reitthier hierzulande als das schnellfüßige Dromedar, das in ausdauerndem, immer gleichbleibendem Marschtempo den Reiter wenig ermüdet, so daß Berge, Bäume, Sträucher vorüberfliegen, während weite Entfernungen in erstaunlich kurzer Zeit zurückgelegt werden. Gazellen und Antilopen belebten die Steppe und in der Dämmerung sahen wir einen Trupp Wildesel, die, als wir uns näherten, in eiligem Galopp dahinflohen, daß ihre harten Hufe weittönend über die Steinfelder klapperten. Sie glichen an Gestalt und Farbe ganz der gemeinen aschgrauen Rasse der nubischen Esel, hatten auch auf dem Rücken das jenen eigenthümliche schwarze Kreuz, dessen Seitenäste über die Schulterblätter hinablaufen, nur schienen ihre Beine und Hufe zierlicher, feiner gebaut, auch die Behaarung länger und dichter.

Nachts führten uns weithinleuchtende Feuer an ein Zeltlager der nomadisirenden Hassanieh-Araber, das nördlichste dieses zahlreichen und verbreiteten Stammes, wo wir Durstes halber absteigen mußten. Zuvorkommende Gastfreundschaft dem Reisenden gegenüber scheint eine Haupteigenschaft besonders der arabischen Nomaden zu sein, man brachte uns schnell Erfrischungen, süße und sauere Milch, getrocknete Datteln u. s. w. Als wir uns zum Weitermarsch anschickten, eilte der Schech herbei, um uns zu einem Nachtlager unter seinem Zelte einzuladen. Groß war die Betrübniß des Mannes, als ich ihm die Unmöglichkeit unseres Bleibens vorstellte; er hatte nämlich den Hammel des Gastmahls schon geschlachtet. Aber ich hatte Eile und weiter ging es durch die dunkele Nacht, deren Stille nur das Heulen einer einsamen Hyäne unterbrach. Es war schon Mitternacht, als wir, empfangen von dem wüthenden Gebell einiger dreißig Hunde, in Ben Naqâ ankamen. Todtmüde warf ich mich auf das Lager und schlief, bis die Sonne hoch am Himmel stand.

Ich erfuhr von dem Schech el Chalifa, daß in einer mehr nordöstlich, ebenfalls eine Tagereise von Ben Naqâ gelegenen Gegend, welche den Namen „el Adeira“ führt, sich noch weitere Ruinen befinden. Da man sie mir aber kleiner, unbedeutender und weniger gut erhalten als die von Naqa'oh schilderte, auch mein Urlaub seinem Ende nahe war, so unterließ ich sie zu besuchen, miethete Kameele und marschirte am Morgen des 24. Januar in südwestlicher Richtung nach Chartum zurück.

Ohne Zwischenfall setzte ich meine Reise fort und erreichte in der Frühe des 27. Januar die Hauptstadt des Sudan. Hier erregten meine während dieses kleinen Ausfluges gemachten Photographien und Abbildungen der äthiopischen Ruinen nicht geringes Interesse; besonders war es die neuentdeckte Statue, welche, da bisher noch nichts Aehnliches ausgegraben war, allgemein bewundert wurde. Nach einigen Tagen schon erhielt ich von S. Ex. Giegler Pascha, dem Vicegouverneur des Sudan, einen officiellen Befehl, der mich mit der Herbeischaffung der genannten Statue betraute, zugleich auch die nöthigen Befehle für den Bezirksbeamten von Schendi und die Ortsbehörde von Begranieh, und ich schiffte mich daher am 4. Februar auf einem Regierungsdampfer, der nach Berber ging und die Weisung hatte mich bei seiner Rückkehr von dort aus Begranieh abzuholen, wieder ein. Am Orte meiner Bestimmung angekommen machte ich mich unverzüglich an die Arbeit und es gelang mir bald, mit Hilfe der mitgebrachten Taue und Hebebäume, die Statue auf eine Art Schlitten, den ich schnell konstruirt hatte, zu heben, worauf sie dann von dreißig kräftigen Männern dem 2000 Schritt entfernten Nilufer zugezogen wurde. Da das Dampfschiff sich einige Tage in Berber aufhielt, benutzte ich die mir gebotene Zeit zu Ausflügen in die Umgegend, zu Besuchen der Ruinenstätten und der Pyramiden, wodurch mir Gelegenheit geboten ward meine bisherigen Studien, Beobachtungen, Aufnahmen zu ergänzen. Mitten in meiner eifrigen Thätigkeit wurde ich durch die Ankunft des Dampfers unterbrochen, der mich mit meinem interessanten Funde aus der Stille des nubischen Dörfchens in drei Tagen wieder in das Gewühl der sudanischen Hauptstadt führte, wo das Steinbild, unter dem Zulaufe einer zahllosen neugierigen Menschenmenge, im Gouvernementsgebäude aufgestellt wurde.

Bei einer Beschreibung der Ruinenstätten Aethiopiens dürfen die Trümmerreste der alten Stadt Soba, die bei dem Dorfe gleichen Namens nahe bei Chartum auf der Ostseite des Bahr el Azrak gelegen sind, nicht übergangen werden; auch dort soll ja die sagenhafte Königin von Saba ihre Residenz gehabt haben. Die noch vorhandenen Schutthügel der alten Metropole des Sudan gleichen an Ausdehnung der jetzigen Hauptstadt Chartum. Doch Alles ist zerstört und kein Stein ist auf dem andern geblieben. Ausgrabungen [1]), die hier angestellt wurden, haben nichts

---

[1]) Trémaux, der sich in diese Gegend verirrte, gerieth in Gefahr zu verdursten.

[1]) Prof. J. Dümichen 1864.

als einzelne zerbrochene Säulenschäfte, mit dem griechischen Kreuz geschmückte Kapitäle, verwischte und unleserliche griechische Inschriften und eine verstümmelte Widdersphinx an den Tag gefördert. Die alten Backsteine sind theilweise beim Bau des heutigen Chartum verwandt und besteht z. B. die Moschee und die koptische Kirche ausschließlich aus diesem Materiale.

Nach einer in der Gegend noch lebenden Tradition soll sich in den alten Zeiten der Anág, wie die Bewohner Südnubiens vorislamitischer Zeit von den heutigen Einwohnern genannt werden, eine ununterbrochene Kette volkreicher Städte und Dörfer von Begrauieh bis nach Soba und darüber hinaus erstreckt haben. Hin und wieder findet man noch Reste davon in Gestalt von großen ausgemauerten Brunnen, Steinhausen, Thonscherben und Backsteintrümmern, oft weit vom Nilufer, an Stellen, die jetzt öde Sandwüste sind. So fand ich z. B. Backsteinmauerreste in der Nähe des Dorfes Om-dermân, das am Westufer des „Moqrên“, der Vereinigung des Weißen und Blauen Nils liegt; eben so soll der Gebel Saqadi, südlich von Sennâr und der Gebel Auli, eine Tagereise von Chartum am Bahr-el-Abiad, Inschriften, Bilder und altes Gemäuer enthalten. Es birgt die Wüste und Steppe Südnubiens wohl noch manchen unbekannten Kulturzeugen einer längst entschwundenen Zeit.

Colquhoun's und Wahab's Reise durch das südliche China.

Zur Ergänzung unserer früheren Mittheilungen über diese Reise („Globus“ XLII, S. 190 und 254) entnehmen wir Colquhoun's Vortrage in der R. Geographical Society (13. November 1882) Folgendes: Was den Kanton-Fluß anbetrifft, so wäre derselbe vermittels einiger Verbesserungen seines Bettes gar wohl auf einer Strecke von 400 Miles oberhalb Kanton für leichte Dampfer von etwa 4 Fuß Tiefgang schiffbar zu machen, doch ist es bis jetzt nicht erlaubt, hier mit Dampfern zu fahren. Auf dem obern Theile des Flusses können wegen zahlreicher Engen und gefährlicher Stromschnellen keine anderen Fahrzeuge zur Anwendung kommen, als flache Kähne von kaum 2 Fuß Tiefgang. Der Fluß zeichnet sich durch die hervorragende Schönheit seiner Ufer aus; eine Reise auf ihm würde für den Maler sowohl, als auch für den Geologen ungemein lohnend sein. Als besonders charakteristische Eigenthümlichkeiten der von ihm durchreisten Provinzen Kwang-tung und Kwang-si bezeichnet Colquhoun erstens die Unsicherheit auf dem von Räubern heimgesuchten Flusse, dann die ausgesprochen feindselige Gesinnung der Einwohner gegen Fremde, endlich das Vorhandensein einer großen Anzahl ehemals schöner, jetzt aber in rettungslosem Verfall befindlicher Städte. Der Fluß gilt für so gefährlich, daß eine Anzahl von Kanonenbooten auf ihm patrouillirt; freilich kann man kaum behaupten, daß die hierdurch gewährte Sicherheit besonders groß ist. Der Haß der Bevölkerung gegen die Europäer offenbarte sich in dem höhnischen Geschrei, das allenthalben hinter den Reisenden herschallte, in den drohenden Rufen: „Fan-kwi-lo“ (fremde Teufel), in den Pöbelzusammenrottungen, die, wo sie landeten, regelmäßig stattfanden, und schließlich sogar in dem Erscheinen einer Proklamation, in der ein Preis von 200 Taels für den Kopf eines Jeden von ihnen geboten wurde. Und dies geschah angesichts der Thatsache, daß sie mit einer Eskorte von Kanonenbooten reisten, welche die Regierung ihnen in zuvorkommender Weise beigeordnet hatte. Nur mit Mühe konnten sie ihre Schiffer zum Weiterfahren bewegen. Um Aufsehen möglichst zu vermeiden, mußten sie sich zu vollständig chinesischer Tracht, ja selbst zu dem langen Zopfe bequemen und sich ausschließlich auf ihrem Boote halten. Einen Beweis für die unfreundliche Gesinnung der Bewohner dieser Provinzen giebt auch der Umstand, daß bis jetzt noch kein Missionär, weder ein römisch-katholischer, noch auch ein englisch-protestantischer, gewagt hat, sich hier niederzulassen, während dieselben doch in allen nördlicheren Provinzen anzutreffen sind. Die verfallenen Städte mit den Ruinen der einst prächtigen Jamens oder Beamtenresidenzen, der großen Höfe, Tempel und anderen öffentlichen Gebäude legen ein unbestreitbares Zeugniß ab von der hohen Wichtigkeit, welche diese Route früher gehabt haben muß. Woher kam ihr diese Bedeutung? Von den Provinzen, durch die sie führte, sicherlich nicht; denn Kwang-si wenigstens ist ein armes, unfruchtbares Gebirgsland. Wohl aber von dem großartigen Transithandel aus Jünnan, der hier entlang ging, bis er durch die letzten Mohammedaneraufstände nach Norden zum Jang-tse gedrängt wurde; daß Jünnan im Stande gewesen ist, ein so ausgedehntes System des Flußverkehrs zu unterhalten, beweist, wie reich diese Provinz gewesen sein muß.

In Pe-se oder Pak-schik, wo der Kanton-Fluß aufhört schiffbar zu sein, begann die Landreise. Am 18. März erstiegen die Reisenden mit 10 Maulthieren und 18 Trägern die bergige Hochebene von Jünnan und kamen somit in ein neues Land voll neuen, fremdartigen Lebens. Es war nach den Angaben der Maulthiertreiber ein Marsch von 40 Stationen; doch wurde er mit nur wenigen Rasttagen zurückgelegt, und wenn auch ziemlich anstrengend, so war er doch ungemein interessant. Jünnan ist ein ausgedehntes gebirgiges Hochland, dessen Hauptketten sich in der Richtung von Norden nach Süden hinziehen. Zwischen diesen Gebirgszügen, die im nördlichen Theile des Landes 12 000 bis 17 000 Fuß, im südlichen aber nur 7000 bis 8000 Fuß Höhe erreichen, ziehen sich zahlreiche tiefe Längsthäler hin, in denen mehrere der bedeutendsten Ströme Indo-Chinas fließen, unter ihnen der Mekong oder Kambodscha, Salwen und Schueli. Auch Seen von beträchtlicher Größe und zahlreiche fruchtbare Ebenen und weite Thäler sind vorhanden. Wichtig ist, was Colquhoun auf dieser Tour durch Jünnan konstatirte: daß nämlich im Süden der Provinz der Boden viel fruchtbarer und die Bevölkerung bedeutend wohlhabender ist, als im nördlichen Theile. Die einzigen Berichte über Jünnan, die man bisher besaß, waren mit Ausnahme der Reiseschilderung Francis Garnier's immer nur Berichte über Reisen durch das arme und unfruchtbare nördliche Gebiet. Der ganze Norden der Provinz ist ein wildes, zerrissenes, durch dichten Nebel und häufigen Regen fast unbewohnbares Land, ein Gewirr von Bergen, zwischen denen nur selten ein ansehnliches Thal sichtbar ist. Die spärliche arme Bevölkerung dieses Distrikts lebt hauptsächlich von Mais, da das gebirgige Terrain den

Anbau von Reis unmöglich macht. In kleinen Quantitäten werden daneben noch einige andere Getreidearten kultivirt; hin und wieder findet man sogar auch Tabak und Thee, beides freilich von elendester Beschaffenheit. Von Handel oder Industrie ist in dem ganzen Gebiete nicht die Rede.

Grundverschieden hiervon ist der Süden und Südwesten des Landes. Die Gebirge, die im nordwestlichen Theile sich bis über die Schneegrenze erheben, werden nach Süden hin bedeutend niedriger, um allmählich wellenförmigen Hügelländern und Ebenen Platz zu machen, die nach dem Golfe von Siam hin immer ausgedehnter werden. Dem ungeübten Auge erscheint das Land zuerst wie ein chaotisches Durcheinander von Bergen; bei längerer Beobachtung erkennt man aber, daß die Hauptketten von Norden nach Süden laufen. Wenn man das Land von Osten nach Westen durchmißt (und dies ist ein Punkt, den man bei einer Erörterung über etwa anzulegende Handelsstraßen nicht aus den Augen verlieren darf), so hat man mehrere Ketten zu überschreiten; zwischen ihnen aber breiten sich weite Ebenen aus und ziehen sich Längsthäler hin, an die sich wieder kleinere Plateaux und Seitenthäler anschließen. Auch das Klima des Süddistrikts ist von dem des Nordens sehr verschieden. Die Regenzeit dauert drei bis vier Monate, von Ende Mai bis gegen Mitte September; der Monsun aber ist nicht stark. Während der trockenen Jahreszeit herrscht ein beständiger kühler Wind, der nur in den tiefsten Thälern nicht zu merken ist. Die Temperatur ist deshalb angenehm und gesund. Die Ebenen sind reich und fast durchweg dicht bevölkert, die Dörfer und Städte ungemein zahlreich. Die Bevölkerung unterscheidet sich wesentlich von den Bewohnern des nördlichen Landestheiles. Mit Ausnahme der Städteeinwohner setzt sich die Masse des Volkes aus verschiedenen Aboriginer-Stämmen, den Lolo, Pai, Miao und anderen zusammen, die in Charakter und Physiognomie durchaus eigenartig und von den Chinesen verschieden sind. Uebrigens erscheint selbst unter den Bewohnern der Städte der chinesische Typus schon vielfach durch Vermischung mit diesem Elemente modificirt. Im Verkehr mit diesem eingeborenen Volke fanden die Reisenden als charakteristische Eigenschaften überall große Gutmüthigkeit, Gastfreiheit und ein offenherzig freimüthiges Wesen. Fast durchweg ärmer als die Chinesen, beschäftigen sich sowohl Männer als Frauen vorwiegend mit Ackerbau und Viehzucht. Die bei den Chinesinnen übliche Verstümmelung der Füße findet unter ihnen nicht statt.

Trotz der Wohlhabenheit des Landes besteht auch hier kein irgendwie bedeutender Handelsverkehr. Ist dies zum Theil auch dem letzten Mohammedaner-Aufstande und der in ihrem Gefolge auftretenden Pest zuzuschreiben, so liegt die Hauptursache doch in dem gänzlichen Mangel an Verkehrsstraßen. Es fehlt nicht nur jeder Weg für den Handel nach und von außen, auch ein Verkehr zwischen den einzelnen Städten des Landes selber ist durch den Mangel an brauchbaren Straßen, der den durch Lastthiere zu bewerkstelligenden Waarentransport viel zu kostbar macht, so gut wie unmöglich. Die Hauptprodukte der Ebenen sind Reis, Mais, Erbsen, Bohnen, Opium, Tabak und Zucker; daneben werden auch fast alle europäischen Obstarten, Aepfel, Birnen, Pflaumen, Pfirsiche und Kastanien, kultivirt; an den Abhängen der Berge wachsen Rosen, Rhododendren und verschiedene Arten von Kamellien. Ein ganzes Drittel des kultivirten Landes wird zum Anbau von Mohn benutzt, der zum Theil im Lande selber verbleibt und von den in den Thälern lebenden Chinesen konsumirt, zum größern Theile aber in die benachbarten Provinzen ausgeführt wird. Die eingeborenen Stämme bauen den Mohn nur zum Verkauf, nicht zum eigenen Gebrauch. Manchmal wird hier zweimal im Jahre Opium geerntet; gewöhnlich aber begnügt man sich mit einer Ernte des kostbaren Produktes und bestellt nach derselben die Mohnfelder im Mai noch mit Erbsen. Das Opium von Jünnan soll von ganz vorzüglicher Qualität und auf den Märkten der anderen Provinzen stets sehr gesucht sein.

Hinsichtlich des schwer zu bestimmenden Punktes der Einwohnerzahl von Jünnan glaubt Colquhoun kaum irre zu gehen, wenn er die augenblickliche Bevölkerung der Provinz auf 4 000 000 Seelen schätzt: eine geringe Zahl im Vergleich zu den 15 Millionen Einwohnern, welche die Provinz zählte, ehe sie durch die Bürgerkriege und die Pest verheert und herabgebracht wurde. Jetzt, wo die Ordnung gänzlich wiederhergestellt ist, soll die Provinz sich jedoch schon von Neuem heben. Die Haupteinfuhr, d. h. augenblicklich fast die einzige Einfuhr, besteht in Baumwolle aus den Schan-Staaten. Sie wird auf Lastthieren über Sumao oder Bhamo nach Jünnan gebracht. Auf denselben Routen, mehr aber noch über Kanton, kommen auch einige englische Stückgüter, Salz und allerhand europäische Kurzwaaren, diverse Nadeln, kleine Spiegel, sowie englische und schwedische Streichhölzer in das Land. Die hauptsächlichen Exportartikel sind Opium, Auripigment, Eisen, Kupfer, das meist schon zu Tiegeln und Pfannen verarbeitet ist, Kastanien u. s. w. Ueber den Reichthum des Landes an mineralischen Schätzen aller Art kann kein Zweifel bestehen. Auf ihrer Tour durch den südlichen und westlichen Theil der Provinz begegneten die Reisenden vielen Karawanen, die Kohlen, Eisen, Kupfer in Barren und Klumpen, daneben auch Silber in kleinen Quantitäten transportirten. In Tali sahen sie, wie bedeutende Mengen Goldes für den Markt von Birma vorbereitet, d. h. zu Blattgold ausgewalzt wurden. Ungeachtet dieses Reichthums befördert oder begünstigt die Regierung doch den Bergbau in keiner Weise; ohne die specielle Erlaubniß der Behörden darf keine Grube eröffnet werden. Die Erklärung hierfür ist einfach: der chinesische Mandarin hat kein Interesse und keine Sympathien für den Bergbau, weil er die unruhigen Elemente der Bevölkerung, die sich mit Vorliebe nach den Bergwerken ziehen, kennt und fürchtet. Im Süden und Westen der Provinz kamen die Reisenden an Gold-, Kupfer-, Eisen-, Silber- und Bleierz-Gruben vorbei, und an verschiedenen anderen Stellen des Landes werden noch Kohlen, Kupfer, Blei, Zink, Zinn, Eisen und Silber gefördert. Viele von den Gruben sind geschlossen, doch sind die Angaben, die Garnier in seinem großen Werke über dieselben macht, durchaus zuverlässig. Nichts erregt den Verdacht des Volkes und der Behörden so sehr, wie der Wunsch, diese Gruben besuchen und in Augenschein nehmen zu dürfen; und da man durch einen oberflächlichen, kurzen Besuch doch keinen werthvollen und wirklich zuverlässigen Einblick gewinnen könnte, hielten die Reisenden es für das Klügste, ihr Interesse für diesen Gegenstand gänzlich zu verleugnen.

Kürzere Mittheilungen.

Culion und Cuyo im Archipel der Philippinen.

In einem „Impresiones de Viaje" betitelten Artikel des „Diario de Manila" beschreibt ein Anonymus seine Reise von Manila nach Puerto Princesa im Süden der Insel Palawan. Da über die beiden Pueblos Culion und Cuyo (auf den gleichnamigen Inseln nördlich resp. östlich von Palawan gelegen) sehr wenig bekannt ist, so mögen einige Stellen aus jenem Berichte an dieser Stelle Platz finden.

Culion liegt malerisch auf einem Hügel, dessen Fuß vom Meere bespült wird. Die Hütten selbst sind sehr einfach, nur zwei oder drei Gebäude weisen auf solidere Bauart hin, am stattlichsten nimmt sich hierunter die Kirche innerhalb der „Cotta" aus. Unter „Cotta" versteht man im südlichen Theile des Philippinen-Archipels ein Fort, dessen Bollwerk aus Palissaden und Erdwällen, mitunter auch aus Korallenblöcken besteht. Die Piratenchefs von Mindanao und Sulu haben in ihren Gebieten vielfach solche Cottas errichtet, die Spanier ahmten es ihnen in dem Visayes- und Calamianes-Archipel nach. Die Piraten haben nämlich durch zwei Jahrhunderte hindurch die Küstenstrecken dieser beiden erwähnten Inselgruppen mit ihren Raubzügen heimgesucht, die Bewohner der Gestadelandschaften haben deshalb ihre Dörfer durch Anlage solcher Festen einigermaßen zu schützen gesucht. Beim Herannahen der Piraten zogen sich die Leute in die Cotta zurück, den Ort selbst den Verheerungen und der Plünderung der Räuber preisgebend. Eine solche Cotta besitzt auch Culion; innerhalb dieser Feste liegt die erwähnte Kirche, welche dem regulirten Augustiner-Orden angehört. Seit der Eroberung Sulus, und der Besitznahme von Süd-Palawan und der Insel Balábac durch die Spanier haben die Piraten sich nicht mehr in den Gewässern der Calamianen gezeigt. Culion exportirt eßbare Schwalbennester, Wachs und Trepang, in geringen Quantitäten auch Perlmutter und Schildpatt. Dem Reisenden fiel die dürftige Vegetation von Culion sowie überhaupt in der ganzen Calamianes-Gruppe mit Ausnahme Busuangas auf. Die Berge bieten in ihrer Nacktheit einen traurigen Anblick dar; nur hier und da sieht man Wälder. Die Unfruchtbarkeit des Bodens zwingt die Bewohner hauptsächlich „Corot" (eine Batatas-Specie?) zu bauen, da der Reis- und Maisbau sich nicht lohnt.

Die Stadt Cuyo auf der gleichnamigen Insel ist gegenwärtig die Hauptstadt der Provinz Calamianes; sie bietet einen ungemein freundlichen Anblick dar. Die breiten Straßen und Gassen sind zu beiden Seiten von Bäumen eingerahmt und in gutem Zustande erhalten. Unter den Gebäuden ragen hervor: die Gouverneurs-Residenz (Casa Real), die Kirche und das Pfarrhaus, die Gendarmerie-Kaserne, das Rathhaus (Tribunal) und die Schule. Seit dem Niedergange der Piraterie und seitdem Cuyo Station einer Dampfschifffahrtslinie geworden ist, ist die ganze Cuyo-Gruppe in sichtlichem Aufschwunge begriffen. Besonders die Viehzucht florirt, Balábac und Puerto Princesa sind die Häfen, nach welchen Rindvieh hauptsächlich exportirt wird. Ein höherer Offizier, der auf Cuyo seine Pension verzehrt, Namens Martinez, hat ein Landgut (ich kann hier nicht sagen „angekauft", sondern:) eingerichtet, auf welchem er Zuckerrohr und Cacao kultivirt. Sein Beispiel hat bei den Eingeborenen noch wenig Nachahmung gefunden, doch darf man zur Entschuldigung dieser Indolenz den Umstand anführen, daß bis zu den 70er Jahren unseres Säculums die unglücklichen Insulaner jedes zweite oder dritte Jahr ihre Ernte von den Piraten niedergebrannt sahen. Der Gouverneur der Provinz, Ceruti, ist auf alle Weise bemüht, den Wohlstand der ihm unterstehenden Landschaft zu heben, insbesondere hat er sich durch Eröffnung neuer, gut gehaltener Fahrstraßen, welche das Binnenland zugänglich machen sollen, große Verdienste erworben.

F. Blumentritt.

Die Palmenkultur in Figig.

Der Grund, weshalb in den Oasen der Sahara meist innere Kriege herrschen, ist die Seltenheit der Quellen und der Streit um deren Wasser, welches dort einen ungeahnten Werth hat. Bei den Zenaga, den mächtigsten Bewohnern der ostmarokkanischen Oase Figig, wird z. B. die Charruba Wassers, d. h. das dauernde Recht zweimal monatlich während einer Stunde über ein Drittel der Quelle zu verfügen, für durchschnittlich 600 Franken verkauft. So berichtet Hauptmann de Castries im Bulletin der Pariser Geographischen Gesellschaft (1882, S. 405). Die Besitzer einer vollständigen Charruba sammeln meist ihr Wasser in Bassins auf; um nun das Maß einer Charruba zu bestimmen, läßt man auf dem Bassin ein Gefäß, welches 1½ Liter faßt, und dessen Boden durch ein ganz kleines Loch durchbohrt ist, schwimmen. Wenn sich das Gefäß gefüllt hat, so rechnet der Seraïfi oder Wasseraufseher das für eine Charruba und sperrt den Zufluß ab. — Figig besteht aus einem mehr als 7 km langen Palmenwalde, an dessen Rande acht Dörfer (Ksar) liegen, deren mächtigstes das der Zenaga im Süden ist; denn es zählt 1600 Flinten, d. h. mehr als alle anderen zusammengenommen, und besitzt über ein Viertel von Figig, sowie fast alle Palmen der umliegenden kleineren Oasen, deren Früchte weit besser sind, als die in Figig selbst. Da die Zenaga gar nicht im Stande sind, ihre ausgedehnten Palmengärten zu besorgen, so lassen sie immer die Hälfte unfruchtbar liegen, d. h. sie befruchten in dem einen Jahre nur die Bäume in Figig und schneiden in den außenliegenden Oasen die hervorsprießenden Blüthenkolben ab, im folgenden Jahre machen sie es umgekehrt. Trotz diesem Ueberflusse herrschte zwischen ihnen und dem nur 2 km entfernten Dorfe el Udaghir ein steter Kampf um das Wasser, dem im Jahre 1877 eine Uebereinkunft nur auf kurze Zeit ein Ende machte. Denn bald versuchten die Zenaga, eine Quelle, Aïn Zaddert, durch Anlegen eines unterirdischen Schachtes ganz für sich zu gewinnen. Doch wurde ihr Vorhaben von den Udaghir vereitelt, welche, um eine Wiederholung des Versuches unmöglich zu machen, die Quelle mittels eines stromabwärts gerichteten Grabens isolirten. Aber die Zenaga verloren den Muth nicht, als sie ihre Palmen vertrocknen sahen; sie nahmen die Arbeit an ihrer ersten Mine wieder auf und führten sie unter dem Graben der Gegner hindurch bis in die Nähe der Quelle. Plötzlich erdröhnte eines schönen Morgens die ganze Oase von einer schrecklichen Explosion; alles, was sich in der Nähe befand, kam um und das Wasser der Quelle Zaddert ergoß sich in die rauchende Mine der Zenaga. Als sich die Udaghir von ihrem Schrecken erholten, griffen sie zu den Waffen, aber die Zenaga blieben Sieger und damit Herren von Aïn Zaddert. Sie errichteten dort ein Bordsch (Fort) und besetzten es dauernd mit 40 Mann Fußvolk, die mit Flinten und Bombarden bewaffnet sind. Die Udaghir aber bringen alljährlich in Fez ihre Klagen gegen die Zenaga vor, ohne vom marokkanischen Sultan etwas anderes als leere Versprechungen erhalten zu können.

Cinchonenpflanzungen, Metallproduktion und Ausfuhr von Bolivia.

C. N. Ueber die Bedeutung und Unentbehrlichkeit der Chinarinde ist gewiß nichts Neues mehr zu sagen, ebensowenig über deren allmähliche Ausrottung in den südamerikanischen Wäldern. Kein Reisender hat noch die mit Cinchonen (Fieberrindenbäume) bestandenen Abhänge der Cordilleren besucht, ohne gegen die unverzeihliche Kurzsichtigkeit der Regierungen zu donnern, welche diesem Raubsystem keinen Damm entgegen zu setzen wissen. Sehr mit Unrecht! Denn wie kann man von Staaten verlangen, in Urwäldern, auf hunderte von Meilen, eine Aufsicht auszuüben oder den Gesetzen Nachachtung zu verschaffen, wenn ihnen dies kaum in den unmittelbar in ihrem Gesichtskreis liegenden Gebieten möglich ist? Die Reviere, in welchen die Cinchonen auftreten, sind Nationaleigenthum, oder richtiger gesagt, sie gehören Niemandem. Der natürliche Verlauf der Dinge war daher, daß die Unternehmer nur darauf bedacht waren und es noch sind, im Aufsuchen und Abschlachten der Baumgruppen ihren Konkurrenten zuvor zu kommen, unbekümmert darum, ob den späteren Generationen Schaden dadurch zugefügt werde oder nicht.

Sie behaupten zwar, daß an den Baumstümpfen neue Schößlinge treiben; wo aber, wie dies geschieht, die Rinde bis zum Boden hinab abgelöst wird, um ja nichts von der theueren Waare zu verlieren, ist an ein Wiederausschlagen überhaupt nicht mehr zu denken. Der beste Beweis hierfür ist, daß Gegenden, die vor dreißig, vierzig Jahren ausgeholzt wurden, seither kein Loth Rinde mehr an den Markt brachten.

Columbien führt das größte Quantum, Bolivien die feinsten Sorten aus. In beiden Ländern, besonders aber in Bolivien, haben die Unternehmer schon sehr weit ins Innere vorzudringen, ganz allem Verkehr entrückte Gegenden abzusuchen, ehe sie wieder auf taugliche Repräsentanten der Gattung stoßen; denn wenn auch in den von den östlichen Cordilleren auslaufenden Niederungen die Cinchonen ziemlich häufig vorkommen, so weiß doch Jedermann, daß ihre Rinde in der Regel gehalt- und werthlos ist. Nur auf einer gewissen Höhe über dem Meere erwirbt die Rinde der echten Arten ihren vollen Salzgehalt.

Holland und England haben in ihren Kolonien Cinchonenpflanzungen angelegt, die zum Theil von gutem Erfolge begleitet sind. In Südamerika konnte auf Staatshilfe nicht gerechnet werden, da für gemeinnützige Zwecke in den öffentlichen Kassen selten Geld zu finden ist. Dafür hat sich, als dann endlich begriffen wurde, daß man auch säen kann, um erst nach einem Jahrzehnt zu ernten, ebenfalls im naturgemäßen Verlauf der Dinge, die private Industrie selbst aufgerafft, um einen Schaden zu heilen, dessen Beseitigung gleichzeitig ungeheure ökonomische Vortheile nach sich ziehen wird. Diesem Anlauf verdanken die bolivianischen Cinchonenpflanzungen ihren Ursprung, die seit etwa 6 bis 8 Jahren in den dem Gedeihen der edlen Calisaya zuträglichsten Distrikten ins Leben gerufen wurden. Und wieder sind es Deutsche, welche die erste Hand ans Werk legten. Nach einer der Regierung unterbreiteten Aufstellung sind angepflanzt worden:

in Yungas	200 000	Bäume
„ Songo	70 000	„
„ Mapiri	3 500 000	„
im Guanay	32 000	„
in Camata	30 000	„
„ Caupolican	10 000	„
Zusammen	3 842 000	Bäume

Auch der Distrikt von Challana blieb nicht zurück, so daß in runder Summe von 4 Millionen Pflanzen gesprochen werden kann, welchen ein Werth von 20 Millionen Thalern beigelegt wird.

Es mag allerdings sich manch' falsches Zeug darunter befinden; immerhin ist ein großer Schritt gethan, der nicht nur mit der Zeit auf den exorbitanten Preis der Chinapräparate eine wohlthätige Rückwirkung ausüben, sondern auch die Landessöhne in der Ueberzeugung bestärken wird, daß ihnen aus der Anlage von Cinchonenpflanzungen ein viel höherer Gewinn erwächst, als aus Minenspekulationen.

Letztere sind augenblicklich, was Silber anbelangt, so blühend, wie seit vielen Jahren nicht. Die Silberproduktion belief sich im Jahre 1881:

im Distrikte von Oruro, Potosi, Chayanta, Sur y Nord Chichas	auf	71 101 kg
in Huanchaca	„	71 584 „
„ Guadalupe	„	17 252 „
Zusammen	auf	159 937 kg

Die bedeutendsten Minenkomplexe sind: Colquechaca, Huanchaca und Guadalupe. Im Jahre 1881 wird die Ausbeute die vorjährige noch übertreffen, da die Minen von la Gallosa, Real Socabon in Potosi, Antequera und Carangas mit verstärkten Mitteln in Angriff genommen werden. Die ganze Ausfuhr setzte sich aus folgenden Produkten zusammen:

Gold	160 kg	180 000 Thaler
Silber	159 937 „	6 897 130 „
Kupfer von Corocoro	3 225 600 „	420 000 „
Zinn von Oruro	—	458 000 „
Silberhaltiges Blei	—	6 968 „
Bismuth	—	71 819 „
Chinarinde	460 800 „	800 000 „
Kautschuk	69 120 „	48 000 „
Häute, Wolle u. s. w.		500 000 „
Zusammen		9 381 917 Thaler

Dabei ist, was Gold und Silber anbelangt, die Schätzung eher zu niedrig als zu hoch gegriffen. Einerseits wird in den Minen, in welchen Rosicla (Rothgüldenerz) vorkommt, von den Arbeitern und Angestellten riesig gestohlen, andererseits wird an der argentinischen Grenze, behufs Umgehung der fiskalischen Abgaben, ungemein viel geschmuggelt.

Mit dem Kautschuk, der jedenfalls schwieriger nachzuziehen sein wird als die Cinchonen, wird schonungslos gewirthschaftet. Eduard R. Heath, der 1881 die bolivianischen Kautschukdistrikte bereiste, sagt Folgendes darüber: „Zuerst tritt der Kautschuk am Madidi auf, und folgt dann den beiden Ufern des Beni bis zum Madeira. Eine annähernde Schätzung ergiebt 500 bis 1000 Bäume per Quadratstunde, an einigen Plätzen zählt man bis zu 3000 Exemplaren." Achtzehn Niederlassungen beschäftigen sich am Beni mit Kautschuksammeln.

In den Ausfuhrlisten ist dem Bismuth jetzt auch ein Platz angewiesen worden, was um so richtiger ist, als nach der Aussage des bekannten Mineralogen Ignacio Domeyko Bolivien das an Bismuth reichste Land ist. Die Erze finden sich in Tazna, Chorolque, Oruro, Huayna, Potosi und Sorata. Die bedeutendsten Lagerstätten sind Tazna und Chorolque, wo er häufig auch gediegen auftritt. Gewöhnlich ist er aber an Zinnstein gebunden, hier und da in Begleitung von Gold und Silber. Die Zinn-, vornehmlich aber die Kupferausbeute hat seit dem Kriege bedeutend nachgelassen.

Kann die zu den Waffen gepreßte Mannschaft wieder zu ihren früheren Beschäftigungen zurückkehren, so wird nicht nur in diesen Zweigen, sondern auch in allen anderen Unternehmungen ein Aufschwung zu verzeichnen sein.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber seine Erforschung des Svartisen, jenes norwegischen Gletschers unter dem Polarkreise, berichtete Charles Rabot (s. „Globus“ XLII, S. 159) am 17. November 1882 der Pariser Geographischen Gesellschaft. Danach ist Svartisen keineswegs, wie man bisher geglaubt hat, der größte Gletscher Europas, sondern vielmehr ein ziemlich kleiner (?); auch besteht er nicht aus einer Eismasse, wie ihn alle Karten darstellen, sondern wird durch zwei große bisher nirgends verzeichnete Längsthäler in mehrere Massive getheilt. Rabot will mit Hilfe seiner Kompaswinkel, Photographien und Höhenmessungen eine Skizze der prächtigen Gegend herstellen. Hoffentlich giebt dieselbe den Anstoß zu weiteren Forschungen seitens der Norweger.

— Der geographische Lehrer an der Freiberger Bergakademie Dr. Bernhard Schwarz hat seinem Buche über Algerien (s. „Globus“ Bd. 40, S. 272) zwei weitere Reisebeschreibungen folgen lassen „Frühlingsfahrten durch die Heilstätten der Riviera, die Insel Korsika, sowie das südliche, westliche und centrale Frankreich“ (Leipzig, P. Frohberg 1883), unterhaltende touristische Schilderungen, welche durch die frische, überall zum Ausdrucke kommende Wanderlust des Verfassers anziehen, und „Montenegro“ (ebenda), welches einen etwas lang ausgesponnenen touristischen und einen wissenschaftlichen Abschnitt enthält, in welchem letztern manches Neue enthalten ist, manche frühere Irrthümer berichtigt werden. Die Literatur über Montenegro ist ja ziemlich dürftig, und das russisch geschriebene Buch des Obersten Kaulbars, welcher bei Gelegenheit der Landesaufnahme Montenegro gründlich kennen lernte, scheint in Westeuropa nicht bekannt geworden zu sein. Darum ist von Interesse, was Dr. Schwarz über den Nordosten des Landes uns erzählt, über welchen nur wenig bekannt ist; ebenso die zusammenfassenden Kapitel über horizontale und vertikale Gliederung des Bodens mit Höhentabelle, über Klima, Flora, Fauna, Bevölkerung &c. Mit der gewählten Transkription slavischer Namen können wir uns um so weniger einverstanden erklären, als sie die feineren Nüancen der Zischlaute nicht berücksichtigt und mit derjenigen der Karte nicht immer übereinstimmt; letztere ist übrigens mit Benutzung von Korrekturbogen der neuen russischen Aufnahme gezeichnet. Ein besonderes Verdienst erwarb sich Dr. Schwarz durch seine photographischen Aufnahmen, nach welchen eine Anzahl dem Buche beigegebener Landschaftsbilder in Holz gestochen wurden. Um auf Einzelnes aufmerksam zu machen, so sei erwähnt, daß Schwarz das Vorhandensein einer Petroleumquelle in Montenegro konstatirte (S. 111), daß Oesterreich die Wiederbewaldung der dalmatinischen Inseln und des Welebitj in Angriff genommen hat (S. 8), daß Montenegro bereits ein ziemlich ausgedehntes Telegraphennetz besitzt. Neu war uns die Vorliebe der Montenegriner für die Blumen (S. 137), ihre kolossale Fähigkeit im Marschiren (S. 439), ihre Verachtung der Schmiede (S. 173 und 332). Ueber erstere sagt Schwarz, nebenbei ein ausgesprochener Freund und Vertheidiger dieses Volkes, daß die außergewöhnliche Entwickelung der Waden dem Fremden sofort in die Augen fällt, und daß unter allen seinen körperlichen Leistungen die wahrhaft erstaunliche Marschfähigkeit obenansteht. „Trotz der großen Unebenheiten des Terrains und der miserabeln Beschaffenheit der Wege legt er große Entfernungen in einem wahren Schnellschritt und mit fabelhafter Ausdauer zurück. Zwanzig und mehr Stunden fast ununterbrochener Wanderung gehören hier durchaus nicht zu den Seltenheiten. Distanzen, die andere Sterbliche mühsam genug in 3 bis 4 Tagen bewältigen, wie die zwischen Kolaschin und Cetinje, sind schon von manchen dieser gebornen Schnellläufer in einem einzigen Tage durchmessen worden. In dieser Beziehung dürfte der Crnagorse in Europa einzigartig dastehen. Und dabei erweckt dieses forcirte Wandern nicht einmal den Eindruck des Mühsamen. Höchst gemächlich reihen diese Bergbewohner, gleichviel, ob bergauf oder bergab, einen Schritt an den andern oder springen mit der Leichtigkeit der Gemse von Stein zu Stein.“ Ueber die Verachtung des in Montenegro stets von Zigeunern betriebenen Schmiedehandwerkes führt Schwarz einige ergötzliche Beispiele an. So fand ein österreichischer Büchsenmacher, der auf Ersuchen des Fürsten nach Rjeka kommandirt war, es überaus schwierig, geeignete Leute im Repariren der Gewehre zu unterweisen, eben wegen jener Abneigung gegen das Schmieden. Ein andermal hatte Dr. Schwarz in Dulcigno von der Großartigkeit des Krupp'schen Etablissements in Essen und von den Reichthümern seines Besitzers erzählt, worauf der montenegrinische Befehlshaber seinen Adjutanten im Scherze fragte, ob er wohl die Tochter dieses Mannes zur Frau nehmen würde. Die treuherzige Antwort des Adjutanten aber, welcher den Kanonenkönig gleichfalls für einen Schmied und Zigeuner hielt, lautete: „Herr, nicht für eine Million, wenn ich auch nur ein armer Mann bin!“

Asien.

— Dem erzählenden Werke „Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega“ läßt jetzt Nordenskiöld in F. A. Brockhaus'schem Verlage „Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Vega-Expedition. Von Mitgliedern der Expedition und anderen Forschern bearbeitet“, folgen, welche zwei Bände umfassen werden. Aus den Einzeldarstellungen des ersten, 12 Lieferungen umfassenden Bandes, der als ein integrirender Bestandtheil des Nordenskiöld'schen Reisewerkes, als ein wissenschaftliches Supplement zu demselben anzusehen ist, heben wir, abgesehen von acht botanischen Abhandlungen von Kjellman, Almquist und Lundström, hervor: Nordenskiöld über die Möglichkeit eines Schifffahrtbetriebes im Sibirischen Eismeer; Almquist über den Farbensinn der Tschuktschen; Nordquist, Tschuktschisches Wortverzeichniß; Nordenskiöld über das Nordlicht; Lindhagen über geographische Ortsbestimmungen; Hildebrandsson, Meteorologische Beobachtungen. — Zugleich giebt dieselbe Verlagshandlung eine auszugsweise Bearbeitung des erzählenden Werkes in einem Bande zu mäßigem Preise heraus, welche mit zahlreichen Illustrationen des Originalwerkes geschmückt ist.

— Der Zeitung „Sibir“ wird Folgendes aus Jakutsk geschrieben: Man beabsichtigt eine meteorologische Station an der Mündung des Tumausker Armes der Lena zu erbauen, falls die Wassertiefe für die Fahrzeuge ausreicht. Zur Postverbindung zwischen der Station und Jakutsk können im Sommer zwei Wege dienen: der eine auf der Lena, der andere über Bulun (an der Lena) und Werchojansk (an der Jana). Allein der Sommerweg von Bulun bis Werchojansk durchschneidet die Tundra; da diese aber sich von Ende Mai bis zur Mitte des Oktober oft hunderte Werst weit mit Wasser bedeckt, so ist sie zeitweilig unpassirbar; deshalb wird es möglich sein die Post mit den Fischern, welche nach Bulun ziehen, zur Station zu befördern. Gleichzeitig ist dann auch von der Station Nachricht zu erwarten: das eine Mal durch die Kaufleute, welche nach dem Aufgehen der Lena aus

Bulun nach Jakutsk reisen, woselbst sie Anfang Juli eintreffen, und das andere Mal durch die etwa Mitte September nach Jakutsk heimkehrenden Fischer. Während des Winters wird die Post von Jakutsk nach Bulun und zurück ein Mal im Monat, statt sonst nur alle vier Monat ein Mal, befördert werden, was keine besondere Ausgabe erfordert. Dagegen kostet die Postverbindung zwischen Bulun und der Station — ein schwieriger Weg mitten durch Einöden — etwa 200 Rubel, nämlich 14 bis 16 Winterposten 126 bis 144 Rubel, 3 Sommerposten 54 Rubel.

— Ueber die Fortschritte der Britsh North Borneo Company wurde den Aktionären derselben am 3. Oktober in London Folgendes mitgetheilt. Es wurde die Regierungsform für das Land festgestellt und ein Gouverneur eingesetzt, eine Flagge gewählt und dieselbe von der Admiralität anerkannt, eine große Quantität von Scheidemünzen geprägt, ein Reglement für Landerwerb aufgestellt und eine direkte Verbindung von Nord-Borneo mit Singapur, China und Australien eingerichtet. Binnen Kurzem erwartet man auch die Bewilligung der englischen Regierung, Gerichtshöfe zu errichten und Recht zu sprechen. Die Gesellschaft beabsichtigt zwar nicht, für eigene Rechnung Pflanzungen zu betreiben, hat aber bereits mehrere Versuchsgärten angelegt und Pflanzer aus Ceylon herangezogen, welche ihr Gutachten über die einträglichsten Kulturen abgeben. Ein starker Handel mit China in Vogelnestern steht in Aussicht. An Mineralien wurden durch Fachleute reiche Kohlenlager, Kupfer, Antimon und wenig Gold konstatirt. Für die auf der Niederlassung gewonnenen Bodenprodukte wird eine Abgabe von 10 Proc., für Einfuhrartikel mit Ausnahme von Maschinen, Eisenbahnmaterial und Ackerbaugeräthen ein Eingangszoll von 5 Proc. erhoben. Die Gesellschaft verfügt noch über 109 000 Pf. St. von den ursprünglichen 400 000 Pf. St., ein Betrag, welcher als genügend für den Betrieb des Unternehmens gilt. Für Zwecke der Arbeit rechnet man besonders auf chinesische Einwanderer, da die Eingeborenen von vornherein als wenig tauglich dazu erkannt worden sind. (Von niederländischer Seite wird dagegen das ganze Unternehmen als nahezu gescheitert dargestellt.)

Afrika.

— Am 13. December 1882 hat Joseph Thomson von England aus seine Reise nach Ostafrika angetreten, deren Ziel das östliche Ufer des Victoria Njanza ist. Auch über den Berg Kenia will er Nachrichten sammeln, ohne daß es gerade in seinem Plane liegt, dessen Gipfel zu ersteigen. Thomson hat sich seit seinem letzten Aufenthalte in Ostafrika noch mehr als bisher zum naturwissenschaftlichen Beobachter ausgebildet; dafür ist ihm bis jetzt kein Naturforscher, wie beabsichtigt war, beigegeben worden. Etwa Mitte März will er in das Innere aufbrechen und an zwei Jahre fortbleiben. An Mitteln stehen ihm über 50 000 Mark zur Verfügung, abgesehen von verschiedenen Begünstigungen seitens einer Dampfschifffahrt- und einer Telegraphengesellschaft. Bekanntlich strebt auch Dr. Fischer im Auftrage der Hamburger Geographischen Gesellschaft denselben Gebieten zu; seine bescheideneren Mittel werden hoffentlich kein Grund sein, daß er, wie die „Times“ zu hoffen scheinen, weniger erreicht als der begünstigtere Engländer.

— Während sich Stanley in Nizza erholt, haben sich Dr. van den Heuvel und Lieutenant Schaumann, ein Oesterreicher, von Antwerpen an Bord des „Harkaway“ nach dem Kongo eingeschifft, um dort von der fünften belgischen Station aus, welche am Zusammenflusse des Kuango mit dem Kongo liegt, eine Rekognoscirungsfahrt stromaufwärts zu unternehmen. Das Schiff nimmt eine Ladung von Kaliko, kleinen Spiegeln, Perlen, goldgestickten Kleidern, Scharlachröcken und anderen Lieblingsartikeln der Neger mit hinaus und wird Elfenbein, Palmöl, Kopal und Erdnüsse zurückbringen.

Australien.

— Queensland will jetzt jährlich 10 000 für die Kolonie geeignete Personen, theils frei, theils mit Unterstützung, aus Europa importiren. Wenn die Betreffenden binnen drei Monaten nach ihrer Ankunft die Kolonie wieder verlassen, so verfallen sie einer Geldstrafe bis 50 Pf. St. oder entsprechender Gefängnißhaft.

— Am 15. Oktober 1882 vollendeten die Mrs. Sanders und A. Johns eine Forschungsreise im westlichen Australien. Es begleiteten sie J. W. Quin und ein eingeborener Knabe Namens Crawford. Sie brachen am 1. August vom Fitzroy-Flusse auf und verfolgten von Stokes Bay ab (in 14° 50′ südl. Br. und 123° 50′ östl. L. Gr.) den Lennard R. bis zu seinen Quellen in der Leopold-Kette. Um über dies steile, felsige und zerrissene Gebirge zu gelangen, mußte man eine südöstliche Richtung einschlagen und erreichte hier, indem man dem Laufe eines Nebenflusses des Fitzroy nachging, endlich den Gipfel des Gebirges. Auch die Nordseite der Leopold-Kette war wieder völlig unpassirbar. Man benutzte den Quellenlauf des Ord R., um das Dividing Range zu überschreiten. Den Ord verfolgte man auf 64 km und fand hier ein goldhaltiges Terrain, das einzige auf der ganzen Reise, doch fehlte es an Wasser. Man überschritt hierauf den Ord, um an die Quellen des Wickham zu gelangen, reiste an diesem Flusse 193 km entlang, setzte dann über den Victoria R., verfolgte ihn 96 km und erreichte über Delamere Cattle Station und Spring Vale am 15. October die Katherine Overland Telegraph Station, 325 km südlich von Port Darwin. Ein sehr großer Theil des bereisten Areals war felsig, wüst und werthlos. Eingeborene belästigten die Reisenden zweimal und zwar auf der Leopold-Kette. Mr. A. Johns kam in sehr leidendem Zustande zurück.

Südamerika.

— Eine auffallende Mittheilung machte am 1. December 1882 der Pariser Geographischen Gesellschaft der Ingenieur Fournereau, welcher unlängst im Auftrage des französischen Unterrichtsministers und in Begleitung Apatu's, des treuen Dieners des ermordeten Dr. Crevaux, eine Reise im Gebiete des Maroni und seiner Zuflüsse Awa und Tapanahoni (Franz. Guayana) ausgeführt hat. Er brachte nämlich in Erfahrung, daß jenseits der Rukujennes und unweit des Gebirges Tumuc-Humac ein Stamm weißer Indianer, Namens Waïalikule, hause, welche angeblich Kannibalen sind und nach Fournereau von Portugiesen abstammen, die durch widrige Umstände nach und nach dorthin getrieben worden wären. Da Fournereau seine Reise abbrechen mußte, veranlaßte er Apatu, der Sache weiter nachzuforschen. Dieser wagte zwar nicht, bis zu dem räthselhaften Volke vorzudringen, berichtete aber nach Hörensagen, daß es wirklich von weißer Farbe sei, sich von seinen Nachbarstämmen isolire, nicht wie diese an den Flüssen und Bächen, sondern landeinwärts wohne, und daß seine Sprache von jenen nicht verstanden würde. M. Fournereau will auf einer zweiten Reise dieser Sache auf den Grund kommen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIII. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Die Sosnowski'sche Reise durch China.

(Nach dem Berichte des Dr. Pjasetzki.)

IV.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen des Dr. Pjasetzki.)

Als die Reisenden sich der ansehnlichen Stadt Lao-ho-këu näherten, wo ein kurzer Aufenthalt in Aussicht genommen war, zeigte es sich, daß das Gerücht von ihrer nahen Ankunft ihnen schon vorangegangen sein mußte. Kopf an Kopf gedrängt stand eine erwartungsvolle Zuschauermenge am Landungsplatze, und die zahlreich erschienenen Polizeibeamten waren trotz ausgiebigen und unnachsichtigen Gebrauches ihrer langen Stäbe nicht im Stande, die Zudringlichen von den Fremden abzuhalten. Ein großer Theil des versammelten Volkes war jedoch nicht lediglich aus Neugier gekommen; Pjasetzki hatte kaum den Fuß ans Land gesetzt, als er sich von einem schreienden, jammernden Haufen elender Gestalten umdrängt sah, die sich eingefunden hatten, um seinen stets bereitwillig gewährten ärztlichen Beistand in Anspruch zu nehmen. In allen Fällen, wo es sich um äußerliche Leiden handelte, die für sich selbst sprachen, konnte den Kranken ein Heil- oder wenigstens ein Linderungsmittel verabfolgt werden. Schwieriger, ja oft unmöglich, war die Sache bei inneren Krankheiten. Die beiden, auf dem großen Schiffe befindlichen Dolmetscher waren noch nicht angelangt, und der chinesische Wortschatz des Kosaken und das Wörterbuch, das Pjasetzki bei sich führte, reichten zu einer Verständigung mit den Kranken bei Weitem nicht aus. Uebrigens spielten hier, wie allenthalben in China, Hautkrankheiten aller Art wieder die Hauptrolle; daneben waren noch mannigfaltige Augenaffectionen, Rheumatismen und Magenleiden zahlreich vertreten. Der Andrang der ungestüm Hilfesuchenden wurde bald so groß, daß Pjasetzki sich genöthigt sah, auf das Schiff zu retiriren und dasselbe vom Lande abrudern zu lassen; es dauerte aber nicht lange, so war es auf allen Seiten von vollbeladenen Böten umschwärmt, aus denen das unermüdlich klagende: „Loje! Daifu, da-jen-na! (Herr! Doctor, großer Herr!)" der Kranken und ihrer Begleiter heraufschallte. In Lao-ho-këu wurde das Kriegsschiff, das die Reisenden bis hierher geleitet hatte, durch ein anderes abgelöst, und auch Pjasetzki und Matusowski sahen sich genöthigt für ihren eigenen Gebrauch ein neues Fahrzeug zu miethen. Es machte einige Mühe, unter den hier befindlichen Transportdschunken eine geeignete zu finden; schließlich mußte man sich für eine entscheiden, die wohl geräumig war und auch für die schwierige Fahrt solide genug gebaut zu sein schien, die aber neben unzähligen im Schiffsraume wimmelnden Ratten und Mäusen auch in den Fugen des Holzwerkes kleines Ungeziefer aller Art beherbergte. Der Eigenthümer des Schiffes versprach Abhilfe zu verschaffen, und ließ auch wirklich nach einer gründlichen Abwaschung des Fahrzeuges Räucherungen mit Pyrethrumpulver vornehmen. Schließlich wurden die Wände der Kajüte mit großen weißen Baumwollentüchern bekleidet, der Fußboden mit neuen Matten belegt und somit ein wenigstens erträglicher Aufenthalt geschaffen.

Es war eine Landschaft von hoher malerischer Schönheit, durch welche die Fahrt jetzt führte. In unzähligen

Windungen, bald wie ein See sich ausbreitend, bald von Felsen eingeengt, floß der Han zwischen den dicht an das Ufer tretenden mächtigen Bergen dahin. An mehr als einem Punkte wurden die Reisenden an die schönsten Gegenden der Schweiz gemahnt; nur war hier das Land unvergleichlich viel reicher bevölkert, als dies in unseren Gebirgsländern der Fall ist. Bis hoch hinauf an den oft von einem Tempel gekrönten Bergen waren, Schwalbennestern

Landungsplatz in Lao-ho-kën.

Landschaft am obern Han.

gleich, kleine Häuser an den Abhängen erbaut; und wo ja einmal von einer menschlichen Wohnung nichts zu sehen war, da traf das Auge doch überall auf die Spuren menschlicher Thätigkeit. In allen Schluchten, an allen, oft scheinbar unzugänglichen Hängen waren durch Errichtung senkrechter Mauern und Ausfüllung der Zwischenräume mit

Erde künstliche kleine Terrassen angelegt, auf denen Getreide und Gemüse aller Art gebaut wurden. Der Grund und Boden auf den Bergen wird von der Regierung heute noch zu Kulturzwecken umsonst vergeben. Die Hauptmasse des Gebirges bestand hier aus Thonschiefer, der durch verschiedene Beimengungen bald blau oder grünlich, bald dunkelviolett gefärbt erschien. Der Fluß war auf dieser ganzen Strecke ungemein flach und vielfach von Sandbänken und hoch emporragenden großen Steinen durchsetzt. So war denn auch die Arbeit der Schiffszieher, durch welche die Fahrzeuge hier allein fortbewegt wurden, unsäglich schwer. Wo die Berge etwas zurücktraten, galt es ein anstrengendes Durchwaten des tiefen Ufersandes, an anderen Stellen wieder waren in die steil zum Wasser abfallenden Felsen Stufen gehauen, auf denen die an dem starken Bambutaue ziehenden Leute wie die Gemsen entlang kletterten. An besonders schwierigen Passagen theilten sie sich in die Arbeit, so daß einige zogen, andere die immer wieder an Steinen und Felsvorsprüngen festsitzenden Taue frei machen mußten. Wo gar keine Möglichkeit war, an der Felswand Fuß zu fassen, wurden die Taue auf einen kurzen Kommandoruf des vordersten Mannes aufgerollt und auf das Verdeck des Schiffes geworfen; die Leute selber sprangen nach, ergriffen die in Bereitschaft liegenden Ruder und brachten das Fahrzeug durch ein paar kräftige Schläge an das jenseitige Ufer, um hier einer nach dem andern wieder abzuspringen und ihren mühevollen Weg fortzusetzen. Bald nachdem man Jun-jang-fu, eine am linken Ufer des Han belegene, von mächtigen alten Mauern umgebene Stadt passirt hatte, kam man an die ersten bedeutenden Stromschnellen, deren lautes Tosen durch ein vielfaches Echo in den Bergen wiederholt wurde. Der Fluß war hier durch

Blick auf Jun-jang-fu.

zahlreiche, mit verschiedenartigen Waaren beladene Böte belebt, von denen viele ebenfalls an Tauen gezogen, viele aber auch durch ungeheuer lange Ruder fortbewegt wurden, deren jedes von 5 oder 6 Mann gehandhabt werden mußte. Eigenthümlich war der einförmige klagende Gesang dieser Ruderer; den Refrain der von einem Solisten in lang gezogenen Tönen vorgetragenen Strophen beantwortete der Chor jedesmal mit einem an den Schrei eines wilden Thieres erinnernden Klageruf: „Hüo-ah“, der für jeden mit derartigen musikalischen Leistungen Unbekannten zum mindesten erschreckend sein mußte.

Das Wetter, das bis hierher nichts zu wünschen übrig gelassen hatte, änderte sich jetzt; Regen und Kälte machten den Aufenthalt auf dem Schiffe höchst unbehaglich, und mehr als einmal folgten die Reisenden dem Beispiele der Mannschaft des Kriegsschiffes und gingen eine Strecke am Ufer zu Fuß, um sich durch die Bewegung nothdürftig zu erwärmen. So war es denn ein unerwartetes Glück, daß man nach einigen Tagen, welche die ganze Landschaft in ein eintönig trauriges Regengrau gehüllt hatten, die Stadt Baï-ho-hsien bei Sonnenschein zu sehen bekam; denn Baï-ho-hsien ist nicht nur eine der originellsten, sondern auch eine der am schönsten gelegenen Städte Chinas. Während es auf der einen Seite sich amphitheatralisch am Berge aufbaut, zieht es sich auf der andern in eine enge tiefe Schlucht hinab, und die seltsamen, vielstöckigen Häuser, aus deren jedem Stockwerke eine Thür direkt auf den Berg und eine außen angelegte Treppe in die Schlucht hinunter führt, bieten einen ebenso abenteuerlichen wie malerischen Anblick dar. Eine im Zickzack am Berge emporsteigende, schön gebaute Zinnenmauer umschließt die Stadt und ihr Gebiet; an ihrem höchsten Punkte erhebt sich eine stattliche, aus drei Stockwerken bestehende Pagode. Oberhalb Baï-ho-hsien wurde die Schifffahrt immer schwieriger; in immer geringeren Abständen folgten sich die Stromschnellen. Der Mandarin des Kriegsschiffes erklärte, daß er es nicht wagen dürfe, sein Fahrzeug

noch weiter stromaufwärts zu führen, daß er den Reisenden zu ihrer Weiterfahrt aber eine Eskorte von acht Mann seiner Soldaten mitgeben wolle. Sosnowski ging gern auf dieses Anerbieten ein, dessen Nützlichkeit sich auch bald zeigte.

Ansicht von Baï = ho = hsien.

Alter Stadttheil von Sin=an=fu.

Es war jetzt oft unmöglich mit den bisher angewendeten Leuten die Schiffe gegen die starke Strömung vorwärts zu bringen; man mußte die Hilfe der Uferbewohner in Anspruch nehmen. Wären die Fremden allein gewesen, sie

hätten wohl Niemand zu der beschwerlichen Dienstleistung bekommen; jetzt folgten die Leute schweigend, wenn auch augenscheinlich widerwillig den in Form eines peremtorischen Befehls gekleideten Aufforderungen der Soldaten — und wo sie sonst vielleicht eine übertrieben hohe Forderung gestellt hätten, da waren sie jetzt mit Wenigem zufrieden und jedesmal sichtlich überrascht, daß ihnen für die gezwungene Arbeit überhaupt ein Lohn zutheil wurde.

Am 5. März kam man in die Provinz Schen-si (d. i. Westlich von den Bergen), die diesen Namen im Gegensatze zu Schan-tung (Oestlich von den Bergen) führt. Auf beiden Ufern des Flusses war die Grenze durch große, mit Inschriften bedeckte Steintafeln bezeichnet. Von dem schrecklichen langandauernden Bürgerkriege, der einst gerade diese Provinz vor allen anderen heimgesucht hat, zeigten sich auch bald noch unverkennbare Spuren in der Menge von Ruinen fester Schlösser und anderer großartiger Bauten, die sich hier allenthalben auf den Bergen erhoben. Die Landschaft nahm hier plötzlich einen durchaus andern Charakter an; die Berge traten weit von dem breiter werdenden Flusse zurück, dessen flache Ufer mit Sand und Kieseln bedeckt waren. Nach mehrtägiger Fahrt erreichte man Sin-an-fu, eine bedeutende Stadt auf dem rechten Ufer des Han. Ein Abgesandter des obersten Mandarinen des Ortes erwartete die Reisenden am Landungsplatze, um ihnen Quartiere in der Stadt anzubieten; in merkwürdigem Gegensatze zu dieser ungewohnten Zuvorkommenheit von oben her stand das Verhalten des Volkes, das die Fremden mit Steinwürfen und Drohungen begrüßte. Sin-an-fu besteht aus zwei gesonderten Stadttheilen, der alten Stadt Tsiu-tjen, die ziemlich nahe am Flusse liegt, und rings um ihre hohe Zinnenmauer noch einen Erdwall zum Schutze gegen die alljährlichen Ueberschwemmungen des Han hat, und dem weiter landeinwärts mit großer Pracht aufgeführten neuen Stadttheil Sin-tjen, der von einem in der Mitte errichteten hohen Thurme beherrscht wird. Der Blick von der breiten gutgepflasterten Umfassungsmauer der alten Stadt ist ungemein charakteristisch; auf der einen Seite zeigt sich das breite Flußthal, dahinter eine, wenn auch nicht großartige, so doch abwechselungsvolle Berglandschaft; auf der andern blickt man in das engbegrenzte Leben der alten chinesischen Stadt, deren Hauptstraße sich längs der Mauer hinzieht. Ein eintägiger Aufenthalt der Reisenden genügte, um den anfänglichen Widerwillen des Pöbels der Stadt in die schon bekannte zudringlichste Neugier zu verwandeln; es gelang Pjasetzki sogar, mehrere von den Leuten zu bewegen, sich von ihm zeichnen zu lassen. Zum ersten Male bei seinem Aufenthalte in China begegnete er dabei dem auch in anderen Ländern heimischen Aberglauben, demzufolge die Anfertigung eines Bildnisses dem Gegenstande desselben verderblich sein oder denselben wenigstens in die Gewalt dessen bringen soll, der sein Portrait besitzt. Ein junger Mann, der sich zuerst bereitwillig gezeigt hatte, sein Bild in Pjasetzki's Skizzenbuch aufnehmen zu lassen, wurde plötzlich, durch Warnungen der Umstehenden aufgereizt, von wahnsinniger Angst ergriffen; er verlangte stürmisch sein Bild zurück, geberdete sich dabei wie ein Rasender und mußte schließlich, da er von Drohungen zu Thätlichkeiten überging, durch die Polizeibeamten entfernt werden. Bei dieser, wie noch bei so manch anderer Gelegenheit bewährte sich Pjasetzki's Taktik, im Verkehr mit den Chinesen eine, wenn auch oft nur erheuchelte stets gleichmäßige Seelenruhe und Vertrauen zur Schau zu tragen, wieder auf das Beste. Er giebt aus eigener erprobter Erfahrung allen in China Reisenden den Rath, stets unbewaffnet zu gehen und selbst inmitten feindseliger Kundgebungen des Volkes weder etwas wie Unruhe noch Mißtrauen zu zeigen.

D. LANCELOT A. KOHL

Thor und Straße von Sche-tsuën-hsien.

Bei starkem Winde und heftigem Regen verließ man Sin-an-fu. Zum Glück war der Wind wenigstens günstig; die Segel wurden aufgespannt, und so schnell ging es den Strom hinauf, daß die am Ufer marschirende Eskorte bald nicht mehr Schritt halten konnte und auf das Schiff genommen werden mußte. Der zwischen den Officieren und den Gemeinen der chinesischen Armee außerhalb des Dienstes herrschende vertrauliche Verkehr, der durch gänzlichen Mangel an Autorität auf der einen, an Respekt auf der andern Seite gekennzeichnet wird, war Pjasetzki schon des öfteren aufgefallen; jetzt, als die Soldaten sich auch in seiner und seiner Begleiter Gegenwart in der ungenirtesten Weise und den unmöglichsten Stellungen auf dem Verdeck niederließen, sangen u. s. w., mußte er sich Gewalt anthun, um ihnen nicht auf die leichtverständlichste Art bessere Sitten beizubringen. Alle diese „unerschrockenen Tiger" des chinesischen Heeres waren — ländlich, sittlich — mit der Krätze behaftet; auf dem Rücken liegend, die entblößten Beine emporgestreckt, verschafften sie sich nach Kräften Erleichterung von dem lästigen Jucken. Ein Spiel, das sie dann begannen und das unserm bekannten „Kopf oder Schrift" ähnlich war, artete bald in so heftige Streitigkeiten und so wüsten Lärm aus, daß man froh war, als der Wind nachließ, die langsame Fahrt wieder begann und die lästigen Gesellen vom Schiffe entfernt werden konnten. Kurz vor der Einmündung des Flusses Jin-ho, der sich durch die Klarheit und die schöne lichtgrüne Färbung seines Wassers auszeichnet, gab es wieder eine Stromschnelle zu passiren, zu deren Ueberwindung nicht weniger als 30 Leute aus einem benachbarten Dorfe zur Hilfsleistung angenommen werden mußten. An die Spitze des Mastes wurde jetzt auch ein Bambutau gebunden; die Leute vertheilten sich auf beide Ufer, die eine Abtheilung hielt das obere, die andere das untere Tau; als Leiter des schwierigen Unternehmens fungirte der auf dem Vordertheil des Schiffes stehende alte Steuermann, dessen kurze Kommandorufe mit bewundernswerther Präcision befolgt wurden. Jedes neue Anziehen des Seiles wird auch hier mit einem eigenthümlichen, lauten, aber nicht unmelodischen Schrei der Ziehenden begleitet.

Schnurfabrikation.

Ueber die in reizender Umgebung belegene Stadt Tsyjan-hsien gelangte man in wenigen Tagen nach Sche-tsuën-hsien, wo eine kurze Rast gehalten werden sollte. Auf einem längs des Flusses sich hinziehenden Plateau gelegen, sieht der Ort mit den von hohen Thürmen überragten Thoren seiner Umfassungsmauer stattlich genug aus. Die Straßen freilich bieten das bekannte Bild der Unsauberkeit, das sich in allen chinesischen Städten vorfindet. Eine bis zwei Tagereisen vor Sche-tsuën-hsien war nach der Aussage der Schiffer die Gegend um den Fluß seit langer Zeit schon sehr unsicher — zur Warnung für die in den Bergen umherschweifenden Räuberbanden hatten die Reisenden dort Abends einige Flintensalven abfeuern müssen. Hier in der Nähe der Stadt schien sich Alles vollkommen sicher zu fühlen. Die Leute arbeiteten auf ihren am Flusse gelegenen Feldern, die Fischer gingen den ganzen Tag lang ihrem Gewerbe nach, das sie hier in der denkbar primitivsten Weise betrieben. Ein großes durch eine Schnur zusammengehaltenes Bund Gras oder Reisig wurde in den Fluß geworfen und eine Zeit lang darin gehalten. Die kleinen Fische verfingen sich in dem Gewirr, und es bedurfte dann nur eines geschickten, schnellen Heraufziehens, um mit dem Gras- oder Reisbündel zugleich einen freilich bescheidenen Fang herauszubefördern. Kaum minder ursprünglich ist auch eine andere, hier vielfach in Anwendung kommende Art der Fischerei. Ein altes Boot wurde senkrecht im Wasser aufgestellt, den Kiel der Strömung zugekehrt. Durch einige Steine vor dem Umfallen bewahrt, bildete es so in der Umgebung des bewegten Wassers einen ruhigen Zufluchtsort für die Fische, die sich oft in beträchtlicher Menge hineinzogen und dann mit den Händen gegriffen wurden. Neben derartigen, an kindische Beschäftigung erinnernden Hantirungen, neben der oft so unsäglich mühevollen, weil mit primitiven, ungeschickten Werkzeugen ausgeführten Herstellung aller möglichen feinen Arbeiten durch die chinesischen Handwerker wird der Fremde in diesem an Widersprüchen und Gegensätzen reichen Lande immer von Neuem überrascht durch komplicirte Mechanismen und sinnreiche Er-

leichterungen der Technik auf irgend einem andern Felde des Handwerkes und der Industrie. So sah Pjasetzki in einer Straße der Stadt einen mit geringen Mitteln hergestellten Apparat eines chinesischen Posamentiers in Thätigkeit, der durch leichte Handhabung und große Leistungsfähigkeit seinem Erfinder alle Ehre machte. Aus neun, über zwei Rahmen gespannten, starken Baumwollengarnen verfertigte hier eine Frau durch einfaches Drehen einer Kurbel zu gleicher Zeit drei gleichmäßig glatte und ungemein feste Schnüre, und zwar erhielt sie durch ein einmaliges Umdrehen der Welle nicht weniger als zwei Meter von jeder Schnur.

Die Zeichnenkunst bei den australischen Eingeborenen[1]).

Die meisten Reisenden haben bei den angeblich auf einer tiefen Stufe stehenden schwarzen Eingeborenen Australiens das Talent gefunden schnell und mit sicherer Hand charakteristische Zeichnungen entwerfen zu können. Es ist dieses eine Gabe, die sie mit manchem andern Naturvolke theilen, und die sie in dieser Beziehung weit über unsere deutschen Bauern stellt, wiewohl aus letzteren ein Kaulbach oder Holbein hervorgehen kann, aus den Australiern aber nicht.

Schon die Verzierungen, welche die Eingeborenen an ihren Schilden und Waffen anbringen, sind in ihren Kompositionen hübsch ausgeführt und ähneln den Ornamenten auf unseren prähistorischen Urnen. Während man bei diesen Ornamenten selten gekrümmte Linien findet, sind Sparren, Kreuze und das Fischgrätenornament sehr häufig. Auf einzelnen Waffen erscheinen rohe Figuren von Menschen und vierfüßigen Thieren. Lange bevor die Europäer nach Australien kamen, kannten die Schwarzen eine Art Bilderschrift. Auf der rauchgeschwärzten Innenseite der Rinde, mit welcher eine Hütte am Lake Tyrrell gedeckt war, fand man eine vortreffliche Darstellung mit Scenen aus dem australischen Leben, welche Smyth mittheilt. Wir sehen darauf spielende Kängurus, Kraniche, Emus, Eingeborene Bäume erkletternd, fischende Männer, einen Korrobori-Tanz,

Zeichnung eines australischen Eingeborenen, eine Squattergruppe darstellend.

einen landkartenartig dargestellten See, in welchen ein Fluß fällt, und dergleichen mehr, aber alles sehr wohl charakterisirt und namentlich die Thierdarstellungen höchst lebenswahr.

Oft sind auch die Innenseiten der Opossumfelle, welche die Eingeborenen tragen, verziert. Sie ritzen Linien in das Fell, welche sie mit Fett und Holzkohle oder Mineralfarbe einreiben.

Während die Reisenden in den Höhlen der Kolonie Victoria bisher keine Felsenzeichnungen entdecken konnten, sind dieselben in den übrigen australischen Landschaften nicht selten aufgefunden worden. So in den von Grey beschriebenen Sandsteinhöhlen Westaustraliens, ferner in Queensland und in den nördlichen Distrikten. Stets sind Menschen, Thiere und Scenen aus dem häuslichen Leben dargestellt, ähnlich wie die bereits erwähnten Zeichnungen, und mit Recht weist Smyth die Annahme zurück, als hätte eine andere Rasse als die heutigen Schwarzen oder deren Vorfahren diese Werke gezeichnet. In die gleiche Kategorie gehören die von Norman Taylor auf der York-Halbinsel aufgefundenen Felsenzeichnungen von Männern, Fischen, Schildkröten, bei welchen die Konturen in rothem Ocker, die Flächen aber weiß ausgefüllt sind.

„Eine geradezu ungeheure Masse“ von Zeichnungen ist von Stokes auf der Depuch-Insel, die zur Forestier-Inselgruppe an der Nordwestküste gehört, entdeckt worden. Die

---

1) Nach Brough Smyth, The Aborigines of Victoria. Melbourne 1878. Vol. I, 283—294; vol. II, 257.

Zeichnungen stellen Vögel, Fische, Käfer, Krabben dar und sind in Weiß, Schwarz, Roth, Gelb und selten Blau dargestellt. Die Anzahl der Darstellungen ist so groß, daß Generation auf Generation an dieser „einsamen Gemäldegallerie inmitten des Oceans“ gearbeitet haben muß. Wahrscheinlich handelt es sich hier um eine Fischerstation, die zu bestimmten Jahreszeiten besucht wurde, und wo die Fischer ihre freie Zeit mit Zeichnen sich vertrieben.

Mit unserm Bleistift wissen die Eingeborenen schon recht gut umzugehen, sie wenden ihn, wenn sie seiner habhaft werden, gern an. Der Surveyor Chauncey in Ballarat amüsirte sich damit, die Eingeborenen in der Umgebung seines Wohnortes zeichnen zu lassen, und er erzielte dabei ganz vorzügliche Resultate. Namentlich gelangen die Darstellungen der Europäer einem Burschen Namens Tommy Barnes stets vortrefflich. Derselbe hatte keinerlei Unterricht genossen, zeichnete aber ohne Weiteres die Gruppe von Squatters hin, welche wir in getreuer Faksimile-Reproduktion hier mittheilen. Die Stellungen sind vortrefflich, das ganze Bild hat „Schmiß“ und Tommy ist sicher ein guter Beobachter gewesen.

Kronstadt.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

Wo aus dem Kranze der Höhen halbinselartig die Vorberge des Schuller oder Cristianmare (1804 m) in die Burzenländer Ebene vorspringen, liegt zwischen die Abhänge hineingeschmiegt Kronstadt oder Brassó, Siebenbürgens bedeutendste Handelsstadt. Ein kurzes, enges, von Kalkfelsen umrahmtes Thal erweitert sich zu einem kleinen Becken und bietet Raum für den Kern der Stadt, der sich hier in Gestalt eines unregelmäßigen Vierecks innerhalb der mit Bastionen und Thürmen geschmückten Mauern entwickelt. Drei Vorstädte von beträchtlicher Ausdehnung umgeben das Centrum. Nach Südwesten zieht sich tiefer in die Berge hinein, die rumänische Vorstadt, während zu beiden Seiten eines Hügelpaares, welches vor dem Ausgange des Kronstädter Thales in die Ebene liegt, die „Altstadt“, nach Nordwesten an der Bartholomäuskirche vorüber, und die „Blumenau“, nach Nordosten gegen den Bahnhof hin, aus engem Thale hinausführen und hinauswachsen in die Ebene. Die Altstadt erinnert in ihrem Aussehen noch an die sächsischen Dörfer und wird zum Theil von Bauern oder, wenn man will, Ackerbürgern bewohnt. Bei der Bartholomäuskirche lag die erste städtische Ansiedelung; oft bedroht und umstürmt, zog sie sich wie eine Schnecke tiefer in den Schutz der Berge. Jetzt wird der Raum für Neubauten ziemlich knapp, und das wachsende Kronstadt wird wohl über die Blumenau hinaus nach Nordosten gegen den Bahnhof zu allmählich wieder aus den Bergen hervorkommen, in die es sich einst nothgedrungen zurückziehen mußte. Die Entfernungen vom Centrum der Stadt gegen die Bartholomäuskirche, den Bahnhof und das obere Ende der rumänischen Vorstadt sind nahezu gleich und betragen etwas über $2^1/_2$ km.

Unter der Bevölkerung Kronstadts sind jetzt alle Nationen Siebenbürgens vertreten, während die Stadt ursprünglich rein deutsch war. Als König Andreas im Jahre 1211 den deutschen Orden herbeirief, um das Land gegen die Einfälle der räuberischen Kumanen zu schützen, war Burzenland öde und unbewohnt (deserta et inhabitata). So beginnt die Geschichte dieses Ländchens erst mit dem 13. Jahrhundert, wenigstens die zusammenhängende, denn einzelne Funde werden von siebenbürgischen Geschichtsforschern als Beweise für die Anwesenheit der Römer in dem südöstlichsten Winkel Siebenbürgens gedeutet. Ob die Walachen dieses Weidegebiet nie betraten, muß dahingestellt bleiben, aus dem Schweigen der Quellen und Urkunden, die sie erst 1222 erwähnen, darf man es nach meiner Meinung noch nicht annehmen. 1222 wird ohne weitere Erklärung und Bemerkung die Terra Blacorum genannt; wären die Walachen erst eingewandert nach Ankunft der Sachsen, würde viel eher über ihr plötzliches Auftreten irgendwo eine Nachricht erwartet werden müssen! Jedenfalls beginnt die Geschichte mit der deutschen Einwanderung, und jedenfalls waren die Deutschen auf diesem Boden früher, als die Ungarn und Szekler. Das läßt sich urkundlich nachweisen! Als Bischof Wilhelm von Siebenbürgen 1213 den Rittern den Zehnten schenkt auf diesem Boden, den sie „ex regia donatione imo potius proprio sanguine adepti sunt et a quotidianis paganorum defendunt incursibus“, da bestimmt er, daß Ungarn und Szekler im Falle der Einwanderung (si Hungaros et Siculos ad dictam terram transire contigerit) denselben zahlen sollen. Die Ritter, welchen der König den Bau von Kastellen und Städten [1]) erlaubt hatte, gründeten zur Deckung der Eingangsthore des Ländchens an geeigneten Plätzen schirmende Felsenburgen: die Schwarzburg am Zeidner Berge und weiter nördlich die Heldenburg, die Törzburg oder den Dietrichstein im Süden, die Burg auf dem Kapellenberge bei Kronstadt und die Kreuzburg bei Nyén. Die Bevölkerung des Landes muß schnell gewachsen sein; schon 1223 trägt Papst Honorius III. dem Erlauer Bischofe auf, für die sich unter dem Orden sammelnde Bevölkerung vorläufig einen Dechanten einzusetzen, bis sie bei weiterem Anwachsen eines Bischofes benöthige.

Die Freundschaft zwischen dem Könige und dem Orden war bald zu Ende! König Andreas vertrieb 1225 den Orden und drängte ihn somit auf andere Bahnen und in seiner denkwürdigen, für die Geschichte Preußens, ja Europas folgenschwere Thätigkeit an der Ostsee. Umsonst bat, ermahnte, drohte Honorius III., der kluge König restituirte den Orden nicht! [2])

Die Ritter gingen, die mit ihnen eingewanderte deutsche Bevölkerung blieb und gedieh; schon 1240 werden die Kirchen von Marienburg, Petersberg, Honigberg und Tartlau erwähnt. Furchtbar hat Siebenbürgen im Mongolensturm gelitten, die Urkunden des ganzen folgenden Jahrzehntes eröffnen durch kurze Hinweise und Verordnungen einen Blick auf unsägliches Elend! Einen Trost mochten die Bewohner des Burzenlandes aus dem Umstande

---

[1]) In der ersten Urkunde (1211) heißt es: „castra lignea et urbes ligneas construere eis permisimus“, in einer Bestätigung und Erweiterung (1222) steht statt dessen ligneas lapideas. Siehe Fontes rerum Austriacarum II, 15, 1. Wien 1857. Urkunde X und XVIII.

[2]) Die Briefe stehen im oben citirten Bande der Fontes.

schöpfen, daß ihre langjährigen Feinde und Dränger jenseits der Karpathen, die Kumanen, durch den Mongolensturm weggefegt waren.

Im Jahre 1252 werden in einer Urkunde die „Saxones von Barassu" erwähnt und 1288 datirt König Ladislaus eine Urkunde aus „Braso". Im 14. Jahrhundert zeigt sich Kronstadt bereits als blühende Stadt und Vorort der freien Dörfer des Burzenlandes. Der Vorsprung vor den Nachbarorten war durch die Lage bedingt, die, wenn auch nicht central, doch derartig war, daß kein Ort des Burzenlandes von allen übrigen so leicht zu erreichen war als Kronstadt, welches überdies durch seine geschützte, gesicherte Lage zur Ansiedelung locken mußte. Die Herrschaft der Anjou war für Kronstadt, wie für die Sachsen überhaupt, das goldene Zeitalter. Fröhlich gedieh das Handwerk und blühend entfaltete sich der Handel. Kronstadt erscheint wie ein Knotenpunkt, zu dem die Rohprodukte von Ackerbauern und den Nomaden des Karpathengebirges gebracht und von dem auf Saumthieren oder großen Frachtwagen die Erzeugnisse seiner gewerbthätigen Bürger weithin in die unteren Donauländer und die Ebenen Ungarns geführt werden. 1353 bestätigte Ludwig I. den Kronstädtern ihre alten Freiheiten. Wie er sie (1377) als seine Getreuen (fideles nostri sedis Brassoviensis) bezeichnet, so erkennt auch Sigismund 1395 dankbar die fidelitas indefessa et servitia gratuita fidelium civium mercatorum an [1]). Schon war eine deutsche Schule gegründet, 1385 begann der Bau der in etwa 40 Jahren vollendeten Stadtkirche oder „Schwarzkirche", wie sie seit dem großen Brande von 1689, bei dem das Gewölbe barst, Dach und Thurm, Altar und Orgel verbrannten, auch wohl genannt wird.

Mit dem 15. Jahrhundert beginnen schwere Zeiten für Ungarn und Siebenbürgen, nicht zum wenigsten für die deutschen Gemeinden an der Grenze. 1391 zeigten sich die Türken zuerst in Ungarn, seit 1420 kehren ihre Einfälle regelmäßig wieder.

Das bis dahin nur mit Wall und Graben umgebene Kronstadt fing an, sich in besseren Vertheidigungszustand zu setzen. Schon 1395 befiehlt Sigismund den Ortschaften des Distriktes, den Kronstädtern mit Stein- und Sandfuhren bei dem Bau der Mauern und Gebäude zu helfen und 1422 erläßt er der Stadt den Martinszins auf zehn Jahre, „um ihre durch die (1421) eingebrochenen Türken zerstörten Mauern wieder aufzubauen". Sieben Basteien und dreißig Thürme machten schließlich die Befestigung der Stadt und ihrer Mauern aus, von denen heute nur noch einzelne Stücke erhalten sind.

Daß der Handel Kronstadts unter diesen Umständen bedeutende Einbuße erlitt, daß er zeitweilig ganz stockte, bedarf keiner Auseinandersetzung. Oft standen die Zunftgenossen — anstatt in ihren Werkstätten zu arbeiten — vereint auf ihrer Bastei oder auf den Mauerzinnen, um den anstürmenden Feind abzuwehren. Die gemeinsame Gefahr hatte im 15. Jahrhundert noch zu mehreren Unionen unter den Nationen Siebenbürgens geführt, der Besitz guter Geschütze und schirmender Mauern hatte dem ungarischen Edelmanne einen Bund selbst mit dem sächsischen verachteten „Spießbürger" wünschenswerth erscheinen lassen; das war im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts vergessen, besonders als die Sachsen in den verschiedenen Kämpfen treu zum Hause Habsburg hielten, von dem sie dafür die wärmsten Danksagungen und Versprechen als billige Abschlagszahlung erhalten haben! Wenn man ins Auge faßt, daß der Welthandel seit der Entdeckung Amerikas ganz andere Bahnen einschlug, daß Siebenbürgen im Grunde genommen das abgelegenste Land Europas geworden war, so ist man erstaunt, wie sich trotzdem die kleinen Sachsenstädte immer wieder erholen und selbst in kurzen Ruhepausen zu einem gewissen Wohlstand gelangen. Die Berichte aus dem 16. Jahrhundert, wie die des Andrea Gromo an Cosmo von Medici 1564 und des Bongars von 1585 lassen auf kräftig gedeihende Gemeinwesen schließen.

Gromo bezeichnet Bersovia, d. i. Kronstadt, „wo alle Nachbarvölker wie in einem gemeinsamen Waarenlager zusammenkämen", als die in Bezug auf Gewerbe und Handel blühendste Stadt in Siebenbürgen und rühmt, daß sie „von wissenschaftlich gebildeten, verständigen Männern" geleitet werde. Bongars berichtet von den belebten Wochenmärkten, zu denen alle Freitag und Samstag alle Walachen und Moldauer zusammenkämen; klein und wohl gebaut (petite ville bien bastie) nennt er die Stadt, innerhalb deren Mauern nach wiederholten Bränden von 1558 an nur steinerne Neubauten zugelassen wurden. So gediehen die sächsischen Gemeinwesen trotz mancher schweren Prüfung; verhältnißmäßig rasch erholten sie sich von Schlägen und Verlusten, denn noch waren die Sachsen die einzigen einheimischen Kaufleute und rüstig arbeiteten innerhalb der Mauern die Tuchmacher, Weber, Gürtler, Seiler, Flaschendrechsler, Tischler und Kunstschmiede; sie fanden, wieviel von dem ehemaligen Absatzgebiet auch verloren gegangen war, noch immer hinreichende Verwerthung ihrer Erzeugnisse in dem aller Industrie entbehrenden Lande. Ja ein frischer Zug lenkt und führt die Geister! Durch einen Kronstädter, der in Wittenberg studirt hatte, kam die neue Lehre nach Siebenbürgen. Honterus ist der Name dieses von jedem Siebenbürger Sachsen mit Recht hochverehrten Mannes, von dem einst Martin Luther, als er sein Reformationsbüchlein erhielt, gesagt haben soll: „Das ist wahrlich ein Apostel, den der Herr dem Ungarland erweckt hat!" Das ganze geistige Leben seiner Landsleute lenkte und regierte dieser Mann, der uns, wie so manche Gestalt, um das Jahr 1500 durch die geniale Vielseitigkeit seines Könnens imponirt. Außer theologischen und grammatischen Schriften verfaßte Honterus eine Kosmographie [1]), für die er die 16 beigegebenen Karten selber in Holz schnitt. Durch das in glatten Versen geschriebene Werk, welches für seine Heimath nicht ohne Werth und im übrigen nicht schlechter ist, als die anderen Kosmographien dieser Zeit, ward — wie Verantius, Erzbischof von Gran rühmt — Siebenbürgen bekannter und Kronstadt berühmter. Auch die erste, ausführliche Karte Siebenbürgens ist von Honterus, sie erschien 1532 in Basel. Während der Kriege und Unruhen des 17. Jahrhunderts verfielen Handel und Gewerbe, erstarb das geistige Leben! Am Ende des 17. Jahrhrhunderts waren in Kronstadt 343 Häuser ruinirt und verwüstet, im Kronstädter Distrikte 1236! Die Zeiten der tiefsten Erniedrigung für Deutschland waren es zufällig auch für die Deutschen im fernen Siebenbürgen. Nicht daß die Deutschen in der Folge hinter Engländern und Franzosen zurückblieben, ist wunderbar; daß sie sich aus dem materiellen

[1]) Siehe Schlözer: Kritische Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen. Göttingen 1795. I. Urkunden, S. 32 und 37 bis 39.

[1]) Erste Auflage Krakau 1530. — Ich verweise auf die hübschen Arbeiten von G. D. Teutsch: „Ueber Honterus und Kronstadt zu seiner Zeit", und von Fr. Teutsch: „Drei sächsische Geographen des 16. Jahrhunderts". Beide finden sich im „Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde", das manche gründliche, werthvolle Abhandlung enthält und mit den besten gleichartigen Publikationen Deutschlands in die Schranken treten kann. Die Citate aus Gromo und Bongars sind einem Abdruck und Auszuge ihrer Berichte im „Archiv" entnommen.

und geistigen Elend wieder erhoben, ist erstaunlich und ein Beweis der im Kerne unverdorbenen und freudigen Lebenskraft unseres Volkes! Das gilt von den Brüdern in der Fremde in erhöhtem Maße; sie hatten einen dreimal dreißigjährigen Krieg erduldet — und was brachte das 18. Jahrhundert? Die Herrschaft der Habsburger, für die man geduldet, geblutet, gekämpft! Die Habsburger hatten sichs gefallen lassen, daß die Ketzer für sie kämpften, wie sich einst die Ungarn nicht zu gut hielten, die schirmenden Mauern von „Gevatter Schneider und Handschuhmacher“ aufzusuchen; jetzt schien es Regentenpflicht, die in thörichter Blindheit verharrenden, im übrigen ganz wackeren Unterthanen zu erleuchten! So ward das Leben nicht bloß in kleinlichem Hader hingebracht und der Gesichtskreis verengt, es ward auch vielfach vergiftet! Die Sachsen haben wie ihre Nationalität, so auch ihren Glauben bewahrt; ein Glück für sie ist's gewesen und ist's bis zur Stunde, daß die Ungarn zum guten Theile reformirt sind!

Noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts hatte der Kronstädter Bürger in materieller Beziehung wieder sehr glückliche Jahre. Je lebhafter aber der Donauhandel sich gestaltete, desto mehr verlor das durch schlechte Straßen übel berufene Siebenbürgen. Die Stromschnellen bei Orsowa, die versandeten Donaumündungen hatten die Donaufürstenthümer zur Domaine Kronstadts gemacht; seit der Mitte des Jahrhunderts steigerte sich der Verkauf englischer Manufakturen in den unteren Donauländern rapide und beschränkte den Absatz der einst beliebten und berühmten Kronstädter Waaren. Es kam hinzu, daß die Eisenbahn durch Galizien früher gebaut wurde, als die über Klausenburg nach Bukarest und Kronstadt führende. Die anfänglich nur bis Kronstadt geleitete Bahn brachte die Konkurrenz der vorgeschrittenen Industrie des westlichen Europas, während der Absatz nach Rumänien vor Vollendung der Bahn durch den Tömöspaß bei den hohen Frachten fast außer Konkurrenzfähigkeit gesetzt wurde. Noch heute ist die Krisis nicht vorüber, d. h. diejenige für den zu plötzlich der europäischen Konkurrenz gegenübergestellten sächsischen Handwerker; daß der Handel sich entfalten wird, scheint bei der Lage Kronstadts ohne Zweifel, ja er hat es bereits gethan, wie man, ohne den letzten Bericht der Handels- und Gewerbekammer zu kennen, aus der seit 10 Jahren eingetretenen Verdoppelung der jüdischen Bevölkerung schließen kann.

Wie glücklich sich auch die Zukunft Kronstadts gestalten möge, die Stellung, die es einst als deutsches Kulturcentrum einnahm, wird es schwerlich wieder erlangen; Kronstadt ist nicht mehr wie Hermannstadt eine deutsche Stadt. Wenn man die Räume des am Abhange der „Zinne“ erbauten Schützenhauses durchschreitet und aus den Fenstern des wappengeschmückten Saales hinabblickt auf die Giebel und Dächer der inneren Stadt, wenn man vor dem Grauen des Tages oder spät in der Nacht beim Mondlicht über den Markt und zwischen den zweistöckigen Häusern hin durch die gepflasterten Straßen wandelt, dann mag man sich wohl im Geiste in eine deutsche Mittelstadt versetzen, aber kaum beginnt das Leben des Tages, da erscheinen an den Röhrenbrunnen die Szeklermädchen, an den Straßenecken die rumänischen Dienstleute. Das bunte Treiben des Marktes zeigt ein Gemisch von Typen und Trachten, unter denen das rumänische Element als das überwiegende hervortritt.

Kronstadt hat nach der letzten Zählung mit den Ansiedlungen längs der Bahn bis zum Tömöspasse 29716 Einwohner, davon haben 9998 das Deutsche, 9651 das Magyarische und 9431 das Rumänische als Muttersprache angegeben. Außer den Juden (jetzt 600) haben sich seit 1870 die Magyaren verhältnißmäßig am meisten verstärkt, denn von dem Zuwachs von 1950 Seelen kommen allein 800 den Magyaren zu Gute. „Diese Zunahme — sagt der frühere Redakteur des Siebenbürgischen Tageblattes und jetzige Abgeordnete Carl Wolff [1]) — ist nicht allein dem Umstande zuzuschreiben, daß der Magyar den verfallenden Edelhof mit dem Amte in der Stadt vertauscht, sondern hängt auch damit zusammen, daß das Kleingewerbe zum Theil in magyarische Hände übergeht. Die ungarische Regierung hat in letzter Zeit viel für die Hebung des gewerblichen Geistes im Szeklerlande durch Errichtung von Gewerbeschulen und Förderung der Hausindustrie geleistet. Demzufolge kommt der Szeklerjunge vorbereitet oder doch mit der geweckten Neigung für das Gewerbe in die Stadt. In dieser Erscheinung liegt eine ernste Mahnung für die sächsischen Dörfer ihr Auge auf die Hausindustrie zu richten, um die lange Wintermuße zu veredeln und sich zugleich besser zum Kampf ums Dasein zu rüsten!“

Um die Bedeutung und den Einfluß des magyarischen Elements nicht zu überschätzen, muß man nicht außer Acht lassen, daß ein großer Procentsatz desselben in untergeordneter Dienstbotenstellung lebt. In allen sächsischen Familien zieht man die Szeklermädchen als sauberer und fleißiger den Rumäninnen vor. Der Andrang der Szekler zum Kleingewerbe ist eine Erscheinung, die sich ähnlich in Ungarn an manchem Platze gezeigt hat. Die deutschen Lehrmeister werden schließlich verdrängt oder absorbirt. Dem Wunsche Kronstadt zu magyarisiren, verdanken sicher die Szekler einen großen Theil von der väterlichen Fürsorge der Regierung!

Trotz Allem wird Kronstadt schwerlich das Schicksal des völlig magyarisirten Klausenberg erleiden. An eine Unterdrückung des Deutschthums durch die Magyaren glaube ich nicht, wie schwer auch die Bedrückungen werden mögen, viel eher scheint mir eine Ueberwucherung und Absorbirung des Deutschthums durch das Rumänenthum möglich. Lautlos und allmählich vollzieht sich der Proceß. In mancher Ortschaft, auch des Burzenlandes, ist er in seinen Resultaten zu beobachten. In Marienburg und in Tartlau z. B. sind sächsische Bauernhäuser in großer Anzahl von Rumänen besetzt. Wie die Spatzen aus dem Rohrdach in die unter den Verschalungen gebauten Schwalbennester einziehen, die sie zwar nicht selber bauen, aber doch behaglich finden, so der am Rande des Dorfes angesiedelte Rumäne in das sächsische Bauernhaus! Die Belgerei in Kronstadt, d. i. die obere Vorstadt, soll ihren Namen ursprünglich von Bulgaren haben, die sich am Ende des 14. Jahrhunderts als Arbeiter und Handlanger beim Kirchenbau hier niederließen. Daß die nachher hier zugewanderten Rumänen sich die zurückgebliebene bulgarische Bevölkerung assimilirt haben, ist nicht unwahrscheinlich, jedenfalls ist aber der Procentsatz eines bulgarischen Elementes nicht so groß, daß man mit Windisch[2]) sagen könnte: es seien die Bulgaren mit der Zeit zu Walachen „ausgeartet“! Stetig ist die Zahl der Rumänen in Kronstadt gewachsen, obwohl in der letzten Zeit die besseren Verhältnisse in Rumänien selbst manche tüchtige Elemente der siebenbürgischen Stammesbrüder über die Grenze gelockt haben. In Siebenbürgen waren die auf Sachsenboden angesiedelten Rumänen ihren Brüdern meist

[1]) Carl Wolff: Sächsische Städte und ihr Haushalt. Hermannstadt 1881. Verfasser giebt auf 32 Seiten eine klare, knappe, interessante Darstellung.

[2]) „Geographie von Siebenbürgen“ Preßburg 1710.

etwas vorausgeschritten, besonders die Kronstädter. Kronstadts Rumänen haben sich mancher Gunst erfreut, die große Kirche in der Oberstadt ward ihnen 1751 von der russischen Kaiserin Elisabeth gebaut, ihr Gymnasium, das sich einer gedeihlichen Entwickelung erfreut, ward mit Unterstützung aus den Donaufürstenthümern gegründet. In Kronstadt zuerst ist der Rumäne zu einer gesicherten bürgerlichen Existenz gekommen! Auf der Verbindung mit Rumänien beruht Kronstadts Gedeihen, das giebt für das rumänische Element in der Stadt, dem es nicht an einsichtigen, tüchtigen und energischen Männern fehlt, eine bedeutende Chance. Dieses Aufstreben, dieses Erwachen eines lang gemißhandelten Volkes, in dem so manche gute Kraft steckt, und dem man das Beste wünschen muß, erfüllt das Herz mit einem gewissen Bangen, wenn man an die Zukunft der deutschen Brüder im Sachsenlande denkt.

Gewiß werden sie ihre Kraft zusammennehmen, um trotz mancher Schwierigkeiten Stand zu halten und rühmlich ringen in dem rühmlichsten Streite. Sie haben ja lange auf Vorposten gestanden, ohne jede Theilnahme im Mutterlande!

Mendelssohn in seinem „Germanischen Europa" (Berlin 1836) weiß von ihnen nur ihre Schwächen und Fehler, Engherzigkeit und spießbürgerlichen Sinn zu berichten, ja er meint, es gebreche ihnen an kriegerischer Kraft. Das letzte Urtheil ist durchaus ungerecht, während des geistvollen Schriftstellers berechtigter Tadel dem einsichtigen Sachsen nichts Neues sagt. Wer die siebenbürgische Literatur kennt, der wird wissen, daß die geistigen Führer der Sachsen durchaus nicht blind sind gegen manche eingewurzelte Schäden und Schwächen, daß sie energisch und kräftig, soviel in ihren Kräften steht, an Heilung gehen! Engherzig mußten die Sachsen in mancher Beziehung sein! Wenn bis 1797 in Kronstadt nur ein Sachse Hausbesitzer sein durfte, so ist das eine Bestimmung, die nöthig war zu ihrer Selbsterhaltung. Ich will nicht Zeugnisse von Deutschen zu Gunsten Deutscher anführen, der Engländer Boner, den keiner, der sein Buch gelesen hat, für einen Magyarenfeind halten wird, rühmt die „well-informed intelligent men" der Kronstädter Sachsen und ihr Geschick im self-governement! Ratzel, der unmittelbar nach dem Kriege 1870/71 Siebenbürgen bereiste, vermißt in Kronstadt den deutschen Sinn und ermahnt den Burzenländer zusammenzustehen mit dem Bruder im Altlande. Mir scheint, als klinge noch etwas von der Hermannstädter Stimmung, die die Verhandlungen über den Bahnbau naturgemäß hervorgerufen hatte, durch; überdies richten sich Ratzel's Worte hauptsächlich gegen die in Kronstadt auftretende jung-sächsische Partei. Wer an echt nationaler Gesinnung der Kronstädter zweifelt, der gehe hin, wenn sie am Sedanfeste ihre Freudenfeuer abbrennen, oder lese die Berichte über ihre Gedenkfeier Lessings! Sie werden dafür oft genug als Landesverräther beschimpft, als ob sie hofften und trachteten mit dem Deutschen Reiche vereint zu werden. So romantisch sind die Kronstädter nicht! Ich habe nicht einen Sachsen kennen gelernt, der nicht mit inniger Liebe an seinem Lande hinge, das ja zum großen Theil ihm seine Kulturentwickelung verdankt! Sollte das der Kronstädter nicht thun, wenn er von der Zinne herabschaut auf seine schöne Vaterstadt und hinaus auf die deutschen Dörfer und die ragenden Berge!

Wenn ich die Feder ruhen lasse und aufschaue, fällt mein Blick auf ein Bild Kronstadts, ein Andenken an werthe Männer. Lebendig bis ins Einzelne, wie damals, als ich in ihr weilte, wird mir das Bild der schönen Stadt und ihrer pittoresken Umgebung [1]), lebendig so manche männliche Gestalt von ernstem Willen und tüchtigem Können und aus vollem Herzen wie das Lebewohl kommt noch heute das „Glück auf" ihrem wackeren Ringen und Streben für das Gedeihen von Schule und Gemeinde und zur Ehre ihres deutschen Namens. —

---

[1]) Auch Boner sagt: The site of Kronstadt is strikingly picturesque.

Die Verunstaltung der Schädel in Rußland.

Die Unsitte, den ganzen Kopf durch mechanische Hilfsmittel umzuformen, ist bekanntlich sehr weit verbreitet; die Anthropologen haben sich aber mit derselben mehr bei außereuropäischen Völkern als bei den Bewohnern unseres Erdtheils beschäftigt, und doch ist dieselbe auch in Europa nicht gerade selten. Wir kennen sie aus Frankreich, wo falsche Begriffe von Schönheit sie hervorrief, und jetzt aus Rußland durch eine Abhandlung von E. Pokrowsky, die in den Bulletins der Moskauer naturforschenden Gesellschaft (4. Lieferung 1882) in russischer Sprache mitgetheilt und der das Nachstehende auszugsweise entnommen ist.

Bekanntlich hat Broca nach Mittheilungen Smirnow's sich mit der künstlichen Schädeldeformation im Kaukasus beschäftigt, und auch Virchow hat sich für diesen Gegenstand interessirt. Nun hat Broca bei Gelegenheit einer Mittheilung, welche er dem anthropologischen Kongreß zu Moskau über die toulousische Schädeldeformation machte, auf die Möglichkeit hingewiesen, daß dieselbe Sitte auch in gewissen Theilen Rußlands existire, und dadurch ist Pokrowsky bewogen worden, seine Beobachtungen über diese Gewohnheit zu publiciren. Ueber alle Provinzen, mochten sie auch noch so wenig Originalität der Sitten aufzuweisen haben, hat er sich genau unterrichtet und ist zu dem Resultate gekommen, daß die Sitte der Schädeldeformation wirklich in einigen Gegenden Rußlands besteht und zwar besonders im Kaukasus, wo sie schon Hippokrates und Strabon kennen, in einem Theile Weiß-Rußlands und bei den Lappen im Gouvernement Archangelsk.

Hierauf beschreibt Pokrowsky die verschiedenen Arten der Deformation von Kinderköpfen; anders ist dieselbe in Tiflis und Cartalini (Distrikt Achaltzik, Gouvernement Tiflis), wo das Haupt, in vertikaler Richtung sich ausdehnend, die Form einer Melone erhält; anders ist sie in den Distrikten von Sygnach und Deuchet in demselben Gouvernement, in welchen besonders Armenier und Georgier wohnen, anders bei den Griechen an den Ufern der Tsalka. Nach dem Zeugnisse des griechischen Priesters Gregorius Popandopulo schnürt man in letzterer Gegend das Haupt des Kindes bis zum zweiten oder dritten Monat fest zusammen, um zu verhindern, daß es dick wird. Denn nach der Meinung des Volkes sind kleine Köpfe schöner und klüger als große. Dieses Verfahren hat in der That Einfluß auf den Umfang

der Köpfe der Einwohner dieses Landes, der Kinder sowohl wie der Erwachsenen.

Die Tataren des Distrikts Etschmiadsin im Gouvernement Eriwan umhüllen, wie Frau Ostanewitsch erzählt, den Kopf des Neugeborenen mit Watte, setzen eine feste Kappe darüber und befestigen diese mit einer Binde. Diese Gewohnheit hat großen Einfluß auf die Schädelform der Tataren. Die genannte Dame hat während ihres Aufenthaltes bei den Nomaden gesehen, wie Kinderköpfe, welche bei der Geburt noch ganz rund waren, nach Verlauf einiger Zeit in Folge dieser Einpressung eine häßliche, längliche Form erhielten.

Hierauf folgen bei Pokrowsky die verschiedenen Arten der Schädeldeformation bei den Armeniern und Tataren des Distriktes Scherura-Dalaquelts, bei den Kisten, bei den Moslemin von Karabatsch im Distrikt Schuschin und bei den Bewohnern der angrenzenden Distrikte des Gouvernements Elisabethpol; ebenso sind behandelt der Bezirk Darghin, das westliche und gewisse Gegenden des südlichen Daghestan, die Kaputschins, die Kumücken, die Tschetschen und die Nogaïer des Bezirks Hosaw-Turtow, bei denen allen Deformation vorkommt. Schädel als Belege der beschriebenen Deformationen besitzt Pokrowsky leider nicht.

Es sind aber nicht allein Kappen und Binden, vermittels welcher die Deformation hervorgebracht wird, auch die Wiegen und die Lage des Kindes darin auf dem Rücken tragen dazu bei, das Hinterhaupt abzuplatten, worauf schon Broca den Moskauer Kongreß aufmerksam machte. Und zwar findet man überall dieselbe Form der Wiege, in Turkestan, in Persien, überhaupt in ganz Central-Asien. Was den Gebrauch von Binden in Polen betrifft, so bemerkt Sacharow, daß in den Bezirken von Gurnokalwari und Radomsk die Hebamme zunächst nur mittels der Hände dem Kopfe des Neugeborenen die Form einer Kugel zu geben versucht. Gelingt ihr dies nicht, dann erst nimmt sie ihre Zuflucht zur Binde.

In Weiß-Rußland ist es nicht allgemeine Sitte, dem Kopfe künstlich irgend eine bestimmte Form zu geben. Findet aber die Hebamme, daß das Haupt des Neugeborenen nicht regelrecht gebaut ist, so greift man auch hier zur Binde. Pokrowsky vermuthet, daß in Weiß-Rußland diese Sitte nicht eine nationale, von den Vorfahren überkommene ist, sondern daß sie von den Polen stammt, welche großen Einfluß auf die Sitten dieses Landes ausgeübt haben.

Nach dem Zeugniß mehrerer Lappen endlich, welche 1879 von Archangelsk nach Moskau kamen, ist die Gewohnheit, die Kopfform der Kinder künstlich zu modificiren, durchaus nicht unter allen nomadisch lebenden Lappen verbreitet; sie wird nur in gewissen Familien oder Stämmen der Tradition gemäß ausgeübt. Wenn man hier den Kopf eines Kindes wäscht, bedeckt man ihn mit einem besonders dafür eingerichteten Mützchen, welches die Bestimmung hat, „das Eindringen von Wasser in den Schädel zu verhindern“. Denn dies würde nach Meinung der Lappen den Kopf anschwellen machen, während doch die kleineren Köpfe die schöneren sind. Dieser einzig dastehende Aberglaube der Lappen hat vielleicht darin seinen Grund, daß bei ihnen Hydrokephalie häufig vorkommt. Sollte diese Vermuthung Bestätigung finden, so würde es sich erklären, daß bei dieser Rasse größte Geräumigkeit des Schädels und außerordentliche Kleinköpfigkeit nebeneinander vorkommen, ein Umstand, dessen Erklärung bisher viele Schwierigkeiten gemacht hat.

Kürzere Mittheilungen.

G. vom Rath's „Durch Italien und Griechenland nach Palästina“.

Eine äußerst ansprechende Gabe sind die zwei Bände, in welchen Professor G. vom Rath seine Reise „Durch Italien und Griechenland nach dem Heiligen Land“ (Heidelberg, C. Winter 1882) beschreibt; es sind zum Theil viel besuchte Gegenden, aber es hat immer sein eigenes Interesse, wenn solche von dem Standpunkte des Fachmannes, hier also des Geologen und Mineralogen, geschildert werden, der uns auf Dinge aufmerksam macht, welche jedem andern entgehen. Und von diesem Gesichtspunkte aus gefällt uns der erste Band am meisten, sei es, weil die darin behandelten Gegenden Italiens und Griechenlands zum Theil von ganz besonderm geologischen Interesse, Palästina aber ein geologisch ziemlich einförmiges Land ist, sei es, daß gerade über Palästina eine Reiseliteratur von unübersehbarem Umfange vorhanden ist. Immerhin wird sich der Leser durch die zahlreich eingeflochtenen Parallelen zwischen der Jetztzeit und dem Einst und die Reminiscenzen an die Bibel angezogen fühlen und dem liebenswürdigen Erzähler bis zum Schlusse eine lebhafte Theilnahme bewahren. Es sei uns erlaubt, auf Einzelnes aufmerksam zu machen, wie auf Bd. I, S. 7 f. den Besuch im Gotthardtunnel und die darin gemachten geologischen und anderen Beobachtungen: „Wie es den Botaniker erfreut, in lichterfüllten Himmelsstrichen fremdartige Pflanzen an ihren ursprünglichen Standorten zu sammeln, so entzückt den Geologen, 1500 m unter dem Prosa-Gipfel die krystallbedeckte Kluft, welche durch den Sprengschuß eben geöffnet wurde. Der Krystall, der in bewundernswerther Weise Gesetz und Weg dem Lichtstrahl weist, wurde doch nie vom Licht bestrahlt. Daß auch in diese Tiefe durch die Felsenspalte organisches Leben vom Tage aus eindringt, beweist der von Dr. Stapff in dem niederträufelnden Wasser aufgefundene Bakterienschleim.“ Prächtig wird S. 37 ff. der Kampf geschildert, welcher in den berühmten Fällen des Velino bei Terni zwischen der mechanischen zerstörenden Kraft des Wassers und seiner chemischen aufbauenden Thätigkeit herrscht, und in welchem letztere den Sieg davon trüge, wenn nicht Menschenhand die sich verstopfenden Abflüsse reinigte. Die erste und hauptsächlichste Ursache dieser Tuffbildung war die Pflanze und ihr Wachsthum. „Das Pflanzenleben, welches unter der versteinernden Kraft des Wassers zu erliegen scheint, ist eine der wesentlichsten Ursachen der Tuffbildung. Es klingt paradox und ist dennoch wahr, daß die Pflanze ihr Sterbekleid oder den schweren Steinpanzer, unter dem sie erstickt, sich selbst webt und fertigt. Die Pflanze athmet wie aus der Luft, so auch die im Wasser und im Wasserstaub gelöste Kohlensäure ein und entzieht dadurch dem Kalkkarbonat sein Lösungsmittel. Das Steinsediment fällt auf die belebte Pflanze nieder, welche verkümmert und abstirbt, wenn sie nicht wie die Algen und Wassermoose die Fähigkeit besitzt durch Spitzenwachsthum unbegrenzt den ersterbenden Leib zu verjüngen. . . . . . So betheiligt sich das organische Leben auch an den geologischen Bildungen und zwar um so mächtiger, je unscheinbarer und geringer das Einzelwesen ist.“ Ebenso machen wir aufmerksam auf die Abschnitte über die Vesuvprodukte (S. 56 ff.), das Erdbeben

von Casamicciola (S. 69), dasjenige vom 16. December 1857 (S. 79), den Berg Volture (S. 86 ff.), die Wanderung auf Tinos (S. 139 ff.) und anderes mehr. Von Interesse ist, daß der antike Aufidus, welcher auf den Karten heute Ofanto heißt, bei dem anwohnenden Volke seinen Namen „Ofido" bewahrt hat (S. 84). Zum Schlusse einige ethnographische Bemerkungen vom Rath's. In den Provinzen Salerno und Potenza ruht die schwere Arbeit, auch zum größern Theile die Feldarbeit, auf den Frauen. Sie setzen ihren Stolz darin, wesentlich durch ihrer Arme Kraft die Familie zu ernähren und es dem Manne möglich zu machen, ein halb müßiggängerisches Leben zu führen. Auf dem Markte von Eboli hatte vom Rath's Gewährsmann bei einem Streite zweier Frauen gehört, wie die eine voll Stolz der andern zurief: „Du bist keine Frau, die durch ihre Arbeit es dem Manne ermöglicht, auf dem Platze spazieren zu gehen!" Ebenso bildet in der ganzen Basilicata der Transport des Wassers zu den hochliegenden Ansiedlungen einen wesentlichen Theil der Frauenarbeit. Zwischen Potenza und Avigliano durchfuhr Prof. vom Rath einen schluchtenreichen Distrikt, dessen Anbau den Bewohnern ein rühmliches Zeugniß gab (I, S. 82). „Ueberall sind die Steine, die in schrecklicher Menge das Land bedecken, zusammengetragen, um Ackerland zu gewinnen. Die Frauen wetteifern in Arbeitsleistung mit den Männern. Vom frühen Morgen bis zum Abend bearbeiten sie mit der ‚Zappa' (Karst) das Feld, dann schleppen sie noch aus dem Wald eine Holzlast von 50 bis 60 kg nach Hause. Sie setzen hier ihren Stolz in die Arbeit. Sie sind nicht etwa durch dieselbe gebeugt. Welche Gestalten sieht man! In stolzer Kraft schreiten sie aufrecht einher; die Züge nicht selten von edlem Schnitt, wenngleich der Ausdruck rauh und hart. An der Quelle unter Avigliano füllte eine Menge von Frauen schmale Fässer und trug sie zur Stadt hinauf. Eigenthümlich ist die Tracht der Aviglianeserinnen. Der Kopf ist von einer schweren schwarzen Tuchkapuze bedeckt, um den Hals Goldketten — bei der Werktagsarbeit, über dem Busen schön gestickte Tücher, ein rothes Mieder und rothe Strümpfe. Nun aber das Seltsamste, der Tortiglione. Frauen und Mädchen, bis zu den kleinsten hinab, binden unter dem in enge Falten gelegten Rock eine aus Tüchern gewundene, sehr dicke Wulst, welche den Hüften eine ganz unnatürliche, horizontal vorspringende Form giebt. Diese Mißgestaltung des weiblichen Wuchses, das Häßlichste, was sich denken läßt, gilt in den Augen der Aviglianeserinnen als ein großer Schmuck. Jede Gemeinde in den Provinzen Salerno und Basilicata soll eigenthümliche Frauentrachten besitzen. Durch eine fast bedenkliche Freiheit sollen sich die Trachten von Polla, San Pietro, San Arsenio, San Rufa (etwa 4 Meilen südlich von Potenza) auszeichnen." Sehr erfreulich ist auch, was S. 107 f. über die Fortschritte Süd-Italiens berichtet wird. „Seit etwa $1\frac{1}{2}$ Jahrzehnten, da Calabrien aus durchaus mittelalterlichen Zuständen in die Neuzeit trat, hat auch hier der Mensch erfolgreich den Kampf gegen eine rauhe Natur begonnen. Wo den weißen, blendenden Thonschichten nur ein wenig Kalk beigemengt ist, da erblickt man neue, wenn auch noch dürftige Weizenfluren. Straßen, das Centralgebirge überschreitend, verbinden jetzt die Städte unter einander. Das Streben der bourbonischen Regierung, die Provinzen, Landschaften und Städte zu isoliren, ist zu schanden geworden. Als eine lächerliche Thorheit erscheint der Ausspruch des bourbonischen Königs: die gemeinsame Liebe zum Souverän wäre Vereinigung genug für die verschiedenen Theile und Glieder des Reiches. Eisenschienen verbinden jetzt, stark und unlösbar, auch das ferne arme Calabrien mit dem großen reichen Mutterland. Welche Veränderung haben sie in den Bewohnern der Küstenlandschaft während eines einzigen Jahrzehnts hervorgerufen! Die Bahnlinie zieht mit unwiderstehlicher Kraft die Bevölkerung von ihren fernliegenden Stadtbergen herab zur Küste. Die alten handelsfrohen Griechenstädte (so Locri Epizephyrii) lagen am Gestade. Als dann später der Segen der Meeresnähe sich in Fluch verwandelte und alle diese herrlichen Küsten durch Menschenräuber heimgesucht wurden, verödeten sie; die geängstete Bevölkerung zog sich mehr und mehr auf die Naturfestungen des Gebirges zurück. . . . . . . In dem Maße wie diese hohen, kühnen, wasserlosen Städtelagen veröden, wächst an der Bahnlinie eine Reihe blühender Städte empor."

Wir brechen hier mit diesen kurzen Auszügen, denen sich solche über Griechenland und die Levante genug anreihen ließen, ab und verweisen unsere Leser, namentlich aber Palästinafahrer, auf das Rath'sche Buch selbst.

Stimmen aus der Südsee über den Menschenraub.

Von Henry Greffrath.

Auch im „Globus" wurde schon gelegentlich auf den Menschenhandel hingewiesen, welcher von sogenannten Labour-traders betrieben wird, Schiffen, die sich mit der Lieferung von Eingeborenen der Südsee-Inseln, gewöhnlich Kanakas oder auch Polynesier genannt, an die Plantagenbesitzer in Queensland und auf den Fidschi-Inseln befassen. Man suchte der öffentlichen Stimme, welche dagegen laut wurde, dadurch zu begegnen, daß die Regierung solchen Schiffen einen Beamten (Government agent) beigab, der darauf sehen sollte, daß kein Polynesier gegen seinen Willen oder ohne Einwilligung seiner Angehörigen an Bord des Schiffes gebracht würde. Das war indeß weiter nichts als Schein oder reiner Humbug! Die Sache blieb, wie zuvor, Menschenraub und Menschenhandel.

Man hat in letzter Zeit wieder häufiger von Mordthaten gehört, welche an Weißen, die auf Inseln der Südsee landeten, verübt wurden. Der Vorgang wird dann gewöhnlich in öffentlichen Blättern recht grausig geschildert; ein Kriegsschiff erscheint bald darauf vor der Insel, einige Dörfer, deren Bewohner sich in schwer zugängliche Dschungel geflüchtet haben, werden eingeäschert, sämmtliche Kanoes verbrannt, und die Kokosbäume, von deren Früchten die Eingeborenen leben, niedergehauen. Was aber jene Mordthaten veranlaßt hat, wird in der Regel sehr sorglich verschwiegen. Um so erfreulicher ist es, wenn da einmal Ehrenmänner, unbekümmert um den Haß und die Verfolgung derer, welche aus Menschenfleisch Kapital schlagen, ihre Stimme erheben und im Namen der Civilisation den Skandal einer modernen Sklaverei an den öffentlichen Pranger stellen. Der jetzige Kommandant der in Australien stationirten englischen Flotille, Kontre-Admiral Wilson, läßt sich darüber in seinem officiellen Berichte an die englische Regierung mit diesen Worten aus: „Ich glaube zwar nicht, daß meine gegenwärtigen Vorschläge dem argen Unrechte, welches an den Polynesiern der Südsee verübt wird, gänzlich Einhalt thun werden, denn das kann nur durch ein Verbot der Einfuhr polynesischer Arbeiter in Australien geschehen, aber immerhin dürften sie die traurige Lage dieser Menschen, welche in vielen Fällen viel schlimmer ist als die der Sklaven unter Europäern oder Amerikanern, wenigstens in etwas bessern."

Noch schärfer spricht sich der Rever. D. Macdonald, seit zehn Jahren Missionär der presbyterianischen Kirche auf den Neu-Hebriden, in einem offenen Sendschreiben an den „Melbourne Argus" vom 6. Oktober 1882 aus. Es heißt darin: „Die den „Labour-traders" beigegebenen Regierungsagenten akkommodiren sich meistens dem Interesse der Kapitäne und nützen den Eingeborenen wenig oder gar nichts. Es ist neuerdings in australischen Zeitungen über die Ermordung der Schiffsmannschaft des Schoners Dauntleß auf der Insel Apia viel Geschrei erhoben worden. Aber was gab die Veranlassung dazu, welche man verschwieg? Ein junger Polynesier war von Matrosen eines solchen — nennen wir es geradezu — Sklavenschiffes ergriffen worden und sollte gewaltsam aufs Schiff gebracht werden, als sein Vater, ein

alter Mann und Häuptling eines Stammes, ihm zu Hilfe eilte und dafür auf der Stelle meuchlings erschossen ward. Daß die Racheakte der Eingeborenen öfters an die falsche Adresse gelangen, darf bei einem wilden Naturvolke nicht Wunder nehmen. Es macht eben den ganzen Stamm der Weißen, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, für Thaten des Individuums verantwortlich. Und nicht bloß Kinder werden von diesen gewissenlosen Händlern in Menschenfleisch ihren Eltern entrissen, sondern auch Frauen und Männer gewaltsam von einander getrennt und fortgeschleppt. Noch kürzlich wieder wurde in dieser Weise auf der zu den Neu-Hebriden gehörigen Insel Sandwich eine Frau Namens Erewo ihrem Manne Charlie entführt. Letzterer, so wie der dort stationirte Missionär, Rever. O. Michelsen, und dessen Frau wurden beim Regierungsagenten des Schiffes vorstellig, allein vergeblich —, die arme Frau mußte fort von ihrem Manne auf die Plantagen in Queensland, damit der Kapitän ein Judasgeld an ihr verdiente. Der Eingeborene Charlie ist Heide, und dennoch verhinderte er seine Stammesgenossen Rache zu nehmen. Er tröstete sich mit der Hoffnung, die Regierung von Queensland werde, wenn von dem Vorfalle unterrichtet, ihm seine Frau bald zurücksenden. Der Kommandant eines kurz darauf eingetroffenen Kriegsschiffes war darüber empört und versprach Remedur. Um sich der geraubten Frauen zu versichern, haben die Plantagenbesitzer die Mähr erdacht, daß dieselben bei der Rückkehr auf ihre Inseln von den Ihrigen immer ermordet würden. Aber das ist eine unverschämte Lüge, so etwas geschieht nie!!"

Es besteht in Queensland allerdings die gesetzliche Bestimmung, daß Kanakas, nachdem sie einen Zeitraum von drei Jahren auf den Plantagen gedient haben, auf ihre Inseln frei zurückgebracht werden müssen. Aber auch hier wieder fügt sich ein neues Unrecht zum alten. Die armen Geschöpfe werden beim Rücktransport, wenn es dem Schiffskapitän eben besser konvenirt, nicht selten auf einer Insel abgesetzt, wohin sie nicht gehören, um dann dem grausigen Schicksale zu verfallen, getödtet und gegessen zu werden.

Der Rever. Macdonald schließt mit folgenden sehr wahren Worten: „Es ist ein Skandal, daß Großbritannien, welches die Sklaverei in seinen Kolonien abgeschafft und auch zur Beseitigung derselben in anderen Staaten so viel beigetragen hat, jetzt einen gleich unheilvollen und gleich unchristlichen Menschenhandel gegen die hilflosen Südsee-Insulaner aufkommen läßt. Diese „Labour-traders" rauben Kinder, stehlen Männer und Weiber und schießen die, welche sich dabei ihrer Haut wehren, wie die Hunde nieder — ist das, frage ich, der Würde, der Ehre und Gerechtigkeit eines großen Kulturstaates, wie doch der englische Staat ist, angemessen?? Diese Art Menschenhandel wird die Rasse der Papuas ihrem Untergange zuführen. Warum verwenden die Plantagenbesitzer in Queensland und auf den Fidschi-Inseln nicht Kulis aus Ostindien oder China zu ihren Arbeiten? Man antwortet: diese verlangen einen höhern Lohn. Aber mag eine Produktion, welche die freie Arbeit nicht verträgt, lieber zu Grunde gehen. Lat justice be done, though the heavens fall!"

Nach den letzten Nachrichten aus Australien hätte die englische Regierung den Sir Arthur Gordon, frühern (von 1875 bis 1880) ersten Gouverneur der Fidschi-Inseln und jetzt Gouverneur von Neu-Seeland, nach England berufen. Sir Arthur ist ein genauer Kenner der polynesischen Zustände, und man will seine Rathschläge, wie dieselben zu verbessern seien, anhören. Wir geben zu, daß, wie sich die Verhältnisse in Queensland nun einmal gestaltet haben, die Kanaka-Frage eine „sehr verzwickte" ist. Zum Schlusse noch einige Worte über die Stellung der Polynesier auf den Zuckerplantagen in Queensland. Ihre Dienstzeit soll sich, wie schon angegeben wurde, auf drei Jahre belaufen, und sie sollen dann auf Kosten des Pflanzers, in dessen Dienst sie standen, in ihre Heimath zurückgeschafft werden. Der jährliche Lohn beträgt 6 Pf. St., also für die drei Jahre 18 Pf. St. Da aber in ihrer Heimath das baare Geld keinen Werth hat, so legen sie ihren Verdienst in allerlei, zum Theil sehr nutzlosen Sachen an, von denen die Pflanzer Vorrath halten und wobei ihnen noch ein guter Gewinn zufällt. Die Kanakas erhalten ferner freie Kleidung und Kost, welche sich auf ungefähr 12 Pf. St. per Jahr berechnen mögen. An Rationen, deren weitere Zubereitung sie selber zu besorgen haben, werden ihnen per Tag verabreicht: 1 Pfund (453 Gramm) Fleisch oder 2 Pfund Fisch, 1 Pfund Brot oder Mehl, 5 Unzen (189 Gramm) Zucker oder Melasse und 4 Unzen Reis oder 8 Unzen Maismehl, außerdem noch etwas Tabak, Salz, Seife u. s. w. Es leuchtet ein, daß diese täglichen Rationen so weit reichlich bemessen sind, aber dennoch scheint der Gesundheitszustand dieser polynesischen Arbeiter nicht der beste zu sein. Dazu mag die veränderte Lebensweise viel beitragen. Sie waren auf ihren Inseln an ein vagabondirendes freies Leben gewöhnt, dagegen müssen sie auf den Plantagen den Tag über regelmäßig arbeiten und sich, wohl auch über das Maß ihrer Kräfte hinaus, abplacken, und verbringen die Nächte wie eingepfercht. Lungenkrankheiten stellen sich häufig bei ihnen ein, und die Sterblichkeit unter ihnen ist namentlich in den ausgezeichneten nördlichen Zuckerdistrikten Maryborough, Mackay und M'Ivor, deren Klima den Europäern schlecht zusagt und wo deshalb sehr viel Kanakas auf den Plantagen verwendet werden, eine beträchtliche. Mr. Trollope bemerkt in seinem Reiseberichte über Queensland, daß von 13 933 importirten Polynesiern 5570 in ihre Heimath zurückkehrten und 1694 mit Tode abgingen.

Man lernt aus dieser Schilderung, welche wir noch durch eine Betrachtung der unwürdigen Chinesenverfolgung in Australien erweitern könnten, daß Kulturstaaten, die sich über Mißstände in anderen Staaten, z. B. über die zum Theil mit Uebertreibung behandelte Judenverfolgung in Rußland, ereifern, oft besser thun, erst ihren eigenen Augiasstall zu reinigen, bevor sie Anderen Moral lesen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Verbindung zwischen Deutschland und Dänemark, und dadurch mit Skandinavien, wird in nächster Zeit eine große Verbesserung erfahren durch den Bau einer Eisenbahn von Neu-Strelitz nach Rostock und Warnemünde (110 km), für welche der mecklenburgische Landtag am 14. December 1882 namhafte Subsidien bewilligt hat. Ein Gleiches geschah für die Verbesserung des Hafens von Warnemünde. Die Seefahrt von dort nach der Südspitze der dänischen Insel Falster ist nur wenig über 40 km lang, und die ganze Reise von Berlin nach Kopenhagen wird nach Vollendung jener Bahn nur noch 11 bis $11\frac{1}{2}$ Stunden in Anspruch nehmen.

— Die lebhafte Benutzung der Eisenbahn Zombor-Gombosch-Brod an der Save von Seiten der dortigen Deutschen hat („Allg. Zeit." vom 26. Nov. 1882) ihren Grund in der beachtenswerthen Wanderung derselben, welche seit etwa 20 bis 25 Jahren, namentlich aber in den letzten 6 bis 8 Jahren nach dem Save-Gebiet und östlichen Slavonien statt-

findet. Dieser Umstand erklärt sich aus dem Steuer- und Abgabendruck und aus den mannigfachen nationalen Benachtheiligungen, welchen der Deutsche in den südlichen Komitaten Ungarns weit mehr ausgesetzt ist als in den slavonischen und namentlich in den früheren Militärgrenzdistrikten.

— Während der unterseeische Tunnel zwischen Frankreich und England auf große Hindernisse stößt, geht derjenige zwischen Calabrien und Sicilien, bei welchem allerdings keine politische Bedenken vorliegen, seiner Ausführung entgegen. Aus den Plänen, welche die Venetianische Eisenbahngesellschaft dem Ministerium eingereicht hat, theilt die „Allg. Zeit." folgende Einzelheiten mit. Die Gesammtlänge der Bohrlinie wird 13 546,17 m betragen, von welchen 4680,62 m auf die Abstiegsserpentinen auf sicilischer Seite, 4565,63 m auf diejenigen der Festlandseite und 4299,92 m auf den geradlinigen Theil des Tunnels unter der Meerenge entfallen, welcher auf calabrischer Seite 153,15 m, auf sicilischer 154,28 m unter dem Meeresspiegel liegt. Die Serpentinen haben in den geradlinigen Strecken einen Fall von 35 pro 1000, in den Kurven von 32 pro 1000. Die Kosten sind auf etwas mehr als 71 Millionen Lire veranschlagt, inbegriffen circa $5\frac{1}{2}$ Millionen für die Anschlußstrecke zwischen dem Tunnel und der Station Messina. Auf calabrischer Seite findet der Anschluß an die schon im Bau begriffene Strecke Reggio-Bagnara unmittelbar am Tunnelausgange statt.

Asien.

— Der in Gesellschaft von Aymonier auf einer wissenschaftlichen Mission in Siam befindliche Hauptmann Paul Sorin (s. „Globus" XLI, S. 255) meldet am 6. Oktober 1882, daß er seit etwa einem Vierteljahre in der Provinz Angkor sich befinde und damit beschäftigt sei, eine Karte in 1 : 50 000 von den Ruinenfeldern zu entwerfen, deren Mittelpunkt Angkor einnimmt und welche einen Flächenraum von 600 bis 700 qkm bedeckt. Von December an gedachten dann beide Reisende das Gebiet der nördlichen Zuflüsse des großen Sees Camman-dai, welcher halb zu Siam, halb zu Kambodja gehört, zu bereisen.

— Wie in der „China Review" mitgetheilt wird, ist man erst jetzt in Hongkong dahinter gekommen (und das spricht nicht sehr für die chinesischen Kenntnisse der dortigen englischen Beamten), daß Chinesen und Europäer unter Todtsein etwas Verschiedenes verstehen. Wir halten Jemanden für todt, wenn er aufgehört hat zu athmen und sein Blut nicht mehr cirkulirt; die Chinesen aber halten jeden für noch lebendig, sobald noch eine Spur von Wärme in seinem Körper ist. Zwischen beiden Zuständen kann oft ein Zeitraum von mehreren Stunden liegen, und diese Verschiedenheit der Auffassung ist bei vielen Fällen, wo es sich um einen Chinesen handelte, ein schwerer Stein des Anstoßes gewesen. So ist es vorgekommen, daß ein Hospitalarzt erklärte, daß ein bestimmter Chinese todt zum Thore hereingetragen worden sei, und dessen Verwandten steif und fest dabei blieben, er habe zu dieser Zeit noch gelebt. Die darauf hin angestellte Untersuchung brachte dann jene interessante Verschiedenheit der Anschauungen zu Tage.

— Der Katjubung (Ketjubung) — so schreibt uns Herr E. Metzger —, von dem der „Globus" Bd. XLII, S. 320, auf Grund des Bock'schen Werkes: „Unter den Kannibalen auf Borneo" berichtet, ist der Same der Datura (ich glaube stramonium oder fastuosa). Der Gebrauch, der an der genannten Stelle erwähnt wird, ist nicht nur auf Sumatra, sondern wohl im ganzen indischen Archipel bekannt, und dient der Same außer zu dem angegebenen Zweck, auch noch zu einem sehr groben Scherz; er wird nämlich gebraucht um einen starken Rausch, der in den äußeren Erscheinungen völlig mit Betrunkenheit identisch ist, hervorzurufen. Zu diesem Zweck werden die zu Pulver geriebenen Samenkörner unter Tabak gemischt und dann dem unglücklichen Schlachtopfer eine von solchem Tabak bereitete Cigarette angeboten. Vor etwa 20 Jahren wurde mir erzählt, daß derartige Scherze auch unter Europäern vorgekommen seien; wenn man eine Person auf diesem Wege betäuben wollte, wurde ihr, wenn sie um Feuer bat, eine brennende Lunte (tali api) angeboten, an der man eine Stelle, welche mit dem Stechapfelsamen präparirt war, entzündet hatte; wenn an der glimmenden Kohle eine Cigarre angezündet wurde, folgte eine augenblickliche, starke Betrunkenheit von längerer oder kürzerer Dauer. Wiewohl ich selbst keine Erfahrungen über die von Bock erwähnte Wirkung des Einblasens von pulverisirtem Samen gemacht habe, glaube ich mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß dies Verfahren häufig zur Erleichterung des Stehlens angewendet wird. Mit Ketju (Raubzug) hat das Wort Ketjubung keinen Zusammenhang; die Aussprache des „Ke" in beiden ist ganz verschieden, nur in der Transscription sind beide gleich.

Ferner wird uns von einem Bremer Leser mitgetheilt, daß ein Büschel Blätter von jener Pflanze unter dem Kopfkissen der Kinder genügt, um denselben einen festen Schlaf zu verschaffen; sobald ein Kindermädchen im Archipel merkt, daß die Mutter nicht aufpaßt, wird sie jenes Mittel bei unruhigen Kindern sicher anwenden. Die aufgeschnittene Frucht der Datura, auf Entzündungen gelegt, beseitigt sofort den Schmerz gänzlich und wirkt heilend.

Afrika.

— Die „Oesterreichische Monatsschrift für den Orient" (1882, Nr. 11 und 12) bringt ausführliche Berichte des Konsulatsbeamten Hansal in Chartum über den Aufstand im Sudan. Aus denselben ist hervorzuheben, daß der falsche Prophet am 8. September zum ersten Male die befestigte und von 6000 Schützen besetzte Hauptstadt von Kordofan, Obeid, durch seine, nur mit Lanzen bewaffneten Scharen angreifen ließ, jedoch mit einem Verluste von 12- bis 15 000 Mann zurückgeschlagen wurde. Am 11. und 14. September wiederholte er den Sturm, beidemal mit dem gleichen Mißerfolge und am letztern Tage mit dem Verluste von 21 000 Mann. Den Gesammtverlust während des Aufstandes schätzt man bis jetzt auf 70 000 Menschenleben, eine enorme Zahl für jene ohnehin nur schwach bevölkerten Gegenden. Trotz diesen Verlusten der Empörer war man zu Anfang Oktober in Chartum über das Schicksal von Obeid noch keineswegs beruhigt.

— Der Entomologe Eraldo Dabbene aus Turin hatte der ägyptischen Regierung seine Dienste angeboten, um die dem Ackerbau schädlichen Insekten zu studiren; aber die kriegerischen Ereignisse vereitelten diesen Plan. Dabbene ging also auf eigene Faust nach dem Sudan und hatte das Glück, in Chartum mit Emin-Bey bekannt und von ihm unterstützt zu werden. Jetzt befindet er sich in Lado (5° n. Br.) und rüstet sich zu einer Reise nach dem Lande der Monbuttu, wo er vielleicht mit dem Hauptmann Casati aus Mailand und Dr. Junker zusammentreffen wird.

— Von einem eigenthümlichen Mittel der Somali, sich in Besitz der Straußenfedern zu setzen, ohne die Vögel zu tödten, berichtet Georges Révoil in seinem Buche „La vallée du Darror". Sie bedienen sich dazu einer Frucht, der kleinen Kürbisse der Pflanze „galfon", welche die Strauße sehr lieben. Zur Zeit der Reife sammeln sie dieselben in Menge und füllen sie mit einem giftigen Gummi, welcher dieselben Wirkungen wie Nux vomica hervorbringt. Diese Lockspeise streuen sie auf die Fährte der Thiere und verbergen sich dann, während eine Anzahl Reiter dieselben langsam vor sich hertreiben. Ohne sich sehr beunruhigen zu lassen, weiden die Strauße weiter und schlingen die vergifteten Früchte gierig hinunter, worauf sie fast sofort betäubt umfallen. Nun eilen die Somali herbei, binden dem Thiere die Beine fest zusammen, rupfen ihm die Federn aus und lassen es dann laufen, um es im nächsten Jahre in gleicher Weise abernten zu können.

— Am 11. December ist in Lissabon ein Vertrag zwischen Portugal und Transvaal unterzeichnet und von Großbritannien als der suzeränen Macht des Boerenfreistaates bestätigt worden, durch welchen die Produkte beider Länder von Ein- oder Durchfuhrzöllen und Waaren jeder Herkunft, die für Transvaal bestimmt sind, von Hafenabgaben in Lourenço Marquez (Ostküste Afrikas) befreit werden.

— Die malgaschische Gesandtschaft, welche die Furcht vor französischen Uebergriffen im December 1882 nach England getrieben hat, hat dort eine Anzahl gedruckter diplomatischer Aktenstücke überreicht, welche, aus einer einheimischen Officin hervorgegangen, an äußerer Erscheinung und typographischer Genauigkeit den englischen Blaubüchern nicht nachstehen sollen. Die malgaschischen Setzer sind durch Engländer unterrichtet worden; es werden jetzt auf Madagaskar fünf oder sechs Zeitschriften gedruckt, welche sich einer weiten Verbreitung erfreuen. Hierbei sei erwähnt, daß Rev. James Sibree jun. ein Werk über die Redekunst, die Sagen, Lieder und Märchen der Malgaschen vollendet und Rev. J. A. Houlder in Antananarivo ein solches über „Witz und Weisheit der Hovas" hat erscheinen lassen. Mr. Houlder hat schon seit Jahren malgaschische Sprüchwörter gesammelt und deren etwa 3000 zusammengebracht.

Australien.

— Wenn auch das Northern Territory im Allgemeinen bekannt ist, so giebt es doch noch immer beträchtliche Strecken darin, welche von Weißen kaum betreten wurden. Dies gilt auch von dem Landgebiete, welches sich zwischen den wichtigen Flüssen Adelaide und Roper ausbreitet. Mit dessen nähern Erforschung hat die südaustralische Regierung jetzt den Geometer Mc Minn beauftragt, welcher zu diesem Zwecke in September 1882 in Begleitung des erforderlichen Personals Port Darwin an der Nordküste von Australien verließ. Er soll auch die noch unbekannte Mündung des dort fließenden Mary R. feststellen und nach werthvollen Mineralien, die man dort vermuthet, suchen.

Nordamerika.

— Mr. Hubert Bancroft, der Verfasser des auch im „Globus" (Bd. 29, S. 60 und 358) gewürdigten großen Werkes über die Eingeborenen der Pacific-Staaten, beginnt nächstens die Herausgabe eines noch umfangreichern Unternehmens, mit welchem er schon 15 Jahre beschäftigt ist, einer mindestens 30bändigen Geschichte des ganzen Gebietes von Central-Amerika bis Alaska. Der erste Band wird neue Details über die Entdeckung Amerikas und über Columbus und dessen Charakter bringen.

— In seinem Berichte über die öffentlichen Gärten und Pflanzungen Jamaicas für das Jahr 1880/1 konstatirt Mr. Morris (nach „Nature" Nro. 682, S. 90), daß selbst die ärmsten Bauern sich sehr bemühten, neue und wichtige Pflanzen zu erhalten und anzubauen, und spricht die Hoffnung aus, daß in nicht allzu langer Zeit dadurch der Wohlstand und das Gedeihen der Insel sich heben wird, indem sie ein Hauptlieferant von Früchten und Rohmaterialen für England und Amerika wird. Jamaica, heißt es, ist fast ganz auf seine Landwirthschaft angewiesen; es besitzt kein Bauholz, keine Mineralien, keine Industrie, und in Künsten und Wissenschaften kann es auch nicht mit anderen Ländern wetteifern. Dafür aber hat es einen reichen, fruchtbaren Boden, ein gesundes Klima, reichliche Quellen und sehr viel unbebautes Bergland; von der richtigen Ausnutzung dieser Eigenschaften hängt schließlich sein Gedeihen ab. Deshalb hat auch Mr. Morris sein Hauptaugenmerk auf Einführung von Nutzpflanzungen gerichtet; es wurden Anpflanzungen von liberischem Kaffee, Kakao, Tabak, Apfelsinen, Mangos, Ananas, Gewürznelken, Kautschuk, Gespinnstpflanzen, Cinchona, Jalappe 2c. angelegt und damit solche Erfolge erzielt, daß nur der Mangel an Kapital und Energie es verhindern, wenn Jamaica nicht mit der Zeit die meisten tropischen Produkte auf den Markt liefert.

Südamerika.

— Auf S. 16 des 41. Bandes meldeten wir, daß, nachdem Buenos Ayres zur Hauptstadt der gesammten Argentinischen Republik erklärt worden, Ensenada, 50 km südöstlich von jenem, zur Hauptstadt der Provinz Buenos Ayres bestimmt sei. Man beschloß jedoch lieber eine ganz neue Stadt, Namens La Plata zu diesem Zwecke zu bauen, welcher Ensenada als Hafen dienen wird, und deren Grundstein am 24. November 1882 durch den Gouverneur Dr. Rocha gelegt worden ist. Zwar halten viele diese Gründung für aussichtslos; doch werden immerhin, angelockt durch große Privilegien, Tausende herzuströmen und sich niederlassen, und der Hafen Ensenada wird, wie man hofft, das seinige zum Aufblühen der Stadt La Plata beitragen, da er gerade für große Seeschiffe, welche in Buenos Ayres 14 Seemeilen vom Ufer entfernt ankern müssen, viele Bequemlichkeiten darbietet.

— Am 31. August 1882 hat Mr. William Brown die Genehmigung seitens des chilenischen Kongresses erhalten, zwischen Valparaiso und Santiago eine zweite Eisenbahn, und zwar in südlichem Bogen über Melipilla, anlegen zu dürfen. Die Arbeiten an derselben müssen spätestens innerhalb 20 Monate beginnen und das Ganze binnen fünf Jahren vollendet sein.

In der Argentinischen Republik ist die sogenannte Andes-Bahn bis San Luis in Betrieb und bis 12 Leguas vor Mendoza in Bau.

— Mit Genugthuung muß es begrüßt werden, daß man auch in Frankreich jetzt anfängt, den großsprecherischen und unwahren Behauptungen des M. Charles Wiener, französischen Vicekonsuls in Guayaquil, ebenso entgegenzutreten, wie dies in Deutschland Dr. A. Stübel gethan hat (Petermann's Mittheilungen 1881, S. 222). Zwar zieht Wiener jetzt nach Zeitungsberichten von Ende November in Frankreich von Stadt zu Stadt und von Ovation zu Ovation; doch macht bereits „L'Exploration" (Nro. 305) dagegen Front, indem sie einen Brief eines Missionärs Luigi Pozzi, der am Napo stationirt ist, abdruckt. Darin wird dem famosen M. Wiener außer einigen Unanständigkeiten, Lügen und Flunkereien dasselbe vorgeworfen, wie schon von Dr. Stübel, daß er sich als Entdecker der Schiffbarkeit des Rio Napo und eines neuen Handelsweges ausposaunt, während doch dieser Weg nachweislich schon 1540 durch Orellana und 1637 durch Teixeira benutzt wurde und bis auf den heutigen Tag alljährlich von Hunderten von Indianern und vielen Weißen benutzt wird. Es ist übrigens sehr zu bedauern, daß Wiener's Reisewerk „Pérou et Bolivie" (Paris 1880) nicht durch den kompetentesten Beurtheiler in Deutschland die in Aussicht gestellte Kritik erfahren hat; dasselbe enthält an Unsinnigkeiten und Schwindeleien fast Unglaubliches.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIII. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Die Sosnowski'sche Reise durch China.

(Nach dem Berichte des Dr. Pjasetzki.)

V.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen des Dr. Pjasetzki.)

Die Fahrt auf dem Hankiang, die schon zwei und einen halben Monat dauerte, nahte sich nun ihrem Ende. Der um diese Jahreszeit ungemein niedrige Wasserstand des Flusses erlaubte zwar nur ein langsames Vorwärtskommen, wurde von den Schiffern aber doch als besonders günstig betrachtet, da er die unzähligen Klippen des hier wieder von Bergen eingeengten Stromes sichtbar werden ließ. In wenigen Tagen gedachte man Han-tschung-fu zu erreichen, von wo aus die Reise zu Lande fortgesetzt werden sollte. Freilich, auf dieser letzten Strecke der Flußfahrt gab es noch ein gefährliches Hinderniß zu überwinden: die große Stromschnelle Lun-tan, die längste und reißendste in dem ganzen Laufe des Hankiang, von deren Schrecken die Schiffer nicht genug zu erzählen wußten. Am Tage, ehe man dieselbe erreichte, wurde besonders zeitig vor Anker gegangen, um die nöthigen Vorbereitungen treffen zu können. Eine ungewöhnliche Thätigkeit entfaltete sich an Bord; die Schiffe wurden von oben bis unten gründlich nachgesehen, kleine Schäden ausgebessert, sämmtliche Taue aber sorgfältig auf ihre Haltbarkeit hin geprüft. Unterdessen traten die Reisenden in Verkehr mit den Bewohnern des am Ufer gelegenen Dorfes, die auf kleinen Böten an das Schiff ruderten, um Brot, Hühner, Eier, getrocknete Früchte und ein eigenthümliches, aus Mehlteig, Reiszucker und Sesamkörnern hergestelltes Zuckerwerk zum Verkaufe anzubieten.

Schon lange bevor man am nächsten Morgen Lun-tan erreichte, hörte man das Brausen des über mächtige Steine und Klippen dahinschießenden Wassers. Die Schnelle hat eine Länge von fast 1100 m; so hatte Pjasetzki, während sein Schiff mit größter Vorsicht und unsäglicher Anstrengung hinübergezogen wurde, hinreichend Zeit, sich der gefährlichen Lage bewußt zu werden und lebhaft zu bedauern, daß er die in der Kajüte befindlichen Kisten mit seinen Sammlungen und Zeichnungen, sowie Matusowski's Karten u. s. w. nicht lieber durch Träger am Ufer entlang geschickt hatte. Das Schiff rechtfertigte indessen die gute Meinung, die der alte Steuermann Wan von seiner Tüchtigkeit hatte. Trotz manches gefährlichen Stoßens und Schwankens kam es unversehrt über den Strudel. Für das größere plump gebaute Fahrzeug Sosnowski's, das sich schon während der ganzen Fahrt so wenig bewährt, hatte der Alte, der unter seinen Gefährten für eine Autorität galt, Unglück vorausgesagt, und leider traf auch diese Prophezeiung ein. Noch nicht auf der Mitte des Katarakts angelangt, neigte das Schiff sich so tief auf die Seite, daß es Wasser schöpfte und zur Hälfte untersank; die Taue rissen, und die auf dem Schiffe befindlichen Leute (Sosnowski und seine Begleiter waren am Ufer geblieben) hatten nur eben noch Zeit sich zu retten, ehe der Kiel sich nach oben drehte und das Verdeck unter lautem Krachen an den Steinen zerbrach. Die ganze werthvolle Ausrüstung der Expedition lag im Wasser, und Sosnowski, der in dem Abrathen von der Wahl gerade dieses Fahrzeuges immer nur die geheime Absicht der Chinesen erblickt hatte, ihn von der Fortsetzung der Reise zurückzuhalten, sah seinen Irrthum leider

zu spät ein. Zum Glück fanden sich in einigen am Flusse gelegenen Dörfern mehrere geschickte Taucher, die gegen eine Belohnung von 25 Rubel für jede aus dem Wasser heraufgeförderte Kiste oder Ballen einen großen Theil des versunkenen Gutes retteten. Bis spät in die Nacht hinein wurde am ersten Tage unermüdlich gefischt; am zweiten wurde die Arbeit fortgesetzt und zugleich auch das langweilige Trocknen der durchnäßten Gegenstände begonnen, die, am Ufer ausgebreitet, einen unerfreulichen Anblick darboten. Die großen Kisten mit Thee, welche den Mitgliedern der Expedition von den Kaufleuten in Han-khöu, die Stücke kostbarer Seidenstoffe, die ihnen von den Mandarinen der verschiedenen Stationsorte geschenkt worden, waren total verdorben, doch waren diese Einbußen von keiner Bedeutung neben der Beschädigung oder dem Verluste der kostbaren und für den Zweck der Expedition so wichtigen Waarenproben an Tüchern und Stoffen aller Art, an Pelzwerk, Häuten u. s. w., die man aus Rußland mitgenommen hatte. In dem traurigsten Zustande befanden sich auch die Vorräthe an Geschenken für die Mandarinen der noch zu besuchenden Gegenden; die kleinen Spieluhren, die Zauberlaternen, die Figuren aus Papiermâché und die Chromolithographien, mit denen man bisher überall Glück gemacht hatte, waren zum großen Theil ganz unbrauchbar geworden; nicht besser war es dem photographischen Apparat und den physikalischen Instrumenten ergangen. Unzählige Gegenstände waren und blieben verschwunden — aber, trotzdem unter ihnen ein Kasten mit Silberbarren im Werthe von 200 Rubeln, sowie die von der chinesischen Regierung ertheilten Pässe für die Expedition sich befanden, ließ man doch, sobald ein geeignetes Schiff zur Weiterfahrt gefunden war, die Taucherarbeiten einstellen: hatte doch der durch den

Treideln der Schiffe auf dem Hankiang.

Schiffbruch verursachte Aufenthalt schon vier Tage gedauert. Bald hinter Lun-tan veränderte sich die Gegend merklich. Der Hankiang floß wieder zwischen flachen Ufern dahin, die Berge traten zurück. Gut bestellte Felder und zahlreiche Niederlassungen ließen den Wohlstand des Landes erkennen; allenthalben sah man weidende Rinder, Pferde und Maulthiere; das hier vorzugsweise gehaltene Rindvieh erinnerte in Gestalt und Farbe an die in Tyrol gezüchtete Rasse. Das Getreide auf den Feldern war noch weit von der Reife entfernt, da die Ernte in dieser Gegend erst im Juli stattfindet. Der Fluß, der sich wieder in ansehnlicher Breite ausdehnte, war an den meisten Stellen kaum knietief. Sein sandiger Boden war überall deutlich zu sehen; häufige Sandbänke, auf denen die Schiffe sich festliefen, erschwerten die Fahrt. Mehr als einmal mußte erst durch Aufpflügen einer breiten Furche in dem sandigen Bett ein Fahrwasser hergestellt werden. Nach mehreren Tagen dieser mühevollen Fahrt, die durch einen dichten, auf dem Flusse lagernden Nebel noch unbehaglicher gemacht wurde, langte man am Vormittag des 13. April an der Landungsstelle von Han-tschung-fu an. Die Stadt selber mit ihrer großen Vorstadt Schi-pa-li-pu liegt vom Flusse entfernt, etwa eine halbe Stunde landeinwärts; dennoch herrschte hier am Ufer und auch auf, oder vielmehr in dem Wasser ein reger Verkehr. Palankin- und Lastträger durchwateten den seichten Fluß in allen Richtungen. So waren denn auch bald Leute gefunden, die es übernahmen, das umfangreiche Gepäck der Expedition nach der Stadt zu befördern. Der Weg dahin führte durch kleine, gartenartig gehaltene Felder, zwischen denen zierliche Wohnhäuser verstreut lagen. Mohn, Saflor (Carthamus tinctorius) und Knoblauch schienen hier vorzugsweise kultivirt zu werden, und die in voller Blüthe prangenden Mohnfelder gaben der Landschaft etwas ungemein Heiteres und Freundliches. Durch eine Vorstadtstraße, die so schmal war, daß zwei von den kleinen Schubkarren, auf die man die Effekten der Reisenden geladen hatte, nicht

aneinander vorüberfahren konnten, gelangte man an das alte Thor von Han-tschung-fu. Das gewaltige Mauerwerk, durch das der breite, niedrige Thorbogen führt, die starken Eisenplatten, mit denen die Thorflügel belegt sind, erzählen von einer kriegerischen Vergangenheit der alten Stadt. Und in der That hat auch Han-tschung-fu bei den mannigfachen Unruhen und Umwälzungen im chinesischen Reiche häufig eine hervorragende Rolle gespielt. Bei der Taipingrevolution in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts mußte es eine achtmonatliche Belagerung aushalten, und als es dann endlich genommen wurde, fand in den Straßen ein Blutbad statt, das selbst in jener an Greueln reichen Periode der neuesten Geschichte Chinas kaum seines Gleichen gehabt haben soll. Im Jahre 1873 ist die Stadt von einem heftigen Erdbeben heimgesucht worden, das viele Menschenleben gekostet hat.

Aufpflügen des Flußbettes.

Transport einer Mahlzeit.

Dem ursprünglichen Plane entgegen, in dem nur ein kurzes Verweilen in Han-tschung-fu vorgesehen war, mußten die Reisenden jetzt sich doch zu einem längern Aufenthalte entschließen; denn die, wenn auch nur nothdürftige Ausbesserung der durch den Schiffbruch beschädigten Instrumente u. s. w. konnte nicht in wenigen Tagen bewerkstelligt werden. So nahm denn Sosnowski für sich und seine Begleiter eine Wohnung, die, im engsten Theile der

Gottesdienst im Tempel Fu-miao zu Han-tschung-fu.

Stadt belegen, den Ansprüchen des chinesischen Dolmetschers, der sie ausgesucht hatte, wohl mehr entsprach, als den Wünschen der Reisenden. Es waren neun kleine zellenartige Räume, deren papierverklebte Fensterchen nicht so viel Licht einließen, daß man am Tage ohne künstliche Beleuchtung darin lesen oder schreiben konnte; sie mündeten alle auf einen feuchten, dumpfigen Hof, in den nie ein Sonnenstrahl drang. Alle Plagen, die in den engen Quartieren der alten chinesischen Städte heimisch zu sein pflegen, waren auch hier vorhanden; doch hatten in den bald beginnenden heißen Tagen die unsauberen Kammern wenigstens den einen Vorzug der Kühle. Daß Han-tschung-fu auch sehr viel bessere Häuser und Straßen aufzuweisen hatte, sahen die Reisenden gleich in den ersten Tagen, wo sie zur Abstattung der nothwendigen officiellen Besuche die Stadt in allen Richtungen durchmessen mußten. Der Statthalter der Provinz, der Chef der Garnison, der Gouverneur der Stadt und der des Distriktes, sowie noch mehrere andere Mandarinen wurden von dem ganzen Expeditionspersonal in corpore besucht, da man den Mangel an den üblichen, den Weg bahnenden Geschenken durch ein möglichst imposantes Auftreten wieder gut machen wollte. Der Empfang war überall freundlich, die Unterhaltung überall die gleiche; sie drehte sich um nichts anderes, als den unglücklichen Schiffbruch und die Verluste, die man dabei erlitten. Die Erzählung erweckte allgemeine Theilnahme und Zusage von Hilfsleistungen. Namentlich der Tschi-fu, der Statthalter der Provinz, ein alter weißhaariger Mann, den das für den unlängst verstorbenen Kaiser angelegte weiße Trauergewand noch ehrwürdiger erscheinen ließ, trug Sorge, daß es den Fremden an nichts fehlte; die anderen Mandarinen folgten seinem Beispiele, und so erschienen bald täglich um die Mittagszeit mehrere Soldaten vor der Wohnung der Reisenden, um ihnen eine vollständige Mittagsmahlzeit zu überbringen. Die zehn oder zwölf verschiedenen Gerichte, aus denen dieselbe gewöhnlich bestand, waren in kleinen Schalen angerichtet, die in einem an Stangen getragenen flachen viereckigen Kasten neben- und übereinander aufgebaut wurden. Das gebratene Geflügel aber, das stets einen Theil des Mahles ausmachte, war auf lange Gabeln gespießt, die wie Gewehre geschultert wurden. Uebrigens war die Lage der Expedition keineswegs eine bedrängte: man hatte vorsichtigerweise einen großen Theil des Reisegeldes zur Nachsendung in Peking zurückgelassen, und dieses traf nur wenige Tage nach ihrer Ankunft in Han-tschung-fu ein. Man überbrachte Sosnowski die beiden Kisten mit den Silberbarren, jede mit einem großen blühenden Granatzweige bedeckt, dessen rothe Blumen (Roth ist in China die Farbe der Freude und des Glückes) die freudige Theilnahme bezeichnen sollten, mit der man diese für die Fremden so willkommene Sendung begrüßt hatte.

Chinesische Schule.

Nachdem die nothwendigen Besuche abgestattet und die Gegenbesuche der Mandarinen empfangen waren, gingen die einzelnen Mitglieder der Expedition wieder ihren Privatbeschäftigungen nach. Auf die ersten regnerischen Tage folgte bald klares, warmes Wetter, welches Pjasetzki's botanische und entomologische Exkursionen in die Umgegend der Stadt ebenso begünstigte, wie seine landschaftlichen Aufnahmen. Auch die Stadt selber bot Manches, was der Besichtigung und der Aufnahme werth war; von den reich ausgestatteten Tempeln besaß der eine eine ansehnliche Gemäldegallerie, die unter anderen in einer Reihe schlecht ausgeführter, aber mit großer Kühnheit entworfener Bilder eine Darstellung der verschiedenartigsten Höllenstrafen enthielt, wie sie die Phantasie eines Höllenbreughel nicht gräßlicher ausdenken konnte. In den kühlen luftigen Räumen der Tempel Fu-miao und

Tschen-huan-miao verbrachte Pjasetzki oft mehrere Stunden des Tages, mit der Aufnahme der reichen Details an Ornamenten u. s. w. beschäftigt. In dem ersteren Tempel bot sich ihm auch endlich die lange ersehnte Gelegenheit, der Begehung eines religiösen Festes beizuwohnen. Eine zahlreiche Menge von Gläubigen hatte sich zu dem Gottesdienste versammelt, doch war bei keinem von Andacht etwas zu merken. Niemand achtete auf die vor den Götzenbildern knienden Priester, deren Gesänge durch eine ohrenzerreißende Begleitung von Flöten, Clarinetten, Kupfercimbeln und Trommeln übertönt wurden. Ein unaufhörliches lautes Gespräch und gelegentliches Schreien und Zanken fand statt. Pjasetzki's Anwesenheit veranlaßte ein wildes Stoßen und Drängen der Neugierigen, das bald in einen heftigen Faustkampf ausartete und das Einschreiten der an den Pforten aufgestellten Polizeibeamten nöthig machte. Diese fuhren mit ihren langen Stöcken zwischen die Aufgeregten, stießen dabei wieder und immer wieder an die von den Wänden und der Decke herabhängenden Laternen, Gemälde, Inschriftentafeln u. s. w. und verminderten den wüsten Lärm eben nicht durch ihr geräuschvolles Hinaustransportiren der Streitenden. Viele der Versammelten saßen auch in behaglicher Ruhe schlafend oder ihre Pfeifen rauchend da. Als Pjasetzki dem Beispiele der Letzteren folgen wollte, nahm einer der in der Nähe befindlichen Priester eine Kerze von dem Altar und bot sie ihm zum Anbrennen der Cigarre an. Zwei andere ließen, während der Gottesdienst fortdauerte, einen Tisch mit Thee und einem reichlichen Imbiß bringen und forderten den Reisenden zur Theilnahme an ihrem Mahle auf. Auf den Tischen ringsum lagen neben allerhand symbolischen Gegenständen, Messern, Drachenköpfen aus Metall und Porzellan, Nachbildungen menschlicher Glieder, Blüthenzweigen u. s. w., auch die Opfergaben der Gläubigen, meist große, in gelbes Papier eingeschlagene Packete chinesischer Kerzen. Vielfach waren auch inmitten eines Kreises kleiner, mit Zuckerwerk und Gebäck gefüllter Schalen vergoldete, mit buntem Papier bekleidete Puppen aufgestellt, welche die verstorbenen Angehörigen der Opferspender vorstellen sollten.

Durch die Vermittelung eines chinesischen Militärs, der sich den Reisenden als Begleiter für die Heimkehr nach Rußland anbot, erhielt Pjasetzki Zutritt in einer Schule der Stadt. In dem großen hellen Saale, der auf einer Seite nur durch ein Gitter von dem Hofe getrennt war, waren zwölf bis funfzehn Knaben unter der Aufsicht zweier Lehrer versammelt. Jedes der Kinder lernte für sich aus seinem Buche; der Lehrer führte die Aufsicht und überhörte die gelernten Aufgaben, welche die Schüler nach tiefer Verbeugung und ihm den Rücken zuwendend hersagten. Von einem festen Schuljahr mit bestimmt eingetheiltem Pensum ist in diesen Schulen ebensowenig die Rede, wie von Ferien. Von Sonnenaufgang bis um zehn Uhr Morgens und vom Mittag bis um fünf Uhr Nachmittags findet der Unterricht im Winter statt; im Sommer sind die Nachmittage frei. Gemeinsame Klassen für die gleichmäßig Vorgeschrittenen giebt es nicht; jedes Kind lernt eben allein zuerst die Hieroglyphen und dann hintereinander die drei Lehrbücher auswendig, die in ganz China dieselben sind, und die das Ganze der allgemeinen Bildung enthalten sollen. Um dem Lehrer die Kontrolle zu ermöglichen, wird stets mit lauter meist schreiender Stimme gelernt. Seitdem ein Schüler des Konfucius das erste Lehrbuch für den Elementarunterricht, das San-tsy-tsyn, verfaßte, hat jeder Chinese (oder wenigstens jeder „gebildete“ Chinese) mehrere Jahre seiner Kindheit damit hingebracht, die 168 Verse des seltsamen Buches zu lernen, das, eine Art Encyklopädie, mit den Worten anfängt: „Der Mensch war bei seiner Erschaffung heilig“, um dann zu Betrachtungen über die heutige Natur des Menschengeschlechts überzugehen. Die folgenden Abschnitte handeln von der Nothwendigkeit der Erziehung und des Studiums, von den verschiedenen Methoden des Unterrichts, von den Pflichten gegen die menschliche Gesellschaft; von den drei Fackeln, von den vier Jahreszeiten, von den fünf Elementen und den fünf Tugenden (Menschenliebe, Gerechtigkeit, Besitz eines Landgutes, Klugheit und Wahrhaftigkeit), von den sechs Getreidearten und den sechs Klassen der Hausthiere, von den sieben Lastern, und den acht Musiknoten, von den neun Verwandtschaftsgraden, von der Weltgeschichte und endlich von der Folge der Dynastie in China. Den Schluß bilden moralische Erzählungen von berühmten Männern der Vorzeit, die sich durch Fleiß und Ausdauer groß gemacht haben. Das zweite Lehrbuch, das Sy-schn, enthält die sogenannten vier klassischen Bücher, das dritte endlich, das Tsynn, bildet mit den fünf heiligen Büchern, die es umfaßt, den Beschluß des Studiums.

Alte Chinesin aus Hau-tschung-fu.

Unterrichtsanstalten für das weibliche Geschlecht sind nicht vorhanden; der weitaus größte Theil der Chinesinnen bleibt vollständig ungebildet, weniger in Folge eines durchgehenden Princips, als weil die Zeit von 7 bis 17 Jahren, welche die Mädchen nur für ihre Ausbildung verwenden können, zur Bewältigung des umfangreichen Lehrstoffes nicht ausreicht. Freilich hat es zu allen Zeiten Ausnahmen hiervon gegeben; die chinesische Literatur ist reich an gelehrten, namentlich philosophischen Schriftstellerinnen und Dichterinnen. Der Druck, unter dem das weibliche Geschlecht in China leben soll, ist nach Pjasetzki bei weitem nicht so lästig, wie er oft geschildert wird, in vielen Fällen ist er gar nicht vorhanden. Diese Anschauung, die der Reisende sich schon durch Beobachtungen während der ganzen Tour gebildet hatte, sah er jetzt hier von Neuem bestätigt, wo ihm reichliche Gelegenheit zu Einblicken in das Familienleben wurde. Der Besitzer des von der Expedition bewohnten Hauses hatte außer seinen beiden Gattinnen noch eine erwachsene Tochter und die Frau eines Sohnes bei sich; durch das Anerbieten, die Porträts der Damen zu zeichnen, erwarb

Pjasetzki sich ihre Gunst und die Erlaubniß, sie zu besuchen. Dabei lernte er dann freilich ein Familienleben kennen, wo von Harmonie ebensowenig die Rede war, wie von sklavischer Stellung der Frauen. Die erste Gattin, eine schon bejahrte Dame, führte nicht allein das Regiment über den weilichen Theil der Familie, auch der Mann und die Söhne erkannten die Autorität der energischen, strengen Frau gehorsam an, die, stets mit der kurzen Pfeife im Munde, überall „nach dem Rechten sah" und überall Grund zu wortreichem Schelten und Tadeln fand. Von den Leuten der Expedition wurde die „Generalin", wie die Kosaken sie nannten, bald nicht minder gefürchtet, als von den Ihrigen.

Der niederländische Theil von Neu-Guinea und die neueren Reisen daselbst.

Von E. Metzger.

I.

Da jetzt so viele Augen in Deutschland nach der Ferne gerichtet sind um Gebiete zu erspähen, wo deutsche Kultivation oder gar Kolonisation eine Stelle finden könnte, darf man sich nicht wundern, daß unter den fremden Ländern, die man hierfür bestimmen möchte, auch Neu-Guinea genannt wird. Die ungeheure Insel bietet ein weites Feld für allerlei Unternehmungen, doch dürfte es vielleicht nicht unzweckmäßig sein daran zu erinnern, daß der Staat der Niederlande auf diese Insel bis zum 141. Längengrade Ansprüche macht; dagegen ist der östlich von dieser Grenze gelegene Theil bis jetzt noch herrenlos. Vielleicht beschäftigen wir uns mit letzterm später einmal, namentlich um zu zeigen, daß man von Australien aus wohl ernstliche Einwürfe gegen fremde Niederlassungen daselbst vorbringen würde; vorläufig möchte ich nur daran erinnern, daß, als Herr Robidée van der Aa vor etwa drei Jahren in einem (unten näher zu erwähnenden) Buche der deutschen Kolonialpolitik die Nordküste von Neu-Guinea, jenseits der holländischen Grenze, besonders die Astrolabebai zur Versuchsstation empfahl, Petermann's Geogr. Mittheilungen (1880, S. 121, vergl. auch 1882, S. 433) darüber sagten: „Vielleicht werden sich auch für diese Idee Enthusiasten finden. Das Klima würde wenigstens für eine schnelle Beseitigung der von Deutschland dorthin Gebrachten sorgen; die Astrolabebai würde das deutsche Cayenne werden." Diese Bemerkung eines anerkannten Fachblattes, die gelegentlich gemacht wurde, dürfte wohl zu einigem Nachdenken stimmen; doch wie schon gesagt, für den Augenblick haben wir nur mit dem holländischen, westlich vom 141. Längengrade gelegenen Theil der Insel zu thun.

Es liegt nicht in meiner Absicht, eine historische Uebersicht aller dort gemachten Untersuchungen und Reisen zu geben, um so weniger als die Zustände manchen Veränderungen unterworfen sind, sondern ich will zunächst nur versuchen die Entstehung der holländischen Ansprüche zu entwickeln und weiter eine Beschreibung der in den Jahren 1880, 1881 und 1882 dorthin gemachten Fahrten anknüpfen und damit einige Mittheilungen über während derselben auf ethnographischem Gebiet gemachte Beobachtungen verbinden.

Die erste Veranlassung zu einer Niederlassung der Holländer auf Neu-Guinea scheinen die Klagen der Ceramschen Händler gegeben zu haben, welche sich einzelnen Stämmen unter den Papuas kaum zu nahen wagten; die Eingeborenen waren als sehr wild bekannt; manche unter ihnen waren Menschenfresser, beinahe alle trieben Menschenraub und Sklavenhandel. Unter diesen Umständen entschloß sich die niederländische Regierung die Küste von Neu-Guinea in Besitz zu nehmen; nachdem bereits im Jahre 1826 ein Kriegsschiff nach der Südwestküste geschickt worden war, um das Land zu untersuchen — es war dies, soweit mir bekannt ist, die erste, dorthin gerichtete Fahrt nach der des englischen Kapitäns Mc Cluer — folgte im Jahre 1828 eine ganze Expedition, welche die Küste näher aufnehmen und eine für eine Niederlassung geeignete Oertlichkeit auswählen sollte. Nach einigen Versuchen glaubte man dieselbe auf 3° 45′ südl. Br. und 134° 15′ östl. L. gefunden zu haben; am 24. August 1828 wurde durch einen Regierungskommissär Namens des Königs der Niederlande „von der Küste von Neu-Guinea und den im Lande gelegenen Ländereien, welche vom 141. Längengrade östlich von Greenwich ihren Anfang nehmen, sich auf der Südküste, dann west-, nordwest-, und östlich bis zu dem auf der Nordküste gelegenen Kap der guten Hoffnung hinziehen, vorbehaltlich der Rechte, welche der Sultan von Tidore auf einige Distrikte geltend machen kann", Besitz genommen. Damals wurde also auf der Nordküste die östliche Grenze des Gebiets auf 132° 45′ östl. L. Gr. festgestellt.

An der eben erwähnten Stelle (3° 45′ südl. Br., 134° 15′ öst. L.) wurde eine kleine Festung angelegt, welche den Namen dü Büs, nach dem damaligen Generalkommissär in Niederländisch Indien, Burggraf dü Büs de Gisignies, empfing. Die Schiffe der Expedition, eine Korvette und ein Schoner, sollten die Küste noch weiter untersuchen, mußten aber den Versuch aufgeben, da während der drei Monate, die der Aufenthalt in den Gewässern von Neu-Guinea gedauert hatte, mehr als zwanzig Leute gestorben waren. Die Korvette mußte mit sechzig Kranken an Bord nach Ambon zurückkehren. Nach dieser Zeit fuhr jährlich ein- oder einigemal eines der in den Molukken stationirten Schiffe hinüber, sowohl um für die Besatzung von Fort dü Büs Lebensmittel, namentlich Reis, dorthin zu bringen, da dessen Kultur dort ganz unbekannt war, als auch, um, wenn die Umstände dies erlaubten, die Erforschung der Küste fortzusetzen. Der Aufenthalt an der Tritonbai war traurig; hatte schon während der Erbauung des Forts die Mannschaft sehr viel vom Fieber, von Dysenterie und Rheumatismen gelitten und war häufig Tod an Faulfieber erfolgt, so hatte man doch noch der Hoffnung gelebt, daß man dies nur als eine Folge der schädlichen Ausdünstungen des eben erst entwaldeten Bodens betrachten müsse, und daß später, wenn der Grund einmal ausgetrocknet und die Oberfläche aufgeräumt wäre, der Aufenthalt dort bei geregelter Lebensweise und guter Nahrung ebenso gesund, wie der in den Molukken sein würde. Diese Hoffnung wurde nicht erfüllt, die Niederlassung blieb im höchsten Grade ungesund, ein Schrecken für die dorthin bestimmten Mannschaften. In Folge der anhaltend ungünstigen Berichte wurde im Jahre 1835 der Befehl gegeben, die Niederlassung nach einer gesunderen Oertlichkeit zu verlegen; die in den Molukken stationirten Kriegsschiffe sollten einen geeigneten Ort

auswählen. Vorläufig wurde Fort dü Büs aufgegeben, die Besatzung 1836 nach den Molukken zurückgezogen und eine andere Niederlassung nicht gegründet. In den acht Jahren, welche die Besetzung des Forts gedauert hatte, waren sechzehn Officiere, sechzig europäische und sechzig eingeborene Soldaten dem Klima zum Opfer gefallen; ich kann nicht mit Bestimmtheit angeben, wie stark die Besatzung war; jedenfalls war sie nur schwach. Zur Beurtheilung des Sterblichkeitsverhältnisses möge dienen, daß sich anfänglich bei derselben ein 2. Lieutenant als Kommandant und ein Arzt, also zwei Officiere, befanden. Soviel ist sicher, daß die Sterblichkeit enorm war, denn noch im Jahre 1874, als Neu-Guinea in der holländischen Geogr. Gesellschaft besprochen wurde (Allg. Versamml. vom 23. Febr.), äußerte einer der Anwesenden, welcher im Jahre 1836 als Seekadett mit zur Bemannung des zur Abholung der Garnison entsendeten Schiffes gehört hatte, daß er sich damals von der Ungesundheit und von der Unmöglichkeit, europäische Niederlassungen da zu gründen, überzeugt habe; jeder neue Versuch, die Insel zu kolonisiren, würde nur neue Opfer fordern. Seit dieser Zeit ist es zu keiner dauernden Niederlassung mehr gekommen, obwohl man am 30. Juli 1848 auch den Theil des Landes, welcher zwischen dem Kap der guten Hoffnung bis zum Kap Bonpland (140° 47′ östl. L. Gr.) liegt, zu niederländischem Eigenthum erklärte und im Jahre 1858 die bekannte Expedition des „Etna" zur Aufsuchung einer geeigneten Lokalität für eine Niederlassung entsendet wurde; die Grenze der holländischen Besitzungen lief also jetzt in gerader Linie von 140° 47′ östl. L. auf der Nordküste zu einem Punkte auf 141° ö. L. auf der Südküste. Während bei der ersten Besitzergreifung die Rechte des Sultans von Tidore vorbehalten worden waren, wurde jetzt gerade aus dem Abhängigkeitsverhältniß, in welchem derselbe zu den Niederlanden stand, das Recht der letzteren auf Neu-Guinea hergeleitet, obwohl die Anerkennung der Autorität dieses eingeborenen Fürsten, wie wir weiter unten sehen werden, theilweise sehr problematisch und von Seiten der Bewohner des Innern ganz illusorisch ist. Seit jener Zeit haben zahlreiche Forscher einzelne Theile des Landes genauer untersucht und auch einige Missionäre haben sich dort niedergelassen; wie wir schon in der Einleitung sagten, übergehen wir alle diese Bestrebungen, um uns auf das zu beschränken, was über die Beziehungen der Niederlande zu Neu-Guinea noch bemerkenswerth ist. Nachdem durch holländische Gelehrte wiederholt auf die weitere Erforschung von Neu-Guinea gedrungen worden war, kam es häufiger vor, daß von Zeit zu Zeit regelmäßige Reisen durch Kriegsschiffe unternommen wurden, zum Theil zum Schutz des Handels, der von den Molukken und von Ternate aus dorthin getrieben wurde, theilweise zur Erweiterung unserer hydrographischen Kenntnisse, für welche man sehr wichtige Resultate erzielte. Eine sehr interessante Uebersicht von Allem, was uns über Neu-Guinea bekannt ist, gab Herr Robidée van der Aa in der Einleitung zu der von ihm verfaßten Bearbeitung der 1871/72 und 1875/76 durch niederländische Schiffe nach Neu-Guinea gemachten Reisen (erschienen im Haag 1879) [1]).

Das bis dahin ziemlich platonische Verhältniß der niederländisch-indischen Regierung gegenüber Neu-Guinea wurde enger, und es muß als ein ganz entschiedener Irrthum Vivien de St. Martin's bezeichnet werden, wenn er in seiner Année géographique sagt, daß die Niederlande durch einen Traktat vom 26. Februar 1871 Neu-Guinea an England abgetreten hätten, und daß England am 6. April 1872 den Besitz des Landes angetreten habe. Vielleicht hat sich die Aufmerksamkeit der indischen Regierung mehr auf Neu-Guinea gerichtet, als früher der Fall gewesen — und ich erwähne den folgenden Vorgang absichtlich, um zu zeigen, daß selbst in Australien, wo sich wiederholt der Wunsch äußerte, ganz Neu-Guinea zu kolonisiren, die Herrschaft der Niederländer als unbestritten betrachtet wurde — weil im Jahre 1878 durch Einwohner von Australien eine Koncession zur Ausnutzung eines Theils der westlichen Hälfte von Neu-Guinea bei der niederländisch-indischen Regierung nachgesucht wurde. In ihrem Gesuche erbaten die Petenten mehr, als den Gesetzen des Landes gemäß ihnen bewilligt werden konnte, denn sie wünschten ein ähnliches Charter zu erhalten, wie später der North Borneo Company von der englischen Regierung eingeräumt wurde, und beanspruchten namentlich das Recht, von den Eingeborenen Abgaben zu erheben, sowie das der Selbstbewaffnung und der Kriegsführung gegen die Eingeborenen (letzteres in den Grenzen der Selbstvertheidigung). Nähere Angaben über die Art des Gesuchs finden sich meines Wissens nicht in den von der Regierung herrührenden Berichten; daß aber derartige Anträge gestellt worden sind, ist meiner Ansicht nach zweifellos, da die „Straits Times" einen ausführlichen Bericht über die Sache enthielt, der auch seinen Weg in den „Java Bode", ein, damals wenigstens, gewöhnlich sehr gut unterrichtetes, zu Batavia erscheinendes Blatt gefunden hat. Praktische Folgen waren, wie es scheint, mit diesem Gesuch nicht verbunden.

Seitdem die Frage hinsichtlich der Borneo-Gesellschaft des Herrn von Overbeck angeregt worden war, beunruhigte man sich in den Niederlanden über ähnliche nach Neu-Guinea bestimmte Unternehmungen, und seit jener Zeit hat man auch diesem Theile der Besitzungen eine größere Aufmerksamkeit geschenkt. Ehe ich dazu übergehe, über die letzten dorthin gerichteten Fahrten zu berichten, sei es mir vergönnt, im Anschluß an den Regierungsbericht über 1879 eine allgemeine Uebersicht über die Lage des westlichen Theils von Neu-Guinea zu geben [1]).

Wenn man von der Grenze an der Küstenlinie in westlicher Richtung folgt, kommt man zunächst an eine schöne und von einer gutmüthigen Bevölkerung bewohnte Gegend, welche sich bis zur Humboldtsbai ausdehnt. Auch die Inseln, welche vor dieser Küste liegen, sind für den Handel sehr geeignet. An der Humboldtsbai sieht das Land ebenfalls gut aus, doch die Bewohner, welche hier sehr zahlreich sein sollen, sind wilde Kannibalen, denen man nicht vertrauen kann. Von dort bis zum 139. Grad bleibt das Land schön und hoch; es ist gut bevölkert und über die Gesinnung der Bewohner kann man nicht klagen. Weiter nach Westen, bis an den Ambernaufluß (Point d'Urville) ist das Land niedrig und dicht mit Gebüsch bewachsen; auch die Bevölkerung dieser Gegend ist zahlreich und gutmüthig. Der Küstenstrich zwischen dem genannten Fluß und Djaur in der Geelvinksbai besteht aus sehr niedrigem Lande, dessen Bewohner wenigstens den von Ternate gekommenen Kaufleuten gegenüber eine

[1]) Eine sehr gute Angabe der neueren Erscheinungen (1865 bis 1880) enthält die „Proeve eener geographische Bibliographie van Nederlandsch Oost Indie daor Dr. C. M. Kan". (Nicht im Handel.)

[1]) Ich verweise hier auf die Karte, welche nach der Aufnahme des Kommandanten der „Surabaja" P. Swaan und seines Stabes im 3. Theil der „Tijdschrift Aardrijkskund. Genootschap" enthalten ist; hinsichtlich der Grenzen der niederländischen Besitzungen sehe man die Uebersichtskarte in de Sturler's „Het grondgebild van Nederlandsch Indie 1881", welche jedenfalls das größte Vertrauen verdient, wo sie sich, wie z. B. hinsichtlich der St. Davids- oder Mapia-Inseln, mit anderen Karten im Widerspruch befindet. Letztere Inseln sind in den letzten Jahren entschieden als niederländischer Besitz bezeichnet worden.

feindliche Haltung annehmen. Der Grund muß nach der Ansicht des Berichterstatters — des Residenten von Ternate — darin gesucht werden, daß diese Stämme fortwährend durch die an der gegenüberliegenden Seite der Geelvinksbai wohnenden Papuas, welche viel zahlreicher sind und daher auch gewöhnlich den Sieg davontragen, belästigt werden. Hierbei ging es dann gewöhnlich nicht ohne Menschenraub ab, und die Geraubten wurden als Sklaven an Händler verkauft oder mit denselben der dem Sultan von Tidore schuldige Tribut bezahlt. Wenn nun auch dieser Mißbrauch in der letzten Zeit beinahe ausgerottet ist — hier spricht die optimistische Anschauung des niederländischen Beamten, wie man bei Vergleichung mit dem Folgenden sehen wird — so erinnern sich die Bewohner des östlichen Theils der Geelvinksbai desselben doch noch sehr gut, weshalb sie wahrscheinlich so mißtrauisch und scheu gegen Fremde sind. Der Handel der Kaufleute, welche von Ternate kommen, beschränkt sich beinahe ausschließlich auf die Strecke zwischen Jaur und Doreh; der jährliche Umsatz wird auf weniger als zweimalhunderttausend Gulden geschätzt. Das Land ist schön und fruchtbar, man findet viele gute Ankerplätze, während die Bevölkerung gut gesinnt und an den Umgang mit Fremden gewöhnt ist. Westlich von Doreh bis auf die Höhe der Insel Salawatti trifft man keinen einzigen guten Ankerplatz; die Inseln in der Geelvinksbai, deren Bewohner auch einen ziemlich guten Ruf genießen, werden auch wohl von Händlern besucht, doch weniger, als die westliche Küste. Die im Westen von Neu-Guinea gelegenen Radja-Ampat-Inseln haben für den Handel nicht viel Werth. Mit Ausnahme von Batante und Waigëu bietet sie wenig Gelegenheit für Ackerbauunternehmungen. Auch die Westküste des Festlandes scheint für Kaufleute nicht sehr wichtig, dagegen ist der Handel an der Südwestküste in der Mc Cluersbai und weiter bis an die Stationsbai (134. Längengrad) ziemlich bedeutend; weiter östlich bis zur Grenze des niederländischen Gebietes wird die Bevölkerung der Südwestküste als wild und treulos beschrieben, so daß sich nur wenige Kaufleute dorthin wagen. Uebrigens befindet sich der Handel mit jenen Gegenden größtentheils in den Händen von Ceramern und Buginesen. 1879 waren in dem holländischen Theile von Neu-Guinea vier Missionäre anwesend. Nachdem nun im folgenden Jahre wieder verschiedene Punkte der Küste besucht worden waren, folgten von December 1880 bis Januar 1882 verschiedene Reisen des zur Verfügung des Residenten von Ternate gestellten Kontrolleurs van Oldenborgh. Diese Reisen haben (zusammengenommen) das ganze niederländische Gebiet auch auf der Südküste bis zum 146. Grad berührt, was vorher nicht der Fall gewesen zu sein scheint. Für diese Fahrten waren die in den Gewässern von Ternate stationirten Dampfschiffe „Borneo" und „Batavia" bestimmt. Da im Folgenden der Tiefgang der Dampfer, sowie ihre Fahrgeschwindigkeit zur Vergleichung dienen muß, und ihre Ausrüstung vielleicht hier und da auch Einfluß gehabt hat, führe ich, ehe ich zu der Beschreibung der beiden Reisen [1]) übergehe, einige Notizen über die dafür verwendeten Schiffe an.

Der „Borneo", ein hölzerner Raddampfer zweiter Klasse, der im Jahre 1874 erbaut worden war, hatte einen Tiefgang von 38 dm, war mit 6 Geschützen bewaffnet und mit 100 Europäern und 33 Eingeborenen bemannt (alle Kriegsschiffe haben, so lange sie in den Tropen stationirt sind, außer der europäischen Besatzung ein Kommando Eingeborener an Bord, welches hauptsächlich zum Rudern der Boote bestimmt ist), hatte 200 nominelle Pferdekräfte und 814 Tonnen Inhalt. Die größte Schnelligkeit betrug 10 geographische Meilen in der Wache (4 Stunden). Die „Batavia", ein eisernes, mit Holz bekleidetes Schraubenschiff vierter Klasse, erbaut im Jahre 1876, hatte 35 dm Tiefgang, war mit 3 Geschützen armirt, mit 74 Europäern und 24 Eingeborenen bemannt, hatte 90 nominelle Pferdekräfte, 400 Tonnen Inhalt; die Geschwindigkeit betrug 6 bis 7 geographische Meilen in der Wache. Außerdem muß noch bemerkt werden, daß die Kriegsschiffe im Archipel nur von der Dampfkraft Gebrauch machen.

Im Folgenden werde ich zunächst einige Mittheilungen über die erste Reise (December 1880 und Januar 1881) machen, welche nach der Südküste von Neu-Guinea gerichtet war, um dann später die zweite Reise nach der West- und Nordküste und den da gelegenen Inseln zu beschreiben.

[1]) Der Bericht über dieselben ist in „Tydschrift voor Ind. Land Taal en volkenkunde" XXVII, 4 u. 5" von Herrn van Oldenborgh ausführlich mitgetheilt und mit kleinen Veränderungen in die Regierungsberichte von 1881 und 1882 übergegangen.

Die Mandayas.

Nach dem Spanischen des Don Francisco Javier de Moya[1]).

Von **Ferdinand Blumentritt.**

Ueber die Wohnsitze der Mandayas auf Mindanao habe ich bereits in meinem „Versuch einer Ethnographie der Philippinen" [2]) gesprochen, so daß ich mich hier mit dem Hinweise auf diese bescheidene Arbeit um so mehr begnüge, als Herr Moya nichts Neues hierüber zu berichten weiß. Von desto größerm Werthe sind die weiteren Mittheilungen des gelehrten spanischen Autors, zumal derselbe aus einer schwer zugänglichen Quelle schöpft: aus den, nicht im Buchhandel veröffentlichten Berichten der Jesuitenmissionäre von Ost-Mindanao. Ihre Dörfer liegen tief im Walde oder sonst an versteckten oder schwer zugänglichen Oertlichkeiten, denn sie sind beständig den Ueberfällen ihrer Todfeinde, der mohammedanischen Mindanaos und heidnischer Bergstämme [1]),

[1]) Las islas Filipinas (Estudios historicos), eine Reihe von Aufsätzen im laufenden Jahrgange der Revista de España.

[2]) Dort werden auf S. 50 als ihre Sitze angegeben die Striche am Rio Hijo, der in die Bucht von Davao mündet, die südlichen Distrikte der Provinz Surigao, der südliche Theil von Mindanao von Linao an der Westküste bis zu den großen Seen im Innern des Landes und weiter hin bis gegen Butuan.

[1]) Moya nennt letztere: „Baganis (asesinos de monte)". Nun erwähnt aber niemand einen Stamm dieses Namens; dagegen führen die Häuptlinge der Manobos nach Semper diesen Namen. Es müssen also hier Manobos oder andere Bergstämme gemeint sein, vielleicht die Bagobos; doch wird von diesen gerühmt, daß sie friedfertiger Natur wären. Moya hält die Manobos für Negritos, was entschieden falsch ist, ganz abgesehen davon, daß auch andere malaische Stämme Ost-Mindanaos, wie die Bagobos, ihrem speciellen Tribus-Namen das Wort „Manobo" beifügen, welches soviel als „Mensch" bezeichnet.

ausgesetzt. Auf ihren Ländereien pflanzen sie Reis, Zuckerrohr, Kaffee, Mais, Tabak und Kakao, was auf die regen Beziehungen hinweist, welche sie seit längerer Zeit mit den seit drei Jahrhunderten unter spanischer Herrschaft stehenden Küstenbewohnern unterhalten haben mußten, denn der Anbau von Kaffee, Mais, Tabak und Kakao ist erst von den Spaniern eingeführt worden. Sie sind im Besitze von großen Vieh- und Pferdeherden; auch hier muß erwähnt werden, daß erst die Spanier sowohl Pferde wie Rindvieh nach den Philippinen gebracht haben; vor ihrer Ankunft kannten die Indier des Archipels von größeren Hausthieren nur den Carabao-Büffel, das Schwein und den Hund. Da Moya Büffel und Schwein nicht erwähnt, so kann man annehmen, daß die Mandayas vor der Berührung mit den Spaniern keine anderen Hausthiere als den Hund, den Gefährten der Jagd, gekannt haben. Dies würde ein glänzendes Beispiel des mächtigen Einflusses sein, den die europäische Kultur selbst auf indirektem Wege, oder besser gesagt aus zweiter Hand, ausüben kann; denn es muß hervorgehoben werden, daß die Spanier erst in diesem Jahrhunderte bei der Erweiterung und Ausdehnung ihrer Herrschaft in direkten Verkehr mit den Mandayas traten. Diejenigen Tribus dieses Volkes, welche in der Nähe des Meeres wohnen, beschäftigen sich auch mit der Perlenfischerei und dem Suchen der Riesenmuschel, deren Schalen, Taclobo genannt, im Archipel als Taufbecken verwendet werden. Auch der Balate- (Trepang-) Fang beschäftigt die Strandbewohner, denn die Chinesen bezahlen diesen Artikel gut; desgleichen bilden Schildpatt und die Schalen einer andern großen, Quinilang genannten, Schildkröte einen wichtigen Exportartikel der Mandayas. Ihre Industrie liegt in den Händen der Weiber, und diese verstehen es gute Zeuge aus Abacá (Manilahanf), Piña (Ananassa sativa), Saba (einer Bananen-Varietät) und den Fasern der Tindoc-Pflanze zu weben. Von dem Baláo-Baume (Dipterocarpus vernicifluus) gewinnen sie ein im ganzen Archipel bekanntes harziges Oel, desgleichen ein ähnliches Namens Biao von einem andern Baume und Kokos-Oel, ferner bringen sie eine Art Mastix, von einem Barú benannten Baume nebst anderen Harz- und Theersorten in den Handel. Wie überall auf den Philippinen, sind auch in den von den Mandayas bewohnten Theilen die wilden Bienen häufig, deren Wachs einen wichtigen Handelsartikel bildet.

Ihre Hautfarbe ist heller als jene der Nachbarstämme [1]); viele von ihnen besitzen eine Adlernase. Männer wie Weiber tragen das Haar lang, erstere kleiden sich in weite Hosen und ein kurzes an der Brust offenes Hemd. Die Weiber tragen einen Jabol genannten Rock und ein kurzes Jäckchen, welches die Brüste verdeckt. Nur die Männer pflegen sich mit einem aus Baumrinde verfertigten Hut den Kopf zu bedecken, welcher in seiner Gestalt an den Salacó der christlichen Eingeborenen der Philippinen erinnert, d. h. er hat die Form eines Kugelsegmentes. Die Weiber schmücken sich an Händen und Füßen mit Drahtgewinden, welche sie mitunter noch mit farbigen Fäden oder Glasperlen verzieren.

Ihre Niederlassungen werden von Häuptlingen [2]) regiert, welche den Titel Hari-hari führen; sie werden aus den Tapfersten erwählt und vereinigen in ihrer Person die höchste civile, militärische und religiöse Autorität. Moya fügt noch hinzu: „Sie haben auch noch andere Chefs, genannt Gobernadorcillos und Tenientes, und in Bezug auf das Gerichtswesen eine Art von Richtern, welche mit der Vollziehung der Gesetze beauftragt sind.“ Diese Stelle ist sehr dunkel; denn Gobernadorcillo heißt in den spanischen Theilen des Archipels der Bürgermeister oder Vorsteher einer Gemeinde (Pueblo), der Teniente ist der Vicebürgermeister, welcher mit den Richtern (Jueces) und anderen Magistratspersonen das Municipium einer spanisch-philippinischen Gemeinde bildet. Es kann also Moya hier nur von Rancherías (Dörfern) reden, welche die spanische Oberhoheit anerkannt haben, doch dann ist das Ganze zweideutig: denn man kann es sich dann so auslegen, daß neben den von den Spaniern eingesetzten Amtspersonen noch die alte Institution der Hari-haris sich erhalten hat [1]), oder daß Moya jene Stelle in seinem Essai mangelhaft redigirt habe, so daß der erste von den Hari-haris handelnde Absatz sich auf die unabhängigen, der andere die Gobernadorcillos erwähnende auf die den Spaniern unterworfenen Rancherías sich bezieht.

Das Institut der Sklaverei ist ihnen bekannt, ja ihr Reichthum beruht mehr oder minder auf der größern oder geringern Anzahl ihrer Sklaven [2]), so daß sie beständig bemüht sind, diesen ihren Reichthum durch Ankauf oder Raub zu mehren. Ganz dieselben Verhältnisse fanden die Spanier bei der Besitznahme Luzons und der Bisayer (1565 bis 1572) bei den übrigen, nunmehr christlichen Stämmen vor.

Obwohl sie (im Verhältnisse zu anderen Stämmen Mindanaos) als ein friedfertiges Volk gelten, sind ihnen kriegerische Neigungen nicht fremd. Ihre ungezügelte Rachsucht verwickelt sie in zahlreiche Kriege, und Fehden zwischen einzelnen Niederlassungen ihres eigenen Stammes sind nicht selten und danken oft einem ganz frivolen Anlasse ihren Ursprung.

Am interessantesten ist die Darstellung ihrer Religion, welche auf dem allen Malaien des Philippinen-Archipels eigenthümlichen Ahnenkultus beruht, wie dies schon Semper erwähnt hat. Eine ihrer ersten Gottheiten ist der Mansilatan; dieser Name erinnert auffallend an den Liebesgott [3]) (Manysalat oder Manza-Salat) der heidnischen Tagalen. Des Mansilatan Sohn ist der Badla; auch hier finden wir Anklänge an Götternamen der Tagalen, denn Batala hieß bei jenen in den Tagen ihres Heidenthums „Gott“, Batala-may-capal war der Gottschöpfer und Batala hieß ferner bei den Tagalen auch jener heilige Vogel, der besser unter dem Namen Tigmamanoquin (nach Dr. A. B. Meyer wahrscheinlich Irena cyanogastra) bekannt ist. Mansilatan und Badla sind dem Menschen wohlgesinnte Geister. Das Gleiche gilt vom Búsao, welcher auch vom Mansilatan abstammt und seinen Auserwählten erscheint, um ihnen Muth in Augenblicken der Gefahr oder des Unglückes einzuflößen. Der Name dieses Gottes erinnert an jenen des Kriegsgottes der Manobos, welcher Tagbusan genannt

[1]) Moya sagt eigentlich „als jene der Negritos“; da er aber die Manobos und andere malaische Stämme für Negritos hält, so habe ich jene allgemeinere Bezeichnung gewählt, welche mit den Berichten anderer Autoren besser in Uebereinstimmung zu bringen ist.

[2]) Reyezuelos = reguli.

[1]) Diese Deutung erscheint mir aus dem Grunde unwahrscheinlich, weil die Spanier gerade die Häuptlinge der neu unterworfenen Stämme mit der Würde eines Gobernadorcillos zu bekleiden pflegen.

[2]) Dieselben heißen bei ihnen Sácopes; denselben Namen führen auf den Bisayer-Inseln jene malaischen Unterthanen der spanischen Krone, welche zur Zahlung der Kopfsteuer (Tributs) verpflichtet sind, desgleichen werden so auf den Sulu-Inseln die Ruídersklaven und in den mohammedanischen Theilen Mindanaos die Vasallen der Dattos (Feudalfürsten) genannt.

[3]) Es sei hier erwähnt, daß Moya sich einfach darauf beschränkt, die Namen der Götter und des ihnen gewidmeten Kultus zu berichten. Die Namensvergleichungen, Konjekturen ꝛc. sind meine Zuthat. Ebenso die botanischen Namen.

wird; beide dürften nach meiner Ansicht identisch sein. Als böse Geister fürchten sie den Pundaugnon und dessen Weib Malibong. Der erstere Name erinnert einigermaßen an Daunguen, eine Göttin der Ifugaos, eines Kopfjägerstammes im nördlichen Luzon; sollte auch vielleicht diese Aehnlichkeit nur eine zufällige sein, so darf sie doch nicht unbeachtet gelassen werden, zumal auch Malibong an den Namen einer andern Göttin der Ifugaos, nämlich an die Libongan, frappant erinnert. Es ist hier nur auffallend, daß die Ifugaos und Mandayas räumlich so weit von einander geschieden sind; andererseits würde diese Aehnlichkeit der beiden Götternamen meine in der Vorrede zu meiner Ethnographie der Philippinen angedeutete Hypothese der Aufeinanderfolge der malaischen Einwanderung in den Archipel etwas unterstützen.

Moya erwähnt weiter, daß die Mandayas auch Idole besäßen, was wohl nichts weiter als Ahnenbilder sind, wie sie einst die Tagalen ihren Anitos [1]), die Visayer ihren Divatas [1]) verfertigten und die Igorroten von Lepanto noch heutzutage ihren Ani-anis [1]) errichten. Diese Idole stellen Männer wie Weiber dar, letztere von den ersteren durch einen kleinen Kamm unterschieden, und führen den Namen Manang [2]); sie sind rohe Nachbildungen der menschlichen Gestalt, geschnitzt aus dem Holze des „Bayng“-Baumes [3]). Sie werden mit dem Safte der Narra (Pterocarpus santalinus L.) verschieden gefärbt.

Den Verkehr zwischen den Gottheiten und den Sterblichen vermitteln Priesterinnen, wie denn auch bei den übrigen Malaienstämmen Weiber das Priesteramt entweder ausschließlich oder doch zumeist versahen. Die Priesterinnen der Mandayas heißen Baylanas, wobei zu bemerken ist, daß die Priesterinnen der heidnischen Visayer beinahe denselben Namen: „Babaylanas“ führten.

Wie bei allen malaischen Stämmen der Philippinen werden auch hier den Göttern oder den zu Göttern gewordenen Seelen der verstorbenen Ahnen große religiöse Feste veranstaltet, deren angesehenstes den Namen Bililic führt. Nur wohlhabenden Persönlichkeiten ist es möglich, dieses Fest zu veranstalten, da es einen großen Aufwand erheischt. Vor der Hütte desjenigen Mannes, der die Kosten des Bililic bestreitet, wird zunächst eine Art von Altar errichtet, vor welchen das Opferthier (auch hier zumeist, wie in den übrigen Theilen des Archipels, ein Schwein) niedergelegt wird. Auf dem Altar stehen die obenerwähnten Ahnenbilder oder Idole. Sobald die Baylanas erschienen sind, übergiebt ihnen der Festspender unter Beobachtung gewisser, leider nicht näher angegebener Ceremonien das Opferthier. Gleich darauf fällt die Musik ein, deren tonangebendes Instrument eine Art Trommel Namens Guimbao ist, nach deren Weisen die Festgenossen den Altar im Tanze umkreisen. Die Priesterinnen, gewöhnlich zwölf an der Zahl, singen inzwischen aus vollem Halse unterschiedliche Lieder, welche mit den Worten: „Mi minsad si Mansilatan; Opud si Badlanga magadayao mangdunia . . . .“ beginnen, was zu deutsch heißt: „Mansilatan wird vom Himmel heruntersteigen, darauf wird Badla die Erde in Ordnung bringen . . . .“. Sobald Musik und Gesang verstummt sind, tritt die vornehmste der Baylanas hervor; unter tausenderlei Gesten und Ausrufungen, mit welchen sie die Götter auffordert den Absichten des Festgebers sich geneigt zu erweisen,

[1]) Seelen der verstorbenen Ahnen.

[2]) Ich ließe mich zu der wilden Konjektur Ma-nonog verleiten (Nonog, Nono bei den Tagalen gleich „Großvater“, dann auch „Anito“).

[3]) Sollte dieser nicht mit der „Paja de Meca (Andropogon Schoenanthus Bl.)“ identisch sein?

nähert sie sich dem Opferthiere und durchbohrt es mit ihrem Balarao (Dolche), um sich sofort auf dasselbe niederzubeugen und das aus der Wunde strömende Blut einzusaugen. Diesem Beispiele folgen unter wildem Geschrei die übrigen Priesterinnen; doch dauert es nicht lange und sie brechen eine nach der andern das genossene Blut wieder heraus. Von Neuem beginnt der Lärm und Tanz, die Priesterinnen gerathen in Extase, verrenken sich förmlich die Glieder, verzerren das Gesicht zu häßlichen Fratzen, bis sie endlich den Anwesenden verkünden, Mansilatan sei herabgekommen und hätte ihnen mitgetheilt, daß er das Opfer annähme und dem Spender desselben die Wünsche in Erfüllung bringen werde. Jetzt wird das Schwein ordentlich zubereitet und nachdem man den Idolen einen Theil vorgesetzt, von den Festgenossen mit anderen Speisen und Palmwein unter Musik und Freudengeschrei verzehrt. Dieses Fest unterscheidet sich also nur durch geringfügige Abweichungen von den Anito-Festen der übrigen Malaienstämme des Archipels.

Bei dem Feste Talibung werden vier in rechtem Winkel zu einander gestellte Altäre vor der Hütte des Festgebers aufgestellt. Am festgesetzten Tage erscheinen die Priesterinnen, um die Opferthiere, meist Hühner [1]), in Empfang zu nehmen, welche sie dann unter Begleitung der Musik mit tiefer Ehrfurcht an der Opferstätte niederlegen. Darauf tanzen alle in fröhlichster Stimmung, bis ein Wink der Oberpriesterin dem Tanze ein jähes Ende bereitet. Die Priesterinnen stürzen sich nun auf die Hühner und drehen ihnen den Hals um. Man bratet dann die Opferthiere und die religiöse Festlichkeit löst sich in eine fröhliche Schmauserei auf, bei welcher auch fleißig musicirt wird.

Feste geringerer Bedeutung sind der Pagcayag [2]) und der Cayag [2]). Bei dem erstern wird in der Hütte des Festgebers eine Art von Netz unter der Bedachung angebracht, welches mit Krebsen, Bananen und einer großen Menge von Betel-Portionen angefüllt wird. Nach Verlauf von drei Tagen betreten die Eingeladenen den Festraum mit dem Súndan (eine Art Säbel) bewaffnet und hauen von allen Seiten in das Netz hinein. Die herausgefallenen Sachen werden entweder mit den Füßen zertreten oder aus dem Hause hinausgeworfen. Auf diese Weise glauben sie am besten sich vor Epilepsie und Gicht schützen zu können. — Zum Cayag-Feste vereinigen sich alle Leute des Stammes auf dem Dorfplatze, und zwar zur Mittagszeit. Eine Art Altar wird aufgestellt, auf welchem ein Idol sich befindet. Dann erscheinen die Priesterinnen, unter deren Gesang und bei Begleitung der Musik ein großes langes (Bambu-?) Rohr aufgestellt wird, dessen oberstes Ende mit Zweigen von Bananen- und Bonga-Bäumen geschmückt ist. Die Priesterinnen, deren jede in den Händen ein Huhn trägt, umkreisen nun tanzend mit vielerlei Gestikulationen das Rohr, bis auf einmal die Oberpriesterin mit dem Súndan, mit dem sie bewaffnet ist, das Rohr umhaut und in Stücke zersäbelt. Während sie damit beschäftigt ist, die zerhackten Reste des Rohres umherzuschlendern und mit Füßen zu treten, reißen die anderen Priesterinnen den Hühnern unter wildem

[1]) Moya erwähnt noch „Camarones“; Camaron heißt auf den Philippinen einestheils eine Reh- oder Hirschart, dann aber auch ein Krebs (Penaeus monoceros).

[2]) Daß der Name des einen Festes sich von dem des andern nur durch die Vorsilbe Pag unterscheidet, befremdet mich einigermaßen, wenn ich des Tagalog gedenke. In diesem Idiom heißt z. B. „Talindao“ eine bestimmte Volksweise oder Tanz, „Pag-talindao-an“ aber die Person, welcher zu Ehren der Talindao gespielt oder gesungen wird; dasselbe gilt für „Ombayi“ = schlüpfriger oder obscöner Gesang, „Pag-ombayihan“ die Person, an welche der Ombayi gerichtet ist; „Diona“ = Hochzeits- oder Zecherlied, „Pag-diona-an“ der Zecher- und Sangesbruder.

Geschrei die Köpfe ab, um sodann gierig das warme Blut einzuschlürfen. Nach diesem Akte wird dem Idole der ihm gebührende Theil der geopferten Hühner dargebracht. Die ganze Feierlichkeit endet mit einer fröhlichen Schmauserei und einem wüsten Trinkgelage.

Im gesammten Archipel gilt der Gesang gewisser Vögel als Augurium. Aehnlich wie bei den Bagobos ist es hier der Dimoco (eine Wildtaube), der Glück oder Unglück, je nach der Seite, wo er dem Wanderer erscheint, verheißt. Als böses Omen gilt, wenn man auf dem Wege begriffen einen Kadaver erblickt. Der Mandaya kehrt in diesem Falle sofort in seine Hütte zurück und tritt mit dem rechten Fuße in die Asche des Feuerherdes, wodurch alles Unheil verhütet wird. Vor einem Kriegszuge oder Gefechte messen sie die Länge ihrer Waffen mit einem, von Moya leider nicht näher angegebenen Maße, welches den Namen Palmancia oder Palomaucia führt; entspricht die Länge nicht jenem Maße, so wird dem Träger der Waffe Unheil zustoßen, das Gegentheil tritt ein, wenn die Länge der Waffe jenes Maß überschreitet. Wie die Tagalen und Visayer eine religiöse Scheu vor dem Kaiman besaßen, so schätzen auch die Mandayas die Zähne desselben als einen Talisman, der den Träger unverwundbar macht. Sie besitzen ferner Zauberer, welche in die Zukunft sehen und Liebestränke (um sehr hohe Preise) verkaufen.

Ihr Benehmen bei Sonnen- und Mondesfinsternissen unterscheidet sich in nichts von jenem der übrigen Naturvölker. Sie glauben nämlich, daß eine Schlange oder sonst ein Ungethier das Gestirn verschlingen wolle, und um dieses Unglück zu verhüten, versammeln sich alle Dorfbewohner und schießen unter gellendem Geschrei ihre Pfeile gegen den Himmel ab, bis die Erscheinung vorüber ist. Ich hätte diese Stelle aus Moya nicht mit herübergenommen, wenn nicht die Schlange darin erwähnt wäre. Es ist nämlich auffallend, daß den Religionen der philippinischen Malaien der sonst naheliegende und weit verbreitete Schlangenkult fehlt, obwohl der Archipel an dieser Thiergattung reich ist. Herr Julius Lippert hat mich auf diese Eigenthümlichkeit, welche dem Ethnologen zu denken giebt, aufmerksam gemacht. Deshalb hebe ich hier die Erwähnung der Schlange so hervor. Bei dieser Gelegenheit will ich darauf aufmerksam machen, daß ein Dämon der heidnischen Tagalen Sava hieß; einen ähnlichen Namen — Saua — führt nach Dr. A. B. Meyer im Tagalog die Riesenschlange (Python reticulatus Schn.). Es ist also demnach die Frage noch nicht spruchreif.

Auch die Vorstellung, welche sie sich von der Ursache der Erdbeben machen, ist durchaus nicht originell. Wie so viele Völker glauben, daß die Bewegung eines Thieres, welches die Erde trägt, diese schrecklichen Ereignisse verursache, so wähnen die Mandayas, daß ein Schwein, welches im Centrum der Erde schlafe, die Erdbeben hervorbringe. Um das Thier wieder zur Ruhe zu bringen, werfen sich alle auf die Erde nieder und, indem sie den Mund dicht an dieselbe pressen, rufen sie mit allen erdenklichen Koseworten dem Schweine zu, sich wieder zu beruhigen.

Eine Ehe in unserm Sinne kennen sie nicht; wollen zwei Liebende in Gemeinschaft mit einander leben, so findet eine Art Trauungsceremonie statt, die in Folgendem besteht. Die Brautleute essen zusammen aus einer Schüssel in Wasser gekochten Reis, wobei sie sich wechselseitig die Bissen zustecken; darauf kaut jedes eine Betel-Portion, die ausgekaute (die „Sapa") wird dann ausgetauscht und weiter gekaut. Diese ekelhafte Sitte ist auch bei Liebesleuten der übrigen Malaienstämme des Archipels im Brauche. Polygamie ist bei ihnen Sitte, jeder hält sich so viele Weiber, als er ernähren kann, und dieselben sind verpflichtet, ihrem Gatten die Treue zu bewahren. Vergehen gegen die Sittlichkeit werden mit Strafen gebüßt, welche, da die Mandayas keine Geldmünzen kennen, in Goldstaub oder Goldkörnchen entrichtet werden. Dieses Metall gewinnen sie aus sehr reichen Minen und Wäschen ihres Landes.

Wenn ein Häuptling stirbt, so wird ein großes Todtenfest gefeiert, welches in dem Opfern von unterschiedlichen Thieren und in einer Schmauserei besteht, die man füglich als eine Freß-Orgie bezeichnen kann. Ist die Familie, der ein Glied starb, arm, so begnügt man sich, die Leiche in einer Felsenhöhle, deren Eingang vor dem Eindringen wilder Thiere durch Steine und Astwerk verrammelt wird, zu bestatten. Dem Todten werden seine Waffen und einige Lebensmittel beigegeben, seine Hinterlassenschaft wird unter alle seine Kinder (auch die außerehelichen, sobald sie nur vom Vater als die seinigen anerkannt worden sind) auf gleiche Weise getheilt. Dies verdient Beachtung, wenn man erwägt, wie verwickelt die Erbschaftsgesetze der Tagalen und Visayer waren.

Kürzere Mittheilungen.

A. Kirchhoff über Hermunduren und Thüringer.

Veranlaßt durch die Behauptung A. Werneburg's, daß die Hermunduren nichts mit den heutigen Thüringern zu schaffen hätten, hat Prof. Kirchhoff in Halle diese Frage nochmals diskutirt und der bisher giltigen Ansicht von der Identität der alten Hermunduren und der späteren Thüringer wieder zu ihrem Rechte verholfen. In seiner sehr lesenswerthen Schrift: „Thüringen doch Hermundurenland" (Leipzig, Duncker und Humblot 1882) weist er zunächst nach, daß Cherusker, mit welchen Werneburg in alten Zeiten Thüringen bevölkert sein läßt, niemals dort gesessen haben, sondern vielmehr auf beiden, und besonders dem westlichen Ufer der Weser, nördlich von den Chatten oder Hessen, welche ihrerseits wieder nördlich vom Main saßen. Die westlichen Gebiete, welche die Cherusker bewohnten, waren vielleicht der Lisgau um den Oberharz im Ruhmegebiet bis zur Wasserscheide der Helme und der Leine-Gau, welcher an das Eichsfeld grenzt; in beiden herrscht bis heute niedersächsische Mundart. Im eigentlichen Thüringen aber sind nie Cherusker ansässig gewesen.

Nach Zurückweisung dieser Hypothese umgrenzt Kirchhoff im zweiten Abschnitte die Sitze der Hermunduren selbst, wie folgt: gegen Süden bewohnten sie das Gebiet am obern Main bis zum römischen Limes (dem Vallum Hadriani, zwischen Donau und Rhein) hin und verkehrten als Freunde der Römer selbst in Augusta Vindelicorum, dem heutigen Augsburg; im Westen war ihre Grenze im 1. Jahrhundert n. Chr. die Werra, speciell die Solquellen von Salzungen, in deren Besitz sie 58 n. Chr. durch einen Sieg über die Chatten gelangten; gegen Nordosten reichten sie bis an die mittlere Elbe, jenseits deren in der heutigen Mark Branden-

burg die Semnonen saßen, gegen Osten über die Saale östlich hinüber bis in das heutige Königreich Sachsen, wo sie an die Markomannen in Böhmen grenzten, mit welchen sie 19 n. Chr. Krieg führten. Es hindert aber nichts, Hermunduren noch über die Elbe östlich hinaus anzusetzen, wie es Strabo ausdrücklich bezeugt, also sie noch bedeutend weiter reichen zu lassen, als Kirchhoff. (Seinen Exkurs über die Elbquelle und die ptolemäische Karte von Germanien übergehen wir hier, da derselbe, ohne Karte schwer verständlich, nicht überall das Rechte trifft, auch für des Verfassers Schlußergebniß nicht von fundamentaler Bedeutung erscheint.)

Um 178 n. Chr. werden die Hermunduren zum letzten Male genannt, und zu Anfang des 5. Jahrhunderts erst erscheinen die Toringi oder Thoringi (mittelhochdeutsch During, Doring). Aus den Quellen weist nun Kirchhoff im dritten und letzten Kapitel seiner Abhandlung überzeugend nach, wie sich die Gebiete beider Völker im Wesentlichen decken, und zwar so scharf, daß man mancher erst aus thüringischer Zeit bekannten Grenze auch Geltung für die Hermunduren zuschreiben darf. Wo sich die Grenzen änderten, giebt er uns die historische Begründung dafür. An der Donau, unweit deren, wie erwähnt, einst Hermunduren saßen, erscheinen um 480 Thüringer auf Raubzügen bis nach Passau hinab, und als Nachbarn der Alamannen kennt sie auch der Geograph von Ravenna; aus diesen Gegenden verschwinden sie aber später, von Burgundern und Baiern bedrängt. Noch zu Anfang des 8. Jahrhunderts ist Würzburg im Besitz des thüringischen Herzogs, wie ja auch früher Hermunduren am oberen Main wohnten; im Westen ist immer noch die Werra die Grenze gegen die Hessen, im Osten aber sind die Sorben bis an die Saale vorgedrungen. Gegen Norden sitzen Thüringer noch im 8. Jahrhundert bis in die heutige Altmark, wenn auch von der Unstrut an nordwärts unter sächsischer Oberherrschaft, nachdem im Jahre 531 das Reich der Thüringer den vereinigten Franken und Sachsen erlegen war. Das Land zwischen Harz und Thüringer Wald aber, das eigentliche Thüringen, kam damals unter fränkische Hoheit, und vom oberen Main und der oberen Werra wurden die Thüringer durch Ostfranken verdrängt. Von diesen historisch nachweisbaren Aenderungen abgesehen, decken sich also im Wesentlichen die Gebiete beider Völker, und darum leben auch die Hermunduren in den Thüringern fort.

Kirchhoff schließt seine sehr lesenswerthe, anregende und tüchtige Arbeit mit der Untersuchung, aus welchen Stämmen sich der große, das ganze Centrum Germaniens einnehmende Bund der Hermunduren zusammensetzte. Es waren die Teuriochämen und die Sueben-Angeln, welche letzteren Ptolemäus östlich von den Sueben-Langobarden und nördlich bis zur Mittelelbe hin ansetzt. Verwandte dieser Angeln kennt Tacitus unter demselben Namen im Norden Deutschlands, auf der jütischen Halbinsel, und daß in der That einst ein Volk vom Main bis nach Jütland hin ansässig war, zeigen uns die Ortsnamen auf leben (ursprünglich leiba, leba, was vielleicht „Aue" bedeutet; erst seit dem 12. Jahrhundert in der Dativform leibin, leiben, leben), welche nur auf diesem, altthüringischen und anglischen Gebiete vorkommen, mit Ausnahme des südlichen Holstein, wo von den friesischen Inseln her einfallende Sachsen die Kontinuität nachweislich unterbrochen haben. Alslev im südwestlichen Jütland, Alsleben an der thüringischen Saale, Alsleben an der Quelle der fränkischen Saale gehen alle drei auf den gleichen Ursprung zurück. Die südlichsten dieser Ortsnamen finden sich am Main; diese schreibt Kirchhoff den Werinern zu, einem weiteren Hermundurenstamm, deren Namen der Werin-Gau in dem Bogen des Main zwischen Schweinfurt und Gemünden bewahrte. Wariner nennt auch Tacitus neben den Angeln, also in Jütland. Und während ein Thüring-Gau südlich der Rheinmündung, ja bei Gregor von Tours ebendort ein ganzes Land Thüringen gut bezeugt ist, kennt andererseits um die Mitte des 6. Jahrhunderts Prokop ein Weriner-Reich am Niederrhein, welches 595 von den Franken vernichtet wird. Beweis genug für die Zusammengehörigkeit beider Stämme. Diese rheinischen Weriner sind wahrscheinlich aus dem mitteldeutschen Thüringen nach Westen gewandert. Wie übrigens aus Ortsnamen hervorgeht, finden sich versprengte Thüringer auch in Vorarlberg. Dies in kurzem die wesentlichen Resultate einer Schrift, deren Studium dringend zu empfehlen ist.

Die neue Provinz Valle de Cagayán auf Luzón.

Ende Oktober 1882 wurde in Manila ein vom 22. August datirtes königliches Dekret publicirt, welches die Provinzialeintheilung des nördlichen Theiles der Insel Luzón bedeutend verändert. Nach demselben werden die im Stromgebiete des Rio Grande de Cagayán liegenden Provinzen: Cagayán, Isabela de Luzón (inclusive die Comandancia Saltan) und Nueva Vizcaya in eine Provinz verwandelt, welche den Namen „Gobierno político-militar del Valle de Cagayán" erhält. Der Gouverneur dieser Provinz soll nicht, wie dies bei den übrigen Gobiernos político-militares der Fall ist, der Reihe der Stabsofficiere oder Kapitäne entnommen, sondern entsprechend der Ausdehnung und der Wichtigkeit der neuen Provinz, welche den besten Tabak der Philippinen producirt und in deren zum Theile noch undurchforschten Wildnissen sich zahlreiche Tribus unabhängiger Malaien und Negritos aufhalten, soll diese Würde von einem Brigade-General bekleidet werden, der mit denselben umfangreichen Vollmachten ausgestattet wird, wie sie jener General besitzt, welcher über die Visayas-Inseln die Oberaufsicht führt. Der Umfang der drei Gerichtssprengel, in welche die neue Provinz Valle de Cagayán zerfällt, entspricht dem Umfange der bisherigen Provinzen. Die Gerichts- und Steuerämter haben mit Umgehung des Brigadier-Gouverneurs unmittelbar mit der Centralbehörde der Kolonie in Verkehr zu treten, wogegen dieser in militärischer Hinsicht vollkommen frei verfügen kann, insofern ihm nicht direkte Befehle von Seiten des General-Gouverneurs, dem er direkt untergeordnet ist, zukommen. So wie dem Brigade-Gouverneur der Visayas werden dem Gouverneur des Valle de Cagayán eine Anzahl Civil-Beamte als Sekretäre und Schreiber zugewiesen.

Der Grund dieser Veränderung der Provinzialeintheilung ist in dem Umstande zu suchen, daß mit dem 1. Januar 1883 der Bau des Tabaks in den Philippinen freigegeben wird, da das Monopol im Sommer 1882 aufgehoben worden ist. Die kriegerischen unabhängigen Stämme, welche die Berglandschaften des Valle de Cagayán bewohnen, bauten seit jeher einen vorzüglichen Tabak; die Händler werden nun nach Aufhebung des Monopols mit diesen in Verkehr treten, um bei ihnen Einkäufe zu machen. Bei dem hinterlistigen Sinn dieser Kopfjägerstämme fürchtet man aber blutige Zusammenstöße, weshalb man die Regierung dieser drei Provinzen in die Hände eines hohen Militärs gelegt hat.

F. Blumentritt.

Alphonse Pinart über die Indianer von Veraguas.

Der bekannte französische Amerikanist Alphonse L. Pinart, welcher der archäologischen Durchforschung von Mexico und Central-Amerika schon ein Jahrzehnt gewidmet hat, hat in S. Francisco das vierte Heft seiner „Coleccion Lenguistica y Etnografica Americana" erscheinen lassen, welches (in spanischer Sprache) die Indianer des Departements Veraguas im Staate Panama behandelt und zum Schlusse Vokabularien der Guaymi-, Narteno-, Sabanero- und Dorasque-Sprache enthält. Die Indianerstämme, welche die Berge und Wälder der Cordilleren der Landenge von Panama bewohnen, sind danach von viel hellerer Hautfarbe als die an den Küsten, wenn auch beide durch fast dieselben Sitten und denselben Aberglauben mit einander verbunden erscheinen. Die Bergbewohner sind wohlgebildet und zierlich, die Küstenindianer

aber von gedrungenem Wuchse und eckigen Formen. Unter letzteren finden sich Individuen, die man als Albinos bezeichnen kann, von milchweißer Farbe und mit weißem, gekräuseltem Haare bedeckt; ein Fremder kann dieselben leicht mit echten Weißen, welche gleichfalls sich unter jenen Stämmen finden und von englisch sprechenden Vätern abstammen, verwechseln. Die Männer des Guaymi-Stammes tragen gewöhnlich nur die „coleta“, das aus der Rinde des Numi-Baumes verfertigte Lendentuch, während die Weiber meist ganz nackt herumlaufen; nur zuweilen legen sie ein schmales Band an. Sie leben größtentheils von der Jagd und sind im Stande mit ihren Pfeilen Vierfüßer im Laufe und Vögel im Fluge zu erlegen. Sie verzehren auch die unreinsten Thiere selbst in einem vorgeschrittenen Grade der Zersetzung und entsetzlich ist oft der Geruch des verfaulenden Fleisches, welches sie rings um ihre Hütten zum Trocknen aufgehängt haben. Fleisch genießen sie mit großem Vergnügen in halb rohem Zustande. Beim Essen bilden sie einen Kreis um die Lebensmittel und jeder taucht seinen Bissen in das zugleich mit aufgesetzte Salz. Wenn sie peruanisches Steinsalz haben, das sie zuweilen durch Tausch erhandeln, so geht ein Stück davon im Kreise herum und jeder beißt etwas davon ab oder reibt sein Stück Fleisch gegen dasselbe. Sehr beliebt ist das aus gegohrenem Mais bereitete Getränk Chicha; die beste Sorte desselben, Mascada mit Namen, wird gewonnen, indem die Weiber die Maiskörner zerkauen, sie in große irdene Krüge thun und mit Wasser einige Tage gähren lassen. Dauert die Gährung länger, so wird die Chicha stärker, und der größte Freundschaftsbeweis, den ein Reisender diesen Indianern erweisen kann, ist die Bitte um einen Trunk Chicha.

Sie erkennen weder eine Regierung noch eine Polizei an, folgen aber bei ihren Zusammenkünften oft den Entscheidungen der ältesten Männer, der Kaziken; doch ist ihr Gehorsam gegen dieselben keineswegs ein so blinder, daß sie ihr eigenes Belieben ihnen zu Gefallen aufgäben. Belustigend ist es mitunter, den Verhandlungen bei solchen Versammlungen zu folgen, wenn es sich darum handelt, die für Opfergaben an gewisse in Ehren stehende Heilige und deren Kapellen gesammelte Mittel zu vertheilen. Schlägt dann einer vor, einem Heiligenbilde ein neues Kleid zu kaufen, weil das alte nicht mehr recht im Stande ist, so antwortet fast jeder in unschlüssiger und unentschiedener Weise: „Wir wollen es uns überlegen“. Wenn aber ein praktischerer Kopf vorschlägt, so und so viel Töpfe Chicha zu kaufen, um den Festtag in angemessener Weise zu begehen, so giebt die ganze Versammlung sofort laut schreiend ihre Zustimmung kund.

Allgemein herrscht Polygamie, und jeder Mann hat zwei, drei oder mehr Weiber; findet sich einmal einer mit nur einer Frau, so ist er nicht emsig und thätig genug, um mehrere halten zu können. Wessen Fleiß und Talent aber ausreicht, um mehr als eine zu ernähren, namentlich die Kaziken, die lassen ihre verschiedenen Familien in getrennten Hütten leben, um Streit und Eifersucht zu vermeiden. Jede Frau nimmt in ihrer eigenen Hütte in Empfang, was der Gatte zu ihrem Unterhalte zu senden für gut findet, und sie wiederum muß ihrem Herrn täglich eine Schüssel oder einen Krug voll der Speise, welche sie bereitet, schicken, darf aber nicht mit ihm zusammen essen. Die Männer wählen gewöhnlich zwei oder drei erste Weiber von ihrem eigenen Alter; das letzte ist meist noch ein kleines Mädchen, welches ihr zukünftiger Gatte zuweilen bei der Geburt erwählt und aufzieht, damit sie in seinem hohen Alter sein Bett theile. Die Frauen werden bei dem Tode ihres Gatten das Eigenthum von dessen Bruder oder nächsten Erben; Niemand darf gegen dieses Erbrecht Widerspruch erheben, und von dem Tage an, an welchem Jemand solche hinterlassene Weiber erhält, beginnt seine Gattenpflicht. Die Ehe dauert so lange, als es dem Manne beliebt; um sie einzugehen, bedarf es nur beiderseitiger Zustimmung. Mitunter verläßt ein Mann seine Weiber, auch wenn sie mehrere Kinder haben, nur weil er sie nicht mehr leiden mag, oder sie zu alt werden, und nimmt sich neue.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Aus Anlaß der 300jährigen Feier der Vereinigung Sibiriens mit Rußland hat die Russische Geographische Gesellschaft beschlossen, in Verbindung mit anderen wissenschaftlichen Instituten eine detaillirte Beschreibung von Sibirien und eine Geschichte des Landes seit seiner Eroberung, sowie vielleicht eine Bibliographie aller russisch geschriebenen Bücher und Aufsätze über Sibirien zu veröffentlichen.

— Lieutenant Haber, von der Marine der Vereinigten Staaten, der letzte von der Expedition zur Aufsuchung der Jeannette-Mannschaft, telegraphirte am 21. December 1882 aus Jakutsk, daß er dort mit den 11 Leichen des Kapitän de Long und seiner unglücklichen Gefährten, die man nach Amerika zu schaffen beabsichtigt, eingetroffen sei.

— Mit dem Eisenbahnbau in Persien soll es nun wirklich Ernst werden, und zwar zunächst mit der Strecke von Teheran nach Rescht am Kaspischen Meere. Die Nachricht wäre schwer zu glauben, wenn sie nicht vom britischen Gesandten in Teheran ausginge. Der persische Konsul in Baku ist angewiesen worden, Eisenbahnarbeiter zu engagiren, was sich daraus erklärt, daß solche dort augenblicklich nach Vollendung der transkaukasischen Bahn Tiflis-Baku in größerer Anzahl zu haben sind, und der persischen Regierung viel daran liegen muß, sich deren Dienste zu versichern, ehe sie sich in alle Welt zerstreuen.

— Nach dem Verwaltungsberichte der Centralprovinzen Indiens für 1881 — 1882 besuchten von einer Bevölkerung von fast zehn Millionen durchschnittlich nur 58 135 Kinder die Schule und nur 4,7 Procent der gesammten männlichen Bevölkerung konnten lesen und schreiben resp. waren dabei es zu lernen. Der Schulbesuch und damit die Verwendung von Seiten der Regierung weist einen viel höhern Procentsatz von Mohammedanern, als von Christen auf.

— Wie „Nature“ mittheilt, ist in Kanton von Chinesen und mit Bewilligung der Regierung eine Schule errichtet worden, in welcher chinesische Knaben in europäischen Wissenschaften unterrichtet werden. Die Zahl der Schüler beläuft sich schon auf 50; die Lehrer sind Chinesen, welche Englisch verstehen. Immerhin ein Zeichen von Fortschritt.

— Das „Echo du Japon“ vom 29. Oktober 1882 veröffentlicht die Uebersetzung eines Dekrets des Kaisers von China, den letzten Aufstand in Korea betreffend, welches im „Shen Pao“ und dann in „The North China Daily News“ veröffentlicht worden ist und folgendermaßen beginnt: „Korea ist eine Depedenz unseres Landes und uns seit vielen Generationen unterthan. Seine Aufführung ist stets weise und klug gewesen. Der Hof betrachtet es als zu derselben Familie (wie China) gehörig, mit welcher es Freuden und Schmerzen theilt.“ Und der Schluß des Aktenstücks lautet: „Li-hung-tschang und die anderen sollen mit Rath und Nachforschung dem Hofe helfen, unser tributäres Land zu pacificiren.“

Es geht daraus zur Evidenz hervor, daß China sich als den suzeränen Staat von Korea betrachtet, — was Prof. Ratzel noch kürzlich als falsch erklärte — wie es denn auch durch Besetzung der koreanischen Hauptstadt dieser Anschauung einen handgreiflichen Ausdruck verliehen hat.

— Seitdem Gensan in Korea 1880 dem japanischen Handel geöffnet wurde, ist die halbjährliche Einfuhr von circa 270 000 Papier-Yen (120 bis 170 Papier-Yen = 100 mexikanischen Dollars) auf 358 000 in dem, mit Juni 1882 endenden Halbjahre gestiegen, und die Ausfuhr von 136 000 auf 420 000 Yen. In Fusan betrug 1878 Ein- und Ausfuhr bezw. 205 000 und 245 000 Yen, 1881 dagegen 640 000 und 573 000 Yen. So berichtet Mr. Aston, welcher auf dem englischen Geschwader unter Admiral Willes neuerdings jene Häfen besucht hat. Derselbe fügt hinzu, daß während dieser Fahrt die Beziehungen zu den Beamten und Einwohnern Koreas sehr freundschaftlicher Natur gewesen wären. Nur waren die Koreaner zuweilen unangenehm vertraulich und ihre Wißbegierde kannte keine Grenzen.

— Der Resident von Bantam (Westspitze von Java) hat an die Regierung zu Batavia berichtet, daß im Monat September die ganze Bevölkerung eines Dorfes (Tjigeuter), aus 755 Seelen bestehend, wegen wiederholter Angriffe der Tiger ihren Wohnsitz aufgegeben und sich vorläufig auf der Insel Groß Handelem (Audelum) in der Meeuwenbai niedergelassen hat. Genanntes Dorf, welches zu dem Distrikt Tjibilinn, Abtheilung Tjiringin, gehört und wo noch in der letzten Zeit fünf Personen, worunter eine Frau, die am hellen Tage am Webstuhl saß, das Opfer der Tiger geworden sind, liegt an der Meeuwenbai und kann nur über das Meer hin erreicht werden, da es auf der Landseite durch undurchdringlichen Wald und Wildnisse von allen Verbindungen abgeschnitten ist. Der Regent (höchste eingeborene Beamte), der sich mit einigen Jägern dorthin begab, fand in dem verlassenen Dorfe Blutspuren und Kopfhaar von den von den Tigern getödteten Personen und die Reste von Hühnern und anderen Hausthieren, während die Spuren der Bestien nicht nur unter dem etwas erhöhten Flur der Wohnungen, sondern sogar in denselben sichtbar waren. Die Bevölkerung des Dorfes Handelem (Audelum) Darat (Festland) befand sich in gleichem Zustand und hatte sich auch auf die oben genannte Insel begeben. Auch im Süden von Lebark, einer andern Abtheilung von Bantam, in der Umgegend von Malimping, waren die Tiger in diesem Jahre sehr unbequem geworden. Noch vor Kurzem waren zwei Personen dort angefallen und getödtet worden.

Afrika.

— Mit Beginn des neuen Jahres hat der österreichisch-ungarische Lloyd eine regelmäßige Dampfschiffsverbindung von Triest nach Tunis eingerichtet und damit dem österreichischen Handel eine direkte Verbindung mit Sicilien und Tunis eröffnet. Alle zwei Wochen fährt ein Schiff von Triest über Ancona, wo Anschluß von und nach Fiume und Zara stattfindet, Bari, Brindisi, Messina, Catania, Syrakus und Malta, wo es Anschluß nach Tripoli hat, nach Tunis, und ebenso alle vierzehn Tage in umgekehrter Richtung.

— Tunesien ist von der französischen Regierung in 22 Kreise getheilt worden, an deren Spitze je ein höherer Officier steht, welcher die eingeborenen Kaids hinsichtlich ihres Gehorsams gegen die Anordnungen Frankreichs zu überwachen hat. Diesem höhern Officiere sind andere unterstellt, welche über alle Vorgänge sich genau unterrichten und Beschwerden entgegennehmen sollen. In nächster Zeit sollen ferner die Steuern von den Kaids an die Militärkasse des betreffenden Kreises, statt wie bisher an die tunesische Regierung gezahlt werden, um eine bessere Kontrolle über die Rückstände zu ermöglichen. Alle diese Anordnungen beweisen, daß das sogenannte „Protektorat" Frankreichs nichts Anderes ist, als eine regelrechte Annexion.

— Roudaire's Projekt, die Unterwassersetzung der Salzsümpfe im südlichen Tunesien betreffend, ist durch die Weigerung der französischen Regierung, sich damit zu befassen, keineswegs beseitigt worden. In Privatkreisen wurden $1\frac{1}{4}$ Million Franken gezeichnet, Lesseps und Freycinet unterstützten das Unternehmen und Ende December 1882 ist Roudaire nach Nordafrika abgereist, um die Vorstudien für sein „Saharameer" fortzusetzen.

— Die Bitte um Mittheilungen über die Assabbai, welche in dem Sprechsaal eines englischen Blattes ausgesprochen wurde, hat eine Antwort hervorgerufen, der zufolge für die Kolonie wenig tröstliche Aussichten bestehen: „Folgender Auszug aus dem Briefe von Rubattino's Agenten zu Massauah wird dem Fragesteller genügende Aufklärung verschaffen. Es ist unmöglich, daß Assab jemals als Hafen auch nur halb soviel Bedeutung wie Aden bekommen wird. Die Karawanen, welche dort ankommen, sind die ärmsten von allen, da Elfenbein, Kaffee, Gold u. s. w. nur in kleinen Quantitäten vorkommen und die Ausfuhr eines ganzen Jahres dort nicht den Werth dessen erreicht, was in Bombay in einer Woche ausgeführt wird. Berbera, Zeila, Obok, Assab und Massauah werden immer nur ebensoviele kleine Ausfuhrkontore des umliegenden Landes sein. Alles zusammengenommen, haben sie nie einen Betrag der Ausfuhr und Einfuhr erreicht, der mehr als 20 Millionen beträgt; man kann sich also eine Vorstellung machen, wie groß der Antheil Assabs daran sein wird. Die Thatsache, daß die Engländer nach dem Siege von Magdala das Land verlassen und selbst die Schienen ihrer Eisenbahnen mitnahmen, zeigt, was sie von der Zukunft dachten; sie zogen die Beredsamkeit von Zahlen der Beredsamkeit von Träumern vor. Bis jetzt ist der Handel von Assab etwa Null gewesen. Assab mag vielleicht ein wichtiger Markt für Perlmutter werden, doch auch dann könnte es mit den österreichischen Häusern nicht wetteifern, da Italien nicht den tausendsten Theil von dem Perlmutter nöthig hat, den Oesterreich verbraucht." Ein anderer Einsender fügt hinzu: „Die ganze Zahl der Bewohner beläuft sich auf 177, worunter 7 Italiener. Die Kolonie besitzt keinen Handel und die Bewohner wissen nicht mehr, was sie anfangen sollen." Sollte dabei nicht ein klein wenig Eifersucht im Spiele sein?

— Die Raja-Galla, welche der französische Vicekonsul A. Raffray im Jahre 1881 kennen lernte, wohnen circa 35 km südöstlich vom Aschangi-See am Ostfuße des abessinischen Hochlandes in einer Ebene, welche 1450 m über dem Meere liegt und gegen Osten durch die dicht bewaldeten, circa 2000 m hohen Zebul-Berge begrenzt wird (s. „Globus" XLI, S. 143). In ihrem Aeußern fand sie der Franzose den eigentlichen Abessiniern sehr ähnlich, aber von wilderen Sitten. So wird den abessinischen Kindern bis zum Eintritte der Reife das Haupthaar abgeschoren und nur ein Kranz wird stehen gelassen. Dieselbe Sitte bindet die Raja-Galla, jedoch so lange, bis sie einen Feind erlegt haben, und kein Jüngling kann sich verheirathen, wenn er nicht der Auserwählten neben silbernen Hals- und Armbändern auch die Geschlechtstheile eines erlegten Feindes einhändigen kann. Diese Wilden hatte der König Johannes damals unterworfen, wie er denn seinen Hauptberuf darin sieht, die Gallas mit Waffengewalt zum Christenthume zu bekehren. Er ist Wittwer, hat geschworen, sich nicht wieder verheirathen zu wollen und läßt kein Weib an seinen Hof kommen, seine Schwester ausgenommen, die er aber keineswegs freundlich behandelt. Bei aller Pracht, die er entwickelt, und der strengen Etikette, die er fordert, lebt er wie ein Mönch ganz ascetisch. Alle Woche, so behauptet er, besuchen ihn Engel und überbringen ihm Gottes Befehle, und Kriegszüge läßt er sich stets in dieser Weise auftragen.

— Die französische Kammer hat am 28. December 1882 fast einstimmig der Regierung einen Kredit von 1 275 000 Franken für die Mission Savorgnan de Brazza's im

westlichen Afrika bewilligt. Vor Allem sollen zwischen der Küste und der Station Brazzaville am Stanley Pool acht Hauptstationen, die durch zwölf kleinere Posten in Verbindung mit einander stehen, angelegt werden und zwar auf einer nördlichern Linie vom Gabun längs dem Ogowe und der Alima und auf einer südlichern von der Loangoküste längs dem Quillu und dem Niari. An der Küste selbst sollen ferner zwei Hauptstationen in Majombe und Pontanegra errichtet werden. (Nebenbei gesagt, befand sich Stanley zu Ende 1882 schon wieder auf dem Kongo.)

Nordamerika.

Die „Colonies and India" vom 15. December 1882 enthalten einen längern Aufsatz eines Touristen in Kanada, dem wir einige Angaben entnehmen. . . . „Die reißend schnelle Entwickelung von Winipeg erinnerte mich an einige der Goldgräberstädte Australiens. An der Stelle, wo sich vor wenigen Jahren noch die bloße Prairie ausdehnte, befindet sich jetzt eine hübsche Stadt mit schönen Gebänden; das Telephon erleichtert den Verkehr und in Folge seiner günstigen Lage hat Winipeg schon die fünfte Stelle unter den Städten der Dominion eingenommen. Die ganze Bevölkerung ist von einem Spekulationsfieber, vorläufig in Landscheinen, ergriffen und die Vorrathshäuser der Hudson Bay Company strotzen von allen Arten kostbaren Pelzwerks. Als ich mich dort aufhielt, war der Bau der Eisenbahn schon 400 Meilen über die Stadt hinaus bis Moose Jaw Creek vorgeschritten. Jeden Tag betrug der Fortschritt 3 bis 4 Meilen; die letzte Woche, ehe ich ankam, waren 22 Meilen Geleise gelegt worden. Die Arbeiter, welche in Karren übernachten, die auf den gelegten Schienen vorausgeschoben werden, verdienten 9 Schilling täglich. . . Wir trafen einige Trupps herumschweifender Indianer, Crees und Assiniboines, welche Pferde und Zelte besaßen und gut versorgt zu sein schienen. Wirklich behandelt die kanadische Regierung sie wie Lieblingskinder. Bei ihnen sowohl als auch im Allgemeinen zeigt sich die segensreiche Wirkung des Gesetzes wegen des Verkaufs von Alkohol. Die Prairie im Westen ist größtentheils mit hohem Grase bedeckt, welches theilweise abgeschnitten und in Haufen aufgeschichtet war, um als Viehfutter zu dienen. Schlechte sandige Stellen sieht man hier und da, doch im Allgemeinen ist der Boden mit einer mehrere Zoll bis einige Fuß dicken Humuslage bedeckt.

Die Wasserversorgung findet gegenwärtig aus den Flüssen und aus Brunnen von geringer Tiefe statt und das Wasser ist manchmal so sehr mit Alkalien geschwängert, daß es nachtheilig auf die Gesundheit wirkt. Doch glaubt man allgemein, daß es durch Abteufen tieferer Brunnen möglich sein wird, besseres Wasser zu bekommen. Am unangenehmsten kommt mir der Mangel an Bauholz vor; einzelne Gruppen von Bäumen sieht man von der Eisenbahn aus, doch kommen sie niemals in solcher Zahl vor, daß man sie einen Wald nennen könnte. Da die Wintertemperatur im Durchschnitt 5⁰ unter Null beträgt, so ist die Frage wegen des Brennmaterials sehr wichtig. Allerdings sollen reiche Kohlenlager bestehen und dieselben werden auch wohl nutzbar gemacht werden; jedenfalls besteht aber ein großer Bedarf an Bauholz und sollte man schon bei Zeiten durch große Baumanpflanzungen denselben zu decken suchen. . . .

Alles in Allem besitze ich das feste Vertrauen, daß das westliche Kanada wegen seines ausgezeichneten Bodens für die Dominion sehr wichtig werden wird. Die Kanadier selbst geben zum Theil ihre alten Besitzungen auf, um sich hier eine neue Heimath zu gründen; sie sind an das rauhe Klima gewöhnt, — und Niemand sollte nach dem Westen auswandern, der nicht eine gute Gesundheit besitzt — haben die Entbehrungen, welche den Ansiedler erwarten, schon kennen gelernt, und haben daher größere Wahrscheinlichkeit die Schwierigkeiten, die sich im Westen erheben können, zu überwinden. Vielleicht wird Kanada, wenn einige Geschlechter dahingegangen sein werden, noch einmal der Sitz der politischen Größe der angelsächsischen Rasse werden.

Oceane.

— Ueber die Resultate von Beobachtungen, welche die Fischerei-Kommission der Vereinigten Staaten während elf Jahren an der Küste zwischen der Chesapeake-Bai und Labrador hat anstellen lassen, sprach auf der letzten Jahresversammlung der United States National Academy of Sciences Prof. Verrill von Yale. Danach verlegen die Karten den warmen Golfstrom um 30 bis 40 Miles zu weit von der Küste ab. Bis etwa 60 Miles von derselben ist die Fauna eine arktische, in dem warmen Strome dagegen eine tropische oder subtropische. Man hat bisher die Tiefenlinie von 100 Faden als die Grenze des Golfstromes angenommen; vielmehr aber ist es die von 65 oder 70 Faden. Verrill meint, daß in dem Körper des Stromes im Sommer und im Winter keine Veränderung, wie man angenommen hat, vorgeht, wohl aber an der Oberfläche. Beweis dafür ist die bestimmte Grenzlinie der beiden Faunenarten auf dem Boden; denn wenn Veränderungen einträten, würde dort das subtropische Leben zerstört werden. Der Theil des warmen Stromes südlich der Küste von Neu-England, 70 bis 120 Miles von der Küste, wimmelt von Thieren. Im Jahre 1880 brachte das Schleppnetz 800 Species zu Tage, wovon mehr als ein Drittel ganz neu waren, darunter 17 Arten Fische, 270 Mollusken und 90 Krustaceen. Bis zu der 100 Faden-Linie senkt sich der Meeresboden allmählich von der Küste an, dann aber fällt er plötzlich zu 1000 Faden und darüber ab. An diesem Absturze scheint der warme Strom nur etwa 125 Faden hinabzureichen. Die in großen Tiefen lebenden Thiere sind meist von rother oder orangegelber Farbe, welche vielleicht als eine Art Schutz anzusehen ist, indem sie sie unsichtbar macht. Der Boden unter dem arktischen Gürtel (zwischen der Küste und dem Golfstrom) ist grober Kies oder Sand, derjenige unter dem Golfstrom so feiner Sand, daß die einzelnen Körner nur unter dem Mikroskope zu unterscheiden sind. Dieser mit winzigen Muscheln vermischte Sand scheint eine Oberfläche, so eben und hart wie eine Tenne, zu bilden. Zwischen dem regen Thier- und Pflanzenleben, welches dieselbe bedeckt, finden sich hier und da Steine, welche wahrscheinlich von schmelzenden Eisschollen herrühren. Das Schleppnetz brachte mitunter ein Stück Gestein herauf, vielleicht pliocäner Formation, gefüllt mit fossilen Muscheln, denselben, welche noch jetzt auf dem Grunde sich finden. Zu bemerken ist das Fehlen aller Vertebraten-Fossilien, und nie brachte das Schleppnetz auch nur eine Spur von der Existenz todter Vertebraten herauf, trotzdem das Meer von Haien, Delphinen u. s. w. wimmelte, ebenso wenig eine Spur von menschlicher Existenz, ausgenommen eine, von einem Schiffe verlorene Kautschukpuppe, obgleich das untersuchte Gebiet in dem Kurse der europäischen Schiffe liegt und dort so manches derselben untergegangen sein muß. Solche Thatsachen brachten Prof. Verrill dahin, daß er an der negativen Beweiskraft in der Geologie zweifelt.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIII. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Die Sosnowski'sche Reise durch China.

(Nach dem Berichte des Dr. Pjasetzki.)

VI.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen des Dr. Pjasetzki.)

Die weite Ebene, die sich im Norden von Han-tschung-fu ausbreitet, gilt nicht mit Unrecht bei den Chinesen für einen besonders bevorzugten Fleck Landes, für eine Art irdischen Paradieses. Als Sosnowski und seine Begleiter in der Frühe eines hellen, warmen Maimorgens die Stadt verließen, um ihre Reise durch die nordwestlichen Provinzen fortzusetzen, schien es auch ihnen, als hätten sie kaum je zuvor eine so reiche, üppige Landschaft erblickt, wie sie hier vor ihnen lag. Zwischen den grünen Weizen- und Baumwollenfeldern, welche die Stadt umgaben, erglänzten wie große Seen die vor wenigen Tagen neu bewässerten Reisfelder, auf denen jetzt Scharen von Arbeitern, die meist bis über die Knie im Wasser standen, beschäftigt waren. Weiterhin zeigten sich, von schönen Baumgruppen umgeben, ansehnliche Dörfer und einzelne Niederlassungen; wie ein großes silbernes Netz durchkreuzten breite, von grünen Böschungen eingefaßte Kanäle die Ebene in allen Richtungen. Eine Menge von kleinen steinernen Brücken führte über diese Wasserläufe; der unablässige Verkehr auf ihnen ließ erkennen, wie reich bevölkert die durch sie verbundenen Ortschaften sein mußten. Einen eigenthümlich südlichen Anstrich verliehen der Landschaft die zahlreichen schlanken Palmen (Chamaerops excelsa Thunb.), die theils vereinzelt inmitten großer Gruppen von Pfirsich- und Aprikosenbäumen emporragten, theils in kleinen Hainen bei einander standen. Die Blätter und Fasern dieser Palmenart werden in China in ähnlicher Weise und zu ebenso mannigfachen Zwecken verwendet, wie bei uns die der ihr verwandten Mittelmeerpalme (Chamaerops humilis L.).

Die Stadt Mian-hsien, die man nach mehrstündigem Marsche erreichte, liegt schon außerhalb der Ebene von Han-tschung-fu, in dem von Hügeln und Höhenzügen vielfach durchsetzten Vorlande des sogenannten Tsin-ling-Gebirges. Auch hier war die Gegend augenscheinlich reich bevölkert, der Boden zum großen Theile gut angebaut, doch sah man in fast allen Ortschaften noch die traurigen Spuren der Verwüstung aus der Zeit der Taiping-Revolution (1850 bis 1865) und der letzten Dunganenkämpfe. Mian-hsien selber, bis dahin eine bedeutende Stadt, wurde in dem letzten Jahre der Revolution von den mohammedanischen Aufrührern in Brand gesteckt. Der ganze Ort wurde ein Raub der Flammen; nur die alte starke Umfassungsmauer blieb stehen und steht auch heute noch, die weite Trümmerstätte umschließend, deren durch Asche und Schutt gedüngter Boden von den Einwohnern des neuen Mian-hsien, eines ärmlichen Fleckens, zur Anlage kleiner Mais- und Weizenfelder verwerthet worden ist.

Bald hinter Mian-hsien fing die eigentliche Gebirgswanderung an; mehrere nicht unbeträchtliche Höhenzüge mußten überschritten werden: es war ein unaufhörliches Bergauf und Bergab an zum Theil steilen Hügelwänden, und wenn auch die an den gefährlichsten Stellen in den Felsen gehauenen Stufenpfade die Passage erleichterten, so konnte doch ein jeder Fehltritt den Pferden so verhängnißvoll werden,

daß man sich bald genöthigt sah, die Thiere am Zügel führen zu lassen. Auf diese Weise kam die Karawane nur langsam vorwärts, und Pjasetzki hatte reichliche Muße, vom Wege abschweifend, Proben der interessanten Gebirgsflora dieser Gegend zu sammeln. Ebenso erfreulich wie überraschend waren ihm hierbei das Verständniß und die Theilnahme, welche sowohl die chinesischen Diener und Lastträger der Expedition, als auch fremde, des Weges kommende Landleute für seine Thätigkeit bewiesen. Von dem Hohne, mit dem namentlich das Landvolk bei uns auf den „Unkraut suchenden" Botaniker herabzusehen pflegt, war hier nicht die Rede. Es währte nicht lange, so brachten ihm die Leute unaufgefordert Alles, was sie von seltener vorkommenden Pflanzen erblickten, und aus ihren Fragen und Bemerkungen ging hervor, daß sie hierzu durch ein wirkliches Interesse für die Sache, nicht etwa durch die Hoffnung auf ein kleines Geschenk, veranlaßt wurden.

Lo-jan-hsien.

Das erste Nachtquartier wurde in der kleinen Stadt Lo-jan-hsien gehalten, die, am Abhange eines Berges gelegen, mit ihrer starken Zinnenmauer und einem hoch emporragenden Thurme aus der Ferne stattlich genug aussah. Beim Näherkommen zeigte es sich freilich, daß auch diese Mauer außer 10 bis 12 neuerdings entstandenen kleinen Häusern und dem verschont gebliebenen festen Thurme nichts Anderes umschloß, als traurige Ruinen und grasüberwucherte Schutthaufen. Durch einen kleinen Fluß von dieser Stätte der Verwüstung getrennt, zieht sich noch ein zweites, augenscheinlich sehr altes Städtchen am Berge hinauf; es ist Alt-Lo-jan-hsien, das seltsamer Weise von den Verheerungen des Krieges gänzlich verschont geblieben ist. Trotzdem machten die Einwohner, die außer der Förderung von Steinkohlen in den benachbarten Gruben auch vielfach die Fabrikation des aus dem Marke einer Aralia (Aralia papyrifera Hook.) bereiteten, sogenannten Reispapieres betrieben, denselben Eindruck größter Dürftigkeit, der auch das Landvolk dieser ganzen durch Fruchtbarkeit und gute Bodenkultur doch ausgezeichneten Gegend charakterisirte. In den elenden, räucherigen Hütten lebte hier fast allenthalben ein kränkliches, schlecht genährtes und meist auch unzureichend bekleidetes Geschlecht, das von der angestrengtesten Arbeit nicht mehr zu verlangen schien, als die kärglichste Fristung seines Daseins.

Nach mehrtägigem, zum Theil ungemein anstrengenden Marsche passirte man am 25. Mai den Kamm des Tsin-ling-schan, die Wasserscheide zwischen den beiden mächtigen Stromgebieten des Jang-tse-kiang und des Huang-ho. Auf dem zu 9000 Fuß ü. d. M. ansteigenden Joch befindet sich ein stattlicher Tempel, der von mehreren Priestern bewohnt wird; die Existenz derselben, die auf der freien Höhe im steten Anschauen der herrlichsten zu ihren Füßen ausgebreiteten Gebirgslandschaft ein sorgenloses Leben führten, erschien den Reisenden fast beneidenswerth. Der Abstieg zur Ebene war ziemlich beschwerlich; stundenlang führte der Weg an der steilen südlichen Wand des tiefen Thales entlang, in dem der Ta-ho, ein bedeutender Nebenfluß des Huang-ho, dahinfloß. Eine Menge größerer und kleinerer Wasserläufe strömte ihm von Norden her zu; das ganze von ihnen bewässerte Hügelland war mit unabsehbaren, der Reife nahen Weizenfeldern bedeckt; auf den Wiesenflächen der breiteren Thäler weideten große Viehherden. Einen merkwürdigen Gegensatz zu den, von herrlichen alten Bäumen umgebenen, malerisch gelegenen Dörfern dieser Thäler bildeten die hier vielfach auf den Gipfeln der Berge angelegten befestigten Ortschaften: gemeinsame Niederlassungen der durch den Krieg aus der Ebene vertriebenen Landleute. Eines dieser Bergdörfer, das Pjasetzki besuchte,

machte auf ihn den Eindruck größten menschlichen Elends. Ein in Spiralen gewundener Fußpfad führte an dem kegelförmigen Hügel hinauf bis zu einer hohen, starken Mauer. Die winzige Pforte in derselben war so niedrig, daß die Reisenden ihre Pferde draußen lassen mußten. Drinnen setzte sich der gewundene, in den Felsen gehauene Pfad bis zu dem abgeplatteten Gipfel fort, auf dem das Dorf, ein Haufen eng aneinander gebauter Hütten, stand. Augenscheinlich waren diese aus Lehm und Stroh nothdürftig zusammengekleckstem Ställe, in deren einzigem finstern und räucherigen Innenraum Menschen, Esel und Schweine zusammenhausten, ursprünglich nur als provisorische Unterkunft von den Flüchtlingen errichtet worden; die zunehmende Armuth jedoch und die mit ihr wachsende Energielosigkeit hatte wohl bald jeden Gedanken an eine mögliche Verbesserung ihrer Lage verschwinden lassen. Die Produkte ihrer kleinen, am Fuße des Berges gelegenen Felder reichten eben aus, um sie vor dem Verhungern zu schützen; der ganze Wasserbedarf für die aus 170 Köpfen bestehende Einwohnerschaft des Dorfes wurde meilenweit aus dem Thale herbeigeschafft. Unter dem dauernden Einfluß von Hunger und Krankheit nimmt die Verwilderung in diesen isolirten Hungerkolonien, deren seit der letzten Dunganeninvasion unzählige im Gebirge entstanden sein sollen, natürlich immer mehr zu. Nur mit großer Mühe erlangten Pjasetzki und seine chinesischen Begleiter Einlaß in das Bergdorf, und bei ihrem Nahen flüchteten die Bewohner wie scheue Thiere in ihre elenden Behausungen.

Je weiter man nach Norden, in die eigentliche Ebene kam, desto augenfälliger wurden die Spuren des Krieges. Meilenweite Strecken Landes waren noch heute vollkommen verödet; wieder und immer wieder kam man an große, von ihren Einwohnern verlassene und in Trümmer fallende Dörfer. Mitten in dieser heimgesuchten Landschaft liegt die Stadt Tsing-tschëu, wo die Reisenden am Abend des 30. Mai eintrafen. Dank ihrer starken Besatzung ist die reiche Stadt von den Angriffen der Dunganen gänzlich verschont geblieben und bietet heute noch ein Bild des größten Wohlstandes, in ihrem äußern Ansehen sowohl, als auch in dem Leben ihrer Bewohner. Von dem Mandarinen des Ortes freundlich aufgenommen, fand die Expedition in dem ihr angewiesenen Quartier allen Komfort des verfeinerten chinesischen Lebens und dazu die aufmerksamste Bedienung vor. Das Haus selber mit seinem zierlichen Dache und kleinen verandaartigen Vorbaue, mit seinem geräumigen, von einem weißen leinenen Zeltdache überwölbten Hofe, mit seinen hellen Zimmern, von deren blendendweißen Papiertapeten die zierlichen Formen der Lackmöbel sich abhoben, war an und für sich eine kleine Perle chinesischer Architektur. Drei Tage verweilte man an dem freundlichen Orte, dann ging es in nordwestlicher Richtung weiter auf der Straße nach der am Huang-ho gelegenen, bedeutenden Stadt Lan-tschëu. Wieder folgten eine Zeit lang niedergebrannte oder verlassene Dörfer und ausgedehnte, jetzt ganz verwilderte und ihrer Einzäunungen beraubte Obstplantagen auf einander; dann nahm die Landschaft plötzlich einen andern Charakter an. Das Terrain wurde wieder hügelig; man befand sich in einem der geologisch interessantesten Theile von China, in dem Lößgebiete des Huang-ho-Beckens. Die bis hoch hinauf künstlich terrassirten Hügel enthielten die seltsamen Höhlenwohnungen, die allein im Huang-ho-Gebiete mehreren Millionen Menschen zum Aufenthalt dienen sollen. Diese unterirdischen Behausungen bestehen gewöhnlich aus einer ganzen Reihe tief in den Löß der Hügel gegrabener Gemächer, die ihr Licht durch Oeffnungen in der Hügelwand erhalten. Außer diesen Fenstern und den Thüröffnungen sind stets noch eine Reihe kleinerer Löcher durch die Wand gebohrt, in welche die Rohre der Feuerstellen münden. Von weitem gesehen machen die Terrassenhügel somit den Eindruck, als enthielten sie die Schlupflöcher zahlloser größerer und kleinerer wilder Thiere; eine nähere Besichtigung dieser fast ohne Zuhilfenahme irgend eines eigentlichen Baumaterials hergestellten und eingerichteten Wohnungen läßt dieselben jedoch unvergleichlich viel besser und gesunder erscheinen, als die engen, dumpfigen und rauchigen Räume, in denen die Mehrzahl des chinesischen Landvolkes seine Tage zubringt. Frei von aller Feuchtigkeit, sind die Höhlenwohnungen im Sommer kühl, im Winter angenehm warm, und der Einfluß dieser günstigen Bedingungen läßt sich unschwer in dem kräftigen, gesunden Aussehen ihrer Insassen erkennen. Außer dem eigentlichen Arbeits- und Wirthschaftsgeräth ist in diesen primitiven Behausungen nichts von Möbeln vorhanden. Die Bänke und Tische, die Fächerschränke an den Wänden, die Krippen der Hausthiere, die Oefen und anderen Feuerstellen, das Alles ist direkt aus dem Löß herausgearbeitet, ebenso wie auch die niedrige Mauer, die den kleinen äußern Hof umgiebt, und wie die Treppe, die zu der obern Terrasse hinaufführt. Auf dem oft mit einigen Bäumen bepflanzten Hofe liegen die Brennholz- und Futtervorräthe der Bewoh-

Eingang eines Hauses in Tsing-tschëu.

ner aufgeschichtet; selten nur fehlt der in den Boden gegrabene Wasserbehälter. Um die Treppenstufen gegen die bei dem leicht bröckelnden Löß unvermeidliche Abnutzung zu schützen, übermauert man sie gewöhnlich mit Back- oder kleinen Hausteinen, und diese Steine, sowie das Holz zu den Fenstergittern und den Thüren, sind die einzigen nicht an Ort und Stelle vorhandenen Bestandtheile der Höhlenwohnungen. Uebrigens waren auch von diesen unterirdischen Dörfern gar viele durch den Krieg vollständig verödet.

Die Straße nach Lan-tschëu führt über mehrere große und bedeutende Städte; so über das malerische Fu-tsien-hsien, das mit seinen prächtigen Triumphbögen, seinen hohen Thürmen und bunten Tempeln, mit seinem geräuschvollen Leben und Treiben in den engen Straßen an die alten volkreichen Städte der östlichen Provinzen erinnerte. San-schi-li-pu, Nin-juan-hsien und namentlich das alte feste Hun-tschang-fu waren durch den Krieg hart mitgenommen; die mächtigen Mauern und starken Thürme des letztgenannten Ortes hatten den Angriffen widerstanden; was sie jetzt aber beschirmten, das waren Brandstätten und Trümmerhaufen, zwischen denen sich hin und wieder ärmliche Hütten erhoben. Die Felder an der Straße lagen hier vollständig wüst und von Unkraut überwuchert da; nur neben den zahlreichen, neuerdings auf dieser Strecke errichteten und mit starken Besatzungen versehenen Forts zeigten sich schmale Streifen kultivirten Bodens, auf denen die Soldaten der Garnison Erbsen und anderes Gemüse zogen.

Am 11. Juni passirte man die Stadt Ti-dao-tschou, die während des Krieges das Aktionscentrum der aufrührerischen Mohammedaner war; ihr festes Lager und der weite mohammedanische Begräbnißplatz mit seinen hohen Grabsteinen standen unversehrt, die Stadt selber hatte vielfach gelitten, und war man jetzt eifrig mit dem Wiederaufbau der zerstörten chinesischen Tempel und officiellen Gebäude beschäftigt. Der letzte Tagemarsch von hier bis Lan-tschëu war wohl geeignet, die traurigen Eindrücke der vorhergegangenen Tage vergessen zu machen. Die Straße lief zwischen üppigen Wiesen, Weizen- und Gerstenfeldern, zwischen zahlreichen neu aufgebauten und augenscheinlich wohlhabenden Dörfern hin, um endlich kurz vor der Stadt in ein malerisches, schluchtartiges Thal einzulenken.

Unterirdische Wohnungen in dem Lößgebiete des Huang-ho.

Der bekannte Ruf: „Jan! jan-dschen! (Fremder Mann!)“ begrüßte die Reisenden schon bei ihrem Betreten der äußern Stadt, er gab das Signal für die Eskorte neugierigen Volkes, die sich, bei jedem Schritte anwachsend, ihnen alsbald beigesellte. Ein reges Leben herrschte in den Straßen, die mit ihren luftig gebauten und reich verzierten Häuserfronten und den hin und wieder emporragenden alten Bäumen einen freundlichen Eindruck machten. Am Thore der innern Stadt, wo der Landessitte gemäß die Häupter einiger vor wenigen Tagen hingerichteter Verbrecher, dunganischer Insurgenten, in Käfigen aufgehängt waren, wurden die Reisenden von einer kleinen Abtheilung chinesischer Reiterei erwartet, die der Statthalter der Provinz ihnen entgegengesandt hatte, um sie in das für sie bestimmte Quartier in seinem Palaste zu geleiten. Tso-tsun-tan, der Statthalter und zugleich einer der höchsten Mandarinen des Reiches, war ein etwa sechzigjähriger Mann von kleiner starker Figur und einem Gesicht, aus dem eine mit Schlauheit gepaarte Gutmüthigkeit und daneben große Energie sprach. In der ersten Audienz, die er Sosnowski allein ertheilte, zeigte er das größte Wohlwollen; umsomehr war man am folgenden Tage überrascht, als er bei dem großen Empfange die Reisenden mit gänzlicher Nichtachtung behandelte. Und so ungleich blieb sein Verhalten während der ganzen Wochen ihres Aufenthaltes in Lan-tschëu: bald lud er sie zu sich ein und überhäufte sie mit allen Ehren, welche die chinesische Etiquette für den Verkehr mit hohe

Straße in Lan-tschëu-fu.

Würdenträgern vorschreibt, bald besuchte er sie freundschaftlich und ohne jedes Ceremoniell, bald wieder vernachlässigte er sie in der auffälligsten Weise. Pjasetzki war der Einzige, der sich der dauernden Gunst des launenhaften Mannes erfreuen konnte, und zwar war es auch hier wieder sein Zeichnentalent, was den Weg ebnete. Er mußte das Porträt des Statthalters anfertigen und erntete großen Dank damit.

Nach Erledigung der officiellen Besuche widmete Pjasetzki alle seine Mußestunden der eingehenden Besichtigung der Stadt und ihrer Umgebungen. Bei der ungeheuren Ausdehnung und der unregelmäßigen Anlage des Ortes war es nicht leicht, sich zu orientiren; einen einigermaßen guten Ueberblick hatte man nur von der Höhe eines Uferhügels aus, auf dem sich eine weithin sichtbare Pagode erhob. Lan-tschëu liegt auf dem rechten Ufer des durch

Der Generalgouverneur Tso-tsun-tan.

seine Ueberschwemmungen auch hier schon oft furchtbaren Huang-ho. Die Breite des Flusses beträgt an diesem Punkte bereits mehr als 2 km; sein Wasser ist durch die Thonmassen, die er in seinem reißenden Laufe losspült und mit sich führt, stets trübe, und diese Eigenschaft hat ihm den Namen des Gelben Flusses eingetragen. Wie stark seine Strömung ist, sieht man deutlich an der großen Schiffbrücke, die von dem nördlichen Stadtthore aus an das jenseitige Ufer führt. Auf 24 Barken ruhend, die seltsamer Weise nicht festgeankert, sondern nur durch Taue und die hinübergeschlagenen Balken und Pfähle mit einander verbunden sind, befindet sich die nur an ihren beiden Enden am Ufer befestigte Brücke in einem steten Schwanken. Anstatt in gerader Richtung über den Fluß zu führen, bildet sie, von der Gewalt des Stromes fortgerissen, einen großen Doppelbogen wie ein lateinisches S. Ist die Passage für Fußgänger schon unbequem, so ist sie für Reiter geradezu gefährlich. Pjasetzki war froh, als er mit seinem Pferde glücklich den Weg hin und her zurückgelegt hatte, doch wäre ihm ein kaltes Bad beinahe auf andere Weise zutheil ge-

worden. Von der Brücke zurückkehrend, ritt er auf einem schmalen Pfade längs des Ufers der Stelle zu, wo mehrere sinnreich konstruirte große Schöpfräder das ganze für den Bedarf der Stadt nöthige Wasser emporheben, als sein

Schiffbrücke über den Huang=ho.

Pferd plötzlich erschreckt hoch aufbäumte und sich zurückwarf. Es scheute vor einigen dicht am Ufer im Wasser liegenden unförmigen Gegenständen, über deren Natur Pjasetzki zuerst selber nicht klar werden konnte, bis er, vom

Schöpfräder bei Lan=tschëu=fu.

Pferde abgestiegen und näher tretend, große Schläuche aus ganzen Kuhhäuten darin erkannte, die, hoch aufgeblasen, auf dem Wasser schwammen. Wie er später erfuhr, werden diese Schläuche, zu mehreren aneinander gebunden, hier von

den Fährleuten als Flöße zum Transport von Waaren benutzt. Die oben erwähnten Schöpfräder werden durch den Strom selber in Bewegung gesetzt und speisen so unablässig die großen Reservoirs in der Stadt, deren schönstes sich in einem Hofe des von dem Statthalter bewohnten Hauses befindet. Die vorzügliche Maschinerie hat nur einen und zwar einen sehr bedeutenden Fehler: sie fungirt allein zur Zeit des hohen Wasserstandes. Bei niedrigem Wasser, also fast regelmäßig während mehrerer Monate im Jahre, stehen die Räder still, der ganze Wasserbedarf der Stadt wird dann durch Arbeiter aus dem Flusse geschöpft und in die Röhren gegossen, in denen es den großen Reservoirs zufließt: eine Einrichtung, die eben nur in China möglich ist, wo die Arbeitskräfte von so unendlich geringem Werthe sind. Vor mehreren Jahren schon hatte ein Europäer hier eine Dampfmaschine aufgestellt, welche bei niedrigem Wasserstande die Räder treiben sollte. Man hatte sie eine Zeitlang benutzt, dann aber, als etwas an ihr schadhaft geworden war, sich nicht bemüht oder es auch nicht verstanden, sie auszubessern, und lieber wieder das alte System des Wassertragens eingeführt.

Der niederländische Theil von Neu-Guinea und die neueren Reisen daselbst.

Von E. Metzger.

II.

Reisen nach der Südküste.

Am 17. Mai 1880 verließ der „Bromo“ Ternate, um sich nach der Südküste von Neu-Guinea zu wenden. Zunächst besuchte man Waigamme auf der Nord- und Lelintah auf der Südküste der Insel Misool; beide Orte treiben Handel mit Ceram, der namentlich in Lelintah recht lebhaft zu sein schien, wodurch die Einwohner leider auch mit dem Opiumgebrauch, der dem Anscheine nach mehr und mehr zunahm, bekannt geworden waren. Die Häuptlinge, welche an Bord kamen, theilten mit, daß Ruhe und Friede herrschte. Die Papuas von Misool sollen in Sitten, Gewohnheiten, Kleidern und Waffen viel Aehnlichkeit mit den Alfuren von Halmaheira besitzen; der Islam soll hier, selbst im Innern, große Fortschritte machen.

Danach wendete sich der „Bromo“ nach dem Mc Cluer-Busen, wo die Zeichen des niederländischen Besitzes, Blechtafeln mit dem königlichen Wappen, insofern es nöthig war, erneuert wurden. Die Ortschaften hatten einige Veränderungen erfahren, besonders ist anzuführen, daß der Radja von Hati-Hati (Südküste des Golfes) sich auf Pulu Ega in der Nähe der Kapaurbai niedergelassen hatte, um dort ein Ankergeld von den Händlern zu erheben, welches per Prau auf einen Dollar festgesetzt war und anscheinend ohne Widerspruch gezahlt wurde. Hier wird die Oberherrschaft von Tidore anerkannt, welcher Umstand jedoch zu manchen Mißbräuchen Veranlassung giebt, da ohne Mitwissen der Autoritäten allerlei Steuern erhoben werden. In der Bai von Kapaur zeigten verschiedene kleine Ortschaften die niederländische Flagge und bei Kapaur selbst traf man eine kleine Handelsflotte aus Makassar und Ceram. Wie man erfuhr, herrschte hier ein lebhafter Handelsverkehr und erfreute man sich ruhiger Zustände, doch auch hier breitete sich der Islam und der Opiumgebrauch mehr und mehr aus; die Eingeborenen gaben ihre alten Gewohnheiten in Kleidung u. s. w. auf; hier wurde die Hoheit von Tidore jedoch nicht anerkannt. Weiter richtete man die Fahrt nach Frederik Hendrik's Insel, und ankerte in der Mariannenstraße, wo die Wappenschilder erneuert wurden. Mangel an Kohlen nöthigte zur Rückreise, auf welcher man noch soviel wie möglich die Küste anlief. Verschwundene Dörfer und defekte Wappenschilder sind beinahe das einzige, worüber auf dieser Reise zu berichten war; nur muß bemerkt werden, daß es glückte mit der Bevölkerung der Insel Bakahia (4° südl. Br.) in Berührung zu kommen, was früher wiederholt, aber vergebens versucht worden war. Bei Tagesanbruch bemerkte man dort in der Nähe der Insel einige Praunen, die jedoch sich dem Dampfschiff nicht zu nähern suchten und sich mit einer Ausnahme entfernten, als sich das Boot des „Bromo“ dem Lande näherte. Nachdem man den Papuas einige Geschenke gegeben, waren sie geneigt an Bord zu kommen, worauf eine große Anzahl anderer Praunen folgte. Da man aus ihren Worten und Geberden zu verstehen glaubte, daß sie Patente und Flaggen zu erhalten wünschten, genügte man diesem Verlangen. Die Eingeborenen waren im Allgemeinen gesund und kräftig, doch viele litten an Hautkrankheiten. Sowohl ihre Zierrathen als ihre Waffen (Bogen, Pfeile und Lanzen) gleichen denen der Bewohner der Geelvinksbai. Im Allgemeinen scheint wenig Handel getrieben zu werden, nur einzelne Leute von Kapaur vertauschten Eisenwaaren und Kattungewebe gegen Sago und Massori. Der Name des Sultans von Tidore war ihnen unbekannt. Wegen eines Unfalls an der Maschine mußte der „Bromo“ die Fortsetzung seiner Reise aufgeben.

Viel wichtiger ist die Reise der „Batavia“. Am 3. December desselben Jahres war man von Ternate abgefahren und hatte am folgenden Tage Sanana angelaufen, worauf am 5. December die Reise nach Neu-Guinea fortgesetzt wurde. Auf Ambon und Debo wurde der Steinkohlenvorrath angefüllt, am 21. December der 141. Längengrad erreicht und der Versuch gemacht, sich der Südküste zu nähern. Die Tiefe des Meeres nahm schnell ab und zwar in dem Maße, daß das Schiff bald nicht mehr weiter konnte; nur im Nordosten war vom Topp aus Land zu sehen. Nachdem man in allen Richtungen gelothet hatte und an dieser Stelle kein Weg gefunden werden konnte, wurde der Anker wieder gelichtet und in tieferm Wasser wieder ausgeworfen, da der Abend inzwischen angebrochen war. Während der Nacht zeigte es sich, daß der Unterschied zwischen Ebbe und Fluth an dieser Stelle 13 bis 14 Fuß betrug. Nachdem man am folgenden Tage einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, sich der Küste an einer mehr westlich gelegenen Stelle zu nähern, glückte es endlich am 23. dem 141. Längengrad wieder nahe zu kommen. Am 24. December ging der Kontrolleur an Land; aus dem Boote konnte man nirgends festes Land sehen, man bemerkte nur Mangelias und Rizophoren. Nachdem man lange

umsonst nach einem Fleckchen fester Erde gesucht hatte, um das Wappen aufstellen zu können, mußte man sich damit begnügen, dasselbe in einem Baume aufzuhängen; ob das Zeichen vom Meere sichtbar sein wird, scheint fraglich, da sich die „Batavia“ dem Lande so weit genähert hatte, wie es einem andern Schiffe nicht leicht möglich sein wird. Die Reise wurde nun nach Westen an der Küste, welche traurig und verlassen blieb, entlang fortgesetzt; das Meer wurde tiefer. Am 25. sah man zuerst gegen 9 Uhr den Strand und, als man sich demselben möglichst näherte, Kokospalmen und ein paar Schutzdächer, doch keine Menschen. Je weiter man am Strande entlang dampfte, desto mehr veränderte sich seine Physiognomie; die Kokosbäume wurden häufiger und es zeigten sich Spuren von Bewohnern. Am Mittag sah man ein großes Dorf und beschloß sich mit der Bevölkerung in Berührung zu setzen. Bald stachen einige Praueu mit Eingeborenen in See, doch vermochte man sie nicht dazu zu bewegen, sich dem Schiffe zu nähern. Am folgenden Morgen (den 26.) machte der Kontrolleur mit einem bewaffneten Boote einen, durch Gegenwind vereitelten, Versuch das Land zu erreichen; und da man muthmaßte, daß die Küste weiterhin auch bewohnt, und die Annäherung an dieselbe leichter sein würde, setzte man die Reise fort. Gegen Abend sah man eine Menge Dörfer, denen man sich jedoch, der Untiefen wegen, an demselben Tage nicht mehr nähern konnte; dies glückte am nächsten Tage. Man erblickte einen hohen, dünenartigen Strand, der für die Aufpflanzung eines Wappenschildes sehr geeignet schien. Kaum war der Anker gefallen, so näherten sich zahlreiche Prauen, welche je mit 8 bis 14 Mann besetzt waren; ihrer dreißig ungefähr legten sich etwa 100 m vom Schiff entfernt um dasselbe, wobei die Eingeborenen ein fürchterliches Geschrei erhoben. Die Papuas, deren genauere Beschreibung im Zusammenhang weiter unten folgt, machten durch ihr wildes Wesen und ihren sonderbaren Aufputz einen unheimlichen Eindruck. Da sie trotz aller Aufforderung sich nicht näherten, beschloß man eine Landung zu versuchen, obwohl dies mit Rücksicht auf die große Menschenmenge nicht ohne Gefahr schien. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Ein bewaffnetes Boot wurde ausgesetzt und näherte sich der Küste; die Eingeborenen, welche, während dasselbe ins Wasser gelassen worden war, sich etwas entfernt hatten, kehrten nach dem Lande zurück und umschwärmten das Boot von allen Seiten, während die Zahl ihrer Prauen fortwährend zunahm. Die Papuas waren zuerst am Lande und machten unter fortwährendem Geschrei allerlei Zeichen, welche man ebenso gut dahin auslegen konnte, daß sie erfreut waren die Holländer am Lande zu sehen, als auch daß das Gegentheil der Fall war. Doch nahm keiner der Eingeborenen eine drohende Haltung an. Vom Schiffe aus gesehen machte der Vorgang den Eindruck, als ob die Prauen das Boot ganz umzingelt hätten, weshalb ein zweites Boot zur Unterstützung ausgeschickt wurde. Die Mannschaft wartete inzwischen ruhig ab, was die Eingeborenen thun würden, und da letztere grüne Zweige in die Hände nahmen, mit denen sie der Bootsbesatzung winkten, begriff man, daß sie keine feindliche Absichten hatten. Mit der Barkasse konnte man des Tiefgangs wegen nicht landen, weshalb der Kontrolleur und einige Officiere und Beamte in das kleinere Boot stiegen und mit demselben zum Strande ruderten. Wildes Freudengeschrei begrüßte diesen Vorgang, die Eingeborenen wateten, bis an den Hals im Wasser, dem Boot entgegen. Hierdurch wurde die Landung unmöglich gemacht, weshalb man wieder zurückruderte und ihnen so gut, wie man konnte, begreiflich machte, daß sie zuerst den Weg frei geben müßten, was sie endlich verstanden. Da der Meeresboden sehr uneben war und es mit Rücksicht auf die Ebbe und andere Möglichkeiten nicht rathsam schien, das Boot auf das Trockene laufen zu lassen, ging die Bemannung ins Wasser, welches nur bis zu den Hüften reichte; die Marinesoldaten trugen die niederländische Flagge und das Wappenschild. In einem Augenblicke waren die Europäer von 200 bis 300 Eingeborenen umdrängt; einige derselben nahmen Wasser in den Mund und spritzten es den Ankömmlingen ins Gesicht, nachdem sie es im Munde mit ihrem Sirihpriemchen in Berührung gebracht hatten, eine sehr unappetitliche Begrüßung, der man sich jedoch unterwerfen mußte. Andere brachten Sagokuchen und Kokosnüsse, welche angenommen und durch kleine Geschenke erwiedert wurden. Dies Alles war von wildem Lärm und Geschrei begleitet, wobei sie, wie man aus ihren Geberden schließen konnte, ungemeine Lust zeigten ihre Frauen gegen Gewehre zu vertauschen. Niemand jedoch berührte die Europäer; erst nach einiger Zeit wurde es ruhiger und nun war man im Stande ihnen zu bedeuten, was man mit dem Wappenschild thun wollte. Ein großer Pfahl wurde herbeigeschafft und auf dem etwas erhöhten Theil des Strandes in die Erde eingegraben; dann forderte man die Eingeborenen zum Niederknien auf, wozu die Europäer selbst das Beispiel gaben. Als das Gedränge hierdurch etwas vermindert worden war, wurde das Wappenschild an den Pfahl befestigt, während rundum ein Kreis gezogen wurde; außerhalb desselben wurde eine Menge Geschenke, Messer, Perlen, kleine Spiegel, Kleidungsstücke niedergelegt; hierauf wurde den Eingeborenen bedeutet, daß alles dies für sie bestimmt war, doch daß die Flagge und das Wappenschild nicht weggenommen werden dürften. Hierauf rief die Mannschaft dreimal Hurrah, in welchen Ruf die Papuas fröhlich mit einstimmten; dann fingen sie wieder an die Europäer mit Sirihwasser zu bespritzen, während andere über die Geschenke herfielen, und, soviel sie davon ergreifen konnten, fortbrachten. An einige der ältesten wurden noch ein paar niederländische Flaggen vertheilt und in ihren Prauen befestigt, während man ihnen zu bedeuten suchte, daß, wenn ein Schiff käme, sie mit der Flagge bei demselben an Bord gehen sollten. Natürlich muß bezweifelt werden, ob sie dies begriffen haben. Man suchte noch einige ethnographische Gegenstände zu bekommen, doch glückte dies nicht; der Kontrolleur kehrte nun mit seinen Begleitern nach der „Batavia“ zurück, die sofort unter Dampf ging, da das Wasser indessen so sehr gefallen war, daß es gefährlich wurde länger liegen zu bleiben. Das Dorf, wo das Wappen aufgepflanzt wurde, liegt auf 140° 0,5′ östl. L. und 8° 12,5′ südl. Br.

Während man an der Küste entlang fuhr, sah man fortwährend Dörfer und gegen Abend bekam man eine Insel in Sicht, die nicht auf den englischen Karten verzeichnet ist und deren Lage man daher bestimmen wollte; da es hierzu zu spät war, konnte man erst am folgenden Morgen in ihrer Nähe ankern; wegen bedeckter Luft glückte es aber erst am nächsten Tage die nöthigen Beobachtungen zu machen. Diese Verzögerung hatte übrigens gute Folgen, denn das Schiff lag kaum eine Stunde vor Anker, als es von etwa zehn mit Eingeborenen bemannten Prauen umringt war; die Papuas zeigten sich hier weniger scheu, sie kamen bald unter dem Ruf kaja, kaja (was wahrscheinlich eine Aeußerung der Freundschaft ist) an die Langseite des Schiffes. Einige Geschenke machten sie schnell zutraulich und, als ihre Prauen mit der niederländischen Flagge geschmückt worden waren, zeigten sie bald Neigung alles wegzugeben, was sie besaßen, was man benutzte, um eine ziemlich vollständige Sammlung von Kopf-, Ohren-, Nasen-, Hals-, Arm- und Leibzierrathen für die Sammlungen des Batav.

genootschap van kunsten en wetenschappen einzutauschen.

Es dürfte hier der Ort sein eine möglichst genaue Beschreibung dieser Eingeborenen der Südküste von Guinea im Osten von Prins Frederik Hendrik-Insel zu geben, die jedoch nicht vollständig sein kann, da alle Eingeborenen in verschiedener Weise geschmückt waren; einige Zeichnungen würden ein besseres Bild geben, doch bot sich keine Gelegenheit dieselben anzufertigen. Beinahe alle Eingeborenen, die dort gesehen wurden, waren mit wenigen Ausnahmen kräftige, muskulöse Männer mit tiefschwarzem Kraushaar, welches viel Aehnlichkeit mit dem der Afrikaner hat, doch länger ist und gleichsam in dünnen Strähnen am Kopfe entlang über die Schultern fällt. Sie haben eine hohe Stirn, weit vortretende Backenknochen, platte durchbohrte Nase, breiten Mund, den sie vermuthlich noch in künstlicher Weise vergrößern, sowie sie dies auch mit den Nasenlöchern thun. Die Ohrläppchen sind lang ausgezogen, ihre Brust breit, ihre Schamtheile sehr entwickelt, während einzelne ein sehr großes Scrotum haben; unter ihnen befanden sich Leute, bei denen dasselbe die Größe eines Kinderkopfes erreichte. Ob dies eine Folge von Krankheit oder künstlich hervorgerufen war, konnte man nicht ermitteln. Ihre Beine waren sehr muskulös.

Die Frauen sind feiner gebaut, haben eben solches Haar wie die Männer und ebenso Nase, Mund und Ohren verunstaltet; weiter haben sie schmale Schultern und kleine, hängende Brüste mit großen Warzen. Weder die Männer noch die Frauen kleiden oder tätowiren sich, doch reiben sie ihre Haut mit schwarzen, rothen, weißen und gelben Farbstoffen ein; einige hatten sich mit denselben Dreiecke und andere Figuren auf den Körper gezeichnet. Durch diese Bemalung war es schwierig auszumachen, welche Farbe sie eigentlich hatten, doch scheint es, daß dieselbe als zwischen dunkelbraun und schwarz variirend angenommen werden muß. Die Kinder, die man zu sehen bekam, hatten nichts besonders Auffallendes, als daß ihre Nase und Ohren noch nicht durchbohrt waren, weshalb man vermuthete, daß sie dieser Operation sich erst später zu unterwerfen hatten.

Die Männer durchflochten ihr Haar mit jungen Kokosblättern, und zwar brachten sie eins in jeder Haarsträhne an, so daß sie in solcher Menge am Halse niederhängen, daß sie den ganzen Rücken bedecken. In der Höhe der Schultern wird der Haarschmuck mit einem Bande zusammengeknüpft, und so lose auf der Mitte des Kopfes zusammengebunden. Auf der Stirn tragen sie Zierrathe von Perlmutter, Kasuar- und Paradiesvogelfedern, wovon einige platt liegen, andere gerade in die Höhe stehen. Viele haben noch oben auf dem Scheitel ein paar lange Federn aus dem Schweif des schwarzen Paradiesvogels gerade in die Höhe stehen. In der Nase tragen sie Verzierungen von Muscheln, Knochen, Bambu und namentlich Zähne von wilden Schweinen, womit sich manche die Nase ganz vollstopfen. In den Ohren tragen sie ebenfalls Muscheln und Bambustücke, namentlich aber eine große Menge Ringe von Baumrinde oder Leder. Ihren Hals verzieren sie vorzugsweise mit Halsbändern von allerlei Arten von Früchten, Kernen, kleinen Muscheln, Stückchen Perlmuttermuschel, die bis auf die Brust herabhängen und an denen noch Stücke getrockneter Hirschhaut, Schweineschwänze und Baumrinde befestigt sind, die bis an den Nabel reichen. Um den Arm tragen viele einen von Rottan geflochtenen Köcher, wahrscheinlich als Armharnisch, andere hatten Armzierrathen, welche wie sich dies auch bei anderen Papua-Stämmen findet, aus gespaltenem Rottan geflochten waren. Die Frauen tragen als einzige Hülle einen sehr schmalen tjidako (Gürtel) oder eigentlich ein schmales Band von Baumrinde, welches um den Bauch gebunden wird; das eine Ende wird stramm zwischen den Beinen durch geholt und auf dem Rücken mit einem einigermaßen zierlichen Knoten festgemacht. Die Männer tragen ein aus Rottan geflochtenes Band, an dem eine Muschel von allerlei Form und Farbe befestigt ist, welche die Schamtheile bedeckt. Die Beine sind beinahe bei allen ganz nackt, nur einzelne hatten kurze Kniestücke von geflochtenem Rottan. Außerdem sind alle noch mit grünbunten Blättern verziert, die auch auf Ternate unter den Namen dahun goliho und dagenara bekannt sind. Möglicherweise ist dies jedoch keine tägliche Gewohnheit, sondern wird nur bei festlichen Gelegenheiten angewendet.

Die hauptsächlichsten Waffen sind Bogen und Pfeile, nur einzelne hatten eine Art Keule bei sich, an deren Ende eine eiserne Spitze befestigt war, der einzige Gegenstand von Metall, den man bei ihnen bemerkt hat. Keine andere Gegenstände, die von europäischem Ursprung sein konnten, wurden an ihren Körpern bemerkt. Keiner von allen trug einen Schild. Ihre Prauen sind ausgehöhlte Baumstämme; unter ihnen befinden sich einige von 14 bis 16 m Länge. Sie besitzen am Vorder- und Hintertheil eine Art Verdeck, einzelne, aber nur sehr wenige, waren mit Schnitzereien verziert. Auf dem Hinterdeck steht der Steuermann, während auf dem Deck am Bug meist eine Person stand, die einen Busch Kasuarfedern, den sie in der Hand hielt, schwenkte; diese Person stand manchmal auch in der Mitte des Fahrzeuges. Die Ruderer stehen in den Prauen und bewegen dieselben mit langen Riemen, die häufig nur Stücke gespaltenen Bambus sind. Wie sie diese ungeheuren Baumstämme fällen und aushöhlen, ist nicht bekannt, vermuthlich mit den eben erwähnten Keulen, da das an denselben befindliche Eisen die Form eines Meißels hat. Steinwaffen und Steingeräthe wurden nicht bemerkt, nur eine Art Stampfer, wie sie in den indischen Küchen gebraucht werden; hier werden sie zum Stampfen von Sirih verwendet, wenigstens sah man an einem derselben, den die Eingeborenen gegen ein Gewehr vertauschen wollten, ein Gemenge von Sirihkalk und Pinangnuß.

Die Bewohner der Küste nähren sich von Sago, Kokosnüssen, Fischen, kleinen Muscheln und wilden Schweinen. Aus dem Sago wissen sie kleine Kuchen zu bereiten, welche eine viereckige Form haben und sehr wenig einladend aussehen; übrigens ist alles, was die Leute um und an sich haben, schmierig und verbreitet, wie auch ihre Person, einen starken, unangenehmen Geruch; dies war übrigens bei allen Stämmen der Papuas, mit denen man in Berührung kam, der Fall.

Ueber ihre Religion konnte man nichts erfahren. Nirgend bemerkte man geschnitzte Bilder, doch alle trugen eine Art Amulet und wie bereitwillig sie auch waren, alles was sie am Leibe trugen, gegen Messer, Perlen und andere Gegenstände zu vertauschen, so hatte doch jeder ein kleines Stückchen Bambu oder Baumrinde, dessen er sich nicht entäußern wollte, während man auch in vielen Prauen ein Stück Holz von sonderbarer Form sah, zu dessen Hergabe sie sich nicht verstanden.

Einem der Papuas zeigte man, wie eine Cigarre geraucht wird, wobei das Wort „Tabako" gebraucht wurde. Dieses Wort schien ihnen bekannt, denn es erregte allgemeines Entzücken und als die Cigarre angezündet war, wurde sie gut aufgeraucht und die Nachfrage nach mehr nahm kein Ende.

Die Wohnungen sind, nach dem zu urtheilen, was man davon gesehen, elende Hütten, ohne bestimmte Form; einige sind rund wie die Hütten der Kaffern, andere wieder läng-

lich; manche haben nur ein einfaches Schutzdach. Sie sind aus Bambu und wildem Holz, mit Wänden und Dachbedeckung von Atap und Blättern der Kokospalme gebaut. Hausrath besitzen sie wenig oder gar nicht. In jeder Hütte lag ein Haufen Brennholz und ein Bambu mit einem Querstücke, mit dem sie das Feuer anblasen, wie sie den Besuchern zeigten; weiter einige mit Stopfen versehene Bambu, in denen sich süßes Wasser befand, und ein Haufen trockner Blätter, der, wie sie andeuteten, ihre Schlafstelle war und auf denen einige aus Baumfasern und Binsen geflochtene Säcke lagen, in denen sie vermuthlich schlafen; wenigstens sah man in einem derselben ein Kind ruhen. Ferner befanden sich in den Hütten noch eine Menge Bogen und Pfeile, welche ungefähr dieselbe Form, wie die sonst auf Neu-Guinea gebräuchlichen hatten; ebenso einige von Rottan und Kokosnußfasern geflochtene Körbe, in denen Sagokuchen, Pinang und andere Früchte bewahrt wurden. Von Hausthieren sah man nur Hunde. Vom Tauschhandel scheinen sie einen Begriff zu haben, wenn man wenigstens danach urtheilt, wie schnell sie die Absicht verstanden, wenn man ihnen ein Messer zeigte und dabei auf eins ihrer Zierrathe hinwies.

Die Insel, bei welcher wir die „Batavia" verlassen hatten, ist vermuthlich die durch Carstens erwähnte Bleermuin-Insel, welche die Portugiesen St. Bartholomäus-Insel nnen. Auf der Karte in dem Werke des Herrn Robidée n der Aa ist sie angegeben, doch zu dicht am Lande. Nach Bestimmungen der Officiere der „Batavia" liegt sie 139° 27½′ östl. L. und 8° 17′ südl. Br. Sie hat Oberfläche von 2 bis 3 engl. Q.-Meilen, ist theilweise steiniger Bildung und besteht im übrigen aus Morast, von Sand umgeben ist. In der Nähe befindet sich ein ges Riff, welches sich bei niedrigem Wasser über See ent. Es ist bewohnt und theilweise mit Kokospalmen bepflanzt; als man an Land kam, sah man auch viele Pi- Mangga und Nankabäume, weiter viele Rhizophoren und Rottan. Man wurde sehr freundlich empfangen, kleine Geschenke wurden angeboten, doch die Bespritzungen mit rihwasser unterblieben. Je mehr man mit den Leuten Berührung kam, schreibt Herr van Oldenborgh, desto günstiger wurde der Eindruck, den sie machten. Es sind große Kinder, gutmüthig und hilfreich, wie sich zeigte, als einige Matrosen an Land kamen, um Futter für das Schlachtvieh holen. Kaum hatten die Eingeborenen begriffen, was bezweckte, als alle Hand anlegten und in einem Auge war das Boot gefüllt. Wenn sie übrigens ganz still annektiren konnten, thaten sie es, wurden sie jedoch rkt, so gaben sie den Gegenstand unter dem Ruf kaja, wieder zurück. Bei allem, was ihre Verwunderung t, rufen sie kaja, kaja und lassen diesem Ausruf einen eigenthümlichen, schluchzenden Ton folgen.

Am nden Tage setzte man die Reise fort und ankerte an chen Eingang der Mariannen-Straße, wo man wieder n Eingeborenen, denselben, die man schon im Jahre 1 sucht hatte, in Berührung kam. Eine niederländische e, welche sie damals erhalten hatten, war sorgfältig rt worden; hierfür wurden sie mit Geschenken reichli acht; einige von ihnen, die man ganz in europäisch ung gesteckt hatte, fühlten sich darüber so glücklich, das Wenige, was sie besaßen, gern weggaben, wo n auch Gebrauch gemacht wurde, um die ethnologisch mmlungen zu bereichern.

Am 31. ber wurde die Südküste von Neu-Guinea verlassen. Hauptzweck der Reise war erreicht, die niederländisch ze war bezeichnet worden und man war mit den Eing n in Berührung gekommen. Der große Abstand, auf den man von der Küste entfernt bleiben muß, die Untiefe des Meeres, die vielen Modder- und Sandbänke, die man da trifft, die verhältnißmäßig nirgends sicheren Ankerplätze sind Ursache, daß diese Küste nur bei stillem Wetter und ruhiger See besucht werden kann, während der geringe Grad der Entwickelung, den die Eingeborenen besitzen, es nicht wahrscheinlich macht, daß Kaufleute geneigt sein sollten hier Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Ob dort noch andere Erzeugnisse als Sago und Kokosnüsse zu finden sind, konnte nicht festgestellt werden. Dagegen bietet die Küste für Naturforscher, Geologen u. s. w. ein reiches Feld; doch Reisen dorthin werden der Natur der Sache nach und namentlich wegen der Ungesundheit des Landes für Eingeborene sehr viele Schwierigkeiten haben. An Bord der „Batavia" nahm die Anzahl der Kranken zu, namentlich der an Beri-Beri Leidenden. Man dampfte nun an Prins Frederik Hendrik-Insel auf 2 bis 3 Meilen — näher konnte man nicht kommen — vorbei; ohne Zweifel ist das Innere bewohnt, doch die Küste ist dafür nicht geeignet. Am 1. Januar kam man mit einiger Schwierigkeit um den Valschen Hoek; die Modderbänke reichten wohl 7 bis 8 Meilen in See. Am 2. Januar erreichte man Kap Kolff, den nordwestlichen Eingang der Mariannen-Straße, am 3. passirte man ein paar Dörfer, die wegen ungünstigen Wetters und untiefen Wassers nicht besucht werden konnten. Am 4. Morgens war schönes Wetter und hatte man bei Sonnenaufgang eine prächtige Aussicht auf das Schneegebirge; einzelne Spitzen desselben sind wirklich mit Schnee bedeckt. Bei dieser Bemerkung möchte ich einen Augenblick verweilen. Schon S. Müller in seinen Reisen im Indischen Archipel sagt hierüber: „Einige ihrer Spitzen scheinen sich selbst über die Grenzen des ewigen Schnees zu erheben; wir wenigstens wußten die glänzenden weißen Lagen, womit die Gipfel und hohen Rücken bedeckt waren, keiner andern Ursache zuzuschreiben, und in einer Note fügt er hinzu: „Es ist genügend bekannt, daß bereits verschiedene Reisende über Schneeberge auf Neu-Guinea berichtet haben. Obwohl sich hieraus durchaus nicht mit Gewißheit ableiten läßt, daß in diesem Lande wirklich Berge von einer so erstaunlichen Höhe gefunden werden, daß ihre Spitzen ewig mit Eis und Schnee bedeckt sein sollten, so ist doch der Umstand, daß der Anblick dieser Berge bei verschiedenen Menschen dieselbe Meinung erweckt hat, durchaus geeignet, dieser Vermuthung viel Wahrscheinlichkeit zu geben." Denselben Eindruck haben spätere Reisende gehabt und noch vor Kurzem wurde, um den an Bord der „Batavia" gemachten Beobachtungen mehr Gewicht beizulegen, angeführt, daß dieselben durch mit Fernröhren bewaffnete Personen gemacht worden seien. Ich kann natürlich nicht behaupten, daß die Schneeberge in Neu-Guinea **nicht** mit Schnee bedeckt sind, aber auf Grund meiner eigenen Erfahrungen und der von anderen möchte ich darauf aufmerksam machen, daß in dieser Sache, so lange nicht absolute Thatsachen vorliegen, ein Irrthum immerhin **möglich** ist. Als einen schlagenden Beweis führe ich folgende Worte aus der „Novara"-Reise an: „Der Anblick der Rhede" (von Batavia) „ist namentlich bei trübem Wetter ein gar trauriger, die Küste ist niedrig, sumpfig und dicht mit den unschönen Mangal- oder Mangrove-Bäumen bedeckt, aus denen nur wenige rothe Dächer der untern, alten, ihres ungesunden Klimas wegen jetzt verlassenen Stadt Batavia herausragen. Bei heiterm Himmel gewinnt die Landschaft allerdings ein freundlicheres imposanteres Aussehen, wenn die Konturen der Vulkanriesen Javas mit ihren himmelanragenden, **theilweise mit Schnee bedeckten** Gipfeln im Hintergrunde zum Vorschein kommen 2c."

Nun erreicht aber kein einziger der von der Rhede Batavia sichtbaren Gipfel auch nur die Höhe von 10000 rheinl. Fuß, von ewigem Schnee kann also keine Rede sein und Schnee überhaupt kommt auf Java, wie ich mich zehn Jahre lang bei den Triangulirungsarbeiten überzeugen konnte, nicht vor, und doch wurde diese irrige Beobachtung an Bord der „Novara" gemacht, obwohl die Berge kaum 90 bis 100 km entfernt sind, und doch sind früher und später Hunderte, worunter auch ich, in den gleichen Irrthum verfallen; ja was noch stärker ist, während meiner Arbeiten ließ ich mich häufig, wiewohl ich *wußte*, daß an Schnee und Eis nicht zu denken war, verführen eine solche silberglänzende Erscheinung mit dem Fernrohre genau zu betrachten, ohne bei größerer Entfernung *Sicherheit* über die Art des Glanzes zu erhalten. Wo dies aber geschah, waren es entweder von Vegetation entblößte Stellen, namentlich bei frischen Erdstürzen (selbst rothe Erde erscheint beinahe weiß, wenn sie stark von der Sonne beschienen wird und mit dem Blau der Wälder kontrastirt), Kalkfelsen, mit Schwefel beschlagene Kraterwände, namentlich aber kleine weiße Wolken. Wenn man letztere lange betrachtet und sie hat entstehen sehen, entdeckt man die Täuschung sofort; wenn dies aber nicht der Fall ist oder wenn man sich gar an Bord eines Schiffes befindet, welches in Bewegung ist, meint man, wenn eine solche Wolke von der Sonne beschienen wird, einen Gletscher zu sehen. Diese Erscheinung ist so häufig, daß, wer lange in Indien gelebt hat oder da geboren ist, wenn er z. B. am Bodensee einzelne schneebedeckte Gipfel und Abhänge sieht, gewiß nicht leicht an Schnee denkt, und wenn es ihm gesagt wird, Mühe hat daran zu glauben, daß da in der heißen Sommersonne noch Schnee liegen geblieben sein soll. Die Beobachtungen der Schneeberge in Neu-Guinea sind im vorliegenden Fall auf großen Abstand vom Schiffe aus, welches sich bewegte, gemacht und demnach ist ein Irrthum durchaus nicht ausgeschlossen. Am Abend des 4. Januar kam die „Batavia" nach Utenate, wo man kein Dorf fand; der großen Menge Kranker halber, die man an Bord hatte, setzte man die Fahrt fort und kam am 5. nach Lakahia, wo man verschiedene befreundete Häuptlinge traf. Die Eingeborenen haben nichts Besonderes, als daß sie die Nasenlöcher nicht durchbohren und krauses Haar besitzen. Sie leiden beinahe alle an Hautkrankheiten; an Kleidung haben sie nur den tjikado, viele rothe Kopftücher und einige eine Jacke; sie waren durchaus nicht schüchtern. Am 6. kam man nach Dobo, wo in den folgenden Tagen Kohlen geladen wurden; da die Beri-beri immer ernstlicher auftrat, kehrt man über Ambon nach Ternate zurück, wo man am 21. Januar ankam.

Dr. O. Puchstein's archäologische Reise im nördlichen Syrien.

Von Heinrich Kiepert.

I.

Manche von Natur reich gesegnete, einst reich angebaute und dicht bevölkerte Landschaft ist ungeachtet der unmittelbaren Nachbarschaft des Schauplatzes der größesten Weltbegebenheiten dem durchgehenden Verkehr dennoch durch ihre Lage soweit entrückt geblieben, um ein stilles, fast unbemerktes Leben Jahrhunderte hindurch zu führen, so daß selbst ihr Name in der geschichtlichen Ueberlieferung kaum Erwähnung findet. So ist es unter anderm der Landschaft am Südabhange des Taurus, bespült von dem das Gebirge in enger Felsschlucht durchbrechenden Euphrat ergangen, welche die Periode griechischer Besitznahme des Orients unter dem Namen *Commagene* eine Zeitlang als selbständiges kleines Reich kennt. Ungefähr seit dem Beginn des letzten vorchristlichen Jahrhunderts hatten hier, ähnlich wie fast ein Jahrhundert früher in dem benachbarten Armenien, einheimische Dynasten die Schwäche der späteren seleucidischen Herrscher benutzt, um sich eine unabhängige Herrschaft zu gründen. Nach dem schnellen Ende jenes syrischen Königshauses und ihres armenischen Erben Tigranes durch Lucullus' und Pompejus' Siege wurde dann bei der Verwandlung des eigentlichen Syriens in eine römische Provinz Commagene mit Beibehaltung des königlichen Titels einer jener Vasallenstaaten, welche die römische Politik an den Außengrenzen ihres weiten Staatsgebietes aus praktischen Gründen fortbestehen ließ. Von Tiberius 17 n. Chr. eingezogen, nachher noch einmal einem Sprößling des alten Hauses, Antiochus IV. (38 bis 72 n. Chr.) verliehen, verschwindet dann das Land aus der Geschichte, um als Annex der römischen Provinz Syrien, deren nördlichsten Theil es bildete, fortzuvegetiren. Es wird von den Geographen der Kaiserzeit eben nur genannt, hauptsächlich wegen seiner Lage an der östlichen durch den Euphrat gebildeten Reichsgrenze; selbst der bedeutendste unter ihnen, Strabon (um 16 n. Chr.) fertigt es sammt seiner Hauptstadt Samosata als ein zwar überaus fruchtbares aber eingeschränktes Gebiet, mit wenigen Worten ab; keiner von ihnen gedenkt irgend welcher hervorragenden Monumente oder sonstigen Merkwürdigkeiten der Landschaft. Da diese wegen ihrer Lage am Hochgebirge von den wiederholten römisch-partischen Kriegen, die sich wesentlich in der benachbarten mesopotamischen Ebene abspielen, selbst unberührt blieb, so haben auch die Historiker selten Veranlassung sie zu nennen; höchstens gedenken sie gelegentlich der Könige von Commagene mit den wechselnden Namen *Antiochus* und *Mithradates* (jener bekanntlich griechisch, dieser persisch), was den Gedanken an eine Dynastie gemischten Ursprungs nahe legte [1]).

Selbst der alte Name verschwindet in der neuen, von Diocletian eingeführten Administrativ-Eintheilung des Reiches und wird durch den räumlich ausgedehnteren der „Euphrat-Provinz" (Augusta Euphratensis, griechisch Euphratesia)

---

[1]) Aus Inschriften zu Ephesus und Athen (in dieser Stadt hat ein letzter Sprößling jener Familie sein Gedächtniß in dem bekannten Philopappus-Monument auf dem sogenannten Museums-Hügel hinterlassen) hat ganz richtig, wie jetzt die neuen Entdeckungen bestätigen, Th. *Mommsen* bewiesen (in den Mittheilungen des deutschen archäologischen Instituts zu Athen, Bd. I, 1877), daß die bisher gewöhnlich angenommene Abstammung von den Seleuciden auf die weibliche Linie zu beschränken sei, während der orientalische Ursprung der männlichen aus den dem armenischen Königskostüme gleichenden Münztypen jenes Mithradates schon früher durch Waddington (den früheren Minister der französischen Republik, bekanntlich einen der gelehrtesten Numismatiker) erschlossen worden war.

auf ein paar Jahrhunderte bis zur arabischen Eroberung ersetzt; diese so wenig als die spätere türkische hat einen anderen an die Stelle gesetzt und gemeinhin gilt der jetzt namenlose Landstrich, dessen Bevölkerung heute, wie wahrscheinlich schon im Alterthume, nach Abstammung und Sprache zumeist dem kurdischen Stamme angehört, nur als ein Theil des ausgedehnten geographischen Begriffes Kurdistan.

Andererseits ist aus einer fast ein Jahrtausend ältern Periode, in welche die von den Griechen uns überkommene Geschichtskunde nicht hinaufreicht, jener uralte Name neuerdings wieder zum Vorschein gekommen, natürlich ohne die ihm im griechischen Munde angehängte Endung. Kumuch nennen die inschriftlich erhaltenen Kriegsberichte der assyrischen Könige, deren Entzifferung aus dem verwickeltesten System der Keilschrift eine so glänzende Entdeckung der letzten Jahrzehnte bildet, das Land an der Westgrenze ihres älteren Reiches, an dem Strome Burattuv (Euphrat), welches sie in wiederholten Kriegen seit dem 9. Jahrhundert v. Chr. sich tributär machten; es wird dann bis zum 7. Jahrhundert öfters als assyrische Provinz und Theil des ausgedehnten Landes Chatti (Chetiter-Land, d. i. Syrien der klassischen Völker) genannt [1].

Das ist ziemlich alles, was wir über diesen Theil des Orients aus geschichtlicher Ueberlieferung erfahren; mit dem Zusammensturz des einst auch hier herrschenden arabischen Chalifenreiches und der Eroberung, jedoch nur spärlichen Ansiedelung durch türkische Stämme, breitete sich das tiefste Dunkel über jene Gegend. Da sie Jahrhunderte lang von keinem europäischen Besucher betreten war und die spärlichen und ungenauen Angaben der mittelalterlichen arabischen, sowie des einzigen türkischen Geographen auch kein helleres Licht verbreiteten, mußten die ersten Versuche einer Kartenzeichnung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, welche unter der Aegide eines so berühmten Namens wie Bourguignon d'Anville ein Jahrhundert lang

Dr. O. PUCHSTEIN's Reise im nördlichen Syrien April.-Juli 1882.

1: 2,500,000.

in Ermangelung jeder anderen Quelle maßgebend blieben und von den anderen Kartographen einfach kopirt wurden, durchaus unrichtig ausfallen [1]). Eine wahre Entdeckung eines völlig unbekannten Terrains war somit die erste Bereisung mit Meßinstrumenten durch geübte Beobachter, wie sie vor einem halben Jahrhundert von zwei Seiten her fast gleichzeitig erfolgte: von Westen durch Mitglieder der Euphrat-Expedition unter Colonel Chesney (Stromlauf von Samsat abwärts 1832, Landrouten von Lt. Lynch 1836 und dem Arzt der Expedition Dr. Ainsworth 1836 und 1839); weit vollständiger von Norden her durch einen deutschen Officier, den damals in Malatia als Artillerie-Instrukteur im Dienste der Pforte stehenden Freiherrn v. Moltke (den jetzigen Generalfeldmarschall), als ihm 1838 und 1839 die kriegerischen Vorbereitungen gegen das im nördlichen Syrien stehende ägyptische Heer die Recognoscirung der verschiedenen Tauruspässe, sowie des Euphratlaufes selbst zur Aufgabe stellten; der letztere wurde damals vielleicht zum ersten Male auf dieser, durch schwierige Stromschnellen unterbrochenen Strecke zusammenhängend mittels des landesüblichen Kellek, eines aus aufgeblasenen Schläuchen zusammengebundenen Flosses, befahren [2]). So gelangte Herr v. Moltke zu Wasser, wie ein anderes Mal auf dem Landwege zum Endpunkte der Recognoscirung der Eng-

[1]) So ist darin z. B. die allgemeine Richtung des Euphratlaufes aus dem Taurus-Durchbruch zum syrischen Flachlande, die thatsächlich von N O nach S W geht, geradezu in N W—S O verkehrt, während selbst die Hauptquelle der geographischen Vorstellungen der älteren Gelehrten, die ptolemäische Karte aus dem zweiten Jahrhundert, sie doch nur von N nach S gehen läßt.

[1]) Doch vielleicht nur im willkürlich ausgedehnten geographischen, nicht ethnographischen Sinne; vielmehr scheint nach Lenormant's scharfsinniger Bemerkung (Lettres assyriologiques, 1872) der in jenen Inschriften sich öfter wiederholende Name des Fürsten von Kumuch Kustaspi, also wohl wenigstens die Dynastie, auf dieselbe iranische Stammverwandtschaft zu deuten, welcher auch die heutigen kurdischen Bewohner angehören.

[2]) Auf diesen Moltke'schen Aufnahmen, combinirt mit denen der Engländer, beruht die in unserer großen Karte von Kleinasien 1844 publicirte und daraus unverändert, in Ermangelung neuerer Beobachtungen, in alle späteren Karten übergegangene, nunmehr zum ersten Male zu modificirende Kartenzeichnung dieser Tauruslandschaft.

länder, dem heutigen Samsat, d. i. der alten Königsstadt Samosata, die er nur als Trümmerhaufen mit vereinzelten Spuren der alten Herrlichkeit beschreibt; vorher aber, weiter stromauf zu dem überaus merkwürdigen, noch jetzt von einem kurdischen Bei bewohnten Schlosse Gerger, auf dessen unzugänglicher Felshöhe architektonische Formen und Inschriften seine Aufmerksamkeit erregten, ohne daß der Dienst Zeit zu näherer Untersuchung gelassen hätte. Den Endpunkt einer anderen Tour von Norden her durch den Taurus bildete die höher im Gebirge gelegene, gleichfalls noch bewohnte Felsenburg Kjachta, in deren Nachbarschaft eine römische Bogenbrücke gefunden, ein seitab gelegenes Säulenmonument nur von fern gesehen wurde. Darauf beschränkte sich der archäologische Gewinn dieser, unter Umständen, wie sie für solche Forschungen nicht wohl ungünstiger sein konnten, unternommenen Streifzüge. Mangel an Muße und mittheilendem Entgegenkommen der kurdischen, ihren türkischen Herren gegenüber stets sehr zurückhaltenden, wo nicht feindlichen Bevölkerung entzogen damals dem berühmten Strategen die Entdeckung eines ganz nahe bei Kjachta gelegenen, überaus merkwürdigen und großartigen Monumentes, dessen begonnener Erforschung er nunmehr nach 44 Jahren noch den lebhaftesten Antheil widmet.

Das Verdienst, diesen durch einen glücklichen Zufall gemachten Fund an der richtigen Stelle verwerthet zu haben, gebührt einem Herrn Karl Sester aus Aschaffenburg, der mehrere Jahre als Ingenieur der Verwaltung des Vilajets Diârbekir zugetheilt war, und die dazu gehörige Tauruslandschaft am Euphrat auf seinen Dienstreisen kennen gelernt hatte. Die Erzählungen, welche er von seinem Funde auf gewaltigem Berggipfel, dem Nemrûd Dagh, von geräumigen Felsenterrassen mit wohlerhaltenen Kolossalstatuen und langen Inschriften, schon vor mehreren Jahren in Konstantinopel, unter anderm auch auf der deutschen Botschaft zum Besten gegeben haben will, scheinen keinen rechten Glauben gefunden zu haben. Erst als Herr Sester des damals wenig lohnenden türkischen Dienstes müde, im Herbst 1880 in Aegypten eine neue Stellung suchte und bei dem deutschen Konsulat in Alexandrien seine Angaben über jenen Fund wiederholte, wurde von dieser Stelle her an kompetente Fachmänner in Berlin ausführliche Mittheilung gemacht und die Glaubwürdigkeit des Entdeckers in Schutz genommen, die denn auch im Verfolg des Unternehmens sich vollauf bestätigt hat. Der näheren Untersuchung im höchsten Grade werth erschien demnach jene Stätte allen wissenschaftlich dabei betheiligten; nur über die Zeit, das Volk, die Dynastie, welcher man etwa ein so kolossales Denkmal zutrauen durfte, konnten die Vermuthungen schwanken. Am wenigsten dachte man an die nachher als wirkliche Urheberin konstatirte späte commagenische Königsherrschaft, eher an die Möglichkeit eines bis in die assyrische Periode hinaufreichenden Werkes. Dahin schien neben der Kolossalität der ganzen Anlage selbst der heutige Name der Oertlichkeit zu weisen, wie denn Nimrod neben Schamirâm (Semiramis) am häufigsten durch den ganzen vordern Orient den Namen zur Bezeichnung jener alterthümlichsten Klasse von Monumenten hat herleihen müssen. Eine fernere Unterstützung erhielt jene Hypothese durch ein paar Entdeckungen von Skulpturen unzweifelhaft assyrischen Ursprungs in derselben Region, sogar noch weiter westwärts: in Marasch am Taurus durch Nachgrabungen der dortigen amerikanischen Missionäre und weiter südlich im Dorfe Sakkschigözü, wo sie einem 1881 flüchtig durchreisenden britischen Ehepaare aufgefallen waren [1]). Auch diese Punkte, wie manche andere ohnehin auf dem Wege liegenden von archäologischem und historischem Interesse schienen eine nähere Untersuchung, deren Hauptziel allerdings immer der Nemrûd Dagh bleiben mußte, in hohem Grade zu verdienen.

[1]) Mß. Scott. Stevenson, s. „Globus" Bd. 41, S. 301.

Ein glücklicher Zufall fügte nun, daß der wissenschaftlich wohl vorbereitete Mann, den ein solches Unternehmen unbedingt verlangte, dem Schauplatz desselben hinreichend nahe schon zur Verfügung stand. Herr Dr. Otto Puchstein, früher Assistent bei der Direktion der Antikenabtheilung des Berliner Museums, war als Stipendiat des kaiserl. deutschen archäologischen Instituts auf einer Reise in Aegypten begriffen und Herrn Sester in persönlichem Verkehr näher getreten. Der Antrag, beide Herren gemeinsam mit der Lösung der bezeichneten Aufgabe zu betrauen, und die dazu erforderlichen Geldmittel zu bewilligen, wurde demnächst von mehreren, daran speciell interessirten Mitgliedern bei der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin eingebracht und sofort genehmigt; mit dem Beginn der für Aegypten ohnehin ungeeigneten wärmeren Jahreszeit konnte die Reise angetreten und vor dem Eintritt der gesundheitsgefährlichen größten Sommerhitze abgeschlossen werden. Ein in Athen von Dr. Puchstein abgefaßter ausführlicher Bericht ist seitdem der Akademie zugegangen und im ersten Sitzungsbericht dieses Jahres von ihr veröffentlicht worden, so daß wir bereits die wichtigsten darin enthaltenen Thatsachen in nachfolgendem Auszuge wiedergeben können [1]).

Nach kurzer, nur durch einen mehrtägigen Aufenthalt in Beirut unterbrochener Seefahrt betraten die Reisenden Mitte April die syrische Küste an ihrem nördlichsten Busen, den das Alterthum nach der uralten Handelsstadt Issus benannte, die spätere Zeit nach der neugegründeten Stadt, welche die Erinnerung an den dort durch den macedonischen Eroberer errungenen Sieg in ihrem Namen Alexandria bewahrt; Skanderûn sprechen ihn die Einheimischen aus, Alexandrette mit verkleinernder Endung zur Unterscheidung von der ägyptischen Namensschwester, dem in der Lingua franca der Kreuzzüge aufgekommenen Gebrauche noch heute folgend, die europäischen Seefahrer; es ist als kleiner und im Sommer seiner Fieberluft wegen gefürchteter Hafenplatz für das große Emporium des innern Nordsyriens, Aleppo, zugleich Dampfbootstation und Sitz europäischer Konsulatsbehörden, deren zuvorkommend gewährte Beihilfe zur völligen Ausrüstung der Expedition in Anspruch genommen wurde.

In der Instruktion war die Hoffnung ausgesprochen, daß die hohe Kette des alten Amanus (Gipfel bis nahe 2000 m) an irgend einer Stelle nördlich von der gewöhnlichen Aleppiner Straße überstiegen werden möchte; solcher Pässe wurden im Osten des Meerbusens mehrere namhaft gemacht, aber alle zeigten sich in diesem Spätfrüh-

[1]) Den Reisenden war seitens der Akademie natürlich auch sorgfältige topographische Beobachtung, womöglich kartographische Aufzeichnung der zurückzulegenden, größtentheils noch nie von einem europäischen Beobachter betretenen Wege zur Pflicht gemacht. Von Herrn Sester, dessen Ingenieur-Beruf ihn dazu vorzugsweise zu qualificiren schien, ist auch eine Reisekarte in großem Maßstabe versprochen, bis jetzt aber noch nicht eingegangen. Herr Puchstein, dem eine ähnliche Aufgabe ferner lag, hat dafür wenigstens seine in Distanzen, Winkelmessungen und Terrainbeschreibungen sehr sorgfältig geführten Reisejournale eingesendet; dem Schreiber dieses lag die etwas mühsame Aufgabe ob, danach die Details des Itinerars zu construiren und ein Auszug dieses Entwurfs (Maßstab 1 : 1 000 000) ist dem akademischen Berichte beigefügt worden. Auch dem vorliegenden Artikel durfte zur vollen geographischen Verständlichkeit eine solche, wenngleich noch erheblich verkleinerte Kartenskizze um so weniger fehlen, da gerade die in Rede kommenden Hauptpunkte in den vorhandenen Karten, selbst den speciellsten, vergeblich gesucht werden würden.

ling noch verschneit; erst zwei Tagereisen weiter nördlich war von Osmanîe aus ein bereits schneefreier Sattel zu benutzen, der über den neu gegründeten Kreishauptort Jarpûs (officiell Dschebel-Berekét „Berg des Segens" genannt) nach dem frühern Hauptorte der Gegend, dem gleichfalls in einem Hochthale gelegenen Islahîe, führte. Antike Mauerreste, namentlich um die Felsakropole, sowie der bereits von dem Botaniker Haußknecht 1864 erkundete und auf Befragen der Bewohner bestätigte ältere Nebenname Nebol erwiesen die Oertlichkeit als die einer griechischen oder römischen Nikopolis, deren Lage nach den Distanzangaben der römischen Itinerarien in dieser Gegend zu vermuthen war.

Oestlich von Islahîe wird die hohe Thalebene durch eine, parallel mit den dasselbe umschließenden Hochketten verlaufende Reihe einzelner Basaltkegel in zwei Längszonen getheilt, deren Entwässerung nach entgegengesetzten Seiten erfolgt. In der östlichen, deren Bäche nach Norden durch den Gjaurgjöl („Christensee"), dem Dschihan zufließen, liegt wiederum am östlichen Rande das Dorf Saktschigözü, wo im Hause des kurdischen Beis die von den obengenannten englischen Reisenden zuerst bemerkten Reliefs assyrischen Stils sich fanden, deren Gegenstand die in ähnlichen Bildwerken des Orients so häufig wiederkehrende Jagd eines Königs auf Löwen bildet. Als Fundort dieser Steinplatten gaben die Bewohner einen 3/4 Stunden vom Dorfe mitten in der Ebene gelegenen flachen Hügel von nur etwa 400 Schritt unterem Umfange an, der gänzlich verschieden von den benachbarten natürlichen Felskuppen durchaus den Anschein eines zerstörten antiken Monumentes gewährte; auch fanden sich in der That aus dem Schutte hervorragend noch mehrere Reliefplatten und Stücke kolossaler Löwenfiguren, so daß eine Ausgrabung an dieser Stelle reichen Erfolg zu versprechen schien; nur erlaubte natürlich die knapp zugemessene Zeit und die ferneren Hauptziele der Reise für jetzt keinen längern Aufenthalt.

Ueber mäßig aufragende Kalksteinzüge ohne interessante Formen, durch eine wenig angebaute, mehr von nomadisirenden, selbst den Winter durch in Zelten lebenden Kurden bewohnte Gegend wurde dann die Stadt Aintâb erreicht, wo das Haus der amerikanischen Missionäre liebenswürdigste Gastfreundschaft gewährte. Nächster Gegenstand der Untersuchung war hier der die niedrigen Hügelreihen der Nachbarschaft hoch überragende Tell-Dülük, die Trümmerstätte der altsyrischen, bis ins frühere Mittelalter bestehenden Stadt Doliche, von der aber unter dem massenhaft aufgehäuften Schutt keine erheblichen Denkmale, nur wenige schmucklose und wie es schien, erst der christlichen Zeit angehörige Felsengräber sich zugänglich zeigten. Aehnlich enttäuscht wurden die Reisenden in der zweitnächsten Station, dem „Goldstein-Schloß", Altüntasch-Kale. Die Lage desselben war, ohne daß es selbst besucht worden zu sein scheint, durch eine der Querrouten der Chesney'schen Expedition auf der Karte fixirt worden und da ungefähr in diese Gegend nach der Distanzangabe der römischen Itinerarien die nach dem bekannten Cäsar, dem auch auf diesem syrischen Boden thätigen Feldherrn Germanicus benannte Römerstadt Germanicia fallen mußte, hatte ich mir erlaubt, den Reiseplan auf diese Oertlichkeit hinzulenken. Indeß die das heutige Dorf überragende isolirte Höhe zeigt sich zwar von Burgruinen, aber höchstens mittelalterlicher Entstehung, bedeckt; die Stätte des alten Germanicia harrt also noch der Entdeckung.

Altüntasch liegt in einem flachen Thale, welches sich von West nach Ost dem Euphrat zu zwischen zwei einförmigen, aber in der Färbung ihres Gesteins einen auffallenden Gegensatz bildenden Höhenzügen erstreckt. Der bereits überschrittene „schwarze Berg", Kara Dagh, setzt sich, wie bei dieser Gelegenheit zuerst konstatirt wurde, noch jenseit des Euphrat gegen Osten fort; ganz auf dem rechten Stromufer verläuft sein nördlicher Parallelzug, der „rothe Berg", Kizil Dagh, von dessen Höhe Herr Sester seinem Reisegefährten zum ersten Male weit über die ausgedehnte Ebene hin am Horizont die ihm wohlbekannte hoch aufragende Pyramide des Nemrûd Dagh zeigen konnte. Diesem Hauptziele der Reise wurde nunmehr auf dem nächsten Wege zugestrebt und nur als der Fuß des Taurusgebirges erreicht war, in der Kurdenstadt Adiaman beim katholischen Bischof Tokmadschi eine willkommene kurze Ruhepause gemacht. Sie wurde in Folge der hier empfangenen Belehrung benutzt, die Stätte der antiken Stadt Perre, welche man nach Maßgabe der alten Itinerarien bisher in Adiaman selbst vermuthet hatte, an der nur eine Stunde entfernten Stelle zu besuchen, wo mit dem Namen Pirûn sich noch zahlreiche Felsengräber und andere Spuren städtischen Anbaues erhalten haben.

Mit dem Ende der folgenden Tagereise trat man in ein großartiges Bergamphitheater ein, dessen östlichen Rand eine aus den Vorbergen des Taurus vorspringende, die Ebene weithin überschauende Kuppe bildet, auf deren Rücken ein seltsames Monument schon von ferne die Blicke auf sich zog[1]). Es bestand einst aus drei symmetrischen Gruppen von je drei etwas plumpen dorischen Säulen, die verschiedenartigen Bildwerken als Träger dienten; fünf davon sind umgestürzt und großentheils zertrümmert, von den vier noch aufrechten trägt eine einen kolossalen Adler, wonach das ganze Monument den türkischen Namen Karakûsch „schwarzer Vogel" führt, eine andere einen liegenden Stier, die dritte eine Reliefplatte, auf der ein tiaragekrönter König und eine Frau lebensgroß dargestellt sind; am Boden liegen ein kolossaler sitzender Löwe und andere mehr zerstörte Skulpturreste. Weitere Aufklärung über die Bedeutung des Ganzen wird hoffentlich bald eine Untersuchung der hoch oben an den Säulen nur schwach sichtbaren griechischen Inschriften gewähren; für jetzt waren alle Versuche dieselben zu lesen in Ermangelung eines Gerüstes vergeblich; nur der Name des Königs Mithradates ließ sich mittels des Fernglases erkennen.

Bevor das burggekrönte Dorf Kjachta erreicht wurde, überschritt man einen nordwestlichen Zufluß des Kjachta-su, den schon aus v. Moltke's Streifzügen bekannten Bölam-su, unmittelbar unterhalb seines Austrittes aus einer engen Felsschlucht mittels des gewaltigen Brückenbogens, dessen lateinische Inschrift uns den alten Namen des Flußes, Chabinas, und die Thatsache der letzten Restauration des Bauwerkes unter dem Kaiser Septimius Severus überliefert; ihm, seiner Gemahlin und seinen beiden Söhnen waren auf den noch erhaltenen Säulen, welche die Eckpfosten der Brücke bilden, jetzt natürlich längst zertrümmerte und verschwundene Statuen von den vier großen commagenischen Stadtgemeinden (ihre Namen fehlen leider) errichtet.

Die hohe Pyramide des Nemrûd, welche so lange als ersehntes Ziel gewinkt hatte, war hier hinter ihren steilabstürzenden Vorbergen verschwunden; besonders das Erklettern der das Dörfchen Urik überragenden senkrechten Kalkwände zeigte sich überaus beschwerlich, und als man endlich auf dem wüsten Felsgetrümmer des Gipfels angelangt war und den gewaltigen Steinkolossen, die hier einst Menschen-

[1]) Dasselbe, welches schon Herr v. Moltke, ebenso wie die benachbarte Römerbrücke, auf seiner Karte notirt hat, wo es namenlos nur als „zwei Säulen" bezeichnet ist; da er es nur aus der Ferne zu Gesicht bekommen hat, ist ihm die Ausdehnung des Baues entgangen.

hand aus dem an Ort und Stelle brechenden Material aufgethürmt hatte, unmittelbar gegenüber stand, bereitete eine neue Enttäuschung der soeben noch am 8. Mai frisch gefallene Schnee, der vereint mit kaltem Regen für jetzt jede nähere Untersuchung unthunlich machte. Aber Herrn Sester's früher so märchenhaft erschienene Aussagen waren durch die Kolossalität der nur in ihren allgemeinsten Formen erkennbaren Statuen, durch die gewaltige Ausdehnung der Inschriften, so wenig davon auch augenblicklich entziffert werden konnte, glänzend bestätigt. Erfreuen konnte man sich immer schon, wenn auch nur auf Augenblicke, an der nach Süden hin die ungeheure mesopotamische Ebene beherrschenden, nach Norden in noch höhere Felszacken der Tauruskette den Einblick gewährenden Aussicht von einem Gipfel, der selbst schon (nach vorläufiger Berechnung später gemachter Barometerbeobachtungen) die respektable Höhe von wenigstens 2000 m erreicht und den südwestlichen Vorsprung einer langen, dem Euphratthale parallel sich erstreckenden Kette bildet.

Die nähere Untersuchung somit günstigeren klimatischen Verhältnissen vorbehaltend, stiegen die Reisenden abwärts auf das schon von weitem sichtbare und auch aus früheren Besuchen bekannte Euphratstädtchen Gerger zu. Die etwas halsbrechende Erkletterung ihres Burgfelsens, nur möglich gemacht durch die Existenz eines antiken eingehauenen, nur stellenweise völlig zerstörten Fußweges, wurde zunächst belohnt durch die Entdeckung eines Reliefbildes in einer Felsennische, das nach dem Stil der mit einer spitzen Tiara gekrönten männlichen Figur sogleich die Erinnerung an das bekannte sogenannte Sesostris-Denkmal bei Nymphi unweit Smyrna wachrief. Weiterhin zeigte sich ein schmaler Gang quer durch den Burgfelsen gebrochen, der zu Resten griechischer Bildwerke mit Weihinschrift des Königs Antiochus führte, welche sich nachmals als Wiederholungen der auf dem Nemrûd Dagh vorhandenen Inschriften erwiesen.

Der Euphrat tritt unmittelbar oberhalb Gerger aus einem engen Felsenthore mit ungeheurer Gewalt hervor und behält noch weiter abwärts diesen stürmischen Charakter, so daß der Uebergang mittels des oben geschilderten Schlauchflosses keineswegs zu den Annehmlichkeiten der Reise gehörte. Ebensowenig die Fortsetzung der Wanderung durch eine einförmige, wenig bewohnte, nur hier und da durch frischgrüne Saatfelder belebte Fläche[1]) — ein Umweg nach Südosten, der nur im Interesse eines von Herrn Sester früher wahrgenommenen Keilschrift-Denkmals gemacht wurde. Aber nach der Ankunft in Werânscheher wurde der Stein ungeachtet alles Suchens nicht wiedergefunden und die Reste des alten Tela (dies der alte syrische Name der Stadt, der unter römischer Herrschaft in Antoninopolis, später in Constantina umgewandelt wurde) beschränken sich auf Denkmäler der christlichen Periode, namentlich eine große achteckige Kuppelkirche und aus Basaltquadern aufgemauerte Gräber. Auch die Uebersteigung des durchaus basaltischen Karadscha Dagh („schwärzlichen Berges"), in welchem nur nomadische Araber auf dem südlichen und Kurden auf dem nördlichen Abhange hausten, wurde durch Regenwetter, welches jede Uebersicht verhinderte (Ende Mai), höchst unerfreulich.

[1]) Das Städtchen Süwerek, welches auf diesem Wege berührt werden mußte, ist seit einigen Jahren im Besitz einer (allerdings nur türkisch schreibenden) Telegraphenstation und gewährte so die Möglichkeit, die erste Kunde von der gelungenen Entdeckung über die internationale Station Aleppo schnell der Heimath zuzuführen.

Aus allen Erdtheilen.

Asien. Ueber die russische Lena-Polar-Expedition hat die K. R. Geogr. Gesellschaft in St. Petersburg aus Irkutsk folgendes Telegramm erhalten. „Der Chef der Station, N. D. Jürgens, hat am 12. Oktober durch die von der Lena zurückkehrenden amerikanischen Officiere gemeldet: Die Lena-Expedition verließ Bulun am 20. Juli, am 28. Juli hatte sie bei Taß-Ary einen Sturm zu bestehen, in Folge dessen sie ihre Schiffe ausladen und ausbessern mußte. Die wissenschaftlichen Instrumente sind unversehrt geblieben, doch sind gegen 20 Pud Petroleum ausgeflossen. Am 3. August lief das Schiff der Expedition in einen Arm des Delta ein und langte am 10. August bei der Insel Sagastyr an. Am 11. August begann man mit der Ausladung der Schiffe. Die Station befindet sich unter 73° 22′ 30″ nördl. Br. und 96° 15′ 15″ ö. L. von Pulkowa. Das Haus ist warm und bequem; durch verdeckte Gallerien ist es mit vier Pavillons verbunden, welche zum Zweck der wissenschaftlichen Beobachtungen aus Schiffsplanken errichtet sind. Brennholz ist in genügender Menge vorhanden. Der Gesundheitszustand aller Mitglieder der Expedition ist ein guter."

Afrika. Die dritte Expedition, welche von der Mailänder „Società d'esplorazione commerciale in Africa" ausgesendet wird, sollte zu Anfang Januar nach Massana abgehen. An ihrer Spitze steht Bianchi, welcher bereits Abessinien gut kennt; ihn begleiten Graf Salimboni als Ingenieur und Prof. Licata als Naturforscher. Ihr Ziel ist Baso in Godscham, wo sie eine Handelsstation errichten wollen.

— Am 16. Januar traf Lieut. Wißmann's erster Bericht (d. d. Kairo, 5. Januar) in Berlin ein, welcher in der nächsten Nummer des „Globus" zum Abdrucke kommen soll. Wir bemerken für heute nur so viel, daß die Reisenden (Pogge und Wißmann) jenseits des Lulua, von wo sie zum letzten Male Nachricht gegeben hatten, weite, äußerst stark bevölkerte Prärien erreichten. Von Seen trafen sie auf dem Marsche nach Nyangwe nur den kleinen Mukamba, überschritten dann den Lubi, einen Zufluß des mit Stanley's Sankuru identischen Lubilasch, und kamen in das üppige, herrliche Land der verhältnißmäßig hoch civilisirten Bassonge und weiter zu einer Reihe von Kannibalenvölkern, zwischen denen die Urbewohner des Landes, die kleinen häßlichen Bátua, hausen. Den Lomami passirten sie unter 5° 42½′ und wanderten dann unter strömendem Regen nach Nyangwe, wo sie bei den Arabern gute Aufnahme fanden und sich trennten.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIII. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Die Sosnowski'sche Reise durch China.

(Nach dem Berichte des Dr. Pjasetzki.)

VII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen des Dr. Pjasetzki.)

An eigentlich Sehenswerthem war für die Reisenden in Lan-tschën nicht viel vorhanden. Die Stadt besitzt keine bedeutende, oder wenigstens keine eigenartige Industrie; denn die großen hier befindlichen Etablissements, eine Geschützgießerei und eine Gewehrfabrik, beide mit Dampfbetrieb, sind von Europäern eingerichtet und nur insofern von Interesse, als sie heute ausschließlich von Chinesen geleitet werden und nur chinesische Arbeiter beschäftigen.

Unter den landschaftlichen Aufnahmen, mit denen Pjasetzki während des Verweilens in Lan-tschën sein Skizzenbuch bereicherte, befinden sich mehrere Ansichten aus den Gärten des General-Gouverneurs Tso-tsung-tang. Er wählte dieselben, weil sich in ihnen besonders charakteristische Proben der alten chinesischen Gartenkunst mit ihren kindischen Spielereien und geschmacklosen Schnörkeln darstellten. Der sogenannte Blumengarten war fast ebenso arm an Blumen, wie an Schatten; seine Hauptreize bestanden in einer großen Anzahl seltsam verzierter Kiosks und buntgeschmückter Triumphbögen, in breiten, mit bunten Backsteinen zierlich gepflasterten, sonnigen Steigen, in hochgewölbten, steinernen Brücken und dergleichen. Die Pforten, die aus dem Blumengarten in den schattigern Obstgarten führten, zeigten die wunderlichen Formen von Theekannen, Krügen, Vasen u. s. w.

Als die Expedition nach dreiwöchentlichem Aufenthalte Lan-tschën verließ, wurde sie von dem Gouverneur auf das Freundlichste entlassen. Er überhäufte die einzelnen Mitglieder mit kostbaren Geschenken, unter denen, wie gewöhnlich, große Stücke werthvoller Seidenstoffe und Papierbänder, die von des Gebers eigener Hand mit Sprüchen und Sentenzen beschrieben waren, die Hauptrolle spielten. In seinem Eifer, sich den Europäern freundschaftlich zu erweisen, gab er sogar verschiedene Lieblingsstücke aus seinem eigenen Besitz, allerhand Erzeugnisse europäischer Industrie, hin, und hielt es daneben noch für angezeigt, den Reisenden auch eine nicht unbedeutende Summe Geldes zu übersenden. Natürlich wurde dieselbe mit Dank zurückerstattet, um so freudiger dagegen das Anerbieten Tso-tsung-tang's angenommen, der Expedition außer der militärischen Eskorte auch noch drei Mandarinen beizugesellen, die als Quartiermacher fungiren sollten. In dem arg verwüsteten, halb entvölkerten Lande, das man zunächst zu passiren hatte, erwies sich diese Einrichtung bald als unschätzbar.

Nachdem man die Schiffsbrücke passirt hatte, ging man zunächst mehrere Meilen weit am linken Ufer des Huang-ho entlang, der, hier sehr breit und reißend, von einem dichten bläulichen Nebel bedeckt war. Kahle, nur stellenweise mit graubraunem Grase bedeckte Hügel zogen sich fast bis an den Fluß hin, dann folgten blühende Baumwollenfelder und große Strecken Gartenlandes, auf denen Wasser- und andere Melonen sowie Gurken aller Art gezogen wurden; kleine Strohhütten für die Wächter erhoben sich zwischen den ausgedehnten Beeten. Auch Obstgärten mit Aprikosen- und Pfirsichbäumen kamen hier wieder vor; daneben freilich fehlte

es auch nicht an Ruinen von Dörfern und an den, nicht minder als sie an den Krieg und seine Gefahren erinnernden befestigten Niederlassungen der neu angesiedelten Landleute. Es sind dies gewöhnlich Komplexe von drei bis sechs Wohnhäusern mit ihrem Zubehör von niedrigen Stall- und Wirthschaftsgebäuden und je einem kleinen von denselben

Gartenpforten in Lan-tschëu.

eingeschlossenen Hofe. So eng aneinander gebaut, daß die finsteren Durchgänge zwischen den einzelnen Grundstücken kaum als Gassen bezeichnet werden können, ist jede dieser kleinen, durch die Furcht vor abermaligen Invasionen zu-

Garten des General-Gouverneurs in Lan-tschëu.

sammengebrachten Kolonien von einer starken Mauer umgeben, welche die Dächer der Häuser überragt. Hohe Brustwehren, die äußere derselben weit über Manneshöhe und oft mit Schießscharten versehen, erheben sich auf derselben. Mehrfach sahen die Reisenden hier oben auch kleine Wachthäuser errichtet, und daneben Haufen großer Feldsteine auf-

gethürmt, die als Geschosse gegen einen anstürmenden Feind bereit lagen. Eine starke, durch allerhand künstliche Vorrichtungen zu befestigende Steinplatte bildet die Thür sowohl in der einzigen Pforte der äußern Mauer, als auch in den inneren Zugängen zu den einzelnen Grundstücken. Nach den Angaben der Bewohner einer solchen, von vier Familien errichteten Niederlassung hatte der ganze Bau eine Zeit von drei Jahren und einen Kostenaufwand von etwa 24 000 M. nach unserm Gelde erfordert. Neben diesen, auch im besten Falle nur unzureichenden Befestigungswerken der neuesten Zeit zeigten sich hier längs der Straße die Ueberreste eines Theils der alten Riesenmauer, an dieser Stelle wie an so mancher andern nur noch ein mäßig hoher Erdwall, den Regen und Wind voraussichtlich in wenigen Jahren gänzlich verschwinden machen werden.

Den Lauf des Flusses verlassend und nach NW ablenkend, führte die von den Reisenden verfolgte Straße nach Kan-tschën jetzt mehrere Tage lang durch eine traurig öde Gebirgsgegend. Nur in weiten Entfernungen von einander lagen größere Dörfer, von Feldern umgeben, auf denen Weizen, Gerste und Sommerraps (Brassica campestris Dec.) gebaut wurden; dazwischen zeigten sich an den Hügelwänden vielfach verlassene Höhlenwohnungen. Auffallend arm war das Thierleben dieser Gegend; Vögel waren kaum vorhanden; das Einzige, was man häufiger sah, waren Murmelthiere und zahlreiche, unter dem dürftigen Buschwerk der Hügel umherschlüpfende Eidechsen. Die Einwohner der Dörfer wiesen zum großen Theil schon einen von dem chinesischen sehr abweichenden Typus auf. Auch die chinesische Kleidung und Haartracht fand sich nur vereinzelt noch vor. Ueberraschend war die seltsame Scheu und Angst, mit der das Landvolk hier den Reisenden begegnete; von

Befestigtes Dorf bei Lan-tschëu-fu.

zudringlicher Neugier war keine Rede, jeder ging den Fremden so weit als möglich aus dem Wege.

Am zweiten Tage passirte man das große Dorf Ti-tsia-pu, das in seinem Tempelbaume eine berühmte Merkwürdigkeit besitzt. In einer Straße des ausgedehnten Dorfes steht ein alter, in seinem untern Theile hohler Baumstamm von ungeheuren Dimensionen. Seiner Rinde beraubt und am obern Ende abgesägt, trägt er auf seinen verschiedenen Vorsprüngen sowie auf der Spitze kleine Tempel, zu denen theils von außen, theils innen im Baume Treppen hinaufführen. Bald hinter Ti-tsia-pu wendet sich das breite Flußthal, durch welches die Straße hier führt, nach Westen, wo es durch hohe, schneebedeckte Berge, das Tsy-lian-Gebirge, begrenzt erscheint. In bestimmten Abständen zieht sich meilenweit eine Reihe von kleinen Wartthürmen längs der Straße hin, deren jeder zwei oder vier Soldaten beherbergt. Es sind die für den Schutz der Grenze ungemein wichtigen Signalthürme, auf denen vermittels Aufpflanzen und Schwenken großer schwarzer Fahnen ein gut organisirter Telegraphendienst unterhalten wird.

Die Gebirgsgegend, in der man sich jetzt befand, ist durch ihren Reichthum an Rhabarber für den chinesischen Handel wichtig. Der Rhabarber, der hier auf den Bergen und an feuchten Stellen wild wächst und eine Höhe von über 2 m erreicht, wird im August und September geerntet, d. h. ausgerissen. Die Chinesen nehmen mit Vorliebe drei- und vierjährige Pflanzen, deren Wurzeln am zartesten und saftigsten sein und die am meisten geschätzte hellgelbe Farbe haben sollen. Nachdem die dünne schwarze Haut sorgfältig abgeschält ist, wird die Wurzel in Stücke geschnitten und in den Häusern getrocknet. Das Recht, Rhabarber einzusammeln, steht jedem zu und wird von der Regierung durch keinerlei Abgaben beschränkt. Sie begnügt sich mit einem mittelbaren Antheil, den sie durch Erhebung von Einfuhrzöllen für die in Kiachta eingehandelten Waaren, Pelzwerk u. s. w. einzieht. Jetzt war auch dieser Handel durch

Aufstand und Krieg ins Stocken gekommen; wie großartig er in guten Zeiten aber sein muß, geht aus dem Umstande hervor, daß ein im Dorfe Tscha-koa-i ansässiger Kaufmann allein jedes Jahr eine Karawane von 300 bis 400 Kameelen mit Rhabarber nach Kiachta zu schicken pflegte. Für den besten Rhabarber gilt der von Si-ning-fu und Lan-tschön, der auch im Lande selber besonders hoch bezahlt wird; in der Materia medica der Chinesen spielt nämlich die Wurzel des Taï-huan (Rhabarber) eine noch wichtigere Rolle als bei uns.

Während der ersten Tage des Marsches von Lan-tschön aus hatten die Reisenden unter drückender Hitze und häufigen Gewittern mit Platzregen, welche die Wege fast grundlos machten, zu leiden gehabt. Jetzt stieg das Terrain bedeutend an, der Horizont wurde immer weiter; trotz dem klaren Sonnenschein war die Luft eisig kalt. Man näherte sich den schneebedeckten Bergen im NW immer mehr. Auch auf dieser Höhe war die Straße zu beiden Seiten von gänzlich verwüsteten Ortschaften eingefaßt. Viele derselben waren ganz unbewohnt, in anderen befand sich außer einigen elenden, nothdürftig zusammengeflickten Hütten nur ein einziges wirklich bewohnbares Haus, das zur Aufnahme der auf Dienstreisen den Ort passirenden Beamten hergerichtet worden war. Dank den ihn begleitenden Mandarinen fand Sosnowski für sich und seine Gefährten stets ein erträgliches Unterkommen in diesen Beamtenhäusern.

Baum mit kleinen Tempeln in Ti-tsia-pu.

Statue des Gottes Fu oder Da-fo-je.

Bei strömendem Regen und heftigem Winde wurde der Paß U-su-ling oder U-schi-ling überschritten, der 10 900 Fuß über dem Meere liegt und somit der höchste Punkt war, den die Reisenden auf ihrer ganzen Tour betraten. Leider wurde der Anblick der großartigen Gebirgslandschaft, mit den auf allen Seiten hoch emporragenden rothen Granitfelsen durch den Regen bedeutend beeinträchtigt. Auf der Nordseite des Gebirges herrschten kaum weniger traurige Zustände, als wie auf der südlichen, nur äußerst selten kam man während der folgenden Tage an einem unversehrt gebliebenen Orte vorbei. Indessen sah man hier doch vielfach den Wiederaufbau zerstörter Ortschaften in vollem Gange und begegnete auf der Straße häufig großen, mit Bauholz beladenen Wagen, die, da in dieser Gegend von einigermaßen beträchtlichen Holzbeständen nichts mehr zu sehen war, augenscheinlich von weither kamen. Die Einwohner der Landschaft boten auch hier der Mehrzahl nach ein Bild trauriger Herabgekommenheit; halbverhungert, kränklich und namentlich wieder in auffallender Weise mit Augenkrankheiten aller Art behaftet, schlossen sie sich oft scharenweise der Karawane der Reisenden an und begleiteten sie von einem Orte zum andern, in der selten getäuschten Hoffnung, für einen gelegentlichen Dienst ein kleines Geldgeschenk zu erhalten.

Unter den am Nordfuße des Nan-schan belegenen Ortschaften, die man während der heißen, von Gewittern heimgesuchten nächsten Tagemärsche passirte, war die Stadt Liang-tschön-fu die bedeutendste. Aus weiter Ferne schon zeigten sich die großen, schönen Pagoden und der prächtige, über dem nördlichen Thore der Stadt empor-

Ruinen von Su-tschëu.

ragende Tempel. Ausgedehnte Begräbnißstätten, deren mit Kuppeldächern versehene oder in Arkaden aneinander gereihte Grabdenkmäler zwischen schönen Bäumen stehen, umgeben den Ort auf allen Seiten. Auch innerhalb der 50 Fuß starken Umfassungsmauer der Stadt findet sich ein Reichthum an herrlichen alten Bäumen vor, die den breiten, ungemein belebten Straßen die unschätzbare Wohlthat schattiger Kühle zutheil werden lassen. Liang-tschön-fu machte den hier seltenen und deshalb um so wohlthuendern Eindruck einer nicht unbedeutenden Wohlhabenheit, und das nämliche war auch bei der ansehnlichen Stadt Schen-dan-hsien der Fall, die man am folgenden Tage erreichte. Eine hohe, an den vier Ecken von gewaltigen Thürmen überragte Mauer gab der am Fuße eines Berges gelegenen Stadt etwas festungsartiges; desto mehr überraschte der Anblick, der sich den Reisenden innerhalb des Thores darbot. Es war eine entzückende Gartenstadt: einzelne Häusergruppen inmitten schattiger Bäume; ein kleiner, schneller Bach schlängelte sich, mehrfach überbrückt, dazwischen hindurch. Freilich war dies nur die sogenannte äußere Stadt oder Waï-tschen; doch ließ auch die innere (Li-tschen) hinsichtlich ihrer Anlage und der Bauart ihrer Häuser nichts zu wünschen übrig. Von einer zahlreichen, muntern Volksmenge belebt, konnte sie mit ihren kleinen, aber reichverzierten Tempeln und Pagoden, mit den luftigen Triumphbögen und den offenen Verkaufshallen in den breiten Straßen für eine der hübschesten Typen einer echtchinesischen Stadt gelten. Einige Meilen weiterhin kam man an einem unweit der Straße belegenen Heiligthum des Gottes Fu oder Da-fo-je vorbei. Es waren mehrere kleine, von Pappeln überschattete Tempel und daneben eine in Thon ausgeführte Kolossalstatue des Gottes. Die 17 bis 18 m hohe sitzende Figur hat als Kunstwerk durchaus keinen Werth. Der Kopf sitzt unvermittelt auf dem viel zu lang gerathenen Oberkörper, der die Form eines etwas flach gedrückten Cylinders hat. Die unverhältnißmäßig langen Arme und die Finger der auf das Knie gestützten rechten Hand sind steif und hölzern, trotzdem macht das rohe Bildwerk eben durch seine Größe einen bedeutenden Eindruck. Je mehr man auf der hier in beinahe westlicher Richtung laufenden Straße sich Kan-tschön näherte, desto mehr veränderte sich das Aussehen der Landschaft. Das Terrain ward ebener; zu beiden Seiten der Straße zogen sich gut angebaute, von breiten Bewässerungsgräben durchschnittene Felder hin; in weitem Umkreise lagen die ausgedehnten Begräbnißplätze um die Stadt, dann folgte ein durch die Belagerung wüst gelegter, jetzt schon mit einer Menge einzeln stehender, neu aufgebauter Häuser bedeckter Landstrich, endlich die Mauer des ungemein weitläufig gebauten Kan-tschön. Von den anstrengenden Märschen der letzten heißen Tage ermüdet, beschloß man, hier einen zweitägigen Aufenthalt zu nehmen. Ein, auf einem öden, grasbewachsenen Platze inmitten der Stadt belegener Tempel gewährte den Reisenden ein angenehm luftiges Quartier. Pjasetzki bestieg gleich am ersten Abend die Umfassungsmauer, von wo sich ihm ein unvergeßlicher Anblick darbot. Nach Süden gewahrte er die schneebedeckten Gipfel der Nan-schan-Kette in glänzendster Abendbeleuchtung; zu seinen Füßen breitete sich das abwechselungsreiche Kan-tschön aus, eine malerische „Parkstadt", mit großen schilfbedeckten Teichen, langen Baumalleen und kleinen Hainen, mit prächtigen Tempeln, deren schönster sich auf einer Insel inmitten eines der Teiche erhebt. Eine hohe, aus vier Stockwerken bestehende hölzerne Pagode und ein seltsames, wie eine Vase oder Flasche geformtes kolossales steinernes Denkmal, beide angeblich von sehr hohem Alter, gelten für die größten Merkwürdigkeiten der Stadt.

Die Straße von Kan-tschön nach Su-tschön, der letzten großen Stadt im eigentlichen China, über welche die Route der Expedition führen sollte, geht in der Richtung von SO nach NW. Sümpfe, Wiesen, kleine, von Wasservögeln bevölkerte Seen, fruchtbare Felder zeigten sich, so weit das Auge reichte; dazwischen kamen freilich von Zeit zu Zeit, die Nähe der großen Sandwüste verkündend, sandige Stellen, die wie gelbe unfruchtbare Inseln in der grünen Ebene erschienen. Die Bewohner der hier befindlichen Dörfer machten den Eindruck größerer Wohlhabenheit, waren aber auffallend zahlreich mit Kröpfen behaftet. Längs dieser ganzen Straße waren in Entfernungen von etwa 5 zu 5 km kleine Militärlager angelegt. Hatten sie schon vor dem Kriege bestanden, oder hatte man dem Lande erst den Schutz gegeben, nachdem es alle Schrecken der mohammedanischen Invasion erfahren hatte? Su-tschön und seine nächste Umgebung sprachen für die letztere Annahme. Die ganze äußere Stadt des einst blühenden und wichtigen Ortes war ein großes Ruinenfeld, Dank der mit einem entsetzlichen Massacre verbundenen Einnahme durch die Mohammedaner und der nachherigen Wiedereroberung chinesischerseits. Die innere Stadt, obgleich auch arg verwüstet, ist zum größten Theile erhalten geblieben; von ihrer alten Pracht und dem Reichthum ihrer Tempel ist jedoch natürlich nichts mehr vorhanden.

Lieutenant Wißmann's erster Bericht über seine Durchkreuzung Afrikas[1]).

Kairo, den 5. Januar 1883.

Aus einem englischen Blatte habe ich gesehen, daß der Bericht von Dr. Pogge vom Lulua, datirt Mukenge, den 27. Nov. 1881[2]) eingegangen ist, während der meinige vom König Kingenge (6° 8′ 45″ südl. Br.) verloren gegangen zu sein scheint (s. unten Nachschrift). Anfangs December von Kingenge aufbrechend, vereinigte ich mich wieder mit Dr. Pogge. Wir hatten nur wenige Träger, wurden aber von Mukenge mit 200 Tuschilange begleitet und bildeten also eine stolze, unseren bescheidenen Mitteln wenig entsprechende Karawane.

Wir hatten mit dem Lulua die Grenze des westafrikanischen Savannen-Waldgebietes erreicht und betraten jetzt die weiten, äußerst stark bevölkerten Prärien Centralafrikas.

Unser erstes Ziel, den Mukambasee, erreichten wir Mitte December 1881 in 5° 45′ 25″ südl. Br. (meine Längen sind noch nicht zur endgültigen Veröffentlichung ausgerechnet). Das nähere über diesen, übrigens einzigen und unbedeutenden See, den wir berührten, später. Eine

[1]) In Berlin eingegangen 16. 1. 1883. Aus „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" Bd. III, Heft 4.

[2]) S. „Globus" Bd. 42, S. 167 ff.: „Von der Pogge-Wißmann'schen Expedition".

Meuterei der Träger, die zur Folge hatte, daß wir dieselben bis auf zwanzig fortjagten, zwang uns, den Tuschilange Lasten zu übergeben.

Durch das überaus stark bevölkerte Land der prachtvoll wild bemalten Baschilange (Singular Muschilange), die übrigens Baluba sind wie alle Völker vom Kassai bis weit östlich vom Sánkuru, gelangten wir am 5. Januar 1882 an den Lubi, einen prächtigen, durch die reichste Flora geschmückten Tropenfluß, der sich in den Lubiláſch ergießt. Wir passirten den Fluß und gelangten in eine neue Welt. In reinlichen, schönen Dörfern, deren geräumige, nette Häuser, von eingezäunten Gärtchen umgeben, sich in schnurgeraden Straßen aneinanderreihen, überschattet von Oelpalmen und Bananen, leben die Bassonge (Singular Mussonge), ein schöner, kräftiger Menschenschlag, unberührt von jedem Einfluß von außen, stark an Zahl, reich an allen Bedürfnissen des Lebens, die ihm die üppige Natur spendet, hochstehend in kunstfertiger Bearbeitung des Eisens, Kupfers, Thones, Holzes, der Mabele-Kleiderstoffe und Korbflechtereien. Sie sind schon, wenngleich nur dem Namen nach, dem König Katschitsch unterthan, unserm letzten bekannten Reiseziel, denn bis zu ihm waren schon einmal vor fünf Jahren einige Kiokos gelangt. In zwei riesigen Tagereisen einen nur von Elephanten, Büffeln und Warzenschweinen belebten Urwald passirend, gelangten wir am 14. Januar in die Residenz Katschitsch's. Dieser Fürst beherrscht das von Bassonge und einigen anderen unterworfenen Stämmen gebildete Reich Kotto. Seine Residenz liegt am linken Ufer des Lubiláſch in 5° 7′ 8″ südl. Br. Die Macht des uralten, blinden, geheimnißvollen Fürsten beruht offenbar nur in seinem Rufe als Fetischero.

Nachdem wir acht Tage bei ihm verweilt hatten, drängten wir zum Aufbruche nach Osten. Aber auf welche Schwierigkeiten stießen wir! Zunächst schlug Katschitsch die Erlaubniß zum Passiren des Lubiláſch ab, da er noch immer hoffte, wir würden ihn bei einem Rachezuge gegen die in sein Gebiet von Norden einfallenden Bakuba (Luquengos) unterstützen. Dann weigerten sich sämmtliche Träger, bis auf fünf Mann, energisch, weiter zu gehen, und auch die Tuschilange verlangten zurück. Ein Gewaltstreich gegen den großen Fetischero Katschitsch, der fortwährend für Verbreitung der entsetzlichsten Menschenfressergeschichten in unserm Lager sorgte und Träger und Tuschilange zittern machte, hätte dazu geführt, daß uns alle Leute entflohen wären. Wir benahmen ihm daher alle Aussicht auf Unterstützung und Geschenke, und Pogge und ich machten durch nächtliches Schießen und Abbrennen von Feuerwerk dem Alten unsere Nachbarschaft höchst unheimlich. Den Trägern verweigerten wir für den Fall des Umkehrens weitere Existenzmittel und nahmen ihnen die Waffen ab. Dem schon etwas schwankenden Mukenge machten wir bekannt, daß im Fall seiner Weigerung er schmachvoll ohne uns zurückkehren und seinem, uns selbstverständlich zu Hilfe eilenden Todfeinde und Rivalen in der Hegemonie im Reich der Tuschilange, meinem Gastfreunde, dem jungen König Kingenge, unsere fernere Eskortirung überlassen solle; denn er wisse, daß dieser nur ungern und durch meine Bitten bewogen, die Ehre, uns zu begleiten, ihm, dem Aelteren überlassen habe. Bei seinem Schwanken gab endlich unsere fest und unumstößlich gegebene Erklärung, daß Pogge mit den Waaren bei Katschitsch bleiben und ich allein den weitern Weg suchen solle, den Ausschlag. Wir marschirten ab, passirten am 29. Januar 1882 unter 5° 13′ südl. Br. den Lubiláſch und zugleich den Sánkuru, da wir nämlich jetzt erfuhren, daß dies ein und derselbe, im Westen und im Osten verschieden benannte Strom ist. Circa 150 m breit, ruhig strömend, wälzt er seine hellgelben Wasser zwischen senkrecht abfallenden Sandsteinwänden, oder wo sich das Thal erweitert, zwischen undurchdringlichen Urwäldern dahin, dem Vater Kongo zu. Der Lubiránzi und Luwémbi sind die Quellflüsse des Sánkuru.

Nun gings 1½ Monat durch reich bewässerte Prärien, bewohnt von den kriegerischen Bassonge, den bis 17 km lange Dörfer bewohnenden Benécki (Singular Munécki), den bei unserm Eintreten meist flüchtig die Dörfer räumenden Kalebue (schon bis hierher hatten sich die Raubzüge der Araber ausgedehnt!), zum Lomámi, den wir am 8. März erreichten. Auf dieser ganzen Tour mußten wir uns mit dem Kompas von Dorf zu Dorf fühlen; wegen der ewigen Feindseligkeiten der Dörfer unter einander wurden wir auch oft von Führern in die Irre geleitet. Fast alle diese Völker, ja schon die Baschilange, sind zum größten Theil Kannibalen.

Hier will ich bemerken, daß ich vom Lúbi bis zum Tanganika Ueberreste eines Volkes, scheinbar die Urbewohner dieser Gebiete, die Bátua [1]), fand. In nur einzelnen Gehöften oder kleineren Dörfern, in kleinen liederlichen Strohhütten, von den Baluba-Stämmen verachtet, wohnen diese kleinen, häßlich gewachsenen, mageren, schmutzig und wild aussehenden Leute. Sie kultiviren nichts, halten nur einige Hühner, nicht Ziegen und Schweine, leben nur von Jagd und wilden Früchten. Sie haben eine besondere Sprache und ihre Waffen und Werkzeuge stehen auf einer sehr tiefen Stufe; nur eiserne Pfeilspitzen sieht man hier und da, jedoch ziehen sie eine bessere windhundähnliche Hunderasse für die Jagd.

Unter 5° 42½′ passirten wir den Lomámi. Wir nahmen nun Direktion auf Nyangwe, da unsere Tauschartikel völlig zu Ende waren. Wir rechneten darauf, daß Nyangwe noch eine arabische Station sei, und daß wir dort auf Kredit Waaren bekommen könnten. Erwies sich diese Voraussetzung als irrig, so war unsere Lage eine höchst kritische, denn wir befanden uns fast genau im Centrum Afrikas. Bei heftigstem Regen zogen wir durch Ueberschwemmungen und Sümpfe, und was das schlimmste, einen entsetzlichen, zu Filz verwachsenen Grasbestand, der oft erst Schritt für Schritt passirbar gemacht werden mußte, nach NNO und erreichten am 2. April den Lukubu (bei Stanley als Kasúku fälschlich verzeichnet, während der weiter nördliche Kasúku richtig ist) einen kleinen Fluß, jetzt ein Meer. Bis zum 11. April hatten wir zwei Kanoes angefertigt, erreichten am 16. den mächtigen Lualába und am 17. Nyangwe, das sich genau zwischen 4° 13′ und 14′ ausdehnt. Sehr gute Aufnahme bei den Arabern, Kredit und einige längst nicht mehr gekannte Genüsse machten uns den Aufenthalt in dieser Insel der Halbcivilisation inmitten der Wildniß angenehm.

Jetzt beschlossen wir, daß Pogge mit der Karawane nach der Station Mukenge zurückkehren solle. Ob er dort auf eine etwaige neue deutsche Expedition wartet oder sofort zur Küste geht, wird von den Verhältnissen abhängen. Daß ich mich zur Ostküste wandte, war um so nothwendiger, als wir sonst wahrscheinlich in Nyangwe von den Arabern keinen Kredit erhalten hätten. Dann war diese Trennung auch angezeigt, weil im Osten noch Aussicht war, arbeiten zu können, während die zurückkehrende Karawane höchst ermüdet und sich nach dem Heim sehnend, denselben Weg in aller möglichen Eile zurücklegen wollte, und endlich, weil nach den von der Gesellschaft an frühere Reisende gewordenen Aufträgen derselben an einer Durchkreuzung des Kontinents zu liegen schien.

---

[1]) Wohl Stanley's „Watwa". Red.

Pogge und ich trennten uns am 5. Mai bei voller Gesundheit und mit den besten Hoffnungen, daß jedem seine Aufgabe gelingen werde. Ich blieb in ganz neuen Verhältnissen, ohne mich mit Arabern oder Eingeborenen verständigen zu können, mit 5 Gewehren und 4 Leuten von der Westküste zurück, um mich einer später abgehenden Karawane von Arabern anzuschließen. Da aber Woche auf Woche vergeblichen Wartens entschwand, brach ich am 1. Juni allein auf. Scheich Abed-bin-Salim hatte mir 20 Sklaven und 10 Gewehre geliehen. In Cassongo, einer andern Niederlassung von Arabern, lieferten meine Wakusu (Abed's Sklaven, Leute vom Ruiki aus Ukusu), die auf dem ganzen Wege schon mit großer Frechheit geplündert hatten, den Sklaven der hiesigen Araber ein Gefecht. Mit solchen Leuten und nur 15 Gewehren konnte ich nach der Meinung sämmtlicher Araber unmöglich den Tanganika erreichen und sandte daher Botschaft nach Nyangwe an Abed. Dessen lakonische Antwort war, daß er mir jeden Ungehorsamen, den ich erschösse, schenke. Andere Träger waren nicht zu haben und so gelangte ich doch mit diesen Dank verschiedenen Einschüchterungen meiner Räuberbande und meiner spartanischen Strenge am Tanganika an. Kurz vor meinem Eintreffen an den Ufern des Sees hatte ich mit den Bena Mulolwa (siehe Stanley's Karte), die eines meiner Gewehre geraubt hatten und auf die Aufforderung zur Zurückgabe mit vergifteten Pfeilen antworteten, kleinere Plänkeleien, die den Tod eines und die Verwundung mehrerer der Räuber, und schließlich die Herausgabe meines Gewehres zur Folge hatten. Stanley's und Cameron's Route hatte ich in Manyema nördlich gelassen, dann dieselbe in Ca-Bambarre gekreuzt und war nördlich durch das Land der Wasi Malungo und Ubújwe nach Ugúhha gelangt. Am Tanganika in Ruanda rastete ich 14 Tage auf der englischen Missionsstation und wurde von Reverend Griffith auf das liebenswürdigste restaurirt. Von der Station aus unternahm ich einen viertägigen Ausflug nach dem Lukuga und bin dadurch in den Stand gesetzt, Licht in die dunkeln, sich oft widersprechenden Nachrichten über den interessanten Fluß zu bringen. Nun setzte ich nach Udschidschi über und nahm für meine an Abed zurückgesandten Träger 20 Wanianmezi bis Tabora an.

Am 9. August 1882 ging ich in der Absicht, den König Mirambo zu besuchen, nördlich von der Karawanenstraße ab nach Uhha mit nur fünf Gewehren. Gleich zu Anfang mußte ich einer Horde Wawinza durch Nachtmarsch und Umwege ausweichen, da mich dieselbe für die Verwüstungen, die Tibbu Tibb in ihrem Lande angerichtet hatte, verantwortlich machen wollte. Dann wurde eine der Frauen meiner portugiesischen Träger, ein Kaschilange-Weib geraubt, ohne daß ich im Stande war, mir mit meinen fünf Gewehren zu meinem Rechte zu verhelfen. Endlich wurde ich, schon stets wegen meiner geringen Macht verhöhnt, von gegen 100 betrunkenen Wahha so in die Enge getrieben, daß nur die vorgeschützte Freundschaft Mirambo's mich und die vier bei mir ausharrenden Leute von der Westküste vom sichern Tode rettete. Bei Mirambo wurde ich auf das freundschaftlichste empfangen (mit zwei Flaschen Champagner und einem Schlachtochsen). Dieser bedeutendste Neger, dem ich in Afrika begegnet bin, wird in Europa gründlich verkannt; ich verlebte drei höchst interessante Tage bei dem kriegerischen Fürsten, der selbst einem Europäer einige Achtung einflößen muß.

Am 5. September 1882 traf ich in Tabora ein und fand freundlichste Aufnahme in der französischen Missionsstation. Von hier aus besuchte ich unsere Station in Gonda und betrachtete dort meine geographischen Arbeiten im Anschluß an die von der Ostküste ausgehenden des Dr. Kaiser als beendet. Ich freue mich, berichten zu können, daß ich die Herren Dr. Böhm und Reichard in bester Gesundheit und voller Ungeduld auf den Moment des Antritts ihrer größeren Reise ins Innere antraf. Dr. Kaiser war schon vorausgesandt.

Nach der Küste brach ich auf mit dem bekannten Tibbu Tibb, da mir meine letzte Reise eine außerordentlich sprechende Lehre dafür war, daß man in Ostafrika nicht ohne eine angemessene Macht reisen darf. Bis Mpwapwa nahmen wir die gewöhnliche große Karawanenstraße durch Ugogo; hier aber hielt ich mich einige Tage zum Jagen auf und ließ Tibbu Tibb vorausgehen. Die Jagd hat mir in der östlichen Hälfte Afrikas manche schöne Stunde bereitet und mich für das erfolglose Abmühen in West- und dem fast wildlosen Central-Afrika reichlich entschädigt. Tibbu Tibb hatte die südliche Route nach Bagamójo genommen, während ich die nördliche, nähere und wildreichere nach Saadáni einschlug, wo ich am 15. November 1882 mit frohem Herzen das Meer begrüßte. Ich kam in Zanzibar an, als das Postboot eben die Anker lichten wollte, so daß ich kaum Zeit hatte, einige kurze Worte der Benachrichtigung nach Berlin zu richten. So hatte ich denn mein Ziel erreicht und kehre, wenn auch noch etwas nervös, mit guter Gesundheit zurück.

Es ist uns gelungen, mit sehr geringen Mitteln stets dahin zu kommen, wohin wir wollten, und so bleibt mir nur noch übrig zu hoffen, daß auch Pogge bald von sich hören läßt. Meine ziemlich umfangreichen ethnologischen Sammlungen gehen per Segelschiff nach Hamburg.

Durch die liebenswürdige Aufnahme im Hause Oswald in Zanzibar, sowie durch freie Beförderung meiner West-Afrikaner in ihre Heimath sind mir große Unkosten erspart.

Da die Post wegen Quarantäne in der Delagoa-Bai mir zu lange ausblieb, benutzte ich von Zanzibar bis Suez, wo ich am 1. Januar eintraf, ein französisches Frachtboot. Auf dem Rothen Meere zog ich mir eine so starke Erkältung zu, daß ich jetzt hier in Kairo das Bett hüten muß, und in diesem Monat nicht an eine Weiterreise denken kann. Deshalb beeile ich mich, vorläufig in großen Zügen den Verlauf der Reise mitzutheilen, und hoffe, daß das Ergebniß unserer, von den ersten Anordnungen der Gesellschaft abweichenden Unternehmung deren Beistimmung finden werde.

Nachschrift. Lieutenant Wißmann's oben erwähnter Brief, datirt vom Wohnsitze des Königs Kingenge 17. November 1881, ist sehr verspätet am 23. Januar 1883 in Berlin eingetroffen, länger als ein halbes Jahr nach dem Pogge'schen vom 27. November 1881. Er enthält außer den — jetzt antiquirten — Plänen des Reisenden besonders nähere Angaben über die beiden Rivalen im Tuschilange-Reiche.
Red.

Dr. O. Puchstein's archäologische Reise im nördlichen Syrien.

Von Heinrich Kiepert.

II.

Diarbekir, die bekannte Vilajets-Hauptstadt am Tigris, gewährte durch den mehrtägigen Verkehr mit anderen Leuten als den Gefährten der letzten Woche, die arabischen und kurdischen Nomaden, besonders mit dem deutschen Militärarzte und dem armenischen Bischof erwünschte Erholung und Herrn Sester Rath für sein rheumatisches Leiden, für dessen Kur dann noch das benachbarte, schon im Alterthume vielbesuchte heiße Schwefelbad von Tschermük zu Hilfe genommen werden mußte. Der Weg dahin führte über die Hochfläche mit kaum bemerkbarer Senkung, längs des stellenweise fast stagnirenden, jedoch silberklares Wasser von den Basalthöhen des Karadja Dagh herabführenden Kiziltschibuk-Tschai (d. h. Rothrohrflusses). Tschermük, wo Sester's Zustand mehrere Tage zu verweilen nöthigte, welche Puchstein zu Exkursionen in die umliegende Berglandschaft verwandte, liegt mit seinen äußerst primitiven Badeeinrichtungen in einem nördlichen engen Nebenthale, welches der vom mitgeführten Kalk des Taurus milchweiß gefärbte Sinék-Tschai in schäumenden Kaskaden durchfließt.

Ein kurzer, aber durch Terrainhindernisse beschwerlicher Weg war von hier noch zum Euphrat zurückzulegen. Nach schwindelnd steilem Abstieg über die Felsterrassen des Thalrandes wurde der mächtige Strom dicht unterhalb seines Austrittes aus einer schauerlich engen Felskluft und mehrere Meilen oberhalb des ersten Uebergangspunktes auf dieselbe Weise wieder gekreuzt und das Dorf Bibol [1]) erreicht. Der dasselbe überragende Bergkegel Girke, höher als der Nemrûd Dagh, war von den Kurden schon aus weiter Ferne wiederholt als angebliche Stätte von Monumenten, ähnlich demjenigen von Karakusch, gezeigt worden. Selbstverständlich mußte er erstiegen werden, erwies sich aber als unberührt von Menschenhand, lohnend nur durch den nähern Einblick in die Eis- und Schneewelt der höchsten Tauruskette. Ein beschwerlicher, aber durch die großartigsten alpinen Landschaftsbilder entschädigender Saumpfad führte dann nach Urik am Nemrûd Dagh zurück; doppelt erschwert wurde diese Partie durch eine der häufigsten Episoden kurdischen Volkslebens, blutige Fehden zwischen den einzelnen Dorfschaften, deren eine ganz nahe dem Wege so eben in Brand gesteckt wurde, daher nur mit großer Schwierigkeit von Ort zu Ort Führer zu gewinnen waren.

Der drohende Zeitverlust durch den schlimmen anderthalbstündigen Pfad zwischen dem Nemrûd Dagh und dem nächstgelegenen aber auch ungastlichen Dorfe Urik, wo Herr Sester aus Rücksicht auf seine Gesundheit zu bleiben vorzog, bewog Herrn Puchstein zwei Wochen hindurch auf jede Bequemlichkeit, sogar auf ausreichende Nahrung zu verzichten und in unmittelbarer Nähe der Denkmäler sich zuerst im Zelte eines Kurden, dann in Felshöhlen so gut als möglich unterzubringen, was wenigstens die wärmere Jahreszeit gestattete. Ein ernsteres Hinderniß bot noch in Ermangelung des Dolmetschen, auf dessen Hilfe sicher gerechnet worden war, für den eben erst seine türkischen Sprachstudien beginnenden, des Kurdischen aber völlig unkundigen Gelehrten der Verkehr mit den Arbeitern, die selbst nur wenige türkische Worte kannten und nur träge und unwillig die verdungene Arbeit, die Entfernung von Schutt und Geröll, das Aufrichten umgestürzter Bildwerke oder Inschriftsteine zu verrichten begannen. Dieser Mangel an geeigneter Hilfe und die Kürze der Zeit — denn vor Eintritt der gesundheitsgefährlichen heißesten Periode mußte die Rückkehr bewerkstelligt werden — erlaubte für diesmal nicht die Erforschung des merkwürdigen Monuments so weit als wünschenswerth zu verfolgen; aber schon die vorläufige Untersuchung lieferte ein selbst hochgespannte Erwartungen weit übertreffendes Resultat, vor allem ein völlig gesichertes über Zweck und Bedeutung der Anlage.

Den Mittelpunkt derselben bildet ein den Gipfel des Berges noch um 45 m erhöhender, an der Basis 150 m breiter, aus kleineren Steinen aufgeschichteter Tumulus, nach den klaren Worten der sogleich zu besprechenden Inschrift der Grabhügel des Erbauers, des commagenischen Königs Antiochus II. (69 bis 34 v. Chr.), und wohl seiner ganzen Dynastie, deren Reste aller Wahrscheinlichkeit nach unberührt noch heute darunter ruhen. Denn drei kreisförmige Aushöhlungen an der Außenseite des Bauwerkes zeugten zwar von früheren, jedoch vergeblichen und nicht weit in die Tiefe dringenden Versuchen, die dort unten vermutheten Schätze zu heben. Wenn auch Alterthumsschätze im Sinne der europäischen Kulturwelt hier begraben sein mögen, über deren relativen Werth wir uns aber immer nur eine ganz unbestimmte Vorstellung machen können, so wird die naheliegende Idee einer Aufgrabung bis zu der tief, vielleicht erst im natürlichen Felsboden liegenden Grabkammer, doch der sehr bedeutenden Kosten wegen wohl aufgegeben werden müssen.

Auf drei Seiten ist der diesen Mittelpunkt umgebende Rand des Felsgipfels zu größeren Terrassen künstlich geebnet, von denen die nach Nordosten gerichtete schmalere an ihrer langen Quadermauer keine erkennbare Spuren von Bildwerken, in der Mitte von einer einst vorhanden gewesenen Kolossalfigur nur geringe Bruchstücke zeigt. Desto reicher und in auffallend symmetrischer Weise mit sich immer doppelt wiederholenden Bildwerken ausgestattet sind die beiden quadratischen Terrassen in Osten und Westen oder genauer, wie die Richtung der Nordlinie in der Planskizze erkennen läßt, in OSO und WNW. Auf beiden erheben sich, mit dem Rücken gegen den Tumulus, mit der Vorderseite gegen den Bergrand und den einst hinaufführenden Zugang gewendet (auf der Ostterrasse über einer an 20 Fuß hohen in den Fels gehauenen Treppenflucht) in imponirender Ruhe fünf sitzende Kolossalstatuen von über 20 Fuß Höhe, beiderseits eingefaßt von den auch sonst vielfach wiederkehrenden symbolischen Thierfiguren, gewissermaßen Wappenbildern dieses Königreichs, je zwei sitzenden Löwen und stehenden Adlern, von resp. 6 und 4 Fuß Höhe. Nur eine jener Statuen, eine weibliche mit Aehrenkranz, Füllhorn, Blumen und Früchten, durch die Inschrift als

[1]) Dies der auf Fragen bestätigte richtige Name, nicht Dibol oder Ibol, wie Herrn v. Moltke gesagt wurde, wie daher auf unserer älteren Karte und allen daraus abgeleiteten zu lesen ist.

die personificirte Commagene „das allnährende Vaterland“ bezeichnet, ist fast vollständig erhalten, die übrigen theils arg beschädigt, theils völlig zerstört durch Verschiebung der einzelnen innen hohlen Kalksteinblöcke, aus denen sie zusammengefügt sind, und durch Hinabwerfen der dabei theilweise arg zertrümmerten Köpfe. Dieses Schicksal, das man wohl nur auf ein Suchen nach verborgen geglaubten Schätzen zurückführen kann, hat sämmtliche männliche Figuren getroffen, sowohl den Vater der Götter in der Mitte, als den Apollon und Herakles an den Enden, und endlich den Stifter der ganzen Anlage, König Antiochos, dessen Porträtstatue, korrespondirend der Göttin, auf der andern Seite des Zeusbildes thronte.

Einen ungewöhnlichen, ja geradezu einzigen Commentar erhält ferner unser Monument, gegenüber den Räthseln und verschiedenartigen Deutungen, womit so zahlreiche schriftlose Bildwerke des Alterthums den Scharfsinn der Nachwelt herausfordern, durch das uns überlieferte königliche Stiftungsdokument. Dasselbe bedeckt zweimal völlig gleichlautend in 240 Zeilen griechischer Schrift die ganze, 40 Quadratmeter große Rückwand jeder der beiden Kolossalgruppen. Darin rühmt sich „der große und gerechte König Antiochos Epiphanes, der Freund der Hellenen und der Römer, der Sohn des Königs Mithradates Kallinikos und der Königin Laodike Thea Philadelphos, Tochter des (syrischen) Königs Antiochos Epiphanes Kallinikos“ in dem etwas bombastischen Stile, wie er lange, bevor er im abendländischen Kulturkreise zur Mode wurde, dem hellenistischen Orient geläufig war, seiner Frömmigkeit und seiner Verdienste um sein Volk und verkündet, daß er hier „auf dem Gipfel der Taurischen Nacken“ ein Heiligthum (Hierothesion) als ewig dauerndes Grabmal für sich selbst und seine Familie errichtet und dessen zum Zeichen die „göttergleichen Bildnisse“ aufgerichtet habe. Als solche nennt er, neben sich selbst und der Landesgöttin Commagene in seltsam orientalische und griechische Kulte vermischender Titulatur den Zeus Oromazes (altpers. Ahuramazda, neupers. Ormuzd), den Apollon Mithras Helios Hermes und den Artagnes Herakles Ares, Namenhäufungen, welchen auch die Mischung griechischer und orientalischer Symbole und Kostüme, z. B. Tiara neben der Keule des

Das Königsgrab auf dem Nemrûd Dagh, nach Puchstein's Plan. (Maßstab 1 : 3000.)

Herakles, entspricht. Es folgt dann das Gedächtniß der Heroen, der Ahnen des königlichen Hauses und ausführliche Vorschriften über das Ceremoniell der ihrem Angedenken zu bringenden Opfer und Liturgien, Errichtung einer ständigen Priesterschaft, für die persisches Kostüm ausdrücklich vorgeschrieben wird, und einer Musikgenossenschaft, einer erblichen Institution, denn es werden specielle Einkünfte für die Ausbildung der Söhne und Töchter dieser „Hierodulen“ (Diener des Heiligthums) angewiesen, wie nicht weniger für die Verpflegung der die großen mehrtägigen Feste, je am Geburts- und Krönungstage des Stifters, mitfeiernden Menge „sowohl Einheimischer als Fremder“. Die schließlichen feierlichen Verwünschungen etwaiger späterer Eingriffe durch Entfremdung der Einkünfte von diesen heiligen Zwecken sind allerdings durch das Erlöschen der Dynastie schon nach weniger als einem Jahrhundert gegenstandslos geworden.

Unsere Neugier nach den in der großen Inschrift nur insgemein angedeuteten Ahnen des königlichen Hauses wird nun allerdings durch den gegenwärtigen Zustand der übrigen Theile des Monuments, oder wenigstens durch die bei dieser ersten Untersuchung erlangten Resultate nur zum kleinen Theile befriedigt. Ehe das große Werk, am meisten doch offenbar durch Menschenhand, so gewaltige Zerstörungen erlitt, umgaben die 32 lebensgroßen Ahnenbilder in Reliefplatten schwärzlichen Sandsteins, wiederum genau wiederholt nur in etwas verschiedener Aufstellung (wie die Planskizze erkennen läßt) die äußeren Seiten der beiden Terrassen. Auch hier war durch Inschriften auf der Rückseite der Reliefs für das Verständniß gesorgt: dem ausführlichen Titel des königlichen Stifters folgte, wie man nur noch an wenigen wohlerhaltenen Platten wahrnehmen kann, der Name des dargestellten Vorfahren, und zwar enthielt die eine der beiden Reihen diejenigen persischen Geschlechts, die andere die griechischen. Jene beginnt mit dem großen Dareios, dem Sohne des Hystaspes; von der zweiten umgestürzten, wahrscheinlich Xerxes darstellenden Tafel ist die Inschrift verlöscht, die größtentheils verdeckt liegende und bei dem Gewicht der Steinmasse ohne umständliche Vorbereitungen nicht frei zu legende Skulptur dagegen vortrefflich erhalten; sie zeigte dem mühsam unter den engen Raum sich zwängenden Forscher überaus sorgfältige Ausführung aller Kostümdetails. Eine weiter folgende Tafel enthüllt den verwandtschaftlichen Zusammenhang der commagenischen Dynastie mit den Achaemeniden durch die Inschrift, welche den auch sonst aus Historikern bekannten Perser Aryandes, Sohn des Artasuras, Gemahl der Rhodogune, Tochter des Königs Artaxerxes nennt; sonst kommen in den bis jetzt frei gelegten Inschrifttafeln dieser Linie nur noch die wohlbekannten Namen Sames (wohl des Gründers

der Hauptstadt Samosata) und Mithradates vor. Auf der korrespondirenden andern Seite (immer der westlichen Plattform, denn auf der östlichen ist alles viel mehr zerstört) ließen sich in den Skulpturresten nur deutliche Spuren griechischer Waffenkleidung, in Inschriftfragmenten die Namen des Königs Demetrios Nikator und der Königin Isias erkennen; natürlich aus der seleukidischen Verwandtschaft der Gemahlin des Stifters, der Königin Laodike.

Alles in allem tritt uns hier ein Zeugniß einer eigenthümlichen, aus Mischung hellenischen und orientalischen Geistes hervorgegangenen Kulturepoche in einer Vollständigkeit und Anschaulichkeit entgegen, wie es die trümmerhaften Reste der antiken Kunstwelt nicht zum zweiten Male aufweisen, ein Werk, dessen noch vorhandene, aber bei diesem ersten Versuch in Ermangelung der erforderlichen Apparate unzugänglich gebliebene Theile den Plan einer gründlichen Aufräumung durch eine neue Expedition, wie sie seitens unserer Akademie beantragt worden ist, nahelegen. Erst dann wird es möglich sein, was die zufällige Lage der meisten Skulpturen für diesmal noch nicht zuließ, durch Abformung oder wenigstens mit Hilfe der Photographie für unsere Museen authentische Proben dieser Leistungen einer griechischen Kunstschule auf orientalischem Boden zu gewinnen, deren Existenz überhaupt man bisher nicht einmal ahnen konnte.

Anders lautete wohl über den Werth der gemachten Funde das weise Urtheil des heutigen Machthabers über diese Oertlichkeit, des türkischen Kaimmakams zu Kjachta; er blieb bei der vorgefaßten Meinung, daß der Franke nicht so lange Hunger und Durst oben auf dem Berge ertragen und im Schweiße seines Angesichts gearbeitet haben würde, wäre er nicht sicher gewesen, durch die in den Ruinen und Statuen gefundenen Goldschätze belohnt zu werden. Jedoch zu schwerfällig um selbst Okularinspektion zu halten, ließ er sich durch Herrn Sester's Ueberredungskünste, unterstützt durch das zweckmäßige Geschenk von ein paar Flaschen Rum beschwichtigen.

Zur Rückreise drängte nun auch die steigende Hitze in den ersten Tagen des Juli, deren Wirkung sich den Reisenden zunächst durch die Verödung der dürren baumlosen Ebene, in schärfstem Kontrast zu dem Ueberfluß an Grün in den Hochthälern um Kjachta, weiterhin noch durch das auch unter den Einheimischen weit verbreitete Fieber bemerklich machte.

Die Reise ging diesmal über Samsat, weil in dem unterwegs gelegenen Dorfe Selik alte Bildwerke sein sollten; es zeigte sich ein mäßig großes Relief, in dem die schon bekannten Gestalten eines commagenischen Königs und des Herakles sich wiederholten, ebenso in der zugehörigen Inschrift ein Theil des Inhalts der großen Inschrift vom Nemrûd Dagh. Dann wurde ein schon bei der Hinreise aus der Ferne gesehenes Denkmal, Sesünk genannt, aufgesucht, dessen Lage auf flacher Höhe nach Süden hin das Euphratthal beherrscht. Bei kleineren Verhältnissen ist es dem oben geschilderten Monument von Karakusch ähnlich: ein Tumulus, umgeben von drei durch Querbalken verbundenen Säulenpaaren, welche Reliefs trugen, von denen nur noch Fragmente vorhanden sind; daran schließt sich nördlich eine in den Felsen gehauene Gallerie, welche zu einer Grabkammer zu führen scheint. Die bereits konstatirte Zahl solcher über die ganze Landschaft zerstreuten Denkmäler läßt bei genauerer Durchforschung die Auffindung noch weiterer Kunstschätze erhoffen.

Schon waren in der vorgerückten Jahreszeit die Dörfer des untern Hügellandes fast ganz verlassen; es wurde daher der obere längs des Fußes des Taurus über Behesne nach Marasch führende Weg eingeschlagen. In dieser ansehnlichen Stadt gewährten wieder die amerikanischen Missionäre für mehrere Tage Gastfreundschaft und Einblick in ihre Funde vorgriechischer (vielleicht assyrischer) Alterthümer. Dann ging es über die Hochebene nach Süden zu einem nochmaligen Besuch der Fundstätte von Saktschigözü; allein die Hoffnung, einiges von den dortigen Reliefs erwerben und mitführen zu können, scheiterte an den ungemessenen Forderungen der kurdischen Besitzer. Auf einem etwas nördlichern Wege, als im April, durch den vielbetretenen tiefern Paß Arslan Bogház („Löwenschlund“, denselben nach aller Wahrscheinlichkeit, welchen der letzte Darius benutzte, um mit seinem großen Heere dem bereits von Issus nach Süden vorgerückten Alexander in den Rücken zu gelangen und ihn so zur Entscheidungsschlacht zu zwingen) wurde endlich die cilicische Ebene und die Küste wieder erreicht und an dem Ausgangspunkte Alexandrette endete mit Ablauf des dritten Monats diese über Erwarten erfolgreiche Expedition.

Möge ihr bald unter noch glücklicheren Auspicien die zweite, ohne Zweifel ergebnißreichere folgen!

Der niederländische Theil von Neu-Guinea und die neueren Reisen daselbst.

Von E. Metzger.

III.

Reise nach der Nordküste.

Eine weitere Reise nach Neu-Guinea wurde im März und April 1881 nach der Nordküste gemacht, welche hauptsächlich den Zweck hatte, an der östlichen Grenze des niederländischen Gebietes auf der Nordküste das Staatswappen als Grenzzeichen aufzurichten und die früher nicht besuchten Orte anzulaufen. Die „Batavia“ dampfte am 14. März mit dem Kontrolleur und zwei Prinzen von Tidore an Bord von Ternate und kam am 16. in die Nähe der drei durch Riffe mit einander verbundenen Asia- oder Pasei-Inseln (nördlich von Waigu, östlich von Djilolo), wo man keinen Ankerplatz finden konnte. Einige Papuas, welche an Bord zugelassen wurden, erzählten, daß sie zu Waigu zu Hause waren und sich nur vorübergehend hier befanden um Schildkröten und Tripang zu fangen; die Inseln haben keine beständige Bevölkerung, erzeugen nichts und waren noch nie von Weißen besucht worden. Am folgenden Tage kam man an die von ungefähr 1500 Menschen bewohnten Jowl- oder Aju-Inseln; einzelne der Bewohner waren zum Islam übergetreten. Man findet nur ein größeres Dorf, Oba genannt, im Uebrigen wohnen die Einwohner hier und da zerstreut. Sie leben vom Schildkröten- und Fischfang; am Morgen hatte man etwa 30 Prauen, jede mit zwei Männern bemannt, passirt. Diese Prauen gingen bis drei Stunden weit in See. Die Frauen pflanzen

einige Erdfrüchte. Wie berichtet wurde, sind auch hier noch nie europäische Schiffe gesehen worden. Die „Batavia“ dampfte von hier weiter nach den Mapia-Inseln und nach kurzem Aufenthalt (worüber weiter unten Näheres) nach Doreh auf Neu-Guinea, welches man am 20. März erreichte, um dort Kohlen einzunehmen. Sowohl die Häuptlinge als die Missionäre berichteten, daß hier Ruhe und Frieden herrschten; letztere waren mit den Früchten ihrer Arbeit nicht recht zufrieden, denn obwohl die gottesdienstlichen Uebungen und die Schulen gut und regelmäßig besucht wurden, war die Kultur nur wenig fortgeschritten und stellten sich die Eingeborenen immer noch mit den primitivsten Bedürfnissen zufrieden. In den Schulen wurden Geschenke vertheilt und dann mit den Häuptlingen über das Laden von Kohlen verhandelt, wozu dieselben wenig Lust zeigten; erst als ihnen per Tonne 2,25 Gulden geboten wurde, zeigten sie sich bereit diese Arbeit thun zu lassen und wurden in zwei Tagen achtzig Tonnen geladen, ein Beweis, daß die Papuas arbeiten können, wenn sie wollen.

Nach fünftägigem Aufenthalt kam man nach den Schouten-Inseln und ankerte am 26. März vor Korido. Dies ist der aus verschiedenen Dörfern bestehende Hauptort der Insel Sowek, der westlichsten der Gruppe. Mit dem Häuptling, der die masoorsche Sprache sprach, konnte man sich mit Hilfe des Dolmetschen unterhalten; er machte die Mittheilung, daß hier Ruhe und Frieden herrschten, und auch aus anderen Gegenden keine Prauen mehr kämen um Menschenraub zu üben. Seit Jahren hatte man hier keine europäische Schiffe gesehen, nur von Zeit zu Zeit kam ein Schuner von Ternate. Die Leute waren gutmüthig, aber recht ungebildet; dem Beamten rissen sie die zu Geschenken bestimmten Gegenstände aus den Händen und stritten sich um dieselben; der Kontrolleur wurde beinahe zu Boden geworfen und die Ordnung nicht früher wieder hergestellt, bis der Häuptling einen Stock ergriff und ohne Unterschied der Person tüchtig auf die Streitenden einschlug; es war dies der einzige Fall, in dem ein Häuptling seine Autorität geltend zu machen suchte. Für Schiffbrüchige dürften diese Leute nicht ganz so ungefährlich sein. Die Eingeborenen sind kleine, wenig entwickelte Menschen, beinahe alle leiden an Cascado und anderen ekelhaften Hautkrankheiten; vielen fehlte die Nase, andere hatten schwärende Hände und Füße. Einige schienen an Lepra zu leiden. Im Allgemeinen haben sie viel Aehnlichkeit mit den Leuten von Doreh. Auch sie leben von Sago und dem Ertrage des Schildkröten- und Fischfangs. Wenn keine Händler zu ihnen kommen, treiben sie Tauschhandel mit Doreh. Die Dörfer, die man früher dort gefunden hatte, bestanden zum Theil nicht mehr, neue hatten sich gebildet. Wie der Sengadji (Häuptling) erklärte, hatte jedes Dorf nur 2 bis 3 Häuser, die gewöhnlich nach 3 bis 4 Jahren ihren Ort wechselten, was im Zusammenhang mit Heirathen, Sterbefällen u. s. w. stehen soll; die Häuser waren auf Pfählen gebaut; die Frauen sahen ohne Ausnahme noch schmutziger als die Männer aus.

Die Reise wurde nun nach Japen oder Jobi fortgesetzt, wo einige nur mit dem Tjikado bekleidete Häuptlinge an Bord kamen und erzählten, daß die Kleider, welche sie früher erhalten, abgenutzt wären. Den Sultan von Tidore kannten sie nicht, dagegen erzählten sie, daß die Prauen von Salawatti wohl einmal kämen um Zins zu holen; sie lebten augenblicklich in Unfrieden mit einigen Stämmen im Innern, welche ihnen nicht erlauben wollten Dammar (das zur Firnisbereitung verwendete Harz von Dammara orientalis) zu sammeln, der einen Haupttauschartikel bildet. Auf der Küste befinden sich noch einige Dörfer, ebenso im Innern, worunter Warineau und Koreap. Die Bewohner des Innern wurden mit dem gemeinschaftlichen Namen Awendorie benannt.

Die Papuas an der Küste trugen wenig Zierrathen; ein Theil war mit blauen Figuren auf Stirn, Brust, Rücken, Armen und Beinen tätowirt. Von ihrer Sprache verstand Herr van Oldenborgh kein Wort; nur bemerkte er, daß sie die Vokale sehr undeutlich hören lassen und willkürlich verändern oder auslassen, gerade wie die Leute, welche die masoorsche Sprache sprechen. Die Nordküste von Japen ist sehr hoch und erhebt sich steil aus dem Meere; mit dem Fernrohr bemerkte man in dem Gebirge verschiedene Dörfer.

Am 29. März dampfte die „Batavia“ in die Humboldtbai; bald war das Schiff von einer Menge, mit 2 bis 8 Mann besetzter Prauen umringt. Die Eingeborenen sahen alle gesund und kräftig aus, ihre Sprache wurde auch vom Dolmetscher nicht verstanden; sie schienen namentlich für Messer und Eisenwaaren eine große Vorliebe zu besitzen, da sie unter lautem Geschrei allerlei Gegenstände für dieselben zum Tausch anboten. Die von ihnen gekauften Gegenstände waren im Allgemeinen sehr nett gearbeitet. Ueberhaupt war man überrascht, wie entwickelt die Bevölkerung der Humboldtbai, wiewohl sie nicht einmal den Tjikado trug, im Verhältniß zu den Eingeborenen der Südküste war. Die Frauen trugen einen kurzen Rock von Baumrinde. Ihre Prauen waren viel stärker und besser als an anderen Theilen der Küste; sie besaßen Beile, deren Schärfe von fein geschliffenem Stein gemacht war. Von der Wildheit und der Barbarei der Bewohner der Humboldtbai, von denen in früheren Reiseberichten so viel gesprochen wird, wurde wenig bemerkt; sie machten allerdings viel Lärm und stießen als Antwort auf Fragen zuweilen im Chor laute Schreie aus; die Worte „Sultan“ und „Tidore“ wurden gar nicht begriffen. Hier mag noch bemerkt werden, daß sich die im Jahre 1858 aufgenommenen Karten als sehr genau ergaben; auch hier zeigten sich Veränderungen in Bezug auf in früheren Berichten erwähnte Ortschaften. Von der Humboldt- bis an die Sadipibai ist die Küste hoch und steil; hier und da sah man eine kleine Bucht mit einigen Kokospalmen und einigen kleinen Hütten; am Nachmittag warf man in der Sadipibai Anker. Auffallend war es, daß die Leute keine Bogen und Pfeile in den Prauen bei sich hatten, sie versuchten das Schiff zu erklettern und zeigten sich verstimmt, als dies nicht erlaubt wurde; einige kleine Geschenke genügten indeß ihre gute Laune wieder herzustellen. Im Allgemeinen glichen sie den Bewohnern der Humboldtbai, waren aber schwächer und weniger mit Zierrathen geschmückt; viele litten an Hautkrankheiten (namentlich Cascado). Man sah dort vier große Dörfer, die aus 10 bis 14 über dem Wasser gebauten Häusern bestanden, deren jedes als Aufenthaltsort für verschiedene Haushaltungen dient. Sie waren wie die in der Humboldtbai gebaut und sahen ziemlich verfallen aus. Auf den Abhängen der benachbarten Berge waren große Felder angelegt, auf denen Erdfrüchte, Pisang und Mais gebaut wurden. Wie man aus den in ihrem Besitz befindlichen Messern und Perlen schloß, kamen sie in Berührung mit Handelsleuten von Ternate, was sich bei einer durch den Dolmetscher angestellten Nachfrage auch bestätigte.

Da der Ankerplatz nicht genug Sicherheit zu bieten schien, wurde er bei einbrechender Nacht verlassen und nach der Valkenaersbai Kurs gesetzt. Am 31. März dampfte man in diese Bucht; überall zeigten sich Spuren, daß die Küste bewohnt war, doch die Brandung machte es unmöglich mit Booten ans Land zu gehen. In See befand

sich eine Menge Prauen, deren Bemannung unter freundlichem Winken auf die zahlreichen, in der Bai gelegenen Inseln wies. Auf der am östlichsten gelegenen sah man an der Südküste eine Menge Menschen am Strande. Man entschloß sich also dahin zu dampfen, dort einen Ankerplatz zu suchen und eine Wappentafel aufzustellen. Der Empfang am Lande war herzlich. Frauen und Kinder brachten Kokosnüsse und andere Früchte, während die Männer dem Boot durch die Brandung halfen. Niemand versuchte es etwas aus der Schaluppe zu nehmen oder auch nur einen der darin befindlichen Gegenstände zu berühren und unter Freudengeschrei wurden die Ankommenden nach dem Dorfe Jori geleitet. Auch hier wurde eine dem Dolmetscher unverständliche Sprache gesprochen. Das Dorf besteht aus ungefähr 14 Häusern, deren jedes durch einige Familien bewohnt wird. Jedes Haus steht für sich allein und wird durch eine Pflanzung von Kokos, Pisang, Pinang und anderen Bäumen, von Kembangsepatu-Sträuchern und anderen Pflanzen, deren bunte Blätter einen Pfeffermünzgeruch verbreiten (man findet sie überall in diesen Gegenden), umgeben. Mit solchen Blumen und Blättern hatten sich die Eingeborenen geschmückt. Die Häuser waren ebenso gebaut und eingerichtet, wie die der Hattammers, von denen in verschiedenen Werken bereits Abbildungen gegeben sind. Die Papuas hier gehören zu einem andern Stamme, wie die der Humboldt- und der Sadipibai. Die Männer sind gut gebaut mit rothschwarzer Haut, die Frauen ziemlich schlank, dunkler von Farbe als die an der Humboldtbai, doch nicht schön. Die Männer tragen den häufig verzierten Tjidako, die Frauen eine Art kurzen Rockes von Baumrinde.

Die Bewohner der Valkenaersbai fallen durch ihre Haartracht auf; sie haben nämlich ebenso wie die Bewohner der Südküste auf 140° ö. L. ihr Haar in Strähnen geflochten, welche, wenn sie losgemacht werden, über die Schulter fallen; die großen Krausköpfe, die man sonst auf der Nordküste sieht, trifft man hier nicht an. Das Haar wird in allerlei phantastischen Formen getragen; manche sehen aus, als ob sie einen Helmhut aufhätten, andere tragen dasselbe in der Form eines Turbans, während wieder andere eine Art Thurm daraus bilden. Beinahe alle trugen gar keinen Schmuck im Haar, selbst die gewöhnliche Gabel fehlte, nur einige wenige hatten eine Feder von dem schwarzen Paradiesvogel hineingesteckt. Ohren und Nase waren bei vielen, aber nicht bei allen, durchbohrt. In den Ohren trugen sie kleine Ketten von Schildpatt, wie man sie häufig bei den Papuas von Doreh und Jobi sieht. Vom Sultan von Tidore hatten sie nie gehört und auch der Name Salawatti war ihnen fremd, was auch erklärlich ist, da die Hongizüge von Tidore sich niemals bis östlich vom Ambernaufluß ausgedehnt haben. Einzelne malaische Worte schienen sie von den Händlern aufgefangen zu haben, welche dort den gewöhnlichen Tauschhandel trieben. Auch das Wort Korano wurde verstanden, doch scheint es hier mehr „Familienältester“ zu bedeuten; man sah ihrer beinahe ebensoviele, als es Häuser giebt. Hautkrankheiten scheinen hier nicht so häufig vorzukommen, doch traf man ein paar Wahnsinnige, deren einer die besondere Aufmerksamkeit dadurch erregte, daß er sich jeden Augenblick auf den Boden fallen ließ; die Umstehenden waren dann sehr ehrfurchtsvoll bemüht, ihm wieder auf die Füße zu helfen.

Das niederländische Wappen mit der Fahne wurde an einem Waringinbaum befestigt, ebenso einige Prauen mit Flaggen geschmückt, worüber die Besitzer viele Freude zeigten.

Man setzte nun die Reise fort und dampfte so dicht wie möglich längs der Küste hin, welche nach und nach niedriger wurde. Zahlreiche Dörfer und Kokospalmen zeigten, daß dieser Theil der Küste von Neu-Guinea gut bevölkert ist. Die „Batavia“ passirte während der Nacht die Arimoa-Inseln und am nächsten Morgen die Mündung des Ambernauflusses. Jetzt war keine Spur von Bewohnern mehr zu sehen, nur Modderbänke und eine niedrige, mit Rizophoren bewachsene Küste. Hier wurde die früher schon oft bemerkte Verfärbung des Meeres beobachtet. Herr van Oldenborgh behauptet im Gegensatz zu anderen, daß der Ambernau ein großer Fluß ist; die Mündungen sind sehr breit, viel breiter als die des Kapuas auf der Westküste von Borneo, während das Flußwasser, welches natürlich die Verfärbung des Meerwassers verursacht, dort viel weniger Einfluß hat als an der Mündung des Ambernau, woraus er den Schluß zieht, daß hier große Massen süßen Wassers dem Meere zugeführt werden. Am frühen Morgen dampfte man durch die Straße zwischen Japen und Krudu und ankerte am Nachmittag gegenüber den nebeneinander liegenden Dörfern Serui und Ambai auf der Südküste von Japen, welches von der Bevölkerung hier gewöhnlich Jobi genannt wird. Die Häuptlinge kamen an Bord und erklärten, daß ihr Dorf ruhig sei; es war nicht möglich einen Lootsen nach der südlicher gelegenen Geelvinkbai zu bekommen, da sie angeblich sich fürchteten dorthin zu gehen, weil früher wohl einmal Menschen geraubt worden waren. Ueberhaupt hatten sie nicht viel Lust über Geschäfte zu sprechen; doch drückten sie ihr Verlangen nach Genever, Tabak und Kleidern aus. Dem wurde entsprochen und das Dorf besucht, wo verschiedene niederländische Flaggen wehten. Die männliche Bevölkerung empfing die Europäer gut, doch die Frauen hatten sich größtentheils geflüchtet. Am 3. April dampfte man nach Ansus, welches weiter im Westen gleichfalls auf der Südküste von Japen liegt; wohl hundert Prauen mit Männern, Frauen und Kindern umschwärmten das Schiff, doch kam keiner der Häuptlinge an Bord, bis sie dazu aufgefordert wurden. Die Eingeborenen machen im Vergleich mit denen der Humboldt-, Sadipi- und Valkenaers-Bai, was ihren Körperbau betrifft, einen traurigen Eindruck; ihre Körperzierrathen sind gering an Zahl und einfach. Im Allgemeinen herrschten Ruhe und Friede, Streitigkeiten, welche mit den Bergbewohnern über das Einsammeln von Dammar entstanden waren, hatte man gütlich beigelegt. Es zeigte sich, daß die Papuas Rechte auf den von ihnen bewohnten Boden beanspruchen und weder dem Sultan von Tidore noch der niederländisch-indischen Regierung das Recht zuerkennen, über denselben zu verfügen; dies hatte ein europäischer Händler von Ternate, welcher mit fünfzig Arbeitern dorthin gekommen war, um Dammar zu suchen, zu seinem Nachtheil erfahren. Der Zutritt zu den Wäldern wurde von den Papuas seinen Leuten verboten, so daß sich der Bevollmächtigte genöthigt sah, sich auf das Aufkaufen von Dammar zu beschränken; auch ein zweites Haus zu Ternate kaufte durch einen Bevollmächtigten dort Dammar auf; diese Unternehmungen warfen jedoch nicht soviel Gewinn ab, wie man erwartet hatte. (Hier befand sich damals der Naturforscher La Glaize.)

Im Jahre 1881 hatte die Regierung von Tidore unter Vorbehalt der Genehmigung des Gouverneur-Generals einige Koncessionen für die Ausnutzung von Jobi und einiger anderer Inseln in der Geelvinkbai gegeben, und zwar eine derselben (für Biak und die Padeido oder Traitors-Inseln) einem Europäer, die andere für Jobi, Ansus und einige andere Inseln einem arabischen Handelsmann. Da in diesen Koncessionen nicht nur die Ausnutzung des Bodens und der Ankauf von Erzeugnissen des Landes, sondern

auch das Recht der Ausbeutung etwaiger Mineralschätze, sowie das der Steuererhebung eingeräumt worden war, hat die niederländisch-indische Regierung Bedenken getragen, so weit gehende Koncessionen zu genehmigen und wünscht abgesehen hiervon zu untersuchen, in welcher Weise die Interessen der Eingeborenen gegen etwaige Uebergriffe gesichert werden können.

Die Bevölkerung war viel zutraulicher als früher, wo Weiber und Kinder in die Wälder flüchteten. Auch hier glückte es ebensowenig wie in Serui einen Lootsen für die Geelvinkbai zu finden. Am folgenden Tage dampfte die „Batavia" nach der Ostküste der Bai. Bereits auf Serui und Ansus hatte man die Mittheilung empfangen, daß man dieselbe unbewohnt finden würde, da die Dörfer mehr im Innern an größeren oder kleineren Flüssen liegen. Am 5. dampfte man an der Küste entlang und fand sie wirklich ganz unbewohnt; sie ist niedrig, mit Rizophoren und Lolaroholz dicht bewachsen, während man eine Menge schmalerer und breiterer Buchten sieht, wahrscheinlich die Mündungen von Flüssen, die auf dem Charles-Louis-Gebirge entspringen. Nachmittags gegen vier Uhr sah man einige Prauen, die, als man ihnen folgte, in einer schmalen Bucht verschwanden. Als das Dampfschiff vor Anker gegangen war, kamen sie nach und nach wieder zum Vorschein und es glückte mit der Bemannung freundliche Beziehungen anzuknüpfen, was sehr erleichtert wurde, da sie die Sprache der Wandammers verstanden, die auch der von Doreh mitgenommene Dolmetscher sprach. Man vernahm, daß sie zu dem Stamme der Aropier gehörten, und ihr Dorf, welches Wazukami heißt, an der Mündung des Flusses liegt, der sich in die Bucht ergießt, aus welcher sie zum Vorschein gekommen waren.

Ihre äußere Erscheinung unterscheidet sich nicht von der der Wandammer; sie nähren sich meistens von Sago und Fisch, doch legen die Frauen auch Gärten an, in denen Kartoffeln, Pisang u. s. w. angebaut werden. Die Messer und das Eisen für andere Waffen und ihre Geräthschaften erhalten sie von den Wandammern und Wandessiern, die während des Ostmonsuns zu ihnen kommen, um Tauschhandel zu treiben; die Wandammer scheinen eine gewisse Herrschaft auszuüben. Die anderen Dörfer in Aropen liegen im Innern, weil das Trinkwasser an der Küste schlecht ist. Nach Angabe der Eingeborenen herrschte jetzt Ruhe unter den benachbarten Stämmen; auch hatten sie weniger als sonst von den Leuten von Japen zu leiden, welche früher manchmal hierher gekommen waren, um Menschen zu rauben.

Der größte Theil der Häuser in Aropen ist über dem Wasser gebaut, alle dienen verschiedenen Familien zur Wohnung und alle haben die an der ganzen Geelvinkbai übliche Form des Rückens einer Schildkröte. Nachdem das Wappenschild unter dem Jubel der Eingeborenen auf 135° 48′ östl. L. und 3° südl. Br. aufgestellt und einige Geschenke vertheilt worden waren, kehrte man an Bord zurück. Als Kuriosum möge erwähnt sein, daß man sich der 1705 durch die Fregatte „Geelvink" verfertigten Karte bediente, die an verschiedenen Stellen große Genauigkeit zeigte. Am 6. April wurde soweit wie möglich die Reise längs der Küste fortgesetzt; diese hatte überall dasselbe einförmige Aussehen und zeigte keine Spuren von Bewohnern, doch sah man zuweilen tief im Gebirge Rauch. So wurden die Inseln Mabun und Saway, Vader Smith, Alkmaar, Enkhuizen und einige kleinere, deren Namen nicht bekannt waren, im südlichsten Theil der Bai passirt. Sobald man an denselben vorbei war, veränderte sich die Physiognomie der Küste, sie wurde nach und nach höher; die Rizophoren und das Lolaro-Holz verschwanden, die Farbe des Meeres, welche längs der ganzen Ostküste der Bai schmutzig grün ist, ging nach und nach in Blau über. Am Abend warf man an der Südseite der Insel Ankermies Anker. An dieser Seite ist, wie sich am folgenden Morgen zeigte, genannte Insel nicht bewohnt. An demselben Tage, 7. April, erreichte man Roon; die Häuptlinge, welche an Bord kamen, berichteten, daß sie in friedlichen Verhältnissen mit ihren Nachbarn lebten. Allerdings war ein einige Jahre vorher mit den Leuten von Mansinam entstandener Streit noch nicht beigelegt, doch wollte man den ersten Schritt thun, wenn der Kontrolleur glaubte, daß derselbe gut aufgenommen werden würde. Die Dörfer sahen gut aus, sichtlich fing mehr Wohlstand zu herrschen an, verschiedene große Häuser waren im Bau. Man traf hier einen Theil der Bemannung des verunglückten, zu Ternate zu Hause gehörigen Schuner „Hanefi". Diese Leute erklärten, daß die Eingeborenen von Wandammen und Roon ihnen bei der Strandung sehr viel Hilfe bewiesen hatten, was sehr dafür spricht, daß die Kultur hier vorgeschritten ist, da vor nicht gar langer Zeit Schiffbrüchige dort in ganz anderer Weise behandelt wurden. Der Häuptling von Wandammen, der sich zufällig zu Roon befand, theilte mit, daß in seinem Gebiet Ruhe herrschte. Nachdem man einige Geschenke vertheilt, dampfte man nach Andai, wo man am 8. April Vormittags ankam; da die heftige Brandung es unmöglich machte über eine vorliegende Sandbank in den kleinen Fluß, in dem Andai liegt, zu gelangen, entschloß man sich die Reise nach dem nur eine halbe Stunde entfernten Doreh fortzusetzen, wo man Kohlen laden und einige nothwendige Reparaturen an der Maschine vornehmen wollte. In der hierfür nöthigen Zeit wurden verschiedene Unterhandlungen mit den Häuptlingen betrieben, um sie zurückzuhalten Menschen zu rauben oder, was gegenwärtig öfter vorkommt, geraubte Menschen zu verhehlen. Wie gewöhnlich versprachen sie den Befehlen des Kontrolleurs nachzukommen; ob aber in den ersten Jahren Veränderung in den bestehenden Zustand kommen wird, bezweifelt dieser Beamte. Auf der Rhede lagen vier zu Ternate zu Hause gehörige Schuner, die mit Dammarharz beladen waren. Am Nachmittag des 12. wurde Doreh verlassen und am 13. Abends ankerte man vor dem Dorfe Has, welches nur aus drei Häusern besteht und ganz verlassen schien.

Am 14. kam man nach der Insel Salawatti, welche westlich von Neu-Guinea liegt. Die Häuptlinge, welche an Bord kamen, suchten den Korano zu entschuldigen, der wegen Krankheit den Tribut, den er dem Sultan von Tidore zu erlegen verpflichtet war, noch nicht abgetragen hätte; ihm wurde aufgetragen eine Gesandtschaft an den Sultan zu senden und hiermit war der eigentliche Auftrag des Kontrolleurs beendet. Der Kommandant der „Batavia" hatte jedoch noch einen besondern Auftrag. Im (oben schon erwähnten) „Java Bode" vom 27. März 1880 war nämlich eine Mittheilung enthalten, daß ein gewisser Herr Th. B. Leon bei einem Besuche, den er kurz vorher der Inselgruppe, der Ogar und Argun angehören, abgestattet hatte, ein Hindubild mit Inschriften und Abdrücken von Händen in den Felswänden gefunden habe. Die Direktion des „Batav. genootschap van kunsten en wetenschappen" bat Herrn Leon um nähere Mittheilungen, die er auch unter dem 29. August gab; die eben erwähnte Direktion ersuchte nun den Kommandanten der Seemacht während der Reise der „Batavia" die Sache näher untersuchen zu lassen, auch sollte die „Batavia" noch einige hydrographische Aufnahmen machen.

Am Abend des 15. April ließ man den Anker vor dem verlassenen Dorfe Hai-Hai fallen; das früher hier auf-

gestellte Wappen befand sich noch an seiner Stelle. Einige Häuptlinge kamen an Bord und berichteten, daß der Zustand günstig war, auch erfuhr man, daß der gewöhnliche Maildampfer ein paar Tage vorher hier gewesen, sowie daß ein anderer Dampfer gestrandet war.

Herr van Oldenborgh bemerkt, daß er erstaunt war, welche Veränderungen hier in den letzten Jahren vorgegangen sind. Noch vor Kurzem, sagt er, war der Tjikado noch das hauptsächlichste Kleidungsstück und jetzt ist beinahe jeder mit Beinkleidern, Kopftuch und Jacke versehen; es wimmelt von Ceramschen und anderen Kaufleuten und das Dorf breitet sich stets aus. Leider wird der Opium hier stark begehrt, so daß die Wohlfahrt wohl nur von kurzer Dauer sein wird; auch der Islam scheint mehr und mehr Anhänger zu gewinnen und die Moschee war seit dem letzten Besuch des Beamten wieder vergrößert und in guten Stand gesetzt worden.

Nachdem noch die Bai von Sekaar besucht worden war, wo man auch alles ruhig fand, dampfte man am 17. nach Arguni. Der Zweck der Fahrt wurde nicht erreicht, vergebens suchte man von den Eingeborenen einige Angaben über die Alterthümer zu erhalten, ebenso nahmen einige Officiere vergeblich Untersuchungen auf den in der Nähe liegenden Inseln vor; nur ein Eingeborener erzählte, daß auf einer der benachbarten Inseln Hände auf den Felsen sichtbar seien. Die „Batavia“ dampfte dorthin; als sie jedoch näher kam, zeigte es sich, daß es nur weiße und rothe Flecke waren, wie man sie auf verschiedenen dieser Inseln bemerkt hatte, da hier eine große Zahl mit Vegetation bedeckter Felsen sich befindet, die alle verschiedene Farben aufweisen. Dagegen fand man eine prächtige, wohl hundert Meter tiefe Tropfsteinhöhle; da man einige Todtenschädel in derselben entdeckte, muthmaßt man, daß sie als Begräbnißplatz gebraucht worden ist. Vom 17. bis 23. April wurden hydrographische Aufnahmen in der Manavalka-, Goram- und Ceramlautgruppe gemacht und dann über Waru und Gisser nach Ambon gedampft, wo man am 29. April ankam.

Ich habe absichtlich die Erzählung, wie sie in den officiellen Rapporten enthalten ist, nicht durch Bemerkungen unterbrochen und beschränke mich auch jetzt nur darauf hervorzuheben, wie sich aus Vergleichung mit älteren Berichten sehr deutlich ergiebt, daß der Verkehr mohammedanischer Handelsleute an einzelnen Stellen seinen Einfluß zu äußern beginnt, daß aber im Ganzen für europäischen Handel und europäische Kultivationsunternehmungen (für letztere vielleicht mit einzelnen Ausnahmen) sich an der Küste kein Feld findet und daß das Innere noch zu unbekannt ist, um nur mit einiger Aussicht auf Verwirklichung Pläne an dasselbe anknüpfen zu können.

Kürzere Mittheilungen.

Völkerstämme am Brahmaputra

betiteln sich die Reiseergebnisse und Studien, welche der unermüdliche A. Bastian soeben (Berlin, Ferdinand Dümmler) veröffentlicht hat. Sein Ausflug nach Assam ist ein sehr fruchtbringender gewesen und neben den eigenen Erfahrungen vereinigt er in dieser Schrift, was in seltenen indischen und anderen Quellen über die Kassias, Miri, Dasla, Garo, Kuki, Katschar und andere Völker bekannt ist, die bunt wechselnd und noch fast unberührt von fremden Einwirkungen in den Bergen am Brahmaputra wohnen. Es ist die Häufung der Thatsachen, welche Bastian's Arbeiten charakterisirt und die auch hier wieder zur vollen Geltung gelangt und zwar in einem Maße, daß selbst derjenige, welcher in ethnographischen Dingen erfahren zu sein scheint, davor manchmal erschrickt. Wir wollen diese Methode, wenn sie klar und geordnet vor uns tritt, manchem genial erscheinenden Werke vorziehen, das gleich alles von den ersten Dingen an erfaßt haben will, „denn“ — wie Bastian an anderer Stelle richtig sagt — „mit einem einzigen kleinen Faktum, das unerwartet aus seinem Verstecke hervortritt, stürzt oftmals ein mühsam aufgethürmter Hypothesenbau, während die im Zusammenschleppen des Rohmaterials aufgewendete Zeit, wenn auch bescheideneres, doch manchmal wenigstens dauernderes geliefert haben mag.“

Von hohem Interesse ist, was Bastian über die Errichtung der Menhirs bei den Kassia (Khasya) mittheilt, da hier durch den noch lebendigen Gebrauch eines Naturvolkes helles Licht über prähistorische Denkmale bei uns verbreitet wird, deren Deutung sonst dunkel ist. Die Kassia verbrennen ihre Todten und sammeln die übrig bleibenden Knochenreste in einen Topf, der unter einem Stein beigesetzt wird. Bei einer Frau ist es ein flacher Tafelstein (Maw kynthai), zu welchem Steinringe führen; bei einem Manne ist es ein aufrechtstehender Stein (Maw shinrang), der zugleich als Erinnerungsstein dient. Nach ursprünglicher Sitte jedoch werden die Ueberbleibsel bei dem großen Leichenfeste nach einem gemeinsamen Familiengrab des Stammes gebracht und dort in einer mit einem Ganggrab angebauten Steinkiste (wie auf Sylt!) beigesetzt. So lange solche Steinkisten offen bleiben, nämlich ehe der Thürstein eingefügt ist, bilden sie eine Art Dolmen. Es gilt als Ehrenpunkt, um den hohen Rang des Verstorbenen anzudeuten, daß der Denkstein möglichst stattlich erscheine. Ist die Familie nicht allein im Stande den Stein aufzurichten, so ruft sie die übrigen Dorfbewohner zur Hilfe, die durch ein Fest belohnt werden. Oft findet man die Steine reihenweise, bis zu neun und mehr Stück, am Wege stehen. Auch Steinkreise, die unseren Cromlechs ähneln, finden sich bei den Kassia.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Der „New York Herald“ vom 7. Januar veröffentlicht einen Privatbrief des amerikanischen Künstlers D. L. West d. d. Filippowski in Sibirien, 21. Juli 1882, wonach derselbe in einer Hütte am Chatanska-Busen zwei Männer und einen Bericht gefunden hat, laut welchem dieselben zu Lieutenant Chipp's Abtheilung von der „Jean-

nette" gehörten. (Dieselbe bestand aus Lieutenant Chipp, dem Eispiloten Dunbar und sechs Matrosen und war durch den Sturm am 12. September 1881 von den beiden anderen Abtheilungen getrennt worden.) Der eine der Männer war todt, der andere vermochte nicht mehr zu sprechen und starb bald nach seiner Auffindung. Der Bericht spricht von dem Tode dreier anderer Männer.

— Die türkische Regierung hat neuerdings folgende Koncessionen verliehen: 1) für eine Eisenbahn von Antiochia nach Seleucia (Suêdie) an der Orontes-Mündung und für einen Hafen bei Seleucia, auf 40 Jahre an zwei Grundbesitzer in Antiochia; 2) für eine Bahn von 85 km Länge von Akka nach Dschisr el-Medschamia am Jordan, auf 99 Jahre an eine aus sechs reichen türkischen Unterthanen bestehende Gesellschaft, Namens Hamidie; 3) für einen Damm, Kai und Molo im Hafen von Banderma an die Behörden dieser Stadt. Auffallend ist, daß alle drei Male türkische Unterthanen die Koncessionäre sind. Wollen wirklich Landeseingeborene den einzigen Weg zur Hebung der Türkei betreten — oder stehen hinter ihnen Westeuropäer, deren unmittelbares Eingreifen die Pforte durchaus zu verhindern bestrebt ist?

— In einer der letzten Sitzungen der Gesellschaft zur Unterstützung des russischen Handels im Jahre 1882 gab Herr Th. Studnitzky einen Bericht über die hydrographische Expedition, welche 1881 zur Erforschung der Obmündung unternommen worden war. Die Geschichte des Seehandels durch das Karische Meer ist interessant und belehrend. Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts erkannte die russische Regierung den Vortheil einer solchen Untersuchung, welche jedoch erst in jenem Jahre durch die Herren Sibirjäkow veranlaßt wurde, welche dazu 8000 Rubel hergaben. Das Finanzministerium wies 63 000 Rubel an und erließ für die am 15. Mai 1881 an den Ob abgefertigte Expedition, unter Oberst J. A. Moïsejew, eine besondere Instruktion. Zur Expedition gehörten einige Marine-Officiere, ein Arzt und eine beträchtliche Mannschaft, im Ganzen fast 100 Personen. Sie hatte aber leider das Schicksal sehr vieler ähnlicher russischer Unternehmungen. Die ungenügende Vorbereitung der Mitglieder, sowie eine Menge ungünstiger Umstände waren die Ursache, daß die Expedition erst Ende Juli ihre Thätigkeit beginnen konnte; die dunklen Abende und die kurzen Tage ließen die Arbeiten nur bis zum 1. September zu, so daß die Expedition kaum etwas über einen Monat thätig gewesen war. Die mit großer Mühe herbeigeschafften Böte erwiesen sich untauglich, und die Dampfschiffbesitzer in Tjumen ließen sich erst durch Dreinrede des Gouverneurs dazu bestimmen für 8000 Rubel eine große Barke herzugeben, welche von einem Dampfboot geschleppt wurde. Auf diesen beiden Fahrzeugen fuhr die Expedition den Irtysch und Ob hinab. Zwei neuentdeckte Inseln benannte Moïsejew Jermak- und die Sidorow-Insel, und eine der von der Expedition besuchten Durchfahrten wurde nach der großen Zahl der gefundenen Störe Osetrow Proliw getauft. Nach der Ansicht des Herrn Moïsejew ist es nothwendig, auf der Insel Waigatsch und an anderen Stellen meteorologische Stationen zu gründen, um die Eisbewegung im Karischen Meere zu beobachten; es könnten diese Stationen der Handelsschiffahrt großen Nutzen bringen, indem sie zur rechten Zeit den nördlichen Häfen über den Zustand des Eises telegraphirten.

— Oberst Barabasch, Generalstabschef in Chabarowka am Amur, wurde kürzlich mit Briefen an den Gouverneur von Kirin in der Mandschurei gesendet und hat seine 54 Tage dauernde Reise benutzt, sich mit den civilen und militärischen „Reformen" in jenem Grenzlande bekannt zu machen und seine Route aufzunehmen. Dieselbe führte vom Karaul Poltawa nach Ninguta und Girin und von da auf bisher von Europäern noch nicht betretenen Wegen über Amosso, Tschunow und Tschutschun nach Fort Possiet am Japanischen Meere. So anerkennenswerth an sich dieses Bestreben der Russen ist, die Grenzgebiete ihrer asiatischen Besitzungen kennen zu lernen, so sehr ist es zu bedauern, daß die Ergebnisse solcher Reisen so spät, wenn überhaupt, der Wissenschaft zugänglich gemacht werden.

Afrika.

— Zwei portugiesische Marineofficiere, Lieutenant Cardoso und Dr. Franco sind im September 1882 von Mozambique nach Umzeila's Kraal gereist, wie es scheint, theils zu politischen, theils zu geographischen Zwecken. Wenn das Land bereist und die von Paiva de Andrada in der Nähe von Manica gefundenen Minen bearbeitet werden sollen, müssen sich die Portugiesen zunächst mit Umzeila benehmen. Von dessen Sitz aus wollte Cardoso nach Senna am Zambesi und nach dem Njassa-See sich begeben.

— Zwischen Großbritannien und Portugal ist ein Vertrag abgeschlossen worden, wonach der Hafen von Waidah britisch wird, und dafür Großbritannien das Anrecht Portugals auf die Westküste Afrikas nördlich bis 5° 12' südl. Br. anerkennt. Auf portugiesischen Karten, z. B. derjenigen von Sa de Bandeira, ist die Grenze stets so gezogen worden, daß das Land mehr als einen Breitengrad nördlich vom Kongo zu den portugiesischen Besitzungen gehörte; aber faktisch war dort von portugiesischer Herrschaft nicht die Rede. Kabinda und Malemba sollen jetzt sofort von den Portugiesen besetzt werden.

Vermischtes.

— Tauschhandel und Geldsurrogate in alter und neuer Zeit behandelt in einer klar und gut geschriebenen Broschüre (Graz 1882, Leuschner und Libensky) Franz Ilwof. Das Schriftchen ist wohl geeignet einen Ueberblick über das in Rede stehende Gebiet zu geben, wiewohl es seiner Natur nach nicht erschöpfend sein kann und neue Gesichtspunkte kaum gewonnen werden. Der Verfasser beginnt mit den alten Kulturvölkern, geht zu den Germanen über, um sich dann dem Norden und Osten Europas zuzuwenden. Den Schluß bilden die Geldverhältnisse und Tauschbeziehungen in den außereuropäischen Ländern, doch verfügt Ilwof hier nicht über ein so reiches Material, wie in Europa. Hätte der Verfasser die Abhandlung über „Werthmesser" in Richard Andree's Ethnographischen Parallelen (Stuttgart 1878) gekannt, so würde er einen wesentlich weitern Horizont gewonnen haben. Zur Kritik bemerken wir, daß nicht die Phönizier es waren, welche am frühesten Münzen prägten. Den großen Fortschritt der menschlichen Gesittung, Geld wirklich geprägt zu haben, danken wir den kleinasiatischen Griechen, wie dieses J. Brandes in seinem Werke „Das Münz-, Maß- und Gewichtswesen in Vorderasien bis auf Alexander d. Gr." (Berlin 1866) nachgewiesen hat, eine grundlegende Arbeit, welche der Verfasser hätte kennen müssen. Die ältesten Münzen, die sich nachweisen lassen, stammen aus Lydien; sie sind aus Elektron und nur in zwei Exemplaren vorhanden.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIII. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1883.

Die Sosnowski'sche Reise durch China.

(Nach dem Berichte des Dr. Pjasetzki.)

VIII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen des Dr. Pjasetzki.)

Bei seinen Gängen durch die Straßen von Su-tschön-fu glaubte Pjasetzki die trübe Stimmung, die ihn selber bei dem Anblick all' dieser Zerstörung ergriff, auch in den Mienen und dem Wesen der Eingeborenen wiederzufinden. Es kam ihm vor, als herrsche eine verzweiflungsvolle Muthlosigkeit unter ihnen, doch sah er bald genug ein, daß er sich hierin getäuscht hatte. Von einem Spaziergange durch die Trümmerstadt heimkehrend, hörte Pjasetzki am ersten Abend die Klänge einer fröhlichen Musik von einem kleinen Tempel her erschallen, vor dem mehrere Laternen und ein Holzfeuer brannten. Nähergehend gewahrte er, daß mehrere Priester vor dem Tempel den üblichen Trauergottesdienst für einen Verstorbenen abhielten. Ihre Klagegesänge und Gebete wurden von den lustigen Weisen der Instrumente, unter denen namentlich die Violinen mit wahrer Meisterschaft gespielt wurden, vollständig übertönt. In weitem Kreise um diese seltsame Trauerscene hatte sich eine ungeheure Menge von Zuschauern und Leidtragenden geschaart; am Boden kauernd schwatzten, lachten und rauchten sie in der unbekümmertsten Weise. Sie alle schienen die Veranlassung, die sie hier vereinte, vollkommen vergessen zu haben; Pjasetzki konnte sich kaum erinnern, je so viel Heiterkeit und in tollen Späßen sich kund gebende übermüthige Laune auf einem Volksfeste oder Jahrmarkte gesehen zu haben, wie in dieser Trauerversammlung inmitten der Ruinen.

Bei trübem, kaltem und windigem Wetter verließ man Su-tschön, um sich nach dem etwa 30 km entfernten Tsia-jui-guan zu begeben, das nach den Aussagen der chinesischen Begleiter der Expedition eine starke Grenzfestung sein sollte. Auch der Mandarin des Ortes, der den Reisenden zu Pferde entgegen kam, sprach von der Wichtigkeit des Platzes, von seiner starken Besatzung und von der auf 50 000 Seelen geschätzten reichen Einwohnerschaft. Nicht wenig erstaunt war man, nach all' diesen Erzählungen eine kleine, freilich von ungemein starken Mauern umzogene Stadt zu finden, die nichts von militärischer Bedeutung verrieth. Enge Straßen, in deren Hütten die Armuth zu Hause zu sein schien, umgaben drei augenscheinlich sehr alte feste Thürme, die den Mittelpunkt der Stadt bildeten und vor Zeiten wohl von strategischer Bedeutung für die Grenzvertheidigung gewesen sein mochten. Von der zahlreichen Besatzung war in den öden Gassen nichts zu sehen; weder auf den Thürmen noch auf der Mauer war ein Geschütz vorhanden, und doch gilt Tsia-jui-guan allgemein im Volke und vielleicht auch in Peking für einen festen Platz ersten Ranges! — Interessant war die Aussicht von der Mauer auf die Umgebung der Stadt: im SW die mächtige Kette des Nan-schan, dann das schöne Thal des Si-ho; rings um die Stadt aber eine sterile, graubraune Ebene ohne jede Spur von Vegetation, auf drei Seiten von den Ueberresten der großen Grenzmauer eingefaßt, die von hier noch etwa 15 km bis zum Nan-schan sich hinzieht und am Si-ho endigt.

Von 300 chinesischen Soldaten, Fußvolk und Reiterei

nebst einem ansehnlichen Musikkorps, begleitet, passirten die Reisenden am 4. August die Grenze des eigentlichen China, um sich durch die große mongolische Wüste über Chami und Barkul nach Rußland zurückzubegeben. In acht angestreng-

Trauergottesdienst in Su-tschëu.

Westliches Ende der chinesischen Mauer.

ten Tagemärschen erreichte man die am Südrande der Gobi belegene Stadt An-si-tschëu (Ngan-si-fan). Der Weg führte durch eine an Kontrasten reiche Landschaft; konnte man sich auf meilenweiten Sandstrecken und zwischen kahlen

Hügeln schon mitten in der Wüste glauben, so zeigten sich plötzlich in einer Thalsenkung reiche, von uralten Linden beschattete Dörfer, deren Wiesen und kleine Felder von klaren Bächen bewässert wurden. Mehrere Tage lang genoß man diese verschiedenartigen Anblicke auch gleichzeitig: auf der linken Seite der Straße traurig öde Wüste ohne jede Spur von Vegetation, auf der rechten das Thal des Ta-ho, Wiesen und Felder, deren reiche Ernten meist schon in Garben aufgesetzt waren, stattliche Linden- und Taxusbäume rings um die ansehnlichen Niederlassungen. Auch die den Reisenden leider nur zu wohl bekannten Ruinenstätten fanden sich mehrfach vor: Dörfer, in denen kein Stein auf dem andern geblieben war; große Haufen vom Feuer geschwärzter Backsteine, durch umherliegende Stücke zerschlagener Götzenbilder als Ueberreste von Tempeln gekennzeichnet. Einen Vorschmack der Wanderung durch die große Wüste boten die in diesen Tagen häufig beobachteten Sandhosen und schönen Luftspiegelungen. Durch eine der letzteren erschien die Stadt An-si den näher kommenden Reisenden wie inmitten eines großen Sees gelegen, der ihre mit Thürmen besetzte Mauer wiederspiegelte. Eben wie diese Täuschung zerfloß auch die Vorstellung, die man sich von dem ehemals bedeutenden Orte, dem letzten gegen die Wüste vorgeschobenen starken Posten, gemacht hatte. Vom Kriege hart mitgenommen, zum größten Theile in Trümmern liegend und der Mehrzahl seiner Einwohner beraubt, geht An-si jetzt unaufhaltsam seinem Schicksale, der Verschüttung durch den Wüstensand, entgegen. Die schon an der Nordseite der Stadt befindlichen ungeheuren Sandhügel rücken mit jedem Tage weiter vor, und die mit Erde ausgefüllten hohen doppelten Bretterwände, welche die Einwohner als Schutzwälle vor ihren Häusern aufführen, können dem allgemeinen Verderben nicht Einhalt thun.

Ein zweitägiger Aufenthalt in An-si wurde zu allerhand Vorbereitungen und namentlich zur Verproviantirung für die Wüstenreise benutzt. Man ließ eine bedeutende Anzahl kleiner Brode backen, mehrere Hammel schlachten und das Fleisch derselben nach landesüblicher Weise präpariren. Diese höchst einfache und nach Pjasetzki durchaus zweckentsprechende Konservirungsmethode besteht darin, daß man das in große Stücke geschnittene Fleisch in kochendes Salzwasser taucht und es danach einen bis zwei Tage an der Luft, soviel als möglich in der Sonne, trocknen läßt.

Die weite Strecke von An-si bis Chami wurde in neun

Rast in der Gobi.

Tagen zurückgelegt. Wegen eines mit dem General-Gouverneur von Kan-su abgeschlossenen, auf Lieferungen für die chinesische Armee bezüglichen Geschäftes kam es Sosnowski darauf an, die Heimreise möglichst zu beschleunigen. So gönnte man sich außer den Nachtlagern kaum einen Aufenthalt; selbst an den in diesem Theile der Gobi nicht ganz seltenen Quellen ging es oft ohne Rast vorüber. Der Boden war hier meist steinig, nur stellenweise inselartig mit Flugsand überschüttet. So war denn auch das eigentliche Vorwärtskommen bei weitem nicht so beschwerlich, wie in einer Sandwüste; Menschen und Thiere litten aber gleichmäßig unter der brennenden Sonnengluth. Von Transpiration war keine Rede; es war eine trockne, verzehrende Hitze, die den ganzen Körper durchdrang und ein Gefühl des Unbehagens, aber nicht der Schwäche, verursachte. Gesicht und Hände braunten trotz den angewandten Vorsichtsmaßregeln in schmerzhafter Weise. Wie ein erfrischendes, kühles Bad empfand man jedesmal den Schatten, den eine an der Sonne vorübergehende Wolke spendete. Am 19. August, dem sechsten Marschtage, kam man an eine Stelle, welche die trostlose Einförmigkeit der Wüste erfreulich unterbrach. Steile Granitberge ragten aus der Ebene hervor, zwischen ihnen breitete sich eine schöne Wiese aus, von einem ansehnlichen Bache bewässert, der weiterhin einen Sumpf bildete. Es war die Quelle Beï-tsy-tsy-tai, eine natürliche Station, an der jede die Wüste durchreisende Karawane Halt macht. Am 21. August konnte man die Zelte für die Nacht in einer größern Oase, einer mit Gras und Buschwerk, ja selbst einigen Bäumen bestandenen Thalsenkung, aufschlagen. Zwei Chinesen, Vater und Sohn, führten hier in einer kleinen, am Bachrande errichteten Hütte ein freiwilliges und dem Anscheine nach zufriedenes Einsiedlerleben. Sie boten den Reisenden Wasser- und Zuckermelonen aus ihrem kleinen Garten zum Verkauf an und erwähnten dabei als eines unschätzbaren Vorzuges ihrer weltabgeschiedenen Lage, daß sie hier von allen Steuern und Abgaben frei lebten.

Am Nachmittage des 23. August kamen die Reisenden zu der großen Oase Chami, die, etwa 40 km von der südlichen Abzweigung des Tiën-schan entfernt, gegen die nördlichen Winde geschützt ist. Der fruchtbare, von zwei kleinen Flüssen bewässerte Boden ist fast auf seiner ganzen Fläche vortrefflich angebaut. Weizen, Hirse, Buchweizen, Wasser- und Zuckermelonen, verschiedene Obstbäume, ja selbst der Weinstock gedeihen hier in vorzüglicher Qualität und in ausreichender Menge für den Bedarf der Einwohner der

großen, aus drei gesonderten Theilen bestehenden Stadt Chami, sowie der kleinen Dörfer, Weiler und der zahlreichen einzelnen Niederlassungen, die sich in der Oase befinden. Wenn innerhalb der letzten Jahre die Produktion der Oase wirklich so bedeutend abgenommen hatte, wie der chinesische Gouverneur, General Tschan, behauptete, so war

Ruinen des Palastes von Chami.

Mohammedanischer Tempel in Chami.

dies einfach durch die Abnahme der Bevölkerung zu erklären. Die große Anzahl zerstörter Häuser in der Stadt ließ keinen Zweifel über diese Abnahme bestehen.

Während des sechstägigen Aufenthaltes der Expedition in Chami hielt sich Pjasetzki tagsüber vorzugsweise in der mohammedanischen Stadt (Hui-tschen) auf, die ihm weitans interessanter war, als die beiden chinesischen Stadttheile Liao-tschen und Sin-tschen (die alte und die neue Stadt). Freilich von der stolzen Mohammedanerstadt, wie sie vor dem Kriege gewesen sein mußte, waren nur noch sehr unvollkommene Ueberreste vorhanden. Trümmer und Mauerstücke, dazwischen viele neu aufgebaute kleine Häuser,

das war auch hier der Anblick, dem das Auge am häufigsten begegnete. Vor dem Kriege hatte nicht nur behaglicher Wohlstand, sondern großer Reichthum geherrscht; „alle Einwohner hatten“, wie ein alter Mohammedaner dem Reisenden erzählte, „wie Könige gelebt“. Daß sie wenigstens mit dem unköniglichen Kaufmannsgewerbe sich nicht befaßt, sondern den Geschäftsbetrieb den von ihnen verachteten Einwohnern der chinesischen Stadttheile überlassen hatten, ging aus dem vollständigen Fehlen aller Läden und Verkaufsstätten, aller Lager- und Bazarräume hervor. Die Häuser der unversehrt gebliebenen Straßen waren alle gleichmäßig und aus demselben Material, ungebrannten Backsteinen, gebaut. An der Wiederherstellung des arg verwüsteten fürstlichen Palastes, der, auf einem künstlichen Hügel neben dem einzigen Thore belegen, die Stadt beherrscht, wurde jetzt fleißig gearbeitet. Von den sechzig Gemächern, aus denen er bestanden hatte, waren nur wenige unbeschädigt geblieben; nach ihrem Reichthum an kostbaren Teppichen, Divans und Seidenvorhängen konnte man sich aber einen Begriff von der Pracht und dem Luxus machen, die hier geherrscht hatten. Aus den Fenstern des großen Saales genoß man die herrlichste Aussicht über die ganze Stadt mit ihren schönen Gärten und über die fruchtbare Landschaft der Oase, hinter der sich am Horizont die schneebedeckten Gipfel des Tiën-schan erhoben. Der große Garten des Palastes, in dem sich außer allerhand Obstbäumen auch ein unglaublicher Reichthum an alten, mächtigen Waldbäumen, Silberpappeln, Ulmen, Taxus- und Maulbeerbäumen befand, war ebenso wie die übrigen Gärten der Stadt von der Feuersbrunst und der Beschießung nicht heimgesucht worden. In einem der inneren Höfe des Palastes wurde den Reisenden eine ausgemauerte große Vertiefung gezeigt, in der der ungeheure Schatz der Fürsten von Chami aufbewahrt worden war, der sich jetzt in den Händen der Chinesen befand. Der Fürst selber bewohnte augenblicklich ein provisorisches Gebäude in der chinesischen Stadt, wo er, wie es den Reisenden erschien, immer noch fast wie ein Kriegsgefangener unter strenger Obhut gehalten wurde. Trotz aller Gunst, die der militärische Gouverneur der Stadt, der ungemein intelligente und gebildete General Tschan, den Fremden und namentlich Pjasetzki erwies, konnte dieser es doch nicht erlangen, daß ihm der Zutritt zu dem Exfürsten gestattet wurde. Eine plötzliche Erkrankung desselben, die als Grund der Weigerung angegeben wurde, beruhte, wie der Reisende von anderer Seite erfuhr, lediglich auf einer Fiktion. Die Mohammedaner von Chami nennen sich Tarantscha oder Hamyl-lük; sie sind ein kräftiger, von den Chinesen grundverschiedener Menschenschlag. Die Frauen besonders zeichnen sich oft durch hervorragende Schönheit und durch ein unbefangen freies Auftreten aus, das sie vortheilhaft von den Chinesinnen unterscheidet. Männer und Weiber tragen hier turbanartige, meist reich in Gold und Silber gestickte Mützen von spitzer oder auch flacher, kranzähnlicher Form. Ihre Sprache hat mit der kirgisischen, ja ebenfalls der türkischen so viel Aehnlichkeit, daß die Kosaken der Expedition zu ihrer größten Freude sich vollkommen mit den Mohammedanern der Wüstenstadt verständigen konnten. Auffallend berührte nach dem Anblick der zahllosen, von muselmännischer Hand zerstörten chinesischen Tempel, die man während der letzten Wochen gesehen hatte, die gänzliche Erhaltung der mohammedanischen Tempel von Chami. Ein strenger Befehl schien Plünderung und Feuer von ihnen fern gehalten zu haben; an den plumpen, nicht einmal geweißten viereckigen Minareten der Stadt fehlte auch nicht ein Stein; die Hum-bar oder eigentlichen Tempel sahen mit ihren weiten, von Säulenhallen umgebenen und mit Steinplatten sauber gepflasterten Höfen, mit den bunt bemalten Säulen und den glänzenden, mit Koranversen beschriebenen Wänden der Innenräume ebenso heiter wie prächtig aus.

Tschan, Gouverneur von Chami.

Von Aschabad nach Ghurian und Meschhed [1]).

Von Ingenieur P. M. Lessar.

I.

Um die Bedeutung der auf den folgenden Seiten geschilderten Reise klar zu machen, führen wir einiges aus den Bemerkungen an, mit welchen Generalmajor Sir Henry Rawlinson die Verlesung des Lessar'schen Berichtes in der Londoner Royal Geographical Society am 27. November 1882 begleitete (s. deren Proceedings, January 1883 p. 12. ff.). Lessar — heißt es da — hat jetzt das fehlende Glied in der Trace der direkten Verbindungslinie zwischen Rußland und Indien eingefügt, indem er die, den Gegenstand bisher verdunkelnden

[1]) Auszugsweise nach einem vom Reisenden im „Golos“ 1882, Nr. 236 und 239 veröffentlichten Berichte.

Trugschlüsse beseitigt und uns zum ersten Male eine treue Skizze der Oberfläche des Gebietes (zwischen Aschabad und Herat) geliefert hat. Wieder und immer wieder wurde vor der Royal Geographical Society und auf anderen öffentlichen Versammlungen von den „pfadlosen Wüsten“ und den „unnahbaren Gebirgsketten“ gesprochen, welche die Natur als Damm gegen jeden Einfall in Indien von Norden und Nordwesten her aufgerichtet haben soll. Diese Schutzwehr Indiens ist aber nach Lessar nur eine armselige Kette von Sandsteinbergen, keine 1000 Fuß rel. hoch, welche man auf einem fahrbaren Wege in wenigen Stunden überschreiten kann, und die bei der Berührung durch einen russischen Eisenbahningenieur zerkrümeln würde. Lessar hat die Hypothese, daß sich der Paropanisus (Hindukusch) als Hochgebirge westwärts bis an den Heri-rud erstrecke, vernichtet und damit (nach Rawlinson's Ansicht) England einen wichtigen Dienst geleistet; er hat aber auch die Linie für einen künftigen russischen Vormarsch von Aschabad nach Serachs, von da auf dem rechten Ufer des Heri-rud nach Herat gewiesen und gezeigt, daß jederzeit mit leichter Mühe und in kurzer Frist dort eine Eisenbahn gebaut werden kann, auf welcher nicht nur Kaufmannswaaren, sondern auch Truppen und Proviant schnell nach Herat geschafft werden können. Dort aber hören alle Schwierigkeiten auf und man kann von dort in einem vierspännigen Wagen bis zu den englischen Vorposten am Chodschak-Passe, nördlich von Pischin, fahren. Sir Henry Rawlinson weist ferner darauf hin, daß bisher die Landschaft Attek (d. i. Rand, Saum, nämlich des Gebirges) unbestritten als persisches Gebiet gegolten hat, daß die Russen es aber jetzt so darstellen, als würden die dort angesiedelten Turkmenen von den persischen Behörden des nahen Gebirges bedrückt, so daß es den Anschein gewinnt, als suche Rußland nach einem Grunde sich der Turkmenen gegen die Perser anzunehmen.

Für die alte Geographie von Werth ist der Nachweis von Sümpfen und Seen, in welchen der Tedschend nördlich von Serachs ein Ende findet. Nach Rawlinson nahm dieser See einst außer dem heutigen Tedschend noch die kleinen Flüsse von Kelat und Abiwerd &c., den Murghab und auch den (bei Tschardschui abzweigenden) südlichen Arm des Oxus (?) auf und entsprach der Aria Palus des Geographen Ptolemäus (VI, c. 17), welche man gewöhnlich mit dem Sumpfsee von Seïstan identificirt. Red.

Im November und December 1881 machte ich die erste Reise durch Attek und Chorassan. Seitdem war die Situation noch günstiger geworden: im Februar dieses Jahres (1882) war alles so friedlich, daß zu einer Reise von Aschabad nach Serachs gar keine Bedeckung erforderlich war, sondern es genügte eine bewaffnete Bedienung von 2 bis 3 Mann als Schutz gegen zufällige Räubereien. Um aber gegen alle Vorkommnisse hinreichend geschützt zu sein, wählte ich zu der beabsichtigten Expedition eine Begleitung von 20 Mann berittener Alieli-Turkmenen, welche die Aeltesten des Dorfes Kaachka beschafften. Ich mußte den Leuten 40 Rubel monatlich zahlen, doch waren sie dafür verpflichtet, sich selbst und ihre Rosse zu beköstigen. Zehn Mann meines Konvois erhielten in Aschabad Berdan-Gewehre, die anderen zehn waren mit eigenen Gewehren bewaffnet, daneben führte jeder einzelne ein ganzes Arsenal bei sich, zwei oder gar drei alte Pistolen, einen Säbel und ein Messer.

1. Attek.

Am Abend des 16. April (25. April n. St.) verließ ich Aschabad und am 21. traf ich in Serachs ein, nachdem ich in Kaachka einen Rasttag gemacht hatte, um die Bedeckung zu erwarten, welche bei meiner Abreise, trotz dem gegebenen Versprechen, noch nicht bereit war. Um die Pferde zu schonen, gestattete ich meinen Turkmenen bis Serachs in der Nacht, oder sowie es ihnen beliebte, zu reiten; ich selbst ritt ein einfaches, aber sehr ausdauerndes Kabardiner-Pferd und zwar stets im Trab. Die Tekke-Pferde können nicht traben, entweder gehen sie im Schritt oder galoppiren. Der Weg ist hier vollkommen gefahrlos; denn während ich noch im vorigen Jahre Gruppen von bewaffneten Eingeborenen begegnete, traf ich jetzt häufig einzelne unbewaffnete, zu Fuß marschirende oder auf einem Esel reitende Personen. Der Beschreibung von Attek, wie ich sie auf Grundlage meiner ersten Reise geliefert habe (vergl. „Globus“ XLI, S. 218) füge ich hier einiges hinzu. Der Weg von Aschabad nach Serachs hat eine Länge von 280 Werst (Kilometer)[1]) und zieht sich in einiger Entfernung vom Gebirge parallel mit demselben durch eine völlig ebene Gegend hin. Nur bei Annau (ca. 13 Werst von Aschabad) und nahe bei Gjauars (ca. 31 Werst von Aschabad) sind einige Sandhügel zu passiren. Das Wort „Attek“ d. i. Fuß (Rand) des Gebirges, diente früher zur Benennung der ganzen Gegend von Kazandschik (125 Werst von Michailowsk am Kaspischen Meere) bis Serachs; im Uebrigen war diese Bezeichnung aber wenig im Gebrauch. Derjenige Theil des Gebiets bis Gjauars, welchen die Tekke inne haben, heißt Achal; der südöstliche Theil dagegen ist unter dem Namen Arakadsch bekannt. Die Bedeutung des Wortes „Attek“ kennt Niemand, weder in Afghanistan noch in Persien. Die Nothwendigkeit aber, den noch unabhängigen Theil der Oasen von dem unterworfenen durch eine besondere Bezeichnung zu unterscheiden, ließ das Wort „Attek“ sehr bald sich einbürgern, und zwar für das Gebiet am Fuße des Gebirges von der russischen Grenze bis nach Serachs, während das jetzt russische Gebiet der Oase Achal heißt.

Gjauars ist der letzte bewohnte Punkt der Achal-Oase, denn Babadurmaz, 71 Werst von Aschabad an der russischen Grenze belegen, ist nicht bewohnt. Im Gebiete von Attek sind zwei (nach Col. Stewart aber weit mehr) Orte, Lutfabad und Schiljan von persischen Schiiten, Unterthanen des Schahs, bewohnt; an allen übrigen Orten leben Turkmenen, und zwar in Kaachka und zum Theil in Küren Alieli-Turkmenen, sonst überall Merw-Turkmenen, welche sich erst in der letzten Zeit hier angesiedelt haben. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren in Achal bis Durian die Stämme Emrali und Karagaschli ansässig und weiter nach Südosten bei Janga-Kala, Churman, Göktepe und Aschabad, nomadisirten Alieli-Turkmenen. Als nun die Tekke aus Mangyschlak nach Kizil-Arwat übersiedelten und die Einwohner von Achal bedrängten, begann ein Kampf, der ein halbes Jahrhundert währte und mit dem Sieg der Tekke endigte. Der Stamm der Karagaschli zog nach Chiwa, der Stamm Emrali nach Meana und Tschaatscha, die Alieli theils nach Persien, nämlich nach Tschinarat, theils nach Kjäsir bei Nachur, theils nach Küren und Abiwerd.

Vor 54 Jahren besiegte Alla-Kull, Chan von Chiwa, die Turkmenen und führte die Goklanen, die Alieli und Emrali nach Chiwa; von den Tekke aber nahm er Tribut und Geißeln. Nach dem Tode des Chans Terdeli, welcher 1855 in Serachs erschlagen wurde, verließen die Alieli Chiwa und gingen an ihre früheren Plätze zurück. In Folge des immerwährenden Drängens von Seiten der Perser kehrten die Alieli noch einmal nach Chiwa zurück, um erst 1872 nach Beendigung des russischen Chiwa-Feldzuges abermals abzuziehen und sich endlich in Attek niederzulassen; hier erbauten sie sich eine neue Befestigung bei Kaachka. Die Uebersiedelung der Tekke nach Attek hat erst in den letzten Jahren ihren Anfang genommen: Die Merw-Turkmenen, durch Erschöpfung des Bodens und Wassermangel bedrängt, verlassen ihre Oasen und besiedeln die Ufer der vom Gebirgszug Daman-i-kuh (oder Kopet-dagh) herabströmenden Flüßchen. Hier ist viel Wasser und der Boden jungfräulich,

---

[1]) Nimmt man die neuerdings durch Gladyschew bestimmte Position von Serachs (36° 32′ 14″ n. Br., 79° 1′ 34″ ö. L. Ferro) und diejenige von Aschabad, wie sie auf der neuen russischen Karte der russisch-persischen Grenze niedergelegt ist, so beträgt die Entfernung ca. 300 km. Red.

also Aussichten auf gute Ernte; störend ist für sie nur die Nachbarschaft der persischen Gewalthaber in Deregez und Kelat; denn seit Achal von den Russen unterworfen ist, sind die Perser muthig geworden, sie lassen keine Gelegenheit vorüber, um sich an den Tekke, ihren alten Bedrückern, zu rächen.

In Attek leben die Einwohner sowohl in Gebänden aus Lehm als auch in Kibitken (Zelten); doch sind im Ganzen nur wenig Kibitken vorhanden. In den Orten von Lutfabad bis Kaachka giebt es keine Kibitken, und auch in Duschak, Meana und Tschaatscha wird ihre Zahl seit dem Aufhören der Kämpfe geringer. Nur sehr vorsichtige Merw-Turkmenen lassen ihre Familien zu Hause in Merw und kommen zur Bestellung ihrer Felder nach Attek; der bei weitem größte Theil ist endgiltig nach Attek hinübergesiedelt. Früher bestand jede Ansiedelung aus einer Befestigung, Kala genannt; im Innern derselben standen Lehmhütten und außen herum Kibitken, welche bei drohender Kriegsgefahr leicht in

Ingenieur Lessar's Reise von Aschabad nach Ghurian und Meschhed. (Maßstab 1 : 3 000 000. Nach den neuesten Quellen zusammengestellt von Richard Kiepert.)

die Befestigung gebracht werden konnten. Jetzt werden in Tschaatscha alle neuen Gebäude aus Lehm außerhalb der Befestigungsmauer aufgebaut.

In Betreff des Reichthums und der Vertheilung der für jede mittelasiatische Landschaft unumgänglich nothwendigen Wassermenge befindet Attek sich unter denselben Verhältnissen wie Achal, d. h. Wasser ist nur in geringer Menge vorhanden, und die einzelnen Flüsse fließen weit von einander entfernt. In Attek kommt aber noch folgender ungünstige Umstand hinzu: die Flüßchen entspringen und verlaufen eine Strecke auf persischem Gebiet, so daß den Persern die Möglichkeit gegeben ist, den Tekke durch Ableiten des Wassers zu schaden. Sie thun das auch oft und es bedarf dann großer Mühe, um vom Ilchan aus eine regelrechte Vertheilung des Wassers zu erwirken. Die Wasserfrage ist für Attek von der allergrößten Bedeutung; ohne Wasser giebt es keine Ernte. Wenn daher die Angelegenheit nicht bald in günstigem Sinne entschieden wird, so wird der Landstrich wieder verlassen werden und sich in eine Wüste verwandeln.

Auf der ganzen Strecke, von Babadurmaz bis Serachs,

wohnen (von Lutfabads und Schiljans persischen Einwohnern abgesehen) etwa 7000 Alieli- und Tekke-Turkmenen; man zählte etwa 1400 Kibitken und rechnet auf jede Kibitke im Durchschnitt fünf Menschen. Es ist diese Zahl aber nicht als sicher anzusehen, da nur die Bevölkerung von Küren und Kaachka als eine stetige gelten kann, dagegen an anderen Orten seit dem Frieden die Einwohnerzahl wächst. Man darf jedoch keinen großen Zuwachs erwarten, weil Attek keine große Menschenmenge ernähren kann; obgleich der Boden fruchtbar ist, so wird doch die beschränkte Wassermenge sehr bald der weitern Ansiedlung der Turkmenen aus Merw und vom Tedschend (Unterlauf des Heri-rud) eine Grenze setzen.

Die geringe Bevölkerung Atteks ist durchweg mit Ackerbau und Gemüsezucht beschäftigt. Es werden angebaut: Weizen, Gerste, Klee; nur in Tschaatscha auch Baumwolle; außerdem in den Gemüsegärten Melonen und Arbusen (Wassermelonen). Fruchtbäume und Fruchtgärten finden sich nur zwischen Lutfabad und Kaachka, während es von dort bis Serachs überhaupt keine Bäume giebt. Im Allgemeinen herrscht große Armuth und es ist begreiflich, daß keine reichen Leute aus Merw fortziehen. Besonders im ersten Jahr haben die Ankömmlinge viel gedarbt; sie führten nur Korn zur Aussaat mit sich und hofften sonst alles in Kelat kaufen zu können; allein die Perser verlangten hohe Preise und bedrückten die Käufer soviel als möglich. Im Frühjahr konnte man in Tschaatscha, Meana und Duschak selbst für wenige Pferde keine Fourage auftreiben. Die vortreffliche Ernte dieses Jahres hat dann die Lage der Einwohner gebessert.

Daß unter den obwaltenden Verhältnissen von einem Handel in Attek keine Rede ist, versteht sich von selbst. Im Allgemeinen haben auch die Turkmenen sehr geringe Bedürfnisse und bei ihrer Armuth keine Mittel auch nur das Allernöthigste sich zu kaufen; die Bazare in Lutfabad und Kaachka reichen daher vollkommen zur Befriedigung der Bedürfnisse von ganz Attek aus.

2. Die Wege von Serachs und Merw nach Herat.

Von Serachs aus stand mir ein Weg durch völlig unbewohnte Gegenden bevor; man mußte sich darauf gehörig vorbereiten und deshalb wurde in Serachs ein Rasttag gemacht. Das Aussehen der kleinen Befestigung hat sich seit dem vorigen Herbst nicht wenig geändert: die Bewohner von Merw haben ihre Einfälle in russisches Gebiet, sowie nach Chorassan, aufgegeben, und es ist so vollständige Ruhe eingetreten, daß die Perser jetzt ohne jede Bedeckung nach Meschhed reisen. Der Kommandant von Serachs, ein 70jähriger persischer Oberst, Abbas-Bey-Chan, wagte früher nicht ohne eine Begleitung von 50 Reitern außerhalb der Festung zu erscheinen, jetzt dagegen begnügt er sich mit der geringen Anzahl von zehn. Der Oberst empfing mich wie einen alten Bekannten; er wollte uns durchaus alle Nahrung und Fourage umsonst geben, und nur mit Mühe wurde er überredet zu gestatten, daß wir alles Nothwendige bei den Bewohnern von Serachs einkauften. Während des Aufenthalts in Serachs war ich mit meiner Begleitung sein Gast.

Ich bemühte mich hier, nähere Erkundigung über den weitern Weg einzuziehen. Mein Führer Ana-Geldy-Serdar aus Merw, welcher früher öfters Raubzüge in das nördliche Afghanistan und Chorassan ausgeführt hatte, kannte freilich alle Wege; auch unter meinen Alieli-Turkmenen waren einige, welche nicht zum ersten Male den Heri-rud überschritten, aber ich durfte mich nicht auf ihre Aussagen verlassen. Die Aussicht, die Reise vom Heri-rud zum Murghab direkt zu machen, versetzte sie in Schrecken: sie logen mir vor, daß man bei Serachs nicht über den Heri-rud setzen könnte, daß es gar keinen Weg weiter gäbe; dagegen lobten sie alle den Weg durch persisches Gebiet; das, was sie auf diesen Weg lockte, war allein die völlige Gefahrlosigkeit desselben. Aber jemand, der die Turkmenen kennt, wird sich nicht betrügen lassen. Meine Erkundigungen ließen mich annehmen, daß der gute Weg direkt zwischen dem Heri-rud und Murghab, aber nicht auf persischem Terrain zu finden sei. Daß bei Serachs eine Fuhrt sei, hatte ich schon früher von Kaufleuten erfahren, welche von Merw nach Aschabad gereist waren. Am 23. April früh morgens verließ ich Serachs und setzte über den Heri-rud, indem ein vom Kommandanten mir gegebener Führer mir die Fuhrt zeigte.

Die Umgebung von Serachs ist belebt. An beiden Ufern des Flusses um die Befestigung herum sind Ansiedelungen der Merw-Turkmenen zerstreut, denen die persische Regierung gestattet hat, das Land in Besitz zu nehmen und zur Bearbeitung der Felder Wasser aus dem Heri-rud zu leiten; dafür zahlen sie dem Kommandanten von Serachs eine Abgabe im Betrage eines Zehntels der Ernte. Schon bei Daulet-abad theilt sich der Heri-rud in einige Arme und wird an einigen Stellen überaus breit; in Folge dessen erreicht er bei niedrigem Wasserstande im August, ja sogar schon im Juli, Serachs nicht mehr. Sechzehn Werst oberhalb dieser Festung sind Dämme vorhanden, welche das Wasser in tiefe Kanäle (Aryk) leiten, in denen es nicht allein bis Serachs, sondern sogar 10 bis 12 Werst darüber hinaus fließt. Vom Damm aus beginnen drei Hauptkanäle, welche fast einander parallel hinziehen, der eine läuft auf dem persischen (westlichen) Ufer, die beiden anderen auf dem östlichen (afghanischen). Der westliche versorgt Serachs und Kale-i-nau; die beiden anderen sind im Laufe des Jahres 1882 von den hier und bei Alt-Serachs angesiedelten Turkmenen wieder in Stand gesetzt worden. Dieselben existirten bereits zu der Zeit, als noch keine persische Befestigung in Serachs war, und daselbst noch Merw-Turkmenen wohnten: ein Kanal war Eigenthum des Stammes Otamysch, der andere des Stammes Tochtamysch. Jetzt ziehen sich die Kanäle bis Alt-Serachs, früher gingen sie noch weiter nach Nordosten bis Aschabad.

Vor der Eroberung von Göktepe wagten die Perser keinen Anspruch auf das Land am östlichen Ufer des Heri-rud zu erheben; auch am westlichen Ufer erstreckten sich die Ansiedelungen nicht über 50 Werst von Meschhed hinaus. Jetzt aber haben sich die Umstände geändert und die Perser beginnen sich bei Alt-Serachs einzurichten; sie benutzen die Gelegenheit, insofern als die Salur-Turkmenen, welche das Land früher in Besitz hatten, nicht im Stande sind, ihre Rechte auf dasselbe zu vertreten. Und doch ist die Gegend hier eine der besten am Heri-rud; von Kusan an, wo er seine westliche mit der nördlichen Richtung vertauscht fließt der Heri-rud bis Pesch-Rabat durch anbaufähiges Land. Weiter tritt er in eine enge Schlucht zwischen zwei hohen Bergrücken; Thäler, in welche Bewässerungskanäle geleitet werden können, sind dort selten und nur von geringer Ausdehnung. Erst von Pul-i-Chatun auf dem persischen Ufer und von Kaffan-Kala auf dem östlichen Ufer, 16 Werst südlich von Serachs, ist das Land wiederum in größerer Ausdehnung zu Ansiedelungen geeignet. Von Kusan bis Pul-i-Chatun fließt der Heri-rud größtentheils in einem 15 bis 20 Sashen (30 bis 60 m) breiten Bette. Der Wasserstand ist von Anfang Januar bis Ende März hoch, die Strömung stark und die Fuhrten daher sehr gefährlich, aber schon im April kann man an vielen Stellen bei einer Tiefe von höchstens 1,2 m bequem übersetzen.

Im Sommer nimmt die Wassermenge schnell ab, so daß man im Juni oder Juli überall dort, wo die schroffen Ufer kein Hinderniß darbieten, den Fluß passiren kann. Als der Engländer Mac Gregor im September von Kusan nach Kafir-kala übersetzte, hatte der Fluß eine Tiefe von etwa 0,9 m und fast gar keine Strömung. In seinem ganzen Thale sind die Bergabhänge größtentheils mit Pistazien bewachsen, hier und da auch mit Maulbeerbäumen. An seichten Stellen stehen Weiden, allerlei Gesträuch und Schilf, so dicht, daß man weder hindurchreiten noch hindurchgehen kann. Gutes und reichliches Pferdefutter ist überall vorhanden. Das Wasser des Flusses ist trübe, aber schmackhaft und gesund. In Serachs wird behauptet, daß er früher wasserreicher gewesen sei; es ist aber kein Grund vorhanden, dies zu glauben. Burnes, welcher im September 1832 Serachs besuchte, fand sein Bett vollkommen trocken und so unbedeutend, daß er dasselbe für das eines besondern Flüßchens Tedschend hielt, welches auf dem nahen Hügel entspringen und mit dem Heri-rud nicht zusammenhängen sollte. Tedschend ist aber nur die Fortsetzung des Heri-rud von Serachs nach Norden und Nordwesten, welche nur zeitweilig Wasser enthält, aber trotzdem an vielen Stellen völlig unpassirbar ist. Lieutenant Alichanow und Fähnrich Sokolow überschritten ihn mit der Karawane des Kaufmanns Konschin beim Damm Karybent; damals, um die Mitte Februar, hatte er eine Breite von 24 m und eine Tiefe von 1,6 m. Oft ist die Tiefe aber viel beträchtlicher und dann ist während eines oder anderthalb Monate die Passage für Karawanen nur möglich bei Alaman-Dschungul, wohin der Tedschend selbst nicht mehr gelangt, sondern nur einige aus ihm abgeleitete Kanäle. Während des Sommers hört das Wasser im Tedschend zu fließen auf; an einigen Stellen versiegt er ganz; meist besteht er aus langgestreckten Seen, von denen die Einwohner sagen, daß sie durch Quellen gespeist würden oder durch unterirdische Fortsetzungen der Flüßchen von Tschaatscha, Meana und Duschak, welche 15 bis 20 Werst vom Tedschend in Sümpfen verschwinden. Das Wasser jener Seen ist nämlich kalt und verschwindet auch in einem trocknen Sommer nicht. Die Ansiedelungen der am Tedschend nomadisirenden Tekke-Turkmenen koncentriren sich nördlicher als Karybent in der Richtung nach Alaman-Dschungul.

Die Gegend zwischen den beiden Flüssen Heri-rud und Murghab war bis jetzt vollkommen unbekannt. Südlich von Merw liegen am Murghab die Ansiedelungen der Saryk-Turkmenen: Julatan, Pende[1]) und Murghabi-bala; weiter nach Süden an den Abhängen des Paropamisos[2]) wohnen die Turkmenenstämme der Dschemschiden und Teimuren. Westlich vom Murghab giebt es bis zum Heri-rud keine einzige Ansiedelung; alle Befestigungen vom Flusse Kuschk (linker Zufluß des Murghab) an liegen in Trümmern und sind von ihren Bewohnern verlassen. Den Weg von Merw nach Herat längs dem Murghab beschrieben die Engländer Shakespeare und Abbot, welche im Jahre 1840 und 1841 dort reisten. Ueber das Gebiet zwischen dem Kuschk und dem Heri-rud aber hatte man keine Nachricht; hierher ist noch kein europäischer Reisender gelangt; ja sogar unter den Bewohnern der angrenzenden Orte sind die Wege nur den Serdaren, d. i. den Anführern bei Gelegenheit der Raubzüge bekannt. Die Saryk-Turkmenen in Julatan müssen wider ihren Willen den offenen Kampf mit den zu nahe wohnenden Merw-Turkmenen meiden; die von Pende und Murghabi-bala dagegen machen beständig Raubanfälle in das Gebiet von Merw. Die Merw-Turkmenen blieben ihnen nichts schuldig, und die Beziehungen beider Stämme zu den Dschemschiden und Teimuren waren ebenso schlecht. Von allen Stämmen in gleicher Weise hatten aber die Ansiedelungen des nördlichen Afghanistan und Chorassan zu leiden. Wohin auch der Raubanfall gerichtet war, immer führte der Weg der Räuber durch die bezeichnete Gegend und deshalb wagte niemand sich hier niederzulassen: die früher am Kuschk und Heri-rud befindlichen Befestigungen, sowie alle Arbeiten an dem Wege wurden verlassen; weder Karawanen noch einzelne Reisende wagten es sich hier zu zeigen aus Furcht vor den Merw- oder Saryk-Turkmenen. Gegenwärtig ziehen von Merw wohl vereinzelte Diebeshorden aus; nur allein die Saryk-Turkmenen rauben offen. Die mich begleitenden Alieli-Turkmenen und Ana-Geldy-Serdar, mein Führer aus Merw, fürchteten auch das Zusammentreffen mit irgend einer räuberischen Bande und hofften nur darauf, daß gegenwärtig niemand es wagen würde, einen Russen anzufallen.

Saryk-Turkmenen habe ich nicht begegnet. Die Begegnung dagegen mit Merw-Turkmenen und mit Afghanen bestätigten die Meinung der Alieli. Beim ersten Male 15 Werst von Serachs wäre es fast zu einem Kugelwechsel gekommen. Ich war zur Seite geritten; da zeigten sich Leute aus Merw, welche einen Kanal reinigen wollten. Die Alieli sprengten nach verschiedenen Seiten auseinander um mich aufzusuchen. Die Merw-Turkmenen aber, welche uns für Saryken hielten, rüsteten sich zur Gegenwehr. Endlich wagte es Ana-Geldy-Serdar hinüber zu reiten, um sich mit den Leuten auseinanderzusetzen und die Sache lief glücklich ab. Um ähnliche Vorkommnisse zu vermeiden, ließ ich von nun ab, sobald mir Leute begegneten, alle meine Begleiter zurück und ritt, nur vom Dolmetsch begleitet, voran. Die Merw-Turkmenen sprangen gewöhnlich, sobald sie unserer ansichtig wurden, von den Pferden und verbargen sich in der nächsten Schlucht, um sich zu vertheidigen. Der Anblick eines Mannes in fremdartiger Kleidung, welcher ohne Bedeckung sich ihnen näherte, beruhigte sie; sobald sie erfuhren, daß ich ein Russe sei, begann eine Unterhaltung und meinen Alieli wurde das Zeichen zum Näherrücken gegeben. Man tauschte Begrüßungen aus, rauchte eine Wasserpfeife und schied in freundschaftlicher Weise. Auf Afghanen stießen wir erst viel weiter südlich bei Kusan; sie sind viel tapferer als die Merw-Turkmenen und verbergen sich niemals bei einer Begegnung. Sobald sie sahen, daß zwei Männer ihnen entgegen ritten, sandten auch sie uns 2 oder 3 entgegen. Die Tekke erkennen die Tapferkeit der Afghanen auch an und entschließen sich nur, wenn sie in Uebermacht sind, bewaffnete Afghanen anzugreifen. Ihre Einfälle in Afghanistan werden darum stets von großen Haufen unternommen und, was die Hauptsache ist, man ist bemüht, einzelne unbewaffnete Leute zu überfallen.

Der Weg von Serachs nach Kusan (218 Werst) wurde in 5 Tagemärschen zurückgelegt. Von Serachs geht er anfangs nach Südosten, dann aber, etwa eine Werst von der Festung Alt-Serachs, biegt er gerade nach Süden um. Eine halbe Werst von der persischen Befestigung überschritten wir den Heri-rud an einer äußerst günstigen Furth. Der Fluß hat hier vier Arme, aber nur in einem reichte das Wasser den Pferden bis an den Bauch, die anderen waren noch flacher. Die Ufer sind nicht steil, der

[1]) Nach Pende oder Pandschdeh ist im Oktober 1882 eine russische Expedition gesandt worden, welche ein Stück in das Gebiet der Saryken eingedrungen und gegen Ende des Jahres wieder nach dem Tedschend zurückgekehrt ist. Red.

[2]) Dieser den Hindukusch bezeichnende antike Name wird hier fälschlich um 7 Längengrade zu weit nach Westen bis auf das Barchut-Gebirge nördlich von Herat ausgedehnt. Red.

Boden fest, ohne Gräben und Steine. Bei unserm Uebergang war übrigens das Wasser schon gefallen; es ereignet sich, daß die Fuhrt bei Serachs unpassirbar ist, doch gewöhnlich nur für einige Tage. Bei der Fuhrt haben die Merw-Turkmenen mit Einwilligung der persischen Regierung am östlichen Ufer eine Befestigung erbaut, welche nach ihrem Anführer Popysch-Pelnan-kala heißt. Drei Werst weiter geht der Weg über die Felder und Kanäle der neuen Ansiedler hin und zieht sich bis zu dem zerstörten Dankala längs der großen Kanäle hin, welche bei Daulet-abad beginnen. Die Gegend ist vollkommen eben, der Boden zeigt Sand und Lehm.

Dankala, 14 Werst von Serachs, ist eine kleine in Trümmern liegende Befestigung; der Weg läßt hier den Kanal rechts liegen und geht bis Kassan-kala, etwa fünf Werst in die Ebene, dann weiter über Hügel bis gegenüber der persischen Festung Nauruz-abad, welche auf dem westlichen Ufer liegt. Der Heri-rud tritt hier dicht an die nicht sehr hohen Abhänge des östlichen Ufers heran und drängt dadurch den Weg auf die unbedeutenden Höhen. Doch ist derselbe so gut, daß er ohne Weiteres mit Wagen befahren werden könnte. Gegenüber dem persischen Nauruz-abad fällt er wieder in das Thal und berührt 4 Werst weiter südlich die Trümmer des tekke-turkmenischen Ortes Nauruz-abad, 21½ Werst von Dankala. Beide Ortschaften sind in Folge der Ueberfälle von Seiten der Tekke- und Saryk-Turkmenen vollständig aufgegeben. Noch 10 Werst weiter nach Süden, fast bis zum Hügel Schir-Tepe, zieht sich der Weg längs dem Heri-rud hin; dann aber schwenkt er nach Südosten ab, läßt den Fluß rechts und kommt bis Kusan nicht mehr an ihn heran. Von der Biegung bis zu den Trümmern eines Rabats beim Uebergang über das Gebirge Barchut, 50 Werst vor Kusan, ist der allgemeine Charakter des Weges immer derselbe: die Gegend ist theils eben, theils hügelig, doch sind die Hügel nicht bedeutend. Der Boden ist überall Sand und Lehm. Steile Abhänge sind selten, obgleich der Weg nur Saumpfad ist und deshalb, jeden kleinen Umweg vermeidend, gerade über die Anhöhen hinweg geht und in die Schluchten hinunter steigt. Um ihn zu einer fahrbaren Straße umzugestalten, müßte an einigen Stellen die Richtung geändert werden, an anderen eine wirkliche Straße gebaut werden; doch ist der Boden hier weich. Auf der ganzen Strecke findet sich gutes Futter für Pferde, und an den Abhängen der Berge trifft man häufig einzelne Pistazienbäume.

29 Werst von Nauruz-abad geht der Weg etwa eine halbe Werst weit neben einem theilweise verschütteten Kjäris. Darunter versteht man eine Reihe von Cisternen oder Wasserreservoirs, welche in geringer Entfernung von einander liegen und durch einen unterirdischen Gang mit einander in Verbindung stehen; man sammelt hier Wasser, um es weiter zur Bewässerung der Felder zu benutzen. In einigen Cisternen war noch Wasser vorhanden, dasselbe hatte aber einen bittern Geschmack, welcher nach Ansicht der Turkmenen daher kommt, daß die Cisternen lange nicht gereinigt sind; auch früher, zur Zeit als die Kjäris gehörig in Ordnung gehalten wurden, sei das Wasser nicht völlig süß gewesen, immerhin aber trinkbar. Das Vorhandensein von Salz in den nahen Gebirgen wird dadurch bestätigt, daß in nicht zu großer Entfernung vom Wege, im Westen am Fuße des längs dem Heri-rud hinlaufenden Gebirges, zwei beträchtliche Moore sich finden, welche nach Angabe der Tekke mit einer dicken Salzschicht überdeckt sind.

Die zwei Brunnen in Adam-jolan, 41 Werst von Nauruz-abad, liegen in einer elliptischen Einsenkung zwischen den Hügeln; hier war vollkommen süßes Wasser vorhanden, trotzdem daß die Reservoirs lange nicht gereinigt waren. Auch hier behaupteten die Merw-Turkmenen, daß zur heißen Jahreszeit das Wasser einen schwach salzigen Geschmack habe. Die Reservoirs haben eine Tiefe von 4,4 m, sind jedoch nur auf ca. 1 m mit Wasser gefüllt. Früher war die Anzahl der Brunnen größer, doch sind gegenwärtig alle bis auf zwei verschüttet. Vortreffliches Pferdefutter ist überall vorhanden.

Agar-tschisme (12½ Werst von Adam-jolam) ist eine Quelle mit ausgezeichnetem süßen Wasser; eine halbe Werst weiter aufwärts im Thal ist eine zweite gegenwärtig verschüttete. Die Ruinen von Kungrueli liegen 8½ Werst von Agarutschisme; die Brunnen von ca. 5,5 m Tiefe haben reichlich Wasser, welches freilich schwach salzig schmeckt. Von dort führen zwei Wege nach Afghanistan: der eine über Kizil-bulak (bis hierhin fast vollkommen eben) und Chombon, welchen wir einschlugen; der andere über Ak-rabat. Kizil-bulak, 39½ Werst von Kungrueli, mit einer reichlichen Süßwasserquelle, liegt ca. 420 m seitwärts vom Wege in einer zum Heri-rud führenden Schlucht, deren Wände aus rothem Sandstein bestehen. 20 Werst weiter überschreitet der Weg das Flüßchen Schar-jäb, welches so salziges Wasser hat, daß nicht einmal alle Pferde dasselbe trinken wollten. Der Weg geht weiter längs diesem Flüßchen, an welchem sich eine kleine Süßwasserquelle befindet, fünf Werst bis zu einem zerstörten Rabat, am Eingange in eine Schlucht der Borchut-Berge. Der Aufstieg zu denselben bietet keine Schwierigkeiten dar, und mit geringer Mühe würde der Weg zu einer Fahrstraße gemacht werden können. Das Gebirge besteht aus Sandstein, und auf der Höhe desselben entspringt der Schar-jäb aus einem Sumpfe. Die Höhe des Passes beträgt ca. 945 m über dem Meeresspiegel und ca. 270 m über der anliegenden Gegend [1]). Der Abstieg nach Kusan zu ist bequemer als der Aufstieg und würde auch heute schon für Wagen passirbar sein. Etwa in der Mitte des Abstiegs befindet sich ein Süßwasserquell Chombon (36 Werst von Kizil-bulak) und zwei Werst weiter am Ende eines kleinen aus der Quelle entspringenden Baches die Trümmer des Rabats Abdallah Chan. Von Chombon an senkt sich der Weg noch 6 Werst weit allmählich, dann theilt er sich; rechts geht es nach Pesch-Rabat am westlichen Ufer des Heri-rud; links nach Kusan; beidemal durch eine völlig ebene Gegend.

Kusan (45½ Werst bis Chombon) ist der erste afghanische Ort am Heri-rud auf dem Wege von Meschhed nach Afghanistan. Der Weg von Kusan nach Herat ist bereits von vielen russischen wie englischen Reisenden zurückgelegt und beschrieben worden; er zieht sich am nördlichen Ufer des Heri-rud durch eine vollkommen ebene Fläche hin.

Der von mir gemachte und beschriebene Weg ist der beste zwischen Serachs und Kusan, folglich auch der beste zwischen Aschabad und Herat, wie aus einem Vergleich mit den anderen Wegen hervorgeht. Alle Wege vom Kaspischen Meer über Meschhed nach Herat durchschneiden größtentheils Gebiete, welche besiedelt, bearbeitet und reichlich mit Wasser versehen sind und deshalb für größeren Verkehr sich eignen. Der Nachtheil dieser Wege aber liegt darin, daß man unbedingt einige Bergrücken übersteigen muß; die Herstellung eines fahrbaren Weges oder noch mehr die Anlage einer Eisenbahnlinie würde hier sehr bedeutende Arbeiten erfordern. Ganz besonders schwierig gestalten sich in dieser Beziehung die Wege von Aschabad über Meschhed nach Herat: um aus

---

[1]) Auf einer zweiten Reise im August und September 1882 fand Lessar westlich vom Passe von Chombon noch einen um ca. 100 m niedrigeren und für Wagen fahrbaren, Namens Kerwan-aman.

Achal und Attek nach Chorassan zu gelangen, muß man unbedingt das Gebirge Daman-i-kuh (Kopet-dagh) überschreiten. Für den bequemsten gilt der Germab-Paß von Göktepe nach Budschnurd; aber auch er böte einer Eisenbahn bedeutende Schwierigkeiten, welche kaum von den Vorzügen des Weges durch Chorassan anstatt desjenigen durch Attek ausgeglichen würde. Sollte ein Schienenweg schnell gebaut werden müssen, so kann von einer andern Richtung als über Serachs nicht die Rede sein.

Den Weg von Serachs nach Herat auf dem persischen Ufer werde ich später beschreiben; Wasser ist genug vorhanden, aber die zu überschreitenden Pässe erforderten gleichfalls viel mehr Arbeit, als auf dem Wege über Chombou. Die ganze Wegstrecke von Aschabad bis Herat beträgt 585 Werst. Der Bau einer Eisenbahn in dieser Richtung fordert auf den ersten 300 und den letzten 135 Werst keine besondere Arbeiten, die Strecke von 150 Werst in der Mitte zeigt dieselben Verhältnisse, unter denen anderweitig in Rußland Eisenbahnen gebaut worden sind, welche theils über ebene Flächen, theils durch hügeliges Land führen. Der Paß ist leicht zu überschreiten; wenn ein schneller Bau erforderlich wäre, so würde mit Zulassung scharfer Steigungen der Paß nicht hinter der übrigen Strecke zurückbleiben; auf allen übrigen Linien wäre dies absolut unmöglich.

Der Weg über Chombou ist größtentheils befahrbar; außer diesem Wege giebt es noch einige andere, welche gleichfalls die Gegend zwischen dem Heri-rud und Murghab von Norden nach Süden durchziehen und unter einander durch quer verlaufende Wege in Verbindung stehen. Durch verschiedenes Hin- und Herfragen habe ich auch über diese Wege einige Nachrichten gesammelt. Nächst dem Weg von Merw nach Herat bietet am meisten Interesse derjenige, welcher sich von dem von mir zurückgelegten bei Kungrueli nach Ak-rabat, eine reichlich mit Süßwasser versehene Lokalität, abzweigt. Gräbt man hier 1 Saschen (2,1 m) tiefe Brunnen, so kann man an jeder beliebigen Stelle Wasser finden. Weiter geht der Weg über zwei Süßwasserflüßchen Gürlen und Tschilime-Sonz. Der Paß über das Bordchut-Gebirge bei Tschilime-Souz ist nach den Beschreibungen von derselben Beschaffenheit, wie der bei Chombou. Hinter dem Paßübergang zieht sich ein Weg bis Kusan, in einer völlig ebenen Fläche, hin; der andere Weg führt nach Schikiwan über einige nicht hohe Hügelreihen. Der Weg von Merw nach Ak-rabat läuft anfangs längs dem Murghab, dann bis Tschemenibeid längs dem Kuschk. (Diese Wegstrecke ist von Shakspeare und Abbot beschrieben; sie ist zum Verkehr geeignet, da sie am Flusse hinziehend, stets Wasser und Pferdefutter bietet.) Dann wendet der Weg sich und geht an der Quelle Islim-Tschilime vorbei nach Ak-rabat. Durch diesen Weg wird das für Fahrzeuge unpassirbare Paropamisus-Gebirge am Ursprunge des Kuschk vollständig vermieden. Die Länge der ganzen Wegstrecke von Merw nach Herat beträgt ungefähr 380 Werst.

Die Bremer Expedition nach der Tschuktschen-Halbinsel.

Von Dr. Aurel Krause.

I.

In den Jahren 1881 und 1882 unternahmen wir, mein Bruder und ich, im Auftrage der Bremer Geographischen Gesellschaft eine wissenschaftliche Reise nach einigen Küstengebieten des Stillen Oceans, deren Verlauf in Folgendem kurz geschildert werden soll.

Das Ziel der Reise war zunächst die nordöstlichste Halbinsel Asiens, welche nach dem sie bewohnenden Volke der Tschuktschen den Namen Tschuktschen-Halbinsel führt. An ihrer Küste hatte Nordenskiöld den Winter von 1878 zu 1879 zugebracht, und seine und seiner Begleiter Schilderung von dem Lande und seinen Bewohnern erweckten allgemeines Interesse und den Wunsch zu einer weitern Erforschung der in vielfacher Beziehung merkwürdigen Halbinsel. Scheint doch die Beringstraße, welche dieselbe von dem gegenüberliegenden amerikanischen Festlande scheidet, die Brücke gewesen zu sein, über die in alten Zeiten die Stammväter wenigstens eines großen Theiles der amerikanischen Urbevölkerung hinübergezogen sind; treten doch hier die beiderseitigen Kontinente so nahe an einander, daß bei klarem Wetter die Küsten des einen von denen des andern erblickt werden können, und daß eine Bootfahrt von nur eintägiger Dauer den Verkehr der Bewohner vermittelt.

Der sicherste und schnellste Weg zur Erreichung dieser Halbinsel schien über San Francisco zu führen, da sich von dort aus alljährlich eine Anzahl von Walfischfängern und Handelsfahrzeugen nach der Beringstraße und durch dieselbe in das nördliche Eismeer begeben. So war denn auch für unsere Expedition San Francisco als Ausgangspunkt in Aussicht genommen. Am 5. Mai 1881 trafen wir, vier Wochen nach unserer Abreise von Europa, daselbst ein, in dieser wunderbar schnell aufgeblühten Stadt, welche trotz ihres geringen Alters von wenig über 30 Jahren heute bereits mehr als 300 000 Einwohner zählt. Leider erfuhren wir hier, daß die meisten Schiffsgelegenheiten, auf welche wir gerechnet hatten, nicht mehr vorhanden waren, und wir mußten in der That froh sein, schließlich noch eine letzte Gelegenheit wahrnehmen zu können. Auf einem kleinen Segelschiffe, einer Bark von 200 Tonnen, die den Walfischfängern, bevor sie ihre Spätsommer-Kampagne im nördlichen Eismeer beginnen, die bis dahin eingebrachte Ladung an Thran und Fischbein abnehmen sollte, entschlossen wir uns die Reise über den Stillen Ocean, bis zu den Küsten der Beringstraße zu machen. Außer unserer Ausrüstung führten wir ein Walfischfängerboot mit uns, sowie einen deutsch-russischen Matrosen, der uns als Bootsmann und Gehilfe bei unseren Arbeiten große Dienste leistete und sich bis zuletzt unseres Vertrauens werth zeigte.

Acht Wochen lang dauerte diese Fahrt, welche unter günstigeren Verhältnissen bequem in der halben Zeit hätte zurückgelegt werden können. Aber Windstillen und widrige Winde, sowie die geringe Segelfertigkeit des Schiffes verursachten eine so große Verzögerung, welche uns bei der bereits vorgeschrittenen Jahreszeit doppelt unangenehm war. Die Fahrt bot wenig Momente von größerer Bedeutung; keine Begegnungen mit anderen Schiffen oder Landungen

in fremden Häfen unterbrachen die Einförmigkeit des Lebens an Bord; erst als wir uns den Aleuten näherten, dieser Inselkette, welche sich quer über den Ocean von dem amerikanischen Kontinente zu dem asiatischen, von der Halbinsel Alaska zu der Halbinsel Kamtschatka hinüberstreckt, gewährte ein reicheres Thierleben, sowie der Anblick der aus dem Meere auftauchenden Gebirgslandschaft eine größere Abwechslung. Hier gesellten sich zu den wenigen Vögeln, die bisher unser Fahrzeug begleitet hatten, zahlreiche neue Arten; überall trafen wir entwurzelte Riesentange, vor allem eine Art (Macrocystis pyriformis), deren baumlange hohle Stämme in eine kinderkopfgroße Kugel endigen, an welcher lange schmale Laubblätter sitzen.

Das erste Land, das wir nach vierwöchentlicher Fahrt erblickten, war die kleine Insel Ukamok, südlich von Kodiak gelegen. Viel zu weit nach Osten hatten uns die beständigen Westwinde getrieben, und noch volle zwei Wochen hatten wir an dieser durch Nebel und Stürme gefährlichen Inselkette herumzulaviren, bis uns endlich die Durchfahrt durch einen der zahlreichen Pässe glückte. Von den nordwärts gehenden Schiffen wird am häufigsten der Unimak-Paß zwischen den Inseln Unimak und Akun gewählt, doch widrige Winde verwehrten uns hier die Passage. Wir segelten weiter zum Akutan-Paß, zwischen den Inseln Akutan und Unalaschka, doch auch hier gelang die Durchfahrt nicht, ebensowenig bei dem weiter westwärts gelegenen Paß der Four mountains, der vier Berge, wie er nach vier hohen Felseneilanden benannt wird. Jetzt wurde wieder ostwärts gesegelt, zum Akutan-Paß zurück, und dieses Mal glückte auch endlich die Passirung desselben. Aber wenig fehlte und die Fahrt hätte hier ein unliebsames Ende erreicht. Eine starke Ebbeströmung floß durch die enge Passage aus der Beringsee in den Großen Ocean, gerade als wir uns mitten in der Straße befanden, und eine Zeitlang bewegten wir uns trotz der durch einen günstigen Wind geschwellten Segel nicht von der Stelle. Die einbrechende Nacht und die große Nähe der felsigen Küste machte die Lage keineswegs unbedenklich, und nur ein Zusammentreffen günstiger Umstände, Abnahme der Strömung, Verstärkung des günstigen Windes und eine ausnahmsweise klare Nacht befreiten uns von der drohenden Gefahr der Strandung.

Die Kette der Aleuten, die wir nun passirt hatten, wurde im Jahre 1741 von Bering auf der Rückkehr von seiner letzten unglücklichen Fahrt nach den Küsten des amerikanischen Festlandes entdeckt. Auf der westlichsten dieser Inseln strandete Bering's Fahrzeug; die Mannschaft, durch den Skorbut, welchem auch der Kommandeur unterlag, decimirt, wurde zu einer beschwerlichen Ueberwinterung gezwungen, deren Einzelheiten uns durch die Beschreibung des trefflichen Steller, der Bering als Arzt und Naturforscher begleitete, anschaulichst geschildert worden sind. Im folgenden Jahre kehrten die Schiffbrüchigen auf einem Boote, das sie sich selber aus den Trümmern des Wracks gezimmert hatten, nach Kamtschatka zurück. Ihre Berichte von dem großen Reichthum der entdeckten Länder an werthvollen Pelzthieren regten zu zahlreichen Handelsunternehmungen an, durch welche in den nächsten Jahrzehnten die ganze Inselkette und die benachbarten Küsten des amerikanischen Festlandes im Interesse des Pelzhandels erforscht wurden. Promyschlenniks nannte man die kühnen Abenteurer von oft zweifelhaftem Rufe, welche diesem Gewerbe nachgingen, und welche in der Aussicht auf einen verlockenden Gewinn ihr Leben den größten Gefahren und Beschwerden aussetzten. Pelzrobben und Seeottern waren die Thiere, denen man vorzüglich nachstellte; namentlich die Felle der letzteren fanden einen sehr guten Markt in China, mit welchem Lande auch sehr bald ein lebhafter Handel betrieben wurde. Die eingeborene Bevölkerung bewog man theils durch gütliches Zureden, theils unter Anwendung von Gewalt, bei der Jagd der Thiere behilflich zu sein. Nachdem einige Widerstandsversuche mit rauher Hand erdrückt worden waren, fanden die Russen hier ergebene Diener, die ihren Glauben und ihre Sprache annahmen, und in frommer Hingebung an die ihnen gesandten Priester und in dem Festhalten an den Satzungen der griechischen Kirche mit ihren russischen Glaubensbrüdern wetteiferten. Noch heutigen Tages sind die Aleuten eifrige Bekenner der griechisch-orthodoxen Kirche, trotzdem sie bereits seit fünfzehn Jahren der Herrschaft der Vereinigten Staaten unterworfen sind.

Wie zur russischen Zeit ist auch jetzt noch die Jagd der Pelzthiere die Hauptbeschäftigung der spärlichen Bevölkerung, doch ist der Ertrag nicht mehr so bedeutend, wie ehemals. Die waldlosen Inseln sind vulkanischer Natur; eine ganze Reihe thätiger feuerspeiender Berge befindet sich auf ihnen, wiederholentlich sahen wir Kegelberge von tadelloser Regelmäßigkeit, auch Rauch von einzelnen derselben aufsteigen. Wenig bedeutend ist das Thierleben auf dem Lande, dagegen sind die Meere reicher bevölkert; ergiebige Kabeljau-Gründe befinden sich bei Kodjak und den Schumagin-Inseln, welche von einigen Firmen in San Francisco mit Erfolg ausgebeutet werden.

Doch ich kehre zu unserer Fahrt zurück. Kaum hatten wir die Aleuten-Kette passirt und das Berings-Meer erreicht, als auch gleich ein reicheres Thierleben die flacheren Gewässer ankündigte. Rings um das Schiff herum sah man breite Walfischrücken auftauchen, zwischen denen sich Delphine und Seehunde tummelten. Hier und da hatten schwimmende Tangmassen, auch für uns ein ergiebiger Fundort für allerhand kleines Gethier, Scharen verschiedener Vögel herbeigelockt, welche daselbst reichliche Nahrung fanden. Die Bering-See ist im Allgemeinen nur von geringer Tiefe; 25 bis 30 Faden, also ungefähr 50 m beträgt die mittlere Tiefe. Nur im westlichen Theile und in einem schmalen Strich nördlich von den Aleuten sind größere Tiefen, bis zu 80 und mehr Faden vorhanden. Südlich von den Aleuten dagegen existirt eine große Depression, in der sich die größten aller bisher gelotheten Meerestiefen, von über 4000 Faden, d. h. mehr als der doppelten Höhe des Mont-Blanc, befinden.

Die geringere Tiefe der Bering-See verräth sich auch sofort durch den verschiedenen Wellengang. Statt der lang gedehnten Wogen des Stillen Oceans haben wir hier einen kurzen Seegang, der bei starker Brise ein viel unangenehmeres Schwanken der Schiffe verursacht, als es bei dem stürmischsten Wetter im Großen Ocean der Fall zu sein pflegt.

Mitten in diesem Meere, das wir jetzt durchfuhren, liegen zwei kleine, öde Felseneilande, die trotz ihres geringen Umfanges eine hohe kommercielle Bedeutung besitzen. Pribylow-Inseln werden sie nach ihrem ersten Entdecker genannt, St. Paul heißt die eine, St. Georg die andere. Sie sind die Zufluchtsstätten der Pelzrobben oder Seebären (Callorhinus ursinus), die alljährlich in großen Zügen mit dem Beginn des Sommers hier anlangen und ihre Jungen hierselbst aufziehen, um dann im Herbste wieder die Wanderung nach Süden anzutreten. Eine Privatgesellschaft in San Francisco, die „Alaska Commercial Company", besitzt das Monopol der Ausnutzung dieser Inseln. Um einer Ausrottung der Thiere vorzubeugen ist in dem Vertrage mit der Regierung nur die Tödtung einer beschränkten Zahl erlaubt; 100 000 dürfen danach nur alljährlich geschlagen werden, 75 000 auf St. Paul, Zahlen,

welche besser als Worte von der ungeheuren Menge der Thiere, die sich hier einfinden, einen Begriff geben, zumal da man nur drei- und vierjährige Männchen tödtet. Trübes Wetter verwehrte uns auf der Hinfahrt den Anblick der Inseln. Erst die Lorenz-Insel kam uns wieder zu Gesicht, so benannt, weil sie am St. Laurentiustage im Jahre 1728 von Bering zuerst erblickt wurde. Sie wurde in die im Jahre 1867 für 7 200 000 Dollars an die Vereinigten Staaten verkauften russischen Gebietstheile mit inbegriffen, wiewohl sie den Küsten des asiatischen Festlandes näher liegt, als denen Amerikas. Am folgenden Tage, dem 4. August, kam uns zum ersten Male ein Theil des asiatischen Kontinents zu Gesicht, eine vorgestreckte Landspitze, Point Tschaplin oder Indian Point genannt, hinter welcher sich in der Ferne höhere Bergkuppen zeigten. Am 6. August endlich waren wir unserm Ziele, der Lorenzbai, nahe; aber dicker Nebel verhüllte wieder wie gewöhnlich die Küste. Trotzdem hielt der Kapitän auf dieselbe los, bis plötzlich der Nebelschleier auf einen Augenblick zerriß und uns das felsige Gestade wenige Schiffslängen vor uns offenbarte. Eine schnelle Wendung ließ uns der Gefahr der Strandung entgehen; hüllte auch der Nebel uns wieder dichter ein, so waren wir doch soweit orientirt, um ohne fernere Zwischenfälle den sichern Ankerplatz auffinden zu können.

Die Lorenzbai auf der Westseite und Point Providence oder Ploverbai auf der Südseite der Tschuktschen-Halbinsel bieten zwei wohlgeschützte Hafenplätze dar, welche von den Walfischfängern zur Einnahme von frischem Wasser, sowie zum Auskochen des Thrans und Reinigen des Fischbeins fast regelmäßig aufgesucht zu werden pflegen. Kahle felsige Ufer fassen die Bucht ein, nur hier und da wird das einförmige Grau durch ein saftiges Grün von Gräsern und Kräutern unterbrochen. Einzelne Schneeflecken, die bis an das Meeresgestade heranreichen, machen den Anblick dieser öden arktischen Natur nur noch unfreundlicher. Dazu ein nebelgrauer Himmel, ein herniederrieselnder kalter Regen, eine Lufttemperatur von durchschnittlich 5 bis 6° C. in dem wärmsten Monat des Jahres, fürwahr das Bild, welches sich hier unseren Blicken bot, war kein besonders anziehendes. Aber so wenig reizvoll diese Regionen auch dem Touristen erscheinen mögen, so interessant sind sie dem Forscher. Der Kampf um die Existenz, den Thier und Pflanze sowohl wie der Mensch hier unter besonders erschwerenden Umständen zu führen haben, verleiht den arktischen Gegenden ein hohes Interesse. Die rauhen Winde lassen die Pflanze nicht in die Höhe wachsen, der in geringer Tiefe beständig gefrorene Boden läßt sie nicht tief wurzeln; so vegetirt sie denn, dem Boden angeschmiegt, mit ausgebreiteter Blattrosette, aus deren Mitte sich die große lebhaft gefärbte Blume erhebt. Und mit wenigen Ausnahmen sind alle Gewächse ausdauernd; ohnedem würde ihre Fortdauer eine höchst unsichere sein, da ihre Samen in der kurzen Sommerzeit nicht immer zur Reife gelangen können.

Nicht minder lehrreich ist es, zu sehen, mit welchen Mitteln der Mensch seine Existenz einer armen Natur abringt, wie er in der Kleidung, in der Nahrung, in der Wahl und Einrichtung seiner Wohnplätze unbewußt den bestehenden Naturverhältnissen aufs Beste Rechnung trägt.

Als wir in der Nähe einer kleinen Sandinsel in der Lorenzbai vor Anker gingen, unterlagen wir einer komischen, durch den Nebel hervorgerufenen Täuschung. Zahlreiche Hütten der Eingeborenen glaubten wir an dem fernen Ufer zu erkennen, sowie auch Scharen von auf- und niedergehenden Menschen. Selbst die seekundige Schiffsbesatzung war längere Zeit in dem gleichen Irrthum befangen, bis die vermeintlichen Hütten durch das Teleskop als Grashügel erkannt wurden und die vermeintlichen Menschenscharen sich alsbald dadurch, daß sie sich in die Luft erhoben, als Gänse entpuppten. Wir sahen nun, daß die Küste, die vorher so fern schien, ganz nahe vor uns lag. Bald machten wir auch die Bekanntschaft mit wirklichen Eingeborenen; zwei Böte, vollgepfropft mit Männern, Frauen und Kindern näherten sich unserm Fahrzeug. Lärmend und lachend begrüßten sie uns und stiegen ohne Bedenken an Bord, um hier durch Gebehrden und Zeichen das Verlangen nach Sättigung auszudrücken. Einer und der andere sprach auch ein Wort englisch, oder wenigstens das Kauderwelsch, das unter dem Namen „pigeon english" (korrumpirt aus „business english") unter den Seefahrern bekannt und mit vielen spanischen und auch kanakischen Wörtern gemischt ist; „mi hungri" und „kaukau" riefen sie ein über das andere Mal, indem sie dabei zur größern Deutlichkeit mit den Händen auf ihren Bauch klopften. Für unsere Besucher wurde denn auch nach der durch die Walfischfänger einmal eingeführten Sitte ein großes Mahl bereitet, d. h. eine Schüssel mit Syrup und eine Portion Schiffszwieback hingestellt, über welche leckere Speisen sie gierig herfielen. Löffel und Gabel gebrauchten sie nicht; die Finger wurden in den Syrup gesteckt und dann abgeleckt.

In der Lorenzbai nahmen wir von dem Schiffe, das uns zwei Monate lang beherbergt hatte, Abschied. Mit unserm Boote und Gepäck begaben wir uns ans Land, woselbst wir alsbald auf dem kiesigen Strande neben zwei kolossalen Walfischschädeln ein Zelt aufschlugen. Auf den feuchten Boden wurde eine Gummidecke gebreitet, darüber eine wollene Decke; so ward unser Nachtlager hergestellt, das im Hinblick auf die nichts weniger als komfortable Lagerstätte an Bord des Schiffes noch leidlich bequem gefunden wurde. Den übrigen Raum des Zeltes nahm ein Theil unseres Gepäckes ein, ein anderer mußte wohl oder übel draußen gelassen werden, nur durch Gummidecken gegen den Regen geschützt. Während des zweiwöchentlichen Aufenthalts in der Lorenzbai widmeten wir unsere Aufmerksamkeit größtentheils der schwindenden Flora des kurzen Sommers. Außerdem wurden mehrfach Bootsausflüge zum Fischen mit dem Schleppnetz gemacht, welche auch reichliche Ausbeute an Konchylien und anderen niederen Seethieren lieferten. Daß alle, auch die kleinste Arbeit von uns selbst besorgt werden mußte, erfuhren wir sehr bald, und so erwünscht uns auch ein näherer Verkehr mit den Eingeborenen im Interesse von ethnologischen Studien und ethnologischen Erwerbungen war, so wenig konnte uns doch ihre Gegenwart bei der Vornahme von botanischen und zoologischen Sammlungen angenehm sein. Ganz besonders mußten wir darauf bedacht sein, unsern Spiritusvorrath vor ihren Augen und Nasen zu bewahren. Zwar war derselbe mit einer gehörigen Dosis Brechweinstein versetzt und dadurch für einen civilisirten Gaumen jedenfalls ungenießbar gemacht worden, aber wir hatten allen Grund zu befürchten, daß unsere tschuktschischen Freunde keinen Anstoß daran nehmen würden.

An unserm Zeltplatze befanden sich zur Zeit unseres Aufenthalts keine Hütten, nur Reste alter Ansiedlungen. Das nächste größere Dorf mit 13 Hütten, Jarangen genannt und etwa 60 Einwohner bergend, lag $^{3}/_{4}$ Meile weit ab. Bei einigermaßen günstigem Wetter kamen jedoch von hier sowohl, wie von einigen kleineren Niederlassungen am jenseitigen Ufer der Bai zahlreiche Besucher zu uns, theils zur Befriedigung ihrer Neugier und in Erwartung einiger Geschenke, theils auch, um dem Fange von Lachsforellen obzuliegen. Unter den Männern wie Frauen sind wohlgebildete Gestalten durchaus nicht selten; durchschnittlich sind sie von mittlerer Größe und zeigen durch breite, stumpfe

Nasen, etwas hervorstehende Backenknochen und schmale Augen eine Annäherung an den mongolischen Typus. Das Haar tragen die Männer kurz geschoren, indem sie jedoch einen Kranz von 4 bis 5 cm langen Haaren rings um das Haupt stehen lassen; die Frauen flechten das Haar in zwei über die Schultern herabhängende Zöpfe. Die Kleidung ist sehr gleichförmig, und Männer und Frauen unterscheiden sich darin nur wenig. Ueber die gewöhnliche Pelzkleidung, die meistens aus Renthierfellen hergestellt ist, wird bei Regenwetter ein aus Walfisch- oder Seehundsdärmen gefertigter Ueberrock getragen. Das Schuhzeug aus Seehundsleder ist ganz vortrefflich, außerordentlich leicht und wasserdicht. Die Mannschaften der Walfischfänger pflegen sich damit zu versorgen, und auch wir selber nahmen es seiner besonderen Vorzüge wegen viel in Gebrauch.

Kürzere Mittheilungen.

Lieutenant Wißmann's Brief aus dem Tuschilange-Lande.

Im Nachstehenden geben wir den auf S. 88 der vorigen Nummer erwähnten und bereits verloren geglaubten Brief des Reisenden mit Weglassung alles dessen, was jetzt nach Eintreffen seines Gesammtberichtes (s. oben S. 86) veraltet erscheint. Der Brief wurde in Kidimba, der Residenz des Tuschilange-Fürsten Dschingenge (6° 8′ 40″ südl. Br., ca. 22° östl. L., 600 m hoch am linken Ufer des Lulua gelegen), am 17. November 1881 geschrieben und hat mehr als 14 Monate gebraucht, um Berlin zu erreichen. Zu seinem Verständnisse dienen die Schütt'schen Karten, namentlich Tafel 3. Der Brief, welcher besonders deshalb wichtig ist, weil er uns zeigt, unter welchen Verhältnissen die dortige deutsche Station bestehen soll, lautet:

„Soeben erscheint ein Kioque-Häuptling, der mit uns hierher gereist ist, und der nun zurückkehrend, meinen Brief mitnehmen will. In höchstens einer Stunde will er seinen schon vorausgegangenen Leuten folgen. Ob diese Zeilen ihren Bestimmungsort erreichen, ist sehr fraglich, aber doch möglich!

Nach einer dreimonatlichen Reise von Kimbundu trafen wir hier am letzten Tage des Oktober ein, und zwar Pogge mit dem Gros der Karawane beim Mukenge, dem Kalamba d. h. ersten Fürsten der Tuschilange (Plural von Kaschilange), ich mit 20 Trägern beim Dschingenge (Kingenge nennen ihn die Ambaquisten), einem mit Mukenge in Fehde lebenden, aber ebenso mächtigen Empörer, der uns auf dem Wege begegnete und uns den Weg zum Lualaba zu zeigen versprach.

Deshalb begleitete ich ihn, während Pogge zum ersten Fürsten ging, um dort die Station zu gründen. Die Feindschaft der beiden Häupter ist für uns ganz gleichgiltig, und habe ich schon Pogge von hier aus (in einer starken Tagereise) besucht, auch stehen wir in Briefwechsel, der so sicher ist, als wenn er unter Dr. Stephan's Leitung stände.

Ueber unsern Weg kann ich vorerst nur in aller Eile berichten, daß wir hauptsächlich Schwierigkeiten mit den Kioques (Kiokos, Quiocos) hatten, die aus Furcht, wir würden ihnen den hier noch jungfräulich lohnenden Handel verderben, uns vielfach Schwierigkeiten in den Weg legten. Indeß sind wir stets entweder durch Bezahlen oder durch eiliges Marschiren, nur einmal mit Drohung, gewaltsam durchzubrechen, bis ins Lunda-Reich gelangt, das zwar dem Häuptling Kahungula gehört, aber dem vielgenannten Negerkaiser Muata Jamvo tributpflichtig ist. Den Häuptling Kahungula, denselben, der Herrn Dr. Buchner so schmählich hintergangen hat, haben wir selbst nicht gesehen, sondern nur die Schwester desselben, Namens Ginambansa, welche uns in unserm Eilmarsche nicht aufzuhalten vermochte. Hier sind wir durchgeschlüpft, ehe Kahungula oder seine Boten uns erreichen konnten.

In der Stadt, wo die Dame Ginambansa residirt, haben wir auch Buchner's Weg gekreuzt, nach meiner Beobachtung auf 7° 23′ 10″ südl. Br. Dann passirten wir den östlichen Theil der Länder Muata Kumbana's ohne besondere Hindernisse und überschritten den Kabuankabe, eine, einem kleinen Gebirge ähnliche Bergkette, an deren Fuß die Residenz Kiluata liegt, der nördlichste Punkt auf der Reise, welche Schütt unternahm. Wir ließen diese Negerresidenz jenseits (am rechten Ufer) des Tschikapa, höchstens zwei Tagereisen von uns entfernt, liegen. Sie befindet sich nach meiner Karte 10′ nördlich von der bei Ginambansa gemachten Beobachtung, also 7° 10′ bis 13′.

Immer dicht am linken Ufer des Tschikapa marschirend, kamen wir durch einige Dörfer der Tulluba oder Bena Mai, wie sie sich selbst lieber nennen, und dann durch das Land der Tupende bis an den Kassaifluß. Von Kimbundu bis hierher hatten wir Nord mit wenig Ost, von Kassai zum Lulua Ost-Nord-Ost. Die beiden großen Fälle des Kassaiflusses, obgleich in wenigen Stunden zu erreichen, konnte ich nicht besuchen, da man mich allgemein vor dem dortigen Häuptling Mai Munene (Munene = groß) warnte; derselbe würde mich nicht wieder fortlassen. Die beiden Wasserfälle heißen in der Sprache der Eingeborenen „Mbimbi Mukasch“ (Mann) und „Mbimbi Mulume“ (Frau) und sind dicht an der Einmündung des Tschikapa in den Kassai und 5 bis 6 Tagereisen nördlich von Kiluata. Schütt, welcher ihre donnernden Laute auf seiner Reise gehört haben will, ohne sich ihnen selbst nähern zu können, dürfte sich wohl getäuscht haben.

Die Passage des Kassai selbst ging außer den üblichen Prellereien der Fährleute gut von Statten, aber zur höchsten Zeit, denn noch war Pogge mit der Ueberbringung der Reitstiere auf dem linken Ufer beschäftigt, während ich auf dem rechten Ufer Ordnung hielt, als einige Boten von Häuptlingen am rechten Ufer ankamen, die unsere Passage hintertreiben sollten, mit der Drohung, auf dem rechten Ufer würden wir Feuer bekommen. Als die Kerle aber sahen, daß sie zu spät kamen, denn unsere Träger waren alle schon übergesetzt, zogen sie sich zurück, und keine Feindseligkeiten hinderten uns mehr, bis zu unserm jetzigen Aufenthaltsort vorzudringen.

Nur ein Strike unserer Träger drohte, die mehr Sold verlangten. Aber nachdem sie die Lasten auf unser Geheiß abgeliefert und bis auf zwanzig die Erlaubniß erhalten hatten, in ihre Heimath zurückzukehren, kamen sie beschämt wieder an, denn sie sahen ein, daß es für solche Scherze zu spät sei. So nahmen sie denn auch ihre Lasten wieder willig auf die Schulter.

Ein Streit, den die Träger, von Palmwein berauscht, in großer Betrunkenheit unter sich hatten, und bei dem einige Leute nicht unbedeutend mit Aexten und Messern verwundet wurden, war schon ernstlicher, denn von einigen wurde in der Aufregung des Streites bereits die Losung ausgegeben: „Laßt uns das Gepäck der Weißen rauben und entfliehen!“ Glücklicherweise gelang es, diese Aufwiegelung zu unterdrücken,

und wir vermochten sogar den Gebrauch der Feuerwaffe bei der Schlägerei zu verhindern.

Unser jetziger Aufenthaltsort Kidimba ist ein wirklicher sicherer Hafen. Es wohnt hier ein gutmüthiges Volk, das in dem Weißen ein so unendlich höheres Wesen erblickt, daß Unzuträglichkeiten zwischen uns und den Eingeborenen, wenn auch nicht völlig unmöglich, so doch höchst unwahrscheinlich scheinen. Von hier aus steht in Wahrheit nicht nur der Weg nach Norden, zu dem Tukete-Fürsten Lugnengo, der unendlich gern einen Weißen bei sich sähe, sondern auch die Route nach Osten und nach Süden offen. Wir haben uns für den Weg nach Osten entschieden, da der Mukamba-See in dem Reiche des Negerfürsten Mukenge selbst liegt. Es ist das der einzige hier nach Osten bekannte See, von dessen großen Wellen &c. der Tuschilangestamm sich viel zu erzählen weiß.

Waaren zum Tauschhandel und für Geschenke haben wir, Dank der großen Sparsamkeit und des richtigen Ueberschlages, den Dr. Pogge machte, noch genug. Ein Theil, genügend zur Rückkehr von hier nach Malange, bleibt hier unter Aufsicht unseres Dolmetschers Germano, der auch während unserer Reise das Stationshaus herzustellen hat."

Die schwedische Expedition von 1882 nach Spitzbergen.

Die Resultate der Untersuchungen von Baron G. de Geer und Dr. Nathorst, welche im vergangenen Sommer von der schwedischen Akademie der Wissenschaften zum Studium der Geologie und Geographie von Spitzbergen dorthin geschickt wurden (vgl. „Globus" XLII, S. 32, 256 und 288), sind der „Nature" (Nr. 689) zufolge sehr interessant. Dahin gehören zwei Karten, deren eine die Umrisse der Fjorde und Thäler im Süden der Insel nebst der Grenze des Inlandeises verzeichnet, während die andere die Meerestiefen um Spitzbergen und Skandinavien zur Anschauung bringt. Aus letzterer ergiebt sich, daß beide Länder gehobene Grate sind auf einem verhältnißmäßig ebenen Plateau, welches westlich von Spitzbergen steil in den Ocean abfällt. Ferner hat die Expedition festgestellt, daß die tiefen Fjorde und engen Thäler der Insel nicht durch Emporhebung der Erdkruste oder durch starke Wasserläufe, sondern durch die Wirkung von Gletschern während der Eiszeit entstanden sind. Spuren an den Felsen der Beeren-Insel machen es wahrscheinlich, daß einst die spitzbergischen Gletscher bis dorthin gereicht haben. Am Schlusse der Eiszeit erfolgte höchst wahrscheinlich ein plötzliches Sinken von Spitzbergen und Skandinavien und dann ein noch bedeutenderes Aufsteigen der Küsten, wie die Entdeckung alter Kiesgestade und Schalen von Salzwassermuscheln weit landeinwärts in beiden Ländern beweisen. Das Vorhandensein einiger der charakteristischesten Species der skandinavischen Flora und Fauna in Spitzbergen läßt sich vielleicht erklären durch eine Wanderung von Skandinavien her zu einer Zeit, als das Plateau zwischen den beiden Bergketten sich über dem Meeresspiegel befand (die „Arktis" des Geologen Karl Pettersen in Tromsö), etwa bald nach dem Ende der Eiszeit. Auf andere Weise scheint es unmöglich zu sein zu erklären, wie z. B. Vögel und namentlich solche, die auf dem Lande leben, ihren Weg nach jener circa 660 km von Skandinavien entfernten Insel gefunden haben könnten. Gleichzeitig sind zweifellos auch der gemeine skandinavische „Blaamusling" (Mytilus edulis) und einige andere Species in Spitzbergen eingewandert. Erstere ist jetzt zwar ausgestorben, muß aber den großen, an den Ufern sich findenden Muschelhaufen nach zu schließen, einst ziemlich gewöhnlich gewesen sein. Letzterer Umstand scheint auch zu beweisen, daß das Klima von Spitzbergen früher viel milder als gegenwärtig gewesen ist und bestätigt die Theorie eines Zusammenhanges von Spitzbergen und Skandinavien zur Eiszeit, da eine solche Landmasse den östlichen Arm des Golfstromes, welcher jetzt beim Nordkape vorbeifließt, in eine nördlichere Richtung und so die mildernden Elemente eines südlichen Klimas den jetzt öden Felsmassen im Arktischen Oceane, dem Archipele von Spitzbergen, zugelenkt haben muß.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die baierische Stadt Wörth in Unterfranken (am linken Ufer des Main zwischen Miltenberg und Aschaffenburg) hat durch die zweimalige Ueberschwemmung dieses Winters derart gelitten, daß die Regierung dem Magistrate vorgeschlagen hat, die Stadt an eine andere Stelle zu verlegen. Der Magistrat ist darauf eingegangen und hat einen Plan ausgearbeitet, nach welchem sich die Bewohner auf einem höher gelegenen Terrain ansiedeln sollen. Diese Verlegung einer ganzen Stadt ist in Europa wenigstens etwas seltenes.

— Marseille hat sich in den letzten Jahrzehnten zu einem Hauptthee hafen entwickelt. Im Jahre 1850 wurden dort nicht mehr als 12 000 kg eingeführt, und zwar meist aus den Lagerhäusern der Hansastädte und Londons. Zehn Jahre später stieg in Folge direkter Verbindungen mit dem Osten die Einfuhr auf 229 114 kg, wovon der weitaus größte Theil, nämlich 223 813 kg, aus China direkt kam. Seitdem hat sich dieser Handel beständig vergrößert, indem 1881 der Import auf 3 198 430 kg, davon 2 878 675 direkt aus China, gestiegen war. Die Gesammteinfuhr aller französischen Häfen an Thee betrug 3 572 268 kg; mithin entfallen auf Marseille allein über 95 Proc. derselben.

— Dr. Schliemann beabsichtigt im Nordwesten von Athen, wo die im Kampfe gefallenen Bürger beerdigt wurden, Nachgrabungen zu veranstalten und hofft dort des Perikles' Grabstätte zu finden. Später gedenkt er auch auf Kreta zu graben, einer Insel, deren geographische Lage die Ansicht vollauf rechtfertigt, daß gerade hier solche Untersuchungen Licht über die ältesten historischen Zeiten und darüber hinaus verbreiten werden.

Asien.

— In letzter Zeit haben sich die materiellen Hilfsmittel Britisch-Indiens rasch entwickelt. In wenigen Jahren ist der Weizen von Nord- und Central-Indien, der früher von gar keiner Bedeutung war, einer der Hauptexportartikel geworden. Die Tabak- und Cigarrenmanufaktur in Bengalen, Madras und Birma wächst jährlich an Bedeutung und verheißt eine große Zukunft. Kürzlich ist, wie der Calcuttaer Times-Korrespondent schreibt, eine neue Industrie dazugekommen, indem sich eine Gesellschaft zur Ausbeutung der Kupferlager von Baragunda in Tschota Nagpur gebildet hat. Dieselben sind schon längst bekannt, auch anscheinend im Alterthum bearbeitet und nur aufgegeben worden, weil die Eingeborenen nicht in größere Tiefen vorzudringen vermochten. Prof. Ball urtheilt in seiner „Economic Geology of India" sehr günstig über jene Lager, weil sie ausgedehnt sind und nahe an dem Eisenbahnsystem und den großen bengalischen Kohlenfeldern liegen. Schwierigkeit bereiteten bis jetzt die hohen Forderungen der Zemindare;

doch ist dieselbe jetzt überwunden, und daß die Calcuttaer Kaufmannswelt das Unternehmen für gut hält, wird dadurch bewiesen, daß die Aktien desselben in ein paar Tagen vergriffen waren und schon über Pari stehen sollen.

— Im Jahre 1878 wurde ein eingeborener Forschungsreisender, der zum Departement der indischen Aufnahme gehörte, nach dem nördlichen Tibet gesendet. Etwa vor einem Jahre verbreitete sich das Gerücht, daß er in der Nähe der Hauptstadt Lhassa von den Tibetanern ergriffen und so verstümmelt worden sei, daß er weder seine Reise fortsetzen, noch zurückkehren könne. Dasselbe hat sich indessen nicht bestätigt, vielmehr ist der betreffende Indier kürzlich wohlbehalten in Calcutta eingetroffen. Seine Schicksale sind sehr wunderbare gewesen: er wurde ausgeraubt, diente einige Zeit bei Mongolen als Hirte und wurde später von chinesischen Tataren sieben Monate lang zum Sklaven gemacht. Indessen ist es ihm gelungen, nordwärts über den Oberlauf des Huang-ho bis Tsaidam (westlich vom Kuku-nor) vorzudringen, also in Gegenden, welche uns durch Prschewalski bekannt geworden sind. Als es ihm auf der Rückreise nicht gelang, durch das Land der Mischmi (westlich von Assam) britisches Gebiet zu erreichen, mußte er einen großen Umweg bis Sikkim machen. Weiteren Einzelheiten über diese Reise darf man mit Spannung entgegen sehen.

Afrika.

— Der bekannte russische Reisende Peter von Tschihatschef hat die Zeit vom November 1877 bis Juni 1878 in Algerien und Tunis vornehmlich mit geologischen und botanischen Studien zugebracht. Seine in Briefform gekleideten Berichte darüber, welche nur selbst Gesehenes und persönliche Eindrücke wiedergeben, fanden bei ihrem Erscheinen 1880 in Frankreich großen Beifall, wie solcher auch der vom Reisenden selbst besorgten und überarbeiteten deutschen Ausgabe „Spanien, Algerien und Tunis“ (Leipzig, Th. Grieben 1882) nicht fehlen wird. Das Buch, für ein größeres Publikum bestimmt, behandelt in allgemein faßlicher Weise neben den persönlichen Erlebnissen besonders die physischen Verhältnisse, die Geologie, für welche bis jetzt noch wenig geschehen ist (S. 191), mit besonderer Vorliebe die Botanik, dann die Meteorologie (auf S. 168 wird Neues über das Klima der Stadt Alger mitgetheilt), die Aenderung des einst feuchteren Klimas in historischer Zeit (S. 326 und 375), die Bergwerke, wie z. B. (S. 289) den mächtigen Eisenberg von Mokra, die Fauna, wie z. B. die Löwen und Panther (S. 287 und 310) u. s. w. Den Schaden, welchen die Löwen allein, ihre Zahl zu nur 100 angenommen, jährlich der Viehzucht zufügen, beziffert sich auf mehr als 1⅓ Million Franken. Ungemein groß ist die Zahl der algerischen Mineralquellen (etwa ebenso groß, wie die Zahl der Löwen), wie überhaupt in Algerien die Wirkungen des Vulkanismus sehr zu Tage treten, während vulkanische Gesteine eine unbedeutende Rolle spielen (S. 363). Ungemein lobend äußert sich Tschihatschef über den Einfluß der französischen Verwaltung, ohne einzelne Schattenseiten (z. B. S. 68 die elende Dotation der Bibliothek und Sternwarte von Alger; S. 380 die Waldbrände 2c.) zu verschweigen. So viel auch immer noch Ackerbau, Baum- und Viehzucht im Allgemeinen zu wünschen übrig lassen, so ist der gewaltige Fortschritt der letzten Jahrzehnte in diesen Zweigen nicht zu verkennen. Erst 1881 begann die Ausfuhr von Getreide, Früchten und Gemüsen und erreichte nach fünf Jahren schon einen Werth von über 55 Millionen Franken! Ebenso hat sich der Export von Apfelsinen, Wein, Oel, Tabak, Halfa, der Ramie-Nessel und des Schlachtviehs ansehnlich gehoben (S. 383 ff.), ebenso die Mineralproduktion, der eine große Zukunft bevorstehen soll. Nur die Baumwollenkultur, welche in der Provinz Oran während des nordamerikanischen Bürgerkrieges blühte, ist seitdem vollkommen erloschen (S. 54). Ebenso zählen zu den Ruhmestiteln der Kolonie die verbreitete Schulbildung, die große dort herrschende Sicherheit, die Toleranz, die Vollendung vieler öffentlichen Bauten. Merkwürdig ist übrigens, daß es im Jahre 1876 in Algerien ebenso viele Franzosen, wie sonstige Europäer gab, daß die letzteren voraussichtlich bald die Franzosen an Zahl übertreffen werden, und daß die Zahl der Juden in Abnahme begriffen ist. Zu bedauern ist, daß die geschichtlichen Notizen oft nicht auf gleicher Höhe mit den naturwissenschaftlichen stehen (z. B. die Anmerkung auf S. 412), auch daß der Autor gelegentlich den Herodot, Polybios und Prokop lateinisch redend anführt, und daß keine bessere Karte dem Buche beigegeben ist, dessen Lektüre wohl zu empfehlen ist.

Vermischtes.

— Die Regierung der Vereinigten Staaten hat in einem diplomatischen Rundschreiben die Annahme eines gleichförmigen internationalen Meridians in Vorschlag gebracht, womit allerdings den Interessen der Schifffahrt und der Geographie gedient wäre. Es fragt sich nur, welcher Meridian gewählt werden soll. England wird natürlich nicht von seiner Greenwicher Bezeichnung abgehen wollen. Aber sollen andererseits die Generalstäbe von Frankreich, Oesterreich und Deutschland ihre sämmtlichen Karten, deren Eintheilung auf demjenigen von Paris resp. Ferro beruht, einer englischen Grille zu Liebe umarbeiten? Schwerlich!

— Diejenigen unserer Leser, welche die Ausbreitung der Mission mit Interesse verfolgen, erlauben wir uns darauf aufmerksam zu machen, daß Pfarrer Dr. G. Warneck seinen „Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart“ in zweiter Auflage (Leipzig, 1883) hat erscheinen lassen. Es giebt jetzt 70 protestantische Missionsgesellschaften mit 2942 Missionären, 1 889 783 Christen und 32 663 372 Mark Einnahme. Der Löwenantheil davon entfällt auf die englischredenden Gesellschaften in Großbritannien und Nordamerika, nämlich 45 Gesellschaften mit 2308 Missionären, 1 520 000 Christen und 29 Millionen Mark Einnahme.

— Seit Beginn dieses Jahres erscheint bei F. Vieweg und Sohn in Braunschweig unter der Redaktion von Richard Fleischer die „Zeitschrift für die gebildete Welt über das gesammte Wissen unserer Zeit und über alle wichtigen Berufszweige“, die einzige unter allen deutschen, wie auswärtigen Zeitschriften, welche durch fortlaufende und allgemein interessirende Berichte von hervorragenden Fachautoritäten (deren Namen die Beilagen zu Nro. 3 und 4 des laufenden Globusbandes mittheilen) über jeden wichtigen Berufszweig den Leser unterrichtet. Es bietet dieselbe deshalb für Alle einen hohen geistigen Genuß und eine reiche Belehrung. Die Berichte sind in Form von allgemein verständlichen Essays geschrieben und erstrecken sich auf Menschen- und Völkerkunde, Erdkunde, Astronomie, Physik, Chemie, Botanik Mineralogie, Geologie, Innere Medicin und Gesundheitspflege, Augenheilkunde, Chirurgie, Physiologie, Anatomie, Zoologie, Philosophie, Geschichte, Theologie, Staats- und Rechtswissenschaften, Natinalökonomie, Handel, Gewerbe, Industrie, Forstwirthschaft, Landwirthschaft, Meteorologie, Nautik, Kriegswissenschaften, Archäologie, Philologie, Pädagogik, Literaturgeschichte, Bildhauerei, Malerei, Architektur, Kunstgewerbe, Musik, moderne Literatur, Theater, die neuesten Erfindungen 2c.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIII. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Die Sosnowski'sche Reise durch China.

(Nach dem Berichte des Dr. Pjasetzki.)

IX.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen des Dr. Pjasetzki.)

In der Frühe eines sonnigen Morgens brach man von Chami auf, und nach einem langen Marsche durch die steinige Wüste, während dessen man die imposanten Schneegipfel des Gebirges immer vor sich hatte, kam man mit Einbruch der Dämmerung an den ersten Vorbergen an, wo das Lager aufgeschlagen wurde. In einem engen Thale stieg man am folgenden Tage empor. Der herrliche, von unzähligen Singvögeln belebte Wald, durch den der Weg zuerst führte, blieb bei dem schnellen Ansteigen des in den Felsen gehauenen Pfades bald hinter den Reisenden zurück. Nur an den nördlichen Abhängen zeigten sich noch dichte Waldstrecken, in denen schöne Lärchen und mächtige Wachholderbüsche vorherrschten. Bald war die Schneeregion erreicht; die eisige Luft und der scharfe Wind, der sich plötzlich erhob, erschien den durch die Wüstenhitze Verwöhnten fast unerträglich. Es hatte augenscheinlich erst in der letzten Nacht hier oben geschneit; der zusammengewehte Schnee bedeckte an einigen Stellen kaum das feine dichte Gras des Bodens, an anderen hüllte er über fußhohes grünes Buschwerk fast vollständig ein. Eine Menge von Insekten und Schmetterlingen lagen erstarrt auf der Schneedecke. Auf dem Kamme des Bergrückens, in einer Höhe von 9000 Fuß über dem Meere, stand ein alter chinesischer Tempel; daneben waren einige Jurten aufgeschlagen, die von chinesischen Soldaten bewacht, den Reisenden eine Unterkunft für die Nacht gewähren sollten.

Auf einer Straße, die für drei oder vier nebeneinander fahrende Wagen breit genug gewesen wäre, ging es am nächsten Morgen wieder abwärts. Zwei Tagemärsche brachten die Karawane der Reisenden nach der Stadt Barkul, deren hohe mit vier starken Thürmen besetzte Mauer einen chinesischen, ziemlich gut erhaltenen und einen fast gänzlich verwüsteten Mandschu-Stadttheil umschloß; jeder derselben war noch für sich von einem starken Erdwall umzogen. Einen eigenthümlichen Eindruck machte ein über dem Thore der chinesischen Stadt aufgehängter Käfig, der hier nicht, wie man es an anderen Orten so oft gesehen hatte, das Haupt eines hingerichteten Verbrechers, sondern ein paar Stiefel enthielt. Auf ihre Fragen nach der Bedeutung des wunderlichen Thorschmuckes erfuhren die Reisenden, daß dies die Fußbekleidung eines vor Kurzem von hier nach einem andern Orte versetzten Mandarinen gewesen sei, der von seinen Untergebenen und der ganzen Einwohnerschaft besonders geliebt, ihnen nach altem symbolischen Brauche die Schuhe, die er beim Verlassen der Stadt an den Füßen trug, als Andenken hinterlassen hatte.

Das jetzige Oberhaupt von Barkul, der Mandarin Wan, empfing die Reisenden mit dem größten Wohlwollen. Er hatte schon mehrfach zu Europäern in Beziehung gestanden und war nicht wenig stolz auf die dabei erworbene Kenntniß ihrer Sitten, die er in der bei vornehmen Chinesen heute nur zu häufig vorkommenden lächerlichen Art zu kopiren bemüht war. Ein großer Liebhaber von Waffen, Pferden und kostbarem Reitzeug, ruhte er nicht eher, als

See Barkul. Im Hintergrunde der Tiën-schan.

bis sämmtliche Mitglieder der Expedition seine in der That reichen Sammlungen in diesen Artikeln gesehen und bewundert hatten. Die Prachtstücke derselben waren ein schönes Windchestergewehr zu 16 Schuß und ein Zaum, für den er seiner eigenen Angabe zufolge etwa 7000 Mark nach unserm Gelde bezahlt hatte. Sehr verschieden von der freundlichen Aufnahme seitens des Gouverneurs war das Verhalten der Einwohner von Barkul den Fremden gegenüber. Bei jedem Gange durch die Straßen der Stadt, die an hübschen Tempeln und Thürmen, sowie an reichen, vor den Häusern der Beamten errichteten Altären manches Sehenswerthe bot, wurden die Reisenden von einer Volksmenge begleitet, die von stummem Anstaunen bald zur rohesten Verhöhnung der Europäer überging.

Es war ein stattlicher Zug, in dem die Expedition nach eintägigem Aufenthalte in Barkul die Stadt verließ. Eine Eskorte von dreißig berittenen, mit Piken und Luntengewehren bewaffneten Soldaten sollte sie bis nach Gutschen, der letzten chinesischen Stadt, begleiten; neun Wagen und dreißig Kameele waren zum Transport des Gepäcks und der Mundvorräthe nothwendig. Kaum vor der Stadt angelangt, mußte die ganze Karawane auf Wunsch der chinesischen Begleiter an einem Tempel Halt machen, der das Tsin-tschan-beï, eines der größten Heiligthümer Chinas, enthielt. In einem aus Gitterwerk errichteten, von einem Leinwanddache überwölbten Kiosk inmitten des Tempelhofes befindet sich der heilige Stein, eine aufrechtstehende Nephritplatte von etwa 2 m Höhe, 1 m Breite und $^1/_2$ m Dicke. Mit ihrem in Form eines kolossalen Pilzes sich verbreiternden untern Ende tief in die Erde eingegraben, trägt die Platte auf ihrer einen polirten Breitseite eine lange Inschrift, die angeblich vor 3000 Jahren von dem berühmten Feldherrn Tschjan selber eingeschrieben worden ist und eine Aufzählung seiner sämmtlichen Kriegszüge und Siege enthält. Kleine, in Stein geschnittene Nachbildungen dieses Denkmals werden zu Tausenden und aber Tausenden durch das ganze chinesische Reich verkauft und stehen als gegen Feuersgefahr wirksame Amulete bei dem Volke im höchsten Ansehen. Die Mandarinen von Lan-tschëu-fu, welche die Reisenden bis hierher begleitet hatten und nun die Heimreise antraten, verehrten jedem von ihnen als Abschiedsgabe eines dieser kostbaren Amulete. Am folgenden Tage kam man an dem großen See von Barkul vorbei, der sich, von einem breiten, am Ufer abgesetzten weißen Salzrande umgeben, rechts von der Straße lang hinzog. Getreidefelder, auf denen die Ernte im vollen Gange war, gelbe, verdorrt aussehende Wiesen, kleine Dörfer und vereinzelte Häuser folgten nun eine gute Strecke weit; dann kam wieder eine menschenleere, traurige und unfruchtbare Gegend. Nach sieben heißen Tagemärschen durch dieselbe langte man in Gutschen an, wo ein von dem obersten Mandarinen des Ortes vorbereiteter festlicher Empfang die Reisenden erwartete. Schon weit vor der Stadt war an der Straße ein großes blaues Zelt aufgeschlagen, in dem eine feierliche Begrüßung stattfand; vor dem Hause aber, das zur Aufnahme der Expedition hergerichtet worden war, erhoben sich stattliche Triumphbögen, die, mit rothem und blauem Baumwollenstoff umwunden, in dem hellen Sonnenschein heiter genug aussahen. Die Stadt Gutschen selber, auch wieder ein Komplex von nicht weniger als fünf kleinen Ortschaften, die jede für sich von einem Erdwalle und alle zusammen von einer gemeinsamen Mauer eingeschlossen sind, ist ebenso unansehnlich wie unbedeutend. Die meisten der Häuser sind ziemlich rohe Lehmbauten. Auch die von einem einzigen niederen Thore durchbrochene Zinnenmauer und der kleine, das Thor überragende Tempel sind aus demselben Material aufgeführt. Von Handel und Verkehr ist in dem kleinen Orte, der nur als Stationspunkt für die Karawanen

Triumphbögen in Gutschen.

einige Wichtigkeit hat, nichts zu merken. Die nächste Umgegend ist unfruchtbar und zum größten Theil unangebaut; die nothwendigsten Lebensbedürfnisse müssen von weither gebracht werden und haben einen dementsprechend hohen Preis.

Bei trübem Wetter und starkem Winde verließ man am 18. September Gutschen, von einem in der Stadt engagirten Führer begleitet, der es übernommen hatte, die Karawane auf dem kürzesten Wege nach dem Grenzposten Saisan zu bringen. Das sichere Auftreten des Mannes, der behauptete, den Weg schon mehrmals gemacht zu haben, bewog Sosnowski, seinen Angaben mehr Glauben zu schenken, als den Warnungen der Mandarinen von Gutschen, die entschieden von der Wahl eines andern, als des allgemein gebräuchlichen, freilich weitern Karawanenweges durch die Wüste abriethen. So versah man sich denn auch mit einem nur geringen Vorrath an Lebensmitteln für Menschen und Thiere; denn der Führer erklärte, daß man überall Wild in Menge, sowie auch zahlreiche Weideplätze für Pferde und Kameele finden würde.

Nachdem man die traurige Umgebung von Gutschen hinter sich hatte, kam man zunächst durch weite Steppen, deren hohes Gras den Pferden bis über die Köpfe reichte. Hier befanden sich einige große Winterlager der mongolischen Nomaden, um deren im Kreise aufgestellte Jurten Herden von Kameelen, Rindern und Schafen weideten. Am folgenden Tage ging es schon wieder durch die Wüste; so weit das Auge reichte, war nichts zu sehen als einförmige, oft 20 m hohe Hügel gelben Flugsandes. Da sich die Ortskenntniß des Führers am ersten Tage schon als durchaus nicht zuverlässig erwiesen, hatte Sosnowski in einem der Mongolenlager noch einen zweiten, angeblich wegkundigen Führer engagirt. Leider zeigte es sich nur zu bald, daß auch dieser mehr versprochen hatte, als er leisten konnte. Es währte nicht lange, so waren die Beiden über die einzuschlagende Richtung uneins; nun ging es bald nach rechts, bald nach links, bald hatte man die Sonne im Gesicht, bald im Rücken bei dem vergeblichen Suchen nach der ersten der verheißenen Quellen, deren Erreichung für die Pferde schon dringend nothwendig erschien. Schließlich mußte man nach einem ganzen, in so unersprießlichem Hin und Her verlorenen Tage das Nachtlager aufschlagen, ohne den erschöpften Thieren ausreichendes Futter oder einen Tropfen Wassers geben zu können. Der nächste Tag brachte klares Wetter; die Schneegipfel des Tiën-schan, die mächtige Bergmasse des Bogdo-Ola zeichneten sich in scharfen Umrissen gegen den blauen Himmel ab. Nach Angabe der chinesischen Begleiter der Expedition (man hatte von Gutschen eine Eskorte von zehn Mann Militär mitgenommen) befand man sich hier etwa 50 km von dem Baï-schan entfernt, einem großen, angeblich thätigen Vulkane des Tiën-schan (in Wahrheit sind es brennende Kohlenlager, s. „Globus" XL, S. 334). Leider durften die Reisenden nicht daran denken, sich durch einen Ausflug nach jenem Theile des Gebirges über die Begründung oder Nichtbegründung dieser Angabe Gewißheit zu verschaffen. Auch von den gewaltigen Gipfeln des Bogdo-Ola behaupten die Chinesen, daß auf ihnen von Zeit zu Zeit Flammen und mächtige Rauchwolken zu sehen seien: eine Erscheinung, die im Volksglauben durch das häufige Verweilen des Gottes Fo oder Fu-je auf diesen Bergen erklärt wird.

Der Bogdo-Ola.

Ein glücklicher Zufall ließ die Führer am Abend des vierten Marschtages die Brunnen von Sebi-küïtei auffinden; es war die höchste Zeit für die halbverhungerten und verdursteten Thiere, freilich, noch nicht das Ende ihrer Leiden. Schon am nächsten Tage verloren die Führer, die, durch ihr Glück muthig gemacht, behauptet hatten, den Weg nach Saisan von hier aus mit verbundenen Augen finden

zu können, aufs neue die Richtung. Schwere Tage des Leidens und der Entbehrung, unaufhörlich fruchtlosen Umherirrens und trüber Ahnungen folgten für die Reisenden. Pferde und Kameele versagten eines nach dem andern den Dienst, man mußte sich entschließen, sie am Wege liegen zu lassen, nachdem man denen, die der chinesischen Regierung angehörten, zuvor den Schwanz und ein Ohr abgeschnitten hatte; denn diese beiden Stücke müssen zum Beweise, daß die Thiere wirklich umgekommen und nicht etwa verkauft sind, den betreffenden Verwaltungsbehörden abgeliefert werden.

Nach vielfach vergeblichen und verlorenen Märschen in brennender Sonnengluth kam man endlich aus dem Gebiete der Sandwüste, wo sich doch hin und wieder noch eine dürftige Spur von Pflanzenwuchs, ein niedriger Strauch oder einige vereinzelte Grasbüschel gezeigt hatten, in die bei weitem traurigere Region, deren thoniger Boden felshart und vollständig kahl ist. Jetzt endlich gaben die Führer zu, was sie während der ganzen letzten Tage beharrlich abgeleugnet hatten, daß sie den Weg gänzlich verloren hätten. So war es denn wieder einem glücklichen Zufalle zu verdanken, daß man am 25. September an einer Quelle, den Brunnen von Charmali, ankam. Das salzige Wasser, das hier in einem dünnen Strahle aus der Spalte eines gewaltigen Granitblockes hervorsprudelte, wurde von Menschen und Thieren mit gleicher Begierde getrunken. Man schlug das Lager für die Nacht im Schutze der Hügel auf, die hier aus der einförmigen Ebene emporragten, und trat am nächsten Morgen etwas gestärkt, wenn auch nicht zuversichtlicher, den Marsch ins Ungewisse an. Es war nur eine Wiederholung dessen, was man in den vorhergehenden Tagen durchgemacht hatte. Die Thiere konnten nicht mehr vorwärts, auch die Leute waren allmählich so kraftlos geworden, daß man immer von neuem Halt machen und die Führer allein auf die vergeblichen Entdeckungstouren aussenden mußte. Voller Verzweiflung entschloß man sich nach drei so verbrachten schrecklichen Tagen, nach der Quelle von Charmali zurückzukehren. Mit Aufbietung der letzten Kräfte erreichte man sie am Abend des 29. September und fand hier durch das glücklichste Zusammentreffen die Rettung, auf die man kaum noch gehofft hatte. Eine Karawane von chinesischen Kaufleuten und einigen Mongolen, die auf dem Wege von Gutschen nach Kubuk-saïry begriffen waren, hatte ihr Lager bei der Quelle aufgeschlagen. Unter den Mongolen, die einen Viehtransport von Kubuk-saïry nach Gutschen gebracht hatten, befanden sich zwei, die sich als Führer nach Saisan anboten und für deren Zuverlässigkeit ihre Begleiter gutsagten. Mit Freuden nahm Sosnowski das Anerbieten an, und so brach man denn am Morgen des 30. September, gerade 20 Tage, nachdem man Gutschen verlassen hatte, von der Charmali-Quelle auf.

Ritt durch die Sandwüste.

Ohne weitere Schwierigkeiten legte man nun den letzten Theil der Wüstenreise zurück. Am 7. Oktober kam man bei dem ersten Winterlager der torgutischen Kalmücken in der Steppe, am 10. in Tschagan-hamyr an. Am 14. endlich erreichte man Saisan, wo das lange Ausbleiben der Reisenden schon Besorgniß erregt hatte. Eine Militäreskorte, die ihnen von hier aus nach Bulun-tochoï entgegengesandt worden, war nach acht Tagen vergeblichen Wartens von dort zurückgekehrt; seitdem hatte die Möglichkeit eines traurigen Endes in der Wüste, dem die Expedition in der That ja auch nur durch Zufall entgangen war, die Gemüther vielfach beschäftigt.

Ein achttägiger Aufenthalt in Saisan ließ die Strapazen der Wüstenreise bald vergessen. Dann löste sich die Reisegesellschaft auf: Sosnowski und die übrigen officiellen

Mitglieder der Expedition traten die Heimreise nach Petersburg an; die Kosaken und der Dolmetscher Andrejewski kehrten nach Semipalatinsk zurück. Von den drei Chinesen, die sich mit der Absicht, nach Rußland zu gehen, der Expedition angeschlossen hatten, zogen zwei es jetzt plötzlich vor, wieder in die Heimath zurückzukehren. Nur einer, ein junger Bursche von 15 Jahren, folgte dem Kosaken Smokotnin, seinem besondern Beschützer und väterlichen Freunde, nach Semipalatinsk.

Die Bremer Expedition nach der Tschuktschen-Halbinsel.

Von Dr. Aurel Krause.

II.

Mit dem Benehmen der Leute uns gegenüber konnten wir im Allgemeinen zufrieden sein, nur daß uns wiederholt ihre Neugier und Bettelsucht lästig fielen, und daß es schwer war auch gegen gute Bezahlung (d. h. in Waaren; von dem Werthe des Geldes haben sie noch keine Ahnung) sie zu kleinen Dienstleistungen zu bewegen. Lieber saßen sie den ganzen Tag träge vor dem Zelte, müßig unseren Arbeiten zuschauend und über Hunger klagend, als daß sie sich aufgemacht hätten, uns Fische, Vögel oder was wir sonst begehrten, zu besorgen. Mit Mühe erhielten wir einige Lachsforellen, deren Kopf sie sich jedoch regelmäßig ausbaten, um ihn auf der Stelle roh zu verzehren. Auch sonst ließen sie sich gern mit den Ueberresten unserer Mahlzeiten bewirthen, ohne dabei im geringsten wählerisch zu sein. Nur reichlichere Zusätze von Salz und Pfeffer waren ihnen unangenehm, während sie dagegen an Süßigkeiten einen großen Gefallen fanden. Uebrigens wurden wir durch einige kleine Diebstähle gewarnt, unseren Besuchern nicht allzusehr zu vertrauen. Auch war unsere geringe Zahl keineswegs geeignet, ihnen zu imponiren, und ein vorsichtiges Auftreten daher geboten, um so mehr als diese Küsten-Tschuktschen von dem Vorhandensein einer russischen Regierung keine Ahnung haben und sich einer Verantwortlichkeit für ihre Handlungen nicht bewußt sind.

Schon mit dem Gedanken vertraut, für Monate auf den Verkehr mit den Eingeborenen angewiesen zu sein, wurden wir durch die unerwartete Ankunft eines russischen Kriegsdampfers, des „Strjelok“ freudig überrascht. Der „Strjelok“ hatte zu dem Geschwader gehört, das vor zwei Jahren, als man den Ausbruch von Feindseligkeiten mit China befürchtete, in die ostasiatischen Gewässer geschickt worden war. Nach Beilegung der Differenzen hatte er Ordre bekommen, die nordöstlichen Küsten Sibiriens zu besuchen, um durch Entfaltung der russischen Flagge den Eingeborenen eine Idee von ihrer Zugehörigkeit zur russischen Macht beizubringen. Der Kommandant, Kapitän de Livron, der bereits auf Vermittelung des Auswärtigen Amtes durch seine Regierung von unserm Aufenthalte in Kenntniß gesetzt worden war, bot uns freundlichst jede Unterstützung an. Nachdem wir noch an einer Bootexpedition in das Innere der Bucht Theil genommen hatten, folgten wir dem Anerbieten des Kommandanten, uns mit dem „Strjelok“ nach dem Ostkap zu führen. Am Abend des 30. August verließen wir die Lorenzbai und am folgenden Morgen waren wir angesichts der steilen Felsen des Ostkaps. Nachdem wir dasselbe bei schönstem Wetter umfahren hatten und somit in das Eismeer eingedrungen waren, verließen wir mit unserm Boote den Dampfer, der nach Kap Serdzekamen weiter dampfte, während wir dem Lande zusegelten, nach einer Stelle, woselbst wir unseren Erkundigungen zufolge eine größere Tschuktschen-Niederlassung erwarten durften. Bald entdeckten wir auch am Strande die Hütten der Eingeborenen, die aus der Ferne gesehen das Ansehen von Maulwurfshaufen hatten. Zwei Tschuktschenböte, die auf den Walfischfang ausgegangen waren, gaben uns das Geleit. Als wir aber am Strande anlangten, bemerkten wir, daß derselbe völlig ungeschützt vor uns lag, und eine tosende Brandung jeden Versuch einer Landung zu verbieten schien. Auf Zureden der Eingeborenen jedoch brachten wir zunächst einen Theil unseres Gepäckes in ihre leichten Lederböte und stiegen selbst in dieselben hinein. Die nun bewerkstelligte Landung bildete eine aufregende, aber auch höchst interessante Episode. Nachdem jeder seinen Posten eingenommen hat, wird auf die Brandung zugerudert, deren Getöse die lauten Zurufe der Männer übertönt. Da, als eben eine besonders hohe Welle das Boot fast auf den Strand schleudert, wirft ein Mann von der Spitze aus einen an langer Leine befestigten aufgeblasenen Seehundssack in die Brandungswelle, die ihn weit auf das flache Gestade hinaufrollt; zugleich aber rudert die Mannschaft unter Aufbietung aller Kräfte rückwärts, um das Boot aus der gefährlichen Nähe des Strandes zu entfernen. Der am Ufer gestrandete Sack wird eiligst von einem der dort wartenden Leute erfaßt und höher hinaufgezogen, wo zahlreiche hilfsbereite Hände die Leine ergreifen. Wiederum wird nun eine günstige Welle abgewartet, dann auf ein gegebenes Zeichen unter Zusammenwirken der Ruderer und der am Lande befindlichen Dorfbewohner das Boot mit einem Male auf den Strand gebracht. In demselben Moment springen die Insassen heraus, erfassen das Boot und tragen es höher hinauf aus dem Bereich der nachfolgenden Brandungswelle. Doch glückt es nicht ganz, und ein Sturzbad durchnäßt noch Kleider und Gepäck. Nach dieser Erfahrung durften wir unser schwereres Boot einer gleichen Procedur nicht aussetzen. Auf einem weiten Umwege mußte es in die gleich hinter dem Strandwalle befindliche Lagune geführt werden, und erst nach Mitternacht langte es zu unserer Beruhigung an.

Die Niederlassung, in der wir uns nun befanden, ist vielleicht die bedeutendste an der ganzen Küste des Tschuktschenlandes. Uedle wird sie von den Eingeborenen genannt; sie zählt 42 Hütten und etwa 250 Einwohner. Die Hütten bestehen aus einem aus Walfischrippen hergestellten Gerüst, über welches Walroßhäute gespannt sind; im Innern ist noch ein kleiner viereckiger Schlafraum abgegrenzt. Die Tage unseres Aufenthalts in Uedle waren uns durch den regen Verkehr, welchen wir mit der völlig naturwüchsigen Bevölkerung unterhielten, besonders interessant. Wir besuchten den größten Theil der Hütten, lernten ihre Einrichtungen kennen, beobachteten die täglichen Beschäftigungen der Männer und Frauen, zogen allerhand

Erkundigungen ein und unterhielten einen lebhaften Tauschhandel, durch welchen wir die charakteristischsten Geräthe des Haushaltes, Waffen und Kleidungsstücke erwarben. Trotzdem unser Zelt täglich der Sammelplatz einer großen Schar von Besuchern, von Männern, Weibern und Kindern war, so hatten wir doch weniger als in der Lorenzbai Veranlassung, mit ihrer Aufführung unzufrieden zu sein. Auch kam uns nicht die geringste Kleinigkeit abhanden, wiewohl eine strenge Aufsicht unsererseits ganz unmöglich war; desgleichen zeigten sie sich bei dem Handel durchaus ehrlich, wenn sie auch einen möglichst hohen Gewinn zu erzielen suchten. Freilich hatten wir uns in den Schutz des reichsten Mannes, der uns als der Vornehmste bezeichnet wurde, begeben, und dessen Einfluß schien doch hinreichend groß zu sein, um uns vor Uebergriffen seiner Landsleute zu sichern. Auch war die Bettelsucht in Uedle minder groß als in der Lorenzbai, und wohl nicht mit Unrecht glaubten wir darin eine Folge des geringern Verkehrs mit den Walfischfängern zu erkennen. Doch klagte man auch hier über Hungersnoth im Winter, und man wies uns die lange Gräberreihe der im letzten strengen Winter dem Hungerstode Erlegenen. Auf dem steinigen Abhange in der Nähe des Ortes befanden sich diese Grabstätten, die in nichts anderm bestehen, als in einer Umrahmung von Steinen, innerhalb welcher der Leichnam offen niedergelegt wird. Wölfe, Hunde und Raben sorgen bald für die Vertilgung der irdischen Ueberreste. In der That sind die Subsistenzmittel des Volkes seit etwa 20 Jahren außerordentlich verringert worden. Vor dieser Zeit soll die Beringsee von Walfischen und Walrossen dicht bevölkert gewesen sein. Der schonungslose Vernichtungskrieg, den jedoch die Walfischfänger seit Jahren gegen diese Thiere führen, hat ihre Reihen gelichtet und die Ueberlebenden immer weiter nach Norden gedrängt.

Ein heftiger Südsturm, der drei Tage lang wüthete, machte größere Ausflüge von Uedle aus unmöglich. Das Meer war in einem gewaltigen Aufruhr; jeden Augenblick hatten wir zu befürchten, daß uns das Zelt über den Köpfen fortgerissen würde. Als der Südsturm etwas nachgelassen hatte, war es Zeit an die Abreise zu denken. Denn Gefahr lag im Verzuge; der kurze Sommer neigte sich seinem Ende zu, und von der Gewalt der Herbststürme hatten wir bereits durch den eben überstandenen Sturm eine Vorstellung erhalten. So verließen wir denn am 24. August Uedle und begannen unsere Bootfahrt der Küste entlang nach Süden. Nur einige Momente dieser fast dreiwöchentlichen Bootfahrt, während welcher wir durch stürmisches Wetter wiederholt zu unfreiwilligem Aufenthalte gezwungen wurden, will ich hier hervorheben. Der schwierigste Theil war die Umseglung des Ostkaps. Die steilen Felsküsten bieten nicht den geringsten Zufluchtsort gegen ein plötzlich entstehendes Unwetter. Heftig und unregelmäßig pflegen die Winde in dem engen Thor zwischen dem asiatischen und dem amerikanischen Kontinente zu wehen, und dazu ist noch eine starke Strömung aus der Bering-See in das Eismeer zu überwinden. In der That mißglückte auch der erste Versuch einer Umsegelung. Durch den heftigen Gegenwind wurden wir zur Umkehr genöthigt, und nach zweitägigem vergeblichen Bemühen mußten wir froh sein, wieder ungefährdet in die Lagune eindringen zu können, was eben auch nur unter Aufbietung aller Kräfte gelang. Erst ein zweiter Versuch hatte bessern Erfolg. Ein außergewöhnlich ruhiges und schönes Wetter begünstigte die Fahrt, bei der es uns gelang, die wahre Gestalt des Ostkaps genauer zu bestimmen und wesentliche Irrthümer, die auch auf den neuesten russischen und amerikanischen Karten enthalten waren, zu berichtigen. Nach 18stündiger Fahrt, die größtentheils rudernd zurückgelegt wurde, trafen wir um Mitternacht in einer kleinen Bucht, die wir als nächsten Landungsplatz erkoren hatten, ein. Hier wurden wir abermals drei Tage lang durch einen Nordsturm aufgehalten. Bei der Weiterfahrt nach Süden nöthigte uns ein plötzlich entstehendes Unwetter wieder in die Lorenzbai einzulaufen. Von hier fuhren wir dann nach der Metschigmenbai, deren unbekanntes Innere wir zu erforschen gedachten. Nicht ohne Mühe gelangten wir durch die enge Einfahrt in die weite Bucht. Drei Tage verwandten wir auf die Erforschung derselben und drangen ziemlich tief in das Innere ein, mußten dann aber mit Rücksicht auf die vorgeschrittene Jahreszeit einen günstigen Wind für die Rückkehr benutzen. Wir durchfuhren dann den Seniavin-Archipel, umsegelten weiter Point Tschaplin, besuchten noch die Markusbai und langten schließlich am 12. September in der Ploverbai an, woselbst wir erwarten durften, von einem der nach San Francisco zurückkehrenden Walfischfänger aufgenommen zu werden. Die Ploverbai hat ihren Namen nach dem englischen Schiffe Plover erhalten, welches unter dem Kommando des Kapitän Moore zur Aufsuchung Franklin's in das Eismeer geschickt wurde und hier von 1848 bis 1849 überwinterte. Während unseres dreiwöchentlichen Aufenthalts hierselbst widmeten wir unsere Zeit hauptsächlich zoologischen Sammlungen und dem Studium der spärlichen Eskimobevölkerung, die vielfach vermischt und in beständigem Verkehr mit den Tschuktschen, oder richtiger Tschautschnat, die Lebensweise und die Sitten des seßhaften Theiles derselben angenommen haben, aber sich doch durch den verschiedenen Typus und die verschiedene Sprache von diesen unterscheiden. Durch die rauhe Witterung, welche Bootfahrten nur an wenigen Tagen gestattete, wurden wir jedoch in unserer Thätigkeit schon sehr beeinträchtigt. Nachdem bereits wiederholentlich Nachtfröste stattgefunden hatten, bedeckte sich in der Nacht zum 29. September die Bucht, an der wir unser Zelt aufgeschlagen hatten, mit einer ziemlich starken Eisdecke, die glücklicherweise noch einmal aufthaute und unser Boot wieder frei gab. Als nun ein Schuner, derselbe, der die amerikanische meteorologische Expedition nach Point Barrow gebracht hatte, in den Hafen einlief, benutzten wir die Gelegenheit, mit demselben die Rückreise nach San Francisco anzutreten, und dabei noch einige Punkte der Küste, namentlich Indian Point und die Lorenzinsel zu besuchen. Im Gegensatz zu der Hinfahrt wurde die Rückreise in verhältnißmäßig kurzer Zeit bewerkstelligt. Bereits am 3. November 1881 langten wir in San Francisco an. Nachdem wir von dort aus unsere Sammlungen spedirt hatten, was einige Zeit in Anspruch nahm, rüsteten wir uns zu einer neuen Fahrt nordwärts. Wir gedachten den Winter in Alaska zuzubringen, woselbst uns die Unterstützung einer Handelsgesellschaft, deren Präsident, Herr Paul Schulze in Portland, uns freundlichst eingeladen hatte, zugesagt war. Wir begaben uns zunächst von San Francisco nach Portland, einer aufblühenden Stadt am Willamette, nicht fern von seiner Einmündung in den Columbia. Von dort fährt allmonatlich ein Dampfer nach Alaska. Wir bestiegen denselben am 3. December und nach Passirung der Barre am Ausfluß des Columbia und des berüchtigten Kap Flattery am Eingange der Fuca-Straße, landeten wir am 5. December in Port Townsend, einem jetzt noch unbedeutenden Orte von wenig über 5000 Einwohnern, der jedoch durch seinen guten Hafen und durch seine Lage an der Mündung des Puget Sound, dieser trefflichen Wasserstraße in das Innere von Washington Territory, alle Voraussetzungen einer glänzenden Zukunft besitzt. Von Port Townsend fährt man in sechs Stunden nach Victoria auf der Insel Van-

couver hinüber. Die Fahrt führt an den San Juan-Inseln vorbei, welche im Jahre 1859 beinahe zu einem Kriege zwischen England und den Vereinigten Staaten Veranlassung gegeben hatten. Durch den Schiedsspruch des deutschen Kaisers wurde die Streitfrage im Jahre 1872 zu Gunsten der Vereinigten Staaten entschieden. Victoria ist eine freundliche englische Stadt, deren Ruhe angenehm gegen das geschäftige Treiben in den amerikanischen Städten absticht. Die klimatischen Verhältnisse der Insel sind außerordentlich günstig, denen des südlichsten Englands entsprechend; zahlreiche immergrüne Sträucher schmücken die schönen Waldungen.

Von Victoria aus begann nun eine pittoreske Fahrt durch enge von waldigen Ufern umrahmte Kanäle, die uns lebhaft an verwandte Scenerien der norwegischen Küstenlandschaft erinnerte. Je nördlicher wir kamen, desto höher wurden die Berge, desto häufiger ragten einzelne nackte Schneekuppen über den dunklen Tannenwald empor. Port Wrangel in Alaska war der nächste Haltepunkt, und hier hatten wir bereits eine wirklich alpine Landschaft vor Augen. Der Ort selber verdankt seine Bedeutung dem Stikinfluß, der einen ziemlich bedeutenden Verkehr nach den Goldbergwerken am Cassiane in Britisch Columbien vermittelt. In Wrangel sahen wir auch die ersten Tlinkith-Indianer, den Stakhin-Stamm, dessen Ansiedlung durch eine ganze Reihe eigenthümlicher, zum Theil bunt bemalter Wappenpfähle ausgezeichnet ist. Am 12. December langten wir in Sitka an. Der Ort ist jetzt ganz unbedeutend; kaum 300 Weiße, von denen die Mehrzahl noch Halbblut ist, bewohnen ihn. Aber die Lage ist herrlich; einen prächtigen Rundblick hat man zumal von dem alten russischen Kastell, nach der einen Seite auf die steil bis 3000 Fuß aufragenden Berge des Innern der Insel, nach der andern auf die unzähligen kleineren und größeren bewaldeten Inseln im Hafen und auf die schneeweiße abgestumpfte Pyramide des Mount Edgecombe, der an den japanischen Fusi-jama erinnert.

Von Sitka aus fuhren wir durch die enge Peril-Straße nach Harrisburgh oder Juneau city, einer erst vor zwei Jahren gegründeten Goldgräberstadt. Goldsucher durchstreifen jetzt ganz Alaska und ihren wohl etwas zu sanguinischen Berichten nach dürfte das Land werthvolle Mineralschätze beherbergen. Die reichsten Goldadern sind bisher in Juneau city gefunden worden und hier hat sich auch alsbald ein reges Treiben entfaltet. Ein Stück altcalifornischen Lebens aus den Zeiten der ersten Goldfunde spielt sich da wieder ab, doch scheint das kalte Klima etwas ernüchternd zu wirken.

In Harrisburgh verließen wir den Dampfer, um mittels eines Bootes unser Ziel, die Handelsstation Chilcoot am Nordende des Lynn-Kanals zu erreichen. Sechs volle Tage nahm diese Fahrt, bei welcher uns ein Weißer und zwei Indianer begleiteten, in Anspruch. Der Boden war bereits überall mit mehrere Fuß tiefem Schnee bedeckt, so daß, wenn wir durchnäßt und durchkältet den Lagerplatz aufsuchten, erst lange Zeit an dem Wegräumen des Schnees gearbeitet werden mußte, ehe wir uns der Wohlthat eines Lagerfeuers erfreuen konnten. Am 23. December erreichten wir glücklich die Station, in der wir uns nun zu einem längern Aufenthalte einrichteten. In völliger Abgeschiedenheit von der Außenwelt verbrachten wir hier den Winter inmitten der Chilkat-Indianer, des mächtigsten und von der Civilisation noch am wenigsten berührten Stammes des Tlinkith-Volkes; die einzigen Weißen außer uns waren der Händler, der Missionär und dessen Frau, welche letztere erst vor einem halben Jahre ihre Wirksamkeit begonnen hatten. Somit war uns hier die beste Gelegenheit zum Studium des Tlinkith-Volkes gegeben, dessen höchst interessante Sitten und Gebräuche in einem später folgenden Aufsatz geschildert werden sollen.

Dr. Otto Finsch's Fahrten in der Südsee.

Ueber die im Auftrage der Humboldt-Stiftung in der Südsee 1879 bis 1882 ausgeführten Reisen des Dr. Otto Finsch verlautete bisher wenig, und gelegentliche Mittheilungen darüber in den Monatsberichten der Berliner Akademie blieben so gut wie unbeachtet. Der „Globus" enthielt nur zwei Notizen, in Bd. 35, S. 176 über den Beginn der Reise und in Bd. 41, S. 287 über den Besuch von Matupi bei Neu-Britannien, Neuseeland und Thursday-Island in der Torres-Straße. Seitdem ist Dr. Finsch nach Deutschland zurückgekehrt und hat am 2. December 1882 in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde einen Bericht erstattet (s. deren „Verhandlungen" Bd. IX, Heft 10), dem wir das Wichtigste entnehmen.

Dr. Finsch war durch jahrelange Studien mit der Fauna der Südsee vertraut geworden und wünschte durch eigene Beobachtungen namentlich im Westen derselben, in Mikronesien, von dem wir seit Chamisso und Kittlitz kaum eingehendere Kunde erhalten haben, diese Kenntnisse, namentlich in Betreff der geographischen Verbreitung der Thiere, zu erweitern, obwohl er sich bewußt war, daß in jenen thierarmen Gebieten keine großen Entdeckungen von neuen interessanten Thierformen zu erwarten ständen. Wichtiger noch war die ethnologische Seite der Reise, denn es galt zu retten, was noch zu retten möglich war, ehe der beständig wachsende Einfluß des Handels und der Mission die letzten Spuren des einstigen Naturlebens der Insulaner vollständig zerstörte. Wirklich gelang es Finsch auch auf verschiedenen Inseln gleichsam noch im letzten Augenblicke werthvolle Notizen und Sammlungen zusammenzubringen, während es auf anderen dazu schon zu spät war. Seine ohnehin ansehnlichen Resultate wären noch größer gewesen, wenn er das erste Erforderniß eines Südseereisenden, einen kleinen Schoner von c. 20 Tonnen und 6 bis 7 Leute gehabt hätte, wodurch ihm volle Unabhängigkeit von den spärlichen Reisegelegenheiten auf jenem unermeßlichen Oceane gesichert gewesen wäre.

Im April 1879 reiste Dr. Finsch über die Vereinigten Staaten nach Honolulu auf Hawaii, wo er kaum zwei Monate später eintraf. Von dort besuchte er Waimanalo an der Ostküste der Insel Oahu, wo ihm zwar alte Gräberfelder reiche Ausbeute lieferten, aber für Zoologie und Ethnologie nichts zu holen war. Dann wandte er sich nach der Insel Maui, wo Zuckerplantagen und verwildertes Rindvieh die eigenthümlichen Wälder schon zum großen Theile vernichtet und damit auch die sonderbaren Vögel und Landschnecken verdrängt haben. Erst in einer Höhe von ca. 1650 m erreichte der Reisende an der Nordseite des Vulkans Haleakala, dessen über 3050 m hohen Gipfel er

auch erstieg, die Region der einheimischen, hauptsächlich aus herrlichen Koa- und Ohia-Bäumen bestehenden Wälder, konnte dort die seltenen Vögel in der Natur beobachten und erlegte unter anderem die herrliche, sichelschnäbelige Drepanis coccinea, einen Vogel von der Größe einer Blaumeise, aus dessen scharlachrothen Federn früher die kostbaren Königsmäntel verfertigt wurden, wie ein solcher sich noch von Cook's Zeiten her im Berliner Ethnographischen Museum befindet, und wie er wegen Mangels an Federmaterial nie wieder angefertigt werden wird. König Lunalilo, der Vorgänger Kalakauas, war der letzte, welcher einen solchen Mantel besaß, und dieses letzte Stück des frühern Kunstgewerbes eines Naturvolkes wurde dem letzten männlichen Erben aus dem königlichen Geschlechte der Kamehameas mit in das Grab gelegt. Auf Hawaii vermochte der Reisende nichts von ethnographischem Interesse zu sammeln, da das wenige aus alter Zeit Vorhandene sich in Privatbesitz befindet.

Am 30. Juli verließ Dr. Finsch auf dem Regierungsschiffe „Hawaii", welches von der Marshall-Gruppe Einwanderer resp. Arbeiter für die Zuckerplantagen holen sollte, die Sandwichsinseln und langte nach 22tägiger Fahrt durch ein an Thieren äußerst armes Meer auf Jaluit an, einem Atoll, das aus 58 Inseln und Inselchen besteht, welche eine 27 Seemeilen lange, in der Mitte ca. 17 Seemeilen breite Lagune umschließen, deren Ufer sich mit bloßem Auge nur an gewissen Stellen undeutlich erkennen lassen. So anziehend der erste Anblick von Atollen mit ihren anscheinend dicht geschlossenen Palmenwäldern und ihrer mächtigen Brandungswelle ist, so sehr enttäuscht die große Armuth der Fauna und Flora. Letztere gipfelt in Kokospalmen und Pandanus; der mit Korallentrümmern und Muschelresten bedeckte Boden bringt kaum mehr als 60 Pflanzenarten hervor, während die Thierwelt noch ärmer ist. Außer unseren beiden europäischen, durch Schiffe eingeführten Rattenarten giebt es kein einziges Säugethier, und von Vögeln gar nur 20 Arten, darunter nur einen einzigen Landvogel, die weitverbreitete Fruchttaube (Carpophaga pacifica), die aber nur auf Inseln, wo der Brotfruchtbaum gedeiht, in spärlicher Anzahl vorkommt.

Auch auf den Marshall-Inseln, welche insgesammt 10 000 Bewohner (auf ca. 400 qkm nach Behm und Wagner) zählen, ist durch den Einfluß der Weißen — die kleine Insel Jabwor des Atolls Jaluit, wo sich die Faktoreien der beiden deutschen Häuser Hernsheim und Comp. und A. Capelle u. Comp. befinden, bildet den Mittelpunkt für den Handel von ganz Mikronesien — bereits ein großer Theil der Eigenthümlichkeiten der Eingeborenen verschwunden. Manches indessen konnte Dr. Finsch noch erwerben, z. B. eines jener seetüchtigen Kanoes aus Brotfruchtbaum, welche jetzt schon nicht mehr gebaut werden, und mit welchen die Marshall-Insulaner sich den Ruf ausgezeichneter Seefahrer erwarben, wenn sie auch, wie der Reisende sich zur Genüge überzeugen konnte, von Navigation keinerlei Kenntnisse besitzen. Auf Jaluit bot sich nun Gelegenheit, den südöstlich davon zu beiden Seiten des Aequators gelegenen Gilberts oder Kingsmill-Archipel auf einem Schiffe zu besuchen, welches von jenen menschenreichen Inseln [1]) eine Ladung Arbeiter nach Hawaii befördern sollte. Er verließ Jaluit im November 1879 und kehrte Anfangs Januar 1880 dorthin zurück, nachdem er auf dieser Kreuze die Inseln Maraki, Makin, Butaritari, Apaiang und Tarowa mehr oder minder hatte kennen lernen. Obgleich die Gilberts-Insulaner besonders durch die vielen zeitweisen Auswanderer schon mancherlei von ihren Sitten und Gebräuchen verloren haben, so hat sich bei ihnen im Ganzen doch noch mehr Ursprünglichkeit erhalten, als bei den Bewohnern der Marshall-Gruppe, denen die der Gilberts nicht allein körperlich, sondern auch in vielen anderen Dingen überlegen sind. Leider ruiniren sie sich aber durch den reichlich eingeführten Branntwein, den sie in Zeiten des Mangels durch selbstbereiteten Palmsaft, den sogenannten saueren Toddy, ersetzen. Sie besitzen wohlgepflegte Dörfer, deren Maneap oder Versammlungshäuser durch die für hiesige Verhältnisse kolossalen Dimensionen Bewunderung erregen. So hatte das große Maneap auf Butaritari eine Länge von 250 Fuß, bei 114 Fuß Breite, was für ein in seinen Theilen nur mit Stricken aus Kokosfasern zusammengebundenes Bauwerk gewiß sehr bedeutend ist. Die Gilberts-Insulaner kultivirten früher auch Taro und verfertigten sehr schöne Kanoes und die eigenthümlichen, mit Haifischzähnen besetzten, höchst gefährlichen Waffen, wie ihnen auch die sonderbaren aus Kokosfasern geflochtenen Rüstungen eigen sind. Von allen diesen Gegenständen gelang es Dr. Finsch sich noch eine ziemliche Anzahl zu verschaffen.

Im Februar und März 1880 folgte er einer Einladung des Konsuls F. Hernsheim, ihn auf einer Reise nach den Karolinen zu begleiten und dabei zunächst Kusai, Strongs-Island oder Ualan zu besuchen. Seit von Kittlitz (Ende der 20er Jahre dieses Jahrhunderts) war Dr. Finsch der erste Naturforscher, welcher dieses prächtige hohe Eiland mit seinen 2000 Fuß hohen Bergen und seiner überschwenglich reichen Vegetation betrat. Die von jenem geschilderte Thierwelt war noch dieselbe, nicht aber die Bevölkerung; dieselbe ist vollständig christianisirt und spricht mehr oder minder englisch, geht aber rasch ihrem Ende entgegen, da die Gesammtzahl kaum 300 erreicht. Dieser erheblichen Civilisation zum Trotze hat sich der eigenthümliche Baustyl der Häuser erhalten, ebenso die Anfertigung der schönen, aus gefärbter Bananenfaser gewebten Gürtel, welche die Eingeborenen noch immer trotz ihren europäischen Kleidern unter dem Hemde tragen. Anderes, was der Reisende dort erwarb, wie schön gearbeitete Beile aus Tridacna gigas, Schmuck aus Schildpatt u. s. w., gehört bereits der Antike an. Dann wurde die größere und bevölkerte Insel Ponapé oder Ascension, die Perle des ganzen Archipels der Karolinen, besucht, wo sich trotz dem Einflusse von Walfischfängern und Missionären noch mehr Originalität, z. B. die Feudalherrschaft, die Bauart der Häuser und anderes mehr erhalten hat. Schon auf der kleinen, Kusai benachbarten Insel Lälla hatte Finsch die Ruinen von Kolossalbauten aus zusammengelegten Basaltsäulen bewundert, wie sie vielleicht auf Erden einzig dastehen; in Ponapé sah er sie in bedeutend größerer Ausdehnung unter Leitung ihres Beschreibers J. Kubary, der ein Jahrzehnt lang für das Museum Godeffroy in der Südsee sammelte. Diese Ruinen von Nanmatal bedecken einen Flächenraum von über 41 Hektaren und bestehen aus etwa 80 künstlichen, auf dem Korallenriffe erbauten Inseln, welche durch Kanäle verbunden sind, deren größter mehr als 2000 Fuß lang und 200 Fuß breit ist. Dana und Darwin sahen in diesen Kanälen jetzt mit Wasser gefüllte, früher trockene Straßen und begründeten darauf hauptsächlich ihre Senkungstheorie einer gewissen Südseezone — mit Unrecht; denn wie die Bohrlöcher gewisser Muscheln deutlich beweisen, hat eine Hebung statt einer Senkung stattgefunden. In den von Kubary als Königsgräber bezeichneten Gewölben auf Nan Tanatsch förderten Nachgrabungen, welche der Reisende anstellte, Bruchstücke von Fischhaken aus Perlmutter und Schmucksachen

[1]) 37 000 Bewohner auf ca. 430 qkm nach Behm und Wagner; Dr. Finsch giebt das Areal der Marshall-Inseln zu ca. 35 Quadratmeilen (was für welchen?) an, das der Gilberts zu nur ca. 12.

aus rother Spondylus-Muschel zu Tage, die zur Genüge bewiesen, daß die Erbauer der Gewölbe mit der heutigen Bevölkerung von Ponapé identisch waren, was Kubary früher verneint hatte. Auch ansehnliche zoologische Sammlungen konnte Dr. Finsch auf Ponapé anlegen, welches eine weit reichere Fauna und namentlich Ornis (darunter den einzigen Papagai der Karolinen überhaupt) besitzt, als das nur 300 Seemeilen entfernte Kusai, welches doch von ganz derselben Beschaffenheit und Vegetation ist.

Als Finsch nach Jaluit zurückgekehrt war, verstrichen über drei Monate, ehe sich ihm Gelegenheit zur Weiterreise bot; erst im Juli traf der Hernsheim'sche Dampfer „Pacific" von Hongkong ein und brachte ihn nach Blanche-Bai auf Neu-Britannien (der jetzt in Mode kommende Name Birara bezeichnet nur einen kleinen Küstenstrich, keineswegs die ganze Insel), wo sich ihm sowohl hinsichtlich der Zoologie, als im Hinblick auf die schwarzen, kraushaarigen, noch fast ganz ursprünglichen Bewohner eine neue Welt erschloß. Dieselben gehen noch nackt und sind Menschenfresser, kennen aber weder Trunksucht noch Syphilis, ein Beweis, wie sehr sie bisher dem Einflusse der Weißen widerstanden haben. Acht Monate lang beutete der Reisende dieses reiche Arbeitsfeld aus, ohne daß er über die Grenzen von Blanche-Bai und der Nordküste hinausgekommen wäre. Denn zu Küstenreisen fehlte es ihm an einem Boote, und Ausflüge in das Innere lassen sich mit den Eingeborenen hier, wie auf Neu-Guinea nicht unternehmen, nicht etwa ihrer Wildheit wegen, sondern weil sie nicht über gewisse enge Bezirke hinausgehen und als Träger durchaus unzuverlässig sind. Finsch kam mit ihnen sonst prächtig aus und sammelte eine Menge von Nachrichten über sie; wenn dieselben während der Zeit seiner Anwesenheit fünf Weiße erschlugen, so hatten nur die letzteren Schuld daran.

Ende März 1881 fuhr der Reisende auf einem kleinen schmutzigen Schoner nach Sydney und von dort Mitte Mai nach Neu-Seeland, um im Anschlusse an seine polynesischen Studien die Maoris aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Da dieselben fast alle Originalität eingebüßt haben, so brachte er wenigstens eine Sammlung von Gipsabgüssen der schönsten Arbeiten in Stein und Holz, meist aus Privatsammlungen, zusammen, und nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten gelang es ihm auch, einige Gipsmasken von Maoris zu nehmen, die ersten, welche überhaupt von solchen angefertigt worden sind. Auch in zoologischer Hinsicht erlangte er, namentlich durch einen Ausflug in die Gletscher des Mount Cook, mancherlei Interessantes.

Mitte August nach Sydney zurückgekehrt, beendete er seine Ausrüstung und segelte Ende September nach Thursday-Island in der Torres-Straße ab, um von dort in einem Perlfischerboote nach Neu-Guinea überzusetzen. Doch bot sich dazu keine Gelegenheit, und so besuchte er zunächst einige andere Inseln, wie Morilug (Prince of Wales Island) und Mabiak (Jervis-Island) und verbrachte fast den ganzen December in Somerset, nahe Cape York, der äußersten Nordspitze Australiens, mit dem Studium der letzten Reste dreier eingeborener Stämme, die zusammen kaum noch 50 bis 60 Köpfe zählen. Dieselben sind durchaus verschieden von den Bewohnern der Torres-Straße, reinen Papuas, welche er bald darauf in ihrer eigentlichen Heimath Neu-Guinea kennen lernen sollte. Zu Beginn des Jahres 1882 konnte er, freilich unter ziemlich unangenehmen Verhältnissen, in einem kleinen Schoner nach Port Moresby, der Hauptmissionsstation an der Südostküste von Neu-Guinea, absegeln und erhielt dort von der Mission ein leerstehendes Haus. Die dortigen Papuas haben bis jetzt wenig von ihren Eigenthümlichkeiten eingebüßt, einmal weil die Londoner Missionsgesellschaft nicht so zerstörend auf die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen einwirkt, wie die Wesleyaner und Hawaiier, und zweitens weil der Handel, von ein paar kleinen Trepangfischern abgesehen, gleich Null ist. Es gab für ihn daher ausreichend Gelegenheit, das Leben von Pfahlbauern, zum Theil noch tief in der Steinzeit, zu beobachten, Sammlungen anzulegen und Gipsabgüsse, Skizzen und Photographien zu nehmen. In einem Walfängerboote unternahm er einen Ausflug östlich zur Keppel-Bai, wobei er auf kurzen Strecken wesentliche Abweichungen im Haushalt, in Geräthschaften und Waffen fand; während man vielleicht an dem einen Küstenstriche Bogen und Pfeile geschickt handhabt, sind dieselben nicht weit davon gänzlich außer Gebrauch. Dann setzte er sich, um sich etwas im Innern anzusiedeln, mit Inländern vom Stamme der Koiäri in Verbindung — die Küstenbewohner sind als Träger ganz unzuverlässig —, warb nach vielen Enttäuschungen 20 Träger für die mitzunehmenden Vorräthe an und ließ sich nahe dem prächtigen wilden Gebirgsflusse Laloki nieder, wo er sich mit etwa einem Tage Arbeit und anderthalb Mark Kosten ein höchst primitives Haus „Humboldtsheim" aufführen ließ. Von dort aus machte er verschiedene Ausflüge bis zum Goldie, einem rechten Nebenflusse des Laloki, der aus dem Herzen der Alpen des über 13 000 Fuß hohen Mount Owen Stanley herabbraust. An eine Besteigung desselben, die ohne Zweifel für alle Zweige der Naturwissenschaften reiche Ausbeute liefern würde, konnte er jedoch ebensowenig denken, als seine Vorgänger, aus dem einfachen Grunde, weil es ihm an Trägern fehlte. Mit Eingeborenen von Neu-Guinea wird dies überhaupt nie gelingen; es bedarf dazu Kräfte von auswärts und besonders hinreichender Mittel. Wie schwierig es ist, in jenem Theile der Insel mit den vorhandenen Trägern einen wenn auch noch so geringen Vorstoß zu machen, kann nur der ermessen, welcher jene Gebiete aus eigener Anschauung kennt. Der Missionar Chalmers z. B., der mit den Eingeborenen besser vertraut ist als irgend ein anderer, gelangte auf seiner Inlandreise nicht so weit als die Goldgräber, welche vom Golddurste getrieben, unter unsäglichen Beschwerden, obwohl im Besitze von Packpferden, in gerader Linie kaum 40 engl. Meilen ins Innere vordrangen. Nur 5 Meilen weiter liegt der Owen Stanley, und die ganze Breite der südöstlichen Halbinsel, die bisher noch kein Weißer durchkreuzt hat, beträgt kaum 100 engl. Meilen.

Nach fünfmonatlichem Aufenthalte kehrte Dr. Finsch, nachdem er erreicht hatte, was zu erreichen war, nach Thursday-Island zurück, verpackte dort seine Sammlungen und fuhr nach Batavia, wo er sich fast den ganzen August aufhielt und malaische Gesichtsmasken in Gips abgoß. Ueber Singapur, Ceylon und den Suez-Kanal kehrte er dann nach einer Abwesenheit von fast drei und einem halben Jahre nach Europa zurück, nachdem er mehr als 30 000 Seemeilen allein auf Schiffen durchmessen hatte.

Seine Sammlungen umfassen nicht weniger als 4000 ethnologische Gegenstände von 43 Lokalitäten, 290 Schädel, 200 Haarproben, zahlreiche Körpermessungen, über 200 Gipsmasken von 66 Lokalitäten (71 Abgüsse der hellfarbigen Polynesier, von denen er übrigens die Mikronesier nicht zu unterscheiden vermag; 100 Masken von den dunkelen, negerähnlichen Melanesiern, ferner solche von Australiern, Negern, Chinesen, Japanern und 9 Malaienstämmen), 6000 Wirbelthiere, 30 000 Invertebraten, 1000 Pflanzen, mineralogische Stücke, namentlich Korallenbildungen der Atolle und Petrefakten von Neu-Seeland, 400 selbstgefertigte Photographien und 200 Skizzen. Ein erstaunlicher Fleiß!

Von Aschabad nach Ghurian und Meschhed.

Von Ingenieur P. M. Lessar.

II.

3. Vier Tage in Afghanistan.

Ursprünglich hatte ich gar nicht die Absicht, nach Afghanistan zu reisen, aber der Zufall wollte es anders. Von Chombou geht der gerade Weg nach Persien über die Ruinen von Pesch-rabat; hier in der Nähe sind zwei oder drei Fuhrten, welche Ende April keine Hindernisse zum Ueberschreiten des Heri-rud geboten hätten, sobald sich ein Führer fand. In Ermangelung eines solchen blieb uns aber nichts anderes übrig, als bis Kusan zu marschiren und von hier auf der großen Straße nach Meschhed in Persien zu reisen.

In Kusan langten wir um neun Uhr morgens an. Vier Werst von der Festung ließ ich meine Alieli-Turkmenen zurück und sprengte in Begleitung zweier Dolmetschen allein voran. In Chorassan und Afghanistan spricht man persisch und fast niemand versteht tatarisch, mit dessen Hilfe man sich in West-Persien und mit den Turkmenen verständigen kann. Jemand, der Russisch und Persisch kann, ist in Aschabad eine große Seltenheit. Ich mußte deshalb zwei Dolmetschen haben, einen zum Uebersetzen aus dem Russischen ins Tatarische und den andern zum Uebersetzen aus dem Tatarischen ins Persische. Selbstverständlich ist dieser Modus schwerfällig und ermüdend.

In Kusan liegt noch viel in Trümmern, aber die Folgen des Friedens nach der Eroberung Achals sind auch hier bemerkbar: die zerstörten Gebäude werden wieder hergestellt und die Aecker werden nicht nur in der Nähe der Festung, sondern auch in beträchtlicher Entfernung davon bebaut. Als wir uns der Festung näherten, betrachtete uns die Wache nicht mit feindseliger, wohl aber mit bedenklicher Miene; die Richtung, aus welcher wir herankamen, schien vor allem wunderlich; denn für die Afghanen ist der von uns zurückgelegte Weg auch jetzt noch unpassirbar. Man eilte den Befehlshaber der Festung Ata-Mamed-Chan zu benachrichtigen, welcher uns bis an das Thor der Festung entgegen kam und uns nöthigte, in seine Behausung einzutreten. Nachdem wir einige enge Gäßchen zwischen Aeckern und Gärten durchschritten hatten, traten wir in ein zweistöckiges Haus, welches inmitten eines schönen mit einem Wasserbassin versehenen Gartens gelegen war. Hier ist überall Ueberfluß an Wasser, welches durch Kanäle aus dem Heri-rud geleitet wird, deshalb ist die Vegetation sehr üppig. Der Chan lud uns in liebenswürdiger Weise ein, einen Imbiß zu nehmen und rühmte sich vor seiner Umgebung, daß er in Kabul viele „Frengi" (Abendländer) gesehen habe und ihre Gewohnheiten kenne; deshalb gab er den Befehl, ein Huhn zu braten, aber dasselbe nicht nach afghanischer Weise in kleine Stücke zu zerschneiden, sondern nach fränkischer Weise in zwei Hälften zu zerlegen. Als man Thee reichte, versammelten sich gegen 20 Menschen im Gemach und sprachen darüber, was wohl meine Anwesenheit bedeute: ein Europäer und vor allem ein Russe kommt selten nach Kusan, im Jahre etwa einer; überdies erschien der Weg, welchen ich gemacht hatte, ungewöhnlich. Die vorsichtigen Leute meinten, daß der Herrscher Herats, Kundus-Chan, unzufrieden sein würde, wenn man ihm nicht meine Ankunft meldete; andere dagegen fürchteten, daß der Chan durch das Anhalten eines Russen sich Unbequemlichkeiten schaffte. Der Chan schwankte lange, wie er verfahren solle; endlich gewann die erste Ansicht die Oberhand; er bat mich, ein oder zwei Tage bei ihm zu verweilen, bis er einen Brief nach Herat geschickt und Antwort erhalten hatte. Ich hatte gar nichts dagegen, so lange Zeit im Thal von Herat zu verbringen, doch wünschte ich nicht in Kusan zu bleiben, eröffnete also dem Chan, wenn es nöthig sei, zu meiner Weiterreise nach Kafir-kala Erlaubniß aus Herat einzuholen, so wollte ich das Eintreffen derselben in Ghurian abwarten. Ata-Mamed war sehr erfreut darüber, weil er mich dadurch seinem Vorgesetzten, dem Chan von Ghurian, zuwies und von sich die Unzufriedenheit Kundus-Chans ablenkte, falls derselbe die mir bereiteten Hindernisse nicht gut heißen sollte. Drei Reiter und der Gehilfe des Chans (Naib) sollten mich nach Ghurian begleiten.

Als ich nun mit Ata-Mamed aus dem Thore der Festung heraus trat, fand ich meine Alieli-Begleiter, welche die ganze Zeit über mich erwartet hatten, sehr aufgeregt: ich hatte mehr als zwei Stunden in der Festung zugebracht und die Alieli hatten schon befürchtet, daß mir irgend etwas zugestoßen sei, und damit auch ihr Schicksal besiegelt gewesen wäre. Ihre Furcht vermehrte sich, als ich ihnen befahl, aufzusitzen und mit mir nach Ghurian zu reiten. Der Umstand, daß uns nur Afghanen begleiteten, beruhigte sie keineswegs, im Gegentheil brachte sie auf eine richtige Tekke-Idee: sie erbaten sich durch die Dolmetscher von mir die Erlaubniß im geeigneten Moment die Afghanen niederzuhauen und dann zu fliehen. „Lieber das Glück probiren, als sich lebend dem Feinde in die Hände liefern", sprachen sie, „die Grenze ist nahe; sie werden uns nicht einholen und werden nicht wagen uns über die Grenze hinaus zu verfolgen". Ich verbot dem Dolmetsch mir solche Dummheiten zu übersetzen. Alle meine Bemühungen sie zu überzeugen, daß wir uns in einem organisirten Staat, aber nicht unter Räubern, wie bisher, befänden, waren vergeblich: die wohl verdienten Gefühle des Hasses und des Abscheus, welche die räuberischen Horden der Tekkestämme allen ihren Nachbaren einflößen, waren den Alieli nicht fremd; sie erwarteten in Afghanistan und in Persien weniger Schonung zu finden, als von den Saryken. Die einzige Hoffnung gründete sich noch auf die Unverletzlichkeit meiner Person als eines Russen; sie bemühten sich deshalb unmittelbar in meiner nächsten Nähe zu bleiben.

Der Weg von Kusan nach Ghurian trennt sich von der Straße nach Herat nahe bei der Festung, zieht sich eine Strecke längs den Bewässerungskanälen hin und überschreitet auf der zwölften Werst bei Tirpul den Heri-rud. Die hier befindliche von Jar-Mamed-Chan erbaute Brücke hat mit der Auffahrt eine Länge von circa 8,4 m und wird auch bei hohem Wasserstande nicht überfluthet. Ihre Pfeiler und die Bögen bestehen aus Ziegelsteinen, und die Eisbrecher sind mit einer festen Gesteinsart bekleidet; in strengen Wintern wird nämlich das Eis so stark, daß es

einen Reiter trägt und die Eisgänge sind sehr heftig. Bei hohem Wasserstande geht der Weg von Herat nach Meschhed auch nicht über Kusan, sondern über Tirpul und weiter am linken Ufer bis Kasir-kala. Da der Heri-rud an die Bodenerhebungen an seinem Süduser heranreicht, zieht sich der Weg sowohl nach Kasir-kala als nach Ghurian als ein schmaler Pfad an steilen Abhängen hin. Deshalb überschreitet man bei niedrigem Wasserstande gar nicht die Brücke, sondern zieht es vor, an einer Fuhrtstelle den Fluß zu durchreiten und so in der Ebene sich weiter zu bewegen. Zehn Werst von Tirpul wird das Thal des Heri-rud breiter, am Ufer dehnen sich reiche Wiesen aus, auf welchen große Pferdeherden, 40 000 Stück, weiden. Pferde sind einer der wichtigsten Ausfuhrgegenstände aus Herat nach Persien; sie sind klein von Wuchs, von einfacher Rasse, aber kräftig und ausdauernd. Außerdem besitzen die Bewohner hier noch zahlreiche Viehherden.

Von Ghurian nach Herat ist es noch eine Tagereise (45 Werst). Das Thal erweitert sich noch mehr und ist überall fruchtbar. Oberhalb Herats ist ein Damm gebaut, wodurch das Wasser des Heri-rud in Kanäle geleitet wird, um das ganze Thal zu bewässern, welches das reichste aller Thäler in Mittelasien südlich vom Amudarja ist. Seine Hauptprodukte sind: Asa foetida, Safran, Pistazien, verschiedene Früchte, ausgezeichnete Weintrauben, Roggen, Weizen und Klee. Auch Seidenzucht wird in bedeutendem Maße betrieben. Wälder und Gestrüpp aber findet man nur hier und da am Heri-rud; die Bergabhänge sind vollkommen nackt; jeder Ort hat reiche Fruchtgärten, doch als Brennmaterial dienen nur verschiedene Dornengewächse, welche aus weit ablegenen Gegenden zugeführt werden.

Am Wege trafen wir nur nomadisirende Hirten; die Ortschaften selbst liegen alle in Trümmern und sind wegen der drohenden Einfälle der Turkmenen verlassen. Man zeigte uns auch Dörfer, welche im November des vorhergehenden Jahres (1881) von den Merw-Turkmenen geplündert worden waren. Zu jener Zeit machte ich die Voruntersuchung der Bahnlinie von Aschabad nach Serachs; das Gerücht, daß 3000 Reiter aus Merw ausgerückt, wohin, war unbekannt, rief in ganz Attek eine Panik hervor; allein die Merwer zogen auf verschiedenen Wegen nach Süden und plünderten alle Dörfer zwischen Schabasch und Schikiwan (westlich von Herat). Der Ueberfall wurde so plötzlich ausgeführt, daß die Räuber nicht verfolgt werden konnten; sie kehrten mit vielem Vieh und Gefangenen heim. Das war der letzte Raubzug (Alaman) der Merwer. Seither erscheinen nur selten noch Saryk-Turkmenen, aber stets nur in kleinen Haufen.

In Ghurian verbrachte ich zwei Tage. Der Chan bemühte sich soviel als möglich, mich zufrieden zu stellen; ich äußerte aber stets meinen Unwillen darüber, daß man mich aus reinen Formalitäten hier zurückhielt. Ich fragte, ob man so in Samarkand mit den afghanischen Kaufleuten verführe? Ob man wegen eines jeden Reisenden die Erlaubniß des Jarim-Padischah (Halbkaiser; unter dieser Bezeichnung ist in ganz Mittelasien der Generalgouverneur von Turkestan bekannt) einhole? Ich äußerte, daß die Russen ungehindert durch ganz Persien und umgekehrt die Perser durch ganz Rußland reisen dürften; das gefiel dem Afghanen nicht. Er suchte die Nothwendigkeit der bei ihnen herrschenden Gebräuche zu erklären: „Rußland ist ein großes Reich“, sagte er, „es hat niemanden zu fürchten; aber uns kann schon ein Mensch schaden; deshalb besteht bei uns das Gesetz, daß die höheren Behörden wissen sollen, wenn irgend jemand herumreist. Und nun hat das Glück einen Mann aus einem so großen Reiche, wie das russische in unser Land geführt; wir müssen ihn aufnehmen, bewirthen und begleiten, wie es sich gehört. Sind wir keine Menschen“, fügte der Chan in beleidigtem Tone hinzu, „daß man bei uns nicht zu Gaste sein kann; was haben wir Euch denn gethan, daß Ihr an unserm Hause vorbeireiten wollt, ohne etwas auszuruhen. Ihr seid ja nicht unser Gefangener, sondern unser Gast; das ganze Land ist Euer, fordert, was Ihr haben wollt.“ Der Chan verbot, uns etwas zu verkaufen, befahl das Geld zurückzugeben, was ich einem Afghanen für Brot bezahlt hatte und schickte mir und den Alieli während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes alles Nothwendige zu. Für mich war ein geräumiges Zelt aufgeschlagen worden und alle Minute erschien irgend jemand und fragte, ob ich nichts brauchte.

Am Abend des zweiten Tages kam aus Herat Nisametdin-Chan, der Gehilfe und Hauptrathgeber des Gouverneurs in Herat Serdar-Kundus-Chan mit großer Begleitung. Derselbe, bekannter unter dem Namen Achund-Sade (Sohn des Gelehrten), gilt in Herat für einen sehr klugen und schlauen Menschen und war ausgeschickt, um von mir zu erforschen, warum ich reiste. Nach Austausch vieler Artigkeiten und langem Hin- und Herreden, wodurch der Afghane seinen Zweck schwerlich erreichte, kamen wir darin überein, daß am andern Tage bei Tagesanbruch zwei Führer nach Chaf in Persien zu meinen Diensten bereit sein sollten.

Endlich, als es dämmerte, entschuldigte der Chan sich mit der Länge des Weges und ritt zurück, nachdem er mir zum Abschied eine große Menge Artigkeiten gesagt und den Befehl hinterlassen hatte, alle meine Wünsche genau zu erfüllen. Jetzt war es den lokalen Behörden schon klar, wie man in Herat über meine Ankunft dachte; sie wußten nicht, was sie vor Liebenswürdigkeit machen sollten und langweilten mich dadurch: ob ich nicht etwas brauche, sie wollten sich zu mir setzen, damit ich keine Langeweile spüre u. s. w. Vergeblich betonte ich die Nothwendigkeit morgen früh aufstehen zu müssen; die Chane verstanden die Anspielungen nicht und ritten erst um 9 Uhr Abends fort. Beim Abschied nahmen sie von mir ein Schreiben mit, des Inhalts, daß ich völlig zufrieden mit der Aufnahme sei. Ich lehnte es ab, mein Siegel unter ein persisches Schreiben zu drücken, sondern faßte selbst das Schreiben russisch ab. Es wäre interessant zu wissen, wer in Herat das Schreiben lesen wird.

4. Von Ghurian über Türbet-i-Haidari nach Meschhed.

Am 30. April verließen wir bei Tagesanbruch Ghurian. Der Weg geht zuerst über gute Weideplätze, wo große Schaf- und Pferdeherden weideten und verläßt dann schnell den Heri-rud. Wir begannen zu steigen, um einen 90 m hohen Bergrücken zu überschreiten, den man mit einem kleinen Umweg vermeiden könnte. In dem breiten Thale, welches wir durchritten, waren wir an einigen Einkehrhäusern (Rabat) vorbei gekommen; in ihren Wasserreservoirs befand sich noch Wasser, aber die Gebäude selbst waren durch die Merwer und Saryken zerstört. Jeder Schritt zeigte die Spuren der Erfolge jener Räuber, das ganze Thal bis Kerat ist von den Einwohnern verlassen.

Die Gegend ist übrigens nicht wasserreich; das etwa auf der Hälfte des Weges aus den nördlichen Gebirgszügen hervorkommende Flüßchen Scharon hat nur nach einem Regen Wasser; als wir vorbeiritten, bemerkten wir nur hier und da Lachen mit schwach salzigem Wasser. Eine

Werst weiterhin zeigte mir der Führer die persisch-afghanische Grenze, welche auf allen Karten weiter nach Osten angegeben wird.

Rechts und links am Wege sind künstliche Hügel sichtbar; sie wurden nach Angabe der Afghanen auf Befehl Nadir-Schahs aufgeschüttet um als Befestigungen und zur Errichtung von Wach- und Signalthürmen zu dienen. Wenn man sich Kerat nähert, so sieht man eine hohe Säule, welche unter demselben Fürsten die Bewohner von Balch errichtet haben, als sie hier Wache hielten; sie dient oben als Wachtthurm; der obere Theil ist eingestürzt, der Rest geneigt und wird bald einfallen. Innen ist sie hohl und enthält eine nach oben führende Wendeltreppe.

Kerat hat jetzt eine große Bedeutung als Stützpunkt für die Beschützung der persisch-afghanischen Grenze gegen die Einfälle der Saryken und Merwer; die Stadt liegt dort, wo die große Straße von Chaf nach Ghurian aus dem Gebirge tritt; von dort aus werden Wachen an die übrigen Bergübergänge geschickt und so die große Straße nach Meschhed vor den räuberischen Banden geschützt.

Von Kerat aus geht der Weg sechs Werst weit durch die Schlucht des Baches Ser-i-Tschischme, überschreitet den Paß und senkt sich zur Quelle Schischon. Einige Tage vor unserer Abreise waren in diesen Bergen sechs Einwohner aus Chaf, welche mit Kameelen nach Kerat wanderten, von den Saryken gefangen worden. In Folge dessen herrschte überall eine große Panik. Eine Anzahl Perser, welche mit beladenen Eseln uns begegneten, ließen bei Anblick der Alieli sofort Esel und Ladungen im Stich und flohen in die Berge. Der uns begleitende persische Dolmetsch ritt hinauf auf die Höhe, rief den Flüchtlingen zu und suchte sie zu beruhigen; sie hatten sich aber weit versteckt und entschlossen sich nicht hervorzukommen.

Von Schischon senkt sich der Weg hinab ins Thal; Chaf ist schon in einer Entfernung von 15 Werst sichtbar; vor der Stadt geht der Weg über zwei nach Süden fließende Bäche. Material zur Feuerung ist auf dem ganzen Wege von Ghurian an fast nicht vorhanden; nur mit Mühe findet man soviel, als zur Bereitung des Mittagessens oder Thees nöthig ist. Auch Futter für Pferde ist, sobald man das wiesenreiche Thal des Heri-rud hinter sich hat, nicht viel zu finden.

Chaf besteht aus einigen neben einander erbauten Befestigungen; um zu dem Bazar zu gelangen, muß man durch drei Thore reiten. Die Karawanserais sind fast alle leer, nichts ist zu haben; die Verkaufsläden liegen innerhalb der Befestigung inmitten schöner Gärten mit Mohn-Pflanzungen, mit Maulbeer- und Fruchtbäumen. Die Verkaufsgegenstände sind fast nur lokale persische; einfache Baumwollen- und Wollenzeuge sind zum Theil russisches, zum Theil englisches Fabrikat, wie aus den Etiquetten zu erkennen ist, welche die Kaufleute an die Wände ihrer Läden kleben.

Chaf ist der Aufenthaltsort des englischen Agenten für Herat, Oberst C. E. Stewart. Nach dem unglücklichen Schicksal, welches den Major Cavagniari in Kabul betroffen, wohnen die englischen Agenten nicht in den ihrer Aufsicht anvertrauten Provinzen, weil bei dem herrschenden Haß der Afghanen gegen die Engländer ihr Leben in Gefahr ist, sondern irgendwo anders in der Nähe. Stewart reiste als armenischer Kaufmann verkleidet während der Tekke-Expedition 1880 und 1881 unter dem Vorwand Pferde zu kaufen nach Deregez und verfolgte von hier aus die Aktionen der russischen Armee. Gegenwärtig ist, wie gesagt, Chaf das Hauptquartier des Obersten; doch reist er viel umher und beschäftigt sich mit Aufnahme der persisch-afghanischen Grenze. Im Frühjahr war er in Kafir-kala und reiste bis Pesch-Rabat; darauf rüstete er einige erfolglose Expeditionen aus, welche nach Merw unternommen werden sollten, und reiste dann nach dem Süden Persiens.

Der Weg von Chaf geht bis Türbet-i-Haidari nordwestlich durch ein breites Thal; nach Osten sind immerfort Gebirge zu sehen; nach Westen dagegen unbedeutende Hügel oder gar nichts. Der obere Boden ist fester Kies. Ueber alle Schluchten mit steilen Abhängen sind kleine Brücken gebaut, über welche ein nicht schwer beladener Wagen fahren kann. Die Vegetation ist überall sehr reich, doch ist eine besondere Entwickelung dieses Gebiets nicht zu erwarten, weil hier Wassermangel herrscht. Alle am Wege liegenden Dörfer erscheinen mit ihren Gärten als dunkelgrüne Flecken auf dem hellgrünen Grunde der die Dörfer umgebenden Aecker von Weizen, Gerste, Klee u. s. w. Diese Flecken unterscheiden sich scharf von dem dunklen, trüben und staubigen Aussehen des übrigen Thales: alles Wasser ist in Reservoirs gesammelt und zu den Dörfern geleitet, so daß das übrige unfruchtbare Land nicht einmal Gras und Gesträuch hervorbringen kann. Viehfutter giebt es bis Meschhed keins; Pferde werden nur von den Chans gehalten, und oft ist in einem ganzen Dorfe kein einziges zu finden. Als Transportmittel dienen Esel, sowohl für Waaren, als auch für Personen, namentlich für die nach Meschhed reisenden Pilger, Männer wie Weiber. Kameelen begegnet man selten und nur bei großen weit herkommenden Karawanen; wegen der bergigen Beschaffenheit der Gegend ist der Transport von Türbet nach Meschhed auf Kameelen unvortheilhaft. — Fruchtbäume sind in jedem Dorfe in Gärten zu finden; Wälder nirgends. Der gänzliche Mangel an Bäumen giebt allen persischen Baulichkeiten, sowohl den einzeln stehenden Häusern, als auch den Karawanserais, einen eigenthümlichen Charakter. Ein Gebäude von einiger Größe wird durch Säulen in kleine Quadrate getheilt, welche von Kuppelgewölben bedeckt sind. Kein Stück Holz ist sichtbar. Einkehrhäuser (Rabat) für Reisende sind häufig; sie sind am Wege in der Nähe einer Quelle angelegt, oder im Falle keine solche vorhanden, an einer Cisterne. Es stehen diese Häuser zum Theil entfernt von den Ortschaften, oft nahe dabei, aber stets außerhalb der Mauer der Befestigung. Der Rabat enthält im Innern eine an der Mauer befindliche erhöhte Abtheilung, eine Art aus Lehm gemauerte oder gepflasterte Bank, Pritsche, und eine mit dem Erdboden gleiche niedrige Abtheilung für das Vieh und die Pferde. Nahe den Bänken befinden sich Herde zum Bereiten des Essens; in der Ecke führt eine Wendeltreppe auf das Dach, woselbst alle einzelnen Kuppelgewölbe zum Schutz mit Brustwehren versehen sind. Jetzt wird dieser Theil des Gebäudes meist gar nicht mehr unterhalten. Die Gebäude, theils aus gebrannten Ziegeln, theils aus unbehauenen Steinen erbaut, haben, wie alle asiatischen Baulichkeiten, keinen langen Bestand und viele liegen in Trümmern. In den Rabats wird für das Wohnen nichts bezahlt; sie sind gewöhnlich von frommen Leuten zum allgemeinen Besten erbaut. Der Holzmangel ist eine der größten Unbequemlichkeiten bei Reisen auf diesem Wege: man kann nicht überall Holz kaufen und Gestrüpp ist auch nicht überall vorhanden.

Bei Hindabad tritt der Weg aus der Ebene in ein Hügelland, und sobald dasselbe überschritten, sieht man Türbet-i-Haidari. Die die Befestigung umgebenden Gärten dehnen sich über viele Werst aus; wir ritten mehr als eine Stunde durch dieselben; das Wasser für dieselben stammt aus Quellen oder aus Reservoirs. Türbet-i-Haidari ist eine der größten Städte dieses Theiles von Persien. Der daselbst befindliche Bazar ist ein schönes T-förmiges Gebäude aus Ziegelsteinen mit Kuppeln gedeckt; der mittlere Theil hat eine breite Einfahrt; die Läden sind geräumig, so daß die

Verkäufer daselbst wohnen können. Hauptgegenstände des Handels sind dieselben wie in Meschhed: allerlei Gewebe und Stoffe, Reitutensilien (Filz, Sattel, Zügel, Quersäcke u. s. w.), ferner Thee, französischer Zucker, Lampen, allerlei Eisenarbeiten, Glas- und Juwelierarbeiten, dann allerlei Nahrungsmittel, Fleisch, Gemüse, Grütze, Brot u. s. w.

Hinter Türbet beginnt der eigentliche bergige Theil des Weges, der sich bis Meschhed hinzieht. Drei Gebirgspässe von mehr als 6500 Fuß (1950 m) über der Meeresfläche sind zu überschreiten. Der Weg ist steinig, so daß sogar die Esel gleiten und fallen; die Ab- und Aufstiege sind sehr steil; der Weg ist wenig gepflegt, im Allgemeinen schwierig. Der allerschlechteste Theil ist in der Nähe von Meschhed, nämlich von Kafir-kala bis Turuk. An Wasser ist kein Mangel; doch an Pferdefutter, an Holz und Feuerungsmaterial fehlt es überall. Je näher wir Meschhed kommen, um so häufiger holen wir Waarenkarawanen ein, besonders häufig aber Pilger, welche zur heiligen Stadt wandern. Von den Bergen kann man in einer Entfernung von 15 Werst schon die vergoldete Kuppel über dem Grabmal des Imam Riza bemerken.

Ich beabsichtigte in Meschhed zwei Tage zuzubringen, um der Vorbereitungen zur Weiterreise willen. Dank der Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit des russischen kaufmännischen Agenten daselbst, Herrn Nasyrbekow, ging die Ausrüstung ohne Schwierigkeiten von Statten und dadurch wurde der Aufenthalt in Meschhed zu einer angenehmen Erholung. Das Gerücht von meinem Aufenthalte in Ghurian hatte bereits Meschhed erreicht, aber in sehr entstellter Form. Man erzählte sich, ich sei von dem Chan von Ghurian gefangen und später auf Befehl der Regierung in Herat befreit worden. Dieselben Gerüchte noch mit dem Zusatz, daß es mir verboten sei nach Herat zurückzukehren, waren nach Teheran und von da per Telegraph an die russischen und englischen Zeitungen gedrungen.

Am Tage vor meiner Abreise war aus Meschhed der General-Gouverneur von Chorassan, Prinz Ruchnud-Daule, ein Bruder des Schahs, ausgerückt, um die persische Ostgrenze zu bereisen und in Kanschut-kala, Alt-Serachs und auf der Tedschent-Linie Festungen anzulegen. Auf diese Weise nahmen die Behörden von Chorassan das östliche Ufer des Heri-rud in Besitz, was ihnen niemals gehört hat, aber zur Ansiedelung und Bearbeitung sehr geeignet ist; sie hoffen dadurch ihren Einfluß unter den Turkmenen, sowohl unter den dort angesiedelten, als auch unter den in Merw wohnenden zu befestigen. Die Bewohner von Merw, von Rußland bedrängt, haben aufgehört den Persern so furchtbar zu sein wie früher; im Gegentheil, sie suchen die Geneigtheit derselben zu gewinnen. Die fiktive Oberhoheit eines schwachen Reiches, wie Persien, wäre den Merwern sehr annehmbar, weil sie ihnen gestattet zu thun, was ihnen beliebt. Es erhielt sich hartnäckig das Gerücht, daß zwischen den Turkmenen von Merw und den Persern unter Betheiligung von englischen Agenten Besprechungen stattfänden; einer der Agenten sollte den Prinzen Ruchnud-Daule auf seiner Reise begleiten. Der Prinz hatte 1000 Mann Fußvolk, 1200 Mann Reiter und 4 Geschütze, im Ganzen mit seiner Dienerschaft ca. 3000 Mann, dazu noch 2000 Mann als Bedienung des Gepäcks bei sich. Sein Weg sollte ihn längs des Kaschaf-rud nach Pul-i-Chatun und von da nach Serachs führen. Die Expedition rief in Meschhed große Aufregung hervor, weil zum Transport des Gepäcks eine große Menge von Kameelen und Eseln erforderlich war, welche requirirt wurden. Karawanen, welche um diese Zeit in Meschhed eintreffen sollten, zogen es vor zehn Tage oder noch länger irgendwo zwei oder drei Tagereisen von der Stadt entfernt zu warten, nur um nicht zu riskiren, daß man ihnen die Kameele nahm; denn die Bezahlung für requirirte Kameele ist mehr als zweifelhaft, die Wiedererstattung derselben sehr unwahrscheinlich.

Kürzere Mittheilungen.

Die alten schottischen Seewohnungen.

Unter diesem Titel schrieb Sir John Lubbock in der „Nature“ vom 14. December 1882 einen Aufsatz über das unter dem Titel „Ancient Scottish Lake Dwellings“ by Dr. Munro (Edinburgh, David Douglas, 1882) erschienene Werk, dem wir Folgendes entnehmen: Die ersten Berichte über die irischen Crannoges reichen bis zum Jahre 1839 zurück, die Pfahlbauten in der Schweiz, welche soviel Licht in die prähistorischen Wissenschaften gebracht haben, sind im November 1853 entdeckt worden, und über ähnliche Ansiedelungen in Schottland hat Dr. Robertson im Jahre 1857 eine Vorlesung gehalten.

Dr. Munro hat nun alles, was über die alten schottischen Seeansiedelungen oder Crannoges bekannt geworden ist, durch eigene Forschungen bereichert, in einem interessanten Werke mitgetheilt; die Zahl derartiger mehr oder weniger künstlicher Inseln, soweit sie bis jetzt bekannt geworden sind, ist sehr ansehnlich. In Wigtownshire sollen früher einmal die Seen voll davon gewesen sein. Nach Allem, was bis jetzt darüber bekannt geworden ist, besteht kein Grund, den schottischen Crannoges ein so hohes Alter, wie den Pfahldörfern der Schweiz, zuzuerkennen. Gegenstände aus Stein findet man verhältnißmäßig selten in denselben, dagegen sind die aus Knochen, Horn und Holz verfertigten sehr zahlreich. Keiner der gefundenen Ueberreste von Thieren gehörte einer ausgestorbenen Species an; das Horn rührt meist vom Rothwilde her; einige Reste mögen auch dem Renthier angehören.

Die aus Metall verfertigten Gegenstände sind größtentheils von Eisen, doch sind auch einige goldene Zierrathen entdeckt worden und in einem Falle, in Buston hat man eine Münze gefunden, welche, merkwürdig genug, falsch ist. Sie besteht nämlich aus zwei dünnen Goldplättchen, die durch irgend eine harzige Substanz mit einander verbunden sind. Dieselbe ist wahrscheinlich sächsisch und datirt aus dem 5. oder 6. Jahrhundert.

Der nächste Zweck, den diese Wohnungen zu erfüllen hatten, war die Sicherung der Bewohner gegen feindliche Angriffe (von Menschen und Thieren). Der größte Theil der in den Crannoges gefundenen Gegenstände gehört zu den Bedürfnissen der Haushaltung; neben einigen eisernen Dolchen, Pfeil- und Speerspitzen und sogenannten Schleudersteinen findet man allerlei häusliche Geräthschaften, Mühlsteine, Glätter, Feuersteinsplitter, Nadeln, Pfriemen, Wirteln, Messergriffe, Hämmer, Aexte, Sägen, Stücke Eisen und allerlei Ueberbleibsel von Metall, welche deutlich beweisen, daß die Bewohner der

Seewohnungen verschiedene friedliche Künste und Handwerke ausgeübt haben.

Aus den Ueberresten von Knochen, welche in den Seewohnungen in Dowalton, Lochlee und Buston gefunden worden sind, kann man sich eine deutliche Vorstellung von der Nahrung der Bewohner machen. Das keltische Kurzhorn (Bos longifrons), das sogenannte ziegenhörnige Schaf (Ovis aries, var. brachyura) und eine Art Hausschweine wurden vielfach konsumirt. Pferde wurden selten verzehrt. Die häufigen Reste von Rothwild und Rehbock beweisen, daß Wildpret den Bewohnern sehr häufig zur Nahrung diente. Von Vögeln ist mit Sicherheit nur die Gans nachzuweisen, doch hiermit ist noch nicht endgiltig bewiesen, daß keine andere Arten den Bewohnern der Seewohnungen zur Nahrung dienten, da nur größere Knochen gesammelt und in den Berichten erwähnt worden sind. Diesem Speisezettel fügten die Bewohner von Lochspouts Crannog, welche verhältnißmäßig nahe am Meere lebten, einige Arten Schalthiere hinzu. In allen Seewohnungen, die Dr. Munro selbst untersucht hat, wurden große Mengen zerbrochener Haselnußschalen gefunden. Diese Seewohnungen sind durchaus nicht gleichmäßig über Schottland vertheilt. Wenn man auch aus der jetzigen geographischen Vertheilung derselben keinen bestimmten Schluß ziehen kann, so sind doch nach Munro viele Anzeichen vorhanden, welche die Vermuthung rechtfertigen, daß dieselben den von keltischen Stämmen bewohnten Distrikten eigenthümlich sind. Wenn man nämlich Skene's Eintheilung von Schottland nach den vier Stämmen der Pikten, Skoten, Angeln und Strathclyde-Briten zu Grunde legt (nach dem Abzug der Römer), so findet man, daß keine Crannoges in dem Gebiet der Angeln, zehn resp. sechs in dem der Pikten und Skoten, dagegen achtundzwanzig in dem schottischen Theil des Königreichs Strathclyde gelegen sind; auch wird dieses Verhältniß wenig geändert, wenn man die kleinen Steininseln, die man so häufig in den schottischen Seen findet, auch noch dazu rechnet. Andererseits kann der Umstand, daß man sie nicht im südöstlichen Theile des Königreichs findet, die Vermuthung erregen, daß diese Distrikte durch die Angeln besetzt wurden, ehe die keltische Civilisation oder vielmehr die kriegerischen Umstände dieser Periode Veranlassung zur Anlage der Seewohnungen gewesen sind. In diesem Falle müßte man annehmen, daß ihre Entwickelung in die Periode fällt, welche gleich nach dem Abzug der römischen Soldaten folgte, an deren Schutz die Bevölkerung des südwestlichen Schottland so lange gewöhnt war. Die in den Seeansiedelungen gefundenen Scherben von samischen Gefäßen, Bronzeschüsseln, wovon eine mit römischen Buchstaben, harfenähnliche Fibulae, Perlen, Nadeln aus Bronze und Knochen, Kämme aus Knochen u. s. w., sind den Gegenständen, welche man in den aufgegrabenen brito-römischen Städten gefunden hat, so ähnlich, daß kein Zweifel darüber bestehen kann, daß römische Civilisation in Berührung mit den Seebewohnern getreten ist und theilweise Einfluß auf ihre Gewohnheiten gehabt hat. Doch ist das keltische Element nicht nur im allgemeinen Charakter mancher der Geräthschaften von Stein, Knochen und Eisen sehr entwickelt, sondern dieser Stil zeigt sich auch deutlich in den gefundenen Kunstgegenständen.

Lubbock macht zum letzten Theil folgende Bemerkungen: „Wir bekennen, daß wir geneigt sind zu zweifeln, ob die geographische Vertheilung der schottischen Seewohnungen, wie sie bis jetzt bekannt ist, wirklich mit derjenigen der alten Kelten in Verbindung zu bringen ist und ob sie nicht vielmehr der Thätigkeit der Ayrshire und Wigtownshire Archaeological Society, sowie der des Mr. Cochrane Patrick und des Dr. Munro selbst zugeschrieben werden muß."

Die Malaria in Italien.

Durch Zusammenwirken der italienischen Militär- und verschiedener Civilbehörden, wie der Steuer- und Eisenbahnverwaltungen und namentlich sämmtlicher Sanitätsbeamten ist Graf Luigi Torelli, der Vorsitzende einer dazu eingesetzten Kommission des Senats, in den Stand gesetzt worden, eine „Carta della Malaria dell' Italia" (1 : 1,500,000) zu entwerfen und dieselbe mit einem sehr interessanten Texte zu begleiten. Der Besprechung dieses Werkes in den „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" (1883, S. 79) durch Dr. M. Bartels entnehmen wir das Folgende.

An die 259 „Consigli di sanità del Regno" wurden vom Florentiner Militärtopographischen Institute Karten im Maßstabe von 1 : 100,000 vertheilt, um darauf in übereinstimmender Weise durch Farbentöne die Verbreitungsgebiete der leichten, schweren und perniciösen Malaria zu bezeichnen, welche letztere oft innerhalb 24 Stunden mit dem Tode endet. Auf Grundlage von 590 solcher Einzelkarten wurde dann jene oben genannte Gesammtkarte hergestellt. Es zeigt sich nun auf den ersten Blick, daß z. B. die ganze Strecke fast von Livorno bis fast zu Neapel in einer Breite von etwa einem Drittheile der ganzen Halbinsel der perniciösen Malaria verfallen ist, daß von den 69 Provinzen des Königreiches nur sechs (Genova, Porto Maurizio, Firenze, Massa Carrara, Pesaro und Piacenza) von der Plage gänzlich frei sind, nur in 13 (Ancona, Aquila, Ascoli Piceno, Cremona, Cuneo, Forli, Lucca, Macerata, Mantova, Milano, Reggio d'Emilia, Treviso und Vicenza) die leichte Malaria auftritt, von dem ganzen Reste jedoch 29 Provinzen mit schwerer und 21 mit perniciöser Malaria inficirt sind.

Wie sehr Italien auch in pekuniärer Hinsicht dadurch zu leiden hat, dafür einige Beispiele. Die calabrische Eisenbahn verausgabt jährlich nur an Arzneien und Unterstützungen für erkrankte Beamte $1\frac{1}{2}$ Millionen Lire; besondere Züge sind erforderlich, um allabendlich das ganze Personal der Station Leonforte in Sicilien nach dem gesunderen Castrogiovanni und morgens zurückzuführen, und unter den 2300 sicilianischen Eisenbahnbeamten kamen in einem Jahre 1455 Malariaerkrankungen (durchschnittlich von 11 Tagen Dauer) vor. Das Deficit der Eisenbahnen, welches 1877 bis 1880 jährlich etwa 3 Millionen Lire betrug, erklärt sich durch die Malaria; denn gerade die am wenigsten rentabelen Strecken führen durch die gefährlichsten Malariagebiete. Der Ertrag pro Hektar, welcher sich auf 500 bis 600, ja sogar bis auf 1000 Lire steigern kann, sinkt in Malariagegenden bis auf 20, 15, ja auf 10 Lire herab. Im Heere, also bei den gesundesten, kräftigsten Leuten des kräftigsten Lebensalters, waren in einem einzigen Jahre nicht weniger als 42 000 Malariaerkrankungen zu verpflegen! Den Gesammtschaden, welchen diese Landplage jährlich dem Königreiche zufügt, veranschlagt Torelli auf mehr als $5\frac{1}{4}$ Millionen Lire.

Das zuerst überraschende Faktum, daß seit der Einigung Italiens die Malaria in stetem Wachsen begriffen ist, erklärt sich einfach durch die seitdem erfolgte bedeutende Ausdehnung des Eisenbahnnetzes, die damit verknüpfte starke Abholzung zur Beschaffung von Eisenbahnschwellen und die Vermehrung der feuchten, abflußlosen Gräben längs der Linien. Denn der wahre Grund der Ausbreitung der Malaria ist stets stagnirendes Gewässer mit Algenvegetation, wie es sich in jenen Gräben findet. Anderswo sind es austrocknende Seen und Moräste oder Ueberschwemmungsgebiete schlecht regulirter Bäche und Flüsse oder die versandenden Mündungen größerer Ströme, welche durch mitgeführten Schlamm sich selbst den Ausgang versperren und bei dem Andrange der Meereswogen sich mit Seewasser mischen. Diese stagnirenden Brackwassergebiete, die sogenannten Acque salmastre, werden für besonders gefährlich erklärt. Zur Abhilfe empfiehlt die Kommission, welche zugleich einen Gesetzentwurf zur energischen Durchführung dieser dringend nothwendigen Verbesserungen veröffentlicht, folgende Maßregeln, welche sich sämmtlich bereits an dem einen oder anderen Orte bewährt haben: Regulirung des Bettes und Laufes der Flüsse und Bäche durch Dämme, Deiche und Wehre, die Anlage von Kanälen und Drainirungen, Pumpwerken und Brunnen, die Beseitigung der Unreinigkeiten, den Bau von selbstthätigen Schwebeschleusen, welche das Flußwasser frei

austreten lassen, während das andrängende Meereswasser sie schließt und sich selbst den Eintrit in das Gebiet des süßen Wassers zusperrt, vor allem aber die massenhafte Anpflanzung von Eucalyptus globulus in Mittel- und Unteritalien, an dessen Stelle in dem kälteren Oberitalien nahe verwandte Arten, wie E. amygdalina und besonders E. resinifera treten müssen.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die türkische Regierung hat eine weitere Anzahl von Koncessionen an türkische Unterthanen verliehen (s. oben S. 96), nämlich zur Austrocknung von Sümpfen in der Ebene von Adana, der sogenannten Tschukur-Owa (in Kilikien), Schiffbarmachung des unteren Seihan und Dschihan (ebenda), für eine Hafenanlage in Ajas (ebenda), Eisenbahn zwischen Mersin und Adana (ebenda), Eisenbahn von Burnabad bei Smyrna nach Parsa (südlich von Kassaba) und für eine Dampferlinie auf dem Tigris.

— Beim britischen auswärtigen Amte ist gegen Ende des vorigen Jahres das Tagebuch einer Reise des Mr. Hosie durch die chinesischen Provinzen Kwei-tschou und Jün-nan eingegangen und seitdem gedruckt worden. Danach hat erstere Provinz einen großen Mineralreichthum, namentlich an Kohle und Eisen; in zwei Bezirken giebt es Quecksilberminen. Seine Meinung von Jün-nan ist nicht so günstig; die Ernten fand er überall dürftig und von den passirten Städten weiß er nicht viel rühmenswerthes zu berichten. In einem Anhange giebt Hosie eine Liste von Wörtern der Miao-tze-Sprache.

Afrika.

— Die französische Regierung hat die Aussendung zweier weiteren Expeditionen nach Afrika beschlossen: Révoil soll zum vierten Male das Somal-Land bereisen, um den dortigen Handel (den übrigens Révoil selber als sehr unbedeutend schildert) vielleicht nach Obok, der französischen Kolonie, zu lenken; und Aubrey und Hamon gehen nach den Galla-Ländern im Süden von Schoa, wo vor ihnen d'Abbadie und jüngst die Italiener Cecchi und Chiarini reisten.

— Dr. Stecker, der Abessinien-Reisende unserer Afrikanischen Gesellschaft, hatte zuletzt am 15. Februar 1882 Nachricht von sich gegeben, wonach er damals im Begriffe stand, nach Kaffa im Süden von Abessinien abzureisen und etwa im Februar 1883 an der Küste des Atlantischen Oceans anzukommen hoffte. Diese Pläne haben eine Verzögerung erlitten; denn wie Paul Soleillet am 10. November 1882 aus Ankober in Schoa an die Pariser Geographische Gesellschaft schreibt, hat er zehn Tage vorher unseren Reisenden in Shigem getroffen. Derselbe befand sich bei guter Gesundheit, war auf dem Wege nach Boru-Meida zum Kaiser Johannes und beabsichtigte bald nach Schoa zurückzukehren und sich dann erst nach Kaffa zu begeben. Ebendahin wollte Soleillet am 13. November reisen; er hat von König Menelek angeblich große Zusagen für die von ihm vertretene Handelsgesellschaft erhalten, Landabtretung, Ausbeutung der großen Waldungen wilder Oelbäume, die aber erst noch zu pfropfen sind, und Eisenbahnkoncessionen (!).

— Seit dem Jahre 1879 hat der Abbé Guyot, welcher sich jetzt nach dem mittleren Kongo begiebt, zweimal im Auftrage des Erzbischofs Lavigerie von Alger Missionärkarawanen nach Tabora in Ostafrika geführt. Als er zum zweiten Male von dort nach der Küste zurückkehrte, benutzte er die Erlaubniß seines Oberen, um statt des oft gemachten geraden einen südlicheren Weg längs des Kizigo-Flusses und des Luaha (Ruaha) oder Lufidschi zu wählen und dessen Schiffbarkeit zu untersuchen. Die Reise dauerte 72 Tage und lieferte ein negatives Ergebniß; der Fluß ist bald sehr breit, bald ganz schmal, reich an prächtig bewaldeten Inseln und Klippen und zur Beschiffung untauglich. Wenigstens wird aber durch diese Route die Karte von Ostafrika gewinnen, da sie durch unbekanntes Gebiet führte und aufgenommen wurde. Das Land muß ungemein wildreich sein, da es dem Abbé, einem großen Nimrode, gelang, für seine ganze, 28 Köpfe starke Karawane, die Nahrung mit seiner Flinte herbeizuschaffen. Elephanten, Flußpferde, Giraffen, Zebras, Gnus, Rhinoceronten und Löwen, von letzteren an einem einzigen Tage fünf, fielen ihm zur Beute, so daß er die Beköstigung von 28 Menschen während 72 Tagen mit 75 Franken bestreiten konnte.

— Die auf S. 287 des vorigen Bandes als aufgegeben bezeichnete Expedition des Polen Rogozinski, deren Ziel das Gebiet im Osten des Camerun-Gebirges war, ist nun doch unternommen worden. Wie wir einem Privatbriefe aus Madeira entnehmen, langte dieselbe, aus 17 Personen bestehend, auf einem kleinen Schiffe Mitte Januar dort an, nachdem sie zu der Ueberfahrt von Havre nicht weniger als 56 Tage gebraucht hatte. Gleichzeitig befand sich auch Dr. Passavant aus Basel daselbst, welcher auf eigene Kosten, von Dr. Retzer aus Tübingen begleitet, eine wissenschaftliche Reise nach Afrika unternimmt und zunächst das Camerun-Gebirge ersteigen will.

Nordamerika.

— Als Désiré Charney, über dessen Reisen und Ausgrabungen in Centralamerika der „Globus" in Bd. 41 zu berichten angefangen hat, im Jahre 1882 mit vieler Anstrengung die von ihm „Ville Lorillard" getaufte Ruinenstadt am Rio Usumacinta im nordwestlichen Guatemala erreichte, fand er dort bereits einen Engländer vor, den Mr. A. P. Maudslay. Dieser versprach ihm angeblich, ihm das Recht der Entdeckung zu überlassen und nichts veröffentlichen zu wollen, hat aber darüber der Royal Geographical Society einen Bericht erstattet, in deren „Proceedings" derselbe erscheinen wird. Am 13. Januar hat Mr. Maudslay England verlassen, um Centralamerika zum dritten Male zu besuchen, diesmal besser als früher ausgerüstet, um neu entdeckte Skulpturen und Inschriften genügend auszubeuten.

Berichtigung: In Nr. 7, S. 103 ist der Maßstab der Karte in Myriametern (nicht Kilometern) zu verstehen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIII. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1883.

Gallieni's Erforschungs-Expedition nach dem obern Niger.

(Nach dem Französischen des Kommandanten Gallieni.)

I.

In Afrika, das besonders seit der Mitte dieses Jahrhunderts die ganze geographische Welt in Athem erhält und dessen Erforschung von allen Seiten zugleich in Angriff genommen wird, hat sich Frankreich das specielle Verdienst erworben, durch Organisation politisch-wissenschaftlicher Missionen die ungeheuren Sudan-Gebiete dem Handel und der Industrie zu erschließen, die, obgleich in allgemeinen Zügen durch berühmte Reisen bekannt geworden, doch noch detaillirter und methodischer Durchforschung harren als der nothwendigen Vorbedingung zu den großartigen Projekten, die für den afrikanischen Kontinent geplant sind. Unter diesen Expeditionen ist, in Hinsicht auf die überwundenen Schwierigkeiten und erreichten Resultate, die des Kapitäns Gallieni von der Marine-Infanterie eine der wichtigsten. Während Oberst Flatters den Sudan von Algerien und der Sahara aus zu erreichen versuchte und Brazza sich bemühte, auf friedlichem Wege das Kongo- und Ogowe-Thal zu erschließen, erhielt jener junge Officier, der eben von einer glücklich vollbrachten Mission in das südliche Flußgebiet Senegambiens zurückgekehrt war, von dem Gouverneur der Kolonie, Brière de l'Isle, den Auftrag, einen Plan auszuführen, der seinen Ursprung dem General Faidherbe verdankt, nun aber vom Marineminister Jauréguiberry wieder aufgenommen war, nämlich in das obere Nigerthal durch das Gebirge vorzudringen, welches diesen mächtigen Strom vom Senegal trennt. Man wollte, wie bei der Mission des Marinelieutenants Mage im Jahre 1862, mit den Negerstämmen jener Gegenden, die nur durch die unvollständigen Berichte Mungo Park's (1796 bis 1805) bekannt waren, Verbindungen anknüpfen und den Grenzniederlassungen der Kolonie, Medina und Bakel, einen Weg zu Märkten erschließen, welche bis dahin nur dem primitiven Handel halbwilder Völkerschaften offen standen.

Das ganze zu durchziehende Gebiet von Medina an, welches als Operationsbasis diente, bis zu den Ufern des Niger steht unter der nominellen Souveränität des Negerkönigs von Segu, Amadu; aber die Macht dieses Häuptlings, eines Sohnes des berühmten Gründers des Toucouleurs-Reiches, El Hadsch Omar, erstreckt sich in Wirklichkeit nur längs des rechten Nigerufers, während außerhalb dieses einige 100 km langen Streifens seine Autorität sich nur durch periodische Einfälle bei den nicht unterworfenen Horden zum Zweck der Tributerhebung fühlbar macht. Unter diesen Umständen schien es am gerathensten, der Expedition einen durchaus friedlichen Charakter zu geben, d. h. mit anderen Worten, die Zwietracht zwischen der erobernden Rasse, den Toucouleurs, und ihren nur halb unterworfenen Tributpflichtigen auszubeuten und, um die Gunst des wankelmüthigen Amadu zu erlangen, seiner Eitelkeit durch eine feierliche Gesandtschaft zu schmeicheln.

Eine in der Regenzeit 1879 unternommene vorläufige Rekognoscirung zwischen Medina und Bafulabe, wo man trotz ganz ausnehmender Ueberschwemmungen am 12. Oktober eintraf, hatte das gute Resultat, daß Gallieni, dessen Begleiter, Lieutenant Vallière, das Itinerar aufnahm, freundschaftliche Beziehungen mit den Häuptlingen der Ma-

linke-Länder zwischen Bafulabe und dem großen Strome anknüpfte. Einige von diesen vertrauten ihm Verwandte, der Häuptling von Logo sogar seinen 8jährigen Sohn Sega an, um sie in Saint-Louis dem Gouverneur vorzustellen, der sie mit Freundlichkeiten und Geschenken überhäufte und sie im December in ihre Heimath entließ, bis auf die Söhne der Häuptlinge von Kita und Bammako, welche die große Niger-Expedition begleiten sollten.

Zu Genossen seiner Reise wählte sich Gallieni vier mit den zu einem derartigen Unternehmen unentbehrlichen Charaktereigenschaften und wissenschaftlichen Kenntnissen ausgestattete Officiere, den Lieutenant der Marine-Artillerie Piétri, der bereits im untern Senegalgebiet die topographischen Vorarbeiten zu der projektirten Eisenbahn vom Atlantischen Ocean zum Niger geleitet hatte und dem er nun die Oberaussicht über den schweren Train, die Präcisionsinstrumente und die astronomischen Beobachtungen übertrug, den schon oben genannten, in topographischen Aufnahmen geübten Lieutenant der Marine-Infanterie Vallière, den durch ethnographische und naturhistorische Kenntnisse ausgezeichneten Marinearzt Dr. Tautain, der interimistisch den Posten Dagana kommandirte, und endlich den Marinearzt erster Klasse Dr. Bayol.

Sowohl um den Sudannegern durch sein Auftreten zu imponiren, als auch um den nöthigen Schutz und Arbeitskräfte zu haben, setzte er sich eine Eskorte von eingeborenen Spahis und senegalischen Tirailleurs, eine mit Chassepots bewaffnete Elitetruppe von 30 Mann, zusammen; überdies ließ er in die Koffer 3000 bis 4000 Patronen packen, eine Vorsicht, die durch die Ereignisse glänzend gerechtfertigt wurde. Als Hilfstruppen beim Ueberschreiten zahlreicher Wasserläufe fügte er diesen an Arbeit und Disciplin gewöhnten Soldaten eine Rotte Laptots oder schwarzer Matrosen hinzu, die, mit der Beschiffung des Senegal und der anderen Gewässer vertraut und außerdem mit Doppelflinten bewaffnet, unter ihrem Patron Samba Uri, einem Veteran der senegambischen Schifffahrt, eine wesentliche Verstärkung seiner Macht bildeten.

Spahis. (Nach einer Photographie.)

Der Monat Januar 1880 ging mit der Beschaffung von Vorräthen aller Art hin; unter diesen spielte der enorme Haufe von Geschenken, welche die kindlichen Begierden der Neger befriedigen sollten, eine Hauptrolle: farbige Decken, weißer Kaliko, blaues Guineezeug, indische Schärpen, Tücher in schreienden Farben, vergoldete Säbel, versilberte Flinten, Glaswaaren, Messer, Spiegel, Musikdosen, kleine Elektrisirmaschinen u. s. w. Alles wurde in Segeltuch gehüllt und in sorgfältig numerirte Kisten gepackt.

Am 30. Januar endlich gab das Hissen der Flagge am Mast des Gouvernementshauses in Saint-Louis das Signal zur Abfahrt. Vorauf im „Dakar", an dessen Seiten die mit den Vorräthen beladenen Schuten befestigt waren, schifften sich Bayol, Piétri und Vallière ein; ihnen folgten auf dem „Cygne" Gallieni und Tautain, denen der Gouverneur bis Podor das Geleit gab. Der Senegal bietet mit seinen steilen Thonufern um diese Zeit einen ganz andern Anblick dar als zur Regenzeit, wo er in riesigen

Wasserflächen die weiten spärlich bewachsenen Ebenen überfluthet, sein Bett verschwindet, und so manches Handelsfahrzeug, durch den Anschein getäuscht, sich in der Ebene verirrt und seine Anker in die Zweige des Judendorns wirft. Die Woloffs, deren Gebiet auf dem linken Ufer liegt, sind jetzt gänzlich den Franzosen unterworfen; die gegenüber wohnenden Trarsas aber sind einer der unruhigsten maurischen Stämme, welche die Wüste bewohnen; in Dagana tauschen sie in großen Quantitäten ihren Gummi gegen Manufakturwaaren, besonders das blaue Guineezeug, ein, den Woloffen aber sind sie unbequeme und räuberische Nachbarn. Gegen Abend erreichte man den einer reizenden europäischen Villa gleichenden Militärposten Richard-Toll, dessen eleganten Bau und prächtigem Park einige Stunden Aufenthalt gewidmet wurden und, nach einer weitern Fahrt von drei Stunden, die erste große Handelsstation am Senegal, Dagana. Diesem hübsch gelegenen, in Bäumen versteckten Posten gilt jedoch nur ein kurzes Anhalten, dann geht es weiter, unter wiederholtem Erlegen von Kaimans, deren Fleisch den Laptots eine hochwillkommene Speise ist, und von Affen, die in den Bäumen ihr Spiel treiben, vorbei an der Grenze zwischen Woloffen und Toucouleurs, wo die Ufer bebauter zu werden und dichtes Siddim-Gebüsch mit weißlichem Laube die Ebene zu verbergen beginnt, vorbei an dem Ausfluß des Duë, eines breiten Armes, der den Hauptstrom bei Salde verläßt und mit ihm die Insel

Tirailleure vom Senegal. (Nach einer Photographie.)

Morfil bildet, bis man endlich, am Abend des 31. Januar, die Anker vor Podor wirft, nachdem dessen weißes, von den rothen Backsteingebäuden des Hafens grell abstechendes Fort schon seit langer Zeit in Sicht gewesen war.

Podor ist, trotz den Feindseligkeiten der Toucouleurs des Torogebiets im Jahre 1854 von Frankreich wieder besetzt worden. Das stattliche Regierungsgebäude liegt ca. 200 m vom Fluß ab, der jährlich bei Hochwasser an Terrain gewinnt; thalabwärts liegt der Handelsplatz, aus zwei parallelen Straßen bestehend, deren eine, von großen Bäumen beschattet, sich längs des Stromes hinzieht. Im Hintergrunde sieht man die spitzen Dächer der Eingeborenendörfer Podor und Tioffy.

Die folgenden Tage wurden darauf verwandt, das umfangreiche Material so gut wie möglich in den Schuten zusammenzurücken, da die Reisenden selber auf ihnen Platz nehmen mußten; der „Dakar“ nämlich konnte sie am 4. Februar nur noch bis zur Mafu-Bank bringen, von wo an in der trockenen Zeit, d. h. von November bis Juni, der Senegal für die Dampfavisos von größerem Tiefgange nicht mehr schiffbar ist. Dort langte man am Abend an und bestieg dann definitiv die kleineren Fahrzeuge, um die beschwerliche Schifffahrt bis Bakel zu beginnen. Die Schwierigkeit der Verbindung zwischen dem Hauptort der Kolonie und den jenseits Podor gelegenen Niederlassungen während eines großen Theils des Jahres gehört zu den größten Unannehmlichkeiten des Lebens in Senegambien: braucht man so doch häufig einen Monat bis nach Medina, um so mehr als ein gern angewandtes Mittel der Laptots, das Schiff vom Ufer aus durch Taue zu ziehen, oft an der dichten

Woloff-Krieger. (Nach einer Photographie.)

Vegetation scheitert, und überdies der mittlere und obere Lauf des Senegal reichlich mit Stromschnellen und Sandbänken versehen ist.

Die Reisenden befanden sich auf der Höhe von Toro, eines Staates, den die Politik der Gouverneure von dem mächtigen und gefährlichen, früher ununterbrochen von Dagana bis Bakel sich erstreckenden Bunde der Futa losgelöst hatte, indem sie die inneren Zwistigkeiten unter den einzelnen Stämmen schlau benutzte. Toro bildet heute ein unabhängiges Land unter französischem Einflusse, dessen junger Fürst, Amadu Abdul, Frankreich ganz zugethan ist. Am andern Ufer hausen die maurischen Brahnas, die, eben so rebellisch gegen die Civilisation wie die Trarsas, doch einen lebhaften Gummihandel in Podor betreiben.

Der Dolmetsch Alassan. Thiama.
(Nach einer Photographie.)

Am 7. passirten sie die letzten Toro-Dörfer, Aleibe, Boki und Walalde, deren übrigens sehr gastfreie Bewohner einen recht armseligen Anblick gewährten, obgleich die Gegend reich ist und der Landbau eine ebenso beträchtliche Entwickelung nehmen könnte wie in Kajor oder anderen Gegenden Senegambiens. Als Tags darauf die Reisenden nach Lao, einem kleinen Toucouleurs-Staat, der sich ebenfalls von Futa getrennt und unter französischen Schutz gestellt hat, kamen, gewahrten sie, wie auf dem rechten Ufer mit Gewehren bewaffnete maurische Reiter laut schreiend Rinder und Hammel vor sich her trieben, welche sie zweifellos den Pöls, den Hirten Lao's, deren zahlreiche Herden die Ebenen bedecken, gestohlen hatten. In der That erfuhren sie, daß am Morgen ein Scharmützel stattgefunden, und daß ein starker Trupp Mauren, die Nachts den Fluß durchschwommen, Vieh geraubt hätten und es nun in ihr Lager trieben, wo sie unangreifbar wurden. Derartiges wiederholt sich täglich: die Mauren rauben die Herden der Pöls, diese

vertheidigen sie oder halten sich ihrerseits an denen ihrer Feinde schadlos — ein ewiger Krieg, den zu verhindern selbst die beträchtliche Breite des Senegal nicht genügt.

Der 9. brachte die Expedition an den Dörfern Kaskas und Dungel vorüber und, nicht ohne Mühe und großen Zeitverlust, durch die schwierige Passage von Dschulediabe vor das Blockhaus von Salde. Dieser kleine Posten mit einer Besatzung von 12 Tirailleuren wurde im Jahre 1865 errichtet, um in der fast 100 Stunden langen Entfernung zwischen Podor und Bakel einen festen Punkt zu haben und zugleich das Centrum von Futa zu beherrschen; hier wird überdies ein lebhafter Handel, außer mit Gummi, auch mit Straußenfedern und -Eiern und Thierfellen getrieben. Einige Stunden genügten, um frische Lebensmittel einzunehmen, und bald befand man sich in Bossea, dessen Häuptling Abdul Bubakar an der Spitze des unruhigsten Stammes der Toucouleurs alles thut, was in seinen Kräften steht, um die friedlicheren Dörfer gegen die französische Herrschaft aufzuwiegeln und wohl noch einen speciellen Strafzug nöthig machen wird. Der Fluß ist stets enorm breit, seine Ufer werden bewaldeter. Viele „Marigots“ durchfurchen die Ebene, die sich bis Matam erstreckt; so nennt man die kleinen Zuflüsse des Senegal, die, gewöhnlich trocken, mit Beginn der Regenzeit sich anfüllen und breite, tiefe und steilufrige Gräben bilden. Am Horizont tauchen zahlreiche Hügel auf, die eine förmliche Kette von 50 m durchschnittlicher Höhe und tafelförmiger Gestalt bilden. Diese Hügel, welche die Ueberschwemmung nie erreicht, erstrecken sich fast in gerader Linie von Westen nach Osten und stellen einen ununterbrochenen Verkehrsweg von Dagana nach Bakel her; es ist dies zu jeder Jahreszeit die Straße für Karawanen in das Innere und der natürliche Weg für die projektirte Niger-Eisenbahn.

Am 14. erreichte man Orefonde, die Hauptstadt des Toucouleursbundes, aber trotz der Anstrengung der Matrosen erst am 18. Matam auf der Grenze zwischen Bossea und Damga, dem letzten Futa-Staat. Der Thurm von Matam ähnelt dem von Salde und ist aus demselben Grunde erbaut. Damga ist bevölkerter als die bisher berührten Gebiete; seine Einwohner sind friedliche Leute, die nichts sehnlicher wünschen, als von den ewigen Plackereien Abdul Bubakar's befreit zu werden. Die Vegetation wird üppiger; Palmen und Tamarinden von wunderbarer Größe und Schönheit, rothbraune Felsenhügel, Dörfer an Dörfer gereiht geben der Landschaft eine besondere Lebendigkeit, an welcher sich das Auge von der vorherigen Eintönigkeit erholt.

Nunmehr verläßt man auch mit den ersten Dörfern von Guoy, eines Sarrakolet-Staates, der sich bis Faleme erstreckt, das Gebiet der Toucouleurs, um fortan nur noch Feinde dieser Erobererrasse zu finden, von der sie unter El Hadsch Omar so viel zu leiden hatten.

Die Sarrakolets oder Soninkes sind sicher die interessanteste Rasse des ganzen Senegalbeckens. Sie besitzen, im Gegensatz zu den benachbarten Negern, Ordnungs- und Sparsamkeitssinn, begreifen die Vortheile des Handels und machen, anstatt wie fast alle anderen Eingeborenen Afrikas, sich einem beständigen Nichtsthun hinzugeben, vielfache und weite Reisen ins Innere, um ihre Waaren gegen dortige Produkte umzutauschen. Sie kommen noch ganz jung nach Saint-Louis und den anderen Handelsplätzen und werden dort Laptots, Maulescltreiber, Agenten, Tirailleure, bis sie genug verdient haben, um in ihre Heimath zurückzukehren und von da aus auf eigene Hand Geschäfte zu machen.

Am Morgen des 25. waren die Reisenden vor Tuabo, der Residenz des Tunka oder Häuptlings von Guoy; einige Stunden später erblickten sie Bakel, dessen hohe Thürme auf den das Fort umgebenden Hügeln schon von weitem sichtbar sind, und um 4 Uhr Nachmittags gingen sie im Hafen vor Anker, froh, aus dem engen Kasten befreit zu sein, der sie zwanzig Tage lang gefangen gehalten hatte, und den ersten Theil der Reise, dem nun steter Landweg folgen sollte, hinter sich zu haben. Das Fort Bakel datirt aus dem Anfang dieses Jahrhunderts; es ist an die Stelle verschiedener Faktoreien getreten, welche die indische Kompagnie

E. RONJAT. — H. KOHL.

Alpha Sega. (Nach einer Photographie.)

in diesen Gegenden zur Ausbeutung der Landesprodukte, speciell des Goldes von Galam und Bambuk, angelegt hatte. Jetzt besteht es aus zwei großen, schönen Gebäuden, die durch eine Terrasse miteinander verbunden sind; sowohl die Räume für die Officiere wie die für die Mannschaften sind luftig und bequem und nichts ist, soweit möglich, versäumt, um die Unzuträglichkeit, welche ein längerer Aufenthalt in dieser ungesunden Gegend für den Europäer mit sich bringt, abzuschwächen.

Kaum gelandet, machte sich Gallieni mit seinen Gefährten daran, den ungeheuren Zug zu organisiren, der ihre Vorräthe und Geschenke transportiren sollte. Für ihr persönliches Gepäck reservirten sie 12 Maulesel, die eine besondere Sektion bildeten. Die 250 Esel wurden in vier Hauptsektionen unter ebensoviel Zugführern, diese wieder in Untersektionen zu 10 bis 12 Eseln mit 4 bis 5 Treibern getheilt. Um einige 60 Eingeborene hierzu aufzutreiben, waren mehrere Tage nöthig, denn nur mit großer Mühe konnten sie bewogen werden, ihre Hütten zu verlassen, um sich in ganz unbekannte und übel beleumundete Gegenden zu stürzen. Endlich stellten sich ca. 30 Toucouleurs und ebensoviel Bambaras unter den Befehl Piétri's, der sie nach bestimmten Regeln vertheilte. Die Schwarzen sind so an Unordnung gewöhnt, daß es absolut nothwendig ist, vor jeder Unternehmung mit ihnen tausenderlei Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um so viel wie möglich die Unzuträglichkeiten zu verhindern, die aus ihrer gewohnheitsmäßigen Sorglosigkeit und Nachlässigkeit erwachsen. Um noch mehr Methode in die letzten Vorbereitungen zu bringen, wurde ca. 3 km von Bakel ein provisorisches Feldlager errichtet, wohin Gallieni nach und nach die verschiedenen Sektionen führte, die Piétri empfing und definitiv organisirte.

Hier vereinigte auch am Abend des 6. März ein fröhliches Mahl die Reisenden mit den Officieren von Bakel, die ihren Kameraden noch das letzte Lebewohl vor der Abreise sagen wollten, und am nächsten Morgen, als kaum der letzte Stern am Himmel erloschen, war alles auf den Beinen. Das nahe Brüllen eines Löwen wurde als günstiges Omen aufgefaßt, das Signal ertönte, und fort gings, den ersten Tagemarsch am linken Senegalufer aufwärts durch den Gura-Wald bis zum Dorfe **Golmi** zurückzulegen. Alles war schon im Bivouak, und die Eseltreiber begannen bereits, ihren Reis und ihre Kuskus (Mehlklöße) zu bereiten, nur der Maulesel mit Gallieni's und seiner Gefährten Kochgepäck, der dem Koch **Yoro** übergeben war, fehlte. Und doch war Yoro zu allererst aufgebrochen. Es ergab sich, daß er in einem Dorfe unterwegs einer seiner Frauen einen Besuch abgestattet hatte, der ihm natürlich reichliche Vorwürfe von Seiten der Officiere eintrug. Yoro, dem sie die Fürsorge für ihre Magen und die Obhut der Kasserole anvertraut, ist ein Toucouleur aus dem Stamme der Laobes, die, weil sie durch Holzarbeit ihr Leben fristen, verachtet werden, wie denn überhaupt in Afrika die arbeitenden Kasten, wie Weber, Schuster, Schmiede, mit tiefster Geringschätzung betrachtet werden. Die Laobes sind in ganz Senegambien zu finden; sie leben besonders und heirathen nur unter einander, sind aber einer der reichsten Stämme des Landes. Ueber Yoro ist noch eine Eigenthümlichkeit zu berichten: er glaubt, der Lanzenschlange verbunden zu sein und seine größte Pein ist, ein Reptil dieser Gattung tödten zu sehen, ja, er widersetzte sich einmal in Nango aufs Lebhafteste der Zerstörung eines Nestes derselben, welches auf dem Dach der Behausung entdeckt worden war, nachdem die Schlangenmutter beinah dem Dr. Tautain durch einen Biß ein jähes Ende bereitet hätte. Doch steht dieses Faktum nicht vereinzelt da: fast jeder Schwarze ist durch seine Familie mit irgend einem Thiere verbunden und giebt im Nothfall gern seinen ganzen Besitz hin, um nur sein Familienthier vor dem Tode zu retten. Yoro ist ein Typus vom Neger, wie er häufig unter jenen Eingeborenen angetroffen wird, die mit der Civilisation in Berührung gekommen sind. Er ist eitel, lügnerisch und diebisch; aber dafür hat er andere schätzbare Eigenschaften und vor allen Dingen versteht er, kaum am Ruheplatz angekommen, das Frühstück mit fabelhafter Geschwindigkeit zu bereiten und in einem Augenblick den Tisch mit herzerfreuenden Speisen zu bedecken. Hintereinander war er Tirailleur, Küchenjunge, Maulthiertreiber, Laptot; dabei immer bettelnd, immer spottend, immer armselig, aber immer seinem Herrn durchaus ergeben.

Die vier Zugführer auf ihren guten einheimischen Pferdchen bewährten sich als eifrig und zuverläßig. Außer dem schon erwähnten Samba Uri, einem prächtigen, von allen geliebten, unermüdlichen und stets arbeitsfreudigen Alten — leider war er eines der ersten Opfer des Hinterhaltes, welcher die Reisenden in Beledugu erwartete — war der **Macha Kurbari**, ein großer und schöner Bambara aus königlicher Familie, der die Eseltreiber seiner Rasse befehligte; ferner **Thiama**, bisher Polizeikommissär in Bakel, vordem Tirailleur, ein kräftiger und treu ergebener Alter, der noch nicht, wie sein Verwandter Macha, die väterlichen Sitten abgelegt hatte; sein krauses Haar trug er in Flechten gewunden unter einem riesigen Hut, den ein dicker Busch von Aloestroh krönte, er war schon etwas gekrümmt, aber immer lustig und kein Feind des Cognacs, der ihm von Zeit zu Zeit angeboten wurde. Der vierte und jüngste der Führer endlich war **Silman N'Diaye**, ein junger Chassonke und Bruder des Dolmetschen Alpha Sega.

Am 8. wurde Golmi verlassen. Lange Hügelketten zeichnen sich vom südlichen Horizont ab, aber gegen den Fluß hin ist das Land flach, und die Marigots bilden vorläufig die einzige Terrainschwierigkeit. Bald aber gilt es ein ernsthaftes Hinderniß zu überwinden: der **Faleme**, ein stattlicher Fluß, der im Futa-Staate Dschalon entspringt und zur Regenzeit bedeutende Wassermengen dem Senegal zuführt. Jetzt gewährte er einen ganz andern Anblick; aber, obgleich er viele bequeme Furten besitzt, bietet sein Bett, zwischen zwei steilen Ufern, dem Ueberschreiten des Trains ziemliche Schwierigkeiten dar. Zuerst wurden nun die Vorräthe, die dem Wasser nicht ausgesetzt werden durften, wie Zucker, Salz, Munition u. s. w. in eine Schute gepackt und glücklich übergefahren. Dann stiegen die Esel und Maulthiere unter Führung ihrer Treiber in den Fluß hinab und erreichten viel leichter, als man gedacht, den überaus steilen Abhang, der auf ein kahles Plateau führt, auf dem ein neues Lager aufgeschlagen wurde. Einige Ladung fiel zwar ins Wasser, einige Lastthiere rollten ebenfalls die Klippe herab, aber im Grunde lief die Sache ohne großen Unfall ab und war, um 10 Uhr Morgens begonnen, am Abend um 5 Uhr glücklich zu Ende. Ein erfrischendes Bad stärkte die müden Glieder, und ein freilich recht frugales Mahl feierte den Eintritt in das Gebiet von **Kamera**.

Von hieran befand man sich unter Stämmen, die nicht Frankreich direkt unterworfen, d. h. tributpflichtig sind, sondern nur unter seinem Schutze stehen. Die friedliche und arbeitsame Bevölkerung gehört zu der schon oben besprochenen Rasse der **Sarrakolets**, die man nicht mit Unrecht die Juden des Sudan genannt hat, und deren eigenthümlichen Typus nur ein mit den Verhältnissen Senegambiens Vertrauter sofort herauserkennt.

Es erschien nun angezeigt, den Train etwas anders zu

organisiren: um Piétri's Autorität besser zu wahren und zugleich die Märsche nach der Sonne einzurichten, wurde ihm ein schwarzer Chef gegeben, der die Ausführung der Befehle der Expeditionsleiter sicherstellen und als Mittelglied zwischen ihnen und den verschiedenen Sektionsführern dienen sollte. Der durch seine relative Bildung, wie durch seinen Einfluß auf die Neger dazu geeignetste war der Dolmetsch Alpha Sega, ein Chassonke von Medina; dieser also wurde zum Oberanführer des Train ernannt und erhielt eine Trikolore anvertraut, die er mitten im Lager aufzupflanzen hatte und um die sich nach einander die einzelnen durch verschiedenfarbige Flaggen und entsprechende Bänder am Halse der Thiere von einander unterschiedenen Abtheilungen der Karawane gruppiren sollten.

Alpha Sega war ein sonderbares Gemisch von Gut und Böse. Er sprach korrekt Französisch und kannte alle Idiome des westlichen Sudan. Er besaß eine große Vertrautheit mit den lächerlich majestätischen Sitten der Negerfürsten und verstand es mit der größten Geschicklichkeit sich bei ihnen beliebt zu machen, Gehör zu verschaffen, und oft sie zu überzeugen. Ueberdies war er ein so wüthender Aristokrat, wie es nur ein Parvenu sein kann; er betete alle jene Dutzendfürstchen an, wie sie sich massenhaft in den elenden Dörfern Senegambiens finden, und wie wußte er mit ihnen zu sprechen, ihnen zu schmeicheln und von ihnen zu erreichen, was er wollte! Alles dies gewiß unschätzbare Eigenschaften eines Diplomaten; aber dafür auf der andern Seite wie viel Fehler! Er hatte die Schwäche, obgleich Proletarierkind und Angehöriger einer bedenklichen Mischrasse, sich für einen Pöl reinsten Blutes und königlichen Prinzen auszugeben. „Dies sind die Krondomänen!“ sagte er eines Tages, als man an dem Felde eines seiner Brüder, eines armseligen Chasso, vorüberkam. Ueberdies verfügte er über eine Portion Eitelkeit, die ihn selbst unter den Negern auszeichnete und deren Naivetät oft die Heiterkeit der Reisenden hervorrief.

Von Aschabad nach Ghurian und Meschhed.

Von Ingenieur **P. M. Lessar.**

III.

5. Von Meschhed über Türbet-i-Scheich-Dschami nach Serachs.

Von Meschhed rückten wir am 9. Mai aus nach Türbet-i-Scheich-Dschami, um von hier längs dem Heri-rud nach Serachs zurückzumarschiren. Es giebt von Meschhed nach Türbet mehrere Wege. Die englischen Karten geben einen an, welcher direkt längs des Gebirges hinläuft und benutzt wurde, so lange die große Straße von Meschhed nach Herat den steten Anfällen der Merwer und Saryken ausgesetzt war. Auf der russischen Karte ist ein zweiter Weg etwas niedriger angegeben, welchen aber ebenfalls Gebirgsausläufer und viele Schluchten schneiden. Jetzt, da die Wege gefahrlos sind, ist der Gebirgsweg verlassen und die Kommunikation findet direkt statt, das Thal entlang über Ferimun, Katty Schemschir, die Ruinen von Cheirabad und Lenkar; dieser Weg ist nicht allein besser, sondern auch um 10 Werst kürzer. Im Vergleich mit dem Wege von Chaf her ist er öde und unfruchtbar. Hier sind noch die Spuren der Einfälle der Turkmenen sichtbar, obgleich jetzt Ruhe herrscht; das Land fängt an sich zu beleben, hat aber noch keine Zeit gehabt sich von dem erlittenen Ungemach zu erholen. Der Weg ist größtentheils eben, nur hier und da, besonders zwischen Hussein-abad und Ferimun, auf einer Strecke von sechs Werst sind Schluchten und beim Passiren der Wasserscheide zwischen dem Kaschaf-rud und dem Dscham finden sich Hügel; für eine Bahn gäbe es keine Schwierigkeit. Hinter Ferimun ist die Gegend vollkommen eben, Wasser ist in Fülle vorhanden, auch Bewohner finden sich fast in allen Ortschaften. Die Bevölkerung sind überall Perser, mit einziger Ausnahme von Lenkar, woselbst viele Salyren wohnen, welche vor 30 Jahren sich hier angesiedelt haben; sie sprechen ein Gemisch von Türkisch und Persisch.

Um die Straße zu schützen und zugleich etwaige Räuberhorden zu verfolgen, sind nach Osten zwei Ortschaften mit Truppen belegt: Budshgun mit 400 und Mosynabad mit 100 Milizreitern. Mosynabad ist 5 Werst vom großen Wege entfernt; es hat 300 Häuser und reichlich Wasser. Der auf den Karten unter dem Namen Mosynabad-su verzeichnete Nebenfluß des Heri-rud ist den Einwohnern unter dem Namen „Rawas“ bekannt. In Wirklichkeit ist es gar kein Fluß, sondern eine Schlucht, welche nur nach heftigem Regengusse Wasser enthält. Bei einem Blick auf die Karte dieser Gegend kann man überhaupt leicht in den Fehler verfallen, zu glauben, daß das ganze Flußsystem des Heri-rud sehr reich an Wasser sei; denn dort sind eine Menge von Flüssen und Zuflüssen angegeben; in Wirklichkeit sind es aber Schluchten, welche nur nach Regen Wasser führen. Es giebt dort nur zwei Flüsse, den Kaschaf-rud (Kara-su) und den Dscham, und beide haben keine Nebenflüsse. Auch der Teibad-su erreicht den Heri-rud nicht, sondern hört bereits bei Teibad auf. Im Allgemeinen ist die ganze Gegend, wie ganz Chorassan eher arm, als reich an Wasser zu nennen.

Von Mosynabad ritt ich nach Käriz auf vollkommen ebenem Wege; der Ort liegt zum großen Theil in Trümmern; auch das Einkehrhaus (Rabat) ist zerstört und die Einwohner fangen jetzt erst an zurückzukehren. In demselben Zustand befindet sich der an der afghanischen Grenze gelegene Rabat Dagaru, von wo aus man die Festung und den Rabat Kafir-kala deutlich sehen kann; hierher werden täglich von Kusan aus fünf Mann geschickt, um die Ueberfahrt über den Heri-rud zu bewachen; zur Nacht kehren sie nach Kusan zurück. Von Dagaru wandten wir uns nach Nordnordost und marschirten in dieser Richtung zum Heri-rud bis Pesch-rabat, welches nach Angabe des Chans von Mosynabad von einer Tochter Timur's erbaut worden ist. So soll eine Inschrift melden, welche an der Façade in einen dort eingefügten grauen Stein eingehauen ist. Das aus Ziegeln aufgeführte Gebäude hat sich verhältnißmäßig gut erhalten; nur eine Ecke ist eingestürzt, aber die Gewölbe der einzelnen Gemächer des Hauses zeigen keine Risse. Die Dimensionen sind großartig, und man kann im Innern überall reiten. Bei Pesch-rabat tritt der Weg an den Heri-rud, dessen beide Ufer hier mit

so dichtem Schilf, Gesträuch und Bäumen bewachsen sind, daß man an vielen Stellen an den Fluß weder heranreiten noch zu Fuß herangehen kann.

Von Dagarn nach Zurabad führen drei Wege: der erste überschreitet den Fluß, führt landeinwärts, um die Berge, welche die Schlucht des Heri-rud bilden, zu umgehen und kehrt erst kurz vor Zurabad auf das persische Ufer zurück. Eine große Unbequemlichkeit desselben ist das zweimalige Uebersetzen über den Fluß, was nicht das ganze Jahr hindurch möglich ist. Der zweite Weg, der kürzeste von allen, den ich selbst einschlug, geht durch die Berge; er kann, genau genommen, gar nicht als Weg bezeichnet werden, da stellenweise nicht einmal ein Saumpfad vorhanden ist. Der dritte ist der längste, aber der beste: er führt über Türbet und Lenkar und überschreitet nur einmal die Berge.

Der zweite Weg geht von Pesch-rabat längs dem Heri-rud bis Kalsan-kala, wendet sich dann nach Westen und überschreitet den Dscham drei Werst vor seiner Einmündung in den Heri-rud. Von hier ab ist die Gegend hügelig, der Weg geht an den Ruinen von Kale-i-meln bei einem Süßwasserbach vorbei und tritt sechs Werst weiter in die Berge. Von hier ab muß man sich auf engen Pfaden durch Schluchten fortbewegen, bald Berge erklimmen, bald in tiefe Thäler hinabsteigen; der Boden ist steinig. Ein eingetretener Weg existirt nicht; sogar der Transport von Lastthieren ist beschwerlich, und die Herstellung einer Fahrstraße würde kolossale Arbeiten erfordern. Wasser ist genug vorhanden; denn fast in jeder Schlucht rieselt ein Bach, und ebenso ausgezeichnetes Pferdefutter. Die Bergabhänge sind mit Bäumen bedeckt und in der Nähe des Baches Gelebet ist sogar ein recht dichter Wald. Wir verließen die Berge 12 Werst vor den Ansiedelungen der Salyren und ritten an einigen Reihen verlassener Wasserreservoire, dann an einem wasserreichen Bach vorbei, der auf die Felder von Zurabad geleitet wird. Zurabad hat augenblicklich eine große Bedeutung; denn hier haben sich mit Einwilligung der russischen Regierung gegen 2000 Kibitken Salyren angesiedelt, welche im Anfang der 70er Jahre in Alt-Serachs saßen. Die Merwer fielen über sie her, trieben ihr Vieh fort und zwangen den größten Theil des Stammes nach Merw überzusiedeln; dort aber hatten sie weder Wasser noch Land, sie trieben also Viehzucht und arbeiteten bei den Tekke-Turkmenen für Geld. Während der Expedition 1880—1881 waren in Merw gegen 4000 Kibitken Salyren; die übrigen vertheilten sich wie folgt: 1000 Kibitken nomadisirten am Murghab mitten unter den Saryken, 400 Kibitken bei Tschardschui, 200 bei Maimene, gegen 100 Häuser bei Herat in Pul-i-Salar. Nach dem Rath Tykma-Serdars beschlossen die Merwer im Sommer vorigen Jahres die Salyren nicht mehr zurückzuhalten, sondern sie an ihre alten Plätze zurückkehren zu lassen. 2000 Kibitken gingen nach Serachs; die Perser aber wiesen den Salyren Wohnplätze in Zurabad an, um auf diese Weise längs dem Heri-rud einen Schutzkordon gegen die Einfälle der Saryken und Merwer zu gewinnen. Die Salyren sind der schwächste aller turkmenischen Stämme; da sie von keinem geschützt wurden, so konnten sie sich nicht widersetzen und auch nicht ihr Recht auf Alt-Serachs geltend machen, welches sie doch bis vor Kurzem besaßen; überdies waren sie vollständig ruinirt und litten Noth; denn es fehlte ihnen an Korn zur Aussaat. In Folge dessen waren die Salyren genöthigt, sich dort niederzulassen, wo man ihnen Plätze anwies, obgleich Zurabad ihnen gar nicht behagte. Wasser ist freilich reichlich vorhanden, aber die Bäche fließen in engen Schluchten, zu Anlagen von Aeckern ist kein Platz und die Herleitung in Kanälen aus dem Heri-rud verursachte viel Arbeit. Jetzt haben die Salyren alle zum Ackerbau sich eignenden Plätze von Pul-i-chatun bis Zurabad und weiter nach Süden längs dem Ufer des Heri-rud besetzt. Das Land reicht kaum; dennoch wünschen auch die noch in Merw zurückgebliebenen 2000 Kibitken mit ihren Stammesgenossen vereinigt zu werden; die Aeltesten von Zurabad aber gehen in ihren Wünschen noch weiter und reden von der Nothwendigkeit, alle Salyren an einem Orte zu vereinigen. Die Hauptansiedelung der Salyren liegt auf einem Hügel bei der alten Festung Zurabad, unweit deren die Perser eine neue Befestigung zu erbauen beabsichtigen.

Die Salyren nahmen mich äußerst gastfrei auf — mit dem Ausdrucke der tiefsten Ergebenheit und Dankbarkeit gegen Rußland: sie schreiben ihre Befreiung aus Merw, wo sie schlecht lebten, nur der Eroberung Achals durch die Russen und dem Rathschlage Tykma-Serdars zu. Das alles aber hinderte sie keineswegs, sich alles dreifach von mir bezahlen zu lassen.

Von Zurabad nach Pul-i-chatun führen zwei Wege: der kürzere aber schwierigere über Deana-derbent geht durch die Berge; der andere geht auf das östliche Ufer des Heri-rud über, bei German-derbent vorbei und kehrt dann auf das persische Ufer zurück. Näher bei Deana-derbent senkt sich der erstere zum Heri-rud herab und zieht längs dessen Ufer bis Serachs; die Berge rücken hier von Osten fast bis Pul-i-chatun heran, am persischen Ufer dagegen weichen sie vom Fluß zurück und der Weg schneidet nur stellenweise die nicht hohen Ausläufer derselben; von Pul-i-chatun bis Serachs geht er über eine ganz allmählich abfallende Ebene.

Pul-i-chatun heißt wörtlich „Brücke der Frau"; hier war schon vor Zeiten durch eine Frau eine Brücke über den Heri-rud erbaut (näheres wissen die Tekke nicht); vier Bogen derselben stehen noch heute; der mittelste, fünfte Bogen dagegen ist von Medchly-Chan bei Gelegenheit eines Feldzuges gegen Merw zerstört worden. Die Länge der Brücke beträgt 50,2 m. Nahe dabei fällt der Kara-su (Kaschaf-rud) in den Heri-rud, dessen Breite hier etwa 12 m beträgt, während die Tiefe sehr unbedeutend ist, und das Wasser den Pferden nur bis an die Knie reicht; doch ist die Furt sehr unbequem wegen der großen den Boden des Flusses bedeckenden Kieselsteine.

In Pul-i-chatun schlugen wir unser Nachtlager in der Nähe des Lagers des Prinzen Ruchnud-Daule auf. Während ich in großem südlichen Bogen über Käriz nach Pul-i-chatun gekommen war, war der Prinz nur 120 Werst am Kaschaf-rud vorgerückt. Er selbst und die ihm zugetheilten Militär- und Civilbeamten fuhren in Wagen, die Begleitung war zu Pferde; das Lager selbst war äußerst unbequem errichtet. Beim Marsche bewegte sich alles — ausgenommen die Artillerie — äußerst formlos, und der Gepäcktrain dehnte sich über 10 Werst aus. Gut gekleidet waren nur die dem Prinzen nahestehenden Personen, die anderen alle hatten zerrissene Gewänder. Bei den den Prinzen begleitenden Fußsoldaten waren Stiefel nicht obligatorisch; überdies ward auf die Uniform wenig geachtet. Die Bewaffnung war nach dem alten System; Revolver hatten nur einige Officiere. Am folgenden Tage, 18/30. Mai, holte ich die persische Armee bei Nauruz-abad ein und kam bald in Serachs an, woselbst schon große Vorbereitungen zum Empfang des Prinzen gemacht waren.

Auf dem ganzen Wege von Serachs nach Aschabad hat man immerfort die Klagen der Bewohner Atteks über ihre armselige Lage anzuhören: die Perser nehmen ihnen systematisch das Wasser gerade zu der Zeit, wo sie es zur Aussaat am nothwendigsten brauchen. Die Turkmenen wagen es nicht, mit Gewalt ihr Recht zu vertheidigen und sehen

nur zwei Auswege dabei: entweder persische Unterthanen zu werden, und den persischen Beamten (Ilchani) Tribut zu zahlen, oder ihre Niederlassungen zu verlassen und in Merw oder am Tedschend zu nomadisiren. Chr. H.

Der Ruhetag.

Von Richard Andree.

Wenn vom Standpunkte der Gesundheitslehre die Sonntagsfeier verlangt wird, der Staat amtliche Handlungen an Sonntagen untersagt und der Schutz der Arbeiter gegen Sonntagsarbeit ausgesprochen ist, so stimmt dieses überein mit den Forderungen der Kirche von der Sonntagsheiligung, die allerdings auf keinem bestimmten Gebote des Neuen Testaments beruht. Erst zur Zeit Konstantin's des Großen wurden von der weltlichen Obrigkeit förmliche Verbote der gewöhnlichen Geschäfte am Sonntage erlassen und seit dieser Zeit wurde die Strenge der jüdischen Sabbathfeier auf die christliche Sonntagsfeier übertragen. Nach der Bibel beruht die Sabbathfeier auf göttlicher Stiftung; der siebente Tag war der Ruhetag des Herrn nach sechstägiger Schöpferarbeit, aber die eigentliche Feier ist erst durch Mose als ein den Israeliten eigenthümliches heiliges Institut mit Arbeitseinstellung, Sabbathopfer ꝛc. und als ein Bundeszeichen des göttlichen Eigenthumsvolkes eingeführt worden. Die Bibel erzählt uns nichts von einer Sabbathfeier in vormosaischer Zeit, dagegen haben die Assyriologen neuerdings darauf hingewiesen, daß die Hebräer möglicherweise aus ihrer babylonischen Urheimath (Ur Chasdim) mit der siebentägigen Woche auch den Sabbath und seine Feier übernommen haben. Der siebente Tag der Woche war ein Ruhetag auch bei den Assyrern und für diesen siebenten Tag gebrauchten jene bereits den Namen Sabbat, wie aus den Angaben eines assyrischen Synonymenverzeichnisses hervorgeht, welches um nu-uh lib-bi, Tag der Ruhe des Herzens, durch sabat-tuv, Sabbat, erklärt [1]).

In Rom war der Sabbath (Sabbata) bereits im ersten Jahrhundert vor Christus bekannt und wurde mit vielen abergläubigen Gebräuchen gehalten. Er wird von Horaz, Ovid, Tibull (dies Saturni), Persius und Juvenal erwähnt. Ovid nennt ihn einen Tag rebus minus apta gerendis. Flavius Josephus hatte Recht, wenn er [2]) bemerkt, daß es keine griechische oder barbarische Stadt gab, wohin der Gebrauch der Heilighaltung des siebenten Tages nicht gedrungen war.

Hier haben wir nun, von Babylonien ausgehend, eine deutlich zusammenhängende und auf Ueberlieferung beruhende Kette, die durch die Juden zu den Römern und Christen führt und durch letztere fortgeführt worden ist mit ihrer Herrschaft über alle Erdtheile; wo der Christ hindrang, da feiert man heute den siebenten Tag der Woche als Ruhetag.

Auch die mohamedanische Welt gehört in diesen Kreis hinein. Mohamed, der im Gegensatz zu den Juden und Christen den Freitag als wöchentlichen Ruhetag bestimmte, wollte auch dafür das höchste Alterthum in Anspruch nehmen und sagte, daß dieser Tag ursprünglich zum Ruhetag eingesetzt worden; nur habe Mose den Juden nachgegeben, welche hierüber mit ihm stritten und den Samstag als solchen forderten. Dennoch behielt der Samstag bei den Arabern den Namen Sabbath, d. h. Ruhetag [1]).

Einer solchen kulturhistorischen Erscheinung gegenüber hat der Ethnograph die Pflicht zu erwägen, ob sie einzig in ihrer Art dasteht; er muß Umschau halten bei den übrigen Völkern und danach forschen, ob ähnliche oder gleiche Erscheinungen sich bei diesen wiederholen. Im vorliegenden Falle nun erscheint mir die Ausbente etwas spärlich, aber immerhin genügen die Beweise doch, um zu zeigen, daß der jüdische Sabbath und christliche Sonntag als Ruhetage nicht ganz isolirt dastehen.

Wie uns Krapf mittheilt, haben die ackerbautreibenden nördlichen Galla „große Achtung vor dem Sonntag und Samstag, an welchem Tage sie nicht auf dem Felde arbeiten. Den Sonntag heißen sie Sanbata gudda (großer Sabbath) im Gegensatz zu dem Sanbata tenna (kleiner Sabbath)". Allein dieses Volk wohnt im Bereiche der christlichen Abessinier sowie der Mohammedaner, und so mag — worauf schon der Name Sanbata deutet — der Ruhetag bei ihnen etwas entlehntes sein. Bei den rein heidnischen äquatorialen Galla fand Krapf dagegen diese Ruhetage nicht und er erklärt dies daher, daß sie, als Nomaden, alle Tage ruhen können, daher kein Bedürfniß nach einem besondern Ruhetage haben.

Etwas anderes dagegen ist es um die ackerbautreibenden Wanika Ostafrikas, welche, nach demselben Gewährsmann, jeden vierten Tag als Ruhetag feiern [2]).

An der Guineaküste sehen wir bestimmte Fetischtage als Ruhetage. Am Donnerstag wird dort nicht in den Pflanzungen gearbeitet und nicht gefischt. Einzelne Familien feiern dort auch verschiedene Tage der Woche, an welchen sie weiße Kleider tragen, und sich des Palmweins und der Arbeit enthalten. So z. B. den Tag der Woche, an welchem sie geboren sind [3]).

Es ist das allerdings wenig, was ich über den Ruhetag bei Naturvölkern hier beizubringen vermag. Vielleicht ergiebt sich aber bei weiterm Nachforschen mehr. Von Wichtigkeit für die Beurtheilung der Frage nach der Nothwendigkeit eines Ruhetages erscheint aber der gänzliche Mangel eines solchen bei einem so arbeitsamen und kultivirten Volke wie die Chinesen. Dort sehen wir Millionen im harten Kampfe ums Dasein. Alle Klassen der Gesellschaft arbeiten dort Tag für Tag und jeder gönnt sich nur so viel beliebige Feiertage, als er für seine Gesundheit und seine Mittel zuträglich hält, ohne daß darum eine allgemeine geistige und physische Demoralisation eingetreten wäre.

---

[1]) George Smith's Chaldäische Genesis, deutsch von Friedrich Delitzsch S. 301.

[2]) contra Apion. II, 39.

[1]) Koran, Sure 16. Vergl. Ullmann, Der Koran, Bielefeld, 1853, 227.

[2]) L. Krapf, Reisen in Ostafrika, Kornthal 1858. I, 106. Hildebrandt in Ztschft. f. Ethnologie 1878, 390 führt an, daß die Wanika an jedem fünften Tage ruhen.

[3]) E. Bowdich, Von Cape Coast Castle nach Ashantee, Deutsch, Weimar 1820, 362.

Nekrologe.

Das letzte Verzeichniß solcher Verstorbenen, welche auf dem Gebiete der Geographie und Ethnographie und in verwandten Fächern sich einen Namen erworben haben, ist in Bd. XLI, S. 172 ff., 190 f. und 202 f. enthalten und umfaßte die Zeit vom November 1880 bis in den Februar 1882. Aus dem Jahre 1881 sind noch folgende neue Männer nachzutragen:

— Adolphe Joanne, der Verfasser und Herausgeber zahlreicher französischer Reisebücher und Kartenwerke und Begründer des französischen Alpenklubs, geboren 15. September 1813 in Dijon, gestorben 1. März 1881 in Paris.

— Chodzko, Generallieutenant im russischen Generalstabe und hervorragender Geodät, geboren 18. December (n. St.) 1800 in Wilna, gestorben 5. März 1881 in Tiflis. Seine Hauptarbeit war die Leitung der trigonometrischen Vermessung Transkaukasiens in den Jahren 1847 bis 1854 und der Triangulation der nördlichen Kaukasusländer 1860 bis 1864.

— Fleuriot de Langle, französischer Vice-Admiral, geboren 1809, gest. 23. Juli 1881 in Paris; er war 1838 bis 1840 zweiter Kommandant der nach Spitzbergen entsendeten Korvette „La Recherche" und förderte als Befehlshaber der Marinestation am Gabun durch Entsendung mehrerer Expeditionen die Kenntniß der Länder am untern Ogowe. Der „Globus" brachte in Bd. XXV und XXX nach seinen Schilderungen eine Reihe illustrirter Artikel über die Westküste Afrikas.

— C. P. Patterson, zuletzt Kapitän und Leiter der Küstenvermessungen der Vereinigten Staaten, geboren 24. August 1816 bei St. Louis in Louisiana, gestorben 15. August 1881 bei Washington. Namentlich betrieb er die Fortsetzung der von Agassiz und Pourtalès begonnenen Tiefseeforschungen.

— A. Kornerup, geboren 7. Februar 1857 in Kopenhagen, gestorben 3. September 1881 ebenda; machte sich durch wiederholte Forschungsreisen (1876, 1878, 1879) nach Grönland bekannt.

— Vincent Eyre, englischer Generalmajor, geb. 1811, gestorben 24. September zu Aix-les-Bains in Savoien, Verfasser des für die Kenntniß Afghanistans epochemachenden Buches „The military operations at Kabul 1841 bis 1842".

— Marchese Ricci, italienischer Generallieutenant, geb. 1811, gestorben 5. Oktober 1881 bei Novara, hervorragender Geodät, der als Leiter des militär-topographischen Instituts in Florenz die Ausführung der Karte von Gesammt-Italien im Maßstabe 1 : 100,000 in Angriff nehmen ließ.

— R. Mallet, englischer Ingenieur und bekannter Erdbebenforscher, geboren 3. Juni 1810 in Dublin, gestorben 5. November 1881.

— E. J. Bird, englischer Admiral und Polarfahrer, starb im 83. Jahre am 3. December 1881 in Witham (Essex). Die arktischen Reisen, an welchen er Theil nahm, sind folgende: 1821 bis 1823 und 1824 bis 1835 Parry's Expeditionen auf der „Fury" und „Hecla" zur Aufsuchung der nordwestlichen Durchfahrt; 1826 bis 1827 Parry's Expedition auf der „Hecla" nördlich von Spitzbergen; 1839 bis 1843 James Roß' antarktische Reise mit „Erebus" und „Terror"; 1848 bis 1849 Roß' Expedition zur Aufsuchung Franklin's.

— Adam, belgischer Generalstabsoberst und Direktor des militär-kartographischen Instituts, welches besonders ihm seinen Ruf zu danken hat, starb im 52. Lebensjahre am 13. Januar 1882 zu Irelles.

— Nain Singh, indischer Forschungsreisender, geboren um 1825, gestorben Ende Januar oder 1. Februar 1882 in Moradabad an der Cholera. Anfangs Schullehrer (Pandit) im Dorfe Milum, Bezirk Dschohar, Provinz Kumaon im Himalaja, war er der erste Eingeborene, den Oberst Montgomerie im Gebrauche der geodätischen Instrumente unterwies. Er gehörte zu den Bhutiah (nicht zu verwechseln mit den Bewohnern Bhutans), welche im Sommer in einer Höhe von 10000 bis 13000 F. am Fuße der nach Tibet führenden Pässe wohnen und während dieser Zeit beständig mit der Provinz Nari-Chorsum Handel treiben. Auf Schafen, Ziegen, Ponies und Jaks führen sie Getreide, englische Waaren, besonders wollene, u. s. w. nach Tibet und exportiren von dort Borax, Salz, Wolle, Goldstaub und Ponies. Dieser Kaufmannsstamm rechnet sich zu den Hindus, wird aber von denselben nicht anerkannt, läßt auch jenseit der tibetischen Grenze von seinem Hinduismus nichts merken. — Im Januar 1865 wurde Nain Singh, der schon früher die Gebrüder Schlagintweit auf ihren Reisen begleitet hatte, und sein Vetter Mani oder Maun Singh nach Tibet gesandt, und es gelang ersterem nach mehreren vergeblichen Versuchen von Nepal aus den Jarudsang-po zu erreichen und denselben bis Lhassa zu verfolgen, wo er sich einige Monate lang als Rechnenlehrer ernährte. Dann trat er die Rückreise an und erreichte 1866 die Quelle des Jaru-dsang-po. 1867 wurde er über den Mana-Paß nach Gartok, der Hauptstadt von Nari-Chorsum, und den Goldminen von Thok-dschalung gesandt und 1873 begleitete er die Forsyth'sche Expedition nach Jarkand, trennte sich auf der Rückkehr von derselben und trat seine größte Reise quer durch Tibet von Westen nach Osten an. Dieselbe begann bei den Pangkong-Seen, führte zur Entdeckung einer ganzen Reihe großer Seen nördlich des Jaru-dsang-po, berührte Lhassa und den Bezirk Tawang und endete im Mai 1875 in Kalkutta. Für diese Leistung erhielt er von der Londoner Geographischen Gesellschaft eine goldene Medaille und von der indischen Regierung ein kleines Landgut, wohin er sich in der kalten Jahreszeit von seinem hochgelegenen Heimathsdorfe Milum zurückzog, und wo er auch gestorben ist.

— Ramaeckers, belgischer Hauptmann und Leiter der belgischen Station Karema am Tanganjika-See, starb daselbst im Alter von 33 Jahren am 23. Februar 1882. Seit März 1871 im aktiven Dienst, arbeitete er 3½ Jahre im Kriegsministerium und ein Jahr im kartographischen Institute. Gegen Ende 1877 wurde ihm eine wissenschaftliche Mission nach Tripoli und Fezzan übertragen und im Juni 1880 wurde er dazu gewählt, den Hauptmann Cambier in der Leitung obengenannter Station zu ersetzen, wozu ihn eine Anzahl vortrefflicher Eigenschaften besonders befähigten. Er starb kurze Zeit vorher, ehe er die Heimreise von dort antreten wollte.

— Arnoux, französischer Kaufmann aus Nizza, den der Zufall nach Abessinien geführt und der mit dem Könige von Schoa Verbindungen angeknüpft hatte. Nach Frankreich zurückgekehrt, gründete er zu deren Verwerthung eine äthiopische Gesellschaft, begab sich mit etwa zehn Franzosen im Juni 1881 nach Obok, überwarf sich aber mit seinen Gefährten und wurde, noch ehe er die Reise in das Innere angetreten, am 3. März 1882 von Danakils ermordet.

— Sir Charles Wyville Thomson, der wissenschaftliche Leiter der Challenger-Expedition, geboren 5. März 1830 in Bonsyde, Linlithgow, gestorben 10. März 1882 ebenda. Er studirte hauptsächlich in Edinburgh, wurde 1850 Docent der Botanik in Aberdeen, 1853 Professor der Naturgeschichte in Cork, 1854 Professor der Mineralogie und Geologie in Belfast, 1870 Professor der Naturgeschichte in Edinburgh, was er bis Oktober 1881 blieb. 1868 und 1869 nahm er an den Tiefseeforschungen der Schiffe „Lightning" und „Porcupine"

theil und schrieb über die dabei gemachten zoologischen Entdeckungen das Werk „The Depths of the Sea“. 1872 wurde er zum wissenschaftlichen Chef der berühmten, 3½ Jahre dauernden Challenger-Expedition gewählt, welche 68,890 Miles zurücklegte, und während deren an 362 Stationen systematische Beobachtungen gemacht wurden, deren Bearbeitung er nach der Heimkehr gleichfalls leitete. Einen vorläufigen Bericht über die gewonnenen Resultate gab er in der zweibändigen „Voyage of the Challenger“. Doch hatte seine Gesundheit so gelitten, daß die Hauptsache bei der Bearbeitung der Reiseergebnisse während der letzten zwei Jahre seinem ersten Gehülfen John Murray zufiel.

— Francesco Emiliani, italienischer Militär, zuletzt ägyptischer Mudir von Dara in Darfur, starb dort 15. März 1882. Vom Jahre 1874 an begleitete er den Geologen Mitchell auf dessen Reisen zwischen dem Nil und Rothen Meere, 1875 nach Zeila und Tadschurra und 1875 bis 1876 auf der verunglückten Expedition in den abessinischen Grenzgebieten. 1878 wurde er nach dem Sudan geschickt, wo er an verschiedenen Punkten, in Kabkabia, Kolkoe und zuletzt in Dara als Mudir und Befehlshaber der Truppen fungirte. Es wird ihm nachgerühmt, daß er dort gemeinschaftlich mit Gessi kräftig für die Unterdrückung des Sklavenhandels gewirkt hat.

— Charles Darwin, geboren 12. Februar 1809 in Shrewsbury, gestorben 19. April 1882 in Down (Kent) und begraben 26. April in der Westminster-Abtei unweit des Grabes von Sir Isaac Newton. Bald nachdem er 1831 in Cambridge promovirt hatte, bot er der Aufnahme-Expedition, welche im „Beagle“ unter Kapitän Fitz Roy die Erde umsegelte, seine unentgeldlichen Dienste als Geologe an. So besuchte er Brasilien, die Magalhaensstraße, die südamerikanische Westküste und die Inseln des Großen Oceans und kehrte im Oktober 1836 nach England zurück, in seiner Gesundheit so geschädigt, daß er sein Leben lang sich sorgfältig in Acht zu nehmen hatte. Im Jahre 1839 veröffentlichte er aus dem reichen, von ihm gesammelten Materiale sein „Journal of researches in natural history and geology“, welches 1845 nochmals als „Voyage of a naturalist round the world“ erschien, das Muster eines naturwissenschaftlichen Reisewerkes, welches in England nur zu wenig Nacheiferung hervorgerufen hat, reich an Beobachtungen und Generalisirungen in physikalischer Geographie. In dasselbe Gebiet gehören seine Schrift über den Bau und die Verbreitung der Korallenriffe (1842), die „Geological observations on vulcanic islands“ (1842) und die „Geological observations on South America“ (1846). Was dann sein 1859 erschienenes Hauptwerk „On the origin of species by means of natural selection“ und seine weiteren Schriften für einen umgestaltenden Einfluß auf die beschreibenden Naturwissenschaften gehabt, ist bekannt genug.

— Jules Crevaux, französischer Marinearzt und Forschungsreisender in Südamerika, geboren 1. April 1847 zu Lörchingen (Lorquin) im jetzigen Deutsch-Lothringen, von Indianern am Pilcomayo ermordet am 24. April 1882. Er studirte in Straßburg und auf der Ecole de médecine navale in Brest, wurde im Oktober 1868 Unterarzt, nahm am Kriege 1870/71 theil und wurde am 24. Januar 1871 bei Chassois verwundet. 1877 begann er seine erste Reise den Maroni aufwärts; es gelang ihm, wie unseren Lesern aus Bd. XXXVII bekannt ist, die Wasserscheide des Tumuc-Humac-Gebirges zu überschreiten und auf dem Jari den Amazonenstrom zu erreichen. Gleich im folgenden Jahre machte er seine zweite Reise durch Guayana, erforschte dabei die Flüsse Ojapok und Paru, fuhr dann den Amazonenstrom und den Rio Iça bis zum Fuße der Anden aufwärts und den Rio Yapurá hinab. 1880 fuhr er in sechs Monaten den Magdalena in Colombia hinauf, überschritt die Anden und ließ sich auf einem Floße den Guaviare hinabtreiben bis in den Orinokko, an dessen Mündung er die Guarannos kennen lernte (s. S. 1 dieses Bandes). Seine letzte Reise, über welche der „Globus“ wiederholt berichtete, hatte den Pilcomayo, Parana und südliche Amazonas-Zuflüsse zum Ziele; gleich im Beginne derselben fand er seinen Tod. (Ueber Crevaux' erste Reise s. Globus XXXVII, No. 1 bis 6, über seine zweite Bd. XL, No. 1 bis 7 u. 17 bis 21; über seine vierte und letzte Bd. XLI, S. 16 und 144 und Bd. XLII, S. 32, 192, 288, 336 und 368.)

— Karl Aubel, Bergingenieur und Erfinder des nach ihm benannten Aubel-Druckes, geboren 1838 in Kassel, gest. 27. April 1882 zu Köln. In jungen Jahren schon bereiste er aus naturwissenschaftlichem Interesse Skandinavien, dann England und war später in den transuralischen Bergwerken des Fürsten Demidow mehrere Jahre lang thätig. Dann gewann er den Großindustriellen Baron Ungern-Sternberg für seinen Plan zur geognostischen Durchforschung des nördlichen Rußland und unternahm mit seinem Bruder, dem Landschaftsmaler Hermann A., in einem eigenen Schiffe eine längere Reise, welche von beiden gemeinschaftlich in dem anziehenden Buche „Ein Polarsommer. Reise nach Lappland und Kanin“ (Leipzig, Brockhaus 1874) beschrieben worden ist.

— Thomas Woodbine Hinchliff, geboren 1826, gestorben 8. Mai 1882 zu Aix-les-Bains in Savoien, einer der Mitbegründer des Londoner „Alpine Club“ und 1878 bis 1880 dessen Präsident. Er veröffentlichte 1857 „Summer Months among the Alps“, ein Buch, welches die alpine Passion in weitere Kreise zu verpflanzen wesentlich beigetragen hat. Nachdem ein Unglücksfall ihm die rechte Hand zerschmettert hatte, mußte er das Bergklettern aufgeben, besuchte dafür aber wiederholt Südamerika und machte eine Reise um die Welt. Seinen „South American Sketches“ (1863) und „Over the Sea and Far Away“ (1876) wird ein vortrefflicher Stil, lebhafte Freude an der Natur und Anschaulichkeit der Schilderung (namentlich der südbrasilianischen Vegetationspracht, der californischen Bergwelt u. s. w.) nachgerühmt.

— Albert Rosenthal, Rheder in Bremerhaven und Förderer der deutschen Polarforschung, gestorben 19. Mai 1882. In der Hoffnung, daß Entdeckungsfahrten im arktischen Meere zur Auffindung neuer Walfischgründe führen würden, trat er mit A. Petermann in Verbindung und sandte mehrere Schiffe nach Norden, so 1869 den Dampfer „Bienenkorb“ mit dem Physiker Dr. Dorst aus Jülich an Bord, 1870 den Dampfer „Albert“, auf welchem sich Dr. E. Bessels aus Heidelberg befand, und 1871 den Dampfer „Germania“, dessen Bestimmung die Mündung des Ob oder Jenisei war. Zwar gelang es demselben nicht, bis in das Karische Meer vorzudringen; doch konnten die an Bord befindlichen Naturforscher Th. von Heuglin und Aagard aus Christiania reiche zoologische und botanische Sammlungen heimbringen. Die später von Rosenthal gegründete „Deutsche Polarfischereigesellschaft“ hatte kein Glück, sondern mußte liquidiren; der von derselben in Bremerhaven gebaute Dampfer „Jorn Mayen“ jedoch hat später, in „Vega“ umgetauft, Nordenskiöld und Palander um ganz Europa und Asien herumgetragen.

— J. P. François Van de Velde, belgischer Artillerie-Lieutenant, geboren 5. Januar 1855 in Gent, gestorben 23. Mai 1882 in Gangila in Westafrika. Von König Leopold ausgewählt, um der Stanley'schen Kongo-Expedition beigegeben zu werden, machte er in den Marine-Werkstätten einen einjährigen praktischen Kursus in der Mechanik und dem Schiffsbau durch und ging im Januar 1882 an seinen Bestimmungsort ab. Obwohl ihn schon im April in Isangila am untern Kongo das Fieber ergriff, reiste er doch weiter ins Innere, mußte aber bald umkehren und starb. Seine schwarzen Diener begruben ihn in Vivi.

Kürzere Mittheilungen.

Die Sterblichkeit unter dem europäischen Theil der Armee in Holländisch-Indien.

Ein alter Spruch lautet wohl: „Batavia ist ein Paradies für Unsterbliche und das Grab der Europäer"; in Wirklichkeit ist die Sache aber nicht so schlimm, wie man gewöhnlich glaubt, und Batavia einer der best verleumdetsten Orte in der Welt. Wir wollen hier den Gegenstand nicht zu erschöpfen suchen, sondern nur eine Uebersicht über die Sterblichkeit bei dem europäischen Theile der Armee in den letzten Jahren geben; wir entnehmen diese Angaben den Regierungsberichten und glauben, daß die Mortalität unter dem genannten Theil der Europäer am größten ist. Bemerkt werden muß, daß sich unter der Stärke auch eine Anzahl in Indien geborener Vollblut- und Halbblut-Europäer befinden.

Die Stärke betrug am 31. Dec.	Mann	Davon gestorben	Davon an Blessuren	Außerdem geblieben vor dem Feinde	
				Mann	Officiere
1871	13 087	343	—	—	—
1872	12 798	319	8	4	1
1873	12 720	825	22 (u. 3 Offic.)	46	5
1874	13 709	1461	59 (u. 13 „)	42	1
1875	14 461	1426	20 —	12	2
1876	15 513	1435	39 (u. 9 „)	38	4
1877	16 396	1131	28 (u. 3 „)	29	4
1878	16 266	824	37 (u. 8 „)	18	3
1879	15 788	715	16 (u. 1 „)	26	1
1880	15 399	444	11 —	22	1
1881	14 524	623	8 —	1	—
	160 661	9546	248 (u. 37 Offic.)	238	22
		— 248		248	37
		9298		486	59

Es ergiebt sich also ein Verlust vor dem Feinde von 59 Officieren und 486 Mann (wir haben bei den letzten Rubriken auch die Zahl der gebliebenen und an den Wunden gestorbenen Officiere beigefügt; die Durchschnittszahl der letzteren (wirkliche Stärke) in den letzten 7 Jahren betrug 1447). 9298 Mann oder etwa $5^3/_4$ Proc. starben an Krankheiten. Man sieht auf den ersten Blick, daß die Sterblichkeit in den einzelnen Jahren sehr verschieden war. Während sie 1871 und 1872 etwa $2^1/_2$ Proc. betrug, steigt sie 1873 (Atjeh und Cholera) auf 6 bis 7 Proc., im Jahre 1874 auf beinahe 11 Proc. Auch die Ziffern der folgenden Jahre beweisen, daß selbst, als die Cholera nicht mehr herrschte, der Einfluß des Krieges ein sehr verderblicher war; vielleicht darf man noch mehr annehmen, daß es die erste Besitzergreifung eines bisher noch nicht von Europäern in größerer Anzahl betretenen Bodens war, welche, wie dies unter solchen Umständen gewöhnlich ist, eine so bedeutende Mortalität verursachte. In den folgenden Jahren zeigt sich eine erhebliche Abnahme, bis im Jahre 1881 die Cholera wieder das Verhältniß ungünstiger gestaltete. Die Stärke betrug 14 524 Mann; unter Behandlung kamen 48 479 Mann (also jeder der 14 524 durchschnittlich 3,35 mal), worunter 410 an Cholera. Von letzteren starben 269 Mann, und zieht man diese von der Summe der Verstorbenen (623) ab, so bleiben noch 354 Todesfälle oder 2,4 Proc. der Stärke aus anderen Ursachen.

Dies Resultat ist, wenn man die Verhältnisse und namentlich das durchschnittlich höhere Alter und das Vorleben eines größeren Theils der Mannschaften berücksichtigt, gewiß nicht ungünstig zu nennen.

Zum Vergleich dienen folgende Angaben über die Sterblichkeit in früheren Jahren. Dieselbe betrug:

	Mittlere Stärke	Sterblichkeit	Verhältniß in Proc.
1819—1824	6 848 Mann	796 Mann	11,54
1825—1829	9 286 „	2 134 „	22,98
1830—1834	10 026 „	943 „	9,41
1835—1839	7 005 „	824 „	11,77
1840—1844	6 308 „	562 „	8,91
1845—1849	5 379 „	336 „	6,25

Während des Java-Kriegs 1825 bis 1830 betrug die Sterblichkeit 12,02 Proc., 21,24 Proc., 26,00 Proc., 29,41 Proc., 22,23 Proc., 13,42 Proc. im Jahre. Die günstigsten Jahre sind 1848 mit 3,00 Proc., 1845 mit 5,24 Proc., 1844 mit 5,66 Proc., 1846 mit 6,70 Proc., 1847 mit 6,82 Proc. Die ungünstigsten außer den ebengenannten Jahren des Java-Kriegs: 1821 mit 16,19 (Cholera auf Java, Expedition gegen Palembang), 1840 mit 13,05 Proc., 1837 mit 12,73 Proc. und 1819 mit 12,33 Proc. Ueber 20 Proc. betrug die Sterblichkeit in 4, von 10 bis 20 Proc. in 12, von 5 bis 10 Proc. in 14 Jahren, 3 bis 5 Proc. in nur einem Jahre. E. M.

Die Deutschen in Südbrasilien.

Hugo Zöller, der Specialkorrespondent der Kölnischen Zeitung, dessen „Rund um die Erde" der „Globus" in Bd. XL, S. 112 besprach, hat jüngst, außer dem Panama-Kanal (s. „Globus" XLII, S. 368), die deutschen Kolonien im südlichen Brasilien besucht und studirt und seine Erfahrungen in zwei handlichen Bänden: „Die Deutschen im Brasilischen Urwald" (Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1883) niedergelegt. Dieselben sind sehr gut geschrieben, mit warmem Interesse für die Sache und, soweit man urtheilen kann, mit großer Unparteilichkeit, welche in der sonstigen Literatur über diesen Gegenstand nur allzu oft sehr vermißt wird. Die deutschen Kolonien selbst behandelt nur der zweite Band, während im ersten die Reise nach Brasilien und Rio de Janeiro beschrieben werden. Zöller's Urtheil über jene verdient gerade jetzt, wo die Auswanderungs- und Kolonisationsfrage auf der Tagesordnung steht, besondere Aufmerksamkeit — wie viele von denen, welche dabei mitreden, sprechen denn auf Grund eigener Beobachtungen? Von dem Auswandern selbst (II, 91) hält er nichts, so lange es zu vermeiden ist; aber „so lange wir noch keine deutsche Kolonie unter deutscher Flagge besitzen, so lange wir noch fremden Boden düngen müssen, so lange bietet Südamerika, bieten namentlich die südbrasilischen Provinzen Rio Grande do Sul und Santa Catharina ein weit besseres Feld des Vorwärtskommens als Nordamerika, ein weit besseres als Australien oder irgend ein anderes Land, das ich kenne". Aber wohl verstanden, nur für Ackerbauer und etwa solche Fabrikarbeiter, die sich an landwirthschaftliche Arbeiten gewöhnen können (II, 110); Leute aus den gebildeten Ständen kann es dagegen einstweilen bloß in geringer Anzahl aufnehmen. Die volkswirthschaftliche Schattenseite Südbrasiliens ist der Mangel eines großen Exportartikels, der, wie z. B. Kaffee, leicht und überall verkäuflich ist. Das gilt besonders für Santa Catharina, diejenige Provinz, welche von der Natur vielleicht am reichsten ausgestattet, thatsächlich aber die ärmste des Landes ist. Freilich ist wahre Armuth vielleicht nirgends seltener, ein mäßiger Wohlstand nirgends häufiger; es fehlt bloß an dem großen Stil des Lebens, an den Unternehmungen mit größeren Mitteln. Das Fehlen eines großen Exportartikels erklärt Zöller dadurch, daß einerseits die Kolonisten, zufrieden mit

behäbigem Leben, viel zu wenig energisch produciren und daß andererseits die brasilische Regierung trotz aller Summen, die für Kolonisation ausgeworfen und weggeworfen worden sind, durch Ausfuhrzölle, interprovinzielle Zölle, Chikanen, Thorheiten und unglaublich liederliche Rechtspflege (im Süden sowohl wie auch im Norden) die Entwickelung in einer auf Erden beispiellosen Weise hemmt (II, 25 f.). Damit soll jedoch gar nicht gesagt sein, daß es die Regierung mit den Kolonien schlecht meint. Trotz alledem sind die deutschen Kolonien (II, 30) „wahre Paradiese in der Einöde des brasilischen Lebens, wahre Paradiese nicht des Reichthums und Luxus, wohl aber der Reinlichkeit, des Wohlstandes und Lebensgenusses. Auch hat der Charakter der Leute bei aller kolonialen Freiheit etwas Liebes, Edles, Anheimelndes, Vertrauenerweckendes, ohne eine Spur der Zudringlichkeit, Renommisterei und geschraubten Smartheit des Yankeedeutschen von Nordamerika. Alles dies fällt umsomehr auf, als Brasilien im Gegensatze zu Nordamerika fast gar keine wohlhabenden Einwanderer aus Deutschland erhalten hat, da die meisten dieser Leute, als sie herüberkamen, blutarm waren". Ein ganz besonderes Lob wird in dieser Hinsicht der zuerst besuchten Kolonie Dona Francisca (Hauptort Joinville) in der Provinz Santa Catharina zu Theil, der bestgeleiteten, die Zöller gesehen (II, 4). „In Joinville giebt es hübsche Holzhäuser und allerliebste Villen; aber gerade darin, daß sie nichts mehr als hübsche Holzhäuser und allerliebste Villen sein wollen, darin liegt ihr Adel. Und ebenso, wie mit den Holzhäusern und Villen ist es mit den Leuten: ich habe in der Kolonie Dona Francisca nichts Falsches und Unwahres zu entdecken vermocht; was die Leute schienen, das waren sie auch. Es herrscht ein feiner angenehmer Ton, der gleichmäßig alle Klassen durchdringt und in den auch die neu hinzugekommenen Kolonisten sich schnell hineinfinden. Was sonst bloß das Vorrecht großer Kulturmittelpunkte zu sein pflegt, die Ausbildung einer eigenen Art von Urbanität, das ist seltsamer Weise dem idyllischen Kolonialstädtchen Joinville beschieden gewesen. Herzlichkeit, Liebenswürdigkeit, Zuvorkommenheit, Selbstachtung und Achtung des Nächsten finden sich überall; dazu heitere Lebensfreude und jenes Selbstbewußtsein, welches bei unmittelbarem Verkehr mit der Natur jedes energische Schaffen belohnt. Joinville hat mir zum ersten Mal das Bild einer größeren deutschen Kolonie geboten, wo nicht ein Einziger, sage nicht ein Einziger, über den Andern schimpfte oder die schwachen Seiten in dessen Privatleben ans Tageslicht zu zerren suchte, wo alles sich in die Hände zu arbeiten schien, wo es weder erdrückenden Reichthum noch die leiseste Spur von Armuth gab und ein jeder mit seinem Loose zufrieden war. Auch war Joinville in fremdem Lande der erste von mir besuchte deutsche Ort, wo die Zufriedenheit mit der neuen Heimath nicht im Geringsten den Zusammenhang mit der alten gelockert hatte, wo der Stolz auf die eigenen Kulturerrungenschaften mit jener liebenswürdigen Bescheidenheit hervortrat, die ihren Werth verdoppelte. Die Leute arbeiteten mit solcher Ordnung und Ueberlegung, daß man ihnen die Arbeitsfreude ordentlich ansah: sie verkehrten untereinander und mit mir, als ob sie alle einer und derselben gewählten Gesellschaft angehörten."

Es stimmt das — wir können es nicht verhehlen — durchaus nicht zu der Ansicht, welche eine solche Autorität, wie Dr. W. Reiß über die deutschen Kolonien Südbrasiliens geäußert hat (s. „Globus" XLII, S. 32), und wonach es lediglich die schlimmen Elemente sind, welche das Leben in der Kolonie loben. Aber auf welcher Seite der Irrthum liegt, vermögen wir nicht zu entscheiden.

Es sei uns gestattet, noch auf einiges andere aufmerksam zu machen. So berührt es angenehm, auf S. 88 des ersten Bandes zu lesen, daß Wappäus mit echt deutschem Fleiße, ohne jemals in Brasilien gewesen zu sein, das beste (jetzt freilich etwas veraltete Werk) geschrieben hat, welches jemals über dieses Land veröffentlicht worden ist. Geographen von Fach wird es interessiren, daß dem für die Ausstellung von Philadelphia zusammengestellten officiellen Berichte absichtliche Fälschung nachgewiesen wird (I, 94), während Kaufleute auf S. 168 ff. des ersten Bandes manches über Handel und Einfuhr, Herkunft der einzelnen Verbrauchsgegenstände u. s. w. finden. Auch die Sklavenfrage erfährt eine eingehende Behandlung (I, 133 bis 150). Wie die Sache jetzt liegt, so dauert die Sklaverei im Großen und Ganzen noch an und erst im Jahre 1892 wird sich der erste Ausfall an Menschenkräften fühlbar machen, weil alsdann die erste Generation der Freigeborenen das Alter der Mündigkeit (21 Jahre) und damit freie Verfügung über ihre Arbeit erreichen wird. Wer soll dieselbe ersetzen? Europäische Einwanderer gewiß nicht; auch nicht Chinesen, welche zur Auswanderung nach Brasilien keine rechte Lust bezeugen. Und daß die Neger freiwillig arbeiten werden, glaubt man auch nicht recht. „Wenn schon jetzt die brasilischen Finanzen seit langen Jahren mit einem Defizit rechnen, wie soll es alsdann erst werden, wenn die ersten Wirkungen des Emanzipationsgesetzes sich fühlbar machen? Von Brasiliens Staatseinnahmen bilden Ein- und Ausfuhrzölle 70 Prozent; $92\frac{1}{2}$ Prozent der Ausfuhr aber entfallen auf Kaffee, der einstweilen bloß an ein paar verlorenen Ecken durch europäische Ansiedler, in seiner überwiegenden Menge dagegen durch Sklavenarbeit gewonnen wird. Die meisten, namentlich die Kaufleute, sehen der Zukunft mit trüben Ahnungen entgegen, während andere von den bevorstehenden Umwälzungen zum allgemeinen menschlichen Besten eine Wiedergeburt Brasiliens erwarten, indem die brasilischen Großgrundbesitzer, welche jetzt vielfach die Rolle des auf dem Heu liegenden Hundes spielen, alsdann entweder selbst zu größerer Thätigkeit angespornt werden oder anderen und energischeren Kräften Platz machen würden."

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der am 6. December vorigen Jahres zu Frankfurt a. M. begründete „Deutsche Kolonialverein" erläßt an alle nationalgesinnten Männer einen Aufruf zum Beitritt (Jahresbeitrag 6 Mark), um sich die Mittel zu sichern, daß er mit vollem Gewicht seine aufklärende und anregende Thätigkeit in der Frage der deutschen Kolonisation beginnen und durchführen, zugleich einen wirklichen Mittelpunkt für die bisher getrennt arbeitenden Kräfte bilden kann. „Neben der praktischen Förderung von Handelsstationen als Ausgangspunkt für größere Unternehmen, sowie wirthschaftlicher Niederlassungen anderer Art über See, erblickt der Verein seine Hauptaufgabe in der Klärung der öffentlichen Meinung, damit die Nation für eine Lösung in weiterem Umfange bereit sei, für den Tag, wo dies die Gunst der Verhältnisse gestatten wird. Zur Mitarbeit an diesem, vielleicht nur langsam und allmählich sichtbaren Erfolg versprechenden Werke rufen wir alle Vaterlandsfreunde auf. Mögen vor Allem diejenigen, welche in den Grundanschauungen mit uns übereinstimmen, nicht gleichgiltig bei Seite stehen, vielmehr durch den Beitritt zum Verein und durch wirksames Eintreten für seine Ziele, ein

Jeder nach seinen Kräften, ihrer Ueberzeugung auch thatsächlichen Ausdruck geben. Schon oft sind große nationale Fortschritte aus kleinen Anfängen, aus der Anregung und der Arbeit kleiner Kreise hervorgegangen, wenn sie durch die allgemeine Lage bedingt waren. Wir sind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Kolonialfrage nicht willkürlich aufgeworfen, daß sie vielmehr aus den gesammten Verhältnissen und Zuständen des deutschen Volkes entsprungen, eine endliche, nur zu sehr verzögerte Lösung unbedingt erheischt und deswegen auch unter der Zustimmung und Mitwirkung der gesammten Nation finden wird."

— Unsere volle Sympathie verdienen gewiß jene, an Zahl und Bedeutung ständig zunehmenden Vereine, welche sich die Erforschung und Zugänglichmachung einzelner Theile unseres herrlichen Vaterlandes zum Ziele gesetzt haben. Wie viel in wenigen Jahren durch solche Centralisirung der Kräfte geleistet werden kann, zeigt der „Gebirgsverein für die Sächsisch-Böhmische Schweiz", dessen erstes Jahrbuch (September 1882) uns vorliegt. Derselbe kann mit Befriedigung konstatiren, daß sein praktisches Wirken in Bezug auf Herstellung und Verbesserung von Wegen, Anbringung von Wegweisern, Eröffnung von Aussichtspunkten und Unterkunftsstätten, Hebung der Hausindustrie im Vereinsgebiete u. s. w. schon manchen schönen Erfolg aufzuweisen hat. In seinem „Jahrbuche" andererseits läßt sich der Verein die wissenschaftliche Erforschung seines Gebietes angelegen sein. Von Werth ist namentlich Prof. S. Ruge's Aufsatz: „Die Sächsische Schweiz am Ende des 16. Jahrhunderts", worin er die älteste Forstbeschreibung und die älteste Landesvermessung behandelt, nämlich die von ihm wieder aufgefundene Karte Kursachsens von Matthias Öder aus Freiberg, die in den Jahren 1586 bis 1607 mit Meßschnur, Quadranten und Boussole aufgenommen wurde, und von welcher bereits 96 Blätter von je 76 cm Breite und 52 cm Höhe wieder ans Licht gezogen worden sind. Prof. Ruge nennt sie die „beste und getreueste Karte, welche überhaupt im ganzen Jahrhundert entworfen" worden ist. Aus einer, bald nach Öder's Tode hergestellten vierfach verkleinerten Kopie derselben, welche sich wie das Original im K. Sächsischen Hauptstaatsarchive findet, ist ein die Sächsische Schweiz darstellender Abschnitt dem Jahrbuche beigegeben. Ferner hat das K. Sächsische Statistische Bureau eine Abhandlung über Bevölkerung und volkswirthschaftliche Verhältnisse der Sächsischen Schweiz mitgetheilt, und auch die übrigen Artikel über Hohnstein, den Plauenschen Grund und den Porsberg wird man wegen mancher interessanten oder belustigenden historischen und kulturgeschichtlichen Notiz mit Vergnügen lesen.

— Heute giebt es — schreibt H. Zöller (Die Deutschen im brasilischen Urwald I, 48) — unter der Aristokratie Portugals nur noch sehr wenige, die ein Haus machen. Die Leute leben abseits von ihren Besitzungen, um aller gesellschaftlichen Pflichten enthoben zu sein; werden Besuche gemacht, so lassen sich die Damen unter zehn Fällen neunmal verleugnen, und Einladungen ergehen fast nur noch zu Begräbnissen. Die meisten Extravaganzen gestatten sich wie vielfach auch bei uns die höheren Bürgerklassen; das eigentliche Volk dagegen lebt im höchsten Grade einfach und bescheiden. Ein Dutzend Flaschen Wein oder sonstige Vorräthe sollen nur selten im Keller einer portugiesischen Fidalgo zu finden sein, dagegen verwendet man reichliche Mittel auf die ganz in englisch-französischem Stil gehaltene Toilette. An den alten Reichthum erinnern nur wenig Dinge mehr, so beispielsweise die rohgearbeiteten, aber 20karätigen Goldwaaren, die Leichtigkeit, mit der alte Luxusmöbel von bemerkenswerther Schönheit zu erstehen sind, sowie ab und zu ein unzeitgemäßer, aber keineswegs anmaßender Stolz, der sich selbst bis auf die Dienstboten erstreckt. Daß die Köchinnen zur Begleitung nach dem Markte einen Gallego (Spanier aus Galicien) verlangen, der die eingekauften Sachen zu tragen hat, soll ein von jeder Hausfrau beklagter Uebelstand sein. Die hervorragendste Reminiscenz aus alter Zeit ist jedoch das Bettlerwesen, das ebensosehr und vielleicht noch mehr als in Spanien, Italien und dem Orient blüht. Was besonders auffällt, ist aber die vornehme Bettelei, von deren Getriebe man in Deutschland keine Ahnung hat. „Jesus," so sagt man, „bettelte, aber er arbeitete nicht", und diesem Grundsatze huldigend, erachtet es mancher höhere Beamte durchaus nicht für entwürdigend, nach einer längern Krankheit oder ähnlichen Unglücksfällen irgend welches Theater gegen eine gewisse Summe für eine Wohlthätigkeitsvorstellung zu pachten. Dann werden in den Zeitungen die Verdienste des Mannes erörtert; auf seine Kosten kommt er stets, meist bleibt auch noch etwas Erkleckliches übrig.

— Die rumänische Kammer hat kürzlich beschlossen, daß in den Jahren 1884, 1885 und 1886 Eisenbahnstrecken von zusammen ca. 600 km Länge erbaut werden sollen, und zwar lauter schmalspurige Sekundärbahnen mit Ausnahme der Linie Byrlat-Waslau in der Moldau. Die Kosten werden freilich auf 320 Millionen Mark berechnet; dafür wird aber Rumänien am Schlusse des Jahres 1886 ein Eisenbahnnetz von mehr als 2200 km Länge besitzen.

— Mit Unterstützung der Berliner Akademie der Wissenschaften werden die Professoren Bücking in Kiel und Lepsius in Darmstadt im nächsten Winter auf Grundlage der von preußischen Generalstabsofficieren hergestellten „Karten von Attika" (s. „Globus" XL, S. 175) eine geologische Aufnahme der Umgebung von Athen ausführen und dabei die geologisch wichtige und viel erörterte Streitfrage über die Entstehung der dortigen Marmorlager womöglich endgiltig zur Entscheidung zu bringen suchen.

— Am Kanale durch den Isthmus von Korinth ist bis jetzt eine Viertel Million Kubikmeter Erdreich abgetragen und dort, wo an der Kanaleinfahrt Molen und Dämme zu errichten sind, ins Meer geschüttet worden. Die Arbeit geht mittels Schächten und zwei unterirdisch kommunicirenden Galerien, die in einer Entfernung von 4,5 m von der Axe des Kanals laufen, vor sich. Zu gleicher Zeit werden 40 massive Gebäude und eine Eisenbahn zur Wegschaffung der ausgegrabenen Erde ꝛc. erbaut.

Asien.

— In einer der letzten Sitzungen der Gesellschaft zur Unterstützung des Russischen Handels im vergangenen Jahre theilt M. K. Sidorow einiges über die Arbeiten zur Vereinigung des Jenissei- mit dem Ob-Gebiete mit, wozu die russische Regierung die Summe von 8 Millionen Rubel angewiesen hatte. Im Voranschlag des Reichsbudget für die Jahre 1883 und 1884 sind bereits 300 000 Rubel alljährlich bestimmt, um etwas auszuführen, was der Berichterstatter für durchaus überflüssig erachtet mit Rücksicht auf die Existenz eines natürlichen Kanals, nämlich des Karischen Meeres. Eine gut ausgeführte Untersuchung dieses Wasserweges und einige meteorologische Stationen erfordern viel geringere Unkosten und das, was nur mit Hilfe von Millionen erreicht werden sollte, könnte zum großen Vortheil der Schifffahrt auf bequemere Weise erlangt werden, weil der Seeweg vom Jenissei in den Ob wohl länger, aber günstiger ist, insofern als derselbe nicht vom Stand des Wassers abhängt; denn dieser Umstand macht nicht selten alle Kunstkanäle zu Schanden. (Vergl. oben S. 96.)

— In der Sitzung der Naturforscher-Gesellschaft zu St. Petersburg am 14. (26.) November 1882 berichtete A. N. Beketew, der Minister Graf Woronzow-Daschkew habe im Frühling dieses Jahres den Wunsch zu erkennen gegeben, daß einer zu besonderen Zwecken in den Altai geschickten Kommission von Seiten der Gesellschaft einige Gelehrte sich zugesellen möchten, um das Gebirge in naturhistorischer Hinsicht zu untersuchen. Die Gesellschaft sandte die Herren Polenew, Sokolew, Nikolskij und Krasnew ab, welche unlängst von ihrer Exkursion mit reichen geologischen,

botanischen, mineralogischen und zoologischen Sammlungen heimgekehrt sind. Am 13. Juli traf die Expedition in Tomsk ein, um sofort nach Barnaul sich zu begeben. Der Weg dahin ist abscheulich. Von Barnaul nach Bijsk führt der Weg durch die Steppe. Bei Bijsk sieht man bereits die Vorberge des Altai. Von Bijsk aus begab sich die Expedition weiter in der Richtung nach Ongudai und Uimen. Der Steppencharakter des Weges hört am Fuße des sich plötzlich erhebenden Gebirges auf. Nachdem die Expedition 300 Werst durch den nördlichen Altai zurückgelegt, erreichte sie Ust-Kansk und wandte sich dann in das Thal Obai, welches schon zum centralen Altai gerechnet wird. Die Station Krasnojarsk, welche berührt wurde, liegt in einer der schönsten Gegenden des Altai; vor fünf Jahren war die Gegend hier nicht gefahrlos, weil noch kein Weg existirte; jetzt sind durch die hier angesiedelten Bauern solche angelegt worden, welche an die Straßen in Finnland erinnern. Am 10. Juli traf die Expedition in Ober-Uimen ein, von wo aus verschiedene Exkursionen gemacht wurden, und am 25. August kehrte man nach Barnaul zurück.

— Eine zu Anfang dieses Jahres in Meschhed (Persien) eingetroffener Turkmene aus Merw berichtete, daß eine Abtheilung russischer Truppen im vergangenen Herbste damit beschäftigt gewesen sei, den Tedschend nach Merw hin abzuleiten (s. die Karte oben S. 103), schließlich aber abgezogen sei, weil der niedrige Wasserstand ihren Arbeiten hinderlich war. Dieselben sollen im kommenden Frühjahre, wenn der Fluß mehr Wasser enthält, wieder aufgenommen werden.

— Die indische Volkszählung vom 17. Februar 1881 ergab für die Nordwest-Provinzen und Oude (Audh) 44 852 736 Bewohner, nämlich in den Nordwest-Provinzen 32 699 436, in Oude 11 407 625 und in den Vasallenstaaten Rampur und Garhwal zusammen 745 675. Es hat sich ergeben, daß die Tschamars, die unterste Kaste, an Zahl die Brahminen um nicht weniger als 7 000 000 Seelen übertreffen. In jenen Provinzen fanden sich 1100 Schauspieler, 3000 Balladensänger, 146 Zauberärzte, 33 Spieler, 97 Schlangenbeschwörer, 50 Zündhölzchen-Fabrikanten, 4 Dichter, 10 000 Sänger und Tänzer, 4 Geschichtenerzähler und 7 Diebe. Ackerbauer zählte man 7½ Millionen, Grundbesitzer 10 000 und Gelddarleiher fast 40 000.

— Zu Ehren des trefflichen Schiffslieutenants Francis Garnier, des China-Reisenden und Eroberers von Hanoi in Tongking, ist in Saigon (Frz. Cochinchina) eine Subskription eröffnet worden, um eine Büste des Verstorbenen zu errichten und den Sockel mit Darstellungen aus seinem ruhmvollen, aber für ihn unglücklichen Kriegszuge in Tongking (vergl. „Globus" XXXIII, S. 114 ff.) zu schmücken.

Afrika.

— Oberst Warren, der mit der Bestrafung der Mörder von Prof. Palmer und Hauptmann Gill (s. „Globus" XLII, S. 335) beauftragt ist, berichtet am 24. Januar von Wadi Sudr auf der Sinaihalbinsel, das man außer anderen Gegenständen meilenweit über die Wüste verstreut Theile der Tagebücher jener Unglücklichen gefunden habe. An der Mordstelle wurde ein Trauergottesdienst gehalten und in der Nähe auf einem weithin sichtbaren Hügel ein 15 Fuß hoher, mit einem Holzkreuze gekrönter Steinhaufen errichtet.

— Nach den letzten Nachrichten von unserer ostafrikanischen Station Gonda (in Ugunda südwestlich von Tabora; vergl. „Globus" XLII, S. 286) sind deren Tage gezählt. Die Reisenden Dr. Böhm, Dr. Kaiser und Reichard haben erkannt, daß eine Station so nahe bei Tabora gar nicht im Interesse der internationalen Gesellschaft liegt, und daß der Ort besonders in der Regenzeit ungesund ist; für geographische Ergebnisse ist bei der Einförmigkeit der Umgebung dort kein günstiges Feld und auch behufs naturwissenschaftlicher Sammlungen und Beobachtungen ist ein Ortswechsel durchaus erwünscht. Da nun Herr Reichard schon seit längerer Zeit einen Zug auf eigene Kosten behufs Einkauf von Elfenbein in das Innere jenseits des Tanganika vor hatte, so beschlossen Dr. Böhm und Dr. Kaiser, sich demselben anzuschließen und nach dem Moëro-See (9° s. Br.) am obern Kongo vorzudringen. Bisher wurde derselbe nur von Gamitto und Livingstone besucht und ist naturhistorisch eine vollständige terra incognitia. Auch eine spätere Reise nach der Westküste, also eine Durchkreuzung von ganz Afrika, ist ins Auge gefaßt. Leider erfuhr dieser Plan einen unvermeidlichen Aufschub durch ein Schadenfeuer, welches am 16. August 1882 die Jagdhütte „Waidmannsheil" ergriff und große Mengen von Munition, leider aber auch das Archiv der Station, die Tagebücher, Excerpte, gedruckten Bücher ꝛc. des Dr. Böhm vernichtete und dadurch dessen weitere zoologische Arbeiten stark beeinträchtigte. Trotzdem ließen die Reisenden den Muth nicht sinken und halten an ihrem Projekte fest, das freilich erst nach Neubeschaffung der Ausrüstung ausgeführt werden kann. Dr. Kaiser hatte am 1. September eine Reise nach Ufipa (Landschaft im Südwesten von Ugunda, am Ostufer des Tanganika-Sees) angetreten, war jedoch schon nach wenigen Tagereisen durch einen Fieberanfall in einem Grenzorte von Ugunda festgehalten worden.

Nordamerika.

— Ende Januar ist in New-York die erste Nummer eines photolithographirten und von Chinesen redigirten Wochenblattes in chinesischer Schrift „The Chinese American" betitelt, erschienen. Es wurden davon 8000 Exemplare unter der chinesischen Bevölkerung abgesetzt.

— Im Herzen von Texas, etwas nördlich von der Hauptstadt Austin, wo sich die beiden Bahnen Gulf-Colorado-Santa Fe und Texas-St. Louis schneiden, sollte, wie eines Tages im September 1881 beschlossen wurde, eine neue Stadt Mc Gregor gegründet werden. Die Nachricht davon verbreitete sich, und am nächsten Morgen wurde der Stadtplan mit Straßen, Squares u. s. w. ausgesteckt und die einzelnen Bauplätze bei dem ersten Termin, jede 1½ Minuten durchschnittlich einer und im Ganzen ihrer 442, welche zusammen 300 Acres groß waren, losgeschlagen. Dann ging man sofort an die Gründung zweier weiteren Städte, die eine zwei, die andere drei Miles von Mc Gregor entfernt. Alsbald rollten auf Räder gesetzte Baracken eilig über die Prärie nach Mc Gregor heran, und am zweiten Tage befanden sich bereits 12 Häuser in Bau, während deren Besitzer unter Zelten kampirten. Als zwei Monate verstrichen waren, zählte der Ort 170 Häuser mit 500 Bewohnern; im nächsten Monate kamen weitere 13 Häuser hinzu und es erschien eine Wochenschrift, der „Plaindealer". Die Zukunft der Stadt soll vielversprechend sein; im letzten Sommer versandte sie schon 15 000 Ballen auf den Eisenbahnen. (Mail.)

— In Nicaragua ist am 23. Oktober 1882 die Eisenbahn, welche Leon mit der Stadt Chinandega und dem Hafen Corinto am Stillen Oceane verbindet, für den Frachtverkehr eröffnet worden.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIII. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1883.

Gallieni's Erforschungs-Expedition nach dem obern Niger.

(Nach dem Französischen des Kommandanten Gallieni.)

II.

Nach dem Ueberschreiten des Faleme war die Marschregel folgende: Vallière und Tautain brachen vorweg auf und suchten einen günstigen Lagerplatz aus; der Zug setzte sich in vorgeschriebener Ordnung in Bewegung; Gallieni und Piétri ritten auf Arabern hinten nach und dann allmählich an den einzelnen Sektionen vorbei, bis sie im Bivuak wieder mit ihren Kameraden zusammentrafen. Auf diese Weise wurde das Terrain durch den Vortrab rekognoscirt und die Treiber beim Aufbruch und während des Marsches überwacht. So wurden die Etappen Segala, Sebeku und Gore erreicht. Alle diese Dörfer sind sich gleich: sie sind am Flußufer gebaut und von einer Erdmauer (Tata in der Landessprache) umgeben. Zwischen den dicht aneinander gedrängten Hütten befindet sich nur eine enge und gewundene Gasse, durch die ein Reiter meist Mühe hat sich hindurchzuarbeiten. Die Hütten der Sarrakolets bestehen aus einer runden Mauer von Stampferde, die etwas niedriger ist als ein Mann, und auf welcher ein spitzes Strohdach ruht. Festgestampfte Erde bildet den Fußboden der Behausung; diese hat nur eine Oeffnung, wodurch eine, besonders bei brennendem Feuer geradezu unerträgliche Hitze entsteht. Ein Familienhaupt besitzt gewöhnlich mehrere Hütten, eine für sich, von den anderen je eine für seine verschiedenen Frauen. Alle diese Hütten sind von einem Erdwalle eingeschlossen und in jede führt eine Vorhalle, eine Art Hütte mit zwei Thüren.

Die Gegend, durch welche die Reisenden zogen, bot nichts Merkwürdiges. Ab und zu ein Marigot, ein Wald oder Gesträuch und, in der Nähe von Dörfern, Hirsefelder, welche die Eingeborenen Lugans nennen.

Am Morgen des 11. März schlugen sie ihr Zelt in Gore auf, einem wichtigen Mittelpunkte derjenigen Bambaras, die dem Schwerte Amadu's bei seinem letzten Zuge nach Kaarta im Jahre 1874 entgangen waren. Ihr Häuptling Dama gehört zur Familie der Massassis, die vor 30 Jahren ganz Kaarta beherrschten. Er selbst hatte sich, nach langem Kampfe gegen die Toucouleurs, in dem Dorfe Gemonkura verschanzt und war von hier durch den König von Segu erst nach einer langen, im Lande berühmt gewordenen Belagerung vertrieben worden; darauf hatte er sich auf Gebiet geflüchtet, welches unter französischem Schutz steht und dort, mit den ihm gebliebenen Kriegern, das Dorf Gore gegründet und sofort mit größter Sorgfalt befestigt. Dama ist ein kleiner Greis mit weißem Bart und energischem Gesicht, der sich unter allen Senegal-Häuptlingen sicher des besten Gehorsams erfreut. Sein Name ist im ganzen West-Sudan bekannt und besonders bei den Feinden Amadu's populär. Ein Freudenlächeln erglänzte auf seinem Gesichte, als Gallieni ihm von der Absicht des Gouverneurs sprach, sich fortan auf die Bambaras und Malinkes zu stützen, um den Einfluß der Mohammedaner zu zerstören. Von ihm erhielt man auch Nachricht über Dr. Bayol, der, zur Anwerbung von Eseltreibern auf einige Tage vorausgeschickt, in Gore schwer erkrankt war und beinahe einem heftigen Fieberanfalle zum Opfer gefallen wäre, hätte ihn nicht die hingebende Sorgfalt des Lieutenants

Pol — dieser selbst sollte einige Monate später bei der Einnahme des Dorfes Gubanko sein Leben einbüßen — gerettet.

Dama ließ den Reisenden in Gore den wärmsten Empfang zu Theil werden; er sandte ihnen zwei Ochsen, Hammel, Milch u. s. w. Aber diese Geschenke waren nicht ganz uneigennützig, denn als ihm Gallieni am Abend seinen Dank abstattete, ging ihm der listige Alte mit dem Verlangen zu Leibe, ihm die meisten seiner Krieger unter Führung seines Sohnes Gara Mamady Cire zur Begleitung bei seiner Mission anvertrauen zu dürfen, um auf diese Weise die Möglichkeit zu erlangen, Gemonkura wieder zu erobern. Gallieni hatte die größte Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß seine Mission eine durchaus friedliche sei. Doch nahm er das Anerbieten an, sich von Gara Mamady Cire begleiten zu lassen; dieser stand im Rufe großer Tapferkeit im obern Niger-Gebiet; er hatte lange mit Amadu's Officieren Krieg geführt und ganz außerordentliche Beweise von Muth und Kühnheit an den Tag gelegt. Gallieni glaubte also an ihm eine gute Stütze zu haben, um in Verbindung mit den Bambaras jenseits Kita zu treten, bat ihn, seine Vorbereitungen zu treffen und bestand darauf, daß er nur eine schwache, durchaus keinen feindlichen Charakter tragende Escorte mit sich nähme.

Um die Anwesenheit seiner Gäste zu feiern, veranstaltete Dama am Abend ihnen zu Ehren ein Tamtam, eine Art

Tamtam in Gore.

kriegerischen Festes. Sie wurden dazu in großem Aufzuge vom ersten Minister abgeholt und von einer großen Truppe Musiker geleitet, die einen wahren Höllenlärm machten. Dama empfing sie, mit gekreuzten Beinen auf einem Leopardenfell sitzend; um ihn herum lagerten seine Krieger in den verschiedensten Stellungen, alle mit ihren Flinten und Lanzen bewaffnet. Diese Menge bot in der tiefschwarzen Nacht, nur von einigen qualmenden Fackeln beleuchtet, einen hochphantastischen Anblick dar. Gallieni war der einzige, dem, an Dama's Seite, ein Feldstuhl angeboten wurde. Der Tanz begann. Während in den Tamtams der Woloffen, Toucouleurs und der Sarrakolets gewöhnlich die Weiber die größte Rolle spielen, traten hier nur die Krieger, und zwar die edelsten und tapfersten, als Tänzer auf. Nichts seltsameres als Dama's Orchester: Tamtams, eine Art langer Trommeln, welche dem Feste selbst den Namen geben; hölzerne Hörner mit einförmigen, ruckweisen Tönen, kleine Flöten, auf welchen die Negerknaben leidlich harmonisch bliesen; kurz, das Ganze bildete ein recht bizarres Tongewirr, und besonders die Hörner, deren ewig gleiche drei Töne dumpf und traurig hintereinander erklangen, brachten auf die Dauer einen melancholischen Eindruck hervor. Während dessen producirten sich beim flackernden Scheine der Fackeln die Krieger, mit Säbel oder Flinte in der Hand, in den verschiedensten Stellungen: sie hockten nieder, streiften den Boden mit ihren Waffen, sprangen auf, indem sie sich um sich selbst drehten, warfen mit kurzem Ruck die Arme über die Köpfe und tanzten so immer im Takte, die Augen von kriegerischem Feuer belebt. Gara Mamady Cire und der Zugführer Macha ließen sich nacheinander

Gravé par Erhard

Gallieni's Marsch von Medina bis zum Massive von Kita. (Maßstab ca. 1 : 1 000 000.)

von den begeisterten Zuschauern applaudiren. Das Fest endete mit einigen Raketen, die Gallieni zum größten Erstaunen der naiven Eingeborenen steigen ließ. Es war spät geworden, und da am nächsten Tage ein tüchtiger Marsch zu machen war, so begaben sich die Franzosen bald zur Ruhe.

Am 12. März kampirte man am Ufer des Flusses im Dorfe Ambidedi. Das Zelt wurde unter drei großen Wollbäumen aufgeschlagen, deren Stämme je 12 bis 15 m im Umfang maßen und deren dichtes Laub die Sonne nicht zu durchdringen vermochte, so daß die heißen Stunden des Tages angenehm vergingen. Der Marsch führte durch fruchtbare, reichliche Ernten gebende Hirsefelder. Fast in allen Dörfern fand man eingeborene Kaufleute damit beschäftigt, Schuten mit Fracht zu beladen, die bei Hochwasser nach Saint-Louis befördert werden sollten. Ein unangenehmes Hinderniß waren die häufig begegnenden langen Seile aus Affenbrotbaumbast, an denen kleine Kürbisse oder Stücke Zeug hingen und die von einem gemeinsamen Mittelpunkt, einer Art Strohhütte mitten im Felde, ausgingen, von wo sie durch einen Sklaven in Bewegung gesetzt wurden, während Kinder mit lautem Geschrei die Pflanzung durchliefen und Erdklumpen darauf warfen; da nun alle diese Veranstaltungen, welche die Vögel abhalten sollten, die Ernte noch auf dem Halme zu verzehren, die Esel und Pferde der Expedition erschreckten und die Menschen am Marschiren

Machasse Sambala. (Nach einer Photographie.)

hinderten, so gab Gallieni den Befehl, die Seile durchzuschneiden, und die Schwarzen, in gutmüthiger Laune, ließen das ruhig geschehen und lachten dazu.

Am 14. erreichte man Bonguru, ein zum großen Theil von Puronjen, das sind maurisch-sarrakoletische Mulatten, bewohntes Dorf, zugleich die Heimath Alpha Sega's, der sogleich einen Haufen kleiner Neger vorführte, natürlich alles Prinzen, aber einer immer weniger bekleidet als der andere, die jedoch ihre Bewillkommnungsgrüße in Ausdrücken von vollendeter Höflichkeit vorbrachten. Am Tage ließ sich der Kriegstamtam hören. Mauren hatten Herden und diesmal sogar auch die Hirten selbst entführt. Die Krieger von Bonguru zogen also aus, kamen aber nach zwei Stunden unverrichteter Sache zurück: die Hasenfüßigkeit der Schwarzen gegenüber den Mauren ist diesen bekannt und wird natürlich von ihnen ausgenutzt. Der Krieg verhinderte jedoch nicht das Vergnügen; im Gegentheil. Gegen Abend versammelte sich um die Führer der Expedition eine beträchtliche Menge; Negerknaben sangen ihr Lob und ein Chassonke-Tamtam, sehr verschieden von dem in Dama, nahm seinen Anfang. Hier tanzten nur Frauen zum Klange von Tamtams und roh gebauter Guitarren, wobei sie oft ihre Formen in allzu großer Nacktheit hervortreten ließen. Diese Lustbarkeiten währten, zur großen Freude der Treiber, bis mitten in die Nacht hinein.

Am nächsten Tage kam ihnen eine starke Kavalkade entgegen, an deren Spitze Demba Sambala, der Neffe des Königs von Chasso, ein ehemaliger Zögling der Schule, welche der Gouverneur Faidherbe in Saint-Louis gegründet

Abdulaje Ba und seine Tochter. Usman Fall. Tortillard. Usman Fall's Töchter.

(Nach Photographien.)

hatte, um dort die als Geißeln übergebenen Söhne und Verwandten der einflußreichsten Häuptlinge ganz Senegambiens zu erziehen und mit den französischen Ideen zu befreunden; wunderbarerweise ist diese Schule, obgleich sie begreiflicherweise Frankreich großen Nutzen gestiftet hat, vor einigen Jahren aufgehoben worden. Demba Sambala nun hatte es sich nicht nehmen lassen, Gallieni entgegen zu reiten, um ihn bei seinem Einzuge in Medina zu geleiten; die Thiere waren aber schon zu abgemattet, daher wurde in Kenin, einige Kilometer vor Medina, bivuakirt und nur Vallière mit dem Auftrage vorausgeschickt, mit Hilfe Demba Sambala's alle Vorbereitungen für die Ankunft des Zuges zu treffen.

Das Fort Medina ist im Jahre 1855 von Faidherbe gegründet worden, 260 Meilen von der Mündung des Senegals, nahe bei den Felu-Katarakten, bei denen die

Alpha Sega's Frauen. (Nach einer Photographie.)

Schiffbarkeit des Stromes aufhört. Es war der Moment, wo der schreckliche Marabut El Hadsch Omar, nach der Unterwerfung und Verwüstung sämmtlicher Malinke- und Bambara-Gebiete zwischen Senegal und Niger, mit der französischen Regierung anbinden wollte. Der Gouverneur kam ihm zuvor und bildete eine Kolonne, die er gegen Medina führte; hier fand er den König Sambala, umgeben von seinen Unterthanen, machte ihn für die Beraubung französischer Kaufleute verantwortlich und, da dieser alle Schuld auf El Hadsch Omar schob und sich für unfähig erklärte, diesem Widerstand zu leisten, so übernahm er dessen Schutz gegen die Hergabe eines Gebietes zur Erbauung eines Forts. Den Umfang desselben steckte er sofort selbst ab und kehrte einige Tage darauf nach Saint-Louis zurück, nachdem er den Posten mit zwei Kanonen und einer Garnison von 50 Soldaten unter dem Kommando des Mulatten

Paul Holl, eines intelligenten und äußerst energischen Mannes, zurückgelassen. Aber El Hadsch ließ nicht auf sich warten. Während 97 Tagen belagerten 20 000 fanatisirte Toucouleurs diese Handvoll Leute. Am 18. Juli 1856 waren die Lebensmittel erschöpft, und eine beträchtliche Menge durch Krankheit und Hunger gestorben, und schon war der Kommandant im Begriff, das Fort mit den letzten übrig gebliebenen Kartuschen in die Luft zu sprengen, da ertönten vom Fluß her, abwärts von der für die Dampfavisos so gefährlichen Passage der Kipps, Salven: Faidherbe hatte, dem niedrigen Wasserstande zum Trotz, mit einem Dampfer 600 Kämpfer hergebracht; in einem Augenblick sind diese an Land, drängen mit Hilfe der beiden Haubitzen des Dampfers die Toucouleurs zurück und schlagen sich bis zum Fort, aus dem Paul Holl mit seinen Leuten ihnen entgegenkam und die Feinde aus dem Hinterhalte jagte.

Der alte Sambala, der seitdem ein treuer Verbündeter der Franzosen geblieben, war vor einigen Monaten, über 100 Jahre alt, gestorben, und die Regierung war, wie in jenen Gegenden üblich, auf seinen Bruder Machasse Sambala übergegangen. Chasso bildete ehemals einen zusammengehörigen und mächtigen Staat, der über beide Ufer des Senegal reichte und von den Pöls den Bambuk-Malinkes abgewonnen war. Durch die Kriege mit den Kaarta Bambaras und El Hadsch Omar's Toucouleurs hat es heute jede Einheit verloren und ist in drei voneinander unabhängige Provinzen zerfallen: das eigentliche Chasso, Logo und Natiaga.

Da man sich in Medina mehrere Tage aufhalten mußte, um der Mission ihre definitive Organisation zu geben, mußte man eine Lagerstelle in der Nachbarschaft des Forts suchen. Nun waren aber in dieser Jahreszeit die Umgebungen von Medina trocken und ohne gute Weiden, Quellen und Bäche versiegt, und nur der Senegal im Stande, einer so großen Truppe das nöthige Wasser zu liefern; die Schwierigkeit war groß, aber schließlich wählte Vallière im Süden des Dorfes eine geräumige, fast horizontale Stelle, die von zwei oder drei großen Bäumen beschattet und von einem Kreise von Affen und Hyänen bewohnter Felsen umgeben war. Zwar strahlte die Hitze von den nackten Felsen wieder, zwar war der Fluß etwas weit, aber nirgend sonst fand man einen für die eigenthümlichen Zwecke des Zuges geeigneteren Ort. Die Tage bis zum 22. gingen in großer Thätigkeit und Unruhe hin. Handelsschiffe hatten gegen Ende December eine große Anzahl Gepäckstücke für die Expedition nach Medina transportirt; diese mußten auf die Esel vertheilt werden und erforderten die Einrichtung einer fünften Zugabtheilung, zu deren Führer der frühere Dolmetsch Mamadu Kumba ernannt wurde. Dieser Mensch, den Dr. Bayol, in Rücksicht auf seine Intelligenz und Kenntniß der Sudan-Sprachen in seinen persönlichen Dienst genommen, war wegen Diebstahls von seinem Amte entlassen worden; dennoch glaubte Gallieni ihm das Kommando über eine wichtige Gruppe des Trains anvertrauen zu dürfen, um ihm so Gelegenheit zu geben, sich durch Eifer und Ergebenheit wieder etwas Achtung zu gewinnen.

Um nun aber den Train nicht übermäßig anschwellen zu lassen und doch so weit wie möglich die Subsistenz der Menschen und Thiere sicher zu stellen, beschloß Gallieni auf dem weitern Wege nach Bafulabe und dem Bachoi zu Lebensmittel in Etappen aufstapeln zu lassen. Von Medina bis Bafulabe steigt das Senegalthal auf eine Länge von circa 130 km um fast 100 m. Der Flußlauf folgt dieser Steigung und zeigt so auf einander folgende Gerinne von außerordentlich verschiedener Ausdehnung, deren Wasser, durch mehr oder weniger hohe natürliche Dämme zurückgehalten, in der trockenen Jahreszeit bei oft beträchtlicher Tiefe nur einen schwachen Strom hat. Dies Verhältniß hält das Wasser in den oberen Gegenden zurück, und man ist sehr erstaunt, wenn man nach Bafulabe kommt, einen viel breitern und tiefern Fluß als in Medina zu finden. Auf den ersten Blick scheint es demnach, als ob die Schiffahrt über diese letztere Niederlassung hinaus fortgesetzt werden und ganz allein zum Transport von Lebensmitteln und Materialien dienen könnte; bald aber leuchtet ein, daß dem nicht so ist. Die natürlichen Dämme befinden sich durchaus nicht in regelmäßigen Zwischenräumen, sondern häufen sich an gewissen Stellen an und bilden so Strecken von mehreren Kilometern Länge, die für die Schiffahrt absolut unbrauchbar sind. Man kann sagen, daß der Fluß in jeder Jahreszeit vom Felu bis Dingira und selbst bis Bukaria benutzt werden muß; jenseits dieses Punktes hört der Verkehr zu Wasser auf, denn bei Bafulabe sind nicht weniger als 16 Dämme, darunter einige wahre Fälle von 3 bis 5 m Höhe, ohne die über 15 m hohen Katarakte von Guina zu rechnen. Der Tirailleur-Korporal Bénis, ein herkulischer und, wenn nüchtern, höchst intelligenter, energischer, entschlossener und findiger Mensch, erhielt demnach den Befehl, mit Pirogen vorauszufahren und an jeder Etappe die nöthigen Lebensmittel niederzulegen; in Bukaria sollte er große, für die Expedition bestimmte Vorräthe vorfinden und diese bis Bafulabe ebenso, nur zu Lande vertheilen.

Der Aufenthalt in Medina, unter Leuten, die die Mission zu Amadu nicht alle mit günstigen Augen ansahen, mußte auf die Dauer verderblich auf das Personal des Trains wirken. Die Toucouleurs hatten in gewohnter Unbeständigkeit nicht mehr denselben Eifer für die Reise wie in den ersten Tagen und fanden ihre Mühen zu gering bezahlt. Eine förmliche Verschwörung brach aus und die Unzufriedenen, unter zwei, drei Anführern, drohten Gallieni zu verlassen, wenn er ihnen nicht höhern Lohn bezahlte, als ursprünglich in Bakel verabredet war. Ihre Hitze kühlte sich allerdings an seinem entschiedenen Auftreten etwas ab, doch ließ er sich auf Unterhandlungen ein um nicht etwa, wie es den meisten Afrikareisenden gegangen, im Augenblick der Abreise von seinen Leuten in Stich gelassen zu werden und so einen höchst fatalen Aufenthalt zu haben.

Am 21. waren alle Geschäfte beendet und die kranken und schwachen Esel waren gegen stärkere Thiere umgetauscht, neue einheimische Pferde angekauft und endlich noch eine Rinderherde erworben worden, um unterwegs mit frischem Fleisch versehen zu sein. Der Aufbruch wurde also für den nächsten Tag festgesetzt und, wie in Bakel, vereinigten sich die Officiere der Garnison mit den Reisenden zu einem Abschiedsdiner. Am Abend, als Gallieni ins Lager zurückkehrte, erhielt er den Besuch zweier reicher Händler aus Medina, Usman Fall und Abdulaje Ba, die von der einheimischen Bevölkerung der umliegenden Dörfer abgeschickt waren, um ihm alles mögliche Glück für seine Expedition zu wünschen. Usman Fall war von drei reizenden kleinen Mädchen begleitet, die er von derselben woloffischen Frau hatte. „Guten Tag, Tubab" (so nennen die Neger in Senegambien die Weißen) sagten sie, „komm uns bald zurück und nimm dich vor den Verräthereien der Schwarzen im Innern in Acht!" Kumba, die Tochter Abdulaje Ba's, war ebenfalls ein hübsches Mädchen von circa 15 Jahren, die in Saint-Louis von einer Europäerin erzogen worden war. Alpha Sega, der 5 oder 6 Mal verheirathet war, benutzte die Gelegenheit, um zwei seiner Weiber vorzuführen, die eine eine Woloff, die andere eine Chassonke; der stolze Dolmetsch hatte seine Sache verstanden, und Fa-

tuma und Aïssata trugen, nach Landessitte gekleidet und frisirt, an Armen, Hals und Ohren prachtvollen Goldschmuck, der nicht ohne eine gewisse Geschicklichkeit von Schmieden in Medina gearbeitet war.

Die Vorstellung schloß mit einer Serenade, die Tortillard — so haben die Soldaten und Matrosen den Sänger von Medina getauft — umgeben vom ganzen Personal der Expedition, vor Gallieni's Zelte veranstaltete. Er mischte dabei einheimische und französische Melodien untereinander, und es war höchst komisch, ihn die „Tochter der Mutter Angot“ oder die „Großherzogin“ in eigenthümlicher Verstümmelung singen und sich dazu auf seiner Guitarre begleiten zu hören. Einige Geldstücke bewirkten, daß er seine Produktion beendete und die Reisenden zur ersehnten Ruhe kommen ließ.

Schuller und Königstein.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

Die Besichtigung der Stadt und ein Besuch der sie um fast 400 m überragenden „Zinne“ füllten, da mir der Himmel wie die Menschen ein freundliches Gesicht zeigten, den ersten Tag nach meiner Ankunft im schönen Kronstadt sehr lehrreich und angenehm aus. Der Weg zur Zinne führt zunächst längs der Promenade an der alten Seilerbastei vorüber und steigt dann in schönen Serpentinen an dem steilen, mit prächtigen Buchen bestandenen Abhange empor. Der Blick auf die Stadt und die Landschaft erinnert an die Panoramen, wie sie sich in Salzburg vor dem Besucher des Mönchsberges oder des Festungsthurmes entrollen. Enger und steiler ist das Thal in Kronstadt, aber es fehlt der breite Wasserstreifen der Salzach mit den Brücken. Unvermittelter noch als am Rande der Alpen sind hier die Gegensätze von Gebirg und Ebene aneinander gerückt; während aber dort zwischen saftgrünen Hügeln die Salzach hinauseilt in die am Horizont verschwimmende Ebene, zeigt sich hier die völlig horizontal erscheinende Fläche bald wieder umrahmt von Hügeln und Bergen. Doch genug der Vergleiche, obschon sie sich unschwer unter immer neuen Gesichtspunkten wiederholen ließen! Es hat jede Gegend ihre specifischen Schönheiten, die sich schwer gegen einander abschätzen und abwägen lassen, abgesehen von dem Einflusse, den das mit den Jahres- und Tageszeiten und dem Wechsel von Bewölkung und Beleuchtung wechselnde Kolorit der Landschaft, und auch die jeweilige Stimmung des Beschauers auf die Formulirung eines solchen ästhetischen Urtheils haben. Nach Südosten senkt sich der von SW nach NO gerichtete kurze Kamm der Zinne mit waldlosen Hängen in ein enges nach Nordosten gegen die Ebene gerichtetes Thal; waldlos sind auch die Abhänge, an denen man über die Trümmerstätte der alten Burg hinabsteigt zu der eng von den Berghängen umgrenzten gar freundlich aus den dichten Obstgärten hervorschauenden Oberstadt. Der Buchenwald über Kronstadt ist nicht bloß ein Schmuck, sondern auch ein Schutz, denn ohne ihn würde der von der steilen aus den Schichtenköpfen gebildeten Wand reichlich abbröckelnde Kalkschutt bald gegen die Stadt und in dieselbe vorrücken. Ueber dem Schützenhause zeigten sich einige auf das sorgfältigste kultivirte Halden; nur hier und da blickte noch der weiße eckige Kalkschutt zwischen Gras und jungen Fichten hervor. Es war das erste und neben einigen kleinen Parcellen an den mäßig hohen Steilhängen des obern Kronstädter Thales das einzige Versuchsfeld einer systematischen Aufforstung, das ich auf der Reise in Siebenbürgen beobachtete! Jetzt wird wahrscheinlich in größerm Maßstabe vorgegangen sein, wenn die ungarische Regierung und ihre neuen Organe ihre umgestaltenden forstwissenschaftlichen Pläne auch nur annähernd zur Ausführung bringen.

Für den Vormittag des 31. Juli war eine Besteigung der Schullerspitze in Aussicht genommen, auf der mich zwei Söhne eines Kronstädter Professors begleiten sollten. Die jungen Leute verschliefen die Zeit, so daß wir statt um vier Uhr erst um sechs aufbrachen und damit der siebenbürgischen Landesart ihr Recht einräumten. Uebrigens schritten meine jungen Kronstädter Begleiter, denen sich noch ein Grieche beigesellt hatte, frisch zu; bald ließen wir die Straßen oder Gassen der rumänischen Oberstadt hinter uns und eilten durchs enge Thal an italienischen Straßenarbeitern vorüber, bis wir auf steilem Pfade über einen waldigen Abhang hinaufstiegen zur Pojana, der großen Kronstädter Bergwiese. Eine Reihe von zwölf kleinen siebenbürgischen Pferden kam uns entgegen und kletterte — jedes mit zwei mächtigen Heubündeln beladen — ins Thal hinab. Sicher trugen die schmächtig und doch stark gebauten Thiere ihre Last den steinigen steilen Pfad hinunter. Als sie an mir vorüber waren, blickte ich mich um und sah nun nur eine Reihe von Heubündeln, die in eigenthümlich schaukelnder Bewegung abwärts eilten und hüpften. Ein Pferd war schlecht bepackt, die Heubündel hingen rechter Hand über und schleiften. Der rohe unverständige Führer oder Treiber hieb dafür so unvernünftig auf das Thier ein, daß ich mich lebhaft versucht fühlte, ihn mit meinem Alpenstocke bekannt zu machen.

Die Pojana, eine sanftwellige Bergwiese, welche sich allmählich gegen Süden neigt und ihre Quellwasser durch das Comornthal zum Weidenbache schickt, gewährt kein weite Umschau, da sie als hochgelegene Mulde in einer Breite von einem bis anderthalb Kilometer zwischen zwei Kalksteinhöhen liegt, von denen die westliche, der sogenannte „Hohe Rücken“, sich (ganz gegen die nur für die Burzenländer Ebene geltende Benennung!) wenig markirt, während gegen Ost und Südost die Lehnen zum Schuller hoch emporsteigen. Während der Nordrand der Pojana etwa 1000 m Meereshöhe hat, erhebt sich der Gipfel des Schuller oder Cristian mare zu 1804 m. Der Weg zu dem in der Luftlinie noch über 5 km entfernten Gipfel windet sich in sehr ungleichmäßiger Steigung durch dunkele Fichtenwälder und bietet weder besondere Schwierigkeiten noch nennenswerthe Abwechslungen. Eine freie Weidefläche von beträchtlicher Ausdehnung, an deren oberm Rande viele feuchte Stellen waren, da Quelle an Quelle hervorsickerte, lag mitten im Fichtenwalde, ein zweiter freier Platz nicht fern der obern Grenze des Waldes. Nur einmal machten wir einen kleinen Abstecher vom Bergpfade, um in die „Wolfsschlucht“ zu blicken. Jähe Abstürze und Felszacken schauen nackt aus der sie umhüllenden Walddecke hervor; eng und steil und düster ist die Schlucht, ganz entsprechend dem Charakter eines aus

Kalkstein aufgebauten Hochgebirges! Als der Fichtenwald lichter ward, sahen wir vor uns die kahle Felsenspitze des Schuller, welche aus dem bis 1750 m hinaufreichenden Fichtenmantel wenig hervorragt. Wir konnten nicht direkt auf den Gipfel losgehen, da sich vor uns eine Schlucht einsenkte, die zum Quellgebiet des nach Unter-Tömös steil hinabführenden Valé Lambia gehörte; so machten wir eine Ausbiegung gegen Süden und stiegen dann von S.-W. aus allmählich zum Kulminationspunkte empor. Schichtenköpfe und abgewitterte Blöcke schauen aus dem Rasen hervor; Krummholz besinne ich mich nicht gesehen zu haben. Gegen Nordwesten und Norden bot sich nichts Neues, der Gesichtskreis war etwas weiter als der von der Zinne, aber nicht malerischer. Das Auge schweifte natürlich vornehmlich nach den bisher unbekannten Berglandschaften. Ueberraschend und fesselnd war der Blick in den Tömöspaß, welcher zwischen dem 6½ km in seinen Gipfeln von einander entfernten Brüderpaar des Schuller und Piatra mare in einem 13 km langen Thale vom Rande der Ebene (656 m) hinaufführt zur Paßhöhe an der Landesgrenze (1051 m). Eine Thalsohle fehlt; neben dem Bache ist kaum Raum für die beiden jetzt durch dieses Gebirgsthor führenden Kunststraßen, die Eisenbahn und die Chaussee, deren hellschimmernder Kalkstreifen sich in dem großartigen Waldthal, in dem nur einzelne Häuschen von Ober- und Unter-Tömös stehen, am schärfsten markirt. Erst gegen die Paßhöhe hin wird das Thal, in welches man von dem in der Horizontalprojektion noch nicht 3 km entfernten Gipfel mehr als 1000 m tief hinabblickt[1]), etwas breiter; die Chaussee, welche bis auf eine kleine Strecke bei Unter-Tömös immer zwischen Eisenbahn und Fluß verlief, führt unter der Eisenbahn durch und steigt dann in 6 Serpentinen von Ober-Tömös noch 180 m empor, während die Eisenbahn eine weite Ausbiegung gegen Osten macht und durch zwei Tunnel wieder gegen den Paß zurückbiegt. Langsam führte eine dampfende Lokomotive einen Zug zwischen den Waldlehnen hin, die unten mit gemischtem Laubwald, höher hinauf bis nahe an die Kulmination des gleich wie der Schuller von Südwest nach Nordost streichenden Piatra-mare-Kammes mit dunkelen Fichten bedeckt sind. Nur eine Stina zeigte sich in dem schönen Waldgebiet, das erst in der Umgebung des Passes zersetzt aussieht und so vorbereitet auf die aus tief herabgedrückter Waldlinie mit Grasabhängen hervorschauenden Kuppen, die zwischen dem Piatra mare und Bucsecs den Horizont begrenzen. Kahl sind die nordöstlichen, etwa 1000 m hohen Partien des Piatra mare, die sich steil hinabsenken zu der großen 6 km langen Ansiedlung der Siebendörfer. So verwüstet wie die Berghänge sieht das Flußbett des Tatrangbaches aus, der bei ihrem östlichen Ende hinter dem Piatra mare hervorströmt und zwischen verwilderten, abgebrochenen Ufern, mehrfach getheilt gegen Nordosten über die Ebene fließt. Auf eine nähere Darstellung der wellenförmigen, grau, hell- und dunkelgrün gescheckten Waldberge, die sich weiter im Südosten vor und neben dem aus ihnen zackig aufragenden Csukas erheben, gehe ich ebensowenig ein als auf die Art, wie sich der Bucsecs und das Fogarascher Gebirge präsentirten. Als scharfer Hahnenkamm zeigte sich der, wie erwähnt, vom Zeidner Berge als Gebirgsstock erscheinende Königstein und über seinem niedrigern südwestlichen Flügel blickte der Gipfel der Gesera hervor.

Beim Hinabwandern unterhielten mich meine jungen Begleiter recht interessant über die Ebenbürtigkeit ihrer Anstalt mit den besten Gymnasien Deutschlands, wie z. B. dem Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin, über Honterus, über ihre Schulfeierlichkeiten, die Kunstschätze und die schöne Orgel ihrer Vaterstadt. Ich glaubte die Anregung der gerade erschienenen Lieferungen siebenbürgischer Denkmäler zu erkennen und freute mich darüber wie über die Frische und Wärme, mit der die unbefangenen Aeußerungen über die Lippen glitten. Der Grieche war verhältnißmäßig schweigsam, er ging mit dem Plane um in die Heimath zurückzukehren, um zur Stelle zu sein, wenn der Türkenkrieg ausbräche.

Das Kronstädter Thal machte beim Absteigen von der Pojana einen wildern und engern Eindruck als am Morgen beim Hinaufwandern, da die aus den Abhängen hervortretenden Felsenmassen sich jetzt mit schrofferen Wänden präsentirten. Die Sonne schien heiß und ließ den Anzug der in der rumänischen Vorstadt spielenden Kinderscharen als ganz geeignet für diese Temperaturverhältnisse erscheinen. Die Mehrzahl der muntern Gesellschaft war mit einem kurzen Hemdchen bekleidet, einige hatten auch das noch für überflüssig gehalten und trugen nur ein kleines Halsband oder zeigten ihre bronzefarbenen Körper ohne jeden Behang und Ausputz.

Ich mußte in aller Eile einige Besorgungen und Besuche machen, denn gegen Abend sollte ich in Begleitung mehrerer junger Kaufleute nach Zernest fahren, um für den folgenden Tag auf dem wilden Königstein der Begleitung nicht zu entbehren. Meine Eile war unnöthig, denn diesmal ging die Verzögerung der Abreise selbst über das übliche siebenbürgische Zeitmaß hinaus. Bei einem Tuchmacher war Versammlungsplatz; ein Reisegenosse fehlte und war noch nicht zur Stelle, als ich des Wartens müde einen vier Seiten langen Brief über die Erlebnisse der letzten Tage beendet hatte. Plötzlich erschien der Besitzer des gemietheten Wagens — betrunken und verweigerte sein Gespann. Zum Glück gehorchte der Kutscher nicht, sondern fuhr in die Vorstadt, von der die Reise weiter gehen sollte. Als wir uns nach lebhaften Disputationen mit dem Fuhrwerksbesitzer in die Vorstadt begaben, kommt der bisher vermißte Reisegenosse gesprungen und bittet noch ein wenig zu warten, er müsse nur noch einige(!) wenige Besorgungen machen und ein Paar Bergstiefel abholen. Wir warteten — Gott sei Dank in einem ganz hübschen Garten — zwei Stunden und rumpelten nun in der Nacht nach Zernest. Ich war erst ärgerlich in meinem Sinn, tröstete mich aber bald mit dem Gedanken, daß auch diese Erlebnisse Land und Leute kennen lehrten. In Zernest wurden wir in der Papierfabrik, die derweile geruht hat und jetzt in anderen Händen und unter anderer Leitung ist, freundlich aufgenommen und streckten uns, während es draußen blitzte und donnerte, auf primitivem Lager, um uns für die kommende Bergfahrt zu stärken. Am nächsten Morgen war vor 4 Uhr die ganze Reisegesellschaft auf den Beinen, ja sogar der rumänische Bergführer mit seinem Packpferde zur Stelle. Die Wanderlust war sehr groß, oder war es die Angst, daß eine während der Nacht im Gasthause von Zernest angelangte Gesellschaft den Vortritt erhielte, meine Begleiter wollten nüchtern ins Gebirge hinein und waren mit Mühe zu bewegen, sich Zeit für den Genuß einer Tasse Kaffee zu gönnen. Der Kaffee wurde hinuntergestürzt, die Kisten mit Proviant, Wein und Sauerwasser, den beiden Bestandtheilen des sogenannten „Mischmasch", eines herrlichen Getränkes, das für siebenbürgische Bergfahrten als unentbehrlich erachtet wird, wurden auf das Pferd geladen und vorwärts ging es der steil aufragenden Gebirgsmauer entgegen.

[1]) Unter-Tömös liegt 722 m hoch, die Thalfurche zwischen den beiden höchsten Gipfeln 779 m.

Zernest liegt im äußersten Winkel der Burzenländer Ebene in 700 m Meereshöhe. Fast mauerartig werden im Südwesten die Alluvialniederungen der Bäche und die flachen mit Birken und Strauchwerk bestandenen Diluvialstreifen überragt von einem Kalkgebirge, das zwischen dem Törzbache und der bei Zernest in die Ebene ausmündenden Abisuschlucht Magura (1376 m) und weiter nach Nordwesten der „kleine Königstein“ genannt wird. Durch eine steil zum Burzen hinabführende Schlucht, die sogenannte Crepatura, wird der kleine Königstein von dem „großen Königstein“ geschieden, an dessen Fuß sich die aus mehreren den Waldschluchten des Schiefergebirges entströmenden Quellbäche des Burzen, 4 km oberhalb Zernest, zu einer nur hin und wieder durch Schotterbänke und Inseln getheilten Wasserader vereinigen. Die von Zernest aus sichtbaren, steil abfallenden Felsen bilden nur die Nordostecke des großen Königsteins, der kein Gebirgsstock ist, sondern ein schmaler, scharfer Gebirgsgrat von 13 km Länge, der sich quer über die Landesgrenze hinstreckt, so daß nur $5^1/_2$ km der kürzern, höhern und wildern Hälfte auf siebenbürgisches Terrain fallen. Die Landesgrenze folgt der Wasserscheide zwischen dem Burzen- und Dimbovitzagebiet und läuft über einen zwischen 1500 und 1700 m hohen, noch zum Gebiet der krystallinischen Schiefer gehörigen Gebirgsrücken, der die Ostecke des Fogarascher Hochgebirges mit dem Kulminationspunkte des Kalkgebirges (2241 m) verknüpft. Auch an der Ostseite des Königsteins, inmitten eines vorwiegend aus eocänen Konglomeraten bestehenden Berglandes folgt die Landesgrenze der Wasserscheide über La Crucia, die Kulmination des Törzburger Passes, gegen den Steilrand des Bucsecs und längs desselben bis zur Kulmination des Tömöspasses am Predeal. Scharf und schmal wie das Stauffengebirge bei Reichenhall erhebt sich der Grat des Königsteins; während aber dort zwei mächtige Gipfel, Zwiesel und Hohe Stauffen, auf der Schneide hervorragen, liegt hier auf dem hahnenkammartigen Gebirge, durch kleinere Scharten getrennt, Gipfel an Gipfel.

Im Geschwindschritt durcheilte die bergluſtige, um nicht zu sagen bergwüthige Gesellschaft die Gassen von Zernest und schritt auf einem guten Pfade zwischen schwach geneigten Rasenflächen hin, auf deren nassem Teppich sich ein zerlumpter Mensch mit widerlich aufgedunsenem Gesicht zu einem Morgenschlafe ausgestreckt hatte. Nach einigen Minuten war das Felsenthor der Abisu- (so die Specialkarte des k. k. Generalstabes) oder Riu-Schlucht erreicht. Der Bach hat sein Hauptquellgebiet in dem durch den kleinen und großen Königstein gebildeten Winkel. Ein Netz von Quellarmen hat hier ein 1300 bis 1500 m hohes Gebiet, in dessen Umkreis am Fuße der Kalkberge mehrere Stinen liegen, zu einer Padure mare genannten, tief gefurchten Wald- und Gebirgswildniß ausgemeißelt. Die Furchen vereinigen sich zu der grotesken Propasta-Schlucht, von der ab die vereinigten Bergwasser zwischen steilen Waldlehnen und schroffen Felsen $3^1/_2$ km bis zum Austritt in die Ebene nach Nordosten fließen. Wir schritten etwa $1^1/_2$ km am linken Ufer des Baches ohne bedeutende Steigung aufwärts, dann bog unser Führer rechts ab. Zwischen prächtigen Buchen stiegen wir über eine Schutthalde steil hinauf und dann auf holprigem Pfade durch den Fichtenwald, bis wir etwa in 1300 m Höhe aus dem Walde heraustraten und vor uns auf einem langsam ansteigenden Weideplatze eine Stina erblickten. Ueber der Stina folgten nach Nordwesten Fichtenbestände, Grashänge und Schutthalden, über denen sich der hier wenig imponirende kahle Gipfel des kleinen Königsteins erhob. Großartiger war das Panorama im Westen. Jenseit der fichtenbewachsenen Rücken und Schluchten lagen einige Stinen am Abhange des großen Königsteins. Zerfetzte Waldhänge, zerrissene Grashalden, steile Schutthalden, schroff aufragende geisterbleiche Kalkfelsen, verbunden zu einem im Lichte der Sonne schimmernden zackigen Kamme, so war das wilde großartige Bild, welches sich unter dem reinen blauen Himmel vor den Blicken aufthat.

Der rumänische Führer bezeichnete frech den kleinen Königstein als das Ziel unserer Wanderung, der wilde Kamm im Westen sei gar nicht der Königstein! Darauf gab's wildes Gezänke und große Rathlosigkeit. Als ich, anfänglich zum großen Schrecken meiner Begleiter, vorschlug den Patron mit Schimpf und Schande heimzuschicken und in der benachbarten Stina Führer und Pferde zu engagiren, schritt er plötzlich andern Sinnes unter den Abhängen des kleinen Königsteins hin und führte uns auf einem leidlichen Pfade durch den Fichtenwald, zu der unter dem Fuße des Königsteingrates gelegenen Stina Carmatura. Hier trafen wir einen großen Trupp von Bergsteigern, der vor uns von Zernest aufgebrochen war und sich anschickte, direkt emporzusteigen zu dem bereits über 2000 m aufragenden Kamm, um auf der Schneide desselben 4 km weit nach Südwesten gegen den Kulminationspunkt vorzugehen. Verleitet durch meine Karte, die einen Pfad von der Stina Carmatura über Stina Martoi zu der unmittelbar am Fuße des Hauptgipfels liegenden Stina Vledusta verzeichnet, schlug ich vor zunächst am Fuße des Gebirgskammes fortzugehen. Anfänglich ging die Sache ganz gut, dann verlor sich der Pfad mehr und mehr. Wir passirten eine furchtbar verwüstete Waldbrandstelle und kletterten dann an steilen Abhängen weiter über verfaulte Baumstämme, Felsentrümmer und durch dichtes Gestrüpp. Es war kaum begreiflich, daß die Pferde noch fortkamen und nicht in die Abgründe stürzten. Eine schroffe Felspartie zwang mich noch weiter nach der Tiefe auszubiegen, dort mußte — wenn mich die Karte richtig belehrte — der verlorene Pfad gefunden werden. Der Pfad fand sich nicht, wir kamen in eine Schlucht, die ein seltenes Bild von der verheerenden Wirkung der Lawinen bot. Massenweise, zum Theil noch umhüllt von dem harten Lawinenschnee, lagen haushohe Haufen von Fichtenstämmen und bedeckten die Sohle des schluchtartigen Thales vollständig. Die noch grünen Nadeln und der frische Bruch an dem zerspaltenen und zerrissenen Stammende bewiesen, daß die Massen, durch die wir uns mit Gefahr, Arm und Beine zu brechen, hindurch arbeiteten, erst in diesem Jahre dem wüthenden Angriff der Lawinen zum Opfer gefallen waren. An einigen Stellen zeigte sich die steile Thalwand bewachsen, offenbar war über diese nahezu senkrechten Stellen die stürzende Masse weggesprungen direkt in den Abgrund! Einmal konnte man auf einem gleichmäßiger gegen den Königstein ansteigenden Terrain hoch hinauf die Lawinenbahn überblicken. Dort, wo der ernste Fichtenwald gestanden hatte, sproßten spärlich Kräuter und Gräser und zwischen ihnen ragten die meist meterhohen Baumstümpfe hervor. Die alte Bahn hatte sich augenscheinlich im letzten Jahre beträchtlich verbreitert. Erstaunt war ich über die Länge eines so frisch geschorenen Streifens; welche Phalanx mußte selbst der Flügel der Lawine niedergeschmettert und mitgerissen haben! An den meisten Stümpfen sah es aus, als ob die Stämme abgedreht und nicht einfach abgebrochen seien.

Meinen Begleitern waren diese Phänomene und die Kletterei durch die von den Lawinen aufgehäuften Massen weit weniger interessant als mir; sie bedauerten entschieden, mir ihr durchaus nicht erschlichenes und erbetenes Vertrauen geschenkt zu haben. Von einem Rastmachen und einer

Nachforschung nach den im Walde mit ihren Pferden zurückgebliebenen Führern wollte Niemand etwas wissen. Ich erbot mich nach dem Pfade weiter zu forschen und wünschte, daß ein anderer derweile die Pferde aufsuche und durch einen Führer etwas Wein und Brot herbeischaffen lasse, fand aber mit meinen Vorschlägen keinen Beifall. An einer Stelle war der Kamm des Königsteins sichtbar, wir wollten — so schlug einer der Bergsteiger vor — direkt hinauf steigen, denn in einer (!) Stunde müßten wir oben sein! Ohne Weg und Steg 800 bis 900 m hinauf in einer Stunde! Ich sah mich noch nach den Führern um, damit ich mich wenigstens mit einem Stück Brot versorge, das ich ganz gegen meine Gewohnheit diesmal garnicht zu mir gesteckt hatte; es war nirgends eine Spur von ihnen zu sehen und ich mußte mich anschicken, den im größten Eifer direkt an Felsen und Grashängen durch den Fichtenwald emporkletternden Genossen zu folgen, wenn ich nicht neben der Pfadfinder- auch noch die Bergsteiger-Reputation einbüßen wollte. Wie ich langsam und gleichmäßig fortkletterte, ward ich plötzlich durch ein Genrebild eigener Art erheitert. Ein Mitglied der Partei, welche wir bei der Stina Carmatura getroffen hatten, war uns gefolgt und nun bei seiner ersten Fahrt ins Hochgebirge gleich gründlich mit dem wilden Charakter desselben bekannt gemacht. Unter dem kleinen runden Hut schaute ein gutmüthiges, fleischiges Gesicht recht verzweifelt hervor, der Rock war dem großen schnell aufgewachsenen Burschen zu eng, die Aermel waren zu kurz und die leichten Stiefel nach einem Marsch von zwei Stunden schief getreten! Von Hunger und Durst gequält wagte er doch den reichen Vorräthen, die er in einem Tornister auf dem Rücken und in einer großen, an starkem Bindfaden um den Hals gehängten Flasche mit sich schleppte, nicht zuzusprechen aus Furcht vor Bergschwindel und Uebelkeit. Die große an unsere Selterwasserflaschen erinnernde Flasche hing ihm, wie er sich mühsam am Abhang emporarbeitete, zwischen den Armen dicht unter dem Halse wie einem weidenden Thiere die Glocke. Ich hätte gern um einen Trunk gebeten, aber das wagte ich nicht, da mir der Monolog des Jünglings bewies, daß gegen mich sein ganzer Zorn gerichtet sei. Wie ich an ihm vorbeistieg, hörte ich, während ihn die Angst vor der grausen Wildniß hinter mir hertrieb, aus seinem Munde folgende Aphorismen: „So ein Unsinn! Wird man hier noch liegen bleiben! Wär' ich doch bei den anderen geblieben! Wozu der hier wohl hergekommen ist!"

Die meisten Bergsteiger blieben bei der wachsenden Hitze am Abhange liegen, nur einer, ein Kronstädter Tuchmacher — stieg im leichten Leinenanzuge flott auf und gelangte vor mir auf den Kamm, auf den mir von den acht Genossen, mit denen ich von Zerneſt aufgebrochen war, nur noch einer folgte. So weit, wie man sich umsah, überall kletternde und kriechende Kronstädter Bergwanderer! Die beiden großen Trupps hatten sich in kleine Gruppen aufgelöst oder völlig vereinzelt. Dicht unter dem Kamme lag ein des langwierigen Kletterns müder Wanderer und reichte mir, als ich hungrig und erschöpft anlangte, ein Stück Brot und etwas Käse. Einigermaßen gestärkt durch den kleinen Imbiß stieg ich völlig auf den Kamm, den ich zwischen den mit 2154 und 2129 m auf der Generalstabskarte bezeichneten Punkten erreichte. In Begleitung eines Reisegefährten verfolgte ich den Kamm bis zu dem nächsten höhern Punkte und hielt Umschau.

Unwillkürlich wendet sich der Blick zuerst hinab in die Tiefe der 1300 m unter dem Königsteinkamme liegenden Burzenthäler; 400, 500 und 600 m stürzt der sich schon nach Osten steil abdachende Kamm mit schauerlichen Schründen in die Tiefe, aus der scharfe Grate und spitze, zum Theil auf dem Gipfel malerisch mit einem Knieholzstrauche geschmückte Zacken dem Auge entgegenstarren. Unter den kahlen Höhen des Fogarascher Gebirges glaubte ich Vistea mare, Piatra Roscie und Ourla in der Ferne zu erkennen; die das Dimbovitzathal umschließenden Höhen zeigten die für den ganzen Südabhang des Fogarascher Gebirges charakteristischen, kahl und einförmig aus den Waldthälern aufragenden Rücken; ohne ragende Gipfel präsentirt sich der massige Kamm der Gesera, die ihren Steilabfall nach NW auf der uns abgewandten Seite hat. Nach Osten sah man über die Schutt- und Grashalden hinab in die mühsam durchirrte Waldwildniß, die sehr ungleichmäßig gegen die Höhe emporstieg und stellenweise weit hinab durch die Lawinenzüge verheert war. Steil geneigte Kalksteinplatten und nicht minder steile Grashalden sind offenbar ein für verheerende Lawinenbildung sehr günstiges Terrain. Das Knieholz, welches bis nahe an den Kamm auf der Ostseite reichen könnte, ist sehr spärlich vertreten und wohl in früheren Jahrhunderten durch den Weidebetrieb zerstört. Warum sollte es sich gerade an den für Hirten und Herden unzugänglichen Zacken finden, die im Laufe der Zeit scheinbar wachsen, da ihr Kopf gegen die weitere Erosion in ähnlicher Weise durch die Knieholzsträuche geschützt wird wie durch Steinblöcke die Gipfel mancher der weltbekannten Bozener Erdpyramiden?

Hunger und Durst, die vorgeschrittene Zeit und die über der noch $1\frac{1}{2}$ km entfernten „Hirtenspitze"[1]) schwebenden Wolkenschleier nebst den jenseit der Gesera und von Rumänien her drohenden stärkeren Wolkenansammlungen bestimmten mich den Kamm nicht weiter zu verfolgen, sondern an den Rückweg zu denken. Bergab gings, als die steilsten Partien hinter uns lagen, natürlich schnell; wir hielten uns über der Waldregion und schritten quer über die Grashalden nach Nordosten. Aus der Tiefe des Waldes und von der Höhe des Kammes her verstärkte sich unser Trupp. Bei einer winzigen Quelle ward, damit alle nacheinander sich laben könnten, einige Zeit Halt gemacht, dann gings weiter. Auch diesmal durchschritten wir nicht weit oberhalb der Stina Carmatura ein von Lawinen arg mitgenommenes Terrain, doch machte es allen trotz den zwischen den Felsentrümmern umherliegenden grünen, dürren und faulenden Stämme nach dem Anblick, den wir in der Frühe gehabt hatten, wenig Eindruck. Wir traten aus dem Walde, erblickten auf dem Rasen bei den Führern und Pferden einige der vermißten Genossen und stürzten im Laufschritt vorwärts. Es war 3 Uhr geworden, seit 11 Stunden hatten die meisten außer einem Stückchen Brot, das der jetzt betoastete und gepflegte Samariter mehreren gespendet hatte, nichts genossen; da war es kein Wunder, daß sich die Vorräthe an Speise und Trank zusehends verminderten.

Auf der höchsten Spitze des Königsteins war ich nicht gewesen; das 17fache, oder wie im Jahrbuch des siebenbürgischen Karpathenvereins vom Jahre 1882 durch J. Römer berichtet wird, 13fache Echo hatte ich auch nicht gehört, aber mit der Fülle der unter Schweiß und Entbehrungen gewonnenen Eindrücke konnte ich zufrieden sein. Mit Behagen betrachtete ich das vor mir aufragende Gebirge und ließ das Auge über die Reihe der nahezu gleich hohen Gipfel schweifen, während ich den ermüdeten Gliedern so lange Ruhe gönnte, bis die prächtig mundende Cigarre auf die Neige ging. Trüber ward's über der Hirtenspitze, ich brach auf und war eine Stunde in der Papierfabrik an der Tafel des

[1]) So hat der Karpathenverein den höchsten Punkt des Königsteins getauft.

freundlichen Direktors, als die ersten meiner Gefährten anlangten. Ein Theil der Königstein-Fahrer war von dem Hauptgipfel zur Stina Vleduska abgestiegen und von hier auf dem im Jahrbuch des Karpathenvereins beschriebenen Wege zurückgekehrt. Wer jetzt mit einem guten Führer und den gehörigen Mundvorräthen gemüthlich in der neu erbauten Schutzhütte [1]) einkehrt und von dort einige Ausflüge macht, wird leicht dazu kommen, meine Darstellung für übertrieben zu halten. Es ist aber etwas anderes hinter dem Führer herzulaufen oder wohl gar zu reiten, als sich selbst durch Dick und Dünn einen Weg zu suchen. Die Besteigung des Königsteins ist an und für sich nicht schwer und unter gleichen Verhältnissen weniger ermüdend als die des Hochecks am Watzmann, von dem eigentlichen Watzmanngipfel zu schweigen. Meinen Begleitern war — trotz der Verirrung! — meine Terrainkenntniß sehr unheimlich gewesen, besonders war es ihnen aber aufgefallen, daß ich die Aufzeichnungen und Skizzen in meinem Notizbuche durch plötzliches Umschlagen vor jedem neugierigen Blicke geschützt hatte. Daß ich spioniren wolle, war ihnen, wie mir mein Freund in Kronstadt lachend erzählte, unzweifelhaft gewesen; sie hätten nur gern wissen mögen, was ich eigentlich ausspionire!

[1]) Der im November 1880 gegründete Karpathenverein zählte im Mai des Jahres 1882 bereits 1176 Mitglieder und hat in noch nicht zwei Jahren seit seiner Gründung im Bau von Schutzhütten u. s. w. eine rege, umsichtig geleitete Thätigkeit entfaltet. Das Jahrbuch, bis jetzt zwei Mal ausgegeben, erscheint als ein circa 200 Oktavseiten umfassendes Heft und bringt theilweise gute und lesenswerthe Abhandlungen, die sich ebenbürtig an die Publikationen im Archiv für siebenbürgische Landeskunde und Mittheilungen des naturwissenschaftlichen Vereins anzureihen versprechen. Die Lichtdruckbilder im zweiten Hefte sind sehr mäßig gerathen, auch einer und der andere der Aufsätze lassen zu wünschen übrig. Daß „Bergluft erquickt“ ist so selbstverständlich, daß es nicht alle Augenblicke versichert zu werden braucht; hier und da werden Stil und Ausdruck gar zu überschwenglich, da wird z. B. im Winter schon ein Ausflug auf den Königstein geplant, als ob es im Himalaja wäre, und natürlich wird nach sechsmonatlichen Plänen im Sommer aus der Fahrt nichts Rechtes.

Ueber die Gründung und Einweihung der Schutzhütte berichtet kurz J. Römer im Jahrbuch II, S. 112 ff.; ausführlicher hat über dieselbe Hersurth in der Kronstädter Zeitung (1881, Nro. 154 und 155) erzählt. Daß rumänische Priester dieselbe geweiht haben, wird der Hütte hoffentlich gut thun und dürfte die beste Feuerversicherung für dieselbe sein! Die unter dem Negoi erbaute ist, wie ich höre, schon einmal ausgeplündert; die auf der Hargitta gebaute soll, da der in Metern gemachte Anschlag in Klaftern ausgeführt wurde, ein recht stattliches Gebäude sein!

Ein empfehlenswerthes siebenbürgisches Reisehandbuch ist 1881 von E. A. Bielz erschienen, einem gründlichen Kenner seines Heimathlandes nach den verschiedensten Richtungen hin.

Giacomo Bove über die Feuerländer.

Es giebt wohl auf der Erde — schreibt Bove in der „Nuova Antologia“ vom 15. December 1882 — kein mehr durch Kanäle, Meerengen, Baien, Busen und Golfe gegliedertes und zerschnittenes Land, als jenen ausgedehnten Archipel zwischen dem Kap Horn und der Magalhâesstraße; der Gesammteindruck ist mächtig und überraschend, hohe mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel, ungeheuere Gletscher, rauschende Wasserfälle, steile Felsen und liebliche Thäler, dichte und immergrüne Wälder, alles wirkt zusammen, um der schönsten Alpenlandschaft die Palme streitig zu machen. Sehr abweichend ist das Land von Verschiedenen beschrieben worden und dies ist sehr erklärlich; denn der Eindruck, den es macht, ist ein ganz anderer, je nachdem man sich demselben von der einen oder der anderen Seite nähert. In wenigen Ländern ist der Uebergang von einem Extreme zum anderen so äußerst schroff, wie in Feuerland; der von Nordwesten her einschneidende Admiralty Sound, die Bai von Jandagaia und der On-Aschaga (Beagle-Kanal) theilen den Archipel in zwei von Natur verschiedene Theile, daß man kaum glauben sollte, beide seien auf demselben Breitenkreise gelegen; Klima, Formation, Thierleben sind in beiden Theilen des Landes ganz von einander verschieden. Jene Linie bildet aber auch die Grenze zwischen den beiden so sehr verschiedenen Rassen, welche das Feuerland bewohnen, nämlich den Alakaluf und den Jagan im Westen und Süden und den Ona im Osten und Norden. Von der Geschichte dieser südlichsten Bewohner Amerikas wissen wir sehr wenig; daß sie Patagonier sind, scheint gewiß. Ob sie aber von den westlichen Ausläufern der Anden oder von den Ebenen der Pampas hergekommen sind, scheint unsicher. Die Alakaluf und die Jagan besitzen in ihrer Sprache alle Merkmale, welche die Eingeborenen des unteren Stillen Oceans charakterisiren, während die Ona mehr Aehnlichkeit mit den Tehueltschen zeigen. Alakaluf und Jagan, die von gemeinschaftlichem Ursprung sind, liegen gleichwohl fortwährend mit einander im Streite. Das Gebiet der ersteren reicht vom Kap Pillar (an der westlichen Einfahrt zur Magalhâesstraße) bis zur Stewartinsel, während letztere an den Ufern des Beagle-Kanals und der südlich gelegenen Inseln leben; die Ona dagegen sind die Herren des östlichen Theils der größten der feuerländischen Inseln (des eigentlichen Feuerlandes). Die Zahl der Ona beträgt nach Bridges 2000, die der Alakaluf 3000, die der Jagan 2000. Die Mittheilungen Bove's beziehen sich fast ausschließlich auf die Jagan.

Ihren Namen erhielten die Jagan von dem Kanale Jaganaschaga, welcher die Insel Ualla (Navarin) von Ufin (Hoste) trennt und den Mittelpunkt der bewohnten Gebiete dieses Theiles von Feuerland bildet. Sie selbst legen sich den Namen Jamana (menschliches Wesen) bei, was ja mit der Praxis der meisten Wilden, sich selbst als die einzigen vernünftigen Wesen zu betrachten, übereinstimmt. Sie tragen das Gepräge einer verkümmerten Rasse; die Männer sind meist von mittlerer Größe oder wenig größer, was beides bei den Frauen nur ausnahmsweise der Fall ist. Die Gesichter sind im Allgemeinen platt, breit, rund und voll, die Jochbeine treten weit hervor, die Stirn ist niedrig und breit über der Augenlinie. Die Nase ist groß und platt, die Augen vom tiefsten Schwarz, klein, unstät, triefend, traurig, aber voll drohender Blitze. Die sehr großen Lippen sind dick und hängend, ihre Kiefern stark, mit schönen Zähnen geschmückt, sie haben aber keine Augenzähne, keine Zähne, die spitzer sind als die anderen, so daß ihr Gebiß mehr dem der Wiederkäuer als dem der Fleischfresser ähnlich ist. Auge und Ohr sind bei diesem Volke, welches von Jagd und Fischfang lebt, ungemein entwickelt. Die Haare

sind lang, schwarz und grob; allerdings sah man in einer Gegend (Sandagaia) einige Personen mit wallendem, kastanienbraunem Haar, doch scheinen dieselben ihre Existenz dem zufälligen Besuch von Walfischfängern zu danken. Männer und Frauen tragen sehr langes, auf die Schultern fallendes Haar, einige nur befestigen es mit einem Lederbande; die meisten aber lassen es so wild wachsen, daß beide Geschlechter eher wie Furien, als wie Menschen aussehen. Selten nur sieht man Kahlköpfe und nur bei den Allerältesten findet man Spuren von grauem Haare. Die Männer haben nur wenig Bart und dieses wenige pflegen sie auszuzupfen oder mit Muschelmessern abzuscheeren; auf dem Körper haben Männer und Frauen keine Haare. Das Mißverhältniß zwischen Kopf und Rumpf und zwischen Rumpf und Gliedmaßen tritt so stark hervor, daß man glauben sollte, der Körper jedes Feuerländers sei aus Theilen verschiedener Personen zusammengesetzt. Beine und Arme sind erstaunlich dünn und man wundert sich, wie erstere einen so massiven Kopf und eine so gut entwickelte Brust tragen können. Die Beine sind bei beiden Geschlechtern stark gekrümmt und werden beim Gehen einwärts gesetzt, wodurch der Gang schwankend wird; da sie gewohnt sind, lange auf den Fersen zu hocken, ist die Haut gereckt, und bildet wenn sie stehen, viele Falten, namentlich in der Gegend der Knie, Hände und Füße sind sehr klein.

Die Begierde nach Schmuck scheint bei den Männern noch stärker als bei den Frauen zu sein; Muschelhalsbänder, Armringe aus Seehundsfell, Litzen aus den Sehnen des Guanaco bildeten bis vor Kurzem ihren Schmuck. Das Tätowiren hat glücklicherweise seinen Weg noch nicht bis hierher gefunden; dagegen bemalen sie sich auf allerlei Art; meistens sind es Parallellinien von verschiedenen Farben, quer über das Antlitz, krumme Linien auf den Wangen und der Nase, die sonderbarsten Zeichnungen auf Brust und Armen. Die Meisten aber, welche die Mühe einer langen Toilette ersparen möchten, begnügen sich damit, eine oder mehrere Farben auf Haare, Gesicht und Körper recht dick aufzutragen. Dieser Schmuck und ein kleines Mäntelchen von Guanaco- oder Seehundsfell bilden die Ausrüstung eines Feuerländers; manche besitzen nicht einmal einen Mantel, sondern mit bloßer Brust, nackten Armen und Beinen trotzen sie allen Unbilden der schlechten Witterung, welche während des größten Theiles des Jahres das Feuerland heimsuchen.

Ihre ärmlichen Hütten, aus ineinander geflochtenen Zweigen hergestellt, liegen gewöhnlich an der innern Seite der kleinen Baien, welche so tief in das Feuerland einschneiden. Wenn sie auch in denselben einigen Schutz gegen das Wetter finden, so kommt es doch vor, daß die armen Bewohner am Morgen halb begraben im Schnee oder vom Regen halb erstickt sind. Die Hütten haben im Allgemeinen eine kegelförmige Gestalt und zwei einander diametral gegenüberliegende Thüren. Im Mittelpunkt befindet sich die Feuerstelle, in einer Ecke ein Haufen Zweige oder Blätter, welche das Lager bilden; diese elenden Hütten passen ganz zu ihrem herumschweifenden Leben; mit Ausnahme derjenigen, welche sich in der Nähe der Missionsstation niedergelassen haben, bleiben sie nur selten zwei oder drei Tage an demselben Orte; in ihren kleinen Booten kreuzen sie die Kanäle, dringen überall in die Buchten ein, begeben sich aufs offene Meer und leisten dort selbst da noch den Elementen Widerstand, wo die Walfischfänger zum Rückzuge gezwungen sind. Ihre Canoes sind aus Buchenrinde verfertigt, mit Seehundsfell oder Binsen zusammengenäht, die Fugen mit einer Art Algen verstopft. Die Länge schwankt zwischen 4 und 6 m, die Breite zwischen 70 und 90 cm. Das Gerippe besteht aus Baumästen, welche der Länge nach durchgeschnitten und gekrümmt werden; in der Mitte befindet sich eine mit Erde bedeckte Lage Baumrinde, auf welcher, so lange das Canoe im Gebrauch ist, das Feuer in Brand gehalten wird. In Folge der ungenügenden Dichtung tritt das Wasser manchmal so stark ein, daß es mit Schaufeln aus Baumrinde fortwährend ausgeschöpft werden muß. Wenn sie sich auf der Jagd nach Delphinen oder Walfischen befinden, entfernen sie sich wohl soweit in die offene See, daß sie das Land aus dem Gesichte verlieren. Das Meer liefert ihnen den Hauptbestandtheil ihrer Nahrung in Gestalt von Fischen, Muscheln, Krabben, Seehunden und Wasservögeln; im Sommer finden sie außerdem in den Wäldern etwa zwanzig genießbare Schwämme und einige eßbare Gräser. Nur wer unter ihnen gelebt hat, kann sich eine Vorstellung von der Anstrengung und der Schlauheit machen, welche sie aufbieten müssen, um sich die einfachste Nahrung zu verschaffen. In diesem Kampfe um das Dasein fällt den Frauen die Hauptrolle zu, die mehr als Sklavinnen, wie als Gefährtinnen betrachtet werden. Während der Herr und Meister beim Feuer liegt, steht die Frau im Schnee und Regen, dem Winde ausgesetzt im Wasser um für ihren müßigen Gatten zu fischen. Dieser Umstand wirkt natürlich sehr dazu mit, daß die Polygamie unter ihnen Wurzel geschlagen hat, und es trotz allen Anstrengungen der Missionäre kein seltener Fall ist, daß diejenigen, welche die neue Religion angenommen haben, mit einem ihrer ersten Grundsätze brechen und eine zweite oder dritte Frau zu der einen, welche ihnen erlaubt ist, hinzunehmen. Obwohl übrigens bei den Alakaluf ebenso wie bei den Jagan und den Ona ein Mann soviel Frauen nimmt, wie es ihm gefällt, so sieht man doch selten Männer mit mehr als vier Frauen. Es scheint bei einer solchen Zahl von Gattinnen das häusliche Glück gar nicht mehr recht gesichert zu sein und die Hütte oder das Canoe sich täglich in ein Schlachtfeld zu verwandeln, so daß eine junge und schöne Gattin den Vorzug, den der Mann ihr giebt, wohl zuweilen mit dem Leben bezahlt; schlimmer wird es für den Mann, wenn die Frauen ihre eigenen Streitigkeiten beilegen und sich gegen den Herrn des Hauses verbinden, wobei ihm wohl einmal deutlich gemacht wird, daß schon eine einzige Frau unter Umständen recht unbequem werden kann.

Trotzdem sind die Nothwendigkeit Ruderer für das Canoe zu haben, sowie die große Vorliebe für das weibliche Geschlecht die Veranlassung einer so ausgedehnten Polygamie. Es ist dies zweifellos die wirksamste Ursache der Verarmung jener Rasse. Uebrigens ist die Liebe zum andern Geschlecht vielleicht in den Frauen nicht weniger mächtig; das Verlangen nach dem Manne läßt sich bei ihnen früh schon fühlen und der Eingriff der Mission in diese Verhältnisse wird als die größte Tyrannei der Civilisation angesehen; die Heirathen der Feuerländer werden daher im Allgemeinen früh geschlossen; mit 12 bis 13 Jahren schon machen die Mädchen Jagd auf einen Mann, doch erst mit 17 oder 18 Jahren werden sie Mutter; die Männer heirathen zwischen 14 und 16 Jahren. Das Verhältniß zwischen den Ehegatten kann eher als ein Handelsvertrag aufgefaßt werden. Zwischen den verschiedenen Bewerbern um die Tochter wählt der Vater den stärksten, den geschicktesten, den, welcher gegen seine Wünsche am nachgiebigsten ist und mit diesem verhandelt er über die Zahl der Felle, welche der Schwiegersohn ihm geben und die Anzahl der Tage, die er für ihn arbeiten muß. Erst wenn der Vertrag abgeschlossen ist, theilt man ihn der Braut mit, und was auch ihre eigenen Gefühle sein mögen, sie hütet sich wohl, etwas davon zu verrathen, und ob sie einverstanden ist oder nicht, wird sie in die Hütte des Bräutigams geführt. Die Gesichtspunkte, welche den Vater leiten, finden

gewöhnlich auch die Zustimmung des Mädchens; ein Krüppel, ein Rhachitischer kann getrost das Gelübde des Cölibats ablegen und die Frauen sehen einen solchen wie ein unreines Wesen, wie einen Paria der Gesellschaft an.

Ein Canoe und eine Harpune sind die Mitgift der Braut; kein Fest, keine Feierlichkeit begleitet die Hochzeit, die einfach darin besteht, daß die Braut sich in die Hütte des Bräutigams begiebt, oder letzterer läßt sich bei dem Schwiegervater nieder. Wenn übrigens der Bräutigam nicht für immer auf den Genuß von Guanaco- und Seehundsfleisch verzichten will, muß er sich am Morgen nach der Hochzeit durch ein Bad im Wasser des Meeres reinigen. Diese Bäder sind ohne Zweifel die Ursache vieler Krankheiten, denen die jungen Leute des Feuerlandes unterworfen sind, doch man sieht sie für nöthig an, um die verlorene Kraft zu ersetzen. Ebenso badet man die Neugeborenen gleich im Meere; die armen Geschöpfe bezahlen natürlich diesen Aberglauben oft mit dem Leben. Uebrigens sind die Frauen sehr fruchtbar; sieben oder acht Kinder sind der Durchschnitt, doch findet man nicht selten junge Frauen, die schon deren zehn bis zwölf haben. Die Sterblichkeit zwischen zwei und zehn Jahren ist ungeheuer. Außerdem haben die Besuche civilisirter Nationen dort noch ein anderes Uebel eingeführt, welches mit allem andern zusammen wirkt, um dieses unglückliche Volk heimzusuchen. Die kleine Gestalt der Neugeborenen ist Ursache, daß die Frauen ohne Anstrengung gebären; wenn der große Augenblick gekommen ist, verlassen sie in Begleitung ihrer Freundinnen die Hütte und gehen zum nächsten Gebüsch um dort, fern vom Anblick der Neugierigen, das Kind zur Welt zu bringen. Oft sieht man am folgenden Tage schon die junge Mutter im Canoe beim Fischen, oder an der Küste Muscheln sammeln.

Die Mutterliebe dauert etwa so lange, als das Kind an der Brust liegt; mit sieben oder acht Jahren hört der Einfluß der Eltern bald ganz auf, denn sobald der Sohn im Stande ist die Eltern zu entbehren, trennt er sich von ihnen; das einzige Gefühl, welches sie leitet, ist Liebe zum eigenen Ich. Wie oft, wenn ich in eine Hütte eintrat, sagt Bove, sah ich den Hausvater, der die Nahrung verschlang und um ihn Frauen und Kinder, welche mit starrem Auge, das Gesicht von Hunger verzerrt, neben dem Gatten, dem Vater saßen und furchtsam die Brocken sammelten, die von seinem Mahle abfielen.

Der Ausdruck „Autorität“ ist ein todtes Wort; die Nothwendigkeit einer gemeinschaftlichen Vertheidigung treibt einige Familien zusammen, um einen kleinen Stamm zu bilden; doch tritt keiner an die Spitze. Angriffe auf andere werden nach gemeinschaftlichem Uebereinkommen unternommen, und der Ertrag unter die Theilnehmer vertheilt. Die Jakumusch oder Doktoren, welche nach Fitz-Roy als Stammeshäupter betrachtet werden, besitzen nach Bove keine Autorität, sondern gehören zu den am meisten verspotteten und verachteten Menschen. Wenn einer vom Stamme erkrankt, nimmt der Jakumusch, ob er gerufen wird oder nicht, sich seiner an; langsam und bedächtig, das Haupt mit Asche oder Sand bestreut, herausgeputzt mit den Federn von Wasservögeln, Gesicht und Körper bunt bemalt, geht er aus seinem Wigwam in den des Kranken. Wenn er zu ihm gekommen ist und ihn über die Art seiner Krankheit befragt hat, wird er von sonderbaren Krämpfen befallen, die Augen verdrehen sich, die Nasenlöcher blähen sich auf, die Backen schwellen an und ein absichtlich schrecklicher Ton kommt unartikulirt aus dem halbgeöffneten Munde des Betrügers. Mit einem Male hören diese Erscheinungen auf, der Jakumusch sperrt den Mund auf und erbricht Pfeilspitzen, Haken von Harpunen, Bruchstücke von Steinen; alles dies gilt als Ursache der Krankheit, da die Feuerländer glauben, jede Krankheit sei dadurch veranlaßt, daß auf Betreiben ihrer Feinde die bösen Geister Waffen in ihren Körper eingeführt haben. Wenn übrigens der ärztliche Eingriff nicht von Erfolg begleitet wird, kommt es wohl vor, daß der Kranke den Doktor ganz gehörig durchprügelt. In der Mission Uschuwaia am Beagle-Kanale schämen sich die Jakumusch schon so sehr ihres Handwerks, daß sie nur bei Nacht ausgehen und ihr Handwerk ohne Geschrei, ohne Gesang und ohne jeden Lärm ausüben.

Nicht die Jakumusch allein, sondern alle Feuerländer besitzen die Gewohnheit den Körper mit Federn zu schmücken, was in Verbindung mit ihrer Bemalung ihnen ein abschreckendes Aussehen giebt; eine Schar, welche zum Gefecht ausgerüstet ist, gleicht eher einem Trupp Teufel als einer Handvoll Menschen, denn sie glauben, daß sie um so größern Eindruck hervorbringen, je schrecklicher sie sich zugerichtet haben. Seit der Gründung der Mission von Uschuwaia sind die Kämpfe im Beagle-Kanal sehr selten geworden; dieselben Alakaluf, welche früher jährlich regelmäßige Streifzüge über den Nordwestarm des Beagle-Kanals machten, raubend und mordend, wo sie Jagan fanden, überschreiten jetzt nur selten die Insel Stewart und leben in gutem Einverständniß mit den angrenzenden Jagan. Nur die Bewohner des Ostens (Picton Island) und die von Addubaia (New Year Sound) bekämpfen sich noch häufig und oft genug dringt die traurige Nachricht von Gewaltthat, Todschlag und Beleidigungen zu der Mission. Doch auch in diesen abgelegenen Theilen von Feuerland bricht sich das Wort Christi Bahn und der Tag scheint nicht mehr fern zu sein, wo aller Haß unter ihnen aufhören und alle sich als Brüder betrachten werden. Spieße aus Walfischknochen und geschlenderte Steine sind die Waffen, die sie in ihren Kämpfen gebrauchen. Besonders die Schleuder ist in den Händen eines Feuerländers eine fürchterliche Waffe; auf einen Abstand von vierzig bis fünfzig Schritt treffen und tödten sie selbst das kleinste Thier. Die Steine haben die Größe von Hühnereiern und liegen in den Booten und Hütten stets in großer Anzahl bereit.

Die Spieße, welche theils Harpunen, theils Wurfspeere sind, gebrauchen sie auch für die Jagd auf Seehunde und große Wasservögel. Die Harpune besteht aus einem leichten, 2 bis 3 m langen Schaft, an dessen äußerstem Ende eine 25 bis 30 cm lange Spitze von Walfischknochen befestigt ist; an dieser Spitze befindet sich eine Angel von 15 bis 20 mm, welche aus einem Streifen Seehundsleder gemacht ist. Mit einer so einfachen Waffe ausgerüstet ziehen die Feuerländer aus den Walfisch anzugreifen, aber oft genug werden Canoe, Harpunirer und Ruderer durch einen Schlag vom Schwanz des gereizten Thieres in die Luft geschleudert. Der Wurfspieß ist von derselben Länge wie die Harpune, und der Kopf, in Sägenform, ist solide am Schaft befestigt. Er dient hauptsächlich zur Jagd auf Vögel und kleine Wasserthiere. Die Ona gebrauchen in ihren Kämpfen Bogen und Pfeile. Die Gewalt, welche ihr kräftiger Arm dieser Waffe giebt, ist so groß, daß Guanacos, Pumas und Pferde mit der größten Leichtigkeit von derselben durchbohrt werden. Der Bogen der Ona ist von Buchenholz, die Sehne besteht aus einem Geflecht von Flechsen des Guanaco. Ihre Pfeile haben eine Länge von etwa 70 cm und werden aus sehr hartem Holze (Berberis illicifolia) verfertigt; bei einigen sind die Spitzen von Feuerstein, aber im Allgemeinen sind sie von Glas, welches sie von Schiffen, die auf ihrer Küste gescheitert sind, sammeln. Die Geschicklichkeit und die Geschwindigkeit, mit der sie Pfeilspitzen machen, ist wirklich überraschend; in zehn bis zwölf Minuten kommt

der Pfeil so spitz, so scharf aus ihren Händen, daß man gewissermaßen sich fürchtet ihn zu berühren.

Wenn nun auch blutige Gefechte unter den Jagan heutzutage zu den Ausnahmen gehören, so sind doch Streitigkeiten und Schlägereien etwas gewöhnliches, sogar in Uschuwaia selbst, so daß man, wenn man sich einige Tage dort aufgehalten hat, über das Vorkommen derselben sich gar nicht mehr verwundert. Herr Bridges erzählt, daß bis vor einigen Jahren nur sehr wenige eines natürlichen Todes starben, und die schrecklichen Narben, welche die Körper der ältesten bedecken, beweisen, wie kriegerisch die Feuerländer waren und noch sind. Das jus talionis lebt bei ihnen noch in ganzer Kraft, Zahn um Zahn, Auge um Auge, Arm um Arm, Leben um Leben. Die Familie und Freunde des Beleidigten sind es, welche die Rache ausüben. Sicher ist es aber nicht die Liebe zu den Beleidigten, welche einen Stamm dazu bringt, die Waffen zu ergreifen, sondern der Geist der Rache herrscht übermächtig in ihrem Gemüthe. Es ergiebt sich dies aus dem Vorhergegangenen deutlich; wie schon gesagt, ist Selbstsucht der herrschende Zug ihres Charakters, und hieraus erklärt sich auch die Gleichgiltigkeit gegen die Todten. Die Schreie, welche sie ausstoßen, die Schläge, die sie sich beibringen, die Zerstörung der Hütte, in welcher der Verstorbene seine Seele ausgehaucht hat, sind mehr Eingebungen der Gewohnheit als wirklicher Ausdruck des Schmerzes. Wenn nun auch damit nicht geleugnet werden soll, daß es wirklich Personen giebt, welche den Verlust sehr lebhaft fühlen, so muß doch in Fällen, wie der folgende, das Bild des Verstorbenen im Geist mit nur wenig tiefen Zügen eingegraben sein. Die Frau Macool, die liebreichste unter den Gattinnen, die keuscheste unter den Frauen, hatte ihren Gatten seit 48 Stunden begraben und tröstete sich — sie eine Frau von 45 Jahren — indem sie einen jungen Mann von 18 Jahren heirathete, dem wahrscheinlich das eheliche Bett weniger unbequem erschien, wenn er an die zwölf oder fünfzehn Kühe, welche die Macool besaß, und ihr schönes Haus, ihren schönen Garten dachte, die sie ihm als Mitgift darbot. Der Eifer übrigens, den reife Frauen an den Tag legen, um Jünglinge zu heirathen, muß wirklich überraschend genannt werden und dabei erreichen sie beinahe immer ihr Ziel. Von den fünf oder sechs Heirathen, die Bove hier schließen sah, war die Frau bei dreien um 10 bis 12 Jahre älter als der Mann, bei einer war die Frau sechzig, der Bräutigam zwanzig Jahre.

Die letzten Augenblicke eines Sterbenden werden durch schreckliches Geheul angekündigt; alle Anwesenden nehmen am Schmerz der Familie Theil. Frauen und Männer färben sich Gesicht und Hände schwarz und die nächsten Verwandten raufen sich gar die Haare aus und zerschneiden ihren Körper mit Muscheln und Messern. Das dauert aber nicht lange; man hüllt den fast noch warmen Körper des Verstorbenen in einige Lumpen, bringt ihn aus der Hütte und verscharrt ihn. In dem Grabe werden, wenn es ein Mann ist, Stücke von Harpunen, von Wurfspießen, Schleudern u. s. w., wenn es eine Frau ist Netze und Fischgeräth mit der Leiche begraben; früher verbrannte man die Todten auch wohl, doch heutzutage findet das nur noch selten statt. Es ist vorgekommen, daß ein angeblich Todter nur in Ohnmacht lag, der die Feuerländer häufig unterworfen sind. Die Verwandten des Verstorbenen verbrennen die Hütte, die sein letzter Aufenthalt war, und verlassen auf einige Zeit die Gegend. Die Leichtigkeit, mit der Bove Skelete erhielt, steht im Widerspruch zu der Ehrfurcht gegen die Todten, welche ihnen sowohl Fitz-Roy, als die Missionäre nachrühmen. Einer der Begleiter verkaufte sogar das Skelet des eigenen Vaters, dem er folgende Anrede hielt: „Lebe wohl, theurer Vater! Du, der Du im Leben nur unsern Schnee gesehen hast und unsere Stürme, jetzt, nun Du todt bist, gehst Du sehr weit. Lebe wohl! Möge Deine Reise glücklich sein.“ Die Feuerländer sind im Allgemeinen nicht sehr abergläubisch; wenn einer todt ist, glauben sie, daß der Geist den Körper verläßt und durch die Wälder und über die Berge irrt, unruhig und leidend, wenn er im Leben böse war, freudig und ruhig, wenn er gut war. Sie kennen einen guten und einen bösen Gott; der eine wird aber nicht mehr und nicht weniger geachtet als der andere. Curspi, der Teufel, rächt sich aber gelegentlich durch Sturm, Schnee und Regen. Der Regenbogen ist ein Zeichen seines Zornes; die Frauen und Kinder fürchten sein Erscheinen, die Männer aber schimpfen und spucken ihn an. Die Sprache ist sehr reich; die der Jagan ist ohne Zweifel eine der ältesten und reinsten; sie zählt ungefähr 30 000 Worte und ist durch Agglutination einer großen Vermehrung fähig; Zeitwörter und Fürwörter sind sehr zahlreich und ersetzen gewissermaßen die Armuth an Adverbien und Präpositionen. Das Jagan ist wohllautend, angenehm und voller Vokale, dagegen ist die Sprache der Alakaluf und der Ona hart, guttural und voller Konsonanten. Die Feuerländer besitzen eine erstäunliche Rednergabe; sehr häufig nimmt ein Alter in den Hütten das Wort, um stundenlang ohne Aufhören von Kämpfen, heftigen Stürmen, Zusammentreffen mit dem bösen Geiste und Jagdabenteuern zu erzählen.

Bove widerspricht mit Entschiedenheit den Angaben Darwin's über die Anwohner von Agaia (Ponsonby Sound der Hoste-Insel), welche letzterer als sehr barbarisch beschreibt; als Bove zu ihnen kam, wurden gerade einige Kriegsgefangene freigegeben und zwei der allerältesten streckten die Hand nach dem Brautkranz aus. Die Beschuldigung der Menschenfresserei und schlechten Behandlung der Gefangenen, welche der große Naturforscher gegen sie ausgesprochen, findet Bove ebenso ungegründet wie so manche ähnliche Beschuldigung, die bei näherer Untersuchung sich in ein Nichts auflöst. Allerdings ist es wohl ohne Zweifel die Anwesenheit der englischen Missionäre, welche den Charakter der Bewohner des Feuerlandes geändert hat, und nach Bove's Ansicht wird man in wenigen Jahren von allen Feuerländern sagen können, was heutzutage von dem einen Pallalaia gilt: er war einer der kriegerischsten, der abergläubischsten, der schurkischsten unter den Feuerländern, und heute lebt er im Schatten des Kreuzes als ein Vorbild von Tugend, ein Beispiel von Arbeitsamkeit.

Kürzere Mittheilungen.

Ein Leichenfest bei den Igorroten.

(Aus dem Tagebuche des Herrn Dr. Hans Meyer[1]).

Tublay, Provinz Benguet, 27. August 1882.

Bevor wir uns nordwärts in die Berge wendeten, machten wir einen seitlichen Abstecher nach dem westlich von La Trinidad gelegenen Pueblo Tublay. Unser Besuch galt diesmal einer Todten, die, wie man uns erzählte, bereits 23 Tage lang dort unbegraben aufgebahrt liege, da ihre Anverwandten noch nicht alle von ihr Abschied genommen.

Unser Gepäck bis auf den photographischen Apparat in La Trinidad zurücklassend, eilten wir auf den besten Pferden, die in der ganzen (aus vier einzelnen Hüttengruppen bestehenden) Provinzialkapitale aufzutreiben waren, fort. 4½ Stunden lang dauerte das Klimmen und Rutschen nach und von den 1000 bis 1500 Fuß hohen zerschluchteten Bergzügen, weit mehr Arbeit für uns als für die Pferde, die mehr als ¾ des Weges geführt werden mußten. Kurz vor Tublay stand am Pfad ein Baumfarnstamm aufgerichtet, an dessen oberes Ende die horntragende Hirnschale eines Carabaobüffels festgebunden war als Merkzeichen, daß im nächsten Pueblo ein Todtenschmaus abgehalten werde und jeder des Weges kommende Reisende zur Theilnahme eingeladen sei. Das Dorf liegt malerisch an einer Berglehne. In seinem aus Fichtenholz ausgeführten reinlichen Tribunal begrüßte uns der „Directorcillo“. Auf unser Ersuchen hin führte er uns nach dem Trauerhaus, wo der Schmaus gerade im vollen Gang war. Vor der Wohnhütte kauerten um die Fleischmassen eines frisch geschlachteten Büffels einige zwanzig Igorroten, die Köpfe zweier bereits verspeister Carabaos lagen daneben auf einem Gestell. Der leidtragende Vater der Verstorbenen saß abseits unter einem Schuppen und schaute dumpf vor sich hinbrütend in die Flammen der riesigen brodelnden Kochkessel. Das gekochte Fleisch schien den Männern weniger zu behagen als die rohen Bestandtheile der Lungen, des Magens und der Leber, die mit Salz und Chilipfeffer bestreut verschlungen wurden. Die Weiber (und unter ihnen einige von so feinen Gesichtszügen und so weißer Haut wie jedwede hübsche Europäerin) hockten theils um die Kessel, theils unter dem vorspringenden Dach der Haupthütte; kein lautes Wort ließ sich vernehmen. Wir drückten dem schweigenden Alten die Hand und stiegen auf der Leiter in die Hütte. Ein einziger Raum, nur durch die Thür und eine Fensteröffnung erleuchtet, der Fußboden aus roh behauenen Fichtenbohlen gefügt, die Wände gleichfalls aus Fichtenbrettern gezimmert, das darüber sich erhebende Dach aus Rotanglatten; Kinder, Hunde, Lebensmittel, Haus- und Feldgeräthe in allen Ecken und Winkeln und alles dunkel geschwärzt vom Rauch und Ruß des inmitten des Raumes auf großer Steinplatte glimmenden Kienfeuers.

Unmittelbar hinter der Feuerstätte auf hochbeinigem Stuhlgestell saß der Leichnam, den Kopf aufrecht an die Rücklehne mit zwei gekreuzten Tüchern festgebunden, die Arme auf den Armlehnen liegend, die Füße auf eine vorstehende Leiste gestützt. Der Körper, den die aufwirbelnden Rauchwolken vollständig mumificirt und geschwärzt hatten, war in sein gewöhnliches Gewand, kurzärmeliges Jäckchen aus indigoblauem Baumwollenstoff und gleichfarbigen sarongartigen Rock, gekleidet; Kopf, Unterarme und Füße blieben unbedeckt. Der Gestank in der Hütte nach Vieh, Unrath und faulendem Fleisch war pestilenzialisch; aber doch hielten wir standhaft bis zur fertigen photographischen Aufnahme des merkwürdigen Hausinterieurs aus.

Wenn die letzten Verwandten nicht bald der Verstorbenen Lebewohl sagen, wird wohl selbst den sonst so ausdauernden Igorroten die Geschichte langweilig werden, und die Todte wird unverabschiedet ins Grab sinken. Am ersten zwingt vermuthlich der Wunsch nach Beendigung des Todtenschmauses zur Beerdigung. Fast dauert die Feier einen Monat; Pferde, Schweine, Hunde und drei Carabaos sind bis jetzt mit Unmassen von „Basi“ (Reisschnaps) verzehrt, und wäre der Leidtragende nicht einer der reichsten Principes im ganzen Distrikt Benguet, dem es gerade bei dieser Gelegenheit darauf ankommt, seine Größe zu zeigen, er wäre längst ruinirt.

Abends waren wir wieder in La Trinidad.

[1] Herr Dr. Hans Meyer aus Leipzig, augenblicklich auf einer wissenschaftlichen Reise um die Erde begriffen, hat von August bis November 1882 in Begleitung des Apothekers Au im Norden der Insel Luzon und zwar speciell in den Provinzen Benguet, Lepanto, Abra, Bontoc und Ilocos Sur besonders zu ethnologischen Zwecken Reisen gemacht und dabei Gegenden betreten, die bisher noch kein Europäer besucht hat, dabei auch circa 150 Gegenstände der Igorroten, Guinanen und Tinguianen gesammelt. Seinem sehr frisch und lebenswahr geschriebenen, als Manuskript gedruckten Tagebuche, das uns sein Vater, Herr Verlagsbuchhändler Hermann J. Meyer gütigst zur Verfügung gestellt hat, entnehmen wir das Nachstehende, dem Weiteres folgen soll.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Die internationale afrikanische Gesellschaft in Brüssel bestreitet die ihr zugeschriebenen, Frankreich feindseligen Absichten und erklärt, alle ihre Agenten (also auch Stanley) seien angewiesen, die Gebietserwerbungen Savorgnan de Brazza's am Kongo streng zu respektiren. Brazza ist inzwischen, zum Schiffslieutenant ernannt, am 20. Februar nach Afrika abgereist.

Australien.

— Da Ackerbau in Australien immer ein unsicherer Betrieb ist, so hat man in Süd-Australien schon seit etlichen Jahren hier und dort die Straußzucht eingeführt. Um dieselbe zu heben und allgemeiner zu machen, will jetzt die Regierung an Personen, welche die Straußfarmerei betreiben wollen, Kronland bis zum Umfange von 5000 Acres (20,14 qkm) auf 21 Jahre verpachten, und für den ganzen Zeitraum soll nur eine Rente von 2 sh. 6 d. (2,5 Mark) gezahlt werden. Nach Ablauf der 21 Jahre können die Betreffenden das gepachtete Areal für ein Pfund Sterling per Acre (40,46 Ar) als Eigenthum erstehen, wobei die eingezahlten 2 sh. 6 d. in Abzug gebracht werden.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIII. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1883.

Gallieni's Erforschungs-Expedition nach dem obern Niger.

(Nach dem Französischen des Kommandanten Gallieni.)

III.

Das erste Hinderniß, welches sich dem Zuge entgegenstellte, befindet sich gleich vor den Thoren von Medina. Das Senegalthal, hier zwischen zwei Höhenreihen eingeengt, wird von einem ca. 30 m hohen Felsstock, dem Felu-Plateau, vollständig versperrt; dahinter dehnt sich die schöne Logo-Ebene aus. Eine Untersuchung des Felu ist höchst

Tata von Sabussire.

interessant: man glaubt hier die Spuren eines wirklichen Dammes zu sehen, der ehemals die Gewässer des Senegal aufstaute und einen großen See bildete. Sein Bau entspricht dieser Meinung durchaus: gegen Sabussire hin senkt sich das Plateau in sanftem, allmählichem Abhang, dessen weite Sandsteinfläche die Spuren der Thätigkeit des verschwundenen Wassers zeigt, und auf dessen Gipfel bizarre Felsblöcke thronen, die der Fluß dorthin gespült und nieder-

gelegt hat, während nach Medina zu die Hochebene plötzlich in steilen Wänden abfällt. Der Senegal hat diesen Damm nach der rechten Seite seines Laufes zu durchbrochen und sich ein enges Bett gegraben, dessen Wände fast senkrecht eingeschnitten sind und dessen Gewölbe, Höhlen und Kaskaden äußerst malerische Einzelheiten darbieten.

Der Sakamerakru.

Während in der Regenzeit das Felu-Plateau mit seinen Senkungen und tiefen Spalten einen sehr beschwerlichen Uebergang befürchten ließ, war die Sache jetzt ganz anders; indem man die vom Regen gegrabenen, nun ausgetrockneten Schluchten verfolgte, konnte man ziemlich leicht die nach der Logo-Ebene führende Abdachung erreichen, und so brach denn am 22. März früh die riesige Karawane mit einer Vorhut von einigen Spahis unter Vallière und Tautain in größter Ordnung auf, die einzelnen Sektionen durch Zwischenräume von einander getrennt, um das Ueberschreiten der gefährlichen Stellen zu erleichtern. Mit ihren 12 Maulthieren und 300 Eseln war die Kolonne nicht weniger als 1 bis $1\frac{1}{2}$ km lang. Dank allen Vorsichtsmaßregeln wurde der Felu ohne den geringsten Unfall überschritten und gegen 10 Uhr kampirte alles unter dem Tata von Sabussire.

Berg Macha Denez.

Dieses Dorf trug noch die Spuren des glänzenden Sturmes, den französische Truppen unter dem Oberst Reybaud im September 1878 dagegen unternommen, um die Malinkes des Logo-Gebietes zu züchtigen, welche unter ihrem Häuptling Nyamody, im Vertrauen auf die große Entfernung von Saint-Louis, mit dem Gouverneur gebrochen und eine feindselige Haltung gegen die Regierung angenommen hatten. Aber Dampfer brachten schleunigst Truppen von der Hauptstadt nach Medina, und vor dem Feuer der Artillerie und dem Ungestüm der Soldaten konnte sich der Ort, obgleich gut befestigt, nicht halten, der Tata wurde durchbrochen, die Hütten eingeäschert, der Häuptling getödtet, und die verzweifelten Vertheidiger stürzten sich aus einer Höhe von 10 m in den Fluß.

Der zweite Tagemarsch führte bis Malu. Die Straße war vortrefflich und führte längs des Stromes über die Dörfer Kakulu und Dangilla. Kurz vor Malu begegnete man dem Lieutenant Marchi, der noch nicht lange Kommandant des vorgeschobenen Postens Bafulabe war. Seit einiger Zeit gerieth die Zufuhr von Lebensmitteln dort ins Stocken und es war zu befürchten, daß die Garnison bald an Allem Mangel litt; um dieser Gefahr vorzubeugen, hatte sich Marchi schleunigst auf seinem Maulthiere allein nach Medina, dem Centrum der Vorräthe, aufgemacht. Trotz seiner Ungeduld mußte er mit den Reisenden, die in ihm einen alten, lieben Kameraden begrüßten, frühstücken, dann trennte er sich von ihnen in der Hoffnung, sie auf seinem Rückwege nach Bafulabe noch zu überholen, was ihm auch wirklich gelang.

Berg Duley.

Am Morgen des nächsten Tages lagerte man in Dingira unter einem prachtvollen, dichtbelaubten, schattenspendenden Feigenbaum. Noch vor wenigen Jahren war dies ein schönes, gut gebautes Dorf; heute bietet es in Folge des erbitterten Krieges zwischen den Logo-Negern und dem alten König Sambala nur einen Haufen Ruinen dar. Es ist das zu bedauern, denn im ganzen Senegal-Thal giebt es vielleicht keine zweite ebenso schöne Landschaft: der Sakamerakru, ein hoher, helmförmiger Berg, versperrt das

Thal und zwingt den Strom einen plötzlichen und ziemlich weiten Bogen zu machen; vorher aber breiten sich seine Fluthen aus und bilden üppig bewaldete Inseln, während auf seinem linken Ufer, dicht um die Hütten des Dorfes, eine kleine Ebene in seltener Fruchtbarkeit prangt und unter enormen Wollbäumen den Karawanen angenehme und erfrischende Lagerplätze gewährt.

Vallière hatte seinen Weg auf Bukaria zu fortgesetzt, um die Vertheilung der Lebensmittel mit Zuhilfenahme aller Transportmittel bis nach Bafulabe auszuführen; aber trotz aller Nachforschungen hatte er nicht ein einziges Lastthier auftreiben können. So sah sich denn Gallieni, als am Tage darauf die ganze Expedition in Bukaria eintraf, vor der traurigen Nothwendigkeit, hier mehrere Tage zu verlieren, wenn nicht andere Anordnungen getroffen würden; aber kurz entschlossen, ließ er drei Sektionen hier ihr Gepäck ablegen, um noch am selben Abend unter Piétri und Vallière aufzubrechen und 9000 bis 10 000 kg Getreide und andere Lebensmittel nach Bafulabe zu transportiren. Weiterhin sollte dann Vallière mit den Lastthieren dieser Garnison längs dem Bachoy Vorräthe aufstapeln, während Piétri dort zurückbleiben und den Uebergang über den Bafing organisiren sollte.

Ist die Landschaft um Dingira die schönste, so ist die um Bukaria die großartigste und an Ueberraschungen reichste des Senegal-Thales. Der Lagerplatz lag dicht am Ufer, im Centrum einer weiten Ebene, deren Peripherie steil abfallende Sandsteinmauern in den groteskesten Formen bildeten. Auf dem rechten Ufer der Macha Denez oder Logobakru, ein gigantischer Würfel von 4 bis 5 km Flächenlänge; dann der Duley, ein riesiges, absolut regelmäßiges Prisma, über dem sich ein kleiner Hügel erhebt, so daß er einer mittelalterlichen Burg mit Thurm und steilen Mauern ähnelt, eine Illusion, die durch breite, Schießscharten gleichende, Felsspalten noch erhöht wird; endlich, auf dem linken Ufer, der Felsenkessel von Mansonnah mit seinen ganz ebenen Plateaus, seinen Kegeln mit geometrischen Kanten, seinen senkrechten, staunenerregenden Nadeln. Mitten in diesem Gewirr öffnet sich das Tinke-Thal, welches nach Bambuk führt und einen natürlichen Weg zum Faleme und zum Gambia darbietet.

Eintritt in das Tinke-Thal.

Berg Tekubala.

Berg Macha Njan.

Am 26. März wurde Bukaria verlassen. Tautain blieb zurück, um das Gepäck zu bewachen, welches die drei Sektionen am Abend vorher niedergelegt hatten und welches sie nach Erfüllung ihrer Aufgabe wieder abholen sollten. Der Engpaß von Tekubala zwischen zwei hohen Felsenmauern, von denen herab die großen Hundskopfaffen mit langem Gebell grüßten, wurde durchschritten und der Duley umgangen; gegenüber, auf dem rechten Ufer, streckte der Macha Njan seine beiden Zwillingsthürme in die Luft. Immer drückender wird die Hitze, 40 Grad im Schatten machen ein Schlafen unmöglich. Am folgenden Tage windet man sich durch ein Labyrinth von Terrainschwierigkeiten jeder Art, um, nach Ueberschreitung des 50 bis 60 m breiten Baguko durch eine Fuhrt, die sich mitten im felsigen Strombette durch Sandanschwemmung gebildet, den berühmten Fall bei Guina zu erreichen. Je nach der Jahreszeit ist der Anblick dieses Kataraktes sehr verschieden: während der Regenzeit erreicht der Fluß eine Breite von ca. 200 m und

stürzt sich in einer Masse herab, eine riesige Wasser- und Schaumwolke bildend; in der trockenen Zeit ist das Schauspiel zwar nicht so imposant, aber viel lieblicher: die Felsblöcke zeigen ihre glatt polirten Flächen, der Strom ist höchstens halb so breit und seine Gewässer gleiten durch die Spalten, rieseln zwischen den Felsen, steigen in Regenbogengarben auf und fallen wieder in silbernen Kaskaden oder in mehreren Absätzen hintereinander herab, und bieten so dem Auge ein entzückendes Gesammtbild.

Nicht in Guina, sondern erst gegenüber Fuchara, einem kleinen Dorfe auf einer Flußinsel, wurde das Lager aufgeschlagen. Die Einwohner werden oft durch Flußpferde belästigt und, wenn die Ernte auf dem Halme steht, werden die ganze Nacht über die Tamtams gerührt, um die Bestien abzuwehren.

Am 29. März wurde das Natiaga-Gebiet verlassen. Dieses kleine Land bildet ein Annex zu Logo, mit dem es bei der Affaire von Sabussire verbündet war. Heute sucht es mühsam die Wunden zu heilen, die ihm ein zehnjähriger Krieg geschlagen; die Dörfer werden wieder aufgebaut, die vor den Chassonkes in die Bambuk-Berge geflohenen Einwohner zurückgerufen; aber alles das erfordert viel Zeit, und die Dörfer, welche die Reisenden berührt hatten, waren in erbärmlichem Zustande. Zwei Tage waren nöthig um nach dem Sumpf von Talahari zu gelangen; der Weg durchschneidet eine wahre Wüste, in der Trümmerhaufen von dereinst wichtigen, heute im hohen Grase kaum noch auffindbaren Ortschaften Zeugniß ablegen. Der lange Train hatte auf dem steinigen, kaum gebahnten Pfade, der nach Bafulabe führt, viel Schwierigkeiten zu überwinden, aber ohne Unfall erreichte man das Ziel. Der Bugeda, der Balugo-Fluß, der Gubugo-Paß, der Mumania-Strom, Alles wurde mit Eifer überschritten und in guter Ordnung kam man an dem Sumpf von Talahari, einer großen, von Seerosen bedeckten und von enormen Flußpferden bevölkerten stehenden Wasserfläche an. Zum ersten Male kampirte man unter einem großen Karite- oder Butterbaum (Bassia Parkii), dessen spärliches Laub nur unvollkommen die Hitze abhielt. Entweder verschuldete es dieser Umstand oder die Nähe des Sumpfes, daß Gallieni von einem förmlichen Sonnenstich befallen wurde, der den Dr. Bayol erschreckte, aber schließlich vor 3 bis 4 Dosen Chinin wich. Das Dorf Machina lag schon hinter den Reisenden und der Zug ging am linken Ufer des Bafing entlang, da kam ihnen der Lieutenant Marchi entgegen, um sie in die Baracken zu führen, die ihnen bis zur Fertigstellung des Forts zur Behausung dienten; hier kamen sie zu fröhlichen Kameraden und gut besetzter Tafel, eine doppelte Annehmlichkeit, welche die Mühsal der Reise bald vergessen ließ.

Uebergang über den Bafing.

Bafulabe ist der Zusammenfluß der beiden Ströme, die den Senegal bilden; der Name selbst bedeutet „Zwei Ströme". Der wichtigste, der Bafing oder schwarze Fluß, ist 450 km lang und kommt von Süden her aus den Gebirgen in Futa-Dschalon. Der zweite, der Bachoy oder weiße Fluß, kommt aus Osten und fließt im niedrigsten Theile des Senegalbeckens; man kann seine Stromrinne als

POGGE'S UND WISSMANN'S REISE

von Kimbundu nach Njangwe.

1880 - 1881.

Maasstab 1: 4,000,000.

10 20 30 40 50 60 70 80 90 100 150 200 Kilometer

BAKUBA
BATETELA
BASSONGE - BALUBA
BALUBA - BASCHILANGE
Koto's Reich
Njangwe (Ankunft 17. April 1882)
Wissmann allein
Kongo
Luama
Lufuba
Moadi
Kanjo
Salzsümpfe
Lomami
Lukalla
Bungolai
Sankurra od. Lubilash
Lubi
Katschitsch
Sehr grosse Dörfer
Lukassi
Lui
Mansangoma
Mukamba S.
650 m
Wissmann
Pogge
Lulua
Kassai
Luengo
Mukenge
Dschingenge
Kikassa
400 m
Luenda
Luebe
Lutschuau
Mujau
Kalandshi
Nordgrenze des Lunda-Reiches
Luwembi
Kilemba
Cameron 1874 - 1875
Kassali S.
Lualaba
Lubure
Lovo
Lushiko
Kiluata
Ginambansa
Buchner
Kahungula
Pogge und Wissmann
Tschikapa
Schütt 1878-79
Musero
Karumbu S.
Luvo
Luele
Luatschim
Tschihumbo
Luana
Ruemb
Kabanguish
Luisa
Mussumba 1875
Mussumba 1880
Muene Dinunga
Ruisanseish
Pogge 1875
Mona Hongolo
Kabango
Mona Kissenge
Kimbundu
(Abreise 31. Juli 1881)
östl. L. v. Greenw.
20 21 22 23 24 25 26 27
5 6 7 8 9 10

Lith. Anst. v. Leop. Kraatz, Berlin.

den kürzesten natürlichen Weg zwischen den französischen Niederlassungen am obern Senegal und dem Niger betrachten. Basulabe, circa 130 km von Medina gelegen, war also wie von Natur bestimmt für die erste der Niederlassungen, die bis zum Dscholiba (Niger) errichtet werden sollten, ja die Besetzung dieses Punktes konnte allein gestatten, mit den Malinkes oder Bambaras jener Gegenden in Verbindung zu treten. Als Gallieni bei seiner ersten Rekognoscirung am 12. Oktober 1879 in Basulabe angekommen war, hatte er das Land in einem seinen Absichten ungemein günstigen Zustande angetroffen. Alle Malinke-Häuptlinge des oberen Senegal waren in Aufruhr gegen Amadu und belagerten vereint den Tata von Waliha, eine Tagereise aufwärts von Basulabe. Gallieni ließ sie zu einer Zusammenkunft mit ihm bitten, und auf dieser erklärten sie, daß die Ankunft der Franzosen im ganzen Lande mit großer Freude aufgenommen werden würde.

Der Gouverneur hatte die Besetzung des Postens thätig betrieben und schon zu Anfang Oktober die 50 Mann dorthin dirigirt, welche die Garnison bilden sollten; Vorräthe und Materialien waren in Medina aufgekauft worden, die Vorarbeiten gingen rasch von Statten, und als die Expedition eintraf, war bereits eine provisorische Redoute mit Graben und Pallisaden erbaut, ebenso wie gute, dick mit Stroh bedeckte Kleiberlehmhütten als Kasernements. Das Terrain war bis auf 300 m im Umkreis abgeholzt, zwei Kanonen aufgefahren und der Platz für eine Negerarmee uneinnehmbar.

Die ganze Karawane — außer Vallière, der bereits längs dem Bachoy bis Fangalla Lebensmittel aufstapelte und den paar Sektionen, die umgekehrt waren um die unter Tautain's Obhut gelassene Bagage nachzuholen — war nun auf dem linken Ufer des Basing vereinigt. Jetzt galt es, ans andere Ufer zu gelangen, was bei der Breite des Flusses von 450 m und seiner beträchtlichen Tiefe eine mühselige und zeitraubende Aufgabe gewesen wäre, hätte man die Thiere hinüberschwimmen lassen und das Gepäck mit den paar vorhandenen Böten befördern müssen. Die Eingeborenen versicherten hartnäckig, weit und breit gäbe es keine Fuhrt; zum Glück jedoch trieb Piétri einen kranken Alten auf, der, um den Preis eines herrlichen blau und rothen Taschentuches für seine Tochter, eine solche verrieth. Sofort wurde diese abgesteckt und für die Thiere durch zwei schräge Rampen zugänglich gemacht; zwar bockten die Esel, aber Thiama ergriff einen der am wenigsten störrigen an den Ohren, führte ihn ins Wasser und siehe da — alle anderen folgten ohne sich zu besinnen in langer Reihe, ein hochkomischer Anblick. Nachdem nun noch am folgenden Tage Tautain mit dem Rest nachgekommen, befand sich am 2. April die ganze Expedition auf dem rechten Basing-Ufer.

Noch verstärkte man sich um zwei Mann, die zwar von verschiedenem Charakter, aber für den Verlauf der Reise von gleich großem Nutzen waren. Der erste war Alassan, Dolmetsch von Basulabe, ein Toucouleur, aber nicht allzu strenger Beobachter der Regeln des Koran; sein breiter, kräftiger Rumpf, sein viereckiger Kopf, sein lebhaftes Auge verriethen eine unter den Schwarzen seltene Intelligenz. Er erhielt die Stelle Alpha Sega's, der von nun an eine mehr diplomatische Verwendung fand. Der zweite war Sambo, ein großer Wassulunke; trotz seiner 2 m und seiner furchtbaren Stimme seinen Leuten gegenüber war er ein herzensguter Kerl, sanft, lenkbar und naiv wie ein Kind. Er war früher Artillerieunterofficier gewesen und leitete jetzt die Transporte zwischen Medina und Basulabe; hier wurde er Oberleiter der Maulthiere.

Alassan.

Es war nicht viel Zeit zu verlieren, wollte man vor Anfang der Regenzeit am Dscholiba sein. So wurde denn am Nachmittage des 2. April auf Kita zu aufgebrochen, von nun an in unbekanntes Land, wo die Rolle des Forschers und Diplomaten beginnen sollte; doch hatte man noch bis Fangalla an Lieutenant Marchi, der die Expedition begleitete, einen kundigen Führer.

Das Nachtquartier sollte in einer Entfernung von circa 10 km an der Fuhrt Demba-Dibe aufgeschlagen werden. Auf ebenem Terrain ging der Marsch durch dichten Wald am linken Ufer des Bachoy entlang. Aber die Nacht brach eher herein, als die Nachtstation erreicht war und führte so, beim Durchschreiten eines Marigot mit steilen Ufern, einige Unordnung im Train herbei. Was die Verwirrung aber vermehren und die Kolonne für einen Augenblick in die schlimmste Gefahr versetzen sollte, war ein Brand, der plötzlich einige 100 m vom Lagerplatze ausbrach, wo die ersten Sektionen schon im Begriff waren sich niederzulassen. Man war eben in der trockenen Jahreszeit, d. h. in der Periode, wo die Schwarzen das hohe Gras abbrennen, um ihre künftigen Felder von einer parasitischen Vegetation zu befreien. Es war etwas Wildes in diesem Schauspiel von um sich greifenden Flammen, welche die ganze Atmosphäre in Gluth setzten. Das Gras brannte mit rasender Geschwindigkeit und entwickelte dabei ein Knistern und Prasseln, welches gewiß auf mehrere Kilometer in der Runde hörbar war. Die Kolonne befand sich unter dem Winde und es war keine Minute zu verlieren, wollte man nicht in das furchtbarste Unglück stürzen. Schon hatten einige Esel erschreckt das Gepäck abgeworfen und sich in den Wald geflüchtet. Die Neger bewaffneten sich daher mit großen be-

laubten Zweigen und stürzten sich auf das Feuer, dessen sie bald unter Springen, Schreien, Tanzen und Heulen Herr wurden.

Tags darauf gelangte man in einigen Stunden zum Dorfe Kale, nachdem man den Fuß des Berges Duka gestreift und mehrere jetzt trockene Marigots durchschritten hatte. Von Bafulabe an fließt der Bachoy bis zu seinem Zusammenfluß mit dem Baule in einem 3 bis 5 km breiten, von Ost nach West gerichteten Thal. Ihn begrenzen zu beiden Seiten Bergketten, die ca. 80 km parallel mit ihm laufen, sich dann aber auf dem rechten Ufer nach Norden, auf dem linken nach Südosten wenden. Bei Kale ist das Thal gänzlich durch einen Ausläufer, den Berg Besso, versperrt, der sich direkt bis in den Fluß vorschiebt. Am Fuße dieses Berges, in Schußweite vom Dorfe, wurde das Lager errichtet. Kale liegt in der Ebene, und seine niedrigen Hütten mit spitzen Dächern lassen es wie einen im Gebüsch verlorenen Bienenkorb erscheinen; das üppige Laub der Waldung schützt die Bewohner vor der unerträglichen Rückstrahlung, welche die Sonne auf den nackten Wänden der hohen natürlichen Grenzmauer im Osten der Landschaft hervorbringt. Diese Mauer betrachteten die Eseltreiber mit einer gewissen Besorgniß, denn vom Lager aus war kein Durchbruch zu erblicken, und sie fragten sich, wie die Weißen wohl das für den schweren Train scheinbar unübersteigliche Hinderniß besiegen würden. Es wurde auch daran gedacht, einen Umweg nach Süden zu machen; das erwies sich aber als unnöthig, denn an dem fast senkrechten Abhang des Berges zog sich einige Meter oberhalb des Flusses, der in seinem Felsenbette einherwüthete und Fälle und Stromschnellen bildete, ein Pfad entlang, der freilich in seiner ganzen Länge von ca. 1 km mitten durch Steingetrümmer und unter überragendem Felsendach recht schwierig und für Fußgänger kaum zu passiren war. Doch die Zeit drängte, und so machte sich Alles ans Werk, um am nächsten Tage Kale verlassen zu können. Den ganzen Nach-

Dinka-Mussa's vier Frauen. (Nach einer Photographie.)

mittag wurden Bäume gefällt, Felsblöcke aus dem Wege geräumt, Buschwerk abgehauen und um 8 Uhr Abends war der Weg, in so miserablem Zustande er sich auch immer noch befand, doch so weit gesäubert, daß man auf ihm den Weitermarsch wagen konnte.

Gallieni hatte inzwischen mit dem Häuptling des Dorfes Diuka-Mussa, der die Provinz Makadugu kommandirte, unterhandelt und so die erste Rolle als Diplomat gegeben. Diese Thätigkeit gehört keineswegs zu den angenehmeren. Die Neger sind leidenschaftliche Schwätzer, und die Unterhandlungen in brennender Sonne, mitten in einer lärmenden, schmutzigen und zerlumpten Versammlung haben nichts Erfreuliches. Oft mußte Gallieni stundenlang auf die wunderlichsten Fragen antworten und dann Schmeichelreden der Griots über sich ergehen lassen, die ihn im größten Ernst mit Sonne und Mond verglichen und seine Intelligenz nicht hoch genug preisen konnten. Das beste Mittel, um die Unterhandlungen zu günstigem Ende zu führen, war schließlich immer der Inhalt der Koffer! Bei Diuka-Mussa speciell hatte es keine große Schwierigkeit, ihn zur Unterzeichnung des Vertrages zu bringen, der sein Land unter französisches Protektorat stellen sollte, denn die Nachbarschaft der Toucouleurs auf dem rechten Ufer hatte ihn schon lange den französischen Schutz wünschen lassen. Ein hübscher buntscheckiger Mantel und ein kostbarer türkischer Säbel dienten dazu, den Freundschaftsvertrag noch fester zu kitten. Als Gegengeschenk kamen am Abend zwei nette Ochsen an, die sofort geschlachtet wurden und in Begleitung von Tamtam, Raketen und Tanz die erste friedliche Eroberung auf der Reise zum Niger feiern halfen.

Unvermeidlich waren natürlich die Vorstellungen, die bei den Negern stets auf eine Entrevue zwischen zwei Häuptlingen folgen. Diuka-Mussa führte Gallieni seine vier Frauen vor, deren bis zum Gürtel nackter Rumpf mit Glasperlenketten, an denen silberne Fünffrankenstücke hingen, geschmückt war. Um die Hüften hatten sie einen Schurz aus einheimischem Baumwollenstoff geschlungen. Dann kam ein Trupp Negerknaben, deren ganzes Kostüm aus einer Leinwandbinde um den Leib bestand; es waren dies die Söhne und Neffen des Häuptlings. Unter sie wurde eine reichliche Portion Farinzucker vertheilt, und es gewährte ein gewisses Vergnügen zu sehen, wie mehrere von ihnen ihn schleunigst mit ihren Müttern theilten.

Gallieni setzte Diuka-Mussa in großes Erstaunen durch die Ankündigung, daß nächstens eine Eisenbahn durch den Engpaß von Besso gebaut werden sollte; da der Dolmetsch den Begriff „Eisenbahn“ schwer übersetzen konnte, so erklärte er ihm, daß ein Weg gebaut werden sollte, auf welchem Dampfschiffe zu Lande fahren könnten; hier aber zeigten seine Blicke, daß er diese Worte mit der vollständigsten Ungläubigkeit aufnahm.

Die geistigen Fähigkeiten der australischen Eingeborenen[1].

I.

Die Eingeborenen Australiens unterscheiden sich eben so sehr von einander wie ungebildete Europäer. Aber während diese die Anlagen zu höherer Bildung in starkem Maße besitzen, fehlen sie beim Australneger fast gänzlich. Begabt mit scharfen Sinnen, lebhaftem Fassungsvermögen und überraschender Frühreife bleibt er in seiner Entwickelung plötzlich an dem Punkte stehen, von welchem er zu einer vollkommenen Aenderung seiner Geistesart fortschreiten müßte.

Kommt der erwachsene Eingeborene in Berührung mit den Weißen, so lernt er die englische Sprache schnell und leicht, auch die Worte, welche offenbar seiner Zunge unbequem auszusprechen sind; sind sie aber allzu hart oder kommen Sibilanten darin vor, so formt er sie um. Im Satzbau hält er sich streng an die Grammatik seiner eigenen Sprache. Die Kinder der Schwarzen lernen in der Schule sehr schnell und stehen in Fassungsvermögen, Gedächtnißkraft und Unterscheidungsgabe, um nicht zu viel zu sagen, den Kindern in Europa mindestens gleich. Der Missionar Hagenauer, ein Mann von viel Talent, welcher die Aufsicht über die Eingeborenen-Station am Lake Wellington führt, berichtet, daß nach den Resultaten der Prüfungen, welche durch die Bezirks-Schulinspektoren angestellt werden, die bei ihm unterrichteten eingeborenen Schüler den weißen ganz gleich stehen. Er konstatirt in seinem letzten Berichte, daß die ganze fünfte Klasse seiner Schule das Normalexamen, welches für Schüler in Staatsschulen angeordnet ist, bestanden und demgemäß Zeugnisse erhalten habe. Ob die Schwarzen aber in ihrer weitern Ausbildung gleichen Schritt halten werden mit ihrer körperlichen Reife, das ist eine andere Frage. Geschieht dies nicht, unter der Obhut eines Lehrers, der sich aus reiner Menschenliebe der Aufgabe gewidmet hat, die Lage der Eingeborenen zu verbessern, so kann man wohl mit Recht annehmen, daß die sonst herrschende Meinung über die geistigen Anlagen der Australier richtig ist.

Die folgende Geschichte eines jungen Eingeborenen, wie sie sich in den Berichten der Gesellschaft für Schutz der Eingeborenen findet, gleicht in mancher Hinsicht den Aufzeichnungen über Versuche, welche anderwärts zur Erziehung und Civilisirung von Eingeborenen gemacht worden sind. Dieselbe lautet folgendermaßen: „Thomas Bungeleen zeigt alle Merkmale des reinen Australiers und ist in seinen geistigen Fähigkeiten und Anlagen sowie im Charakter ein echter Typus seiner Rasse. Bevor die Gesellschaft sich seiner annahm, war der Versuch gemacht worden ihn zeichnen zu lehren; auch hatte Bungeleen gelegentlich beim Kopiren von Briefen und in anderen Schreiberdiensten Beschäftigung gefunden. Aber alle die Leute, welche ein freundschaftliches Interesse an seinem Fortkommen nahmen und ihm etwas beizubringen sich bemüht hatten, stimmten in der Versicherung überein, daß sein Mangel an Geistesanstrengung eine weitere Vervollkommnung nicht erhoffen lasse. Man hatte gefunden, daß er träge war, und daß ihm alles das fehlte, was einen Europäer zum Streben antreibt. Er wurde daher vor die Gesellschaft gebracht und auf seine Fähigkeiten

---

[1]) Nach dem zu Melbourne erschienenen zweibändigen Werke: The Aborigines of Victoria, with notes relating to the habits of the natives of other parts of Australia and Tasmania. Compiled from various sources for the governement of Victoria by R. Smyth (London, Trübner). Es ist dies die wichtigste Quelle zur Ethnographie der Australier.

geprüft. Es zeigte sich, daß er einigen Unterricht genossen hatte. Er konnte mit Leichtigkeit lesen, deutlich schreiben und schien einige Kenntnisse in der Arithmetik zu besitzen. Er benahm sich gelassen und ohne Verlegenheit; auf jede Frage antwortete er ruhig und schnell. Es schien sich daher in diesem Falle der Gesellschaft eine günstige Gelegenheit zu bieten, der Welt zu beweisen, daß die Eingeborenen Australiens auf niedriger Stufe stehen mehr in Folge ihrer Lebensweise als wegen Mangels an geistigen Fähigkeiten, und obwohl der junge Mensch nur Durchschnittsanlagen zeigte, glaubte man doch, er werde bei sorgfältiger Erziehung und gutem Unterrichte dereinst ein nützliches Glied der Gesellschaft werden und besonders im Verkehr mit der eingeborenen Rasse von großem Nutzen sein. Man suchte also um seine Zulassung zu der Lateinschule in der St. Kilda-Straße (Melbourne) nach; diese wurde aber verweigert. Bungeleen wurde nun der Obhut eines Lehrers am Fitzroy-Platze, eines Herrn Doig, anvertraut, der sich seiner sehr freundlich annahm. Aber schon eine kurze Erfahrung lehrte, daß gewöhnliche Zwangsmaßregeln nicht im Stande waren, Bungeleen an Fleiß und Gehorsam zu gewöhnen, und die Gesellschaft sah sich zu ihrem großen Leidwesen genöthigt, alle weiter gehenden Pläne aufzugeben. Nachdem der Knabe noch kurze Zeit unter der Aufsicht eines Herrn Thomas gestanden hatte, wurde er auf das Schiff „Victoria“ gebracht, wo er hoffentlich unter Kapitän Norman die Obliegenheiten eines Seemanns lernen wird.

Einem Eingeborenen, welchem doch noch manches von seiner frühern Wildheit anhaftet, mag er noch so gute natürliche Anlagen haben, Erziehung und Bildung beizubringen, hat sehr große Schwierigkeiten. Gerade die Leute, welche nach Erziehung und Charakter am geeignetsten erscheinen, einen Eingeborenen zu belehren und zu beaufsichtigen, haben am wenigsten Lust ein solches Amt auf sich zu nehmen, und die Zucht einer gewöhnlichen Schule dürfte nicht im Stande sein einen Wilden zu bessern, selbst wenn er dazu gebracht würde, sie regelmäßig zu besuchen. Bungeleen's Geist kann durch geeignete Behandlung noch so gezogen werden, daß er einer höhern Bildung fähig wird, und wenn er sich Gehorsam und Fleiß aneignet, erreicht er auch sicherlich noch dieses Ziel. Dennoch muß man die Eingeborenen überhaupt als vergnügungssüchtig bezeichnen; Arbeit und Beschränkung irgend welcher Art lieben sie nicht. Von glücklicher, heiterer und freundlicher Natur, wie sie sind, können sie wohl kaum dauernde Anstrengung ertragen, wie sie zur Erwerbung der Kenntnisse, welche man im civilisirten Leben braucht, unumgänglich nothwendig ist.“

In einem spätern Berichte, dem für 1862, meldet die Gesellschaft das Nachstehende über Bungeleen: „Dieser junge Eingeborene, für dessen zukünftige Laufbahn man einmal große Hoffnungen hegte, befand sich einige Zeit auf dem Schiff „Victoria“ unter Aufsicht des Kapitäns Norman. Er hat die Reise nach Carpentaria mitgemacht und seit dem Tage, wo er an Bord kam, immer auf dem Schiffe gelebt, einen oder zwei kurze Besuche zu Melbourne abgerechnet. Die Gesellschaft bedauert, berichten zu müssen, daß seine Führung sehr wenig zufriedenstellend ist. Er erfüllt ebensowenig die Pflichten eines Matrosen, wie er sich zu Lande brauchbar zeigt. Wenn in Folge sehr schlechten Verhaltens die Anwendung von Strafe nöthig wurde, so trug er, wie Kapitän Norman versichert, stupide Unempfindlichkeit zur Schau. Er trotzte, und mochte die Strafe noch so empfindlich sein, sie bewirkte keine Besserung. Ist dieser Charakterzug mit anderen guten Fähigkeiten verbunden, so kann er nicht das Zeichen eines niedern geistigen Standpunktes sein; aber in diesem Falle fehlt der Ehrgeiz, der persönliche Stolz, der Wunsch, sich geachtet zu sehen, Eigenschaften, ohne welche ein geistiger Fortschritt nicht möglich ist. Thomas Bungeleen's schlechte Aufführung an der Küste führte zu Beschwerden, welche vor Kapitän Norman kamen. Da es in Folge dessen nothwendig wurde, Bungeleen von der „Victoria“ zu entfernen, so ist die Gesellschaft jetzt in schwerer Sorge darüber, was nun mit ihm geschehen soll. Doch wird dieser Fall nicht eher als hoffnungslos betrachtet werden, als bis jedes Mittel, den jungen Mann zu erziehen, fehlgeschlagen ist.“

Im Bericht für 1864 heißt es „daß Thomas Bungeleen unter Aufsicht des Gesellschafts-Sekretärs steht und mit Nutzen im Bureau verwendet wird. Er schreibt sehr gut, befolgt aufmerksam die ihm gegebenen Befehle und macht schöne Fortschritte im Lernen. Er hat einige Kenntnisse in der Arithmetik und gewinnt allmählich auch Verständniß für den Gebrauch mathematischer Instrumente. Schon kann er nach einfachen Notizen geometrische Aufnahmen machen und Pläne erträglich zeichnen. Was er fertig gebracht hat, scheint ihm Freude zu machen. An Bord der „Victoria“ war er zwar sehr störrisch, doch scheint die strenge Zucht auf dem Schiffe sehr wohlthätig für ihn gewesen zu sein. Zwar hat seine Gemüthsart noch manches Eigenthümliche, doch ist er nicht mehr so heftig wie früher. So kann man jetzt einige Hoffnung hegen, daß er ein geordnetes, ehrbares Leben führen wird. Es wird eifrig dafür Sorge getragen, daß ihm nützliche Kenntnisse beigebracht werden und er die Fähigkeit erhält, eine höhere Stellung einzunehmen, als bisher einem Eingeborenen von Australien möglich gewesen ist.“

Bungeleen starb 1865. Wir lesen: „Thomas Bungeleen, ein Eingeborener, welcher einige Monate in unserm Bureau zu Melbourne beschäftigt wurde und Proben einigen Talentes ablegte, ist todt. Man hoffte einmal, er werde ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden; aber sei es, daß die Fehler seiner frühesten Erziehung daran Schuld trugen, oder auch angeborene Neigung zum Bösen, er wurde in der Schreibstube bald ebenso störrisch, wie er sich an Bord der „Victoria“ gezeigt hatte. Er starb an gastrischem Fieber im Hause des Herrn Hinkins, Moonee Ponds, am 3. Januar 1865.“

Eine weitere Illustration bietet folgende Geschichte: „Der Gouverneur Phillip, erzählt Bennet, nahm zwei vielversprechende junge Leute dieser unglücklichen Rasse mit sich nach England. Es waren zwei unzertrennliche Freunde, Bennilong und Yemmerawannie mit Namen. Im Umgange mit dem Gouverneur hatten sie die Sitten des civilisirten Lebens kennen gelernt und besaßen beide viel Lebensart. Der eine von ihnen starb in England, der andere aber kehrte in die Kolonie zurück. Dieser wurde während seines Aufenthaltes in London Georg III. vorgestellt und war bei den bedeutendsten Männern der damaligen Zeit eingeführt. Die gesellschaftlichen Formen eignete er sich mit merkwürdiger Leichtigkeit an und benahm sich bei jeder Gelegenheit mit Anstand und Sicherheit. Bald nach seiner Heimkehr aber legte er seine guten Kleider und die beengenden Sitten der Civilisation ab, als wenn sie für ihn unschicklich und unangenehm wären, und kehrte trotz allen Zuredens zu seiner alten Lebensweise und seinen alten Gewohnheiten zurück.“

Der australische Eingeborene liebt kleine Kinder. Dem auserwählten Gefährten bewahrt er treue Freundschaft; er zeigt außerordentlich hohe Achtung vor alten Leuten und dient willig ihren Bedürfnissen. Oft genug giebt er auch Beweise von inniger Liebe zu einem Weibe. Bei Gelegenheit bewährt er sich als äußerst muthig; er ist gastfrei und

weiß Großmuth zu üben, auch wenn er dabei auf eine harte Probe gestellt wird. Aber er kann ebenso grausam, verrätherisch, gemein und feig sein. Einmal beschämt er sogar den Weißen, ein ander Mal ist er so hinterlistig wie ein Fuchs und so wild wie ein Tiger. Manche Stämme und Familien scheinen aller guten Eigenschaften baar zu sein, und wieder andere zeigen bei jeder Gelegenheit Ehrenhaftigkeit, Treue, Tapferkeit und Großmuth.

Das Verhalten der Eingeborenen von Victoria, welche den verlassenen Buckley auffanden, und die Freundlichkeit, mit welcher sie ihn während seines 30jährigen Verbleibens behandelten, die außerordentliche Freundschaft, welche dem schiffbrüchigen Seemann Murrell erwiesen wurde, der länger als 17 Jahre unter den Schwarzen von Queensland lebte, ihr Benehmen gegen Thomas Pamphlet, die Gastfreundschaft, welche King bei den Eingeborenen am Cooper's Creek fand, die mannigfaltigen Beweise von Anhänglichkeit und Dankbarkeit, welche Ansiedler und Forscher für erwiesene Wohlthaten erhielten — sind wohl hinreichend, die Behauptung zu rechtfertigen, daß alle die edleren Gefühle, worauf wir Weißen stolz sind, auch in der Brust des Wilden leben.

Obwohl die Reisenden durch den Knall ihrer Gewehre, welche sie von Zeit zu Zeit über den Köpfen der Eingeborenen abschossen, um ihnen das Wegtragen ihrer Vorräthe zu verleiden, denselben einen nicht geringen Schreck einjagten, waren sie dennoch freundlich und zuvorkommend gegen King. Er sagt in seiner Reisebeschreibung: „An demselben Tage kam eine Frau zu mir, mit welcher ich meine Mahlzeit getheilt hatte, und gab mir etwas Nardusamen, indem sie sagte, sie wollte mir gern mehr geben, aber sie hätte einen so schlimmen Arm, daß sie nicht viel arbeiten könnte. Sie zeigte mir ein Geschwür an ihrem Arm, und dabei kam mir der Gedanke, die Wunde mit warmem Wasser und einem Schwamme auszuwaschen. Während ich dies that, saß der ganze Stamm leise sich unterhaltend um uns herum. Der Mann meiner Patientin setzte sich neben sie; sie selbst weinte in einem fort. Nachdem ich den Schaden gereinigt hatte, betupfte ich ihn mit etwas salpetersaurem Silber. Da stieß das Weib ein gellendes Geschrei aus und lief mit dem Rufe: mokow! mokow! (Feuer! Feuer!) davon. Von der Zeit an aber brachte sie oder ihr Mann mir jeden Morgen eine kleine Quantität Nardu, und wenn der Stamm zum Fischen ging, machten sie mich darauf aufmerksam, so daß ich mich anschließen konnte. Auch unterstützten sie mich beim Bau meiner Hütte oder bei der Anfertigung eines Windschirmes, so oft wir die Lagerstelle wechselten. Ich schoß dann gewöhnlich eine Krähe oder einen Habicht und vergalt ihnen damit ihre Dienste. Alle vier oder fünf Tage kam der ganze Stamm zu mir und frug mich, ob ich den Fluß hinauf- oder hinabzugehen wünschte. Ich machte ihnen endlich verständlich, daß ich ihnen ebensogut stromaufwärts wie stromabwärts folgen würde, und seitdem schienen sie mich als einen der Ihrigen zu betrachten und versorgten mich regelmäßig mit Fischen oder Nardu."

Ganz anders werden die Bewohner derselben Gegend von Gason beschrieben: „Ich glaube nicht," sagt er, „daß es eine hinterlistigere Rasse giebt. Sie saugen den Verrath mit der Muttermilch ein und üben ihn bis zum Tode, ohne sich dabei eines Unrechts bewußt zu sein. Dankbarkeit ist ihnen eine unbekannte Tugend; wie freundlich und edel man sich auch gegen sie erweist, man kann sich nie ihrer Zuneigung für versichert halten. Und dies müssen nicht etwa bloß Fremde, nein, auch ihre Stammesgenossen erfahren. Wegen einer Kleinigkeit können diese Schwarzen ihrem besten Freunde das Leben nehmen. Daher herrscht auch unter ihnen immer Feindschaft und Mißtrauen, während der Haß gegen den weißen Mann nur durch Furcht in Schranken gehalten wird. In dem einen Augenblicke lachen sie ihrem Opfer noch freundlich ins Gesicht, im andern versetzen sie ihm ohne Gewissensbisse den Todesstreich. Nur Furcht kann sie zu Freundlichkeit zwingen. Wären die ersten Ansiedler nicht so energisch und fest aufgetreten, sie würden nie die Erlaubniß erhalten haben, Land zu bebauen. Der Stamm ist stark, und wenn er seine eigene Macht kennte, ein Fall, dessen Eintreten allerdings zu befürchten ist, so wäre es für die jetzigen weißen Ansiedler unmöglich ihn niederzuhalten, ja sie könnten auch nicht einen einzigen Tag ihre Besitzungen behaupten. Am Lügen scheinen diese Eingeborenen ein besonderes Vergnügen zu finden, besonders wenn sie denken, daß dem Zuhörer angenehm ist was sie sagen. Wenn man irgend eine Frage an sie richtet, muß man schon darauf gefaßt sein, belogen zu werden, als ob das ganz natürlich wäre. So belügen sie aber nicht bloß die Weißen, nein, sie hintergehen sich auch einander und scheinen darin gar nichts Schlechtes zu sehen. Was ich aber auch immer von ihrem hinterlistigen Wesen erzählt habe und wie paradox es auch klingen mag, drei große Tugenden besitzen diese Wilden doch, nämlich Gastfreundschaft, Ehrfurcht vor dem Alter und Liebe zu Kindern und Eltern."

Dr. Hans Meyer's Reisen im nördlichen Luzon. (Philippinen.)

(Auszüge aus seinem als Manuskript gedruckten Tagebuche.)

I.

Am Mittag des 16. August 1882 ging in Manila Dr. Hans Meyer in Begleitung seines dort engagirten Reisegefährten Herrn Au, eines jungen deutschen Apothekers, der bereits den Norden der Insel Luzon bereist hatte und perfekt spanisch spricht, an Bord des Küstenfahrers „Jorge Juan" und landete am Vormittage des 18. bei San Fernando, der aus 40 bis 50 Bambuhütten bestehenden Hauptstadt der Provinz La Union, um von dort ostwärts in den Distrikt Benguet vorzudringen. Zunächst fuhren sie längs der Küste südwärts bis Aringay und traten von da am 20. den überaus beschwerlichen Marsch über die bis 1250 m ansteigenden Berge nach La Trinidad an, gleichfalls einer Distriktshauptstadt (von Benguet), welche sich aus vier einzelnen Hüttengruppen (Rancherias) zusammensetzt. Ihr Gepäck wurde von 18 igorrotischen Trägern geschleppt — die Distrikte Benguet und das nördlich davon gelegene Lepanto sind nach Blumentritt's ethnographischer Karte ausschließlich von Igorroten bewohnt. Dann ging es hinüber über die Wasserscheide in das Thal des Rio Agno (mündet in die Bai von Lingayen) und nach

Ambuclao. Als einziges lebendes Wesen begegnete ihnen auf dem $8^1/_2$stündigen Marsche ein eingeborener Postbote, der von Ambuclao ein amtliches Schreiben nach La Trinidad beförderte; der Brief war in einen gespaltenen Bambustab eingeklemmt, und obschon er die Bemerkung „urgente“ (eilig) trug, nahm sich der nackte Briefträger doch Zeit, in Muße am Frühstück von Dr. Meyer's Trägern theilzunehmen und sie wegweisend eine weite Strecke zurückzugeleiten. In der Nähe von Igorrotenniederlassungen (Rancherias) fanden sie den Wald durch den Holzverbrauch und durch Niederbrennung für die Gewinnung von Feldboden (Brennwirthschaft) so stark gelichtet, daß in der Regenzeit vielfach Erdrutsche von ungeheueren Dimensionen entstehen. Sie und die ziemlich schnell eintretende Unfruchtbarkeit des gerodeten Bodens veranlassen dann gemeinsam mit dem damit Hand in Hand gehenden Mangel an Brenn- und Bauholz die Igorroten zum periodischen Wechsel ihrer Siedelungen. Sie passirten mehrere Stellen, wo noch Spuren von Hofumwallungen und Feldterrassen die ehemalige Existenz von Rancherien bekundeten, welche heute meilenweit entfernt, gewöhnlich aber unter dem alten Namen zu finden sind. Die Genauigkeit der Croquiskarten kann darum in dieser Hinsicht nie von langer Dauer sein. Anders ist es mit den größeren Dörfern. Sie wirthschaften geordneter und haben namentlich an Stelle der verwüstenden Brennwirthschaft eine an den Ort gebundene Wechselbestellung treten lassen.

Von Ambuclao aus stiegen die Reisenden das Thal des Rio Agno nach Norden hinauf; von da ab wird das Gebiet so selten von Europäern betreten, daß die wenigen in ihren Feldern arbeitenden Igorroten von Kaly und Magangan bei ihrem Erscheinen in voller Flucht davon liefen. Der 31. August brachte sie über die Rancheria Lutab nach Cabayan. Beide Orte haben ein von den bisher besuchten Rancherien wesentlich verschiedenes Aussehen. Die durchweg aus Fichtenbalken und -Brettern erbauten Hütten sind mit Wällen von übereinander gesetzten Steinen umfriedet, die in Terrassen aufsteigenden Reisfelder mit fast javanischer Sorgfalt angelegt, die Berieselung ist durch Gräben und ausgehöhlte Baumstämme gut geregelt, auf den abgeholzten Matten weiden neben den dickbäuchigen Carabaos schlanke, kleine Pferde und glatte, unserm europäischen Vieh gleiche Rinder; die Hütten sind im Innern wohnlicher, der Hausrath reicher und die Igorroten, Männer und Weiber, größer und muskulöser als weiter unten nach La Trinidad hin.

Da der erste Tag des September Regen brachte, so blieben die Reisenden in Cabayan, kauften ethnographische Gegenstände, photographirten, zeichneten und setzten sich Nachts heimlich in den Besitz einiger Igorroten-Schädel. Am 2. September reisten sie bei fortdauerndem Regen bis Bugias, welches im ganzen Distrikt einen Ruf wegen seiner Eisenschmiede hat. „Aber die Leute, die ihre Kunst als Geheimniß bewahren, sind bisher noch von keinem Reisenden zu bewegen gewesen, einen Einblick in ihr Schmiedehandwerk zu gestatten. Mir gelang es nach vielem Zureden und Versprechen. Sie führten uns nach einem Hügel abseits von der Rancheria, wo unter einem Schilfdach Schmiede bei der Arbeit waren. Nebeneinander in den Boden gerammt stehen zwei circa 1 m hohe ausgehöhlte Baumstämme, in die unten unmittelbar über dem Erdboden je ein Loch gebohrt ist, groß genug, daß zwei Bambusrohre hineingefügt werden können, die ihrerseits nach einem ebenfalls auf der Erde liegenden Thonrohr konvergiren und durch dieses das nöthige Gebläse dem Kohlenfeuer zuführen, das vor der anderen Oeffnung des Thonrohres brennt. Das Gebläse wird durch zwei Holzscheiben hervorgebracht, die, des dichteren Schlusses wegen mit Federn gefüttert, in die beiden Baumstämme eingelassen sind und an zwei Stäben als Handhaben von einem Igorroten abwechselnd auf und ab bewegt werden wie die Stempel zweier Dampfcylinder. Das Gußeisen, das sie weiter oben in den Bergen angeblich durch denselben Mechanismus aus dem dortigen Erz gewinnen, verwandeln sie hier durch nichts als auf einander folgendes Glühen, Schmieden und Kühlen in Schmiedeeisen, und dies verarbeiten sie durch Schmieden auf Quarzsteinblöcken mit Hämmern aus Basalt zu Waffen und Geräthen. Die Schmiede sind das erste mir bisher vorkommende Beispiel einer eigentlichen Handwerkerklasse unter den Igorroten.“

Zwei Tage später überschritten sie die Grenze des Distrikts Benguet und kletterten steil hinab zu der durch ihre igorrotischen Goldwäschereien bekannten Rancheria Suyuc, welche bereits zum Distrikte Lepanto gehört. Hier ist der Uebergang zu einem etwas anders gearteten Igorrotenstamm schon an der Bauart der Hütten bemerklich. „Ein sehr dicht geflochtener Zaun aus Schilfrohr umhegt die Hütte so dicht, daß man außer dem Giebel des tief zur Erde herabreichenden Daches von außen nichts von der Wohnstatt erblicken kann. Die Igorroten selbst sind schmächtiger und kleiner als die aus dem Benguetdistrikt, haben aber dieselbe Tracht und mit geringen Abweichungen dieselben Sitten wie jene; erst weiter im Innern von Lepanto sollen die Gebräuche mehr differiren. Neu war mir hier ein Grabmal, wie ich es in Benguet nirgends gesehen. Auf der Spitze des kahlen Berges von Suyuc steht eine aus unbehauenen Steinen aufgethürmte Pyramide, die im hohlen Innern die Leichen zweier Principes birgt. „Luddut“ nennen die Igorroten solche Grabmäler, und sie werden nur den Besten des Dorfes errichtet. Das dort oben hat einen besonders bevorzugten Stand; vor ihm öffnet sich das viele Meilen weite und lange Thal von Lepanto, links hebt der breite Monte Malayo seine zackigen Gipfel empor, rechts thront der mächtige, finstere Monte Datá, und zahlreiche Rancherien, darunter Mancayan und Cayan, blinken von den Höhen.“

In Mancayan, wo mächtige Kupferminen in unglaublich liederlicher Weise von einem Dutzend Igorroten und Chinesen bearbeitet werden, trafen sie am Abend des 5. September ein, verweilten dort zwei Tage und erreichten am 8. nach $8^1/_2$ stündigem sehr beschwerlichen Marsche Banaáo, eine interessante Ansiedelung. „Erstens einmal liegt es am Fuße des schützenden Monte Datá, abweichend von den bisher besuchten Rancherien, ganz im Grünen; Bananen, Gujavosträucher, Bambusbüsche (die hier auf der Höhe von 1195 m wieder erscheinen) und anderes Gestrüpp umlagert Hütte um Hütte; dann ist der Bezirk jedes Wohnplatzes außer durch einen Steinwall noch durch einen auf letztern gesetzten Zaun abgegrenzt, was so einem Hofe fast das Aussehen einer Schanze giebt, und endlich verstehen sich die hiesigen Igorroten vortrefflich auf Anfertigung von Baumwollgeweben, originellen Stein- und Zahnschmucken und theilweise auch auf Schnitzerei von Holzfiguren. Ihre Tracht unterscheidet sich nicht sehr von derjenigen der Benguetleute; die Männer schlagen sich die viereckige Decke um, die Weiber tragen das kurze, vorn halb offene Baumwolljäckchen mit kurzen Aermeln und um die Hüften den sarongartigen „Edéng“; auf dem Kopf haben beide Geschlechter entweder ein schmales Turbantuch oder den ilocanischen Sonnenhut, um den Hals, im Ohrläppchen und um Fuß- und Handgelenke Ketten aus Messing, Steinen, Flechtwerk und Messingringe und die Weiber im Haar Ketten aus Perlen, Pflanzensamen, Holzstückchen, Kupfer-

ringen u. dergl. Die Tätowirung zeigt dagegen ganz neue Formen. Zwar sind es vorwiegend auch hier Kombinationen von geraden und krummen Linien, aber die Muster erstrecken sich oft über den ganzen Körper und haben insbesondere regelmäßig auf der Brust und dem Rücken eine Gestaltung, die ganz nach einem gestreiften Matrosenhemd oder, wenn man will, nach einem Schuppenpanzer aussieht. Mir fiel es auf, daß ich nur bei älteren Männern (die Weiber tätowiren nie mehr als die Arme) solche vollständige Tätowirung vorfand. In den „pacificirten" Rancherien scheint die jüngere Generation der alten Sitte untreu werden zu wollen. Wenigstens begnügt sich in Banaáo die Mehrzahl der jungen Männer mit ein wenig Armtätowirung, einem spiral- oder kreisförmigen Sonnenbild auf dem Handrücken und einer Reihe paralleler Ringe um die Wade, welch letztere dann täuschend wie mit einem Tiroler Kniestrumpf bekleidet aussieht. Als Waffen sind hölzerne längliche Schilde und kurze Lanzen mit Eisen- oder Bambusspitzen im Gebrauch; ein einschneidiger Bolo oder zweischneidiges Waldmesser von 1 bis $1^1/_2$ Fuß Länge trägt Jedermann in der Schambinde über der Hüfte. Bogen und Pfeile fand ich weder in Benguet noch hier."

Die ganz nahe gelegene Rancheria Cagubátan, wo Dr. Meyer vom 11. bis 13. September verweilte, ist interessant wegen eines Baches, der von den Bewohnern besonders in Ehren gehalten wird, weil er eine große Menge heiliger Aale enthält, die den dortigen Igorroten als Verkörperung ihrer Anitos (Ahnen) gelten. Wie dieser sonderbare Glaube entstanden ist, weiß Dr. Meyer nicht. Die Igorroten selbst haben darüber keine klare Vorstellung; jedenfalls aber bleibt dieser Zug eines Glaubens an eine Art Seelenwanderung um so merkwürdiger, als er vereinzelt ist.

Die Besteigung des Monte Datá. „Der Monte Datá, der höchste Gebirgsstock der Provinz Lepanto, jener mächtige Wall, der gen Osten die Provinz nach den unabhängigen Gebieten Sapao, Sagut und Quinga abgrenzt, ist bis jetzt noch von keinem Europäer erstiegen worden. Sorgfältige Erkundigungen belehrten mich, daß die Besteigung an zwei Punkten wohl möglich sei, daß dort sogar Igorrotenpfade existirten, deren einer zu der auf dem Hochplateau liegenden Rancheria Luput führe, während der andere von Igorroten Suyucs und Lipatans betreten werde, welche, in gerader Linie über das Gebirge herüberkommend, die Thäler von Miligan Lessep besuchen. Auch sprach man von einem See, der sich auf der Höhe befinde, was mir wegen der scharf abgestumpften Form des Berges, die ihm von Westen aus fast das Aussehen des kapländischen Tafelberges giebt (obschon ich letztern nur aus Abbildungen kenne), und wegen der zahlreichen großen Wasserfälle, die unmittelbar über den obersten Rand des Berges herabstürzen, nicht unwahrscheinlich war. Einige munkelten, daß der See dort oben mit demjenigen am Fuße des Berges bei Cagubátan in unterirdischer Verbindung stehe und zwar in sofern, als behauene Balken, die oben hineingeworfen worden, unten wieder zum Vorschein gekommen seien, und andere Abenteuerlichkeiten mehr; kurzum, mir schien die Besteigung der Mühe werth; ich schickte meinen Muchacho Fernando mit dem zu solcher Exkursion nicht absolut nothwendigen Gepäck nach Cayan voraus, wohin wir in einigen Tagen nachkommen wollten, und machte mich in Begleitung von Herrn Au mit einigen Igorroten auf den Weg.

Der Berg steigt in drei Stufen empor; auf jeder liegt eine Rancheria, auf der obersten, dem Hochplateau, der kleine Rancho Luput. Dieser war unser Ziel. Die Abhänge, an denen der Pfad emporklettert, sind so steil, daß die beständigen Abrutsche, wenigstens am untern Theil des Berges, keine Vegetation außer Cogongras aufkommen lassen. Von Cagubátan aus erreichten wir in $1^1/_2$ Stunden Pandáyan auf dem ersten Absatz des Aufbaues, von dort in $3^1/_2$ Stunden Gadanaánan auf der zweiten Stufe und von Gadanaánan aus Luput hart am Rande der Hochebene in weiteren 3 Stunden. Schon unterhalb Gadanaánan (1535 m) waren wir in die Region der Nebel getreten, die uns alltäglich in Mancayan, Banaáo und Cagubátan den Ausblick auf die obere Hälfte des Berges verhüllt hatten. Sie verließen uns nicht, bis wir auf der Höhe waren, und verhinderten jede genauere Beobachtung. Oberhalb Gadanaánan tritt mit einem Mal Laubholz ziemlich dicht auf, nur der letzte Abhang ist von den Igorroten Luputs durch Niederbrennen abgeholzt und mit Camote bestellt, wo die Ranken dieser süßen Kartoffel nur Halt finden können. Der feine Sprühregen hatte uns bis auf die Haut durchnäßt und ließ uns frösteln wie an einem ungemüthlichen deutschen Spätherbstabend, als wir auf einer obern Lichtung der Dschangeln ein paar mit Wildschweinzäunen umhegte Igorrotenhütten vor uns sahen; es war Luput. Meine eingeborenen Begleiter verschafften uns unbehelligten Zugang und in Kurzem saßen wir in der Hütte eines Princeps am knisternden Feuer; Männer, Weiber, Kinder, Hunde und Schweine krochen und lagen um uns herum und begafften, betasteten und belachten die „Castilas", die dem größten Theil dieser vereinsamten Bergbewohner etwas ganz Neues waren.

Die Körper- und Gesichtsbildung der Igorroten des Monte Datá gleicht derjenigen der übrigen Lepantoleute. Trotz des sehr viel kältern Klimas kleiden sie sich nicht wärmer als die von Cagubátan. Der Mann hat seinen selbstgewebten Guábau (Mantel), das Weib seinen Edéng (Saya) und Benad (Jacke) aus Baumwolle, und die Kinder laufen ganz nackt. Ihre Hütten gleichen mit den tiefen Dächern ebenfalls denen von Cagubátan, Geräthe und Waffen desgleichen, auch sprechen sie den nämlichen Dialekt wie die Igorroten von Suyuc, Lipatan, Mancayan, Banaáo &c.; nur haben sie die eine Eigenthümlichkeit, daß sie ihre Todten ausschließlich unter ihren Hütten begraben und zwar in rohen Särgen aus Eichenholz, worin der mit einem langen Todtenhemd bekleidete Leichnam liegt. Konnte ich auch keinen dieser Särge erhalten, so erstand ich doch eins der Todtenhemden, ein Kauf, dessen Zweckmäßigkeit den biederen Leutchen gar nicht recht einleuchten wollte.

Als die Sonne (am nächsten Morgen, 15. September) die Luft etwas erwärmt hatte, begannen wir unsere eigentliche Entdeckungsreise: Aufsuchung des Hochsees und der höchsten Spitze des Gebirgsstocks. Neun Igorroten führten den Zug an, mit Bolos und Waldmessern bewaffnet, um den Weg zu bahnen. Schritt für Schritt wurde der Pfad in verwachsene Dschangeln gehauen. Der Boden steigt kaum merklich an. Wir hielten uns genau östlich und erreichten nach nahezu zweistündigem Fortkriechen einen Bach, in dessen seichtem Bett es nun unter dem schattigen Laubdach schnell vorwärts ging. Eine Stunde später lichtete sich der Busch, der Boden wurde sumpfig, und wir traten an den offenen See heraus: ein kleines, $1^1/_2$ bis 2 Stunden im Umkreis messendes Wasserbecken, an den Rändern hohes Schilf, hier und da ein rother Dangastrauch, wie er in den Reisfeldern so häufig ist, sonst keine Vegetation noch Gethier im oder auf dem Wasser. Er liegt an der östlichen Abflachung der höchsten Erhebung des Bergzuges, die von hier aus als solche erkannt werden konnte. Das Wasser sammelt sich aus den Abläufen von dort und fließt nach

Angabe der Igorroten in sechs Bächen ab. Ich konnte außer dem, wo wir standen, nur noch einen zweiten gegenüber erkennen. Eine unterirdische Verbindung mit dem Teich bei Banaáo scheint mir sehr unwahrscheinlich, weil das Wasserbecken hier oben viel größer ist als das am Fuße des Berges liegende und somit das Gesetz der kommunicirenden Röhren auf den Kopf gestellt sein würde; auch wußten meine Begleiter aus Luput nichts davon.

Am Himmel zog ein schweres Gewitter herauf. Die Igorroten drängten zum Weitermarsch in der Richtung nach Lessep hin und behaupteten auf meinen Einwand, den höchsten Punkt des Berges unmöglich im Regen finden zu können. Dieser Hinderungsgrund leuchtete mir aber so wenig ein, daß ich böse Miene machte, mit Schießen drohte und endlich doch erreichte, daß sich die Horde wieder zum Wegbahnen anschickte. Auf einer kleinen Lichtung ließ ich Halt machen, versprach den Leuten doppelte Belohnung, wenn sie die Nacht mit mir hier zubringen wollten, damit am nächsten Morgen der Marsch fortgesetzt werden könnte, und sah sie nach kurzer Berathung unter sich Baumäste herbeischleppen und eine Schutzhütte für die Nacht bauen. Ich ließ daher auch mein Zelt aufschlagen, und als das Gewitter mit Gewalt losbrach, waren wir alle unter Dach und Fach. Die Abkühlung am Abend nach dem Regen war sehr empfindlich. Ich versöhnte meine igorrotischen Begleiter durch eine Flasche Schnaps und wärmte mich dafür an ihrem Lagerfeuer. Im Zelt war es leider um so kälter.

Bei + 5° R. erwachten wir am 16./9., vor Frost zitternd. Die nur mit ihren Mänteln bedeckten Igorroten hatten die Nacht ums Feuer hockend zugebracht, waren aber trotz Frost und Hunger guter Dinge. Ein heißer Kaffee erwärmte uns alle, Herr Au nahm eine Photographie des malerischen Lagerbildes auf, und das Pfadhauen von gestern wurde fortgesetzt. Nach zwei Stunden kreuzten wir den Pfad, der von Suyuc herüber nach Lessep führt, und um 9 Uhr waren wir am Ziel. Der ganze Berg läßt sich vom Gipfel nicht überblicken, wegen der hohen Baumbestände ist der Ausblick nach Ost und Nord verdeckt; dafür aber ist das Panorama im Süden und Westen, wohin der Berg schroff abfällt, desto herrlicher. Vor uns in der Tiefe die grünen Thäler des Rio Cagubátan und Rio Namatek, rechts der zugespitzte, dunkele Monte Canitan, links die Höhen von Cayan und noch weiter im Westen die bekannten Zacken des Monte Malaya und der Cordillera del Tila. Die Barometermessung ergab 2245 m über der Chinesischen See. Wir hingen eine leere Flasche mit unseren Namenskarten und einem „Vivat Alemania“ an eine der wenigen Pinien, die den Gipfel krönen; dann kehrten wir auf den Pfad von Suyuc zurück und stiegen vorbei an einigen rauschenden Wasserfällen, deren Abstammungsgeheimniß wir gelöst hatten, hinunter ins Thal des Rio Cagubátan. In Miligan verabschiedeten wir unsere Genossen von Luput, und vor Sonnenuntergang trafen wir über Lessep in Ginsadan ein.

Weit im Nordwest schimmerten Cayans Holzhütten von der Berglehne, als wir am 17./9. Ginsadan verließen. Ein paar saftige Carabaorippen, gute Batatas (Kartoffeln) und saure Apfelsinen kräftigten uns zu dem sonnenwarmen Marsch, und in flottem Tempo wanderten wir über die abgeholzten Bergrücken auf ziemlich gutem, 2 bis 3 Klafter breitem Reitweg, der bereits die Nähe der Provinzkapitale verrieth, Cayan zu. Die Rancherien Bauco und Tadian fesselten uns nur so lange, bis Herr Au eine Typenaufnahme gemacht hatte; vor Eintritt der stärksten Mittagshitze betraten wir die Casa real in Cayan, wo uns der Gouverneur als seine Gäste willkommen hieß. Mein Gepäck war von Cagubátan aus wohl angekommen, man konnte sich wieder einmal baden, wieder wie ein anständiger Mensch mit Messer, Gabel und Löffel essen, hatte etwas anderes zu beißen als Huhn, Reis und Camote, ja es gab sogar Brot in Cayan, auf dem Tisch lagen neue Zeitungen aus Manila, und für die Nacht stand ein richtiges sauberes Bett bereit; was konnte sich gerade ein hungriger, abgerissener Wanderer mehr wünschen?“

Nekrologe.

— Konstantin von Kaufmann, russischer General und seit 1867 Generalgouverneur von Turkestan, geboren 1818 in Maidani bei Iwangorod, gestorben im Mai 1882. Ihm, dem Sprößling einer holsteinischen Familie, verdankt Rußland die Eroberung Samarkands (20. Juni 1868) und Chiwas (11. Juni 1873), Chokands und die Organisation der Provinz Turkestan, die gelehrte Welt die Veranlassung von zahlreichen wissenschaftlichen Reisen in den özbegischen Chanaten, Afghanistan, dem Tiën-schan, Russisch- wie Ost-Turkestan und dem noch immer des Unbekannten viel bergenden Pamir-Hochlande.

— Siegfried Langer, Orientalist und Reisender in Arabien, geboren 1. September 1857 zu Schönwald bei Mährisch-Aussee, ermordet im Juni 1882 im südlichen Arabien. Mit großem Fleiße und vieler Umsicht bildete er sich durch das Studium der arabischen Sprache und der arabischen Epigraphik zum Reisenden heran. Durch Vermittelung der Wiener Geographischen Gesellschaft mit hinlänglichen Geldmitteln versehen, verließ er am 22. Juni 1881 Wien und hielt sich zunächst etwa ein halbes Jahr lang im Ostjordanlande auf, wo er Sprache und Sitten der Beduinen studirte. Im December 1881 verließ er Jaffa, landete 21. Februar 1882 in Hodaida und begab sich von dort auf einem neuen noch nicht betretenen Wege nach Sana, dessen Gouverneur ihn jedoch an der Weiterreise hinderte und nach der Küste zurückschaffen ließ. Er fuhr nach Aden und trat von dort am 20. Mai die als gefährlich bekannte Reise nach der Landschaft Jafa an, auf welcher er am Wadi Bona von Räubern erschlagen wurde. Seine Bücher und Papiere wurden vernichtet. 18 auf der Reise nach Sana gesammelte Inschriften, welche er von Aden aus heimsandte, sollen von großer sprachlicher und geographischer Bedeutung sein.

— Broch, norwegischer Oberst und ausgezeichneter Kartograph, Kommandant der Festung Fredrikstén, starb am 1. Juli 1882 zu Kristiania.

— John Petherick, einer der Pioniere unter den Reisenden im Gebiete des Weißen Nil, starb 15. Juli 1882 in London. Ursprünglich Bergmann, später Kaufmann, bereiste er 1845 die Sinaihalbinsel, 1847 Kordofan, wo er Gummihandel trieb; dann seit 1853 den Bahr el-Ghazal, 1857 den Sobat und erreichte 1858 durch das Land der Dschur das der Niam-niam. Diese Reisen beschrieb er in „Egypt, the Soudan, and Central Africa“ (1861). Als er im November 1860 in England war und nach dem obern Nil zurückzukehren im Begriffe stand, wurde er zum britischen Konsul für

den Sudan ernannt und übernahm den Auftrag der Königlichen Geographischen Gesellschaft, den von Süden kommenden Reisenden Speke und Grant bis Gondokoro Boote, Vorräthe und Leute entgegen zu bringen. Jene erreichten aber diesen Punkt erst ein volles Jahr später, als man erwartet hatte, jedoch fünf Tage früher, als Petherick, welcher in Gesellschaft seiner heldenmüthigen Frau einen weiten Umweg westlich vom Weißen Nil gemacht und mit endlosen Hindernissen und Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt hatte. Die von Petherick versprochenen Boote und Vorräthe waren zwar zur Stelle, aber Speke zog es vor, von Sir Samuel Baker, welcher inzwischen gleichfalls in Gondokoro eingetroffen war, Hilfe anzunehmen. Das wurde Petherick verhängnißvoll: bald nach Speke's Ankunft in England verlor er das Konsulat und gerieth in Streitigkeiten mit ägyptischen Beamten, worunter seine Handelsunternehmungen schwer litten. Schließlich erhielt er von der ägyptischen Regierung einige Entschädigung und verlebte seine letzten Jahre in Zurückgezogenheit im westlichen England.

— Edward Henry Palmer, englischer Orientalist und Reisender, geboren 7. August 1840 in Cambridge, von Beduinen im Wadi Sudr ermordet am 10. August 1882 (vergl. „Globus" XLII, S. 335, wo sein Ende ausführlicher erzählt ist). Er begann sehr früh mit dem Erlernen der orientalischen Sprachen, ging aber dann nach London und widmete sich dem Kaufmannsstande, bis er 1863 nach Cambridge zu seinen sprachlichen Studien zurückkehrte und über Persisch und Arabisch die klassischen Sprachen Griechisch und Lateinisch fast ganz vernachlässigte. 1867 graduirte er und begleitete zwei Jahre später den damaligen Kapitän Wilson auf der Sinai Survey Expedition, um die Traditionen, Dialekte und Alterthümer der Sinaihalbinsel zu erforschen. 1870 bereiste er in Gesellschaft von C. F. Tyrwhitt Drake im Auftrage des Palestine Exploration Fund das Land im Süden Palästinas und die Wüste Tih und berichtete darüber 1871 in dem „Quarterly Statement" jener Gesellschaft und in dem populären Buche „The Desert of the Exodus". Im selben Jahre wurde er Professor des Arabischen in Cambridge. Palmer war ein ausgezeichneter Sprachenkenner; zu den Sprachen, die er mehr oder weniger beherrschte, gehörte Arabisch, Persisch, Hindustani, Urdu, Türkisch, Französisch, Deutsch, Italienisch, Schwedisch, Dänisch, Norwegisch, Isländisch, Zigeunerisch und etwas Russisch und Polnisch. Ebenso vielseitig war seine literarische Thätigkeit, welche in das kurze Jahrzehnt seit 1871 fällt; er lieferte eine Revision der persischen Uebersetzung des Neuen Testamentes, eine arabische Grammatik, ein arabisches Handbuch, ein persisches Lexikon, einen Bericht über die Beduinen des Sinai, eine Uebersetzung von Moore's „Paradies und Peri" in das Arabische, eine Ausgabe nebst Uebersetzung des arabischen Dichters Boha ed Din Zohair, eine Uebersetzung des Koran, eine Geschichte Jerusalems, ein Leben des Kaliphen Harun al-Raschid, den „Song of the Reed" nach arabischen und persischen Quellen, einen Band Gedichte in Zigeunerisch und eine Uebersetzung des schwedischen Dichters Runeberg.

— Gill, englischer Kapitän, der Reise- und Todesgefährte von Prof. Palmer, geboren 1843 in Bangalore in Indien. Er trat 1864 bei den Ingenieuren ein, diente längere Zeit in Indien, kehrte 1872 nach Europa zurück und konnte nun, durch einen Glücksszufall in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gelangt, seinem Verlangen nach Entdeckungsreisen nachgeben. Mit Oberst Baker ging er nach Persien, hauptsächlich um das Thal des Atrek zu erforschen, was den beiden Officieren wenigstens für den Oberlauf des Flusses gelang. Diese seitdem von Engländern mehrfach durchwanderten Theile Chorassans schilderte dann Baker in seinem Buche „Clouds in the East". Ungleich bedeutender aber war Gill's Reise durch China, wo er im September 1876 eintraf. Nach einigen Ausflügen im Nordosten von Peking fuhr er den Jang-tze hinauf, ging zu Lande nach Tsching-tu-fu und, als er von dort weder nordwärts nach Kaschgar, noch westwärts nach Tibet vordringen konnte, reiste er von Batang südlich nach Talifu und weiter nach Birma. Der Bericht über diese Reise ist in seinem „River of Golden Sand" enthalten, einem Buche reich an geographischem, ethnographischem und linguistischem Materiale; seine Routenaufnahme umfaßte 42 Blätter. Nach seiner Rückkehr trat er in das Intelligence Department des „War Office", von welchem er einmal nach Konstantinopel, das andere Mal nach Afghanistan, zuletzt nach Tripoli geschickt wurde. Kaum von dort zurückgekehrt, mußte er sich nach dem Rothen Meere begeben und fand dann am 10. August auf der Sinaihalbinsel in der bekannten Weise seinen schmählichen Tod.

— Sir Woodbine Parish, englischer Diplomat, geboren 1796, gestorben 16. August 1882 in St. Leonard's-on-Sea. Er war 1825 bis 1832 britischer Geschäftsträger in Buenos Aires und brachte von dort fossile Reste des Megatherium, Glyptodon 2c. nach Europa. Sein Buch „Buenos Ayres and the Provinces of the Rio de la Plata" (1839 und 1852) ist bis heute eine Hauptquelle über jene Gebiete. Der Londoner Geographischen Gesellschaft gehörte er seit 1833 an, bis 1853 als Vicepräsident oder Mitglied des Council; Band 3 bis 6 ihres „Journal" enthält mehrere Beiträge von ihm über Südamerika.

— Graf Fedor Petrowitsch Lütke, russischer Admiral und Weltumsegler, geboren 29. September 1797 in den Ostseeprovinzen, gestorben 20. August 1882 in St. Petersburg. Mit 16 Jahren trat er als Volontär in die Flotte, welche das von den Franzosen besetzte Danzig belagerte, und wurde für seine Tapferkeit zum Midshipman befördert. 1817 bis 1818 unternahm er seine erste Reise um die Welt unter dem Kommando des Admirals Golownin, welche Reise großen Einfluß auf seine weitere Laufbahn ausübte. Im Jahre 1821 erhielt er den Auftrag, an den Ufern von Kamtschatka eine Expedition zu unternehmen. Hierauf begab er sich nach Nowaja Zemlja. Diese Expedition, unter dem Oberbefehl F. P. Lütke's, dauerte bis 1825 und ergab glänzende Resultate. Leider gelang der viermalige Versuch des tapfern Seemannes, Nowaja Zemlja zu umschiffen, nicht, was ihn später bewog, an die Unschiffbarkeit des Karischen Meeres zu glauben. Die 1828 erschienene Beschreibung dieser „Viermaligen Reise ins nördliche Eismeer" gab Erman deutsch heraus (Berlin 1835). Im Jahre 1826 übertrug die Regierung seiner Führung die vierte Reise um die Welt, welche auf dem Fahrzeuge „Senjawin" unternommen wurde. Die Expedition erforschte die Ufer des asiatischen und amerikanischen Rußlands und entdeckte vier Inseln im Großen Ocean. Am 16. September 1828 traf er wieder in Kronstadt ein und veröffentlichte die Resultate seiner Fahrt in der vierbändigen „Voyage autour du monde" (Paris 1835 ff.). 1832 wurde er zum Flügeladjutanten und zum Erzieher und später Kurator des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch ernannt, 1855 zum Admiral befördert und in den Reichsrath versetzt. Bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums wurde ihm der Grafen-Titel verliehen. Viele Jahre hindurch stand er als Vice-Präsident der Geographischen Gesellschaft vor, deren Mitbegründer er war und deren Präsident sein früherer Zögling, der Großfürst Konstantin Nikolajewitsch ist. Vor wenigen Jahren trat er von diesem Posten zurück, um jüngeren Kräften Platz zu machen, doch bewahrte er der Gesellschaft seine vollste Sympathie und verfolgte ihre Wirksamkeit mit dem regsten Interesse. Im Jahre 1869 wurde er zum Posten des Präsidenten der Akademie der Wissenschaften berufen. Es war gerade zur Zeit des stärksten Aufflammens der nationalen Leidenschaften; Lütke fiel die schwierige und peinliche Aufgabe zu, inmitten des Kampfes erhitzter Parteien die wissenschaftlichen Interessen der Akademie wahrzunehmen. Eine Last von Feindschaft und Unpopularität fiel damals auf ihn. Seine Gesundheit zwang ihn vor einigen Monaten um Enthebung von dieser Stellung zu bitten.

— Bischof Steere, starb 54 Jahre alt am Schlagfluß am

27. August 1881 in Zanzibar, wo er Leiter der Universities Mission war. Er war einer der thätigsten Gegner der Sklaverei, der erste, welcher den Plan faßte, für befreite Sklaven in ihrem eigenen Gebiete Zufluchtsstätten zu errichten, und denselben längs der nach dem Njassa-See führenden Straße ins Werk setzte. Als gewandter Linguist übersetzte er den größten Theil der Bibel, Erbauungsschriften, Erzählungen u. s. w. in das Swaheli und Jao; seine kühne Reise nach dem Ostufer des Njassa-Sees, welche zum großen Theil durch unerforschtes Gebiet führte, beschrieb er in „A Walk to the Nyassa Country, 1876". Eine praktische Folge derselben war die Errichtung der Missionsstation zu Masasi (unweit nördlich des Rovuma in 38° 36′ ö. L. Gr.), von wo durch Rev. Chauncey Maples und andere bereits mehrere interessante Forschungsreisen unternommen worden sind.

— Fr. Kreutzwald, Dr. med., Sammler esthnischer Lieder und Gesänge, geboren 1804, gestorben August 1882 in Dorpat. Schon als Student sammelte er Gesänge und Geschichten des esthnischen Landvolkes und veröffentlichte seit den vierziger Jahren eine Reihe bemerkenswerther Arbeiten über esthnische Antiquitäten, Mythologie, Ueberlieferungen u. s. w. (Kreutzwald und Neuß, Lieder der Esthen, Petersburg 1854; Esthnische Märchen, deutsch von F. Löwe, Halle 1869). Sein Hauptverdienst erwarb er sich um die Redaktion und Erklärung des großen esthnischen Epos „Kalewi Poëg", das in die hervorragendsten Sprachen Europas übersetzt wurde. 1877 mußte Kreutzwald seine Praxis in Werro aufgeben und starb in Dürftigkeit.

— Otto Delitsch, Professor der Geographie in Leipzig, geboren 5. März 1821 zu Bernsdorf bei Hohenstein, gestorben 15. September 1882 in Leipzig. Von Hause aus Theologe, lehrte er seit 1850 an der Leipziger Realschule, docirte 1866 auch an der Universität, zuerst privatim, dann seit 1874 als Extraordinarius. Von 1869 bis 1878 redigirte er die von ihm begründete geographische Zeitschrift „Aus allen Welttheilen". Mit großem Eifer förderte er namentlich den geographischen Unterricht und die Kunde Deutschlands durch Herausgabe von Karten und Schriften, unter denen seine Wandkarten mit Höhenschichten, namentlich die des Königreichs Sachsen, seine Bearbeitung von Stein's „Geographie für Schule und Haus", von Westindien und den Südpolarländern in Stein und Hörschelmann's Handbuch (7. Auflage) und die Schrift „Deutschlands Oberflächenform" (Breslau 1880) zu nennen sind. Seine Kenntniß der deutschen Landschaften soll eine ganz außerordentliche gewesen sein, und ebenso wird sein thätiges Interesse von der Leipziger Gesellschaft für Erdkunde schmerzlich vermißt.

— Wyatt Rawson, englischer Marineofficier und Nordpolfahrer, geboren 27. August 1853, gestorben 21. September 1882 im Hafen von Malta. 1866 trat er in die Flotte, zeichnete sich 1874 im Aschanti-Feldzuge aus und wurde auf seinen Wunsch im April 1875 zum dritten Lieutenant auf dem Nordpolarschiffe „Discovery" ernannt. Während dieses Schiff in der Lady-Franklin-Bai überwinterte, ging er auf den, nördlicher vordringenden „Alert" über, um später dessen Winterquartiere der „Discovery" zu melden. Indessen scheiterte sein erster Versuch zu Anfang Oktober 1875, die „Discovery" zu erreichen, ebenso der zweite zu Anfang März 1876; erst am 24. März glückte es ihm und Lieutenant Egerton. In der Folgezeit unternahm er eine Reihe von Schlittenreisen, auf welchen er sich durch kaltes Blut, gesundes Urtheil und Energie auszeichnete. Kap Rawson und Mount Wyatt verewigen in jenen unwirthlichen Regionen sein Andenken. 1877 bis 1880 diente er im Mittelmeer, dann im Stillen Ocean und wurde 1882 dem General Sir Garnet Wolseley als Adjutant beigegeben. Als solcher führte er am frühen Morgen des 13. September die Hochland-Brigade zu dem, am Tage vorher bestimmten Angriffspunkte auf die Wälle von Tell-el-Kebir, wo ihn die Kugel traf, welche ihm acht Tage später den Tod brachte.

Kürzere Mittheilungen.

Mc Minn's Reise im Northern Territory.

Von Henry Greffrath.

Wir haben bereits oben S. 48 in Kürze auf eine Reise hingewiesen, welche der in Port Darwin an der Nordküste von Australien stationirte Obergeometer Mc Minn im Auftrage der südaustralischen Regierung im September 1882 unternehmen sollte. Es handelte sich dabei um Feststellung des Laufes und der Mündung des Mary-Flusses, von welchem man bis dahin nicht viel mehr wußte, als daß er in 13° 10′ südl. Br. und 131° östl. L. Gr. existirte, so wie um die Erforschung der wenig bekannten großen Ebenen am Adelaide. R. Mc Minn kehrte im December 1882 nach Port Darwin zurück und sandte einen Bericht ein, aus welchem wir das Wesentlichste mittheilen wollen.

Ueber die Mündung des Mary, beginnt Mc Minn, hatte man bis jetzt nur Vermuthungen. Einige ließen ihn in einem der Alligator-Flüsse, deren es drei giebt, den East, South und West-Alligator, Andere wieder in den Adelaide R. münden. Diese Annahmen haben sich als unrichtig erwiesen, denn der Mary hat keine Verbindung mit irgend einem anderen Flusse, wie wir sehen werden. An der Stelle, wo ich annahm, daß der Mary wohl schiffbar sei, ist er 20 Yards (18,28 m) breit und 15 Fuß (4,57 m) vom Ufer ab 20 Fuß (6,09 m) tief. Nirgends bemerkte ich sogenannte snags (an Flußufern angewachsene und umgeworfene, die Fahrt hemmende Baumstämme) und ebenso wenig Stromschnellen. Die sehr steilen Ufer waren mit Bambu besetzt. Nachdem wir den Mary eine Zeit lang in nördlicher Richtung verfolgt hatten, stießen wir auf Sümpfe, wo uns dieselben Schwierigkeiten entgegen traten, welche wir auf der Westseite erfahren hatten. Nach einigen Tagen weiteren Vordringens erreichten wir eine Anhöhe und von dieser aus erkannte ich, daß wir uns an der Seite eines sumpfigen Terrains von enormem Umfange befanden, in welchem kein Zeichen eines Flusses sichtbar war. Zur Regenzeit muß sich hier ein mächtiger Binnensee bilden. Die Möglichkeit war nicht ausgeschlossen, daß sich weiter westwärts ein Fluß wieder finden werde, und wir wollten daher den Sumpf überschreiten. Alle Versuche dieser Art mißlangen indeß vollständig. Trotz den Wassermengen, welche wir vor Augen hatten, hielt es bei dem morastigen Boden doch mitunter schwer, das nöthige Wasser für uns und die Pferde zu erlangen. Aus den vielen verlassenen Lagerplätzen mußten wir schließen, daß sich in dortiger Gegend zu gewissen Zeiten im Jahre zahlreiche Eingeborene aufhalten. Die häufig vorgefundenen Fischreusen waren mit großem Scharfsinn angefertigt, und an einem Creek entdeckten wir sogar eine Art Trambahn, die offenbar von Eingeborenen herrührte, aber deren Zweck mir räthselhaft blieb. Acht Fuß (2,44 m) lange Schwellen von verschiedener Stärke waren auf der Länge einer halben englischen Meile (0,80 km) wenige Fuß von einander parallel gelegt.

Nachdem wir mehrere Tage vor- und rückwärts gezogen waren, gelangten wir endlich östlich bis an den Wildman R., von welchem man bisher ebenfalls sehr wenig wußte. An der Stelle, wo wir auf ihn stießen, war er reichlich 150 Yards (137,16 m) breit, und sein Wasserstand differirte bei Ebbe und Fluth um etwa 16 Fuß (4,87 m). Die Ufer sind theils frei, theils mit Mangroves (Avicennia) bestanden, und das vom Flusse abliegende Land ist einige englische Meilen weit offen und überhaupt mit den weiten Ebenen am Adelaide R. vergleichbar. Ich glaube nicht, daß der Wildman einen langen Lauf hat, da er dem West-Alligator zu nahe ist und auch aus dieser Richtung herzukommen scheint.

Wegen der zahllosen Moskitos waren wir herzlich froh, das sumpfige Terrain zu verlassen. Die Moskitos sind dort wahrhaft schrecklich, und nach Sonnenuntergang mußten wir uns sofort in Schleier hüllen, um uns wenigstens einigermaßen gegen die Marter zu schützen.

Ich hatte auch ein Interesse daran, den Baum ausfindig zu machen, welchen der große Reisende John Mc Donall Stuart auf seiner berühmten Reise durch den australischen Kontinent, an der Nordküste signirt hatte. Ich vermuthete denselben am Point Stuart, in 12° 13′ südl. Br. und 131° 50′ östl. L. Gr. zwischen Chambers und Finke Bays, und richtete nun meine Reise dahin. Aber zu meinem Leidwesen fand ich, daß das Meer gerade an der betreffenden Stelle in neuester Zeit einen beträchtlichen Theil der Küste losgerissen und weggespült hatte. Wo zuvor eine Reihe von Bäumen gestanden hatte, war die Küste jetzt offen und frei, und bei niedriger Ebbe konnte man noch auf einer beträchtlichen Strecke nach der See zu die Baumreste deutlich erkennen. Indem ich indeß die an Point Stuart vorgefundene Oertlichkeit mit der Beschreibung in Stuart's Journal verglich — und Stuart ist bekanntlich in seinen Schilderungen immer außerordentlich treu gewesen — erkannte ich wenig Uebereinstimmung. Dies brachte mich auf den Gedanken, daß Point Stuart doch wohl nicht der richtige Ort sei. Ich sprach über diese Angelegenheit mit einem alten Eingeborenen, welcher aussagte, daß er die Flagge gesehen, welche Stuart einst auf einem Baume aufrichtete. Er erzählte dann weiter: „Wir hielten dieselbe anfänglich für ein Anzeichen, daß sich dort ein anderer Schwarzer aus einem noch viel heißeren Klima niedergelassen und scheuten uns, den Ort zu betreten. Erst nach und nach faßten wir Muth und überzeugten uns, daß es ein bloßer Baum war.“ Der Eingeborene behauptete übrigens, daß der Baum sich in der Nähe von Cape Hotham (12° 3′ südl. Br. und 131° 21′ östl. L. Gr.) befinde.

Unsere Reise ging nun westwärts nach dem Adelaide R. Da in kurzer Entfernung von der Küste Sümpfe liegen, so mußten wir der Küste folgen und hatten hier und da Salzwasser-Creeks sehr trügerischer Art zu passiren. Der Grund zeigt eine harte Oberfläche; versucht man aber hinüberzureiten, so sinkt das Pferd plötzlich bis an den Bauch und darüber in den weichen blauen Schlamm. Wir waren daher gezwungen, uns — was namentlich an einem Salzwasser-Flusse der Fall war — förmliche Uebergänge zu bauen, wobei uns die Eingeborenen große Hilfe leisteten. Wir waren erst wenige Meilen nach Westen zu gereist, als mir klar ward, daß in der Regenzeit, also vom December bis Ende März, eine große Masse Wasser über diese Ebenen in die See fließen müsse. Die Fluthmarke zeigte eine Höhe von 3 bis 4 Fuß (0,91 bis 1,22 m) und ging selbst darüber hinaus, und der Lauf des Wassers mußte an manchen Stellen ein reißender und ungestümer gewesen sein. Da ein ungefähr 7 englische Meilen (11,26 km) langes Gebiet diese Zeichen an sich trug, so folgerte ich daraus, was sich denn auch voll bestätigte, daß hier der Ausfluß des Mary zu suchen sei. Nachdem also dieser Fluß hunderte von Quadratmeilen drainirt hat, endigt er, ohne ein bestimmtes Flußbett, in solch unrühmlicher Weise auf einer weiten Ebene, von wo seine Wasser in die Chambers Bay (12° 15′ südl. Br. und 131° 35′ östl. L. Gr.) ablaufen.

Auf der ganzen Küstenlinie, welche wir passirten, waren die Eingeborenen äußerst zahlreich, wie schon die viel betretenen Wege anzeigten. Dies erklärt sich aus der Masse von Wild, welches in dortiger Gegend existirt. Die Sümpfe wimmeln von Enten und Gänsen; Kibitze und für heilig gehaltene Ibisse giebt es in Menge u. s. w.

Wir setzten nun unsere Reise noch weiter westlich bis zum Lake Finniß, einer schönen Wasserfläche, welche die Eingeborenen Wiyuwa nennen, fort. Es fiel uns auf, daß sich kein Geflügel darauf aufhielt; dagegen muß der See sehr reich an Fischen, und zwar recht großen, sein, wie die Gräten bewiesen, die an den Lagerplätzen der Eingeborenen herumlagen. Vom Lake Finniß ab reisten wir in südlicher Richtung weiter und folgten dem Laufe des Adelaide R. Die Ebenen, welche sich an diesem Flusse ausbreiten, zeigten ein vorzügliches Aussehen; sie waren mit Gras bis 6 Zoll Länge (152 mm) üppig bestanden. Die vielen wohlgenährten Büffel, die uns zu Gesichte kamen, legten Zeugniß davon ab. An der östlichen Seite dieser Ebenen zieht sich niedriges Gebüsch hin und auf Entfernungen von 1 bis 2 englischen Meilen erblickt man die schönsten, meist durch den Banyan-Baum (Ficus indica) gebildeten natürlichen Lauben, wie ich sie nie zuvor sah. Mancher dieser herrlichen Banyan-Bäume überschattet fast einen Acre Land (40,46 Ar), und bei dem dichten Laubwerk ist auch der Schatten immer vollkommen. In der Regel umstehen ihn andere, nur dieser Gegend eigene Bäume, deren botanische Namen ich leider nicht angeben kann. Solche schattige Plätze zählen in einem tropischen Klima zu den gütigsten Gaben der Natur.

An der Küste entlang und auch in einiger Entfernung davon fanden wir in allen Lagerplätzen der Eingeborenen Canoes vor, was gleichfalls auf gelegentliche Ueberschwemmungen hinweist. Diese Canoes werden in der Regel aus dem sehr weichen Holze der großen Cotton trees, welche dem Bombax ähnlich sind, angefertigt. In einem der Lager fanden wir Canoes von ganz besonderer Konstruktion. Man hatte dazu die Rinde von Mellaluca, gewöhnlich paper bark genannt, verwendet, indem mehrere Schichten derselben bis zu einer Dicke von ungefähr 9 Zoll (228 mm) zusammen gelegt waren. Das eine Ende lief in eine durch Reben befestigte Spitze aus; das andere war gegen 4 Fuß (1,22 m) breit. Das Ganze hatte eine Länge von 16 Fuß (4,87 m) und glich eigentlich mehr einem Floß. Es konnte 10 bis 12 Personen tragen. Es war um diese Zeit gerade ein herrlicher Komet sichtbar. Ich wünschte zu wissen, was sich die Eingeborenen dabei dachten, und rief sie eines Morgens in aller Frühe aus ihrem Lager. Sie waren über die Erscheinung nicht im Geringsten erstaunt und gaben mir über den Ursprung des Kometen eine Erklärung, welche wiederzugeben mir der Anstand verbietet, doch bin ich gern bereit, sie Ethnologen mitzutheilen.

Der ungeheure Sumpf, in welchem der Mary sein Flußbett verliert, dürfte nach meiner ungefähren Berechnung ein Areal von 1000 bis 1200 englischen Quadratmeilen (2500 bis 3100 qkm) umfassen. Wenn man bedenkt, daß die verwesten und vermoderten Substanzen von Jahrhunderten hier angehäuft sind, so würde sich, wenn der Sumpf drainirt werden könnte, das schönste Agrikulturland gewinnen lassen.

Wir setzten unsere Reise in südlicher Richtung fort, bis wir den Ueberlandtelegraphen ungefähr an der Stelle, wo er den Adelaide R. überschreitet, erreicht hatten — eine vollständige Rundreise — und kehrten dann nach Port Darwin zurück.

Nordenskiöld's neue arktische Expedition.

Von W. Finn.

In Veranlassung seiner beabsichtigten Expedition nach Grönland hat Professor Freiherr von Nordenskiöld an König Oskar folgendes Schreiben gerichtet: „Nachdem eine Privatperson die Mittel zur Fortsetzung der schwedischen Forschungen in den arktischen Gegenden zu meiner Verfügung gestellt

hat, habe ich die Absicht, begleitet von drei oder vier Naturforschern während des kommenden Sommers Grönland zu besuchen, um in Uebereinstimmung mit dem Reiseplan, der dem Herrn Staatsrath und Chef des Finanzdepartements privatim mitgetheilt worden ist, zu versuchen, theils durch die Eiswüsten längs der Küste nach dem Innern des Landes vorzudringen, welches ich, aus den im Reiseplan angeführten Gründen und im Widerspruch zu den Ansichten, welche gegenwärtig unter den Fachmännern geltend sind, für eisfrei halte, theils auch um die Ostküste von Grönland zu besuchen behufs Anstellung von Untersuchungen bezüglich ihrer wenig gekannten Geographie und Naturverhältnisse. Außerdem sollen die Theilnehmer an der Expedition, wenn die Gelegenheit sich dazu bietet, verschiedenen anderen Untersuchungen sich widmen, ähnlich denjenigen, welche früher von schwedischen Gelehrten in den Polarländern angestellt worden sind, und durch welche ein so helles Licht über deren Naturbeschaffenheit in der Vorzeit und Gegenwart verbreitet worden ist.

Da diese Arbeiten eine unmittelbare Fortsetzung der umfassenden und wichtigen Untersuchungen bilden, welche früher von unseren arktischen Expeditionen angestellt worden sind, und da besonders die Aufklärungen über die Naturverhältnisse des Innern von Grönland nicht nur von außerordentlicher Wichtigkeit für die Wissenschaft im Ganzen genommen sind, sondern auch für die Geologie Skandinaviens unmittelbare Bedeutung haben, so wage ich zu hoffen, daß diese neue Expedition von Ew. Königl. Majestät mit demselben hochsinnigen Interesse umfaßt werden wird, wie demjenigen, das ihren Vorgängern zu Theil geworden ist.

Aus diesem Grunde wage ich in tiefster Unterthänigkeit anheimzugeben, inwieweit Ew. Majestät nicht sollten für gut befinden zu gestatten, daß die Expedition über den Königl. Postdampfer „Sofia“ während der Sommermonate sollte verfügen können, d. h. also während der Zeit, wo genannter Dampfer für Rechnung des Postwesens nicht benutzt wird, mit der Verpflichtung, falls das Schiff nicht verloren gehen sollte, dasselbe nach der Rückkunft im nächsten Herbst in gutem Zustande an das Postwesen wieder zurückzuliefern. In Veranlassung der Schwierigkeiten, Schiffe für solche Fahrten wie die in Frage stehende versichert zu erhalten, und auf Grund der für den Erfolg der Expedition selbst oft ungünstigen Bedingungen, welche von den Versicherungsgesellschaften vorgeschrieben werden, wage ich, für den Fall, daß mein Wunsch, zu der Expedition das genannte Dampfschiff verwenden zu können, gnädigst bewilligt wird, in Verbindung hiermit unterthänigst zu ersuchen, daß Ew. Majestät gestatten — insofern Ew. Majestät den von mir ausersehenen Schiffskommandeur, sowie die Ausrüstung und andere für die Sicherung der Expedition ergriffene Maßnahmen gutheißen —, daß mir nicht die Verpflichtung auferlegt werden möge, das Schiff versichern zu lassen, welches ich zu dem angegebenen Zweck von der Königl. Postverwaltung zu meiner Disposition gestellt erhalten möchte, oder daß mir für die Unglücksfälle, welche möglicherweise im Laufe der Expedition dieselbe treffen könnten, keine andere Verantwortlichkeit auferlegt werde, als diejenige, welche in solchem Falle den Kommandanten eines Schiffes von Ew. Majestät Flotte trifft.

* * *

Nach einer der Kopenhagener „National-Tidende“ zugegangenen Mittheilung ist der Plan für die neue Expedition Prof. Nordenskiöld's folgender: Mit dem eisernen Dampfschiffe „Sofia“ will er gleich zu Anfang des Sommers Reykjavik auf Island anlaufen, um Kohlen einzunehmen, und dann westwärts durch die Danmarksstraße steuernd die Ostküste von Grönland unter ungefähr dem 64° nördl. Br. zu erreichen suchen. Eine Reihe dänischer Versuche schon seit den Tagen Friedrich's II. bis zur Gegenwart haben dargethan, daß hier die Eiskurven sich stark der einstmals so eifrig gesuchten Ostküste nähern. In den Zeiten Friedrich's III. sah Dannell Land; im vorigen Jahrhundert machten die Marineofficiere Rothe und Egede heroische Anstrengungen dasselbe zu erreichen, und zuletzt hat Monrier nachgewiesen, daß unter dem genannten Breitengrad das Eis eine starke westliche Einbiegung macht. Diese Eisbucht ist es, welche Nordenskiöld bei diesem neuen Versuche Grönland zu erreichen benutzen will. Sollte dies ihm aber nicht glücken, dann will er südwärts und so nahe dem Lande als möglich segeln, um Kap Farewell herumgehen und alsdann eine Expedition über das Inlandseis in der Umgegend von Disco machen, von wo aus er auch seine frühere Eiswanderung unternahm. Ferner will er eine Reihe anderer physikalischer Untersuchungen längs der Westküste von Grönland anstellen und schließlich ist es seine Absicht bis zur Melvillebucht zu fahren und seine naturwissenschaftlichen Untersuchungen soweit als möglich gegen Norden auszudehnen, hoffentlich bis Kap York am Eingange in Smiths Sound. Die ganze Expedition soll jedoch im Laufe des Sommers beendet werden.

Die Karte der Pogge-Wißmann'schen Reise.

— Mehr als peinliches Erstaunen erregt es zunächst in Berliner geographischen Kreisen, daß das zweite diesjährige Heft des in Mailand erscheinenden „Esploratore“ die erste genaue Routenkarte von Pogge's und Wißmann's Reise durch Afrika von Prof. G. Schweinfurth's Hand (auf derselben beruht die dieser Nummer beigegebene Skizze, vergl. zu deren Erläuterung die Wißmann'schen Briefe oben S. 86 u. 110) enthält, während die Afrikanische Gesellschaft bis jetzt in dieser Hinsicht ohne jede Mittheilung geblieben ist. In Deutschland ist die Reise geplant worden, mit deutschem Gelde wurde sie glücklich von deutschen Reisenden durchgeführt, und ein italienisches Blatt wird in den Stand gesetzt, die erste genaue Karte der Reise mitzutheilen! So etwas wäre in England, in Frankreich, in Italien nicht möglich, nicht denkbar. Wen trifft die Schuld? Den Herrn Lieutenant Wißmann selbst schwerlich! Denn sein mit der Afrikanischen Gesellschaft abgeschlossener Kontrakt besagt in §. 8 ausdrücklich: „Die Tagebücher und Sammlungen werden dem Vorstande der Gesellschaft mit sicherer Gelegenheit übersandt. Die Veröffentlichung der ersteren, erforderlichenfalls nach geschehener Ueberarbeitung, steht allein der Gesellschaft zu. Die Reisenden verpflichten sich, anderweitige Nachrichten nur mit Genehmigung der Gesellschaft zu veröffentlichen.“ Die Afrikanische Gesellschaft, welche so vielen Unglücksschlägen und Enttäuschungen zum Trotze seit einem Jahrzehnt ihr Ziel unentwegt verfolgt, hat es wahrlich nicht verdient, daß ihr die Veröffentlichung eines ihrer besten Ergebnisse, die ihr allein moralisch und rechtlich zusteht, vorweggenommen wurde. Hoffen wir, daß die bereits beantragte Untersuchung den Schuldigen ermittelt und rücksichtslos bloßstellt!

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIII. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1883.

Gallieni's Erforschungs-Expedition nach dem obern Niger.

(Nach dem Französischen des Kommandanten Gallieni.)

IV.

Am 4. April machte man sich wieder auf den Weg. Gallieni mit den anderen Officieren nahm die Spitze, denn trotz der vorhergegangenen Arbeiten mußte man annehmen, daß der Marsch durch das Defilé den ganzen Tag beanspruchen würde, und es wäre unklug gewesen sich den Sonnenstrahlen während der heißen Nachmittagsstunden auszusetzen; war doch die trockene Jahreszeit auf ihrem Höhepunkt, und erhob sich doch täglich um 8 Uhr früh der Harmattan mit seinen Staubwolken und seinem Gluthhauche. Sie trafen frühzeitig im Dorfe Niakale-Cirea, welches unter Dinka-Mussa steht, ein. Der Durchzug war stellenweise so schwierig gewesen, daß man die Thiere hatte entladen und die Kisten auf dem Kopfe tragen müssen; doch hatte, außer einer Drehorgel, die mit ihrem Ochsen in den Bachoy (Ba-khoy der Karte) stürzte, die Ladung wenig Schaden gelitten. Die verschiedenen Sektionen kamen nach und nach an, aber erst um 9 Uhr Abends hatten alle das neue Lager erreicht.

Das Zelt war unter einem stattlichen, dichtbelaubten Ficus, der in der Mitte des Dorfes stand und den „Tara" bedeckt, aufgeschlagen. Es ist dies ein riesiger Tisch aus über Baumstümpfe gebreiteten Matten, der den Notablen des Ortes zum regelmäßigen Versammlungs- und Unterredungsort dient. Auch wurden die Reisenden hier von Neugierigen beiderlei Geschlechts belagert. Man konnte übrigens konstatiren, daß von Medina an die Rasse jeden Tag häßlicher wurde, was sich aus dem stetigen Abnehmen des Pöl-Blutes bei diesen fast ganz reinen Malinke-Stämmen erklärt.

Ein unangenehmer Zwischenfall ereignete sich hier. Gara Mamady Cire, jener Sohn Dama's, dem Gallieni gestattet hatte, ihn bis zum Niger zu begleiten, kam am 5. an und zwar, wider das ausdrückliche Verbot, mit einem zahlreichen Gefolge Bewaffneter. Sofort beschwerte er sich darüber, daß er, der Sohn eines großen Häuptlings, ein schlechteres Pferd bekommen, als der Dolmetsch Alpha Sega. Dann eröffnete er dem Franzosen, daß er ihm nur folgen könnte, wenn er noch 50 Mann seines Dorfes, die am nächsten Tage eintreffen sollten, mitnehmen dürfte. Dieser aber befürchtete von dem wilden Krieger nur Verlegenheiten und entledigte sich seiner, indem er ihn nach dem Dorfe Fatafi, dessen Häuptling er war, abziehen ließ, wodurch sich der Neger übrigens durchaus nicht beleidigt zeigte.

Besonders neugierig waren die Weiber; kaum giebt es unternehmendere Koketten als die jungen Mädchen von Niakale Cirea. Sie bildeten um die Reisenden einen engen Kreis, quälten sie mit Fragen, entführten Glasschmuck, unterzogen den ganzen Inhalt der Koffer einer genauen Betrachtung und waren selig, wenn sie sich in einem der Spiegel bewundern konnten. Und doch kann man nicht gerade sagen, daß sie sich ihres Kostüms wegen in Unkosten stürzten; die Frau des Häuptlings war nicht mehr bekleidet

als die Jungen in Kale: zwei dicke Goldringe um die Beine, ein kleinerer in der Nase und ein Baumwollengürtel um die Hüften bildeten ihre ganze Garderobe, ja, zwei Gefangene, die in einiger Entfernung vom Zelt Hirse stampften, waren noch weniger vor den Blicken der Tirailleure geschützt, die ungeduldig auf die Zubereitung des ihnen versprochenen Kuskus warteten. Einen geradezu luxuriösen Eindruck hingegen machten diese selben Malinke-Weiber, als Gallieni sie bei seiner Rückkehr vom Niger in weißem Kattun gekleidet und mit Schürzen aus blauem Zitz versehen erblickte, welche Stoffe inzwischen von französischen Händlern eingeführt worden waren.

Einen Kilometer jenseits Niakale Cirea durchschneidet ein zwar nur ca. 50 m hoher, aber sehr breiter Querriegel das Bachoy-Thal und schiebt sich über das Dorf Tuba hinaus bis zum Flusse vor, der dadurch zu einem starken Bogen gen Norden gezwungen wird. Die Eingeborenen behaupteten natürlich, man könnte diesen Felsenwall nicht überschreiten, sondern müßte den Marsch auf dem rechten Ufer fortsetzen, was ein zweimaliges Ueberschreiten des Flusses erfordert hätte — sind sie doch durch die ewigen Plackereien der Toucouleurs-Reiter jeden Augenblick gezwungen, sich ins Gebirge zu flüchten und die Eingänge dazu möglichst geheim zu halten! Glücklicherweise aber hatte Vallière, der immer um 2 bis 3 Tagemärsche voraus war, durch geheimes Fragen und Versprechen einer großen Belohnung herausgebracht, daß dem nicht so sei, und unter der Führung eines jungen Malinke eine 80 bis 100 m breite natürliche Bresche in der Felsenmauer entdeckt und sofort ein Croquis der Itinerars Gallieni übermittelt, der nun durch Piétri verschiedene Klippen, die den Weg versperrten, sprengen und die schlimmsten Stellen durch Alassan und die Laptots säubern ließ.

Frau des Häuptlings von Niakale-Cirea mit zwei Sklavinnen.

Trotzdem war der Zug durch den ca. 4 km langen Paß noch beschwerlich genug. Es folgte dann ein leicht zu durchschreitendes Thal, das aber von zwei, tiefe Schluchten bildenden Wasserläufen, dem Balu und dem Duku, durchschnitten war. Darauf mußte ein felsiger und sehr steiler Abhang erklommen werden, um auf ein weites Plateau zu gelangen. Endlich hielt das ca. 60 m breite Banja-Ule-Delta noch eine gute Stunde auf, obgleich der Fluß fast ganz trocken war, und so wurde denn, da man das Dorf Solinta doch nicht mehr erreichen konnte, das Biwuak an der Fuhrt von Diube-Ba (auf der Karte: Gué de Dioubeba) aufgeschlagen.

Hier aber sollte man sich keiner ungestörten Ruhe erfreuen. Kaum war die Sonne untergegangen, als sich rings umher eines der seltsamsten Koncerte vernehmen ließ: die Hyänen begannen mit ihrem heisern und kläglichen Geschrei die Reisenden zu betäuben, während ihre mageren und häßlichen Formen sich wunderbar am Schein der Wachtfeuer abzeichneten. Von den Resten eines am Tage geschlachteten Ochsen angelockt, kamen sie ganz dicht heran und ließen sich auch durch Flintenschüsse nicht abschrecken. Dann kündigte die Aufregung, welche ganz plötzlich die Esel befiel, einen unheimlichern Besuch an, und wirklich übertönte auch bald das Brüllen des Löwen allen andern Lärm im Lager. Sofort machten sich Piétri und Tautain mit mehreren Tirailleuren auf seine Suche, aber vergebens, und der König der Thiere, ohne Zweifel von den Wachtfeuern erschreckt, ließ seine Stimme nicht mehr ertönen. Das ist der gewöhnliche Verlauf des Abenteuers; die mähnenlosen Senegal-Löwen von großer Rasse greifen selten Menschen an, sie fliehen gewöhnlich bewohnte Ortschaften und begnügen sich damit, um die Dörfer zu schleichen, um ein verirrtes Rind oder Schaf zu erwischen. Aber noch war man mit unangenehmen Gästen nicht zu Ende. Der Bachoy wimmelt von Flußpferden. Diese Pachydermen verlassen gewöhnlich am Abend ihre feuchte Behausung, um oft ziemlich weit vom Ufer zu weiden. Groß war daher ihr Erstaunen, andere Wesen auf ihrem Gebiete zu erblicken und, da ihre weithin schallenden Rufe auf die Eindringlinge keine Wirkung ausübten, so machten sie sich daran, wie allabendlich, langsam das Ufer zu erklimmen, welches zum Lager führte. Für den Train war keine Gefahr vorhanden, denn der kampirte auf einem kleinen Felsplateau abseits vom Gestade; wohl aber waren die Officiere ernstlich bedroht, da sie ihr Zelt unter einem Feigenbaum aufgeschlagen hatten, dessen Wurzeln bis in den Bachoy hinabreichten. Das erste Alarmzeichen gab der Hund Tom, der mit wüthendem Bellen unter den Tisch flüchtete und diesen sammt dem Mahle und der brennenden Laterne umwarf, so daß volle Dunkelheit

herrschte, als die Bestien eben die Höhe erklommen hatten. Auf gut Glück wurde daher eine Salve abgegeben, welche die erstaunten Angreifer zum Rückzug zwang; weiterhin genügte eine lange Reihe von Feuern längs dem Flusse, sie für den Rest der Nacht ganz fern zu halten. Nicht immer freilich sind diese Thiere so leicht zu beruhigen, und einige Tage später wurde ein Laptot von einem Flußpferde niedergetreten und wäre zermalmt worden, hätte man ihm nicht noch rechtzeitig zu Hilfe kommen können.

Von der Fuhrt bei Diube-Ba bis nach Solinta war der Weg gut und bot den Eseltreibern keine Schwierigkeit mehr dar, die, von Bakel an mehr und mehr disciplinirt, zu vorzüglichen und zuverlässigen Führern geworden waren; sie sahen ein, daß dies in ihrem eigenen Interesse lag, da für ihre Gesundheit und Nahrung besser gesorgt wurde als je vorher in ihrem Leben, und sie wohl wußten, daß, wenn sie die Expedition im Stiche ließen, sie ohne Schutz den Toucouleurs und den wilden Bestien preisgegeben waren.

Das Dorf Solinta, das erste in der Provinz Betea-dugu, liegt in einem Engpaß zwischen dem Bachoy und dem Berge Sulu, von dessen Höhe herab Piétri und Tantain den ganzen Flußlauf von Fangalla bis Kale überschauen konnten. Das umliegende Terrain war sehr zerklüftet, aber im Ganzen nicht von bedeutender Bodenerhebung.

Hier bemerkte man eine große Anzahl junger Leute in wesentlich von den Anderen verschiedener Kleidung. Sie trugen ein blaues, bis auf die Füße reichendes Gewand und darüber, auf der rechten Schulter befestigt, eine Art blau und weiß gestreiften Schurz; eine weiße Mütze, Ringe, Amulete jeder Art und eine lange Lanze vervollständigten dieses schöne Kostüm. Es sind dies die Neubeschnittenen des Jahres, die aber nur 40 Tage lang in diesem Aufzuge getrennt leben. Uebrigens sind diese Malinke-Stämme

Oeffnung in der Felsenmauer bei Niakale-Circa.

durchaus keine Mohammedaner und sind es nie gewesen.

Im Dorfe lenkte ein bemerkenswerther Bau die Blicke der Forscher auf sich: ein bei 1 m Umfang ca. 3 m hoher, fast cylindrischer, gegen die Mitte hin ausladender Hochofen aus Erde, der zur Bereitung des zu Schwertern, Lanzen, Messern und Werkzeugen nöthigen Eisens diente — das erste Beispiel industrieller Thätigkeit, welches man bisher erblickt hatte. Der Ofen ist mit mehreren Oeffnungen versehen, in die die Röhren von Handblasebälgen geleitet sind; eine größere, bei Beginn des Processes geschlossene Oeffnung führt in eine Grube aus Stampferde, in welche sich später der Strom ergießt. Soll eine bestimmte Quantität Eisen bereitet werden, so machen sich alle Schmiede des Dorfes zugleich ans Werk. Dieser Arbeitstag ist für sie zugleich ein Festtag: der Guß wird vorher mit „Dolo“ (Hirsebier) angefeuchtet und, durch reichliche Spenden dieses edlen Trankes angeregt, häufen die Arbeiter Erz und Kohle schichtenweise übereinander. Ersteres wird in reichlicher Menge aus den benachbarten Bergen gewonnen, letztere aus bestimmten Bäumen in vorzüglicher Qualität gebrannt. Das Feuer wird angesteckt, Gesang und Geschrei verdoppelt sich, und alles macht sich an die Blasebälge und bläst, bis das Metall gewonnen ist. Es ist dies demjenigen Eisen ähnlich, welches man in den Pyrenäen durch die sogenannte katalonische Methode erzielt. Dann wird es ohne anderweitige Zubereitung, wie es aus dem Ofen kommt geschmiedet.

Den 8. April verlebte man in Suktali, dessen Häuptling Sambachoto, ein schöner Greis mit entschlossenem und freimüthigem Wesen, sich bei der Mittheilung der Niger-Projekte höchst erfreut zeigte. Er hätte, vertraute er Gallieni an, einige seiner Krieger nach Sabussire geschickt, um dies Dorf gegen die Franzosen vertheidigen zu helfen; aber die französische Kriegführung habe ihn so in Erstaunen versetzt, daß er seitdem die größte Hochachtung vor dem Gouverneur gewonnen habe. Natürlich schmeichelte es ihm sehr zu hören, daß diesem sehr viel über ihn zu Ohren gekommen, und daß er ihm einen schönen Mantel und eine mit Silber ausgelegte Flinte übersende. Er

unterzeichnete daher auch, ebenso wie die anderen Häuptlinge alle, mit Bereitwilligkeit seine Unterwerfung unter die Kolonial-Regierung.

Auf gutem Wege durch fruchtbares, ebenes Terrain verließ man Beteadugu und gelangte nach dem Dorfe *Badumbe*, welches nebst einigen abhängigen Ortschaften die Landschaft Farimbula bildet. Der *Nurukru* auf dem rechten Ufer bot ein ausgedehntes, reiches, fruchtbares und gut bewässertes Plateau dar, auf dem sich 7 oder 8 Malinke-Dörfer in ziemlicher Unabhängigkeit von dem Bruder Amadu's, der hier regiert, gebildet haben. Die Existenz dieser Ortschaften auf einem 200 bis 250 m über dem Flußspiegel gelegenen Plateau und daher unter voraussichtlich relativ ausgezeichneten Gesundheitsverhältnissen scheint

Der Malinke-Knabe, der den Paß zeigte. (Nach einer Photographie.)

die Hoffnung zu rechtfertigen, hier künftig günstige Punkte zu finden, um diejenigen Europäer, welche durch Amt oder Geschäft in diesem Lande zu leben gezwungen sind, vor den verderblichen Fiebern der Regenzeit zu schützen. Das Ausfindigmachen derartiger Gegenden war dem Leiter der Expedition vom Gouverneur als ganz specielle Aufgabe anempfohlen worden.

Das Dorf Badumbe liegt auf dem nördlichen Abhange eines gegen den Fluß zu sich abdachenden Gebirgsrückens. Der Tata ist der beachtenswertheste Bau dieser Art und zeigt, wie die Einwohner in jeder Weise bedacht sind, sich gegen Ueberfälle zu vertheidigen. Er ist aus mit fester Stampferde unter einander vereinigten Sandsteinen massiv gemauert und liegt im Centrum eines natürlichen, durch den Bachoy, zwei seiner Nebenflüsse und das Gebirge gebildeten Vertheidigungsvierecks. Die Umfassungsmauer

Das Dorf Solinta. (Nach einer Photographie.)

stellt ein Polygon dar, über dessen Außenseite in Entfernungen von je 40 bis 50 m ein runder Thurm 2 bis 3 m weit vorspringt. Der Grundriß ist nicht geradlinig, sondern geht im Zickzack und ahmt roh die sägeförmige Befestigung nach, was zugleich ein direktes und ein Kreuzfeuer ermöglicht, während Schießscharten in Schulterhöhe den Belagerten nach außen zu schießen gestatten.

Die Reisenden gingen erst um den ganzen Tata herum, ehe sie das Thor gefunden, welches ins Innere des Dorfes führt. Es war ein einfacher Durchgang durch einen der Befestigungsthürme; nur mußte man, sobald man in den Thurm getreten, sich rechtsum drehen, um ins Innere zu gelangen, eine Anordnung, die den Ansturm der Belagerer brechen und es den hinter der zweiten Mauer des Thurmes geschützten Vertheidigern ermöglichen sollte, auf die Eindringlinge zu feuern. Ein von vier starken Bohlen gezimmerter Thürflügel stand ganz offen und ließ die Passage frei; diese aber war so eng, daß man vom Pferde steigen und die Thiere draußen unter der Obhut der Spahis lassen mußte, deren rothes Kostüm im höchsten Grade die Neugier der Neger reizte. Eine zahlreiche Versammlung war auf dem Dorfplatze versammelt um die Franzosen zu empfangen. Nicht ohne Bewegung hieß sie der greise Häuptling willkommen, und alle Augen seiner Umgebung waren mit lebhaftester Erregung auf sie gerichtet: sahen sie doch zum ersten Male Weiße!

Der alte Häuptling von Badumbe. (Nach einer Photographie.)

Die Unterredung war äußerst herzlich und die Einwohner von Badumbe suchten um die Wette den Reisenden, denen sie als Feinde der Toucouleurs höchst gewogen waren, ihre Sympathien zu bezeugen. Auch kostete es nicht viel Mühe, den 80 jährigen Häuptling, der übrigens immer in Begleitung seiner letzten Frau, einer 15 jährigen Schönen mit koketter, wie ein Helmstutz zurechtgesteckter Haarfrisur,

erschien, zur Annahme des französischen Protektorates zu bewegen. Mit zitternder Hand, die der Dolmetsch führte, machte er unter den Vertrag ein wunderliches Zeichen, welches ein Kreuz vorstellen sollte. Gar zu gern hätte er noch einen Artikel aufgenommen gesehen, laut dessen die grünen Tauben, als Schutzgötter des Dorfes, nicht getödtet werden dürften, doch ließ er sich durch die Vorstellung beschwichtigen, daß eine solche Spezialbestimmung nicht in einen derartigen Vertrag aufgenommen werden könnte, daß aber hierüber die strengsten Befehle gegeben werden sollten.

In Badumbe wurde ein sehr heißer Tag verlebt; rings herum war freies Feld, und eine Gruppe von drei Akazien in einiger Entfernung vom Tata schützte während des Frühstücks und der versuchten Siesta nur sehr unvollkommen gegen die Sonnenstrahlen. Zum Glück war der Bachoy nicht weit, so daß man nach Sonnenuntergang die erschlafften Glieder in einem Bade wieder stärken konnte.

Junge Männer von Solinta. (Nach einer Photographie.)

Am Abend ritten Piétri und Tantain voraus, um Vallière zu erreichen, der in Fangalla wartete. Hier mußte nämlich ein Aufenthalt gemacht werden, da der Punkt unbekannt war und Dispositionen zur Durchschreitung der Wüste, welche den Ort von Kita trennt, getroffen werden mußten. Mit jedem Schritte weiter zum Niger wuchsen die Schwierigkeiten und somit die Nothwendigkeit, das Terrain durch eine Vorhut rekognosciren zu lassen. Nichts ist ermüdender und entmuthigender zugleich für eine derartige Karawane, als plötzlich vor einem unvorhergesehenen Hinderniß zu stehen. Um so unabwendlicher wurde diese Vorsichtsmaßregel, als ein Uebel sich bemerkbar zu machen anfing, welches binnen Kurzem die Transportmittel unbrauchbar zu machen drohte. Mehr und mehr wurde, trotz dazwischen liegender Strohsäcke — Saumsättel in Saint-Louis anzufertigen war bei der Kürze der Zeit nicht möglich gewesen — der Rücken der Esel von der Ladung durchgescheuert und einige von ihnen zeigten sogar bereits Wunden, die unheilbar schienen und sie zu jedem Dienste unfähig machten. Unter solchen Umständen mußte man doppelt darauf bedacht sein, den großen Fluß des Sudan zu erreichen, der dann zum ferneren Transport des Gepäckes benutzt werden konnte.

Die geistigen Fähigkeiten der australischen Eingeborenen.

II.

„Einer meiner Korrespondenten,“ sagt Smyth, „hat mir interessante Mittheilungen gemacht über einen Eingeborenen, welcher zwei Männer begleitete, die Depeschen für Burke überbringen sollten, den Leiter der Expedition, zu welcher King gehörte. Als die Weißen wie der Schwarze fast vor Hunger starben und mit einer kleinen Schnecke und der gewöhnlichen Portion Nardu einen ganzen Tag auskommen mußten, als die Weißen, wie sie selbst erzählen, nicht vor einem Verbrechen zurückgeschreckt sein würden, wenn sie sich dadurch Speise hätten verschaffen können, da war es der Eingeborene, der eine wahrhaft erstaunliche Resignation zeigte und sich ruhig mit den Portionen der Schnecke begnügte, welche ihm seine weißen Genossen zutheilten, obwohl doch er selbst die Schnecken fing und kochte. Mein Gewährsmann schließt seinen Bericht folgendermaßen: die Treue des armen Burschen war äußerst rührend. In der ersten Zeit, als sie vergeblich auflauerten, etwas zu fangen, trafen die Reisenden auf einen Stamm von Eingeborenen, dem die Familie ihres Führers verwandt war. Dieser erschöpfte alle seine diplomatischen Künste, um seine schwarzen Brüder zu bewegen, daß sie dem elenden Kleeblatt Hilfe leisteten; und zu ihrer Ehre sei es gesagt, obwohl sie nach der Neugier zu urtheilen, mit der sie die weiße Haut der Reisenden anstaunten, noch nie einen Weißen gesehen hatten,

theilten sie doch freigebig ihre Jagdbeute an Geflügel und anderem mit ihnen. Zuletzt machten seine beiden Gefährten dem Eingeborenen das gewiß sehr verlockende Anerbieten, ihn bei seinen Landsleuten zu lassen. Obgleich er aber dadurch Gelegenheit erhalten hätte, seinen Stamm am Darling River wohlbehalten wieder zu erreichen, während ihn auf der Weiterreise nur Mühen und Entbehrungen erwarteten, hielt er doch treu bis zu Ende aus. Und als die Expedition dem Untergange nahe war, wie erstaunten die Reisenden, als diese gute Seele sich erbot, allein den Weg nach dem Darling zurückzufinden, um dort Hilfe zu holen, ein Beweis von Muth, der die weißen Männer tief beschämte. Und wirklich legte der arme Bursche die hunderte von Meilen zurück und erreichte Menindie, und zwar buchstäblich auf nackten Sohlen. Die Sprache ist völlig unzureichend, die mühselige und gefahrvolle Reise zu beschreiben, welche der Schwarze unternahm, bloß um seinen weißen Freunden zu helfen. Das ist eine That, welche beweist, daß die „armen, einfältigen Eingeborenen von Victoria“, wie sie manche zu nennen belieben, sich in der Stunde der Gefahr so zu zeigen wissen, daß sie durch ihren Muth, ihre Geduld und ihre Ergebenheit die meisten Weißen schamroth machen würden.“

Porteous, ein Eingeborenenaufseher, erzählt von einem Schwarzen, der treu, muthig und ehrenhaft war. Er sagt: „Von dem Eingeborenen, welcher am sechsten dieses Monats (Mai 1872) gestorben ist, kenne ich von vor 30 Jahren her eine That, welche zu seiner Ehre aufgezeichnet werden soll. In jener Zeit wußten die Eingeborenen noch nichts von Civilisation und Gesetzen; aber wer keine geschriebenen Gesetze besitzt, der trägt sein Gesetz in der Brust. Im Jahre 1838 also war der Mount Emu-Stamm sehr zahlreich und kriegslustig und dadurch der Schrecken vieler seiner Nachbarn und auch des weißen Mannes. Einmal hatte der Stamm an der äußersten Grenze der Niederlassungen des Mount Emu sein Lager aufgeschlagen, und deshalb waren die dortigen Ansiedler geflohen und hatten sich verborgen, indem sie ihre Hütte mit allem, was darin war, den Wilden überließen. Es fand sich in der Hütte eine Quantität Mehl, Zucker, Thee und Fleisch, ferner zwei oder drei Gewehre mit Zubehör, ein Bett und Kleider. Das wollten sich einige aus dem Stamme aneignen und mitnehmen. Als aber unser Mann davon erfuhr, eilte er in die Hütte, ergriff ein Gewehr und drohte seinen Stammesgenossen, er würde jeden, der zu stehlen versuchte, sofort niederschießen. Darauf schickte er einen von ihnen zur nächsten größern Ansiedelung und ließ den Besitzer auffordern, einen Weißen zu schicken, der die Obhut der Hütte übernehmen sollte. Bis dieser ankam, bewachte unser Schwarzer selbst die Hütte. Während der 31 Jahre, in welchen ich diesen Mann kannte, war sein Lebenswandel stets in Uebereinstimmung mit dieser That, treu, redlich und reich an Freundschaft. Mich schmerzt es tief, seinen Tod verzeichnen zu müssen.“

Auch Major Mitchell hat eine gute Meinung von vielen der Eingeborenen, welche er auf seinen verschiedenen Expeditionen kennen lernte. Seine eigenen Worte lauten: „Meine Erfahrungen erlauben mir, nur in den günstigsten Ausdrücken über die Eingeborenen zu sprechen. Ihre niedrige Stellung unter der weißen Bevölkerung liefert jedenfalls nicht den richtigen Maßstab für ihre Fähigkeiten. Die Schnelligkeit der Auffassung bei den Eingeborenen im Innern war eine außerordentliche; nichts an allen den komplicirten Apparaten, welche wir mit uns führten, überraschte oder verwirrte sie. Sie sind nie ungeschickt; im Gegentheil, in Manieren und Intelligenz stehen sie höher als manche Sorte weißer Bauern, die ich kennen gelernt habe. Ihre Geschicklichkeit im Nachahmen von Geberden scheint ganz einzig dazustehen; ihre Klugheit erkennt man sogar durch den Schleier ihrer unausgebildeten Sprache hindurch.“

Major Mitchell erzählt folgendes für die Intelligenz der Schwarzen sprechendes Beispiel: „Ein Opossum hatte sich in einen hohlen Baum versteckt und alle Mühe einiger jungen Leute, es zu fangen, vereitelt. Deshalb riefen sie den Häuptling zu Hilfe. Dieser kam, erstieg den Baum in einem Augenblicke, ließ nach flüchtiger Untersuchung einige kleine Holzstücke in die Höhlung hinabfallen, lauschte und zeigte dann auf eine weit unten befindliche Stelle des Stammes. Hier machten die anderen einen kleinen Einschnitt und zogen sogleich das Thier heraus.“

Die Art und Weise, wie die Wilden etwas verweigern, und wie sie Verachtung ausdrücken, hat derselbe hervorragende Forscher ebenfalls beschrieben. Ein Eingeborener und sein Knabe weigerten sich aus dem Wege zu gehen und die Schafe vorbeitreiben zu lassen. Als der Schäfer ihnen einen grünen Zweig entgegenhielt, ergriffen sie ebenfalls Zweige, spuckten darauf und warfen sie ins Feuer. Auch als Major Mitchell, ebenfalls ein grünes Reis in der Hand, auf den Alten zuging, wußte er sich zu helfen. Er nahm einen Zweig und schwang ihn über seinem Haupte so, daß er damit andeutete, Mitchell solle umkehren. Darauf wirbelten beide Eingeborenen geschickt mit ihren Füßen Staub gegen die Weißen hin auf. Diese Zeichen von Feindschaft und Verweigerung waren nicht mißzuverstehen; auch ließen sich die Wilden durchaus nicht freundlich stimmen, sondern holten sofort ihren Stamm herbei. Major Mitchell giebt eine lebhafte Schilderung von den seltsamen Geberden dieser von der Kultur noch gänzlich unberührten Schwarzen. Sie kamen auf die Gesellschaft der Weißen zu mit Zweigen in der Hand, bewegten sie aber so, daß man erkennen mußte, sie wünschten die Entfernung der Fremden. Sie schwangen die Zweige abwehrend und spien gegen die Reisenden aus. Dann stimmten sie ein Kriegslied an, springend, schreiend, ausspeiend und Staub aufwirbelnd. Endlich zogen sie sich zurück, indem sie im Kreise tanzten, die Glieder verrenkten, hüpften und die Speere schwangen. Am nächsten Tage erschien derselbe Stamm wieder. Jetzt war ein alter Mann von ungewöhnlicher Erscheinung dabei, wahrscheinlich ein Häuptling oder Priester. Wieder stimmten die Wilden einen feierlichen Gesang an, schwangen langsam ihre Zweige und näherten sich dabei der Werkstätte des Schmiedes. Mit Ausnahme des Alten und einiger anderer Greise trug jeder seinen Schmuck zur Schau; der ganze Schmuck bestand aber in einem kleinen Mantel aus Fell, welcher über die linke Schulter hing. Während alle ihre traurigen Hymnen sangen, drehte der Alte von Zeit zu Zeit Mitchell und seinen Begleitern den Rücken zu, berührte seine Augenbrauen, seine Nase und seine Brust, als wollte er sich bekreuzigen, legte dann die Hand auf's Herz und erhob den andern Arm zum Himmel, wobei er immer mit äußerst feierlicher Miene sang. Seine Genossen zeigten sich sehr diebisch, indem sie sich bemühten, alles mögliche von der Schmiede wegzustehlen. Gab aber der Schmied dem Diebe einen Stoß, so begann er wieder zu tanzen, auszuspeien und Staub aufzuwirbeln, indem er Bewegungen machte, als wollte er seinen Speer gebrauchen. Mitchell sagt, er habe nie eine so unangenehme Art von Eingeborenen gesehen, wie diese, „feindselig, unversöhnlich und schamlos diebisch“.

Richtig sind auch die Angaben von Collins über die Schwarzen. Er bemerkt einmal, daß sie „rachsüchtig, mißtrauisch, muthig und verschlagen sind. Daß sie einander in nächtlichem Ueberfalle morden, darf nicht als ein Zeichen von Mangel an Muth angesehen werden, sondern ist viel-

mehr die Eingebung eines teuflischen Rachetriebes, der sie lehrt, so ihr Opfer sicherer abzuthun, als es im offenen Kampfe Mann gegen Mann möglich wäre."

Collins fügt hinzu, daß die Eingeborenen von Neusüdwales ein glänzendes Talent der Nachahmung besitzen. Nach seinem Zeugniß sind sie im Stande, nachdem sie in der Kirche aufmerksam zugesehen haben, hinauszugehen, ein Buch zu nehmen und mit viel Geschick die heiligen Gebräuche und die Art des Geistlichen nachzuahmen, voll ausgelassener Freude über den Beifall, welchen sie dafür ernten.

Ein sehr schmeichelhaftes Bild entwirft derselbe Autor von den Frauen der Wilden: „Die Gesichter dieser Leute sind meist weit davon entfernt, häßlich zu sein, besonders die der Weiber. Die schwarzen, struppigen Bärte der Männer und die Knochen oder Rohrstückchen, welche sie durch die Nase stechen, geben ihnen im Allgemeinen ein abstoßendes Aeußere. Aber auf den schwarzen Wangen der Frauen spiegelt sich dieselbe Schämigkeit wieder, wie man sie bei civilisirten Völkern findet. Und obwohl ihnen Kleidung gänzlich fremd ist, suchen sie doch mit angeborener Schamhaftigkeit durch ihre Haltung das zu verbergen, was der Mangel an jeder Hülle sonst zeigen müßte, und erinnern so den Beobachter an jene berühmte Statue aus dem Alterthume, obwohl man zugeben muß, daß die Aehnlichkeit nur in der Stellung beruht."

An einer andern Stelle desselben Werkes wird die besondere Zuneigung hervorgehoben, mit welcher die Wilden an ihren Kindern hängen, und die sie auch Verwandten und Freunden gegenüber beweisen.

„Ein anderer weit verbreiteter Irrthum", sagt Bunce, „ist der, daß bei den Australnegern keine beständige Liebe, keine dauernde Zuneigung zwischen den Geschlechtern existire. Es besteht nicht nur die festeste Liebe zwischen Mann und Weib, sondern auch zwischen Personen desselben Geschlechts kann man sie oft genug beobachten, besonders aber dann, wenn ein Familienglied Abschied nimmt, um eine weite und gefahrvolle Reise anzutreten. Man kann sich kaum eine rührendere Scene denken, als die, welche sich bei einer solchen Gelegenheit abspielt. Wenn der Augenblick des Scheidens gekommen ist, erhebt sich der Abreisende und geht auf seinen ältesten Anverwandten zu, die eine Hand ausgestreckt, mit der andern sich die Augen bedeckend. Und ebenso thut der Alte. Jeder ergreift fest die Hand des andern und hebt den Arm bis über Haupteshöhe. In dieser Stellung verharren sie eine geraume Zeit, während welcher man bittere Thränen zwischen ihren Fingern hindurchperlen sehen kann. Dann senken sie die Arme wieder, schütteln sich dreimal kräftig die Hand und gehen in verschiedener Richtung auseinander, immer noch mit gesenktem Haupte und ohne jemand anzusehen. Diese rührende Ceremonie wird aber nur zwischen Verwandten und den nächsten Freunden beobachtet, während anderen nur dreimal die Hand geschüttelt wird."

Die Eingeborenen zeigen sich bei der einen Gelegenheit energisch, bei der andern phlegmatisch; sie können die größten Anstrengungen ertragen auf der Jagd, beim Fischen, im Gefecht und im Tanze, überhaupt da, wo Aussicht auf einen unmittelbaren Erfolg ist, aber ausdauernde Arbeit, die erst spät Frucht bringt, ist ihnen zuwider. Sie sind fleißig und unverdrossen bei der Anfertigung der Dinge, von welchen sie wissen, daß sie ihnen nützen, und an deren Gebrauch sie sich gewöhnt haben; aber sie zeigen sich unanstellig und träge, wenn sie sich die mechanischen Erfindungen der Weißen aneignen sollen. Sie lieben Bequemlichkeit sogar mehr als Vergnügen. Ein Eingeborener geht nicht auf die Jagd, weil er Freude daran hat, sondern nur um sich Nahrung zu verschaffen. Ohne streitsüchtig zu sein, greift der Schwarze doch leicht zur Waffe und oft zeigt er sich, wenn auch vielleicht nicht mit kalter Ueberlegung, grausam gegen den besiegten Feind.

Aberglaube und Leichtgläubigkeit sind bei den Wilden herrschend und, wenn ihre Zauberer und Wahrsager etwas befehlen, ordnen sie willig ihren Verstand unter und verleugnen ihr Gefühl. Sie glauben an die Existenz böser Geister und fürchten sich, in der Nacht ihr Lager zu verlassen; wenn sie aber eine erlittene Beleidigung rächen wollen, dann hält sie weder Angst vor bösen Geistern noch Furcht vor der Dunkelheit von ihrem Vorhaben ab.

Ebenso selten wie sich körperliche Gebrechen unter den Eingeborenen finden, ebenso selten zeigen sich auch Merkmale eines verdunkelten Verstandes. Vielleicht ist es auch ohne Ausnahme sicher, daß Wahnsinn unter den Eingeborenen, die sich nicht mit Europäern vermischt haben, überhaupt unbekannt ist. Liederliches Leben und unmäßiger Genuß der giftigen Spirituosen, welche die elenden Schenken im Busche verkaufen, haben ohne Zweifel in manchen Fällen ihre gewöhnliche Wirkung hervorgebracht; aber der wilde Schwarze ist immer bei gesundem Verstande. Idioten giebt es unter den Schwarzen nicht; Taubheit und Stummheit sind außerordentlich selten.

Das Vorrücken des blauen Grases in Kansas.

Von Wilhelm Schweitzer.

Daß der Mensch einen bestimmenden Einfluß auf die Pflanzendecke der Erde hat, daß gewisse Pflanzen, von den künstlich angebauten ganz abgesehen, mit ihm wandern und im Geleit der Veränderungen von Ackerbau und Verkehr sich neue Verbreitungsbezirke erobern, das wird der Botaniker durch Thatsachen aus civilisirten Ländern belegen können. Nicht minder ist es anerkannt, daß der Mensch durch Eingriffe in den natürlichen Pflanzenwuchs auf das Klima einwirkt. Man faßt diese Wirkung freilich meistens in ungünstigem Sinne auf, indem dabei an die Folgen der Wälderverwüstung gedacht wird. Wie aber Klima und Pflanzenwuchs mit der fortschreitenden Kultur sich ändern, tritt in unberührten Gegenden noch schärfer als in längst angebauten zu Tage. Nicht nur die Lichtung des Urwaldes bringt einen Wechsel im Klima und in der Zusammensetzung der Flora hervor, sondern auch die Verdrängung wilder Jägerstämme durch den weißen Ansiedler aus baumlosen Grasebenen liefert dafür Beweise. Hier lernt man verstehen, daß der die Bodenkraft ausbeutende Mensch auch einen wohlthätigen Einfluß auf das Klima haben kann. Wie hat sich doch der „brodelnde Urwaldkessel" zu seinem Vortheil verändert, auf dessen Rodungen heute die schmucke und gesunde deutsche Kolonie Dona Francisca in Südbrasilien sich ausbreitet! Um ein Beispiel von einer ähnlichen Umwandlung auf Prairieboden anzuführen, können wir kaum ein auffallenderes wählen, als das, welches uns die neueste Kultur-

entwickelung des Staates Kansas bietet. Wir stützen uns in der Darstellung dieser interessanten Erscheinung auf einen Vortrag, den Herr Litton Forbes in der 1882er Versammlung der British Association zu Southampton über die Geographie und Meteorologie von West-Kansas gehalten hat.

Der Vortrag ist nicht in der Absicht ausgearbeitet, Vorzüge zu erörtern, die Kansas für den Einwanderer besitzen mag, obwohl er voller Anerkennung für die Erfolge ist, welche in der Ausbreitung der Bodenkultur besonders durch die Atchison Topeka und Santa Fe-Eisenbahn erreicht worden sind; vielmehr verfolgt er den Zweck, in englischen Kolonien wie Neusüdwales und Südaustralien, welche hinsichtlich der geringen atmosphärischen Niederschläge und der geringen Bodenfeuchtigkeit sich ähnlich verhalten, wie Mittel-Kansas vor 20 Jahren und West-Kansas noch heute, zu Versuchen anzuregen, und durch Heranziehung einer stärkeren Bevölkerung, die Ackerbau treibt, anstatt das Land als harte trockene Schafweide zu benutzen, die Bedingungen für Feuchtigkeitsansammlung günstiger zu gestalten. Selbst das östliche Kansas, das jetzt zu den fruchtbarsten Theilen der Vereinigten Staaten gehört, litt von 1855 bis 1865 unter so häufigen Mißernten, daß es gleich Neusüdwales und Südaustralien in dem Ruf der Dürre stand. Von solchen Leiden waren die Landwirthe in diesem Theile von Kansas während des Jahrzehnts von 1870 bis 1880 frei, wogegen ihre westlicher angesiedelten Nachbarn mit Trockenheit zu kämpfen hatten. In dem Maße wie die Besiedelung westwärts fortschreitet, nimmt der Regenfall zu, wird der Boden fähiger, die Feuchtigkeit anzuhalten, und tritt in der Pflanzendecke des Bodens eine förmliche Umwälzung ein.

Die atmosphärischen Niederschläge, die in den Bezirken längs des Missouri reichlich fallen, vermindern sich je weiter westlich, desto mehr. Prof. Snaw, der Staats-Meteorologe, unterscheidet drei Regengürtel in Kansas, einen östlichen bis Fort Riley, einen mittlern bis zur Westgrenze von Ellis County und einen westlichen bis zur Grenze von Colorado. Es wird nun von verschiedenen Beobachtern behauptet, daß die Grenzen dieser Zonen sich westwärts schieben, oder daß die jährlichen Regenmengen in den einzelnen Zonen steigen, und zwar in der mittlern und westlichen mehr als in der östlichen. Indessen beweiskräftiger als die Zahlen der jährlich gefallenen Zoll Regen ist die Umwandelung, die mit der Vegetation vor sich gegangen ist. Vor einem Menschenalter durfte man nicht an Landbau auf den Höhen westlich von Topeka denken, einer Stadt, die jetzt im Mittelpunkt eines Bezirks von außerordentlicher Fruchtbarkeit liegt. Etwa 18 engl. Meilen westlich von Topeka verläuft der 96. Meridian, und diesen betrachtete man als die Markscheide des Ackerbaues. Zehn Jahre später ward dieselbe bis zum 97. Meridian hinausgeschoben, und fünf Jahre später bis zum 98. Dieser Meridian fällt mit dem westlichen Saum des Golfes von Mexico zusammen, von wo die Südwinde Dünste bringen. Da die westlich vom 98. Meridian wehenden Winde über die heißen und trockenen Gegenden von Mexico streichen, so bezweifeln manche, daß der Ackerbau über diese Linie hinaus werde rücken können. Man hat aber an den verschiedenen Grasarten ein untrügliches Merkmal, um die Linie zu erkennen, wo die feuchte Region aufhört und die trockene beginnt. Oestlich davon ist das „blaue Gras“, ein langes, hochwachsendes Gras, und eine Vegetation allgemein, die Feuchtigkeit verlangt; westlich gedeihen nur Gräser und Kräuter, die mit einem beschränkten Maße von Feuchtigkeit vorlieb nehmen, besonders das „Büffelgras“, ein niedriges, rothbraun verbrannt aussehendes, krauses Gras. Das „blaue Gras“ ist so charakteristisch für die klimatischen Verhältnisse, daß an dem Vorrücken gerade dieses Grases die Vorschiebung des feuchteren, das Zurückdrängen des trockneren Klimas gemessen werden kann. Hier hat die fortschreitende Kultur eine immer größere Kulturfähigkeit zur Folge. Das blaue Gras begleitet die gen Westen sich wälzende Fluth der Einwanderung. Zwanzig Jahre zurück fand es sich nicht weiter westlich als Emporia an der Atchison Topeka und Santa Fe-Eisenbahn und als Junction City an der Kansas Pacific-Bahn; vier Jahre später war es bis Marion Center an der erst- und Abilene an der letztgenannten Bahn vorgedrungen. Vor zehn Jahren gab es kein blaues Gras in den Countys Harwey und Saline, ausgenommen längs der Flüsse; heute ist das Büffelgras in diesen beiden Countys verschwunden. Schon breitet sich das blaue Gras in allen Countys zwischen dem 98. und 100. Meridian aus, und es ist wahrscheinlich nur eine Frage der Zeit, daß dieser Landstrich damit ganz bedeckt sein wird, obgleich die westliche Wanderung dieses Grases desto langsamer werden wird, je mehr die Erhebung über dem Meere zunimmt. Mit dem Fortschreiten des blauen Grases, im Geleit der Besiedelung des Landes, hat auch der Anbau des Weizens sich ausgedehnt. Vor zehn Jahren hätte Niemand geglaubt, daß der prächtigste Weizen westlich vom 97. Meridian wachsen oder daß Mais in Sedgwick County gedeihen könnte, einem Bezirk, der jetzt in der Produktion dieser Getreideart den vierten Rang im Staate einnimmt. Vor acht Jahren vermochten die Officiere in Fort Larned nicht, selbst wenn sie durch Soldaten jeden Morgen das Feld bewässern ließen, Körnerfrüchte oder Gemüse zu bauen. Ein paar Jahre später, als die Wogen der Einwanderung Pawnee Valley erreichten, wurden von allen Früchten Ernten erzielt.

Diese Thatsachen sprechen für eine Zunahme der der Vegetation zu Gute kommenden Feuchtigkeit. Es giebt für dieselbe zwei Quellen: eine auswärtige im Golf von Mexico und eine lokale. Die Wasser des Golfes verdunsten, die Dünste werden durch einen obern Luftstrom nordwärts geführt, verdichten sich, sinken vermöge ihrer Schwere herab und nähern sich der Erde ungefähr im 30. Parallel. Von hier ab streichen sie an der Oberfläche hin und schlagen sich bei Berührung mit kühlerer Luft oder anderen abkühlenden Einflüssen als Regen nieder. Die andere Ursache der Feuchtigkeit ist die lokale Ausdünstung. Sie ist nicht wegen der dadurch erzeugten Regenmenge wichtig, sondern wegen ihres Einflusses auf die Anziehung des Regens aus der dunstschwangern Luftströmung vom Golfe her. Die Pflanzendecke der Erde greift dabei vermittelnd ein, indem sie je nach ihrer Beschaffenheit mehr oder minder geeignet ist, den gefallenen Regen zu vertheilen und auszunutzen. Von den ersten Ansiedlern, die vor einem Menschenalter nach Kansas kamen und das blaue Gras nur an den Flüssen entlang fanden, wissen wir, daß entsprechend der kargen Vegetation der Rasen der Prairie filzig, von der Sonne verbrannt und so undurchdringlich war, daß der Regen wie von Asphalt ablief. Die damals so häufigen Prairie-Feuer beförderten den Austrocknungsproceß und hatten daneben — wenn wir nach den bei unserm Höhenrauch gemachten Erfahrungen schließen dürfen — noch die Wirkung, die Regenwolken zu zerstreuen. Es ist ein sehr bemerkbarer Unterschied in der Temperatur auf einer in Brand gewesenen und einer mit frischer Vegetation bedeckten Prairiefläche. Die von der brennenden oder verbrannten Fläche aufsteigende Hitze kommt mit den Gewitterwolken in Berührung und bewirkt deren Zertheilung. Zu der Zeit, von der die ersten Ansiedler erzählen, war die Sommerhitze vermöge der Ausstrahlung der glühenden Oberfläche unerträglich und

ein Regentag, der jetzt nicht ungewöhnlich ist, kaum bekannt. Der Regen ergoß sich damals wolkenbruchartig, begleitet von Donner und Blitz, allermeist nach Sonnenuntergang und dauerte nur wenige Stunden. Mit der Ankunft der Ansiedler änderten sich diese Verhältnisse. Der harte Rasen ward aufgebrochen und der Regen konnte in den Boden dringen anstatt abzulaufen. Bäume wurden gepflanzt und die Oberfläche des Bodens wurde von langstengeligen Gewächsen wie Mais und Weizen beschattet. Feuchtigkeit und Verdunstung waren nicht länger auf die Nähe der Flüsse und Bäche beschränkt, sondern verbreiteten sich über das ganze angebaute Land. Der Dunstgehalt der Atmosphäre nahm in Folge dessen zu. Das blaue Gras verließ die Niederungen, überzog auch die höher gelegenen Ländereien mit dichter Beschattung und beförderte so den Proceß, dem es seine eigene Ausbreitung verdankt. Selbst der feste Prairierasen wird mürbe und porös, wenn kräftigere Gräser ihn beschatten und mit den Wurzeln durchdringen, und er gestattet dem Regen Eingang. Man kann sich davon sehr leicht überzeugen, wenn man den Boden in der Nachbarschaft von Florence (Chaso County) z. B. mit dem Boden der westlicheren Ebenen, etwa in der Nähe von Dodge City vergleicht. Alle diese Einflüsse der höheren Gräser, der wohlbebauten Felder, der angepflanzten Bäume, der reichern Beschattung haben zur allgemeinen Verbesserung des Klimas beigetragen, indem dadurch die Heftigkeit der Regengüsse gemildert, die Ausstrahlung gemäßigt, die feuchte Luft mit der Erde in Berührung gebracht und vielleicht auch die Elektricität der Atmosphäre stärker angezogen wurde. Die Folge ist, daß mit jedem Jahr der Regen allgemeiner und besser über den besiedelten Theil von Kansas vertheilt wird, daß er gleichmäßiger und weniger in plötzlichen Güssen fällt und die Erde Zeit hat, das Wasser zu trinken, das vom Himmel kommt. Auch die Flüsse liefern einen Beweis von der klimatischen Veränderung, welche die Besiedelung und die Kultur von Bäumen und Gräsern hervorbringen. Ehemals pflegte ein Gewitterregen die Flüsse sofort hoch anzuschwellen, das Wasser lief von dem trockenen Boden so geschwind ab, wie es herabgestürzt war, und wenige Stunden danach hatte sich die Fluth verlaufen. Dergleichen kommt nicht mehr vor. In Harvey County regnete es im Oktober 1880 einmal 24 Stunden hinter einander, jedoch dauerte es 12 Stunden, bevor das Wasser in den Bächen zu steigen begann. Es wuchs allmählich und nach 48 Stunden war noch ein gut Theil Wasser zurück. Dank der Aufnahme des Regens im Boden sind manche Wasserläufe, die früher zeitweilig trocken waren, jetzt beständig fließend und manche sind entstanden, die vor der Besiedelung nicht da waren.

Nachdem die fortschreitende Besiedelung und Kultur des Landes eine solche Macht über anfänglich ungünstige klimatische Verhältnisse in Ost- und Mittel-Kansas erlangt hat, ist nicht zu zweifeln, daß auch in West-Kansas mit der Zeit, wenn die Niederlassungen dichter werden, sich ähnliche Erfolge einstellen werden. Jedoch wird die jährliche Regenmenge im westlichen Kansas immer geringer sein als im östlichen und es muß hier die künstliche Bewässerung eintreten, mit welcher schon gelungene Versuche gemacht sind. Der Arkansas kann nach Forbes' Meinung für diesen Theil des Staates von derselben Wichtigkeit werden, wie der Nil für Aegypten. Wenn einmal, was über kurz oder lang geschehen wird, das südlich an den Staat Kansas stoßende Indianer-Territorium für die Ansiedelung des weißen Mannes frei gegeben wird, so muß auch dies auf das Klima von Kansas günstigen Einfluß haben, weil die vom mexicanischen Golf kommenden Winde, die sechs Monate hindurch wehen, dann nicht mehr über kahle Flächen streichen werden. Wer jetzt als Knabe nach Kansas gelangt, mag es bei der Energie, mit welcher der amerikanische Farmer vordringt, ehe er Greis wird, erleben, daß das blaue Gras vom ganzen Staate Besitz ergriffen hat. Dann wird es wie eine halb verschollene Sage klingen, daß Kansas einst zu der großen amerikanischen Wüste gehörte, die vom Missouri zu den Felsengebirgen und vom Golf von Mexico bis zu den nördlichsten Theilen der Vereinigten Staaten reichte. Noch vor 30 Jahren war das Land 50 Meilen westlich vom Missouri in Kansas und Nebraska eben so öde, als es heute 300 Meilen westlich davon ist. Mit solchen Riesenschritten eilt in Amerika die Kultur vorwärts!

Ueber den Bucsecs nach Sinaia.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

I.

Es war Abend geworden und bereits nach 8 Uhr, als ich mich von dem freundlichen Direktor der Zernester Papierfabrik verabschiedete und den vom Förster des Ortes für mich bestellten Wagen bestieg, um nach Törzburg an den Fuß des Bucsecs (sprich: Butschetsch) zu fahren. Man hatte mir abgerathen, den Weg, der direkt am Fuße der Kalkfelsen nach Törzburg führt, einzuschlagen und empfohlen, einen Umweg über Alt- und Neu-Tohan zu machen. Noch war ich nicht lange gefahren, da zogen über dem sich prächtig präsentirenden Königstein dunkele Wolken auf. Es blitzte stark, immer düsterer und drohender stieg das Gewölk empor, so daß ich Plaid und Schirm zum Schutze gegen Wind und Regen in Bereitschaft setzte. Der Weg war hinter Alt-Tohan schlechter geworden, der Wagen wurde ernstlich auf seine Haltbarkeit geprüft. Während wir durch die Wasser des Törzbaches fuhren, flammte ein Blitz hernieder und zeigte den Bach und die Häuser des an demselben erbauten Dorfes Neu-Tohan in greller Beleuchtung. Neu-Tohan lag hinter uns, wir fuhren gegen Süden auf besserer Straße, das merkte ich an dem gleichmäßig hinrollenden Wagen. Wenn es nicht blitzte, war es so dunkel, daß ich nicht begriff, wie mein Rumäne fahren konnte. Das Wetter kam uns gerade entgegen; stärker rauschte der Regen, um den Bucsecs flammte es unaufhörlich und krachte, als sollte der Himmel einfallen. Mir schien es, als habe ich die Natur nie in einer so gewaltigen Aufregung gesehen. Um uns her leuchteten unaufhörlich breite Flammen, dann fuhr wieder ein zuckender Strahl hernieder, zweimal so dicht neben uns in die sich links am Wege hinziehende Bodenwelle, daß wir zusammenfuhren und die Pferde zitterten. Zu unserer Rechten lag das Thal des Törzbaches; bei jedem Blitze schimmerte hell aus demselben ein Kirchthurm, endlich — die 4 km von Neu-Tohan waren mir recht lang geworden — zeigten sich Häuser am Wege, der Wagen

hielt. „Aica Törzburg?“ „Aica!“ Das war die ganze Unterhaltung zwischen mir und meinem Kutscher! Das Gasthaus zeigte mir ein Blitz. Alles war verschlossen, erst nach langem Pochen schob sich vorsichtig ein Kopf aus einem kleinen Fenster. „Was giebt es?“ „Ich wünsche Nachtquartier!“ „Habe keines.“ „Ich denke, es ist vom Herrn Förster aus Zernest für mich bestellt?“ „Ach, es sind der Herr aus Breslau! Kommen bei dem furchtbaren Wetter, hätt's nie mehr geglaubt! gleich, gleich!“ Ich athmete auf, als ich von Herrn Frantzen, meinem Wirthe, in ein einfaches, sauberes Zimmer geführt wurde und meine nassen Sachen ablegen konnte. Auch mein Fuhrmann blieb mit seinen Thieren unter Dach und fuhr erst am nächsten Morgen zurück, merkwürdiger Weise ohne Zahlung, so daß ich ihm dieselbe nachsenden mußte. Draußen schien die Macht des Gewitters sich bald ausgetobt zu haben, ferner und seltener ertönte der Donner. Wie sollte es morgen mit der Bucsecsbesteigung werden? Wahrscheinlich hüllte er sich doch in Wolken! Nicht lange beschäftigte ich mich mit diesen Gedanken, noch einmal betrachtete ich auf der Karte den in Sturm und Graus zurückgelegten Weg, dann ging's zur Ruhe und bald waren Königstein, Gewitter und Bucsecs vergessen.

Der nächste Morgen brachte wider Erwarten wolkenlosen Himmel. Von dem Rücken, auf dem unmittelbar über einer Felsenenge des Törzbaches die alte, durch allzu ängstliche Grenzbefestigungen leider arg verstümmelte Törzburg liegt, bot sich eine hübsche Aussicht nach Norden auf den nach Südwesten in das Bergland dringenden Seitenarm der Burzenländer Ebene, in der die große Verbreitung licht gestellter, im Winde schwankender Birken auffiel, und nach Süden auf das gegen die Landesgrenze ansteigende Bergland, das durch seinen Wechsel kleiner Wald- und Feldparcellen eigenthümlich buntgescheckte Gebiet der Kalibaschen. Keine Wolke an den vom blauen Himmel scharf abgezeichneten Konturen des Königsteins und Bucsecs! Das lockte hinaus und mahnte zugleich zu schnellem Aufbruche.

Herr Frantzen versprach eiligst für einen geeigneten Führer zu sorgen: „Leider sei Lehmann mit dem Herrn Kastellan zur Jagd im Gebirge, es würden sich aber andere finden!“ Einen gestikulirenden, schwatzhaften Rumänen, der sich trotz aller Versicherungen von seiner Vortresslichkeit wenig orientirt zeigte, schickte ich wieder fort und engagirte einen Szekler, der während der ganzen Verhandlung mit dem Rumänen in bescheidener Entfernung ruhig dagestanden und mich mit seinen großen dunklen Augen gemustert hatte. Die Rumänen hatten sich bis jetzt als Bergführer bei mir nicht besonders empfohlen, es konnte ja nun, da es mit dem Namensvetter, der übrigens Magyar sein sollte, nicht möglich war, einmal mit einem Szekler eine Bergfahrt versucht werden! Gyerkö Andras war ein stattlicher, starker Mann, er war Waldheger und stand unter dem Forstmeister Kronstadts, das entschied! Der Rumäne ward mit dem gewünschten Schnaps verabschiedet und Gyerkö Andras mußte sich reisefertig machen. Während die Backhähnel für mich gebraten wurden und der übrige Reiseproviant beschafft ward, zeigte mir mein Wirth das im Bau begriffene niedliche Sommerhäuschen eines in Kronstadt lebenden rumänischen Advokaten und gab mir eine Charakteristik aller im Laufe der Jahre bei ihm eingekehrten Touristen. Er war mit seiner Aufzählung schnell beim Ende angelangt. Einer Wette wegen hatten sich zwei Iren, ich vermuthete trotz der Verneinung Herrn Frantzen's Engländer, längere Zeit bei ihm aufgehalten und eine kleine Pflanze auf dem Bucsecs gesucht. Als sie das Pflänzchen — das am Karaiman im Nordosten des Bucsecs vorkommende Edelweiß? — gefunden hätten, seien sie so hoch gesprungen, sagte der Gastwirth, und gab eine Höhe an, die mir vor der Sprungkraft, welche die Sonderlinge in ihrem Freudentaumel entwickelt hatten, allen Respekt einflößte. Gyerkö war fertig und so wanderten wir das Poartathal, dessen Bach unter seinem Geschiebe auch einen hellgrauen, leicht zerbrechlichen Glimmerschiefer führte, hinauf den Felsenwänden entgegen[1]). Als wir auf dem Rücken eines mit einem kleinen grasbewachsenen Plateau vorspringenden Ausläufers angelangt waren, hielt ich eine kurze Umschau über das mannigfach gestaltete, mir in seinen Hauptzügen bereits vertraute Terrain und stieg dann steil und ohne Pfad durch den dichten Fichtenwald in die Höhe. Trotzdem ging es im raschen Tempo vorwärts, denn Andras stieg schnell und ich wollte nicht zurückbleiben. Uebrigens zeigte sich der Szekler als aufmerksamer Führer, er brach Zweige ab und räumte andere aus dem Wege, dabei war er viel lebhafter als unten im Thale, wo er starke Zweifel geäußert hatte, ob ich hier auch hinauf kommen werde. Nach scharfem, $1\frac{1}{2}$ stündigem Steigen kamen wir auf eine kleine Waldblöße, in deren Nähe eine Quelle hervorsprudelte, die $7\frac{1}{2}{}^{0}$ R. hatte, während die Temperatur im Schatten der Fichten $16\frac{1}{2}{}^{0}$ betrug. Wir traten aus dem Walde, der hier schon in etwa 1500 m Höhe aufhörte und Grasflächen Platz machte, und schritten in östlicher Richtung gegen den Coltin Glinci vor. Zur Rechten senkten sich die Graslehnen ins Poartathal, an dessen gegenüberliegenden Wand aus dem Walde große Klippen, wie kolossale, oben abgebrochene Pfeiler hervorschauten, während wir zur Linken zwischen nackten Felsenpfeilern in einen Waldgrund hinabblickten. Mehrfach wand sich der allmählich emporführende Pfad zwischen Felsenpfeilern hin, hinter denen wir zeitweilig vor einem sausenden, aus Südsüdwest heranwehenden Sturme Schutz suchten. Es war ein Glück, daß dieser Orkan, dem wir wohl den wolkenlosen Himmel zu danken hatten, uns nicht entgegenwehte; so konnten wir an den Grashängen zuletzt beinahe mit halbem Winde emporwandern! Coltin Glinci (2071 m) war erreicht; wir stiegen über denselben fort und hatten nun, wo sich das im oberen Theile einförmige, von Grashängen umgebene Poartathal unseren Blicken entzog, auf unserer Wanderung gegen Süden zur Linken die wilden Malajestschluchten. Fast 3 km wanderten wir nach Süden dem Steilrande des Bucsecs entgegen, zur Rechten dicht über uns den grasbewachsenen allmählich an Höhe wachsenden Rücken, zur Linken die durch einen Mittelgrat in zwei Theile geschiedene, von steilen Wänden umrahmte Schlucht. In diesem öden Felsengebiet erfolgte 1772 nach langen Regentagen ein größerer Bergsturz, eine Katastrophe, die durch einen Blick auf die im Hintergrunde aufragenden Wände sehr begreiflich wird. Mächtige Schollen Kalksteins ragen hier aus den leichter verwitternden Massen des groben Konglomerates hervor und stürzen, wenn die Regen die umhüllenden Massen wegwaschen, in die Tiefe. Im Hintergrunde der Schlucht passirten wir einige heikle, nirgends indessen gefährliche Partien, und erreichten die Höhe des Bucsecs-Plateaus über den sich zu einem Grat verschmälernden Rücken, so daß wir noch einmal einen Blick in eine wilde zum Poartagebiet ge-

[1]) Ueber den Bucsecs handeln in den Verhandlungen und Mittheilungen des Vereins für Naturwissenschaft in Hermannstadt unter andern Andrae, Bd. V, S. 40 folg. und Herbich, Bd. XV folg. — Im Jahrbuch des siebenbürg. Karpathenvereins 1881 und 1882 finden sich Reiseberichte; im vorliegenden Aufsatz habe ich mich auf Wiedergabe meiner Reiseerlebnisse und Beobachtungen beschränkt. Eine kurze Skizze der physischen Verhältnisse des Burzenlandes gab ich als Referat eines Vortrages in die Verhandl. d. Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 1882. Nr. 4.

hörige Schlucht werfen konnten, an derem Rande sich ein Adler behaglich niedergelassen hatte. Die Höhe war erreicht und vor uns breitete sich, über einen Quadratkilometer groß, eine Grasfläche, die als Exercierplatz für Kavallerie hätte dienen können. Zwischen dem Steilabfall zur Malajestschlucht und der ihr an wilder Oede ebenbürtigen Gaura, die von Westen her in das Massiv eingreift und das kleine zuerst betretene Plateau von den sich weit nach Süden ausbreitenden Hochflächen trennt, schritten wir nach Osten weiter gegen den Hauptgipfel, La Omu (2508 m).

Kürzere Mittheilungen.

Aus Korea.

Wir finden in einer der letzten Nummern der „North-China Daily News“ einen Bericht eines Korrespondenten über die Reise des, von China in Begleitung mehrerer chinesischen und in chinesischen Diensten stehenden europäischen hohen Beamten, nach Korea zurückkehrenden koreanischen Prinzen Tschao, dem wir Folgendes entnehmen: Nach zweitägiger, wegen des unbekannten Fahrwassers gefährlicher und langsamer Fahrt erreichte das Schiff von Tschifu aus bei Rose Island die Mündung des Seul-Flusses in die Bai von Yentschuen. Vor Rose Island, einer Insel von ca. $3\frac{1}{2}$ Miles Umfang, mit gutem Hafen, warf es Anker; zahlreiche Schaaren von Koreanern strömten ans Ufer und überraschten durch die Sauberkeit ihrer weißen, blauen, grünen oder violetten Kleider. Eine japanische Korvette lag im Hafen, und die Neuangekommenen konnten die Frechheit beobachten, mit welcher die japanischen Matrosen unter dem Vorwande Kulis zum Kohlenschleppen zu engagiren in die Häuser der Koreaner drangen und die harmlosen Leute mit Stockprügeln traktirten. Bald nach der Ankunft des Prinzen stattete der kommandirende General von Yentschuen einen Besuch an Bord ab, dem es dort zu gefallen schien; zumal erfreute sein Appetit, mit welchem er Plum-Pudding mit Mostrich verzehrte. Die Fremden gingen an Land, wo sie mit officiellem Gepränge empfangen wurden: Truppen waren aufmarschirt, die beim Nahen des Prinzen sich niederwarfen, um mit der Stirn den Boden zu berühren. Zur Weiterreise nach Yentschuen ließ man ihnen die Wahl zwischen Ponys und Tragstühlen, doch entschied sich die Mehrzahl für das erstere Transportmittel, weil der koreanische Tragsessel aus nichts anderm besteht, wie aus einer 4 Fuß hohen Holzkiste von $3\frac{1}{2}$ Fuß im Geviert, deren Boden durch schmale Bambustöcke mit ca. 1 Zoll Abständen hergestellt ist. Trotz einer, allerdings sehr dürftigen Matte sitzt der Reisende mit gekreuzten Beinen in solcher Kiste ebenso angenehm wie auf einem Roste. Auffallend war die Uniform der Eskorte des Prinzen. Die Kopfbedeckung derselben bestand aus schwarzen Filzhüten, von denen oben ein Strang rothgefärbter Pferdehaare über den Rücken herabhing. Diese Hüte entsprechen in Form und Größe genau denen der römischen Bauern. Der dichte Bart der Leute, ihr Teint, ihre Sandalen und der eigenthümliche Schnitt ihrer dunkeln Mäntel verlieh ihnen große Aehnlichkeit mit einem römischen Contadino. Nach einer Reise von 10 Miles erreichte man Yentschuen. Die Häuser wurden bei der herrschenden starken Kälte durch eine Art primitiver unterirdischer Steinöfen geheizt, aus welchen Röhren unter jedes Zimmer geleitet sind, während der Rauch durch einen, im Hofe mündenden 4 Fuß hohen Schornstein seinen Ausgang findet. Die Häuser sind aus sehr zartem Material verfertigt: Wände und Fenster bestehen aus Papier. Die Hitze der Fußböden ist unerträglich, während der kalte Wind zur selben Zeit durch alle Fugen bläst. Die Fremden unternahmen eine Wanderung durch die Stadt, jede Gruppe in Begleitung eines niedern Beamten, nicht als ob ihnen irgend eine Gefahr gedroht hätte, sondern weil sie als Gäste des Prinzen betrachtet wurden. Mehrere versuchten kleine Einkäufe zu machen, erfuhren aber, daß ihr Silber keinen Kurs hatte; sie durften aber auch keine Landesmünze einwechseln. Alles, was sie zu kaufen wünschten, wurde ihnen geschenkt, und erst später erfuhren sie, daß dies auf Befehl des Prinzen geschehe. Wenn Korea noch manche solcher aufgeklärten und liebenswürdigen Staatsmänner besitzt, wie Prinz Tschao und seinen Begleiter Tsching, dann werden Fremde und fremder Handel mehr Entgegenkommen in Korea finden, wie ihnen je in irgend einem Lande des Ostens zu Theil geworden ist.

W. J.

Dr. G. Liebscher über die Entstehung der japanischen Landwirthschaft.

In der Versammlung der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena am 20. Februar hielt Dr. G. Liebscher, dessen Buch über Japans landwirthschaftliche und allgemeinwirthschaftliche Verhältnisse der „Globus“ in Bd. 42, S. 48 angezeigt hat, einen Vortrag über obiges Thema. Herr Dr. F. Regel hat uns darüber gütigst folgendes Referat in einem Separatabdrucke aus der „Jenaischen Zeitung“ zugesandt.

Nach einleitenden Bemerkungen über die religiösen Mythen der Japaner in Betreff der Herleitung des Ackerbaus, Mythen, welche in ihrem Kern viele Aehnlichkeiten mit indogermanischen Sagen zeigen, schildert Herr Dr. Liebscher zunächst die Form des landwirthschaftlichen Betriebes in Japan, welche mit den bei uns geltenden Grundsätzen der Nationalökonomie auf das Grellste kontrastirt.

Mit Entzücken denkt er zurück an seine Wanderungen im Süden der Hauptinsel Nipon (in den Provinzen Totomi und Suruga), wo unmittelbar an der Meeresküste zu beiden Seiten einer von mächtigen Kiefern beschatteten Hauptstraße des Reiches die menschlichen Siedelungen so dicht geschart beisammen liegen, daß Ort an Ort grenzt, freilich nur in unmittelbarer Nähe der Hauptstraße selbst. In diesen von der warmen Meeresströmung des Kuro-Siwo bespülten Gegenden ist der beste Theebezirk Japans. Der Südwestmonsun bringt im Sommer mächtige, fast tropische Regen. Die Temperatur gleicht der Siciliens, nur daß in Japan gerade während der Hauptvegetationsperiode auch eine große Niederschlagsmenge vorhanden ist. Nirgends ist die Lage günstiger für den Handel und das Geschäftsleben als hier! Wir treffen Felder, wie sie nicht schöner in der Umgebung unserer Gärtnerstädte (Erfurt, Bamberg) angetroffen werden. Ein eigenartiges Gepräge zeigt hier die Landschaft: die Gebirgsscenerien drängen sich bis an die Küste heran, die Straße geht nicht weit von den Sanddünen des Strandes hin, der ganze Verkehr drängt sich da auf einen schmalen Saum zusammen, der Ackerbau hat sich an den ganzen Bergflanken ausgebreitet. Bezaubernd ist der Anblick dieser Kulturgebiete für jeden Naturfreund durch die enorme Kraft und Ueppigkeit der Pflanzenwelt: die Felder mit Reis, Zuckerrohr, Baumwolle, Thee bebaut, wechseln mit den reizenden Zwergpalmen, den zierlichen Bambuschäften, saftigen Bananen und den übrigen Ziersträuchern in der Umgebung der Häuser. Erhöht wird dieser Eindruck einer strotzenden Fülle durch die wundervolle Lage, da neben der bebauten Hügellandschaft mit dem unvergleichlichen Fusi-jama im Hintergrund — der, bis zur Höhe von 3745 m aufsteigend, mit seiner herrlichen Schneehaube wie ein Riese unter lauter Zwergen die Landschaft gegen das Innere abschließt — die weite Fläche des blauen

Meeres sich ausbreitet. Aehnliche Eindrücke, wie hier, trifft aber der Reisende überall in Japan, wo eine günstige Verkehrslage den intensivsten Anbau erzeugte. Wer daher nur die Hauptstraßen kennen lernte und niemals Gelegenheit hatte auch so zu sagen einmal hinter die Kulissen zu blicken, gewinnt den denkbar günstigsten Eindruck von der Kultur dieses Landes und stellt dieselbe in überschwenglichem Lobe weit über die anderer Länder!

Allein diese verlockenden Bilder verschwinden bald für den, welcher es nicht scheut in das Innere des Landes fernab von den wenigen Hauptstraßen einzudringen. Eine Fahrt auf einem außerordentlich leicht gebauten Fahrzeuge eine der Wasseradern des gebirgigen Innern hinab nach der Küste, wie sie der Vortragende auf dem Fuji-Kawa machte, wobei in 8 Stunden ziemlich 10 deutsche Meilen fast ohne Ruderschlag nur durch die Geschwindigkeit der Strömung zurückgelegt wurden, rufen bald gänzlich verschiedene Vorstellungen hervor; bei aller Schönheit der landschaftlichen Bilder drängen sich dem Landwirth hier viele Fragen auf: er sieht kein einziges Dorf, kahle Berge, welche dem Klima nach bewaldet sein könnten, keine Landstraße, so daß für den Verkehr von der Küste in das Innere hinein jede Möglichkeit eines größeren Waarenaustausches verschwindet (1 Pfd. Salz, an der Küste mit 7 Pf. bezahlt, kostet z. B. 10 Meilen landeinwärts bereits 22 Pf.!).

In solchen Gegenden des Innern mit schlechter Wegeverbindung nach dem Meere ist der landwirthschaftliche Betrieb ein ganz anderer als der oben geschilderte: es fehlt hier überall an Dünger; zu dem kultivirten Lande kommen sehr viel umfangreichere gänzlich unbebaute Striche bloß zur Kompostgewinnung, um den Anbau auf kleinen Ackerstücken recht intensiv zu gestalten (auf 46 Hektar Reisland kommen fast 2000 Hektar Land zur Gewinnung von Grasasche). So zeigt sich, daß von der gesammten Oberfläche des Landes nur $^1/_9$ Kulturland ist, während $^8/_9$ fast ganz unbebaut daliegen. Aus dem Umstand, daß die Dichtigkeit der japanischen Bevölkerung aber gleichwohl noch größer ist als bei uns, ergiebt sich die außerordentliche Intensität, mit welcher dieses eine Neuntel bewirthschaftet werden muß! Das nähere Studium dieser merkwürdigen Verhältnisse ist lehrreich, da dieselben allen unseren sonstigen Vorstellungen über die geschichtliche Entwickelung landwirthschaftlicher Verhältnisse widersprechen, indem hier die intensivste Hochkultur unmittelbar neben ganz extensiver Bewirthschaftung des Bodens, ja neben völliger Unbenutztheit großer Strecken angetroffen wird! Wie läßt sich dies nun erklären?

Eine Hauptrolle bei der Entstehung derartiger Verhältnisse spielen zweifellos die politischen Verhältnisse, wie sie vor dem Jahre 1868 in Japan bestanden haben. Das von den Göttern hergeleitete Kaisergeschlecht der Mikados hatte bekanntlich seit vielen Jahrhunderten seine thatsächliche Herrschergewalt ganz eingebüßt, in Wirklichkeit herrschten die dem Kriegsadel angehörenden Oberfeldherren, die Shogune. Neben diesen waren jedoch aus dem Adel des Landes allmählich eine Menge kleiner Fürsten, die sogenannten Daimios, hervorgegangen, welche indessen das mächtige Shogunat nicht zur vollständigen Souveränetät gedeihen ließ, da sonst das Shogunregiment gefährdet war. Man verhinderte das Zustandekommen gefährlicher Bündnisse der vielen kleinen Fürsten durch gegenseitigen hermetischen Abschluß ihrer Gebiete, so daß auf das Ueberschreiten der Grenzen die Todesstrafe stand. Nur wenige Hauptstraßen, fast lediglich für militärische Zwecke, waren eingerichtet, beinahe der ganze Handelsverkehr war auf den Transport durch Menschen angewiesen. Um nicht den Reichthum der Fürsten zu einer dem Shogunat gefahrbringenden Weise anwachsen zu lassen, wurde das Gesetz durchgeführt: Das vorhandene Feld darf nicht vergrößert werden! Hierdurch wurde das Zusammendrängen der Wirthschaft auf ein kleines, nur um so intensiver zu bebauendes Gebiet unerläßlich. Eine Produktion zum Verkauf neben dem eigenen Konsum wurde hierdurch von selbst auf's Aeußerste beschränkt und nur für sehr werthvolle und leichttransportable Produkte wie Thee, Seide, Ginseng überhaupt durchführbar.

Die Fürsten ihrerseits erhoben nun wieder in ihrer Landschaft von ihren Untergebenen eine Steuer von circa 50 Proc., ja bis 70 Proc. der jedesmaligen Ernte; nur der Rest blieb also der Bevölkerung zur eigenen Nahrung. Ein Nichtzahlen dieser enormen Abgaben hatte eine Versetzung in die unterste Klasse der Bevölkerung zur Folge, aus welcher fast Niemand sich wieder emporzuarbeiten vermochte. Nur eine möglichst hohe Produktion des als Kulturland gestatteten Bodens konnte hier wiederum allein helfen, so daß trotz der Abgaben noch genug für den so außerordentlich anspruchslosen Japaner zum Leben übrig blieb.

Bei eintretender Mißernte erhielt der Untergebene allerdings bei den trotz des großen Druckes meist sehr patriarchalischen Verhältnissen einen Theil der Steuern aus den fürstlichen Speichern als Almosen zurück, doch blieb seine Lage natürlich stets eine äußerst abhängige.

Zu diesen wichtigsten Momenten, welche die japanische Landwirthschaft zu erklären vermögen, gesellt sich nun ferner noch die eigenthümliche Lebensweise des Volkes, welches, ohne einen Viehstand, kein Fleisch, nur Fische verzehrt und also fast vegetarianisch lebt. Daher drängt bei dem hohen Bedarf an pflanzlicher Nahrung alles auf einen gärtnerischen Betrieb der Landwirthschaft hin, so daß auch das Getreide in 50 cm weiten Reihen gesäet wird, zwischen welche man vor der völligen Reife bereits eine zweite Aussaat ausstreut, um so zwei, ja im südlichen Japan selbst drei Ernten in einem Jahre zu erzielen!

Von Feldbau in unserm Sinne kann auf dem beschränkten Kulturland daher eigentlich gar nicht die Rede sein, es existirt vielmehr nur Gartenbau neben der extensiven Ausnutzung der die Grasasche liefernden weiten Flächen!

Seit 1868 haben sich freilich durch den Sturz des Shogunats, durch das Aufhören des hermetischen Abschlusses und den Eintritt in den Weltverkehr diese älteren Verhältnisse alle geändert; es bleibt der Zukunft überlassen, wie rasch ein anderes Kultursystem in Japan Platz greifen wird.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der Osterwoche vom 29. bis 31. März dieses Jahres wird in Frankfurt a. M. der Dritte Deutsche Geographentag zugleich mit einer Ausstellung geographischer Lehrmittel abgehalten werden. Unter den zu haltenden Vorträgen sind solche von Penck, Kan, Ratzel, Buchner, Pechuël-Lösche, Brensing, Günther, Toula und Lieutenant Wißmann zu nennen, denen sich wie bisher in den Nachmittagssitzungen Verhandlungen über schulgeographische Fragen anschließen werden. Bei dieser Gelegenheit weisen wir auf die „Verhandlungen des Zweiten Deutschen Geographentages zu Halle" (Berlin 1882, D. Reimer) hin, welche nicht weniger als neun wissenschaftliche Vorträge brin-

gen, darunter den sehr bedeutenden von Prof. G. Gerland „Ueber das Verhältniß der Ethnologie zur Anthropologie“, worin er den oft verkannten Werth der Sprache für die Eintheilung der Völker hervorhebt und das einseitige Geltendmachen anthropologischer Resultate zurückweist. „Eine Systematik der Menschheit wird sich nur gewinnen lassen aus möglichst umfassender Gesammtbetrachtung, bei welcher zugleich Anthropologie, Linguistik, Geschichte und Kulturwissenschaft ihre Stimme abgeben und die ethnologische Kritik, indem sie diese Stimmen gegen einander abwägt, die Entscheidung trifft.“

— In Niederbayern sind kürzlich Lager von gold- und silberhaltigem Sande entdeckt worden, und zwar in einer Gneißschicht, welche in einer Länge von ca. 22 bis 27 km zwischen den Dörfern Innenzell (Bezirksamt Grafenau) und Zenting (Bezirksamt Deggendorf) der Granitformation eingelagert ist. 100 kgm Sand enthalten etwa 10 bis 15 g reinen Silbers und 2 bis 10 g reinen Goldes. In 4 bis 6 m Tiefe ist der Sand noch reicher.

— Nach einer Veröffentlichung des Münchener städtischen statistischen Bureaus, welche auszüglich in der „Allgemeinen Zeitung“ besprochen wird, gab es dort 1881 36 Brauereien, welche 671 769 hl Malz verbrauchten und 369 906 hl Bier exportirten, d. h. 27½ Procent ihrer Produktion. In München selbst wurden 1881 994 251 hl Bier (darunter nur etwa 20 000 hl fremder importirter Waare) im Werthe von fast 25 Millionen Mark verkauft, was einer täglichen Ausgabe der Bevölkerung und ihrer Gäste von rund 68 000 Mark oder einem jährlichen Konsum von 432 l auf den Kopf der Bevölkerung ohne Unterschied des Alters, Geschlechtes oder Berufes entspricht.

— Prof. Dr. Friedrich Simony in Wien hatte bereits vor vielen Jahren für den Zweck der Demonstration bei seinen Vorträgen eine aus eigenen Naturaufnahmen komponirte Landschaft in Farben ausgeführt, welche alle wichtigeren Gletschererscheinungen in einem einzigen großen Gesammtbilde zur Anschauung bringt. Dieses ca. 7 qm große Tableau, auf den Weltausstellungen von 1862 und 1873 prämiirt, hat namentlich von Seiten der Schulmänner den Wunsch angeregt, daß dasselbe in verkleinerter Form einer allgemeineren Benutzung zugänglich werde. Da einige Reproduktionsversuche nicht befriedigten, unterblieb die Veröffentlichung bis jetzt, wo die große Vervollkommnung des Lichtdruckes es gestattete, ein treues Facsimile der Landschaft unter dem Titel „Gletscher-Phänomene“ (Wien, E. Hölzel, Preis 4 Mark) zu publiciren. Ein begleitender Text bringt das hauptsächlichste über das Wesen und die allgemeiner vorkommenden Erscheinungen der Gletscher.

— Bekannt ist das Bestreben der großbritannischen Großgrundbesitzer, ihren Latifundien noch weitere Ausdehnung zu geben. Als ein Beispiel, wie dadurch das schottische Hochland entvölkert wird, konstatirt die Januar-Nummer des „Celtic Magazine“, daß die Bevölkerung von Argyllshire seit der Zählung von 1831 von 100 973 auf 76 468 Seelen herabgesunken ist. Da nun von letzterer Zahl 30 387 in den Städten wohnen, so bleiben für das Land nur 46 081 gegen 85 973 im Jahre 1831. Die Landbevölkerung hat sich also im letzten halben Jahrhundert um fast die Hälfte vermindert.

— Der italienischen Kammer ist nach der „Allgemeinen Zeitung“ Mitte Februar der Gesetzentwurf über die Bonificirung der römischen Campagna, welcher alles Gebiet in einem Umkreise von etwa 10 km um das Forum unterliegen soll, vorgelegt worden. Binnen Jahresfrist müssen die Eigenthümer erklären, welche Entwässerungen, Anpflanzungen, Straßenanlagen, Bauten u. s. w. sie auf ihren Grundstücken vornehmen wollen, und diese Vorschläge werden durch eine Kommission im Ackerbauministerium geprüft. Dann, 18 Monate nach Erlaß des Gesetzes, setzt das Ministerium die Eigenthümer von den auszuführenden Arbeiten, Kostenanschlägen und der präsumtiven Ausführungsfrist in Kenntniß. Unter Uebergehung der weiteren Bestimmungen sei nur noch hervorgehoben, daß nach Ablauf von fünf Jahren, nachdem der Entwurf Gesetzeskraft erlangt hat, die Benutzung der bezeichneten Ländereien zur Viehweide nicht mehr gestattet ist. Der eigenthümliche Reiz, den jetzt die Campagna ausübt, wird dann wohl zum größten Theile verschwinden; aber Rom wird nicht länger in einer unproduktiven und ungesunden Einöde liegen, und außerdem steht zu hoffen, daß bei den umfangreichen Erdarbeiten so manche vergrabene Reste des Alterthums ihre Auferstehung feiern werden, wie unlängst bei Fortifikationsarbeiten die Stadtmauern und sonstige Reste des früh zerstörten Antemnae.

— Die schon so lange geplante Trockenlegung des Kopais-Sees in Böotien, durch welche viel fruchtbares Land gewonnen und ein verderblicher Fieberherd vernichtet werden kann, soll neuerdings der „Allgemeinen Zeitung“ zufolge von einer griechisch-französischen Gesellschaft in Angriff genommen worden sein. Dieselbe erwartet jetzt 300 bis 400 Arbeiter aus dem vordern Kleinasien.

Asien.

— In der letzten Nummer des kürzlich unterdrückten Petersburger „Golos“ giebt Ingenieur Lessar in einem aus Askabad datirten Briefe seine Meinung über die Vereinigung des Aralsees mit dem Kaspischen Meere durch Einlenkung des Amu-Darja in sein altes Bett (Usboi) ab. Er hält das für unthunlich, wenn nicht ganz unmöglich und befürwortet anstatt dessen die Herstellung eines schiffbaren Bewässerungskanals zwischen den beiden Seebecken.

— In England wird jetzt an einem Fond gesammelt, der bereits über 400 Pf. beträgt, um dem bereits in Kleinasien gereisten Mr. Ramsay die Möglichkeit zu weiteren, namentlich archäologischen Untersuchungen daselbst zu gewähren. Er hofft im Frühjahr 1883 die Lage von Erythrae (Chios gegenüber) und Samos, dann die Katakekaumene im östlichen Lydien zu untersuchen und im Juni sich nach dem höher gelegenen Phrygien zu begeben. Dort ziehen ihn besonders das obere Mäanderthal, die Umgebung der Midas-Nekropole und die Marschlinie der Zehntausend zwischen Peltae und Thymbrium an.

— Ernst Häckel hat seine im vorigen Winter ausgeführte Reise nach Ceylon in der „Deutschen Rundschau“ beschrieben und diese Briefe, welche z. B. in der englischen Zeitschrift „Nature“ eingehende Beachtung erfuhren, jetzt unter dem Titel „Indische Reisebriefe“ (Berlin 1883, Gebr. Pätel) gesammelt erscheinen lassen. Es ist ein in bestem Sinne populäres Reisewerk und von besonderm Interesse, weil ein Naturforscher von Fach uns in das wunderbare Thier- und Pflanzenleben der herrlichen Insel und des umgebenden Meeres einführt, wie es überhaupt fast einen größern Reiz hat, die Schilderung selbst eines bekannten Landes durch einen Fachgelehrten zu lesen, als die eines neuentdeckten durch einen jener Reisenden von Profession, aber ohne specielle Vorbildung, wie sie jetzt leider mehr und mehr sich breit machen. Die gewählte Sprache Häckel's sei besonders hervorgehoben; er versteht es, seine Leser die Freude mitempfinden zu lassen, die ihn beseelte, als sein Jugendwunsch, die Tropen zu sehen, sich erfüllte, und seine Beschreibungen vermögen in seltener Weise Vorstellungen zu erwecken. Wir empfehlen die „Indischen Reisebriefe“ als ein edles und belehrendes Buch.

— Der Sekretär der Manchesterer Handelskammer fordert in einem Rundschreiben vom 5. Januar zu Geldbeiträgen auf, welche den durch seine kürzliche Reise durch Südchina bekannten Mr. Colquhoun in Stand setzen sollen, eine neue Forschungsreise und eine Eisenbahnaufnahme von Rangun in Britisch-Birma durch die Schan-Staaten nach dem südwestlichen China auszuführen und damit dem englischen Handel neue Gebiete zu erschließen. Die Kosten dieses Unternehmens werden auf nicht weniger als 140 000 Mark

veranschlagt, wovon die Kaufmannswelt die eine Hälfte, die Regierung die andere beisteuern soll.

Afrika.

— Die Bd. XLI, S. 256 erwähnte englische Gesellschaft zur Ausgrabung der Ruinenhügel im Delta des Nil hat ihre Arbeiten am Tel-el-Maschuta im Wadi Tumilat begonnen. Die Leitung führt Edouard Naville neben Prof. Maspero. An jener Stelle vermuthet man die Reste von Raamses, einer jener beiden Städte, welche dem Exodos zufolge von den Juden zwangsweise erbaut wurden, und hofft auf inschriftliche Funde, durch welche der Pharaoh des Moses identificirt, die Zeit der Knechtschaft und der Weg der fortziehenden Juden festgestellt werden könnte.

— In Harrar hat sich Pietro Saceoni niedergelassen (vergl. „Globus" XLII, S. 208) und bereits zwei Karawanen mit Waaren nach Zeila expedirt. Er beabsichtigt in Kürze das von Europäern bisher noch nicht betretene Land der Ogadin-Somali zu besuchen.

— Wie ein Telegramm aus Zanzibar meldet, ist am 8. November 1882 das Mitglied der deutschen ostafrikanischen Expedition Dr. Kaiser einem Schlagflusse erlegen. Die geplante Reise nach dem Moëro-See (s. oben S. 144) erleidet durch diesen schmerzlichen Verlust offenbar neuen Aufschub. Der Verstorbene, früher Assistent an der Sternwarte in Bonn, trat im Frühjahre 1880 an Stelle des ursprünglich in Aussicht genommenen Dr. med. Fischer jener Expedition bei und traf Anfangs Juni in Zanzibar ein. Auf dem Marsche in das Innere hatte er zuerst von heftigen Fieber- und Dysenterie-Anfällen zu leiden, nahm aber doch seinen Marsch bis zur Station Kakoma und später (1881) seine Reise zum Tanganjika-See auf und legte dieselben als Astronom von Fach durch eine Reihe von (noch unveröffentlichten) Positionsbestimmungen fest, wobei er der Stanley'schen Karte recht beträchtliche Fehler nachweisen konnte. Auch umfangreiche meteorologische Beobachtungen hat er angestellt. Den letzten Nachrichten zufolge hatte er am 1. September 1882 eine Reise nach der Landschaft Fipa angetreten, war aber unterwegs am Fieber erkrankt. Sein Verlust ist um so mehr zu beklagen, als nur die allerwenigsten Afrikareisenden so wie er zu brauchbaren astronomischen Beobachtungen befähigt sind.

— Lord Mayo beendete soeben einen längern Aufenthalt in dem Gebiete östlich von Mossamedes (Portug. Westafrika), wo er nicht nur der Jagd nachgegangen ist, sondern auch im Verlaufe mehrerer Ausflüge, bei deren einem er den Cunene überschritt, viel geographische Daten gesammelt hat.

— Am 19. December 1882 ist in Gegenwart einer staunenden Negermenge das erste Stück der französischen Senegal-Eisenbahn von ca. 2 km Länge eröffnet worden. Die Eingeborenen klatschten in die Hände und versuchten mit dem Zuge um die Wette zu laufen.

— Die französische Expedition unter Oberstlieutenant Borgnis-Desbordes (s. „Globus" Bd. XLII, S. 320) hat am 1. Februar Bamaku am obern Niger, wo sie eine Befestigung errichten soll, erreicht. Diese Nachricht brauchte vom Niger bis Paris nur zwanzig Tage.

— Mr. Deans Cowan, bekannt durch Reisen in Madagaskar, hat beschlossen, den Süden dieser Insel durch eine zwei Jahre dauernde Reise zu erforschen. Er verspricht sich davon gute Resultate namentlich für die Ethnographie und die Geologie, denn er wird Gegenden besuchen, deren Formationen andere sind, als dort, woher fast alle Handstücke unserer Museen stammen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Inselgruppen in Oceanien. Reiseergebnisse und Studien von A. Bastian. Mit 3 Tafeln (Berlin, Ferd. Dümmler 1883). Abermals eine neue Schrift des unermüdlichen Ethnographen, die sechste seit seiner Heimkehr von der letzten Reise. Es galt in der Südsee zu retten, was noch zu retten war, und so sehen wir denn hier von religiösen Traditionen und priesterlichen Geheimnissen der dahinsinkenden Naturvölker den Schleier entfernt; überall in der bekannten Weise des Verfassers mit Rücksicht auf den Vergleich: Tahiti, Tonga, Samoa, Fidschi, Neu-Seeland, Hawaii und der australische Kontinent kommen in dieser Art, theils nach gesammelten eigenen Erfahrungen, theils nach Excerpten aus selteneren Werken zur Behandlung. Von Belang ist das Vorwort mit reichlichen Anmerkungen, die Vorstellungen und den Aberglauben bezüglich der Menstruation behandelnd.

Oceane.

— Die letzte wissenschaftliche Fahrt des französischen Schiffes „Le Travailleur" fand vom 3. Juli bis 30. August 1882 statt (s. „Globus" XLII, S. 32 und 223) und berührte die Küsten Spaniens, Portugals und Marokkos, die Canarischen Inseln und Madeira. Man hatte beschlossen, bei Tage mit dem Schleppnetze zu arbeiten und bei Nacht zu fahren; aber wider alles Erwarten war das Wetter im Gascogner Meerbusen und an der portugiesischen Küste so schlecht, daß das Schiff wiederholt am Lande Zuflucht suchen und den Theil seiner Reise südlich von der Straße von Gibraltar sehr beeilen mußte. Trotzdem ist man mit den Ergebnissen zufrieden. 71 Mal wurde in Tiefen von 100 bis 3700 m mit dem Schleppnetze gefischt und zahlreiche neue Species erbeutet. Die Lothungen ergaben, daß sich der Nordküste Spaniens ein bis 20 Seemeilen vom Lande reichendes Plateau, das in regelmäßiger Weise bis zu 200 m sich senkt, vorlagere; an der portugiesischen Küste reicht es bei Kap Roca 5 bis 6 Seemeilen, bei Kap S. Vincent noch etwas weniger, an der marokkanischen Küste bis zum Kap Ghir hinab 15 Seemeilen seewärts. Jenseit dieses Plateaus ist der Meeresboden an der spanischen und portugiesischen Küste von überraschender Unregelmäßigkeit, voll von Bergen und Thälern und von ebenso wechselnder Beschaffenheit und Verschiedenheit der darauf lebenden Thierwelt. Anders ist die Küste Marokkos: ein regelmäßig sich senkendes Plateau, bedeckt mit einem weichen röthlichen Schlamm, in welchem neue Arten von Fischen, Krustenthieren und Mollusken hausen. In dem vulkanischen Gebiete der Canarischen Inseln nehmen die Unregelmäßigkeiten des Meeresbodens wieder bedeutend zu. Zwischen Teneriffa und Madeira fand der „Challenger" früher Tiefen zwischen 2500 und 4000 m. Ebenso lothete der „Travailleur" am 9. August südlich von Madeira 4512 m und fischte vorher 25 Seemeilen nördlich von Teneriffa (dessen Pik, nebenbei gesagt, augenblicklich zum ersten Male seit 1798 in Thätigkeit ist) in 3700 m Tiefe. Dann kehrte er rasch nach Lissabon und Rochefort zurück, wobei ihm nur gelegentlich noch einige Beobachtungen glückten.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIII. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Gallieni's Erforschungs-Expedition nach dem obern Niger.

(Nach dem Französischen des Kommandanten Gallieni.)

V.

Fangalla, oder vielmehr die Ruinen von Fangalla, zu finden war nicht leicht gewesen, und nur mit großer Mühe hatte Vallière einen Elephantenjäger von Badumbe aufgetrieben, daß er ihn durch einen Wald führe, in dem er sich erst mit Faschinenmessern einen Weg bahnen mußte. Fangalla war früher die Hauptstadt von Farimbula. Bevölkerte Dörfer erstreckten sich damals längs dem Bachoy und auf dessen üppig grünen Inseln; unaufhörlich durchschnitten die Pirogen der Malinke-Fischer seine Fluthen; riesige Herden des in ganz Kaarta und Bambuk berühmten Häuptlings weideten an seinen Ufern; ein Heer von Gefangenen bebaute diese Wüsten, die jetzt nur wilden Thieren aller Art zum Aufenthalt dienen; die Einwohner waren stolz auf ihren Reichthum, und ihr Muth kam ihrem Stolze gleich. Da fiel gegen 1850 der Prophet El Hadsch Omar an der Spitze seiner fanatischen Talibe-Banden mit Raub und Brand in das Land ein und zwang den alten Häuptling, der sich in seinen Inseldörfern verschanzt hatte, nach heldenmüthiger, 40tägiger Gegenwehr durch Hunger zur Uebergabe; dieser selbst rettete sich durch nächtliche Flucht in die Bambuk-Gebirge, die gesammte Besatzung aber mußte, da sie die Gnade des Siegers nicht annehmen wollte, über die Klinge springen. Heute herrscht, wie überall, wohin der Eroberer-Prophet gedrungen, in dem einst so blühenden Lande Elend und Verwüstung.

Piétri und Tautain langten erst am selben Tage wie Gallieni, freilich sehr früh Morgens, in Fangalla an, da ihr Führer gänzlich den Weg verloren hatte und sie so gezwungen waren, die ganze Nacht auf der Suche umher zu irren, bis sie sich, der vergeblichen Arbeit müde, mit geladenem Gewehr am Fuße eines Baumes niederließen und den Anbruch des Tages erwarteten. Hingegen war Vallière schon seit vier Tagen dort, hatte sein Croquis in Ordnung gebracht und die ganze Umgebung von Fangalla aufgenommen. Das Lager hatte er dicht am Ufer des Bachoy, gegenüber den prächtig bewaldeten Inseln Banta Gugu und Gugu Ba aufgeschlagen und durch die Tirailleure mit Zuhilfenahme der mächtigen Zweige dreier stattlicher Tamarinden zwei Hütten errichten lassen, deren eine einen angenehm kühlen Speisesaal, die andere ein eben solches Arbeitszimmer bildete. Bei seiner Ankunft hatte er sich in ein wahres Heer von Vierfüßlern jeder Art versetzt geglaubt: Herden von Antilopen flohen um ihn herum, Affen schnitten ihm von den Bäumen herab ihre Grimassen, Flußpferde grunzten ihn in drohender Weise an, Alle vereint betäubten ihn mit ihrem Geschrei und zwangen ihn und seine Begleiter eine ganze Nacht auf den Beinen zu bleiben, um jeder Eventualität begegnen zu können.

Fangalla scheint wie von der Natur zu der Niederlassung geschaffen, die Bafulabe mit Kita verbinden soll. Fast halbwegs zwischen beiden Orten, am Eingange zu der Wüste von Fuladugu gelegen, bietet es in einem den Fluß beherrschenden Thon-Plateau von ca. 15 m Ausdehnung eine günstige Lage für den Bau des Forts mit den nöthigen Magazinen, Ställen, Gärten u. s. w., und in Sandsteinbrüchen und Cedratbäumen von einem Querschnitt von

15 bis 20 cm im Geviert prachtvolles Material dar. Ueberdies hat es seine Geschichte, und zweifellos werden seine jetzt in die Ferne zerstreuten Einwohner zurückkehren um die reichen Inseln wieder zu bevölkern, sobald sie sich durch ein starkes französisches Fort gegen die Einfälle der Toucouleur-Banden geschützt wissen.

Der 10. und 11. April wurden thätig angewandt. Da Gallieni Kita auf dem kürzesten Wege erreichen sollte, so mußte er eine Fuhrt suchen, durch die er auf das rechte Ufer und zu dem Plateau, welches das Bachoy- von dem Baule-Thal trennt, gelangen konnte. Seit Mungo Park hatte kein europäischer Reisender diese Einöden durchschritten, und es fehlte besonders jede Kenntniß von dem Zusammenfluß des Bachoy und eines wichtigen Nebenstromes, den er nach der Aussage der Malinke-Jäger unweit Fangalla aufnehmen sollte. Die Auffindung der Fuhrt und die Rekognoscirung eines wüsten Gebietes, in dem mehrere wichtige Flüsse zusammentreffen, erforderten also besondere Maßregeln. Es wurde daher beschlossen, daß Vallière und Tautain mit den Malinke-Führern, die Alassan in Badumbe verschafft hatte, um einen Tagemarsch vorausgehen und Piétri, sobald er den richtigen Zeitpunkt gekommen glaubte, mit der nöthigen Mannschaft von dem Hauptzuge abschwenken und in einer ungefähr 20tägigen Expedition jenen Nebenfluß erforschen sollte, und so drang man denn, nachdem Lieutenant Marchi mit Karten, Verträgen und Berichten seinen Rückweg nach Medina angetreten, am 12. in die Wüste von Fuladugu ein.

Eine dichte Vegetation, in der Akazien mit starken, krummen Dornen überwogen, zwang den Zug sich möglichst nahe am Ufer zu halten und zwischen diesem und sich nur einen Streifen niedrigen, sumpfigen Landes, das Merkmal der Ueberschwemmung während der Regenzeit, zu lassen. Gegen 9 Uhr Morgens gelangte man zu den 12 bis 15 m hohen Fällen von Bili, die den oben beschriebenen von Guina sehr ähnlich sind. Weiterhin bot die Gegend an einigen Stellen absolute Nacktheit, an anderen wieder unberührten Urwald dar: Akazien, Tamarinden, Karites,

Fangalla.

Chadds, Feigenbäume bildeten mit ihrem dichten Laub und Gezweig, in welches sich unentwirrbare Lianen schlangen, für Reiter und Lastthiere ein höchst beschwerliches Hinderniß, in welches häufig mit Aexten und Faschinenmessern Bresche gelegt werden mußte. Ein Tirailleur, den Vallière dem Zuge entgegengeschickt, führte ihn an den für diesen Tag ausgesuchten Lagerplatz bei der Fuhrt von Tudora.

Am Mittag des nächsten Tages gelangte man wieder an das Ufer des Bachoy, gerade gegenüber der Fuhrt von Tukoto. Wie schon in Tudora, war es auch hier sehr schwer, bis an den Strand selbst zu dringen, umsomehr als die Vorhut keine Zeit gehabt, das Terrain von dem Dickicht zu säubern, sondern sich beeilt hatte, den Strom zu durchschreiten um die Fuhrt zu rekognosciren. Sofort machte man sich also daran, damit aufzuräumen und in einer Stunde war die ganze Karawane, Menschen und Thiere, im Bivuak untergebracht.

Eine Felsbank bildete den unregelmäßigen Grund des Bettes und hob dies bedeutend empor, während eine ca. 80 m breite Insel die Wasser in zwei Arme theilte, deren rechter einen tiefen, von einer 6 bis 8 m hohen Thonmauer umgebenen Kessel ausgewaschen hatte. In der Regenzeit waren Insel und Kessel bedeckt, jetzt mochte der Strom 500 m breit sein. Bedeutend war die Tiefe nicht, sie betrug nur 40 bis 60 cm, wohl aber konnten die schlüpfrigen, durch unsichtbare Löcher getrennten Steine die Lastthiere zu Fall bringen. Man mußte also das Gepäck auf dem Kopf hinübertragen und für den Uebergang sowohl an beiden Enden der Fuhrt als auch auf der Insel Vorbereitungen treffen. Die Tirailleure, Laptots und Eseltreiber machten sich ans Werk und theilten sich in die Arbeit; während die einen mit der Hacke in der Hand einen Zugang zum Flußbett herstellten, bahnten die anderen mit Axt und Faschinenmesser einen Weg durch den Urwald, der die Insel bedeckte; die Laptots endlich schlugen die Absteckpfähle ein.

So war Alles vorbereitet um am 14. bei Tagesanbruch den Marsch beginnen zu können. Zuerst setzte sich Piétri mit seiner kleinen Truppe in Bewegung. Er hatte die letzten Instruktionen für seine Special-Mission empfangen, die Gallieni so wichtig schien, daß er ihm Alassan mitgab,

obgleich dieser für ihn selbst nöthig war; an seine Stelle trat nun der alte Sambo Uri.

Dann überschritt, um den Zug am rechten Ufer in Empfang nehmen und den Uebergang auf jener Seite überwachen zu können, Dr. Bayol den Strom. Ihm nach die erste Sektion; alle Eseltreiber schritten, das Gepäck auf dem Kopfe, ins Wasser und gaben sorgfältig Acht nicht auszugleiten; drüben wurden sie von Bayol in den oben erwähnten Felskessel geführt, den er als Lagerplatz ausgewählt hatte. Nach Transportirung des Gepäckes wurden die Esel nachgeholt, und so ging es für jede Sektion. Darauf kamen die Spahis und Maulesclführer, jeder sein Thier an der Hand und den Sattel auf dem Kopfe. Den Beschluß machte Gallieni selbst barbeinig und barfüßig, wobei er sich zur Sondirung des Grundes auf einen Stab stützte. Um Mittag war der Uebergang bewerkstelligt: 650 Gepäckstücke und 400 Pferde, Maulthiere, Rinder, Esel waren über den breiten Strom geschafft. Die außergewöhnliche Anstrengung und den dabei an den Tag gelegten guten Willen und Eifer der Mannschaft lohnte eine doppelte Ration Fleisch und Reis. Der Wunsch aber, am selben Tage noch weiter zu kommen, scheiterte an der Erschöpfung der Eseltreiber.

Am 15. marschirte man, indem man der immer mehr südsüdöstlich werdenden Richtung des Thales folgte, bis zum Dorfe Kobabulinda, welches nach dem gleichnamigen, in der Regenzeit an 30 m breiten, jetzt aber trockenen Fußes zu durchschreitenden Flusse heißt, an dessen Mündung in den Bachoy es liegt. Unterwegs hatte man von dem erklommenen Plateau aus die Stätte des alten Kore-Koro gesehen; dieses große Dorf, welches bei einem ersten Angriff Alpha Usman, den mit der Eroberung Fuladugus beauftragten Officier El Hadsch Omar's, zurückgeschlagen hatte, war einem zweiten Sturm unterlegen und, wie Fangalla, von seinem fanatischen Besieger in Grund und Boden verwüstet worden.

Der Versuch eines der Führer, Abdulaje, eine Herde von Dumsa-Antilopen, die zur Tränke am Ufer versammelt waren, zu erjagen, scheiterte an der Schnelligkeit der Thiere.

Die Bili-Fälle.

Abdulaje ist ein 1,90 m großer wohlproportionirter Bambara, mit sympathischer Physiognomie und eher europäischen als Negerzügen, ein als Führer sehr werthvoller Mann; oft wußte er selbst den Weg nicht, aber stets machte er, Dank seiner großen Vertrautheit mit Wald und Wüste, die Irrthümer der anderen Führer wieder gut. Um nun Lebensmittel heranzuschaffen, machte sich am Nachmittag Bayol mit Sambo und den nöthigen Maulthieren nach Kore-Kura (d. h. Neu-Kore) auf, einem kleinen, von vertriebenen Einwohnern des alten Kore gegründeten Dorfe. Hier hatte Lieutenant Marchi bei seinem Vorstoß, den er auf Kita zu gemacht hatte, 200 bis 300 Maß Hirse (zu etwa zwei Liter) aufgekauft und bis zum Eintreffen der Expedition unter der Obhut des Häuptlings gelassen. Bei Bayol's Erscheinen hatte fast die ganze Bevölkerung die Flucht ergriffen und nur mit großer Mühe gelang es ihm, sich mit dem Häuptling zu verständigen.

Am nächsten Tage wurde aufgebrochen, nachdem man einen Brief erhalten, in welchem Vallière ankündigte, daß man dicht vor der Grenze von Fuladugu stehe und daß man in einem kurzen Tagemarsch nach Goniokori, der Hauptstadt dieses Malinke-Staates gelangen könnte. In der That erreichte man diesen Ort nach Ueberwindung einiger, nicht gerade beträchtlicher Terrainschwierigkeiten. Er besteht aus drei Dörfern, die 300 bis 400 m von einander entfernt sind, und liegt in einer kleinen sehr fruchtbaren und mit prachtvollen Bäumen bestandenen Ebene. Der schöne Gebirgsstock von Badugu im Norden, der Pik Gotekru im Osten, ein Felsplateau im Süden und der Bachoy im Westen begrenzen dieselbe, während ein von grünendem Gebüsch eingesäumter Wasserlauf mitten hindurch fließt und nicht weit davon in den Strom mündet. Die drei Dörfer haben vereint kaum mehr als 500 Einwohner, und doch stellen sie die Hauptstadt von Fuladugu dar, dieses ausgedehnten Landes, welches alle Gebiete zwischen Kaarta, Beledugu und Manding umfaßt. Diese Zahl zeigt, in welche Erniedrigung und Entvölkerung diese unglückliche Nation seit den Kriegen gefallen ist, welche sie erst gegen die Bambaras und dann gegen die mohammedanische Invasion geführt hat; es ist ein zu Grunde gerichtetes Volk. Uebri-

Lager am Ufer des Bachoy.

gens besitzt der Häuptling von Goniokori, Bulunkun Dafa, keine andere Autorität als die über seine 500 Unterthanen; obgleich er der Erbe der Herrscher des alten Fuladugu ist, haben sich die anderen Häuptlinge, seine Ohnmacht und die Zerstückelung des Landes benutzend, seiner Oberherrschaft entzogen und leben unabhängig auf ihren kleinen Gebieten.

Als Vallière am Tage vorher angekommen, war er sehr überrascht von der Armseligkeit und Barbarei dieses Repräsentanten der alten Könige des Landes, den man sich als reich und mächtig vorgestellt hatte. Der Empfang, den er jenem bereitete, zeigte Gleichgültigkeit und sogar etwas Furcht. Obgleich ihn Gallieni durch seinen ziemlich intelligent scheinenden Sohn, der ihm bis Tudora entgegen gekommen war, darauf hatte vorbereiten lassen, daß die französische Expedition käme um sich mit ihm gegen seine natürlichen Feinde, die Toucouleurs, zu verbünden, verursachte ihm die große Menge der Besucher mehr Schreck als Freude; er verstand augenscheinlich gar nicht, um was es sich handelte, und ließ die Sache mit einem Gemisch von Resignation und Stumpfheit über sich ergehen.

Desto lärmendere Geschäftigkeit entwickelte sein Bruder, der eines der drei Dörfer unter sich hatte; doch merkte man bald, daß dies Uebermaß in Worten und Gesten bei ihm wie bei einer alten Negerin, die ihm wie sein Schatten folgte, das Resultat übermäßigen Genusses von Dolo, einem aus gegohrener Hirse bereiteten Schnaps, war. Da also mit diesem königlichen Trunkenbold nichts auszurichten war, so wandte sich Gallieni an einen Greis, der die Fremdlinge mit einem gewissen Interesse betrachtete und sich bemühte, die neugierigen Weiber und Kinder zu entfernen. Von diesem erfuhr er, daß da, wo man unter drei prachtvollen Wollbäumen das Lager aufgeschlagen, die Hütte des alten Fuladugu-Königs Mansa Numma gestanden habe. „Einst“, erzählte er, „als ich noch nicht geboren, erschien ein Mann mit fremdem Gesicht am linken Ufer; er schrie in einer unbekannten Sprache und als er sah, daß man seine Worte nicht verstand, sprang er in den Fluß und kam mitten unter den Notablen an, die ihn am Strande erwarteten. Man gab ihm eine Hütte für die Nacht, brachte ihm Kuskus und Milch und nahm ebenso noch viele weiße Männer auf, die am nächsten Tage nachkamen. Dieser weiße Häuptling hat sich gut und großmüthig gezeigt und den freundlichen Empfang mit einem prachtvollen silbernen Armband belohnt, welches seitdem immer von dem Haupt der königlichen Familie getragen wurde, bis es El Hadsch mit anderen Schätzen nach Segu entführte. „Ihr“, schloß er, „seid reicher als jener erste Weiße, und ihr werdet sicherlich das verlorene Armband durch schönere Geschenke ersetzen.“ Dieser Bericht erfüllte die Reisenden mit Freude, war es doch das erste Mal, daß sie Spuren von Mungo Park fanden, und konnten sie doch stolz darauf sein, an derselben Stelle zu ruhen, wo 75 Jahre vor ihnen der berühmte Schotte sein Lager gehabt, und die seitdem kein Europäer wieder betreten hatte! Ein Nachschlagen in dem Reisebericht dieses Forschers ergab übrigens ein Detail, welches der alte Malinke wohl nicht unabsichtlich verschwiegen hatte; es handelte sich nämlich um nichts weniger als die Plünderung des Reisenden durch die Ahnen des jetzigen Häuptlings.

Der Führer Abdulaje.

Die Unterhandlungen über den abzuschließenden Vertrag führte Gallieni dem verständnißlosen Bulunkun Dafa gegenüber natürlich nicht mit allzu großer Höflichkeit. Zu seinem großen Erstaunen aber erhob sich dieser, als von Errichtung eines Forts in Goniokori die Rede war, von seiner Matte, sprach mit außerordentlichem Enthusiasmus vom Gouverneur, dessen unterthänigster Diener er fortan werden wollte, und stellte für den Bau seine Person, seine Unterthanen und sein ganzes Land zur Verfügung. Als Anerkennung seines guten Willens wurden ihm zwei tüchtige Stück gelben Stoffes — diese Farbe wird in jenen Gegenden sehr hoch geschätzt — und auf seine inständigen Bitten eine große Flasche Tafia geschickt. Erst am Abend erfuhr man den Grund dieser ungewöhnlichen Dienstwilligkeit: er fürchtete, man könnte sich bewegen lassen, das Fort in Woro zu erbauen, einem kleinen Dorfe, durch welches man Tags zuvor gekommen, und dessen Häuptling schon Anerbietungen hierfür hatte machen lassen.

Vallière und Tautain hatten das Badugu-Gebirge bestiegen, um sich von der Konfiguration des Landes zu unterrichten. Von dort hatten sie das schöne Panorama des Bachoy-Thales, der Ketten von Gangaran und der Höhen von Fuladugu geschaut und konstatiren können, daß das Thal durch das Felsplateau im Süden gänzlich versperrt

ist, da der Fluß hier ein kaum 100 m breites, auf beiden Seiten von hohen, zwischen sich und dem Wasser nicht den geringsten Raum lassenden Sandsteinklippen eingefaßtes Defilé bildet. Um sich aber von der wirklichen Unmöglichkeit, hier weiter vorzudringen, zu überzeugen, versuchten die beiden Officiere einen Vorstoß in das hohe Gebüsch und die großartige Vegetation, welche die Ufer des Bachoy bedeckte, wurden aber bald durch ein Gewirr von Felsblöcken und Baumstämmen ohne Gleichen gezwungen, von ihrem Vorhaben abzustehen.

Man schlug also eine östliche Route nach Manambugu ein. Dieses kleine Dorf mit schwachem Tata liegt zwischen dem Pik Gotekru und hohen Bergen am Ende eines entzückenden Thales. Die glücklichen Einwohner dieses hübschen Erdenwinkels sind kaum 350 Köpfe stark und ähneln in nichts ihren barbarischen Nachbarn von Goniokori; sie sind sanftmüthig, zurückhaltend und fast bekleidet. Ihr Häuptling, ein viel gereister und von seinen Unterthanen geliebter Greis, zeichnete sich durch ein intelligentes Gesicht aus und erinnerte in seiner ganzen Erscheinung an die Patriarchen der Bibel.

Dem Marsch des nächsten Tages bereitete der Kenjeko, ein zwar nur 15 bis 20 m breites, aber 5 bis 6 m tiefes Gewässer, einige Schwierigkeit, die aber durch die Tirailleure unter Leitung des Sergeanten Sadioka und des Korporals Bénis beseitigt wurde. Diese erbauten eine Gelegenheitsbrücke, indem sie hüben und drüben zwei tüchtige Bäume fällten, sie in Form eines Kreuzes in das Bett warfen, die Schenkel dieses Kreuzes mit starken Aesten, belaubtem Gesträuch und Bambu füllten und das Ganze mit einer Schicht von Kieseln und Erde bedeckten. Bequem gelangte der Train hinüber, überschritt dann einen sich 50 m über das Plateau erhebenden Felsstock, durchwatete den Bancholle-Bach und erreichte den Fluß Serinafara, an dessen linkem Ufer das Lager aufgeschlagen wurde. Leider sollte die Ruhe nicht von langer Dauer sein. Gegen 2 Uhr

Das Dorf Manambugu.

Nachmittags erhob sich plötzlich im Osten eine riesige Rauchsäule, die ein brennender Wind dem Lager zutrieb. In kurzer Zeit langte der Brand beim Gepäck an und das furchtbare Knattern der Flammen, welche in den Bambu und dem hohen Grase wütheten, ließ ein großes Unheil befürchten. Sofort ließ Gallieni den Generalmarsch blasen und, wie er das bei einer frühern Gelegenheit eingeübt, versammelte sich in einem Augenblick die ganze Mannschaft um ihn; die Tirailleure und Laptots stürzten sich mit Zweigwedeln dem Feuer entgegen, während die Spahis und Treiber sich beeilten, Thiere und Ladung auf das andere Ufer zu schaffen. Erst um 5 Uhr war die Gefahr vorüber, nur die großen Bäume ließen in der Nacht noch ihre glühenden Stämme leuchten.

Von Serinafara bis zum nächsten Nachtquartier, Budowo im Lande Kita, war ein zwar leichter aber langer Tagemarsch und das Leiden, welches man schon früher an den Eseln konstatirt, hatte sich so bedenklich verschlimmert, daß hier vier von ihnen starben; das Werfen einer Eselin gab zwar Anlaß zu großer Freude unter den Treibern, gewährte aber keinen Ersatz. Es galt also, möglichst schnell eine längere Ruhepause eintreten zu lassen. Zum Glück brachte ein kurzer Marsch nach dem zunächst beabsichtigten Ziele, Makadiambugu am Fuß des berühmten Kita-Berges, wo die Expedition eine gute Woche bleiben sollte. Tokonta, der jugendliche, intelligente, kräftig gebaute Häuptling dieses Dorfes, empfing die Reisenden mit vollendetster Höflichkeit und großen Freudenbezeigungen, welch' letztere allerdings, ebenso wie die der gesammten Einwohnerschaft, zum großen Theile seinem Sohne Ibrahima galten, der neben Gallieni ritt. Die sehr geräumige Hütte jedoch, die für die Fremdlinge errichtet worden war, schien dem Leiter der Expedition zu nahe am Dorfe und er befahl daher, das Lager 300 bis 400 m entfernt davon mitten in der Ebene aufzuschlagen.

Ueber den Bucsecs nach Sinaia.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

II.

Der Bucsecs ist kein Berg, sondern ein Gebirgsmassiv wie das Todtengebirge, das Tännengebirge in den Alpen und stellt sich dar als eine 6 bis 7 km breite und doppelt so lange, fast nach allen Seiten steil abbrechende Massenerhebung. Die breite Oberfläche erscheint als eine von Nord nach Süd von der Jalomitza durchflossene Mulde, deren mehr oder weniger ungleichmäßig ansteigende, und mehr oder weniger durch die Erosion ausgemeißelte Wandungen meistens mit Gräsern und Alpenkräutern bedeckt sind und nur in den tieferen Furchen an der Jalomitza und ihren Seitenbächen Fichtenwald zeigen. Der bequemste und öfter beschriebene Weg [1]) auf diesen Höhen führt von Törzburg aus durch das Thal Simonu am Westabfalle des Massivs empor gegen den am Rande desselben gelegenen Grenzposten Strunga (1905 m), die steilsten und imposantesten Steilwände liegen im Nordosten in der Umrandung des Karaiman (2495 m); gegen das Valé Acerbului. Der Bucsecs ruht auf Glimmerschiefer, der an der Westseite bis nahe unterhalb der Strunga unter den gegen die Jalomitza hin einfallenden Kalkbänken hervortritt, die Hauptmasse des Gebirges besteht aus Konglomeratbildungen von sehr wechselnder Zusammensetzung und nicht leicht zu enträthselnder Tektonik. Zwischen La Omu und Karaiman bemerkte ich an einer Stelle Bänke, die ebenfalls nach der Jalomitza zu einfielen und von Südwest gegen Nordost aufgerichtet schienen, so daß sich hüben und drüben die Abhänge als aus den Schichtenrücken der gegen die Jalomitza geneigten Bänke darzustellen schienen.

Das Panorama von La Omu über die fahlen Grasflächen nach Süden hin hat etwas Monotones und Langweiliges; hinter den weit verzweigten Vorhöhen liegt in schimmerndem Dunste die Ebene. Fesselnder ist das Bild, welches das Burzenland und seine Umgebungen bieten, obschon sich dieselben vom Zeidener Berge aus gesehen entschieden weit wirkungsvoller gruppiren. Erst in einiger Entfernung vor dem breiten Buckel des Gipfels gewinnt man einen wirkungsvollen Einblick in die von Norden und Nordosten in das Massiv hineingreifenden, wilden Schluchten. Drei aus einem thonigen Sandstein bestehende Steinblöcke, von denen der größte höher war, als ich mit der Bergstange reichen konnte, gewährten gegen den noch immer heftig brausenden Sturm einen willkommenen Schutz. Merkwürdig war mir trotz der Vertrautheit mit den viel barockeren Formen verwitternden Sandsteins bei der völlig homogenen Masse die, wenn auch schwache, immerhin erkennbare halsartige Ausschweifung des größten Blockes, und ebenso am Rande einer treppenartig abbrechenden Gesteinsplatte die an die Hohlkehle einer Schneeschanze erinnernde Schweifung. Mir fielen die Worte des Professors Reistenberger aus Hermannstadt ein „Andrae wollte am Bucsecs Gletscherspuren erkennen, wir hielten's für Wirkungen des Regens", obwohl ich an diesem Platze weder für die eine, noch für die andere Auffassung einen Beleg finden konnte.

Wir waren nach einem forcirten, fast fünfstündigen Marsche auf La Omu kurz vor 3 Uhr angelangt und brachen bald nach 4 Uhr auf nach dem in etwa 1700 m Meereshöhe an der Jalomitza gelegenen, in der Luftlinie von La Omu nur $5^1/_2$ km entfernten Felsenkloster Scitta Jalomitza. Von dem Rücken, auf dem wir entlang schritten, hatten wir anfänglich noch den Einblick in die Hochgebirgsschluchten der Gaura und die Wandungen von Acerbului, bald aber überschritten wir breite, wellige Flächen oder rannten auch wohl, den Bergstock nach Art eines Ruders hinter uns haltend, über die mäßig geneigten Grasflächen dahin. Wir mochten zwei Drittel unseres Wegs zurückgelegt haben, als ich Andras zu Liebe bei einer schmutzigen Stina Halt machte. Während Andras in die Hütte ging, betrachtete ich mir einen auf die Neige gehenden Bestand von Knieholz, mit dem man umgegangen war, als ob in der Umgebung die größten Holzvorräthe zur Hand seien.

„Domnule! Domnule!" schallte es aus der Hütte und auf diese, einem an die schlesischen Deminutiva gewöhnten Ohre eigenthümlich weich klingende Anrede folgte aus dem Munde eines alten, freundlich winkenden Hirten eine mir unverständliche Fortsetzung. Als ich das dem Hüttenbewohner, so gut oder so schlecht ich's vermochte, auseinandersetzte, tönte mir aus dem halbdunkeln, an einer Seite offenen Vorbau der Holzbaracke ein: „Parlez français, Monsieur?" entgegen. Die Worte kamen aus dem Munde eines rumänischen Popen, der in Begleitung seiner jungen, bildschönen Frau Käsevorräthe einkaufte, oder soll ich sagen, darum feilschte. Die Gattin saß in ihrem großkarrirten, nach französischem Schnitt gemachten Kleide ganz behaglich zwischen den schmutzigen Steinen. Was mir außer ihrer Schönheit am meisten auffiel, war ein großes, rechteckiges Loch in ihrem Kleide und zwei sicher einst recht kostbare Pantoffeln, aus denen vorn die Spitzen der kleinen Füße hervorschauten in Strümpfen, die einmal weiß gewesen sein mochten. Mit dem Popen war ich bald in vollster Unterhaltung, nachdem ich ihm auf seine Bemerkung, er spräche leider kein gutes Französisch, zum Troste versichert hatte, das sei mir äußerst angenehm, da habe ich nicht nöthig mich zu geniren. Zunächst mußte ich die schon zu Homer's Zeit üblichen Fragen nach meiner Heimath und dem Zweck und Ziel meiner Reise beantworten. Mein Bericht interessirte den Popen höchlich und neugierig umstanden ihn die männlichen und weiblichen Bewohner der Hütte, ihn mit Fragen bestürmend, was ich denn wichtiges erzähle. Wenn der Pope über irgend eine, nach meiner Ansicht ganz gleichgültige Bemerkung lachte, so lachten einige der übrigens merkwürdig häßlichen Bewohner mit, schon bevor der Pope zum Dolmetschen kam, was mir einen so eigenthümlichen Eindruck machte, daß ich mich des Lachens kaum erwehren konnte. Viel Fröhlichkeit um nichts! Der Pope erklärte, daß er in der Nähe des Felsenklosters in einer Hütte übernachten werde und daß es ihm eine Ehre sein solle, mich im Kloster einzuführen. So brachen wir denn unser vier auf, und darunter sogar eine Dame, die, mit den zerrissenen Pantoffeln in der Hand, graziös auf Strümpfen nicht bloß über die Grashänge hinlief, sondern auch über steile

[1]) Siehe die Literatur in der Anmerkung.

Felsen kletterte, wie ich das am Ende unserer unter lebhaftester Konversation fortgesetzten Wanderung zu beobachten Gelegenheit hatte. Was wir über Berg und Thal, Länder und Völker dort oben auf dem Bucsecs radebrechten, ist gottlob vom Bergwinde verweht; in lebhafter Erinnerung ist mir noch eine kurze komische Episode unserer Unterhaltung über das Kloster, auf dessen eigenthümlichen Charakter mich der Pope aufmerksam machen wollte.

Monsieur c'est une cave, begann der Pope und suchte mir seine Worte durch lebhafte Gestikulationen noch deutlicher zu machen. Une caverne replicirte ich, um anzudeuten, daß ich verstanden habe; un antre, une grotte, fuhr der Pope fort, une — une — une chose admirable! Seinen Geberden nach ging ich einem Weltwunder entgegen! Er verzog das von einem langen Bart umrahmte Gesicht und gestikulirte mit Armen und Beinen, so daß unter den auseinanderfliegenden Schößen des langen kaftanartigen Rockes die Pluderhosen sichtbar wurden, welche in Halbstiefeln, natürlich mit heraushängenden Strippen, steckten.

Wir wanderten weiter über die Grashänge, inmitten deren sich hin und wieder dunkle Knieholzgebüsche erhoben, betraten den Fichtenwald und standen nach kurzer Wanderung vor einem stinenartigen Holzhäuschen. In der Nähe desselben erblickten wir auf dem Rasen vor einem riesigen Folianten und einem emeritirten Strumpfe kauernd die Gestalt eines alten Mönches oder „Kalugers“. Der Alte erhob sich und hieß uns willkommen. Mein beredter Pope stellte mich als einen Mann vor, der alle Berge und alle Pflanzen und Thiere kenne. Mir fielen Klopstock's ironische Worte „der Schule Meister kennt“ u. s. w. gerade ein, und ich freute mich in meiner Seele, daß der Pope so unverschämt aufschnitt. Als ich dem mich erstaunten Blickes betrachtenden Kaluger auf seine Frage, ob ich ein Doktor sei, eine bejahende Antwort gab, zeigte sich der Alte so von Hochachtung durchdrungen, daß ein doctor in absentia hätte hochmüthig werden können. Der Pope und seine Gattin, obwohl am heutigen Ziel ihrer Reise angelangt, geleiteten mich bis zum Kloster, zu dem der Kaluger uns anfänglich auf einem Umwege führen wollte, da er mir, wie er meinte, eine Kletterpartie nicht zumuthen könne. Wir stiegen, als der Graubart wegen seiner Besorgniß beruhigt war, über eine niedrige Felswand hinab zur Jalomitza, die sich gerade durch ein prächtiges Felsenthor hellgrauer Kalkwände gestürzt hatte, überschritten auf schmalem Stege den Bach und stiegen an der andern Seite ein wenig empor zu einem Kirchlein, das im Vordergrunde einer 100 m tunnelartig in den Berg hineinführenden Höhle erbaut ist. Quer vor dem Eingange zu dem Kirchlein, das schon unterhalb der sicher 10 m hohen Wölbung liegt, streckt sich ein niedriges, einstöckiges Holzhäuschen, in dem sich eine Reihe von kleinen, höchst primitiv eingerichteten Zellen befindet. Die Zellen waren leer, da die meisten der hier oben weilenden Heiligen [1]) in die Thäler hinabgestiegen waren, um milde Gaben einzusammeln. Der Kaluger ließ mich durch den Popen sondiren, ob er mir eine solche Zelle wohl anbieten dürfe. Als ich zwei Pritschen, einen Bretterverschlag an der Wand, und vor einem nach der Jalomitza zu gelegenen Fensterchen einen Schemel und ein Holztischchen mit einem Zinnleuchter nebst Talglicht erblickte, erklärte ich dem Popen, daß mir die Zelle als eine chose admirable erscheine, und daß ich es dankbar anerkenne, wenn mir und Andras dies Logement für die Nacht eingeräumt würde. Als der Pope sich verabschiedet hatte, setzte ich mich, während Andras und der Kaluger Feuer anmachten, vor das Thor und schaute auf den rauschenden Bach und die Kalkwände, welche am linken Ufer mit Fichten geschmückt aufragten und sich über mir mächtig hervorwölbten. Im Süden zogen wieder dunkle Wolkenmassen herauf und wälzten sich bereits gegen den Rand des Bucsecsmassivs; heute fühlte ich mich geborgen! Da Andras die von mir gekochte Bouillon gegen den Kaluger lobte, und der Alte das Getränk neugierig betrachtete, executirte ich meine Kochkünste zweimal und lud den Alten ein sich zu uns an den Tisch zu setzen. Nach einiger Ziererei holte er einen Schemel, und so placirten wir uns an den lange nicht gescheuerten Holztisch um die Flamme des Talglichts, tranken, da wir uns gar zu schlecht verständigen konnten, schweigend unsere Bouillon und nickten uns durch den Rauch der von mir offerirten Cigarren verständnißinnig zu. Was der Kaluger und Andras gedacht haben mögen, weiß ich natürlich nicht; ich betrachtete bald den in seinem härenen Gewande dasitzenden Greis, der auf dem von langem grauem Haupt- und Barthaar umwallten Kopfe eine hohe Filzkappe trug, bald den tief brünetten Szekler in seiner kurzen abgerissenen Soldatenjacke, und dachte mir, daß wir in einer für diese Gegenden jedenfalls seltenen Eintracht zusammensitzenden Vertreter dreier Nationen ein eigenthümliches Genrebild abgeben müßten in unserer Holzbude, unter der mächtigen Höhle, die oft erhellt wurde von dem magischen Schein der hell aufflammenden Blitze. Der Alte verabschiedete sich mit tiefem Bückling; Andras legte sich auf eine Pritsche, schnarchte, als ob er die ganze Holzbude durchsäge und fuhr einmal wie zur Abwehr gegen einen eindringenden Feind so wild empor, daß ich mich entsetzt von dem kleinen Guckfenster nach dem sogleich wieder ruhig Schlafenden umwandte. Nachdem ich mein Tagebuch geordnet und den mir zum Lager bestimmten Schafpelz mit Insektenpulver gründlich bestreut hatte, legte ich mich auf meine Pritsche und schlief vortrefflich bis zum nächsten Morgen.

Nach einem gemeinsamen Frühstücke, zu dem bei der anscheinend tiefsten Ebbe in den Vorräthen des Klosters mein Reiseproviant diente, besichtigte ich die Höhle und verabschiedete mich von dem jede Bezahlung abwehrenden Kaluger mit Cigarre und Händedruck. Andras und ich wanderten thalabwärts an einer mißglückten Versuchsstelle auf Gemüsebau vorüber (zwischen 1600 und 1700 m!). Wir überschritten die Jalomitza und gingen an ihrem linken Ufer südwärts. Mehrmals zeigte sich ein trockener und unebener, von tief ausgetretenen Viehsteigen durchschnittener Grasboden, der noch erkennen ließ, daß hier früher mooriges und von Knieholz bestandenes Terrain gewesen war, inmitten der Fichtenregion. Links neben uns kreisten Geier über einem bei einem Aas beschäftigten großen Schäferhunde, sonst war keine Spur von Leben in den vereinzelten Parcellen von Fichtenwald und den sie breit umrahmenden Grasrücken sichtbar. Wir durchschritten einen Waldstreifen und kamen über einen Rücken, von dem aus wir das noch 5 km von uns entfernte, zwischen schroffen Felsen und Waldhängen tief einschneidende Ausgangsthor der Jalomitza aus der Prairienwelt des Bucsecs sehr gut betrachten konnten, in eine 2 bis 3 km breite und 6 km lange Thalmulde, welche durchflossen wird von einem nirgends felsige Ufer bildenden, wasserarmen Bache, einem Zuflusse der Jalomitza, und mit halb trockenem, graugrünem Grase bedeckt war. Da auch der Außenrand des Massivs eine wenig undulirende Linie bildet, so bot das Thal, durch welches der sonnenbeschienene Pfad in möglichst großen Bogen hinführte, ein Bild unbeschreiblicher Langweiligkeit. In meinem Szekler mußte sich noch nach Jahrhunderten der Steppen-

[1]) Ihre Vergangenheit soll oft eine sehr zweifelhafte sein.

sohn regen, denn er blieb stehen und sagte, um sich mir verständlich zu machen auf rumänisch, „bun!“ Ich bestritt ihm das nicht, bog aber, da ich von der Hochregion und den im Grase lärmenden Grillen nichts mehr wissen mochte, ohne den Platz des Abstiegs vom Rande des Massivs zu kennen, vom Pfade ab und schritt über den Bach und quer durch das Thal. Nahe am Außenrande des Bucsecs trafen wir unvermuthet zwei im Grase liegende Hirten und standen, von diesen über den Abstieg belehrt, nach 15 Minuten einem völlig veränderten, überraschenden Panorama gegenüber. Ueber steile Felsen und Waldhänge blickten wir 1400 m hinab ins Prahovathal, aus dem die schimmernden Häuser Sinaias heraufgrüßten, und hinüber auf die am linken Prahovaufer zu stattlicher Höhe mit grasbewachsenen Kuppen aus der Waldregion hervorragenden Berge. Im Angesichte des unmittelbar unter uns liegenden Reiseziels ward der Wein bis auf die letzte Neige getrunken, dann schritten wir neu erfrischt weiter, langsam durch die Felspartien, im Trabe über die Grasflächen bis an die Waldgrenze. Ein Pfad führte vom sogenannten Reitwege links steil hinab in den unteren Theil der Bucsecsschlucht, Piatra arse. Unter Fichten, bald unter prächtigen Buchen und Tannen, an denen sich auffallend oft die leierartig gebildeten Kronen zeigten, die entstehen, wenn der Längstrieb zerstört wird und zwei oder mehr Seitentriebe sich umbiegen und vertikal fortwachsen, schritten wir steil hinab. Der Pfiff der Lokomotive, das Krähen der Hähne drang an unser Ohr, an einer Stelle im Walde wurden Lehmziegel bereitet, an einer andern Marmorblöcke gebrochen. Bessere, fast promenadenartige Wege, einige Wegweiser und Ruhebänke offenbaren die Nähe eines civilisirten Ortes.

Der Wald öffnet sich und vor mir liegt ein mit zwei Kuppeln geschmücktes, stattliches Klostergebäude, umgeben von weißgetünchten Wohnhäusern, Speichern und Ställen. Sechs Dorobanzen in engen, aus filzartigem Stoffe verfertigten Hosen und langen, blauumsäumten, durch breiten Gurt zusammengehaltenen Kitteln, umstehen als drei Doppelposten mit aufgepflanztem Bajonett den Gebäudekomplex. Trotzig schauen die wohlgestalteten, aber leider recht schmutzigen Kerle unter ihren Pelzmützen hervor, doch lassen sie uns ungehindert passiren und wir treten, da nirgends eine Warnungstafel „Unbefugten“ den Eintritt verbietet, in den Klosterhof. Auf einer Freitreppe hocken zu meiner Verwunderung einige reich dekorirte Officiere, an mir vorüber eilen einige Bediente. Der eine sieht so urdeutsch aus, daß ich ihm „Guten Tag!“ zurufe und mich nach dem Ingenieur S. erkundige. Es wird deutsch und freundlich, aber sehr eilig geantwortet, denn Seine Königliche Hoheit, es war am 3. August 1880, sind soeben in dem bis zur Vollendung des Schlosses als Sommerwohnung benutzten Kloster angekommen und müssen bedient werden. Ingenieur S. wohnt in dem Seitenthal, an dessen Lehne ich herabgekommen war, in der Nähe des im Bau begriffenen fürstlichen Schlosses. Nach 10 Minuten ist auf einem Waldpfade der Bauplatz erreicht und vor mir steht das bis zum ersten Stock aufgeführte Schloß und ihm zur Seite das bereits die Dachsparren tragende Dienergebäude. Balken und anderes Baumaterial liegen auf dem vom Walde umrahmten Bauplatze, daneben stehen einige Holzbaracken für Maurer und Zimmerleute und zwei wohnlichere Häuschen, nämlich die Ingenieurwohnung und die Kanzlei. Alle diese Gebäude sind natürlich nur für die Bauzeit bestimmt und stehen auf einem Terrain, das wohl einst durch Parkanlagen des Schlosses verschönert werden wird. Da der Ingenieur S. nicht zu Hause ist, will ich mich bereits anschicken nach dem Flusse hinabzugehen und ein Hotel zu suchen, da fallen meine Augen auf ein Häuschen, das auf dem blaugestrichenen Giebel das Mecklenburger Wappen zeigt und eine wohlbeleibte Gestalt in blauem Frack, gelber Weste und Stulpenstiefeln mit der Unterschrift: „Zum Onkel Bräsig!“ Eiligen Schrittes wende ich mich dem Hause zu und erblicke auf einer im Rohbau aufgeführten Veranda einige echt deutsche Gestalten. Auf das „Mahlzeit, meine Herren!“ wird mir zu meiner Verwunderung mit Nennung meines Namens und einem „Wir warten schon auf Sie“ geantwortet. Der liebenswürdige Forstmeister aus Kronstadt hatte den in Sinaia dauernd oder zeitweilig beschäftigten Deutschen brieflich die vermuthliche Ankunft eines Landsmannes gemeldet. Nachdem für den braven Szekler gesorgt ist, geht's hungerig zur Mittagstafel Onkel Bräsig's, denn so hieß der mecklenburgische Gastwirth, der seit Jahren in Bukarest und nur für die Zeit des Schloßbaues in Sinaia lebte, bei seinen Gästen. Die verschiedensten Dialekte der deutschen Muttersprache klangen mitten in der rumänischen Gebirgswelt durcheinander; Württemberg, Sachsen, Hannover, Mecklenburg und Pommern waren vertreten; vier Krieger von 1870/71 stießen an auf das Wohl ihres Kaisers.

Von der Veranda schweifte der Blick auf die Plätze, wo die Arbeiter ihr Mittagsbrot verzehrten und zwar unter einem seltsamen babylonischen Sprachengewirr. Innerhalb der Kantinenräume hört man vorwiegend das deutsche Idiom, denn Rumänen, Bulgaren, Albanesen und Italiener holen vom Gastwirth meist nur Schnaps und kochen Morgens, Mittags und Abends aus Maismehl ihre Mamaliga, während die deutschen nach besserer Nahrung und einem Stück Fleisch verlangen.

In Begleitung eines Forstmannes, der mir auf's Freundlichste die Gastfreundschaft anbot, ward am Nachmittage ein Spaziergang durch und um Sinaia gemacht. Wir wanderten zunächst zu dem oberhalb des Schlosses im Walde versteckten Forsthäuschen, das die Fürstin (heute Königin) in altdeutschem Stil für sich hatte aus- und umbauen lassen.

Die großen viereckigen, aus grünen Kacheln erbauten Oefen, die Fenster mit den kleinen in Blei eingefaßten Rauten und zum Theil hübscher Glasmalerei, die Plafonds mit dem saubern Holzgetäfel gaben den Zimmern, obwohl sie theilweise noch garnicht, theilweise auf das Dürftigste, z. B. mit einem Pianino und drei Stühlen, möblirt waren, etwas Anheimelndes und Gemüthliches. Aus den Fenstern dieses kleinen Dichterheims — Rumäniens Fürstin dürfte dieses Häuschen unfern des Schlosses weniger bedürfen als Carmen Sylva! — blickte man auf einige Gartenanlagen; die mächtigen, düsteren Tannen und die majestätisch ins Thal schauenden, gezackten Felsenwände des Bucsecs. Da das fürstliche Paar, für das ein kräftiger Förster mit wallendem, blondem Vollbart das ganze Gefolge bildet, sich diesem inmitten wilder Romantik lieblich entfaltenden Idyll nahete, lenkten wir unsere Schritte an dem zum Teiche aufgestauten Bache und einer in Stein gefaßten, murmelnden Quelle vorüber, in den Fichtenwald und erstiegen ein kleines Plateau, von dem man die fertigen und unfertigen Villen Sinaias und das im Bau begriffene Schloß bequem betrachten konnte. Ganz Sinaia, außer dem bis vor einigen Jahren inmitten wilder Gebirgswaldungen einsam liegenden Kloster, ist nagelneu und zeigt ebensoviel werdende als fertige Gebäude, so daß man sich verwundert fragt, wie das schmale Thal der rapide wachsenden Sommerresidenz des seit dem russisch-türkischen Kriege sehr beliebten Landesherrn auf die Dauer genügen soll. Sinaia wird eine sehr lang gedehnte Villenstadt wer-

den, denn an einzelnen Stellen fehlt der Thalboden gänzlich, so daß z. B. der Raum für den Bahnhof theilweise durch Aufschüttungen der Prahova abgetrotzt werden mußte. Den Berglehnen ist, wie sich das schon beim Schloßbau gezeigt hat, nicht überall zu trauen und baulustigen Leuten ist jedenfalls Vorsicht zu rathen.

Der Fremdenbesuch ist zeitweilig, besonders wenn die Extrazüge aus Bukarest anlangen, so stark, daß die beiden großen Gasthäuser, das Hotel Sinaia und Noul Hotel Sinaia für denselben nicht ausreichen; heute wird wohl das bei meinem Besuche 1880 bereits in seinen Fundamenten abgesteckte dritte Gebäude vollendet sein. Recht stattlich ist das Badehaus, in dem für warme, kalte und Dampfbäder gesorgt ist; daneben erhebt sich zwischen Gartenanlagen der Musiktempel und das Kasino, in dem französische Singstücke dem Publikum zum Besten gegeben werden.

An dem Telegraphenamte und der kleinen Kaserne vorüber ging ich mit meinem liebenswürdigen Führer nach dem Bauplatze zurück. Es dunkelte schon, und im Süden stand, wie an den beiden vorhergehenden Abenden, ein schweres Gewitter. Auf dem Platze brannten einige Feuer und beleuchteten die zerlumpten, unter den schwarzen Tannen hingelagerten Gestalten, die ihre Blicke immer nach dem inmitten jeder Gruppe über dem Feuer brodelnden Kessel gerichtet hatten. Einzelne schön geformte Körper und hübsch geschnittene Gesichter fielen angenehm auf, so z. B. einige Albanesen, die sich mit dem rothen Fez, dem breiten rothwollenen Gürtel und den weiten um Knöchel und Wade eng zusammengeschnürten Beinkleidern recht malerisch präsentirten. Uebrigens fehlte es an häßlichen Albanesen keineswegs, das abscheulichste Individuum aber, ein wahres Monstrum, gehörte den Bulgaren zu. Einzelne Arbeiter hatten sich bereits auf dem Lagerplatze ausgestreckt, der mit Ausnahme der wenigen in Baracken untergebrachten Leute an 150 Männern und Weibern zur Ruhestätte diente. Bei dem heranrückenden Gewitter schien mir das Moospolster unter den Tannen wenig beneidenswerth!

Von früh 4 Uhr bis $^1/_2$8, von 8 bis 12 und von $^1/_2$2 bis 8 Uhr Abends waren diese bunt zusammengewürfelten Scharen von Arbeitern in Thätigkeit für ein Tagelohn, das für Maurer und Zimmerleute 4 bis 6 Franken, für Handlanger und Weiber 1 bis 2 Franken betrug. Ich habe am zweiten Tage meines Aufenthaltes ihrem interessanten Treiben lange zugesehen und selten Müssige beobachtet. Wenn einmal einige Bursche am Brunnen mit den Dirnen zu schäkern begannen, so genügte der Ruf eines deutschen oder rumänischen Aufsehers, um sie sofort an die Arbeit zu treiben. Leicht schritten die Träger, die Ziegelsteine in einem Holzgestell auf dem Rücken und die Weiber, zu zweien die mit Mörtel gefüllten Eimer an einer Stange tragend auf den breiten, ziemlich steil gestellten Planken empor, an denen durch quergenagelte Leisten ein Halt für die Füße geschaffen war. Ich sah mir das geschäftige, fleißige Treiben an und fand, daß trotzdem im Vergleich zur Zahl der Arbeiter wenig geschafft wurde. „Was in Wien vier aufladen", meinte der leitende Ingenieur auf eine darauf hinzielende Bemerkung, „bringen hier nicht sechzehn von der Stelle." Wie soll das bei Kleister und Fusel auch anders möglich sein!

„Wo ist't mit'n lütten Kümmel?" fragte der Wirth zum Onkel Bräsig, als wir eintraten. „Köhm, Manning!" antwortete ich dem guten Mecklenburger, der seit fast 20 Jahren kein ordentliches Wort „plattdütsch" mehr gehört und gesprochen hatte.

Der Blitz beleuchtete hin und wieder unsern Pfad, als die bei Getränk, Kartenspiel und Unterhaltung vereinigte Gesellschaft sich trennte und heimging. Am nächsten Morgen weckte mich das Rufen der Fuhrleute, die mit Ochsen und abgetriebenen Gäulen Steine und Bauholz zum Bau heranschleppten.

Der Mittagszug führte mich das schöne Prahovathal hinauf; nach kurzen Pausen in Kronstadt, Schäßburg und Deva verließ ich Siebenbürgen, in dem ich manchen Berg erstiegen, manches Thal durchwandert und manchen tüchtigen, wackern Menschen kennen und schätzen gelernt hatte.

Dr. Hans Meyer's Reisen im nördlichen Luzon. (Philippinen.)

(Auszüge aus seinem als Manuskript gedruckten Tagebuche.)

II.

Am 21. September 5 Uhr Morgens brachen die Reisenden von Cayan auf. „Unter den Trägern waren heute ein halbes Dutzend Männer aus Bontok, die nach Angaki gehen wollten, um Hühner zu kaufen. Sie benutzten die Gelegenheit zu einem Nebenerwerb und ließen sich als Träger engagiren. Lauter hohe, kräftige Gestalten, die in Haltung und Gesichtsausdruck sich vortheilhaft von den Cayan-Igorroten unterscheiden. Ihre Haut ist etwas dunkler, die Augen größer, die Augenbrauen mehr in die Höhe gezogen, die Nase ist weniger knollig, der Mund nicht so wulstig, und das Haar tragen sie vorn bis über die Ohren ringsum abgestutzt, hinten lassen sie es bis in den Nacken fallen oder wickeln es in einen Schopf auf, der von einem geflochtenen Käppchen bedeckt ist. Dies Käppchen, in dem sie zugleich ihre Pfeifchen und Tabak unterbringen, bildet mit einer Halskette aus bunten Glasperlen oder einem einfachen Reif aus dickem Messingdraht ihren Schmuck neben der Brust- und Armtätowirung, die aus immer sich wiederholenden geradlinigen Mustern besteht. Ihr einziges Kleidungsstück ist ein schmaler Lendenschurz aus Rindenzeug, und in diesem steckt das igorrotische Schlagmesser. Drei Stunden lang gings beharrlich abwärts über die abgeholzten Bergzüge ins Thal des Rio Abra. Kurz vor dem in der Tiefe liegenden Cervantes führte mich mein Jagdglück zum Schuß auf einen großen Nashornvogel, der als Trophäe am Sattelknopf festgebunden wurde. Es ist geradezu befremdend, wie wenig Vogelwild in diesen doch scheinbar so günstigen Berglanden zu finden ist. Ich bin mitunter tagelang durch die Wälder gezogen, ohne von Wild etwas anderes zu sehen als Meisen, Krähen und hier und da einen Geier; Wildschweine sind offenbar allerorts sehr zahlreich, aber sie treten nur Nachts aus dem Busch und kommen selten schußgerecht. Zweimal sah ich in weiter Ferne Hirsche; Rehe, Hasen, Marder, Katzen und sonstiges Raubzeug kamen mir nie zu

Gesicht. Die Igorroten stellen viele Fallen, und das meiste Wild, das sie erlangen, ist in diesen gefangen. Am ergiebigsten scheinen mir die Vogelsprenkel in den Thalgründen; dort bemerkte ich vielfach in den auf Zäunen, Felsen, Dächern angebrachten Schlingen Drosseln, Reisvögel und Wildtauben.

Die Reise von Cervantes nach Angaki ist weniger mühsam als lang. Entweder im oder neben dem Flußbett oder auf den Hügeln fortreitend, die vom breiten Stromthal zu den mächtigen Kämmen des Monte Malayo im Westen sowie zu den zerrissenen Ausläufern der Montes del Polis im Osten den Uebergang bilden, stiegen wir mit dem Flußlauf tiefer und tiefer hinab. Der Weg war ziemlich belebt. Igorroten, die eingekauftes Vieh und Lebensmittel von den Märkten der Küstenprovinz Ilocos Sur heimschleppten, Chinesen, die handeltreibend eine Waarenkarawane in die Berge führten, Postläufer und Patrouillen der Guardia civil begegneten uns des öftern. Spät am Nachmittag ritten wir in den breiten Thalkessel von Angaki ein und bezogen die Casa des indischen Maestro."

Am folgenden Tage (22. September) wurde die steile und beschwerliche **Cordillera de Tila** überstiegen und am 23. das Gebiet der Igorroten verlassen und **Candon** unweit der Küste erreicht, wo sie einige Tage rasteten. Von dort besuchten sie das nahe Bila.

„Bila ist eine der am weitesten nach Süden liegenden Rancherien der **Tingianen** (Tinguianes), deren Hauptwohnsitz die Provinz Abra ist. Nach Ilocos Sur schieben sich die Ansiedelungen dieses friedfertigen Stammes wie ein Keil zwischen die Igorroten im Osten und die Ilocanen im Westen. Ihre Hütten tragen hier ganz das Gepräge derer der ilocanischen Inder, von denen sie sich aber wie von den Igorroten in Habitus und Kleidung unterscheiden. Ihre Hautfarbe ist sehr hell, ihre Gestalten mittelgroß, die Gesichter scharf geschnitten. Das lange, glatte schwarze Haar tragen sie in zwei offenen Strähnen um den Kopf gewunden, gewöhnlich noch mit einer turbanartigen Binde festgehalten; die Kleider sind meistens weiß, und zwar tragen die Männer eine geschlossene Jacke, theilweise auch Beinkleider, die Weiber ebenfalls eine Jacke und eine Saya, dazu letztere um den Unterarm oft mehrere ellenlange Schnüre von Glasperlen, namentlich schwarzen und gelben. Die Kürze meines Besuches ließ mich mit ihren Sitten nicht enger bekannt werden. Später in Abra wird sich mir dazu mehr Gelegenheit bieten.

Sehr viel mehr als die Tingianen selbst interessirte mich aber eine andere Erscheinung. Blumentritt bezweifelt in seinem „Versuch einer Ethnographie der Philippinen" das Vorkommen von Resten der einstigen Urbevölkerung, die Existenz von **Negritos** in diesen Distrikten. Und doch giebt es hier solche. Der Zufall wollte es, daß eine Familie von fünf Männern und zwei Weibern dieser aussterbenden Rasse an demselben Nachmittag nach Bila gekommen war, um Tabak und Lebensmittel einzuhandeln. Es sind klägliche Erscheinungen, ganz von dem Typus der Negritos von Mariveles, aber schwächlicher und furchtsamer. Sie hausen hier in den Vorbergen der Cordillera Tovalina, aus deren Wäldern sie sich nur herauswagen, wenn sie der Hunger zwingt. Herab zu den Ilocanen kommen sie nie, nach Norden und Süden streifen sie nie über die genannte Cordillera hinaus. Weiber und Männer trugen nur Schurze aus erhandeltem Baumwollzeug, zwei jüngere Männer waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Die Zahl des ganzen versprengten Stammes übersteigt ihren eigenen Angaben nach nicht hundert. Sie sprachen denselben ilocanischen Dialekt wie die Tingianen, ihre Nachbarn, aber mit sonderbarer Betonung und Untermischung eines mir fremden (vermuthlich ihres eigenen) Idioms. Bogen und Pfeile kaufte ich ihnen ab, beglückte sie mit Tabak und kehrte um eine doppelte Erfahrung reicher nach Candon zurück."

Dr. Hans Meyer's Reise im nördlichen Luzon.

Von Candon aus folgte Dr. Meyer am 30. Septbr. der Küste nach Norden bis **S. Maria** und am 1. Oktober bis **Narvacan**, von wo er noch am gleichen Tage in vier Stunden nach dem breiten Thale des Rio Abra hinüberstieg. „In St. Quintin, wo wir am Abend eintrafen, war gerade der Gobernador anwesend, um den versammelten Principes der umliegenden Rancherien Zahlungen für abgelieferten Tabak zu machen. Der Betrag war ziemlich bedeutend und die Bevölkerung guter Dinge. Am Abend bei hellem Feuerschein führten Tingianenmädchen einen Tanz auf, der mich lebhaft an den der ägyptischen Ghawasis erinnerte: langsames Drehen und vibrirendes Zittern des ganzen Körpers.

Spät in der Nacht bei herrlichem Mondschein ritten wir, von Fackelträgern begleitet, in großer Kavalkade nach Banged (Banguet) fort, wo wir nach Ueberschreitung des Rio Abra auf Fähren gegen Morgen anlangten.

Banged hat mir bisher von allen Provinzkapitalen noch am besten gefallen. Freilich ist es im Gesammtcharakter ebenfalls nur ein großes Dorf, aber der Gobernador ist eifrig für die Verschönerung seiner Residenz thätig, und wenn er vollführt, was er begonnen, kann Banged ein nettes Städtchen werden. In der Casa real verlebte ich sehr angenehme Stunden, die kleine spanische Kolonie that alles, was uns den Aufenthalt erquicklich machen konnte. Sogar Theater wurde auf einer improvisirten Bühne gespielt, zum Besten der Armen; Europäer und Eingeborene erschienen in Menge, und die Armen erhielten 200 und einige Pesos (über 800 Mark). Man sieht, ganz europäische Zustände. Ich hatte meinen Igorroten in einen meiner Linnenanzüge gesteckt und auf den letzten Platz geschickt. Am Ende über den Eindruck der Vorstellung befragt, antwortete er mir, die gemalten Bäume und Häuser seien doch gar zu schön gewesen, und er möchte sie wohl noch einmal sehen. Dies der Effekt eines Theaterspiels auf einen Wilden.

Am dritten Tage wurde mir die anhaltende Festivität, die Einladungen, die Copa- und Copitatränke geradezu peinlich, ich drängte zur Weiterreise. Meine Absicht, nach einer Abschweifung zu den Tingianen-Rancherien La Paz und Dolores in Bukay, dem alten Hauptort des Distrikts, den Camino militar zu erreichen, diesen über Vakeros, Bultok und Binurugan bis an sein Ende in Balbalasang an der Cordillera grande zu verfolgen, von dort aus die noch ganz unbekannten Gebiete Ginâan und Balatók zu besuchen und über Sumatel nach Bontok vorzudringen, diese meine Absicht wurde mit bedenklichem Kopfschütteln und Achselzucken aufgenommen. Jene Bergstämme sind zwar 1879 von einer Expedition spanischer Truppen besucht und dem Namen nach pacificirt worden, haben sich aber thatsächlich noch so weit unabhängig erhalten, daß sie für zehn Jahre keinen Tribut zahlen, nicht einen einzigen Militär- oder Guardiaposten in ihrem Gebiet haben und ihren alten blutigen Sitten der Kopfjägerei und gegenseitigen Bekriegung treu geblieben sind. Die Unterwerfung besteht faktisch nur darin, daß sie nicht mehr die Spanier direkt bekämpfen, sondern sich auf Fehden unter sich beschränken. Allein in jenen Distrikten zu reisen, ist ein Ding der Unmöglichkeit; bis nach Balbalasang braucht man kaum einen militärischen Begleiter, von dort ab aber deren mindestens sechs bis acht, vorausgesetzt, daß man selbst gut bewaffnet ist. Ich bat also den Gobernador um einen Avis an den letzten Posten in Balbalasang, damit ich dort mit Bedeckung versehen würde, versah mich genügend mit Manteldecken, Schmuckperlen, Tabak und ähnlichem als Tauschgegenständen (der Werth des Geldes ist jenen Stämmen gänzlich unbekannt), schickte das Gepäck nach Bukay auf dem Camino militar voraus und brach am Mittag des 5. Oktober nach La Paz auf.

Ich gestehe, daß mein Erstaunen wenig freudig war, als ich beim Verabschieden vom Gobernador diesen nebst seinem ganzen Anhang reisefertig sah, um mir bis Bukay das Geleit zu geben. Es geschah, wie ich vermuthete. Weder in La Paz noch in Dolores kam ich dazu mich mit den Eingeborenen zu beschäftigen. Mit Schmaus, Tanz und Schlaf gingen die Tage und Nächte hin, und wir langten in Bukay an, ohne von dem Ausflug (5. bis 7. Oktober) mehr wirklichen Vortheil für meine Zwecke gehabt zu haben als eine oberflächliche Bekanntschaft mit dem flußreichsten Theil des tiefländischen Abra.

Nach Anordnung des Gouverneurs von einem Alferez (Fähnrich) begleitet, verfolgten wir (von Bukay an am 9. Oktober) den Camino militar. Durch düstern tropischen Laubwald steigt der Weg langsam höher und höher, durchkreuzt ein paar kleine Flüsse, die auf Bambuflößen überschritten werden, und erreicht in Báai den ersten Posten der Guardia civil. Anfangs ist der Weg gut, weiterhin ist er verfallen und verwachsen. Ein Sturm, der vor einigen Wochen durch das Land sauste, hat dazu sein übriges gethan, das Menschenwerk zu zerstören. Gestürzte Baumriesen nöthigen an vielen Stellen zu mühsamen Umgehungen, und Gießbäche haben hier und da den Damm auf lange Strecken aufgerissen oder völlig weggeschwemmt. Und in dieser Wildniß begleitet der Vermittler des momentanen Gedankenaustausches den einsamen Wanderer stetig, der Telegraphendraht läuft von Baum zu Baum bis ans Ende des Camino militar, bis nach Balbalasang.

In Báai hatte der Sturm das Cuartel (Stationshaus) der Guardia civil umgestürzt. In einer provisorischen Hütte nebenan frühstückten wir mit dem kommandirenden Korporal und marschirten dann weiter. Der Weg gleicht nun ganz einem Lepantoer Reitpfad. Er läuft ununterbrochen auf den kahlen Bergkämmen hin, umgeht jede Schlucht und vermeidet allen Brückenbau. Das Land ist entsetzlich menschenöde. Während der trockenen Jahreszeit führt keiner der jetzt so zahlreichen Bäche Wasser. Die vielen am Wege liegenden gebleichten Pferde- und Carabaoknochen geben Zeugniß von den Mühsalen, denen die Expeditionen in den Sommermonaten ausgesetzt waren. Jetzt sind die Buschdickichte an den Rinnsalen von Nashornvögeln bevölkert, deren hohl tönendes Geschrei weithin vernehmbar ist.

Nach Einbruch der Dunkelheit kamen wir ans Ziel. Vakeros besteht aus 5 bis 6 Hütten aus Bambu und Cogongras, die von einigen zwanzig Mann der Guardia civil bewohnt sind. In der zeltartigen Hütte des gerade abwesenden Teniente (Lieutenants) fanden wir ein behagliches Unterkommen für die Nacht, die auf dieser Höhe von 735 m bei der freien Lage von Vakeros ausnehmend frisch war: Morgens um $6^1/_2$ Uhr + 15° R.

Die Träger waren weit zurückgeblieben. Da meilenweit im Umkreis keine Rancheria liegt, strich ich den Tag über (10. Oktober) mit der Flinte in den Wäldern umher und sorgte dafür, daß wir die dürftigen Vorräthe des Teniente nicht zu schmälern brauchten. Am Abend trafen die Träger ein, und vor Sonnenaufgang (des 11. Oktober) konnten wir weiter marschiren.

Wir sind nun schon im Bezirk der Cordillera grande. Von jeder weitern Höhe öffnet sich ein großartigeres Bergpanorama. Die Formen sind breiter, mächtiger als die von Banged und Lepanto, das Gebirge weniger zerrissen. Der Boden ist hier ein gelblicher Thon, der das Fortkommen erheblich erschwert. Scharen von Blutegeln kleben auf den Steinen und Pflanzen und belästigen uns. Nicht nur, daß sie sich an die nackten Füße der Träger heften, sie kriechen auch uns zwischen Hose und Strumpf und verursachen brennende Wunden, deren Blutung kaum zu stillen ist. Nach zweistündigem Steigen traten wir ins Gebiet der Pinien, eine Stunde später erreichten wir Bultok, ein paar Hütten wie Vakeros, Militärposten und Telegraphenstation. In der jämmerlichen Stationshütte traktirte uns der mischblütige Beamte mit Anisado, dem Lieblingsliqueur der Spanier; wir sandten einen Gruß nach Banged, und fort gings wieder, Dupagan zu. Von 1380 m kletterten wir hinab zum Rio Malanas (940 m) und in nicht enden

wollenden Zickzacksteigungen auf und ab von mehr denn vierstündiger Dauer nach Dupagan (965 m).

Durch den schweigenden Urwald stiegen wir (am 12. Oktober) zur dritten Gebirgskette der großen Cordillera auf. Kein Vogel singt in diesen Wäldern, da und dort huscht einmal eine Schlange über den Weg, oder eine Schar schwarzer Affen flieht kreischend in die Dschangeln, sonst hört man nichts als das grelle Zirpen von Hunderttausenden kleiner Grillen, welche diese Dickichte bewohnen. $2\frac{1}{2}$ Stunden mochten wir gestiegen sein, als sich von der Paßhöhe (1690 m) mit einem Mal der Ausblick auf den Hauptstock der Cordillera öffnete, ein Bild von eminenter Großartigkeit. Wären der Monte Rosa und das Breithorn nebst Dependenzen, anstatt mit Schnee, mit dunkeln Wäldern bedeckt, ich wüßte keinen bessern Vergleich. Das Stromthal des Rio Cabucayan trennt uns von dieser Gebirgskette. 1000 Fuß tiefer sehen wir schon die Hütten der Militärfaktorei Binnrugan liegen, die wir nach einstündigem Hinabsteigen erreichen. Die ersten Bedürfnisse einer größern Truppenabtheilung, Kleidung, Waffen und Lebensmittel, sind hier in den Hütten aufgespeichert; aber die Ratten und die Fäulniß fressen an den Vorräthen, und für die Menschen wird im Nothfalle wenig übrig bleiben.

Nach schwerem Gewitterregen kletterten wir hinunter zum Rio Saltan und langten gegen Abend im letzten Militärposten, Balbalasang, an. Dieser Endpunkt der Civilisation in diesen Gebieten ist zugleich der am meisten nach Civilisation aussehende. Allerdings auch hier nur ein Hüttenhaufe, aber das Anwesen ist größer, es herrscht Ordnung in dem Ganzen, es giebt Vieh und Felder, und der kommandirende Teniente hat sich seine Behausung so wohnlich gemacht, wie es die Umstände nur gestatten.

Eine halbe Stunde vom Militärposten stromabwärts liegen die beiden Barrios, welche die Rancheria Balbalasang ausmachen. Die Bewohner sind ausgesprochene Tingianen in Körperbildung, Sprache und Kleidung, und obwohl sie von den Soldaten und dem Lieutenant selbst Igorrotes genannt werden, bin ich überzeugt, daß dieser Name ein mißbräuchlicher ist. Ihre Häuser stehen nicht auf Pfählen, sondern haben nur im Innern den Fußboden hoch gestützt. In der Mitte des aus Bambu gebildeten Fußbodens brennt auf einem Stein das Herdfeuer, Hausgeräthe stehen an den Wänden. Die Männer tragen weiße, geschlossene Jacken und einen Lendenschurz oder auch Hosen, die Weiber Jäckchen und Saya und äußerst schwere Schmuckketten aus Glasperlen und bunten Achatstückchen. Tätowirungen sah ich nur an Weibern und da bloße geradlinige Muster auf dem Arm von der Handwurzel bis zur Schulter. Das Haar winden sie in zwei langen Strähnen rund um den Kopf und halten es durch ein Stück Zeug wie mit einem Turban fest. Ihre Waffen sind Lanze und Schild. Die Schilde stammen aus Bontok und Guináan, die pfeilspitzigen Lanzen schmieden sie durch denselben Mechanismus wie die Igorroten von Bugias selbst, ebenso ihre Aexte, Bolos und Grabscheite. Das Eisen bringen sie von Banged herauf. Ihre Reisfelder sind in tadelloser Ordnung, Zuckerrohr bauen sie nur wenig zur Bereitung von Basi (Branntwein), Tabak gar nicht, da er auf dem hiesigen Boden nicht gedeiht. Sie holen ihre Vorräthe an Tabak aus Cagayan und schätzen ihn so hoch, daß er ihnen als Werthmesser gilt: so und so viel Bündel Tabak, heißt es, wenn man nach dem Preis eines Dinges fragt. Ihr Glaube ist ein bloßer Ahnenkultus. Es ist ein friedfertiges Völkchen, das dem Teniente des Guardiapostens nie Unannehmlichkeiten macht."

In Begleitung von sechs Gardisten unter Führung eines Fähnrichs traten die Reisenden dann am 15. Oktober den äußerst anstrengenden und schwierigen Marsch über einen steilen, im Passe zu 1990 m ansteigenden Bergzug und durch dichte Dschangeln nach Guináan an, wo sie zwei Tage später anlangten trotz dem Fieber, das Herrn Dr. Meyer bedroht hatte. Der Empfang, der ihrer dort harrte, war ein freundlicher. „Unmittelbar vor der Rancheria erwartete uns der greisenhafte Kapitän, der, mit einer dicken, aus der Zeit der spanischen Expedition (1878) stammenden Filzjacke geschmückt, ungemein würdig dreinschaute. Lauter kernige, muskelstramme Gestalten, die in Gesichtsschnitt, Farbe und Körperbau ganz auf den Typus der Igorroten vom östlichen Lepanto und von Bontok (wie ich sie in Cayan gesehen habe) hinauskommen. Der Kapitän führte uns zu seiner Hütte, die bereits gereinigt und für uns geräumt war. So hatte ich das Ziel erreicht, zu dem vor mir noch kein europäischer Reisender vorgedrungen ist. Die Principes brachten uns ein paar Bündel Cagayantabak, Hühner, Eier und ein kleines Schwein als Freundschaftsgeschenk, und zuletzt schleppte der Kapitän noch eine respektable „Tinaja" voll Zuckerrohrbasi herbei, in deren alkoholkräftigem aromatischen Inhalt wir uns zum Wohl unserer Gastfreunde ein bene thaten. Wie früher in Benares, so vergaß ich auch hier Fieber und Kopfschmerz, nahm noch eine kräftige Dosis Chinin und schlief unter dem Schutz zweier ausgestellter Schildwachen bis in den hellen Tag hinein, den ich wieder frisch und wohlauf begrüßte."

Kürzere Mittheilungen.

von Heldreich's botanische Reise im östlichen Thessalien.

Th. von Heldreich, der Direktor des botanischen Gartens in Athen, hat im Sommer 1882 mit Unterstützung der Berliner Akademie der Wissenschaften das in botanischer Hinsicht fast gänzlich unbekannte Thessalien bereist und darüber einen Bericht (s. Sitzungsberichte der kgl. preuß. Akad. d. W. zu Berlin 1883, VI) erstattet, dem das Folgende entnommen ist.

Ausgezeichnet durch Quellenreichthum und üppigen Baumwuchs ist besonders das Pelion-Gebirge auf der Halbinsel Magnesia, und deshalb ist auch seine Vegetation eine überaus reiche und mannigfaltige, wie denn schon im Alterthum seine Fülle an Wäldern und Obstbäumen gepriesen wird. An der Ostküste des zu 1618 m Höhe ansteigenden Gebirges gedeihen die Orangen und auf beiden Abhängen der Oelbaum bis zur Höhe von ca. 1000 m. In dieser Region liegen die nach ihrer Zahl sogenannten vierundzwanzig zum Theil sehr bedeutenden Ortschaften des Pelion (τὰ εἴκοσι τέσσαρα χωριά), meist inmitten eines dichten Waldes von Obstbäumen, vorzüglich Apfel-, Kirschen-, Pflaumen-, Wall- und Haselnußbäumen. Sehr häufig ist auch der Kastanienbaum (Castanea vulgaris Lam.), öfters kleine Wälder bildend. Von 1000 m Seehöhe an bis auf die höchsten Gipfel ist das Gebirge größtentheils mit Buchen (Fagus silvatica L.) bewachsen, doch leider meist nur in Gestalt von mannshohem Gesträuche

und nur selten baumförmig in größeren Beständen; denn hier, wie allenthalben in Griechenland geht die Zerstörung der Wälder und die Entwaldung der Berge mit Riesenschritten und unaufhaltsam vorwärts. Häufig und oft baumförmig findet sich am Pelion die im übrigen Hellas seltene, nördlicher am Olymp und in Macedonien jedoch sehr gemeine Stechpalme (Ilex aquifolium L.). Durch üppiges Wachsthum und Größe ganz vorzüglich hervorragend ist die Platane (Platanus orientalis L.), überall in Menge wuchernd, wo fließendes Wasser in der Nähe ist. Einzelne Platanen in den Dörfern, gewöhnlich auf den Markt- oder Gemeindeplätzen, die öffentlichen Trinkquellen beschattend, haben bei entsprechend hohem Alter ganz kolossale Dimensionen erreicht, wie sie Herr von Heldreich anderswo nicht gesehen hat. Im Dorfe Zachora, auf der Ostseite des Pelion sind prachtvolle Gruppen solcher Riesenbäume; der Stamm eines der größeren hatte, 50 cm über dem Boden gemessen, 12 m im Umfange, während die vielbewunderte Platane von Kephissia bei Athen ganz am Boden nur 9,75 m Umfang hält. Die vorzüglichsten Erzeugnisse und zugleich wichtigsten Ausfuhrartikel des Pelion sind Olivenöl, Aepfel, Haselnüsse und Kartoffeln. Die größten Olivenwälder, der Hauptreichthum des Landes, sind auf der Westseite des Gebirges. Die Aepfel, die einer nur wenig veredelten Spielart des sogenannten Spitzapfels angehören, sind zwar klein, aber von angenehm süßem Geschmacke und unter dem Namen φιρίκια bekannt und geschätzt und werden in großen Quantitäten vorzüglich nach Athen und Konstantinopel ausgeführt. Die Produktivität der Bäume ist eine ganz außerordentliche, und wenn sie im Spätsommer mit halb roth und gelben Aepfeln bis zum Brechen der Zweige beladen sind, gewähren sie einen überaus lieblichen Anblick. Die Kartoffeln gedeihen sehr gut und werden bis in die oberste Region hinauf fleißig kultivirt; es sind die besten im Orient und sie werden ebenfalls meist nach Athen und Konstantinopel ausgeführt. Auch sehr guten rothen Wein erzeugt der Pelion, doch nur in geringer Quantität. Die Kastanie wird nicht veredelt, daher die Früchte klein und von schlechter Qualität sind; der Baum wird mehr seines zur Anfertigung von sehr dauerhaften Balken, Dauben und Faßreifen geeigneten Holzes wegen geschätzt und benutzt.

Was die spontane Vegetation des Pelion anlangt, so trägt sie im Allgemeinen den Charakter der griechischen Gebirgsflora, namentlich der von Euböa, nicht ohne Anklänge an den Westen der Insel Kreta. Charakteristisch ist das massenhafte Auftreten von Adlerfarrn (Pteris aquilina L.) vom Meeresufer an bis auf die höchsten Höhen, ganz wie auch am Ossa, am Olymp und auf Euböa. Außerdem sind an den Quellen und Bächen Moose und Farrnkräuter ziemlich häufig, eine in den griechischen Gebirgen seltene Erscheinung. Der merkwürdigste Fund, den Herr von Heldreich machte, ist Siphonostegia Syriaca (Boiss. et Reut.), indem das eigentliche Verbreitungscentrum der Rhinanthaceen-Gattung Siphonostegia Benth. in Ostasien liegt, und die in westlicher Richtung am weitesten vordringende Art, nämlich S. Syriaca, bis jetzt nur aus Syrien und Cilicien bekannt war. Es ist ein für die Flora Europas neuer und fremdartiger Typus.

Das Ossa-Gebirge, jetzt Kissavos genannt und nordwestlich vom Pelion gelegen, fand Herr von Heldreich botanisch weniger interessant, viel einförmiger und trockener, weil in der obern Region weniger quellenreich. Doch sind seine Wälder, besonders auf der Ostseite, ausgedehnter und besser erhalten als am Pelion, weil der Ossa viel unzugänglicher, wilder und weniger bewohnt ist. Dennoch werden auch hier die herrlichen Wälder von Kohlenbrennern schonungslos ausgebeutet und zerstört, namentlich die jüngeren, leichter fällbaren Bäume. Der schönste, wegen seiner Dichtigkeit und seines naturwüchsigen Zustandes fast einem Urwalde zu vergleichende Bestand liegt auf der Ostseite zwischen dem am nordöstlichen Fuße des Ossa gelegenen Küstenorte Tziágesi und dem Dorfe Karytza; er zieht sich vom Meere bis hoch an den Berg hinauf und gehört zu dem höchst malerisch mitten darin gelegenen alten Kloster Hagios Demetrios. Er besteht hauptsächlich aus Kastanien, Buchen, Platanen, Erlen, Quercus conferta Kit., Q. Ilex L., Fraxinus excelsior L., F. Ornus L., Acer campestre L., Pirus malus L., Pirus amygdaliformis Vill., Sorbus domestica L., Cercis Siliquastrum L., Tilia intermedia DC. und T. argentea Desf. Die Kornelie (Cornus mas L.) findet sich so massenhaft am Ossa, daß die reifen Früchte eine kleine Einnahmequelle der Landbevölkerung ausmachen; dieselben werden von den Weibern gesammelt und auf den Märkten von Ampelakia, Agyiá und Larissa verkauft. Auch die Früchte des in großer Menge wachsenden Erdbeerbaumes (Arbutus unedo L.) werden, was in Hellas unbekannt ist, von den Bauern in Massen gesammelt, um einen sehr guten Branntwein daraus zu bereiten. Die Kultur des Bodens ist am Ossa sehr beschränkt, denn die Bewohner der wenigen Dörfer sind zumeist Kohlenbrenner, Hirten und Seeleute. Die einzigen Produkte sind Mais, Kartoffeln, etwas Oel und Wein.

Besonders kennzeichnend für die Flora des Pelion und Ossa ist der gänzliche Mangel der Abietineen, während doch Pinus Halepensis Mill. auf Euböa und im ganzen südlichen Hellas, mit Ausnahme der meisten Inseln, auf allen Vorbergen bis an das Meeresufer der verbreitetste Baum ist, und Abies Apollinis Link, oft mit Pinus Laricio Poir. gemischt, auf den meisten Hochgebirgen in einer Seehöhe von ca. 2500 oder 3000 bis zu 5000 Fuß ausgedehnte Waldgürtel bildet. Die beiden letztgenannten Koniferen treten erst wieder am thessalischen Olymp auf, wo sie zum Theil mit Buchen abwechselnd große Wälder bilden.

Zwischen Ossa und Pelion liegt das fruchtbare wohlbewässerte Thal mit dem Städtchen Agyiá, wo Getreide, Mais, sehr viel Sesam und Wein gebaut wird; bei Agyiá und Retziani finden sich große Maulbeerbaumpflanzungen zur Seidenzucht. Eine der fruchtbarsten und besonders für die Maiskultur geeignetsten Gegenden Thessaliens (doch nur zum kleinsten Theile zu Griechenland gehörig) ist die Küstenebene zwischen dem Olymp und dem Thermäischen Meerbusen; Mais ist ihr Hauptprodukt. Höchst einförmig gegenüber dem landschaftlich schönen und reich bewaldeten Tempe-Thale und fast ganz baumlos ist die zum größten Theile mit Getreide, dessen Ausfuhr die bedeutendste Einnahmequelle des Landes ausmacht, bebaute große thessalische Ebene; im Winter oft überschwemmt und zum Theil in seeartige Sümpfe verwandelt, ist sie im Sommer ein großes Stoppelfeld und wegen der unerträglichen Hitze nur bei Nacht zu bereisen. Der Botaniker findet hier nicht viel zu beobachten; die ganze Flora besteht zur Sommerszeit aus einigen Disteln und Ackerpflanzen, zu denen sich merkwürdigerweise einige Arten gesellen, die sonst den Meeresniederungen eigen sind, hier aber noch tief im Lande in beträchtlicher Entfernung von der Küste auftreten.

Islands Alterthümer.

Von W. Finn.

Unter diesem Titel hat Dr. Kr. Kålund in den dänischen „Jahrbücher für nordische Alterthumskunde und Geschichte“, Kopenhagen 1882, eine interessante Uebersicht über die auf dieser denkwürdigen Insel bisher gefundenen Alterthümer gegeben. Verfasser bemerkt, daß Island, obgleich durch seine älteste Literatur für das Studium des nordischen Alterthums von so großer Bedeutung, hinsichtlich der Alterthümer und sonstiger Ueberreste aus der Vorzeit bei weitem nichts Entsprechendes biete, auch bezüglich der Menge der Funde und der Anzahl der erhaltenen Gegenstände den meisten anderen Gegenden des Nordens gegenüber wohl immer bedeutend zurückstehen werde. Was die eigentlichen Alterthümer oder die Gegenstände aus der vorchristlichen Zeit betrifft, so wird man leicht einsehen, daß ihre Anzahl unmöglich groß sein kann, da die Insel erst im Jahre 874 sich zu bevölkern begann und

das Christenthum schon im Jahre 1000 eingeführt wurde. Auf der andern Seite hebt der Verfasser hervor, daß die auf der Insel gemachten Funde aus dem Eisenalter ein ganz besonderes Interesse durch den bestimmten, scharf begrenzten Zeitraum erhalten, welchem dieselben zuzuweisen sind.

Die Leichen sind stets unverbrannt begraben, was auch zu erwarten war, theils wegen der Armuth des Landes an Holz, theils auch weil die Saga niemals von einer Leichenverbrennung berichten. In der Regel wurden die Leichen in aus aufgestapelten Steinen gebildeten und auswendig mit Grastorf bedeckten Hügeln beigesetzt. Die der Leiche zunächst angebrachten Steine scheinen wie zu einem Steinsarge von länglicher oder länglich-viereckiger Form, passend zu der Länge der Leiche, zusammengestellt gewesen zu sein. Unterirdische Begräbnisse sind jedoch auch bekannt und scheinen die Leichen in diesen manchmal in gekrümmter Stellung beigesetzt zu sein. Begräbnißplätze scheinen nicht ungewöhnlich gewesen zu sein, was auch mit den Angaben in einzelnen Saga übereinstimmt; dagegen liegt kein zuverlässiges Beispiel vor, daß Verstorbene in einem Schiffe begraben worden sind. In zehn Gräbern hat man Pferdeknochen zusammen mit Menschenknochen gefunden und in zwei Gräbern hatten die Pferde eigene, kreisrunde Hügel (dysser) erhalten. In drei von diesen Gräbern waren auch Hunde beigesetzt gewesen und in zwei wurden nur Menschen- und Hundeknochen gefunden. Die übrigen gefundenen Gräber, im Ganzen ca. 20, enthielten nur Menschenknochen. Verfasser weist darauf hin, daß dieses häufige Vorkommen von Pferde- und Hundeknochen mit einer aus alter Zeit bewahrten Tradition in Uebereinstimmung stehe, nach welcher ein solches Begräbniß als ein Zeichen schlimmsten Heidenthums galt. Im „Flateyjarbog“ heißt es bezüglich eines verstockten Heiden, Svade, der durch einen plötzlichen Tod an weiteren Missethaten gehindert wurde, daß er auf der Stelle, wo er verschiedene Unschuldige zu morden beabsichtigt hatte, wie „ein schändlicher Heide mit Hund und Pferd“ begraben wurde.

In mehreren Hügeln sind reiche Funde gemacht worden, welche darthun, daß die Isländer ihre Todten manchmal mit großer Pracht begraben haben. Bei Havrbjarnarstad auf Romshvalanäs in Guldbringesyssel wurden im Jahre 1868 vom Winde sieben Gräber freigelegt, welche von dem Besitzer des Hofes untersucht wurden. Das größte Grab war 14 Fuß lang und 4 Fuß breit und beide Enden spitz auslaufend. Ganz nach Westen und auch mit den Köpfen nach Westen lagen in dem Grabe die Skelette eines erwachsenen Mannes und eines 10 bis 12 Jahre alten Kindes und zu ihren Füßen die Knochen eines Pferdes. Auf dem Kopfe des Mannes saß ein Helm; an seiner rechten Seite lag, außer einem Zaum und einer Axt, ein prächtiges Schwert, dessen Handgriff mit Silber eingelegt und dessen Holzscheide mit Leder bezogen war. Die Zwinge der letzteren ist aus vergoldeter Bronze und mit Thierarabesken in durchbrochener Arbeit geschmückt. Das Grab enthielt ferner eine große Lanzenspitze, Ueberreste von einem Schildbuckel, Knochenkämme, Messer, einen Wetzstein, einen Kessel, einen großen Zahn, eine Menge Nägel und viele mit Eisenrost durchzogene Holzstücke. Es ist möglich, daß die Leichen in einem Boote beigesetzt worden sind. Die bekannten schalenförmigen Spangen, welche jedenfalls Frauenschmuck gewesen sind, sowie Perlen kommen in den isländischen Gräbern häufig vor. Die Runenschrift blieb auf Island länger im Gebrauch als in irgend einer andern Gegend des Nordens; trotzdem aber die Kenntniß der Runen ebenso alt ist wie die Kolonisirung des Landes, so ist doch nicht ein einziger Runenstein aus der Zeit des Heidenthums bekannt. Man muß also wohl annehmen, daß zu der Zeit, als die Auswanderung nach Island vor sich ging, die Sitte in Norwegen aufgehört hatte, zur Erinnerung der Verstorbenen Runensteine zu errichten. Noch sonderbarer muß es erscheinen, daß auf Island keine Bautasteine bekannt sind, da doch nach den Saga in der letzten Zeit des Heidenthums in Norwegen solche zum Gedächtniß hervorragender Männer errichtet wurden; dies ist aber, meint der Verfasser, wohl zunächst aus den kleineren Verhältnissen auf Island zu erklären, welche als eine natürliche Folge aus den ungünstigen Umständen resultiren mußten, unter welchen die Bevölkerung lebte. Im Uebrigen sind 30 bis 40 isländische Runensteine und einzelne lose Gegenstände mit Runenschrift bekannt, welche aus der christlichen Zeit stammen. Schließlich giebt Verfasser eine interessante Beschreibung der alten Berathungs- und Gerichtsstätten (Hov- und Thingstedsomter) sowie einiger isländischer Sachen aus dem Mittelalter.

Die heiligen Gefäße der Dajaken.

— In Bd. XLII, S. 334 brachte der „Globus“ eine Mittheilung über die Vorliebe, welche die Dajaken im Süden und Westen von Borneo für Thongefäße haben; als ein Seitenstück möge Folgendes dienen, was einem Bericht von J. E. Teysmann über seine Reise im Timor-Archipel („Natuurk. Tydschr. voor Nederl. Indie XXXIV“) entnommen ist.

Die Einwohner von Ombaij (auch Allor, Emmer oder Maluwa genannt) schätzen ihre kupfernen Gefäße, „Mokko“ genannt, sehr hoch, zwischen 10 und 1000 Gulden und sogar noch höher. Dieser Unterschied wird nicht durch Größe oder Schönheit, sondern allein durch besondere, nur den Eingeborenen bekannte Formen und Zeichen bestimmt. Die Gefäße haben etwas von einem eigenthümlich geformten Ofen und werden bei feierlichen Gelegenheiten als Musikinstrumente gebraucht, wobei mit der Hand auf den festsitzenden Deckel geschlagen wird. Einige verengen sich auf der halben Höhe und haben Henkel; die Höhe beträgt ein bis zwei Fuß bei einem Durchmesser von ein bis anderthalb Fuß. Sie bestehen aus mehreren Stücken, in welche Zeichnungen und Figuren getrieben sind. Es heißt, daß sie in früherer Zeit von Java gebracht wurden, aber jetzt nicht mehr nachgemacht werden können. Teysmann sah einige, die sehr alt zu sein schienen und etwas beschädigt waren; gleichwohl wurden gerade diese am höchsten geschätzt.

Die Vorliebe der Dajaken für die „Tampajans“ oder „Martavanen“, von der Bock erzählt, findet man übrigens bei allen Stämmen derselben. Aus den für die Verhältnisse ungeheuren Preisen, die für die Gefäße bezahlt werden (für die am meisten geschätzte Art bis zu 2000 Gulden), kann man schon den Schluß ziehen, daß ihnen übernatürliche Kraft beigemessen wird. Eine Legende, die hierüber in Bandjermassing erzählt wird, ist folgende: Ratu Tjampa, der aus dem Himmel gekommen war und sich zu Madjapahit auf Java niedergelassen hatte, machte da diese Gefäße aus dem Thon, welche von der Schöpfung der Sonne, des Mondes und der Sterne übrig geblieben war und aus der das höchste Wesen sieben Berge geformt hatte. Ratu Tjampa bewahrte seine mit Kunst bearbeiteten Töpfe und andere von ihm gefertigte Gefäße, Gongs u. s. w. in der Grotte eines Berges und bewachte sie da sorgfältig. Er trat mit Putih Onak Manjang, einer Tochter des Fürsten von Madjapahit, in die Ehe und bekam einen Sohn von ihr, Radhen Tunjong. Ratu Tjampa hatte viel Unannehmlichkeiten auf der Erde und beschloß in den Himmel zurückzukehren; ehe er jedoch seinen Entschluß ausführte, theilte er seinem Sohn das Geheimniß der in dem Berge befindlichen Höhle mit, wo die Töpfe und andere Produkte seines Kunstfleißes verborgen waren, und forderte ihn auf dieselben sorgfältig zu bewachen. Der Sohn war aber gleichgiltig und nachlässig und so kam es, daß Töpfe, Instrumente und Waffen, die man nicht schnell genug festhalten konnte, nach allen Richtungen hin entflohen; einige liefen ins Meer und verwandelten sich da in eine besondere Art von Fischen, die man Tampana nennt; andere flüchteten in die Wälder und wurden Hirsche und Schweine, die Waffen wurden zu Schlangen, die Gongs zu Schildkröten. Auch jetzt noch kann es geschehen,

daß ein glücklicher Jäger ein Wild erlegt, welches aus einem solchen Gefäß entstanden ist, und welches in den Todeszuckungen seine ursprüngliche Gestalt wieder annimmt. Außer daß Ratu Tjampa aus der vom höchsten Wesen übrig gelassenen Erde die Töpfe u. s. w. formte, hat er auch hunderte von Gegenständen daraus gemacht, welche als Talismane gebraucht werden, die ihren Eigenthümer mit Reichthum überschütten und ihm den Besitz von Ansehen, Muth und langes Leben, häusliches Glück u. s. w. sichern (Schwaner, Borneo).

Uebrigens möge noch bemerkt sein, daß männliche und weibliche Martavanen unterschieden werden; letztere gelten nur etwa halb soviel als erstere.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das von uns auf S. 359 des XLI. Bandes ausführlicher besprochene Buch Paul du Chaillu's „Im Lande der Mitternachtsonne" ist seit einiger Zeit vollständig erschienen (4 brochirte Halbbände zu je 5 Mark oder 2 elegant gebundene Bände zu 24 Mark). Ein Besuch des hoch interessanten Landes, den Schreiber dieses inzwischen ausgeführt hat, hat ihm die Treue der du Chaillu'schen Schilderungen und der vielen Bilder bestätigt; ob erstere durchweg auch bei den Skandinaviern selbst — die schwedische Ausgabe des Buches findet sich auf allen Bahnhöfen des Landes durch große Plakate angezeigt — Gnade finden, bleibe dahingestellt. Jedenfalls empfiehlt sich das Buch neben den Schriften von Dulk und Hartung, Passarge und E. Zöller den von Jahr zu Jahr zahlreicher werdenden deutschen Besuchern des Nordens als anmuthige Vorbereitung zur Reise.

— Die k. geographische Gesellschaft in St. Petersburg hat ihrem Ehrenmitgliede, dem Akademiker Dr. Hermann Abich, für sein Werk „Geologische Forschungen in den kaukasischen Ländern" die Constantin-Medaille, den höchsten Ehrenpreis zuerkannt.

— Das türkische Salnameh (Staatshandbuch) für das Jahr 1300 der Flucht, welches im November 1882 begonnen hat, enthält folgende Daten über die höheren Unterrichtsanstalten des Reiches, die den Angehörigen aller Glaubensbekenntnisse offen stehen. Die Civilschule hatte 25 Professoren und 300 Studenten; das kaiserliche Lyceum von Galata Serai 48 Lehrer und 576 Schüler, meistens Stipendiaten; die Civil-Medicin-Schule 33 Professoren und 502 Studenten; die Normalschule 74 Schüler und die Normalschule für Mädchen 13 Lehrer und 129 Schülerinnen. Der Grund davon, daß letztere mehr besucht wird, als die Normalschule für das männliche Geschlecht, liegt darin, daß einerseits die Knabenschullehrer meist an den Moscheen gebildet werden, und daß andererseits in den letzten Jahren neben den für beide Geschlechter bestimmten Freischulen zahlreiche Mädchenschulen errichtet worden sind, dadurch also der Bedarf an Lehrerinnen gestiegen ist. So kommt es, daß es jetzt in manchen Bezirken Konstantinopels mehr Mädchen- als Knabenschulen giebt. Ueberhaupt empfangen dort 7612 Knaben und 5761 Mädchen Unterricht in Schulen.

Asien.

— Die russische Kommission, welche zur Entscheidung der Frage eingesetzt worden war, welcher der beiden Häfen Poti und Batum ausgebaut werden sollte, hat sich für Poti als den Anfangspunkt der Eisenbahn nach Tiflis entschieden, obgleich die natürlichen Bedingungen bei Batum bessere sind. Die Kosten der auszuführenden Arbeiten werden auf 2 365 000 Rubel, die Zeitdauer derselben auf vier Jahre veranschlagt.

— Das russische Marineministerium fährt mit der hydrographischen Untersuchung des Ob-Busens (vergl. oben S. 96) fort. Für die Expedition im Jahre 1883 sind 45 000 Rubel angewiesen und der Kapitän Miakischew zum Leiter ernannt worden. Außer der Fortsetzung der Arbeiten von Moïsejew und Fuß soll derselbe auf der Insel Waigatsch und in der Meerenge Matotschkin Schar (Nowaja Zemlja) je eine meteorologische Station errichten, welche telegraphisch mit einander verbunden werden, sowie die Kenntniß der hydrographischen und meteorologischen Verhältnisse der Einfahrten in das Karische Meer zu fördern suchen.

Polargebiete.

— Im kommenden Frühjahr und zwar zu Anfang Mai denkt der niederländische Verein zur Veranstaltung von Nordpolarfahrten wieder eine Expedition auszusenden, welche unter anderm auch nach der „Varna" Nachforschungen anstellen soll. Letzteres Schiff war bekanntlich bestimmt, im vorigen Sommer die Mitglieder der niederländischen Circumpolarstation nach Dicksonshafen unweit der Jenisei-Mündung überzuführen, fror aber zusammen mit dem dänischen Nordpolschiffe „Dijmphna" des Lieutenant Hovgaard im Karischen Meere 80 Seemeilen östlich der Waigatsch-Insel ein. Die bisherigen Nachforschungen nach der „Dijmphna" waren erfolglos: Samojeden, welche am 6. Januar d. J. nach Liapina unweit Obdorsk (am untern Ob) zu Markte kamen, sagten einstimmig aus, sie hätten kein Schiff im Meere gesehen und nichts von einer Mannschaft von Schiffbrüchigen gehört.

— Dr. Franz Boas aus Minden wird Ende Mai eine längere Reise nach dem Archipel im Norden und Nordosten der Hudsonsbai antreten, indem er sich auf der „Germania", welche die am Cumberland-Sunde stationirten deutschen Meteorologen abholt, einschifft. Von dort aus will er Reisen nach Norden unternehmen und besonders die Wanderungen, Jagdgebiete, Handelswege und Beziehungen der einzelnen Eskimo-Stämme unter einander kennen zu lernen suchen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIII. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Antwerpen.

(Nach dem Französischen des M. C. Lemonnier.)

I.

Wer seit einer längern Reihe von Jahren Antwerpen nicht besucht hat und nun heute, vom Brüsseler Bahnhofe kommend, durch die Rue de Keyser der innern Stadt zufährt, wird das eigenartige Bild, das von einem frühern Aufenthalt her in seiner Erinnerung lebte, vergebens suchen. Die alten, der Stadt freilich längst zu eng gewordenen Festungswälle, die gewaltige, von Herzog Alba angelegte Citadelle, welche die höchste Blüthe, den gänzlichen Niedergang und das allmähliche Wiederemporkommen Antwerpens überdauert hatten, sind verschwunden und haben breiten Straßen Platz gemacht, die mit ihren palastähnlichen modernen Häuserkolossen weit weniger malerisch sind, als jene alten Thürme und Wälle es waren. Man sieht es diesen stolzen Boulevards und Avenues an, daß Reichthum und Luxus in ihnen zu Hause sind, und in der That werden sie auch fast ausschließlich von der großen Kaufmannschaft der Stadt bewohnt. Vornehme Ruhe und Abgeschlossenheit herrscht hier; denn die Komtore und Büreaus der Besitzer dieser Paläste liegen am andern Ende der Stadt, in den geräuschvoll belebten Quartieren am Flusse und in der Nähe des Hafens. Wie großartig der Aufschwung ist, den der Antwerpener Handel im Laufe der letzten Jahrzehnte und namentlich seit der im Jahre 1863 erfolgten Ablösung des drückenden Scheldezolls genommen hat, davon geben die von Jahr zu Jahr anwachsenden Ziffern der Ein- und Ausfuhrlisten, davon giebt auch das erstaunliche Leben und Treiben an der Börse der Stadt Zeugniß. Das prächtige spätgothische Börsengebäude, das, aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammend, eine Zierde der Stadt war, wurde im Jahre 1858 ein Raub der Flammen. An derselben Stelle im Centrum der Stadt, auch in demselben Style, nur in bedeutend größeren Verhältnissen ist in den Jahren 1869 bis 1872 die neue Börse erbaut worden, deren reicher innerer und äußerer Schmuck und in jeder Hinsicht zweckentsprechende Anlage ein Stolz der Antwerpener Kaufleute sind. Sie sehen in dem Prachtbau, der wie ein Phönix aus seiner Asche erstanden ist, ein Sinnbild ihres Handels, der sich ja auch nach den mannigfaltigsten Schlägen und Krisen immer von Neuem gehoben hat. Zu besonderer Genugthuung gereicht es der Antwerpener Bürgerschaft, daß dieser ihr neuer Handelspalast an Pracht und Großartigkeit das Börsengebäude von Amsterdam bei weitem übertrifft. Denn eine fast feindselige Rivalität, wie sie im Mittelalter zwischen Brügge und Antwerpen herrschte, besteht heute zwischen der letztern Stadt und dem Hauptthandelsplatze Hollands. Unvergessen, weil vielfach in ihren Folgen noch fühlbar, sind der Druck und die Beschränkungen, die Antwerpen unter der holländischen Regierung ertragen mußte, und mit begreiflicher Eifersucht haben die Antwerpener seitdem den auf ihre Kosten herbeigeführten Aufschwung Amsterdams verfolgt.

Im Centrum der Stadt, in der nähern Umgebung der Börse, sind die Straßendurchbrüche und die Niederlegung ganzer Häuserquadrate, die seit funfzehn bis zwanzig Jahren mit dem historischen Antwerpen so unerbittlich aufräumen, bis jetzt noch schonend verfahren. Die beiden großen

Inneres der Börse von Antwerpen.

Parallelstraßen der mittlern Stadt, die Rue neuve und die prächtige Place de Meir stehen mit ihren stattlichen, heute vielfach unbewohnten Schlössern der westflandrischen Adelsfamilien noch ebenso unverändert da, wie der daran stoßende Stadttheil um die Jesuitenkirche, in dessen engen alterthümlichen Straßen die gut konservativen Nachkommen der alten Antwerpener Bürgergeschlechter heute noch mit Vorliebe wohnen. Unverändert sind darum auch in dem aristokratischen, wie in dem reichen Bürgerquartier die schmalen Durchgänge und Sackgassen geblieben, die sich zwischen den Hinterhäusern derselben befinden und einen so seltsamen Kontrast zu den stillen Hauptstraßen bilden. Da ist z. B., um nur einen von vielen zu nennen, inmitten des alten reichen Bürgerviertels, in dessen Vorderhäusern die Traditionen des alten Patrizierthums, behagliches Wohlleben und vornehme Gemessenheit, heute noch heimisch sind, der berühmte oder berüchtigte Zwanegang, eine luftlose, schmutzige, nur von armem Volke bewohnte Gasse. Beim ersten Betreten des unsaubern Durchganges vielleicht zurückschreckend, wird der Fremde, dem es auf das Studium von Volkstypen und Volksleben ankommt, bald inne werden, daß er im Zwanegang und ähnlichen verborgenen Winkeln der innern Stadt das, was er sucht, besser findet als in den belebtesten Stadttheilen an der Schelde und dem Hafen, mit ihrer durch den Schiffsverkehr zusammengewürfelten, gemischten Bevölkerung. Denn an charakteristischem Leben und geräuschvollem Getreibe fehlt es auch hier nicht; spielt sich ein großer Theil des Lebens der Gassenbewohner selber schon im Freien ab, so pflegen auch hier die zahlreichen Verkäuferinnen von Apfelsinen, Miesmuscheln und Krabben, die mit ihren großen zweirädrigen Karren die Stadt durchziehen, gern Station zu machen und eine Art Markt oder Börse abzuhalten. Käuser dieser wohlfeilen Delikatessen finden sie hier stets und die handelnden und die feilschenden Gruppen neben den aufgekippten Karren, die alten Häuser mit ihren winkligen Vorsprüngen und unregelmäßigen Fenstern, die gedämpfte Beleuchtung, in die ein schräg hereinfallender Sonnenstrahl vielleicht ein grelles Schlaglicht wirft, das Alles führt uns die Motive vor, nach denen die niederländischen Genremaler ihre Meisterwerke schufen. Schade nur, daß künstlerisches Interesse und hygienische Bestrebungen so selten Hand in Hand gehen können! Seitdem statistische Erhebungen dargethan haben, daß bei Epidemien die Sterblichkeit in diesen Gassen eine ebenso unverhältnißmäßig große gewesen ist, wie in den schlimmsten der heute schon mit Erfolg gelichteten und gelüfteten Stadttheile, ist die Frage ihrer Wegräumung nur noch eine Frage der Zeit, und sicherlich wird sie, auf so triftige Gründe gestützt, auch nicht so erbittertem Widerspruche in den Kreisen der belgischen Künstler begegnen, wie so manches andere Zerstörungsprojekt der Verwaltung. Daß die letztere gelegentlich den Eifer zu weit treibt und mehr der leidigen Sucht zu modernisiren, als dem wirklichen Bedürfnisse folgt, ist ihr seit der in der That vollständig zwecklosen Beseitigung des altberühmten „Blauen Thurmes“ an der heutigen Avenue des Arts vielfach vorgeworfen worden. Auch neuerdings ist wieder eine heftige Polemik hervorgerufen worden durch die Veröffentlichung eines Durchbruchprojektes, bei dem das alte malerische Hospital in der Straße Otto Venius beseitigt werden müßte. Dieser interessante mittelalterliche Bau mit seinen düsteren Interieurs, mit seinen Thurmvorsprüngen und Giebeln wird von den Mitgliedern der Antwerpener Malerschule besonders hoch geschätzt. Hendrik Leis, der Begründer der sogenannten archaischen Richtung in der modernen belgischen Kunst, pflegte auf dem Hofe des Hospitals oft stundenlang zu verweilen, um Studien für seine berühmten Darstellungen aus der Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts zu machen.

Der Zwanegang.

Den größten Reichthum an Baudenkmälern von wirklich historischer Bedeutung beherbergt natürlich die eigentliche Altstadt, die ganze Reihe der westlichen, zum Flusse sich hinziehenden Stadttheile. Hat auch hier schon manches altehrwürdige berühmte Bauwerk der Neuzeit und ihren Forderungen weichen müssen, so sieht man sich doch einstweilen bei einem Gange durch diese Stadttheile noch immer von Zeugen der großen wechselvollen Vergangenheit Antwerpens umgeben. An die Zeit des höchsten Glanzes, wo die Scheldestadt Beherrscherin des Welthandels war, gemah-

nen die herrlichen Kirchen, von denen die Mehrzahl ja in diesen Stadttheilen sich befindet, gemahnt auch das großartige Stadthaus auf dem alten, von prächtigen Gildehäusern umgebenen Marktplatze. Etwas nördlich von diesem, in der Nähe der Kirche St. Paul, liegt am Eingange einer engen Straße die *alte Fleischerhalle*, ein aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts stammendes Werk Herman de Waghemakeres. Von der Pracht und dem Glanze, die im Innern dieses stattlichen Gildehauses geherrscht haben, von den Skulpturen, den Gemälden, den herrlichen Tapeten, die von den Zunftmeistern dafür gestiftet wurden, können die zeitgenössischen Chronisten nicht genug erzählen; heute dient der stolze Bau als Getreidemagazin. Hat er auch einen großen Theil seines äußern Schmuckes schon während der Schreckenszeit der spanischen Herrschaft und bei den häufigen späteren Belagerungen Antwerpens eingebüßt, so macht er doch heute noch einen imposanten Eindruck. Aus regelmäßigen Schichten rother Ziegel und weißer Bruchsteine aufgeführt, bildet er ein ungeheures Quadrat, an dessen vier Ecken schlanke sechsseitige Thürme emporstreben; die beiden Seitenfaçaden sind von schön abgestuften Giebeln gekrönt.

Einen seltsamen Gegensatz zu diesem Gebäude, das von der Freiheit und Macht des alten Bürgerthumes erzählt, bildet der sogenannte *Steen*, der sich der Fleischerhalle gegenüber am andern Ende der Straße erhebt. Ein hoher, düsterer, von Eckthürmen flankirter Bau, ist der Steen ein Theil der alten Burg von Antwerpen, die seit ihrer Gründung im 12. Jahrhundert im Besitze der Landesherren sich befand, im Jahre 1549 von Karl V. aber den Bürgern der Stadt überlassen wurde. Schon unter den Herzögen von Brabant und Burgund hatte der Steen, dessen starke gemauerte Keller sich unter der ganzen Burg hinzogen, als Gefängniß gedient. Herzog Alba gab dem Gebäude diese Bestimmung zurück und benutzte es ausschließlich für Inquisitionsgefangene und für politische Verbrecher. Von den Greueln, welche in den finsteren Räumen des Steen gegen Ketzer und Patrioten verübt worden sind, lebt die Sage noch heute im Antwerpener Volke, und nach dem ungeheuren Vorrathe schauerlicher Folterinstrumente zu schließen, die vor ungefähr zehn Jahren von den eminent praktischen Stadtbehörden aus den Kellern des Steen zusammengebracht und als altes Eisen verkauft wurden, sind die blutigsten Schilderungen jener Sagen kaum übertrieben.

Was heute außer dem Steen von der alten Burg noch steht, ist dem Untergange geweiht; im Laufe der nächsten Jahre soll mit dem Abbruch vorgegangen werden. Damit zugleich wird dann auch der berühmte Fischmarkt der Stadt verschwinden, der mit seinen an die Burgmauern angebauten Hallen, mit dem hohen Muttergottesbilde in der Mitte, auch seinerseits ein schönes und charakteristisches Stück des mittelalterlichen Antwerpens ist. Die durch den zunehmenden Verkehr nothwendig gewordene Verbreiterung der Werfte oder Quais fordert dieses Opfer; um ihretwillen muß auch das schöne, nach Rubens'schem Entwurfe erbaute Scheldethor abgerissen werden, das die Stadt Antwerpen im Jahre 1624 zum feierlichen Empfange Philipp's IV., des Urenkels Karl's V., errichten ließ.

Hospital in der Straße Otto Venius.

Genügen die von Napoleon im Jahre 1802 erbauten Quais heute dem Bedürfnisse nicht mehr, so ist dies mit den übrigen aus jener Zeit stammenden Hafenanlagen schon seit lange der Fall. Napoleon, der Antwerpen bekanntlich zum ersten Kriegshafen des nördlichen Frankreich machen wollte, ließ an der Nordseite des Werfts zwei Bassins anlegen, von denen das eine etwa 100, das andere 250 Schiffe von mittlerer Größe aufnehmen kann. Seit 1859 sind zu diesen beiden ersten noch vier neue Bassins gekommen, die beinahe die doppelte Ausdehnung des alten Grand Bas-

Haus der Fleischergilde in Antwerpen.

sin haben, und noch immer reichen sie für den ungeheuren Schiffsverkehr nicht aus, noch immer beschäftigt man sich in den betreffenden Kreisen mit den Projekten für umfassende Veränderungen und Erweiterungen. Mitten aus dem bunten geräuschvollen Leben am Hafen, das mit allen seinen Fasern der Gegenwart und dem Augenblicke angehört, ragen auch noch verschiedene alte Zeugen der großen Vergangenheit, stattliche, stolze Bauwerke, empor. Da ist vor allen anderen das große *Hansahaus* am Quai Hambourg zwischen den beiden alten Bassins zu nennen, das in den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts erbaut wurde. In seinen unteren Räumen als Waarenlager der hanseatischen Kaufleute benutzt, enthielt es in den oberen Geschossen 300 mit fürstlicher Pracht eingerichtete Zimmer. Ein hoher Thurm mit einer Gallerie, von der aus der Hafen und die ein- und auslaufenden Schiffe beobachtet werden konnten, erhob sich über der Front; auf seiner Spitze entfaltete ein kolossaler bronzener Adler die Schwingen. 65 deutsche Städte sollen die Kosten des prachtvollen Gebäudes zusammengebracht und die Beiträge einiger unter ihnen sich auf 60 000 Gulden belaufen haben. Die Stadt Antwerpen gab eine Beisteuer von 30 000 Gulden. Was an Schmuck und Pracht für diese nach damaligen Begriffen ungeheuerlichen Summen beschafft wurde, war so übertrieben großartig, daß die Danziger Kaufmannschaft in einem langen Schreiben Beschwerde dagegen erhob und den königlichen Luxus als für Handelsherren unziemlich verdammte. Die hanseatischen Patrizier ließen sich durch diesen Protest freilich nicht beirren; in den herrlichen Räumen des mit zahlreichen Thürmen und Thürmchen, mit Erkern und Bildwerken geschmückten Palastes führten sie ein fürstliches Leben; wenn sie in corpore nach der Börse oder zur Messe in die Kathedrale zogen, so geschah dies stets unter Vorantritt einer Schar von Spielleuten, deren Pfeifen und Flöten vergoldete Mundstücke und reiche Silberverzierungen hatten. Im Jahre 1863 haben die Hansastädte das alte, durch Krieg und Belagerung hart mitgenommene Haus dem belgischen Staate als ihren Antheil für die Ablösung des Scheldezolles abgetreten. Aller seiner äußeren Zierrathen, sowie des großen Thurmes beraubt, macht das mächtige Gebäude heute den Eindruck eines Magazins, als welches es auch benutzt wird. Nicht besser ist es dem unweit des Hansahauses belegenen alten *Hessischen Hause*, der Niederlassung der hessischen Kaufleute, ergangen. Von dem Wetteifer, es einander an Luxus zuvorzuthun, der zwischen den hessischen und den hanseatischen Handelsherren herrschte, ist in den Antwerpener Chroniken jener Zeit mancher ergötzliche Zug aufbewahrt. Früher noch als das Hansahaus wurde das Nachbargebäude seiner Pracht entkleidet; schon am Ende des 16. Jahrhunderts diente es als Kaserne für die spanischen Truppen. In geringer Entfernung von diesen beiden Bauwerken steht eine Gruppe anspruchsloser alter Holzhäuser, deren abgestufte Giebel sie ebenfalls als aus dem 15. oder 16. Jahrhundert stammend erkennen lassen. Das eine von ihnen hat unter dem Namen der *Maison hydraulique*, des Wasserleitungshauses, einen gewissen Ruf unter den Verehrern der alten flandrischen Baukunst. Und in der That sehen wir in ihm auch in mäßig kleinen Verhältnissen das durchaus wohlerhaltene Interieur eines alten Antwerpener Patrizierhauses vor uns, das von den Stürmen, die so viele großartigere Pracht in seiner Nähe vernichtet haben, wie durch glücklichen Zufall verschont geblieben ist. Der mit Fliesen gepflasterte Hausflur, die schöne dunkele Eichentreppe mit ihrem Schnitzwerk, eine kunstvoll gearbeitete kupferne Laterne, die das Treppenhaus erleuchtet, die prachtvolle Ledertapete in dem Saale des obern Stockwerkes: jedes ist in seiner Art ein vollendetes Meisterwerk. Das Haus, das heute der Korporation der Antwerpener Brauer gehört, wurde um 1550 von Gilbert van Schombeke erbaut, einem unternehmenden Manne, dem Antwerpen viel zu verdanken hat. Um 24 große Brauereien, die er auf Kosten der Stadt angelegt hatte, mit dem nöthigen süßen Wasser zu versorgen, ließ er von einem entfernten Kanale bis zu seinem Hause eine Leitung anlegen. Das Wasser wurde durch eine Schöpfkette in ein auf dem Dache befindliches Reservoir gehoben und von hier aus durch ein System von Röhren in die nahe gelegenen Brauereien vertheilt. Das künstliche Unter-

Das „hydraulische" Haus.

nehmen war aber kaum im Gange, als ein im Volke ausgesprengtes Gerücht, Schombeke vergifte das Wasser in seinem Reservoir, einen Pöbelaufstand herbeiführte. Nur mit Hilfe der Obrigkeit vermochte der unglückliche Erfinder sich vor der Wuth des Pöbels zu retten. Sein Haus und alle seine begonnenen großen Unternehmungen im Stiche lassend, floh er im Juli 1554 nach Brüssel, wo er wenige Jahre später starb.

Dr. Hans Meyer's Reisen im nördlichen Luzon. (Philippinen.)

(Auszüge aus seinem als Manuskript gedruckten Tagebuche.)

III.

„Guinaan liegt an der Berglehne einige hundert Fuß hoch über dem linken Ufer des Rio Saltan. Es mögen einige dreißig Hütten sein, die da auf künstlich mit Steinwällen abgestuften Terrassen neben- und übereinander stehen. Bambu, Cogonschilf und Holzbohlen sind das Baumaterial. Jede Hütte steht auf vier Pfählen, der Raum aber zwischen dem somit hoch liegenden Fußboden und der Erde ist mit Brettern oder Bambulatten ringsum zugeschlagen und bildet so im Innern ein Magazin für alles Mögliche oder auch den Stall für Schweine und Hühner. Darüber befindet sich der eigentliche Hüttenraum mit verschließbarer Thür- und Fensteröffnung, mit der Feuerstelle in der Mitte, mit Fußboden aus roh behauenen Brettern oder weit reinlicherm Bambu, mit Geräth, Waffen und allem, was der Guinane außer Feld und Vieh sein eigen nennt. Wer viel Reis aufzustapeln hat, bringt ihn in einem besondern kleinen Schuppen neben der Hütte unter. Noch im vorigen Jahre waren, wie die Gardisten mir versichern, die Thürpfosten der Hütten mit den Schädeln der erschlagenen Feinde geschmückt, jetzt ist diese Sitte wenigstens in Guinaan selbst geschwunden; in den ferneren Rancherien besteht sie aber noch, namentlich in dem eine Tagereise entfernten Linues, dessen Bewohner selbst bei den Guinanen in sehr üblem Ruf stehen. Kopfjäger sind aber darum die Guinanen nach wie vor. Erst vor einigen Tagen wurden unweit Balbalasang drei Tinguianen von Guinanen die Köpfe abgeschnitten, und die Begleitung meiner Patrouille hat für diese noch den Nebenzweck, die Schuldigen jener That ausfindig zu machen. Reis, Mais, Camote, Bananen und Zuckerrohr bilden den Fruchtbestand der Guinanen. Es ist ein wahres Vergnügen, die musterhaft bewässerten Terrassenfelder mit der sattgrünen Reissaat zu sehen; an Wasser mangelt es nie, und so erfreuen sich die Guinanen einer doppelten Reisernte im Jahre: einmal wird im Januar, das zweite Mal im Juli geschnitten. Mais und Camote wachsen ohne viel Zuthun auf den gerodeten Abhängen, Bananen und Zuckerrohr, welch letzteres einzig zur Basibereitung dient, um die Hütten herum.

Mit dem Viehbestand ist es aber um so schlechter bestellt. Außer Schweinen, Hühnern und Hunden giebt es hier keine Hausthiere, man müßte denn die Ratten als solche mitzählen, die in Massen vorhanden sind. Von Carabaos, Rindern und Pferden, an denen manche Rancherien in Benguet so reich sind, findet sich hier nicht ein einziges Exemplar.

Und nun zu den Menschen selbst. Daß mich die Männer sofort an die Bontok-Igorroten erinnerten, habe ich schon bemerkt. Sie haben dasselbe dunkle Kastanienbraun der Hautfarbe wie jene; die Augen sind runder als die der Benguet-Igorroten, die Nase ist selten knollig, mitunter sogar leicht gekrümmt, der Mund groß, aber die Lippen nicht ausgesprochen wulstig, die Backenknochen stehen nicht auffällig hervor. Das harte, strähnige Kopfhaar ist über der Stirn bis dicht über die Ohren rundum abgeschnitten, hinten fällt es auf die Schultern herab oder ist zu einem Schopf aufgewunden, der mit dem so charakteristischen geflochtenen Käppchen bedeckt ist, das ja auch den Bontok-Igorroten eigen ist. Der Bartwuchs ist sehr dürftig, obschon sie nicht dem Brauch des Igorroten huldigen, der mit einem Zänglein seinen Körper von allen Haaren (ausgenommen die Kopfhaare) befreit. Ihr Schmuck sind Messingdrahtreifen um Arm und Hals, bei den Weibern vorwiegend Ketten aus großen bunten Glas- oder Achatperlen im Haar, um Hals und Arme und Ohrgehänge aus Perlen und Perlmutterstückchen. Bei der Feldarbeit tragen die Männer Hüte aus Bambu oder Rotang, während der Regenzeit breite Kragen aus Cogonschilf. Die blau und weißen Baumwollmäntel, wie sie alle Igorroten tragen, fehlen auch hier nicht; sie kommen von Bontok herüber oder von Abra herauf. Sonst sind die Männer mit weißen baumwollenen Schürzen, die meist tingianischer Provenienz sind, bekleidet; die Weiber mit dunkelfarbigen baumwollenen Sayas oder, falls sie diese kostspieligen Zeuge nicht erlangen können, Männer und Weiber mit Schürzen aus der verarbeiteten Rinde des Gobelbaumes. Die Kinder laufen nackt umher.

Die Tätowirungsmuster der Weiber erstrecken sich nur auf die Arme, die der Männer auch auf die Brust, die Hüften, die Waden und namentlich auf Wundennarben, die gewöhnlich mit einem Strahlenkranz umgeben werden. Die Muster selbst sind Zeichnungen, denen Federn oder auch Farnkrautwedel als Vorlage gedient haben mögen; ihre Farbe ist dasselbe Graublau wie bei den Igorroten, und die Auftragungsmethode mittels farbegetränkter Nadeln die nämliche, nur erschienen mir hier die Narben viel tiefer als dort. Weiber und Kinder färben sich vielfach Stirn, Wangen und Kinn zinnoberroth, verheirathete Weiber schwärzen sich gewöhnlich die Zähne. Im Gürtel trägt der Guinane sein Handbeil Ganian (von den Tinguianen „Ligua“ genannt); Speer und Schild sind seine Kriegswaffen. Die Lanzen sind solche mit zwei, mit vier, mit sechs und mehr Widerhaken; der Schaft ist oft mit rother, gelber und schwarzer Bejuco gefällig verziert, die sauber gearbeiteten Holzschilde haben unten zwei, oben drei Spitzen.

Geld kennt der Guinane so gut wie gar nicht; ich war darum froh, daß ich aus Banged ein ganzes Sortiment von Mänteln, Schürzen, Perlen und Aehnlichem mitgeschleppt hatte, das mir als Tauschmittel dienen konnte, und ich machte ein gutes Geschäft damit. Kaum hatten die Leute begriffen, um was es sich handelte, als sie herbeitrugen, was sie nur von ihrem Besitz entäußern konnten. Ich saß wie ein fahrender Handelsmann auf meinem Waarenballen, gab für diese Holzschüssel eine Handvoll Perlen, für jene Lanze

zwei oder drei Lendenschurze, für einen guten Schild einen ilocanischen Mantel und so fort, und erledigte das Geschäft zu meiner und meiner Kunden Zufriedenheit. Nur mit dem Erwerb von Schmucken hatte ich wenig Glück; ich konnte nicht mehr wie zwei Paar Ohrgehänge erhalten, für deren jedes ein Männermantel in Tausch gegeben werden mußte. So zähe hängen namentlich die Weiber an dem ererbten Eigenthum.

Im Laufe des Tages trafen aus den umliegenden Barrios, auch aus den entfernteren Rancherien, wie Maxilei und Gabungu, Capitanes mit Geschenken ein. Wieder brachte einer ein Ferkel, das in Bananenblätter zum Packet eingeschnürt war und in seiner Zwangsjacke erbärmlich quiekte; so hatten wir für die nächsten Tage frisches Fleisch in Menge.

Herr Au nahm eine große Gruppe von Männern, Weibern und Kindern auf, dann machte ich mit Hilfe von vier Dolmetschen den Versuch, die Capitanes etwas über die Stammessitten auszufragen, stieß aber sehr bald auf Mißtrauen. Ihre Antwort war am Ende „kamáni“ (nein) oder „Frage meinen Vater, der ist klüger als ich“. Ich mußte davon abstehen und vertröstete mich auf gelegentliche Fragestellung und auf die Guinanen von Balatok, wohin sich morgen unsere Reise richtet.“

Als die Reisenden nach einem schwierigen Marsche am 19. Oktober dort angelangt waren, fanden sie die dortigen Guinanes in ihrem Charakter womöglich noch verschlossener, in ihren Aeußerungen noch kürzer, als in Guinaan selbst; nur als das Gespräch auf die Weiterreise nach Bontok und auf die Rancheria Sumater kam, die den Uebergangspunkt von Balatok nach Bontok bildet, wurden sie lebendig und gesprächig und erklärten, die Reisenden überallhin, nur nicht nach Sumater und Bontok begleiten zu wollen; denn wer dorthin ginge, käme nicht wieder zurück. Da der Gouverneur in Banged gleichfalls schwere Bedenken gegen den Besuch jener Orte, die Zufluchtsstätte aller widerspenstigen und kopfjagenden Guinanes und Bontok-Igorroten, geäußert hatte, so änderte Dr. Meyer seinen Reiseplan dahin, daß er den Hauptstock der Cordillera Central in südwestlicher Richtung zu überschreiten und so zur Küste zurückzukehren gedachte. Auf dieser Reise ihn zu begleiten, zeigten sich auch die Leute von Balatok sofort bereit.

„Von Bontok bekomme ich somit nichts zu sehen, und das ist eine Lücke in meiner Igorroten-Expedition; aber ich tröste mich einerseits mit dem Gedanken, daß ich der Wissenschaft wenigstens durch den Besuch der Guinanes ein ganz neues Ergebniß geliefert habe, andererseits mit meiner festen Ueberzeugung, daß ich nach dem Besuch von Guinaan in Bontok doch nicht viel Neues gefunden haben würde, da nach dem Vielen, was ich erfahren, und dem Wenigen, was ich selbst gesehen, die Guinanes und Bontok-Leute ein und denselben Stamm ausmachen, oder doch zum mindesten so nah verwandte Stämme sind, wie die Banged- und die Lepanto-Igorroten.

Wir ließen (am 21. Oktober) Balatok, das in Anlage und Hüttenbau völlig Guinaan gleicht, zur Linken liegen und stiegen über abgeholzte Hügelrücken zu einer zweiten Hochebene empor, deren dichter Cogon- und Dschangelbestand vielfach durch Rodungen unterbrochen war, die ganz nach Ceyloner Kaffeepflanzungen aussahen, aber Camotefelder trugen. Zwei tief eingeschnittene Wildbäche wurden überschritten und der stellenweise arg morastige Pfad in langsamer Steigung verfolgt bis zum Nachmittag. Da hielten wir an einer Wegscheide. Nach Nordwest zweigte sich der Pfad nach Inalagan und Balbalasang ab, und ihn sollte vorherigen Verabredungen gemäß der Fähnrich mit Herrn Au, der besonderer Umstände halber nach Banged zurückkehren mußte, und der Hälfte der Patrouille einschlagen, während ich nach den Tingianenrancherien weiter ziehen wollte. So trennten wir uns mit kurzem Lebewohl und Händedruck, sie verschwanden im Dickicht, und ich machte nach einer Stunde an einem leidlich trockenen Platze Halt und biwakirte die Nacht in einer improvisirten Cogonhütte mit meiner drei Mann starken Bedeckung, meinem Dolmetscher Camellin und 16 guinanischen Trägern.

Die aufgehende Sonne des nächsten Tages sah uns schon ein gutes Stück weiter auf dem Wege nach dem Cordillerenkamm. Heute sollte der Rio Saltan erreicht und morgen der zweite Gebirgszug der Cordillera überwunden und bis zur ersten Tingianenansiedelung vorgedrungen werden. Blutegel gab es wieder die Menge, und der sumpfige Boden machte das Fortkommen auf dem kaum einen halb Fuß breiten Pfad recht schwer. Hier und da zwitscherte einmal ein kleines meisenartiges Vögelchen, im Uebrigen waren runde, von den Wildschweinen gewühlte Wasserlöcher die einzige Spur der Fauna in diesen Urwäldern. Die anhaltenden Regen hatten auf den steilen Bodenerhebungen Bergrutsche von ungeheuren Dimensionen verursacht, ganze Wälder streckten in der Tiefe die gebrochenen Riesenstämme aus dem Chaos; ein Bild grauenvoller Verwüstung durch elementare Gewalten. Die Uebergänge unmittelbar am obersten Rand dieser Abgründe waren halsbrecherisch, da sich immer noch unter dem schreitenden Fuß Erdtheile und Steine loslösten und polternd hinabsprangen.

Kurz nach Mittag hatten wir die Höhe (2325 m) erreicht, es war recht frisch ($10^1/_2{}^0$ R.); von nun ab begann der nicht minder mühsame Abstieg zum Rio Saltan. Bald stellte sich der Regen wieder ein, und als ich vier Stunden später an das Ufer des tosenden Rio Saltan heraustrat, war es für heute mit meiner Energie zu Ende. Wiederum wurde eilig eine Hütte aufgerichtet, die Reisrationen vertheilt und abgekocht, und nach der Mahlzeit suchte sich jeder einen Platz um das gemeinsame Feuer, wo ich zur gleichfalls innern Erwärmung eine Flasche Ginbranntwein zum besten gab, unter deren Nachwirkung ich manches von den Leuten über ihre Sitten und Bräuche erfragen konnte, was mir ihre Genossen in Guinaan verheimlicht hatten.

Wenig mehr als 1400 m war die Höhe unserer Lagerstätte gewesen. Der Strom wurde am 23. Oktober mittels Baumstämmen, die von Fels zu Fels gefällt wurden, überschritten und jenseits der Höhe zugestrebt. Die Scenerie von gestern wiederholte sich in allen Stücken mit Sumpf, Blutegeln, Bergrutschen 2c., und einmal hatte ich von einer Lichtung aus den ungewohnten Anblick einer Familie wilder Carabaos, die in der Ferne aus dem Dickicht trat. Der wilde Stier ist hier wie in Java das gefürchtetste Wild der Berge, hier um so mehr, als ja die Philippinen außer ihm und Giftschlangen kein eigentlich gefährliches Thier bergen. Ich wunderte mich, den Carabao hier anzutreffen, jedenfalls müssen seine Futterverhältnisse bei dem gänzlichen Mangel an Grasweide in diesen Wäldern ganz andere sein wie in Java.

In vier Stunden waren wir um ca. 2000 Fuß emporgestiegen und standen auf dem Kamm der ersten Cordillera (2085 m). Zum erstenmal hatte ich hier wieder freien Ueberblick; und was für ein Panorama! Hinter mir im Osten und zu beiden Seiten die düsteren gigantischen Berge der Cordillera, vor mir das Tiefland des Rio Abra mit seinen grünen Ebenen und scheinbaren Hügelzügen, mit seinen zahlreichen Nebenflüssen und seeartigen Erweiterungen, weiter im Südwesten die Gebirge von Lepanto, geradeaus westlich die offene Ebene von S. Maria und Narvacan,

im Nordwesten die Berge von Banged und fern im Hintergrund das schillernde chinesische Meer. Nur zu bald mußte ich mich von dem herrlichen Landschaftsbild trennen.

Der Abstieg war noch beschwerlicher wie der gestrige. Die Kühle der Bergluft nahm von Stunde zu Stunde ab. Bald traten wir ins Gebiet der Fichten, später in das des Stachelbambu und des Buschwerks, in dem die Nashornvögel nisten, und schließlich erschienen auch vereinzelt die Fächerpalmen wieder. In einem Bach wurde ein allgemeines Bad genommen, ich vertauschte meine Wollenkleidung mit leichtem Linnenzeug, und nach weiterm zweistündigen Marsch in dem felsigen Thal des Rio Baso abwärts langten wir in dem obersten Barrio von Lingoy, bald darauf in der reisfeldumhegten Rancherie Lingoy selbst an.

Der erste Capitan trat mir seine saubere Bambuhütte ab, es wurde mir zu Ehren, als dem „Castila, der über die großen Berge nach Guinaan gegangen war“, eine junge Kuh geschlachtet, Zuckerrohrbasi und Nipa-nipawein getrunken, gesungen und getanzt, kurzum die biederen Tingianen wußten nicht, was sie mir all für Gutes anthun sollten. Bis spät in die Nacht dauerte das Fest, dann erklärte ich, von meinen Märschen ausruhen zu wollen, und in größter Ordnung verlief sich das Volk, tiefster Friede herrschte über der Rancherie.

Die hiesigen Tingianen gehören zur Familie der Tingianes von Banao, einer einstigen Rancherie am Ende des Camino militar, von welcher heute nur noch der Barrio Balbalasang und einige kleinere Weiler vorhanden sind. Die Tingianes von Banao sind vor den vordringenden Spaniern südwestwärts gezogen und haben sich in dem abgeschlossenen Thal des Rio Baso neue Siedelungen geschaffen, in denen sie nun in tiefstem Frieden wohnen, ungestört von den Spaniern, denen sie aber einen nicht unbedeutenden Tribut zahlen, und von den Guinanes, deren Raubzügen sie ehedem in Banao sehr ausgesetzt waren. Ihre Hütten gleichen in der Konstruktion denen von Balbalasang; Baumaterial ist Holz für die Grundpfeiler, Bambu für alles Uebrige. Ihr Viehbestand ist reich an Pferden, Carabaos und Rindern, ihre Terrassenreisfelder, die das ganze Flußthal ausfüllen, sind in trefflicher Ordnung. Außerdem bauen sie Mais und Zuckerrohr. Den Reis ernten sie nur einmal, im Januar. Sie kleiden sich wie alle Tingianen vorzugsweise in weiße Baumwollzeuge, die Männer tragen geschlossene Jäckchen, die Weiber desgleichen und um die Lenden einen baumwollenen Tapis. Die Gewebe werden alle von ihnen selbst verfertigt. Der Kopf ist mit schmalen Binden aus der Rinde des Gabelbaumes bedeckt, die zugleich das in drei Strähnen umgewundene lange Hauptthaar zusammenhalten, oder auch mit einem wettertüchtigen, aus Bambu und Bajuco geflochtenen runden Hut. Gegen Regen suchen sie den Körper durch Kragen aus Fächerpalmblättern zu schützen. Ihre Waffen sind die Handbeile (Gamans oder Liguas), wie sie auch die Guinanes führen. Diese sowie die zweizackigen Spitzen ihrer Jagdlanzen schmieden sie selbst oder holen sie aus Balbalasang, wo es geschickte Schmiede giebt. Ihre Schilde, die sie aber niemals brauchen, stammen von den Guinanes.

Am Abend vor meinem Aufbruch nach den stromabwärts gelegenen Rancherien fanden sich die Capitanes der verschiedenen Rancherien vor meiner Hütte ein und überreichten mir eine auf Gabelrinde geschriebene Bittschrift (verfaßt von einem der Schreibkunst und des ilocanischen Idioms kundigen Tingianen, der einst zur Guardia civil ausgehoben gewesen), die um Verminderung des relativ sehr hohen Tributs bat und die ich an den Generalgouverneur befördern sollte. Ich that ihnen den Gefallen sie anzunehmen, und will hoffen, daß die gerechte Bitte meinen braunen Freunden gewährt wird.

Träger stellten sich am Morgen (25. Oktober) bereitwilligst. Ich verabschiedete meine Gardistenpatrouille, die von hier in gerader Linie nach Balbalasang zurückkehrt. Zwei Capitanes begleiteten mich. Es war nach den Beschwerden der vorhergehenden Tage ein angenehmes Marschiren im Thalgrund durch die sprossenden Reisfelder. Die vielen Flußübergänge passirte ich trocknen Fußes, auf den verschränkten Armen der Capitanes reitend. In Dadladau (oder St. Andreas, wie es die Spanier umgetauft haben) bekam ich andere Träger, und so erreichte ich schon gegen Mittag die Rancherie Lalabey (das St. Guilermo der Spanier), wo während der heißesten Stunden gerastet wurde. Die Hütten sind hier zur Hegung des Viehs von hohen Bambuzäunen umgeben; im Innern herrscht eine Ordnung und Sauberkeit, die doppelt wohlthuend auf mich wirkte, nachdem ich so lange Zeit im Schmutz der Igorroten gelebt. Der Ort liegt bereits im Vorland, die Berge im Umkreis reichen nicht über 200 bis 300 m hinaus. Auch hier händigte mir der älteste Capitan ein Bittschreiben mit demselben Inhalt wie das von Lingoy ein. Wir stiegen hinab in das Thal eines schmalen Flusses und langten durch taubenreiche Casuarinenbüsche hinwandernd in drei Stunden in St. José an. Hier gab es wieder eine Spur von sogenannter Civilisation, d. h. St. José hat eine christliche Tingianengemeinde, die unter der geistlichen Leitung eines ilocanischen Maestro schon ganz entnationalisirt ist und auch örtlich von der heidnischen Tingianen-Gemeinde geschieden ist wie die Schafe von den Böcken. St. José hat ferner ein Cuartel der Guardia civil mit fünf Mann Besatzung und endlich als Centrum der Civilisation einen spanischen Machthaber in Gestalt eines zwanzigjährigen Cabos (Korporals) dieser Besatzung. Wiewohl ich weit lieber direkt bei den echten Tingianen mir ein Unterkommen gesucht hätte, konnte ich doch nicht umhin, dem „Castila“ meine Aufwartung zu machen, fühlte mich aber von der liederlichen Wirthschaft, die der rohe Bursche in seiner schmierigen Behausung mit einem christianisirten Tingianenweib führte, dermaßen angewidert, daß ich schleunigst unter einem wissenschaftlichen Vorwand mich zu den Tingianen zurückzog und dort in der ersten besten Hütte die Nacht ungestört und in einer reinlichen Umgebung zubrachte.

In der Frühe des 26., lange bevor es dem Cabo einfallen konnte, mir einen Gegenbesuch zu machen, war ich bereits unterwegs. Der tingianische Capitan hat mir sein Pferd geliehen, das, wenn auch nicht Vollblut und englisch gesattelt, mir doch über die Belästigung meiner Füße hinweghalf, die seit zwei Tagen dick angelaufen sind und empfindlich schmerzen. Der Weg ist trocken und die Träger tummeln sich. In $3^1/_2$ Stunden sind wir am Rio Abra, dessen ruhiger breiter Wasserspiegel auf Bambuflößen überschifft wird; dann gehts über die Uferhügel, deren spärlicher Strauchwuchs fast keinen Schutz vor der sengenden Sonne gewährt, nach Lulunu fort, das tief in einem Kesselthal am nordwestlichen Fußpunkt des Monte Langoagoan liegt. Auf dem vierstündigen Weg vom Rio Abra an ist kein Tropfen Wasser aufzufinden, meine letzten Wein- und Kognakvorräthe waren schon gestern zu Ende gegangen; was Wunder, wenn ich unter der Einwirkung ungewohnter tropischer Sonnengluth am Ende mehr im Sattel hing als ritt und im Tribunal von Lulunu mich ermattet aufs Lager warf mit einer lauten Verwünschung auf Erde, Wasser, Sonne und Himmel?

Am Abend blinkte der Mond so stillvergnügt am Firmament und die Luft war so frisch und kühl geworden, daß ich beschloß, wieder einmal einen Mondnachtmarsch zu machen. Für heute war es leider zu spät, ich verschob es darum auf morgen für die ohnehin uninteressante Strecke auf der Ebene bis Narvacan hin und gönnte mir wie den Trägern die heute gewiß nothwendige Nachtruhe.

Wir waren bereits auf dem Rücken der nächsten Höhenzüge, als die Sonne am Morgen des 27. Oktober über dem Monte Langoagoan emporstieg. Im Frühnebel vor uns erhob sich der kahle Kamm des langgedehnten Monte Abaad, des letzten Walles, der uns vom Tiefland, von der weiten Küstenebene von Ilocos Sur trennte; hatten wir ihn vor Beginn der heißen Tagesstunden erreicht, so war das Uebrige leichte Arbeit. Die Sache ging nach Wunsch, vom Gipfel nahm ich rückwärts gewendet Abschied von den in der Ferne dämmernden Bergen der Cordillera, begrüßte die aus der Ebene heraufschimmernden Dörfer und Flecken, und dann stiegen wir in langen Zickzacks und Bogenwindungen hinunter nach Balilising, der letzten unverfälschten Tingianenrancherie auf dieser Route. Dort bekam ich wieder ein Pferd und andere Träger. Kurz danach durchschritten wir das christliche Pueblo Villavieja, dessen Bewohner in Scharen zusammenströmten, um die Schilde und Lanzenbündel in meinem Gepäck anzustaunen, verfolgten von da das Bett eines halbausgetrockneten Flüßchens (es hatte schon seit fünf Wochen hier nicht mehr geregnet) und waren am Abend in dem offenen Flachland von Ilocos Sur. Nach zweistündiger Rast brachen wir mit aufgehendem Mond nach Narvacan auf, in dessen Tribunal wir nach Durchwatung einiger metertiefer Moraststellen müde und hungerig gegen Mitternacht eintrafen. Rasch wurde noch Reis abgekocht und verzehrt, dann suchte sich jeder ein kühles Nachtlager. Ich legte mich auf den breiten Tribunalstisch und blieb dort wenigstens von den zudringlichen Besuchen der skandalirenden Ratten verschont.

Narvacan war mir von meiner Reise Candon-Banged her bekannt. Es hielt mich also nichts fest. Ich miethete in aller Frühe des 28. drei Ochsenkarren zur Bergung und Beförderung meiner Sachen nach Vigan und ritt auf dem Camino real der Provinzialhauptstadt zu. Vorher verabschiedete sich mein Dolmetsch Camellin von mir. Es that mir bitter leid, als der brave Mensch von dannen ging. Ich hatte den offenen, treuherzigen Igorroten lieb gewonnen und ihm den ernsten Vorschlag gemacht, mich auf meinen weiteren Reisen nach China und Amerika und später nach Europa zu begleiten, aber er wollte nicht. Das Naturkind sehnte sich nach seinen heimathlichen Bergen; dorthin eilte er nun auf den kürzesten Wegen. Er versprach mir, er wolle mich nicht vergessen, und ich glaube es ihm. Auch ich werde mich im Gedenken an meine Igorrotenfahrten immer des braven Camellin erinnern.

Der letzte Reisetag war auch der heißeste. Die staubige Landstraße tritt eine Stunde hinter Narvacan an die See heran, folgt bis Santa hin dem Meeresstrand und zieht sich dann wieder ins Land hinein nach Vigan. Einmal nur erregte ein Gegenstand meine lebhafte Aufmerksamkeit, es war ein hart an der Küste stehender ruinenhafter „Morenthurm“, wie solche von den ersten Spaniern zum Schutz der Küste gegen die Angriffe maurischer (d. h. mohammedanischer) oder auch chinesischer Seeräuber erbaut worden waren. Am Nachmittag setzten wir auf Flößen über den Rio Abra, der hier unweit der Mündung eine sehr beträchtliche Wasserfläche bildet, und zogen eine Stunde später in Vigan's Straßen ein, das eine ganz respektable „Poblacion“ ist, über 20 000 Seelen birgt und seinem äußern Aussehen nach von allen Philippinenorten, die ich gesehen, nächst Manila am meisten einen städtischen Charakter trägt.“

Die Untersuchung des alten Bettes des Amu-darja [1].

Chr. H. Ueber die interessante Frage, ob es möglich sei, die Wässer des Amu-darja in das Kaspische Meer zu leiten, hat der Ingenieur P. Lessar aus Aschabad d. d. 6./18. Januar 1883 dem „Golos“ einen Bericht geschickt, welchem wir Folgendes entnehmen.

Im December 1881 ging ein Telegramm über die Resultate der im Herbst ausgeführten Arbeiten der Expedition, welche mit der Erforschung des alten Bettes des Amu-darja betraut war, durch alle Zeitungen, und im Februar 1882 brachten die „Bakuschen Nachrichten“ (Nro. 21 und 22) und darnach auch andere Blätter weitere Mittheilungen darüber. Die Untersuchungen sind noch nicht beendigt, aber es sind bereits einige Thatsachen bekannt geworden, welche die Frage nach der Wasserverbindung zwischen dem Aral-See und Kaspischen Meer in wesentlich anderm Lichte als bisher erscheinen lassen. Eine Erörterung der Frage ist deshalb interessant und zeitgemäß; man möge aber dabei ihre theoretisch-wissenschaftliche von der praktischen Seite unterscheiden.

Die theoretische Seite betrifft die Vergangenheit der ganzen Aral- und Kaspischen Niederung; es fragt sich zuerst: Was bedeuten jene Vertiefungen, welche mit dem Namen des „alten Bettes“ (Uzboi) belegt werden? Hat sie das Meerwasser erzeugt oder der Lauf des einst in das Kaspische Meer sich ergießenden Amu-darja? Was veranlaßte das Abfließen des Amu-darja in den Aral-See? Wann geschah das?

Nicht minder interessant und wichtig ist die praktische Seite der Frage: Können der Aral-See und das Kaspische Meer vereinigt werden? Es ist nicht unwesentlich zu wissen, ob einst der Amu-darja wirklich in das Kaspische Meer strömte. Sind die Lokalitäten des sogenannten „alten Bettes“ — einerlei, wie dieselben entstanden — geeignet auch heute die Wasser des Amu-darja durchzulassen? Wenn jene Lokalitäten ungeeignet sind, ist es vielleicht möglich einen Kanal zu diesem Zwecke zu bauen? Welche Kosten verursacht die Verbindung beider Seen in dem einen oder andern Falle? Werden die zu erwartenden Resultate den erforderlichen Auslagen entsprechen?

Die Nachrichten waren bis zum Jahre 1870 sehr dürftig. Die Mittheilungen der alten Autoren sind so unzuverlässig und unklar, daß mittels derselben die einander widersprechendsten Theorien gestützt werden können. Die Reisenden der Neuzeit bis zum Jahre 1870 andererseits

[1] Nach dem Russischen des Ingenieurs Lessar im „Golos“ 1883, Nr. 43. Vergl. auch S. 191 des laufenden „Globus“-Bandes.

durchzogen die Steppe unter so ungünstigen Umständen, daß sie auch nicht viel ermitteln konnten; sie sahen das „alte Bett“ nur an einzelnen Stellen und theilen nur das mit, was ihnen die eingeborenen Führer erzählten. Seit dem Jahre 1870 beginnt die Reihe der kriegerischen Unternehmungen in den transkaspischen Steppen, und das gab Veranlassung für einige Gelehrte das Land zu erforschen. In der Folge wurden die allerverschiedensten und einander völlig widersprechenden Ansichten verlautbart. Es fehlten eben sichere Fakta; beim schnellen Marsch der Truppen konnte nicht viel erforscht werden und sich von den Truppen zu entfernen, gestattete der unruhige Zustand der Steppe nicht.

Unter den ermittelten Thatsachen hatte die barometrische Bestimmung der Höhe einiger Punkte längs dem Uzboi, dem sogenannten alten Bett — bis zu dem Brunnen von Igdy (unter 40° nördl. Br.) — in den Jahren 1870 und 1872 immerhin einige Bedeutung; die bestimmten Punkte erwiesen sich höher gelegen als das Wasserniveau des Kaspischen Meeres. Freilich sind derartige vereinzelte Thatsachen noch unzureichend, um sichere Schlüsse zu ziehen. Die höhere Lage eines Punktes allein ist noch kein Beweis, daß das Wasser von dem höhern zu einem andern niedrigern geleitet werden kann; es können Senkungen dazwischen sein. Auch andere hier und da gelegentlich gesammelte Thatsachen sind zu fragmentarisch, um verwerthet werden zu können.

Im Allgemeinen, in der Mitte der siebenziger Jahre, zweifelte kaum jemand an der Möglichkeit den Amu-darja in das Kaspische Meer zu leiten. Für einen Ingenieur, welcher die Schwierigkeit kannte auch in großen Strömen den Wasserweg stets fahrbar zu erhalten, erschien es eine sonderbare Forderung, Wasser 1000 Werst durch ein Flußbett zu leiten, welches an einzelnen Stellen nur 10 Sashen, (ca. 21 m), an anderen einige Werst breit und streckenweit mit Sand bedeckt ist, und schließlich zu erwarten, daß sich nun von selbst ein schiffbarer Fluß bilde. Einige Gelehrten bestritten die Möglichkeit den Fluß abzuleiten; den meisten aber mit den Schwierigkeiten hydrotechnischer Arbeiten nicht bekannten erschien die Sache sehr einfach. Es wurde als ausgemacht angesehen, daß einst der Amu-darja sich in das Kaspische Meer ergossen habe, und daß es, um ihn wieder in sein früheres Bett zu leiten, hinreichend sei, einen oder zwei Dämme zu durchbrechen und am Flußbette selbst einige Arbeiten auszuführen. Man berechnete die Unkosten auf einige Hunderttausend Rubel, eine durchaus unansehnliche Ausgabe im Vergleich zu dem zu erwartenden Ergebniß: zur Erlangung eines kontinuirlichen Handelsweges bis an die Grenzen Indiens, zur Wiederauflebung der Wüste zwischen dem Amu-darja und dem Kaspischen Meere in Folge der nun möglichen Bewässerung der Steppe.

Wenngleich nun diese Voraussetzungen unbegründet waren, so hatten sie doch etwas Gutes: es wurden nun der Uzboi und die angrenzenden Gebiete genauer erforscht. Aber die ermittelten Thatsachen bestätigten die Erwartungen nicht.

Die Urun-darja-Expedition der Jahre 1874 bis 1877 versetzte den bis dahin herrschenden Illusionen den ersten Schlag. Die Arbeiten wurden mit den vollkommensten Instrumenten gemacht; die Methode der Untersuchungen garantirte vollkommen die Sicherheit der Resultate; was ermittelte man? Man fand, daß der untersuchte Theil des Uzboi-Bettes durchaus ungeeignet sei, um das Wasser des Amu-darja in das Kaspische Meer zu leiten. Bei der Nivellirung des alten Bettes von Chiwa bis zu den Seen von Sarykamysch (unter 42° nördl. Br.) zeigte sich, daß der Wasserspiegel der letzteren 7 Sashen (14,7 m) tiefer liege als der Spiegel des Kaspischen Meeres. Um das Wasser wieder nach Westen fließen zu machen, müßte man eine kolossale Niederung bis zu 40 Sashen über den gefundenen Horizont mit Wasser füllen; das ist aber nicht möglich. Es blieb damals noch die Hoffnung übrig, daß außer dem eben untersuchten Flußbette, welches bis zu den Seen von Sarykamysch sich erstreckt, vielleicht ein anderes Bett existire, welches den See umgeht und sich mit dem Uzboi dort vereinigt, wo der Abfall zum Kaspischen Meere bereits ein entschiedener ist. Freilich war dazu erforderlich ein geeignetes Flußbett aufzusuchen, welches das erforderliche Wasserquantum dem Uzboi zuzuführen im Stande wäre. Ein von Menschenhand gegrabener Bewässerungskanal reicht in keinem Falle dazu aus. Ein solcher Kanal, auch wenn er eine Breite von 20 Sashen (42 m) hätte, kann bei der üblichen geringen Neigung unmöglich hinreichend Wasser beschaffen für ein Flußbett, welches stellenweise mehrere Werst breit ist. Wenn sich nun ein geeignetes Bett zwischen dem Amu-darja und Uzboi nicht findet, so wird dadurch der Uzboi selbst zur Wasserleitung unbrauchbar; denn einen Fluß von einigen Hunderten Werst Länge durch Menschenhand herzustellen, ist unmöglich; dann wäre es viel billiger einen Kanal vom Amu-darja zum Kaspischen Meere zu graben.

Im Jahre 1878 durchbrach der Amu-darja in Folge des hohen Wasserstandes die schützenden Dämme und strömte durch die alten Flußbetten in die Seen von Sarykamysch; dies Ereigniß gab das Signal zu einer erneuten Thätigkeit in der Amu-darja-Frage. Die Expedition vom Jahre 1879 hatte deshalb die Aufgabe, die alten Flußbetten vom Aral-See bis zum Kaspischen Meere, sowie den Amu-darja selbst zu untersuchen; sie war nach allen Seiten hin ausgezeichnet ausgerüstet. Allein die Arbeiten zogen sich in die Länge und gegenwärtig ist das Nivellement des Uzboi noch nicht bis zum Brunnen Iwanek gelangt; d. h. es sind noch gegen 400 Werst bis zum Kaspischen Meere hin zu untersuchen. Die Ergebnisse der Arbeiten sind bis jetzt durchaus unbefriedigend. Ein Telegramm aus Kyzyl-arwat vom 22. December 1881 lautete: „Die Arbeiten zur Untersuchung des alten Amu-darja-Bettes wurden im Herbst von zwei Ingenieur-Abtheilungen ausgeführt. Die eine Abtheilung nivellirte den alten Kanal Tschermeniab, welcher von Dandan an der Grenze Chiwas nach Schachsenem und Giaurkala führt; die andere nivellirte von Sarykamysch längs dem Uzboi bis zu dem Brunnen Tscharyschly. Das Ergebniß des Nivellements ist: von der westlichen Grenze Chiwas bis zu dem Brunnen Tscharyschly am Uzboi senkt sich die Gegend; man kann deshalb Wasser hindurchleiten und durch Bewässerung dieser Gegenden das Land in den blühenden Zustand versetzen, in welchem es sich früher befunden hat; von diesem frühern Zustand zeugen heute noch die Ruinen der Festungen und Städte, die Spuren alter Kanäle und Wasserleitungen.“ Das soll in anderer Weise ausgedrückt heißen: Das ganze untersuchte Gebiet von der Grenze Chiwas bis Bala-ischem am Uzboi (Brunnen nordöstlich des Brunnen Igdy, etwas nördlich vom 40. Breitengrade, etwa dort gelegen, wo der Uzboi seine nordsüdliche Richtung mit der ostwestlichen vertauscht) besitzt kein einziges altes Bett, 200 Werst etwa ausgenommen, welches geeignet ist, das Wasser des Amu-darja in den Uzboi zu leiten. Der genannte Kanal Tschermeniab ist ein unansehnlicher Bewässerungskanal (aryk), von welchem jetzt nur streckenweise Spuren erhalten sind. Schachsenem und Giaurkala sind Ruinen ganz gewöhnlicher Befestigungen der Sarten; sie sind wegen der Unsicherheit der Steppe verlassen worden; die Existenz von Kanälen in ihrer Nähe ist

schon im Jahre 1873 durch den General Skobelew bekannt geworden. Daß von Chiwa ab in jener Richtung ein Abfall des Terrains stattfindet, ist unzweifelhaft, ebenso, daß die Herstellung einer Wasserleitung ausführbar wäre; jedenfalls aber müßte ein vollständig neuer Kanal gegraben werden, da von dem alten fast nichts übrig ist. Demnach haben die im Telegramm mitgetheilten Thatsachen gar keine Bedeutung; es ist sehr auffallend, daß die viele Hunderttausende von Rubeln kostende Expedition, indem sie ihr Resultat mittheilt, Nichts über die Amu-darja-Frage verlautbart und nur berichtet, daß sie es für möglich erachte, einen alten Bewässerungskanal zu erneuern. Das vermögen die Eingeborenen ohne Beihilfe gelehrter Expeditionen auch und auf billigere Weise zu thun. Die von den „Bakuschen Nachrichten" geäußerte Meinung, daß durch den Tschermeniab-Kanal Wasser aus dem Amu-darja in den Uzboi gelassen werde könne, bedarf darnach gar keiner Widerlegung.

Das eigentliche Resultat der zweiten Expedition ist daher folgendes: Um das Uzboi-Bett von Bala-ischem ab zur Ableitung der Gewässer des Amu-darja in das Kaspische Meer zu benutzen, muß ein Fluß auf künstliche Weise vom Amu-darja bis nach Bala-ischem von mehr als 200 Werst Länge hergestellt werden. Das ist natürlich unausführbar.

Das sogenannte Bett von Tschardschui, welches sich von Tschardschui (am mittlern Oxus unter 39° nördl. Br.) bis Bala-ischem erstreckt, ist noch sehr wenig untersucht (vergl. „Globus" 41, S. 222), und ob dasselbe ein deutliches Gefälle zum Kaspischen Meere besitzt, ist unbekannt. Jedenfalls ist es jetzt in einem solchen Zustande, daß es zur Leitung des Wassers aus dem Amu-darja durchaus nicht taugt.

Etwas Entscheidendes über den Abschnitt des Uzboi vom Brunnen Iwanek bis Aidin (am Fuße des Kleinen Balkan) läßt sich nicht früher aussagen, bevor hier eine Nivellirung vorgenommen; doch sind genügende Anhaltepunkte vorhanden zur Annahme, daß auch dieser Abschnitt zum Durchlaß des Wassers nicht tauge. Zum Beweise dieser Annahme sind freilich umfassende Untersuchungen nothwendig. Der letzte Abschnitt des Uzboi von Aidin bis zum Kaspischen Meere ist bekanntlich nichts als ein Busen.

Das Endresultat aller bisher angestellten Untersuchungen läßt sich dahin zusammenfassen: Eine Wasserverbindung zwischen dem Aral-See und dem Kaspischen Meere durch eine einfache Ableitung des Amu-darja in den Uzboi herzustellen ist unmöglich. Im Gegentheil, man kann hoffen, daß die Erbauung eines gewöhnlichen schiffbaren Kanals leichter und günstiger ist, wenngleich dieselbe viele Millionen Rubel, 15 bis 20 mindestens, kosten würde. Dieser letzte Punkt ändert die Sachlage bedeutend. Wenn die Hoffnung vorhanden wäre, daß mit einigen hunderttausend Rubeln durch Ableitung eines Flusses ein Wasserweg hergestellt werden könnte, so wäre es nützlich, sofort die Ausführung zu beginnen. Aber diese Ausgabe von Millionen wird kaum durch die gegenwärtige Handelslage gerechtfertigt. Bisher hat sich ein reger Handel in jenen Gegenden wegen der Unsicherheit der Steppe nicht entwickeln können, und erst jetzt beginnt er in Folge des Friedens sich zu beleben. Aber das Russische Reich hat ganz andere Bedürfnisse als die Errichtung eines schiffbaren Kanals vom Aral-See zum Kaspischen Meere.

Doch soll daraus nicht gefolgert werden, daß die begonnenen Untersuchungen abzubrechen sind. Sobald mit der weitern Beruhigung jener Gegenden der Handel sich reger entwickelt hat, woran nicht zu zweifeln ist, wird die Herstellung eines Wasserweges durch die Steppe nothwendig werden. Deshalb müssen die Untersuchungen fortgesetzt werden, aber mit besonderer Rücksicht auf einen beide Meere vereinigenden Wasserweg; es dürfen die Mittel nicht dazu verwandt werden um darzuthun, daß diese oder jene Steppengegend untauglich zu jenem Zweck sei; so war es bisher.

Ob die Resultate der bisherigen Untersuchung bei Anfertigung des Projektes eines schiffbaren Kanals sich werden verwerthen lassen, kann man heute nicht sagen, weil es unbekannt ist, wie und wo dereinst ein solcher Kanal entlang geführt werden soll, ob im Thal des Uzboi oder an einem andern Ort.

Für die weitere Forschung ist Folgendes zu berücksichtigen:

1. Es ist unerläßlich das Nivellement des Uzboi-Bettes von der Stelle an, wo die Arbeiten im Jahre 1881 stehen blieben, zu beendigen und Querprofile der charakteristischen Lokalitäten anzufertigen. Letztere sind in wissenschaftlicher wie praktischer Beziehung äußerst wichtig. Eine solche Arbeit muß aber als vorläufige Untersuchung durchgehend gemacht werden; dazu reicht ein Nivelleur mit einem Gehülfen und 15 Arbeitern auf die Zeit von drei Monaten aus. Die Kosten der Arbeit mit Einschluß der Ausgabe für Transport des Proviants, Wassers u. s. w. würden sich höchstens auf 6000 Rubel (ca. 12 000 M.) belaufen. Eine militärische Bedeckung ist gegenwärtig bei dem friedlichen Zustand der Steppe vollkommen überflüssig; sie würde die Arbeit nur geniren. Eine Bewaffnung der Arbeiter selbst mit Flinten zur Abwehr etwaiger zufälliger Räuberhorden würde genügen.

2. Wenn man aber beschließen sollte, wirklich einen Kanal, welcher sowohl schiffbar wäre, als auch zur Bewässerung des Landes diente, herzustellen, so muß Folgendes unternommen werden: a) Durch einige Rekognoscirungen muß die allergünstigste Richtung des Kanals, ohne Rücksicht auf den Uzboi, festgesetzt werden; bei dieser Rekognoscirung ist eine barometrische Nivellirung erforderlich, wie bei Voruntersuchungen üblich. Ein großer Aufwand an Zeit, Arbeitskräften und Geld, um die größtmögliche Genauigkeit zu erreichen, ist völlig überflüssig. Bei der Rekognoscirung genügen einige Tekke-Reiter als Bedeckung. b) Nachdem die günstigste Richtung des zu erbauenden Kanals festgesetzt worden, müssen nun die abschließenden Untersuchungen zur Ausführung eines Kanals beginnen. In einer Hinsicht sind die Arbeiten in der Steppe in Folge des Mangels an Proviant und Wasser schwierig, in anderer Hinsicht aber sind sie wegen der ebenen Lokalität sehr leicht; die Kosten einer derartigen Untersuchung zur Herstellung eines Kanals vom Amu-darja bis zum Kaspischen Meere würden kaum 40 000 bis 50 000 Rubel überschreiten.

Die Tlinkith.

Von Dr. Aurel Krause.

I.

Unter den Indianervölkern der vielfach zerschnittenen Nordwestküste Amerikas, vom Columbiaflusse nordwärts bis zur Halbinsel Alaska, welche sich durch ihren eigenthümlich entwickelten Kunstsinn und das ausgebildete Ceremoniell ihrer Gebräuche auszeichnen, nehmen die Tlinkith eine hervorragende Stellung ein. Bis in die neueste Zeit hinein haben wenigstens ihre entlegeneren Stämme nur geringe Berührung mit den Weißen gehabt, so daß hier noch die alten Sitten und Gebräuche ziemlich unverändert bestanden, als die südlicheren Haida-, Tschimsian- und Vancouver-Stämme schon lange ihre psychische Selbständigkeit in dem Verkehr mit der einströmenden Einwanderung eingebüßt hatten. Doch nur wenige Jahre noch wird dieser der Beobachtung unverfälschter Sitten und Gebräuche eines Naturvolkes günstige Zustand dauern. Bereits dringen Scharen abenteuernder und unternehmungslustiger Amerikaner, angelockt von den Berichten über reiche Goldfunde in den Gebirgen, in dieses Gebiet ein, und die Indianer, die sich früher den fremden Ankömmlingen gegenüber feindselig und zurückhaltend gezeigt hatten, beginnen ihre Scheu abzulegen und unter Aufgabe ihrer individuellen Selbständigkeit sich enger an die Weißen anzuschließen, deren Güter theilweise auch ihnen ein nothwendiges Bedürfniß geworden sind.

Die Tlinkith, d. h. Leute, bewohnen den Küstenstrich vom 56. bis zum 60. Breitengrade in einer Stärke von ca. 8000 Seelen, welche auch an den entlegensten Punkten dieselbe Sprache mit nur geringen dialektischen Verschiedenheiten reden. Die Grenzen ihres Gebietes fallen fast genau mit denen des südöstlichen Alaska oder des Sitkadistriktes zusammen. Im Norden gehen sie bis zur Yakutatbai, im Süden bis zur Prince of Wales-Insel. Außer dem schmalen Küstenstrich des Festlandes bewohnen sie die vorliegenden Inseln, die Tschitschagoff-, Baranoff-, Admirality-, Prince of Wales-Insel und zahlreiche kleinere. Ihre nördlichen Nachbaren an der Küste sind die Itugalakmuten oder Atnaer am Kupferfluß, die noch zum Eskimostamm gehören sollen, ihre südlichen die Haida auf Queen Charlottes Island und in dem südlichen Theil von Prince of Wales Island und die Tschimsian auf dem Festlande am Naß River. Die Haida und Tschimsian sind den Tlinkith in Sitten und Gebräuchen nahe verwandt und scheinen sogar in vielen Dingen ihre Lehrmeister gewesen zu sein. Die jenseits des Küstengebirges wohnenden Jägervölker, von den Tlinkith „Gunana“ genannt, gehören wahrscheinlich zum Stamme der Tinneh oder Athabasken. Mit ihnen stehen die Tlinkith von Alters her in lebhafter Handelsbeziehung.

Die erste allerdings sehr dürftige Kunde von dieser Küste und ihren Bewohnern erhielt man durch die letzte große Expedition des im russischen Dienste stehenden Dänen Vitus Bering. Im Jahre 1741 segelte Bering, den der treffliche Steller als Arzt und Naturforscher begleitete, mit zwei Schiffen, „St. Paul“ und „St. Peter“, von Kamtschatka nach der amerikanischen Westküste. Durch einen Sturm wurden die beiden Fahrzeuge von einander getrennt. Der „St. Paul“ unter dem Kommando von Tschirikoff erreichte zuerst die Küste in der Gegend der heutigen Sitka. Der Steuermann mit 10 wohlbewaffneten Leuten wurde in einem Boote ans Land geschickt, doch kehrten dieselben nicht zurück, ebensowenig ein zweites Boot, das mit einigen Matrosen bemannt zur Unterstützung nachgesandt wurde. Da Tschirikoff keine weiteren Böte hatte, und die Wilden, welche sich in den nächsten Tagen mit ihren Canoes zeigten, jede Annäherung vermieden, mußte er, ohne über das Schicksal der Gefährten Aufklärung erhalten zu können, die Rückreise antreten, während welcher er noch den als Arzt auf dem Schiffe befindlichen Naturforscher de la Croyère durch den Tod verlor. Wenige Tage später als Tschirikoff erreichte Bering die Küste und ankerte vermuthlich in der Yakutat- oder Beringsbai. Steller, welcher mit einem Boote ans Land ging, entdeckte zahlreiche Spuren der Eingeborenen, ohne jedoch diesen selbst zu begegnen. Schon am folgenden Tage lichtete Bering, der durch Krankheit körperlich und geistig geschwächt zu sein schien und jede Unternehmungslust verloren hatte, wieder die Anker, um die Heimreise anzutreten, welche in dem Schiffbruch an der Beringsinsel und dem Tode des Kommandeurs daselbst ein trauriges Ende nahm. Der Rest der Mannschaft kehrte nach einer beschwerlichen Ueberwinterung, deren Einzelheiten uns durch einen interessanten Bericht Steller's bekannt geworden sind, auf einem aus den Trümmern des Wraks erbauten Boote nach Kamtschatka zurück. Die Berichte der Schiffbrüchigen von dem Pelzreichthum der entdeckten Länder regten bald zu neuen Handelsunternehmungen an, durch welche in den folgenden Jahrzehnten die Kette der Aleuten und die benachbarten Küsten des amerikanischen Festlandes bekannt wurden.

Im Jahre 1776 fuhr der Weltumsegler Cook in der Absicht, die Möglichkeit einer nördlichen Durchfahrt in das Atlantische Meer zu erforschen, der Küste entlang, ohne jedoch mit den Eingeborenen in Berührung zu kommen. Erst der unglückliche La Pérouse machte die Bekanntschaft mit diesen, indem er auf seiner durch ihren tragischen Ausgang bekannten Weltumsegelung in der Lituyabai, von ihm Franzosenhafen genannt, ankerte. Er entwirft kein günstiges Bild von dem Charakter der Eingeborenen, welche er im höchsten Grade unzuverlässig und zu Diebstählen geneigt fand. Bei einer Untersuchung des Hafens gingen durch die starke Brandung am Eingange zwei Böte mit 21 Mann zu Grunde. Bekanntlich nahm die von Ludwig XVI. unter großen Erwartungen ausgesandte Expedition ein trauriges Ende, indem das Schiff in der Südsee verloren ging, ohne daß jemals wieder eine Spur von ihm oder der Bemannung entdeckt wurde. In der gleichen Absicht wie Cook folgte in den Jahren 1792 bis 1794 sein Schüler Vancouver der Nordwestküste Amerikas nordwärts von der Fucastraße; mit unermüdlicher Ausdauer erforschte er das von seinem berühmten Vorgänger übersehene Inselgewirr, bis in das Gebiet der Tlinkith hinein, wobei auch er mehrmals Gelegenheit hatte, sich von dem hinterlistigen und treulosen Charakter derselben zu überzeugen, wenn ihn auch seine Vorsicht vor Verlusten bewahrte.

Mit der Gründung der Russisch-Amerikanischen Kom-

pagnie im Jahre 1799 treten die Tlinkith in dauernde Beziehungen zu den Russen, zunächst freilich nur feindseliger Art. Nachdem bereits im Jahre 1795 eine Kolonie in der Yakutatbai errichtet worden war, wurde in den Jahren 1799 bis 1800 von dem energischen Direktor der Kompagnie, Baranoff, auf der von den Eingeborenen Schitka genannten Insel das Fort Archangel Gabriel gegründet, welches jedoch bereits im Jahre 1802 von den Indianern zerstört wurde. Erst zwei Jahre später gelang es Baranoff, für diese That blutige Rache zu nehmen. Mit zwei Schiffen kam er von Kodiak und landete in der Gegend des heutigen Sitka, woselbst auf einem Felsenhügel, auf welchem später das neue Kastell errichtet wurde, die Indianer sich verschanzt hatten. Nach zweitägiger Belagerung wurde die Position von den Russen genommen, doch war es den Vertheidigern noch gelungen, in der Nacht zu entweichen. Unter dem Namen Neu-Archangel wurde nun an derselben Stelle eine neue Niederlassung gegründet, welche später den indianischen Namen Sitka (Schitka) annahm und bald durch die Verlegung des Regierungssitzes und der Verwaltung von Kodiak hierher eine ziemliche Bedeutung erlangte. Die Eingeborenen zwang man, sich in der Nähe am Strande anzusiedeln; durch einen starken Pallisadenzaun mit mehreren Wachtthürmen wurde ihr Dorf von der russischen Stadt geschieden, und eine stehende Garnison hielt ihre Aufstandsgelüste im Zaum. Nichtsdestoweniger brach 1832 eine Revolte aus und eine zweite 1855, nach deren Ueberwältigung 60 der Rädelsführer hingerichtet wurden. Im Jahre 1867 kam mit dem ganzen russischen Nord-Amerika auch der Sitkadistrikt an die Vereinigten Staaten. Für die Tlinkith war dieser Regierungswechsel insofern von Bedeutung, als der regere Unternehmungsgeist der Amerikaner sie bald in vielfache Beziehungen zu den Weißen brachte, indem mitten unter ihnen Handelsstationen und Faktoreien errichtet wurden. Ernstere Unruhen haben während der amerikanischen Herrschaft nicht stattgefunden, wiewohl sie mehrmals befürchtet wurden. Die Stationirung eines amerikanischen Kriegsschiffes in den Gewässern, welches auch einige Proben seiner Leistungsfähigkeit vor den Augen der Eingeborenen ablegte, hat sicher nicht wenig dazu beigetragen, die Tlinkith im Zaume zu halten, doch erscheinen dieselben noch heutzutage als ein trotziges und zu Gewaltthätigkeiten geneigtes Volk, das Milde und Nachgiebigkeit nur als Schwäche deutet.

Die ausführlichste Schilderung der eigenthümlichen Sitten und Gebräuche der Tlinkith oder Koloschen, wie sie von den Russen mit einem angeblich aleutischen Namen genannt wurden, giebt von älteren Autoren Holmberg, von neueren hat W. H. Dall in seinem Buche über Alaska unter ausgiebigster Benutzung der bezüglichen Literatur die vollständigste Uebersicht gegeben. Immerhin erhalten wir durch diese Werke noch keineswegs ein klares Bild von dem interessanten Volke, und unsere eigenen Beobachtungen konnten auch nur Beiträge zu einer nähern Kenntniß desselben liefern.

Die Tlinkith sind von mittlerer Größe, doch findet man nicht selten unter ihnen auch einzelne hochgewachsene Leute, wie z. B. der Sohn des Häuptlings der Chilcat- (Tschilcat)-Indianer, ein stattlicher, wohl proportionirter Mensch, der 1,81 m maß. Im Allgemeinen ist ihre Gestalt kräftig und gedrungen, ihre Gesichtszüge sind markirt, meist mit einem finstern Ausdruck, der durch die tiefliegenden großen und feurigen Augen noch verstärkt wird. Die Nase ist wohl ausgebildet, nicht platt gedrückt; mitunter begegnet man sogar ausgesprochenen Adlernasen. Das kohlschwarze, derbe Haar hängt schlicht herunter, bis zum Nacken herab, nur die Schamanen tragen es in gesonderten Strähnen. Die Backenknochen stehen etwas hervor, die Lippen sind voll und dick; der Bartwuchs ist nur unbedeutend entwickelt, die Haut ziemlich hell und von schwach röthlich-gelber Färbung.

Seit den frühesten Zeiten erfreuen sich die Tlinkith keines guten Rufes bei den Weißen. Wenn auch in dem ungünstigen Urtheil, das La Pérouse über sie fällt, die Farben zu stark aufgetragen sein mögen, so ergiebt sich doch wohl so viel aus demselben, daß die Tlinkith nicht erst durch den Umgang mit den Weißen verdorben worden sind. Da La Pérouse nachweislich der erste gewesen ist, welcher mit ihnen in Berührung kam, so wird es nicht ohne Interesse sein, die von ihm gegebene Schilderung des Verhaltens der Eingeborenen nach einer 1799 in Leipzig erschienenen Uebersetzung des Reisewerkes zu vernehmen. „Ihre Künste“, sagt er darin, „sind ziemlich weit getrieben und ihre Bildung hat in dieser Hinsicht große Fortschritte gemacht; aber diejenige, welche die Sitten verfeinert, die Wildheit besänftigt, ist noch in ihrer Kindheit. Ihre Lebensart, welche alle Unterordnung ausschließt, macht, daß sie beständig von Furcht oder Rache beunruhigt werden; hitzig und jähzornig habe ich sie unaufhörlich mit dem Dolche wider einander gesehen. In Gefahr, während des Winters vor Hunger zu sterben, weil die Jagd nicht glücklich sein kann, sind sie während des Sommers in größtem Ueberfluß, indem sie in weniger als einer Stunde die zur Unterhaltung ihrer Familie nöthigen Fische fangen können; müssig während des übrigen Tages verbringen sie ihn mit Spiel, für welches sie eine so heftige Leidenschaft haben, wie manche Bewohner unserer großen Städte; dieses ist die große Quelle ihrer Streitigkeiten. Ich würde ohne Furcht ankündigen, daß dieses Volk sich ganz zernichten würde, wenn es mit all diesen zerstörenden Lastern noch das Unglück verbände, den Gebrauch irgend eines berauschenden Getränkes zu kennen. Die Indier waren in ihren Pirogen unaufhörlich um unsere Fregatten; sie verbrachten hier 3 bis 4 Stunden, ehe sie den Tausch einiger Fische oder etlicher Häute von Fischottern anfingen. Sie ergriffen alle Gelegenheit uns zu berauben; sie entrissen das Eisen, welches leicht wegzunehmen war, und sie versuchten überhaupt, durch welche Mittel sie während der Nacht unsere Wachsamkeit täuschen konnten. Ich ließ die Hauptpersonen an Bord meiner Fregatte kommen; ich überhäufte sie mit Geschenken; und eben diese Menschen, welche ich so eben auszeichnete, verschmähten niemals den Raub eines Nagels oder eines alten Strumpfes. Wenn sie eine lachende und sanfte Miene annahmen, so war ich gewiß, daß sie etwas geraubt hatten.“ Zu dieser Charakterschilderung, die im Allgemeinen zutreffend gewesen sein dürfte und es zum großen Theil auch heute noch ist, ist nur zu bemerken, daß sie einseitig die schlechten Seiten hervorhebt. Auch wird Manches in milderm Lichte erscheinen, wenn wir mit den Augen der Eingeborenen die fremden Ankömmlinge als Feinde ansehen, zu deren Schädigung sie alle Mittel, List und Gewalt, anwandten. Wenn auch Diebstähle unter den Tlinkith selbst öfter vorkommen, so werden sie doch immer als zu sühnende Vergehen aufgefaßt, und gerade die Furcht vor der drohenden Vergeltung hält alle Gelüste nach fremdem Eigenthum in sehr engen Schranken. Der Begriff des Eigenthums ist im Gegentheil sehr zugespitzt, und im Allgemeinen wird der Besitz des Einzelnen mehr respektirt, als es in vielen civilisirten Ländern der Fall sein dürfte.

Wie bereits La Pérouse bemerkt, ist der Tlinkith keineswegs ein Freund von großer Thätigkeit. In seinen Bewegungen ist er langsam und phlegmatisch. Während die

Weiber für die Küche sorgen, liegt er träge im Hause oder hockt in eine wollene Decke gehüllt mit gekreuzten Armen unbeweglich am Meeresstrande. Doch zeigt er sich auch großen Anstrengungen gewachsen und, wenn es sein muß, auch ausdauernd. Seine Körperkraft ist erstaunlich, desgleichen seine Widerstandsfähigkeit gegen klimatische Einflüsse. Centnerschwere Lasten tragen die Chilcat-Indianer auf ihren Handelszügen in das Innere über unwegsame Gebirgspässe, dabei einer Kälte von 20 bis 30° R. trotzend. Auch pflegen sie mitten im Winter den Gebrauch kalter See- oder Flußbäder, und wir selber beobachteten einen Tlinkith, der eben erst einer offenen Stelle des eisbedeckten Flusses entstiegen, sich noch längere Zeit im Schnee herumwälzte, ehe er seine Hütte aufsuchte.

Es ist erklärlich, daß ein so abgehärteter Körper keiner besondern Fürsorge in Bezug auf Kleidung bedarf. Statt der früher üblichen Pelzdecken, die aus den Fellen verschiedener Thiere zusammengenäht wurden, werden jetzt meist wollene Decken lose über die Schultern geworfen getragen, übrigens ein in ästhetischer Hinsicht keineswegs vortheilhaftes Kleidungsstück. In letzter Zeit ist der Gebrauch europäischer Kleidungsgegenstände allgemeiner geworden, und in Sitka hat man nicht selten an Festtagen den erheiternden Anblick eines Indianers mit weißem Kragen und schwarzer Halsbinde oder einer Indianerin mit seidenem Schleppkleide.

Eine Tätowirung des Körpers ist unter den Tlinkith nicht üblich, dagegen bemalen sie bei Festlichkeiten, bei Jagd- und Kriegszügen ihr Gesicht mit Ocker, Zinnober oder am gewöhnlichsten mit Kienruß, welches mit Oel gemischt wird. Auch zum Zeichen der Trauer wird das Gesicht schwarz bemalt, desgleichen, um es vor der Einwirkung des Herdfeuers und gegen Schneeblindheit zu schützen. Zierrathen werden von beiden Geschlechtern in großer Mannigfaltigkeit getragen; in den Ohrmuscheln hängen Ringe und geschnitzte Steine oder Haifischzähne, welche besonders hoch geschätzt werden. Auch durch die Nasenscheidewand wird ein Silberring gesteckt. Um den Hals hängt man Perlenschnüre; die Frauen tragen silberne Armbänder, von einheimischen Künstlern aus amerikanischen Silberdollars gefertigt, oft mehrere an einem Arm, und Ringe aus demselben Material an den Fingern. Silber ist überhaupt das beliebteste Metall und wird bedeutend höher geschätzt als Gold. Der eigenthümlichste Schmuck der Frauen ist jedoch der Holzpflock in der Unterlippe. Den Mädchen im Alter von 12 bis 13 Jahren wird die Unterlippe durchbohrt, und ein Stift von Knochen, Holz oder Silber, welcher mit einem Knopfe gegen das Zahnfleisch drückt und nach außen über dem Kinn etwa 2 bis 3 cm weit hervorsteht, hindurchgesteckt. Nach der Verheirathung wird dieser Stift unter steter Erweiterung der Oeffnung durch Knochen- oder Holzpflöcke von immer größeren Dimensionen ersetzt, bis zu einer Breite von 3 bis 4 cm und einer Länge von 5 bis 8 cm; je größer dieser sogenannte Lippenlöffel war, desto höher stand früher das Ansehen der Trägerin. Jedoch ist in neuerer Zeit der Gebrauch dieses Zierrathes sehr abgekommen, und nur bei einzelnen hochbetagten Frauen haben wir dasselbe noch wahrgenommen. Dagegen wird der Silberstift, der eine bei weitem erträglichere Verunstaltung des Gesichtes bildet, von der jüngern Generation noch allgemein getragen. Doch dürfen sich auch dieses Schmuckes nur freie Frauen bedienen, den Sklavinnen ist er versagt.

Kürzere Mittheilungen.

Die Okkupation der Insel Tawi-Tawi durch die Spanier.

Das Amtsblatt von Manila veröffentlichte am 22. Januar 1883 folgende Kundmachung:

„Ich thue hiermit zu wissen, daß seit dem 17. December des eben verflossenen Jahres die spanische Flagge auf Tawi-Tawi weht und zwar in dem Orte Tataan, gelegen in der Mitte zwischen Bongao und Siassi im Sulu-Archipel, wodurch die Insel dauernd und doppelt [1]) okkupirt bleibt.

In Erfüllung der Bestimmungen des Artikels 3 des am 11. März 1877 zwischen Spanien, dem Deutschen Reich und England unterzeichneten Protokolls bringe ich es hier in der „Gaceta oficiel" zur allgemeinen Kenntniß.

Manila, 22. Januar 1883.

P. de Rivera, Generalgouverneur."

Von einem Theilnehmer dieser militärischen Expedition erhielt die „Oceania española" den folgenden Brief (datirt Puerto Tataan, 23. December 1882), den ich hier wörtlich übersetze:

Am 13. d. M. wurde in Joló (Sulu, Alfonso XII.) der Befehl gegeben, daß die zur Besitznahme der gleichnamigen Hauptinsel des Archipels von Tawi-Tawi bestimmten Truppen sich auf dem Kreuzer „Velasco" einzuschiffen hätten. Die Streitkräfte bestanden aus einer Kompagnie des (Eingeborenen-) Infanterie-Regimentes Iberia Nr. 2, 50 Mann der Disciplinar-Kompagnie von Joló und einem Zug Geniesoldaten mit dem entsprechenden Officier-Korps. Den „Velasco" begleiteten die Kriegsgoëletten „Vencedora" und „Sirena", auf welch' letzterer sich der Chef der Expedition, Linienschiffs-Kapitän Don Rafael de Aragon einschiffte; an Bord des „Velasco" befand sich der Titular-Geniemajor D. José Maria de Toro, welcher mit der Anlage des zu erbauenden Forts betraut war. Im Morgengrauen des 14. wurde von der „Sirena" aus den anderen Schiffen das Signal ertheilt die Anker zu lichten; die Flotille verließ Sulu und dampfte gegen Tawi-Tawi zu, indem 6 bis 7 Seemeilen in der Stunde zurückgelegt wurden. Ungefähr 3 Uhr Nachmittags bekam man die Hauptinsel von Tawi-Tawi zu Gesicht, drei Stunden später wurde im Puerto de Tataan Anker geworfen. Dieser Hafen wird von der Nordküste Tawi-Tawis und einer Anzahl kleiner Inselchen gebildet, welch' letztere von zahlreichen die Schifffahrt bedrohenden Untiefen umgeben den Namen Islas Tahatan oder Simalaac führen. Auf dem Kanonenboot „Arayat", welches hier bereits die Expedition erwartete, unternahmen die Führer der Expedition eine Rekognoscirungsfahrt, bis der Punkt, wo man das Fort aufbauen wollte, gefunden worden war. Am 16. wurden die Truppen ausgeschifft und mit dem Fällen des Werkholzes und dem Lichten des Urwaldes begonnen. Die dienstfreien Matrosen unterstützten die Soldaten; am 17. war ein großer Holzschuppen („Camarin" auf den Philippinen) fertig geworden, der bis zur Herstellung des Forts den Soldaten als Kaserne dient. Die Arbeiten der Soldaten und Sträflinge sind hier durch den ständigen Regen und die weiche Beschaffenheit des schlammartigen Bodens mehr erschwert als seiner Zeit in Bongao und Siassi.

---

[1]) Bongao und Tataan.

Die Insel Tawi-Tawi wird der Länge nach von einer Gebirgskette durchzogen, in welcher besonders vier Berggipfel auffallen; man hat diesen Theil des Gebirges la Montaña del Dromedario genannt, weil ihr Anblick einigermaßen an dieses Thier erinnern soll. Die Insel ist mit einer üppigen Vegetation ausgestattet, Urwald bedeckt einen großen Theil derselben. Die Küsten sind von Mangle-Dickichten umsäumt. An einzelnen Stellen des Strandes sieht man Streifen des Bodens, welche nur mit Sand bedeckt sind, aber überschattet werden von den riesigen Bäumen, welche auf den gigantischen Felsblöcken wachsen, welche aufeinander gethürmt und, von bedenklichen Sprüngen durchzogen, jeden Augenblick herabzustürzen drohen.

Ferd. Blumentritt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Von Dr. J. Chavanne's Physikalisch-statistischem Handatlas von Oesterreich-Ungarn (s. „Globus" Bd. 42, S. 95) sind uns die Lieferungen 2 und 3 zugegangen, welche folgende Karten enthalten: Wärmevertheilung im Jahresmittel, im Januar und im Juli, alle drei von dem Herausgeber bearbeitet; Territorial-Eintheilung des Heeres und das Verhältniß der Kriegsdiensttauglichkeit von Ritter von Le Monnier (mit zwei interessanten Kartons über die Vertheilung der körperlich großen und der zu kleinen Männer); Stromgebiete von V. von Haardt und Höhenschichtenkarte vom Herausgeber, letztere unserm Dafürhalten nach von nicht ganz glücklicher Wahl der Farben und Höhenstufen. Die Technik ist sonst nur zu loben.

— Unter den neuesten Heften der „Europäischen Wanderbilder", auf welche wir schon wiederholt hingewiesen haben (vergl. „Globus" 42, S. 285), ist besonders Nr. 47/48, Augsburg, hervorzuheben als eine eingehende Städteschilderung mit vielen vorzüglichen Abbildungen, ferner Nr. 44 bis 46, Ajaccio, worin auf die hervorragende Eigenschaft der Hauptstadt Corsicas als eines klimatischen Kurorts nachdrücklich hingewiesen wird. Zu nennen sind außerdem Nr. 38 und 39 (Bad Krankenheil-Tölz) und Nr. 42 und 43 (das vorchristliche Rom).

— Am zweiten Osterfeiertage hatten wir die Freude, Herrn Lieutenant Wißmann wohl und munter in Berlin begrüßen zu können. Er ist äußerlich unverändert derselbe geblieben, als welcher er uns im Herbste 1880 verließ; kaum daß eine leichte Bräunung des Gesichts, wie sie auch ein Manöver erzeugt, von seinen Wanderungen Zeugniß ablegt. Aber die Unternehmungslust ist ihm gewachsen, und wir dürfen wohl die Hoffnung hegen, ihn in nicht ferner Zeit wiederum im Herzen Afrikas zu sehen, wo das Land der Tuschilange vor allen ihn zu weiteren Untersuchungen anzulocken scheint. Von der Art und Weise, wie seine Routenkarte (vergl. oben S. 176) an den „Esploratore" nach Italien und sogar fast gleichzeitig nach London gelangte, wo sie mit noch größeren Details im Märzhefte der „Proceedings of the Royal Geographical Society" veröffentlicht wurde, ist dem wackern Reisenden nichts bekannt, und er selbst bedauert die schamlose Veruntreuung auf das Lebhafteste. Die von Berlin aus eingeleitete Untersuchung hat den Schuldigen noch nicht mit Bestimmtheit ermittelt.

Südamerika.

— Das britische Geschwader auf der westindischen und nordamerikanischen Station ist im Begriff, Porto Cabello in Venezuela zu besuchen, vor welchem Orte der in einem Bleisarg eingeschlossene Leichnam des am 5. Januar 1595 am Fieber gestorbenen Sir Francis Drake in die See versenkt worden ist. Der befehligende Vice-Admiral Sir John Commerell soll den Wunsch, daß bei dieser Gelegenheit nach den Ueberresten des Seehelden gesucht werden möchte, sehr beifällig aufgenommen haben.

— Spaziert man durch irgend eine der Geschäftsstraßen von Rio de Janeiro, beispielsweise die Rua d'Alfándega — schreibt H. Zöller (Die Deutschen im Brasilischen Urwald I, 135) — in der sich die meisten deutschen Kaufmannshäuser befinden, so wird man vom frühen Morgen bis zum Eintritt der Dunkelheit einzelne Neger Hüte flechtend oder sonstwie beschäftigt auf den Treppenstufen sitzen sehen. Die Physiognomien werden einem bald bekannt, und zwar dies um so rascher, als die Leute alle recht höflich, freundlich und beinahe unaufgefordert zu jeder Auskunft bereit sind. Diese Neger vertreten die Stelle unserer Packträger, man ruft sie, wenn man ihrer bedarf, und sie sollen auf diese Weise durchschnittlich bis zu 6 Milreis (12 M.) täglich verdienen, mehr als irgend ein europäischer und selbst der bestgeschulte Arbeiter. Woher das? Nicht etwa weil diese Neger recht kräftig sind, denn ebenso muskulöse Leute findet man auch unter Portugiesen und Italienern; die auffallende Thatsache erklärt sich einzig und allein dadurch, daß diese Minas-Neger unter der ganzen Arbeiterbevölkerung von Rio das edelste, ehrlichste und vertrauenswürdigste Element darstellen. Wenn man — so sagten unserm Gewährsmann die Kaufleute — einem Portugiesen oder Italiener irgend welche Waaren zur Beförderung übergiebt, so ist man niemals sicher, daß er damit am Bestimmungsorte anlangt; jenen Negern aber dürfte man ohne die geringste Besorgniß ein ganzes Vermögen anvertrauen; obwohl Arbeiter, sind sie Kavaliere ureigenster Art. Dabei bilden diese Leute, die im Gegensatz zur großen Menge der Negerbevölkerung Brasiliens Mohammedaner sind, eine Art von geschlossener Gesellschaft, die den Loskauf jener wenigen besorgt, die noch Sklaven sind. . . . Und die Weiber geben ihren Männern weder an herkulischem Körperbau noch an guter Haltung etwas nach. Beim Neger ist immer eine tiefsatte Farbe (sei sie nun schwarz oder dunkelbraun), eine Farbe ohne hellere Stellen oder hellere Punkte das Zeichen physischer Kraft und Gesundheit. Nun muß man diese braunschwarzen Obstverkäuferinnen mit klassischer Ruhe, wenn man so sagen darf, klassischem Schnitt ihrer einfachen Gewänder, hier haben sitzen sehen, um zu verstehen, daß es auch unter ihrer Rasse eine besondere Art von Schönheit und Majestät giebt.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIII. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Antwerpen.

(Nach dem Französischen des M. C. Lemonnier.)

II.

Seit der Anlage des herrlichen Parkes und der breiten, von Baumreihen eingefaßten Avenuen hat Antwerpen keinen Mangel an schönen und ruhigen Promenaden, und doch bilden heute noch wie vor Jahren die Quais an der Schelde für den weitaus größten Theil seiner Bewohner das Lieblingsziel aller Spaziergänge. Die Stadt, die, von der Landseite gesehen, so viel von ihrem ursprünglichen Charakter eingebüßt hat, bietet von der Flußseite noch den alten malerischen Anblick dar. In schönem Halbkreise zieht sie sich um den Fluß, überragt von den zahlreichen Thürmen ihrer Kirchen. Am südlichen Ende des Quais haben Straßendurchbrüche und neue Straßenanlagen freilich manches verändert; am mittlern und nördlichen Theile dagegen stören selbst die in den dreißiger Jahren erbauten niedrigen, nüchtern ärmlichen Häuser, die hier den Quai begrenzen, die Harmonie des alterthümlichen Bildes nur wenig. Man achtet ihrer kaum; denn dicht hinter ihnen ragen die schönen Giebelreihen der alten Stadttheile empor. Leider auch nicht mehr für lange! In wenigen Jahren schon werden die prächtigen Giebelhäuser ebenso das Feld räumen müssen, wie jene dürftigen Gebäude, die mit ihren auf den internationalen Hafenverkehr berechneten polyglotten Schildern sich als Matrosenkneipen, Hotels letzten Ranges und Niederlagen von Seemannsbedarf aller Art kennzeichnen. An ihrer Stelle werden sich längs des gerade gelegten und um das Doppelte verbreiterten Quais moderne Prachtbauten erheben. Die alten, von der Schelde in die Stadt führenden Kanäle, die früher als Hafen dienten, und in denen die Schiffe zur Ebbezeit fast auf dem Trocknen liegen, werden dann auch verschwinden. Von den hohen Zugbrücken aus betrachtet, die am Quai über sie führen, macht jeder einzelne dieser Kanäle mit seiner Einfassung von alterthümlichen Häusern den Eindruck eines echt niederländischen Bildes. Die Abgeschlossenheit der Kanalstraße auf der einen, der breite Fluß mit seinen zahlreichen Schiffen und der weiten Ebene dahinter auf der andern Seite, das sind in der That Gegensätze von höchster malerischer Wirkung.

Der Antwerpener Bürger freilich, der seine der Erholung gewidmeten Stunden mit Vorliebe auf den Quais am Flusse und den Bassins, „aen't werf“, zubringt, hat nur in seltenen Fällen ein Auge für den landschaftlichen Reiz der altgewohnten Umgebungen. Was er sucht, das ist der rastlose Verkehr, die großartige Thätigkeit, die hier herrschen. Er kommt immer und immer wieder hierher um das Ankommen und Abgehen der großen Schiffe, das Ein- und Ausladen der Waaren zu sehen. Stundenlang kann er bei den großen Dampfkrähnen stehen, die mit ihren riesigen Armen die umfangreichen Ballen überseeischer Produkte aus dem Schiffsraum des am Quai verankerten Dampfers emporheben, stundenlang auch das geschäftige, geräuschvolle Treiben beobachten, von dem die mächtigen Zoll- und Lagerhäuser umwogt sind. Mit lebhaftem Interesse sieht er der Einschiffung einer Herde armer Auswanderer, mit noch lebhafterm vielleicht dem mühsamen und lärmenden Anbordbringen eines nach England be-

stimmten großen Schlachtvieh-Transportes zu, oder verfolgt gespannt das schwierige Landen unbändiger englischer Rassepferde. Das Einbringen eines reparaturbedürftigen Schiffes in eines der großen Trockendocks ist ihm ein wichtiges Ereigniß. Und wie er so dem Hafen- und Schiffsverkehr im Großen eine lebhafte Theilnahme entgegenbringt, mit einer Aufmerksamkeit, als wäre es eine ihn persönlich betreffende Sache, die für fremde Empfänger bestimmten Schiffsladungen mustert und taxirt, so erwartet er auch mit kaum minderer Spannung das Landen der kleinen Flotten von Fischerböten, deren Fang den Fischmarkt der Stadt, sowie die ambulanten Verkäuferinnen von Krabben und Miesmuscheln mit Waare versorgt. Alles, was zu dem Meere und zur Schiffahrt in Beziehung steht, hat für den Antwerpener, und zwar für den Antwerpener aller Klassen, Wichtigkeit und Bedeutung. Und dieses vorherrschende Interesse ist charakteristisch für das Volk. Während in unseren großen norddeutschen Seestädten die kaufmännische Aristokratie sich in fast gesuchter Weise von dem rohen Lärm, dem Kohlenstaub und Dampf, den Theer- und Häringsgerüchen der Hafenquartiere fern hält, ist dem Antwerpener die beständige Fühlung mit dem Elemente, das seine Stadt groß gemacht hat, Bedürfniß. Mag er als Chef eines großen überseeischen Hauses oder nur als Lastträger im Hafen von den Chancen des Handels direkt berührt werden, oder zu den Vielen gehören, die allein die indirekten Folgen derselben verspüren: gleichviel! Als Antwerpener sieht er eben im Schiffahrtsverkehr die Quelle aller Wohlfahrt und fühlt sich ein Glied der großen, von diesem Verkehr abhängigen Gemeinschaft. Dieses Gefühl der Zugehörigkeit zu einem großen Ganzen aber und die Art von würdevoller Abgeschlossenheit nach außen hin, die es leicht hervorruft, hat die Einwohner von Antwerpen schon früh bei ihren Landsleuten in den schlechten Ruf gebracht, in dem sie heute noch stehen. Engherziger Egoismus, bäuerischer Stolz und starre Trägheit des Geistes werden noch oft genug als die hervortretenden Eigenschaften des Antwerpener Volkes angegeben. Wer aber einmal längere Zeit in der Scheldestadt gelebt, wer vor allen Dingen Gelegenheit gehabt hat, die Einwohner an einem Karnevals- oder Kirmeßtage zu sehen, der weiß, wie ungerecht jene Vorwürfe sind. In keiner andern Stadt Belgiens tritt das vlämische, d. h. das specifisch germanische Element so in den Vordergrund, wie gerade in Antwerpen. Und wenn der leichtlebige Franzose das rasche Entgegenkommen bei dem Antwerpener vermißt, so kann er sicher sein, daß er, sobald das Eis erst einmal gebrochen ist, nirgends so viel zuvorkommende Gastfreundschaft finden wird, wie hier. Der erfreulichste ungezwungene Verkehr zwischen den verschiedenen Schichten der Bevölkerung tritt bei jenen Volksfesten aber ebenso zu Tage, wie ein frischer und stets schlagfertiger Humor, der wahrlich auf keinen langsamen, trägen Geist schließen läßt. Das Volk läßt sich keine Gelegenheit zur Veranstaltung einer feierlichen Auffahrt, eines historischen „Ommeganck“, entgehen. In dem tollen Maskenzuge, zu dessen Beginn die große Glocke der Kathedrale das Zeichen giebt, werden die kolossalen Figuren, die seit Jahrhunderten schon von jeder größern Lustbarkeit der alten Stadt untrennbar sind, im Triumphe durch die mit Zuschauern von nah und fern angefüllten Straßen geführt. Da ist der gewaltige Riese Druon Antigonus, der in der Sage von der Gründung Antwerpens eine Hauptrolle spielt; da sind seine Genossinnen, die ungeschlachten Schiffsriesinnen, und die ganze Schar der sogenannten Dauphins, kolossale Kindergestalten in alterthümlich groteskem Ausputz. Der ungeheure Walfisch darf nicht fehlen, der nach beiden Seiten unaufhörlich kräftige Wasserstrahlen entsendet. Auf seinem Rücken sitzen, durch grellbunte Kleidung und große,

Ein Kanal in Antwerpen.

an den Schultern befestigte Flügel als Engel gekennzeichnet, ausgelassene Mitglieder der Antwerpener Straßenjugend, die zu ihrer eigenen wie des Publikums höchster Belustigung die Wasserstrahlen dirigiren. Mit besonderer Vorliebe

Rückkehr der Fischerböte.

richten sie ihre Schläuche gegen die mit Zuschauern dicht besetzten Fenster und Balkons der Hauptstraßen, auf die schön herausgeputzten Frauen und Mädchen aus dem Volke und auf die im Sonntagsstaat prangenden Seeleute, die sich

Das Vlämische Theater in Antwerpen.

gern in das tolle Treiben mischen. Der allgemeine Jubel, der unwiderstehlich Jeden mit sich fortreißt, sichert diesen derben Späßen, zu denen auch die unablässigen Angriffe mit an langen Stäben befestigten Schweinsblasen, vor allem aber das berühmte Antwerpener Pepernotenschlendern am Fastnachtsdienstage gehört, stets die beste Aufnahme. Die

Pepernoten, mit denen an jenem Tage ein erbittertes Kreuzfeuer zwischen den Häusern und der Straße unterhalten wird, sind steinharte, würfelförmige Honigkuchen von etwa einem halben Zoll Durchmesser. Die wenig schmackhaften Projektile werden von der Straßenjugend emsig aufgelesen, und die Balgereien, die dabei um den Besitz der mit Staub und Straßenkoth bedeckten „Noten“ entstehen, tragen das ihrige zur Erhöhung der allgemeinen Heiterkeit bei.

Sieht man das Antwerpener Volk an einem solchen Tage sich in kindischer Ausgelassenheit ergehen, sieht man es den Beschluß jedes dieser Feste mit dem über alles geliebten Vergnügen des Tanzes machen, so liegt der Gedanke nahe, daß von irgend einer ernstern, höhern Richtung bei der Masse nicht wohl die Rede sein könne. Und doch ist dem nicht so. Etwas von dem Geiste der alten Kunst, der früher hier geherrscht hat und der durch Tausende von herrlichen Werken zu den Nachkommen jener Zeit redet, lebt noch heute im Volke der Scheldestadt. Hand in Hand mit der charakteristischen Leidenschaft für den Tanz geht die Liebe zur Musik; bis in die untersten Schichten des Volkes giebt es musikalische Vereine aller Art. Auch der Sinn für bildende Kunst ist durch das Aufwachsen inmitten ihrer herrlichsten Schöpfungen besonders ausgebildet. Von den öffentlichen Zeichenschulen Belgiens ist die Antwerpener stets die besuchteste, und zwar setzt sich ihre Schülerzahl aus Leuten jeden Alters und vorzugsweise aus solchen zusammen, die ihr Talent nur zur eigenen Freude, nicht zur Verwendung in ihrem Berufe kultiviren.

Das Loos-Denkmal in Antwerpen.

Es kann nicht ausbleiben, daß eine so allgemeine Begeisterung für die Kunst in den ungebildeten Klassen gelegentlich zu seltsamen Verirrungen des Geschmackes führen muß. Die während der letzten Jahre entstandenen Privatbauten Antwerpens liefern zahlreiche Beispiele hierfür. Die stattlichen Wohnhäuser der „nieuwen ryken“, wie das Volk die zu Millionären gewordenen Schiffsrheder und Häringshändler nennt, weisen ohne Ausnahme eine ebenso erschreckende, wie beleidigende Ueberladung mit architektonischem Schmucke auf. Der Säulen und Säulchen, der Erker und Simse, der Reliefs und überall angebrachten Statuen ist kein Ende, eine zweckmäßige Harmonie der Anlage mit der Bestimmung des Gebäudes sucht man vergebens. Sehen wir genauer zu, so finden wir diese selben Fehler, in geringerm Maße freilich, auch an mehr als einem der öffentlichen Gebäude oder der auf den Plätzen der Stadt errichteten Denkmäler. Bei der Auswahl aus den eingelieferten Konkurrenzentwürfen hat augenscheinlich die dem Antwerpener innewohnende Vorliebe für reiche Pracht in der Architektur, für massige Formen in der Skulptur bestimmend mitgewirkt. Das neue Bankgebäude, der im französischen Styl gehaltene, an die Schlösser Ludwigs XIII. erinnernde Justizpalast, vor allem aber das reiche und doch so wenig schöne Vlämische Theater in der Longue Rue Neuve gehören in jene Kategorie. Von den neueren Denkmälern ist es namentlich das dem Andenken des Bürgermeisters Loos und der Erinnerung an die Ablösung des Scheldezolles gewidmete Monument, an dem man lehrreiche Studien anstellen kann über die Abschwächung einer ursprünglich glücklichen Idee durch das leidige Zuviel in Form und Ausführung. Die Figuren an dem unruhig gehaltenen Postament erinnern in ihrer wuchtigen Derbheit an manche Rubens'sche Gestalten, über deren Berechtigung oder Nichtberechtigung von künstlerischem Standpunkte aus seiner Zeit heftig gestritten wurde. Möge man über ihre Schönheit denken, wie man wolle: gewiß ist, daß der Meister sich keiner Uebertreibung schuldig gemacht hat. Noch heute trifft man unter dem Antwerpener Volke häufig Figuren, deren überkräftige Muskelentwickelung und Fülle uns un-

willkürlich an jene Bilder gemahnen. Dem Fremden, der an die Bevölkerung anderer großer Städte gewöhnt ist, wird das durchweg kräftige, gesunde Aussehen der Antwerpener auffallen. Von einer großen eigentlichen Fabrikbevölkerung mit ihren abgebrauchten, schlecht genährten Individuen ist hier nicht die Rede. Das Fehlen wirklich bettelhafter Armuth ist ein Stolz der Stadt; die berüchtigten Polderfieber, die in den sumpfigen engen Stadttheilen sonst häufig zu grassiren pflegten und namentlich das am südlichen Quai gelegene Quartier St. André heimsuchten, sind mit der Erweiterung der Stadt verschwunden. Nach der Meinung der Antwerpener selber ist der gute Gesundheitszustand ihres Volkes zum großen Theil der allgemein herrschenden Vorliebe für körperliche Uebungen aller Art zuzuschreiben. Es existiren unzählige Vereine für Turner, Schwimmer, Schlittschuhläufer und Ruderer; und wenn auch in gar vielen derselben schon der Begriff des Sports mit allen seinen modischen Thorheiten um sich greift, so wird doch in anderen noch jener gesunde, fröhliche und unternehmende Geist gepflegt, der die Niederlande einst groß gemacht und sie von der spanischen Herrschaft befreit hat.

Mit welchem Stolze das Antwerpener Volk auf die ehemalige Bedeutung seiner Stadt und ihrer großen Bürger zurückblickt, das läßt sich aus dem pietätvollen Festhalten an so mancher alten Tradition, an der Begeisterung für Rubens und neuerdings auch an dem lebhaften Interesse für

Hof des Museums Plantin.

das Musée Plantin und seine Schätze erkennen. Immer wieder und wieder wird dem Fremden angerathen, den Besuch des „gulden Passer“ nicht zu versäumen, und man braucht in der That keine besondere Sympathien für Antwerpen und die Antwerpener mit zu bringen, um aus dem Anschauen aller dieser Zeugen alter Größe und alter Tüchtigkeit den reichsten Genuß zu schöpfen. „Den gulden Passer“, der goldene Kompaß, wie das alte Haus im Volke heißt, gehörte bis vor wenigen Jahren der Familie Moretus und wurde von dieser der Stadt Antwerpen zu weiterer Erhaltung überlassen. Von dem berühmten Buchdrucker Christoph Plantin im Jahre 1555 erbaut und zur Druckerei eingerichtet, vererbte es sich nach Plantin's Tod auf seinen Schwiegersohn und Geschäftsnachfolger Moretus, in dessen Familie es dann geblieben ist. Eine nicht hoch genug zu schätzende Pietät hat es verstanden, das Haus und die Geschäftsräume bis auf den heutigen Tag beinahe unverändert zu bewahren und dadurch einen in seiner Art einzig dastehenden Schatz zu schaffen. Das Haus, das im südlichen Theile der Stadt, an der Place du Vendredi liegt, trägt schon über der Thür das Wappen des alten Plantin'schen Geschlechtes mit dem Wahlspruche „Labore et constantia“. Der an der Straße gelegene Theil des alten Gebäudes enthält die Wohnräume, in denen die prächtigen Tapeten, die schönen, alterthümlich schweren Möbeln, die reichen Kamine, vor allem aber die zahlreichen Bilder den Wohlstand des alten Patriziergeschlechtes erkennen lassen. Unter den neunzig Porträts, theils Familienbildern, theils Bildern großer Zeitgenossen und Mitarbeiter der Plantin und Moretus, befinden sich 14 von Rubens und 2 von van Dyck. Präch-

tige alte Krüge und Humpen, reicher Kaminschmuck und schöne, von den eichenen Deckenbalken herabhängende Leuchter geben den Räumen, in die durch die grünlichen Butzenscheiben nur ein gedämpftes Licht einfällt, etwas ungemein Behagliches. Ueber einen rings von weinberankten Gebäuden umgebenen Hof, über dessen Arkaden bald das Wappen mit dem Wahlspruche, bald die Büste eines aus dem Geschlechte der Plantin-Moretus angebracht ist, gelangt man in die Druckerei und die übrigen Geschäftsräume. Wie durch einen Zauberschlag scheint hier die regste Thätigkeit plötzlich zum Stillstande gebracht worden zu sein. Da stehen verschiedene alte Pressen mit dem angefangenen Satze daneben; dort die Letternkasten, die Winkelhaken und Schrifthalter, auf Stühlen und Tischen liegen Setzschiffe, Schließkeile und Linien, gerade als hätten die Arbeiter sie gestern aus der Hand gelegt um sie heute wieder aufzunehmen. Dicht neben der Druckerei befinden sich die Korrektorenzimmer, jedes mit dem schönen alterthümlichen Pulte, auf dem noch eines und das andere Werk, dessen der Korrektor bedurft hat, aufgeschlagen liegt; in einem dieser Zimmer hat Justus Lipsius, der Freund und Gesinnungsgenosse Plantin's, gearbeitet. Empfangsräume für Geschäftsfreunde, Bibliothekzimmer, ein großer Saal, in dem die Kontrakte abgeschlossen wurden, schließen sich im Erdgeschoß an. Im ersten Stock befinden sich theils an der Wand, theils in Glaskästen in der Mitte der Zimmer aufgestellt Druckproben, Autographen, Holzstöcke, Kupferplatten nach Zeichnungen von Rubens, Jordanns, van Dyck und vielen anderen der großen zeitgenössischen Künstler. Die Rechnungen für die gelieferten Arbeiten, die daneben liegen, lassen keinen Zweifel an der Echtheit dieser Zeichnungen aufkommen. Sehr bemerkenswerth ist namentlich eine Anzahl alter Prachtbibeln aus der Plantin'schen Officin in verschiedenfarbigem reichstem Druck.

Die Tlinkith.

Von Dr. Aurel Krause.

II.

Nur den Winter über wohnen die Tlinkith in ständig festen Ansiedlungen, mehrere Familien vereint in großen scheunenartigen Holzhäusern. Im Sommer zerstreuen sie sich meist in ihre Jagdgründe, woselbst aus einigen Stangen und Rindenmatten schnell ein nothdürftiges Obdach erbaut wird. Die Winterhäuser liegen gewöhnlich am niedrigen Fluß- oder Meeresstrande, mit der Giebelfront diesem zugekehrt. Der Grundriß ist quadratisch, bei den größeren 11 bis 15 Schritt im Geviert. In den Ecken und Mitten der Seitenwände sind starke Pfosten in die Erde gerammt; die 2 m hohen Wände zwischen denselben bestehen aus dicken Bohlen, die mit der Axt aus dem Stamme gehauen werden. Darüber liegt das flache Giebeldach, in dessen Mitte sich die Rauchöffnung befindet; auf der Giebelseite ist die früher runde oder ovale, jetzt meist rechtwinklige Thür. Im Innern sind an den Seiten Bretterverschläge angebracht, welche als Vorrathsräume und Schlafstätten für die einzelnen Familien dienen. Der Fußboden ist nur in den Häusern der Vornehmen mit Brettern belegt, doch bleibt stets ein quadratischer Raum in der Mitte frei, der als Feuerstätte benutzt wird. Ueber demselben hängt gewöhnlich an einer eisernen in der Dachfirst befestigten Kette ein großer eiserner Kessel, das gemeinsame Kochgeschirr der Hausinsassen. Die früher übliche Kochmethode mittels heißer Steine in hölzernen Gefäßen findet jetzt nur noch beim Auskochen des Fischöls Anwendung. Man benutzt gewöhnlich große Kloben, ungespaltene Stammstücke, die kreuzweise über einander geschichtet werden; bei ungünstigem Winde füllt sich der ganze Raum mit dichtem Qualm, der Ungewohnten einen längern Aufenthalt darin bald verleidet, und auch die Ursache der häufigen Augenkrankheiten der Eingeborenen sein möchte.

Jagd, Fischfang und Handel sind die Hauptbeschäftigungen des Mannes und mit geringer Mühe kann er durch dieselben die Befriedigung aller seiner Bedürfnisse erlangen. Wie die Wälder von Pelzthieren, so sind die auch in der kältesten Winterzeit offenen Meere von Fischen aller Art bevölkert. Außerdem liefert das Pflanzenreich verschiedene Nahrungsmittel, vor Allem eine große Zahl schmackhafter Beeren. Fürwahr, der Tlinkith braucht keine Noth zu leiden, und wenn zuweilen im Winter in Folge anhaltender Stürme oder Schneegestöber temporärer Nothstand eintritt, so ist dies eben nur eine Folge der Sorglosigkeit, mit welcher das Volk in den Tag hineinlebt, ohne viel an die Zukunft zu denken.

Die Tlinkith sind nicht ohne künstlerischen Sinn; ihre aus Holz, Knochen oder Stein gefertigten Hausgeräthe, die mit den verschiedensten Skulpturen und Malereien versehen sind, erwecken eine nicht ungünstige Vorstellung von dem Geschmacke der Verfertiger, wie sie andererseits von einer ausgebildeten Technik und einer lebhaften Phantasie Zeugniß ablegen. Besonders auffallend sind die bis 10 m hohen bunt bemalten Wappenpfähle vor den Häusern, welche groteske Thier- und Menschengestalten, die Wappenzeichen einzelner Familien, tragen. Auch die Frauen zeigen eine nicht geringe Geschicklichkeit in den verschiedensten Handarbeiten; beim kümmerlichen Schein der Thranlampe nähen sie mit Thiersehnen zierliche Mokassins, verfertigen sie sehr dauerhafte Fischnetze aus Schnüren, die ebenfalls aus Thiersehnen zusammengedreht sind, flechten sie Körbe und Hüte aus Stroh oder Wurzelfasern und Matten aus dem Baste der rothen Ceder.

Ein charakteristischer Zug der Tlinkith ist ihre Hinneigung zu Festlichkeiten. Feste werden bei den verschiedensten Gelegenheiten gefeiert; sie dauern mitunter Tage lang und bestehen im Wesentlichen in einer Bewirthung und Beschenkung der Gäste, die sich dafür durch Aufführung von Tänzen revanchiren. Die scheinbare Freigebigkeit der Wirthe, welche mit dem sonstigen Verhalten der Indianer in starkem Widerspruch steht, erklärt sich dadurch, daß bei nächster Gelegenheit die Gäste wenigstens gleichwerthige Gaben auszutheilen haben. Die Bewirthung geschieht jetzt gewöhnlich mit Gebäck, Beeren und Zucker, welche Speisen den um das Feuer herumgelagerten Gästen von den Freunden des Gastgebers zum Theil direkt in den Mund gesteckt werden; auch Tabak wird, bereits in Pfeifen gestopft und

angeraucht, herumgereicht. Die Festlichkeiten beginnen immer erst nach Einbruch der Dunkelheit, dauern aber mitunter die ganze Nacht hindurch. Die Tänze bestehen in taktmäßigen Bewegungen des Körpers, begleitet von einem ausdrucksvollen und keineswegs unmelodischen Gesange. Die tanzenden Personen sind mit einem bunten Festesstaate ausgeputzt, zum Theil mit grotesken Masken vor dem Gesicht, das Haupthaar mit Dunenfedern geschmückt, gleichsam gepudert, und halten in den Händen hölzerne Klappern oder Stäbe, oder die blendend weißen Schwänze des weißköpfigen Adlers.

Das Leben der Tlinkith bewegt sich in festen, durch das Herkommen geregelten Formen. Die Frau erwartet ihre Niederkunft in einer kleinen Zweig- oder Schneehütte hinter dem Hause; sie gilt während dieser Zeit als unrein, und Nahrung darf ihr nur von den nächsten weiblichen Verwandten gereicht werden. Das neugeborene Kind wird, sowie es nur wenige Wochen alt ist, täglich im kalten Meer- oder Flußwasser gebadet. Die Behandlung der Kinder seitens der Eltern ist eine liebevolle, und körperliche Züchtigungen sind äußerst selten. Bei beginnender Pubertät werden die Mädchen ebenfalls längere Zeit in einer kleinen Hütte eingeschlossen, früher bis zur Dauer von einem Jahre, jetzt selten mehr als drei Monate lang. Begehrt ein Tlinkith ein Mädchen zur Frau, so unterhandelt er zunächst durch Zwischenhändler mit den Eltern über den Kaufpreis; an einem bestimmten Tage werden dann von dem Vater die Verwandten eingeladen, in deren Beisein der Bräutigam seine Geschenke vorbringt und dafür die Braut erhält. Vielweiberei ist gestattet, doch nur die Reicheren besitzen zwei, selten mehrere Frauen. Die Stellung der Frau ist keineswegs eine untergeordnete; nicht selten übt sie einen wesentlichen Einfluß auf die Entschließungen des Mannes aus. Verschiedene befreundete Familien gehören zu einem Geschlechte. Die beiden vornehmsten Geschlechter sind das Wolfs- und das Rabengeschlecht; diesen schließen sich die anderen, wie das Bären-, Walfisch-, Lachs- und Froschgeschlecht als untergeordnete an. Der Mann aus dem Rabengeschlechte darf nur ein Mädchen aus dem Wolfsgeschlechte heirathen; die Kinder aber folgen der Mutter, beerben auch den Oheim von mütterlicher Seite. Auf diese Weise wird das Familienvermögen immer in einem und demselben Geschlecht erhalten. Gleiche Bedeutung hat auch die Sitte, daß der Neffe die Wittwe seines Oheims heirathen muß, selbst wenn er bereits eine Frau besitzt. Die Häuptlingswürde hat unter den Tlinkith nicht viel zu sagen, sie beruht auf dem größern Ansehen, das Macht und Reichthum und wohl auch körperliche und geistige Ueberlegenheit gewähren. Im Uebrigen führen die Tlinkith ein patriarchalisches Gemeinwesen, das durch Uebereinkunft und strikte Beobachtung des Herkommens in bestimmten Formen gehalten wird.

Das Christenthum hat unter den Tlinkith noch sehr wenig Eingang gefunden; nur in Sitka giebt es eine Anzahl von Namenchristen (anders kann man sie kaum bezeichnen), die sich größtentheils zur griechischen Religion bekennen. Seitdem aber der Gebrauch abgeschafft worden ist, daß jeder Konvertit ein neues weißes Gewand mit darauf befestigtem rothen Kreuze bei seiner Taufe erhielt, was mehrfach zu wiederholten Taufen desselben Individuums führte, sind Bekehrungen selten geworden. Das religiöse Leben der heidnischen Bevölkerung geht im Schamanismus auf, d. h. in dem Glauben an Geister, die in das Leben der Menschen eingreifen, und deren Macht durch einzelne Wissende, die Schamanen, gebrochen werden kann. Der Schamane, „Ichtha“ genannt, ist durch sein wildes, schmutziges Aeußere und sein in Strähnen herabhängendes Haar, das weder durch Scheere noch Kamm entweiht werden darf, gekennzeichnet. Die Schamanenwürde ist mit dem Besitz von allerhand Ausputz, Gesichtsmasken, Klappern, Trommeln und dergleichen verbunden. Für jeden Geist besitzt der Schamane eine besondere Maske, deren er sich bedient, wenn er diesen Geist beschwören will. Die Beschwörungen bestehen in einem wilden Tanze, der mit verschiedenen Gesten um das Feuer herum ausgeführt wird. Der Schamane heilt Krankheiten, macht gutes Wetter, läßt reichliche Fischzüge in die Gewässer aufsteigen und Aehnliches mehr; seine Kunst läßt er sich jedoch gut bezahlen und zwar stets pränumerando. Hat die Beschwörung nicht die gehoffte Wirkung, so ist er um eine Ausrede nicht verlegen; andere böse Geister sind hindernd dazwischen getreten, und ihre Austreibung erfordert wieder neue Beschwörungen und — neue Bezahlung. Bei unseren Fahrten im Lynn-Kanal fanden wir Gelegenheit einer Krankenbeschwörung beizuwohnen. Aus einer Hütte tönte Gesang; als wir eintraten, fanden wir dieselbe gedrängt voll von Personen beiderlei Geschlechts, die hier als Zuschauer oder aktive Theilnehmer der Ceremonie versammelt waren. Auf einer Matte neben dem Feuer saß ein kranker etwa fünfjähriger Knabe, ihm zur Seite der Schamane, eine hünenartige Greisengestalt, der das schon graue Haar in dicken Strähnen bis auf die Kniekehlen herabfiel. Auf dem Haupte trug er eine Krone aus Holzstäben, welche bei jeder Bewegung klappernd aneinander schlugen; um den Nacken hing ein mit allerlei Zierrathen besetzter Kranz. Bis auf die Lenden, welche mit einer bunten Tanzschürze aus der Wolle der Bergziege umgürtet waren, war er völlig nackt. Auf den Knien hockend bewegte er den Oberkörper in konvulsivischen Zuckungen mit solcher Gewalt hin und her, daß er bald in heftigen Schweiß gerieth. In der Hand hielt er eine hölzerne Klapper, die die Gestalt eines Fischreihers zeigte und mit der er heftig gestikulirend seinen Gesang begleitete, welchen er öfters durch unartikulirte Laute, wildes Aechzen und Stöhnen unterbrach. Um das Feuer herum hockte ein Kreis von Männern, welche mit kleinen Stäben auf untergelegte Bretter und Ruderstangen den Takt zu dem einförmigen Gesange schlugen und auch auf eingestreute kurze Fragen des Schamanen ebenso einsilbige Antworten gaben. Die Frauen verhielten sich während der ganzen Zeit als schweigende Zuschauer, ebenso der Vater des Knaben, der übrigens dem Schamanen für seine Dienste Waaren im Werthe von etwa 50 M. im Voraus bezahlt hatte. Nachdem der Ichtha den Knaben noch einigemal in verschiedener Richtung um das Feuer herumgeführt hatte, erklärte er nach ungefähr einstündiger Arbeit die Macht der bösen Geister für gebrochen und den Knaben für gesund.

Der Schamane erlangt seine Würde erst nach längerer Vorbereitungszeit, während welcher er in der Einsamkeit der Wälder sich vorzugsweise von Wurzeln ernähren soll. Die Einführung eines neuen Schamanen erfolgt mit großer Feierlichkeit. Als wir im Winter 1881/82 Klaquan, das größte Dorf der Chilcat-Indianer besuchten, war gerade vor wenigen Wochen der alte Schamane des Rabenstammes gestorben, und ein neuer wurde während unserer Anwesenheit eingeweiht. Alle erwachsenen Angehörigen des Rabenstammes hatten vier Tage lang zu fasten, die Kinder nur zwei, der neue Ichtha dagegen acht Tage mit nur einmaliger Unterbrechung. In dem Hause des verstorbenen Schamanen versammelte sich der ganze Stamm, und am Abend wurden feierliche, von Gesängen begleitete Tänze um das lodernde Feuer des aus mächtigen Kloben aufgebauten Holzstoßes aufgeführt. Rings um das Feuer herum standen die

Theilnehmer am Tanze, in festlicher Kleidung und mit Tannenzweigen geschmückt; im Hintergrunde saßen die Frauen, der übrige Raum wurde von den dicht gedrängt stehenden Zuschauern eingenommen. Von einem erhöhten Platze aus leitete ein Indianer die Feier, die hauptsächlich in einem lauten Chorgesange bestand, der durch Paukenschläge und Aneinanderschlagen zweier Holzstäbe begleitet wurde. Als Pauke diente ein buntbemalter Holzkasten, dessen eine Seite mit einem Felle überzogen worden war; von Zeit zu Zeit wurde der Gesang durch Ausrufe, kurze Fragen und Antworten unterbrochen, dann rückten wieder alle Theilnehmer mit wilden Geberden, indem sie die geballten Fäuste vorstreckten und mit den Füßen den Boden stampften, gegen das Feuer vor. Darnach wurde durch die Rauchöffnung die große hölzerne Truhe des verstorbenen Schamanen in den Raum heruntergelassen; die in dieser enthaltenen Masken, Klappern, Trommeln 2c. wurden nun einzeln ausgepackt und unter fortdauerndem Gesange der Versammlung gezeigt. Plötzlich durchbrach während des wildesten Lärms ein junger Indianer in höchster Extase die Reihen der Sänger, um nach einigen konvulsivischen Zuckungen scheinbar bewußtlos niederzustürzen; es war der neue Schamane. An drei auf einander folgenden Abenden wurden diese Tänze aufgeführt; an einem derselben producirte auch der neue Schamane seine Künste, indem er um das Feuer herum den bekannten Beschwörungstanz ausführte.

Sowie ein Tlinkith gestorben ist, erheben seine Verwandten ein lautes Klagegeheul. Vier Tage oder vielmehr Nächte lang dauern die Trauerfestlichkeiten, welche in Gesängen und Tänzen, sowie in einer Bewirthung und Beschenkung der Gäste bestehen. Am fünften Tage findet die Verbrennung statt. Hinter dem Hause hat man einen Scheiterhaufen aus starken Stammstücken aufgeführt, in dessen Mitte man den zusammengekrümmten Leichnam bringt. Während der Verbrennung stehen oder hocken die Verwandten regellos herum, während eine Anzahl von Männern, in einer Reihe aufgestellt, die Ceremonie mit einem ausdrucksvollen Klagegesange und mit taktmäßigem Aufstoßen von hölzernen Stäben auf ein zu Füßen liegendes Brett begleiten. Nachdem der Holzstoß niedergebrannt ist, werden die Knochenreste von den Weibern aus der Asche hervorgesucht, in Tücher eingeschlagen und in einem Holzgefäße verwahrt, das dann in den kleinen Gräberhäuschen, welche sich in der Nähe jedes Indianerdorfes befinden, aufgestellt wird. Der Schamane jedoch wird nicht verbrannt, sein Leichnam wird vielmehr, in eine Decke eingewickelt, in einem auf einem oder vier freien Pfählen ruhenden, taubenschlagartigen Häuschen niedergelegt. Auch den Leichnam der Sklaven, die, ursprünglich Kriegsgefangene, jetzt nur noch in geringer Anzahl unter den Tlinkith vorhanden sind, wird die Ehre einer Verbrennung nicht zu Theil; sie werden ohne besondere Ceremonien den Fluthen des Meeres überlassen. Früher wurden auch Sklaven beim Tode der Häuptlinge geopfert; in neuerer Zeit scheint man jedoch diesen Gebrauch aufgegeben zu haben. Nach dem Glauben der Tlinkith wandert die Seele nach dem Tode auf einem bequemen Pfade über die Berge bis zu einem großen Flusse, an dessen jenseitigem Ufer sich das Schattenreich befindet, in welches sie von den Seelen ihrer vorangegangenen Freunde hinübergeholt wird. Wenn aber die Hinterbliebenen die Todtenfeier unterlassen oder nicht in der gehörigen Form vollziehen, so muß die Seele ruhelos umherirren, ohne den Weg in die Geisterwelt finden zu können. Doch auch dort wartet ihrer kein beneidenswerthes Loos; sie müßte Hunger und Durst leiden, wenn ihr nicht von ihren lebenden Freunden Speise und Trank gespendet würde. Deswegen versäumt es der Tlinkith auch nicht, bei der Mahlzeit seiner verstorbenen Freunde zu gedenken, indem er unter Anrufung ihres Namens etwas von der Speise ins Feuer wirft.

Der Ackerbau der amerikanischen Urbevölkerung.

Wo immer, vom hohen Norden und tiefsten Süden abgesehen, europäische Entdecker oder Conquistadoren mit der amerikanischen Urbevölkerung in Berührung kamen, fanden sie Ackerbau, entweder in einer vergleichsweise hohen Entwickelung oder doch in Anfängen, die eine spätere bessere Ausbildung nicht ausschlossen. Man darf die Grenze zwischen den vorgeschrittenen Kulturvölkern Amerikas und den gewöhnlich als Jäger- und Fischernomaden bezeichneten Indianern nicht zu scharf ziehen, denn zwischen beiden finden Uebergänge statt, und da wir vom naturwissenschaftlichen Standpunkte dahin gelangt sind die Rothhaut des Nordens, den Kannibalen der brasilianischen Hyläa, den Sohn der Sonne im äquatorealen Cordillerengebiete und den Bewohner Anahuacs zu einer und derselben Rasse zu rechnen, so können wir auch die verschieden hohen Kulturäußerungen dieser Rasse nur auf eine gradweise, durch natürliche Umstände beförderte Entwickelung und Abstufung derselben zurückführen, dabei Ansichten ausschließend, wie v. Martius sie vertrat, daß nämlich die heutigen Jagdindianer degradirte Nachkommen einst höher entwickelter Völker gewesen seien.

Im heutigen Britisch-Nordamerika lagen allerdings den Entdeckern keine Spuren von Ackerbau vor und die dortigen Indianer, meist Tinnèvölker, verstanden es auch ebensowenig das Renthier zu zähmen, wie die benachbarten Eskimos. Aber sofort im Gebiete Canadas beginnen die Spuren und Anfänge der Agrikultur; die Indianer benutzten die Samen des Wasserreises (Zizania) und neben Tabakpflanzungen erwähnt schon Cartier (1534) Maiskulturen am St. Lorenzostrom. Im Jahre 1563 schreibt Kapitän Ribault in seiner Discovery of Terra Florida: „They labor and till the ground, sowing the fields with a grain called mahis, whereof they make their meal, and in their gardens they plant beans, gourds, cucumbers, citrons, peas etc. Their spades and mattocks are made of wood.“ Den vielbesprochenen Hochäckern Europas gleichend, erscheinen in Michigan in den Thälern des St. Joseph und Grand River die höchst eigenthümlichen garden beds, die bis jetzt (American Antiquarian vol. I. Cleveland 1878) die amerikanischen Archäologen beschäftigen und sicher alte Aecker, wenn nicht Gärten sind, die nur mit der sorgfältigsten Arbeit hergestellt wurden.

Eine höhere Stufe nahmen und nehmen die in Neu-Mexiko wohnenden Indianerstämme, die Navajos, Mojaves, Yumas u. a. ein, welche Weizen bauen, die Felder bewässern und das Unkraut daraus entfernen. Emory

(Fremont and Emory's Notes of Travel p. 47) war erstaunt über die Anordnungen, welche die Papagos zur Bewässerung ihrer Felder trafen; die Dämme der Kanäle mußten vom ganzen Stamm ausgebessert und unterhalten werden, während die Bestellung des Feldes die Sache eines jeden Einzelnen war. Hier lassen sich die Anfänge jener Irrigationssysteme studiren, die in Mexiko und Peru die Conquistadoren überraschten.

Mit nichten mangeln die Keime eines Ackerbaues bei den Horden Südamerikas. Dort hat, wie v. Martius (Beiträge zur Ethnographie Amerikas I, 21) uns belehrt, unter der Hand des Indianers die Pupunhapalme (Guilelma speciosa) „den ursprünglichen Typus der Fortpflanzung durch den Samen gänzlich verlernt", so daß sie durch Stecklinge weiter verbreitet werden muß. Deutet dieses schon auf ein hohes Alter der Dienstbarmachung einer Pflanze zum Nutzen des Menschen, so weisen darauf ferner die Sagen vom Auftreten Carayba's hin, der mit dem Anbau gewisser Nährpflanzen ebenso von den brasilianischen Indianern in Zusammenhang gebracht wird, wie ähnliche Sagen dieses bedeutungsvolle Ereigniß in Mexiko und Peru verewigten. In Lichtungen (Roças), von den Männern im Urwalde ausgehauen, legten die Frauen der Indianer die Pflanzungen an und ernteten die Früchte, die zu mannigfaltigem Genusse bereitet wurden. Mais, Mandiok, Bataten, Erdmandeln wurden gebaut. Orellana erzählt, daß er auf seiner Reise den Amazonenstrom abwärts in den meisten Ortschaften Mais gefunden habe; ebenso wurde Alvar Nuñez Cabeça de Vaca auf seinem denkwürdigen Zuge von Santa Catarina bis zu den Ufern des Paraguay reichlich von den Indianern mit Mais versorgt. Wie uns Lery erzählt, war den Tupi diese hochgeschätzte Kulturpflanze unter dem Namen Avati bekannt. Fast noch ausgedehnter wurde die Kultur des Knollengewächses Maniok angetroffen. (Vergl. W. Schultz, Natur- und Kulturstudien aus Südamerika, Dresden 1868, 55.) Auch an beginnender Hausthierzucht fehlte es den Indianern Brasiliens nicht. Den kurzhaarigen stummen Alcohund (Canis mexicanus) treffen die Spanier auf den Antillen und dem ganzen Festlande nur als Begleiter des Menschen, nirgends aber wild, und bis heute findet man bei jeder Indianeransiedelung am Amazonas rc. zahme Hokkohühner und Trompetervögel.

Gewiß wäre es eine dankbare Aufgabe, einmal die Anfänge des Ackerbaues bei den amerikanischen Naturvölkern im Zusammenhang zu bearbeiten und gleichsam als eine erklärende und grundlegende Vorhalle hinzustellen für den Ackerbau der Kulturvölker Perus und Mexikos. Was die letztern betrifft, so haben wir die Freude, unseren flüchtigen einleitenden Worten die Anzeige eines Buches anschließen zu können, welches jenes Thema, wie uns dünkt, mustergiltig löst und zum Abschlusse bringt.

Das Buch, welches wir meinen, führt den Titel: „Die Landwirthschaft bei den altamerikanischen Kulturvölkern von Max Steffen (Leipzig, Duncker und Humblot 1883). Berücksichtigt werden die Azteken, die Mayas in Yukatan, die Chibchas in Cundinamarca und die Inkaperuaner. Eine sehr sorgfältige Sichtung und Kritik der Quellen geht voran; überall schöpft der Verfasser aus den spanischen Originalquellen und benutzt moderne Arbeiten nur da, wo sie Licht verbreiten können über ältere Angaben. Er ist allenthalben durchaus sachlich und bringt so ein erschöpfendes Material zusammen. Die wichtige Frage der Vertheilung und Besitzart des Bodens wird stets vorausgeschickt und daran der Pflanzenbau, die Art der Feldbearbeitung und die Kulturpflanzen geknüpft; endlich werden die Zuchtthiere abgehandelt. So erhält man ein durchaus thatsächliches Bild der Landwirthschaft in den altamerikanischen Kulturländern.

Das Gesammtbild, welches wir aus der Lektüre dieses Werkes erhalten, erweckt uns getheilte Empfindungen. Wenn wir sehen, daß die menschlichen und thierischen Excremente in Amerika zum Düngen der Felder benutzt wurden, in Peru der Guano seine Anwendung fand, daß überall eine künstliche Bewässerung vorhanden war, die in den regenlosen Strichen Perus zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet war, so können wir dem Fortschritte der Amerikaner unsere Bewunderung nicht versagen. Aber andererseits wie ärmlich waren die Mittel, mit denen der Boden bearbeitet wurde; ja man muß sagen, daß diese überall auf demselben rohen Standpunkte verharrten, den wir oben bei den Naturvölkern andeuteten. Die Chibchas hatten nur eine hölzerne Schaufel und ein im Feuer gehärtetes Holz zur Bodenbearbeitung. Auch die Mexikaner hatten nur Holzschaufeln verschiedener Form. „Die eine Art handhabte man nur mit den Händen, indem man auf den Füßen hockte; die andere wurde mit vereinter Kraft von Hand und Fuß in die Erde getrieben." Und so ähnlich bei den Inkaperuanern, wo die elenden Pfähle und Schaufeln mit Gesang von den Arbeitern in den Boden gedrückt wurden. Freilich fehlte überall das Eisen, und die Bronze, die sie besaßen, scheint zu landwirthschaftlichen Geräthen keine Anwendung gefunden zu haben. R. A.

Die Insel Hendscham im Persischen Meerbusen.

Hendscham, eine Insel in der Straße von Hormuz, liegt südlich des bedeutend größern Eilandes Kischm, südwestlich von Bender Abbas und nordwestlich von Ras Mesandum, der Nordspitze von Oman. Ihr Name würde wohl selten oder nie genannt werden, trüge sie nicht eine Station des englisch-indischen Telegraphen, und einem frühern Beamten desselben, Mr. Ernest Ayscoghe Floyer, jetzigem Direktor der ägyptischen Telegraphen, verdanken wir denn auch ihre Beschreibung (in dem Reisewerke „Unexplored Baluchistan", London 1882, S. 123 ff.).

Hendscham ist für Jemanden, der nichts zu thun hat, eher alles andere, als ein angenehmer Platz. Fünf englische Meilen lang, drei breit, besteht es fast ganz aus schroffen Bergen, welche zuerst vollständig kahl aussehen, aber bei einem sorgsamen Botanisiren im März und April über hundert Species aufwiesen. Eine zierliche reizende Pflanze war neu und erhielt in Kew den Namen „Reaumuria Floyeri". In früheren Seeräuberzeiten muß die Insel eine merkwürdige Geschichte gehabt haben; denn ihre ganze Oberfläche ist bedeckt mit den Trümmern von Tausenden von Steinhütten, über deren Bewohner nichts genaues bekannt ist. Ebenso sind Hunderte von großen Wasserbehältern in dem festen Kalkgesteine ausgehauen und mit einem nahezu unverwüstlichen Cement überzogen, über-

all zerstreut. Die Senkungen zwischen den Hügeln, wo sich etwas Erdboden angesammelt hatte, waren früher alle sorgsam eingehegt. Regen fiel vor drei oder vier Jahrhunderten anscheinend viel reichlicher, als jetzt, und setzte die Bewohner in Stand, ihrer sonst unabänderlichen Kost von getrockneten Fischen durch Datteln, Bohnen und Ziegenmilch etwas Abwechselung zu verleihen. Am Nordende der Insel liegen die Ruinen einer ausgedehnten Stadt, welche sich zweier Moscheen rühmte. Ihrer Zerstörung kann sich die Tradition noch erinnern; die bessere Maurerarbeit beweist, daß es eine persische Kolonie war, und die Ueberlieferung, daß dieselbe durch einen arabischen Raubzug zerstört wurde, ist sehr wahrscheinlich richtig.

Am südlichen Ende der Insel liegt ein kleines Dorf von Perlfischern, bewohnt von etwa 200 Familien der Beni Jaß von Debai (nahe Sharkah), einem so prächtigen Menschenschlage, als man nur irgend finden kann.

Floyer sammelte Exemplare von fast jedem Insekte auf der Insel, im Ganzen 140, wobei ihm seine beiden eingeborenen Diener behilflich waren. Besonders interessant aber ist die Geologie und Mineralogie. Höchst wunderbar sind die großen Salzhöhlen, namentlich eine fast im Mittelpunkte der Insel. Von außen gesehen stellt sich ein mäßig hoher Berg von lebhafter karmesinrother Färbung dar; nähert man sich demselben von Osten, so erscheint er wie mitten durchgeschnitten, und man befindet sich einer geraden Wand von Steinsalz gegenüber, die mit Blöcken rothen und gelben Kalksteins durchsetzt ist. Steigt man zur Oeffnung der Höhle hinauf, so klettert man über Massen von Eisenkies, Glanzeisenerz, große hellgrüne Steine, gelbes Gestein und Geröll von allerlei Farben. Die Glanzeisenerzblöcke sind sehr schwer und werden von den Perlfischern beim Tauchen als Senksteine benutzt. Wenn man sich in die enge und krumme Höhle, die sich unter dem Berge hinzieht, einen Weg bahnt, so kommt man unwillkürlich auf den Gedanken, daß man hier ein Original jener wunderbaren Höhlen aus „Tausend und eine Nacht“ vor sich hat. Eisenkies sieht bei mattem Lampenlicht ganz wie Gold aus und das jet-ähnliche Eisenerz wie funkelnde Juwelen. 200 Fuß weit drinnen öffnet sich eine schöne Wölbung mit mächtigen Stalaktiten von Steinsalz; außerdem aber sind Decke und Wände über und über mit einer herrlichen Salzefflorescenz gleich dem weichsten und reinsten Schnee, bedeckt. Zwei Officiere von einem englischen Kriegsschiffe begleiteten einst Floyer in diese Höhle und priesen später ihre Schönheiten so hoch, daß zwei andere sich alsbald mit ihren Laternen aufmachten und hinabstiegen; sie hatten indessen eine falsche Vorstellung von der Größe der Grotte und wären fast erstickt, als sie drinnen ein blaues bengalisches Licht abzubrennen versuchten.

Sieht man von dem Perlfischerdorfe ab, so giebt es auf der ganzen Insel nur drei Brunnen; dieselben sind sehr tief, enthalten aber selten mehr als einen Eimer voll Brackwasser auf einmal. Einer auf der Südwestküste ist eine Art Merkwürdigkeit; sein Wasser schmeckt stark nach Erdpech und seine Mündung ist ganz eng. Hat sich aber das Auge an die Dunkelheit gewöhnt und sieht die 120 Fuß bis auf den Grund hinab, so ist man erstaunt, daß der Brunnen voller Tauben ist. Floyer entdeckte ihn erst kurz vor seiner Abreise, sonst hätte er ihn genauer untersucht. Wahrscheinlich steht er durch eine Spalte, welche den Tauben Zugang gewährt, mit den etwa 200 Yards entfernten Klippen der Küste in Verbindung.

Eine andere Merkwürdigkeit der Insel sind die „versteinerten Dattelbäume“. In einigen Bänken salzhaltiger kalkiger Erde findet sich nämlich ein Wald von sonderbaren natürlichen Säulen von sehr hartem und schwerem Lehm. Es dauerte lange, ehe Floyer zu der Ueberzeugung kam, daß sie nicht wirklich versteinerte Bäume sein konnten. Eine dieser Säulen grub er heraus und sandte sie an den politischen Agenten in Maskat, befindet sich aber bis heutigen Tages im Unklaren über ihren Ursprung.

Furchtbar ist die heiße Jahreszeit in Hendscham. Floyer besaß nicht weniger als fünf Betten in verschiedenen Theilen der Insel, um jeden Wind, falls sich ein solcher erheben sollte, ausnutzen zu können. Eines am Seestrande und ein zweites am Rande einer Klippe wurden vielleicht am meisten benutzt; aber stets war es lästig den Schlaf zu suchen bei schwerem, warmem Thau, bei einer Luft, die von dem Geruche des in den warmen, träumerischen Wogen faulenden Seetangs erfüllt war, und bei einem Thermometerstande, der die ganze Nacht hindurch selten unter 96° F. betrug. Dennoch bestand Floyer die Zeit seines dortigen Aufenthaltes gut, und nur einer seiner Diener wurde verrückt. Im August 1876 erhielt er seine Versetzung nach Buschir; die wenigen noch übrigen Schafe, welche er auf der Insel besaß, waren bald verkauft, seine Habe in Kameelladungen verpackt und ein Diener nach dem nahen Kischm geschickt, um Kameele herüber zu holen. Die Hendschamis haben eine eigenthümliche Weise, diese Thiere über den beide Inseln trennenden Meeresarm zu schaffen. Sie lassen zwei derselben neben einander niederknien, binden ihnen dann alle Glieder so fest als möglich an, schieben ein Boot auf den Strand zwischen ihnen hindurch, befestigen sie außen an demselben, schieben das Ganze wieder ins Wasser und spannen dann das Segel auf. Kameele können auf diese Art Stunden lang transportirt werden, obwohl sie fast beständig ganz in den Wogen untertauchen.

So erreichte auch Floyer's Gepäck die Insel Kischm, die hauptsächlich aus Salzebenen, durchschnitten von niedrigen Kalkketten, besteht.

Die Anthropologie der Litauer.

Es vergeht jetzt fast kein Jahr, ohne daß wir von Dorpat her mit einer Dissertation anthropologischen Inhalts beschenkt werden. Im Jahre 1878 begann Grube mit seinen anthropologischen Untersuchungen der Esten; es folgte darauf Waeber mit den Beiträgen zur Anthropologie der Letten, ferner Waldhauer mit der Anthropologie der Liven und 1882 Blechmann mit einer Anthropologie der Juden. Diesen reiht sich die Inauguraldissertation von Isidor Brennsohn „Zur Anthropologie der Litauer“ (Dorpat 1883) an, welche uns jetzt beschäftigen soll. Die Quelle dieser ebenso gewissenhaften als erwünschten Arbeiten ist aber in allen Fällen eine und dieselbe, nämlich der anregende Einfluß des Dorpater Anthropologen Ludwig Stieda, der mit preiswürdigem Streben seine Schüler

auf ein weites, noch wenig bebautes Gebiet hinlenkt, auf dem sie wissenschaftlich mehr zur Geltung gelangen können, als durch die schönste Krankengeschichte, welche nicht über den engen Kreis der Fachgenossen hinaus bekannt wird.

Da in körperlicher Beziehung der litauische Zweig des litauisch-lettischen Volksstammes noch nicht untersucht war, so fand Brennsohn ein Gebiet vor, auf dem er von Grund aus alles neu gestalten konnte. Er beginnt mit einer Uebersicht der ethnographischen und linguistischen Literatur über die Litauer, in welcher allerdings ein abschließendes und bahnbrechendes Hauptwerk, August Schleicher's Handbuch der litauischen Sprache, übersehen ist, ein Werk, das in seiner Vorrede auch dem Ethnographen viel wichtigen Stoff bietet. Die Trennung der Litauer in Samogitier (Schmuden oder Zemaiten) und eigentliche Litauer, ist keine scharfe und strenge; die Begriffe zeigen verschwommene Grenzen, lassen sich höchstens dialektisch begrenzen und haben keinerlei körperliche Grundlage; dieses geht aus den mit Sorgfalt und Sachkenntniß vom Verfasser aus der Literatur zusammengestellten Belagstellen hervor.

Brennsohn bestimmt dann, namentlich auf Rittich's Autorität hin, Kopfzahl und Wohnsitze der Litauer im russischen Reiche. Im Ganzen findet man dort noch 1 443 217 Seelen dieses Völkchens, von denen 809 517 eigentliche Litauer und 623 700 Samogitier sind. Sie wohnen in den Gouvernements Kowno, Wilna, Suwalki und in geringer Zahl auch in Kurland und Grodno.

Rittich's Darstellungen schließen mit der russischen Reichsgrenze ab; die Litauer wohnen aber, wie wir wissen und neuerdings sogar zu merken beginnen, auch in der Provinz Ostpreußen. Was Brennsohn über die Ausdehnung und Anzahl der Litauer in Preußen nach Trautvetter und Köppen mittheilt, sind veraltete Angaben. Ueber die der Gegenwart entsprechenden Verhältnisse liegt das Material gesichtet bei Richard Böckh vor, graphisch dargestellt in dessen Sprachenkarte des preußischen Staates (zwei Blatt, Berlin 1861) und eingehend erläutert in desselben Autors Werke „Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet“ (Berlin 1869, S. 57 ff.). Das ganze, nur noch sehr kleine und dürftige Gebiet der preußischen Litauer ist kein zusammenhängendes mehr, sondern so von Deutschen durchsetzt, daß man nur noch von litauischen Sprachenclaven in Ostpreußen reden kann. Gegenwärtig haben dieselben eine etwas komische Bedeutung erlangt, indem man eine litauische Nationalitäten-Frage künstlich aufwarf, und mit Rücksicht hierauf möge es gestattet sein, kurz Anzahl und Sprachgebiet der preußischen Litauer vorzuführen, woraus allein schon sich ergiebt, wie aussichtslos und unbedeutend litauisch-bäuerliche Nationalitätsbestrebungen innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches sind.

Die preußischen Litauer sind gegenwärtig auf die beiden Landschaften Schalauen und Nadrauen beschränkt. Vorherrschend ist das litauische Element noch im nördlichsten Theile Ostpreußens jenseit der Memel und Scheschuppe, also in den Kreisen Memel, dem größern Theile von Heidekrug und Tilsit, dem kleineren von Ragnit, Pilkallen und Niederung. Von 121 000 Bewohnern sind hier 67 000 Litauer. Dagegen sind in den südlich jener Flüsse gelegenen Theilen Schalauens unter 160 000 Einwohnern nur 46 000, die sich zur litauischen Sprache als ihrer Muttersprache bekennen. Grenzt man den überwiegend litauischen Theil Schalauens nach Kirchspielen ab, so ergiebt sich mit Einschluß der deutschen Stadt Memel ein Gebiet von 52 Quadratmeilen mit 138 000 Einwohnern, von denen 75 200 der litauischen Nationalität angehören. Dieses ist die Hauptmasse.

In Nadrauen sind die Litauer noch weit spärlicher vertreten. Zu dieser Landschaft rechnet man die Kreise Gumbinnen, Stallupönen, Insterburg, den östlich der Deime gelegenen Theil der Kreise Labiau und Wehlau und den südlich der Arge gelegenen Theil des Kreises Niederung. Auf diesem Gebiete wohnen unter 210 000 Einwohnern nur 20 000 Litauer, deren Sprache aber im starken Rückgange begriffen ist, wie die statistischen Tabellen aus verschiedenen Jahren bezeugen. Im Jahre 1843 hatten die Litauer ihren Höhepunkt erreicht, seitdem ist ein Rückgang bemerkbar. Das litauische Sprachgebiet, d. h. die Orte, in welchen über ein Achtel der Bewohner litauisch reden, beträgt in Ostpreußen nur 57 Quadratmeilen und dieses Gebiet ist noch stark mit Deutschen durchsetzt. Die Zahl aller litauisch Redenden betrug 1861 nur 137 000. Rechnet man dazu die russischen Litauer, so ergiebt sich 1 600 000 als Gesammtzahl des Völkchens.

Die Hauptaufgabe und das Hauptverdienst Brennsohn's liegt in der Ermittelung der Körpermaße der Litauer. Er hat 100 Individuen, 60 Männer und 40 Weiber von „reiner, unverfälschter Rasse“ gemessen und das Resultat seiner genauen und sorgfältigen Arbeit mit den Messungen der Letten von Waeber ꝛc. verglichen. An dieser Stelle können wir nicht auf die Einzelheiten eingehen und bemerken nur, daß die Arbeit den heutigen gesteigerten Ansprüchen der Anthropologie entspricht; doch ist es von Interesse, das Gesammtbild des Litauers, wie es Brennsohn gefunden hat, hier mitzutheilen. Der Litauer ist von mittlerer Größe, von kräftigem, wohlproportionirtem Körperbau. Korpulenz kommt nur äußerst selten vor. Die Hautfarbe ist weiß, bei den jungen Mädchen nicht selten von auffallender Reinheit und Weiße, der Haarwuchs am Körper ist ein geringer. Das Kopfhaar, schlicht, sehr selten leicht gelockt, ist blond oder hellbraun, selten dunkelbraun, sehr selten schwarz; rothes sah der Verfasser kein einziges Mal. Der Bartwuchs ist mäßig; meist werden Schnurrbärte allein getragen, Vollbärten begegnet man selten. Die Augen sind mittelgroß, die Augenlidspalte horizontal gerichtet; die Farbe der Augen ist meist schön blau, doch sind braune Augen nicht gar selten. Der Kopf ist von mittlerer Größe. Der Cephalindex für beide Geschlechter ist 82,62 (was einen eigentlichen Schädelindex von 80,62 ergiebt, also entschiedene Hinneigung zur Brachycephalie). Das Gesicht hat eine ovale Form, die Backenknochen springen nicht vor; die Stirn ist eine mittelhohe. Die Nase ist gerade, doch kommen auch kurze und gestutzte Formen vor. Der Mund ist von mittlerer Größe; die Zähne meist gut und gerade gestellt, bei den Weibern oft von einer auffallenden Kleinheit; Caries ist gar nicht selten. Die oberen Zähne stehen oft vor den unteren vor und sind häufig um $^1/_2$ bis 1 cm nach vorn gerückt. Die Lippen sind voll, doch nicht gewulstet.

R. A.

Kürzere Mittheilungen.

Das Dorf-System in Persien.

In Persien werden Dörfer gegründet und wieder aufgegeben in folgender Weise. Ein reicher Mann baut irgendwo, wo sich ein guter Boden und viel Wasser findet, ein „Rabât“ d. h. eine große ummauerte Einfriedigung mit Zellen rings herum und ein paar großen Flügelthüren. Der Bau geht sehr langsam von Statten, da vielleicht nur drei oder vier Männer auf einmal und auch nur während einiger Monate im Jahre daran arbeiten. Sobald die Umfassungsmauer, die Thore und einige Zellen fertig sind, setzt der Eigenthümer eine Familie hinein, ohne ihr jedoch Steuern abzuverlangen. Andere Familien folgen nach, und wenn das Dorf wächst, ernennt der Eigenthümer einen „Katchuda“ oder Vorsteher und beginnt allmählich mit der Besteuerung. Ist er vernünftig oder, was wichtiger, wird er genau über die Hilfsmittel seines Dorfes unterrichtet, so wartet er mit dem Anziehen der Steuerschraube, bis seine Bauern sich ordentlich eingewohnt haben; denn wenn er übermäßig viel fordert, so schneidet er sich in sein eigenes Fleisch. Alsbald erbaut nämlich ein Konkurrent in der Nähe ein anderes Rabât und lockt ihm seine Einwohner fort. Uebermäßige Besteuerung ist keineswegs eine Folge von tyrannischer Gesinnung, sondern von Systemmangel und ungenügender Information. Ein richtig geleitetes Dorf wird bald groß genug, daß es sich von dem Schutze des Rabât lossagen kann, worauf letzteres in Trümmer fällt.

Ein weiteres Moment zur Beurtheilung dieser Frage ist nach Ernest Ayscoghe Floyer (dessen Buche „Unexplored Baluchistan“, London 1882, S. 400 f. diese Angaben entnommen sind) Folgendes. Die Perser sind wesentlich Nomaden, welche ihre Häuser einfach zur Aufbewahrung ihrer Vorräthe benutzen und selbst im Freien leben. Reiche Perser, wie den Wakil-al-Malk, den Statthalter von Kirman, fand Floyer mitten im Winter bei lauter offenen Fenstern und so gut wie in freier Luft sitzen. Ihre Einrichtung besteht nur aus Teppichen, Matratzen, Kissen und Kochtöpfen, alles gleich gut passend für den Marsch, das Lager im Freien, die Hütte oder den Palast. Bei aller Liebe zu ihrem Vaterlande haben sie keine Idee von einer Heimath und damit haben sie ein Mittel gegen übermäßige Besteuerung in der Hand. Floyer hat wiederholt ganze Dörfer verlassen gefunden und gesehen, wie andere gerade von ihren Insassen geräumt wurden; hätte er sich in diesen Fällen nicht genau nach den Umständen erkundigt, so würde er vielleicht später von greulicher Tyrannei, von gequälter und von ihrem Heim vertriebener Bauernschaft und dergleichen in Persien berichtet haben. Aber auf Befragen erfuhr er stets, daß die geforderten Steuern sehr gering waren, daß die Leute aber jungfräulichen Boden irgendwo in der Nähe aufsuchten, wo sie Wasser, vorläufig keine Steuern und ein von einem Konkurrenten erbautes Rabât zum nächtlichen Obdach für Mensch und Vieh fanden. Wenn ein persischer Bauer im Jahre drei Monate lang gearbeitet hat, kann er die übrige Zeit in der Sonne oder im Schatten sitzen, spinnen und rauchen, während sein Harem Teppiche webt.

Grönland im Jahre 1882.

Auf Grund der im vorigen Herbste aus allen Kolonieplätzen eingegangenen Berichte giebt die Direktion des königl. grönländischen Handels zu Kopenhagen folgende Uebersicht über die Witterungsverhältnisse und die ökonomische Lage Grönlands im Jahre 1882.

Das rauhe und kalte Wetter, welches während des Sommers und des Herbstes 1881 in Nordgrönland vorherrschend gewesen war, wurde Anfangs November von einer milden Witterung abgelöst, so daß der bereits gefallene Schnee verschwand; hier sowohl wie in Südgrönland begann die eigentliche Winterkälte im December. Wohl war die Kälte nicht besonders streng, aber ungewöhnlich anhaltend; in Südgrönland, wo der Niederschlag den ganzen Winter hindurch sehr beträchtlich war, herrschten starke Winde, während die Witterung in Nordgrönland einen ruhigern Charakter hatte, indem Stürme fast gar nicht vorkamen. Der Frühling fand sich erst spät ein und der Sommer war namentlich in Südgrönland wegen der vorherrschenden nördlichen Winde recht kühl. Schon zu Anfang December 1881 legte sich das Westeis längs der äußern Küste bei Egedesminde, und zu Ende März 1882 lag es sogar während einiger Zeit auf der Küstenstrecke bis Kangek an der Mündung der Godthaabsbucht dicht am Lande. Das Großeis zeigte sich im Laufe des Herbstes und Winters dann und wann außerhalb der Distrikte Frederikshaab und Julianehaab, wurde jedesmal aber von den nördlichen Stürmen wieder zur See getrieben. Ende März fand sich aber das Eis wieder in großen Massen ein und lag nun ununterbrochen längs der Küste des Distriktes Julianehaab, besonders aber südwärts von der Kolonie; auf dieser Strecke war das Eis häufig so dick gepackt, daß nicht nur der Verkehr gehemmt, sondern auch der Fang und Erwerb unmöglich war. Auf der Strecke von Julianehaab und nordwärts längs der Distrikte Frederikshaab und Godthaab war das Eis wohl auch in größerer Menge als gewöhnlich angetrieben, lag aber zerstreuter und weiter vom Lande. Die Eislage ist, mit Ausnahme in den Distrikten Sukkertoppen und Holstensborg ungewöhnlich andauernd gewesen; im Waigatt lag das Eis sogar fest von Anfang Januar bis Mitte Mai und in der Südostbucht bei Kristianshaab bis Mitte Juni.

Was den Erwerb der Eingeborenen betrifft, so ist der Seehundsfang in Nordgrönland das ganze Jahr hindurch recht gut, in Südgrönland dagegen sehr variabel gewesen, auf mehreren Stellen mißglückte sogar der Herbst- und Winterfang vollständig. Mit Ausnahme des Distriktes Godthaab, wo die Verhältnisse besonders schlimme waren, hat es jedoch überall kürzere oder längere Perioden gegeben, während welcher der Fang sehr günstig war. Der Maifischfang wurde in geringerm Umfange wie in früheren Jahren betrieben. Der Walfang bei Holstensborg hat keinen Ertrag gegeben und an Krepokakken wurden bei Frederikshaab und Holstensborg nur drei Stück gefangen. In Nordgrönland war der Weißfischfang gut. Im Herbste schien der Fischfang gut werden zu wollen, nahm aber später ab, als der bedeutende Schneefall in Südgrönland die Inordnunghaltung der Fallen beschwerlich machte. Die Fischerei und die Jagd auf Seevögel waren befriedigend; in Südgrönland war die Einsammlung von Angmassät günstig, in Nordgrönland dagegen wurde dieselbe durch die Eisverhältnisse verzögert. Die Hundekrankheit herrschte im Distrikt Upernivik sehr bösartig, dagegen kamen in den Distrikten Umanak und Ritenbenk nur vereinzelte Fälle vor.

Der Gesundheitszustand der Bevölkerung ist, mit Ausnahme des Distriktes Julianehaab, seit dem Herbste 1881 gut gewesen. Am Schlusse dieses Jahres hatte Nordgrönland eine Bevölkerung von 4217 Personen, davon waren 2031 Männer; zu Anfang des Jahres 1881 hatte die Bevölkerung 4277 Personen betragen. In Südgrönland belief sich die Bevölkerung am 1. Januar 1881 auf 5475 Personen und am 31. December desselben Jahres auf 5484 Personen, wovon 2516 männlichen Geschlechts waren. Die Gesammtbevölkerung

Grönlands betrug mithin am Schlusse des Jahres 1881 9701 oder 51 weniger als zu Anfang des Jahres. In Nordgrönland wurden in 1881 134 Kinder und in Südgrönland 210 Kinder geboren; die Anzahl der Gestorbenen betrug resp. 192 und 209. Es verunglückten 26 Personen, davon 18 im Kajak.

Für den königl. grönländischen Handel wurden 10908 Tonnen Robben-, Wal- rc. Speck (gegen 10164 Tonnen in 1881) und 2348 Tonnen Fischleber (gegen 2902 Tonnen) angekauft. Der Verkehr zwischen Dänemark und den Kolonien in Grönland wurde durch die neun Schiffe des grönländischen Handels unterhalten, welche zusammen 11 Reisen machten.

Grönland wurde im Jahre 1882 von folgenden fremden Schiffen angelaufen: 6 amerikanischen Fischereischoonern, welche bei Holstensborg den Heilbuttenfang betrieben hatten, 9 Walfangerdampfern und dem Dampfer „Neptune", welcher im Auftrage der nordamerikanischen Regierung die im Vorjahre nach Lady Franklins Bay gesandte Expedition verproviantiren sollte, was bekanntlich nicht glückte. Die dänische meteorologische Expedition kam nach einer vierwöchentlichen Reise wohlbehalten am 14. Juni in Godthaab an.

In dem Kryolithbruch bei Ivigtout waren im vorigen Jahre 130 Arbeiter beschäftigt und 22 Schiffsladungen, enthaltend 589½ Kubikklafter Kryolith, wurden gewonnen.

W. Finn.

E. Giles' letzte Reise im centralen Australien.

Der bekannte australische Reisende Ernest Giles ist im December vorigen Jahres wieder von einer, wenn auch nicht gerade großen Forschungsreise im centralen Australien zurückgekehrt, welche recht befriedigende Resultate geliefert hat. Im Interesse reicher Squatter sollte er die westlich von der Ueberlandtelegraphenstation am Peake R. (28° 4′ s. Br. und 135° 52′ östl. L. Gr.) gelegene, wenig oder gar nicht bekannte Gegend näher erforschen. Drei Europäer und ein eingeborener Knabe begleiteten ihn und er verfügte über zwölf Kameele. Die Reise begann am 9. September 1882 von Farina aus, einem kleinen, von vielen Schäfereien umgebenen Orte in 30° 8′ südl. Breite und 138° 17′ östl. L. Gr. und wurde dann nach einiger Verzögerung am 9. Oktober von der Peake-Station aus fortgesetzt. Man verfolgte zunächst in westlicher Richtung das durch rauhe Felsen eingeengte, trockene Bett des Peake auf 109 Miles (175 km), wo es nach Nordwest ablenkte. Man verließ es und gelangte, weiter westlich reisend, auf ein offenes, steinigtes Tafelland, welches nach ungefähr 20 Miles (32 km) in ein Gestrüpp von Akazien und Eukalypten überging. Man arbeitete sich durch dasselbe hindurch und stieß auf ein gutes Wasserloch, genannt Barkee, an welchem sich zahlreiche Eingeborene befanden, die freundlich gesinnt waren.

Hier am Barkee wurde Halt gemacht und man stellte nun in dieser noch völlig unbekannten Gegend einen Monat lang auf weite Entfernungen und nach allen Richtungen hin Forschungen an. Ueberall fand man Wasser in reichlicher Menge, und zwar meistens in flachen Brunnen der Eingeborenen. Das bedeutendste Wasser benannte Giles nach einem seiner Begleiter, welcher es entdeckte, Verney's Well. Es hatte viel geregnet, und die Vegetation erwies sich durchweg als eine ausgezeichnete. Der Graswuchs war ein so vorzüglicher, daß die Kameele Wochen lang nicht nach Wasser verlangten. Fast an jedem Wasserloche lagerten Eingeborene, welche in streng von einander abgesonderten Stämmen lebten und mit denen sich im Ganzen freundlich verkehren ließ. Mit einem Worte, Giles hatte eine schöne Weidegegend von weitem Umfange entdeckt und damit den Zweck seiner Forschung erreicht. Wie es darin in der trocknen Jahreszeit aussehen wird, bleibt freilich erst abzuwarten.

Man trat nun in nordöstlicher Richtung die Rückreise an. Sie war zunächst auf den Ferdinand R., in 27° 45′ südl. Br. und 132° 20′ östl. L. Gr. gerichtet. Es ist dies ein großer Creek, welcher im Musgrave Rang in 26° 15′ südl. Br. und 131° 45′ östl. L. Gr. entspringt und von Giles auf seiner Reise im Jahre 1876 entdeckt wurde. Man fand im Bette desselben genügend Wasser. Vom Ferdinand ging die Reise nach dem Everard Range, in 27° 9′ südl. Br. und 132° 28′ östl. L. Gr. Die dortigen zahlreichen Eingeborenen waren diebisch und überhaupt eine garstige Sorte. Der Häuptling erklärte in kecker Weise, daß dies Gebiet ihm gehöre und daß die Weißen darin nichts zu suchen hätten. Es kam zum Kampfe, bei welchem von den Schießwaffen Gebrauch gemacht werden mußte. Vom Everard Range zog man nach dem Alberga R. und traf im December 1882 wieder in Farina ein. Man hatte auf der Reise zwei Kameele verloren; das eine lief davon und das andere krepirte.

Ernest Giles begab sich im Januar dieses Jahres nach Melbourne und konferirte dort mit Sir Julius Vogel, welcher beabsichtigte, einen großen Theil des aufgefundenen guten Pastorallandes für englische Kapitalisten anzukaufen oder auf einen längeren Zeitraum in Pacht zu nehmen.

Eine Legende der Dajaker der Südküste von Borneo.

Wenn der Reisende den Oberen Kapuas hinunterfährt und an der letzten Stromschnelle, Riam Huras genannt, glücklich vorbeigekommen ist, dann sieht er, nachdem er etwa eine kleine Stunde weiter gerudert hat, bei einer plötzlichen Wendung des Stromes einen weißen Kalkfelsen vor sich, der sich auf dem rechten Ufer etwa fünfzig Fuß über den Spiegel des Flusses erhebt und gegen den sich der reißende Bergstrom kochend und schäumend bricht, so daß er in rechtwinkliger Richtung sich von ihm abwenden muß. Dieser Kalkfelsen hat von weitem gesehen die Form einer riesenhaften Frau in einer knienden Haltung mit einem Sambolajong um den Kopf. Nach diesem Kopftuch und auch seiner Farbe wegen wird der Stein „Batu-Sambolajong" oder zusammengezogen „Batu Sambong" genannt, was in freier Uebersetzung „Wittwenstein"[1]) heißt. Nach der Ueberlieferung hatte hier früher eine kleine Hütte gestanden, worin das glücklichste Paar Eheleute in den Dajakländern gelebt haben soll. Aber leider ist auf dieser Welt das Glück nicht immer von langer Dauer. In dem entfernten Oberlande war ein mächtiger Fürst gestorben, und um ihm ein prächtiges Begräbniß zu geben, mußte eine große Anzahl unglücklicher Sklaven geschlachtet werden. Wohl hatte man eine große Anzahl solcher bemitleidenswerther Opfer zur Verfügung, doch, wie dies im Oberlande häufig vorkommt, die Erben fanden es viel mehr in ihrem Vortheil, andere menschliche Wesen zu opfern, als ihre Sklaven, welche gute zweihundert Gulden werth sein mochten. Doch wie andere Geschöpfe in die Hände bekommen? Nichts einfacher als dies; man unternahm bewaffnete Raubzüge bei den Nachbarn und suchte sich auf diesen Zügen aller Männer, Frauen und Kinder, alles dessen, was den Namen Mensch trug, zu bemächtigen und die Leute zu entführen; so ist man im Stande auf ziemlich billige Weise dem Verstorbenen eine seinem Range entsprechende Begleitung nach den elysäischen Gefilden mitzugeben, und können die vorhandenen Sklaven im Interesse der Erbschaftsmasse zurückbehalten werden. Bei einem solchen Plünderungszuge wurde die kleine Hütte, in welcher unser Paar lebte und das Leben mit nie gekanntem Glück genoß, überfallen. Im ersten Augenblick war es der Hausfrau, welche sich gar nicht dessen bewußt geworden war, was um sie her vorging, gelungen, sich zu retten und zu verstecken; aber als die Räuber mit ihren Booten vom Ufer abstießen und ihren Mann und ihre fünf Kinder mit sich führten, da erwachte in ihr die Mutter und Gattin, da dachte das arme Weib nicht mehr an Selbsterhaltung, sondern flog nach dem

---

[1]) Der Sambolajong ist nämlich das weiße, manchmal auch schwarze Kopftuch, das die Wittwen tragen.

Flußufer, fiel am Rande des Wassers auf die Knie und bat und flehte, man möge ihm seine Lieben wiedergeben. Doch welch' herzzerreißenden Ton die arme Frau auch in ihre Stimme legte, alles war vergebens. Einen Augenblick hörten die Räuber auf zu rudern. Nicht, daß Erbarmen in ihr Herz eingezogen wäre, nicht daß sie daran gedacht hätten, die Bitte der tief unglücklichen Frau zu erfüllen; aber die Zahl der Schlachtopfer war noch nicht voll und die Frau, welche ihnen entgangen war, die jetzt von ihrer Verzweiflung überwältigt, keine Gefahr mehr sah, schien eine sichere Beute, deren man sich leicht bemächtigen konnte. Das war es, was die Ruderschläge aufhören ließ und der Strom führte bereits die Prau nach dem Landungsplatz zurück und der unglücklichen Frau und Mutter entgegen, als in der Ferne das Alarmzeichen auf dem Gong sich hören ließ und die Räuber, welche den Angriff der vereinigten Bewohner der umliegenden Dörfer fürchteten, ihr Boot mit Anstrengung weiter bewegten und in einem Augenblick mit ihrer Beute im Dunkel verschwunden waren. Untröstlich blieb die unglückliche Frau am Flußufer knien, ihr mit Thränen gefülltes Auge war unverwandt nach der Stelle gerichtet, wo sie alles, was ihr auf Erden theuer war, hatte verschwinden sehen. Tage, ja Wochen lang blieb sie so liegen und lange, lange schon war die Nachricht vom Tod ihres Mannes und ihrer Kinder zu ihr gelangt; alle Hoffnung auf Wiedersehen war verflogen und doch blieb sie an die Stelle gefesselt, bis die mächtige Gottheit Sanggiang Assai, durch soviel Verzweiflung erweicht, die unglückliche Wittwe in einen ungeheuren weißen Stein verwandelte, der bei dieser Verwandlung ihre Gestalt behielt.

(Perelaer, Ethnographische Beschreibung der Dajaks.)

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das 2. Heft des 11. Bandes der (magyarisch geschriebenen) Zeitschrift der ungarischen geographischen Gesellschaft enthält einen Aufsatz über die Bevölkerung der Städte Ungarns, welcher in dem französisch abgefaßten Anhange auszüglich dem wißbegierigen Europäer zugänglich gemacht wird. In dem Verzeichnisse der Städte Ungarns, Siebenbürgens und Kroatiens sind natürlich alle mit ihren magyarischen Namen bezeichnet, denen aber wohl oder übel die allgemein gebräuchlichen beigefügt sind. So heißt es da: Szabadka (Thereziopel); Pozsony (Preßburg); Kolozsvar (Klausenburg); Brassó (Kronstadt); Kassa (Kaschau); Nagy-Szeben (Hermannstadt); Segesvár (Schäßburg); Gyula-Fehérvár (Karlsburg) u. s. w. Warum „Fiume" nicht auch magyarisirt wurde, ist unerfindlich. Nun aber höre man folgende Unverschämtheit, womit der Redakteur diese doppelte Benennung in einer Note zu erklären sucht (a. a. O. S. 19): „Mehrere ungarische Namen unserer Städte haben während des Absolutismus der Wiener Regierung willkürliche Veränderungen oder Uebersetzungen zu dem Zwecke erfahren, daß sie nach deutscher Weise klängen. Dieses Verfahren hatte zur Folge, daß diese falschen und völlig ungebräuchlichen Namen in deutschen Karten Aufnahme fanden und von dort sich weiter verbreiteten. Um unsere Leser gegen unvermeidliche Irrthümer zu schützen, fügen wir in Klammern diese germanisirten Namen bei, welche von deutschen Kartographen und Autoren hartnäckig in Karten und Büchern über Ungarn oder Oesterreich-Ungarn festgehalten werden." Frecher und gemeiner ist wohl selten die historische Wissenschaft und Wahrheit verhöhnt worden, als in diesen Zeilen, die unter der Autorität einer sogenannten wissenschaftlichen Gesellschaft erschienen sind.

Asien.

— Wie die „Bakuer Nachrichten" erzählen, ist kürzlich von der Küste des Kaspischen Meeres auf der Strecke zwischen Baku und dem Kap Baïl eine sehr starke Hebung des Ufers, ähnlich der im Jahre 1880 stattgefundenen, beobachtet worden. Am 26. Januar zwischen 8 und 9 Uhr Abends hob sich das Ufer so stark, daß das Wasser um mehrere Faden zurücktrat und, was soeben noch Meeresboden war, nun trocken lag. Stellenweise hob sich die Erde um 1 bis 2 Fuß, und es bildeten sich tiefe Risse in der Breite bis zu 5 Zoll. Am Ufer befindliche Arbeiter konnten die Hebung des Bodens deutlich wahrnehmen.

— Der Gouverneur von Jakutsk hat vom Chef der Lena-Polarstation „Sagastyr" einen Bericht erhalten, in welchem Kapitän Jürgens meldet, daß die Expedition sich dort am 11. August einzurichten begann. Am 19. August war die Herrichtung des Hauses zu meteorologischen Beobachtungen beendet; am 28. August wurden die Mannschaften der Expedition in das Haus übergeführt, welches am 4. September auch von den Expeditionsmitgliedern bezogen wurde. Die magnetischen Beobachtungen begannen am 17. Januar. Diese Verspätung ist durch die während des Schiffbruchs bei Tollara erfolgte Beschädigung der Magnete veranlaßt. Die ordentlichen Beobachtungen in Uebereinstimmung mit der Instruktion wurden am 20. Oktober aufgenommen. Der detaillirte Bericht des Kapitäns Jürgens folgt per Post.

— Die auf S. 95 dieses Bandes mitgetheilte Nachricht, daß Mr. West im nördlichen Sibirien zwei Männer von der „Jeannette" todt aufgefunden habe, erweist sich jetzt als ein, wie es scheint, in den Vereinigten Staaten fabricirter Schwindel.

— Am 2. März d. J. schilderte Bergingenieur Edmond Fuchs vor der Pariser Geographischen Gesellschaft in großen Zügen die Geologie Hinterindiens, wies auf die weite Verbreitung der Kohlenformation hin und drückte den Wunsch aus, daß die Kohlen- und Goldvorkommnisse Tongkings recht bald durch die Aufrichtung eines klugen, aber kräftigen französischen Protektorats ihre Ausbeutung finden möchten — ein Wunsch, der uns durchaus berechtigt erscheint.

— Der französiche Konsul in Tientsin, M. Dillon, hat im verflossenen Januar eine Reise nach der Mandschurei angetreten, welche sich der direkten Unterstützung seitens der chinesischen Regierung erfreut. Er gedenkt über Niutschwang und Mukden bis Hulan und Tsitsichar, chinesischen Städten und Militärposten am Sungari, zu gehen und wird so im Stande sein, genaue Nachrichten über die militärischen Maßregeln und die Kolonisation der Chinesen in jenen Gebieten zu sammeln. Ein Mandarin reist ihm voran und hat für seine Bequemlichkeit und den Erfolg seiner Unternehmung Sorge zu tragen.

Afrika.

— Der „Courrier de Bône" klagt darüber, daß Bona in Algerien durch starke Auswanderung namentlich des Arbeiterstandes nach Tunis und anderen Städten der früheren Regentschaft empfindlich zu leiden beginnt, und dringt darauf, daß die Behörden die schon lange in Aussicht gestellten öffentlichen Arbeiten dort in Angriff nehmen, um dem drohenden Verfalle der Stadt vorzubeugen.

— Der Afrikareisende Gottfried Roth aus dem Kantone Aargau, welcher als Inspektor zur Unterdrückung des Sklavenhandels schon seit 1880 im obern Sudan denselben mit Um-

sicht und Energie bekämpfte und zugleich im Auftrage der St. Galler handelsgeographischen Gesellschaft für die schweizerische Industrie am obern Nil neue Absatzgebiete suchte, ist nebst seinem Begleiter, dem Italiener Roversi, von den bisher siegreichen Anhängern des falschen Propheten in Kordofan gefangen genommen und nach der Stadt Bara in Gewahrsam gebracht worden. Sie erfreuen sich zwar einer milden Behandlung, sollen aber ein übermäßig hohes Lösegeld bezahlen, da der falsche Prophet mit den Sklavenhändlern unter einer Decke steckt. Gottfried Roth ist von Fach ursprünglich Brauer und Küfer und hat sich vom einfachen Landökonomen zu seiner jetzigen Stellung emporgearbeitet; der erst sechsundzwanzigjährige Mann spricht und schreibt deutsch, englisch, französisch, arabisch und persisch.

— M. Fernand Foureau hat soeben in Gesellschaft zweier Franzosen und einiger erprobter Eingeborenen Wargla verlassen, um den Tuareg Trotz zu bieten und durch die Sahara hindurch die Haussa-Staaten oder Timbuktu zu erreichen. Besondere Sorgfalt hat er auf die Wahl seiner Kameele verwendet und nur ungewöhnlich starke und schnelle Thiere mit sich genommen.

— Es verdient verzeichnet zu werden, daß an den ägyptischen Regierungsschulen die Anstellung von sechs englischen Lehrern verfügt wurde, um die französische Umgangssprache durch die englische zu ersetzen.

— Aus Harrar schreibt Pietro Sacconi (s. oben S. 192) an den „Esploratore“, daß sich die Lage der Stadt unter ägyptischer Herrschaft bedeutend verschlechtert habe. Gerade jetzt decimiren die Pocken die Bevölkerung, und nächtlicher Weile treiben sich Hyänen in den Straßen herum, um die Leichen zu fressen. Der Handel ist fast gleich Null. Als Harrar dagegen noch seinen eigenen Sultan hatte, war Armuth unbekannt und die Hyänen wurden durch gelegentliche Jagden, an welchen sich die ganze Einwohnerschaft betheiligte, in achtungsvoller Entfernung gehalten.

— Der Vorstand der Royal Geographical Society in London hat dem Konsul O'Neill eine Unterstützung bewilligt, damit er nochmals versuchen kann, die nach seinen Angaben zwischen Mozambique und dem Njassa-See belegenen Schneeberge (s. „Globus“ 41, S. 159 u. 295) zu erreichen. Derselbe will am Schire, dem Abfluß des Njassa-Sees, hinaufgehen und von dort in nordöstlicher Richtung zur Küste reisen.

— Mr. Comber, der bekannte Baptistenmissionär und Kongo-Reisende, meldet vom 28. Oktober v. J., daß er sich in Leopoldville am Stanley Pool, oberhalb der Katarakten des Kongo, niedergelassen habe. Das von der belgischen Kompagnie seiner Gesellschaft abgetretene Grundstück hat nach einem Wohlthäter derselben den Namen Arthington erhalten. Bis ein Haus auf demselben erbaut ist, genießt Comber die Gastfreundschaft des belgischen Agenten Grang. Ein zerlegbarer Dampfer, Namens „Peace“, ist für die Missionsstation unterwegs und wird von Trägern längs der Stromschnellen nach dem Innern geschafft.

— In der Nacht vom 21. zum 22. März (nicht schon am 20. Februar, wie oben Seite 160 berichtet wurde) hat Schiffslieutenant Savorgnan de Brazza auf dem „Précurseur“ Pauillac (an der Gironde) verlassen. Ihn begleiten zu wissenschaftlichen Zwecken die Herren Blondel, de Chabannes, Mabru de Labard, Michelet und de Montaignac und 15 Freiwillige von der Marine und in Dakar stoßen noch der Lieutenant Decazes, 4 Unterofficiere und 50 Senegal-Tirailleure zu ihnen. Dort wird auch das vorangeschickte Material eingeladen werden.

— Herr von Lesseps bereist jetzt die Landenge zwischen dem Meerbusen von Gabes und den südtunesischen Schotts und die Umgebung der letzteren, um sich über die Ausführbarkeit der Unterwassersetzung der Schotts zu unterrichten. Der dazu erforderliche Kanal ist nach seiner Ansicht mit Hilfe von 100 Excavateurs, welche die Arbeit von 100 000 Menschen ersetzen, leicht auszuführen; Bohrungen bis zu 73 m Tiefe haben nur Sand angetroffen. Freilich sind die Schwierigkeiten des Unternehmens mit der Erbauung des Kanals keineswegs alle beseitigt; selbst wenn das Meereswasser bereits durch denselben nach Westen fließt, so ist dadurch die Schaffung eines Binnenmeeres noch lange nicht gesichert.

Australien.

— Die Parlamente der australischen Kolonien, mit Ausnahme von Victoria, haben im letzten Jahre für theils freie, theils unterstützte Einwanderung aus Europa sehr beträchtliche Summen bewilligt, Queensland 250 000 Pfd. St., Neu-Seeland 200 000 Pfd. St., Neu-Süd-Wales 151 238 Pfd. St., Süd-Australien 26 000 Pfd. St. Auch in Tasmanien sind die seit Jahren derangirten Finanzen wieder so wohl geordnet, daß das Parlament im December vorigen Jahres 30 000 Pfd. St. für Einwanderung aus Europa auswerfen konnte, welche Summe sich auf die drei nächsten Jahre mit je 10 000 Pfd. St. vertheilen soll. Ebenso haben sich in West-Australien, in Folge der Entdeckung sehr umfangreicher schöner Ländereien im Nordosten der Kolonie durch Alexander Forrest die Finanzen so weit gehoben, daß man hier gleichfalls eine, wenn auch nicht große Summe, in Zukunft auf Einwanderung aus Europa zu verwenden gedenkt. Nur Victoria hält sich durch die Bodenbeschaffenheit des Landes und seinen Metallreichthum für so bevorzugt, daß es annimmt, die Einwanderung werde ihm, auch ohne pekuniäre Beihilfe, schon von selber zufallen, wiewohl die günstigen Finanzen der Kolonie diese Auslage schon gestatten würden.

— Die glänzenden Entdeckungen, welche Alexander Forrest im Jahre 1879 im Nordosten der Kolonie West-Australien machte, haben die Aufmerksamkeit der Squatter (Herdenbesitzer) und auch der Pflanzer (Zuckerrohr, Kaffee, Reis) in hohem Grade auf sich gezogen. Ein sehr großes Areal ist dort bereits in Pacht genommen, und überhaupt scheint West-Australien in Folge dieser Entdeckungen den Standpunkt seiner bisherigen Lethargie überwunden zu haben und sich zu neuem Leben aufraffen zu wollen. Wieder ist eine Forschergesellschaft zusammengetreten, um dieses Gebiet, welches den Namen des Kimberley-Distriktes erhalten hat, noch genauer, als dies von Forrest geschehen konnte, zu erforschen. Sie zählt sechs Europäer und einen schwarzen Knaben. Für den Transport dienen 30 Pferde, und im Uebrigen ist die Ausrüstung die vollkommenste. Die Führung haben Mr. O'Donnel und Mr. Carr Boyd, zwei alte bewährte Explorer, übernommen. Der erstere nahm schon an der Howitt-Expedition zur Auffindung von Burke und Wills am Cooper's Creek im Jahre 1860 Theil, und der letztere begleitete Hodgkinson in den Jahren 1875 und 1876 auf seiner Expedition im Nordwesten von Queensland. Die Reise wird in Port Darwin, an der Nordküste von Australien in 12° 27′ 45″ südl. Br. und 130° 50′ 45″ östl. L. Gr., wohin von Sydney aus die Pferde per Schiff transportirt wurden, gegen Ende Februar 1883 ihren Anfang nehmen. Sie wird dann südwestlich, mit Abschwenkung nach rechts und links, nach dem von A. Forrest in 17° 30′ südl. Br. und 128° 40′ östl. L. Gr. entdeckten Ord-Flusse verlaufen und soll in dieser Richtung eine Straße für den Transport von Vieh nach dem Kimberley-Distrikte ausfindig gemacht werden. Der Ord ist nach Angabe von Forrest ein von Westen her fließender breiter Fluß mit gutem Weideland an seinen Ufern. Vom Ord aus werden dann weitere Forschungen vorgenommen werden.

— Mr. Durack und Genossen trafen am 1. Jan. 1883 von ihrer Forschungsreise im Nordosten von West-Australien in Perth ein. Derselbe ging vom Cambridge-Gulf, in 14° 45′ südl. Br. und 128° 7′ östl. L. Gr., aus in südlicher Richtung nach dem Ord-Flusse in 17° 30′ südl. Br. und 128° 40′ östl. L. Gr., und von da nach dem Fitzroy R. Der Bericht über den neuen großen Kimberley-Distrikt lautet günstig, wiewohl der Graswuchs in der heißen trocknen Jah-

reszeit, wo man reiste, öfters schlecht genug war. Man entdeckte mehrere kleine Flüsse mit fließendem Wasser und begegnete sehr vielen Eingeborenen. Mr. Durack beabsichtigt, von Queensland aus 20- bis 30 000 Schafe, einige tausend Stück junges Rindvieh und etliche hundert Pferde über Land in die von ihm bereiste Gegend zu treiben.

— Um das Eisenbahnnetz der Kolonie Queensland, welches zur Zeit eine Länge von ungefähr 800 englischen Meilen oder 1287 km hat, rascher auszudehnen, als die pekuniären Mittel der Kolonie es gestatten, hat die Regierung mit einem Syndikat von Geldmännern, an deren Spitze die Mrs. Shaw und Blyth stehen, folgenden Vertrag abgeschlossen. Das Syndikat verpflichtet sich, die von Brisbane auslaufende große Westbahn westlich bis Charleville, einem kleinen Orte am Warrego-Flusse in 28° 15′ südl. Br. und 145° 35′ östl. L. Gr., und weiter in südlicher Richtung am Warrego entlang bis an die Grenze von Neu-Süd-Wales fortzusetzen. Die Gesammtlänge würde ungefähr 250 engl. Meilen oder 402 km betragen. Das Syndikat muß den Bau binnen drei Jahren ausführen lassen und erhält, anstatt in Baar, für jede englische Meile ein Areal von 10 000 Acres Land (40 qkm). Der Regierung bleibt überlassen, die Bahn binnen sechs Jahren nach ihrer Vollendung für den halben Kostenpreis anzukaufen.

Im December 1882 wurde ein weiterer wichtiger Kontrakt zwischen dem Australasian Transcontinental Railway Syndicate in London und der Regierung von Queensland abgeschlossen. Nach demselben übernimmt das Syndikat auf eigene Kosten den Bau einer 820 Miles langen Bahn von dem obengenannten Charleville nach Point Parker, einem neuen Hafen am Gulf of Carpentaria in 17° südl. Br. und 139° 25′ östl. L. Gr. Abzweigen soll sich eine 60 Miles lange Bahn nach Cloncurry, einem kleinen Orte mit Kupfer- und Goldminen in 20° 45′ südl. Br. und 140° 15′ östl. L. Gr., und eine zweite 120 Miles lange nach Hughenden, einem Städtchen im Centrum eines wichtigen Weidedistriktes in 21° 10′ südl. Br. und 144° 10′ östl. L. Gr. Von Townsville, einer Hafenstadt an der Cleveland Bay in 19° 16′ südl. Br. und 146° 47′ östl. L. Gr., ist eine 85 Miles lange Bahn nach Charters Towers, einem Orte mit Goldminen in 20° 6′ südl. Br. und 146° 15′ östl. L. Gr., in Betrieb und wird von da ab um weitere 160 Miles bis Hughenden fortgesetzt. Das Syndikat erhält für jede Mile Eisenbahn südlich von der durch das Mc Kinley-Gebirge gebildeten Wasserscheide 10 000 Acres Land (40,29 qkm) und nördlich davon 12 000 (48,37 qkm) in großen Blöcken zu beiden Seiten des Bahnkörpers angewiesen. Der ganze Bau muß in 7½ Jahren fertig sein. Die Kosten für die Beförderung der nöthigen Eisenbahnarbeiter aus Europa nach Queensland trägt zur Hälfte die Staatskasse der Kolonie.

Nordamerika.

— Obgleich New-York der volkreichste Staat der Union ist und etwa ein Zehntel der Gesammtbevölkerung derselben enthält, so hat er doch nicht die größte Bevölkerungsdichtigkeit. Abgesehen von den Indianergebieten und einigen noch nicht organisirten Strichen umfaßt die ganze Republik 2 900 170 engl. Quadratmeilen; ihre Bevölkerung betrug im Jahre 1880: 50 155 785, d. h. 17,29 auf der Quadratmeile. Nun erreicht die Bevölkerung in Rhode-Island die enorme Dichtigkeit von 258,87 Menschen auf der Quadratmeile, in Massachusetts 221,78, in New-Jersey 171,73, in Connecticut 128,52 und in New-York nur 106,74.

— Der bekannte Reisende Robert von Schlagintweit hat so eben im Verlage von Eduard Heinrich Mayer in Köln eine Schrift: Neue Pfade, vom Missouri, durch Kansas, Colorado, Neu-Mexiko und Arizona nach Californien (mit Illustrationen und einer Karte, Preis 0,80 M.) veröffentlicht, welche wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen. Dieselbe ist im Wesentlichen ein Wiederabdruck der in der „Gaea" enthaltenen Artikel „Die Südpacificbahn in Nordamerika". Diese Schrift wird, wie der Verfasser u. A. im Vorworte sagt, „dazu beitragen, Belehrung über jene in Deutschland noch sehr wenig bekannten entfernten Gegenden des amerikanischen Westens und Südwestens zu verbreiten u. s. w. — daß die hier geschilderten Gebiete eine große Bedeutung für die menschlichen Kulturverhältnisse erlangen werden, erscheint außer allem Zweifel."

— In Arizona, Californien, West-Texas und Neu-Mexiko haben die Landwirthe alljährlich mit gewissen Nagethieren zu kämpfen, welche oft ganze Gebiete verwüsten. Namentlich haben die mittleren und südlichen Theile Californiens von zahllosen Eichhörnchen zu leiden, welche sich so reißend schnell vermehren, daß alle bisher versuchten Weisen, sie zu vernichten, sich als ungenügend erwiesen haben. In Arizona, Neu-Mexiko und West-Texas sind es verschiedene Kaninchenarten, im südlichen Arizona große Feldratten, welche die zarten Getreidesprossen, sobald sie über dem Erdboden sich zeigen, abnagen; aber noch schlimmer ist es, daß sie durch ihr Wühlen in wenigen Stunden einem üppigen Saatfelde das Aussehen eines frisch gepflügten Sturzackers zu geben im Stande sind. Ein systematischer Vernichtungskrieg gegen diese Thiere ist jetzt unbedingt nöthig.

— Bei dem mexikanischen Dorfe Mitla, 20 bis 30 engl. Meilen von Oaxaca, auf dem Tafellande von Mixtecapan, hat Hr. Emil Herbruger ausgedehnte Reste von alten Palästen und Gräbern entdeckt, welche sich durch die nur hier vorkommenden Säulen vor anderen Alterthümern des Landes auszeichnen. Der Entdecker hat die Ruinen näher untersucht und photographirt; Ausgrabungen wurden ihm jedoch untersagt. Es befindet sich dort unter anderm eine große Halle, 37 m lang, 7 m breit, mit sechs Säulen von festem Gestein, jede 3½ m hoch; drei Thüren führen in den Raum, welcher angeblich als Vorhalle für eine Leibgarde gedient hat. Herbruger will seine Entdeckungen in einem Buche beschreiben und dasselbe mit photographischen Abbildungen ausstatten.

Südamerika.

— In Lima fand am 3. März d. J. die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien durch den Präsidenten Calderon statt, welche den langwierigen Feindseligkeiten zwischen Chile und Peru-Bolivia ein Ende zu machen bestimmt sind. Das siegreiche Chile kommt dadurch in den endgiltigen Besitz des metallreichen, bisher bolivianischen Küstengebietes und der südlichsten peruanischen Provinz Tarapacá; Bolivia erhält, um nicht vollständig vom Meere abgeschnitten zu werden, das bisher peruanische Gebiet von Tacna, worin die Hafenstadt Arica liegt, und Peru bezahlt den Hauptheil der Zeche.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIII. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Antwerpen.

(Nach dem Französischen des M. C. Lemonnier.)

III.

Die Kathedrale oder Notre Dame-Kirche von Antwerpen nimmt nicht nur unter den zahlreichen Kirchen der Stadt den ersten Rang ein: sie übertrifft an Größe und Schönheit auch alle übrigen gothischen Kirchen der Niederlande. Der mächtige Bau, eine siebenschiffige Basilika mit zwei Thürmen, wurde im Anfange des 14. Jahrhunderts begonnen. Ueber den Meister, der ihn entworfen und in Angriff genommen, fehlen zuverlässige Angaben; in Ermangelung derselben hat sich denn auch im flandrischen Volke dieselbe unvermeidliche Sage ausgebildet, die sich an den Ursprung fast aller großen Dome knüpft, und in der die Ermordung eines unschuldigen Kindes, ein Bund mit dem Teufel und schließlich der Selbstmord des schuldigen Baumeisters oder Gehülfen zu figuriren pflegt. Jedes Kind in Antwerpen weiß dem Fremden die bläuliche Steinplatte am Fuße des großen Thurmes zu zeigen, auf welcher der zerschmetterte Körper des Selbstmörders, der sich von der Höhe des vollendeten Gebäudes herabgestürzt haben soll, aufgefunden worden ist. In Wahrheit gehören Entwurf und Ausführung sowohl des Thurmes als der Hauptfaçade einer bedeutend spätern Zeit an. Sie sind ein Werk des berühmten Meisters Jean Amel aus Boulogne, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts lebte. Nach seinem Tode wurde der Bau von Rombont Keldermans und Domvan Waghemakere fortgesetzt. Der Letztere vollendete im Jahre 1530 den nördlichen Thurm in einer Höhe von 123 m; der südliche ist leider nie bis zur Vollendung gediehen, sondern in einer Höhe von kaum 50 m abgeschlossen worden. Eine Menge kleiner, meist unansehnlicher Häuser, die im Lauf der Zeiten rings um die Kirche entstanden sind, und mit deren Abbruch jetzt endlich vorgegangen werden soll, beeinträchtigen den großartigen Eindruck des prachtvollen Baues, dessen Hauptportal mit dem reichverzierten achttheiligen Fenster darüber zu dem Schönsten gehört, was auf dem Gebiete der Gothik geschaffen worden ist. An dem schlank und zierlich emporstrebenden Thurme vermissen strenge Kunstkenner freilich die harmonische Durchbildung; die wunderbar feine durchbrochene Arbeit des luftigen Baues, die schon Karl V. zu dem Ausspruche bewog, der Antwerpener Thurm verdiene, in ein Schmuckkästchen gestellt zu werden, muß aber Jeden zur Bewunderung hinreißen. Im Anschauen dieses unvergleichlichen „Spitzengewebes in Stein“ vergißt man es, daß die verschiedenen Meister, die an dem Thurme gebaut, auch durchaus verschiedene Style zum Ausdruck gebracht haben. Gleich über dem ersten Rundgange zeigt sich statt der reinen gothischen Formen des älteren Theiles das gewaltsame Aufstreben des Flamboyantstyls, der weiter nach der Spitze zu in die Ueberladung und Verschnörkelung übergeht, die für den Verfall der französischen Gothik charakteristisch sind. Die Spitze selber weist schon die Formen der Renaissance auf.

Das Glockenspiel der Kathedrale von Antwerpen gilt für das schönste in ganz Belgien. Von seinen vierzig Glocken hat die kleinste einen Durchmesser von vier bis fünf Zoll, die größte aber ein Gewicht von 16 000 Pfund. Bei der Taufe dieser letztern, die im Jahre 1507 stattfand,

Thurm der Kathedrale von Antwerpen.

fungirte der nachmalige Karl V., der damals als siebenjähriger Prinz in Antwerpen weilte, als Pathe. Von den beiden Rundgängen unter und über dem Glockenspiele genießt man den herrlichsten Ueberblick über die Stadt und ihre mehrmeilige Umgegend. Die Grande Place mit dem prachtvollen Stadthause liegt nach der westlichen Seite scheinbar am Fuße des Thurmes, nur durch wenige verkehrsreiche Straßen von dem Flusse geschieden, dessen ungeheure Wasserfläche von Schiffen jeder Art und Größe belebt ist. In der unaufhörlichen Bewegung der Fahrzeuge auf den im Sonnenschein erglänzenden Bassins erscheinen die großen Speicher, die Zollhäuser und Docks, die dazwischen emporragen, selber wie kolossale, ihrer Masten beraubte Schiffe. Bildet die Schelde auf der Westseite eine Schranke für die Ausdehnung der Stadt, so sehen wir nach allen anderen Richtungen hin das Weichbild bereits weit über seine alten Grenzen vorgeschoben. Die Straßen der neuen Vorstädte stoßen mit ihren letzten Ausläufern zum Theil schon an Feld- und Wiesenwege. Zum Glück hat man bei der Anlage der i. J. 1859 begonnenen neuen Festungswerke mit ihrem starken, fünf Stunden langen Hauptwalle den Gürtel um die Stadt nicht zu enge gezogen; selbst wenn sie in demselben Maße sich vergrößert, wie sie es in den letzten Jahrzehnten gethan hat, wird sie noch auf lange hinaus nicht von den lästigen Beschränkungen betroffen werden, unter denen die Mehrzahl unserer befestigten Städte zu leiden hat.

Von der Höhe des oberen Rundganges oder besser noch von der Laterne des Thurmes aus betrachtet, tritt das Bild der flandrischen Landschaft mehr in den Vordergrund. Das Gewirr von Häusern und Giebeln, von Thürmen und Masten, das zu Füßen des Beschauers liegt, erscheint eben nur wie ein Zug in diesem Bilde, wie ein bewohnter Punkt in der unabsehbaren grünen Ebene von Feldern und Wiesen, dem eigentlichen Garten von Flandern. Wie ein breites silbernes Band zieht sich der Fluß durch die üppige Landschaft; mit einem guten Fernglase bewaffnet, vermag man bei klarem Wetter den Lauf der Schelde bis zum Meere zu verfolgen; auch die Thürme von Bergen-op-Zoom, Brüssel, Mecheln und Gent sind dann von hier aus sichtbar.

Als Heiligthum der Schutzpatronin Antwerpens, der Jungfrau Maria, ist die Kathedrale stets auf das engste mit der Geschichte der Stadt und dem Leben ihrer Bewohner verbunden gewesen. Bis weit über die Grenzen des alten Weichbildes hinaus verkündeten ihre Glocken Kirchen- und Volksfeste, meldeten sie drohende Gefahr und riefen sie das Volk zu den Waffen. Mehr als ein Mal zur Zeit der spanischen Bedrängung dienten die weiten Räume des prächtigen Gotteshauses als Versammlungsort für die Aufständischen. Ein glückliches Geschick hat bei den mehrmaligen Belagerungen, die Antwerpen durchzumachen gehabt, den Thurm der Kathedrale stets vor den feindlichen Geschossen bewahrt. Das gläubige Gemüth des Antwerpener Volkes sieht und verehrt darin eine besondere Fürsorge der heiligen Jungfrau. Weniger glimpflich sind die Kriegsunruhen mit dem Innern der Kirche und seinen reichen Kunstschätzen verfahren. Namentlich die Verwüstungen durch die Bilderstürmer i. J. 1566 waren so groß, daß es bis auf den heutigen Tag noch nicht möglich gewesen ist, die alte Pracht auch nur annähernd zu ersetzen. Eine Menge ausgezeichneter Bilder, darunter die berühmte Kreuzigung von Quentin Massys und eine hochverehrte Himmelfahrt Mariä von Frans Floris, wurden durch die Schwerter und Dolche der fanatischen Aufrührer zersetzt. Allein siebenzig kostbare Marmoraltäre, drei herrliche Orgeln, die reichen Lettner, die Taufbecken und eine Menge der schönsten Holzschnitzwerke an Kanzeln, Chor- und Beichtstühlen wurden damals in wenigen Tagen zerstört. Auch die französischen Republikaner des Jahres 1794 haben der Antwerpener Kathedrale manchen Schaden zugefügt, ihr manches hervorragende Kunstwerk geraubt. Trotz alledem bietet sie dem Besucher heute noch eine Fülle reichsten Kunstgenusses. Die großartige Architektur der sieben Schiffe, die sich in schöner Perspective für das Auge verschieben, die herrlichen alten und modernen Glasmalereien, die geschnitzten Chor- und Bischofsstühle, zum großen Theile auch der neuesten Zeit angehörend, vor allem aber Rubens' weltberühmte Meisterwerke machen die Notre Dame-Kirche zu einem Tempel der höchsten Schönheit. Die Kreuzabnahme und die Aufrichtung des Kreuzes sind durch unzählige Kopien bekannt, und doch kann sich Niemand von der Wirkung der beiden unvergleichlichen Kompositionen einen rechten Begriff machen, der sie nicht im Original und an der Stelle gesehen hat, für die der Meister sie bestimmte. Noch unter dem Einfluß von Rubens' jahrelangem Aufenthalte in Italien entstanden, zeigen beide Bilder eine Mäßigung in den Formen, die man an den Werken der späteren Jahre nur zu oft vermißt, und daneben jene leuchtende und doch zugleich warme und milde Farbe, in der er unerreicht geblieben ist; Schade nur, daß die Kirchenverwaltung, die aus

Quentin Massys-Brunnen.

Blick vom Thurme der Kathedrale.

dem Besitze der beiden Gemälde nicht ganz unbeträchtliche Einnahmen zieht, so wenig Verständniß und Sorgfalt für ihre Erhaltung beweist. Unter dem dichten Vorhange von starkem Wollenstoff, der die Bilder gewöhnlich bedeckt, übt die Feuchtigkeit ihr langsames Zerstörungswerk unaufhaltsam aus. Mehr als ein Mal schon haben die städtischen Behörden versucht, Protest gegen dieses unverantwortliche Verfahren zu erheben: ihr Eifer und guter Wille ist aber bis jetzt noch immer an der Zähigkeit gescheitert, mit der die Kirchenverwaltung ihr Besitzrecht vertheidigte.

Ein Gang durch die zahlreichen, schön ausgestatteten Kapellen des Chorumganges ruft uns durch die in denselben enthaltenen Denksteine, Grabmäler und Gedächtnißbilder so manchen großen Namen der Glanzzeit Antwerpens in die Erinnerung. Da ist zuerst das Marmordenkmal des Bischofs Ambrosius Capello von Arthur Quellin, das einzige Bischofsdenkmal, das der Wuth der Bilderstürmer entgangen ist. Ein Rubens'sches Auferstehungsbild, dem Andenken seines Freundes, des Buchdruckers Moretus, geweiht, ziert die daranstoßende Kapelle; in einer anderen sehen wir den Denkstein Christoph Plantin's mit einer von Justus Lipsius verfaßten Inschrift. Viele der Kapellen gehörten auch den verschiedenen Gilden der Stadt an, die in der Ausschmückung derselben miteinander wetteiferten. Hervorragend ist namentlich die Kapelle der St. Lukasgilde, der Wiege der brabantischen Malerschule und Vorgängerin der heutigen Academie Royale des Beaux Arts. Ursprünglich befand sich dicht neben dem Hauptportale auch der Grabstein des Quentin Massys, eine große, in die Wand eingefügte Steinplatte. Vor einer Reihe von Jahren ist das Original jedoch in das städtische Museum überführt worden, und die Tafel, die dem Besucher der Kathedrale heute den Ruhm des großen Meisters verkündet, der „in synen tyd grofsmidt en daernaer famues schilder" (seinerzeit Grobschmied und darnach berühmter Maler) war, ist nur noch eine Kopie. Ein Meisterwerk aus der ersten, der Grobschmiedszeit des Künstlers, erhebt sich vor der Kirche, der Thurmthür gegenüber. Es ist ein Brunnen mit einem ungemein zierlichen Aufsatze von geschmiedeten Eisenstäben, ein kunstvoll verschlungenes Ranken- und Blättergewinde darstellend. Als Krönung des leichten und gefälligen Aufbaues steht auf der höchsten Spitze eine kleine, sauber ausgeführte Figur, der Held der alten Antwerpener Sage, Salvius Brabo, der die abgeschnittene Hand des von ihm besiegten furchtbaren Riesen Antigonus emporhält. Weniger apokryph als diese Riesen- und Heldensage ist wohl jene andere, die über die Entstehung des Brunnens berichtet, durch den der Grobschmied Quentin Massys sich die Hand einer reichen Patriziertochter erworben haben soll. Dieser Probe seiner Künstlerschaft gegenüber konnte der Vater der Schönen die Einwilligung, die er dem armen und unbekannten Schmiedegesellen bisher versagt hatte, nicht länger verweigern. Jedenfalls deutet die schon i. J. 1629 neben dem Grabsteine des Künstlers eingemauerte Inschrift: „Connubialis amor de Mulcibre fecit Apellem" auf einen derartigen Wendepunkt seines Lebens hin.

Die alten Stadttheile Antwerpens sind reich an kleinen Bildwerken aller Art, die, auf offener Straße oder in den Höfen der Häuser befindlich, von dem Volke der Stadt mit besonderer Vorliebe betrachtet und zu den Seinen gezählt werden. Der Salvius Brabo auf dem Brunnen ist eine dieser Lieblingsfiguren; noch höher steht in der allgemeinen Achtung der kleine Bauer auf dem Marche aux oeufs, der im Jahre 1667 aufgestellt wurde und seitdem schon im Volksmunde den Namen Tenn Krekeloer führt. Es ist eine drollige kleine Figur, die, in einen großen Mantel gehüllt, einen Korb mit Eiern im Arme, einen andern unter sich hat. Das von struppigem Barte umgebene Gesicht zeigt einen Ausdruck bäurischer Verschmitztheit und zugleich eine satirische Ueberlegenheit, die es wohl gerechtfertigt erscheinen läßt, daß Tenn Krekeloer von der ersten Zeit seines Bestehens an als boshafter Pasquino von Antwerpen fungirt hat. Es konnte eine Zeitlang kein größeres oder kleineres Ereigniß in der Stadt von sich reden machen, ohne daß nicht auch ein meist am Fuße des kleinen Bildwerkes angeheftetes, boshaft derbes Pasquill Notiz davon nahm. Die Art und Weise, in der Tenn's Verse sich über die höchsten und angesehensten Personen auszusprechen pflegten, war so bäurisch rücksichtslos, daß er stets die Lacher auf seiner Seite hatte. Fast ebenbürtig stand ihm eine andere Figur desselben Genres, die Milchfrau von dem Marché au Lait, zur Seite. Auch ihr legte der Volkswitz gern allerhand kräftige Meinungsäußerungen über Tagesgeschehnisse unter; einen besondern Humor entfaltete sie stets, wenn sie sich mit Tenn auf einen Austausch ihrer Ansichten einließ und sich auf das Gebiet der Lokalpolitik begab. Die vor einigen Jahren vorgenommene Erweiterung des Marché au Lait hat die lustige Figur der kleinen Bäuerin verschwinden lassen; seitdem ist auch der Humor des Eiermannes verstummt. Das unaufhaltsam zur Weltstadt sich entwickelnde Antwer-

H. CHAPUIS

Muttergottesbild im Hofe des Hauses Joris.

pen ist für solche auf mehr patriarchalische Zustände berechnete Lokalsatire nicht mehr der geeignete Boden. Mit einem ähnlichen Gefühle der Zusammengehörigkeit, natürlich mit größerer Verehrung hängt das Volk an den allenthalben in den Straßen der alten Stadt anzutreffenden religiösen Bildwerken: kleinen, in irgend einem Straßenwinkel angebrachten Altären; Bildern des Gekreuzigten, die meist in elender Ausführung und gewöhnlich lebensgroß, von einer Mauer herabhängen; Statuen von Heiligen mit ihren Attributen, die in einer Nische oder unter einem Schutzdache stehen. Vor den meisten dieser Bildwerke brennen Abends große, an Ketten oder starken Haken befestigte Lampen, ein Zeichen des gläubigen Vertrauens, das die Bewohner der Nachbarschaft für sie hegen. So wird denn auch jeder Abbruch eines Hauses oder einer Straße, der dem betreffenden Stadttheile eines dieser alten Bilder raubt, wie ein persönliches Unglück beklagt. Namentlich gilt dies von den kleinen eigenartigen Muttergottesbildern, an denen die Stadt früher reich war, die aber jetzt schon selten geworden sind. Mit geringen Unterschieden in den Details waren sie in der Auffassung und Anordnung fast durchweg übereinstimmend; eine in weite Gewänder mit steifem Faltenwurfe gekleidete Madonna, deren unschuldiges Kindergesicht mit den großen Augen wie verwundert unter der Krone der Himmelskönigin vorblickt. Das Jesuskind, das sie oft mit einer Art kindlicher Unbeholfenheit in den Armen hält, ist nicht selten von puppenhaften Dimensionen. Blumengewinde, die, von dem Schutzdache oder der obern Wölbung der Nische ausgehend, das Haupt der Madonna umrahmen, fehlen fast nie. Ein besonderes charakteristisches und wohlerhaltenes Exemplar dieser von den Antwerpener Frauen namentlich hochgeschätzten Muttergottesbilder befindet sich in dem Hofe des alten Hauses Joris.

Die Hindu-Wittwe in Indien.

Von **Emil Schlagintweit.**

Nach der letzten Volkszählung vom 17. Februar 1881 gab es in Britisch-Indien 99¼ Millionen weibliche Einwohner, darunter 21 Millionen Wittwen. Das fünfte weibliche Wesen ist verwittwet; ja berechnet man die Zahlen unter Ausschluß der Mohammedaner, unter denen das Mißverhältniß weniger groß ist, aus den Hindus allein, so ist häufig schon das dritte Mädchen eine Wittwe. So befinden sich in der Reichshauptstadt Calcutta unter 98 627 weiblichen Einwohnern sogar 42 824 Wittwen. Dabei gehören diese den Vorschriften für Wittwen unterworfenen unglücklichen Wesen nicht ausschließlich den Erwachsenen an. In Calcutta hatten 77 Wittwen nicht einmal das zehnte Lebensjahr erreicht, 346 trauerten im jungfräulichen Alter von 10 bis 14 Jahren, 1100 waren kurz nach ihrer körperlichen Entwickelung, zwischen dem 15. und 19. Lebensjahre, Wittwe geworden. Ebenso unnatürlich wie das Zahlenverhältniß ist das Leben, zu welchem nach Landessitte eine Wittwe gezwungen wird. Aus religiösen Gründen sind die Lebensgewohnheiten andere unter Hindus, als unter den Anhängern einer der vielen Sekten, in die sich nach den Hauptgottheiten oder theosophirenden Schulen der einst einheitlichere Glaube an die Gottheiten des brahmanischen Götterhimmels spaltete, und unter Mohammedanern; im Folgenden sind die Zustände unter Hindus geschildert.

In Indien fühlt sich ein Vater entehrt, der eine mannbare Tochter noch ledig im Hause hat; deßwegen sind im ganzen Reiche nur 6⅓ Proc. aller weiblichen Wesen über vierzehn Jahre noch unverheirathet. Nicht die jungen Leute suchen sich, sondern die Eltern schließen die Verbindung; dabei wird der alte Hindu-Spruch: „Beachte beim Freien erst den Charakter, dann die Zeit, schließlich das Vermögen“ praktisch umgekehrt. Heirath ist ein Markten um die Mitgift und es ist schon ein fortgeschrittener Indier, der als Schwiegersohn einem jungen Manne mit dem Zeugniß der Reife und der Anwartschaft auf eine Subalternstelle im englisch-indischen Verwaltungsdienste den Vorzug giebt. Dennoch sind die Ehen glücklich und die Frau wird von ihrem Manne heiß geliebt; der Grund liegt in der hohen Achtung beider Theile vor einander. Ein Hindu-Sprichwort sagt: „Das Glück zieht aus dem Hause, worin eine Frau mißhandelt wird“; im ganzen Dorf oder Stadtviertel ist als ein Ungeheuer gebrandmarkt, wer seiner Frau einen Schlag versetzt.

Die Mehrzahl der Mädchen wird verheirathet vor Eintritt völliger Entwickelung und lebt als Frau bei den Männern. Ein hohes Fest ist der Eintritt der Pubertät; die beiden Familien feiern dieses Ereigniß gemeinsam als zweite Heirath, und so lebhaft ist die Freude, daß alter Familienzwist dabei neuer Freundschaft weicht. Groß ist der Schmerz der Frau um den sterbenden Gatten; er steigert, nicht vermindert sich, wenn der Tod vor dem Eintritt in die zweite Heirath erfolgte; denn die jungfräuliche Wittwe ist für ihr ganzes Leben denselben Beschränkungen unterworfen, wie die Matrone, der Kinder und Enkel tröstend zur Seite stehen. Die Wittwe folgt noch dem Leichenzuge des Gatten und entzündet, wenn ohne Sohn, selbst den Scheiterhaufen, auf welchem der Leichnam unvollkommen zu Asche verbrannt wird. Unmittelbar nachher wird die Wittwe an den Fluß oder den Dorfteich geführt; hier legt sie die Frauengewänder ab, zerbricht das eiserne Gelenkband, das als Symbol der Liebe ihres Gatten den Arm zierte, wirft es in das Wasser, wäscht von ihren Fußsohlen das Roth hinweg, das bisher täglich aufgetragen wurde und muß dulden, daß unter rohen Gebräuchen das Abzeichen ihrer Würde getilgt wird, ein rother Kreis, der von ihrer Stirn leuchtete wie der Venusstern am dunkel blauen Himmel.

Die heiligen Bücher, Sâstras, spielen in der Form, wie die Gurus oder geistlichen Freunde ihren Inhalt wiederzugeben für gut finden, eine große Rolle im Leben der Hindus. Nach den Vorschriften in diesen Büchern soll die Wittwe sich jeden Wunsches entschlagen und jedem Wohlleben entsagen. Zum Heile der Seele ihres Gemahles soll sie nur eine Mahlzeit im Tage nehmen und Fleisch, Fische wie alle Leckereien vermeiden; dabei hat sie häufig zu fasten und vielerlei Kasteiungen sich aufzulegen. Ihre Kleidung muß möglichst unvortheilhaft gewählt sein. Das Haar, das sonst fleißig gekämmt, gesalbt und auf dem Hinterhaupte zierlich in Knoten geschlungen wurde, wird nicht mehr gepflegt; in den Spiegel zu schauen ist verboten. An Stelle eines Lagers aus weichen Polstern mit einem Mosquito-

Vorhang tritt eine Matte aus Bast, ein Holzklotz oder ein Geflecht ersetzt das Kissen. Gleichen Wandel erleidet ihre Beschäftigung. War die Ehefrau als Hausmutter Gebieterin über Kinder und alle weiblichen Insassen im Haushalte, so wird sie jetzt bis zur Ueberbürdung mit den unsaubersten häuslichen Arbeiten beladen; dabei werden solche Dienste nicht erbeten, sondern man befiehlt sie in die Küche, zum Kehren der Hausflur, zur Wartung der Kinder; sie soll das Brot verdienen, das sie verzehrt. Es spricht für den Charakter der Hindus, daß sich Wittwen allen Diensten ohne Widerrede unterziehen; sie mag Mutter gewesen oder als Jungfrau in ihren freudelosen Stand eingetreten sein, ihre Dienste als Kinderwärterin sind durch andere Personen nicht zu ersetzen. Die Wittwe erachtet sich von der Gottheit zur Stütze der Verwandten ihres Gemahles bestimmt; in den dichtest bevölkerten Gegenden Indiens wird es wenige Erwachsene geben, die nicht ihre Jugendfreuden, ja selbst ihr Leben den uneigennützigen, aufopfernden Diensten einer Wittwe danken. Es fehlt deßwegen in den Familien auch nicht an dankbaren Herzen; aber erwachsene weibliche Familienglieder, wie die Frau des Haussohnes, Schwägerinnen und entfernte Verwandtinnen, sind der Wittwe selten günstig gesinnt und nur zu geneigt, durch ihre Ehegatten sie ihres Sondergutes zu berauben. Nach den heiligen Büchern soll die Wittwe allen Schmuck ablegen. Mitleid heuchelnd bietet ein Hausangehöriger Bewahrung desselben an, um sodann die ihm anvertrauten oft wenig werthvollen Gegenstände zu seinem Vortheile zu verwerthen. Dasselbe thut der Hausvater mit den Staatspapieren, welche die Wittwe ihm übergiebt. Sonst stand die Wittwe ziemlich schutzlos da; die englischen Gerichte nehmen sich ihrer aber sehr wirksam an und die Beraubte tritt meist sehr rücksichtslos auf; mehr als eine Familie ist durch solche Processe an den Bettelstab gebracht worden.

Fast jede Wittwe ist von religiöser Schwärmerei erfaßt. Der Brâhmane oder Priester, welcher die Todtenfeier vollzieht und die religiösen Jahresfeste in der Familie leitet, bringt es ohne Mühe dahin, daß die Wittwe einen Knaben seiner Kaste als Bhikschâputra (wörtlich Bettelsohn) annimmt und als eigenen Sohn aufzieht. Der Guru oder geistliche Rathgeber der Familie ist der zärtlichsten Aufmerksamkeiten Seitens der Wittwe sicher und weiß ihr jederzeit eine andere Pûdschâ oder religiöse Ceremonie anzurathen, bei welcher die Wittwe dann mit offenen Händen giebt. Die Aermsten werden begeisterte Apostel einer Wallfahrt nach einem hochverehrten Schreine, mag er in der Nähe liegen oder noch so entfernt sein; bemittelte steuern zur Erziehung eines Brâhmanen-Sohnes bereitwillig bei, geben Almosen an Tempel oder steuern zur Verwirklichung eines religiös-wohlthätigen Zweckes bei, wie es die Errichtung einer Badetreppe an dem Fluß ist, um die vorgeschriebenen Bäder zu erleichtern. Im Allgemeinen sollte die Uneigennützigkeit der Wittwen besser geleitet sein; erfreulicher Weise mehren sich aber die Zeichen einer größern Selbständigkeit und eines weitern Gesichtskreises der Frauen, in Bengal z. B. haben verschiedene reiche Wittwen Stipendien gestiftet, aus denen Mitgliedern aller Kasten die Kosten ihrer Studien an englisch-indischen Kollegien bestritten werden.

Glücklich ist die Wittwe, die in ihren Stand in gereiftem Alter eintritt; wir geben im Nachstehenden den Lebenslauf einer jungfräulichen Wittwe, wie er im Vorjahre in einer Gerichtsverhandlung in Ahmedabad (westliches Indien, nördlich von Bombay) festgestellt wurde. Dakhî war das Mädchen eines Brâhmanen, jetzt zwanzig Jahre alt und Wittwe. Die Zeit ihrer Verehelichung konnte nicht genauer festgestellt werden, als daß sie zwischen ihrem dritten und achten Lebensjahre Frau wurde; mit neun Jahren war sie Wittwe. Ihre einzige Stütze war eine körperlich gebrochene Mutter, auch Wittwe, einst Ehefrau eines armen Tagelöhners und ohne alle Hilfsmittel. Dakhî suchte einen Dienst und kam in das Haus eines frommen Hindu, der die täglichen Gebete mit peinlicher Genauigkeit verrichtete, und seiner Dienerin die Strafen, die heilige Bücher auf ihre Wiederverheirathung setzen, ausführlich erläuterte. Dieser Hindu war seiner Sekte nach Mahârâdscha. Gegründet im 16. Jahrhundert in der Blüthe der mohammedanischen Herrschaft in Indien, nimmt diese Sekte als Grundlage ihres Systems das Liebesspiel des Gottes Wischnu als Krischna mit den Schäferinnen an und lehrt, daß Befreiung der Seele nicht bedingt ist durch Entsagung, sondern in allen Annehmlichkeiten des Lebens erlangt werden kann. Diese Lehre ist begreiflich unter den meist wohlhabenden Kaufleuten des westlichen Indiens stark verbreitet und führt hier praktisch zu einem durchaus unmoralischen Lebenswandel. Man verstieg sich nämlich zu der ungeheuerlichen Lehre, Krischna werde in jedem männlichen Nachkommen des Stifters, die als Großkönige oder Mahârâdschas angeredet werden, fortwährend voll geboren, wie sich auch Krischna einst jeder Schäferin voll enthüllt habe. In vollendeter Nachbildung des Spieles Krischnas mit den Schäferinnen geben sich die weiblichen Mitglieder der Sekte dem Mahârâdscha unbedenklich hin; im Weigerungsfalle verlangt es der Mahârâdscha als sein Recht. Im Laufe der Jahre wurde der hohe Titel dem Vorstande jeden Ortes wie anderen einflußreichen Mitgliedern der Sekte verwilligt und damit ein politisch einflußreicher Stand moralisch zu Grunde gerichtet. In unserm Fall wurde Dakhî die Concubine ihres Herrn und Mutter. Das Kind einer Magd hätte das Haus besudelt; der uneheliche Vater klagte sich vor seiner Kaste des Fehltrittes mit einer Dirne an unter Verschweigung der guten Herkunft seiner Dienerin; das Kasten-Fünfmänner-Gericht legte dem Sünder Zahlung einer Geldsumme an die Vereinskasse auf, die Dienerin wurde verstoßen und nahm bei ihrer Mutter Zuflucht. Hier wurden ihr bittere Vorwürfe, ihre Kaste stieß das entehrte Mädchen aus und als die Zeit ihrer Niederkunft herangekommen war, setzte die verzweifelte Mutter das kleine Wesen auf die Straße. Die Polizei las es auf, ermittelte die Mutter und diese wurde zu einigen Jahren Gefängniß verurtheilt.

Nach der Sage stürzte sich Satî, die Gemahlin des großen Siwa, des mit Brahmâ um den Vorzug sich streitenden Gottes, beim Opfer ihres Vaters Dakscha in das heilige Feuer aus Bekümmerniß, daß ihr Gatte von Gott Brahmâ nicht zum großen Opfer eingeladen war. Seither heißt jede Ehefrau, die mit ihrem todten Ehegatten den Holzstoß besteigt, auf welchem dessen Leiche zu Asche verbrannt wird, Satî und der Gebrauch selbst Sahagrama, das Mitgehen mit dem Gatten. In altarischer Zeit bestand die Unsitte des Sahagrama nicht; doch bereits im sechsten christlichen Jahrhundert wird nur jene Wittwe für zweifellos tugendhaft erklärt, welche den Scheiterhaufen ihres Mannes mitbesteigt. Die Forderung muß nicht sehr bereitwillig erfüllt worden sein, denn sonst ständen in der Provinz Radschputana (dem Lande zwischen Bombay und Dehli) nicht so viele Erinnerungsbauten an Satî-Verbrennungen, um den Ehrgeiz der Frauen anzustacheln. Ein indisches Gesetz vom 4. December 1829 verbietet die Wittwenverbrennung, das Strafgesetzbuch bestraft alle Mitwirkende wegen Anreizung zum Mord mit schwerem Gefängniß bis zu zehn Jahren; dennoch sind jährlich ein bis zwei Satîverbrennungen zu verhandeln; die Gerichte er-

kannten in dem letzten dieser Fälle, der im Januar dieses Jahres spruchreif geworden war, gegen sämmtliche Theilnehmer auf Zuchthaus von 3 bis 7 Jahren. Der Gebrauch widerspricht durchaus allen Anforderungen gesunder Moral. Immerhin ist die Unsitte milder zu beurtheilen, wenn die Umstände berücksichtigt werden, die zu ihrer Entstehung führten. Wittwen-Verbrennung wurde in einer Zeit empfohlen, als zahlreiche indische Fürstenhöfe bestanden, und das Beispiel üppigsten Hoflebens sittenverderbend auf das Volk einwirkte; noch heute kommen Satis nur in Vasallenstaaten vor, im englisch-indischen Gebiet ist der Gebrauch ausgestorben und macht hier unter frommen Wittwen einem ascetischen Leben Platz.

Nach Hindu-Civilrecht fällt das Gesammtvermögen des Mannes an die Wittwe; sie soll es genießen bis zu ihrem Tode und dann an die Erben des Mannes kommen lassen. Indische Rechtsgelehrte folgerten daraus, die Wittwe sei nur Nutznießerin, Eigenthümer aber die Erbberechtigten im Augenblicke des Todes des Ehegatten; anders die englisch-indischen Gerichtshöfe. Die Praxis entschied sich für volles Eigenthumsrecht der Wittwe und welch' große Wohlthat durch solchen Urtheilsspruch der indischen Gesellschaft erwiesen wurde, zeigt sich an den Bestimmungen, welche das indische Recht gegen Unkeuschheit der Wittwe giebt. Die altindischen Gesetzbücher — und das jüngste derselben, das mit göttlicher Autorität ausgestattet ist, darf nicht höher als in das neunte christliche Jahrhundert gesetzt werden — verlangen eheliche Treue der Wittwe für ihren Mann bis an den Tod und lassen sie ihre Erbschaft durch Unkeuschheit verwirken. Dem Indier wird gelehrt, daß Lüge eine Sünde ist; aber er schwört unbedenklich Meineide, wenn er damit einen Nachtheil von sich abwendet und macht sich noch weniger Gewissensbisse, andere zum falschen Schwure zu dingen. Der Schwarm von Rechtsbeiständen — ein Krebsschaden der englisch-indischen Gerichtsverfassung — zieht aus diesem Mangel an Rechtssinn Vortheil; eine Wittwe im Besitze von Vermögen war nie vor einer Anzeige wegen Unkeuschheit sicher und mehr als die Hälfte aller vorgebrachten Thatsachen wurden durch meineidige Zeugen erhärtet. Da griff der englische oberste Gerichtshof im Jahre 1880 durch und erließ in der Klage Abheram gegen Seram, beide sehr wohlhabende Mitglieder einer Sûdra-Kaste, einen Plenarbeschluß dahin gehend: Unkeuschheit nach dem Tode des Mannes und Erbschaftsantritt bewirkt nicht Verlust des ererbten Vermögens; hierzu müße Verletzung der ehelichen Treue nachgewiesen sein aus der Zeit der ungetrennten Ehe. Begründet ist dieses Urtheil durch diejenigen Stellen in den heiligen Rechtsbüchern, nach denen Grundvermögen, dessen Besitz einmal durch Erbnachfolge angetreten ist, nicht entzogen werden kann auf Grund von Thatsachen, die zwar, hätten sie zur Zeit des Besitzantrittes bestanden, dem Eigenthumsübergange entgegen gestanden hätten, hinterher aber ihn nicht mehr aufheben können. In den Motiven wird sich dann auch auf die Rechtsunsicherheit bezogen, welche bei der herrschenden Gewissenlosigkeit in Abgabe falschen Zeugnisses entstehen müßte, wollte man solchen selbstsüchtigen Bezichtigungen eine besitzaufhebende Wirkung einräumen. Dieses Urtheil, das auf erhobene Berufung vom Privy Council der Königin von England und Kaiserin von Indien, dem obersten Reichsgerichte des englischen Weltreiches, bestätigt wurde, erregte die Gemüther von einem Ende der indischen Halbinsel bis zum andern. Die orthodoxen Hindus schüttelten den Kopf und prophezeiten so viele Schlechtigkeiten, daß das Gericht des Herrn über ihr unglückliches Land hereinbrechen müsse; „Young India“ oder die an englisch-indischen Mittel- und Hochschulen gebildeten jungen Leute erklärten das ergangene Urtheil als Ruin der indischen Gesellschaft, weil der Hausvater und Bruder der strengen Aufsicht über seine verwittweten Angehörigen beraubt sei und auch eine unmoralische Verwandte als Tochter und Schwester anerkennen müsse. Zahlreich besuchte Versammlungen protestirten gegen das neue geschaffene Recht, alle Zeitungen füllten ihre Spalten mit Artikeln gegen und nur wenige für die Neuerung; alle Rechtsschulen faßten Beschlüsse gegen den erlassenen Urtheilsspruch. Die Erregung hat sich gelegt und die öffentliche Meinung weiß jetzt den Gerichten Dank dafür, hier — wie in anderen Fällen — eine veraltete Rechtsbestimmung zeitgemäß umgebildet zu haben. Die ehrwürdigen Sâstras haben ihren Zauber verloren, auch die Wittwe macht ihre Rechte geltend; wohl hat in der Gegenwart Unkeuschheit unter Wittwen zugenommen; aber diese Klage bestand schon vor dem Urtheile und hat ihren Grund in der Lockerung althergebrachter Gewohnheiten, die in Indien mit der Fremdherrschaft und westländischen Kultur einzog.

Wiederverheirathung ist der Wittwe, die auf ihre Kaste hält, durch die Sitte verboten; nicht nur Brâhmanen und Râdschputs, auch alle religiösen Kasten, die Sänger, selbst Bettler verbieten sie, und in der Hafenstadt Bombay mußten die städtischen Behörden die Schließung einer Mädchenschule gutheißen, weil die Hauptlehrerin als Wittwe geheirathet hatte und deßwegen in die Acht erklärt wurde. Früher war es anders; erst unter der mohammedanischen Fremdherrschaft erstarkte der Einfluß der geistlichen Rathgeber brâhmanischen Glaubens so sehr, daß eine zweite Heirath als Makel empfunden wurde. Schreiendes Unrecht in einzelnen Familien führte 1856 zu dem englisch-indischen Gesetz, daß eine Wittwe bei Eingehung einer zweiten Heirath den Fortgenuß ihres Erbe nicht verliere. Verschiedene philanthropische Gesellschaften empfehlen eine zweite Heirath insbesondere für jungfräuliche Wittwen, aber so selten sind zweite Heirathen, daß eine solche den leitenden anglo-indischen Blättern noch telegraphisch angezeigt wird. Zahlreich sind die Erörterungen über diese Frage in den öffentlichen Blättern; es verdient hervorgehoben zu werden, daß die Gründe gegen Wiederverheirathung nicht bloß den indischen Rechtsbüchern, sondern auch westländischen Lehrbüchern entnommen sind. So wird von den Gegnern geltend gemacht, daß ohne solches Verbot das weibliche Geschlecht auch in Indien vorherrschen würde — während jetzt noch verschieden von Europa das Gegentheil der Fall ist — und daß dann die Uebervölkerung Indiens, die jetzt schon große Sorge mache, alles Maß übersteigen müsse.

Nach diesen Proben würde eine durchgreifende Reform des Eherechtes der Wittwen den Boden hierzu unter der indischen Bevölkerung noch nicht genügend vorbereitet finden; aber es gehört zu den Verdiensten der englischen Verwaltung, die Wittwen vor dem bürgerlichen Tode errettet zu haben, dem sie sonst mit dem Ableben ihres Gemahles verfallen waren.

W. Alexandrow über die russischen Handelswege nach Mittel-Asien [1]).

Chr. H. Als ein Hauptgrund der langsamen Entwickelung des russischen Handels in Mittel-Asien, besonders in Buchara und Chiwa, ist unbedingt die unbequeme Verbindung zwischen diesen Chanaten und dem europäischen Rußland anzusehen. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Ausfuhr von Rohprodukten aus Mittel-Asien nach Europa und umgekehrt die Ausfuhr von Manufakturwaaren und Produkten des russischen Gewerbfleißes nach Asien sich beträchtlich vermehren würde, wenn die Kommunikationswege einen bequemern und billigern Waarentransport zuließen. Gegenwärtig wird der Handel durch Karawanen betrieben, welche von Orenburg aus über die Städte Orsk, Turgai, Turkestan und Tschimkent nach Turkestan ziehen; nach Buchara und Chiwa gehen sie über Orsk und Kazalinsk. Beide Wege sind sehr lang; über Turgai bis Taschkent 1705 Werst, über Kazalinsk bis Buchara 1660 Werst und bis Chiwa 1490 Werst, und bieten bedeutende Unbequemlichkeit dar: die Kameele marschiren sehr langsam, durchschnittlich 25 Werst täglich; es sind sehr sandige Gegenden zu durchwandern, solche, welche Ueberschwemmungen ausgesetzt sind und welche mitunter dem Marsch der beladenen Thiere Hindernisse bieten. Dazu kommt, daß die Kameele täglich aufs Neue beladen werden müssen, und daß die Waaren zum Theil verderben in Folge der klimatischen Einflüsse, denen sie während einer dreimonatlichen Wanderung durch die Steppe unterliegen. Unter diesen Umständen finden sich nur wenige Personen, welche ihre Arbeit und ihr Kapital bei einem, allen möglichen Zufällen unterworfenen Handel riskiren wollen. Derselbe ist nicht belebt und die Preise der Waaren sind sehr hoch. Es ist daher geboten, nach Mitteln zu suchen, um einen billigern, vor allem aber einen bequemern Handelsweg zu finden.

Kann man nicht die natürlichen Wege, welche aus dem europäischen Rußland nach Mittel-Asien führen — die Wolga, das Kaspische Meer und den Amu-Darja benutzen? Beide Flüsse sind schiffbar sogar für Dampfböte und das Kaspische Meer dient längst dem Handel. Der Wasserweg bietet bei einer gewissen Schnelligkeit noch den Vortheil der Billigkeit des Transportes dar. Seit der Erbauung der transkaspischen Eisenbahn, welche durch militärische Rücksichten bedingt wurde, ist man auf die Idee gekommen, diese Bahn auch für die Handelsbeziehungen mit Persien, Chiwa, Buchara zu benutzen. Allein die genannte Bahnstrecke bietet zur Verbindung mit Persien, nicht aber zur Verbindung mit Chiwa und Buchara Vortheil. Von Chiwa bis Kyzyl-Arwat, dem Endpunkt der transkaspischen Bahn, sind gegen 500 Werst; wenngleich das keine bedeutende Entfernung ist, so ist die Wegstrecke insbesondere zwischen dem Brunnen Igdy und der Einsenkung bei Sary-Kamysch eine sandige, wasserlose Wüste, welche nur mit Kameelen und zwar unter Beschwerden passirbar ist. Die Strecke von Kyzyl-Arwat über Merw nach Buchara beträgt direkt etwa 900 Werst; der Weg führt durch eine größtentheils sandige Wüste und ist ohne jegliche Bequemlichkeit. Ueber Chiwa ist die Entfernung noch größer.

Es giebt aber noch eine Richtung, in welcher es vielleicht möglich wäre, einen Handelsweg zu etabliren, nämlich vom Delta des Amu-Darja über das Plateau des Ust-Urt zum nördlichen Theile des Kaspischen Meeres. Der Kaufmann Wanjuschin in Uralsk hat den Versuch gemacht, diesen Weg zu benutzen. Er schickte zwei Transporte Fische aus Kungrad am Amu-Darja bis zur Bucht Jaman-Airakty (am Busen Mertwij Kultuk des Kaspischen Meeres), wobei der Ust-Urt auf russischen vierrädrigen mit Kameelen bespannten Wagen passirt wurde. Von der Bucht Jaman-Airakty bis Astrachan wurden zur Fahrt über das Meer Segelboote benutzt. Nachdem der Versuch, den Ust-Urt mit Wagen zu überschreiten, einmal gelungen war, wurde dem Herrn W. Alexandrow, dem Verfasser des vorliegenden Berichts, der Auftrag zu Theil, eine Rekognoscirung des Weges über den Ust-Urt vorzunehmen mit dem Zweck zu ermitteln, in wie weit diese Strecke zur Anlage einer dauernden Verbindung zwischen Rußland und Chiwa benutzt werden könne.

Die Resultate der von Herrn Alexandrow ausgeführten Recognoscirung sind folgende: Die Wegstrecke von Kungrad bis zur Bucht von Jaman-Airakty beträgt 447 Werst. Anfangs geht der Weg nach WSW, 18 Werst von Kungrad aber überschreitet er den ausgetrockneten Busen des Aral-Sees Aibugir und steigt dann bei Adtschul auf den Höhenrand Tschink hinauf. Nachdem er noch 37 Werst in derselben Richtung sich fortgesetzt hat, trifft er mit dem Wege aus Kunjä-Urgendsch (in der Oase Chiwa) zusammen, wendet sich dann nach NW und zieht sich so bis zum Kaspischen Meere fort. Der Boden des Plateaus ist sandig und steinig, Sedimentbildung. Der Boden des Busens von Aibugir ist im Frühling und Herbst sumpfig und schlammig; an einigen Orten sammelt sich das Wasser an, doch können solche Stellen umgangen werden. Die Steigung und der Abfall vom Plateau geht allmählich in Terrassen vor sich; bis zur Mitte der Strecke, dem Brunnen Amandschul, erheben sich die Terrassen, vom Brunnen Turlugul bis zum Kaspischen Meere senken sie sich, ohne aber dem Wagen die geringsten Hindernisse darzubieten. Die Steigung bei Adtschul ist sehr allmählich und bequem, ebenso der Absteig zum Kaspischen Meere durch die Schlucht Dschagylgan. Der als Brennstoff dienende Salzstrauch (Saksaul) wird an zwei Orten an den Brunnen Sumbe und Issen-Kasak in großer Menge angetroffen; durch die genannten Brunnen wird die ganze Wegstrecke in drei fast gleiche Theile von je 150 Werst zerlegt. In ihrer Nähe befinden sich große mit Saksaul bestandene Oasen, diejenige bei Sumbe umfaßt mehr als 200 Quadratwerst. Auch an anderen Stellen des Weges wird sowohl Saksaul als auch Stachelgras (Cenchrus?) angetroffen; im Busen von Aibugir so wie am Ufer des Kaspischen Meeres giebt es auch genug Schilf, welches ebenfalls als Brennmaterial dienen kann. Grasfutter findet sich auf dem ganzen Wege; besonders die zweite Hälfte des Weges vom Brunnen Amandschul bis zum Kaspischen Meere ist sehr reich an einem wohlriechenden Gras (Dschusan genannt), welches ein vortreffliches Futter ist. Brunnen sind von Atabay und Jasybay 112 Werst von Kungrad an auf dem ganzen Weg sehr häufig in einer Entfernung von 10 bis 15 Werst von

---

[1]) Nach dem Russischen in der „Nowoje Wremja" (Neue Zeit) 1883, Nr. 2495.

einander; oft liegen ihrer zwei, auch fünf dicht bei einander. Alle sind regelrecht mit Steinen ausgelegt; an einigen sind sogar steinerne Tröge zum Tränken vorhanden, woraus man schließen darf, daß der Weg schon früher benutzt wurde. Freilich ist das Wasser einiger Brunnen salzig und enthält Schwefelwasserstoffgas, aber sowohl die Kameele wie die Pferde trinken dasselbe; von anderen Brunnen ist das Wasser vollkommen gut. Die Quantität des Wassers ist überall so reichlich, daß man mit einem Mal 300 Kameele tränken kann. Im Allgemeinen ist die Wegstrecke für Wagen bequem passirbar, nur die wasserlose Strecke vom Aufstieg bei Adtschul bis zum Brunnen Atabay, im Ganzen 94 Werst, ist unbequem. Aber man kann diese Lokalität umgehen, indem man von Kungrad aus etwas weiter nach Norden bei Tschibin auf den Tschink emporsteigt und von hier über den Brunnen Irbassan sich direkt nach Westen nach Amandschul wendet. In dieser Richtung hat man nur eine wasserlose Strecke von 50 Werst zu durchschreiten, doch ist der Weg nicht so bequem, und erfordert, um für Wagen passirbar zu sein, einige Verbesserungen. Der Landungsplatz am Kaspischen Meere in der Bucht von Jaman-Airakty ist sehr gut. Die Bucht ist von drei Seiten durch Berge eingeschlossen und deshalb vor Winden geschützt. Die Wellen gehen nicht weiter als 5 Sashen (ca. 10 m) über das Ufer hinaus; die Wassertiefe beträgt in einer Entfernung von 70 Sashen (147 m) 5 bis 6 Arschin (ca. 3,5 bis 4,2 m), so daß bei einem unmittelbaren Abladen der Waaren die Länge der Anfahrt nicht über 90 Sashen (189 m) betragen würde. Der Mertwij-Kultuk-Busen ist tief genug, so daß die gewöhnlichen Segelboote bequem in demselben verkehren können; nach Angaben der dortigen Einwohner sollen übrigens auch gelegentlich russische Dampfer in den Busen einfahren. Demnach ist hier ein Zugang möglich [1]).

Der eben beschriebene Weg bietet große Vortheile dar; er ist nicht sehr lang und bequem passirbar. Die Transporte können von Twer oder Nishni-Nowgorod zu Wasser bis zur Bucht Jaman-Airakty gehen, dann 450 Werst auf Wagen bis zum Amu-Darja und auf diesem 300 Werst bis Chiwa oder 680 Werst bis zur Festung Usty und von da nach Buchara. Man kann aber den Amu-Darja auch noch weiter benutzen, insofern derselbe bis Chosret-Imamy für Dampfschiffe befahrbar ist. Will man den Amu-Darja nicht benutzen, so ist die direkte Entfernung von Jaman-Airakty bis Buchara etwa 1160 Werst und der Weg ist bedeutend besser als der jetzige von 1660 Werst. 500 Werst Karawanenweg machen einen bedeutenden Unterschied an Zeit und Geld aus, um so mehr, als die Waaren eine große Strecke auf Wagen transportirt werden können, ohne, wie bei Kameelen, täglich umgeladen zu werden, und der Weg von Kungrad bis zur bucharischen Grenze bei Itschke-Jar, eine Strecke von etwa 400 Werst, durch bevölkertes Land geht. Die Schwierigkeiten, welche jetzt in Chiwa das Miethen von Kameelen hat, und der hohe Miethpreis (20 bis 25 Rubel monatlich im Sommer und 30 Rubel monatlich im Winter) werden dann jedenfalls geringer werden. Was den Waarentransport nach Chiwa und dem Amu-Darja-Delta betrifft, so würden die Waaren bei Benutzung des Weges über den Ust-Urt im Ganzen etwa 500 bis 700 Werst auf Wagen transportirt werden, statt jetzt 1490 Werst auf Kameelen. Auch gegenüber der Route über die transkaspische Bahn (Michailowsk-Kyzyl-Arwat) hat diejenige über den Ust-Urt ihre Vortheile. Die Entfernung von Kyzyl-Arwat bis Chiwa beträgt freilich nur 500 Werst, von Jaman-Airakty bis Chiwa dagegen 740 Werst. Aber der erstere Weg führt zum Theil durch eine sandige, wasserlose Wüste, und ist kaum von Kameelen zu passiren, der von Jaman-Airakty dagegen kann befahren werden. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Stadt Chiwa im südlichsten Theil der Oase liegt und demnach, je weiter nach Norden das Reiseziel liegt, die Entfernung von Kyzyl-Arwat zunimmt: das Delta des Amu-Darja, welches seiner Fruchtbarkeit wegen entschieden eine große Handelsbedeutung für die Zukunft hat, ist von Kyzyl-Arwat 790 Werst, von Jaman-Airakty aber nur 450 Werst entfernt. Ueberdies ist im letztern Falle die Fahrt über das Kaspische Meer kürzer und man erspart das Umladen der Waaren auf der transkaspischen Eisenbahn.

Schließlich hält der Verfasser es für nothwendig hinzuzufügen, daß seiner Meinung nach die Einrichtung eines Fahrweges oder gar einer Postverbindung über den Ust-Urt, welche jedenfalls mit großen Unkosten verbunden wäre, doch nur eine zeitweilige sein würde. Diejenigen Personen, welche sich für den mittelasiatischen Handel interessiren und ihre Arbeit und Kapital dabei verwenden wollen, sollten nicht bei halben Maßregeln stehen bleiben, sondern direkt eine **Eisenbahn** über den Ust-Urt bauen. Die Bahn hätte nur eine Länge von 500 Werst, böte beim Bau gar keine technischen Schwierigkeiten und verbände das Becken des Amu-Darja, d. h. die Oasen von Chiwa und Buchara mit dem europäischen Rußland. Eine solche Bahn würde dem russischen Handel die erste Rolle in jenen Gegenden zusichern.

[1]) Ein ausführlicher Bericht über die Rekognoscirung ist in der „Turkestanischen Zeitung" 1882, Nr. 23 und 24 gedruckt.

Zur Charakteristik der Balutschen.

Das im „Globus" schon erwähnte Buch „Unexplored Baluchistan" von **Ernest Ayscoghe Floyer** (London, Griffith und Farran 1882) enthält hier und da zerstreut verschiedene Beiträge zur Charakteristik der Balutschen, und zwar der auf persischem Gebiete wohnenden, welche einer zusammenfassenden Behandlung durch den Autor wohl werth wären. Einiges davon geben die folgenden Zeilen wieder.

Die verschiedenen, in dem bezeichneten Buche geschilderten Reisen zerfallen gewissermaßen in zwei Arten, solche, die Floyer in Gesellschaft von Balutschen gemacht hat und solche in Gemeinschaft mit Persern. So lange er von ersteren spricht, ist er, abgesehen von den topographischen Theilen, lustig und unterhaltend und bringt den Leser oft zum Lautauflachen — in Persien verfällt er alsbald in den langweiligen, beschreibenden Ton, der dem Kenner der immer üppiger wuchernden Literatur über Persien genugsam bekannt ist. Dazu kommt noch, daß er in Persisch-Balutschistan (vergl. „Globus" 32, 320) fast durchweg nie von Europäern betretene Pfade gewandelt ist, im eigentlichen Persien aber nur wohlbekannte große Heerstraßen. Balutschen sind nach Floyer (S. 164) die besten Reisegefährten von der Welt; in schwierigen Lagen werden sie angeregt, schreien und arbeiten

wie die Teufel; im Lager aber sind sie immer lustig, und ihre Unterhaltung ist stets anständiger, als die von irgend welchen Leuten ähnlicher Stellung, so viel ihrer der Reisende kennen gelernt hat. Sie besitzen eine hohe Werthschätzung des Witzigen und eine unerschöpfliche gute Laune. So lange es das Klima erlaubte, ließ Floyer Abends sein Feuer unweit dessen seiner balutschischen Kameeltreiber anzünden, um sich an ihren Späßen und tollen Geschichten zu erfreuen. Als einmal ein hochmüthiger Perser (S. 291) einen Diener Floyer's höhnisch fragte: „Ich glaube, der Fremde hat riesig viel Geld. Sind nicht alle diese Kisten voll davon?" „Was?", antwortete ihm jener ernsthaft: „Nein, es ist Sand darin, und den bringt der Fremde dem Statthalter von Kirman zum Geschenk mit, weil dessen Land keinen hat". Derselbe Diener, Brahim mit Namen, gab in einer kalten Nacht jeden Fetzen, den er besaß, an seine fröstelnden Mitdiener und schlief lieber bloß in einem dünnen Baumwollenhemde, als daß durch jene die gerühmte balutschische Abhärtung in einem schlechten Lichte erschienen wäre.

Als derselbe Brahim eines Abends seine Kleider in einem kalten Fluße wusch (S. 265), folgten ihm alle seine Gefährten darin, aus Furcht vor unliebsamen Vergleichen; hoch im Norden (sie begleiteten Floyer bis Kirman) und mitten im Winter fand sie der Reisende wiederholt in nichts als ihren frischgewaschenen, nassen Kleidern umhergehen. Ein Balutsche selbst aus der höchstgestellten Familie wäscht seine Kleider selbst; aber in der Art und Weise, wie er es thut, liegt der Unterschied. Er hockt sich nicht in unwürdiger Stellung nieder und reibt unbeholfen mit beiden Händen; nein! Seine Gewänder sind vier an der Zahl: feste baumwollene Hosen, die von unterhalb des Knies fest anliegen und von seinem ältesten Weibe hübsch roth gestickt sind; darüber ein langes baumwollenes Hemde, gleichfalls am Halse, auf der Brust und unten an den Aermeln gestickt; ein großer Turban und ein dicker wollener Plaid vervollständigen seine Ausrüstung, zu welcher unterwegs noch Flinte, Schwert, Schild, Pistole und Sandalen kommen. Seine Satteltaschen enthalten noch eine zweite Kleidung. Will er sie waschen, so sucht er sich eine tiefe Stelle im Fluß, doch seinen Kameraden nahe genug, daß er mit ihnen plaudern und scherzen kann, bindet sich den Turban um den Leib, nimmt die übrigen Kleider auf den Arm und steigt ins Wasser. Aufrecht stehend, faßt er ein Stück an einem Zipfel, schwingt es über seinem Kopfe und schlägt es mit aller Kraft klatschend auf das Wasser. Eine Anzahl solcher Leute machen ein Getöse, wie ein allgemeines Feuergefecht. Ist das Zeug genügend rein, so wird es ausgewunden und sofort wieder angezogen. —

Höchst umständlich sind die Begrüßungen der Balutschen; unter den verschiedenen Beispielen, die Floyer erzählt, heben wir Folgendes heraus, welches sich gleich zu Anfang seines Buches (S. 12) findet. Er lag eines Tages, als die Sonne höher und höher stieg, in seinem Zelte und hörte träge dem Schwatzen seiner draußen befindlichen Kameeltreiber zu, als er eine fremde Stimme vernahm und beim Aufheben der Zeltleinwand sah, daß ein großgewachsener und bis an die Zähne bewaffneter Balutsche mit seinen Leuten sich zu begrüßen anfing. Der Reisende mußte auflachen über die traurige Ergebung, mit welcher jener zuerst jedem Kameeltreiber die Hände küßte, welche ihrerseits in gemessener Weise die seinigen zweimal küßten. Dann begann die Begrüßung, welche gewöhnlich vier bis fünf Minuten in Anspruch nimmt, da es für unhöflich gilt oder als ein Beweis, daß man eine höhere Würde für sich beansprucht, wenn man weniger Fragen nach dem Wohlbefinden des andern thut, als letzterer nach dem des erstern. Und diese Begrüßung macht selbst der gewöhnlichste Kameeltreiber mit jedem, den er in seinem Heimathlande trifft, durch, so daß sich Floyer vor jeder Begegnung mit einem Fremden unterwegs fürchtete, weil dadurch stets Aufenthalt verursacht und die Marschordnung gestört wurde. Beide Theile fragen nach dem ersten „Salam" fast gleichzeitig: „Bist Du munter?", „Geht es Dir gut?", „Ist alles in Ordnung?", „Ist Dein Haus (d. h. die Frauen) wohl?" Dabei reichen sie sich die Hände, und jeder küßt des andern Handgelenk dreimal und fährt dann fort „durch Gottes Güte befindet sich alles wohl" u. s. w. Jeder fragt dann den andern nach Neuigkeiten, worauf jeder sich verlegen weigert, solche mitzutheilen; dann wird von neuem gefragt, und beide betheuern feierlichst, daß nur das Wohlbefinden des andern für ihn von irgend welchem Interesse sei. Wenn ein einzelner z. B. vier Männern begegnet, so kommt es nicht selten vor, daß er alle diese Fragen mit jedem der vier durchmacht; bei einer größern Anzahl jedoch fängt nur das Oberhaupt derselben mit dem einzelnen die Unterhaltung an, da korrekter Weise die Mehrzahl sich selbst eine höhere Rangordnung zuerkennt, als dem einzelnen.

Sehr charakteristisch ist auch folgende Begegnung Floyer's mit zwei Balutschen, als er einmal seiner eigenen Karawane etwas voraufgeeilt war (S. 165). Er befand sich gerade in einer, nach balutschischen Begriffen sehr unwürdigen Lage: sein Diener mit seinem Kameele war hinten bei der Karawane zurückgeblieben, und letztere war wegen des unebenen Terrains nicht zu sehen. Man kann sich das Erstaunen der beiden großen, sehnigen Männer mit den Adlernasen und schwarzen, lockigen Bärten vorstellen, als sie den Engländer in seiner abgeschmackten, ungeahnten Kleidung und einem, 2 Fuß im Durchmesser haltenden Ding auf dem Kopfe vor sich sahen. Sie hatten gewiß nie einen „Feringi" (Franken) gesehen, vielleicht nicht einmal von einem solchen gehört; für sie war Floyer offenbar zunächst ein menschliches Wesen, dann aber gänzlich unbewaffnet, während sie natürlich bis zu den Zähnen bewaffnet waren. Schwert, Schild, Flinte, Messer, Kugeltasche u. s. w. bildeten in der That den größern Theil ihrer Kleidung; denn außerdem trugen sie nur noch ein mangelhaftes Tuch um die Hüften, Grassandalen und ein Käppchen. Hätten sie den Engländer früher erspäht, als er sie, so hätten sie ihn gewiß beschlichen und geschossen, nicht aus Bosheit, sondern nur, um zu sehen, was er eigentlich wäre. Floyer hatte jedoch ein Notizbuch und einen prismatischen Kompaß, dessen Wirkung er schon früher erprobt hatte, bei sich und als die beiden Balutschen näher kamen, visirte er rings im Kreise herum und nahm zuletzt den ersten der beiden aufs Korn. Obwohl sie nicht abergläubisch waren, so brachte sie das doch aus der Fassung und sie machten einen kleinen Umweg, um ihren Marsch fortzusetzen. Das aber wünschte Floyer nicht, weil er sie über den Weg, Lagerplätze u. dgl. befragen wollte; er warf sich also in die Brust und rief sie auf Balutschisch an. Sofort faßten sie mehr Zutrauen, murmelten etwas zu einander, streckten ihre Gewehre dicht vor ihm und überschütteten ihn mit einer Fluth von Fragen: „Wer bist Du?", „Was bist Du?", Wo kommst Du her?", „Warum sprichst Du Balutschi?", „Wir sind Balutschen!", „Wo ist Dein Kameel?", „Wo gehst Du hin?" u. s. w. u. s. w. Floyer wartete ruhig, bis eine Pause entstand und sagte dann ruhig und voll Würde: „Friede sei mit Euch!" Das schlug durch und traf ihr Selbstgefühl und ihre Höflichkeit; denn ihre allzu große Neugier hatte sie zu einem schweren Verstoß gegen die guten Sitten hingerissen: selbst der gemeinste

Balutsche macht ja die Begrüßung in der peinlichsten Weise durch. Dieser falsche Schritt konnte nun nicht mehr zurückgethan werden; Floyer nahm mit der größten Höflichkeit, deren er fähig war, alsbald diesen Vortheil wahr und begann die übliche Begrüßung:

„Friede sei mit Euch!"
„Auch mit Dir sei Friede!"
„Ihr seid willkommen!"
„Möge es Euch wohl ergehen!"
„Befindet Ihr Euch wohl?"
„Ist Euer ganzes Haus wohl?"
„Durch Gottes Güte befindet sich alles wohl."
„Gieb uns Neuigkeiten."
„Ich habe keine und interessire mich nur für Eure Gesundheit."

Gerade wollten beide Theile dieselben Fragen von neuem beginnen — denn es gilt für unfein, zuerst damit aufzuhören, als Floyer's Karawane in Sicht kam. Als ein Kameel nach dem andern hinter der Ecke auftauchte, jedes von einem der wohlgekleideten und völlig bewaffneten Treiber geführt, spiegelten die Gesichter der beiden Balutschen eine ganze Reihe wechselnder Gefühle wieder, und der eine sagte zum andern in resignirtem, von Ehrfurcht erfülltem Tone: „Wahrhaftig, ich habe fast 3000 Jahre gelebt und bin in ganz Balutschistan gereist, aber in meinem ganzen Leben sah ich nie einen Mann mit so viel Besitz, wie diesen".

Aber sein Verstand sollte noch einen weitern Stoß bekommen, als Floyer sein Notizbuch hervorzog und einem Freunde in Dschask, von wo er seine Reise angetreten, einen kurzen Brief schrieb. Nie hatte der Balutsche ein Buch, Papier oder Schrift gesehen. Als er die einzelnen Blätter anfaßte, gerieth er in Erstaunen: „Oh, wie dünn, dünn, dünn! Wie weiß, weiß, weiß; weiß wie Milch, bei Gott!" „Und er reibt es ein wenig mit dem Stifte dort, und der läßt schwarze Fußtapfen hinter sich. Das ist warhaftig wunderbar!" Als er dann den Bleistift untersuchte, fand er das Blei, zeigte es erfreut seinem Gefährten und sagte: „Da siehst Du; das ist es, wie es zeichnet; sein Herz ist schwarz." —

Der Balutsche hat keinen Maßstab für Entfernungen (S. 104). In jedem Dorfe werden zwei bis drei Entfernungen, die jedermann bekannt sind, als Normalmaß für Vergleichungen gebraucht, und um einen neuen Weg zu kennzeichnen, wird man z. B. sagen, er sei weiter als von Dschask nach Jekdâr und nicht so weit, wie von Geigen nach Uschdâhn. Wenn man einen fremden Balutschen nach dem Wege fragt, wird er es zuerst mit diesen feinen Normalmaßen versuchen, und wenn er merkt, daß er mit denselben nicht weiter kommt, wird er folgendermaßen verfahren. Er wird sich langsam herumdrehen und nach der betreenden Richtung hinkehren; ist die Entfernung sehr weit, so stellt er sich auf die Fußspitzen oder stellt sich auch auf einen Sandhügel, streckt die Hand aus und schreit in hohen Tönen wiederholt „u-u-uh". Je höher er den Ton der Stimme und den Kopf erhebt, um so weiter ist die Entfernung, immerhin eine sehr ungenügende Art und Weise dergleichen zu bezeichnen. —

Merkwürdig ist die hohe Achtung, welche die Balutschen vor **Briefen** haben. In Telling, einem großen und blühenden Dorfe unweit der Straße von Hormuz, kam ein Balutsche zu Floyer, um ihm einen Brief zu zeigen, der ihm vor Monaten zur Besorgung nach dem nur 10 englische Meilen entfernten Kariun anvertraut worden, und auf den er unendlich stolz war. Auf des Reisenden Frage, warum er denselben nicht abgeliefert habe, erwiederte er einfach, er habe noch keine Gelegenheit gehabt, dorthin zu gehen. In solcher Weise treiben sich Briefe in Balutschistan Monate lang herum, indem sie bei denen, welchen es gestattet wird, sie zu besichtigen, ehrfurchtsvolle Scheu und bei ihren Inhabern großen Stolz erregen; niemals aber scheinen sie bei irgend jemandem den Gedanken anzuregen, daß sie für irgend einen bestimmt seien, und was sie denn enthalten mögen. —

Was die angeblich mohammedanische **Religion** der Balutschen anlangt, so spricht General Sir F. Goldsmid in seinem Werke über Balutschistan von einer Anzahl schiitischer Heiligengräber in diesem sunnitischen Lande. Die Wahrheit darüber ist nach Floyer (S. 73 f.) folgende. In dem ganzen Gebiete von Geschkôk bis zur Küste ist von sunnitischer, wie schiitischer Religion weiter nichts bekannt als der Name und einige arabische Formeln. Ferner wird sich unter 500 Balutschen nicht einer darüber Gedanken machen, welchen Ursprung oder welche Bedeutung ein Heiligengrab oder heiliger Ort (pīr) hat, wie solche vielfach existiren und durch Niederlegung, z. B. einer Handvoll schlechter Datteln geehrt werden. Solche Stellen werden von feinfühligeren Leuten einfach als Zauber angesehen, wo die Beobachtung gewisser leichter Ceremonien Glück bringen kann, die Nichtbeobachtung Schaden. Der Grund, weshalb ein Balutsche einem der hier wie anderwärts vielfach vorhandenen heiligen Steinhaufen einen neuen Stein hinzufügt, ist derselbe, welcher auch bewirkt, daß ein Schaf dem andern folgt. Floyer hat wiederholt gesehen, daß jedes Mitglied seiner Karawane einem angefangenen Steinhaufen ehrfurchtsvoll seinen Tribut darbrachte, hat auch Erörterungen darüber zugehört, ob ein gewisser Steinhaufen ein Heiligthum sei oder nicht. Religion findet sich in Balutschistan nur bei je 8 bis 10 Knaben in jedem größern Orte, der sich eines Mollah rühmt. Diese lernen den Koran lesen, was dort etwa ebenso angesehen wird, wie in England das Impfen, d. h. als ein Schutz der Kinder gegen allerlei Uebel, böses Auge und dergleichen. Das einzige sogenannte schiitische Heiligthum, welches Floyer in Balutschistan antraf, ist das Pai-i-duldul-i-Ali, unweit des großen Ortes Fanotsch, eine Reihe von Kreisen, die etwa einen Faden im Durchmesser hatten und sich dadurch auszeichneten, daß sie von dem, die ganze Ebene ringsum bedeckenden Kies frei waren. Es sollen das Fußtapfen der Stute Ali's sein, obwohl Schriftgelehrte über die Frage, ob Duldul eine Stute oder ein Maulthier war, und ob es Ali oder Mohammed gehörte, noch uneinig sind. Als Floyer dieselbe Stelle später nach einem Schneefalle nochmals passirte, zeichneten sich die Spuren in deutlicher, regelmäßiger Weise aus; sie zogen sich etwa eine englische Meile neben der Straße hin und endeten in dem Grundrisse eines Hauses, der mit weißen Steinen bezeichnet und offenbar als Moschee gedacht war. Floyer untersuchte die Spuren genau; sie waren von ziemlich genauer Kreisform und wiesen dort, wo der Schnee verschwunden war, wie erwartet, Eindrücke von Fingern auf. Als der Reisende seinen Leuten gegenüber äußerte, daß das die Priester wegen des nahenden Moharram-Festes gethan, so lachten dieselben und gaben die Wahrscheinlichkeit zu, nahmen sonst aber nicht das geringste Interesse an der Sache.

Kürzere Mittheilungen.

Müller-Beek über Portugal und die Portugiesen.

Nachdem wir auf S. 143 dieses Bandes eine Charakteristik der höheren Stände Portugals nach H. Zöller mitgetheilt, geben wir im Anschlusse daran einige Urtheile des Herrn Müller-Beek über das niedere Volk. Derselbe hat im Jahre 1878 das Land von Süden nach Norden kreuz und quer durchwandert und darüber am 3. März d. J. in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde gesprochen (s. deren „Verhandlungen" X, Nr. 3, S. 159 ff.)

Falsch und hinterlistig hat Herr Müller-Beek die Portugiesen nur auf dem armen und äußerst unfruchtbaren Plateau gefunden, welches im Nordnordwesten von Mertola (am Guadiana, ca. 37° 38′ n. Br.) beginnt. Im übrigen Portugal, besonders im Norden, hat man von Seiten der Bevölkerung nichts zu fürchten. Es kann vorkommen, daß der Portugiese Quartier verweigert, denn gastfrei ist er nicht überall. Es dauert immer einige Zeit, bis er sich überzeugt hat, daß der Fremde kein Spanier ist, gegen den namentlich an den Grenzen ein Haß besteht, der jeder Beschreibung spottet. Reist man in ärmliche Distrikte, so muß man sich einen Weinschlauch und Proviant mitnehmen. Der portugiesische Bauer ist dumm, arm und unzufrieden, lebt äußerst ungemüthlich und ist ebenso schmutzig wie der Spanier. (Dessenungeachtet macht Portugal, wie Herr Müller-Beek weiterhin bemerkt, einen wohlhabenden Eindruck: Die Wälder sind größtentheils gut gehalten, die Aecker in gutem Zustande, die Bauern arbeitsam, ein ganz auffallender Gegensatz mit dem verwahrlosten Zustand der angrenzenden spanischen Bevölkerung.) Die große Steuerlast und Priesterwirthschaft und neuerdings der Straßen- und Eisenbahnbau haben den Bauer aufsässig gemacht. Ein sehr gutes Straßennetz verbindet gegenwärtig die Hauptprovinzialstädte und zum Theil schon die namhaftesten Ortschaften. Auf den Straßen sieht man aber nur Postkutschen fahren! Die Lasten und Waaren werden überall im Lande auf Maulthieren oder kleineren Pferden fortgeschafft, weil die Seitenwege eben unfahrbar sind. Den Vortheil einer kostspieligen Straße sieht der Bauer deshalb noch nicht ein. Wenn das Straßennetz mehr ausgebildet sein wird, muß sich namentlich der Produktenhandel in Portugal heben.

Die Bevölkerung des (nördlichen) Portugal theilt Müller-Beek in drei Gruppen: 1) in die des gewöhnlichen Bauerntypus, der namentlich von Pombal nördlich auftritt und in der Gegend von Coimbra und im Estrella-Gebirge vorherrscht; 2) den portugiesisch-spanischen Typus von Lissabon bis Pombal und nördlich vom Douro; 3) zwischen den Städten Oporto und Lissabon zerstreut, namentlich aber in der Gegend von Aveiro und Ovar (unweit der Küste), den Typus der Antua-Bevölkerung, wie er ihn nach dem Ausmündungsbecken des Flusses Vouga nennen möchte. Einen sogenannten Negertypus hat er nur in den Städten Oporto und Lissabon bemerken können. Seine Eindrücke über das Land faßt Herr Müller-Beek folgendermaßen zusammen:

In Portugal ist ein bedeutender Aufschwung bemerkbar. Das Ländchen beginnt sich namentlich von dem vorwiegenden Einflusse Englands zu emancipiren. Durch die Vermehrung des Straßenbaues und Eisenbahnnetzes wird der Produktenhandel ganz besonders gehoben werden. Der Oelhandel und die Wollindustrie haben bereits zugenommen. Die seit einem Jahr fertig gestellte direkte Bahn nach Spanien und die Eisenbahnbauten am Douro ermöglichen den Anschluß an die Hauptlinie in Spanien und damit den Anschluß an das europäische Eisenbahnnetz.

Die großen Grundbesitzer im Norden haben sich bereits die Vortheile der neueren Landwirthschaft angeeignet. Wenn man dem Weinbau und dem Olivenhandel mehr Sorgfalt schenken würde, so könnte sich der Export nicht unerheblich vermehren, wie denn auch der lukrative Betrieb der Minen noch einer großen Zukunft entgegengeht. Da neben England nun zunächst Deutschland an dem Handel mit Portugal betheiligt ist, so sollten deutsche Kaufleute speciell diesem Lande ganz besondere Aufmerksamkeit schenken; sie würden hier entschieden sicherere und bessere Geschäfte machen, als wenn sie sich der unsichern Kolonialpolitik in die Arme werfen.

Die Britische Circumpolar-Expedition in Fort Rae.

Am 30. August vorigen Jahres erreichte die Britische Circumpolar-Expedition unter Befehl des Artillerie-Hauptmanns Dawson ihren Bestimmungsort Fort Rae am nördlichen Arme des großen Sklavensees (welches übrigens nach den dort angestellten Beobachtungen dem Nordpole 60 engl. Meilen näher liegt, als man bisher angenommen hat, jedoch noch nicht innerhalb des Polarkreises). Die Expedition war auf Ansuchen der Royal Society von der Regierung ausgesendet worden, um gleichzeitig mit denen der anderen Nationen magnetische, meteorologische, Nordlicht- und sonstige Beobachtungen anzustellen, und besteht außer Dawson aus drei Artillerie-Sergeanten, welche England am 11. Mai verließen. Die lange und beschwerliche Reise ging von Winnipeg den an Stromschnellen reichen Saskatschewan hinauf, dann durch das fruchtbare Land des Prinz Albert-Distrikts, über die Prärie nach dem Green Lake über die Seen Buffalo und Methy, den Athabaska-Fluß abwärts zum gleichnamigen See, wobei die Boote unter großen Mühen, Entbehrungen und Anstrengungen oft über Felsen und Berge gezogen oder um Wasserfälle herumgetragen werden mußten, bis am 30. Juli Fort Chippewyan am Athabaska-See erreicht war. Dort mußten sie bis zum 17. August auf Boote warten, welche sie über den See und den Sklavenfluß abwärts bringen sollten. Nach Ueberwindung dreier „Portages" erreichten sie am 22. August Fort Resolution am Südufer des Großen Sklavensees. Als sie beim Uebersetzen über denselben auf einer öden Insel übernachteten, erhob sich ein Sturm, brachte ihre Boote zum Sinken und beschädigte ihren Proviant, so daß die Ruderer auf 1 Pfund Mehl täglich gesetzt werden mußten. Nach Ausbesserung der Boote mußten sie, da der Sturm noch andauerte, 20 Miles nach Osten ausbiegen. Der Kours war voller Felsen und Gefahren, und an der Mündung des Yellow Knife River kostete es große Mühe, die dortigen Untiefen zu vermeiden; schließlich aber langten sie wohlbehalten am 30. August in Fort Rae an und wurden von dem dortigen Gouverneur und seiner Frau gastlich aufgenommen. Seitdem wurde ein Observatorium errichtet und ein Gebäude zur Ausführung von täglichen Beobachtungen eingerichtet. Obwohl am 28. November das Thermometer 20° unter Null stand, hatten sie doch bis dahin von Kälte nicht zu leiden und befanden sich zu Anfang December im besten Wohlsein. Nordlichter wurden allnächtlich beobachtet. Ueber die dortigen Indianer, welche das Fort reichlich mit frischem Fleische von Moschusochsen und den massenhaft vorkommenden Hirschen versehen, schreibt Hauptmann Dawson („Nature" Nr. 699, S. 485):

„Diese Indianer sind der Hunderippen- (Dog-rib) Stamm,

T'akfwelottiné, wie sie sich selbst nennen, wie alle Wald-Indianer eine ruhige, harmlose Rasse. Sie gehören fast alle zur römisch-katholischen Kirche, welche in jenem Gebiete sehr zahlreiche Missionäre besitzt, sind gewiß sehr fromm und arbeiten hart. Auch protestantische Missionäre giebt es, die indessen niemanden bekehrt zu haben scheinen. Die Dog-ribs gehören zur Familie der Chipeways, welche den ganzen Kontinent zwischen den Felsengebirgen und der Hudsonsbai nördlich vom 55. Breitengrade bewohnen. Ihr Aeußeres ist wenig einnehmend und ihre Sprache für einen Europäer nahezu unaussprechbar. Ihr Alphabet, wenn sie eines hätten, würde nicht weniger als 71 Buchstaben umfassen. Ich glaube, ihre Sprache ist dem alten Mexikanisch verwandt (jedenfalls steht ihr das Navajo unter allen lebenden Idiomen am nächsten) und Buchstabenkombinationen wie in mexikanischen Namen (tl z. B.) sind in ihr sehr gewöhnlich. Höchst merkwürdig ist die nationale Gewohnheit der Dog-ribs zu stottern, was besonders diejenigen, welche selten in das Fort kommen, an sich haben. Ihre Weiber behandeln sie mit größerer Güte, als es sonst unter amerikanischen Indianern Sitte ist."

Seltene Fische in den dänischen Gewässern[1]).

Nach G. Winter's Verzeichniß über die in den dänischen Gewässern bisher gefundenen Fische, in „Naturh. Tidsskr.", Kopenhagen, 1879, zählt die dänische Fischfauna ca. 130 Arten von Seefischen, von welchen jedoch folgende ca. 30 Arten nur gelegentliche Gäste sind, die durch die Meeresströmungen zu diesen Gewässern geführt wurden oder theilweise an den dänischen Küsten gestrandet sind. Die schöne Seebarbe (Mullus surmuletus) aus dem Atlantischen und dem Mittelländischen Meere; dieser schon im Alterthum bei den Feinschmeckern Roms so beliebte Fisch, kommt recht oft im Kattegat vor, von wo er durch die tiefe Ostrinne in den Sund hinein geht und beinahe in jedem Jahre bei Kullen, einzeln auch bei Hornbäk, Snekkersten und Malmö gefangen wird. Nach Kröyer ist dieser Fisch auch im großen Belt und 1824 bei Kiel gefangen worden. — Ein im englischen Kanal häufiger vorkommender Fisch, welchen die Engländer den schwarzen Meerbrachsen (Cantharus lineatus) nennen, wurde im Jahre 1863 im Skagerack und im Jahre 1840 im Sunde an der Küste von Schonen gefangen. Auch der gewöhnliche Meerbrachsen (Pagellus centrodontus) und eine diesem nahestehende Art (P. erythrinus) sind bei Skagen resp. im Februar 1882 und im März 1873 gefunden worden. — Ein noch merkwürdigerer Gast aus den südlichen Meeren ist jedoch der Thunfisch (Thynnus Thynnus), der nicht selten auf der Verfolgung der Hornhecht- und der Häringszüge bis zum Sunde und den Belten kommt, aber auch schon in einzelnen Exemplaren bei Eckernförde und bei Bornholm beobachtet worden ist. Im November 1869 trieb bei Husby Strand ein Thunfisch von ca. 500 Pfund Gewicht an das Land, und Birkrichter Fiedler (Fischerei-Konsulent der dänischen Regierung) hat zwei Thunfische resp. bei Sävedö und bei Aggersösund im großen Belt gesehen. Georg Winther hat im August 1876 westlich von der Nordspitze von Seelands-Riff einen sehr großen Thunfisch ganz aus dem Wasser springen sehen; ein anderer sehr großer Fisch trieb im September 1876 bei Vedbäk am Sunde auf den Strand und im Sommer 1881 strandete noch einer bei Ulfshale auf der Insel Möen. Außer dem gewöhnlichen Thunfisch werden aber wenigstens noch zwei andere Arten in den dänischen Gewässern angetroffen, nämlich der kleine Thunfisch (T. thunnina) und der am Bauch gestreifte Thunfisch (T. pelamys); ersterer ist zweimal im Sunde gefangen, zuletzt im Jahre 1878, und der andere im Jahre 1876 im Kattegat bei Varberg. Zwei andere Arten von Boniten sind in je einem Exemplare gefangen worden, nämlich Pelamys sarda in den Scheeren von Bohus Län und P. unicolor im Jahre 1876 bei Strömstad. In Verbindung mit den Thunfischen dürfte ein anderer großer Fisch aus dem Mittelländischen Meere zu nennen sein, nämlich der Schwertfisch (Xiphias gladius). Dieser kommt weit häufiger in den dänischen Gewässern vor als der Thunfisch, denn beinahe jedes Jahr berichten die Blätter über die Strandung einzelner Exemplare. Wie weit derselbe in die Ostsee hineingeht, ist nicht bekannt; nach G. Lindström ist derselbe bei der Insel Gothland gefangen. Sogar von den sogenannten Krötenfischen, die sonst ausschließlich in den tropischen Meeren heimisch sind, kann die dänische Fauna eine Art aufweisen, nämlich Batrachus didactylus, freilich nur in einem einzigen Exemplare, das im Museum zu Lund aufbewahrt wird. Der ca. 8 Zoll lange Fisch wurde im Jahre 1820 in der Nähe von Kullen gefangen. — Von den arktischen Fischarten, deren Ausbreitungsgrenze gegen Süden die dänischen Gewässer bilden, kommen in diesen mehrere vor. Vor allen verdient der Trachypterus arcticus (dänisch: Vaagmär) genannt zu werden. Von diesem seltenen Fisch wurde im Jahre 1882 bei Skagen ein 3 Fuß langes Exemplar gefangen; derselbe gehört zu den sogenannten Bandfischen, welche einen sehr langgestreckten und stark zusammengedrückten Körper mit feinen Schuppen haben. Unter den Bandfischen zeichnet sich derselbe durch seine zwei Rückenflossen aus, von welchen die vordere nur wenige Strahlen hat, die gleichsam einen Büschel über der Stirne bilden. Die Schwanzflosse steht lothrecht auf der Spitze des Schwanzes, die Afterflosse fehlt, die Farbe ist silberglänzend und die Flossen sind rosenroth; die Knochen des Kopfes sind kaum stärker als feuchte Pappe und die Rückenwirbel sind außerordentlich lose mit einander verbunden. Der Fisch wird bis 8 Fuß lang, aber nur 8 Zoll hoch und 1 Zoll dick. Nur sehr selten wird dieser Fisch, der sich in den Tiefen der nordischen Gewässer aufhält, an den isländischen oder norwegischen Küsten gefunden. Das einzige aus früherer Zeit in Dänemark vorhandene Exemplar wurde im Herbste des Jahres 1827 zwischen Frederikshafen und Skagen auf den Strand geworfen. Von anderen nordischen Fischarten sind noch zu nennen: der Glanzfisch (Lampris guttatus) und Zeugopterus megastomus, der bis jetzt nur einmal (1868) bei Skagen gefangen ist, ferner Laemargus microcephalus, gefunden bei Sönder Nissum, bei Hov, mehrere Male bei Marstrand, ja sogar einmal bei Kullen, und schließlich der Goldlachs (Argentina silus), wovon Exemplare bei Blaavandshuk und bei Skagen gestrandet sind.

Die fremden Gäste aus den milderen Gegenden sind jedoch weit zahlreicher als die aus den arktischen. Der ächte Anchovis (Engraulis encrasicholus) ist in den dänischen Gewässern, trotzdem er jährlich im Kristianiafjord laicht, sehr selten; in der Kieler Bucht ist derselbe jedoch auch schon gefangen. Noch seltener ist die Sardine (Clupea pilchardus), denn mit Sicherheit ist nur der Fang von drei Exemplaren bekannt, nämlich bei Kullen, im Kjerteminde- und im Ringkjöbingfjord. Von der Stachelroche (Trygon pastinaca) sind drei Stück gefangen, nämlich 1849 eine bei Kullen und 1862 und 1875 zwei Stück bei Frederikshafen. Im Jahre 1875 wurde bei Skagen ein Seeengel (Rhina squatina), das einzige im Norden bekannte Exemplar, gefangen. Der Ringhai (Pristiurus melanostomus) ist dreimal in den dänischen Gewässern gefangen, davon einmal im Sunde bei der Insel Hveen. Unter den fremden Gästen hat jedenfalls der Klumpfisch (Orthagoriscus mola) die merkwürdigste Körperform; dieser Fisch ist nicht selten in den dänischen Gewässern und ist sowohl an der Westküste von Jütland als im Weilefjord gefangen worden.

Zu erwähnen ist schließlich noch, daß nach Prof. A. W. Malm in Gothenburg im Jahre 1833 bei Helsingborg im Sunde drei Saugefische (Echeneis remora), welche an einem

[1]) Nach A. Feddersen: Die dänischen Seefischereien. „Geografisk Tidsskrift". Kopenhagen 1883. Heft 1.

„blauen Menschenfresser-Hai" (Carcharias glaucus) saßen, gefangen worden sind. Nach Prof. J. H. Reinhardt ist dieser Hai auch bei Skagen und nach A. J. Retzius sogar in der Ostsee gefangen. Der fliegende Fisch (Exocoetus sp.) soll im kleinen Belt bei Fredericia gefangen worden sein. Im Museum zu Kristiania wird ein Exemplar dieses Fisches aufbewahrt, das im Jahre 1850 bei Moß, also in dem innern Theile des Kristianiafjord, mit einem Netz gefangen wurde. Endlich sei noch der gefleckte Balist (Balistes maculatus) genannt, der in den tropischen und subtropischen Theilen des Atlantischen, des Indischen und des Stillen Oceans heimisch und wovon nur ein einziges Exemplar in Skandinavien gefangen ist, nämlich im Gullmarfjord; dasselbe befindet sich noch jetzt im Museum zu Uddevalla.

W. Finn.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Kanal zwischen Kronstadt und dem neuen Hafen von St. Petersburg ist jetzt auf $17\frac{1}{2}$ Fuß vertieft worden, so daß Schiffe bis zu diesem Tiefgange bei Eröffnung der diesjährigen Schiffahrt unmittelbar nach der russischen Hauptstadt gelangen und am Putilow-Kai laden und löschen können. Im vergangenen Sommer konnten nur erst Schiffe von höchstens $14\frac{1}{2}$ Fuß Tiefgang den Kanal passiren.

— Die einstigen Grenzen der Gletscherbedeckung Rußlands scheinen von dortigen Geologen mehr und mehr ausgedehnt zu werden, je besser die postpliocänen Formationen Rußlands bekannt werden. In einer kürzlich erschienenen Monographie über die Geologie des Wolga-Gebietes erklärt der mit demselben genau bekannte Krotow die von Prof. Miller beschriebenen Glacialbildungen im Süden des Gouvernements Nischni-Nowgorod als eine Folge der Einwirkung von Gletschern, nicht vom schwimmenden Eise. („Nature".)

— General Rittich in St. Petersburg hat kürzlich in einem Vortrage eine interessante historisch-ethnographische Statistik der Slaven geliefert. Aus seinen Mittheilungen ist ersichtlich, daß sich die Zahl aller Slaven Europas auf 90 327 573, unter Hinzufügung der in Sibirien und Central-Asien ansässigen Russen aber auf gegen 94 Millionen, beläuft. Von den in Europa lebenden Slaven gehören:

zum russischen Stamm	$59\frac{1}{2}$ Mill.	oder 65,9 Proc. aller Slaven
zu den Polen nahezu	10 „	„ 10,9 „ „ „
Serben und Kroaten	$6\frac{1}{3}$ „	„ 7,1 „ „ „
Bulgaren	$5\frac{1}{3}$ „	„ 5,9 „ „ „
Czechen nicht unter . .	$5\frac{1}{4}$ „	„ 5,8 „ „ „
Slovaken über	$2\frac{1}{3}$ „	„ 2,6 „ „ „
Slovenen über	$1\frac{1}{3}$ „	„ 1,6 „ „ „

Den Rest bilden die Lausitzer und Kassuben mit etwa je 120 000.

Auf die einzelnen Länder vertheilen sich die Slaven wie folgt:

auf Rußland (mit Kaukasien und Finland) .	61 174 126	oder 67 Proc. aller Slaven
Oesterreich	18 Mill.	„ 19 „ „ „
Balkanhalbinsel über .	$7\frac{3}{4}$ „	„ 8,4 „ „ „
Deutsches Reich nahezu	$2\frac{3}{4}$ „	„ 3,1 „ „ „
Rumänien über . . .	550 000	
Italien etwa	27 000 Slaven.	

In Rußland giebt es über 56 Millionen Russen, nahezu 5 Millionen Polen, über 100 000 Serben und ca. 60 000 Czechen.

Asien.

— Sehr nachahmenswerth ist das Beispiel der kaukasischen Unterrichtsverwaltung, welche die Schullehrer auffordert, daß sie Beschreibungen ihres Wohnortes abfassen, lokale Traditionen, Märchen und dergleichen sammeln, und die eingegangenen Berichte in einem besondern Sammelwerke veröffentlicht. Auf diese Weise kann leicht viel Material zusammenkommen, und die Anregung, welche durch solche wissenschaftlichen Bestrebungen in das einförmige Leben eines in einem abgelegenen Dorfe wohnenden Lehrers gebracht wird, ist auch nicht zu unterschätzen; er findet Interesse daran, wenn er weiß, daß seine Mühe nicht vergebens ist, und wenn er von einem geistigen Mittelpunkte aus mit den nöthigen wissenschaftlichen Werken versehen wird. Von jenem Sammelwerke sind schon zwei Theile erschienen, welche außer kürzeren Abhandlungen, Notizen, ethnographischen Skizzen, Märchen &c. sehr werthvolle Beschreibungen von Eriwan, Gori und Nachitschewan enthalten. („Nature".)

— Der persische Opiumhandel — schreibt E. Stack in seinen „Six Months in Persia" (London 1882, I, p. 263) — datirt seit dem englisch-chinesischen Kriege. In Folge der Sicherheit, welche die Besetzung Hongkongs durch die Engländer gewährte, fand persisches Opium allmählich seinen Weg nach China. Die Prohibitivzölle in den indischen Häfen waren ein großes Hinderniß, und lange Zeit ging mehr Opium nach Konstantinopel als nach Hongkong. Dann aber machten einige Händler von Jezd den Weg über Ceylon ausfindig, und jetzt wird die Drogue über Bender-Abbas durch Dampfer der Peiho-Gesellschaft direkt nach China verschifft. Im Jahre 1880 wurden 6000 Peicul (zu ca. $1\frac{1}{4}$ engl. Centner) oder Kisten ausgeführt, 1881 schon 8000, während zehn Jahre vorher der Export nur 4000 betrug, sich also in dieser Zeit genau verdoppelt hat. 8000 Peiculs entsprechen nun 480 engl. Tonnen und sind immerhin nur ein Zehntel von dem, was Indien exportirt. Sollte aber Persien einmal bessere Straßen bekommen, so könnte Indien wohl seine Konkurrenz fühlen. Das persische Produkt steht etwas niedriger im Preise, wohl wegen der rohern Methode der Gewinnung; rohes persisches Opium kostet das Ser (= 2 Pfund) 10, fertiges $13\frac{1}{3}$ Rupien, fertiges indisches dagegen 16 Rupien.

— Obwohl der einzige Luxus, den der Balutsche kennt, die Milch ist, so benutzt er dieselbe doch in keiner von den drei bei uns gebräuchlichen Formen. Frische Milch, Sahne oder Butter rührt er niemals an, ausgenommen vielleicht, wenn er letztere dazu benutzen kann, den Stolz seines Herzens, sein Haar, zu fetten. Frische Milch verwandelt er sofort in saure, indem er ihr entweder etwas alte saure Milch oder den Saft verschiedener, ihm aus Erfahrung bekannter Kräuter zusetzt. So behandelte Milch heißt „mâst". Erst am zweiten Tage wird sie ordentlich sauer und bildet dann mit etwas Salz und Pfeffer die nahrhafteste Speise, die man sich nur wünschen mag. So oft Floyer, dessen „Unexplored Baluchistan" (S. 264) wir diese Angaben entlehnen, Gelegenheit hatte, aß er davon gewaltige Mengen, und ebenso seine Leute. Wenn der Balutsche Butter macht, so kocht er sie aus zu „Roghân" (was in Indien „Ghee" genannt wird), verwahrt sie in einem ledernen Sack und thut

ein wenig davon in den Brotteig oder in seine sonstigen Speisen. Roghân ist der Hauptluxus im Leben der Balutschen, wie jeden Landes, wo es heiße Sonnenstrahlen und trockene Winde giebt. Um einen Freund zu bewillkommnen, öffnet man die Schnur des Buttersackes; in Zeiten der Noth wird derselbe zuerst leer und er füllt sich auch zuerst wieder, wenn das Glück wieder zu lächeln beginnt. Ohne ihn besteht die Nahrung aus trockenem Brot und Wasser, mit ihm in Brot und Butter, Toasts, Thee mit Sahne u. s. w. Die beim Buttern entstehende Buttermilch, dôgh mit Namen, wird gekocht; der Ueberrest (lutsch) wird gepreßt und getrocknet, bildet einen harten, weißen, sehr sauren Käse (schilantsch, persisch kaschk). Wenn derselbe gepulvert und mit wohlriechenden Kräutern gekocht wird, schmeckt er sehr gut. Das sind die hauptsächlichsten Stadien der balutschischen Milchwirthschaft; doch giebt es ihrer noch viel mehr, die alle ihren lokalen Namen haben und den Stolz des betreffenden Dorfes oder Lagers ausmachen, ähnlich wie in England jede Schweizerei ihr eigenes Recept hat, um schließlich zu demselben Resultate wie die anderen zu gelangen.

— Sindh — sagt E. Stack in dem ersten Kapitel seines Buches „Six Months in Persia" — ist eine Provinz, welche die überraschende Eigenschaft besitzt, sich die Liebe derjenigen zu erwerben, welche verdammt sind, dort eine Reihe von Jahren zu leben und zu arbeiten — aber für den gelegentlichen Besucher hat ihr Anblick nichts Anziehendes. So weit der Blick von der Eisenbahn aus reicht, ist das Land eine ebene Fläche aus weißem Thon, theils kahl, theils mit Tamariskenwald bewachsen. Wenige Theile der Erde können sich eines feineren Staubes rühmen, als der sich hier bildet. Er besteht aus zerriebenem Thon, ist weiß und ganz fein, erfüllt die ganze Luft und verleiht den grünen Wedeln der Tamarisken einen grauen Hauch, als wären sie mit einem schmutzigen Reife bedeckt. Dieser Staub dringt überall hin, in die Eisenbahnwagen und in den Erfrischungsraum; der Reisende findet ihn in seinem Suppenteller, in der Waschschüssel und im Handtuche, mit dem er sich abtrocknet. Nächst ihm erwecken die Tamarisken in Sindh seine Aufmerksamkeit. Dieselben erreichen eine Höhe bis zu 30 Fuß und einen Umfang von 8 bis 9 Fuß und finden sich vielleicht in keinem Theile Indiens in solcher Vollendung; in den südlichen Provinzen Persiens dagegen findet man sie in noch größeren Dimensionen.

Australien.

— Die Bevölkerung der Kolonie Südaustralien belief sich am Schlusse des Jahres 1882 auf 299 176 gegen 292 778 im Vorjahre. Geboren wurden im Laufe des Jahres 10 844, während 4393 mit Tode abgingen. Es wanderten 12 714 Personen ein und 12 767 aus. Die Revenue des Jahres lieferte 2 087 075 Pf. St. gegen 2 171 987 Pf. St., und die Ausgaben erforderten 2 146 598 Pf. St. gegen 2 054 284 Pf. St. im Vorjahre. Ein beträchtlicher Ausfall in der Einnahme fand in dem Verkauf von Kronland statt (fast 1/4 Million Pf. St.). Die öffentliche Schuld der Kolonie betrug 12 489 300 Pf. St. oder 41 Pf. St. 15 Sch. pro Kopf. Der Import bewerthete 6 707 788 Pf. St. gegen 5 224 063 Pf. St. und der Export 5 359 890 Pf. St. gegen 4 407 757 Pf. St. im Vorjahre. Auf exportirte Stapelprodukte, unter denen Wolle, Brotstoffe und Kupfer die wichtigsten sind, entfielen 4 187 840 Pf. St.; das Uebrige war Re-Import. Der jährliche Regenfall betrug nur 15,742 engl. Zoll (= 756 mm) oder 5,47 Zoll unter dem Mittel der letzten 43 Jahre. In Folge dessen hatte die Kolonie wieder unter einer Mißernte zu leiden. In den nördlichen Distrikten, wo man sich nie mit Ackerbau hätte befassen sollen, war die Mißernte, wie schon seit fünf Jahren wieder eine totale und 118 Farmer gaben ihre Farmen auf. Jene Gegend eignet sich nur für Viehzucht. Am Schlusse des Jahres 1882 hatten die eröffneten Staatseisenbahnen eine Totallänge von 945 engl. Meilen (1520 km), aus deren Nettoeinnahme sich das Anlagekapital mit nur 2,57 Procent verzinste. An Telegraphen waren 5131 engl. Meilen (8257 km) in Betrieb.

— Das größte, bisher von Privaten in Australien okkupirte Areal ist das, welches die drei Squatter Woolbridge, der Honor. D. Murray und der Honor. J. B. Spence kürzlich im centralen Süd-Australien auf 21 Jahre für Weidezwecke in Pacht genommen haben. Es liegt zwischen 21° und 23° südl. Br. und 132° 40′ und 135° östl. L. Gr. und umfaßt 20 000 englische oder 940 1/2 deutsche geographische Quadratmeilen. Es soll zunächst mit 10 000 Stück Rindvieh bejagt werden. Der dortige jährliche Regenfall beträgt 15 1/2 Zoll englisch und glaubt man, damit für Viehweiden ausreichen zu können. Das Land soll sehr grasreich sein.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die englische Regierung hat eine Kommission ernannt, bestehend aus Sir Arthur Gordon, ehemaligem Gouverneur der Fidschi-Inseln, und den beiden Admiralen Wilson und Hoskins, früheren Kommandanten der in Sydney stationirten Südsee-Flotille, welche darüber berathen soll, wie den vielen Unregelmäßigkeiten (Gewaltthätigkeiten), welche bei der Anwerbung von Südsee-Insulanern für die Plantagen auf den Fidschis und in Queensland vorkommen, am besten zu begegnen sei.

— In Hilo auf Hawaii starb kürzlich nach fast 48jähriger Missionsthätigkeit Rev. Titus Coan. Für den Vulkan Mauna Loa, an dessen Fuße er lebte, bewies er stets ein reges Interesse und bei jeder Eruption war er der erste zur Stelle, um zu beobachten und über die vulkanischen Erscheinungen zu berichten. Obwohl er kein Geologe von Fach war, haben seine Berichte, welche namentlich im „American Journal of Science" erschienen, doch stets geologischen Werth. Die Hauptbeschreibungen der großen Eruptionen des Kilauea vom Jahre 1840 und des Mauna Loa vom Januar 1843 rühren von ihm her.

Oceane.

— Die bis jetzt größte Tiefe im Atlantischen Ocean ist von dem kürzlich von einer zweimonatlichen Fahrt nach New-York zurückgekehrten Dampfer „Blake" der Küstenaufnahme gelothet worden, nämlich 4561 Faden, 75 Seemeilen nördlich von San Juan auf Puertorico und unweit der Stelle, wo früher der „Challenger" die bis dahin größte Tiefe mit 3862 Faden angetroffen hatte.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIII. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Antwerpen.

(Nach dem Französischen des M. C. Lemonnier.)

IV.

Das Antwerpener Museum und die berühmte Kunstschule befinden sich ziemlich im Mittelpunkte der Stadt, in den Räumen eines ehemaligen Franziskanerklosters und der dazugehörigen Kirche. Es könnte zuerst fast befremdlich erscheinen, daß die Stadt, die sich mit Vorliebe und auch mit gutem Rechte die Metropole der belgischen Kunst nennt, sich mit dieser Unterbringung ihrer beiden hervorragendsten Kunstanstalten begnügt, daß sie nicht wenigstens für ihre reichen Sammlungen ein eigenes Gebäude errichtet hat. Und doch zeugt der Eifer, mit dem man in den betreffenden Kreisen bisher alle Vorschläge zum Bau eines „der Stadt würdigern Museums" verworfen hat, gerade für ein feines künstlerisches Verständniß: können doch die nahezu 700 Bilder der Sammlung — der Mehrzahl nach Meisterwerke ersten Ranges und mit nur wenigen Ausnahmen der flandrischen Schule angehörig — nicht leicht einen günstigern Aufstellungsort finden und zu glücklicherer Wirkung kommen, als in der weiten Halle der alten Klosterkirche. Durch schöne Gartenanlagen und einen säulengetragenen Vorbau gelangt man in die große Eintrittshalle, deren Wände durch die berühmten, die Geschichte der Antwerpener Kunst darstellenden Fresken Nicaise de Keyser's geschmückt sind. Eine Menge von Büsten und Statuen bedeutender Künstler älterer und neuerer Zeit sind hier aufgestellt; sie alle überragt die kolossale Marmorbüste des „größten Antwerpeners", die im Jahre 1877 bei Gelegenheit der glänzenden Säkularfeier errichtet worden ist. Daß Rubens mit seinen Werken auch in der Sammlung des Museums den Mittelpunkt bildet, um den sich alles Andere scheinbar nur gruppirt, ist begreiflich. Mit einer fast abgöttischen Verehrung blickt der Antwerpener ja zu dem großen Meister empor; mit einer Verehrung, die durch die Umgebung, in der er lebt, täglich neue Nahrung empfängt, und die selbst durch das rastlose, zerstreuende Treiben der großen Handelsstadt nicht abgeschwächt oder in den Hintergrund gedrängt zu werden vermag.

Die St. Jakobskirche, nächst der Kathedrale die bedeutendste Kirche Antwerpens, enthält unter ihren zahlreichen Altären, Grabgewölben und Privatkapellen der ersten und wohlhabendsten Patrizierfamilien der Stadt auch die reichgeschmückte Kapelle der Familie Rubens. Hier befindet sich das Grab des großen Malers neben dem Altar, den ein herrliches Bild von seiner Hand ziert. Am 30. Mai 1640 starb Rubens in dem prachtvollen Hause an der Place de Meir, das er sich nach eigenen Plänen hatte erbauen lassen. Dasselbe liegt unweit des heutigen Palastes des Königs, dem alten Hause des Antwerpener Patriziers van Susteren, und kann einen Vergleich mit der Pracht dieses stolzen Gebäudes wohl aushalten. Ein Umbau im Jahre 1703 hatte das Rubenshaus im Aeußern und Innern vielfach verändert; erst die vor nunmehr 20 Jahren vorgenommene Restaurirung hat den ursprünglichen Entwurf des Meisters wieder zu Ehren gebracht und dem stattlichen Bau seinen alten reichen Ornamentenschmuck wieder-

gegeben. Eine Tafel am obern Sims bezeichnet das Haus als aedes illustrissimi Rubens; eine Büste des Künstlers erhebt sich darüber.

An der Südseite der Kathedrale, auf der Place Verte oder dem Groenplaats, steht das kolossale Denkmal, das die Stadt im Jahre 1840 zum Gedächtniß des 200jährigen Todestages ihres größten Bürgers errichten ließ. Auf einem Sockel von 6 m Höhe erhebt sich die über 4 m hohe, in Erz gegossene Figur des Meisters im Kostüm seiner Zeit. Zu seinen Füßen liegen neben dem Hute und der Palette Rollen und Bücher: ein Hinweis auf seine vielfache Wirksamkeit als Diplomat und Staatsmann, durch die er der Stadt Antwerpen mehr als ein Mal aus schwierigen Verwickelungen geholfen hat. Leider tritt auch bei diesem, in den Details ungemein liebevoll ausgeführten Standbilde die gar zu dramatische Auffassung wieder störend hervor.

Rubens' Haus.

Die Gestalt hat beim ersten Anblick wohl etwas Imponirendes, wirkt auf die Länge aber gerade durch ihre Emphase ernüchternd und erkältend.

Reich an Gegensätzen wie die Kunst- und Handelsstadt Antwerpen selber ist auch die Provinz, deren Hauptort sie bildet. Ein leicht gewelltes Terrain, dem nur an wenigen Punkten eine etwas höhere Hügelreihe den Charakter der Ebene zu nehmen vermag, dehnt sich das Antwerpener Land zwischen Limburg und Ostflandern, zwischen Nord- und Südbrabant aus. Im südlichen Theile, in der Gegend von Lier, Mecheln und Boom, ziehen sich fette Wiesen und üppige Getreidefelder hin, von Bewässerungskanälen durchschnitten, deren Lauf allenthalben durch Einfassungen von Weidengebüsch, oft auch durch gleichmäßige Reihen stattlicher Ulmen gekennzeichnet ist. Noch fruchtbarer und ergiebiger erscheint die Landschaft längs der Schelde, die, durch Deiche und Dämme gegen die Uebergriffe des Flusses geschützt und von zahlreichen Entwässerungskanälen durch-

zogen, einen rein holländischen Charakter hat und auch wie die kultivirten Küstenniederungen Hollands gemeinhin Polder oder Polderland genannt wird. Der weiche, elastische Boden der Antwerpener Polder belohnt die mühevolle und unaufhörliche Arbeit an den Deichen, Kanälen und Schleusen überreichlich und mit fast unfehlbarer Regelmäßigkeit; namentlich Weizen, Gerste und Hafer liefern reichsten Ertrag. So ist denn auch die Wohlhabenheit der Grundbesitzer dieser Niederung sprichwörtlich geworden; daß es in dem Polder keine Armuth giebt, ist für das Antwerpener Volk eine ausgemachte Thatsache, an die auch der Fremde, der das Land zum ersten Male durchstreift, bald glauben lernt. Ueber der ganzen üppigen Landschaft mit ihren wogenden Feldern, über dem kleinsten Bauern- oder Arbeiterhause, wie über den großen Meierhöfen scheint jene beruhigende Atmosphäre des behaglichen Lebensgenusses zu liegen,

Rubens' Standbild.

die uns an Hobbema's und Ruisdael's Bildern entzückt. Man kann sich kaum einen erfreulichern Anblick denken, als ihn die großen Polderdörfer darbieten. Die alterthümliche Kirche mit dem viereckigen Thurme steht inmitten eines kleinen Marktplatzes, der von schönen Giebelhäusern der dörflichen Honoratioren, von Läden und Gastwirthschaften umgeben ist. Die breiten Gassen, die meist ziemlich regelmäßig angelegt, auf den Markt münden, sind von niedrigen aber geräumigen Häusern eingefaßt, die mit ihrem bunten Anstrich freundlich genug aus dem Grün der kleinen Gärten hervorleuchten. Eine fast holländische Sauberkeit herrscht in ihnen, ebenso wie in den großen Meierhöfen, die mit ihren ausgedehnten Komplexen von Wirthschaftsgebäuden sich rings um das eigentliche Dorf ziehen. Man sieht es dem stattlichen Wohnhause mit seinen hohen hellen Fenstern und den grüngestrichenen Fensterläden, sieht es den in rothen Backsteinen aufgeführten massiven Ställen und Scheunen an, die den großen quadratischen Hof umgeben,

daß bei ihrem Bau nicht gespart worden ist. Und denselben Eindruck einer soliden Wohlhabenheit, wie sie uns hier im Großen entgegentritt, empfangen wir auch durch den Anblick des zahlreichen lebenden Inventars dieser Besitzungen. Von den Pferden und Rindern herab bis zu dem in Menge vorhandenen Federvieh aller Gattungen ist Alles gute Rasse und Alles in gutem Futterzustande. Das Leben, das sich in dem geräumigen Wohnhause abspielt, hat noch den patriarchalischen Zuschnitt des alten niederdeutschen Bauernlebens. Die große Küche bildet den Hauptaufenthalt für Herrschaft und Gesinde; in ihr werden alle Mahlzeiten gemeinsam eingenommen, und selbst der verwöhnteste Gast braucht an dieser Einrichtung keinen Anstoß zu nehmen. Nach holländischer Art sind die Wände und oft auch der Fußboden mit Fliesen belegt. Die Speisen werden in großen verschließbaren Oefen oder, in den älteren Häusern

Bauern aus dem Polder.

namentlich, in weiten Kaminen zubereitet, deren Einfassungen gewöhnlich aus schönen, nach Art der Delfter Fayence dunkelroth gemalten Kacheln bestehen. Manch seltener und heute fast unbezahlbarer Schatz an altem Hausrath, an geschnitzten Schränken und Truhen, alterthümlichen Krügen und Schüsseln schmückt die Gast- und Prunkzimmer der reichen Polderhäuser. Die Bewohner dieser Häuser aber sind ein kräftiger, gesunder Menschenschlag, energisch und arbeitsam, von gleichmäßig frohgemuthem Wesen. Wie sie einerseits an althergebrachten Sitten und Bräuchen des häuslichen Lebens hängen, sind sie andererseits frei von jener bäuerischen Beschränktheit, die sich gegen alle Fortschritte auf dem Gebiete der Landwirthschaft stemmt. Die Art und Weise, in der der sogenannte Bond, ein aus ihrer Mitte gewählter Ausschuß zur Ueberwachung der Deiche und Leitung der Entwässerungsarbeiten, seines Amtes waltet und die Interessen der kleinsten wie der größten Polderbauern wahrnimmt, spricht für die Tüchtigkeit des Volkes

Grundverschieden von dem durch seine hohen Deiche begrenzten Polderlande ist die sogenannte Campine, das ungeheure, theils sandige, theils sumpfige offene Heideland, das etwa zwei Meilen nördlich von Antwerpen beginnt, den ganzen nordöstlichen Theil der Provinz einnimmt und sich bis weit in das Limburger Land hinein erstreckt. Stundenlang kann man über die öde, einförmige Heide wandern, aus der von Zeit zu Zeit ein kleines von einem binsenbewachsenen Sumpfe umgebenes Fichtengehölz emporragt, ohne auch nur ein Fleckchen urbar gemachten und bebauten Bodens anzutreffen, ohne einem andern menschlichen Wesen zu begegnen, als etwa einem schweigsamen, mürrischen Schäfer, dessen Herde zwischen dem Gestrüpp der niedrigen Hügel ihr dürftiges Futter sucht. Die kleinen Ansiedlungen aber, die weitläufig zerstreut zwischen Sand und Sumpf liegen, gewähren einen noch traurigern Anblick, als das

Rathhaus in Herenthals.

unkultivirte Land, das sich doch wenigstens während einiger Sommerwochen mit der reichen, leuchtenden Pracht des blühenden Heidekrautes schmückt. Mit unsäglicher Arbeit und unermüdlicher Geduld vermögen die in den ärmlichen Hütten wohnenden Kolonisten dem sterilen Boden ihrer kleinen Felder kaum den nothdürftigsten Unterhalt abzugewinnen. Die meisten von ihnen verschaffen sich einen spärlichen Nebenerwerb durch den Betrieb der primitivsten Hausindustrie. Auf allen Märkten des flandrischen Landes halten die Leute aus der Campine ihre Reisbesen und ihre aus Binsen oder Rohr geflochtenen Matten feil. Wo der Ackerbau in größerm Maßstabe betrieben werden kann, ist er natürlich auch hier lohnender. Wie das Polderland hat auch die Campine ihre großen Landwirthschaften, ihre, von ausgedehnten Aeckern umgebenen Bauernhöfe, ihre großen Rinder- und Schafherden. Aber der Wohlstand, der hier immer nur durch einen unverhältnißmäßigen Aufwand an Kraft und Arbeit erkauft wird, trägt deshalb auch einen

durchaus andern Charakter. Die von einem steten Torfgeruche erfüllten Häuser selbst der reichsten Campinebauern gehen weder in der äußern noch in der innern Einrichtung über das Nothdürftigste hinaus. Und schmucklos und düster wie die Häuser, ist auch das Leben, das ihre Bewohner führen. Der verdüsternde Einfluß, den die traurig einförmige Natur ihrer Umgebungen auf den Charakter fast aller Heidebewohner ausübt, tritt auch bei der spärlichen Bevölkerung der belgischen Campine unverkennbar zu Tage. Ein abgeschlossener, mißtrauischer Sinn geht hier mit finsterm Aberglauben und religiöser Bigotterie Hand in Hand. Bei dem fast feindseligen Verhalten des Campinevolkes gegen alle Reformen und Neuerungen hat die Regierung, die eine allmähliche Kultur aller überhaupt kultivirbaren Strecken der Heide anstrebt, einen schweren Stand. Was sich aber bei rationellem Vorgehen und mit den nöthigen Mitteln aus dem dürren offenen Heidelande machen läßt, das sieht man heute schon an den Umgebungen des großen Militärlagers von Braesschaet, der vom Staate eingerichteten großartigen Armen- und Arbeitshäuser zwischen Hoogstraeten und Merxplas und endlich an der Musterwirthschaft des Trappistenklosters bei Oostmael. Auch die Umgegend von Herenthals, das durch sein altes, historisch merkwürdiges Rathhaus eine gewisse Berühmtheit besitzt, ist verhältnißmäßig gut angebaut.

In Turnhout, dem Hauptorte des Antwerpener Campinedistrikts, findet sich neben dem Ackerbau, mit dem die Mehrzahl seiner Bewohner sich beschäftigt, sogar eine gewisse industrielle und Fabrikthätigkeit. Garnspinnereien, eine Maschinenweberei und eine Spielkartenfabrik haben der kleinen weltabgeschiedenen Stadt im Laufe der letzten Jahre etwas von der klösterlichen Stille genommen, die sie bis dahin zu einer passenden Nachbarschaft für die Trappisten von Oostmael machte. Im 16. Jahrhundert der Schauplatz blutiger Religionskämpfe, steht Turnhout heute in dem Geruch besonderer Frömmigkeit.

Die Dünen bei Calmpthout.

Seit einer Reihe von Jahren schon werden alle diese kleinen Campineortschaften mit besonderer Vorliebe von belgischen Malern aufgesucht, denen die Heidelandschaft in ihren verschiedenen Stadien des Ausblühens und Verdorrens, mit ihren wechselnden Tinten und Lichteffekten unerschöpfliche Motive zu „Stimmungsbildern“ liefert. Es hat sich eine förmliche Schule von Heidemalern gebildet, der Namen von gutem Klange, wie Asselbergh, Verstraete, Coeseman und manche andere angehören. Bilder der rothblühenden, sonnendurchglühten Einöde im grellen, zitternden Lichte des Sommermittags, oder der von leichtem Nebel überzogenen melancholisch-grauen Frühjahrs- oder Herbstlandschaft, gelbe Sonnenuntergänge über der Heide, kleine Sumpfpartien „Motiv aus der Campine“ kehren auf allen belgischen Ausstellungen mit größter Regelmäßigkeit und auch mit gutem Rechte wieder. Eine besondere Vorliebe zeigt sich aber für das etwa 25 km nördlich von Antwerpen belegene Calmpthout, eine Station der Eisenbahn Antwerpen-Rotterdam. Hier erheben sich die mit Gestrüpp bedeckten steinigen Hügel zu einer nicht unbeträchtlichen Höhe. Ihre zerrissenen For-

men und schroffen Abhänge geben der Landschaft einen gewissermaßen strengen Charakter. Von Calmpthout nach Osten hin erstreckt sich aber über eine Ausdehnung von mehreren Meilen ein ansehnlicher Wald, dessen Hauptbestand uralte, knorrige Eichen bilden.

Die Baduwis auf Java.

Von E. Metzger.

I.

Wie im Ganzen die Bevölkerung des malaischen Archipels dem Forscher manche Schwierigkeit bietet, so thut dies auch im Besonderen die Bevölkerung von Java. Trotzdem dies Land so zugänglich ist und so viele eifrige Männer ihre besten Kräfte daran gesetzt haben, diese reiche Fundgrube auszubeuten, muß man leider, wenn man die bis jetzt erhaltenen Resultate überblickt, immer noch sagen: „All unser Wissen ist Stückwerk". Hiermit will ich keineswegs ausdrücken, daß unsere Kenntnisse bereits ihre Grenzen erreicht haben; das Gegentheil vielmehr ist wahr, denn in neuerer und neuester Zeit ist unser Gesichtskreis derartig erweitert worden, daß dieser ungeheure Fortschritt zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Leider nur für die Zukunft, da noch so manche Steine zu dem Gebäude zusammengetragen werden müssen, und dann wird wieder manches, was jetzt noch besteht, aber auch unerklärt geblieben ist, der Vergangenheit angehören und die Forscher, die dann leben, werden erst wieder Mühe haben, das, was jetzt gewesen und wie es gewesen ist, festzustellen. Nichts ist ja beständig auf der Welt außer dem Wechsel und nichts ist dem Wechsel mehr unterworfen, als eine Welt, in der ein fremder Eroberer Fuß gefaßt hat, der durch seinen Willen die naturgemäße Entwickelung stört und unter dessen Einfluß sich Erscheinungen äußern, die plötzlich und unvorbereitet eintreten. In unverhältnißmäßig kurzer Zeit verändert sich der Zustand, und wer Java im Jahre 1840 gekannt hat, würde es im Jahre 1870 nicht wieder erkannt haben. So ist es schon lange; der fortwährende Wechsel der Herrscher, Hindus, Mohammedaner, Europäer, hat die Spuren, welche die gerade vorhergehende Herrschaft dem Lande aufgeprägt hatte, verwischt. Doch dieser Vergleich ist nicht treffend genug, ich möchte mich eines schärferen Bildes bedienen und sagen: die verschiedenen Einflüsse sind wie ebenso viele flüssige Farben — der Einfachheit wegen will ich sie Gelb, Roth und Blau nennen — die man mit einem recht groben Pinsel nach einander über eine nicht ganz gleichmäßige weiße Fläche ausgebreitet hat. An der einen Stelle hat der Pinsel das Papier mehr, an der andern weniger, auch wohl gar nicht gefärbt; so ging es mit der zweiten, der dritten Farbe. An einer Stelle war die eben vorhergegangene Lage noch gerade feucht genug um sich mit der folgenden zu einer schönen Mischfarbe zu verbinden; an einer andern Stelle war sie zu trocken oder zu feucht, und so verwischten die Farben einander und es entstanden hellere und dunklere Flecken; an einer dritten Stelle kam gar keine Farbe. Doch wenn man alle Zufälligkeiten ausschließt, um die Zahl nicht bis ins Unendliche zu vermehren, so sieht man leicht, daß die Farben Gelb, Roth, Blau, wenn sie nach einander flüchtig über weißes Papier ausgebreitet werden, schon acht verschiedene Zusammenstellungen geben. Gelb deckt den weißen Grund und läßt Stellen weiß, Roth deckt Gelb und Weiß zum Theil und bildet damit Orange und Roth und läßt gelbe und weiße Stellen unverändert, Blau deckt Orange, Roth, Gelb und Weiß zum Theil, was vier neue Farben giebt, läßt aber an einzelnen Stellen die vier ebengenannten Farben so, wie sie gewesen sind. Dies würde, um den gebrauchten Vergleich noch einen Augenblick festzuhalten, das Bild sein, welches Java bietet; in demselben nehmen die in der Ueberschrift genannten Baduwis eine gelb, vielleicht sogar eine weiß gefärbte Stelle ein.

Ueber die Baduwis ist in Indien und in Holland viel geschrieben, so viel, daß Professor P. J. Veth (Java III. S. 129) sagt: „Ueber die Baduwis wäre viel mitzutheilen. Mit den Ueberlieferungen und Vermuthungen über ihre Abstammung und ihren Namen und den Bemühungen zur Erklärung ihrer eigenthümlichen Begriffe und Gebräuche könnte man Bände füllen, doch der Gegenstand ist mehr als bekannt; alles, was man von ihnen weiß und vermuthet, ist bis zur Ermüdung wiederholt worden und nur der Vollständigkeit wegen wage ich mich an diese flüchtige Skizze." Trotzdem wird es, wie ich glaube, keiner Entschuldigung bedürfen, wenn ich, was ich über diesen Stamm erfahren habe, unter Gebrauch der besten Quellen hier zusammenstelle um so mehr, als letztere über einen meiner Ansicht nach wichtigen Punkt ganz verschiedener Ansicht sind und ich hierüber sichere Auskunft geben kann, außerdem aber im Stande bin, noch eine, wie ich glaube, nicht uninteressante Angabe zu machen, die ich in keiner der zu meiner Verfügung stehenden Quellen berührt gefunden habe, wenn ich auch in Bezug auf manche andere Punkte nichts Bestimmteres zu berichten weiß, als meine Vorgänger schon gethan haben.

Soweit es für das Verständniß des Folgenden nöthig ist, will ich die Vorgeschichte und die weitere Entwickelung Javas mit ein paar Worten berühren. Daß eine Hindu-Einwanderung auf der Insel stattgefunden hat, daß die Herrschaft später in die Hände der Fremden gekommen ist, steht fest; wann die ersten Hindus kamen, weiß man nicht mit Sicherheit anzugeben [1]); Fa Hian, welcher Java im Jahre 413 unserer Zeitrechnung besuchte, fand die Hindu-Niederlassungen in blühendem Zustande (doch wenige oder keine Buddhisten). Dem Einfluß der Hindus müssen namentlich zwei für Java charakteristische Erscheinungen zugeschrieben werden: der Reisbau mit künstlicher Bewässerung und Terrassenanlage und die eigenthümliche Entwickelung der Sprache. Noch heute, um von feineren Nuancen abzusehen, bestehen im Javanischen gewissermaßen zwei Sprachen mit gleichem Bau, aber verschiedenen Wörtern (auch verschiedener Abstammung), welche neben einander gebraucht werden, je nach-

[1]) Daß die javanische Zeitrechnung mit dem Anfang der Saka 78 n. Chr. zusammenfällt, was möglich, jedoch nicht erwiesen ist, scheint, wenn es der Fall ist, als Zufall betrachtet werden zu müssen.

dem man mit einem Höhergestellten oder mit einem Untergebenen spricht. Gleichgestellte, die eine gewisse Bildung besitzen und mit einander vertraulich sprechen, Höhergestellte, die einen Untergebenen seines Alters oder seiner Verdienste wegen ehren wollen, bedienen sich einer dritten, mittlern Nuance, die, wenn sie auch vielleicht durch die Sprachwissenschaft nicht anerkannt wird, in der Praxis eigenthümliche Schwierigkeiten bietet, da sie mit seltenen Ausnahmen die gebrauchten Wörter der einen oder der andern Sprache (d. h. der hohen oder niedrigen) entnimmt, wie es der Sprachgebrauch gerade fordert. Es würde zu weit führen hierauf jetzt näher einzugehen; ich erlaube mir daher auf Wilhelm von Humboldt's Werk: „Ueber die Kawi-Sprache auf Java" I, 57 hinzuweisen, wo sich ein Versuch findet, diese Erscheinung zu erklären, der, soweit mir bekannt ist, immer noch als der beste Erklärungs**versuch** betrachtet werden muß. Weiter steht fest, daß der Einfluß der Hindus sich am stärksten auf den mittlern und östlichen Theil von Java geäußert hat, gleichwohl blieb auch West-Java nicht frei davon; doch möchte ich trotz den Denkmälern ihrer Anwesenheit in den Sundalanden (West-Java), die übrigens eigentlich noch gar nicht einmal so sehr lange bekannt, noch viel weniger erklärt sind, mich der Ansicht zuneigen, daß ihr Einfluß hier, namentlich auf die Bewohner des innern Berglandes, nur sehr gering gewesen ist. Die Sundanesen behaupten übrigens auch, daß sie die ursprünglichen Bewohner der Insel sind. Doch wie dies auch sein möge, im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts landeten Mohammedaner unter Scheikh Ben Mulana in West-Java und breiteten die Lehre des Propheten aus. Nur ein sehr, sehr kleiner Theil der Bevölkerung unterwarf sich nicht und zog sich in das wilde Kendang'sche Gebirge zurück [1]); da leben die Nachkommen dieser Flüchtlinge heutigen Tages noch, treu ihrem Gottesdienst, treu den von den Vätern erhaltenenen Ueberlieferungen. Sie sind, soweit man dies nach Verlauf von einigen hundert Jahren noch sagen kann, der Typus der Bevölkerung von Java, wie sie war, ehe der mohammedanische Einfluß sie berührt hatte und zwar, wie es mir scheint — die Gründe werde ich unten beibringen — einer Bevölkerung, auf die auch die Einwirkung der Hindus nicht sehr stark gewesen sein kann.

Beschäftigen wir uns zunächst mit dem Namen „Baduwi", der ihnen officiell und durch einen Theil ihrer mohammedanischen Nachbarn gegeben wird. Wahrscheinlich ist es, daß er identisch mit dem arabischen badawi ist, ein Name, mit dem die Prediger der Lehre des Propheten, denen ja das Arabische nicht fremd blieb und die selbst häufig von arabischer Abkunft waren, sie bezeichneten, als sie in den Wildnissen und Einöden der südlichen Bergkette Schutz gegen den aufgedrungenen Glauben suchten; waren sie doch anfänglich wirkliche badawi, d. h. aus ihren Wohnsitzen vertriebene, herumirrende Flüchtlinge. Sie selbst nennen sich nach dem Ort, den sie bewohnen, z. B. Orang Knekes, Orang Beo, Orang Samodar (Menschen von Knekes, von Beo, von Samodar); da sie ihren Aufenthaltsort von Zeit zu Zeit wechseln, verändern sie auch diese Namen; der Name Orang Knekes wird jedoch auch kollektiv für alle gebraucht und ihnen namentlich auch von ihren östlichen Nachbarn, den Bewohnern der Preanger Regentschaften, im Volksmunde immer gegeben. In europäischen Werken kommen auch die Namen djelema (Männer, sudanes.), dangka und orang (Männer, malaisch) parahiang vor; sie selbst gebrauchen diese Namen nie; im Munde der Nachbarn scheinen diese Ausdrücke meiner Ansicht nach mehr als eine Charakteristik, wie als eigentliche Namen aufgefaßt werden zu müssen. Jonathan Rigg giebt in seinem sundanesisch-englischen Wörterbuch folgende Erklärung: „dangka ist alles, was sich auf die Menschen, welche vor Einführung des Mohammedanismus lebten, bezieht: unerleuchtet. Es entspricht daher etwa unserm: Heiden, Götzendiener. Es giebt auch Dangkastämme, wie die Baduwis im Süden von Bantam und den Dangka-Bergen, wo noch gewisse heidnische Gebräuche üblich sind." — „Herr Friedrich" (der bekannte Archäolog), „theilte mir mit: Dangka ist kein Sanskrit, auch kann ich kein Wort finden, aus dem es korrumpirt sein könnte. Das Wort kommt auch im Javanischen vor und bedeutet nach Gericke: den Aufenthaltsort oder die Wohnung eines Buta (bösen Geistes), ein gewöhnliches, elendes Haus". Hieran schließe ich gleich, nach Rigg, die Erklärung von parahiang an. Es ist dies ein Eigenname, der häufig in den Sundadistrikten vorkommt. Die Eingeborenen erzählen, daß an solchen parahiang genannten Stellen ihre Vorfahren bei Einführung des Mohammedanismus von der Erde verschwunden sind, und sie leiten das Wort ab von para (zur Zahl gehörig) und hiang (verschwinden). An solchen Stellen befand sich möglicherweise ein brahmanischer oder buddhistischer Tempel oder Opferplatz. Das Wort parahyang ist noch auf Bali im Gebrauch und bedeutet eine Tempelanlage für alle Götter und die Geister der Verstorbenen (pitaras).

Die heutigen Baduwis wohnen in der Abtheilung Lebak in der Residentschaft Bantam, in einer prächtigen, aber wilden und abgelegenen Berggegend; vielleicht versuche ich es ein anderes Mal ein Bild von diesem Lande, von den schwierigen Wegen, die dahin führen, die man großentheils nur zu Fuß zurücklegen kann, zu geben; für heute bitte ich den Leser sich gleich mit mir zu den Baduwis zu versetzen. Ehe wir in ihr Gebiet eintreten, will ich noch erwähnen, was der Mund der mohammedanischen Nachbarn über sie mittheilt und das, was in den Augen derselben am meisten charakteristisch ist, nicht der spätern Beschreibung einreihen, sondern hier gleich an die Spitze stellen. Als ich im Jahre 1867 zum ersten Mal in die Nähe der Baduwis kam, war mein Interesse für diesen Stamm sehr lebendig und ich erkundigte mich bei Eingeborenen aller Stände nach ihnen. Sie genossen bei Groß und Klein, bei Hoch und Niedrig einen sehr guten Ruf und erfreuten sich, wie man dies in europäischen Verhältnissen ausdrücken würde, allgemeiner Achtung. Streitigkeiten und Vergehen kommen nicht vor, bleiben wenigstens der Außenwelt unbekannt; nie sind sie mit der Bezahlung ihrer Steuern im Rückstand, „nie", sagen die Häuptlinge, „hat man Mühe mit ihnen". In den Augen der mohammedanischen Nachbarn haben sie zwei Eigenthümlichkeiten, die an die Spitze der Berichte über die Baduwis gestellt werden — es sind dies die beiden Punkte, auf die ich oben hinwies, deren einer durch die beste Quelle falsch dargestellt wird, während der andere in keiner der mir zugänglichen Quellen erwähnt ist — und beide Punkte scheinen mir nicht nur aus dem Grunde werth hervorgehoben zu werden, weil sie den Nachbarn in hohem Grade auffällig sind, sondern weil sie wirklich für die Beurtheilung der Stellung, welche die Baduwis in der Geschichte Javas

[1]) Roorda van Eysinga, Indie III, 2, S. 286, ist der Ansicht, daß die Baduwi als Nachkommen von Prabu Seda, dem letzten Fürsten von Padjadjaran, betrachtet werden müssen. Er sagt: „Dem siegenden Arm Hasan Udin's entkommen, ließ er sich mit den Seinen in diesen unzugänglichen Bergen nieder und beweinte den Fall seines Reiches und seines Gottesdienstes. Ihr Name ist dem Buddhadienst oder einem Berg oder Flüßchen in der Nähe entlehnt." Dies scheint mir nicht so einleuchtend, wie die im Text gegebene Erklärung des Namens, während die erwähnte Abstammung, für die keine Beweise da sind, innerlich unwahrscheinlich ist.

einnehmen, wichtig erscheinen. Was nicht nur den Häuptlingen, sondern auch den gewöhnlichen Eingeborenen auffällt, ist der Umstand, daß die Baduwis keine Sawahs (nasse Reisfelder) bebauen dürfen (es ist bujut, worüber weiter unten Näheres folgen wird), und daß sie Jedermann, selbst den Regent (höchsten eingeborenen Beamten) in der gewöhnlichen Sprache anreden. Daß sie keine Sawahs bebauen dürfen, kann ich mit aller Bestimmtheit behaupten und Professor P. J. Veth befindet sich über diesen Punkt ganz entschieden im Irrthum, wenn er (Java III, S. 132) sagt: „Es ist bei ihnen bujut Reis anders, als auf Sawahs zu kultiviren" und in Bezug hierauf hat Professor de Hollander ganz gewiß Recht, wenn er (Indische Land- en Volkenkunde I, p. 390, Ausgabe 1882) sagt: „Sie dürfen Nichts kultiviren als Reis auf Uma's (trocknen, nicht gepflügten Feldern) und Mais; Sawahs sind bujut". Dieser Punkt scheint mir wichtig genug, um einen Augenblick dabei still zu stehen; er beweist deutlich, daß ihnen durch ihre Ueberlieferung verboten ist, von der durch die Hindus dem Lande gebrachten Wohlthat zu ihrem Vortheil Gebrauch zu machen. Auch der zweite Punkt, den ich, wie ich schon mehrfach sagte, in meinen gedruckten Quellen nicht erwähnt gefunden habe, hat eine hohe Bedeutung. Oben habe ich bereits mit ein paar Worten darüber gesprochen, in welch' eigenthümlicher Weise sich die javanische Sprache unter dem Einfluß der Hindus entwickelt hat. Ebenso wie in der genannten Sprache unterscheidet man auch im Sundanesischen eine niedrige und hohe (wörtlich grobe und feine) Sprache. Wenn nun auch manche Sprachforscher behaupten, daß das Hochsundanesische nur eine, unter dem Einfluß der schon ausgebildeten javanischen Sprache entstandene Modifikation sei — einer derselben, Dr. Engelmann sagt: „Es ist eine Sprache, welche die Sundanesen sich angequält haben" — so mögen sie zu diesem Ausspruch vollkommen berechtigt sein, ich kann es nicht beurtheilen; was ich aber mit Sicherheit weiß, ist, daß selbst der ungebildetste Sundanese, mit verschwindend kleinen Ausnahmen, sich in seinen Ausdrücken nach der Person dessen richtet, mit dem er spricht. Während bei den Javanen der richtige Gebrauch der hohen und niedrigen Sprache so zu sagen allgemein durchgedrungen und, wenn ich mich so ausdrücken darf, dem Volke anerzogen ist, scheint er bei den Sundanesen mehr individuelles Eigenthum zu sein, je nachdem der einzelne mehr oder weniger Gelegenheit gehabt hat, der hohen Worte mächtig zu werden. Ich habe Hunderte von Sundanesen aus den abgelegensten Bergdistrikten gesehen, von denen viele gewiß ihre Heimath nie verlassen hatten, aber je geringer der Vorrath an höheren Wörtern war, je mehr schienen sie sich dieses Mangels bewußt zu sein und suchten wenigstens einige feinere Ausdrücke in ihre Rede zu mengen. Kam es aber ja einmal vor, daß einer, der mich anredete, einen gar zu argen Verstoß beging, daß er gar zu „grob" sprach, vielleicht sogar von sich selbst sprechend aing (ich, niedrig) anstatt kuring (ich, hoch) sagte, dann folgte sicher sofort ein lautes Gelächter meiner sundanesischen Begleiter, dem einige Ausrufe, wie: „Affe!" „ganz dummer Mensch!" „kaum aus dem Gebirge gekommen!" „wirklicher Bergmensch!" folgten. Hiermit wurde aber nur angedeutet, daß dem Sünder die Erziehung fehle. Niemand hatte den Gedanken, daß er eine Grobheit habe begehen wollen oder sich einer solchen auch nur bewußt geworden sei; dem erstaunten und verlegenen Mann wurde dann in aller Eile eine Vorlesung über Höflichkeit und Sprachgebrauch improvisirt. Da der Einfluß der Hindus, wie oben gesagt wurde, in den Sundalanden notorisch viel schwächer als im mittlern und östlichen Theile von Java gewesen, auch, wie ich vermuthe, gar nicht einmal überall durchgedrungen ist, erklärt es sich von selbst, weshalb die Entwickelung der hohen Sprache in den Sundalanden eine weniger hohe Stufe erreicht hat. Wenn nun aber die Baduwis selbst dem Regenten gegenüber — und die Thatsache ist mir nicht nur durch verschiedene Häuptlinge wiederholt mitgetheilt, sondern jedesmal wurde auch besonderer Nachdruck auf dieselbe gelegt — nur die gewöhnliche Sprache gebrauchen, so liegt einestheils in der wiederholten und nachdrücklichen Erwähnung dieses Umstandes ein Anzeichen der Wichtigkeit, welche durch die mohammedanische Bevölkerung demselben beigemessen wird, andererseits aber liegt in der Sache selbst ein Beweis, daß die Baduwis nicht Willens sind, in diesem Punkte Zugeständnisse zu machen. Daß sie im Ganzen im Stande und geneigt sind, dies zu thun, zeigt das gute Einvernehmen, in dem sie trotz ihrer Abgeschlossenheit mit ihren Nachbarn stehen, sowie die Achtung, der sie sich bei denselben erfreuen, und es würde kaum anzunehmen sein, daß sie sich ohne einen zwingenden innern Grund einer solchen, nach indischen Begriffen fürchterlichen Unhöflichkeit schuldig machen würden. Ob daher der Gebrauch der höhern Sprache für sie bujut ist, kann ich nicht mit Sicherheit angeben, vermuthe es jedoch sehr stark. Jedenfalls aber scheint dieser Umstand darauf hinzuweisen, daß ihre Trennung von den Nachbarn aus einer Zeit stammt, in welcher die hohe Sprache schon bekannt, aber bei Leuten im Gebrauch war, die den späteren „Baduwis" feindlich gegenüber standen.

Ich habe wiederholt das Wort bujut gebraucht; es wird an der Zeit sein die Bedeutung dieses, den meisten Lesern wohl ziemlich fremden Ausdrucks zu erklären. Veth sagt (Java III, S. 132 Note): bujut ist das tabu der Südseeinseln, das pali der Dajaks, das pamali der Buginesen und Malaien u. s. w. Wie es sich mit den Begriffen tabu und pali verhält, kann ich nicht mit Sicherheit angeben, aber pamali ist durchaus kein Synonym von bujut. Allerdings aber sind die äußeren Erscheinungen, welche als eine Folge des bujut- oder pamali-sein auftreten, kaum von einander zu unterscheiden; übrigens ist der Unterschied bei diesen und ähnlichen Begriffen gar nicht leicht zu machen, (namentlich nicht der Unterschied zwischen bujut und dem gleich zu erwähnenden Worte tjadu) und wird erst durch eine Menge Beispiele deutlich, denn die Definition, die ich hier (nach K. F. Holle, Tijdschr. Ind. Land, Taal en Volkenkunde XX, p. 165 und XXVII, p. 100) zu geben versuche, würde in manchen Fällen kaum ausreichen.

Der einfachste Begriff ist pamali (nach Holle ziemlich identisch mit dem tabu der Südseeinseln); es bezeichnet Sünde im Allgemeinen, dann was für einen Jeden verboten ist; dem gegenüber stehen tjadu und bujut, beide haben mehr die Bedeutung: das ziemt sich nicht, das thut man nicht, das ist unpassend. Beide schließen im Allgemeinen jeden, im Besondern einen gewissen Gebrauch eines Gegenstandes aus, entweder weil er früher einmal geschadet oder aber sich nützlich erwiesen hat; im ersten Fall ist es also Furcht, im zweiten Dankbarkeit, die ihn tjadu oder bujut macht. Der Unterschied zwischen tjadu und bujut scheint nur darin zu bestehen, daß bujut sich auf das bezieht, was von den Voreltern überliefert ist, tjadu auf die Gegenwart. Wenn ein Javaner Namens Wongso sich einige Male nach dem Genuß des Fleisches eines schwarzen Huhnes unwohl gefühlt hat, so kann es ihm einfallen, daß dies für ihn und seine Nachkommen tjadu ist; hat er dies aber feierlich erklärt und seinem ganzen Geschlecht den Genuß des Fleisches von schwarzen Hühnern als tjadu verboten, so sind schwarze Hühner für die Nachkommen Wongso's bujut. Tjadu und bujut gelten sowohl für einzelne Personen und

Familien als auch für die Bevölkerung eines Dorfes, eines ganzen Landstriches. Natürlich spielt bei Allem die Person und die Auffassung des Einzelnen eine große Rolle. Gewissermaßen hierher, d. h. zu pamali gehört auch larangan; es besteht dies in einem von einem Fürsten oder Häuptling erlassenen Verbot ein Kleidungsstück, Sonnenschirm ꝛc. von besonderer Farbe, besonderm Stoff, besonderer Form zu gebrauchen; der betreffende Artikel wird durch ein solches Verbot larangan.

Wenn nun ein tjadu, bujut oder pamali übertreten wird (der Uebertreter eines larangan wird durch die weltliche Gerechtigkeit gemaßregelt), so folgt ein Unglück, bei bujut und tjadu gewöhnlich von derselben Art wie dasjenige, welches früher Veranlassung gewesen ist, den Gegenstand tjadu zu machen, oder aber Erkrankung; andere Eingeborenen unterlassen eine Uebertretung wegen eines unbestimmten Gefühls der Verehrung für eine Einrichtung der Voreltern. Da ich fühle, daß diese Erklärung kaum genügt, will ich, auf die Gefahr hin die Geduld des Lesers zu ermüden, wenigstens einige Beispiele von pamali, tjadu und bujut geben.

Eine der am meisten vorkommenden Pflanzen in den Sundalanden ist die Glaga (saccharum spontaneum); die jungen Schößlinge, welche im Nothfall auch als Gemüse gegessen werden und dann gar nicht übel schmecken, heißen boros. Nun lebte aber, wie die Ueberlieferung erzählt, vor sehr langer Zeit im Distrikt Djampang Kulon, der südwestlichsten Spitze der Preanger Regentschaften, südlich von der Wijnkoopsbai ein Fürst Boros Ngoro, der, wie so viele seiner Genossen, nach seinem Tode unter die Geister versetzt wurde — man könnte für jeden Tag im Jahr ihrer zwei bis drei auf Java allein finden, ohne nur von den anderen Inseln des Archipels zu sprechen — und jetzt auf dem Berge Hiur sich aufhalten soll. Aus diesem Grunde ist es im Distrikt Djampang Kulon pamali der jungen Pflanze der Glaga den Namen boros zu geben, wohl verstanden: nur in diesem Distrikt. Wer da eintritt, darf das Wort nicht mehr aussprechen; verläßt er den Distrikt, so wird boros wieder boros; in diesem Fall hat das pamali eine ganz lokale Bedeutung. Ein anderes Beispiel: Ein Besenstiel heißt gewöhnlich gagang, nur im Distrikt Melambong nennt man ihn perah (Handgriff), weil da ein früherer Fürst noch in Ehren gehalten wird, welcher Tanduran Gagang hieß; auch dies Beispiel fällt natürlich unter den Begriff pamali.

Hieran schließe ich zwei Beispiele von tjadu und bujut.

„In dem Dorfe Sadangaja giebt es Menschen, für die es tjadu ist rothen Reis zu pflanzen.“ Der Grund hiervon ist folgender: Einer der Ahnen hatte eine schöne Tochter; dies wurde nach der Hauptstadt berichtet und der Fürst wollte sie zur Frau nehmen; aber das Kind wollte nicht und als der Bote des Fürsten es zwingen wollte, lief es weg nach dem trockenen Reisfeld. Vater und Mutter suchten es gemeinschaftlich mit dem Boten; doch umsonst, sie fanden Nichts. Der Vater wurde nun von dem Boten nach der Stadt mitgenommen und dem Fürsten unter der Beschuldigung überliefert, daß er sein Kind versteckt habe; danach wurde er ins Gefängniß geworfen. Nachdem seine Strafe abgelaufen war, ging er in sein Dorf zurück und fand sein Kind bereits da. Er fragte es: „Wo warst Du versteckt?“ und es antwortete: „In dem rothen Reis; auch habe ich den Vater wohl gesehen, der da herumschnüffelte und mich suchte“. Der Vater that nun das Gelübde: „Von jetzt an sollen meine Nachkommen keinen rothen Reis pflanzen, da er Ursache war, daß ich ins Gefängniß kam“ (das wird auch befolgt, wohl aber wird rother Reis gegessen). Es ist wohl überflüssig auf die eigenthümliche javanische Logik — in diesem Falle giebt sie dem rothen Reis die Schuld — aufmerksam zu machen; im Verkehr mit den Eingeborenen kann man sie täglich, ja stündlich beobachten. Was nun hier durch den Mann selbst tjadu gemacht ist, wird bujut für seine Nachkommen. Ein anderes Beispiel ist folgendes: Ein Mann, der zu Tjikoneng wohnt, mit Namen Bapa Ipol, ist bujut von Rehfleisch. Der Grund ist, daß seine Voreltern während des Krieges sich nach dem Walde flüchteten, wo er am dichtesten ist. Die Aufrührer verfolgten sie, da trat ein Reh aus dem Gebüsch. Die Aufrührer sagten: „Hier werden keine Menschen sein, denn es kommt ein Reh aus dem Walde“ und gingen weiter. Da traten die, welche sich versteckt hatten, aus dem Gebüsch hervor und gingen nach Hause; sie riefen Zeugen herbei um ihr Gelübde zu hören, daß ihre Nachkommen tjadu sein sollten in Bezug auf das Essen von Rehfleisch. Während in letzterm Falle das Fleisch einer Wildart aus einer Art Dankbarkeit nicht gegessen werden soll, ist es im ersten Falle der Aerger über den rothen Reis, der die vermeintliche Ursache der Gefangennahme war, welcher Veranlassung ist, daß diese Frucht in der Gegenwart und in der Zukunft nicht mehr angepflanzt werden darf. Uebrigens giebt es auch Freigeister, die über tjadu und bujut spotten und den Vorschriften nicht folgen; anfangs geschieht dies zögernd und ängstlich, denn sie trauen nicht recht, ob nicht noch üble Folgen nachkommen. Bleiben dieselben aber aus, so ist die Freude sehr groß und der Erfolg wird triumphirend verkündigt.

Doch ich fürchte die Geduld des Lesers schon zu lange mit diesen Erklärungen in Anspruch genommen zu haben und kehre zu den Baduwis zurück.

Dr. W. Kobelt's Schnecken-Studien in Spanien und Algerien.

Auf S. 286 des 40. Bandes enthielt der „Globus“ eine Notiz über die naturwissenschaftliche Reise des Herrn Dr. W. Kobelt aus Schwanheim am Main nach Spanien und Algerien. Berichte über dieselbe erschienen im „Jahrbuch“ (IX) und im „Nachrichtsblatt der deutschen Malakozoologischen Gesellschaft“ (1881), die leider wohl weniger verbreitet sind, als es die prächtigen Kobelt'schen Artikel verdienen. Auch der „Bericht über die Senkenbergische naturforschende Gesellschaft (1881 bis 1882)“, welcher unter dem Titel „Nach den Säulen des Herkules“ noch eingehendere Schilderungen darüber enthält (S. 89 bis 242), ist im Buchhandel nicht erschienen; jedem aber, der ihn in die Hände bekommt, seien diese Seiten bestens empfohlen; sie bieten ein treffliches Beispiel dafür dar, wie ein Fachmann auch einem schon viel beschriebenen Gebiete neue interessante Seiten abzugewinnen und deren Kenntniß zu fördern versteht. Wir theilen hier einiges daraus mit.

Bald nachdem er Spanien betreten, beim Erreichen von

Tarragona in Catalonien, erklärt sich Dr. Kobelt seinen Lesern gegenüber folgendermaßen. „Ich muß hier nämlich, auf die Gefahr hin von meinen Lesern ausgelacht zu werden, bekennen, daß ich die ganze Reise nur unternommen habe, um Landschnecken zu sammeln und die geographische Verbreitung der einzelnen Arten im westlichen Europa und in Nordafrika zu studiren. „Auch der Mühe werth", wird mancher denken. Es ist aber ein solches Studium nicht ganz so unwichtig, wie es dem Unkundigen scheint, ist ja doch keine Erscheinung in der Natur so unbedeutend, daß sie nicht bei richtiger wissenschaftlicher Behandlung und gründlicher Untersuchung zu Resultaten von Wichtigkeit führen könnte. Ich will das an einem Beispiel erläutern.

Seit alter Zeit schon ist man aus der Form des Mittelmeeres sowie durch zahlreiche Beobachtungen, welche eine andere Erklärungsweise nicht zulassen, zu der Ansicht gekommen, daß das heute von den Säulen des Herkules bei Gibraltar bis zum Kaukasus in ununterbrochenem Zusammenhang sich ausdehnende Mittelmeer früher in mehrere getrennte Becken zerfallen ist und ganz besonders an der Straße von Gibraltar einstmals geschlossen war. Letzteres wurde schon von der Schiffersage der Phönicier als Thatsache angenommen; Herkules oder richtiger Melkarth hat die Straße zur Verbindung des innern mit dem äußern Meere geöffnet und zu ewigem Angedenken hüben und drüben die beiden mächtigen Felsenberge aufgerichtet, die man heute noch die Säulen des Herkules nennt. Daß die Meerengen zwischen dem Schwarzen und dem Aegäischen Meere einmal geschlossen waren, war im Alterthum weniger allgemein anerkannt; von dem Durchbruch des überfüllten Pontus melden aber noch die ältesten Sagen der Hellenen. Kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß die sogenannte deukalionische Fluth nichts anderes war, als dieser Durchbruch, der Griechenland verwüstete und möglicher Weise aus einer fruchtbaren reichbevölkerten Ebene den heutigen Archipel schuf.

Einen dritten Landzusammenhang nimmt man gewöhnlich zwischen Sicilien und Tunis an. Von diesem melden keine alten Sagen, aber man glaubte das Vorkommen fossiler Elephanten in Sicilien und selbst auf dem kleinen Malta nicht anders erklären zu können; einen weitern Beweis suchte man in dem Wandern der Vögel gerade über diese schmale Stelle; die Vögel sollten sich die Erinnerung an einen alten Landzusammenhang vererbt haben.

Um nun die Richtigkeit dieser Ansichten zu prüfen, giebt es kein geeigneteres und sichereres Mittel, als die gründliche Untersuchung der geographischen Verbreitung der Schnecken. Diese Thiere sind ohne alle Mittel, um Meere zu überschreiten, sie sind an den Boden gefesselt und zeigen in der Form ihres Gehäuses jede Veränderung in den physikalischen Einflüssen. Finden wir an beiden Seiten eines Meeresarmes dieselben oder auch nur annähernd dieselben Arten, so können wir mit Sicherheit annehmen, daß der Meeresarm erst in verhältnißmäßig neuerer Zeit entstanden sei. Finden wir dagegen hüben und drüben verschiedene Arten oder gar verschiedene Untergattungen, so müssen wir schließen, daß ein Landzusammenhang in neuerer Zeit, d. h. etwa seit der mittlern Tertiärzeit nicht bestanden hat. Keine andere Thierklasse bietet ähnlich sichere Resultate, denn keine, selbst die das Meerwasser scheuenden Reptilien nicht, ist in ähnlicher Weise an den Boden gefesselt und aller Mittel, einen Meeresarm zu überschreiten, beraubt.

Um die oben erwähnten Fragen zu prüfen, hatte ich schon einmal einige Monate im westlichen Sicilien zugebracht und dort die Ueberzeugung gewonnen, daß die Theorie eines ehemaligen Zusammenhangs zwischen Sicilien und Tunis [1]) unhaltbar sei. Meine diesmalige Reise sollte mir Gewißheit verschaffen über die alte Verbindung an den Säulen des Herkules, die freilich weit weniger problematisch war. Meine Untersuchungen haben denn auch, um das hier gleich zu erwähnen, nicht nur die Ansicht über die verhältnißmäßig sehr neue Eröffnung der Straße von Gibraltar in vollstem Maße bestätigt, sondern sie haben mir auch die Gewißheit gegeben, daß der alte Landzusammenhang nicht auf die Säulen des Herkules beschränkt war, vielmehr mindestens bis zu dem Meridian von Oran und Cartagena zurückgereicht hat."

Im Anschlusse hieran geben wir Kobelt's Schilderung des Schneckenmarktes in Valencia (a. a. O. S. 120).

„Die letzte Abtheilung des Marktes enthielt eine Waare, die man auf deutschen Märkten vergeblich suchen würde, nämlich Landschnecken. Wohl ißt man auch bei uns in Süddeutschland hier und da als Leckerei in der Fastenzeit die große Weinbergschnecke, doch kann man sie kaum als ein Nahrungsmittel von Wichtigkeit bezeichnen. Der Spanier ißt dagegen so ziemlich alle Landschnecken, die groß genug sind, um das etwas mühsame Herausholen aus dem Gehäuse zu lohnen, mit Ausnahme einiger weniger Arten, welche für zäh und ungesund gelten (Helix Gualteriana, Leucochroa candidissima und baetica). Auf allen Märkten findet man deshalb ganze Körbe voll Schnecken zum Verkauf, und der Schneckensammler kann wenigstens die größeren Arten so sehr bequem erwerben. Wer aber die geographische Verbreitung der Arten studiren will, muß beim Ankauf sehr vorsichtig sein und sich bei den Caracoleras, den Schneckenhändlerinnen, genau nach dem Herkommen der Schnecken erkundigen, denn seit die Kommunikationen durch Eisenbahnen und Dampfschiffe so unendlich erleichtert worden sind, hat sich ein beträchtlicher Handel in Caracoles (Schnecken) entwickelt. Ganz besonders kommen sie in großen Quantitäten von den Balearen und von Oran herüber, selbst noch in Madrid kommen zur Fastenzeit Schnecken aus Oran auf den Markt, dabei auch Arten, die in Spanien nicht gefunden werden. Wer das nicht weiß, kann leicht zu falschen Schlüssen verleitet werden. Nicht einmal wenn man eine Art selbst draußen im Felde sammelt, kann man ganz sicher sein, daß sie wirklich in der Gegend einheimisch ist. Einzelne Exemplare können immer aus der Küche entwischt sein; der Spanier hat seine Lieblingssorten (Helix alonensis und Helix lactea) nicht nur in Spanien und Südfrankreich vielfach außerhalb ihres eigentlichen Verbreitungsbezirkes angesiedelt, er hat sie auch nach den Canaren und Südamerika verpflanzt; ja Helix aspersa soll auch auf den Philippinen vorkommen und findet sich sicher auf den Maskarenen und in Californien. Aehnliche Ansiedelungen finden wir übrigens auch in Europa. Helix pomatia, unsere Weinbergsschnecke, ist eigentlich weder in England noch in den Ostseeprovinzen heimisch; aber die Mönche, welche sich die leckere Fastenspeise nicht entgehen lassen wollten, haben sie dort eingeführt, und noch jetzt fin-

[1]) Aus geologischen Gründen tritt A. von Lasaulx für einen solchen ein; vergl. „Globus" Bd. 36, S. 119: die Insel Sicilien ist nur durch seichte Meere von dem nahen Italien wie von Afrika getrennt, und da sie zugleich in Hebung begriffen ist, so kann sie dereinst, wie schon in früheren Zeiten, eine Brücke bilden zwischen jenen beiden Ländern. Daß eine solche Verbindung einst existirte, beweist der geologische Bau, der im südlichen Italien wie auf der gegenüberliegenden Partie Siciliens derselbe ist (Granit, Gneiß, altkrystallinische Schiefer), das beweist das seichte Meer zwischen Sicilien und Tunesien und die nach Afrika hinweisende fossile Thierwelt in den Kalkhöhlen, namentlich bei Palermo.

det man sie vorwiegend in der Nähe aufgehobener Klöster oder Burgen.

In Valencia befindet sich der Schneckenmarkt auf einem kleinen freien Platz. Etwa ein Dutzend alter Weiber saßen da auf Matten, große Körbe mit Schnecken vor sich; sie erkannten in uns sofort gute Kunden und schrien uns an: „Serranos, Señor, muy gordos“ (Bergschnecken, Herr, sehr fette)! Mit dem Namen Serranos bezeichnet der Spanier ausschließlich die bergbewohnende Helix alonensis, welche für die delikateste aller Schneckensorten gilt. Um uns die Güte ihrer Waare zu zeigen, knackten die Verkäuferinnen die Schalen mit den Zähnen auf. Als wir ihnen aber sagten, wir wollten die Schnecken nicht para comer (zum Essen), sondern por estudio, begriffen sie uns gleich und halfen uns die schönsten Exemplare mit unverletzter Mündung aussuchen, gaben uns auch genau die Fundorte an. Helix alonensis, der Carracol serrano, war aus der Umgebung der Vega (fruchtbare Gartenebene) reich vertreten, noch häufiger Helix lactea, eine schöne, besonders durch die glänzend braunschwarze Mündung ausgezeichnete Art, die man in ganz Südspanien findet; die hier verkauften Exemplare kamen aber von Mallorca. Die Dritte im Bunde war eine Art, die in Spanien nur an wenigen Stellen, nämlich zwischen Murcia und Cartagena, um so häufiger dagegen in der Provinz Oran vorkommt, Helix Dupotetiana; die ausgebotenen Exemplare stammten denn auch richtig aus Oran. Außerdem wurden noch zwei weiter verbreitete Arten verkauft, Helix vermiculata und Helix aspersa. Für zwei Franken erhielten wir ein paar Hundert Exemplare. Im Hôtel lachte man uns tüchtig aus, als wir ankamen und sagten, daß wir nur die Häuser mitnehmen, die Schnecken aber wegwerfen wollten, und die Köchin erklärte sich gern bereit uns die Mühe zu sparen und die Gehäuse zu entleeren. Ich habe übrigens später mehrfach Gelegenheit gehabt, nach spanischer Methode zubereitete Schnecken zu essen und muß gestehen, daß manche Sorten ganz delikat schmecken. Man genießt sie entweder mit der Schale in einer Brühe mit vielen Zwiebeln gedämpft, oder man kocht sie in Salzwasser, zieht sie aus dem Gehäuse, reinigt sie, schmort sie in der Pfanne und steckt sie dann wieder in das Gehäuse. Eine dritte, in Spanien ebenfalls beliebte Zubereitungsmethode ist, die Schnecken in Reis zu dämpfen. Ungekocht, wie so viele Seeschnecken, genießt man sie nie. Die Fremden gewöhnen sich übrigens selten an dieses spanische Lieblingsgericht; „los caracoles por los Españoles“ sagte unsere Führerin (Frau Rakosnic, deren Mann in Valencia eine Bierbrauerei besitzt), wenn ihr eine Caracolera die Waare anpries.“

Lebensgewohnheiten der Birmanen.

(Nach Shway Yoe.)

E. S. Wenige Länder der Erde werden einen gleichen Reichthum an Arten von Völkerrassen, Sprachen und Sitten aufzeigen, als Birma oder die Uferlandschaften zu beiden Seiten des mittlern und untern Irawadi; wenn auch nicht der wasserreichste Fluß der hinterindischen Halbinsel, so dient er doch der Schiffahrt mehr wie jeder andere und ist der einzige Strom, der seiner ganzen schiffbaren Länge nach von europäischen Postdampfern regelmäßig befahren wird. Birma ist im Osten von Siamesen, im Süden von Malaien, im Norden von Chinesen und Turko-Tataren, im Westen von Hindus und streitbaren, noch als Wilde lebenden Waldvölkern begrenzt. Eingebettet zwischen drei Gruppen von den fünf großen Menschenstämmen, in welche wir die Bevölkerung unseres Erdballes einzutheilen uns gewöhnt haben, besitzt Birma zahlreiche Anziehungskräfte für neue Ansiedler. Fruchtbare Thalniederungen, dichtbewaldete Abhänge belebt von vielen Thierarten, eine langgestreckte Seeküste mit guten Häfen haben eine große Völkermischung zu Stande gebracht. Verschiedene Thatsachen weisen darauf hin, daß um den Besitz von Birma heftig gestritten wurde; die mongolische Rasse erhielt schließlich das Uebergewicht, aber sie tritt hier unter sehr verschiedenen Formen auf und die einzelnen Theile lassen sich nur schwer zu einem Stamme zusammenfügen. Eine geradezu endlose Liste von Waldbewohnern bevölkert alle Gebirge; die volkreichsten sind Shan und Karen. Mit den Bewohnern des Irawadithales, den eigentlichen Birmanen, haben sich in den Talaing indische, in den Selong malaiische Stämme vermischt. In den Toungthu sieht ein zu kühner Ethnograph die Urväter der alten Hunnen, während in den Karens ein Bibelforscher die viel mißbrauchten zehn Stämme Israels gefunden haben will, die jedoch aus der babylonischen Gefangenschaft nicht weiter südöstlich als bis an die Westküste Südindiens (Malabar) flüchteten. Zu diesen alten Einwanderern kamen in neuerer Zeit Europäer und Amerikaner, Chinesen aus den verschiedensten Theilen der Seeküste wie der Binnenprovinzen, Mohammedaner bis von Persien her; in der Zeit der Verschiffung von Reis, dem Hauptausfuhrgegenstande des Landes, hört man in den Seeplätzen eine Anzahl von Sprachen sprechen, wie sie nur in Singapur herrschen oder in Port Said zur Zeit des Kanalbaues angetroffen wurden.

Ist es von Interesse den Lebensgewohnheiten einer stammreinen Bevölkerung nachzuspüren, so haben andererseits auch die Gepflogenheiten einer ethnographisch stark gemischten Nation ein hohes kulturgeschichtliches Interesse. In orientalischen Ländern hält es schwer, dem Volke sein tägliches Leben abzulauschen; um so dankenswerther sind die Mittheilungen, die wir für die Birmanen einem Verfasser verdanken, der sich den echt birmanischen Namen Shway Yoe [1]) beilegt, dahinter aber seine europäische Abstammung aus einer englischen, genauer schottischen Familie, verbirgt.

Ein Birmanen-Kind hat großen runden Kopf, flaches breites Gesicht, vorstehende Backenknochen, kleine unruhige Augen und buschiges Haar. Sobald der Knabe etliche Jahre alt ist, begleitet er seine Spielkameraden zur Schule. Das Schulhaus ist das Kloster und der Lehrer ein Mönch; beide gehören zum buddhistischen Glauben in der Form, wie er auf Ceylon ausgebildet wurde. Der Schulunterricht wird in ganz Birma kostenlos ertheilt; die Folge davon ist, daß jeder Knabe lesen und schreiben kann. Sie beginnen mit Gedächtnißübungen und lernen hierzu Sprüche in der heiligen Pali-Sprache, in der alle religiösen Bücher geschrieben sind. Zuerst recitirt jeder Knabe einzeln, dann

[1]) Der Titel des zweibändigen Werkes lautet „The Burman: Hill Life and Notions“. London 1882.

im Chore und jedesmal mit lauter Stimme; Flüstern gilt dem Lehrer als Unachtsamkeit oder Schlafsucht, einige kräftige Schläge bewirken wieder erhöhte Leistung. Jeder Spruch wird so lange wiederholt, bis jede Silbe ausdrucksvoll und so vollfließend wie Wasser aus einer Pumpe dem Munde entquillt. Das Schreiben lehrt man, wie es auch im alten Testament berichtet wird, durch Eingraben der Buchstaben mit dem Finger in einen mit Sand gefüllten Rahmen; später wird der Metallstift in die Hand genommen und das Einritzen der Schrift in ein Palmenblatt gelehrt. Schulbänke giebt es nicht; die Kinder hocken auf ihren Knien auf dem Erdboden.

Während seiner Schulzeit wird der junge Birmane bekannt mit dem klösterlichen Leben; alle Priester müssen Mönche sein, Weltgeistliche giebt es nicht. Mit herannahendem Jünglingsalter tritt der Knabe als Frater in die Klostergemeinschaft ein. Dies geschieht um sich eine günstige Wiedergeburt zu sichern; die Wesen wandern und werden nach dem jetzigen Erdenwallen je nach ihren Verdiensten als Dämon, Thier oder Mensch wieder in die Welt gesetzt. Man schützt sich nun in der künftigen Existenz vor der Erscheinung als Schlange oder noch Schlimmerem durch Uebernahme der Pflichten eines Klosterbruders; das Gelübde bindet nicht auf ewig, aber wer sich der Langeweile eines thatenlosen buddhistischen Mönchslebens auf Lebensdauer widmet, gilt in hohem Alter bei der Bevölkerung als Heiliger und kann nach den Religionsvorschriften bei wirklicher hoher Frömmigkeit sogar mit Entbindung von der Wiedergeburt belohnt werden. Meist wird der gelbe Rock, das Zeichen klösterlichen Berufes, mit vollendetem fünfzehnten Lebensjahre angelegt; derselbe läßt die rechte Schulter frei. Am festgesetzten Tage wird der Jüngling mit seinen besten Kleidern angezogen und dem Geschmeide aller Familienglieder angethan, sodann in einen aufgeputzten Büffelkarren gesetzt und dieser unter Vortritt einer Musikbande durch das Dorf geführt. Dann wird der Gefeierte in das Elternhaus zurückgebracht und hier sein bisher langes Haar kurz geschnitten; die Abfälle sammeln Mutter, Tanten und Schwestern und flechten sie sofort in ihr eigenes Haar ein. Dann wird der junge Mann mit einem Almosentopf ausgestattet und mit diesem unentbehrlichen Geräthe vor den Abt des Klosters geführt, in das er eintreten soll. Dieser stellt vor den versammelten Klosterangehörigen eine Prüfung an, zu deren Fragen die Antwort schon vorher eingeübt war, vollzieht einige Segens-Ceremonien und der neue Bruder schläft von nun an im Kloster. Den nächsten Morgen geht er mit seinen neuen Kollegen an das Tagewerk des Einsammelns von Almosen. Es ist acht Uhr; die Klosterpforte öffnet sich und in langer Reihe ziehen die Insassen im Gänsemarsche aus, sich ihre Tagesnahrung zu holen. Langsam bewegt sich der Zug durch die Hauptstraßen des Dorfes, der Stadt und hält nur an, wenn ein Hausvater oder eine Mutter den Zug stellt, um in den Almosentopf des erwählten Bruders ihre Gabe an Reis, Gemüse oder Obst hineinzulegen. Der Empfangende dankt weder mit Worten noch mit einer Geberde, hält den Blick vielmehr fest auf den Boden, 2 m vor den Füßen, geheftet, denn er ist der Gnadenspender, und wäre der Umzug nicht, so gäbe es für das Volk keine Möglichkeit Verdienst zu sammeln. Die guten Laien leben des Glaubens, daß die armen Mönche von dem bunten Gemengsel an rohen und gekochten Speisen leben, das die Menge liefert; im britischen Theile Indiens wurde die englische Verwaltung jedoch bald inne, daß jedes Kloster Verträge mit Lieferanten abschließt und von diesen gegen Hingabe der Bettelgabe appetitliche Vorräthe bezieht.

Was beim Klosterbruder die Ceremonie des Einkleidens, das ist beim Laien das Tatuiren der Schenkel von der Hüfte bis zum Knie. Berechtigtes Aufsehen erregte 1873 in Europa ein Albanese, der auf der Glücksjagd nach einem lohnenden Handelsartikel in Oberbirma in die Gefangenschaft eines rohen Stammes gerieth und sich der landesüblichen Tatuirung unterwerfen mußte, in der er sich dann nach Rückkehr aus der Gefangenschaft in Europa zeigte. Der Birmane zieht auf dem Beine eng nebeneinander Parallellinien, schwärzt sie mit Lampenruß und giebt seiner Extremität dadurch das Ansehen der Bedeckung mit einem gestreiften Leinwandstoffe. Bei seinem abergläubischen Vertrauen in mystische Sprüche und Figuren läßt der Birmane von Fall zu Fall auch andere Theile seines Körpers damit bemalen. So lassen sich die Anwohner des Irawadiflusses, die viel auf dem Wasser leben, regelmäßig die Figur eines Reisvogels einritzen und erachten sich dadurch vor dem Ertrinken sicher; ihr Vertrauen auf diesen Talisman ist dabei so groß, daß es im Vorjahre in Britisch-Indien zu einer Kriminalverhandlung führte. Der Tatuirte hatte die Probe verlangt; bereitwillig ließ er sich vom Künstler an Armen und Füßen binden, dann aufs Wasser legen; der Besprechende mochte von der Fettleibigkeit seines Klienten ein Gelingen des Versuches erhoffen, täuschte sich aber, denn der Körper sank unter und der Mann ertrank. Das Urtheil des Gerichtshofes gegen den Künstler lautete auf Todschlag; die große Menge erklärte ihn aber für unschuldig und als das Opfer des Streiches eines bösen Geistes.

Was beim Manne das Tatuiren, das ist beim Mädchen das Stechen der Ohrlöcher. Ist die Pubertät eingetreten, so bestimmt die Mutter mit Beirath des geistlichen Hausfreundes einen von diesem als glücklich bezeichneten Tag, bittet die ganze Verwandtschaft zu Gast und schweigend nimmt die Festgesellschaft in der Veranda des Hauses Platz, bis der Horoskopsteller den richtigen Augenblick für die Ceremonie gegeben erachtet. Das Ohrendurchstechen ist ein eigenes Gewerbe und gilt für eine Kunst; denn die birmanische Frau begnügt sich nicht mit einem Loch für einen dünnen Goldreif, sondern verlangt eine Erweiterung des Ohrläppchens zu einer Kreisöffnung von drei und fünf Centimeter im Durchmesser. Jedem Beschauer von Buddhabildern fällt sofort das langgezogene und geschlitzte Ohrläppchen auf mit seinem schweren, die Oeffnung in die Länge ziehenden Schmucke. Die heutige Birmanin liebt cylindrischen Ohrschmuck; der Cylinder ist regelmäßig an den Enden verdickt, die schmalste Stelle steckt im Fleische. Das Material wechselt je nach dem Vermögen vom Bambustücke und farbigen Glas bis zum Ambra-, Bernstein- und kunstvollen Goldgeschmeide mit Edelsteinen und Perlen besetzt; das Ohrringpaar der jetzigen Kaiserin wurde in Rangun angefertigt und kostete 6000 Mark.

Einer Ehefrau spricht das Civil-Recht in Birma größere Vorrechte zu, als in Europa. Nicht bloß das Eingebrachte, auch das in der Ehe durch die Frau erworbene Vermögen verbleibt ihr Sondergut, und da eine Birmanin, gleich dem Chinesen, ihrem Nachbar, zur Handelschaft eine hohe Anlage hat, so mehrt sie regelmäßig ihr Sondergut. Als Mädchen ziert sie mit Tschirut (Cigarren von der Form der Manila-Cigarren), Mangos, Orangen auf der Straße im Schatten des väterlichen Hauses ein Tischchen und bietet alle Grazie auf, um Abnehmer anzuziehen. Verheirathet besorgt die Ehefrau den Verkauf der Erzeugnisse in Landwirthschaft und Gewerbe; ist sie das Weib des Polizisten, so leistet sie in Verhinderung des Mannes Wachtdienste und weiß mit der Findigkeit der Frauen die Nachbarn rechtzeitig herbeizurufen, wenn es gilt einen Dieb dingfest zu

machen. Im Volke werden die Ehen aus reiner Neigung geschlossen, ein Zwang widerspricht den Religionsvorschriften. Man braucht nicht viel zum Leben. Aus Bambu, der dem Dickicht neben dem Dorfe unentgeltlich zu entnehmen ist, und Blättern ist leicht ein Haus gezimmert; die Nahrung besteht aus Reis, der mit einer scharf gewürzten Tunke zweimal des Tages genommen wird. Des Fleisches enthält sich der Birmane gänzlich, weil er an Seelenwanderung glaubt und fürchtet im Huhn, der Kuh und dergleichen einen Verwandten zu tödten; dagegen gilt als Leckerbissen ein Fisch, der bereits etwas in Fäulniß überging. Als Arbeiter ist der Birmane träge; er rafft sich wohl zeitweise zu einer kräftigen Leistung auf, aber die Natur liefert unter einem dem Wachsthum überaus günstigen Klima alles, was zum Leben nöthig, ohne große Arbeit des Menschen. Volksfeste sind Bootwettfahrten auf dem Irawadi. Dörfer streiten gegen Dörfer. An einer passenden Stelle im Strome werden Pfähle geschlagen und darauf ein Bambuvohr gelegt, dann ein Weidenzweig, der an beiden Enden des Rohres etwas vorsteht. Gewinner ist die Bootsmannschaft, welche den Zweig herauszieht; dazu gehört neben kräftigem, gleichmäßigem Ruderschlag ein ausgezeichneter Steuermann.

Als Soldat ist der Birmane unmännlich. Das Heer ist Miliztruppe, die Leibwache des Landesherrn ist ein Elitekorps aus diesem Volksheere. Der Fürst beneidet die Engländer um ihr stehendes Heer und die Ausbildung ihrer Truppen; Abenteurer aus aller Herren Länder nehmen Dienst in birmanischem Solde, aber ihre Anstrengungen scheitern am orientalischen Gleichmuth der Rekruten. Nach wenigen reglementmäßigen Schritten und Uebungen ermüdet der Mann und er verlacht seinen Lehrmeister, wenn derselbe ihn zur Fortsetzung der Griffe auffordert. Ebenso hinderlich ist die Kritik der Mannschaften an ihren Kameraden; dasselbe thun die Officiere an sich und sehen dem Gebahren ihrer Untergebenen ruhig zu ohne einzuschreiten; Disciplin und Abrichtung können keine Fortschritte machen.

Bei der Abgeschlossenheit des Staates Birma vom Meere seit den englischen Eroberungen von 1852 wird sich bald ein merklicher Gegensatz zwischen den Birmanen an der Küste, die unter englischer Verwaltung stehen, und den Bewohnern des Innern herausgebildet haben; für das Binnenland bleiben die Schilderungen von Shway Yoe noch für Jahrzehnte zutreffend.

Die Lacandones-Indianer.

Oben auf S. 128 erwähnten wir das merkwürdige Zusammentreffen des Franzosen Désiré Charnay mit dem Engländer A. P. Maudslay in den altindianischen Ruinen am Flusse Usumacinta (auf der Grenze von Mexiko und Guatemala), welchen ersterer den Namen seines Mäcens Lorillard beigelegt hat. Beide haben über ihre Reisen jetzt Bericht erstattet, der Franzose am 15. December 1882 vor der Pariser Geographischen Gesellschaft, der Engländer am 11. December vor der Royal Geographical Society in London. Wir entnehmen diesen Vorträgen das, was sie über die Lacandones-Indianer der dortigen Grenzgebiete enthalten; beide stimmen im Wesentlichen überein und ergänzen sich gegenseitig.

D. Charnay lernte ihrer sieben kennen, einen alten Häuptling mit seinen beiden Weibern und vier jungen Leuten (s. Société de Géographie. Compte rendu des séances 1882, Nr. 21, S. 552 f.). Alle trugen dieselbe Kleidung, eine Art weiter Tunica mit kurzen Aermeln aus grobem, aber sehr geschmeidigem Kattun, den die Frauen spinnen und weben. Diese Gewänder sind mit röthlichen Flecken bedeckt, welche Charnay zuerst für Schmutzflecke hielt; aber sie sind zur Verzierung angebracht, und die Farbe dazu wird aus den Beeren eines dem Reisenden unbekannten Strauches gewonnen. Da sie nicht die ganzen Kleider färben können, so begnügen sie sich damit, diese rothen Flecken anzubringen, was eine Auszeichnung des Häuptlings sein muß, denn die Kleider der jungen Leute zeigten dieselbe nicht.

Beide Geschlechter tragen um den Hals schwere Halsbänder aus Samenkörnern, Affen- und Schweinszähnen, Vogelklauen und kleinen Münzen. Das wenig gepflegte Haar hängt nach Belieben herunter; die Frauen stecken zwei Adlerfedern in dasselbe. Kleider sowohl, als auch Halsbänder scheinen ihnen von unschätzbarem Werthe zu sein, da Charnay vergeblich versuchte, sich etwas davon einzutauschen. Als er ihnen eines seiner eigenen Hemden dafür anbot, lachten sie laut. Aber ihre Bogen und die Pfeile mit Steinspitzen gaben sie ohne weiteres her. Sie bedienen sich noch jetzt der Steinbeile und fällen damit Bäume, um Ackerland zu gewinnen. Als ihnen der Reisende eiserne Aexte, Säbel, Angelhaken und Salz schenkte, das ihnen fehlt, und das sie nothdürftig aus einer gewissen Holzasche gewinnen, rief der Häuptling entzückt aus: „Dieser Mann ist ein Gott, der uns so viel Sachen schenkt!"

Die Lacandonen sind bartlos, von mittlerer Größe und wohl gewachsen. Eine der Frauen war hübsch. Aber bei allen war das Fleisch welk und weich, die Lippen blaß, die Zähne schlecht; sie schienen arm an Blut zu sein. Ihre Sprache ist das Maya, das Idiom von Yukatan. Sie leben von Jagd, Fischfang und von dem Ertrage ihrer Felder, welche besser bestellt und gehalten sein sollen, als diejenigen der Weißen. Ihre Hütten sind reinlich und enthalten stets einige Vorräthe an Tabak, Baumwolle, Mais und Früchten.

Sie sind nicht so wild, wie man sie verschreit, aber sehr scheu und furchtsam und verlassen beim Nahen von Fremden ihre Hütten, um sich im Walde zu verstecken. Schrecklich ist nur ihre Rache; denn die Monteros haben ihre Arglosigkeit oft grausam gemißbraucht. Ueber ihre Religion konnte Charnay nichts in Erfahrung bringen; ihm wurde nur versichert, daß sie, bis die Ruinen ihres Gebietes entdeckt wurden, zeitweilig in denselben religiöse Gebräuche vollzogen, sie aber gänzlich im Stiche ließen, als sie durch die Anwesenheit von Fremden entweiht worden waren.

Was die religiösen Gebräuche anlangt, so führen wir hier gleich an, was Maudslay (Proceedings of the Royal Geographical Society, April 1883, S. 200) darüber berichtet. Derselbe fand in den Ruinen der Stadt am Usumacinta-Flusse irdene Töpfe, die zum Theile mit einer halb verbrannten harzigen Substanz gefüllt waren. In demjenigen Hause, welches er dort bewohnte, standen sie in großer Menge um ein Idol herum. Manche darunter

waren viel neuer als die anderen, und viele befanden sich in solcher Lage, daß sie offenbar erst nach der theilweisen Zerstörung der Häuser dort aufgestellt sein konnten. Maudslay glaubt, daß sie von den Lacandones-Indianern der Umgegend angefertigt und dorthin gebracht worden sind, und wenn diese Ansicht richtig ist, so kann die Thatsache, daß diese Indianer die von ihren Vorfahren erbauten Tempel noch verehren und dort Opfer an Weihrauch bringen, den lange Zeit in Mittelamerika gehegten Glauben hervorgerufen haben, daß noch, tief drinnen in den Wäldern verborgen, eine bewohnte Indianerstadt existire und wie in den Tagen vor der Conquista blühe. Stephens erzählt diese Geschichte, wie sie ihm von dem Padre in Sta. Cruz Quiche mitgetheilt worden war; derselbe berichtete, daß er selbst vom Gipfel eines hohen Berges an der Straße nach Chiapas eine große Stadt mit weißen, in der Sonne glitzernden Thürmen gesehen habe. Als dann die Gegend besser bekannt wurde, wurde diese mystische Stadt weiter hinein in den Urwald und schließlich an die Ufer des Usumacinta verlegt, wo ihres Bleibens nun auch nicht mehr länger sein kann.

Eine Niederlassung dieser Lacandones oberhalb der Ruinen von „Lorillard City" hat Maudslay zweimal besucht. Das erste Mal fand er dort nur zwei Weiber vor, da die Männer alle im Walde nach wildem Kakao suchten. Die beiden Weiber empfingen ihn sehr gut und geriethen keineswegs in Furcht; sie schienen sogar in besseren Verhältnissen zu leben und gesitteter zu sein, als die Indianerinnen in den civilisirten Theilen Guatemalas. Bei seinem zweiten Besuche fand er auch die Männer vor, welche ihm gleichfalls freundlich entgegenkamen. Sie sprechen den Maya-Dialekt von Yukatan, und so konnte sich der Engländer, dessen einer Bootsmann denselben etwas verstand, sich mit ihnen unterhalten. Der Reisende wohnte in einem seitwärts gelegenen Schuppen; als er einem der Männer mittheilte, daß er gern eines ihrer Häuser betreten möchte, sagte dieser, er fürchte, daß ihn die Hunde beißen würden, öffnete jedoch die Thür seines Hauses, daß jener hineinsehen konnte. Das Gebell von einem halben Dutzend Hunde, die alle an ihren Stricken rissen, empfing ihn, und zwei oder drei weitere wurden nur von den Weibern zurückgehalten. Bei dieser flüchtigen Umschau konnte er keinen Unterschied von einem gewöhnlichen indianischen Rancho entdecken.

Auf den, die Hütten umgebenden Lichtungen wuchs Mais, Tabak, Chilis, Tomaten, Flaschenkürbiß und Baumwollbäume. Die Indianer schienen sich in guten Verhältnissen zu befinden und hatten ein gesundes Aussehen. Alle tragen dieselbe Art Kleidung aus einem selbstgewebten Stoffe, welche in Farbe und Form einem bis unter die Knie reichenden Sacke gleicht, in welchen für Kopf und Arme Löcher geschnitten sind; zuweilen sind noch weite Aermel eingesetzt. Jeder trug mehrere Halsbänder aus braunen Kernen, kleinen Thierknochen, einigen Glasperlen und Silbermünzen; aber nichts von allem, was Maudslay ihnen anbieten konnte, brachte sie in Versuchung, auch nur eines dieser Halsbänder herzugeben.

Die Hautfarbe dieses Stammes war viel heller, als die irgend eines seiner indianischen Begleiter. Sie hatten alle dicke Lippen, vorspringende Nasen und außergewöhnlich weit zurückfliehende Stirn, fast so, wie die Reliefs ihrer Ruinenstädte sie zeigen. Ihre einzigen Waffen, so weit er sehen konnte, waren Bogen und Pfeile mit Steinspitzen. Wenige von ihnen leben bei den Monterias und werden leicht die Lieblinge der Holzfäller; so viel aber Maudslay auch Fragen stellte, so konnte er doch nur sehr wenig über sie in Erfahrung bringen. Sie sollen gering an Zahl sein und in kleinen Gruppen von 2 bis 3 Familien längs der Flußufer zerstreut leben. Diese Gruppen führen oft Krieg mit einander, deren Zweck das Rauben von Weibern ist.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Aus den Sitzungsberichten der Naturforschenden Gesellschaft zu Halle theilt Prof. Dr. Brauns in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin eine neue Erklärung der berühmten Bohrlöcher von Lithodomen (Bohrmuscheln) mit, welche sich in 4 m Höhe an den Säulen des Serapeums von Pozzuoli finden. Die bisherige Annahme, daß in der geologisch genommen winzigen Zeit seit der Erbauung des Tempels (Inschriften melden von seiner Ausbesserung unter Marc Aurel und Septimius Severus) eine so intensive Senkung und nachfolgende ebenso intensive Hebung, sei es eine säkulare oder eine durch Erdbeben veranlaßte, erfolgt sei und das Anbohren der Säulen 4 bis 6 m hoch über dem Meere veranlaßt habe, wird für so gewagt erklärt, daß jede andere Erklärung, wenn sie überhaupt plausibel, den Vorzug vor derselben verdient. „Nehmen wir an, daß das Gebäude etwa zu Beginn, wo es möglicher Weise zu anderen Zwecken (zu Bädern?) diente, mit einem nahezu in Manneshöhe unter dem Meeresspiegel liegenden Pflaster versehen ward, daß es aber später, bis in die späteste Römerzeit, als ein Austerbassin oder dergleichen verwandt und nun mit einem, in der Höhe des Meeresspiegels befindlichen neuen Pflaster versehen wurde, daß es dabei bis zu einiger Höhe über der obern Grenze der Lithodomenzone mit Seewasser gefüllt ward und längere Zeit blieb: so sind die Thatsachen, welche am sogenannten Serapeum zu beobachten, sämmtlich erklärt, ohne daß ein wesentlicher Einwand möglich wäre. Wollte man einwenden, es sei nicht sehr wahrscheinlich, daß die Römer — in einer großen Stadt, der zweiten Campaniens, in welcher ein Amphitheater und eine Reihe Piscinen daneben befindlich — eine derartige Anlage gemacht hätten, so widerlegt sich dies hinlänglich schon durch die große Zahl ihrer Piscinen und durch die Größe einiger derselben, wie z. B. der von Miseno, welche man zwar hin und wieder verschieden gedeutet, für die man indessen mit Sicherheit keine andere Bestimmung nachgewiesen hat. Die specielle Konstruktion des „Serapeums", die Zellen der Umfassungsmauern, besonders aber das kunstreiche Röhrensystem zum Zu- und Ableiten des Wassers sprechen durchaus für die hier gegebene Erklärung."

Asien.

— Nach Ablauf der Zeit, während welcher die Bewohner des Gebiets von Kars zwischen der russischen und türkischen Nationalität wählen konnten, wurde eine Volkszählung veranstaltet, welche 145 412 seßhafte Einwohner der 4 Städte und 828 Dörfer und eine bewegliche Bevölkerung von 6306 Fremden oder Russen, zusammen nur 151 718 Einwohner von über einem Dutzend verschiedener Rassen und Bekenntnisse ergab. Dazu kommen noch 11 261 Soldaten. Auffallend ist die Kleinheit dieser Zahlen, welche beweist, daß

ein großer Theil der Bevölkerung nach der Türkei ausgewandert ist.

— General Tschernajew, der neue Generalgouverneur von Turkestan, hat im März die in Taschkend stattfindende Versteigerung von vier Naphtaquellen angekündigt, welche in der Provinz Ferghana aufgefunden wurden. Eine liegt bei Namangan, die zweite im Bezirke Tschanghyr-tasch, 35 Werst östlich von Andian, die dritte beim Dorfe Karin-duwan, 30 Werst südwestlich von Chokand, wo sich auch Schwefelminen befinden, und die vierte 6 Werst vom Dorfe Kani-bodam, südwestlich von Chokand und 70 Werst östlich von Chodschend. Nach der „Moskauer Zeitung“ soll das Produkt derselben ebenso gut sein, wie das von Baku. Unter der Herrschaft der Chane wurde es zum Gerben gebraucht, und eine der oben genannten Quellen lieferte täglich 60 Gallonen. General Tschernajew erhofft von der bessern Ausbeutung der Quellen das Aufblühen einer neuen Industrie in Ferghana; demselben dürfte indessen für die nächste Zukunft die schlechte Beschaffenheit der Straßen entgegen stehen.

Afrika.

— Die Kommission für historische Denkmäler in Algerien hat jetzt zum ersten Male daran gedacht, sich der antiken Ruinen und hervorragenden Gebäude anzunehmen und hat folgende Monumente zu unterhalten beschlossen: die Moscheen Sidi-Bu-Medin und Sidi-Hallui in Tlemssen, die Basilica und das Prätorium in Lambessa, das antike Theater von Philippeville, die römischen Ruinen von Sur-Dschuab (Provinz Alger) und die Mosaiken von Saint-Leu (Provinz Oran). Es stehen der Kommission, die viel Versäumtes nachzuholen hat, 50 000 Franken jährlich zur Verfügung.

— Der französische Unterrichtsminister verlangt von den Kammern 1) eine Summe von 115 000 Franken zu einer großen wissenschaftlichen Mission nach Tunesien, welche drei bis vier Jahre dauern und archäologische, botanische und geologische Forschungen zum Zwecke haben soll; 2) 129 000 Franken, um die temporäre wissenschaftliche Mission in Kairo zu einer dauernden d. h. zu einem „Institut für orientalische Archäologie umzuwandeln.

— Im „Athenäum“ (Nr. 2893, S. 450) giebt Stanley Lane-Poole ausführliche Nachrichten über die Ergebnisse der Ausgrabungen, welche der „Egyptian Exploration Fund“ durch M. Naville im Tell El-Maskhûtah (s. oben S. 192) veranstalten läßt. Dieser Ruinenhügel liegt am Süßwasserkanal und an der Eisenbahn von Kairo nach Ismailia, etwa halbwegs zwischen letzterem und dem kriegsberühmten Tell El-Kebir, unmittelbar gegenüber der jetzt verlassenen und zerstörten Station mit dem ungehörigen Namen Rameses. Die Ausgrabungen haben in der That, wie vermuthet worden war, ergeben, daß der Tell identisch ist mit der von den Israeliten erbauten Stadt Pithom (2. Mos. 1, 11), die im gewöhnlichen Leben „Thuku“ hieß, das biblische „Succoth“, welches die erste Station der auswandernden Juden war (2. Mos. 12, 37). Der Name Petum (Pithom) hat sich auf drei verschiedenen Monumenten gefunden. Fast der ganze Raum innerhalb der Ringmauern, einen Tempel ausgenommen, ist mit Kammern angefüllt, die durch sorgfältig gebaute Mauern von der ungewöhnlichen Dicke von $2^1/_2$ bis 3 m von einander getrennt sind und keine einzige Thür besitzen; aus Aegypten kennt man bis jetzt noch nicht ihres Gleichen. Da sich einzelne Spuren eines obern Stockwerkes erhalten haben, so glaubt Naville, daß diese Räume als Speicher und Vorrathskammern gedient haben, welche nur von oben her zugänglich waren, und das stimmt vortrefflich zu 2. Mos. 1, 11: „denn man bauete dem Pharao die Städte Pithon und Raemses zu Schatzhäusern“. Die ältesten der aufgefundenen Denkmäler tragen den Namen Ramses' II., welchen Naville auch für den Erbauer der Stadt und des Tempels hält. Daß er sein Werk nicht vollendete, beweisen unbearbeitete Granitblöcke mit Steinmetzzeichen, welche neben dem Tempel liegen und offenbar zu dessen Ausschmückung bestimmt waren. Somit entspräche in der That Ramses II. dem Pharao des Moses. Auch zwei römische Inschriften, darunter ein Meilenstein aus dem Jahre 306 oder 307 n. Chr., wurden gefunden, welche den Namen Ero oder Ero Castra tragen, ferner ein griechischer mit den Buchstaben **HPOY**. Hero oder Ero bringt Naville mit dem ägyptischen Worte ara, d. i. Vorrathshaus, welches auch in einem der ältesten der dort gefundenen Monumente vorkommt, zusammen. Eine große hieroglyphische Stele des Ptolemäos Philadelphos und der Arsinoë, seiner Schwester und Gattin, harrt noch genauerer Entzifferung. Für eine sechswöchentliche Ausgrabung sind das wahrlich Resultate in Fülle; von künstlerischem Werthe sind die Funde nicht, wohl aber von großem historischen und geographischen: sie geben uns historische Daten von der Gründung von Pithom-Succoth-Heroopolis-Tell El Maskhutah im 14. vorchristlichen Jahrhunderte an, durch die 22. Dynastie (Inschrift des Scheschonk, Statuen des Osorchon II. und des Takeloth) und die ptolemäische Zeit hindurch bis herab auf Galerius und Severus (306 n. Chr.).

— Dr. Pogge ist glücklich wieder beim Mukenge im Tuschilange-Land angelangt; ein von dort datirter Bericht von ihm, den wir unseren Lesern bald mittheilen zu können hoffen, ist in Berlin eingetroffen.

— Im Mai beabsichtigt Dr. E. Holub seine zweite große Reise nach Afrika anzutreten. Wir haben zwar seit lange ein Haar darin gefunden, Reiseprojekte mitzutheilen, denn nur ein Bruchtheil der projektirten Reisen wird ausgeführt und auch dann meist anders, als geplant wurde. Diesmal aber sei der Plan mitgetheilt: vom Kapland zum Zambesi, dem Bangweolo-See, nach Njangwe am Lualaba und weiter nordwärts bis zum Uëlle. Da Dr. Holub im Wiener Militär-geographischen Institute einen Kursus im Aufnehmen und astronomischen Beobachten durchgemacht hat, darf man von seiner zweiten Reise bessere kartographische Resultate erhoffen, als von seiner ersten.

— Kürzlich verließ Lieutenant Vankerckhoven Liverpool mit Verstärkungen für die Stationen der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft am Kongo; er nimmt eine Anzahl Brieftauben mit, um damit eventuell eine Verbindung zwischen dem Kongo und Zanzibar (?) herzustellen.

Polargebiete.

— Im kommenden Mai sendet die dänische Regierung eine Expedition nach Grönland, bestehend aus den Marinelieutenants Holm, der bereits dreimal jenes Land besucht hat, und Garde, einem Geologen und einem Botaniker. Dieselbe, auf wenigstens zwei Jahre berechnet, wird von Süd-Grönland aus in Grönlandbooten und von Eingeborenen begleitet, das Kap Farewell umfahren, längs der Ostküste nach Norden vordringen und ihr Möglichstes thun, um in das Innere zu gelangen. So meldete Admiral Irminger in Kopenhagen der Londoner Geographischen Gesellschaft.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIII.

№ 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1883.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XXIV [1]).

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Die alte Festungsstadt Safed, bei der Lortet für die nächsten beiden Tage sein Lager aufschlug, ist der am höchsten gelegene Ort des galiläischen Landes. Nach dem ermattenden Aufenthalte in der schweren, feuchtheißen Luft des Tiberiasbeckens war diese Rast auf der freien Höhe (845 m ü. d. M.) für den Reisenden und seine Begleiter eine ebenso wohlthuende wie nothwendige Erfrischung, der selbst ein stundenlang andauernder sintflutartiger Gewitterregen während der ersten Nacht nichts von ihrer Annehmlichkeit zu rauben vermochte. Der Morgen brachte klaren Himmel und hellen Sonnenschein und mit ihm die unvergleichlichste Aussicht von dem Gipfel des Hügels, auf dem die Ruinen der alten Festung sich erheben; im Vordergrunde ringsum die theils bewaldeten, theils schroffen und kahlen Hügelrücken mit den tief einschneidenden grünen Thälern dazwischen; die Ketten des Dscholân und Haurân umziehen den östlichen Horizont; auch im SO jenseit des leuchtendblauen Spiegels des Sees von Tiberias zeichnet sich das Gebirge in klaren, scharfen Umrissen auf dem hellen Himmel ab. Am südlichen Horizont ragt in einsamer Größe der Berg Tabor, am südwestlichen die gewaltige Masse des Karmel empor; im W endlich zeigen sich der reichbewaldete Dschebel Zebûd und der Dschebel Dschermak. Diese das Land in weitem Umkreise beherrschende Lage macht die Bedeutung wohl erklärlich, welche die Stadt und namentlich die Festung Safed Jahrhunderte hindurch gehabt hat. Ueber die Zeit ihrer Gründung freilich weiß man nichts Genaues, doch geht aus einer Stelle des Talmud von Jerusalem hervor, daß sie im 3. Jahrhundert n. Chr. schon bestanden hat. Mehrere gläubige Palästinaforscher und Schriftgelehrte haben freilich behauptet, daß Safed ohne Frage schon zu Christi Zeit existirt habe. Da sie aber für diese ihre Behauptung keinen andern Beweis zu erbringen vermochten, als das bekannte Gleichniß von der „Stadt, die auf dem Berge lieget und deshalb nicht verborgen bleiben kann“, so hat auch dieses Resultat einer zum mindesten kindlichen Forschung von vornherein jede ernsthafte Widerlegung überflüssig gemacht.

Die Festung Safed wurde im Anfang des 12. Jahrhunderts von den Kreuzfahrern erbaut; von Saladin erobert; später von dem Sultan von Damaskus fast vollständig zerstört, kam sie um 1240 wieder in den Besitz der Tempelherren, die sie in der großartigsten Weise restaurirten und zu einem ihrer festesten Plätze machten: freilich nicht für lange. Schon im Jahre 1266 fand jenes entsetzliche Blutbad von Safed statt, bei dem von der ganzen Besatzung, die sich monatelang heldenmüthig gegen das ägyptische Belagerungsheer gehalten hatte, kein Mann verschont blieb. Unter der ägyptischen, dann auch unter der osmanischen Herrschaft war Safed lange Zeit als Provinzhauptstadt von Wichtigkeit. Die Citadelle blieb erhalten, bis das Erdbeben von 1759 das Zerstörungswerk begann,

[1]) Vergl. „Globus“ XLII, S. 321.

das durch das zweite noch viel furchtbarere vom 1. Januar 1837 vollendet werden sollte. Von allen syrischen Städten, die unter der entsetzlichen Katastrophe zu leiden hatten, wurde Safed am schlimmsten heimgesucht. Die in Terrassen am Berge hinauf gebauten Häuser der blühenden Stadt stürzten über einander, zahlreiche Opfer unter ihren Trümmern begrabend; die gewaltigen Festungswerke wurden in unförmliche Steinhaufen verwandelt, allenthalben thaten sich weitklaffende Erdspalten auf. Die heftigsten Stöße erfolgten auf der Seite des Berges, an der sich unterhalb der Citadelle das jüdische Quartier der Stadt hinzieht. Hier blieb kein Haus stehen, wie denn auch von den 5000 Einwohnern, die an jenem Schreckenstage ihren Tod fanden, vier Fünftel Bewohner dieses Stadttheils waren. Von dem furchtbaren Schlage hat sich der Ort noch heute nicht erholt. Das mohammedanische Quartier freilich macht mit seinen zum Theil ansehnlichen und neuen Häusern, die zwischen schön terrassirten Obstgärten liegen, einen ziemlich wohlhabenden Eindruck; desto trauriger aber ist das Bild der Armuth und des Elends, das die jüdische Stadt darbietet. In den engen Gassen, zu deren nur nothdürftig wieder aufgebauten Hütten die Trümmer der Festungswerke das Hauptmaterial geliefert haben, sind Schmutz und Krankheit heimisch. Nur wenige von den Einwohnern dieses elenden Quartiers gehören noch zu den Nachkommen der alten berühmten Juden von Safed, die sich zu Anfang des 16. Jahrhunderts hier niederließen und die Stadt bald durch die Gründung der großartigen Rabbinenschulen und Synagogen, sowie durch die Errichtung einer eigenen Druckerei und die Herberufung der bedeutendsten Gelehrten Spaniens und Frankreichs zu einem Mittelpunkte jüdischen Lebens und jüdischer Wissenschaft machten. Wie damals schon, hat Safed auch heute noch für die Strenggläubigen des „Volkes Gottes“ die Bedeutung einer heiligen Stadt: aus ihr soll dereinst der Messias hervorgehen. Die jetzigen Bewohner des jüdischen Quartiers aber, die, etwa 2500 an Zahl, ungefähr die Hälfte der ganzen Bevölkerung von Safed ausmachen, sind fast ausschließlich galizische Einwanderer, die unter österreichischem Protektorat stehen. Sie sind als sogenannte Aschkenazim von reichen Glaubensgenossen hierher gesandt worden; die meisten von ihnen erhalten auch dauernde Unterstützung, alle aber haben die Verpflichtung, die üblichen Gebete und Klagen an den heiligen Stätten mit größter Regelmäßigkeit abzuhalten.

Safed.

Am zweiten Tage seines Aufenthaltes in Safed unternahm Lortet einen Ausflug nach den westlich von der Stadt belegenen, wenige Stunden entfernten Dörfern Meirôn und Kefr Birim. Das erstere wird als Heiligthum schon im Talmud erwähnt und ist noch heute ein vielbesuchter jüdischer Wallfahrtsort; denn rings um die Mauerüberreste einer längst verfallenen Synagoge liegen die Begräbnißstätten vieler hochberühmter Rabbinen und Talmudgelehrten aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Auf den pfeilerartigen Grabsteinen stehen kleine Schalen, in denen die frommen Wallfahrer Oel zu verbrennen pflegen. Das eigentliche Dorf Meirôn, das am Fuße des Synagogenhügels liegt, ist heute ausschließlich

mohammedanisch; das etwa zwei Stunden nordwestlich gelegene Kefr Birim dagegen wird von Maroniten bewohnt.

Kefr Birim hat seine frühere Bedeutung als jüdisches Heiligthum jetzt längst eingebüßt; für den Reisenden aber ist es bei weitem interessanter als Meirôn, denn die hier vorhandenen Ruinen zweier großartiger, neben den „Gräbern des Richters Barak und des Propheten Obadiah“ errichteter Synagogen weisen noch zahlreiche Details einer reichen, schönen Architektur auf, die ohne Zweifel den ersten Jahrhunderten n. Chr. angehört.

Den Weg von Safed nach Damaskus, auf den gewöhnlich nicht mehr als zwei Tage gerechnet werden, legte Lortet, dem es ja weniger auf das Ziel, als auf die Reise selber ankam, in 10 kurzen, durch zahlreiche Nebentouren unterbrochenen Tagemärschen zurück. Ein unaufhörliches Bergauf und Bergab über kahle, sterile Kreidehügel, die von Zeit zu Zeit durch ihre schönen Fernsichten nach dem See Huleh und dem Jordanthale, sowie nach den Vulkankegeln des Dscholân und dem Großen Hermon die traurige Umgebung vergessen lassen, führte zunächst in nordnordwestlicher Richtung zu dem steilabfallenden, tief eingeschnittenen Wadi Uba. Der nach Osten dem Jordan zugehende, jetzt ziemlich reißende Bach zeigte auf beiden Ufern eine reiche, ziemlich verschiedenartige Algenvegetation, zwischen der unzählige kleine Frösche sich aufhielten. Bald nachdem man den Bach neben den Ruinen einer alten Brücke überschritten und die jenseitige Thalwand erstiegen hatte, gelangte man an ein ansehnliches Dorf, dessen schräge, nach beiden Seiten abfallende Strohdächer ihm einen durchaus fremdartigen, europäischen Anstrich geben. Es ist Dêschun, eine Kolonie algerischer Familien, die Abd-el-Kader in die Verbannung gefolgt sind. Schöne Feigenbäume umgeben

Ruinen der Synagogen von Kefr Birim.

den Ort, und inmitten eines von hohen Bäumen beschatteten weiten Platzes fließt ein klarer Bach, der von zahllosen Fischen (Capoeta fratercula) belebt ist. Lortet's Versuch, einige derselben zu fangen, rief unter den Einwohnern das größte Mißfallen hervor. Die braunen, in ihre weißen algerischen Burnus gehüllten Burschen schienen von einem Angriff auf die Fische irgend ein Unglück für ihr Dorf zu befürchten. Der Reisende, der in diesem Aberglauben einen ja immerhin möglichen Ueberrest des alten Kultus des Gottes Dagon zu sehen glaubte, wandte sich um eine nähere Erklärung an den alten Scheich von Dêschun, erfuhr von ihm aber nichts, als daß es verboten sei, die dem „Sidi Mohammed geheiligten“ Fische des Baches zu fangen.

Ueber die Dörfer Kedes, das biblische Kedes in Naphtali, und Mês ging es am folgenden Tage in nördlicher Richtung bis zu dem Metualidorfe Hunîn, bei dessen berühmten Ruinen ein längerer Aufenthalt genommen werden sollte. Der Weg führte große Strecken weit über fruchtbares Land, wo die Abhänge der Hügel mit Getreidefeldern bedeckt waren und große Herden in den grünen Thälern weideten. Was das Land früher gewesen sein muß, ehe die Türken und Beduinen es verwüstet und abgewirthschaftet haben, das zeigte sich hier wieder an den vereinzelt noch vorhandenen Riesenbäumen der alten Wälder. Dicht neben dem auf einem Hügelplateau erbauten Dorfe Mês erhebt sich solch' ein alter Zeuge einer besseren Zeit, ein kolossaler Terebinthenbaum (Pistacia Palaestina), dessen Stamm in einer Höhe von 1 m über dem Boden noch beinahe 7 m Umfang hat. Zwischen den meist niedrigen Kermeseichen, die vielfach auch hier die Hügel bedecken, stehen überall rothblühende Cistussträucher (Cistus villosus); inmitten eines kleinen Eichengehölzes aber in 700 m Höhe über dem Meere fand Lortet eine ihm bis dahin unbekannte prachtvolle Iris in hohen üppigen Büscheln wachsend. Die aufrechtstehenden Perigonblätter der großen Blüthe sind von zart röthlichweißer Farbe, die nach außen um-

gebogenen dagegen leuchtendblau mit schöner braun punktirter Zeichnung. Die herrliche Pflanze, der Barbay den Namen Iris Lortetis beigelegt hat, würde auch in unserm Klima trefflich gedeihen und eine hervorragende Zierde unserer Gärten werden können.

Die umfangreichen Ruinen von Hunîn gehören sehr verschiedenen Zeiten an; die gewaltigen Unterbauten der Festung, die, aus großen Hausteinen errichtet, von einem 6 m tiefen und ebenso breiten Graben umzogen sind, stammen zweifellos aus dem Alterthum. Die runden Eckthürme sind von der viel kleineren türkischen Festung übrig geblieben, die man an die Ueberreste des alten Baues angeflickt hatte und die durch das Erdbeben von 1837 gänzlich zerstört worden ist. Welcher Ort des alten Syrien bei dem heutigen Hunîn zu suchen sei, darüber herrscht bis jetzt noch vollkommenes Dunkel. Eine Durchwanderung der großen inneren Räume des Unterbaues ist heute mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden. Dieselben scheinen seit Jahrhunderten schon ebenso wie heute noch den Bewohnern der Umgegend zur gelegentlichen Unterbringung ihres Viehs gedient zu haben; hohe Schichten des kostbarsten Düngers bedecken den Boden allenthalben, stellenweise in so großen Haufen, daß man nur gebückt durch die hochgewölbten Thüröffnungen hindurchgehen kann. Das wahnsinnige Vorurtheil der syrischen Fellahs, die aus Furcht, ihre Ernten zu verderben, dem Boden nie Dünger zuführen, war Lortet nie so empörend erschienen, wie hier, wo er die Einwohner des Dorfes unter den traurigsten Folgen der letzten Mißernte leiden und dicht daneben die Mittel unbenutzt liegen sah, mit denen auf Jahre hinaus einem so gänzlichen Fehlschlagen aller Erntehoffnungen entgegengewirkt werden konnte. Die Regierung hatte keinerlei Anstalten zur Linderung der Noth getroffen, und so waren im Laufe des Winters viele von den Metuali dieser Gegend schon dem Hunger erlegen. Unter den Leuten von Hunîn, die sich, halbverhungert und in erschreckender Weise abgemagert, täglich in Erwartung einer eßbaren Gabe um die Zelte der Reisenden schaarten, hatten die Aermeren schon seit Wochen fast ausschließlich von Feigenblättern, Gras und den auf den Feldern zurückgebliebenen Stengeln von Linsen und Bohnen gelebt. Zum Glück war das Ende dieser entsetzlichen Noth jetzt abzusehen; die Ernte, die augenblicklich auf den Feldern reifte, versprach guten Ertrag.

Pforte des Schlosses von Hunîn.

Von Hunîn aus unternahm Lortet einen Ausflug nach dem See Hûleh, dem See Merom des alten Testaments. Auf einem in südöstlicher Richtung steil zu Thale führenden Pfade gelangte man in die weite Jordanebene, die mit ihren üppigen Getreidefeldern das Bild größter Fruchtbarkeit darbot. Breite, mit Riedgras und Binsen bewachsene Brachstreifen trennen die einzelnen Ackerstücke. Die zahlreichen Lagerplätze der Ghawârineh-Araber, die sich auf allen Seiten zeigten, waren von großen Büffel-, Kameel- und Schafherden umgeben. An der Spitze jeder Schafherde marschirt hier ein ungewöhnlich großer und starker Widder, der wie ein Kameel aufgezäumt ist und dem Hirten als Reitthier dient. Zwischen den Zelten, die meist an einem der vielen Wasserläufe aufgeschlagen sind, welche die Ebene durchschneiden, zeigen sich auch nicht selten niedrige, rechteckige Hütten mit Binsendächern. Es sind die Wohnungen ansässiger Araber, deren es unter den Ghawârineh besonders viele giebt. In den großen Terebinthenbäumen, die in einzelnen Gruppen über die Ebene verstreut sind, nisten zahlreiche Vögel, namentlich verschiedene Tauben (Turtur auritus und Turtur Senegalensis) und die muntere Euspiza melanocephala. Je mehr man sich dem Becken des kleinen dreieckigen Sees nähert, desto mehr nimmt der schwärzlichrothe Boden der Ebene den Charakter des Sumpfes an. An einigen Stellen ist er von einem

Festungsgraben von Hunîn.

wahren Netzwerk kleiner schnellfließender und vollkommen klarer Wasseradern durchzogen und die nassen Beete dazwischen werden von Beduinen eifrig bestellt. Auf dem unbebauten niedrigen Ufer aber entfaltet sich eine reiche Vegetation, unter der die hohen Disteln mit ihren prächtigen röthlich blauen Blüthen wieder besonders hervorragen. Einen glänzenden Schmuck erhalten diese Blüthen hier noch durch die großen buntschillernden Käfer (Cetonia floricola), die wie leuchtende Edelsteine in den Staubfädenbüscheln hängen. Ganz allmählich geht das schlammige Ufer in den See über, aus dem noch weithin kleine mit Schilf und Papyrusstauden bewachsene Inseln emporragen. Zwischen den großen Blättern der weißen und gelben Nymphaeen (Nymphaea alba und Nuphar luteum), die hier das Wasser bedecken, spielen Tausende von Fischen. Auf den Wunsch der Reisenden gingen einige der am Ufer arbeitenden halbnackten Beduinen ins Wasser, um ein Netz auszuwerfen. Gleich der erste Zug ergab einen Fang von etwa fünfzig auffallend großen Exemplaren der Gattung Chromis, die, in Afrika und speciell im Nil heimisch, auch im See Tiberias vorkommt. Nach der Mitte hin nimmt der See plötzlich bedeutend an Tiefe zu; dort ist seine klare Fläche von Wasservögeln, Pelikanen, Enten und namentlich vielen Tauchern belebt. Je nach der Jahreszeit ist die Ausdehnung des Sees Hûleh verschieden; im Sommer und Herbst ist er meist 5 bis 6 km lang und ebenso breit; zur Zeit des Hochwassers aber im Winter und Frühjahr tritt er weit über seine Ufer. In der Mitte beträgt seine Tiefe faßt überall 9 bis 10 m. Die weit hineingehenden Papyrusdickichte, die eine Höhe von 2 und 3 m erreichen, sowie die schlammigen Ufer machen eine Explorationsfahrt auf dem kleinen Wasserbecken zu einer ungemein schwierigen Sache. Vor einigen Jahren hat ein Engländer, Mr. Mac Gregor, auf einem sogenannten Seelenverkäufer das Wagniß aber glücklich ausgeführt und danach eine sehr genaue Karte des Sees entworfen (The Rob Roy on the Jordan, by Mac Gregor; London 1876). Eine gründliche Erforschung des Thier- und Pflanzenlebens des Hûleh würde sicherlich manches interessante Resultat ergeben. Der kleine See hat für die Pflanzengeographie schon jetzt insofern eine gewisse Bedeutung, als er der am meisten nach Osten vorgeschobene Punkt des Verbreitungsgebietes der Papyrusstaude ist, die in Syrien nur noch bei Jaffa vorkommt. Am weitesten westlich findet sie sich bei Palermo und Syrakus, wohin sie ohne Zweifel von den Griechen und Römern gebracht worden ist. Eine solche Verpflanzung darf auch wohl für Syrien angenommen werden, und es ist wohl bemerkenswerth, daß mit der Pflanze des Nil zugleich auch ein Theil seines Thierlebens übergesiedelt ist. Außer der oben erwähnten in den Seen von Tiberias und Hûleh vorkommenden Chromis-Art findet sich an einer Stelle Syriens, in dem Flusse Zerka bei Cäsaräa, auch das ägyptische Krokodil vor.

Der Jordan in Banias.

Der Marsch von Hunîn nach Damaskus wurde Morgens um sieben Uhr bei einer Temperatur von nicht weniger als 25° C. angetreten. Ein steiler Weg bergab führte in ein tief eingeschnittenes Thal, in dem zwischen schwarzen und rothen basaltischen Blöcken ein kleiner reißender Wasserlauf dem Jordan zufließt. Dichtes Gebüsch von Oleander- und Keuschlammsträuchern bedeckte die unteren Thalwände. Dann ging die Wanderung stundenlang über eine wellige unbebaute Ebene, aus deren hohem Grase Disteln und Zizyphus emporragen. Auf den felsigen Klippen an den Rändern der Ebene sah man von Zeit zu Zeit große Adler sich niederlassen. Wieder wurde ein zwischen steilen Basaltwänden fließender Wasserlauf, der Nahr Hasbâni, passirt. Es ist dies der nördlichste Zufluß des Jordans, oder vielmehr der Jordan selber, der, durch alle Bäche und Quellen dieser Ebene verstärkt, sich in den See Hûleh ergießt. Bald sah man rechts vom Wege den Tell el-Kadi emporragen, einen 330 Schritt langen, 270 Schritt breiten und etwa 12 m hohen Hügel von seltsam regelmäßiger Gestalt und offenbar vulkanischem Ursprunge. An seinem Fuße befindet sich ein großes, länglichrundes natürliches Becken, das durch mehrere größere und kleinere Quellen mit dem klarsten Wasser gefüllt wird. Auf den Basaltblöcken, die aus dem Wasser emporragen, und in der durchsichtigen Fluth selber bewegen sich unzählige Schildkröten (Emys caspica).

Der Abfluß dieses Beckens bildet der Nahr Leddan, den Josephus als den „Kleinen Jordan“ bezeichnet. Die eine, aus der Seite des Hügels selbst hervorsprudelnde Quelle ist der berühmte Brunnen Dan des alten Testaments. Ein von einer mächtigen Eiche beschattetes, mohammedanisches Heiligengrab erhebt sich daneben. Der ganze Hügel ist mit niedrigem und fast undurchdringlichem Gehölz bedeckt. Zwischen den Eichen, wilden Feigenbäumen, Terebinthen und Platanen ist ein dichtes Unterholz emporgewuchert, das an manchen Stellen nur mit der Axt zu durchbrechen ist. Rings um die Quelle wachsen auch hier die schönsten Oleander.

Banias, das man nach kaum einstündigem Marsche vom Tell el-Kadi aus erreichte, wird nicht mit Unrecht das Tivoli Syriens genannt. An den Vorbergen des Großen Hermon, zwischen zwei Thälern belegen, hat es einen unglaublichen Reichthum an Wasser und darum die üppigste Vegetation. Ueberall hört man hier das Rauschen und Plätschern der kleinen Bäche, die sich etwas unterhalb des Dorfes mit der großen Jordanquelle vereinigen. Herrliche Obstgärten liegen theils zwischen den etwa 50 Häusern des ansehnlichen Ortes, theils rings um denselben. Daß diese von der Natur bevorzugte Stelle von altersher schon entsprechend gewürdigt worden ist, beweisen die Ueberreste großer, den verschiedensten Epochen der syrischen Geschichte angehöriger Bauten. Der Name Banias erinnert noch an den alten Namen Paneion, den der Ort von dem großen Heiligthum des Pan erhielt, das sich hier befand. Die Grotte des Pan mit den Nischen für die Statuen, mit den in den Felsen gehauenen Inschriften wird noch heute von allen Reisenden besucht. Ein großer Tempel, den Herodes zu Ehren des Augustus hier erbauen ließ, gab Veranlassung, den alten Namen Paneion in Cäsaräa umzuwandeln. Das philippische Cäsarea des neuen Testaments ist das heutige Banias. Nach der Eroberung Jerusalems veranstaltete Titus hier die glänzendsten Feste, Gladiatoren- und Thierkämpfe. Auch von den Kreuzfahrern, die um den Besitz von Banias oft zu kämpfen hatten, haben sich verschiedene Baudenkmäler erhalten. Das großartigste von allen ist aber das sogenannte Schloß der Subeibeh oberhalb des Dorfes, ein mächtiges Gebäude, das durch die verschiedenen an ihm zu Tage tretenden Baustile seine Herstammung aus verschiedenen Perioden erkennen läßt. Unter anderm beweisen zahlreiche, zum Theil noch nicht gelesene arabische Inschriften, und die großen von zierlichen Bogengängen umgebenen Höfe mit den schönen Brunnen in der Mitte den Antheil, den die Erbauer der Alhambra an seiner Herstellung gehabt haben. Auf dem Wege von Banias nach Damaskus, der vorzüglich durch die stete Aussicht auf die hohe schneebedeckte Bergmasse des Großen Hermon verschönt wurde, machte Lortet noch einen Abstecher nach dem südlich von der Straße gelegenen See Birket-er-Râm oder Phiala. Wie in der ganzen Gegend zeigt sich auch an ihm vulkanischer Einfluß. Das kreisrunde, von Binsen und Riedgras umgebene Becken ist der Krater eines alten Vulkans, und wahrscheinlich verdankt es sein im Sommer tiefblaues und klares, im Winter aber stets trübes und schlammiges Wasser keinerlei unterirdischen Zuflüssen, sondern lediglich den winterlichen Regengüssen. Jetzt war der kleine See, der keine Fische enthält, von unzähligen Fröschen und Blutegeln belebt. Der Fang dieser letzteren, aus dem die Einwohner des nahen Drusendorfes Medschdel eine nicht ganz unbedeutende Einnahme ziehen, geschieht in der einfachsten Weise. Bis zum Gürtel nackt, gehen die Männer in das Wasser und lassen die Blutegel sich an ihren Beinen festsetzen.

See Phiala oder Birket-er-Râm.

Das Plateau von Merdsch el-Hadr, das man bald hinter Medschdel passirt, ist zum großen Theil angebaut; wo die Kultur noch nicht hingekommen ist, zeigt sich eine üppige Flora wilder Pflanzen. Auch der Gebirgsrücken, von dem aus man zum erstenmale die weite, im Westen vom Antilibanos begrenzte Ebene erblickt, ist mit dichtem Gehölz stachliger Eichen (Quercus coccifera) und baumartigem Hagedorn (Crataegus monogyna) bestanden. Die Dörfer, an denen die Straße vorbeiführt, sind schon vielfach von den für Damaskus und seine Umgegend charakteristischen Pappeln umgeben. Nachdem der in tiefem Thale fließende Nahr Arni und darauf auch der Nahr Barbar passirt sind, werden die Anzeichen der nahen großen Stadt immer häufiger. Die gartenartig gehaltenen Felder zu beiden Seiten der Straße zeigen, was die Bewässerung in dieser ursprünglich sterilen Ebene zu leisten vermag. Immer belebter wird die Straße, und bald zeigen sich über den in der Sonne wie Silber erglänzenden Kronen der Pappeln, die den Lauf des Barada begleiten, die großen Minarete der herrlichen Moscheen von Damaskus.

Die Baduwis auf Java.

Von E. Metzger.

II.

Man unterscheidet bei den Baduwis djelema dalem und djelema luwar (innere und äußere Menschen). Erstere leben in eigenen Dörfern, so viel wie möglich von der Außenwelt abgeschlossen. Da Batara Bima, einer ihrer Götter und ihr Vermittler bei dem Oberwesen, befohlen hat, daß nie mehr als vierzig Männer zum Opfer zugelassen werden sollen, umgekehrt aber auch wieder alle Hausväter an demselben Theil zu nehmen verpflichtet sind, so darf die Zahl der Haushaltungen der djelema dalem nie mehr als vierzig betragen, was für die Bevölkerung nach dem gewöhnlichen indischen Maßstab, wobei man fünf Personen auf die Haushaltung rechnet, eine Kopfzahl von etwa zweihundert Seelen ergeben würde. Wird die bestimmte Zahl überschritten, so müssen eine oder einige Familien zu den djelema luwar übertreten; soviel mir bekannt ist, werden die zur Auswanderung bestimmten Personen durch den höchsten Häuptling des Dorfes bezeichnet. Die „Außen-Menschen“ wohnen in den umliegenden Dörfern unter der mohammedanischen Bevölkerung, wo sie ihre Sitten und Gebräuche nicht so streng wie die djelema dalem bewahren und ihre gottesdienstlichen Pflichten nicht so genau wie diese erfüllen können; gleichwohl bleiben sie im Allgemeinen ziemlich abgeschlossen und vermeiden es, mit sehr vereinzelten Ausnahmen, sich mit den mohammedanischen Nachbarn inniger zu verbinden. Die Zahl dieser Außen-Menschen dürfte etwa tausend betragen. Bei den folgenden Mittheilungen werde ich besonders die strengere Ordnung der „Inneren Menschen“ im Auge behalten und nur hier und da eine Bemerkung über die djelema luwar einflechten, da ja erstere das reinste Bild der Baduwis bieten.

Die Verfassung der Dörfer ist ganz patriarchalisch; an der Spitze steht der Girang po-un (Quelle der Freude); er ist der Lehrer und Vater seines Volkes, er leitet die Verwaltung und den Gottesdienst, er sorgt dafür, daß Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten werden; kommen Unordnungen vor und ist er genöthigt Strafen aufzuerlegen, so bestehen dieselben in Verachtung, Schlägen und Verbannung. Das Wort „Verachtung“ habe ich in einer meiner gedruckten Quellen gefunden, in der mündlichen Mittheilung hörte ich nur: „er“ (der Girang po-un) „macht sie beschämt“, ein sehr gewöhnlicher Ausdruck, der also nur eine Zurechtweisung ausdrücken würde. Weiter ist der Girang po-un auch Oberpriester; er hat für den Gottesdienst zu sorgen und alle Maßregeln zu nehmen, daß die Sitten und Gewohnheiten der Väter erhalten bleiben; demgemäß leitet er alle religiösen Feierlichkeiten, schließt Heirathen und verrichtet die Gebete. Die Girang po-un's der djelema dalem haben eine höhere Stellung als die der djelema luwar, die wohl denselben Namen führen, doch ihnen durchaus nicht gleichgestellt sind; der eines Dorfes führt eine gewisse Oberherrschaft über die anderen und alle djelema dalem und djelema luwar; in anderen Fällen entscheidet die Rathsversammlung aller Girang po-un's der djelema dalem; die Girang po-un's der djelema luwar haben, um es kurz so auszudrücken, über eigentlich baduwische Angelegenheiten nicht mitzubeschließen, sondern sind in diesen immer den anderen untergeordnet. Wenn man die Nachbarn über diese Verhältnisse fragt, so hört man immer einen, den Girang po-un als höchsten Häuptling nennen. Die Würde der Girang po-un's ist erblich; sind keine Erben da, so wählen die Girang po-un's einen Nachfolger; bei den Orang dalem muß das Oberhaupt verheirathet sein. Stirbt die Gattin, so müssen sie, da sie, wie alle Baduwis nur eine Frau haben dürfen und ebenso wie Alle, wenn sie dieselbe durch den Tod verlieren, drei Jahre lang ledig bleiben müssen, nothwendigerweise abtreten. Bei dieser Gelegenheit will ich gleich bemerken, daß sie sehr keusch leben. Ehescheidungen kommen meines Wissens nicht vor; andere sagen, daß sie in ganz besonderen Fällen erlaubt sind. Der Girang po-un genießt keine Einnahme von seiner Gemeinde, er muß von dem Ertrage seiner Arbeit leben; er soll das Dorf nie verlassen, mit keinem Fremden verkehren, streng genommen sich nicht einmal vor einem solchen sehen lassen. Ihm steht der Girang seret zur Seite, der die Gemeinde nach Außen vertritt. Derselbe wird von allen Hausvätern eines Dorfes erwählt; er behandelt alle Angelegenheiten mit den europäischen und mohammedanischen Beamten und begiebt sich auf die Märkte um die nöthigen Bedürfnisse einzukaufen resp. einzutauschen. Soviel ich gehört habe, ist er der einzige, welcher Geld berühren darf; dasselbe wird nur gebraucht um die Steuern an die Regierung zu bezahlen; für ihre eigenen Angelegenheiten machen sie nur Gebrauch vom Tauschhandel. Sie ernten, wie oben schon beiläufig erwähnt wurde, Reis nur von trockenen, ungepflügten Feldern, sowie Mais; den Ueberfluß ihrer Ernte vertauscht der Girang seret, der sich, von einigen älteren Männern begleitet, nach den benachbarten Märkten begiebt, gegen Salz, Silber, Garn u. s. w. Da die arabische Schrift (die in Bantam auch für das Schreiben des Sundanesischen gebräuchlich ist) sowie Schreibpapier für sie bujut ist, müssen sie alle Verhandlungen mündlich abmachen, was, da sie auch nicht reiten dürfen, eine ziemlich ermüdende Aufgabe wird. Uebrigens sollen sie eine eigene Schrift besitzen, die sie auf ein besonderes Material schreiben, aber auch, wie das im ganzen Archipel gebräuchlich ist, mit einem Messer auf Bambu einkratzen. Für die inneren, mehr häuslichen Angelegenheiten des Dorfes steht dem Girang po-un bei den djelema dalem noch der älteste der Dorfbewohner, pangasu kokolot, zur Seite. Wenn der älteste Sohn des Girang po-un erwachsen und verheirathet ist, bekommt er den Titel Girang dalem; er ist, wie ich schon oben sagte, selbstverständlich der Nachfolger seines Vaters, von dem er in die Geheimnisse des Gottesdienstes und der Ueberlieferung eingeweiht wird. Er hat keinen bestimmten Wirkungskreis, sondern unterstützt seinen Vater nach dessen Anweisung im ganzen Umfang seiner Geschäfte.

Die Dörfer der Orang dalem sind ganz abgeschlossen; außerhalb derselben findet man ein Logirhaus mit den nöthigen Nebengebäuden, in dem fremde Gäste, namentlich Beamte, durch den Girang seret und einige der djelema luwar empfangen und bewirthet werden; die Baduwis sehen es nicht gern, wenn fremde Besucher sich lange in ihren

Dörfern umsehen und geben nur ungern auf Fragen, welche ihre Religion und ihre Geschichte betreffen, Antwort; wenn sie es nicht vermeiden können, geschieht die Beantwortung zögernd, widerstrebend und sie sind, ebenso wie die mohammedanische Bevölkerung sehr geübt nur das zu erzählen, was sie offenbaren wollen. Aehnlich wie alle Häuser der Sundanesen, sind ihre Häuser hoch vom Boden auf Pfählen erbaut; alle sind gleich groß und wenden die Hauptfront nach Norden oder nach Süden; das Haus des Girang po-un liegt am südlichen Ende mit der Vorderseite nach Norden gekehrt; demselben gegenüber befindet sich ein Raum, wo die Feste gefeiert werden, weiter nach Norden ein Schuppen, in dem ein ausgehöhlter Baumstamm — Lessung — liegt, wo die Frauen, wie in allen Dörfern, sich gegen Abend versammeln, um unter dem Singen ihrer Lieder den Reis zu stampfen. Rund herum liegen die Reisscheuern aller Bewohner. Wenn man von letzterm Umstand absieht — gewöhnlich befindet sich die Scheuer jeden Besitzers bei seinem Hause — unterscheidet sich ein Baduwidorf von anderen sundanesischen Ortschaften nur dadurch, daß die Häuser, namentlich die Wände, sehr nett und sauber gearbeitet sind und die Wege und Grundstücke sehr reinlich gehalten werden. Es gehört schon besondere Aufmerksamkeit dazu, um einige Eigenthümlichkeiten zu bemerken; so z. B. dürfen sie die Dächer nur mit Kirai- (Metroxylon sagus) blättern decken. Dagegen unterscheidet die Kleidung die Baduwis sofort von ihren Nachbarn. Die Frauen müssen alles zur Kleidung Gehörige selbst weben, alle auffallenden Farben sind verboten, nur weiße, schwarze und blaue Stoffe erlaubt. Bloß die Männer dürfen Kopftücher tragen, die immer einfarbig sein müssen (meist sind sie weiß); als Oberkleid dient für Männer und Frauen eine Art Kittel, gewöhnlich von weißem, blau gestreiftem Zeuge. Als Unterkleid tragen die Männer, wie dies bei den Sundanesen gebräuchlich ist, ein zu einem tjidako (Gürtel, der um die Hüften gelegt und zwischen den Beinen durchgezogen wird) zusammengerolltes Tuch und darüber einen kurzen Lendenschurz, die Frauen letztern, der aber beinahe bis zu den Knien geht. Wenn sie sich unter ihre mohammedanischen Nachbarn begeben, unterscheiden sie sich nur wenig von denselben, nur werden immer alle schreienden Farben vermieden.

Wie ich schon sagte, ist es schwer, über ihre religiösen Ansichten Aufschluß zu bekommen; von der äußern Form ihrer Götterverehrung ist Einiges bekannt, doch welche Gedanken derselben zu Grunde liegen, kann man nur vermuthen, umsomehr, da sie, wenn die Fragen dringender werden, wie es scheint, auch zu Unwahrheiten ihre Zuflucht nehmen, um ihr Geheimniß zu bewahren und doch den Fremden zu befriedigen. So findet man bei van Hovell ein Glaubensbekenntniß der Baduwi, in welchem die Namen von Mohammed und Allah vorkommen! Daß Mohammed bei ihnen eine Rolle spielen sollte, glaube ich mit aller Bestimmtheit zurückweisen zu können; daß sie den Namen Allah in einem für fremde Ohren bestimmten Satz gebrauchen, ist aber sehr wohl möglich, um es zu vermeiden den Namen ihres höchsten Gottes zu nennen und sie haben eine Entschuldigung dafür, da ihr Begriff vom höchsten Wesen in vieler Beziehung mit dem der Mohammedaner auf Java übereinzustimmen scheint. Ich will das, was mir in dieser Beziehung am wahrscheinlichsten vorkommt, hier zusammenfassen.

Der Grundzug ihres Gottesdienstes scheint derselbe wie bei den Ureinwohnern von Java zu sein, obwohl die Anschauung der Hindus wohl nicht ganz ohne Einfluß geblieben ist. Sie glauben an ein unfehlbares, weises und wohlthätiges Wesen, welches die Welt erschaffen hat und erhält; es ist dies Batara Tunggul, der Einzige, der auch in der javanischen Mythologie vorkommt. Die Baduwis wagen es nicht sich geradezu an ihn zu wenden, ebensowenig wie sie ein äußerliches Zeichen als ein Bild von ihm verehren. Haben sie ihm eine Bitte vorzutragen, so wenden sie sich an Batara Bima als Vermittler, der gleichsam durch das höchste Wesen angewiesen ist, bei ihm die Interessen der Menschen zu vertreten. Das höchste Wesen hat aber außerdem einer großen Anzahl aus ihm hervorgegangener Gottheiten jedem einen Theil seiner Macht übertragen und den äußeren Zeichen, unter denen man sich dieselben vorstellt, wird auch die äußere Gottesverehrung erwiesen. Sie werden ebenso wie bei den Javanen, bei denen sie sich auch trotz des Islam erhalten haben, Sangjangs genannt; am Ufer eines Flusses, der Tjiudjung, hin stehen alte Steine, die Bilder genannt werden, jeder derselben stellt einen der Sangjangs, Götter oder Heiligen, vor, und jeder derselben hat seine besondere Kraft. Z. B. giebt Sangjang Padang den Feldern Fruchtbarkeit, Sangjang pamudja segnet die Opfergaben und giebt die guten Entschlüsse ein; die Zahl derselben ist sehr groß. Wenn der Mensch stirbt, sagen die Baduwis, verläßt die Seele den Körper; die der bösen Menschen brennt in dem Schlunde der Vulkane, die der Guten geht nach der lemah bodas — der weißen Erde, um da den Voreltern zu begegnen und mit ihnen die Seligkeit zu genießen; wenn die Seelen der Bösen ihre Strafzeit ausgehalten haben, kommen sie auch zur lemah bodas. Diese liegt weiter flußaufwärts etwa eine Meile von ihren Dörfern entfernt. Ich füge hier eine Beschreibung eines Besuches dieser Gräber bei, wie ihn Noorda van Eysinga (Indie III, 2, p. 288, vermuthlich nach Blume) giebt: Nicht weit im Süden der genannten Dörfer liegen die heiligen Gräber der Voreltern, der Weg dahin ist reich an Naturscenen. Wenn man die Tjiudjung durchwatet hat, folgt man dem Wege durch die Wildniß und durch Wälder; danach bieten die Reisfelder eine angenehme Abwechselung. Die Flußufer hängen über und nähern sich einander, so daß sie beinahe ein Gewölbe bilden, unter welchem der Reisende sich vor den glühenden Sonnenstrahlen geschützt sieht und wo er eine kühlere Luft einathmet. Der Weg am Flußbett entlang wird nun sehr mühsam; Felsenstücke erschweren das Vorwärtskommen und zwingen den Reisenden das Ufer zu erklettern und den Weg über Spalten und Schluchten fortzusetzen; hiermit verläuft ein ganzer Tag; da es nicht möglich ist an demselben Tage zurückzukehren, schläft man in einer Hütte, Talahaab (Bambudach) genannt. Mit Tagesanbruch wird die Reise weiter fortgesetzt, und wenn man eine kleine Stunde gegangen ist, sieht man die Gräber vor sich. Mitten im dichtesten Walde breitet sich eine große Fläche aus, welche, je mehr das Ufer ansteigt, nach Süden hin in verschiedene Terrassen vertheilt ist, die ohne besondere Kunst angelegt sind. Basaltsteine von verschiedener Größe und Form liegen auf der Höhe zerstreut umher, die langen und dünnen sind aufgerichtet und durch andere Steine unterstützt. Dies sind nun die heiligen, hochgeehrten Zeichen der Vorzeit, sie sind mit einem Moos bedeckt, welches von den Baduwis als Arzneimittel hochgeschätzt wird; aus Ehrfurcht für die Gräber wird jedoch nur jedesmal eine kleine Quantität mitgenommen. Ungern sehen die Baduwis, daß man sich den Gräbern nähert. Auf der untersten Terrasse liegt ein Stein zur Ehre Sangjang Merugel's, auf der zweiten die Djaga Pintu Ratu (die Wächter der fürstlichen Thüre) und die Grabsteine von den Sangjang Batara Guru, Tiparoy, Padjarimang, Tjiroiak, Sayron, Mandarayn, Kadut, Pakambuwang, Djara anak, Bantaryaga, Pahadang und Kossik.

Sowohl auf der dritten als auf der vierten Erhöhung sind die Steine einigermaßen regelmäßig geordnet, in der Mitte erhebt sich einer, der wohl acht Fuß hoch ist; er ist von vielen anderen umgeben. Wenn der tollkühne Reisende sich diesen Steinen zu nahen wagt, erbleichen die Baduwis; diese Schändung des Heiligthums beängstigt sie, sie behaupten eine warnende Stimme zu hören und sie bitten den Fremden schnell zurückzukehren um nicht plötzlich an dieser Stelle von einer höheren Macht getroffen zu werden. Die Stille des Ortes, das Dunkel der Wälder, die Feierlichkeit der Gräber, das Entsetzen der Baduwis erzeugen in dem Fremden einen tiefen Eindruck. In der Nähe liegen die von einem hohen Baume beschatteten Reste von Sangjang Gunung Pedayang, Tjunerak, Parakyang, Kadu Kudjang, Sasaka Djong Kulon und Paneitan. Einmal im Jahre kommen die Baduwis zu den Gräbern ihrer Ahnen und erinnern sich bei denselben in feierlicher Stille der Tugenden ihrer Voreltern. Soweit Noorda van Eysinga. — Wiewohl die Baduwis unter ihren Sangjangs auch Beschützer ihrer Dörfer besitzen, haben sie doch eben solche Geister, wie die danhang desa der Javanen und diesen zu Ehren werden Opferfeste gehalten (kawalu). Diese Feste werden im ersten, zweiten und dritten Monat des Erntejahres (welches natürlich ein Sonnenjahr ist) gefeiert. Außerdem aber haben die Baduwis ein Mondjahr von 354 Tagen, in 12 Monate eingetheilt. Den Festen geht ein Fasttag vorher, eine große Mahlzeit folgt. Das Fest des dritten Monats, kawala tutug, ist das bedeutendste. Ich gebe hier die Beschreibung nach Veth, der die verschiedenen Berichte genau untersucht und so gut wie möglich zu einem Ganzen vereinigt hat. De Hollander stimmt beinahe wörtlich mit ihm überein. Bei diesem Feste macht in jedem Dorfe die vornehmste Frau ein Bild von Reismehl, etwa von der Größe eines neugeborenen Kindes, färbt das Gesicht gelb, Augen und Augenbrauen schwarz und die Lippen roth, und wickelt den Körper in Leinwand. Dieses Bild soll die Braut des Schutzgottes des Dorfes vorstellen. Unterdessen bereiten einige andere Frauen in einem metallenen Topf (sangku), der ein heiliges Vermächtniß der Voreltern ist, die Opferspeise, welche aus einer Art Vermicelli von Reismehl besteht, der Fleisch von sieben verschiedenen Thieren zugesetzt werden muß. Es sind dies: Reh, Zwerghirsch, Schuppenthier, Stachelschwein, Eichhorn, Flußschnecken und Krabben. Wenn diese Opferspeise fertig ist, wird das Bild durch die sieben ältesten Männer nach einer bestimmten Stelle im Walde gebracht und in sitzender Haltung mit dem Rücken gegen ein Hühnerei auf einer geflochtenen Matte niedergesetzt. Danach werden soviel Körbe mit laksa (der oben erwähnten Opferspeise), als Personen im Dorfe sind, und soviel aus Blättern des Arén-Baumes geschnittene Puppen, wie Frauen im Dorfe sind, in einem Kreise um das Bild aufgestellt und darum hin einige Arén-Stöcke nach der Zahl der Männer in der Form von kleinen Lanzen in die Erde gesteckt. Ein Bambu mit Essig und ein zweiter mit Wasser werden an einem Stocke in dem Kreise der Lanzen aufgehängt und ein Bund Reisstroh angezündet; denn Essig, Wasser und Feuer sind nöthig um das Wild zu bereiten, welches der Bräutigam (der Gott), wenn er seine Braut besucht, von der Jagd mitbringt.

Wenn alles dies geschehen ist, entfernen sich die sieben Männer und lassen das Bild unter der Hut einer Spinne und eines Skorpions, die rechts und links von demselben angebunden werden, zurück. Wenn die sieben Männer in das Dorf zurückkommen, müssen alle Frauen Reis stampfen; dann wird das Fest mit einer Opfermahlzeit beendet. Der folgende Tag ist für den oben schon erwähnten Besuch der Männer bei den Gräbern der Ahnen bestimmt.

Ehe ich schließe, will ich noch einige Bemerkungen über das Bujut machen. Was bei den Baduwis bujut ist, steht nicht ganz fest; sicher ist außer dem oben Erwähnten nur noch folgendes für den ganzen Stamm bujut (einzelne Dörfer und Familien haben auch noch andere Sachen, die bujut sind; daher auch die Unsicherheit in den Angaben): das Kochen von Reis außer dem Hause, das Genießen von gekochter vegetabilischer Nahrung außer Reis, das Fleisch von Affen, Hirschen, Ziegen und Rindern (Fleisch vom Reh, vom wilden Stier, Büffel und Geflügel sind, wenigstens theilweise, erlaubt). Bei dem Kauen von Sirih dürfen sie keinen Gambir gebrauchen. Sie dürfen nicht reiten und keine Lastthiere haben, alle Kleider müssen durch sie oder ihre Angehörigen verfertigt sein, Gold und Tabak sind ebenfalls bujut. Einige zweifelhafte Punkte übergehe ich mit Stillschweigen um nur noch als sicher anzuführen, daß nicht nur die djelema luwar, sondern auch die djelema dalem und zwar beide Geschlechter beschnitten werden. (Uebrigens ist nicht nur bei den Alfuren, sondern auch noch bei anderen nicht mohammedanischen Stämmen im malaischen Archipel die Beschneidung gebräuchlich.)

Ueber neuere Resultate der Gletscherforschung und einige Erscheinungen aus ihrer Geschichte.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

I.

Innerhalb der in den letzten Decennien in erstaunlichem Maße angeschwollenen Gletscherliteratur sind in jüngster Zeit Erscheinungen von so hervorragendem Werthe zu Tage getreten, daß ich mit Freuden der Aufforderung Folge leiste, dieselben im Rahmen dieser Zeitschrift zu besprechen. Ich habe in erster Linie zwei Werke im Auge, nämlich: „Die Vergletscherung der deutschen Alpen" von Dr. Albrecht Penck, eine gekrönte Preisschrift (Leipzig 1882 bei Johann Ambrosius Barth) und „Die Gletscher der Vorzeit in den Karpathen und den Mittelgebirgen Deutschlands" von Prof. Dr. J. Partsch (Breslau 1882 bei Wilhelm Koebner). Obwohl mit einem großen Theile der in Rede stehenden Gebiete durch Autopsie vertraut und mit den verhandelten Fragen seit Jahren nicht unbekannt, muß ich von vornherein bekennen, daß ich den Werken beider Verfasser eine gründliche Förderung und Vertiefung meiner Kenntnisse und eine beträchtliche Erweiterung meines Gesichtskreises verdanke. An den Platz, von dem ich Umschau halte, bin ich zum guten Theil durch ihre Kraft gelangt. Dies offene Geständniß scheint mir eine Pflicht gegen die Verfasser und gegen meine Leser. Nicht der mit dem Anspruche der Kompetenz urtheilende Kritiker, sondern der auf das lebhafteste angeregte

Referent bittet für die folgenden Zeilen um Aufmerksamkeit.

Vielleicht ist ein kurzer Rückblick auf die Entwickelung der Gletscherliteratur nicht unerwünscht. Wer sich näher mit derselben bekannt machen will, der sei auf die betreffenden Abschnitte in dem vorzüglichen Werke des trefflichen B. Studer „Geschichte der physischen Geographie der Schweiz bis 1815“ (Bern und Zürich 1863) und für die letzten Decennien auf die gewandt und klar geschriebene Geschichte der Glacialgeologie im ersten Kapitel des oben citirten Buches von Penck verwiesen. Des, nach meiner Ansicht, allgemeinen Interesses wegen ist, als das Ergebniß eigener Studien, eine Skizze von Göthe's Stellung in der Gletscherfrage eingereiht. Wer der Ansicht sein sollte, daß der „Dichter“ hier unberechtigter Weise herangezogen wird und etwa mit Dubois-Reymond (in seiner viel besprochenen Rektoratsrede „Göthe und kein Ende“) geneigt ist, Göthe den Platz unter den Naturforschern zu bestreiten, der sei darauf verwiesen, daß Fachmänner wie Virchow, Helmholtz und Cohn ihn mit freudigem Stolze zu den ihrigen rechnen, und um Nachsicht gebeten, wenn ich es wage, den Ausführungen so großer Gelehrten auf den verschiedensten Zweigen der Naturforschung meinerseits auf einem kleinen, bisher unbeachteten Felde [1]) einige Bemerkungen über den großen Beobachter Göthe hinzuzufügen.

Im Heft 3 der Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, Jahrgang 1882, hat ein Herr Ludwig Grünwald einen Aufsatz „Zur Geschichte der Gletscherforschung“ veröffentlicht, der durch einen Vergleich mit den in präciser Klarheit geschriebenen Ausführungen Studer's und mit der gewandten Darstellung Penck's sicher nicht gewinnt. Mir ist schon der Sinn der einleitenden Sätze nicht immer klar. Will der Verfasser — wie mir scheint — sagen, daß, wer eine Geschichte der Gletscherforschung schreiben wolle, mit den Gletscherphänomenen durch eigene Anschauung bekannt sein müsse, so stimme ich ihm aus vollem Herzen bei. Was müssen das aber für neuere Werke sein, die uns „glauben machen wollen, man wisse noch nichts von der Gletscherbewegung, von dem Lebenslauf (??) der Moränen u. s. w.?“ Hätte Verfasser doch einige dieser die Resultate der Naturforschung umkehrenden und Werke (??) schreibenden Naturpfuscher genannt! Was meint Verfasser, wenn er unmittelbar fortfährt: „Mit Humboldt kam die exakte Forschung zu ihrem Namen und wir wissen ja, wie nur dieser die Sache präcisiren kann?“ Wozu soll der „siegenden Meinung ein Halt gegeben werden?“ Das ist doch, jenachdem man interpretirt, unnöthig oder grausam! Ich müßte einen eigenen Aufsatz schreiben, wenn ich alle Punkte anführen wollte, die mir unklar erscheinen. Auf Seite 332 meint Herr Grünwald: Scheuchzer und „fast gleichzeitig mit ihm der nicht minder berühmte Saussure suchte die Bewegung dieser scheinbar starren Masse zu erklären.“ Da Scheuchzer sieben Jahre todt war, als der berühmte Saussure geboren wurde, liegt hier wohl eine Verwechslung „geologischer Epochen“ mit „Menschenaltern“ vor! „Charpentier, lese ich S. 363, hat die Politur durch Gletscher zuerst als solche erkannt, obwohl er sie schon als bekannt erwähnt!“ Hätte uns Studer nicht vor zwanzig Jahren erzählt, daß Charpentier auf den Schultern des Ingenieur Venetz stand, würde ich den eigenthümlichen Satz Grünwald's schwerlich enträthselt haben. Doch genug und vielleicht schon zuviel! Wenn man im Jahrbuch des Schweizer Alpenklubs die Aufsätze liest, in denen z. B. ein Heim weit schwierigere Probleme in kurzer, allgemein verständlicher Form den Klubgenossen zum Verständniß bringt, regt sich lebhaft der Wunsch, daß wir mit unserer Zeitschrift nicht gar zu weit hinter der des kleinen Nachbarlandes zurückbleiben möchten!

Die Geschichte der Gletscherforschung beginnt im Anfange des vorigen Jahrhunderts, wo schon vor Scheuchzer's Arbeiten Hottinger in seiner „Montium glacialium helveticorum descriptio“ 1703 manche gute Beobachtung über Gletscherphänomene niedergelegt hatte, obgleich „der Unterschied zwischen dem Wachsthum der Masse und dem Vorrücken derselben noch nicht scharf durchgeführt war.“ (Studer S. 206.) Das regere Interesse an der Gletscherforschung erwacht mit dem Interesse an der alpinen Hochgebirgswelt überhaupt. Was man heute bei einem großen Theile unter den Mitgliedern einer beliebigen gebildeten Gesellschaft, wenigstens dem äußern Eindruck und der allgemeinen Anschauung nach, als bekannt voraussetzen muß, das hatten noch vor hundert Jahren nur wenige gesehen und vermochten sich andere, selbst mit gutem Anschauungsvermögen ausgerüstete Menschen, bei der Fremdartigkeit der durch naturgemäß mehr oder minder mangelhafte Beschreibungen bekannt gewordenen Objecte nur ungenügend zu vergegenwärtigen. Bei der größeren Kostspieligkeit und Langsamkeit der Reisen hatten nur verhältnißmäßig wenige Muße und Geld, um sich eine Alpenreise zu gestatten; der „Sinn für das Hochgebirge“ und ein Verständniß und Interesse für seine Erscheinungen mußte also schon aus diesem Grunde auf wenige Menschen beschränkt bleiben. „Unsere Führer, die wir gedingt hatten, das Eismeer zu sehen — so berichtet Göthe vom 5. Nov. 1779 — kamen bei Zeiten. Der eine ist ein rüstiger junger Bursche, der andere ein schon älterer, sich klug dünkender, der mit allen gelehrten Fremden Verkehr gehabt hat, von der Beschaffenheit der Eisberge sehr wohl unterrichtet und ein sehr tüchtiger Mann. Er versicherte uns, daß seit 28 Jahren — so lange führ' er Fremde auf die Gebirge — er zum erstenmal so spät im Jahre nach Allerheiligen Jemand hinaufbringe. Schon war auf dem Mont-Anwert eine „kleine Hütte aus Steinen“ erbaut und Monsieur Blaire, ein Engländer, der sich zu Genf aufhielt, hatte eine geräumigere, an einem schicklichen Orte, etwas weiter hinauf, erbauen lassen, wo man am Feuer sitzend, zu einem Fenster hinaus das ganze Eisthal übersehen konnte. Das sind Erscheinungen aus der Entwickelungsperiode der Schweizerreisen. Durch die Schriften eines Saussure und die von Göthe wie von Kant citirten Schilderungen eines Bourrit wurde das Verlangen nach den Regionen des ewigen Schnees in weitere Kreise getragen, und durch Saussure die Kenntniß der Gletscherphänomene energisch gefördert. Daß sich die Gletschermasse dem Thale zu bewege, war den Alpenbewohnern längst bekannt. Saussure hatte die Erklärung dieser Erscheinung versucht und, exakter als er, Bordier schon im Jahre 1773. Considérons donc heißt, es bei ihm (cf. Studer p. 561), l'assemblage des glaces non point comme une masse entièrement dure et immobile mais comme etc. flexible et ductile jusqu'a un certain point. Sehr interessant ist es zu sehen, wie oft in der richtigen Erkenntniß der Gletscherphänomene einzelne Männer ihrer Zeit weit voraneilen, ohne für die Resultate ihrer Studien und Beobachtungen Beachtung, geschweige denn gerechte Würdigung zu finden. Noch im Jahre 1787 unternahm es ein Professor der Naturgeschichte in Tübingen Namens Plouequet, die Bewegung der Gletscher als irriges Volksvorurtheil und Märchen zu bezeichnen und ließ sich auch durch die Wiederlegung Kuhn's, der die von Saussure noch

[1]) Helmholtz weist einmal darauf hin, daß Göthe sehr bezeichnend die Erscheinung der Gletscher mit Strömen von Eis vergleicht.

nicht gegebene Erklärung der Mittelmoränen gefunden hatte, nicht die Augen öffnen. Das wissenschaftliche Interesse an den Gletscherphänomenen ward zunächst vorwiegend ein physikalisches. An der Bewegung der Eismassen konnte kein einsichtiger Mensch bei der Fülle gut beobachteter Thatsachen mehr zweifeln, über die Ursachen derselben ward noch lange gestritten, und mehrmals entbrannte der Kampf nach längeren Pausen mit erneuter Heftigkeit. Wer sich über die Elasticität des anscheinend spröden Gletschereises und über die Ursachen der Gletscherbewegung unterrichten will, der sei hier auf den meisterhaft und allgemein verständlich geschriebenen Aufsatz von Helmholtz über „Eis und Gletscher“ verwiesen, der im ersten Hefte seiner „Populäre, Wissenschaftliche Vorträge“. 2. Aufl. Braunschweig 1876, abgedruckt ist. Hübsche Resultate verspricht die physikalisch-topographische Vermessung, welche der Schweizer Alpenklub 12 Jahre lang (bis 1885) am Rhonegletscher durchführen läßt und über deren vorläufige Ergebnisse Prof. Forel dem vierten internationalen alpinen Kongreß in Salzburg einen sehr klaren und anziehenden Bericht gegeben hat. Um die stromartige Bewegung des Gletschers in seinen verschiedenen Regionen ziffernmäßig belegen zu können, wurden nach genauer Mappirung 1874 quer durch den Gletscher vier verschiedene Linien durch geradlinig dicht nebeneinander gelegte, mit Oelfarben bestrichene Steine bezeichnet. Schon jetzt ist durch die Berechnungen aus der Kurvatur der Steinreihen ermittelt, daß die Geschwindigkeit in der Mitte mehr denn 11 mal größer ist, als die am Rande des Stromes. Im untern Gletscher, wo die Spalten divergiren, geht die Strömung des Eisflusses in ähnlicher divergirender Richtung, während auf dem obern Gletscher der Lauf der numerirten Steine mehr parallel mit der mittleren Achse geht, so daß von den im Jahre 1874 nur 20 m vom Rande des Eisstromes entfernten Steinen 1881 noch kein einziger auf die Seitenmoräne geworfen war. Wer sich für die weiteren Resultate und für speciellere Angaben interessirt, wird den im Heft 3 der Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins S. 301 bis 317 veröffentlichten Bericht mit Nutzen lesen. Solchen Thatsachen gegenüber giebts überhaupt kein „meinen“ mehr, da kann man jedem mit fünf Sinnen begabten Menschen, der noch an Gletscherbewegung zweifelt, einfach sagen: „komm und sieh!“

Wir nehmen hiermit schnell Abschied von den physikalischen Untersuchungen und wenden uns den geologischen zu, die im Laufe der Zeit neben und vor den anderen das allgemeine Interesse an sich gezogen haben. Die am Fuße der Alpen und an den Abhängen des aus Kalkgestein bestehenden Juragebirges bis zu 1000 m Höhe zerstreuten Blöcke aus den in der Centralzone der Alpen anstehenden krystallinischen Gesteinsvarietäten erregten die Aufmerksamkeit und veranlaßten zu mehr oder minder glücklichen Spekulationen. Auch hier hat es lange gedauert, bis sich die richtige Erklärung Bahn brach und bis man darauf verzichtete, an die Stelle des scheinbar Unglaublichen etwas viel Unglaublicheres zu setzen. Große Katastrophen und gewaltige Erdrevolutionen wurden zur Erklärung des räthselhaften Phänomens erfunden; besonders der Klang so gefeierter Namen wie der eines Leopold von Buch und Elie de Baumont erschwerte die Anerkennung der aus der Beobachtung und folgerichtigen Kombination der verschiedensten Thatsachen gezogenen Schlüsse. Elie de Baumont glaubte, daß bei dem Empordringen heißer Massen eine plötzliche Schneeschmelze entstanden sei, deren gewaltige Fluthen dann die kolossalen Blöcke zum Theil ohne Abnutzung ihrer scharfen Ecken mit sich gerissen hätten. Selbst Humboldt schreibt im ersten Bande seines Kosmos, S. 299, daß er geneigt sei, die Verbreitung der großen Felsblöcke, „über deren Verbreitungsursache noch lange gestritten werden wird, minder tragenden Eisschollen,“ als „dem Durchbruch und Herabsturz zurückgehaltener Wassermassen bei der Hebung der Gebirgsketten“ zuzuschreiben, und scheint damit fast den Erklärungsversuch Elie de Baumont's auf das norddeutsche Diluvium ausdehnen zu wollen.

Der erste, welcher die Ablagerung der großen krystallinischen Blöcke am Abhange des Jura durch die Annahme bis an den Jura sich erstreckender Alpen-Gletscher zu erklären versucht hatte, war 1815 der Schotte Playfair gewesen [1]). In Deutschland hat sich zuerst Göthe in ähnlicher Weise geäußert. In seinen „Briefen aus der Schweiz“ giebt der große Meister anschaulicher Schilderung freilich nur die sinnlichen Eindrücke wieder ohne Reflektionen; seine Skizzirung vom mer de glace — im Jahre 1779 — ist unübertrefflich. „Wir stiegen — heißt es im Briefe vom 5. Nov. 1779 — den Mont-Anvert hinan, wo uns der Anblick des Eismeeres überraschen sollte. Ich würde es, um die Backen nicht so voll zu nehmen, eigentlich das Eisthal oder den Eisstrom nennen, denn die ungeheuren Massen von Eis dringen aus einem tiefen Thal, von oben anzusehen, in ziemlicher Ebene hervor. Grad hinten endigt ein spitziger Berg, von dessen beiden Seiten Eiswogen in den Hauptstrom hineinstarren .... Wir stiegen den Berg hinab und kamen an den Ort, wo der Eisstrom stufenweis bis hinunter ins Thal dringt.“ Während Göthe in seinen „Briefen“ nur einmal bei Cluses an der Arve von Granitblöcken spricht, die er ganz kurz — sicher mit Unrecht — als abgestürzte bezeichnet, beschäftigt er sich auf der Schweizerreise im Jahre 1797 mehrfach mit dieser Erscheinung. So fallen ihm auf dem Wege von Altdorf nach Am-Stäg die „Granitgeschiebe“ und dann „zusammengestürzte Gneismassen“ auf und bei dem Rückwege von Am-Stäg nach Altdorf bemerkt er, „der Glimmerschiefer geht noch weit ins Thal herunter auf beiden Seiten. Der Charakter des Gebirges zeigt zugleich an, wo der Kalk anfängt.“ Am 7. Oktober berichtet er über den Weg von Küßnacht nach Immensee: Wir hatten einen sanft in die Höhe steigenden angenehmen Weg; gesprengte Granitblöcke lagen an der Seite, die man von einer Matte, wo sie wahrscheinlich als ungeheure Geschiebe liegen, herüber an die Straße geschafft hatte. Die Steinart ist die des Gotthards, nur wenig blätterig.

Auch hier ist die Möglichkeit eines Eistransportes nicht ausgesprochen und selbst 1814, wo Göthe die Ausarbeitung des ersten Theiles seiner „Italienischen Reise“ (1786 bis 1788) begann, hören wir in der Darstellung der alten Etschmoräne, welche das untere Ende des Gardasee umrahmt, nur den getreuen Schüler Werner's. „Nun ging der Weg — so erzählt er Cotta, Ausg. Bd. 23, S. 36 — über einen Rücken, der das Thal der Etsch von der Seenvertiefung scheidet. Die Urwasser scheinen hier von beiden Seiten gegeneinander in ungeheuren Strömungen gewirkt und diesen kolossalen Kieseldamm aufgeführt zu haben. Fruchtbares Erdreich ward in ruhigen Epochen darüber geschwemmt, aber der Ackersmann ist doch stets aufs Neue von den immer wieder hervordringenden Geschieben geplagt. Man sucht soviel als möglich ihrer los zu werden und bildet dadurch am Wege hin dicke Quasimauern.“ Bis hierher sehen wir überall scharfe Beobachtung und eine Plastik des Ausdrucks in neugeschaffenen Terminis, die einem auf der Höhe moderner Gletscherforschung stehenden Physiker Ehre

[1]) Siehe Studer, Geschichte der phys. Geogr. S. 619.

machen würden — von Alpengeschieben, als Zeugen einer frühern Glacialperiode, spricht Göthe erst in seinen höchst interessanten und seinen, so weit mir bekannt, nie beachteten „geologischen Problemen und Versuch ihrer Lösung“. „Die besonders an der savoyischen Seite an dem Genfersee sich befindenden Blöcke, die nicht abgerundet, sondern scharfkantig sind, wie sie vom höchsten Gebirge losgerissen wurden, erklärt man, daß sie bei dem tumultuarischen Aufstand der weit rückwärts im Land gelegenen Gebirge seyen dahin geschleudert worden. Wir sagen: Es habe eine Epoche großer Kälte gegeben, etwa zur Zeit als die Wasser das Kontinent noch bis auf 1000 Fuß Höhe bedeckten und der Genfersee zur Thauzeit noch mit dem nordischen Meere zusammenhing. Damals gingen die Gletscher des Savoyer Gebirges weit tiefer herab, bis an den See, und die noch bis auf den heutigen Tag von den Gletschern niedergehenden langen Steinreihen, mit dem Eigennamen Goufferlinien bezeichnet, konnten ebenso gut durch das Arve- und Dransethal herunterziehen und die oben sich ablösenden Felsen unabgestumpft und unabgerundet in ihrer natürlichen Schärfe bis an den See bringen, wo sie uns noch heut zu Tage bei Thonon schaarenweis in Verwunderung setzen.“ Die Geschiebe im nördlichen Deutschland erklärt Göthe theils als Reste an Ort und Stelle zerstörter Urgebirgsstöcke, theils durch Herüberführen auch aus den überbaltischen Regionen durch Eis. Obwohl er sich voll bewußt ist Hypothesen, gewonnen aus Analogien der in der Gegenwart zu beobachtenden Vorgänge, zu bieten, wendet er sich schließlich gegen Erklärungen à la Elie de Baumont mit Erbitterung. „Die Sache mag seyn, wie sie will, so muß geschrieben stehn, daß ich diese vermaledeite Polterkammer der neuen Weltschöpfung verfluche! und es wird gewiß irgend ein junger geistreicher Mann aufstehen, der sich diesem allgemeinen verrückten Konsens zu widersetzen Muth hat [1].“

[1] Es ist bekannt, wie oft sich Göthe spottend gegen die Uebertreibungen des Vulkanismus wandte. So sagt er (Cotta's Ausg. Bd. 40, S. 298) in dem Aufsatz „Verschiedene Bekenntnisse“, er habe den Vesuv und Aetna bestiegen und auch — in Böhmen nämlich — die ungeheure Ausdehnung der Erdbrände, im Gefolge ausgedehnter Kohlenlager beachtet, sei aber geneigt gewesen, „beide mehr oder weniger als Hautschwären der Erdoberfläche anzusehen“. Diesen nicht ästhetischen aber sehr plastischen Ausdruck glaube ich statt des sinnlosen „Hauptschweren“ setzen zu müssen.

Göthe's Wunsch ist in einer Beziehung in Erfüllung gegangen, nicht durch die Kraft eines einzelnen, sondern durch Forschung und Beobachtung vieler. Ich habe weiter oben nach Studer auf die Forschungen von Venetz aufmerksam gemacht und auf die weitere Begründung durch Charpentier (1841). „Charpentier's ‚Essai sur les glaciers‘ und die Arbeit von Agassiz (The Glacial Theory) sind die Fundamentalwerke der Glacialgeologie“ (Penck). Agassiz verknüpfte mit den Beobachtungen in der Alpenwelt diejenigen aus den nordischen Regionen. Lange Zeit erfreute sich die schon bei Göthe erwähnte Drift-Theorie, die Anschauung, als seien die Geschiebe der norddeutschen Ebene durch und auf Treibeis an ihren heutigen Platz transportirt worden, allgemeiner Anerkennung. Der Gesichtskreis der Forscher erweiterte sich durch Beobachtungen in anderen Ländern und Erdtheilen, das eisbedeckte Grönland ward in den Kreis der Forschung gezogen. Konnte nicht einst das nördliche Europa, in dem Skandinavien ein Hauptcentrum bildete, in ähnlicher Weise vergletschert gewesen sein? Neben dem Studium der erratischen Blöcke und Trümmerwälle wurden die Erscheinungen der Grundmoränen studirt. Nordische Forscher wie Kjerulf und Torell traten, gestützt auf langjährige Studien, für die Annahme einer allgemeinen Vergletscherung Skandinaviens ein und die Forscher der norddeutschen Ebene (vor allem Berendt) gaben dieser Annahme durch eingehendes Studium der Diluvialebene neue Stützpunkte.

In der „denkwürdigen Sitzung der Deutschen Geologischen Gesellschaft“ (Nov. 1875) trat — so äußert sich Partsch in seinem Vorwort — der bei uns lange wie eine unerschütterliche Wahrheit gelehrten und erfaßten Drift-Hypothese die bisher völlig mißachtete Gletscher-Theorie zur Erklärung der norddeutschen Diluvialbildungen in neuer Entschiedenheit gegenüber. Dieselben Beobachtungen, „die lange als Stützen der einen Anschauung gegolten hatten“ wurden „nun zu Gunsten der entgegengesetzten gedeutet“ und auf Grund vertiefter Einsicht oft „geradezu als Argumente für sie in den Kampf geführt“. Eine Vergletscherung Nordeuropas wird kaum noch bezweifelt werden können; über die Erklärung dieses Phänomens gehen die Ansichten noch weit auseinander, und wir halten es weder an der Zeit noch trauen wir uns die Kraft zu in dieses scheinbar uferlose Meer mit einigem Erfolg hinauszusteuern.

Ronda.

Von **W. Kobelt.**

I.

Ronda! Dem Andalusier schlägt das Herz höher, wenn er den Namen dieser Stadt nennt. Ist sie doch das Herz Hochandalusiens, die Heimath der unverfälschtesten Majos [1], der kühnsten Contrebandistas [2]) und der ritterlichsten Bandoleros [3]), die Stätte der ersten Corridas [4]) und der Sitz der höchst geachteten Maestranza [5]) in Spanien. Nur in der Arena von Ronda und vor dem Publikum von Ronda kann sich ein Espada den höchsten Ruhm erwerben. In Ronda dachte darum auch ich noch einen Rest des unverfälschten Andalusierthums zu finden, das ich in Algesiras und Malaga umsonst gesucht. Ich war nach Andalusien gekommen den Kopf voll Schilderungen von Tanz und Gesang, von Guitarrenklang und Serenaden im Mondschein, und ich hatte bis dahin noch kein tanzendes Paar gesehen und noch keine Musik gehört, außer der Fandangomelodie, nach welcher die Maulthiertreiber die verschiedenartigsten Texte sangen, so ohrenzerreißend, daß „die Seele sich empörte“. Ich war sogar meinen naturwissenschaftlichen Zwecken untreu geworden, war in Algesiras, wo es

[1]) Stutzer in Volkstracht.
[2]) Schmuggler.
[3]) Räuber.
[4]) Stiergefecht.
[5]) Ritterliche, mit großen Vorrechten ausgestattete Körperschaft zur Abhaltung von Stiergefechten, Erhaltung des Nationalgeistes ꝛc.

nicht viel mehr zu sammeln gab, ein paar Tage länger geblieben, um die berühmte Pfingst-Feria mitzumachen, wo halb Südandalusien zusammenläuft, und hatte nur einen ganz gewöhnlichen Jahrmarkt gesehen mit dressirten Ratten und Flöhen als Sehenswürdigkeit, und nur einen Majo, den Espada der Stierkämpfertruppe, ein paar Tänzer, die für Geld tanzten, und an nationaler Musik einen blinden Spanier, der mit einer echten und wahrhaftigen „Morithat" herumzog und schauerlich zur Guitarre kreischte. Und was das Schlimmste war, dem Espada in Majotracht liefen die Kinder nach und staunten ihn an, ein Majo war auch ihnen eine Merkwürdigkeit, in Niederandalusien war diese Menschenrasse offenbar ausgestorben. In Ronda aber war das sicher noch anders; nach meinem Murray mußte dort zur Feria noch jeder Theilnehmer in Landestracht erscheinen und er gab genau die Adressen an, wo man die einzelnen Bestandtheile derselben am besten und billigsten kaufen könne. Also auf nach Ronda!

Wir — nämlich meine Frau und ich — waren etwas spät aus Marocco zurückgekommen und fanden in dem schönen Malaga schon eine ganz leidliche Hitze. Schon kamen die ersten Trauben zu Markte und die wohlhabenderen Malagueños hatten angefangen, sich auf ihre reizenden Quintas (Landhäuser) am Gebirge zurückzuziehen. Die Stadt liegt gegen Norden völlig geschützt und macht von allen Städten, die ich bisher am Mittelmeere besucht, den am entschiedensten tropischen Eindruck. Die Banane, sonst überall nur einzeln angepflanzt, erfüllt hier alle Gärten und öffentlichen Plätze und reift mit der Cherimoje, der edelsten der Tropenfrüchte, hier gerade so gut wie auf den Canaren. Die Vega von Malaga aber ist mit Zuckerplantagen erfüllt und das Zuckerrohr hat für die Umgegend eine solche Wichtigkeit gewonnen, daß der Wein, den ohnehin die Phylloxera [1]) immer ärger bedroht, vor ihr fast in den Schatten tritt; allein die vier Zuckerfabriken in Malaga produciren alljährlich gegen 90 000 Ctr. Rohrzucker. Die Felder waren abgeerntet und kahl, alles Grüne verbrannt, nur die ausgedehnten Eucalyptuswälder, welche einen Theil der Bergschluchten erfüllen, sahen noch frisch und üppig aus. Unseres Bleibens war darum nicht lange in Malaga; am 3. Juli brachen wir auf, um in dem 2000 Fuß höher liegenden Ronda Kühle, echtes Andalusierthum — und Schnecken zu suchen.

Es war bis in die neueste Zeit nicht eben leicht, diese Stadt zu erreichen. Wie ein verwunschenes Schloß im Märchen lag sie auf ihrer Hochebene, umgeben zwar nicht von einem Dornenhag, aber von einer Felsenwildniß, durch welche nur ein paar Reitpfade führten. Kein Fuhrwerk hatte seit der Römerzeit ihr primitives Straßenpflaster entweiht, nur ein zwölfstündiger Ritt auf Pfaden, die selbst in Andalusien für halsbrechend galten, konnte den Fremden dorthin bringen. Auch das ist anders geworden; auch nach Ronda ist die Sehnsucht nach der Welt und nach bequemerer Verbindung mit ihr gedrungen, und seit die Eisenbahn von Malaga nach Cordova führt, träumt man auch in Ronda von einer Bahn und hat einstweilen eine Chaussee nach der Station Gobantes gebaut, auf der eine Diligence den Verkehr vermittelt. So ist man des Reitens überhoben und muß nur so vorsichtig sein, die Diligenceplätze schon in Malaga zu belegen, wenn man nicht einen unfreiwilligen Aufenthalt in dem trostlosen Gobantes riskiren will. Auch thut man gut, schwereres Gepäck zurückzulassen, denn die spanischen Diligencen sind für Ueberfracht sehr theuer.

Die Fahrt bis Gobantes ist eine der schönsten, die man überhaupt machen kann. Sobald man das Gebiet des im Sommer wasserleeren Guadalete — der Malaga, wenn er Wasser hat, durchströmt — verläßt, kommt man in die Vega, welche der Guadalhorce bewässert, eine Ebene voll üppiger Vegetation, von unzähligen Gräben durchschnitten, welche Wasser und damit Leben überallhin führen. Diese Vegas zwischen den kahlen Felsensierren sind die Wahrzeichen Südspaniens. Wo von Valencia ab südwärts ein Thal sich zur Küste öffnet, haben die Mauren das es durchfließende Gewässer durch ein Wehr aufgestaut, die Ebene mit größter Sorgfalt nivellirt und mit einem Netz von Bewässerungskanälen durchzogen, das heute noch wohlerhalten ist und die Bewunderung eines Jeden weckt. Zum Glück ist trotz der Vertreibung der Mauren noch maurisches Blut genug in den Vegabauern geblieben, um sie dieses unschätzbare Erbtheil sorgsam erhalten zu lassen; noch gelten die maurischen Wassergesetze und noch sprechen Volkstribunale in maurischer Weise Recht in allen Streitigkeiten der Vegabewohner. In Süditalien, in Griechenland, in Kleinasien erfüllen Sümpfe die Stellen, welche in Spanien die Vegas einnehmen, und verpesten weithin das Land mit ihrer Malaria. **Den Vegas allein hat es Spanien zu danken, wenn es die Geißel des Südens, die Malaria, kaum merkbar empfindet im Vergleich mit den anderen Ländern am Mittelmeer.**

Die Vega von Malaga ist eine der ausgedehntesten und fruchtbarsten unter diesen Gartenebenen, sieben Stunden lang und über drei breit; sie ist längs der Bahn anfangs mit Weinbergen, dann mit Weizenfeldern bedeckt und überall sieht man den Eucalyptus, welcher auf den landschaftlichen Charakter Südspaniens einen bedeutenden und entschieden günstigen Einfluß ausübt und immer mehr ausüben wird. Besonders um Malaga hat man ihn, nicht des Fiebers, sondern nur des Holzes wegen, in allen Ramblas (Flußbetten, die nur im Winter oberirdisch Wasser führen) angepflanzt, und bei seinem reißend schnellen Wachsthum liefert er eine sehr hohe Rente. Schon sieht man häufig Stämme von zwei Fuß Durchmesser, welche an Höhe selbst die schlanke Palme überragen und erheblich zur Verschönerung der Gegend beitragen, und doch sind kaum 25 Jahre verflossen, seit man den ersten Eucalyptus in Spanien pflanzte. Bekanntlich hat das landschaftliche Aussehen der Mittelmeerländer schon mehrfache Veränderungen erlitten; gerade die Gewächse, welche den südlichen Charakter der Gegend bedingen, Dattelpalme, Agave, Cactus und Orange, sind dort nicht heimathsberechtigt, und ihnen schließt sich nun der australische Fieberbaum an.

Fast eine Stunde lang bleibt die Bahn in der Ebene, dann wendet sie sich landein, dem Thal des wasserreichen Guadalhorce zu. Bei **la Pizarra** rücken die Hügel näher zusammen, und das Thal wird zu einem Orangengarten, gegen den selbst die berühmten Orangenhaine von Burriana und San Felipe de Jativa in der Vega von Valencia die Segel streichen müssen. Hier sind es keine Orangensträucher mehr, sondern Bäume von der Höhe und Stärke unserer Obstbäume, und in dem dichten Walde liegen die reizenden Quintas der reichen Malagueños, umgeben von gutgepflegten Ziergärten, in denen Palmen, Bananen und Cherimolien mit Araucarien, Bambu und Zuckerrohr um die Wette wuchern. Ihren Höhepunkt erreicht die Landschaft bei dem reizenden **Allora**, das, von den Ruinen eines Maurenkastells überragt, in einem Kessel liegt; dann rücken die Berge zusammen und nehmen kühnere

---

[1]) Die Phylloxera ist bei Malaga schon seit vier Jahren nachgewiesen, aber man wagt keine gründlichen Maßregeln dagegen zu ergreifen und begnügt sich, echt spanisch, ihre Existenz überhaupt abzuleugnen.

Formen an, die Orangen verschwinden, die Bahn beginnt stark zu steigen und eine ungeheure Felsenwand schiebt sich quer vor das Thal, nirgends einen Ausweg lassend. Nun beginnt eine Strecke, welche an großartiger Wildheit ihres Gleichen sucht. Wie so viele der kleineren spanischen Flüsse durchbricht auch der Guadalhorce den Rand der Hochebene in einer schaurigen Schlucht, einer echten Klamm. Der Hoyo, wie die Durchbruchsstelle genannt wird, ist so eng, daß nicht einmal ein Fußpfad darin neben dem Flusse Platz findet, während zugleich der Fluß, mit starkem Gefäll über Felsenblöcke herabtobend, selbst einem Schmuggler kein Vordringen in seinem Bette gestattet. Elf Tunnels von einer Gesammtlänge von anderthalb Stunden waren nöthig, um die Bahn aus dem untern in das obere Thal zu führen; die Zwischenräume zwischen ihnen sind nirgends länger als fünfzig Schritt, an einigen Punkten aber so schmal, daß sie eben nur den Arbeitern, die auf Leitern von oben herabstiegen, Raum zum Beginn ihrer Arbeit boten. Die Tunnels halten sich immer dicht an der Klamm und in jedem Zwischenraume sieht man das Wasser unter sich toben und schäumen.

Aehnliche Defileen finden sich zwischen Hochandalusien und der Küste noch an vielen Stellen und gar manches hat in den Kämpfen zwischen Kreuz und Halbmond eine traurige Berühmtheit erlangt. Gar nicht weit vom Hoyo del Guadalhorce liegt an der alten Straße von Antequera nach Malaga die Cuesta de Matanza, die Mordschlucht, wo ein großes Christenheer, das Malaga erobern sollte, von den Mauren unter el Zagal vernichtet wurde, ohne daß die Christenritter einen Feind zu sehen bekamen. Wer den Hoyo gesehen, begreift solche Vorgänge.

Unmittelbar vor dem Ausgange des letzten Tunnels liegt das armselige Dörfchen Gobantes, die Station für Ronda. Die Orangen sind verschwunden, die Bäume sind ausschließlich immergrüne Eichen und Oliven, an den Gehängen dehnen sich Felder mit Weizen und Garbanzos (Cicer arietinum). Wir sind aus der Orangenregion in die Olivenregion gekommen. In ganz Südspanien kann man diese beiden Regionen selbst beim flüchtigen Durchfahren unterscheiden, weil der Abstieg vom Plateau zur Küste mit den radial von Castilien auslaufenden Bahnen sehr rasch erfolgt, so z. B. bei der Fahrt von Valencia nach Chinchilla und von da wieder nach Cartagena, beim Aufstieg durch den Paß von Despeñaperros in der Sierra Morena, doch nirgends so scharf wie zwischen Malaga und Gobantes, wo sich die Tunnels des Hoyo gerade zwischen die beiden Gebiete einschieben. Kaum minder scharf ist die Grenze an der Küste, wenn man von Tarragona kommend stundenlang durch Olivenwälder und über dürre Haide gefahren ist und dann aus einem Tunnel heraustretend auf dem Bahnhof zu Benicasin plötzlich die Orangenpracht der Vega von Valencia vor sich sieht. Viel weniger scharf ist die Grenze in Süditalien, doch wird sie auch dort dem aufmerksamen Reisenden bei der Fahrt von Rom nach Neapel nicht entgehen.

Gobantes liegt in einem weiten Thalbecken, offenbar einem ehemaligen See, ehe der Guadalhorce den Felsriegel durchgenagt hatte; das ganze obere Thal, zu dem auch die baumreiche Ebene von Antequera gehört, behält diesen Charakter bei. Die Gegend ist gut angebaut und sehr fruchtbar. Herr Tschihatscheff spricht in seinem neuerdings erschienenen Reisewerk seltsamer Weise von der Ueberschreitung eines Passes im Hoyo, es ist das ein entschiedener Irrthum; die Bahn bleibt noch geraume Zeit im Gebiet des Guadalhorce. Auch die gute Straße nach Ronda, auf welcher wir von da ab in einem miserabelen überfüllten Marterkasten im Galopp dahin jagten, folgt einem Seitenflüßchen dieses Gewässers, ehe sie in die wildverworrenen Berge der Serrania de Ronda eintritt. Noch eine Weile blieb uns die Aloë getreu, dann schwand auch sie und die Gegend nahm einen ausgeprägten nördlichen Charakter an; Ulmen und Steinobst waren um die Gehöfte angepflanzt und man hätte sich in Deutschland wähnen können, hätte nicht immer noch der Oleander seine Flammenblüthen mit den Korbweiden am Bach gemischt. Das ganze Thal war leidlich angebaut, obschon wir nur zwei kleine Dörfer passirten. Leider dunkelte es schon, als wir los Cuevas, wo umgespannt wurde, erreichten und wir konnten die ausgedehnten bewohnten Höhlen, von denen das Dorf seinen Namen trägt, nicht beaugenscheinigen; ebensowenig sahen wir etwas von der romantischen Serrania, in welche wir nun eintraten; nach sechsstündiger scharfer Fahrt war Ronda erreicht.

Kürzere Mittheilungen.

Meyer's Sprachführer — Türkisch.

(Leipzig, Bibliographisches Institut, 256 Seiten, 16.)

Als Schreiber dieses vor vierzig Jahren zum Zweck längerer Reisen im Innern des damals noch schwieriger als heute zugänglichen Kleinasien türkische Sprachstudien aus sehr unbequemen Hilfsbüchern betrieb und noch, als er vor 12 Jahren auf einer neuen Reise eine noch lange nicht ausreichende Kenntniß dieser Sprache zu verwerthen Gelegenheit hatte, wäre ihm ein so geschickt abgefaßtes, bei handlichster Kleinheit des Formats so inhaltreiches Büchelchen wie das vorliegende, von unbezahlbarem Werthe gewesen. Der Verfasser, dem Vernehmen nach der Bankdirektor Heintze in Smyrna, beherrscht durch langjährige Uebung seinen Gegenstand vollkommen und hat der immer steigenden Zahl von Deutschen, welche ihre Arbeitskraft dem Orient widmen, ein überaus praktisches Hilfsmittel geliefert, um sich durch Erlernung jenes keineswegs schwierigen Idioms von den kostspieligen und durchaus nicht immer zuverlässigen Diensten professioneller Dragomans zu emancipiren. Der beigefügte, nur 70 der kleinen Seiten enthaltende Abriß der Grammatik und Syntax ist bei der überaus großen Regelmäßigkeit der türkischen Flexion völlig ausreichend zur Bemeisterung der der Volkssprache angehörigen Formen; der lexikalische Apparat von Wörtern und Phrasen läßt kaum eine Frage unbeantwortet und gewinnt (ähnlich wie in den anderen gleichartigen Sprachführern desselben Verlags) eine große Uebersichtlichkeit durch Einordnung sinnverwandter Ausdrücke und Phrasen unter geeignete Stichwörter (z. B. Arzt, Bad, Bazar, Dampfschiff, Speisehaus, Polizei, Zeit u. dergl.), wo man einen ganzen Schatz sofort verwendbarer Artikel zusammenfindet. Eine aufmerksame Durchsicht hat uns nur weniges derart vermissen lassen, z. B. aus dem Kapitel der Speisen die allbeliebten

süßen Nationalgerichte Börek, Halwa, Kaimák, Rahatlokum, Mohalebi, wogegen man das angeführte bifstek und rosbif schwerlich in einer türkischen Wirthschaft verlangen und erhalten wird und in den fränkischen Hotels, wo man es findet, nicht türkisch zu sprechen braucht. Wenn ferner auch feinere arabisirende Phrasen absichtlich weggeblieben sind, so hätten doch so alltäglich auch im Volke gebrauchte Gruß- und Dankformeln, wie ughúr ola „gute Reise", allah bin berekét wersün „Gott möge es tausendmal vergelten", und ähnliche, wohl Aufnahme verdient. Endlich, in Beziehung auf die Tendenz dieser Zeitschrift, ein Wort über viele mit aufgenommene geographische Synonymien. Wir vermissen, gerade weil grundsätzlich das feinere europäisirende und arabisirende Türkisch der Gebildeten ausgeschlossen ist, neben ganz modernen dieser Sprachweise angehörigen Formen wie Austria, Vienna u. dergl., die in der Volkssprache ausschließlich gebrauchten entsprechenden Nemtsche dewleti, Betsch u. s. w.; der Artikel „Dardanellen" fehlt ebenso befremdlich; einzelnes ist geradezu geeignet Mißverständnisse zu veranlassen, z. B. zweimal unter „Meer" und „Mittelmeer" ist als dessen türkischer Name Ak Deniz Bachri Szefid ohne das nöthige trennende Komma angegeben, so daß ein Unkundiger leicht diese vier Wörter für zusammengehörig ansehen kann, während Ak-deniz („Weißes Meer") der fast ausschließlich auch von den Gebildeten gebrauchte Name, Bachr-i-sefîd die halb arabisch, halb persisch zusammengesetzte, bloß in der Kanzleisprache gebrauchte Uebersetzung desselben ist. — Diese wenigen bei aufmerksamer Durchsicht uns aufgefallenen Ausstellungen thun dem Werth des Ganzen aber kaum irgend welchen Eintrag, vielmehr fühlen wir uns nochmals gedrungen, dasselbe besonders angehenden Reisenden aufs Dringendste zu empfehlen. H. Kiepert.

Dr. J. E. Polak über Baku, Rescht und Hamadan.

Dr. J. E. Polak, der frühere Leibarzt des Schah, hat im Jahre 1882 in Gesellschaft des Geologen Dr. Wähner und des Pflanzensammlers Pichler eine Reise nach dem Karagan- und Elwend-Gebiete (Persien) unternommen und berichtet darüber in den Mittheilungen der Wiener Geographischen Gesellschaft (1883 Heft 2). Wir führen daraus Folgendes über einige der besuchten Städte an.

Baku traf er in einem Uebergangsstadium; als er es auf der Hinreise berührte, war es eine der schmutzigsten Städte der Welt. Ganze Gassen mit fußtiefem Moraste bedeckt. Einige Monate später, im Juli, waren die meisten Straßen gegen das Meer kanalisirt, geebnet, überall neue Häuser, Magazine, Faktoreien in Angriff genommen, wozu der leicht in Quadern zu bearbeitende Kalkstein vortreffliches Material liefert. Die Stadt schmückte sich als Braut, wohl bewußt, daß sie im Besitze des besten Hafens des Kaspischen Meeres durch die neue Bahnverbindung (mit Tiflis), vorzüglich aber durch die Erwerbung der neuen Gebiete in Turkestan eine der mächtigsten Handelsstädte der Welt (?) werden und, den Handel aus den östlichen Ländern Buchara, Chiwa, von Persien, ja zum Theil von Afghanistan an sich ziehen und Tiflis brach legen wird, wozu natürlich die reichen Petroleumquellen in der Nähe wirksam beitragen.

Rescht, die Hauptstadt der persischen Provinz Gilan, gilt als Hauptstation des Handels von Nordost-Persien. Es ist auch der Hauptstapelplatz der persischen Seide, wovon die Gilaner als die beste gilt und in ziemlichen Quantitäten nach Marseille geht. Seit 1863 besteht auch hier die Raupenkrankheit, welche trotz Grainwechsel aus Japan die Ernte sehr geschädigt hat. Die Maulbeerbäume werden in dichten Reihen wie in einer Baumschule gehalten. Seit der Ausdehnung der Krankheit haben sich die Einwohner mehr auf die Reiskultur geworfen; es wird dort eine Sorte Sadri gebaut, die eine große Ausfuhr nach Rußland erlaubt. Merkwürdig ist es auch, daß seit einigen Jahren der türkische Tabak, in diese Marschländer übertragen, einer reichen Kultur sich erfreut und ebenfalls viel nach Rußland ausgeführt wird. Von Industrie ist nur die der Tuchmosaik und der schillernden Seidenshawls berühmt, welche Artikel sich eines bedeutenden Exports erfreuen.

Hamadan liegt auf abschüssigem Granitgrunde, im größten Durchmesser parallel mit dem Elwendstock, etwa 6 km vom Fuße des eigentlichen Gebirges entfernt. Der östliche Theil der Stadt fällt ziemlich steil gegen die Steppe ab; sie ist durch die abfließenden Bäche des Gebirges die bestbewässerte Stadt Persiens, nur sind die Wasserleitungen zu den Häusern meist offen, daher auch das Wasser sehr verunreinigt. Sie ist dicht bevölkert, zeigt auch weniger Ruinen als die sonstigen Städte des Landes; doch sind die Gassen und Bazare sehr unrein gehalten, so daß nur ihre ausgezeichnete Lage sie vor häufigen Epidemien schützt. Die Einwohnerzahl wird zwischen 40 bis 50 000 geschätzt, meist Schiiten, doch auch viele von der aus Kerman stammenden Sekte der Scheichi, denen volle öffentliche Religionsübung und Jurisdiktion gewährt ist. Es giebt ein jüdisches und armenisches Viertel; in ganz Persien hat Dr. Polak keine tolerantere Einwohnerschaft gefunden, als in Hamadan; anglikanische und amerikanische Missionäre üben hier frei ihren Beruf — sie bekehren freilich nur Juden — und gründen unbelästigt Schulen.

Die industriösen Städtebewohner sind Iraner und sprechen persisch; doch in den vielen Dörfern und Ansiedelungen des ganzen Gouvernements wohnt der weitverbreitete türkische Stamm der Karagozlu (Schwarzäugler), welcher, seitdem sich die Karaganer abgezweigt haben, in drei große Clans zerfällt, die alle unter Häuptlingen stehen, welche ihre Abstammung direkt von Tamerlan herleiten. Die Juden sind im Typus und in der Schädelbildung ganz den unserigen gleich; man unterscheidet ebenfalls beide Typen, den röthlichblonden, den sogenannten polnischen, und den spaniolischen feineren Typus. Dolichokephalie ist äußerst selten. Auch die Armenier bieten den doppelten Typus des blond-röthlichen brachykephalen mit äußerst massivem Knochengerüst und Neigung zur Dickleibigkeit und dann den mehr dolichokephalen mit dunklem Typus, feiner, oft gebogener Nase und länglichem Gesicht. Die Stadt selbst enthält kein einziges Bauwerk, welches Beachtung verdiente, und ebenso wenig Reste aus dem Alterthume; selbst die Moscheen sind von außen ganz abgebröckelt und ihres Fliesendaches beraubt. Vom Gebirge an bis gegen die Stadt wird dagegen der Boden von vielen, oft mehr als hundert, Goldwäschern nach Edelmetallen durchsucht; durch Schlemmen werden eine ganz bedeutende Anzahl von Gold- und Silberschmucktrümmern, Gold-, Silber-, Kupfer- und Bronzemünzen aus der Zeit der Achämeniden, Alexanders, der Diadochen, Baktrier, Arsaciden, Römer, Sassaniden, Muselmanen und Byzantiner, außerdem Cylinder mit Keilschrift, Kameen mit Pehlewischrift, Geschmeide, Edelsteine (Rubin, Saphir, Lapis lazuli ꝛc.) und Votivbronzen, die alle einen Zapfen oder ein Loch zum Einfügen oder Anhängen besitzen und meist Thiere (Vögel, Pferde, Fische), ferner Hände, Füße, geflügelte Thiermenschen mit der Tiara, auch Pfeil- und Lanzenspitzen darstellen. Selten sind dieselben von Gold, oft jedoch mit griechischer Meisterschaft gearbeitet. Die langjährigen Kriege, die wiederholten Plünderungen und die Neigung aller Orientalen, ihr Habe unter die Erde zu verstecken, erklären in genügender Weise diese Funde.

Mit Ausnahme der Bereitung von vorzüglichem Saffianleder und von geschorenen Teppichen in der ganzen Umgegend bis gegen Farahan hin besitzt Hamadan keinen bedeutenden Industriezweig, und der Großhandel liegt in den Händen einiger europäischer Häuser in Täbriz, die ihre Agenten in diesen Gegenden besitzen. Desto ausgedehnter ist die Landwirthschaft, weil es an Wasser nicht fehlt, der verwitterte Granitboden fruchtbar und die Einwohner, wie alle Perser, sehr fleißige Land- und Gartenbebauer sind. So gedeihen

Weizen (häufig mit Roggen zusammen, der nirgends als selbständige Frucht auftritt) und sechszeilige Gerste, mitilere Kichererbsen und andere Hülsenfrüchte in Fülle; von Klee besonders zwei Arten des Kopfklees. Sehr ausgedehnt ist der Weinbau, und der Wein von Hamadan hat in ganz Persien einen guten Ruf, den er auch wegen seines feinen Bouquets und seiner Güte verdient; er nähert sich am meisten dem Rheinwein. Aber wegen der schwierigen Ausfuhr wird der größte Theil der Trauben zu Rosinen getrocknet und zu fabelhaft billigem Preise verkauft oder der Traubensaft eingedickt und vom Volke statt des sonst häufigen Honigs und selteneren Zuckers benutzt. Wichtig ist der Mohnbau zur Gewinnung von Opium, trotzdem die Gegend demselben weniger günstig ist. Mangel leidet Hamadan nur an Brennmaterial, der in den kalten Wintern sehr empfunden wird, und eine Aussicht, in der Nähe Steinkohlen zu entdecken, ist nach Dr. Polak nicht vorhanden.

Oestlich von Hamadan an dem Wege nach der reichen Ortschaft Scheverin befinden sich mehrere muldenförmige Senkungen, die Eisbehälter der Stadt. Eis ist ein Hauptbedürfniß jedes Persers, und da es nicht jedes Jahr gewonnen werden kann, so wird eine seichte Bodenvertiefung mit Wasser gefüllt, die durch eine Mauer überall gegen die Sonne geschützt und nur gegen Norden offen ist. Nachts wird die dünne Eiskruste stets berieselt, bis eine Kruste von $\frac{1}{2}$ m Dicke erzielt ist. Das Eis wird meist in Kellern untergebracht, häufig auch in überirdischen, gegen Wärme gut isolirten Wölbungen; bei der ziemlich trockenen Luft hält sich das Eis das ganze Jahr hindurch und ist auch im Preise fast dem Aermsten zugänglich.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Zu Anfang Mai begeben sich Dr. med. Franz Bachmann und Dr. phil. Friedrich Wilms, letzterer Apotheker, nach Südafrika und speciell nach Transvaal, wo sie neben der Ausübung ihres Berufes die Verhältnisse des Landes kennen lernen und naturwissenschaftlichen (besonders botanischen) Studien obliegen wollen. Auch die handelspolitischen Verhältnisse zwischen Deutschland und Südafrika werden sie im Auge behalten und deutschen Waaren mehr Eingang in jene Länder zu verschaffen suchen.

— Dr. Bayol, dessen Abreise nach dem obern Senegal wir auf S. 320 des vorigen Bandes meldeten, hat von dem bekannten Militärposten Bafulabe am Senegal aus eine kurze Reise in das noch unerforschte Gebirgsland nördlich des Senegal unternommen. Durch die Drohungen der Toucouleurs der Stadt Diala indessen sah er sich gezwungen, bald umzukehren und sich mit einer kurzen Routenaufnahme und einigen naturwissenschaftlichen Sammlungen (Gesteine, Vögel, Hölzer 2c.) zu begnügen. Falls sich die Verhältnisse des Landes Kaarta (nördlich des Senegal, zwischen 11° und 13° w. Länge von Paris) nicht bald besserten, gedachte er nach Frankreich zurückzukehren.

Australien.

— Nach einem Telegramm aus Brisbane ergriff die Regierung der Kolonie Queensland formell Besitz von der Insel Neu-Guinea (d. h. von der Osthälfte, da der Westen niederländisch ist). Dieser Schritt ist in ganz Australien sehr populär, weil man so die Errichtung einer Strafkolonie dort abzuwenden hofft; indessen besitzen, wie frühere Vorkommnisse beweisen, die englischen Kolonien kein Recht zu selbständigen Landerwerbungen, sondern nur lediglich die Krone.

Nordamerika.

— Dem Parlamente von Canada hat der Marineminister einen Bericht für das Jahr 1882 vorgelegt, in welchem der Werth der canadischen Fischereiprodukte auf 16 088 672 Dollars geschätzt wird, 271 510 Dollars mehr als im vorhergehenden Jahre. Für 6 898 884 Dollars Fisch wurde ausgeführt, für 245 537 Dollars mehr als im Vorjahre. 11 Fischbrutanstalten standen unter der Aufsicht des Ministeriums; dieselben setzten über 58 Millionen Eier von Lachs, Lachsforelle, Forelle und Weißfisch aus. — Zu Ende 1882 waren 7312 canadische Schiffe registrirt, mit einem Tonnengehalte von 1 260 777. Davon waren 783 Dampfer mit 99 716 Tonnen, und hinzu kamen 288 neue Schiffe, davon 66 Dampfer, mit 60 113 Tonnen. Auf die einzelnen Provinzen vertheilen sich die Schiffe wie folgt: New Brunswick 1065 (308 980 T.); Nova Scotia 3026 (546 778 T.); Quebec 1754 (215 804 T.); Ontario 1112 (41 684 T.); British Columbia 84 (7687 T.); Manitoba 23 (2783 Tonnen).

Südamerika.

— Der in den chilenischen Anden weilende Dr. Güßfeldt (vergl. „Globus“ Bd. 42, S. 192) hat d. d. Cauquenes, 30. December 1882 Folgendes an Dr. Reiß berichtet: „Ich bin sehr zufrieden mit meinen Erfolgen, habe 14 Tage in den Cordilleren bivouaquirt und die schöne Entdeckung eines Gletschers erster Ordnung von vier Stunden Länge, im Stile des Aletsch-Gletschers, gemacht; zwölf Photographien, alle gelungen, von ihm genommen. Sämmtliche Instrumente sind ausgezeichnet im Stande. Eine Basis von 980 m (Differenz ± 3 m) zweimal gemessen; viele Höhen trigonometrisch genommen. Die Uhren sind ausgezeichnet im Gange, so daß vortreffliche Zeitübertragungen erhalten wurden; eine botanische Kollektion alpiner Pflanzen (wilde Kartoffeln oberhalb des Gletschers) wurde gewonnen, ebenso Proben von anstehendem Gestein und von der Moräne. Gesundheit gut; morgen (31. December) breche ich auf, zunächst nach Argentinien, von da zurück durch Maipu, dann in die Aconcagua-Gegend, wo noch Schwierigkeiten zu überwinden sind.“

(Verhandlungen der Ges. f. Erdk. zu Berlin.)

— Augenblicklich ist Lieutenant A. B. Tupper von der chilenischen Marine in Begleitung von Senhor E. Sage, eines Naturforschers, eines Landwirthes, eines Malers und eines Photographen mit der Erforschung Araukaniens beschäftigt.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIII. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XXV.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Nach einem vorläufigen Aufenthalte von nur wenigen Tagen brach Lortet wieder von Damaskus auf, um die interessante Tour nach dem Großen Hermon und dem obern Thale des Jordan anzutreten. Auf der Straße von Safed, auf der er gekommen, ging es zuerst in südwestlicher Richtung bis zum Dorfe El Mezrâ, von dort in ermüdendem Marsche über coupirtes Terrain nach NW bis zum Fuße des Berges, wo man unweit des kleinen drusischen Dorfes Arni das Lager aufschlug. Das Dorf liegt an der einen Seite eines breiten, reichbewässerten Thales, dessen Fruchtbarkeit durch eine Menge der schönsten alten Nußbäume, sowie durch üppig gedeihende Maulbeer- und Obstbaumplantagen bezeugt wird.

Bis spät in die Nacht hinein war das Lager der Reisenden von neugierigen Bewohnern von Arni umringt, denen europäische Touristen offenbar eine selten vorkommende Erscheinung waren. Die ungemein lohnende und verhältnißmäßig wenig beschwerliche Besteigung des Hermon wird in der That nur selten von dieser Seite aus unternommen; den gewöhnlichen Ausgangspunkt bilden die am westlichen Hange des Gebirges belegenen Dörfer Hâsbeya und Râscheya. Von einem Führer begleitet, machte sich Lortet am nächsten Morgen um fünf Uhr auf den Weg. In ziemlich bequemem Anstiege führte der Weg durch die schönste, von unzähligen munteren Bächen belebte Berglandschaft. Mehrmals kam man an kleinen, von irgend einem Bache gebildeten Bergseen vorbei, deren ruhige, klare Fläche den blauen Himmel und die herrlichen Bäume am Ufer wiederspiegelte. Die Thäler, in die man hinabblickte, zeigten denselben reichen Baumwuchs, wie das Thal von Arni. Auf der Höhe von 2000 m erschien freilich Alles ringsum verändert. Große Schneefelder breiteten sich aus, die Vegetation trug einen rein alpinen Charakter, die Luft war scharf und schneidend. Die grasbewachsenen Hänge wurden immer schroffer und steiler, und an vielen Stellen durchbrachen schwarze Lava- und Basaltmassen die Kreide- und jurassischen Schichten des Bodens. Der kahle Gipfel des Hermon wird durch zwei tiefe Senkungen in drei ziemlich schroffe Spitzen geschieden, von denen die südliche und die nördliche fast von gleicher Höhe (2860 m ü. d. M.) sind, während die westliche etwa 30 m niedriger ist. Auf der südlichen Spitze erhebt sich das Kasr Antar, die Ruine eines kleinen runden Tempels aus heidnischer Zeit, wahrscheinlich eine der vielen Kultusstätten des Baaldienstes, die sich auf dem heiligen Berge befunden haben. Einige Meter tiefer zeigen sich die Spuren eines zweiten, quadratischen Gebäudes und noch etwas weiter am Berge hinab eine große, augenscheinlich künstlich in den Felsen gegrabene Grotte, an deren Eingang sich noch Säulenreste befinden. Diese Grotte würde bei einem etwaigen Uebernachten auf der Höhe dem Touristen trefflichen Schutz gewähren; da sie aber zur Winterszeit den auf dem Hermon noch vielfach vorkommenden Bären häufig zum Aufenthalte dienen soll, steht sie bei den Führern aus den Bergdörfern im Rufe der Unsicher-

heit. Außer dem Bären (Ursus syriacus), der mit unserm braunen Bär große Aehnlichkeit hat, kommen auch Wölfe, Füchse und Schakale auf dem Hermon vor. Rothwild und Gazellen sind ebenfalls reich vertreten. Jetzt war von höherm Thierleben in dieser Schneewüste nichts anderes zu gewahren, als einige Schmätzer und Haubenlerchen, die eifrig nach den auf dem Schnee befindlichen Insekten (Lyggaea militaris) suchten. Unter den Pflanzen zeichneten sich namentlich die Meleagris Hermonis mit zierlichen grünen Blüthen und eine hübsche veilchenfarbene Tulpe (Tulipa Lownei) aus, die beide an geschützteren Stellen in großer Menge nebeneinander wuchsen.

Die Aussicht vom Gipfel des Hermon ist unvergleichlich schön und würde selbst eine bei weitem schwierigere Bergtour reichlich belohnen. Bei hellem Wetter — und fast neun Monate hindurch kann man ja hierzulande auf klare Luft rechnen — überblickt man von dieser Höhe einen großen Theil Syriens. Im Süden die Berge von Adschlûn bis in die Gegend von Moab, das breite grüne Thal des Jordans, den Lauf des Flusses und die Seen Tiberias und Hûleh; im Westen die Berge von Samaria und Galiläa und die Mittelmeerküste vom Karmel bis Tyrus; die Kette des Libanon mit ihren Schneegipfeln; weiter im Vordergrunde die Bekâa, das alte Cölesyrien, mit dem tief einschneidenden Laufe des Litâni; dann im Norden den Antilibanos. Im Nord-Ost endlich zeigt sich, ein seltsamer Kontrast zu jenen abwechselungsreichen Bildern, die Wüste von Damaskus, die, gleichmäßig eben wie ein Meer, von einer goldenen, sonnendurchglühten Staubatmosphäre überfluthet ist. Nur am Horizont, wo sich der Dschebel el-Asuad und der Dschebel el-Mâuia erheben, denen sich weiter nach Süden die Gebirgsmasse des Haurân anschließt, geht das leuchtende Gelb der Luftschicht in gedämpftere violette Tinten über.

Nachdem man das herrliche Panorama lange genug bewundert und dem Gedächtniß eingeprägt hatte, wurde der Abstieg nach SW angetreten. In weitem Bogen führte der beschwerliche Pfad durch ziemlich dichten Wald, der zum Theil aus stachlichten Eichen (Quercus Ehrenbergii und Quercus Loot), zum Theil aber aus stattlichen hohen Wachholderbäumen (Juniperus excelsa und Juniperus drupacea) bestand. Nach mehrstündiger Wanderung kam man in dem Dorfe Schiba an, das am untern Ende einer tiefen Thalschlucht gelegen ist. Ein reißender Bach, der durch das Schneewasser des Hermon genährt wird, durchströmt das Thal. Schiba ist eines der am höchsten gelegenen Hermondörfer; seine Bewohner leben ausschließlich von Viehzucht, und zwar halten sie vorzugsweise große Herden von Ziegen, die allenthalben an den Thalwänden und den benachbarten Berghängen umherklettern. Die trockenen Ziegenkäse und die geronnene Ziegenmilch (leben), welche die Einwohner von Schiba nach Damaskus bringen, sind dort besonders beliebt. Am Ufer des Baches entlang gehend, erreichte Lortet bald ein kleines, mit schönen Oelbäumen bepflanztes Plateau, an dessen einer Seite das freundliche Dorf Hibbarijeh liegt. Nicht weit von demselben befinden sich mitten zwischen den Feldern der Dorfbewohner die Ruinen eines alten Tempels, der bis vor wenigen Jahren noch drei fast unversehrte Mauern besaß, jetzt jedoch durch verschiedene neuere Erdbeben zum großen Theil in einen Trümmerhaufen verwandelt ist. Daß es seinerzeit ein Prachtbau gewesen ist, der sich hier mitten in den Bergen erhoben hat, ist aus Allem, was von architektonischen Details noch vorhanden, deutlich zu erkennen. Um den $2\frac{1}{2}$ m hohen Säulenfuß zieht sich ein zierliches Kranzgesims, auch die Innenwände des Pronaos und der Cella waren mit reichen Simsen geschmückt. An den Ecken erhoben sich Säulen mit ionischem Kapitäl, zwischen denen auf der Ostseite zwei Mittelsäulen den Portikus bildeten. Die fast 5 m hohe Pforte der Cella zeigt über dem Architrav ein schöngegliedertes Gesims. Zu beiden Seiten der Pforte befinden sich je zwei übereinander geordnete Nischen mit kunstvoll skulpirter Muschelwölbung und Säulchen. Die Steine der sehr starken Mauern sind auf das Sorgfältigste behauen; innerhalb eines in die Mauer hineingearbeiteten Schachtes führte eine kleine Treppe zum Dache der Cella empor.

Phönicischer Tempel bei Hibbarijeh.

Der Große Hermon, vom Wadi El-Teim aus gesehen.

In nordwestlicher Richtung ging es nun vorwärts über einige steile Höhen, bis man nach mehrstündigem Marsche an das große Dorf Hâsbeya gelangte, das schon längere Zeit vorher durch trefflich kultivirte Felder und große Weinberge sich angekündigt hatte, zwischen denen der Weg entlang führte. Hier wurde auf einer Wiese vor dem Dorfe unweit des Jordanufers unter prächtigen alten Oelbäumen das Lager für die Nacht aufgeschlagen. Das Dorf Hâsbeya liegt 670 m ü. d. M. in schönster Umgebung. Amphitheatralisch baut sich ein Kranz von Hügeln hinter ihm auf, von denen herab ein breiter Bach durch das Dorf fließt, um sich nach kurzem Laufe in den Nahr Hasbâni, den obern Jordan, zu ergießen. Zu beiden Seiten des Thales steigen in Terrassen angelegte Obstgärten und Olivenpflanzungen an. Namentlich der Weinbau wird hier eifrig betrieben; die Trauben kommen entweder als Rosinen in den Handel oder werden zur Herstellung von Syrup (dibs) verwendet, der in ganz Syrien vielfach anstatt des übermäßig theuren Zuckers gebraucht wird. Von den 5000 Einwohnern von Hâsbeya sind vier Fünftel Christen, ein Fünftel Drusen. Bei den blutigen Metzeleien des Jahres 1860 sollen in Hâsbeya allein 1000 Christen von den Drusen massakrirt worden sein. Wenn auch diese Zahl vielleicht übertrieben ist, so ist doch sicher, daß ein furchtbares Blutbad hier stattgefunden, und daß der türkische Gouverneur des Ortes, Oberst Osman Bey, dasselbe nicht nur geduldet, sondern die Drusen sogar dabei unterstützt hat.

In der Nähe von Hâsbeya, am Fuße der Kreidefelsen, befinden sich etwa vierzig alte Schachte, in denen auf die primitivste Weise Erdpech zu Tage gefördert wird. Eine Zeit lang war ihr Betrieb ganz eingestellt, jetzt aber sind die Gruben wieder von der Regierung verpachtet worden, und es wird fleißig in ihnen gearbeitet. An Stricken werden die Arbeiter in die Tiefe von 25 bis 30 m hinabgelassen, in der sich die bituminösen Schichten befinden, die sie in ungemein niedrigen kurzen Gängen abbauen. Von einer Zimmerung oder Mauerung dieser Schachte ist natürlich keine Rede. In großen Körben wird das gewonnene Erdpech an die Oberfläche gezogen; dann wird es im Jordan gewaschen und darauf geschmolzen, um es von allen Kalkpartikeln gänzlich zu säubern. Erkaltet, wird es in kleine Stücke zerklopft, in Kisten verpackt und zu Maulthier nach Sidon geschafft, wo es heute einen nicht unbedeutenden Exportartikel bildet. Der Kalkstein, der die Adern enthält, gleicht dem von Neby Musa. An einigen Stellen ist er vielfach geborsten, und die Spalten sind mit Bitumen ausgefüllt. Die Araber nennen das Erdpech el hummar und gebrauchen dasselbe seit langer Zeit schon zur Vertilgung schädlicher Insekten an den Obstbäumen und Weinstöcken. Sie vermischen das über dem Feuer geschmolzene Erdpech mit Oel und bestreichen mit dieser Mischung ihre Weinstöcke dicht über den Wurzeln. Auf dieses alte Verfahren, mit dem man jetzt in Frankreich gegen die Phylloxera vorzugehen versucht, hat Seetzen schon im Jahre 1805 aufmerksam gemacht. (Vergl. Seetzen, Reisen durch Syrien. Thl. I, S. 325.)

Ein siebenstündiger Marsch, der zum großen Theil über trockene, vielfach zerklüftete und mit eruptivem Gestein durchsetzte Kalkplateaux führte, brachte den Reisenden am Nachmittag des folgenden Tages nach Râscheya im Hochthale El-Teim. Die kleine Stadt von 3500 Einwohnern liegt ähnlich wie Hâsbeya an mehreren Hügeln und ist auch wie jenes von terrassirten Obstgärten und Weinbergen umgeben. Ein altes hochgelegenes Schloß beherrscht die Stadt, deren massive kleine Häuser ein ärmliches Aussehen haben, das dem Rufe der Wohlhabenheit, in dem ihre Bewohner stehen, durchaus widerspricht. Ueberraschend war es für Lortet, in diesem gesund und hoch gelegenen Orte so unzählig viele Kranke zu finden, die seine Hilfe begehrten. Wie in den sumpfigsten Niederungen um den See Tiberias und den Hûleh waren hier Wechselfieber und bösartige Dysenterien fast Haus bei Haus anzutreffen.

Von Râscheya hat man einen schönen und vollständigen Ueberblick über die ganze Bergmasse des Hermon, die sich in einer Länge von etwa 7 Stunden in weitem Bogen von SW nach NO hinzieht und durch die tief einschneidenden Thäler und Schluchten ein seltsam zerrissenes Ansehen erhält.

Der Weg von Rascheya nach Damaskus, der am nächsten Morgen angetreten wurde, führte zunächst durch das Thal von Kefr Kuk, in dem sich ein kleiner See befindet, der meist während des Sommers austrocknet und dann mit Getreide bebaut wird. Das Dorf Kefr Kuk mit seinen herrlichen schattigen Nußbäumen gewährte für viele Stunden eines ermüdenden Marsches den letzten wohlthuenden Anblick. Gleich nachdem man es passirt, mußte man, in nordöstlicher Richtung ansteigend, ein trockenes, felsiges und schroffes Thal hinaufgehen, das auf ein vielfach zerklüftetes und stellenweise noch mit Schnee bedecktes Plateau mündete. Hohe Berge mit vielfach ausgezackten Gipfeln ragen an den Seiten empor, an ihren unteren Abhängen mit Eichen und Tannen bestanden. Auch hier zeigt sich wieder eine eigenartige Gebirgsvegetation: hatte in dem steinigen Thale, das man soeben passirt, nur die Zwergkirsche (Cerasus prostrata) mit ihrem wenige Zoll hohen rankenden Gesträuch und den schönen rosenfarbenen Blüthen alle Lücken und Spalten ausgefüllt, so wucherte hier längs dem Wege und unter den Bäumen der Berghänge eine reiche und verschiedenartige, blühende Flora. Weiße Anemonen (Anemone blanda) und schöne silberglänzende Cruciferen (Arabis albida), ein Immergrün mit großen blauen Blüthen (Vinca Libanotica), eine eigenthümliche Boretsch-Art mit chokoladebrauner, nach Vanille duftender Blüthe (Solenanthus Tournefortii), die dicht am Rande der Schneeflächen wuchs, und ein prächtiges Vergißmeinnicht (Myosotis refracta) waren zahlreich vertreten. Inmitten schroff emporragender Felsklippen und am Rande des Schnees fand Lortet eine schöne, rothblühende Tulpe (Tulipa montana) und eine prächtige blaue Scilla (Lloydia Graeca). Von Thieren war hier außer großen Schaaren rother Rebhühner nichts zu sehen.

Ueber Aïn Meithelun, einer Station der neuen französischen Poststraße zwischen Beirut und Damaskus, ging man an diesem Tage noch bis Dîmâes, das am Westrande der Sachrat Dîmâes liegt, der steinigen, unbebauten, traurig wasserlosen Ebene, auf der während einiger Monate des Jahres ein Theil der Garnison von Damaskus Uebungen und Manöver abzuhalten pflegt. Nirgends ist hier ein Baum zu sehen, und auch Gras und krautartige Pflanzen sind nur spärlich vorhanden. Jetzt breitete jedoch an verschiedenen Stellen eine röthlich blaue Levkoje (Matthiola damascena) einen dichten Blumenteppich aus. Ungefähr eine Stunde dauert der Marsch durch diese Wüste, dann geht es über ziemlich steile Höhen in das tief eingeschnittene Thal hinab, in dem der Barada seine, durch den Zufluß der trüben aber eiskalten Bäche vom Antilibanos angeschwellten Fluthen nach SO wälzt. Prachtvolle Pappeln und zierliche Tamarisken mit ihren hohen, rosenfarbenen Fiederbüscheln stehen am Ufer des Flusses. Das freundliche Dorf Dûmar wird passirt, dessen Chan von außen mit gutgemeinten, aber die Lachlust des europäischen Reisenden unwiderstehlich anregenden Malereien

Damaskus.

bedeckt ist, in denen seltsame Dampfschiffe und unmögliche Kameele bunt durcheinander laufen. Vom Flusse ablenkend, wird ein Fußpfad eingeschlagen, der über einen Hügel und an einem alten Heiligengrabe vorbeiführt, von dem aus man Damaskus überblickt, das inmitten eines wahren Meeres von üppigstem Grün seine glänzenden Kuppeln und Minarete erhebt.

Wenn auch in Syrien kein Mangel an Steinen ist, und große Steinbrüche sogar ganz nahe bei Damaskus sich befinden, so sind doch die meisten Häuser der Stadt aus an der Sonne getrockneten Backsteinen gebaut, die mit einem gelblichen Verputz beworfen sind; gewöhnlich einstöckig, machen sie von außen den einfachsten Eindruck und enthalten doch im Innern eine unglaubliche Pracht. Das Zimmerholz liefern die großen Pappeln, die an den Ufern des Barada und der zahlreichen Bewässerungskanäle stehen. Die Mauern, durch welche die Gärten von der Straße und auch von einander geschieden werden, sind aus dem geringsten Material, aus mit gehacktem Stroh durchknetetem Lehm aufgeführt, was für das Klima der Stadt dauerhaft genug ist. Von eigentlichen Ziergärten ist auch in Damaskus nicht die Rede; alles sind Obstgärten, in denen außer verschiedenen unserer Obstarten vorzugsweise Mandeln, Feigen, Pfirsiche, Granaten und Aprikosen gezogen werden. Namentlich die kleine goldgelbe Aprikose von Damaskus (mischmisch) wird in großartigstem Maßstabe angebaut und bildet einen wichtigen Exportartikel Syriens. In den Handel kommt sie meist in getrocknetem Zustande oder in der Form der im Orient allgemein beliebten dünn zusammengepreßten Paste, dem sogenannten mardin, die ja jetzt auch bei uns schon vielfach zu haben ist. Die zahllosen Bewässerungskanäle, welche die Gärten tränken, die Wasserleitungen, welche durch fast jedes wohlhabendere Haus der Stadt fließen, die breiten Gräben in einzelnen Straßen, an denen die schönen, abends vielbesuchten Kaffeehäuser liegen, die vielen laufenden Brunnen auf Straßen und Plätzen: all dieser unschätzbare Segen für die Wüstenstadt wird allein von dem Nahr Barada geliefert,

Kaffeehaus am Ufer des Barada.

dem alten Chrysorrhoas oder Goldflusse der Griechen. Wie er vor Zeiten die Oase in dieser Sand- und Felswüste hervorgerufen und, in den Dienst der Menschen gezwungen, sie durch weite Vertheilung seines Wassers vergrößert hat, so ist er noch heute die erste Bedingung für das Bestehen der mächtigen Stadt. Alle die zahllosen großen und kleinen Leitungsarme, in die er sich in der Stadt zertheilt, vereinigen sich an der Ostseite derselben zu einem immerhin noch ansehnlichen Flusse, der nach einem ungefähr fünf Meilen langen Laufe sich in einem sumpfigen See, dem Bahr el Ateibeh, verliert. Nicht weniger als vier große Seen liegen hier in geringer Entfernung von einander, in einer tiefen Depression der Ebene von Damaskus. Sie werden von Flüssen des Hermon, des Dschedur und des Haurân gespeist und bilden zusammen ein weites Sumpfgebiet, das von undurchdringlichen Dickichten von Schilf (Arundo donax) und Binsen bestanden, von unzähligen Reptilien und Schildkröten (Emys caspica und Testudo mauritanica) belebt ist. Wasservögel aller Art, Pelikane, Bekassinen, Reiher, Rohrdommeln, Enten, im Winter auch Schwäne leben auf den Wasserflächen, deren großer Fischreichthum ihnen stets reichliche Nahrung gewährt. In der Nähe der Seen und auf der ganzen Strecke zwischen ihnen und Damaskus sind zahlreiche Dörfer entstanden, die mit ihren mächtigen Pappeln und Nußbäumen freundlich genug aussehen, aber fast ausnahmslos von Sumpffiebern heimgesucht sind, die ihre verderblichen Wirkungen auch bis in die Stadt hinein fortpflanzen. Am Laufe des Barada ziehen sich große Baumschulen und Gemüsegärten hin, in denen namentlich die in Damaskus sehr beliebte Kichererbse (Cicer arietinum) und eine eßbare Malvacee (Hibiscus esculentus) gebaut werden.

Jenseit dieses Sumpf- und Seenterrains, noch weiter nach O hin, befinden sich meist die Lagerplätze der nomadisirenden Araber, die sich mit dem Einsammeln und Verkauf der Sodapflanzen (Salicornia) jener Gegend beschäftigen. Die niedrigen Büsche werden im September dicht über der Wurzel abgehackt und nach Damaskus gebracht. Die blühenden Spitzen der Pflanzen, die im Handel nicht gern genommen werden, verwenden die Araber zum Waschen

ihrer eigenen Kleider. Außer mit diesen Pflanzen treiben sie auch noch mit anderen Wüstenprodukten Handel. Die großen Stücken Schwefel, die sie nach der Stadt bringen, und die zur Fabrikation des landesüblichen groben Schießpulvers verwendet werden, sammeln sie wohl im Haurân; der Salpeter aber, den sie gleichzeitig anbieten, findet sich in der unmittelbaren Umgebung der Stadt auf dem Boden. Einen sehr beliebten Handelsartikel dieser Araber bilden auch die großen und kleinen Falken, die sie einfangen und zur Jagd auf Gazellen oder Hasen abrichten. Die großen werden von den reichen Jagdliebhabern von Damaskus oft mit ungeheuren Summen bezahlt.

Seit Jahrhunderten schon ist es das Amt der Anazeh-Beduinen, die große Pilgerkarawane zu geleiten, die sich alljährlich nach Mekka begiebt. Mit der Eröffnung der Landenge von Suez hat freilich die Bedeutung dieses Pil-

Zimmer eines Hauses in Damaskus.

gerzuges sehr abgenommen. Die meisten Pilger gehen heute über Konstantinopel, Smyrna, Alexandrette und Port Saïd und landen bei Dschedda in Yemen. Nur wenige, die aus dem mittleren Asien über Persien und Mesopotamien kommen, berühren noch Damaskus. Die Weiterreise von hier aus, die eben unter dem Schutze der Anazeh ausgeführt wird, dauert 45 Tage und ist oft sehr beschwerlich. Die Pilgerstraße geht zuerst im Osten des Jordanthales und des Todten Meeres bis nach Petra; von dort nach dem Ufer des Rothen Meeres, in dessen Nähe sie bis zum Grabe des Propheten bleibt. Bei ihrer Rückkehr nach Damaskus werden die Pilger von den Einwohnern der Stadt mit lebhaftesten Freudenbezeigungen empfangen. Es ist ein hoher Festtag, Alles zieht aus den Thoren, den Hadschis entgegen. Fast immer bringen diese allerhand Waaren mit, durch deren Verkauf sie einen Theil ihrer Reiseunkosten decken: Mokkakaffee, Sennesblätter, Gummi, Aloe, graue Ambra, chinesisches Porcellan, indische

Shawls und Gewebe. Für chinesisches Porcellan haben die Araber seit lange schon eine große Vorliebe. In ganz Syrien und namentlich in Damaskus existiren in den Häusern der reichen Leute unglaubliche Schätze an keramischen Waaren, wie sie das himmlische Reich heute kaum mehr so vollendet hervorzubringen vermag. Als kostbare Erbstücke gehen sie vom Vater auf den Sohn, und seit lange schon werden sie nicht mehr in eigentlichen Gebrauch genommen, sondern allein als Zimmerschmuck in den reich ausgestatteten Haremsgemächern verwendet.

Ronda.

Von **W. Kobelt.**

II.

Ronda hat eine so eigenthümliche und pittoreske Lage, wie man sie selbst in Spanien nicht zum zweiten Male findet. Nähert man sich der Stadt von Norden oder Nordosten her, so liegt sie auf einem sich langsam erhebenden Hochplateau ohne besondere Auszeichnung, über welches der klare Guadalvin der Stadt zuströmt. Kommt man aber von Süden, durch das Thal des Flusses, der weiter unten den Namen Guadiaro führt, so hängt sie in schwindelnder Höhe auf einer Felsenwand, die mindestens 1000 Fuß senkrecht abfällt, und in der Wand klafft ein Riß, durch welchen der Guadalvin schäumend herabstürzt. Nur ein steiler Pfad führt im Zickzack hinauf zu der alten Maurenstadt, beherrscht von verschiedenen Kastellen, deren Mauerwerk dem verwitterten Nagelfluhfelsen, welcher sie trägt, häufig so ähnlich sieht, daß es schwer fällt zu entscheiden, wo der Stein anfängt und das Mauerwerk aufhört. Der Spalt des Guadalvin, der Tajo de Ronda, ist das Wahrzeichen der Stadt. Nicht über 200 Fuß breit, aber am Ausgang fast tausend Fuß tiefer liegend als an seinem Eingang, durchschneidet er den Felsenrand bis zur Basis herunter; eine Brücke, aus einem einzigen Bogen von 110 Fuß Spannung bestehend, verbindet die Ränder an seiner schmalsten Stelle und gestattet eine prächtige Uebersicht über die Reihe von Kaskaden und schaumbedeckten Stromschnellen. Sie wurde 1761 von dem Architekten José Martin Aldeguela erbaut und sollte leider ihrem Erbauer verhängnißvoll werden: als er einst an der Brüstung stand und hinunterblickte, erfaßte ihn der Schwindel und er stürzte in die hier 300 Fuß betragende Tiefe. Wäre das ein paar hundert Jahre früher passirt, so hätten wir heute die schönste Legende von dem Teufel, mit dessen Hilfe die Brücke gebaut wurde und der sich nachher seinen verfallenen Lohn holte. Die gewaltigen Brückenpfeiler enthalten übrigens zugleich das Stadtgefängniß, in dem kürzere Strafen zu verbüßen sind. Weiter nach unten erweitert sich die Kluft etwas und giebt Raum für eine Menge noch ganz maurisch aussehender Mühlen, an denen vorbei der Blick in ein üppig grünes Thal schweift. Eine in den lebendigen Felsen gehauene Wendeltreppe, la mina de Ronda, vermittelte im Fall einer Belagerung die Verbindung zwischen der Stadt und den Mühlen; sie wurde 1542 von christlichen Gefangenen ausgeführt. Heute ist sie etwas schwer zu passiren; die Eisenplatten, welche ihre Stufen zur Maurenzeit bedeckten, wurden von den Spaniern weggenommen und durch Holz ersetzt; in dem kalten Winter 1833 aber fand es der Gouverneur General Rojas, in dessen Palast die Treppe ausmündet, bequemer, das Holz zur Heizung zu verwenden, und seitdem verfiel die Treppe.

Wunderbar ist auch der Anblick des Tajo, wenn man auf dem steilen Zickzackpfad zu seinem Ausgange hinabsteigt. In wilden Sprüngen kommt der Guadalvin aus dem nächtlichen Dunkel der Kluft herab, eine mächtige Schaummasse von oben bis unten; am Ausgang sammelt er noch einmal seine ganze Kraft und stürzt sich mit einem gewaltigen Satze etwa 60 Fuß tief in ein Becken, aus dem er dann beruhigt in vielen Krümmungen weiter fließt. Ueberraschend ist der Gegensatz zwischen dem kahlen, sonnverbrannten Nagelfluhfelsen und dem üppigen Grün im Thale. Hier ist jeder Zoll breit Landes sorgsam benutzt; Gemüsebeete bedecken den Boden und über ihnen erheben sich in dichtem Wald Nußbäume und Birnbäume, gemischt mit Quitten, Pfirsichen und Pflaumen. Das Obst von Ronda ist in ganz Südspanien berühmt. Am Flusse selbst stehen zahlreiche italienische Pappeln, ein Baum, der sonst in Südspanien so selten ist, daß Roßmäßler sein Vorkommen ganz in Abrede stellt.

Von maurischen Alterthümern ist in Ronda nicht viel übrig geblieben; die Christen haben nach der Eroberung des gefürchteten Raubnestes reine Arbeit gemacht. Außer einigen Befestigungsthürmen ist nur die Wohnung der alten Fürsten, la Casa del Rey Moro, übrig geblieben, erbaut 1042 von dem wilden Berberhäuptling Al Motadhed, von dem Conde berichtet, daß er aus den Schädeln der von ihm selbst erschlagenen Christen zu trinken pflegte. Nur eine Merkwürdigkeit hat Ronda noch, die ihres Gleichen auf der Welt sucht, seine Alameda. Dort hoffte ich auch endlich echt andalusisches Wesen zu finden, von dem in der Stadt des echten Majothums wenig mehr zu verspüren war. Zwar wurde in dem — nebenbei bemerkt recht guten — Hotel bei jeder Mahlzeit Gazpacho servirt, ein andalusisches Nationalgericht aus Brotschnittchen, Oel, Gurken, allen möglichen grünen Blättern und sehr viel Wasser, das man mit Löffeln ißt und mit dem man sich im Sommer schon befreunden könnte, wenn das Oel nur nicht immer ranzig wäre; zwar wurde allabendlich ein junger Stier, ein Novillo, durch die Stadt geführt, an dem jeder seinen Muthwillen büßen konnte, aber unter der Volksmenge, welche zu dieser echt andalusischen Volksbelustigung zusammenströmte, war kein einziger Majo und selbst die Zahl derer, welche noch den andalusischen Nationalhut, den Sombrero calañes, trugen, war verschwindend klein im Vergleich mit denen, welche sich in Nichts von anderen Europäern unterschieden. Auf die Alameda, wo in der Abendkühle die Elite von Ronda lustwandelt, hatte ich meine letzte Hoffnung gesetzt, aber auch hier wurde ich enttäuscht. Wohl herrschte bei den Damen noch die Mantilla vor, und das wird auch noch geraume Zeit so bleiben, denn sie kleidet gar zu gut, aber die aus höheren Ständen erschienen schon im französischen Hut, und von einem Majo war keine Spur zu sehen. Majo und Maja gehören der Vergangenheit an und bald

wird sie auch der Andalusier nur noch aus der Arena und dem Theater kennen; Guitarren und Castagnetten, Fandango und Bolero sind im Begriff ihnen zu folgen; wieder ist einer der wenigen Theile Europas, in denen sich noch eine scharf ausgeprägte nationale Eigenthümlichkeit erhalten hatte, der allgemeinen Nivellirerei des Zeitalters der Eisenbahnen verfallen.

Aber die Alameda von Ronda rechtfertigt noch heute ihren alten Ruhm. An sich freilich ist sie nur ein leidlich gepflegter, fast baumloser Blumengarten mit breiten Gängen, Marmorbänken und ein paar rauschenden Springbrunnen, aber sie hängt gerade am Rande des furchtbaren Absturzes, fast tausend Fuß hoch über dem Thale, und einzelne Balkone springen über den Abgrund vor und bieten einen entzückenden Blick über die tief unten liegende grüne Vega und die Hügel des Guadalvinthales. Von hier oben betrachtet erscheinen sie fast wie eine allmählich ansteigende Ebene, die in weitem Halbkreise eingefaßt wird von den gewaltigen Felsenbergen der Sierren von Yunquera, Gaucin und Montera, hinter denen die Berge der Sierra Bermeja erscheinen, in welchen der edle Conde de Aquilar die schwere Niederlage am Rio Verde erlitt, von welcher das heute noch vielgesungene Lied meldet:

Rio verde, rio verde
Tinto vas en sangre viva;
Entre ti y Sierra Bermeja
Murio gran caballeria [1]).

Hier ist keine Schlucht, kein noch so unbedeutender Bach, in denen nicht einmal Blutströme geflossen, an denen nicht eine Sage und eine Romanze haftet; ein gutes Theil der Kämpfe zwischen Mauren und Christen ist hier ausgefochten worden. Es scheint, als hätten sich schon bald nach der Landung Tariks und der Entscheidungsschlacht von Jeres de la Frontera Berberstämme in diesen Felsenwildnissen festgesetzt, die ihren Heimathbergen so ähnlich sind und ihnen auf den Felsen sichere Wohnung, in den grünen Thälern reiche Nahrung boten. Sie haben sich mit zäher Ausdauer auch nach der Eroberung durch die Spanier gehalten, trotz den verschiedenen Austreibungsversuchen, und wenn heute auch die Benarraba, die Benadalid, die Ben Alauria und andere „Cristianos viejos" mit Entrüstung die Insinuation einer Beimischung maurischen Blutes zurückweisen und jederzeit bereit sind, auf eine derartige Behauptung mit dem landesüblichen Pugnale (Dolchstoß) zu antworten, sie können ihre Abstammung nicht verläugnen. Schon der sorgsam betriebene Ackerbau und die Pflege der Oelbäume deutet auf Maurenblut, wie auch in den Vegas von Valencia und Murcia und den Oasen der Provinz Almeria; ein ganzes Volk läßt sich eben doch nicht leicht ausrotten. Noch mehr tritt die Aehnlichkeit hervor, wenn man Gelegenheit hat, Südspanier und Araber neben einander zu sehen, wie z. B. in der Provinz Oran. Trotz dem beiderseitigen Fanatismus vertragen sie sich ganz gut und in den Villages nègres, den für die Eingeborenen bestimmten Vorstädten der französischen Städte, leben immer Araber und arme Spanier durcheinander. Haushalt und Lebensweise sind genau dieselbe, bei den Arabern wie bei den Spaniern wohnen Mensch und Vieh in einem Raume traulich beisammen und zwei- und vierbeinige Jugend spielt in gleich reinem — oder richtiger nicht sehr reinem — Naturzustande im Straßenschmutz durcheinander; nur hält der Spanier stets auch ein vierbeiniges Schwein, um sich — wie die Franzosen boshaft behaupten — wenigstens in einem Punkte vom Araber zu unterscheiden und als Cristiano viejo, als Christ von altem Blute, zu dokumentiren.

Sei dem nun, wie ihm wolle, die Bodenkultur in der Serrania de Ronda war immer eine verhältnißmäßig gute und sie hat in neuerer Zeit einen unverkennbaren Aufschwung genommen, bedingt durch dieselbe Ursache, welche dem Majothum ein Ende gemacht hat, durch das fast vollständige Aufhören des Schmuggels. Ronda war früher der Hauptsitz des Schmuggels und Rondeño oder Serrano (Bergbewohner) war in ganz Südspanien gleichbedeutend mit Contrebandista. Das waren die gelobten Zeiten Gibraltars, in denen dieses Felsennest, aus dem heute noch keine einzige fahrbare Straße in die Halbinsel hineinführt, mehr englische Manufakturwaaren und namentlich mehr Tabak importirte, als alle Häfen der Halbinsel zusammengenommen. Ganz Ronda stand damals im Dienste der englischen Importeure. Allabendlich liefen aus Gibraltar die schwer beladenen Schmugglerboote aus und wenn die spanischen Guardacostas [1]) einmal zu neugierig wurden, soll es gar nicht selten vorgekommen sein, daß die Schaluppen der englischen Kriegsschiffe ihren Landsleuten thatsächlichen Beistand leisteten. Umsonst wurde Algesiras erbaut und befestigt, um Gibraltar besser überwachen zu können, der Schmuggel blühte weiter, denn meistens standen auch die Zollwächter oder wenigstens deren Officiere im Solde der Importeure und empfingen ihre Bezahlung reichlicher und regelmäßiger als von der Regierung. So gingen sich die „Grünen", die Zollwächter, und die Rondeños meistens hübsch aus dem Wege und standen sich beide ganz gut dabei, und wenn einmal ein Convoi anstandshalber abgefaßt werden mußte, wurde das hübsch vorher abgemacht und verlief zwar mit vielem Geschrei und Geknalle, aber sonst in aller Freundschaft. Nur wenn einmal ein übermüthiger Rondeño einen Grünrock persönlich beleidigte oder das Femininum ins Spiel kam, oder wenn ein neuer Kommandant, der die Geschenke der Importeure noch nicht geschmeckt hatte, von Madrid kam mit dem strengen Befehl, dem Unwesen ein Ende zu machen und der leeren Staatskasse zu ihrem Rechte zu verhelfen, wurde auch einmal Ernst gemacht. Dann allerdings bekamen die Escopetas und Trabucos [2]) Arbeit und mancher Guardacosta, mancher Rondeño färbte den Felsenboden mit seinem Blute, mancher wanderte ins Presidio von Ceuta, um später rückkehrend die Zahl der Räuber zu vermehren. Im Allgemeinen aber dauerten solche Paroxysmen nicht lange, auch der schärfste „neue Besen" stumpfte sich nach und nach ab und der alte angenehme Zustand trat wieder ein. Das war die glänzende Zeit der Serrania; die jungen Leute verdienten Geld wie Heu und konnten ihrer Neigung zu Putz und schönen Pferden und Waffen die Zügel schießen lassen und sie stellten das Hauptkontingent zu den Majos. Aber mit der Aera der Handelsverträge, der Einführung vernünftiger Zollgesetze einerseits und der Entwickelung der catalonischen Industrie andererseits hat die Herrlichkeit ein Ende genommen; die Importeure konnten nicht mehr so gut zahlen, die Regierung dagegen wurde pünktlicher, und so gelang es dem energischen General Prim schließlich, die Guardacostas und Guardia Civiles, die Gensdarmerie, vollständig zu reorganisiren und dem Schmuggel ein Ende zu machen. Heute werden

[1]) Rio Verde, Rio Verde,
Fließest rothgefärbt von Blut;
Zwischen dir und Sierra Bermeja
Fiel ein großes Ritterheer.

[1]) Küstenwächter.

[2]) Escopeta ist die lange einläufige, maurisch geschäftete spanische Flinte, Trabuco ein Gewehr mit trichterförmiger Mündung, in welches man eine ganze Hand voll kleiner Kugeln lädt, die Lieblingswaffe des meist nicht gut schießenden Andalusiers.

Manufakturwaaren kaum mehr eingeführt und auch dem Tabaksschmuggel droht ein baldiges Ende, da England sich auf das Drängen Spaniens endlich dazu hat verstehen müssen, in Gibraltar ein Customhouse zu errichten.

Schmuggler und Räuber haben gewissermaßen immer in einer nahen Verbindung gestanden, obwohl man durchaus nicht glauben darf, daß der Schmuggler immer oder auch nur häufig sich zu Räubereien hergegeben habe. Aber aus dem gefangen gewesenen oder wegen Blutvergießens schärfer verfolgten Contrabandista wurde gar leicht ein Bandolero, um so leichter, als diesem Handwerk in den Augen des Spaniers im Allgemeinen und des Andalusiers im Besondern durchaus kein Makel anhaftet, sondern eher eine wildromantische Glorie, die den Räuber als den Beschützer der Armen, den Rächer der unter gesetzmäßigem Deckmantel verübten Schlechtigkeit, den Vertheidiger der Freiheit gegen despotische Mißregierung erscheinen läßt. Aus dem Bandolero, dem Räuberhauptmann, wurde im Falle eines Bürgerkrieges der Guerillero, der das Handwerk im Namen eines der Kronprätendenten etwas mehr ins Große trieb, aus dem unterlegenen Guerillero wieder ein Bandolero. Die Verbesserung der Verkehrswege und die Errichtung des wirklich ausgezeichneten Gensdarmeriekorps, der Guardia civiles, hat dem organisirten Räuberwesen ein Ende gemacht und der Reisende kann, außer in Zeiten eines Bürgerkrieges, ganz Spanien mit voller Sicherheit bereisen, selbst die Sierra Morena, das klassische Land der spanischen Fra Diavolo's, nicht ausgenommen. Rateros, Strolche, welche bei Gelegenheit einem Reisenden die Börse abnehmen, giebt es natürlich noch hier und da einmal, so gut wie in Italien, aber auch denen sitzt die Gensdarmerie scharf auf den Fersen und der Reisende hat von ihnen im Allgemeinen wenig zu fürchten.

Der Serrania von Ronda ist das Aufhören des Schmuggels ganz entschieden zum Segen ausgeschlagen. Im Anfang freilich, als der reiche Verdienst wegfiel, kam es den Rondeños ungewohnt an; das Majo-Spielen hörte auf, denn dazu gehört vor allem Geld, und nach und nach trieb die Noth entweder zur Auswanderung oder zu sorgsamerer Bodenkultur. Heute sieht man überall in Andalusien neu angerodetes Land und junge Oelbaumpflanzungen und im Allgemeinen ist die Hebung des Landes nicht zu verkennen. Die Olive allein könnte Andalusien zu einem reichen Lande machen, wenn der Spanier sich zu einer sorgsamen Oelbereitung entschlösse. Aber vorläufig fehlt ihm dazu die Lust; er ist seit alten Zeiten so an sein ranziges Oel gewöhnt, daß er gar nicht begreifen kann, warum man es anders haben will, und das feinste Provenceröl mit Hohn als geschmacklos zurückweist. Genießt er ja auch die Butter, wo solche bereitet wird, nicht frisch, sondern erst wenn sie ranzig geworden!

Noch ist in den Thälern der Serrania Raum genug für viele fleißige Menschen, aber auch hier ist der beste Grund und Boden in wenigen großen Händen und auch hier wird sich mit der Zeit die agrarische Frage melden, welche seit der Zeit der Gracchen in den Ländern am Mittelmeer ungelöst geblieben ist. In dem fruchtbaren Südwest-Andalusien hat die „Gesellschaft der schwarzen Hand“ sie auf die Tagesordnung gesetzt und sie wird hier, wie in Italien und Irland nicht wieder verschwinden, bis dem Jahrhunderte lang unterdrückten ländlichen Proletarier sein Recht geworden. Die Auswanderungslust hat meines Wissens den Rondeño noch nicht ergriffen. Es sind nur wenige Gegenden in Spanien, welche fast das Gesammtkontingent der nicht unbedeutenden spanischen Auswanderung stellen. Aus dem Norden geht der betriebsame Baske nach der argentinischen Republik, um sich dort ein Vermögen zu erwerben und dann in sein grünes Heimathland zurückzukehren. Im Süden sind es die Bewohner der übervölkerten Vegas von Murcia und Valencia, in denen alles bewässerbare Land schon seit vielen Jahren in Kultur genommen ist, und der wüstenartig dürren Provinz Almeria, in deren Steppen Ackerbau nur lokal möglich ist, welche, anstatt die ebenso fruchtbaren wie menschenleeren Flächen von Estremadura zu besiedeln, lieber übers Meer hinüber nach Oran gehen und dort eine neue Heimath suchen. Ueberall sonst ist das Heimathsgefühl beim Spanier sehr stark entwickelt, und wenn der arme Arbeiter seine Heimath verläßt, thut er es immer nur um in Madrid oder einer Hafenstadt ein kleines Sümmchen zu verdienen und dann wieder in seine Provinz zurückzukehren, die er allein als Heimath betrachtet. Dieser Lokalpatriotismus ist ein Faktor, den man bei Beurtheilung der spanischen Zustände nicht außer Acht lassen darf.

Meine Hoffnung, auf dem Plateau von Ronda kühleres Wetter zu finden, wie an der Meeresküste, wurde getäuscht. Die Nächte freilich brachten mehr Abkühlung und wer den Tag im Hause verdämmern kann und erst Abends ausgeht, kann da eine ganz genußreiche Sommerfrische finden. Ein Naturforscher aber, der sammeln will, soll nur nicht hoffen, daß er in 1000 bis 2000 Fuß Höhe eine geringere Tagestemperatur finde, als am Meere; im Gegentheil, er wird die kühle Meeresbrise, die sich unten täglich erhebt, schwer vermissen und mehr von der Hitze leiden als unten. Für den sammelnden Naturforscher schließt mit Mitte Juli die Saison, wenn er sich nicht gerade in ein ausgedehntes Hochgebirge zurückziehen kann; mag er auch noch so unempfindlich gegen die Hitze sein, Fauna und Flora sind es nicht und die Sommerruhe ist in den meisten Küstenländern des Mittelmeeres eine nicht minder absolute und allgemeine, wie die Winterruhe diesseits der Alpen.

Ronda gilt für einen der gesündesten Punkte in Südspanien. „En Ronda los hombres à ochenta son pollones“ (in Ronda sind Leute mit achtzig noch Küchlein) sagt ein bekanntes spanisches Sprüchwort. Die Rondeños gelten aber auch für die tapfersten unter den Andalusiern, wie die Franzosen zu ihrem Schaden erfahren haben: sie konnten in den Bergen niemals recht festen Fuß fassen und waren froh, als sie die Serrania wieder im Rücken hatten. In naturwissenschaftlicher Beziehung ist der südlichste Theil Spaniens immer noch zu den weniger bekannten Ländern zu rechnen; namentlich harren noch zahlreiche Höhlen der Untersuchung, und ich möchte das schöne Land darum den deutschen Forschern angelegentlichst empfehlen.

Die dänischen Expeditionen nach Grönland im Jahre 1883.

Von W. Finn.

Die seit sieben Jahren von dänischen Forschern an der Westküste von Grönland vorgenommenen Untersuchungen nähern sich ihrem vorläufigen Abschluß. Diese dänischen Expeditionen waren ausschließlich wissenschaftlichen Zwecken gewidmete Untersuchungen, deren Ziele genau bestimmt und begrenzt waren. Die untersuchte Küstenlinie umfaßt 13 Breitengrade, nämlich von Cap Farewell bis Upernivik, eine für wissenschaftliche Untersuchungen sehr beschwerliche, ja auf einzelnen Stellen sogar gefährliche Küste. Es ist deshalb erklärlich, daß eine gleich gründliche Untersuchung nicht überall vorgenommen werden konnte, sondern es mußten sich die Forscher nach der physischen Beschaffenheit, dem wissenschaftlichen Interesse oder der ökonomischen Bedeutung der einzelnen Küstenabschnitte richten. Trotzdem sind aber gute und genügende Specialkarten hergestellt, die geologische Formation des Landes, seine Fauna und Flora, seine archäologischen und meteorologischen Verhältnisse allseitig beleuchtet worden. Die bisherigen Resultate sind von der grönländischen Kommission zu Kopenhagen in mehreren Heften: „Meddelelser om Grönland", publicirt worden.

Die Untersuchungen sind, wie bereits erwähnt, abschnittsweise erfolgt und zwar in der Reihenfolge von Norden nach Süden in folgenden vier Partien: 1) von Svartenhuk bis Godhavn, 2) der südliche Theil von Egedesminde und der nördliche Theil von Holstenborg, 3) von Godthaab bis Frederikshaab und 4) Julianehaab. Unter den ausgeführten Expeditionen sind besonders hervorzuheben: die Wanderungen des Lieutenants Jensen auf dem Inlandseise im Jahre 1878, Assistent Steenstrup's mineralogische Untersuchungen in Nordgrönland, Lieutenant Hammer's Beobachtungen über die Eisströmungen in Jakobshavn im Jahre 1880, sowie schließlich Lieutenant Holm's archäologische Untersuchungen im Distrikt Julianehaab, seine großen Kartenarbeiten in den südlichsten und wenig gekannten Gegenden Grönlands und seine Reise nach der Ostküste im Jahre 1881. Obwohl durch diese Forschungen sehr anerkennenswerthe Resultate erreicht worden sind, so sind doch mehrere der interessantesten und unbekanntesten Gegenden Grönlands wegen der Beschränktheit der den bisherigen Expeditionen zu Gebote stehenden Mittel noch nicht untersucht worden. Nach diesen Gegenden werden deshalb auch die bevorstehenden dänischen Expeditionen hauptsächlich gerichtet sein. Bei den früheren Untersuchungen der Westküste wurde es nothwendig, auch eine kleinere Strecke bei Egedesminde und den ganzen nördlichen Abschnitt von Upernivik bis zur nördlichen Grenze der Kolonien zu übergehen. Diese Gegenden liegen so abseits, daß sich die Schiffe des grönländischen Handelsamtes zu Kopenhagen dort jeden Sommer nur ungefähr zwei Wochen aufhalten können, mithin sind dieselben nur mit Hilfe von Dampfschiffen zu untersuchen; da der grönländischen Kommission ein solches aber nicht zur Verfügung stand, so mußte sie ihre Thätigkeit für dies Jahr auf die kleinere Partie bei Egedesminde beschränken. Diese Gegend hat aber gerade in diesem Jahre eine erhöhte geographische Bedeutung dadurch erhalten, daß Prof. Nordenskiöld dieselbe als Ausgangspunkt für seine große Expedition vom Auleitsivikfjord nach dem Inlandseise gewählt hat. Die Karte über die Gegend ist sehr unvollständig und einige Berichtigungen Nordenskiöld's (1870) können nur theilweise als Verbesserungen betrachtet werden. Um diese Arbeit, sowie die Untersuchungen an der Westküste zu beendigen, werden deshalb Marinelieutenant Hammer und Cand. Sylow mit einem der Schiffe des grönländischen Handels im Mai nach Grönland abgehen; ihre Arbeit soll in diesem Sommer vollendet werden und kehren dieselben mit den letzten von Grönland abgehenden Schiffen nach Kopenhagen zurück.

Das Hauptinteresse der geographischen Welt wird aber die seit langer Zeit vorbereitete mehrjährige Expedition des Lieutenants Holm nach der Ostküste von Grönland in Anspruch nehmen. Seit Friedrich II. sind beinahe während der Regierungszeit aller dänischen Könige Expeditionen zu diesem Zweck abgegangen oder vorbereitet worden. Mogens Heinesen, Allday, Danell, Hans Egede, Lövenörn, Thestrup Egede, Walöe und Graah sind die hervorragendsten Namen in der Reihe jener Männer, welche ihre ganze Energie und ihren ganzen Muth einsetzten, um diese Küste zu erreichen, von welchen aber der glücklichste kaum bis zwei Meilen Entfernung vom Lande gekommen ist. Alle diese Expeditionen haben konstatirt, daß das Grönlandseis in der Dänemarksstraße nicht zu forciren ist. Für eine Untersuchung der Ostküste stehen deshalb nur zwei Ausgangspunkte offen. Die Expedition kann entweder von Cap Farewell nordwärts gehen oder vom 70. Breitengrad aus südwärts, denn oberhalb der Dänemarksstraße ist es nach Kapitän Normann nicht schwierig Grönland zu erreichen. Alles, was wir von Ostgrönland wissen, ist auf dem südlichen Wege erlangt worden.

Marinelieutenant Holm hat seit dem Jahre 1880 die bevorstehende Expedition vorbereitet. Im Juli 1880 machte er zu diesem Zwecke eine Reise von Julianehaab zu dem südlichsten dänischen Handelsplatz Ilua, um Nachrichten über die Ostküste einzusammeln, und hatte er das Glück hier mit einigen Ostländern zusammenzutreffen, welche in Handelsangelegenheiten von der Dänemarksstraße gekommen waren. Einer derselben, ein älterer verständiger Mann mit Namen Innk, machte ihm die Mittheilung, daß die Ostküste bis 66° 30′ n. Br. bewohnt und daß wahrscheinlich noch weiter nördlich Eskimos zu finden seien. Zu Graah's Zeit scheint die Ostküste von ungefähr 1000 Eskimos bewohnt gewesen zu sein, jedoch hat ihre Zahl in den letzten Jahren stark abgenommen, theils auf Grund von Witterungsverhältnissen und theils weil die Ostländer es vorziehen, in den dänischen Handelsplätzen an der Westküste zu wohnen. Nach Innk's Erklärungen hat die Ostküste eine bei weitem schwächere Bevölkerung als früher. Nördlich vom 63. Breitengrade werde eine Expedition jedoch häufig bewohnte Plätze antreffen. Dieser Umstand würde für die Expedition von größter Bedeutung sowohl wegen der Ueberwinterung als auch wegen Beschaffung der nöthigen Arbeitskraft sein. Mit Frauenbooten kann die Küste den ganzen Sommer hindurch befahren werden, möglicherweise sogar von April bis Oktober; das Eis geht oft weit seewärts, außerhalb der Insel können schwere Brandungen tosen, aber nur der große Eisblick

Puisertok scheint der einzige gefährliche Abschnitt für die Schiffahrt mit Frauenbooten an der Küste zu sein. Während des Winters können innerhalb der Schären Hundeschlitten benutzt werden und sind dieselben in den nördlichsten Gegenden das gewöhnlichste Beförderungsmittel.

Demnächst unternahm Lieutenant Holm im Jahre 1881 eine bedeutende Rekognoscirungsreise im Frauenboot nach der Ostküste. Auf dieser Reise studirte er die verschiedenen Strömungen innerhalb der großen Inselgruppe bei Cap Farewell und machte sich mit der Natur des südlichsten Theiles der Ostküste sowie mit der dortigen Art und Weise des Reisens bekannt. Ursprünglich war es seine Absicht, die Expedition im Sommer 1882 zu beginnen. Proviant, Handelsvorräthe und Reiserequisiten waren schon damals bei Ilua magazinirt, die Frauenboote und Kajaks wurden gebaut, aber wegen der Erkrankung Holm's mußte die Reise bis diesen Sommer ausgesetzt werden.

Der Bestimmung zufolge wird nun die Expedition im Mai von Kopenhagen abgehen und wird dieselbe aus folgenden Mitgliedern bestehen: Lieutenant Holm als Chef, Marine-Premierlieutenant Garde, Cand. geolog. Knudtson aus Norwegen und einem jüngeren dänischen Botaniker. Mit einem Schiffe des grönländischen Handelsamtes werden dieselben nach Godthaab an der Westküste absegeln und von dort die Reise südwärts nach Ilua mit einem Schiffe oder einem Boote antreten. Hier wird eine größere Anzahl von Eskimos angeworben und wird im Uebrigen alles zu einem schnellen Aufbruch bereit sein, so daß die Expedition Mitte Juli nach der Ostküste aufbrechen kann. Die Reise soll in zwei Frauenbooten mit grönländischen Ruderinnen vorgenommen werden. Diese Boote sind sehr geräumig, haben bedeutende Tragsähigkeit (über 30 Ctr.), geringen Tiefgang, sind bequem aufs Land zu setzen und mit großer Leichtigkeit zu repariren. Eine große Anzahl Kajaks werden des Fanges wegen mitgenommen, denn wie die Expedition ausschließlich die Transportmittel des Landes benutzen soll, so soll dieselbe auch in wesentlichem Grade auf die eigenen Lebensmittel des Landes angewiesen sein und namentlich soll die ganze grönländische Mannschaft — abgesehen von etwas Brot und „Pemmikan“ im Nothfalle — ausschließlich selbst für ihren Bedarf an Nahrungsmitteln sorgen. Eine Partie Waaren zum Tauschhandel mit den Eingeborenen wird mitgenommen.

Durch den Ikeklöbet nördlich von Eggersö wird die Expedition ihren Weg nach der Ostküste nehmen, an passenden Stellen Proviantdepots errichten und soweit als möglich nordwärts vorzudringen versuchen. Wenn Ende August der südlichste bewohnte Platz Tingmiarmiut (62° 45′ n. Br.) erreicht werden sollte, dann soll ein Theil der Expedition hier überwintern, ein Officier und ein Naturforscher sollen aber auf jeden Fall nach der Westküste zurückkehren und ihr Winterquartier bei Nanortalik nördlich von Frederiksdal aufschlagen. Hier sollen die Beobachtungen der dänischen meteorologischen Station im Winter 1883/84 fortgesetzt werden.

Im Frühjahr 1884 geht die Expedition wieder nach der Ostküste und die Hauptarbeit beginnt: die archäologische Absuchung der Küste, geographische Vermessungsarbeiten und geologisch-botanische Untersuchungen. Den Winter 1884/85 soll die Expedition an der Ostküste und zwar soweit nördlich als möglich zubringen, und im Sommer 1885 sollen die Untersuchungen so früh abgebrochen werden, daß die Expedition die Westküste erreichen kann, bevor die Schiffahrt durch Eis gehindert wird. Die ganze Expedition soll somit zwei und ein halbes Jahr dauern.

Diese Expedition des Lieutenants Holm ist aber nur ein Theil des Programmes, welches die grönländische Kommission behufs Untersuchung der Ostküste entworfen hat; dieselbe beabsichtigt nämlich in naher Zukunft noch eine große kombinirte Schiffs- und Bootexpedition nach der Küste nördlich von Island abzusenden, um die Gegenden südlich vom 70° n. Br. und bis zu dem nördlichsten von Lieutenant Holm erreichten Punkte kartiren zu lassen.

Mit diesen Expeditionen sollen vorläufig die Forschungen in Grönland abschließen, welche die Dänen als zunächst ihnen selbst obliegend betrachten. Es ist deshalb erklärlich, daß Prof. Nordenskiöld's Expedition nach Grönland wenig Sympathie in Dänemark findet, ja vielmehr als eine überflüssige Unternehmung betrachtet wird. Auf die zahlreichen Angriffe, welche in letzter Zeit in der dänischen Presse gegen die von Prof. Nordenskiöld aufgestellten Theorien gerichtet worden sind, hat derselbe in einem an die Kopenhagener „National-Tidende“ gerichteten Schreiben geantwortet, welches ich hier schließlich noch seinem Wortlaute nach wiedergeben will; es lautet:

„Ich habe kürzlich den in Ihrer Zeitung vom 12. April aufgenommenen Artikel über meine beabsichtigte Grönlandsreise gelesen. Auf denselben ausführlich zu antworten gestattet mir die Zeit nicht. Nur einen in dem betreffenden Aufsatz vorkommenden Irrthum will ich berichtigen. — Meine Behauptung, daß das Innere Grönlands nicht eisbedeckt sein kann, gründet sich nicht, wie der Artikel angiebt, darauf, daß die Winde aus dem Inlande Föhnwinde sind, sondern darauf, daß alle Winde, welche von der Küste nach dem inneren Lande kommen, nachdem sie die hohen Küstenberge passirt, den Charakter von Föhnwinden haben müssen, d. h. daß sie trocken und relativ erwärmt sein müssen. Die Bedingung für die Bildung einer permanenten Eisdecke ist deshalb in dem Inneren von Grönland nicht vorhanden, im Falle nicht die orographischen Verhältnisse dieses großen Landes von denjenigen aller anderen bekannten Kontinente abweichen. Ueberhaupt ist das Vorhandensein von großen eisbedeckten Kontinenten unter den gegenwärtig auf der nördlichen Halbkugel südlich vom 80° n. Br. herrschenden meteorologischen Verhältnissen eine physikalische Unmöglichkeit. — Die von mir gemachten Berechnungen sind von einem Physiker unseres Landes und von den hervorragendsten Europas geprüft und gut geheißen worden. Die Naturverhältnisse am waldbedeckten Kältepol Asiens, in Polar-Amerika, in gewissen Theilen Lapplands, im Inneren des Isfjords auf Spitzbergen bestätigen meine Auffassung, und kaum dürfte einer der Meteorologen der Gegenwart ihre Richtigkeit bestreiten wollen. Fragen sie gefälligst Ihre eigenen ausgezeichneten Fachmänner. — Geleugnet kann jedoch nicht werden, daß andere unbekannte Ursachen vorhanden sein können, die einen größern Niederschlag im Inneren Grönlands veranlassen, als man zu erwarten Grund hat, und die dem eiszerstörenden Einflusse der Föhnwinde entgegenwirken, sowie daß das Innere des Landes also, entgegen dem, was man nach theoretischen Gründen zu vermuthen Anlaß hat, auf alle Fälle eisbedeckt ist. Hier liegt deshalb eine Frage vor von unermeßlicher Bedeutung nicht nur bezüglich der Kenntniß Grönlands selbst, sondern auch für die Geologie im Allgemeinen. Die sichere Antwort kann nur durch eine faktische Untersuchung erlangt werden, und diese ist es, welche ich in diesem Sommer auszuführen versuchen werde.

Stockholm, den 18. April 1883.

A. E. Nordenskiöld.“

Die Entdeckung des Benuë-Quellgebiets und die Bedeutung des Benuë für die Erforschung Afrikas.

Von Ed. Robert Flegel.

Lagos, den 28. März 1883.

Hochgeehrter Herr Redakteur!

Abermals nach der Küste zurückgekehrt aus Mangel an Mitteln — dieses Mal mit einigem Erfolge, da es mir geglückt ist das Quellgebiet des Benuë aufzufinden und am 19. August 1882 die Wasserscheide zwischen Benuë und Logone (Scherbewuël) zu überschreiten und auch eine der Quellen dieses Flusses zu entdecken — finde ich auch in ihrem geschätzten Blatte meinen Namen unter den deutschen Afrikareisenden mitgenannt.

Indem ich Ihnen für die liebenswürdige Weise, mit der Sie mich den Lesern des „Globus" vorgestellt haben[1]), bestens danke, möchte ich Sie bitten, die Leser Ihrer Zeitschrift mit der hohen Bedeutung des Niger-Benuë für die deutsche Afrikaforschung sowohl, als für praktische Unternehmungen, Ausbreitung des deutschen Handels namentlich, bekannt zu machen und der Anschauung entgegen zu treten, daß die Hypothese Barth's von der schiffbaren Wasserverbindung zwischen dem obern Benuë und dem Schari eine, wenn überhaupt vorhanden, „wahrscheinlich praktisch werthlose" ist.

Der Kostenpunkt ist doch gewiß eine der wichtigsten Fragen bei deutschen Unternehmungen in Afrika, und daß die Wasserwege weit billiger sind als die Landwege, ist wohl eine längst bekannte Thatsache. Legen wir einen Kreis um Afrika, so stößt zwischen West und Nord, Nord und Ost und Ost und Süd Land an denselben, zwischen West und Süd allein dagegen Wasser; wir werden also hier das Centrum dieses Kreises, d. h. aber das Herz Afrikas und gerade den Theil des schwarzen Kontinentes, wo gegenwärtig die wichtigsten geographischen Probleme noch der Lösung harren, mit den möglich geringsten Kosten erreichen können. Außerdem bietet gerade dieser Theil Afrikas diejenigen Vortheile — weit ins Land hineinreichende schiffbare Ströme — welche man dem Kontinente überhaupt ganz ohne Grund vollständig absprach, da seit Barth's Entdeckung des obern Laufes des Benuë und durch die Fahrt der „Pleiad" im Jahre 1854 der Beweis der Schiffbarkeit dieser Wasserader, einer der mächtigsten des Erdtheils, geliefert wurde. Dr. Behm in den Petermann'schen Mittheilungen vergleicht sie der Länge des Rheins von der Mündung bis tief hinein in die Schweiz. Diese einfachen jedem bekannten Thatsachen sind die Gründe für meine wiederholten Gesuche an den Vorstand der „Gesellschaft für Erdkunde" und der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" um Errichtung einer Station im Benuë-Gebiet und Anschaffung eines kleinen Dampfers zur Beförderung von Waaren, Reisenden und deren Sammlungen. Die deutschen Unternehmungen, hier centralisirt, könnten großartige Erfolge von praktischer sowohl, als auch wissenschaftlicher Bedeutung erzielen und, wie ich behaupten darf, verhältnißmäßig mit weit geringeren Mitteln. Es ist mir unerklärlich geblieben, daß von den zahlreichen deutschen Expeditionen nach Barth, die meist gerade auf dieses Gebiet oder ein nur wenig östlicher und südlicher gelegenes gerichtet waren, nicht eine sich den Barth'schen Gedanken zu Nutze machte, vermittels des Niger-Benuë leichter zum Ziele zu gelangen. Mich beschäftigt dieser Barth'sche Gedanke seit 1875, und er ist mir klar und einfach wie ein mathematischer Grundsatz. Rohlfs, der von Kuka nach Lokodja den westlichen Sudan durchzogen, der das verhältnißmäßig sehr leichte und angenehme Reisen im westlichen mohammedanischen Sudan ebensowohl, als auch die Dampfschiffverbindung auf dem Niger kannte, leitete dennoch seine mit Dr. Strecker unternommene Expedition durch die weite Wüste und deren fanatische Bewohner.

In der Ausschuß-Sitzung vom 9. Juni 1881 hat der Vorstand der „Afrikanischen Gesellschaft" beschlossen festzuhalten an den alten Operationsbasen und nur die Ausgangspunkte zu verändern. Die Herren, ich muß es wiederholen, werden so leicht keinen bessern Ausgangspunkt nachzuweisen im Stande sein, als eine deutsche Station am Ende der Schiffbarkeit des Benuë oder Faro. Was außerdem durch Sammlungen für alle Zweige der Naturwissenschaften, für die Ethnographie — die zahlreichen sehr verschiedenen Völkerstämme gehen ihrem Untergange durch Verschmelzung mit dem Mischvolk mohammedanischen Glaubens schnell entgegen — was für die Ausbreitung des deutschen Handels hier gethan werden könnte, auch durch meteorologische, magnetische, astronomische Beobachtungen, werden sich Fachmänner leicht vergegenwärtigen können. Dieses ist meiner Ueberzeugung nach der einzig richtige „nördliche Ausgangspunkt", „der Schlüssel zu dem weiten, zwischen Benuë und Ogowe gelegenen Gebiete", der „sich jetzt, wo Henry Stanley (weiter im Süden, in der Nähe der einst von der „Afrikanischen Gesellschaft" besetzten Loango-Küste) bestrebt ist, mit den ihm zu Gebote stehenden, fast unbeschränkten Mitteln einen Landweg bis zum mittlern Theil des Congo herzustellen, empfiehlt". (Aus dem Berichte über die oben erwähnte Ausschuß-Sitzung, s. Mittheilungen der „Afrikanischen Gesellschaft" Bd. II, S. 221.) Dieser Ausgangspunkt bietet noch andere Vortheile, er ist auch für die Erforschung des Schari, des weiten völlig unbekannten Gebietes von Adamaua nach Osten bis an den Uelle Schweinfurth's hin, der bestgelegene. Warum nun die schiffbare Wasserverbindung zwischen Benuë und Schari, wenn vorhanden, wahrscheinlich praktisch werthlos sein soll[1]), ist mir durchaus nicht klar, und es bedarf eine solche als Wahrscheinlichkeit hingestellte Behauptung des Beweises, denn, wenn die schiffbare Verbindung vorhanden ist — und dieses scheint sehr wahrscheinlich, da mir nach mehr als 30 Jahren von vielen dieselben Angaben wie

[1]) Vergl. „Globus" Bd. 42, S. 335 und 351 und früher.

[1]) Dies die Ansicht des Vorstandes der „Afrikanischen Gesellschaft" vergl. „Verhandlungen der Ges. f. Erdkunde zu Berlin" 1882, S. 397 und „Globus" Bd. 42, S. 335. Red.

1851 Barth gemacht wurden — so ist diese unfraglich von der höchsten praktischen Bedeutung sowohl, als auch von Bedeutung für die geplante Station in Adamaua zur Erforschung Central-Afrikas und den erbetenen Dampfer, der dann unter günstigen Umständen bis zu 25° oder 26° östl. L. von Greenwich vordringen könnte. Man hat diesen Gedanken seither stets mit seltener Hartnäckigkeit zurückgewiesen, ohne meines Wissens einen einzigen vernünftigen Grund anzugeben. Ja sollte diese schiffbare Verbindung in der That nicht bestehen, so könnte vom Mao Kebbi [1]) aus oder auch vom Benuë (wenn des erstern Existenz heute noch bezweifelt werden sollte) selbst mit verhältnißmäßig geringen Kosten ein zerlegbarer Dampfer nach dem Logone (in Bagirmi) transportirt werden, wodurch ja in gleicher Weise das weite Gebiet des Tsad-Systems der Beschiffung zugänglich gemacht wäre. Wenn Deutschland meinen Vorschlägen nicht Gehör schenkt, wird in wenigen Jahren die englische und (oder und auch) die französische Flagge auf dem Tsad und Schari wehen.

Ich bin mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebener

Ed. Robert Flegel.

[1]) Rechter Zufluß des Benuë, durch welchen eben letzterer mit dem Logone zusammenhängen soll. Red.

Erkundigungen, gesammelt in Jola über die direkte Wasserverbindung zwischen Benuë und Logone.

Aus der Summe der Erkundigungen geht hervor, daß in der Tuburi- oder Tufuri-Gegend (beide Aussprachen sind häufig), welches Land, wie ja auch schon frühere höchst glaubwürdige Reisende bestätigt haben, verhältnißmäßig niedrig zum Benuë sowohl, als auch zum untern gelegenen Logone liegt, in der That ein doppelter Abfluß zur Zeit des höchsten Wasserstandes stattfindet. Das nördliche Ende des Tuburisumpfgebiets, das Dr. Ed. Vogel als einen mächtigen unabsehbaren See beschreibt, hat Barth besucht und Abflüsse von dorther nach Nordosten zum Logone mit eigenen Augen gesehen. Die Nachricht, welche er vom Mao Kebbi mitbrachte, der in südwestlicher und westlicher Richtung aus dem Tuburi-Gebiet zum Benuë fließen soll, wurde auch uns (Henry Venn-Expedition) 1879 gegeben. Das Tuburi-Gebiet selbst wurde mir beschrieben als eine weite Ebene durchzogen von Faddamas (wasserhaltenden Senkungen von größerem oder kleinerem Umfang), die unter sich durch Wasseradern verbunden sind, der Mao Kebbi als ein ruhig strömendes, tiefes, zahlreiche Zuflüsse aufnehmendes Wasser, welches unweit der Tinglingberge (1879 Burdett Coutts Range benannt; in ca. 13½° ö. L. Gr.) in den Benuë fällt. Der Benuë wurde uns 1879 oberhalb des Mao Kebbi als ein felsiger Bach geschildert, er verdankt also seinen Wasserreichthum von hier bis zur Einmündung des von Süden kommenden Faro hauptsächlich dem Mao Kebbi. Die Regenmonate der Adamaua-Fulbe sind benannt: Bandjaru gotel (es giebt drei Bandjadji; gotel heißt = ein einziger), Sumétel wauwe, Wairorde (dieser fällt auf das Ende des Juni und den Anfang des Juli, wonach die anderen zu deuten sind), Sumaie, Juhldahndu, Saturahndu, Leihadji. Die trockenen Monate sind: der Juhldahndu leihádji, die drei Monate Ha'ram und die drei Monate Baúdjadji. Im dritten Bandjaru fängt der Regen an und bald darauf auch das langsame Steigen des Wassers, und es soll dadurch bald eine direkte Wasserstraße von Jola nach Karnak Logone (in Bornu) entstehen, welche während der vier Monate des höchsten Wasserstandes (Wairorde, Sumaie, Juhldahndu und Saturahndu) eine Tiefe von 12 bis 15 Fuß — nach Aussage der Eingeborenen eine Hütte übertreffend — haben soll.

Wasserwege von Jola (in Adamaua) bis in den Scherbewuël (zu passirende Ortschaften am oder sehr nahe den Ufern derselben gelegen, vergl. Petermann's Mitth. 1880, Taf. 7 und Ergänzungsheft 34, Taf. 2): von Jola über Jebboleo, Dasin, Ribao oder Ribadu, Bodäre, Duló, Búlkito, Bilasie, Taëpe am Einfluß des Faro, Kinada, Sokatschi, Tāwi, Schidderi, Kokuno, Garúa, Badudi, Féma, Gébake, Ribadu am Hossere Tingling-Gebirge (bis hierher war Flegel 1879 mit der Henry Venn-Expedition vorgedrungen), Langi, Kenni am Mao Kebbi (dieser fließt unweit östlich von den Tinglingbergen dem Benuë zu), Madjaula Djuga, Déo, Golumbe, Nassarai, Bainga, Bissáre, Djalime, Kebbi (Ort), Gégu, Lére am Kebbi, daher Lére Kebbi genannt, Tirmi, Lazúa Getále (kriegerische Heiden des Tuburi-Gebietes). Von hier bis zur Ortschaft Tuburi kein Ort während 2 bis 3 Tagereisen, dann Alfu, ein Ort, bei welchem ein starker Wasserlauf dem Scherbewuël (Logone) zuströmt und der ganz in der Nähe dieses Flusses liegt. Eine andere Angabe stimmt mit dieser ersten bis Lére überein, von wo eine große südwärts abfließende Wasserader bis Binder führt, und führt dann in zwei Tagereisen mit Ostrichtung nach Döre, ferner eine kleine Tagereise nach Tufuri (hier sollen in letzter Zeit zwei Orte vom Wasser weggeschwemmt worden sein), dann 1 Tag bis Wiri, 1 Tag bis Dömo, 1 Tag bis Wuddaudda, 1 Tag bis Addabba im Musgu-Gebiete, Ort Bugumúne, und von hier in einem Tage in nördlicher Richtung nach dem Orte Kofa am Logone.

Kürzere Mittheilungen.

F. von Hellwald's Amerika.

„Mit keinem Lande der Erde ist das deutsche Volk inniger verknüpft, als mit Amerika, wo in den Vereinigten Staaten Tausende und aber Tausende seiner Söhne eine neue Heimath suchen und finden. Ja, die Zahl der jenseits des Atlantischen Oceans wohnenden Deutschen beziffert sich nach Millionen und gewinnt eine täglich wachsende Bedeutung für das Staatsleben der großen Republik. Schon giebt es wenige deutsche Familien, die nicht den Einen oder den Andern ihrer Lieben da drüben besäßen, und doch weiß man bei uns im Allgemeinen nur wenig von dem merkwürdigen Lande. Wohl unterrichten die Tagesblätter uns sattsam über die politischen Vorgänge und Verhältnisse in den Vereinigten Staaten, selten aber begegnen wir einer richtigen Vorstellung von dem, was Land und Leute dem fremden Besucher in Wirklichkeit bieten." Diese den deutschen Lesern zu vermitteln hat der formen- und federgewandte, dabei überaus belesene Friedrich von Hellwald unternommen in seinem „Amerika. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten

Der Heilige-Kreuz-Berg (Mountain of the Holy Cross) in Colorado.

in Wort und Bild" (Schmidt und Günther, Leipzig. Etwa 50 Lieferungen à 1 Mark), dessen erste Hefte uns vorliegen. Was er verheißt, ist folgendes: er will die in Europa fast so gut wie unbekannten landschaftlichen Schönheiten schildern und damit der allgemeinen Vorstellung entgegentreten, als wäre die Union mit wenigen Ausnahmen reizlos; er will uns die Menschen, ihr Thun und Treiben vorführen, in ihre Sitten und Gebräuche eindringen, in ihre Denkart und ihre Pläne. „Nirgends hat sich je aus bescheidenen Anfängen in rascherer Zeit eine mächtige Nation entwickelt, welche die Schätze der Wissenschaft sich dienstbar macht und wie keine andere auf allen Gebieten praktischer Thätigkeit Großes geleistet hat. Nicht ohne Nutzen nehmen wir ihre Städte in Augenschein, studiren ihre verschiedenen Einrichtungen, besuchen Kirchen und Schulen und wandern durch die Werkstätten ihrer Industrie, versenken uns in die Schachte ihrer Bergwerke und ziehen mit der bewaffneten Macht auf den Kriegspfad gegen die rothhäutigen Urherren des Landes. Auch diese, soweit sie von der siegreich fortschreitenden Gesittung noch nicht verdrängt oder aufgesogen sind, geben ein interessantes Objekt für unsere Betrachtung."

Als Probe der Abbildungen geben wir den „Mountain of the Holy Cross" in Colorado, welchen Freiherr Max von Thielmann (s. dessen „Vier Wege durch Amerika" S. 89) mit folgenden Worten beschreibt. „Obwohl mit 14 176 Fuß (4321 m) den Gipfeln der Hauptkette (der Felsengebirge) an Höhe nachstehend, ist dieser Berg doch der gewaltigste von allen. Ein jäher Felskegel, an dessen steilen Wänden der Schnee nicht haftet, zeigt auf seiner Nordseite einen von der Spitze zum Fuße laufenden tiefen Riß und in Zweidrittel der Höhe eine Querspalte; in beiden hält sich der Schnee den ganzen Sommer hindurch und zeichnet so auf dem braunen Gestein das riesenhafteste Kreuz ab, welches die Erde trägt. Der Name soll dem Berge schon in früheren Jahrhunderten von den spanischen Entdeckern verliehen worden sein."

Aus allen Erdtheilen.

Australien.

— Neu-Guinea, Neu-Britannien, die Salomons-Inseln, die Neu-Hebriden und Neu-Kaledonien bilden mit Norfolk Island und Neu-Seeland eine natürliche Kette von Außenwerken für den Nordosten und Osten des australischen Kontinents. Es war, sagt man in Australien, ein großer politischer Fehler, daß England der Annektirung von Neu-Kaledonien und den Loyalty-Inseln durch Frankreich nicht zuvorkam. Letzteres beabsichtigt jetzt aus diesen beiden Inselgruppen, so wie auch aus dem Archipel der Neu-Hebriden, welcher ebenfalls unter französische Botmäßigkeit gestellt werden soll, Kolonien für rückfällige Verbrecher zu machen. Damit würden wenige Tagereisen von der Küste Australiens Strafgemeinden entstehen, welche sich aus der Hefe der französischen Gesellschaft ständig rekrutiren; und sicher werden dann von dort Flüchtlinge und Verbrecher, welche das Pensum ihrer Strafzeit absolvirt haben, den australischen Kolonien von Zeit zu Zeit zugeführt werden. Man ist über diese zu erwartende unsaubere Nachbarschaft, welche sich bisher aus kommunistischen Uebelthätern zusammensetzte, in Australien in hohem Grade indignirt, und um zu verhüten, daß Frankreich mit seinem socialen Kehricht nicht noch näher rücke, hat die Regierung von Queensland jetzt das dringende Gesuch an die englische Krone gerichtet: ihrer Kolonie die Insel Neu-Guinea einzuverleiben. Queensland will dort sofort eine Niederlassung ins Leben rufen und ist bereit, die sämmtlichen damit verbundenen Kosten auf sich zu nehmen. Die Präliminarien für die formelle Besitznahme einer geeigneten Lokalität an der Küste von Neu-Guinea sind bereits getroffen, und man hält es für gewiß, daß die englische Regierung, wiewohl Gladstone einer territorialen Erweiterung des britischen Reiches wenig günstig ist, dieser Vorstellung Gehör schenken werde. Großbritannien ist, sagt man, der Hauptträger des kommerziellen Weltverkehrs und es muß auf den großen Wasserstraßen, welche seine Schiffe passiren, sichere eigene Häfen besitzen. Dies ist der Fall auf den Seewegen durch den Suez-Kanal nach dem fernen Osten und um das Kap der Guten Hoffnung herum nach Australien, aber keineswegs in der Südsee, wo Frankreich einen Vorsprung gewonnen hat. Die englischen Schiffe, welche die großen Gewässer von Neu-Seeland bis Britisch-Kolumbien und von Japan bis Kap Horn befahren, finden dort, mit Ausnahme der Fidschi-Inseln, keinen einzigen Hafen, der unter britischer Flagge steht.

— Australien hat auch in diesem Jahre wieder (es ist das dritte) eine Mißernte gehabt. Namentlich sind die armen Farmer in Süd-Australien, wo eine Ernte von nur durchschnittlich $4^1/_2$ Bushels Weizen (ein Bushel = 60 Pfund englisch = 27,21 kg) vom Acre = 40,46 Ar erzielt wurde, davon hart betroffen worden. Es petitionirten 951 Farmer in den nördlichen Agrikulturdistrikten der Kolonie, welche ihr Land auf Kredit von der Regierung gekauft hatten, um Erlaß der Zinsenzahlung, und andere 293 gaben ihre Farmen gänzlich auf und gingen verarmt davon. Auf vielen Feldern war gar nichts zu ernten. Mit dem Betrieb von Ackerbau ist in Australien der häufigen trockenen Jahre wegen immer großes Risiko verbunden. Auswanderungslustige sollten das wohl beherzigen.

Polargebiete.

— Der Akademiker Wild in St. Petersburg, Vorsitzender der internationalen Polar-Kommission, macht bekannt, daß in Folge des Beschlusses der amerikanischen und anderer Regierungen, die Beobachtungen auf den verschiedenen Circumpolarstationen nicht über den ursprünglich bestimmten Termin hinaus fortzusetzen, alle Expeditionen, soweit die Eisverhältnisse dies nicht hindern, im kommenden September zurückkehren werden. Nach Mittheilungen vom 16. Januar d. J. befand sich auf der russischen Station an der Lena-Mündung Alles wohl und die Beobachtungen nahmen ihren regelmäßigen Fortgang. Die niedrigste Temperatur betrug 48,7° C.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIII. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1883.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XXVI.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Durch Vermittlung einiger in Damaskus ansässiger Landsleute erhielten Lortet und seine Gattin Eintritt in die Häuser mehrerer wohlhabender arabischer und jüdischer Familien der Stadt. Der Luxus und die glänzende Pracht, die sie im Innern dieser von außen fast durchweg unansehnlichen Gebäude vorfanden, übertrafen die schon hochgespannten Erwartungen der Reisenden noch bei weitem. Die unglaubliche Verschwendung an Marmor und kostbaren Hölzern, an Mosaik und gemaltem, schönpolirtem Stuck, an reich mit Perlmutter und edlen Metallen eingelegter Arbeit; die herrlichen, gold- und silberdurchwirkten Vorhänge und Polster: dies Alles ließ erkennen, daß der von altersher schon in Arabien sprichwörtliche Reichthum der „Paradiesstadt" Damaskus trotz dem türkischen Regiment noch heute unter ihren Einwohnern nicht ausgestorben ist. In der Grundanlage und Eintheilung des Raumes mit den Wohnhäusern des übrigen Syriens übereinstimmend, haben diese prachtvollen Wohnungen als einzigen Zugang von der Straße nur einen schmalen niedrigen Korridor, der in der Mitte ein Knie bildet, um jeden Einblick von außen unmöglich zu machen. Der innere Hof, in den dieser Gang mündet, und auf den auch die Fenster der Hauptgemächer des Hauses, der glänzenden Haremsräume, hinausgehen, ist mit bunten Fliesen oder Marmorplatten belegt und meist mit schönen Gruppen von Orangen, Lorbeern und Rosenbüschchen geschmückt. In der Mitte des Hofes befindet sich das reichskulptirte Marmorbassin des laufenden Brunnens, dessen Rand mit blühenden Topfgewächsen besetzt ist, unter denen die Nelke, die Lieblingsblume des syrischen Volkes, stets eine Hauptrolle spielt. Der Luxus, den die reichen Einwohner von Damaskus mit diesen Zierpflanzen für ihre Höfe treiben, soll großartig sein. Dicht neben dem Eingange in den Hof liegt die Mandara, das Empfangszimmer für Gäste, zu dessen mit einem schweren Vorhange verhüllter Thür einige Marmorstufen emporführen. An den schön getäfelten und mit Koransprüchen verzierten Wänden des Gemachs zieht sich ein niedriger Divan hin. Der wohlhabende Damascener benutzt die Mandara jedoch nur

Frau aus Damaskus mit dem Chergeh.

während des Winters; im Sommer empfängt er seine Gäste in dem sogenannten Liwân, einer an der Südseite des Hofes befindlichen, nach Norden offenen großen Halle mit hohem Bogeneingange, reichverzierten Wänden und schöner Kassettendecke. Das Liwân bildet in der heißen Jahreszeit den Lieblingsaufenthalt sämmtlicher Bewohner des Hauses; namentlich Abends, wenn der stark fallende Thau das Verweilen im Hofe oder auf dem flachen Dache verbietet. Mehr als einmal mußten die Reisenden bei dem Besuche in einem arabischen Hause vor der Thür des Hofes warten, bis die im Liwân versammelte weibliche Hausgenossenschaft ihren Rückzug in die oberen Gemächer angetreten hatte, in denen Frau Lortet freilich stets ein gern gesehener Gast war.

Der interessanteste Theil von ganz Damaskus ist ohne Frage der Bazar, der ein ausgedehntes Terrain in der Mitte der Stadt einnimmt und mit seinem verworrenen Netz von kleinen schmalen Gassen, mit seinen Kreuzwegen, dunklen Winkeln, großen Chans, finsteren überwölbten Durchgängen, und weiten von grellem Licht überflutheten Höfen, und mit seiner in alle Trachten des Orients gekleideten, lärmenden und gestikulirenden Volksmenge dem Fremden zuerst den Eindruck eines vollständigen Chaos macht. Wenige Tage freilich genügen, um diesen ersten Eindruck gänzlich zu verwischen und an seine Stelle ein lebhaftes Interesse treten zu lassen für alle Einzelheiten des fremdartigen, bunt bewegten Bildes. Hat man sich über die zusammen-

Liwân eines Hauses in Damaskus.

gewürfelte Menge der Käufer und Schaulustigen erst einigermaßen orientirt, über dieses bunte Durcheinander verschiedener Volkstypen, die nicht nur aus allen Gegenden Syriens, sondern aus dem ganzen Orient hier zusammenströmen, so wird die Aufmerksamkeit zunächst durch die charakteristische Eigenart der verschiedenen Verkäufer gefesselt, die ihren oft kostbaren Kram in elenden Buden oder Läden von nur wenigen Quadratmetern Größe feilhalten. Wie überall im Orient, liegen auch hier diese Verkaufsmagazine stets etwa einen Meter hoch über dem Boden, und in dieser Höhe kauert auch am Eingange des kleinen, halbfinstern Raumes der mohammedanische Verkäufer, das Nargileh oder die Cigarrette im Munde, den Rosenkranz zwischen den Händen, mit dem Nachbar in der gegenüberliegenden Bude plaudernd, und scheinbar unbekümmert, ob sich ein Abnehmer für seine Waaren finden wird oder nicht. Von Zeit zu Zeit unterbricht er das Fingern des Rosenkranzes, um mit einem Stückchen Schilfrohr, das er in das am Gürtel hängende Tintenfaß taucht, auf dem Rücken der linken Hand eine Berechnung der Tageseinnahmen niederzuschreiben. Dann wieder liegt er stundenlang halbträumend in beschaulicher Ruhe auf dem kleinen Teppich, in der Lieblingsstellung des Arabers, einen seiner Füße, von denen er die Schuhe gezogen, in der Hand haltend. Richtet ein Käufer eine Frage an ihn, so erfolgt die einsilbige Antwort erst nach langer Pause; der Europäer wird sich über die verdrossene Gleichgiltigkeit, über den Mangel an „Kulanz“ oft genug ärgern, und doch geht dieselbe vielleicht weniger aus der Indolenz des Orientalen, als aus der Landessitte hervor, die für den Abschluß selbst des geringfügigsten Handels

lange Zeit und reifliches Ueberlegen verlangt. Sehr anders verhalten sich die christlichen und die jüdischen Verkäufer auf dem Bazar. Die ersteren namentlich (meist Armenier und Griechen) sind von unerträglicher Geschwätzigkeit und Zudringlichkeit. Irgend ein Stück ihres Krames in der Hand haltend, das der Fremde in ihrer Bude betrachtet oder nach dessen Preis er im Vorübergehen gefragt, verfolgen sie ihn unermüdlich über den ganzen Bazar. Nur sehr selten gelingt es dem Europäer, sich dem eifrigen Geschäftsmanne und seiner furchtbaren Suada zu entziehen; gewöhnlich kauft er, nur um den Plagegeist los zu werden, die so dringlich angepriesene Sache für den geforderten Preis, d. h. für das Fünf- und Sechsfache ihres Werthes.

Die nach den verschiedenen Verkaufsgegenständen getrennten Quartiere des Bazars enthalten heute schon eine Menge europäischer Waaren; ganz so stark, wie auf dem

Damascenerin auf Kabkâbs oder Badeschuhen.

Bazar von Beirut z. B., ist die abendländische Industrie hier jedoch noch nicht vertreten. Bei den Verkäufern von Sätteln und Reitzeug, von Stoffen und Teppichen, von feinen Holz- und eingelegten Waaren, bei den Waffenhändlern und Goldschmieden kann man heute noch manch schönes Stück von echter Arbeit und echtem Stil zu sehen bekommen. Wer Geduld, Zähigkeit und Zeit genug hat, kann auch wohl nach tagelangen Unterhandlungen, nach vielem Sprechen und unzähligen mit dem Händler eingenommenen Tassen Kaffee es soweit bringen, einen echten persischen Teppich, ein schönes Metallgefäß oder irgend ein anderes wirklich werthvolles Stück zu erhandeln. Nur eilig darf man es nicht haben und aufmerksam muß man sein; denn der schlaue Kaufmann wird immer damit anfangen, dem Kunden werthlose Dinge vorzuführen, um sein Verständniß und Urtheil zu prüfen, und sich erst nach langen vergeblichen Versuchen dazu entschließen, seine kostbaren und seltenen Artikel aus ihren Verstecken ans Licht zu bringen.

In einer langen, überdachten Gasse befinden sich die Verkaufslager aller Arten von Webereien, unter denen die europäischen und amerikanischen Fabrikate von Jahr zu Jahr mehr überhand nehmen. In Damaskus selbst werden mancherlei Seidenstoffe fabricirt; außer einem leichten, halbklaren Zeuge, dem sogenannten Scherbeh, und dem schweren gemusterten Gewebe, das von hier erst den Namen Damast in den Handel gebracht hat, verfertigt man in der Stadt heute vorzugsweise die schön gestreiften, mit langen Franzen versehenen Tücher, die seidenen Keffiyeh, die Männer und Frauen über dem enganliegenden Fez um den Kopf geschlungen tragen. Der eigentliche Turban kommt in Syrien immer mehr aus dem Gebrauche. Die in ziemlich primitiver Weise betriebene Seidenwirkerei, die heute noch etwa 2000 Arbeiter in Damaskus beschäftigt, ist im Laufe der letzten Jahre durch die Konkurrenz der Beiruter Fabriken, namentlich aber durch die stete Zunahme der Einfuhr französischer Seidenstoffe bedeutend zurückgegangen. Was die von dem Volke fast ausschließlich getragenen bunten Baumwollenstoffe anbetrifft, so werden diese heute durchweg aus England und Amerika eingeführt; es sind häßliche und ungeschickte Nachahmungen der alten einheimischen Muster, in schlechtestem Material ausgeführt; leichte, undauerhafte Gewebe, denen die schnellvergängliche starke Appretur ein täuschendes Ansehen von Festigkeit giebt. Von der reicheren Bevölkerung wird indessen die alte solide Waare noch manchmal verlangt, und diesen geringen Bedarf decken die Webereien von Damaskus. Der starke dunkelblaue Baumwollenstoff, in den die Beduinenweiber sich kleiden, wird allein im Lande selber angefertigt; alle Versuche, ihn durch ähnliche ausländische Waare zu verdrängen, sind trotz den billigeren Preisen an dem konservativen und soliden Sinne der Damen der Wüste gescheitert. Auch für die gestreiften Abbayen, die großen Mäntel der Beduinen und Fellachen, hat sich noch kein fremdländischer Ersatz auf dem Markte eingefunden. Dagegen kommen die weißen Schleier der Frauen heute ausnahmslos aus den großen Webereien der Schweiz, namentlich aus dem Kanton Glarus. Seit einigen Jahren werden, und zwar nicht zum Vortheil der einheimischen Gewebe, mancherlei chemische Färbestoffe aus Europa eingeführt, welche die dauerhaften und mit einander trefflich harmonirenden Farben des Indigo und Saflor, der Cochenille und des wilden Krapp der Wüste (Rubia tinctoria und Rubia Olivieri) zu verdrängen bestimmt sind.

Damascenische Tänzerin und Citherspielerin.

In dem Quartier der Zeughändler, sowie in dem der Juweliere und der Schuhmacher trifft man Nachmittags stets ganze Scharen verschleierter, den besseren Ständen angehöriger Frauen an, welche mit einer Seelenruhe, die der so mancher unserer ladenbesuchenden Damen zum mindesten gleichkommt, stundenlang den Verkäufer feine Waaren auskramen lassen, von einer Bude zur anderen gehen und wieder zur ersten zurückkehren, um nach endlosem Wählen und Ueberlegen schließlich nichts oder eine unbedeutende Kleinigkeit zu kaufen. Mancher Blick streift unter dem zurückgeschlagenen Zipfel des Schleiers hervor den etwa in der Nähe befindlichen Europäer, und oft genug wird auch der Schleier etwas mehr gelüftet, als zu der eingehenden Prüfung der vorgelegten Waaren gerade nöthig ist, um dem Fremden den erfreulichen Anblick eines jugendlich hübschen Gesichtes zu gewähren. Große weiße Mäntel

verhüllen die ganze Figur und die oft ungemein kostbare Tracht der Haremsschönen. Die Frauen des kleinern Bürgerstandes von Damaskus kleiden sich heute noch ausnahmslos in die hübsche syrische Landestracht; auch unter den wohlhabenderen Klassen giebt es noch viele, die daran festhalten, viele jedoch auch schon, die durch Annahme einzelner Stücke der europäischen Moden ihren schlechten Geschmack bekunden und sich gründlich entstellen. Neben dem reichsten Schmuck an goldenen und silbernen Ketten, Armspangen, Ohr- und Fingerringen ist hier der Chergeh oder Nasenschmuck ungemein beliebt, ein goldner Ring mit großem, meist türkisenbesetztem Knopfe, der, durch den einen Nasenflügel gezogen, ein pikantes Gesicht durchaus nicht immer so schlecht kleidet, wie man vielleicht denken sollte. Das Malen der Augenbrauen, das Rothfärben der Fingernägel ist ziemlich allgemein, die Sitte des Tatuirens aber, die bei den Frauen einiger Beduinenstämme herrscht, findet sich in Damaskus nur bei den Tänzerinnen und Sängerinnen wieder, die im schlechtesten Rufe stehen und deshalb das Privilegium haben, stets unverschleiert zu gehen. Sehr viel werden, namentlich von den Frauen der höheren Stände, künstliche Blumen als Kopfschmuck getragen, die einen nicht

Brunnen am Bazar.

unwichtigen Artikel des europäischen Imports ausmachen. Die Fußbekleidung der Städterinnen bilden die weichen Pantoffeln aus gelbem Leder, die, mit kostbarer Stickerei, manchmal auch schon mit kleinen Bouquets künstlicher Blumen geschmückt, ganze Budenreihen des Bazars füllen. Unter den feinen Holzwaaren jedoch und dem verschiedenen Geräth in kostbarem skamleh oder eingelegter Arbeit sind die kabkâb oder Badeschuhe der Frauen vielfach vertreten, kleine, auf dreieckigen Brettchen ruhende Bänke, mit einem breiten gestickten Riemen auf der oberen Seite, durch den der Fuß gesteckt wird. Mit diesen im höchsten Maße unschönen Stelzen scheint ein großer Luxus getrieben zu werden; man findet sie in der reichsten Ausführung mit goldenen und silbernen Behängen auf dem Bazar, was sich dadurch erklärt, daß sie durchaus nicht nur im Bade, sondern vielfach auch auf den kalten Marmor- und Fliesenparquets der Säle und Höfe in den Häusern getragen werden.

Die Waffenfabrikation von Damaskus, die angeblich schon unter Diokletian der Stadt eine besondere Bedeutung gegeben haben soll, ist begreiflicherweise heute gleich Null. Auf dem Sûk el-Arnâm, dem Bazar der Griechen, werden

neben modernen Feuergewehren und den langen, mit großen Straußfederbüscheln geschmückten Beduinenlanzen auch heute noch schön damascirte Dolche und Säbel angeboten, deren Klingen meist Solinger Waare sind. Nicht sehr viel besser verhält es sich mit der Mehrzahl der „alten, echten“ Waffen, Küraſſe, Münzen ꝛc., die der unter dem Namen Abu antica (Vater der Alterthümer) bekannte Kunsthändler oder Trödler dieses Quartiers dem europäischen Reisenden zu verkaufen liebt. Seine prachtvoll damascirten Waaren, die er regelmäßig zu einem Viertel des geforderten Preises abläßt, sind gewöhnlich ebenso echt und alt, wie seine reich ciselirten Kupfer- und Bronzeschalen, die noch heute, freilich in geringerer Vollendung als früher, in Damaskus fabricirt werden.

Für den Fremden, der des Arabischen hinreichend mächtig ist, bilden die Anpreisungen und Ausrufungen, mit denen die ambulanten Verkäufer von Lebensmitteln ihre Waaren auf dem Bazar feilbieten, eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens. Die lebhafte Phantasie des Orientalen dokumentirt sich in diesen mit gellender Stimme ausgerufenen und je nach Zeit und Gelegenheit vielfach variirten Worten. Der Garkoch freilich überläßt es dem kräftigen Geruch seiner

Thor des Chan Aſſad Paſcha.

gerösteten Fleischschnitten und anderen Speisen die Käufer anzulocken; der Bäcker aber, der ebenfalls auf offener Straße sein verschiedenartiges Gebäck bereitet und dasselbe dann noch heiß zum Verkaufe umherträgt, ruft die gröberen, dünnen Brotkuchen mit den Worten: „Gott ist der Ernährer“, oder: „O nährender Gott!“ aus; das feine mit Butter und Traubensyrup bestrichene und mit Sesamkörnern bestreute Weizengebäck preist er als „Nahrung für Schwalben oder zarte junge Mädchen“ an. Die Verkäufer von Limonade und Zuckerwasser rufen: „Erfrische Dein Herz“ oder: „Kühle die Hitze“ und begleiten diese Worte mit lautem Aneinanderschlagen der kleinen Blechtassen, in denen sie ihr Getränk verschenken. Das Dschullâb oder Rosinenwasser wird mit den Worten: „Sehr klar, mein Kind!“ angepriesen; bei dem Chuschâf, einem aus Rosinen, Orangen, Aprikosen ꝛc. bereiteten und mit Schnee vom Antilibanos gekühlten Getränke heißt es: „Nimm Deine Zähne in Acht“, um anzudeuten, wie kalt und erfrischend es ist. Höchst erfinderisch sind die Obst- und Gemüseverkäufer; die letzteren haben, um die beim syrischen Volke sehr beliebte Wasserkresse anzupreisen, einen alten arabischen Reim, der in der Uebersetzung heißt: „Zarte Kresse von der Quelle el-Duiyeh! gieb einer alten

Frau davon, so ist sie am andern Tage jung". Besonders drastisch aber sind die Worte, mit denen der Blumenhändler den Vorübergehenden seine Sträuße anbietet: „Besänftige Deine Schwiegermutter!"

Von den großartigen Chans, die in dem Bazarviertel der Stadt belegen sind, ist der Chan Assad Pascha der bedeutendste. Es ist ein ungeheures Häuserquadrat mit zahlreichen Höfen, Säulengängen, Gallerien und nicht weniger als neun hohen Kuppeln; ein komplicirtes Bauwerk, das im ersten Stock große Geschäftsräume und Waarenlager aller Art, im Erdgeschoß Ställe und Wohnungen für Reisende enthält. Das starke Mauerwerk besteht aus regelmäßigen Schichten schwarzer und gelber gut bearbeiteter Steine; prachtvoll ist namentlich das Hauptthor mit dem schönen Stalaktitengewölbe, das der besten Zeit der mohammedanischen Architektur angehört. In der Mauer, zu jeder Seite des Thores, befindet sich ein fließender Brunnen in einer tiefen gewölbten Nische; über jedem derselben ein großes rundes Fenster mit schön skulptirter Einrahmung.

Nicht weit von diesem monumentalen Bau liegt am Kreuzungspunkte zweier Straßen ein zierlicher Brunnen, der ebenfalls aus der Glanzzeit der Stadt während der Herrschaft der Omejjaden herstammt. Zwei leichte Säulen, die sich auf dem aus verschiedenfarbigem Marmor hergestellten Bassin erheben, tragen das Dach und den kunstvoll gearbeiteten Bogengiebel mit der vergoldeten Inschrift.

Die große Moschee in Damaskus.

Das Wasser fließt aus einer aufs sauberste ausgeführten Muschel in das Bassin; die Seitenwände sind mit glänzend emaillirten bunten Fliesen bedeckt.

Das größte Denkmal der omejjadischen Zeit, die gewaltige Moschee Dschâmi el-Uma'ui an der nördlichen Seite der alten inneren Stadt, ist leider bei weitem nicht so gut erhalten, wie jene beiden Bauwerke. Sie wurde zu Anfang des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung von Uelid, dem sechsten omejjadischen Chalifen an der Stelle einer alten christlichen Kirche, die ihrerseits wieder aus einem heidnischen Tempel entstanden war, erbaut. Der Sage nach unterstützten Geister den Chalifen bei der Herstellung des großartigen, von zeitgenössischen arabischen Schriftstellern als Weltwunder gepriesenen Baues. Diese Geister sind aller Wahrscheinlichkeit nach griechische Baukünstler gewesen, von denen der Chalif, wie es heißt, 1200 aus Konstantinopel her berief. Eine Feuersbrunst zerstörte im Jahre 1069 einen Theil des Gebäudes, bei der Eroberung der Stadt durch Timur erlitt der herrliche Tempel neue Beschädigungen. Seitdem ist er wohl mehrmals nothdürftig restaurirt worden, den alten Glanz aber hat er nicht wieder erreicht.

Von der Höhe des nördlichen, bedenklich baufälligen Minarets der Moschee hat man eine gute Uebersicht über die innere Stadt, die mit ihren eng aneinander gebauten flachen Dächern einen mehr seltsamen, als gerade schönen Anblick darbietet.

Ueber neuere Resultate der Gletscherforschung und einige Erscheinungen aus ihrer Geschichte.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

II.

Am 26. Juni 1880 ward von der philosophischen Fakultät der Universität in München die Preisaufgabe gestellt: „Eine eingehende Beschreibung der diluvialen Glacial-Bildungen und -Erscheinungen sowohl im Gebiete der südbayerischen Hochebene als auch in den bayerischen Alpen", und als letzter Termin für die Annahme konkurrirender Arbeiten der 30. April 1881 festgesetzt. Vorbereitet durch Gletscherstudien in Skandinavien und in der norddeutschen Tiefebene machte sich Herr Dr. A. Penck an die für die kurze Zeit — trotz der bereits vorhandenen Litteratur — überreichlich zugemessene Arbeit und hatte sich des schönen Sieges der Preisgewinnung zu erfreuen. Da die Innehaltung des Termins den Verfasser genöthigt hatte, manche ihm im Verlaufe der Untersuchung und Bearbeitung aufsteigende Frage unerledigt zu lassen, setzte er im Laufe des Jahres 1881, vorzüglich auf der südbayerischen Hochebene, seine Studien fort und erweiterte mit vielfachen Umarbeitungen die ursprüngliche Redaktion, bis er sie unter dem Titel „Vergletscherung der deutschen Alpen" gegen Ende des Jahres 1882 erscheinen ließ und dem Urtheil der gelehrten Welt unterbreitete.

Nach einer übersichtlichen, anziehend geschriebenen Geschichte der Glacialgeologie giebt der Verfasser eine kurze orographische Skizze nebst einer Würdigung der Arbeiten seiner Vorgänger auf dem durch die Bestimmungen der Preisaufgabe abgegrenzten Gebiete. Mit Ausscheidung des Salzachgebietes wird speciell das Gebiet des ehemaligen Inngletschers und das westlich von ihm gelegene Terrain in Betracht gezogen. Besonders das Auftreten krystallinischer Geschiebe im Gebiet von Isar und Loisach, deren Einzugsgebiet ausschließlich der Zone der nördlichen Kalkalpen angehört, stellte dem geologischen Untersucher Fragen, die bisher unbeantwortet geblieben waren. Die Geschiebe stammten aus der Centralzone der Alpen, sie mußten über jene Sättel und Scharten gekommen sein, die vom Hintergrunde des Isar- und Loisachthales aus der Region der barock geformten Kalkstöcke hinüberführen in die, im Süden des Innthales, mit ewigem Schnee und Eis prangenden Höhen der Urgebirgswelt. Ich sagte eben, für die Verbreitung der Geschiebe im Isar- und Loisachthale habe es an einem Erklärungsversuche gefehlt, denn der abenteuerlichen Phantasie, daß eine 2000 bis 3000 Fuß mächtige Fluth diese Geschiebe einst über die aus dem Innthale nach Norden führenden Pässe mit sich gerissen hätte, wäre doch wohl mit dem Namen einer „Erklärung" zu viel Ehre angethan!

Penck giebt, gestützt auf eigenes und fremdes Beobachtungsmaterial, eine Uebersicht von der ehemaligen Vergletscherung der bayerischen Alpen in vertikaler und horizontaler Ausdehnung. Nach der oberen Grenze der an den Thalgehängen hier und da zerstreuten Findlingsblöcke wird das Bild des Innthales in seiner Maximalvergletscherung konstruirt. Da das linke Ufer des Inn, lange bevor das Thal ganz in das Gebiet der nördlichen Kalkalpen tritt, auf einer weiten Strecke von letzterm begleitet wird, fallen die Findlingsblöcke der krystallinischen Zone auf dem fremdartigen Boden dem Beschauer naturgemäß auf. Es würde daher leicht sein nach diesen Merkmalen die obere Grenze des verschwundenen Gletschers zu bestimmen, wenn ihr Auftreten nicht sehr sporadisch wäre. Die Wanderblöcke sind sicher oft von den steilen Gehängen in die Tiefe gerollt, wenn die Wirkungen von Verwitterung und Erosion die Grundlage zerstörten, auf der sie zeitweilig Station machten und an anderen Stellen wiederum unter rasch wachsenden Schutthalden begraben. Eine hübsche Ergänzung erfährt der auf die Vertheilung der hochgelegenen Irrblöcke gestützte Beweis durch die Form mancher Kuppen und Felsnasen. Man findet nämlich etwa korrespondirend mit der oberen Grenze des erratischen Gesteins Felspartien, bei denen man nach ihrem petrographischen Charakter eine zerrissene Gestalt erwarten müßte, mehr oder minder der Form von Höckern und Buckeln angenähert.

Aus der Uebereinstimmung der eben erwähnten Beweismittel geht hervor, daß über den Stätten von Innsbruck und Hall einst ein Eisstrom von mehr als 1000 m Mächtigkeit hinglitt. Sein Niveau erreichte in den Umgebungen des im Innthale aufragenden Tschirgant, bei 1200 m Dicke, über 1800 m Meereshöhe und hatte sich bei Kufstein noch nicht weit unter 1400 m hinabgesenkt. Von diesem gewaltigen Eisstrome zweigten sich einzelne Arme ab und drangen mit ihren Moränen über die tief einschneidenden Pässe quer durch das Gebiet der Kalkalpen nach Norden vor.

Den größten Verlust erlitt der Inngletscher oberhalb Innsbrucks, wo er über den nur 1176 m hohen Seefelderpaß einen breiten, 600 m mächtigen Eisstrom abzweigte, der zwischen dem Wetterstein- und Kahrwändelgebirge hindurch dem ehemaligen Isargletscher tributär ward. Selbst über das 1791 m hohe Marienberger Joch schob, wie die im Norden desselben auftretenden Geschiebe beweisen, der Inngletscher einen Theil seiner Eismassen. Auffallend ist es, daß unmittelbar im Norden des wichtigen, dem Marienberger Joche benachbarten Fernpasses keine Spur von Geschieben aus der Centralzone auf ein Abfließen des Inngletschers durch dieses bis auf 1250 m eingeschnittene Felsenthor hinweisen. Penck schließt: Da hier kein Eisstrom durchpassirte, so kann der Paß zur Zeit der größten Gletscherentwickelung noch nicht vorhanden gewesen sein. Die ganze Konfiguration des Passes deutet auf einen Zusammenbruch des heute von ihm durchkreuzten Kalkgebirges, und der am Südende des Passes anstehende Gyps läßt die Ursache dieser postglacialen Paßbildung vermuthen. (S. 58 u. 59.) Unterhalb Innsbrucks entführte das Thal, in welchem heute der Achensee [1]) liegt, dem Inngletscher bedeutende Eismassen.

---

[1]) In lichtvoller Exposition wird von Penck dargethan, daß der Achensee durch mächtige Anhäufungen von Glacialschottern des alten Inngletschers im Süden abgedämmt wird.

In einer Mächtigkeit von 800 bis 900 m drang der alte Inngletscher zwischen den Kalkbergen hinaus in die Ebene und breitete sich auf derselben aus mit einer weiten, bis über die nördliche Breite Münchens hinausgehenden „Ausstülpung“.

Wenn die Gletscherspuren — wie der Verfasser hervorhebt — im Hochgebirge hinter dem Aufbau der gewaltigen Bergkolosse zurücktreten, so werden sie auf der Hochebene dominirend und bestimmen die Konfiguration des Terrains. Die vornehmlich aus „Blocklehm“ bestehenden Hügel und Rücken Südbayerns wurden anfänglich als aufgeschwemmte bezeichnet, bis von Stark ihr glacialer Ursprung erkannt ward. Penck hat diese Bildungen, deren Grenzlinien an manchen Stellen von ihm erst festgelegt sind, eingehend untersucht und setzt sehr klar auseinander, wie der Blocklehm und die unregelmäßig zwischen ihm abgelagerten, gekritzten Geschiebe das als Grundmoräne und Schleifpulver von dem Gletscher auf die Ebene hinaustransportirte Material sind. Daß neben und zwischen diesen glacialen Ablagerungen fluviale, durch die Gletscherwasser um- und abgelagerte Sedimente vorkommen können, ist leicht erklärlich und beweist nichts für den fluvialen Ursprung der ganzen Ablagerung. Nur vereinzelte, besonders an den höheren peripherischen Theilen der verschiedenen Gletscherausstülpungen abgelagerte Blöcke sind mit ihren mehr oder minder scharf erhaltenen Ecken und Kanten auf dem Rücken des Gletschers transportirt und schließlich nach Wegschmelzung ihres Vehikels liegen geblieben; die Hauptmasse des auf der 150 km langen Strecke zwischen Iller und Inn abgelagerten Materials, das durchschnittlich wenigstens 60 m (oft 100 m) mächtig ist und bei der Annahme einer mittleren Breite von 60 km nicht weniger als 540 cbkm beträgt, ist in der Form der Grundmoräne aus den Alpen hinausgeschafft.

Penck knüpft an die Besprechung der Grundmoräne interessante und beachtenswerthe Betrachtungen über die erodirende Thätigkeit der Gletscher, geht aber, wie bereits v. Richthofen [1]) hervorgehoben hat, zu weit, wenn er die ganze Masse der auf der Ebene abgelagerten Grundmoräne als ein Erosionsprodukt des Gletschers ansieht. „Denn es ist zu beachten — sagt v. Richthofen — daß die Gletscher bei ihrem Entstehen und Anwachsen vermöge ihrer ungemein großen Transportfähigkeit zunächst ausräumend wirken und in erster Stelle das vorher durch säculare Zersetzung freigewordene und gelockerte Material, welches die Berggehänge in unvergletscherten Gebirgen oft tief einhüllt, fortschaffen mußten. Glacialschotter und Grundmoränen werden daher bei eintretender Vergletscherung in sehr großem Maße aus diesem Material gebildet worden sein und geben nicht einen Anhalt zur Berechnung der Erosion des festen Gesteins durch die Bewegung des Gletschers.“ Daß ein 1000 m mächtiger Eisstrom, der sich unaufhaltsam mit kolossalem Druck auf der Felsunterlage fortschiebt, vornehmlich mittels der auf seinem Grunde mit fortgeführten Gesteine, erodirend auf dieselbe wirken muß, kann wohl mit Fug und Recht nicht mehr bezweifelt werden. Gerade an denjenigen Stellen — sagt Penck — wo diese Thätigkeit die intensivste sein muß, in der Längenachse derjenigen Gletscherpartien, die sich am schnellsten vorwärts bewegen, entzieht sich dieser Proceß unserer Beobachtung und läßt sich nur aus dem am untern Gletscherrande abfließenden schlammgetrübten Wasser schließen. Die Beobachtungen an dem untern Ende unserer kleinen Gletscherreste besagen nichts. Die Bewegung ist verlangsamt, und das Eis des flach ausgehenden, stark abgeschmolzenen Gletschers liegt oft in der Mitte gar nicht auf dem Boden, nur hier und da schiebt ein zeitweilig vorrückender Gletscher, der die „Nase im Boden hat“, das lockere Material vor sich her und fältelt die den Thalboden überkleidende Rasendecke (Beobachtung Heim's).

[1]) Verhandl. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin Bd. 9, S. 573.

Sehr hübsch ist der Vergleich, den Penck zwischen den Ablagerungen eines Flusses und denjenigen des Gletschers durchführt. Wie Niemand aus den Auffandungen eines Flusses Beweise gegen seine Erosionsfähigkeit herleiten wird, ebensowenig ist Jemand berechtigt, aus den Ablagerungen der Grundmoräne Schlüsse auf die Unfähigkeit des Gletschers zur Erosionsarbeit zu ziehen. Am Flusse wechseln Strecken, an denen er erodirt, mit solchen, wo er nach Gefällsbrüchen und Erweiterungen seines Profils seinen Detritus ablagert, ebenso beim Gletscher! Wo sich seine Bewegung bei geringerm Gefälle, breiteren Thälern und beckenartigen Erweiterungen verlangsamen mußte, da finden wir schon innerhalb des Gebirges Ablagerungen der Grundmoräne. So erklärt es sich leicht, daß die Längsthäler — also speciell das des Inn — mächtigere Grundmoränen bergen als die Querthäler. Die Formulirung, daß die mächtigsten Grundmoränen außer dem Hauptwege des Gletschers lägen, erscheint mir bedenklich. Ich möchte das eigentliche Innthal immer als den Hauptweg des Gletschers ansehen trotz der schnelleren Bewegung, welche die über die nach Norden führenden Pässe abfließenden Eismassen annehmen; es sind doch — wenn wir das Bild des Flusses festhalten — immer nur Wehre, über die sich seitwärts ein im Verhältniß zur ganzen Masse geringer Theil mit schnellerem Tempo ergießt. Vor dem Hauptstrom liegt auf der Ebene der Hauptablagerungsplatz der Grundmoräne und den hat, trotz den Verstärkungen des Isargletschers, immer noch der Inn!

Mechanisch unerklärbar scheinen mir einige Ausführungen über den Bergauf-Transport der Grundmoräne mittels des Gletschereises. Beharrungsvermögen und Kohäsion müssen jedenfalls sehr bald der Macht der Schwere weichen! Daß eine in Bewegung befindliche Gletschermasse auf horizontaler Fläche weit vorwärts geht, ist begreiflich, und die Rechnungen, welche durch Annahme eines Reibungscoefficienten die mögliche Grenze einer solchen Bewegung ziemlich eng setzen, sind darum nicht beweiskräftig, weil das Eis sich nicht als eine feste Masse über dem Boden hinschiebt, sondern gewissermaßen als zähflüssige weiterquillt und mit den oberen Theilen die unteren durch Reibung gehemmten überholt [1]). Daß der Gletscher bei wechselnder Härte und Widerstandsfähigkeit seiner Sohle oder bei ungleichem Druck auf dieselbe flache Becken ausmeißeln könne, habe ich im „Globus“ Bd. XLI, S. 30 und 31 einmal gelegentlich geäußert mit dem Zusatze, ich gäbe diese Erklärung für die tellerartigen Vertiefungen in den oberen Thalböden des Fogarascher Gebirges als eine mögliche, nicht als eine positiv bewiesene. Da muß natürlich das Eis an der das Becken abdämmenden Felsenleiste ein Stück hinaufgeglitten oder richtiger hinaufgepreßt sein. Ich suchte nach Schrammen vergebens und ich stehe noch heute wie damals rathlos vor dem Probleme „tiefer kessel- und trichterförmiger Seen“ in festem Gestein. Gern gestehe ich, daß ich in einige Verlegenheit gerathen würde, wenn ich die mögliche Maximaltiefe solcher flachen Erosionsbecken angeben sollte! Wenn ich so in mancher Beziehung dem

[1]) Auf diese Weise erkläre ich mir auch die Art, wie ein vorrückender Gletscher eine alte Stirnmoräne aufs Neue der Grundmoräne einverleiben kann.

Verfasser beistimme und mich freue, eine von mir nebenbei geäußerte Vermuthung bei ihm als begründete und ausgeführte Hypothese zu sehen, so habe ich nur ein non liquet für den Satz: „Mußten doch alle Urgebirgsgeschiebe, welche sich in den nördlichen Kalkalpen finden, das Innthal durchqueren und dessen Nordgehänge erklimmen" (??). Niemals kann z. B. ein Block, der etwa an der Stelle von Zirl in der Grundmoräne des Inngletschers lag, hinaufgerutscht oder -geschoben sein zum Seefelderpaß; schwerlich sind Gesteine des Oetzthales, die in die Grundmoräne des Inngletschers gelangten, durch jenes Thor gewendet. Die auf den Paßhöhen gefundenen und konstatirten Reste von Grundmoränen können sich niemals in einem unter 1176 m gelegenen Niveau, also nie im eigentlichen Thalwege des Inn befunden haben, der weit oberhalb des Seefelderpasses schon unter 800 m lag. Die Grundmoräne des alten Inngletschers lag ja nicht bloß auf der tiefsten Thalrinne, sondern auch auf den Wandungen desselben!

Wenn sich das Eis durch die nach Norden führenden Pässe schneller ergoß als im Innthal, so ist, um diese — man gestatte den Ausdruck — schnellere Vorfluth auszugleichen, kein Emporsteigen der Eismassen gegen den Paß nöthig, so wenig wie die Wasser eines Stromes sich gegen ein seitlich mit schnellerm Schwall abfließendes Wehr erheben. Das Querprofil der schließlich durch das Seitenthor abfließenden Massen verbreitert sich allmählich thalaufwärts. Das gilt vom Eisstrom wie vom Wasserstrom — „allgewaltig waltet Schwere!"[1]

Mit dem größten Interesse folgt man den die Frage der Seenbildung beleuchtenden und diskutirenden Abschnitten. Alle Seen Südbayerns liegen im Gebiete der ehemaligen Alpengletscher, ebenso diejenigen der Schweiz und Italiens. Wo die Seen in den Thälern und beim Ausgange derselben fehlen, da zeigen sich, wie z. B. beim Inn, im Becken von Rosenheim wenigstens, beträchtliche durch Alluvialbildungen allmählich ausgefüllte Depressionen. Die Zusammengehörigkeit der beiden Erscheinungen, nämlich der Seenverbreitung und der ehemaligen Vergletscherung war schon mehrfach betont, eine große Meinungsverschiedenheit aber herrschte über die Art dieser Zusammengehörigkeit. Waren die Gletscher die Ursache der Seebildung oder nur der Bewahrung der Seen vor Zuschüttung durch fluviale Alluvialbildungen? Die Ausführungen Penck's haben mich zum Theil frappirt, und wenn ich vor $1^1/_2$ Jahren an der oben citirten Stelle über die Beckenbildung durch Gletscher fortfuhr „die Anschauung von einer pflügenden Thätigkeit der Gletscher, in deren Furchen die großen Alpenseen lägen, sei mir stets ungeheuerlich erschienen", so muß ich heute gestehen, daß mir durch Penck's lichtvolle Argumentationen zwar noch nicht alle Scrupel ausgetrieben sind, aber jedenfalls die Theorie von der Bildung dieser großen Seen durch Gletscher nahe gerückt ist als eine beachtenswerthe und bei allen weiteren Untersuchungen und Diskussionen mit gebührendem Ernste zu behandelnde. Fragt man sich, warum die Gletscher gerade an den Stellen, wo sich die Bewegung schon verlangsamt, und wo sich der seitlichen Ausbreitung keine Schranken mehr entgegenstellten, eine so wirksame erodirende Thätigkeit entfalteten, so bleibt als einzige Erklärung allerdings schwerlich etwas anderes als die Annahme eines — auch erst für jeden einzelnen Fall zu erweisenden — weniger widerstandsfähigen Untergrundes. Uebrigens fällt es Penck nicht ein, alle Seenbildungen nach einer Schablone erklären zu wollen, er macht selbst auf den Königssee aufmerksam, als auf ein durch Gletschererosion unerklärliches Phänomen und führt mit demselben Rechte den Zellersee an. Ich will nicht an den Hallstädtersee erinnern, an die Konfiguration des Vierwaldstättersees und die Tiefe des Brienzers, es wäre das eine Anmaßung gegen einen Verfasser, der selbst immer mit Energie betont, die Sache muß von Fall zu Fall untersucht werden. Ueberdies hat Partsch eine eindringlich geschriebene Warnungstafel auf Seite 192 seines im Absatz I bereits erwähnten Werkes angebracht, die nicht ohne Nutzen zu lesen ist: „Es ist mir immer als eine sonderbare Thatsache erschienen — heißt es da — daß die Gelehrten, welche über die Entstehung von Seebecken handeln, fast ausnahmslos sich vorwiegend, manchmal ausschließlich mit so großen Wasserflächen, wie dem Genfer-[1]), dem Bodensee, dem Lago Maggiore, beschäftigen und die kleinen Bergseen kaum beachten. Man sollte doch meinen, daß kleinere, wohl überschbare Objekte sich für den Beginn des Studiums — und über diesen Beginn sind wir doch bei den Alpenseen noch nicht hinaus! — besser eignen als große, deren langgedehnter, reich gegliederter Ufersaum sehr mannigfache und nur theilweise erkennbare geologische Verhältnisse umschließt .... In dem Rahmen einer weiten Seelandschaft haben mehr Deutungen und — mehr Irrthümer Platz als in einem engen Thalkessel, bei dem ein Blick bis in den Schooß jeder Felsenritze dringt und das tastende Senkblei schnell die vollste Klarheit schafft über die Natur des Grundes, den die stille schwarze Fluth verhüllt."

Alle Zweifler und hartnäckigen Läugner jeder Erosionsthätigkeit des Gletschers seien auf das Kapitel III. des Penck'schen Buches über die „Grundmoräne" verwiesen. Dort wird auf S. 41 auseinandergesetzt, wie „minder feste Gesteine unter der Grundmoräne" aufgearbeitet und in dieselbe eingeknetet und einverwebt sind. So ist z. B. im Passe Gaicht der dort anstehende oberjurassische Kalkstein unter der Grundmoräne zertrümmert und mit seinen Bruchstücken derselben einverleibt. Ueber Liasfleckenmergel wird die Grundmoräne dunkel, fett, thonig, über Diluvialschotter wird sie stark kiesig und umschließt viel Gerölle. Das sind Beobachtungen, welche dem Versuche, die Depressionen der vor dem Ausgange der Thäler sich aufbauenden Moränelandschaften als Produkte der Gletschererosion darzustellen, wichtige Stützpunkte geben, wenngleich natürlich nicht die ganze Differenz zwischen der Höhe des Moränenamphitheaters und seiner Mitte auf ihre Rechnung kommt, und die weiter oben geäußerten Bedenken noch nicht eliminirt sind.

Eine Inhaltsangabe des reichhaltigen Buches, Kapitel für Kapitel zu geben, konnte nicht in unserer Absicht liegen; es sind hier nur einige auch für einen größern Leserkreis interessante Punkte herausgehoben. Auf die dem Geologen vielleicht noch werthvolleren, aber in populärer kurzer Darstellung schwieriger zu behandelnden Forschungen über die mehrmalige Vergletscherung der Alpen und die scharfsinnig daran geknüpften Schlüsse sind wir hier absichtlich gar nicht eingegangen; wir verweisen noch einmal auf das lesenswerthe Buch und speciell die Abschnitte über die Verbreitung und Beschaffenheit der alten Glacialschotter. „Die Annahme dreier Vergletscherungen — resumirt Verfasser

[1]) Beim Eisgange auf der Oder habe ich das oft mit Interesse am sogenannten Strauchwehr oberhalb Breslaus beobachtet.

[1]) Eine anziehend, man möchte sagen verführerisch geschriebene Skizze über die mögliche Bildung des Genfer- und Neuenburgersees giebt Penck; natürlich, da er ohne Specialuntersuchung schreibt, mit aller Reserve!

am Ende des 23. Kapitel S. 324 — giebt uns Rechenschaft über alle Ablagerungen unseres Gebiets; ungezwungen erklärt sie alle bisher bekannt gewordenen Thatsachen aus anderen Theilen der Alpen und steht im Einklang mit anderweitig gewonnenen Ergebnissen [1]."

[1]) Als Ergänzungsheft Nr. 70 zu Petermann's Mittheilungen ist eine Arbeit von Bayberger: „Der Inngletscher von Kufstein bis Ala" erschienen, welche sich speciell mit jener Moränenlandschaft beschäftigt, welche Rosenheim in einem Halbkreise von durchschnittlich 30 km Radius umgiebt. Die topographische Specialuntersuchung ist anscheinend sehr sorgfältig und fleißig, die Lage und Zusammengehörigkeit der einzelnen Moränen wird durch eine Karte veranschaulicht, die Auffindung und Beschreibung mehrerer Gletscherschliffe ist von Interesse. Stil und Ausdruck lassen oft viel zu wünschen übrig und erschweren zuweilen das Verständniß; das an sich gewiß löbliche Verlangen nach Gewinnung eines weiten Horizontes und allgemeiner Gesichtspunkte ist dem Verfasser verschiedentlich gefährlich geworden und führt ihn gelegentlich zu Behauptungen, die mir als „wissenschaftlich nicht discutabel" (Zöppritz Geogr. Jahrbuch 8, S. 76) erscheinen. Wir wollen gern zugestehen, daß die Arbeit durch das Buch von Penck in eine verhältnißmäßig ungünstige Position gebracht ist. Gründliche Lokalforschung und einfache Wiedergabe gut beobachteter und beschriebener Thatsachen haben ihr entschiedenes Verdienst, besonders wenn sie Erscheinungen festhalten, die in Jahren und Jahrzehnten vielleicht nicht mehr zu beobachten sind — sie gewinnen aber nicht, sondern verlieren an Werth, wenn man sie mit ungenau und halb verstandenen Theorien verquickt! Komisch wirkt es, wenn der Verfasser auf S. 4 den alten Fundamentalsatz des Geologen Lyell in der Formulirung Habenicht's zur Devise wählt. Das heißt dem durch seine kartographischen Leistungen bekannten Manne, der sich bei seinen geologischen Versuchen nicht immer vom Geiste Lyell's erleuchtet zeigt, denn doch zuviel Ehre anthun!

Der Reisebericht von Dr. Paul Pogge [1]).

I.

Deutsche Station Mukenge (Ortschaft des Kalamba Mukenge) am Lulua. (20. September 1882.)

Ich setze voraus, daß Sie in den Besitz meines Briefes vom 27. November vorigen Jahres (vgl. „Globus" XLII, S. 167) gelangt sind und erlaube mir, hieran anknüpfend, Ihnen zu melden, daß ich am 21. Juli d. J. von Njangwe hierher zurückgekehrt bin. Auf einen ausführlichen Bericht über die Reise verzichte ich vorläufig, da voraussichtlich Lieutenant Wißmann vor diesen Zeilen in Berlin eingetroffen sein wird . . . .

Ueberall auf der ganzen Strecke, namentlich in der Lubilasch-Lomami-Ebene fanden wir eine ganz außerordentlich starke Bevölkerung vor, und überall reichlich Lebensmittel für die Karawane. In der Ebene der beiden letztgenannten Flüsse, welche von vielen kleinen verschiedenen Völkerschaften bewohnt ist, sind einzelne Gegenden derartig bevölkert, daß ich annehme, sie können sich vollständig mit den gut bevölkerten (sic!) Theilen Deutschlands messen. Es ist allerdings sehr problematisch, auf der Durchreise die Einwohnerzahl eines Ortes oder Distriktes richtig zu schätzen, aber ich glaube, nicht mit zu hohen Ziffern zu rechnen, wenn ich die Bevölkerung dieser Gegenden auf 1500 bis 2000 Menschen per Quadratmeile veranschlage. Die Dörfer sind dort meistens in angepflanzten Palmen-Wäldern aufgebaut, welche sich auf der ebenen Höhe der Hügelplateaus befinden, die fast von allen Seiten von Bächen begrenzt werden, welche sich an 100 bis 200 Fuß tief und oft ziemlich steil in den wohl meistens auf Sandstein ruhenden lehmigen Sand eingefurcht haben. Diese Palmenhaine (vorwiegend Oelpalmen), in der Regel ein Oblongum bildend, von 1 bis 2 deutschen Meilen Länge und 600 bis 1200 Schritt Breite, sind der Länge nach von einer oder mehreren breiten Schneisen durchschnitten, die als Hauptstraßen dienen, und zu deren Seiten sich die Ansiedelungen, oft ohne weitere Anpflanzungen, befinden. Ich hatte erst auf der Rückreise so recht Gelegenheit, die große Masse der dort wohnenden Menschen zu bewundern, da sie sich auf der Hinreise aus Furcht mehr unseren Blicken entzog, während sie jetzt, im Vertrauen auf die ihr bereits bekannte Friedfertigkeit der Karawane, von Neugierde getrieben, überall auf den Straßen der Dörfer und auf den Wegen in voller Zahl sich zeigte . . . .

Nach ungefähr 3wöchentlichem Aufenthalte in Njangwe, am 5. Mai, nachdem Wißmann das Arrangement einer Karawane nach Udschidschi fest abgeschlossen, und die Regenzeit sich ihrem Ende genähert hatte, konnte ich die Rückreise antreten. Vom Lualaba bis zum Lomami habe ich, einige kleine Abweichungen ausgenommen, denselben Weg genommen, bis uns von den westlichen Anwohnern des Lomami an unserm alten Hafenplatze die Passage versperrt wurde. Wir waren genöthigt, ca. 4 deutsche Meilen südlich, nach vier vergeblichen Versuchen an vier verschiedenen Häfen, den Fluß zu passiren. An allen Fähren hatten die Bena Kalebue, ein kleiner westlich vom Lomami wohnender Stamm, dessen Dörfer kurz vorher von einer Kriegerschar des bekannten Njangweer-Händlers Tipu-Tip, die uns zwei Tagereisen hinter Njangwe mit einer langen Koppel geraubter Weiber begegnete, heimgesucht worden waren, uns die Kähne versteckt resp. gestohlen. Hunderte von Bewaffneten hielten Tag und Nacht Wache am Flusse, um das Gebahren der Karawane zu kontroliren, und ließen wir uns am Ufer sehen, so erfolgte ein Hagel zu uns herübergeschleuderter Pfeile. Erst am fünften Hafen, nachdem ich unsere Leute beordert, Hölzer zu fällen, Boote zu bauen und event. Feuer zu geben, erschien der Häuptling des Ortes mit einem Canoe und mit dem ersten Ruderschlage waren die den ganzen Vormittag über am jenseitigen Ufer des Flusses aufgestellten lärmenden und drohenden Wilden spurlos verschwunden. Wir hatten aber bei dieser Gelegenheit sechs Tage Zeit verloren und da bereits sechs andere Tage mit der Passage von zwei kleinen Flüssen, des Kihongo und Lufuba, verstrichen waren, von denen der letzte fast unüberwindliche Schwierigkeiten bot, da sein ebenes, breites, westliches Campinenufer ca. 1/4 deutsche Meile weit mit

[1]) Der oben auf S. 272 erwähnte Bericht des Dr. Paul Pogge über seine Rückreise von Njangwe nach dem Lulua gelangte in den „Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft in Afrika", Bd. IV, Heft 1, zur Veröffentlichung. Die uns von Dr. W. Erman gütigst mitgetheilten Aushängebogen desselben setzen uns in den Stand, im Anschluße an Lieut. Wißmann's Berichte (vgl. oben S. 87 u. 110 und die Karte zu S. 176) umfangreiche Auszüge aus dem seines Reisegefährten mitzutheilen, welche nicht verfehlen werden, allseitiges Interesse zu erregen. Aus dem Anfange des Berichtes, welcher einen kurzen Abriß der bereits bekannten Hinreise enthält, heben wir nur den Abschnitt über die Bevölkerung der östlich des Lubilasch durchzogenen Gebiete heraus.

4 bis 5 Fuß Wasser überschwemmt war, so daß die kleineren Mitglieder der Karawane von den größeren getragen werden mußten, so war ein Monat vergangen, ehe wir das jenseitige Ufer des Lomami erreicht hatten, gewiß ein beträchtlicher Zeitaufwand für die kurze Strecke Weges, um auf die kleinen Vorrathssäcke der Karawane einen bedenklichen Druck auszuüben. Wo ich den Lomami passirt habe, windet er sich in starkem Bogen nach Osten (d. h. er fließt NO) und behält diese Richtung etwa drei Tagereisen, so daß wir etwa drei bis vier Tagereisen so ziemlich parallel mit dem Flusse marschirt sind durch eine hügelige oder bergige und vielfach mit Felsblöcken und Steingeröll (Granit oder Gneis, Sandsteinquarz und stellenweise Konglomerate) übersäete Ebene. Nach sieben sehr starken Märschen bogen wir endlich, eine nördliche Richtung nehmend, wieder in unsern alten Weg ein. Bei diesem Umwege kam uns indessen der Umstand zu Hilfe, daß die Lebensmittel hier sehr billig waren. Ein Huhn kostete beispielsweise in manchen Orten 2 bis 5 größere Kauris oder 18 Stück rothe Perlen, oder 3 bis 4 Hühner oder 1 Ziege nur 1 Yard Fazenda u. s. w. Als wir auf unserm alten Wege angelangt waren, verfehlten einige kleine, den Arabern freundlich gesinnte Häuptlinge nicht, uns durch Ehrendeputationen mit Sang und Klang begleiten zu lassen. Die Leute waren abgesandt, um ihre mitgebrachten oder unterwegs geraubten Sklaven und Ziegen für Spottpreise gegen Pulver und Fazenda zu verkaufen, und Ziegen wurden regelmäßig für 5 kleine Gewehrladungen Pulver, Menschen für eine Tasse voll Pulver oder 4 Ellen Zeug feilgeboten. Die Karawane fand in der That in allen diesen Gegenden eine gute Aufnahme, bis uns im Lande der Bena Koto am Lubilasch fast überall ein lauer, unfreundlicher Empfang zu Theil wurde. In manchen Dörfern des letztgenannten Stammes beklagten sich die Einwohner über unsern nächtlichen Aufenthalt oder unsern Durchzug, weil wir ihnen Kranke oder Todte ins Dorf brächten, da verschiedene Personen in Folge wunder Füße in Tipojas getragen wurden. In dem ersten Kotodorfe, welches dem Katzetsch (Wißmann schreibt Katschitsch) unterthänig war, raubten die Einwohner einem Nachzügler der Karawane meinen Koffer, so daß ich und ein Theil der Träger nach dem Abmarsche ins Dorf zurückkehren mußten, um drohend die Rückgabe des Koffers zu verlangen; überhaupt in allen Kotodörfern, auch in den nur passirten, gab es Grund zur Klage und zum Streite. Hunderte von Menschen folgten dem Nachtrabe der Karawane, warfen die Ochsen mit Knitteln ꝛc., so daß wir oftmals drohend die Gewehre zur Hand nehmen mußten. Im Hafenplatzorte des Lubilasch wurde zufälliger Weise ein Gewehr in unserm Lager abgefeuert. Im nächsten Augenblicke ward in dem etwa 100 Schritt entfernten Dorfe die Kriegstrommel geschlagen, und eine große Anzahl Bewaffneter stürmte aus dem nahen Palmenwalde heraus, wüthend schreiend und lärmend direkt auf das Lager der Tusselange [1]). Es gelang mir hier, allein, mit dem Gewehre in der Hand, ohne einen Schuß zu thun, circa 80 bis 100 dieser wilden, im Sturmlaufe herbei eilenden Bena Koto ungefähr in 4 bis 5 Minuten um 40 bis 50 Schritt vom Lager zurückzudrängen, bis die Träger und Tusselange Zeit gewannen, ihre Gewehre zu laden und zur Stelle zu sein. Inzwischen glückte es dem Dolmetscher Biserra, den Häuptling und seine Leute, welche den Schuß als eine Kriegserklärung betrachtet hatten, durch ein Geschenk von zwei Ellen Fazenda zu besänftigen und zu veranlassen, eine Ziege und diverse Reisegeräthschaften der Tusselange, welche bereits bei dieser Gelegenheit geraubt waren, zurückzugeben, so daß wir am nächsten Morgen ohne Störungen in freundschaftlicher Weise den Fluß passiren konnten, um noch an demselben Tage das Dorf Katzetsch's zu erreichen und zwei Tage dort auszuruhen. Während des Uebersetzens über den Fluß war, durch die Nachlässigkeit des Trägers verursacht, ein Packet mit einigen ethnographischen Gegenständen, mit circa zwei Pfund Pulver und zehn Pfund Kauris von den anwesenden Bena Koto gestohlen worden.

Ich begab mich sogleich nach Ankunft im Lager zum alten, blinden Häuptling Katzetsch, mich über das Benehmen seiner Leute im Fährdorfe und über den Diebstahl beklagend. Der alte Neger bedauerte ebenfalls den Vorfall und versprach, mir noch im Laufe des nächsten Tages das vermißte Packet wieder zu verschaffen, da, wie er sich äußerte, seine Unterthanen nicht in den üblen Ruf gerathen sollten, einen Weißen bestohlen zu haben; und in der That am andern Tage wurden mir meine drei Beile und das Pulver unversehrt überbracht, während das Kaurisäckchen um ungefähr acht Pfund leichter geworden war. Am Tage des Abmarsches, nachdem das Gros der Karawane bereits das Lager verlassen hatte und sich im Gänsemarsche auf dem Wege befand, wurde sie ohne jeglichen Grund angegriffen. Es befanden sich ungefähr 60 bis 80 Männer aus der Umgegend im Orte vereint, welche mit der Beackerung der Felder des Häuptlings beschäftigt waren. Dieselben hatten sich in einer Entfernung von 100 bis 200 Schritt längs dem Wege aufgestellt, kamen der langsam dahinziehenden Karawane im Sturmlauf näher, warfen ihre spitzen, hölzernen Wurfspeere oder schossen ihre Pfeile und retirirten wieder ebenso rasch. Bei der Länge des Karawanenzuges war es für unsere Bewaffneten schwer, gerade an den betreffenden Orten zur Stelle zu sein, wo der Angriff erfolgte. Dies Spiel dauerte, bis wir nach etwa einstündigem Marsche uns an dem Rande des, die kleine Campinenebene von Katzetsch umgebenden, nach Quadratmeilen seinen Flächeninhalt zählenden, großen „Mucubu"-Urwaldes befanden. Die Karawane hatte sich am Rande des Waldes gelagert, um auf den Nachtrab zu warten. Die Koto-Leute hatten sich etwa 300 Schritt von der lagernden Karawane in der Campine aufgestellt, und nachdem der Nachtrab, zu dem ich stets gehörte, die Lagerstätte erreicht hatte, und die Reisegesellschaft wieder aufgebrochen und bis auf einen kleinen Theil im Walde verschwunden war, machte die Kriegerbande plötzlich im Sturmlauf ihren Angriff. Es befanden sich aber die meisten bewaffneten Träger und Tusselange um mich geschart, und eine einzige Salve, bei der indessen nur einige Koto leicht verwundet worden zu sein schienen, genügte, und in wilder Flucht, unter hoch aufwirbelnden Staubwolken stoben sie wie fliegende Teufel über die schwarzgebrannten Stoppeln und Büsche dahin. Wir machten auf unserm alten Lagerplatze in einer kleinen Campine, die gleichsam wie eine Insel vom Meere hier vom Walde umgeben ist, Halt. Ich war wieder im Besitz meiner letzten zwei Pfund Pulver und war somit glücklicher Weise im Stande, sofort nach Fertigstellung der Schlafstellen Patronen mit Schrotladung machen lassen zu können, denn einerseits konnten die Bena Koto uns aufs Neue angreifen, und andererseits hatten wir am nächsten Tage das Gebiet der Bena N'Gongo zu passiren, die schon auf der Hinreise die Nachzügler der Karawane anzugreifen drohten. Wir hatten am andern Tage durch eine lange Strecke Waldes zu marschiren, ehe wir das Wohngebiet der N'Gongo betraten, welches, hart von diesem Walde begrenzt, sich in einer, mit kleinen ca. 150 bis 200 Fuß hohen Hügeln

[1]) 200 Mann derselben hatten bekanntlich unter Führung ihres Häuptlings Mukenge die Expedition nach Njangwe begleitet. Dr. Pogge schreibt durchweg Tusselange, Lieutenant Wißmann dagegen Tuschilange. Red.

übersäeten Campine befindet, die von einigen mit Urwald umsäumten Bächen durchschnitten wird, welche in den westlichen, von hier nach Norden fließenden Lubi-Fluß münden. Das Land dieses Stammes scheint nicht groß zu sein, da man dasselbe auf meinem Wege in einer Stunde so ziemlich passiren kann; es scheint, für sich abgesondert, gleichsam in das Gebiet des Basonge-Stammes hineingeschoben, und beide Stämme sprechen verschiedene Sprachen. Als ich auf die Campine hinaustrat, lagerte die Karawane im Schatten eines Baumes hart am Wege in der Nähe einer kleinen Ansiedelung, deren Bewohner bereits mit unseren Leuten in Verkehr getreten waren. Wir hatten nach meiner Ankunft noch zu warten, da einige an wunden Füßen leidende Weiber und eine Tipoja sich noch im Walde befanden. Nachdem auch sie unsern Warteplatz erreicht hatten, brachen wir auf; Biserra den Vortrab, ich den Nachtrab führend. Der Weg führte auf ebenem Boden und an dem Fuße vieler kleiner Hügel und an zahllosen kleinen Ansiedelungen (hier Kibundschis genannt) vorbei. Größere zusammenhängende Dörfer wie jenseits des Lubilasch finden sich hier nicht. Ein Dorf der N'Gongo besteht aus kleinen separirten Gehöften, welche in der Regel von Palmen, Bananen u. s. w. beschattet, nicht weit von einander entfernt liegen. Wir vermieden unsern alten Lagerplatz, um auf kürzerm Wege einen größern in westlicher Richtung in den Lubi fließenden Bach zu passiren, der mehr oder weniger die Grenze zwischen dem Basonge- und N'Gongo-Lande bildet, um am jenseitigen Ufer, auf gleichsam neutralem Boden, Lager zu nehmen. Aber auf diesem Wege mußte so recht das Centrum des N'Gongo-Territoriums durchwandert werden. Eine große Zahl Eingeborener, nach Hunderten zu zählen, bewaffnete Männer, Weiber und Kinder begleiteten uns schreiend und tobend und mit jedem Schritte weiter vorwärts vergrößerte sich lawinenartig der Haufe. Ortschaften an Ortschaften lagen, dicht an einander gedrängt, noch vor uns, neben dem Wege und von den Hügelkuppen herunter, auf denen oftmals im Urwalddschungel versteckt, sich hier und dort eine Wohnung befindet, stürmten schreiend und wüthend sich geberdende bewaffnete Männer. Ich bemerkte, daß die uns begleitenden Weiber und Kinder sich allmählich zurückzogen, und die widerliche Begleitung eigentlich nur noch aus bewaffneten Männern bestand, und machte meine beiden Doppelbüchsen schußfertig. Von einer Anhöhe aus gesehen, näherten sich die vordersten Reisenden dem Bache, der nur noch zu überschreiten war, um am andern Ufer auf fremdem oder herrenlosem Gebiete endlich Ruhe vor diesen Quälgeistern genießen zu können. Wir hatten einige kleine Bäche, Mulden und Anhöhen mit etwas Aufenthalt zu passiren gehabt, wodurch größere Lücken im Zuge entstanden waren, so daß ich verschiedene Male genöthigt war, auf die Zurückgebliebenen zu warten. In Folge dessen befand ich mich noch ca. $^1/_4$ Meile vom Bache entfernt, als die Hälfte der Karawane bereits auf jener Seite des Baches angekommen war, und jetzt begannen die Wilden die Karawane zu attakiren, nicht in geschlossenen Haufen, sondern einzeln. Hier drängte sich im Sturmlaufe der eine an ein Weib mitten im Zuge, entriß ihr die Last und stürmte mit ihr davon, dort wurde ein unbewaffneter Mann angegriffen u. s. w. Dicht vor mir warfen sich drei N'Gongos auf einen Tusselangehäuptling, rissen ihm ein kupfernes Schmuckbeil aus der Hand und ergriffen schleunigst die Flucht, den sie verfolgenden Tusselange höhnend weit hinter sich lassend. Ich hatte das Gewehr im Anschlag, setzte es aber dennoch wieder ab, immer noch hoffend, ohne Blutvergießen das Lager erreichen zu können. Ich sah in weiterer Entfernung, daß die ganze Kriegergesellschaft sich dem Waldrande des Baches näherte, und daß einige Träger und Tusselange mit dem Gewehre in der Hand die vordersten sich nähernden Feinde zurücktrieben, um den Weg der ruhig weiter marschirenden Karawane offen zu halten. Es fielen Schüsse, die Bena N'Gongo wichen zurück, drängten sich aber immer wieder in die Nähe des Wassers. Inzwischen befand ich mich auch im Walde, und als ein neuer Zuwachs von Wilden die beiden den Weg begrenzenden Anhöhen herunter auf uns einstürmte, schreiend ihre Aexte, die großen Lunda-Messer und ihre Speere schwingend — da kommandirte ich Feuer. Es war nicht anders möglich; hätten wir uns noch ferner passiv verhalten, die Uebermacht hätte uns erdrückt. Ich sah, daß nach den ersten Schüssen einige Feinde fielen, aber es entstand noch keine Flucht; ich glaube, die N'Gongo mögen gedacht haben, ihre Kameraden hätten sich einfach geduckt. Als aber eine zweite Salve erfolgte, wiederholte sich das Schauspiel bei Katzetsch — allgemeine Ausreißerei. Der Platz war nach einigen Minuten gesäubert und wir konnten den Bach ungestört passiren, um uns endlich nach 10stündigem Marsche der Ruhe hinzugeben. Biserra hatte bereits den Bach überschritten und befand sich mit der Karawane auf der Höhe des Ufers auf freier Campine, von Walddschungeln und dem Bachwalde begrenzt, gelagert.

Es waren bei diesem Vorfalle fünf Bena N'Gongo getödtet und diverse von ihnen verwundet, aber die Luft war jetzt rein — gründlich. Ich kann mich bei dieser Gelegenheit nicht lobend genug über das Verhalten der Tusselange und einiger Träger äußern. Hätten die Leute Furcht gehabt, wären sie geflohen — wir wären vielleicht alle verloren gewesen, denn die Menge der Feinde war zu groß. Wir hatten im Ganzen nur über 24 Musketen und 4 Hinterlader zu verfügen. Einzelne Träger benahmen sich geradezu tollkühn; sie stürmten gegen mein Verbot aus unserer Schar, drangen im Sturmlauf gegen die Rotten der N'Gongo, gaben Feuer und kehrten wieder zurück; und eben so tapfer benahmen sich die bewaffneten Tusselange. Nachdem ich mich beeilt hatte, das Ende der Karawane zu verlassen, um vorne am Bache zur Stelle zu sein, deckte Kalamba Mukenge, der zufälliger Weise sich hinten befand, mit drei seiner ihn begleitenden und mit Musketen bewaffneten Leute die Nachzügler und trotzte Pfeilen und Speeren von 30 bis 40 Wilden, ruhig in ebenem Schritttempo seinen Weg fortsetzend. Im Lager versammelt, war das Benehmen sämmtlicher Leute ganz dasselbe wie gewöhnlich. Es wurden die Feuer angelegt, Wasser geholt und jeder suchte mit etwas Speise und Trank sich zu erquicken, aber von Angst oder Unruhe habe ich nicht eine Spur bemerkt. Schon nach etwa einstündiger Rast, nachdem ich mich, auf meinem Lager ausgestreckt, dem Genusse einer Pfeife ergeben, erschien Biserra, im Auftrage Kalamba's mich um die Erlaubniß bittend, daß die Träger und Tusselange vereint nach N'Gongo zurückkehren könnten, um die Wohnungen zu plündern und zu verbrennen. Ich versagte zuerst meine Einwilligung zu diesem Unternehmen, da ich die Strafe, welche den N'Gongo zu Theil geworden war, für genügend erklärte; als aber Kalamba mir antworten ließ, es sei zweifellos, daß unsere Feinde uns nächtlicher Weile angreifen würden, wenn wir sie nicht ferner züchtigten, zog ich meinen Einwand zurück und nach 10 Minuten brachen die Träger und Tusselange unter den Klängen ihrer Kriegsgesänge und dem Knallen der Musketen nach N'Gongo auf. Schon nach einer Stunde mit Sonnenuntergang stiegen dicke Rauchsäulen hinter der Anhöhe des Baches am Horizonte empor zum Zeichen, daß die Mission mit Erfolg vollführt. Erst nachdem vollständige Dunkelheit hereingebrochen war, kehrten unsere Leute gruppenweise ins Lager zurück. Die ganze Einwohner-

schaft, an 1000 bis 2000 Menschen zählend, hatte vor 16 mit Gewehren und etwa 60 mit Aexten &c. bewaffneten Männern die Flucht ergriffen und in dem nahen Mucubuwalde Zuflucht gesucht. Zwei N'Gongomänner wurden noch von unseren Leuten getödtet und 16 wurden gefangen. Ich kann nicht umhin, gerade bei dieser Gelegenheit den künftigen Reisenden, welche von Mukenge aus aufbrechen werden, zu empfehlen, sich reichlich mit Waffen zu versehen, mit Hinterladern und Musketen. Die Tusselange von hier, gut bewaffnet, sind zu allen Reisen bereit, und das hat mich die Erfahrung gelehrt, sie besitzen mehr Muth als im Allgemeinen die Träger von der Westküste. In den von Wißmann und mir bereisten Gegenden ist die Bevölkerung zu groß, als daß man schlecht bewaffnet dort sicher reisen könnte, und im Norden von hier wird sie auch gewiß nicht viel geringer sein. Der Charakter dieses ganzen Gesindels taugt nichts. Ihre auf der Hinreise uns bewiesene Freundlichkeit haben wir nur ihrer Furcht vor unseren Waffen zu verdanken. Sie sind feige bis zum Exceß, und ihr Muth zu einem Angriffe besteht im Vertrauen auf ihre Schnellfüßigkeit. Ihre Force ist in der Ebene; der dichte Wald, welcher in den Ländern, wo Feuerwaffen existiren, für eine Karawane verhängnißvoll werden kann, wird im Allgemeinen bei größeren Attaken möglichst von ihnen gemieden, weil sie ihre Beine und Waffen im Dickicht nicht so gut gebrauchen können; und mir war der Urwald während der Reise oftmals eine willkommene Erscheinung, da seine Passage regelmäßig der lästigen Begleitung der neugierigen Eingeborenen endlich eine Schranke setzte. Vergehen gegen die Gesetze des Landes sind auf der Rückreise im Lande der Bena Koto und Bena N'Gongo absolut nicht vorgekommen; es war eben nur Habgier, Raublust und der Glaube an die Unschädlichkeit des Gewehrknalls, was die Leute veranlaßte, uns anzugreifen. Außerdem erweckte das Aussehen unserer Karawane auf der Rückreise schwerlich einen besondern Respekt. Die meisten Männer waren unbewaffnet, da viele der Tusselange ihre Gewehre unterwegs verkauft hatten, und ein großer Theil der Karawane bestand aus Weibern und Kindern, von denen womöglich die Hälfte, auf wunden und müden Füßen humpelnd, kaum im Stande war, sich mühsam dem Zuge nachzuschleppen. Leider vermißten wir in N'Gongo fünf Personen: einen Träger aus Biserra's Gefolge und einen Sklaven, welche beide eine kranke Frau in der Tipoja trugen, wurden ermordet. Am Morgen des nächsten Tages erschien die kranke Frau am jenseitigen Ufer des Baches, schreiend um Hilfe bittend. Sie berichtete, im Lager angekommen, daß der Träger, welcher zu sehr hinter dem Karawanenzuge zurückgeblieben war, durch die Bena N'Gongo veranlaßt worden sei, einen kürzern Weg nach dem Lager zu nehmen. Sie hatten die Tipoja bis in den nächsten Urwald auf eine Bergkuppe begleitet und dort den Träger und den Sklaven getödtet, während sie selbst von ihnen verschont blieb, weil sie krank sei. Meine Leute behaupteten, die N'Gongo hätten die Frau laufen lassen, weil ihr Körper, mit Geschwüren bedeckt und zu mager, kein besonders einladendes Aussehen zum Verspeisen gehabt habe, und das glaube ich wahrhaftig auch. Außer diesen zwei Personen fehlten zwei marschunfähige invalide Kinder und eine Frau. Am nächsten frühen Morgen wurden im Lager der Tusselange lange Reden gehalten, die Männer imitirten zur allgemeinen Erheiterung ironischer Weise die Kriegstänze der Wilden, und **Kalamba** schickte mir einen Träger, mir zu erklären, daß es nöthig sei, hier mindestens vier Tage zu bleiben, um sämmtliche N'Gongo-Wohnungen zu zerstören, damit das Gerücht dieser Züchtigung weit in die Umgegend dringe, um uns bei den benachbarten Basonge in Respekt zu setzen. Es gelang mir indessen, den Häuptling noch im Laufe des Vormittags zum Aufbruch zu bewegen, da es ihm schließlich auch rathsam erschien, in Anbetracht des Pulvermangels seine Ziegen- und Hühner-Nachlesegelüste aufzugeben.

Kürzere Mittheilungen.

Gerhard Rohlfs' Mission nach Abessinien.

Freunde von anregenden und unterhaltenden Reisebeschreibungen werden **Gerhard Rohlfs'** letzt erschienenes Buch „**Meine Mission nach Abessinien.** Auf Befehl Sr. Maj. des deutschen Kaisers im Winter 1880/81 unternommen". (Leipzig, F. A. Brockhaus 1883) mit vielem Vergnügen lesen. Seine geographischen Resultate hatte der in Nordafrika so bewanderte Reisende bereits im Jahrgange 1882 der Petermann'schen Mittheilungen veröffentlicht; die dort erschienene schöne Hassenstein'sche Karte ist auch diesem Bande beigegeben, in welchem der Verlauf der ehrenvollen und glänzenden Mission mit einfachen schlichten, darum Vertrauen erweckenden Worten geschildert wird. Von besonderem Interesse sind, abgesehen von den überall eingestreuten Streiflichtern auf den Charakter des Volkes und den wenig befriedigenden Zustand des Landes, die Kapitel 2 und 3, in welchen die neueste Geschichte Abessiniens seit dem englischen Feldzuge und besonders der Krieg mit Aegypten ausführlich geschildert werden, Dinge, über welche wir, so viel wir uns entsinnen, nirgend anderswo so Eingehendes und Aufklärendes gelesen haben. Mit großem Interesse wird jeder S. 56 die phototypische Reproduktion des abessinischen Gemäldes der Schlacht von Gudda-Guddi, in welcher das ägyptische Heer seinen Untergang fand, betrachten. Auch die anderen Bilder, zum größern Theile nach Zeichnungen Zanders, die sich im Besitze des Herzogs von Anhalt befinden, sind, namentlich was Landschaften und Architekturen angeht, von großem Werthe und hoher Anschaulichkeit.

Die Verhältnisse in Abessinien fand Rohlfs wenig befriedigend, wenn er auch seine vorgefaßte Meinung über den Charakter des Negus Johannes zu dessen Gunsten änderte. „Ein Wütherich, ein perfider Mensch sollte er sein, und zwar fällte man schon während der englischen Expedition dieses Urtheil über ihn. Und doch erwies er sich dort als ein treuer Bundesgenosse, als ein Mann von Wort. Mit Zagen ging ich zu ihm hin, die Berichte der Missionare lauteten über ihn äußerst ungünstig. Ich fand aber in ihm einen ganz vernünftigen Menschen. Daß er keine Missionare in Abessinien dulden will? Auch wir haben die Jesuiten ausgewiesen, ... daß er das Rauchen verbot? Auch bei uns war es einst verboten; wer wollte ihm das vorwerfen? Daß er bei vielen Gelegenheiten grausame Strafen verhängt? Er beruft sich dabei auf das alte Testament!

„Indessen theilte er mir mit — ob diese Worte aber aufrichtig gemeint sind, wage ich nicht zu unterschreiben — daß er, im Fall es ihm gelinge, mit Aegypten Frieden zu schließen, sein Land den Europäern öffnen wolle. Nicht nur wünsche er alsdann Handwerker und Künstler, sondern auch Gelehrte herbeizuziehen. Am liebsten wäre es ihm, wenn

Eisenbahnen und Straßen sein Land durchzögen, um durch direkte Verbindung mit europäischen Ländern seine Waaren dorthin zu schaffen und andere von dort zu beziehen. Aber erst müsse Friede geschlossen sein.

„Bei den jetzigen militärischen Verhältnissen des Landes ist aber auch nach geschlossenem Frieden an eine eigentliche Civilisation des Volkes nicht zu denken. Die Soldaten leben eben nur durch Raub und Plünderung. Das Nothwendigste für Abessinien wäre, Regelmäßigkeit in die Abgaben zu bringen und sonach auch eine Bezahlung der Soldaten möglich zu machen."

Es sei uns gestattet, einige charakteristische Züge aus den Erlebnissen des Reisenden hier mitzutheilen. Da ist zunächst die Bettelei, die im ganzen Lande stark im Brauche ist (S. 219) und zu deren Umsichgreifen Hungersnoth, Raub, Plünderung und Kriegführung das ihrige beitragen. Eine ganze Menschenklasse lebt davon, Reisende zu begleiten und sich von deren Ueberfluß zu ernähren; man sieht und hört sie, merkt aber keineswegs in unangenehmer Weise ihre Anwesenheit. Giebt es für sie etwas zu essen, so sind sie da; ist nichts übrig geblieben, dann sind sie auch zufrieden. Sie sind nie unzufrieden oder zudringlich und klagen nie. Ja, im Laufe der Zeit bildet sich eine Art freundlichen Verhältnisses zwischen den eigentlichen Reisenden und diesen Bettlern: sie reisen eben mit. Auch leisten sie gern kleine Dienste, tragen Gepäck, bringen trockenes Holz zum Kochen und Brennen, holen Wasser, richten Botschaften aus und werden so, ohne Geld oder Kleidungsstücke zu verlangen, Diener der eigentlichen Diener.

Welche sonderbaren Auswüchse aber das gewohnheitsmäßige Betteln in Abessinien erzeugt, sollte Rohlfs auf der Rückreise in Mai Zebri erfahren. Dort kam eine Bande auf sein Lager zugeritten und machte in einiger Entfernung, die Hände bittend gegen ihn erhoben und um Almosen flehend, Halt. Die Hüftknochen ihrer abgemagerten, elenden Pferde, die sich gegenseitig vor Hunger auffressen zu wollen schienen, standen aus dem Körper heraus, als ob sie gar nicht dazu gehörten. Aber die darauf sitzenden Männer! Wahre Jammergestalten, hohläugig und hohlwangig, einige über und über gefleckt, andere mit aufgeschwollenen Gliedmaßen, einer mit offenen Wunden. Entsetzlich, schrecklich! Reitende Bettler?! Reitende Kranke?! — Schimper gab dem Reisenden die Erklärung. Es waren Aussätzige und andere mit widerlichen Krankheiten Behaftete, welche in Abessinien ihrem Schicksal überlassen bleiben, aber abgesondert leben müssen. Sie vereinigen sich dann zu ganzen Gesellschaften, kaufen auf gemeinschaftliche Kosten alte Klepper und senden die äußerlich Widerwärtigsten, welche am meisten das Mitleid zu erwecken im Stande sind, auf Bettel aus. Sie dürfen sich jedoch den Ortschaften nur bis auf eine gewisse Entfernung nähern, und Entgegenkommenden müssen sie sich von weitem schon durch Zurufen oder andere Zeichen bemerklich machen, da jeder das Recht hat, sie todtzuschlagen, falls sie nicht aufs Gewissenhafteste das eben Gesagte befolgen. Etwaige Spenden, Almosen, Lebensmittel, Kleidungsstücke legt man auf besondere Plätze, von denen die Kranken sie abholen.

Als ein Seitenstück zu diesen „reitenden Bettlern" führt Rohlfs (S. 301) Folgendes an. In Aksum verfolgte ihn zum ersten Male seit seiner Anwesenheit in Abessinien eine lästige Rotte Jungen und Mädchen, welche lärmend und schreiend hinter ihm drein zogen. Aksum ist Asylstadt und ermangelt einer weltlichen Behörde, denn der dort residirende Schum (Bürgermeister) ist eigentlich nur wegen der Umgegend da, soweit diese nicht unter der Botmäßigkeit des Nebreïd (des höchsten Geistlichen nächst dem Abuna) steht, woher es denn wohl kommt, daß eine gewisse Zuchtlosigkeit unter der Jugend herrscht. Oft sammeln sich Hunderte von Familien, um ihr Eigenthum zu retten, in diesem Asyle, wozu sich Aksum auch deshalb besonders eignet, weil es, abgesehen von solchen Zufluchtsstätten, welche ihrer natürlichen Beschaffenheit wegen Schutz gewähren, wie Debra Damo in Tigre, einer der geheiligtsten Oerter ist. Viele Kinder bleiben nun, wenn auch die Eltern in ruhigeren Zeiten nach der Heimath zurückkehren, in der „Stadt der Mutter Gottes", um sich dem geistlichen Stande zu widmen. Wo könnten sie auch besser als in diesem uralten Heiligthum die abessinische Religion erlernen! Die Geistlichkeit verhängt übrigens auch körperliche Strafen. Als Rohlfs, nachdem seine Soldaten, obwohl ungern, diese angehenden Heiligen auseinander getrieben, einen bessern Ueberblick über die kleinen Unholde gewann, bemerkte er mit vielem Erstaunen, daß viele von ihnen an den Füßen mit einer ziemlich dicken Kette gefesselt waren. „Was?" fragte er, „so jung und schon Verbrecher unter ihnen? „Das nun gerade nicht", antwortete der ihn begleitende Aksumit, „aber sie hatten ihre Aufgaben nicht gelernt, sie hatten die Schule ohne Erlaubniß geschwänzt und, um sie am Weglaufen zu verhindern, werden sie gefesselt und zwar mit Bewilligung ihrer Eltern. Sie sehen, daß sie nur hüpfen, aber nicht laufen können." — Das war in der That so. Aber wie höchst sonderbar: 6 bis 10jährige Knaben mit eisernen Ketten gefesselt! Welche Zustände!

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Vom „Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich" ist im März der 4. Jahrgang erschienen; derselbe bringt in 15 Hauptabschnitten für eine längere Reihe von Jahren Nachweisungen über Bevölkerung, Landwirthschaft und Gewerbe, über Handel und Verkehr, Geld- und Kreditwesen, giebt die Ergebnisse einer Berechnung des Verbrauchs mehrerer Gegenstände und theilt die Resultate der Reichstagswahlen, sowie Uebersichten aus dem Justiz-, Medicinal-, Kriegs- und Finanzwesen mit. Fast alle diese Abschnitte schließen sich, in ihren verschiedenen Theilen durch die Aufnahme der neuesten Daten ergänzt, denjenigen der früheren Jahrgänge an. Beigegeben sind drei instruktive Karten, welche das Verhältniß der Geborenen und der Gestorbenen zur Bevölkerung Deutschlands, sowie der unehelich Geborenen zu den Geborenen überhaupt nach dem Durchschnitt der neun Jahre 1872 bis 1880 darstellen.

— In Schweden geht man mit dem Plane um, durch die Korvette „Vanadis" eine Reise um die Welt ausführen zu lassen, an welcher verschiedene Gelehrte, darunter der Ethnograph Dr. Stolpe, theilnehmen sollen.

Asien.

— Dem „Levant Herald" zufolge läßt jetzt die russische Regierung den Theil der asiatischen Türkei östlich vom Euphrat, in welchem schon während des letzten Krieges einzelne größere Rekognoscirungen ausgeführt wurden, durch nahezu hundert Topographen in unauffälliger Weise bereisen und aufnehmen.

Afrika.

— Am 6. Februar kam ein Dampfer vom Gazellenstrome nach Chartum und brachte die Meldung des Gouverneurs Lupton-Bey, daß Dr. Wilhelm Junker nach den letzten Nachrichten sich dem Wohnorte Sultan Simio's bis auf vier Tagereisen genähert habe. Man hofft in Folge dessen auf sein baldiges Eintreffen in Chartum.

— Mr. James Stewart hat seine Arbeit an der „Seen-Verbindungsstraße" zwischen dem Njassa- und Tanganjika-See wieder aufgenommen, nachdem dieselbe im Jahre 1881 durch die Ermordung einiger seiner Leute durch einen kleinen Häuptling, dessen That übrigens rings umher mißbilligt wurde, unterbrochen worden war (vergl. „Globus" Bd. 41, S. 286). Mr. Stewart hatte am 22. December 1882 nach Schottland berichtet, daß er den Dampfer erwarte, welchen die „London Missionary Society" auf dieser Straße nach dem Tanganjika zu senden beabsichtigte, und daß er denselben in der kommenden trockenen Jahreszeit glücklich nach dem nördlichern See zu transportiren hoffe. Der Dampfer, „Good News" mit Namen, ist in Folge dessen abgeschickt worden und befindet sich jetzt voraussichtlich am Nordende des Njassa-Sees, um dort in 400 Theile zerlegt und nach Pambete am Südende des Tanganjika geschafft zu werden. Außerdem hat Stewart nicht ganz 70 engl. Meilen vom nordwestlichen Ende des Njassa-Sees entfernt eine neue Station für die Free Church Mission ermittelt; dieselbe liegt c. 4000 Fuß über dem Meere, zwar nicht auf sehr fruchtbarem Boden, aber in einer Gegend, wo Groß- und Kleinvieh gut fortkommt.

— In Brüssel trafen unlängst Nachrichten vor Stanley ein, welche bis Mitte December 1882 reichen. Derselbe hatte an der Küste 223 Eingeborene von Zanzibar unter Anführung des belgischen Reisenden Cambier vorgefunden und sich mit denselben nach seiner ersten, untersten Station am Kongo, Vivi, begeben. Dort waren Vorbereitungen zum Bau einer kleinen Eisenbahn nach dem Landungsplatze am Flusse getroffen, aber die Arbeit ging wegen Mangels an Lastthieren nur langsam von statten. Bis jetzt existiren sieben Stationen: Vivi, Isangila, Manjanga, Lutete, Leopoldville am Stanley Pool, Gobila an der Mündung des Ibari, Nkutu und Bolobo, letztere etwa 700 engl. Meilen von der Mündung des Stromes entfernt. Von den vier kleinen Dampfern schwimmen bereits drei und der vierte befand sich auf dem Transporte von Manjanga nach Leopoldville. Nach Vivi wurde Hornvieh eingeführt und in Leopoldville mit Acker- und Gartenbau begonnen. De Brazza's Unternehmen sah man in den belgischen Kreisen mit Gleichmuth an, befürchtet aber von den portugiesischen (höchst ungerechtfertigten) Ansprüchen eine Beeinträchtigung des freien Handels und Verkehrs. Kürzlich haben sich auch verschiedene schwedische Officiere zu der Stanley'schen Mission begeben.

— Am 9. Februar d. J. haben sich zwei algerische Priester, Guyot und Baudonnet, nach dem Kongo eingeschifft, um im Auftrage des Kardinals Lavigerie den Lauf des Stromes vom Stanley Pool bis Njangwe zu erforschen und auf jener Strecke zwei neue (katholische) Missionsstationen zu errichten. Die algerischen Missionare haben bereits eine solche in Massange, nicht weit östlich vom Tanganjika-See. Von dort sollte vor einiger Zeit eine Karawane dem Kongo abwärts folgen, wurde jedoch von räuberischen Negern vollständig vernichtet, in Folge dessen Lavigerie diesmal seine Priester von Westen her nach ihrem Ziele sendet. Nachdem Ende März weitere sechs Missionare nach Centralafrika abgegangen sind, befinden sich dort jetzt im Ganzen 31, nämlich 22 Priester, 3 Fratres und 6 „auxiliaires". Vier wurden schon erschlagen, 9 erlagen den Anstrengungen und dem Klima, 5 wurden nach Europa zurückgerufen, so daß im Ganzen in weniger als fünf Jahren 49 katholische Missionare in Innerafrika beschäftigt waren. Sie klagen aber über Geldmangel gegenüber ihren gut gestellten englischen Kollegen protestantischen Glaubens.

Nordamerika.

— Nach dem Ausweise für 1880 gab es in den Vereinigten Staaten 1165 Kompagnien, welche rund 87 000 Miles Eisenbahnen in Betrieb hatten, d. h. eine Strecke viermal so lang als der Umfang der Erde. Die Herstellungskosten derselben betrugen fast 5660 Millionen Dollars, wovon die Gesellschaften ca 2/5 baar bezahlt haben und den Rest schuldig sind. 1880 wurden 8215 Personen auf den Eisenbahnen getödtet und verletzt. Der Waarenverkehr belief sich im selben Jahre auf 291 Millionen Tonnen, welche durchschnittlich per Tonne und Mile 1,29 Dollar Fracht bezahlten; davon waren 0,53 Dollar Reingewinn. 270 Millionen Passagiere wurden befördert und zahlten durchschnittlich per Mile 2,33 C. (0,62 C. Reingewinn). Rechnet man die Passagiere nach ihrem Gewichte, 14 auf die Tonne, so nahmen die Gesellschaften 32,62 Dollars per Tonne und Mile von ihnen ein (8,68 Dollars Reingewinn), ein großer Ueberschuß gegen den Verdienst von den Frachtgütern. In Dienst stehen jetzt mehr als 17 000 Lokomotiven, deren Betrieb etwa 90 Millionen Dollars kostet, jährlich per Lokomotive gegen 5000 Dollars. Das Brennmaterial allein, welches zum großen Theil verschwendet wird, kostet 33 Millionen Dollars. An rollendem Material sind über 12 000 Personen- und etwa 400 000 Güterwagen vorhanden.

Zu Anfang 1883 hatte das gesammte Gebiet östlich vom Mississippi und nördlich vom Potomac und Ohio 49 598 Miles Bahnen und 26 973 250 Einwohner, d. h. 544 Menschen auf die Mile, und dennoch rentiren sich dort die Bahnen besser als im Süden, wo 740 Menschen auf die Mile entfallen. Der Grund davon liegt in der großen Verschiedenheit der Industrie, in der Entwickelung der Bergwerke und Manufakturen und in der Koncentration des fremden Handels in den nördlichen Seehäfen, in Folge dessen die Erzeugnisse des Westens und Südens in Menge über nördliche Bahnen gehen. Die südlichen Staaten östlich des Mississippi umfassen 436 370 Quadratmiles und 16 108 Miles Bahnen, d. h. auf eine Mile Bahn 27,1 Quadratmiles, die nördlichen Staaten östlich des Mississippi dagegen 418 495 Quadratmiles und 45 598 Miles Bahnen (8,4 auf 1 Mile Bahn). Dennoch verlangt der Süden durchaus nicht so heftig nach neuen Bahnen wie die Nordstaaten; im Norden sind im Jahre 1882 Tausende von Miles neugebaut worden und noch viel mehr im Bau begriffen, während die Thätigkeit des Südens in dieser Hinsicht ganz unbedeutend ist. Der Süden hat folglich schon mehr Bahnen, als er gut unterhalten kann.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIII. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1883.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XXVII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Wie so manches andere berühmte Bauwerk der Araber kann auch die große Omejjadenmoschee von Damaskus ihre Entstehung nach byzantinischen Vorbildern nicht verleugnen. Auf den ersten Blick sieht man, daß das ganze Gebäude nach Art einer Basilika angelegt ist; zwei große Säulenreihen theilen es in drei Schiffe, von denen das nördliche freilich sich an seiner ganzen Langseite nach dem weiten gepflasterten Hofe öffnet, den der mohammedanische Kultus verlangt. Die Wand des südlichen Schiffes dagegen zeigt eine Reihe schöner Rundbogenfenster mit buntfarbigen Scheiben. Unter diesen Fenstern ziehen sich längs der Wand die nach Süden, d. h. nach Mekka, gerichteten Gebetsnischen oder Michrâbs hin, vor denen sich zierlich schlanke Säulen erheben. Inschriften in kolossalen Lettern, Koransprüche und Chalifennamen, zieren die Wände und die Kapitäle der mächtigen, mit buntem Marmor belegten Pfeiler, die das Querschiff tragen. Von den herrlichen Mosaiken, die das Innere der Kuppel und den obern Theil der Wände bekleidet haben, sind nur noch vereinzelte Spuren zu sehen; auch die bunten Marmorplatten des theilweise mit Teppichen bedeckten Fußbodens sind an vielen Stellen gänzlich verschwunden. In der Mitte des Hauptschiffes unter der gewaltigen Kuppel steht eine große, heute noch reich verzierte Gebetskapelle; das Hauptheiligthum der Moschee aber befindet sich zwischen zwei Pfeilern des Transepts über einem unterirdischen Gewölbe, in dem das Haupt Johannes des Täufers in einem goldnen Schrein aufbewahrt werden soll, dieselbe Reliquie, die der Vorgängerin des mohammedanischen Tempels an diesem Platze, der alten griechischen St. Johanneskirche, ihre Bedeutung verliehen hat. Das heutige Heiligthum ist ein kleiner quadratischer Bau mit schönem Gitterwerk zwischen den mit Skulpturen geschmückten Pfeilern und einer reichvergoldeten Kuppel, auf der der goldene Halbmond sich erhebt. Rings herum steht eine Anzahl kolossaler Kandelaber.

Trotz seinen großartigen Verhältnissen kann auch das Innere der Moschee heute keinen Vergleich mehr aushalten mit dem der großen Moscheen von Jerusalem, die es doch seinerzeit bedeutend übertroffen haben soll. Bis auf die herrlichen antiken Marmorsäulen, die der Chalif aus ganz Syrien zusammenbringen ließ, um das Innere seines Tempels zu schmücken, ist von dem alten Glanze ja auch wenig mehr vorhanden. Die heute kahlen Gebetsnischen und die kleinen Säulen davor waren ursprünglich mit goldenem Rankenwerke bedeckt, zwischen denen überall kostbare Steine angebracht waren; von der reichen mit Gold eingelegten Decke hingen nicht weniger als 600 große goldene Lampen herab, die freilich schon von dem Nachfolger Uelids entfernt und durch andere ersetzt wurden. Die arabischen Schriftsteller, die von all' diesen Wundern berichten, wissen auch von den ungeheuren Summen zu erzählen, die der Bau verschlungen hat. Die Rechnungen für das dazu gelieferte Material sind der Sage nach dem Chalifen auf achtzehn Maulthieren zugesandt worden; doch soll der verschwenderische Fürst für diese Seite seines Unternehmens wenig Interesse gezeigt haben: wie es heißt, ließ er die achtzehn

Maulthierlasten sogleich verbrennen, ohne sie eines Blickes zu würdigen.

Nach dem letzten, wie immer höchst unvollkommenen, türkischen Census soll die Bevölkerung von Damaskus ungefähr 150 000 Seelen betragen; davon sind wohl zum mindesten vier Fünftel Mohammedaner, die übrigen aber Christen der verschiedenen Bekenntnisse und Juden. Den Haupttheil der christlichen Einwohnerschaft bilden natürlich griechisch-orthodoxe und griechisch-katholische Christen; Lateiner, Maroniten, armenische Orthodoxen, sowie armenische und syrische Katholiken sind verhältnißmäßig wenig vertreten. Englische und amerikanische protestantische Missionen sind gerade in Damaskus seit lange schon thätig; sie haben Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten gegründet, können hier aber nicht von so großen Erfolgen berichten, wie z. B. in Jerusalem und Beirut. Seit einer Reihe von Jahren machen ihnen römisch-katholische Missionare, namentlich französische Jesuiten, Lazaristen und Franziskaner bedeutende Konkurrenz; dieselben wirken besonders eifrig für Bekehrung der damasceenischen Juden. Dem altberüchtigten Fanatismus der mohammedanischen Bevölkerung der Stadt ist es vielleicht zuzuschreiben, daß die Angehörigen der verschiedenen christlichen Bekenntnisse sich hier nie so schroff und feindselig gegenübergestanden haben, wie in Jerusalem; von dem gemeinsamen Widersacher bedrängt und darniedergehalten, fühlen sie sich trotz allen Verschiedenheiten doch als zusammengehörige Gemeinde. Das jüdische Quartier, das eine große Anzahl ungemein reicher Familien beherbergt, liegt heute noch wie zur Zeit der Apostel bei der „Rechten Straße“ (arabisch: Derb el-Mustakîm) im südöstlichen Theile der Stadt; nördlich davon breitet sich das große Christenquartier aus mit engen, ärmlichen Gassen, deren Häuser zum größten Theil noch die Spuren der Verwüstungen des Jahres 1860 tragen. Die ganze übrige Stadt

Nördliches Schiff der großen Moschee von Damaskus.

Inneres der großen Moschee von Damaskus.

gehört den Mohammedanern, und es war noch bis zu Anfang der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts weder Christen noch Juden erlaubt, die Straßen der mohammedanischen Quartiere zu Pferde zu passiren; der Esel war das einzige Reitthier, das ihnen hier gestattet war. Die verschiedenen Quartiere bestehen ihrerseits wieder aus einzelnen getrennten Bezirken, deren jeder Abends beim Eintritt der Dunkelheit durch ein großes hölzernes Thor abgeschlossen wird. Diese primitive Sicherheitsmaßregel, die für den europäischen Reisenden ebenso befremdlich wie lästig ist, giebt der jeder öffentlichen Beleuchtung ermangelnden Stadt einen seltsam uncivilisirten Charakter. Wer nach neun Uhr Abends ausgeht, was freilich der eingeborene Damascener selten oder nie thut, muß, wenn er nicht in Konflikt mit der Wache kommen will, das landesübliche Fanûs, eine kleine Laterne aus Papier oder Blech, bei sich führen. An der Pforte jedes Quartierbezirks ist ein Wächter postirt, meist ein Blinder oder Krüppel, der auf den Ruf: „Oeffne, o Wächter“ dem Verspäteten Einlaß gewährt und dafür eine Bezahlung von einigen Paras erhält.

Damaskus ist seit lange schon über die alten festen Umfassungsmauern hinausgewachsen, die mit ihren starken, heute freilich im Verfall befindlichen Thürmen vor Zeiten so manche Belagerung von der reichen vielbegehrten Stadt abgehalten haben. Nach allen Seiten hin sind Vorstädte entstanden, entweder durch Führung einer Straße nach einem nahen Dorfe, oder durch Anbau dicht vor den Thoren der Stadt. Die interessanteste, wenn auch durchaus nicht schönste dieser Vorstädte ist der Meidân, eine breite, schlecht gepflasterte Straße, die sich von einem der südlichen Thore etwa 2 km weit nach Süden hinzieht und an einigen Stellen von kleinen Seitengassen und Gäßchen begleitet ist.

Große Straße des Meidân von Damaskus.

Aus viel neuerer Zeit stammend, als der größte Theil der inneren Stadt, machen die elenden Häuser des Meidân ebenso wie seine zahlreichen verfallenen Moscheen den Eindruck bedeutend höhern Alters. In seinem obern, an die Stadt grenzenden Theile bildet er eine Fortsetzung des Bazars. In den kleinen Häusern zu beiden Seiten der Straße befinden sich hier Schmiedewerkstätten, an die sich weiter hin die langen Reihen der Kornhändler schließen, die ihre Waare in großen Haufen unter offenen Schuppen aufgeschichtet haben. Die übrige ansässige Einwohnerschaft des Meidân besteht zum größten Theil aus Ackerbauern oder aus Leuten, die auf eine oder die andere Weise ihren Lebensunterhalt aus dem Fremdenverkehr ziehen; denn die eigentliche Bedeutung des Meidân liegt darin, daß er das Verkehrscentrum für die ganze nomadische und ackerbautreibende Bevölkerung des nördlichen Syriens bildet. Hierher kommen die Beduinen des Haurân und der großen syrischen Wüste, bald in kleinen Trupps, bald in großen Karawanen, um ihre Kameellasten an Getreide oder Thierfellen zu verkaufen; die kurdischen Hirten bringen hier ihre Schafherden zu Markte; die Bewohner der Wüste von Damaskus lagern in zahlreichen Gruppen auf der Straße, mit den im Meidân, wie in den meisten Dörfern bei Damaskus vielfach ansässigen Zigeunern feilschend und handelnd. Diese Zigeuner, die von den Arabern „Nuuar“ genannt werden, sind oft von dunklerer Hautfarbe als die Beduinen und an ihren mandelförmigen Augen, der geraden Nase und dem meist welligen oder sogar lockigen Haar leicht von jenen zu unterscheiden. Im Meidân bewohnen sie besondere Gassen, in den Dörfern der Ebene aber elende Zelte oder kleine, aus Baumzweigen errichtete Hütten. Sie stehen unter einem Oberhaupte aus ihrer Mitte, das den türkischen Behörden gegenüber eine gewissermaßen verantwortliche Stellung hat. Die Männer beschäftigen sich vielfach mit Pferde- und Viehhandel; auch als Wahrsager und Kurpfuscher treten sie hier wie überall auf; die Frauen, die sich

durch große Schönheit auszeichnen und auf ihren elenden Lumpen stets reichen Silberschmuck tragen, stehen hier allenthalben im übelsten Rufe und bringen ihre Jugend auch meist als Tänzerinnen in den großen Städten Syriens zu.

Der innerhalb der Stadt am Meidânthore belegene Theil des Bazars von Damaskus ist fast ausschließlich für den Verkehr dieser ganzen fluktuirenden Bevölkerung des Meidân bestimmt. In seinen bedeckten Bogengängen ist alles zu haben, was zu den Lebensbedürfnissen der Dorf- und Wüstenbewohner gehört: Kleiderstoffe und Mäntel, Schaffelle, Stiefel, Waffen, kurze Pfeifen, Milchgefäße und anderes Geräth, buntgeflochtene Matten, die im Beduinenzelte als Speisetisch dienen, Mörser aus Eichenholz zum Zerstampfen der Kaffeebohnen u. s. w. So sieht man denn auch den ganzen Tag über hier die langen hageren Gestalten der Beduinen in ihren großen gestreiften Abbayen, einige, wie die Sebil, auch nur in Gazellenfelle gehüllt, bedächtig umherschlendern, die ausgelegten Waffen musternd; die Weiber, die, stets unverschleiert, in ihren dunkelblauen, langschleppenden Gewändern wie Königinnen einherschreiten, besorgen die Einkäufe an Kleidern und Wirthschaftsgeräth mit jenem unnachahmlichen würdevollen Ernst, den sie im Verkehr mit Fremden stets zur Schau tragen.

Die wichtigsten Tage des ganzen Jahres sind für die Bevölkerung des Meidân die Tage des Auszuges und der Heimkehr der großen Pilgerkarawane, die stets durch das Thor am südlichen Ende der Vorstadt, das sogenannte „Thor Gottes“ aus- und einzieht. Die ganze Einwohnerschaft von Damaskus und unzählige Fremde aus allen Theilen des Landes strömen dann hier zusammen; schon Tage lang vorher lagern in der großen Straße und den

Beduinen der Wüste von Damaskus.

Gassen des Meidân große Karawanen Schaulustiger, die in den Chans keine Unterkunft mehr finden können.

Die Moscheen des Meidân befinden sich, wie schon oben erwähnt, der Mehrzahl nach im Zustande des hoffnungslosesten Verfalls; nicht sehr viel besser erhalten sind die großen stattlichen Kuppelgräber auf dem Friedhof Makbaret Bâb es-Saghîr, der sich längs der westlichen Seite der obern Meidânstraße hinzieht und im Norden durch die Stadtmauer begrenzt wird. Nur ein einziges unter den zahlreichen Grabmälern zeigt glatte, unverfallene Wände und eine wohlerhaltene Kuppel. Es ist das von den Frauen von Damaskus als besonders heilig verehrte Grab zweier Gemahlinnen des Propheten und seiner Tochter Fatime. An bestimmten Tagen im Jahr kann man hier stets kleine Gruppen von Weibern versammelt sehen, die gemeinsame Todtenklagen abhalten.

Im Norden der Stadt, durch den Lauf des Nahr Barada von den alten Quartieren der Citadelle und der großen Moschee geschieden, breitet sich die Vorstadt Hamâra aus, verhältnißmäßig weitläufig angelegt, aber ohne hervorragende Gebäude. Von hier aus führt in nordwestlicher Richtung eine breite, trefflich gepflasterte Straße zwischen schattigen Baumreihen und Landhäusern nach dem großen Dorfe Sâlihîyeh, das, trotzdem es etwa anderthalb Kilometer von Damaskus entfernt ist, heute doch als Vorstadt gerechnet wird. Am Fuße des Kâsiûn, eines nicht ganz unbedeutenden Hügels, gelegen, zeichnet sich Sâlihîyeh durch seine reine und gesunde Luft aus und wird deshalb nicht nur von den wenigen europäischen Familien von Damaskus, sondern seit einer Reihe von Jahren auch mit besonderer Vorliebe von reichen arabischen Familien der Stadt bewohnt. So hat es denn auch heute schon eine Einwohnerschaft von 7000 Seelen. Der Berg Kâsiûn, von dessen Gipfel man einen schönen Blick auf das Dorf mit seinen ausgedehnten Gärten, auf das Thal des Barada und seiner Nebenflüsse, auf die Stadt und die zahlreichen

Die Tekiyeh oder Kloster und Moschee der Derwische in Damaskus.

anderen Dörfer ihrer Umgebung, genießt, hat von altersher schon den Damascenern für heilig gegolten. Die Sage läßt Abraham hier zu der Erkenntniß der Einheit Gottes gekommen sein; auch soll sowohl Adam, als auch Mohammed sich schon auf diesem Berge aufgehalten haben, der letztere freilich nur, um Damaskus von Ferne zu betrachten. Der Kâsiûn besteht zum Theil aus einem dunkelrothen Gestein; deshalb hat man eine in ihm befindliche Grotte zu der „Blutgrotte" gemacht, in der Kain den Leichnam des erschlagenen Abel (Hâbîl) verbarg, und aus diesem Grunde wieder ließen sich früher die reichen Einwohner von Damaskus an den Abhängen des hierdurch geheiligten Berges begraben. Zahlreiche große Kuppelgräber und Grabsteine erzählen heute noch von diesem Gebrauch. Hoch verehrt ist namentlich die Kubbet el-Arbaïn, in der vierzig mohammedanische Propheten bestattet sein sollen. Sâlihîyeh besitzt eine Anzahl schöner, leider nicht wohlerhaltener Moscheen, an denen man die Eigenart des reichsten arabischen Styls, Stalaktitenwölbungen, zierliche Hufeisenbogen und Kuppeln in ihrer vollendetsten Form studiren kann.

Am Ufer des Baches Tôra, der die Gärten von Sâlihîyeh bewässert, liegt unweit der Stadt das interessante Gebäude des alten Tekiyeh, des um die Mitte des 16. Jahrhunderts von Sultan Selim erbauten Klosters der Derwische, das zur Aufnahme armer Pilger bestimmt ist. Eine hohe Mauer umgiebt das große quadratische Gebäude. Am Eingange befinden sich einige niedrige, ärmliche Häuser, in denen die Derwische selber wohnen. Der von schönen Nußbäumen beschattete innere Hof enthält zwei große Wasserbecken. Er ist in reichem Mosaik gepflastert und von einem Säulengange umgeben, hinter dem sich 24 Gemächer zur Aufnahme von Pilgern befinden. Jedes dieser Gemächer ist von einer bleigedeckten Kuppel überwölbt. An der Südseite des Hofes steht hinter dem Säulengange eine prachtvolle Moschee, die rings von Marmorsäulen umgeben ist und auf jeder Seite ihrer stattlichen Kuppel ein schlankes Minaret hat. Die Tänze der Derwische, die hier an bestimmten Tagen der Woche abgehalten werden, machen die Tekiyeh zum vielbesuchten Versammlungsorte der unteren Volksklassen von Damaskus, die nicht müde werden, dem tollen Treiben der begeisterten Männer und ihres Scheichs zuzuschauen.

Der Reisebericht von Dr. Paul Pogge.

II.

Nach zwei kleinen Tagemärschen von hier (dem Lager an der Grenze der N'Gongo) im Lande der Basonge, erreichten wir, in westlicher und südlicher Richtung marschirend, die uns bereits bekannte Fähre des Lubiflusses und bewerkstelligten noch an demselben Tage die Passage desselben. Ich kann wohl sagen, mit mir war unsere ganze Reisegesellschaft froh, endlich die größeren Flüsse hinter sich zu wissen. Es galt nur noch, den Lulua zu überschreiten, aber wir waren bei einer Canoepassage doch nicht mehr abhängig von dem Wollen und Nichtwollen wilder Menschen. Der Lubi scheint eine Art von Grenzscheide zu bilden zwischen körperlich verschiedenen Stämmen. Die schlanken Gestalten, die schmäleren und längeren, mit freundlicherm Blicke ausgestatteten Gesichter der uns am Westufer des Flusses empfangenden Eingeborenen übten einen guten Eindruck auf mich aus im Vergleiche zu den Basonge und ihren östlichen Nachbarn mit ihren robusten Körpern, der breiten Stirn und den starken Kinnbacken, überhaupt mit der bulldoggähnlichen Physiognomie. Es waren Bacua[1]), Tschilumba und Bena Putu, von denen die ersteren dem Luntustamme angehören, deren Land sich in der Breite ungefähr vom kleinen Mucambasee bis zum Lubi erstreckt. Die Tschilumba hatten allerdings das Gesicht nicht so kunstvoll hübsch und symmetrisch mit bunten Farben bemalt wie ihre Verwandten am See, die bemalten Tusselange, wie Wißmann und ich sie nannten; aber immerhin waren auch sie vielfach bunt genug bemalt und boten mit ihren chignonartigen, bizarren Frisuren, geschmückt womöglich mit wehenden Federbüschen, Lehmklumpen oder rother Farbe ꝛc. und mit der Lanze oder dem Bogen und Pfeil in der Hand, ein hübsches, malerisches Bild. Vom Lubi nahmen wir in direkt westlicher Richtung unsern Weg durch das Land der Bena Putu-Lupula, eines kleinen Stammes, der die Sprache der nördlichen Tusselange spricht, und der Bena Kassongo, passirten einige Dörfer nicht hanfrauchender Tusselange und erreichten am vierten Tage schon das gelobte Land des heiligen Hanfes, das geliebte Heimathsland unserer „Bena Mojo", der gläubigen Verehrer und Raucher des „Riamba". Das westliche Lubiplateau ist besonders fruchtbar und gut bevölkert, obgleich im Gebiet der Tusselange die vielen verlassenen Wohnstätten Zeugen sind von dem unbarmherzigen Vorgehen der Hanfraucher gegen ihre, den alten Sitten treugebliebenen Brüder, die Lästerer ihrer heiligen Lehre, die Tschiplumba. Unendlich viel Urwald, an den unzähligen kleinen, tief in den Boden eingeschnittenen Wasserläufen und in deren breiten, tiefen Quellschluchten wachsend, oder als kleine Dschungel oder große zusammenhängende Waldungen die Ebene bedeckend, findet sich auf diesem Landstriche zwischen dem Lubi und Lulua, so daß der Farbenkontrast zwischen der Campine und dem Urwald der Landschaft einen mit einem buntgefleckten Tigerfelle vergleichbaren Anblick verleiht! Der verhältnißmäßig bequeme Weg windet sich fortwährend schlangenartig an den Schluchten vorbei, und nur selten ist einer der vielen Bäche zu passiren, die nach allen Richtungen hin ihren Lauf nehmen, so daß es schwer hält, die Wasserscheide dort heraus zu finden. Das meiste Wasser wird indessen durch die beiden kleinen Flüsse oder größeren Bäche, den Lubudi und Mansamgome, dem Lulua zugeführt. In der Campine und in den Bachwäldern wachsen vielfach Palmen, und Kautschuk findet sich in allen auf trockeneren und nicht an zu steil gelegenen Orten wachsenden Urwäldern noch in ziemlicher Menge; außerdem sind die Gegenden des Mansamgome reich an schönen Eisenerzen. Nach einem Zeitraum von 11 Tagen und 9 sehr starken Märschen (von durchschnittlich 6- bis 7stündiger Dauer) erreichten wir Mukenge. Am 20. Juni, während des Uebersetzens über den Lulua, nahm ich eine Zählung der Karawane

[1]) Bacua, Plural von Mucua, die „Familie".

vor, welche eine Zahl von 135 Männern, 80 Weibern, 50 Kindern und 1 Säugling ergab. Verloren hatte sie 3 Tusselangemänner[1]), 1 do. Sklaven und 2 do. Weiber natürlichen Todes, 1 Träger von Malange durch ein Raubthier, 1 Träger aus Miéketta und 1 Tusselangesklave ermordet, 1 Tusselangeweib und do. 2 Kinder vermißt. An Waaren für Bezahlung von Rationen standen mir in Njangwe 320 Ellen Baumwollenzeug, 2 Stück Malange-Fazenda à 18 Ellen, 40 Pfund Kauris und ca. 10 Pfund Perlen zu Gebote, mit denen ich zu meiner großen Genugthuung nahe an 300 Menschen ungefähr $2\frac{1}{2}$ Monate lang verpflegt habe, ohne daß auch nur ein einziger Grund gehabt hätte, sich über Hunger zu beklagen.

Unser Einzug am 21. Juli wurde mit großem Pompe vollführt. Etwa $\frac{1}{4}$ deutsche Meile vor dem Ziele, wo die Anpflanzungen der Stadt beginnen, wurde plötzlich an einer buschfreien, mit jungen Anpflanzungen bewachsenen Stelle Halt gemacht, und ein hochkomischer Anblick zeigte sich dem Zuschauer. Es war ein kurzer, aber ein ernster, wichtiger Akt, als alle die schwarzen Gestalten sich plötzlich in bunte, zum Malen geschaffene Karrikaturen verwandelten. Die Tusselange machten Toilette, um in ihre Heimathstadt würdig einziehen zu können, und zu meiner großen Verwunderung kam bei dieser Verpuppungsgelegenheit ein Stück Fazenda nach dem andern, die ganze Njangwer Rationsfazenda 2c. 2c., zum Vorschein. Wovon hatten diese Leute unterwegs gelebt? Allerdings war ihnen in denjenigen Gegenden, wo die Macht der Araber, der „Bacua Länga", in Ansehen steht, der Umstand zu Hilfe gekommen, daß die Pflanzungen der Eingeborenen-Dörfer gleichsam als eine res nullius den Reisenden zur freien Disposition stehen. Früchte der Pflanzungen kann jedes Karawanenmitglied nach Belieben sich aneignen; ein Vergehen gegen die Regel ist es nur, sich an Hausthieren zu vergreifen. Außerdem hatte ihnen stellenweise das nach den Bränden aufgesprossene junge Gras einen guten Vorrath an Raupen und anderen eßbaren Insekten geliefert; und überhaupt waren die Preise auf der ganzen Reisestrecke halb so billig als z. B. in Kioko; aber ein Wunder bleibt es mir doch, wie karg diese Leute ihre Lebensbedürfnisse zu bemessen wissen. Nachdem die ganze Gesellschaft in alle möglichen Kostüme und Umhängsel sich gehüllt hatte, ordnete sich der Zug, und die beiden großen Trommeln (engomma) gaben das Zeichen zum Abmarsch. Der Häuptling Kineme, ein schon bejahrter Mann, dessen Favoritin während vergangener Nacht in Folge ihrer Entbindung gestorben und begraben war, erschien in rother Husarenuniform und in Pantalons von rothem Flanell hergestellt. Sangula, die Schwester und Rathgeberin Kalamba's, ein für die Expedition wichtiges und tüchtiges Mitglied, prunkte in einer schwarzseidenen, alten Mantille auf alten, von Wißmann ihr verehrten Socken — mit einem Worte, die Pracht der Kostüme war groß. Drei Neger mit drei großen, mit Bändern gezierten Fahnen des Häuptlings eilten jetzt in schnellem Laufe, freudeschreiend und die Fahnen schwenkend, vorauf, während die Karawane sich langsam unter den Schlägen der engommas in Bewegung setzte. Kalamba vorauf, hinter ihm her die Trommeln und seine Leute, so daß ich mit den Trägern zuletzt folgte. In der Stadt tobte ein nicht endenwollender Jubel der Tusselange, ihren Häuptling wieder in ihrer Mitte zu sehen, denn ein Theil der Einwohner hatte ihn schon für verloren gehalten und geglaubt, er sei mit dem Weißen in dem unendlichen Wasser verschollen. Ich war bei meiner Ankunft auch freudig überrascht, da Germano[1]) während meiner Abwesenheit zum großen Nutzen der Station gewirkt hatte. Ich fand ein geräumiges, solide gebautes Haus vor, auf einem großen, gut gesäuberten, viereckigen Platze, ferner schöne, reingehackte, breite Wege, Bananenpflanzungen, Ziegenherden 2c. Mit einem Worte, mich empfing ein freundliches, wohnliches Heim, und es war mir wirklich ein Genuß, endlich einmal wieder ein bequemes und sauberes, kleines Haus betreten zu können. Ich habe seit den zwei Monaten, die ich hier bereits nach meiner Ankunft verweile, einige Verbesserungen an den Bauten und einige neue Pflanzungen beschafft und glaube mehr oder weniger im Stande zu sein, den zukünftigen Mitgliedern der Station eine einigermaßen wohnliche Stätte überliefern zu können. Ich werde meine Thätigkeit indessen auf die jetzigen Einrichtungen beschränken, da es mir an Arbeitskräften resp. an Fazenda zu ihrer Bezahlung fehlt. Den neuen Ankömmlingen wird es obliegen, je nach ihren Bedürfnissen, für mehr Wohnungen zu sorgen.

Das Land und seine Leute entsprechen in jeder Hinsicht den Wünschen und Anforderungen der Station. Die hanfrauchenden Tusselange, d. h. derjenige Theil des Stammes, welcher am meisten mit den Kiokos und Bangelas in Handelsverkehr stehen, sind nach meinem Urtheil, was Anlage zur Bildungsfähigkeit betrifft, geistig weit mehr begabt als alle anderen mir im Innern Afrikas bekannten Stämme. Sie haben ihre großen Fehler; ihre Scham- und Sittenlosigkeit ist geradezu empörend, und ihre Handelswuth ist derartig groß, daß es vorkommen mag, daß der Vater Frau und Kind verkauft, um in den Besitz einiger Ellen Kattun oder eines Gewehres zu kommen; aber sie haben ein gewisses Streben, etwas mehr zu werden, eine höhere Stellung einzunehmen; und an mich sind von den mir bekannteren schon oftmals religiöse Fragen gestellt, die wirklich eine Spur von Phantasie verrathen. Es sind die hiesigen Tusselange ein Volk wie geschaffen für das erfolgreiche Wirken eines Missionars. Ihre Strafgesetze sind milder und für den Reisenden nicht lästig, ihr Fetischglaube äußert sich den Kioko und Bangela gegenüber in milden Formen und das Gifttrinken wird durch Hanfrauchen ersetzt. Völker, welche nicht mit den Kioko oder direkt und indirekt mit den Europäern handeln, sind für die Tusselange Barbaren, und Sitten und Gebräuche, Geräthschaften, Waffen 2c., welche nicht denen ihrer Handelsfreunde gleichen, sind ihnen ein Gräuel. Ihre Häuser, Geräthschaften, Musikinstrumente 2c., alles ist Imitation der Bangela oder Kioko. Lanzen, Bogen, Pfeile 2c. finden sich hier im Orte höchstens heimlicher Weise im Besitz eines armen Tusselange. Das einzige Industrieprodukt, welches sie behalten haben, sind die aus der Blattfaser der Palme gewebten Bekleidungsstoffe. Der Häuptling Kalamba ist in der That ein guter Mann; ich wenigstens kenne keinen bessern Negerhäuptling. Die Reisenden, welche Mukenge besuchen sollten, mögen aber nicht glauben, daß sie einen Engel von Häuptling hier vorfinden. Das ist er nicht. Er ist auch ein echter Neger; aber wenn es möglich wäre, bei Charakterisirung eines solchen von denjenigen geistigen Eigenschaften zu sprechen, die wir Tugenden nennen, dann würde ich vielleicht sagen, Kalamba besitzt die eine oder die andere. Aber für die Station genügt er. Er ist empfänglich für die Rathschläge eines Weißen, ist bis jetzt nicht unverschämt und lästig im Bet-

[1]) Die Benennung „Tusselange", wie sie von den Kioko und Trägern genannt werden, ist den hiesigen Einwohnern nicht angenehm; sie wollen „Baluba", Sing. „Muluba" heißen.

[1]) Dr. Pogge's Dolmetsch, der in Mukenge zurückgeblieben war, vergl. „Globus" Bd. 42, S. 168.

teln und ist bereit, dem weißen Reisenden auf Wunsch Leute für seine Reisen zu stellen — natürlich gegen entsprechende Bezahlung, die indessen einstweilen noch eine Bagatelle zu nennen ist. Von mir hat er einschließlich der Geschenke, Rationen rc., ausschließlich einer Musikdose, eines Chassepot und eines Doppelgewehrs im Ganzen für die Reise nach Njangwe ungefähr 150 Stück Malanger Fazenda à 18 Yards oder in Geld circa 420 Thaler bekommen. Daß die Tusselange in diesen Gegenden hier bessere Reisende sind als die Träger von der Westküste, haben sie bewiesen; als Lastträger stehen sie hinter ihnen allerdings zurück; indessen Lasten von 30 bis 40 Pfund wissen sie ebenfalls im Allgemeinen gut zu handhaben. . . . . . .

Bei meiner Rückkehr von Njangwe habe ich wider Erwarten sämmtliche Träger hier vorgefunden. Dieselben, welche vor meiner Abreise von hier 8 Ellen Fazenda pro Kopf als Ration für die Rückreise nach Malange empfangen hatten, schützten als Grund ihres Hierbleibens vor, keine passende Reisegelegenheit gefunden zu haben; indessen hätten sie sich entweder der Karawane Silva Porto, die bekanntlich nördlich von hier in Cabao war, bis Kimbundu anschließen können, oder sie hätten mit der Karawane kleiner Händler aus Angola, die während meiner Abwesenheit in Kingenge gewesen war, direkt nach Hause gehen können. Der Grund ihres Bleibens bestand indessen darin, daß sie an die Tusselange „Lubuku“ gegeben hatten, ein ähnliches Handelsgeschäft wie in Lunda das Bansageben, eine Pränumerando-Bezahlung des Kaufobjekts. Der Schuldner in Kasselange hat die Gewohnheit, nach Empfang des Preises seinen Gläubiger gratis mit Speise zu versorgen, bis die Schuld getilgt ist, in Folge dessen das Geschäft „Lubuku“ (Freundschaft) genannt wird. Nach meiner Rechnung nehmen einige 70 Träger ca. 80 Frauen und Kinder mit sich in die Heimath; es giebt fast keinen unter ihnen, der nicht eine Lebensgefährtin für 1 Gewehr oder 16 Ellen Fazenda rc. erstanden hätte. Für die Tusselange sieht es allerdings traurig aus, wenn sie so fortfahren zu wirthschaften. Ich habe mit den Dolmetschen die Berechnung aufgestellt, daß im Verlauf der letzten 10 Monate aus den kleinen, höchstens 20 bis 30 Quadratmeilen haltenden Distrikten von Kalamba und Kingenge ca. 300 Weiber exportirt worden sind. Außer von unserer Expedition wurden diese beiden kleinen Länder während dieser Zeit von einer Bihé-Karawane, einer größeren Kioko-Karawane des Häuptlings Mucanjanga (nördlich von Hongolo zwischen dem Tschikapa und Luaschimo wohnend), von einer Küsten- und einer Bangela-Karawane heimgesucht. Die Handelsprodukte hier bestehen aber nur in Weibern und Kautschuk; Elfenbein findet sich nur ausnahmsweise zum Verkauf. Die Söhne Kalamba's, welche während seiner Abwesenheit den Vater vertraten, verhandelten an Mucanjanga allein 40 Weiber gegen 12 Gewehre, 26 Fässer Pulver und 16 Stück Fazenda.

Ich habe mich entschlossen, die Träger mit Germano nach Hause zu schicken; mit der ganzen Gesellschaft hier noch lange zusammen zu bleiben, würde wegen Fazendamangel nicht gut möglich sein, und die Station jetzt in ihrem Entstehen so ohne Weiteres zu verlassen, wäre geradezu Sünde, und würde auch nicht mit meinen kontraktlichen Verpflichtungen im Einklange stehen. Wenn Germano in Malange Reisende der Gesellschaft oder Nachrichten ihres Kommens vorfindet, so ist er instruirt, sich bei ihnen zu melden und eventuell in ihre Dienste zu treten. Er hat sich hier auf der Station, die er mehr oder weniger allein während meiner Abwesenheit geschaffen hat, besonders nützlich gemacht und außerdem kann er, wenn es nöthig ist, die Träger für die Reise anwerben und über den Weg berichten, da er nicht über Kimbundo, sondern vom Kassai SW durch Lunda und die nördliche Cassange gehen wird. Sollte Germano weder Reisende noch Nachrichten in Malange antreffen, so ist er beauftragt, für mich ca. 10 Träger mit Waaren zu belasten und zu versuchen, mit einigen kleinen Händlern oder dem Empregado Saturninos vereint die Rückreise nach hier anzutreten. Von den hiesigen Trägern sind, wie ich höre, einige auch bereit, als Händler auf eigene Rechnung mit Germano zurückzukehren. Wenn er aber nicht im Stande ist, auf diese Weise eine Karawane zu arrangiren, so ist sein Kontrakt mit mir erloschen. Nach meiner Rechnung kann Germano innerhalb acht Monaten von Malange hierher zurückgekehrt sein. Bringt er mir dann keine Nachrichten und ist inzwischen keine neue Expedition hier eingetroffen, so muß ich mit Sicherheit annehmen, daß die Gesellschaft meine Rückkunft erwartet. Ich werde alsdann von hier abreisen.

Die Regenzeit hat hier mit dem 16. August begonnen. Seitdem ist im Allgemeinen der Regen, immer von Gewittern begleitet, nur spärlich gefallen; in den letzten acht Tagen nicht ein Tropfen, obgleich die Temperatur fortwährend sehr warm ist. Meine momentanen Thermometerablesungen ergaben in der Regel: des Morgens mit Sonnenaufgang zwischen 19° und 21° (Cels.), Mittags 12 Uhr 28° bis 30°, um 2 Uhr Nachmittags 31° bis 33° und Abends mit Sonnenuntergang, gegen 6 Uhr, 24° bis 27°. Der höchste Thermometerstand bis jetzt war $34^1/_2$°, der niedrigste 18°.

Ueber neuere Resultate der Gletscherforschung und einige Erscheinungen aus ihrer Geschichte.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

III.

Das im vorigen Aufsatze besprochene Werk von Penck ward zunächst veranlaßt durch die Preisausschreibung der Münchener Universität; der erste Impuls zu demjenigen von Partsch liegt etwas weiter zurück und kann als ein zufälliger bezeichnet werden. Noch ganz erfüllt von den Eindrücken einer Alpenreise trat der Verfasser von den „Gletschern der Vorzeit u. s. w.“ Mitte September 1878 auf einer Bergwanderung im Riesengebirge an den Rand der großen Schneegrube und fand seine Aufmerksamkeit durch die gewaltigen, in regelmäßiger Halbkreisform sich

entrollenden Trümmerwälle ihres Grundes gefesselt. Die durch die Oberflächenform wachgerufene Vermuthung lockte zur Untersuchung und diese belohnte den durch wiederholte Studien in den Alpen geschulten Beobachter bald mit untrüglichen Beweisen von einer ehemaligen Vergletscherung des Schneegrubenterrains. In einer Sitzung der geographischen Sektion der Schlesischen Gesellschaft trug Partsch am 6. November 1879 seinen Zuhörern, unter denen auch ich mich befand, die Resultate seiner Forschungen vor und ward speciell durch die geäußerten Zweifel eines Mitgliedes zu so eingehenden Deduktionen und der Mittheilung so detaillirter Berechnungen veranlaßt, daß es mir räthselhaft erschien, warum er sich begnügte, seine gut fundirten Studien in dem äußerst knapp gehaltenen Referat von einigen Zeilen niederzulegen. „Entscheidende Beweise für die glaciale Natur der Trümmerdämme in den Schneegruben — heißt es da — liefert ihre Lage, ihre Gestalt, ihre Struktur, bei dem der kleinen Grube noch das Vorkommen von Basaltblöcken an Punkten, nach welchen sie von ihrem Ursprungsort, der bekannten Basaltschlucht, weder durch unmittelbaren Fall noch durch Wassersgewalt, sondern nur durch Transport auf einem Gletscher gelangt sein können.“

Partsch suchte, wie die gelegentliche Herbeiziehung der Gletscherforschungen in allen Kulturländern Europas darthut, für die Behandlung seines Forschungsobjektes einen weiteren Horizont zu gewinnen, zog sich indessen für seine Darstellung wieder engere Grenzen, indem er es sich zum Ziele setzte, in den Mittelgebirgen die Spuren einer in „isolirter Selbständigkeit“ auftretenden Vergletscherung, die er als „den ungetrübten Reflex des vormaligen Klimas von Mitteleuropa“ präcisirt, zu erforschen und darzulegen. Den Vorsatz „überall von leicht hingeworfenen Vermuthungen oder vereinzelten Beobachtungen durchzudringen zu dem Ziele einer nach Möglichkeit exakten Kenntniß der horizontalen und vertikalen Dimensionen“ der alten Gletscher hat er mit Energie durchgeführt. Der Schwerpunkt seiner Einzeluntersuchungen liegt entschieden in den das Riesengebirge behandelnden Abschnitten. Auf einem brachliegenden Terrain ist ein mühsam fundirter Bau aus einem mit Fleiß und Umsicht völlig selbständig gesammelten Material in so festem Gefüge aufgeführt, daß kommende Entdeckungen ihn wohl ergänzen, aber niemals umwerfen können. Wir folgen bei unserer Besprechung der vom Verfasser in seinem Werke getroffenen Disposition, nach der er von Osten nach Westen weitergehend, die neben dem Böhmerwald erst später in den Kreis seiner Specialstudien gezogenen Karpathen vorangestellt hat.

Der Abschnitt über die Karpathen beschäftigt sich, entsprechend der Ausdehnung eigener Beobachtungen, speciell mit der ehemaligen Vergletscherung der hohen Tatra, dem Ostflügel jenes wilden und grotesken Gebirgsstockes, der sich inmitten des formenreichen, oberungarischen Berglandes aus den Hochthälern von Arva, Waag, Dunajetz und Poprad auf engem Raume bis zu Gipfeln von 2663 m (17 über 2400 m) aufthürmt. Spuren einer früheren Vergletscherung waren bereits von mehreren Besuchern beobachtet; Sonklar hatte die kolossalen Trümmermassen im Kohlbachthale als Moränen gedeutet[1]) und Hauer hatte in dem Berichte zu Blatt III von der geologischen Uebersichtskarte der österreich-ungarischen Monarchie — wenn auch nur kurz — darauf hingewiesen, daß sich einst Gletscher von den Flanken der Tatra hinabgesenkt hätten. Eine erste Entdeckung war hier nicht zu machen, wohl aber fehlte es an gründlicher Beleuchtung des Phänomens und an einer Untersuchung über die Art und Dimension der früheren Vergletscherung. Dieser in dem rauhen Tatragebirge nicht leichten Aufgabe unterzog sich Partsch. Schon die Hauptstraßen des Touristenverkehrs muthen den an die Pfade der Mittelgebirge und besuchteren Alpengegenden gewöhnten Ankömmling sonderbar an; der Weg der Untersuchung führt aber von ihnen oft recht weit ab in ein nur mit größter Mühe und oft nicht ohne Gefahr zu betretendes Terrain. Vielleicht bin ich kein ganz unparteiischer Zeuge, da ich in der hohen Tatra gewissermaßen erst meine Schule für das Wandern und Klettern im Hochgebirge durchmachte, vielleicht würden mir manche der (z. B. gelegentlich einer Gemsenjagd an den oberen Gehängen und Wänden des hintern Poduplaskithales) passirten Stellen heute weniger riskant erscheinen, jedenfalls wird mir jeder Tatrabesucher zugeben, daß das Gebirge an Muskulatur und Lunge ganz respektable Anforderungen stellt.

Als ich im Jahre 1877 vier Wochen in diesem Gebirge (meistens in Javorina) weilte, waren mir die oben citirten Aeußerungen über frühere Vergletscherung allerdings bekannt, da mir aber klare in den Alpen oder Skandinavien gewonnene Anschauungen fehlten, und Geist und Gemüth ganz mit den zuerst mit aller Macht auf sie eindringenden Erscheinungen der Hochgebirgswelt erfüllt wurden, trat ich dieser Frage wie so mancher anderen, für die ich mich inkompetent fühlen mußte, garnicht näher. Die mir zum ersten Male auf engem Raum übereinander entgegentretenden Vegetationszonen, die verwitterten Bergformen und die Art ihrer Schuttanhäufung, die sich vor meinen Augen vollziehende Thätigkeit der Gewässer, das Leben und Treiben der unter mir ganz fremde Naturbedingungen gestellten Bewohner führten dem Geiste des zum ersten Male ins Hochgebirge dringenden Sohnes der norddeutschen Ebene soviel Nahrung zu, daß er, anstatt sich mit halbverstandenen Problemen zu verwirren, noch volles Genügen fand im unersättlichen Anschauen und Betrachten. Die Bilder, welche sich mir bei dem mehrwöchentlichen Aufenthalt in die Seele gruben, werden mir bei manchen Detailerörterungen von Partsch so lebendig, daß ich seine Ausführungen lese wie eine Demonstration am Objekt.

Die kurzen Querthäler, welche von der nach Süden konvex ausbiegenden Kammlinie der hohen Tatra, zwischen scharfen, oft die höchsten Gipfel tragenden Gebirgsrippen niedergehen, liegen durchweg im Urgebirge und führen aus demselben unmittelbar ins Diluvium. Wohl finden sich auch in diesen Thälern, an denen die Schroffheit der schnell an Höhe wachsenden Gehänge und der terrassenförmig ansteigende, schmale Thalboden dem Besucher zunächst auffallen, untrügliche Spuren der Gletscherwirkung, demonstrativer aber — besonders für den Laien — sind die in den weniger besuchten und untersuchten Thälern der Nordseite, welche mit ihrem Einzugsgebiete im Granit liegen und einen Komplex der demselben angelagerten Sedimentärgesteine durchschneiden. Alte Seitenmoränen aus granitischem Material, freilich häufig im Mantel des Fichtenwaldes versteckt, sind auf den aus Kalkgestein bestehenden Gehängen Zeugen, deren Sprache auch dem nicht geologisch geschulten Reisenden bald verständlich wird. Für eingehende Erörterungen muß hier auf das in Rede stehende Werk verwiesen werden. Die wichtigsten Resultate ergaben die Untersuchungen im Javorinkathale, das dem vom großen Fischsee nach Norden führenden Thale der Bialka, einst dem Bette des Hauptgletschers der Tatra, von rechts her tributär wird.

[1]) Wie ich aus Partsch's Argumentation sehe — mit Recht! Einen Passus in dem Referat eines Vortrages, den ich am 10. Juni 1882 der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald über das „Oberungarische Bergland“ hielt, würde ich heute etwas anders formuliren müssen.

„Ueberblicken wir das Gesammtresultat der Untersuchung — resumirt Partsch S. 36 — so würden wir für die Eiszeit das Vorhandensein eines großen, etwa 10 Kilometer langen Gletschers anzunehmen haben, zu dessen Bildung fünf Hochthäler ihre von ausgedehnten Firnbecken gespeisten Eisströme vereinten. Die Mächtigkeit dieses Gletschers muß nach der Vereinigung aller Quellarme 100 m überstiegen haben bei einer Breite von 700 bis 800 m. Wo das Engthal der Javorinka sich zur Bildung des Thalbeckens von Javorina aufschließt, gewann der Gletscher an seinem Ende eine bis 1500 m wachsende Breite, behielt indeß eine noch so bedeutende Mächtigkeit (mindestens 70 m), daß er über den niedrigen Scheidekamm ins Bialkathal überzugreifen vermochte.“ Die 40 bis 50 m höhere Lage seines Bettes (s. S. 34) erleichterte dem Javorinkagletscher dieses Ueberfließen in den stärkern Eisstrom der Bialka, dessen Mächtigkeit Partsch etwas weiter thalaufwärts nach sicheren Anzeichen auf 240 m, dann freilich mit auffallend schneller Abnahme nur noch auf etwas über 100 m schätzen zu müssen glaubt.

Als Erörterungen von allgemein geologischem Interesse mögen noch einige über die Vertheilung der die Thäler durchkreuzenden Moränen angeführt werden. Häufig findet man sie dicht am Rande des Abbruches in eine niedrige Thalstufe. Partsch giebt für den Einfluß, den die Terrassirung der Tatrathäler auf die Vertheilung der Etappen des Rückzugs der schwindenden Gletscher ausüben mußte — denn diese werden durch die Stirnmoränen markirt — folgende einleuchtende Erklärung. „Jeder Gefällsbruch einer Thalsohle ruft im Gletscher eine Querspaltung hervor. Ob bei dieser Spaltung der Zusammenhang der Eismasse im Ganzen erhalten bleibt oder nicht, das hängt nicht nur von der Steilheit und Höhe der Thalstufen ab, welche zu überwinden sind, sondern auch von der Mächtigkeit des Gletschers. Ueber eine jähe etliche 100 m hohe Thalstufe wird ein kräftiger Gletscher herabsteigen, ohne bei der wildesten Zerklüftung seine Kontinuität zu verlieren, ein schwächlicher, schon dem Absterben naher, wird seine vordersten Theile in Eislawinen über die Felswand hinunterwerfen, aber nicht mehr in der Lage sein, in vollem zusammenhängenden Eisstrome in die tiefere Thalstufe hinabzusteigen und von ihr Besitz zu nehmen. Die Anforderung, welche diese Aufgabe an die Kraft eines Gletschers stellt, ist so bedeutend, daß ein Gletscher dieser Aufgabe nicht gewachsen sein und doch noch lange die Kraft behalten kann, die ganze obere Thalstufe, auf der er ruht, bis an den Rand zu occupiren. So wird das Gletscherende sich naturgemäß längere Zeit auf den Rand einer Thalstufe fixiren.“ In interessanter Weise wird die Wirkung einzelner hintereinander liegender Staffeln erläutert (S. 15) und mit Anschluß an Viollet le Duc dargethan, warum wir so häufig Endmoränen in einem Hauptthale dicht oberhalb der Einmündung eines Seitenthales finden. Wenn ein vielleicht über eine steile Stufe ins Hauptthal führender Seitengletscher beim Zurückweichen nur noch einen Eiskatarakt ins Hauptthal sendet, dann muß bei der Einschränkung seiner Ernährung der Gletscher des letzteren schnell von seinem bisher unterhalb der Einmündung des Seitenthals gelegenen Ende zurückweichen bis zu dem Punkte, wo er auch bisher ohne Unterstützung des Seitengletschers subsistirte. Aus der Reihe anregender Erörterungen möge hier zum Schluß noch hingewiesen sein auf die Vorsicht, die Partsch als geboten erweist in Bezug auf die Erklärung der die Tataseen absperrenden Schwellen als Moränenwälle. Die Hälfte der Seen liegt im festen Fels, bei anderen liegt über demselben Blockmaterial, und wo erst, wie beim Grünen See, die Wasser ohne oberflächlichen sichtbaren Abfluß durch die losen Gesteinstrümmer des stauenden Walles sich hindurchschleichen, um erst am Fuße seiner Außenseite wieder ans Tageslicht zu treten, hat man die volle Sicherheit, daß die Seebildung durch einen Schuttwall bewirkt und erhalten wird (S. 25). Unter jähen Felsmauern in engumfriedeten Thalkesseln können sich überdies Blockwälle finden, die die Gestalt der Endmoräne nur nachahmen und nicht durch die Bewegung eines Eisstromes transportirt, sondern der eigenen Schwere folgend über ein steiles Firnfeld abgerutscht sind, eine Erklärung, die sich Partsch im Angesichte einiger hochgelegener Karpathenseen als die natürlichste darbot! Nach einem Ueberblick über Beobachtungen in anderen Theilen der Karpathenwelt faßt Partsch das Resultat seiner Studien dahin zusammen, daß sich nur von der hohen Tatra eine Vergletscherung bis ins Vorland erstreckte, während in allen anderen Theilen nur in der Nachbarschaft der bedeutendsten Erhebungen sich Gletscher von geringer Ausdehnung entwickelten.

Nach einigen pflanzengeographischen, für die Gletscherforschung in den Sudeten interessanten Erörterungen und dem kurzen Hinweise, daß sichere Spuren einer ehemaligen Vergletscherung in dem Südostflügel dieses Gebirgssystems mit Einschluß des Waldenburger Berglandes bis jetzt nicht aufgefunden seien, wendet sich Verfasser im zweiten Kapitel zur eingehenden Beweisführung für die ehemalige Existenz und Ausdehnung der verschwundenen Riesengebirgsgletscher. Zuerst wird das Schneegrubenterrain behandelt. Auf die vorsichtig fortschreitende, methodisch musterhaft geführte Untersuchung soll hier nur verwiesen werden, da es mir widerstrebt, einzelne Stellen aus derselben herauszureißen, die dem Leser von dem Werthe derselben doch keine Vorstellung geben würden; das Endresultat derselben ist in der Einleitung theilweise angedeutet. Eine auf eigene Detailaufnahme basirte Karte im Maßstabe 1:10000, mit Isohypsen von 10 zu 10 m, erleichtert es dem Leser, den Ausführungen des Verfassers zu folgen, den zu der mühseligen Arbeit neben anderen Beweggründen auch die Absicht führte, durch dieselbe eine „für den Lehrer der Erdkunde sicher werthvolle Einsicht in das Verfahren einer trigonometrischen Aufnahme und ihrer Verwerthung zu kartographischer Darstellung“ zu gewinnen.

Durch eine Karte 1:20000 wird die Darstellung über das die Teiche des Riesengebirges und das Quellgebiet der Lomnitz umfassende Terrain erläutert. Da der viel betretene Pfad, der von Krummhübel über die Schlingelbaude und Hampelbaude zur Koppe hinaufführt, mitten durch diesen bekanntesten und besuchtesten Theil des Riesengebirges hindurchgeht, dürfte sich manchem Leser die Frage aufdrängen: wie ist es möglich, daß unter der Masse von Gebirgswanderern, „die doch auch Augen hatten“, Niemand diese Anzeichen des ehemaligen Lomnitzgletschers beachtet hat. Zunächst muß betont werden, daß sich so einfach, wie es nach der erläuternden Terrainskizze naturgemäß erscheinen muß, die Verhältnisse dem Auge nicht darstellen. Ich bin selbst mehrmals an Ort und Stelle gewesen. Als ich im Herbst 1879, mit den durch Partsch in den Schneegruben gewonnenen Resultaten und alpinen Gletschererscheinungen bereits bekannt, einmal nicht weit unterhalb des kleinen Teiches über dem linken Ufer der Lomnitz stand und ihrem Laufe mit den Blicken folgte, fuhr mir durch den Sinn, es sehe das vorliegende Terrain wie eine Moränenlandschaft aus, aber so flüchtig, daß mich auch ein längerer Aufenthalt in dieser Gebirgsgegend zu keiner Untersuchung irgendwie

anlockte. Dem ungeübten Blicke muß das ganze Terrain als ein regellos mit Blöcken bedecktes erscheinen! Vielleicht denkt mancher Leser, man könnte sagen: dem vorurtheilslosen! Wer sich aber nicht bloß an die Karte, sondern auch an die Beweisführung hält, die nicht etwa nur auf dem Typus der Moränenlandschaft aufgebaut oder aus dem vermeintlichen herauskonstruirt ist, der wird vielleicht einmal an Ort und Stelle über meine Kurzsichtigkeit lächeln. Die entscheidenden Beweise fand Partsch weiter unterhalb in der Lomnitz, im Osten der Schlingelbaude, die dicht vor der linken Seitenmoräne liegt. Die Seitenmoränen treten einander näher und fallen schließlich von den 982 und 972 m hoch gelegenen Köpfen steil nach vorn ab, während zwischen ihnen die Erosionsschlucht des Lomnitzbaches in die Grundmoräne eingeschnitten ist. In der bis zu 16 m tiefen Erosionsfurche des Baches sind Abrutschungen eingetreten, an denen die im lehmigen Sand ordnungslos eingebetteten größeren Blöcke und zahlreichen kleineren Geschiebe auf den Charakter der Grundmoräne hinweisen. Steigt man von den aus Granit bestehenden Seitenmoränen hinab, so findet man in der Grundmoräne auch Porphyrgeschiebe, die im Gegensatz zu der Abrundung der Bachgerölle eine einseitige oder mehrseitige Abschleifung zu geraden Flächen zeigen und hin und wieder nicht nur das auf ihnen festgebackene, bei ihrer Glättung wirksame Schleifpulver, sondern auch gelegentliche deutliche Schrammen und Kratzspuren zeigen. „In dieser Grundmoräne — sagt Partsch mit vollstem Rechte — mit ihren unzweideutigen glacialen Geschieben liegt der vortrefflichste Beweis für die vormalige Vergletscherung des Quellgebietes der Lomnitz bis hinab in ein Niveau von 920 m."

Wie im Schneegrubenterrain der Basaltgang die Beweisführung wesentlich erleichterte und stützte, so im Lomnitzgebiete in erhöhtem Maße jener das einförmige Granitgebirge durchsetzende Porphyrgang, den die geologische Karte des niederschlesischen Gebirges von Seidorf in südsüdwestlicher Richtung verzeichnet und nach einer größeren Lücke, in Folge der Bedeckung durch die Glacialbildungen des Lomnitzgebietes, am Westende des kleinen Teiches vermerkt. Partsch hat eine Fortsetzung jenseits des Kammes auch im obern Theil des unwegsamen Weißwassergrundes entdeckt und ist dadurch in der Argumentation für eine alte Grundmoräne auf dem Thalboden desselben wesentlich unterstützt. Im obersten Elbthal blieben die Untersuchungen bisher ohne Resultat, während die Existenz eines Aupagletschers von 5 km Länge und 100 m Mächtigkeit in einer, für mich wenigstens, überzeugenden Beweisführung dargethan wird.

Es werden darauf die Resultate einer Untersuchungs-Excursion in den Böhmerwald und die Ergebnisse anderweitiger Gletscherforschungen in den deutschen Mittelgebirgen besprochen. Ueber eine Vergletscherung des Thüringerwaldes, welchen Habenicht in Petermann's Mittheilungen 1878, Tafel 6, mit mehreren blauen Pünktchen schmückte, weiß die Forschung noch nichts, wohl aber sind sichere Spuren im Harze beobachtet, wo Kayser im Oderthale entschiedene Beweise für die ehemalige Existenz eines Gletschers auffand. Nach einer kritischen Verarbeitung der über Schwarzwald- und Vogesenvergletscherung handelnden Literatur kommt Verfasser (S. 145) zu dem Schlusse, daß die Naturgesetze, welche in Europa heute die Höhe des ewigen Schnees bedingen, ihre Kraft auch im Bilde der Vorzeit bewähren. Mit dem Fortschritt in höhere Breiten und mit dem Uebergange aus dem Binnenklima in Länder, welche dem oceanischen Einfluß schon minder entrückt sind, sehen wir die Schneelinie deutlich sinken. Im Harz und im Wasgenwalde finden wir sie in weit tiefere Lagen hinabgedrückt, als die äußersten Endzungen der alten Tatragletscher. Die Sudeten standen hinter dem Schwarzwalde, dieser hinter dem Wasgenwalde an Fülle der Vergletscherung entschieden zurück!

Bei der Erörterung der Frage, ob Deutschlands Mittelgebirge einst wie die Centren groß in Skandinavien, Bergland von Großbritannien, Auvergne und Alpen von einer mächtigen Decke von „Inlandeis" überdeckt waren, wird die Annahme „einfacher Konsequenz" von Partsch mit Geschick widerlegt. Die Untersuchungen über diese Frage in der Rauhen Alb erscheinen nach einer ernsten Prüfung noch als unsicher fundirt, während die Entdeckungen Dathe's im Frankenwalde auf die Annahme einer zweiten älteren Eiszeit führen und diejenigen zu weiteren Studien anregen müssen, welche „nicht dem wirklichen Stande des gegenwärtigen Wissens vorauseilen" wollen.

Ob die schließlich gezogenen allgemeinen Schlüsse wichtiger sind als die Beobachtungsresultate, etwa im Riesengebirge, mögen diejenigen entscheiden, welche für den Vergleich guter Entdeckungen und sicherer Schlüsse ein rationales Werthverhältniß kennen. Ich muß mich, da mir mein Aufsatz unter den Händen angewachsen ist, kurz fassen.

Partsch ist der sicher nicht voreiligen Anschauung, daß die von ihm gewonnenen und verwertheten Beobachtungsresultate einer Eiszeit angehören und thut dann dar, mit einem Ausblick auf die anderweitigen Gletscherstudien in Europa, daß wir in der Eiszeit dieselbe klimatische Harmonie hatten wie heute — nur einige Oktaven tiefer. Die Höhen der Gletscherenden weichen vom Wasgenwalde mit 360 und 424 m auf 500 im Harz, 750 und 920 im Riesengebirge und ca. 1000 in der Tatra. Wichtig ist die eine Ansicht Hanna's weiterführende Argumentation, daß es nicht sowohl auf den Gesammtbetrag der atmosphärischen Niederschläge als auf ihre Vertheilung, auf die „Steigerung der winterlichen Niederschläge" ankommt. Zeigt sich diese heute auffallend an unseren Mittelgebirgen, so muß sie bei einem wenige Grade kühleren Klima, wo die Mittelgebirge naturgemäß als noch wichtigere Kondensatoren auftraten, noch weit energischer eingewirkt haben. Es ist daher begreiflich, daß die Depression der Schneegrenze der Gletscherzeit unter der heutigen im Westen viel bedeutender war als im Osten. Sie beträgt für den Wasgenwald z. B. mit 1650 m doppelt so viel als für die Tatra.

Als für die Physiognomie der alten Gletschergebiete charakteristisch werden besonders die lehnstuhlförmigen, auf drei Seiten steil umrahmten Cirkusthäler mit ihren häufig im festen Fels liegenden kleinen Seebecken besprochen. Die Argumentation ist auch hier ebenso vorsichtig als methodisch. Ihre mittlere Höhenlage und besonders die untere Grenze ihres Vorkommens bildet von W nach O eine ebenso entschiedene Stufenleiter, wie die überall etwas höher liegende Schneegrenze der Gletscherzeit. Die tiefsten, sicher bekannten liegen im Wasgenwalde 570 und steigen in der hohen Tatra auf 1500 m [1]). Diese Bildungen treten auf unabhängig von petrographischen und tektonischen Verhältnissen und zeigen eine entschiedene Vorliebe für nördliche und östliche Exposition. Sie können nicht durch Erosion des Wassers und

---

[1]) Mit Recht läßt Partsch für die Bildung einzelner der größeren Alpenseen die Frage offen, ob nicht spätere Faltung den See abdämmte. Vollzog sich der Vorgang schneller als die Arbeit der Erosion, so ist nicht nöthig, daß diese, wie Penck gelegentlich betont, das Hinderniß überwand und durchsägte.

nicht durch eine spätere Verschiebung der frei zu Tage stehenden Felsmassen erklärt werden und müssen in einem kausalen Zusammenhang zu der Vergletscherung stehen!

Der Schluß der planmäßig durchgeführten Beweisführung ist mir fast zu knapp und so vorsichtig, daß auch die hartnäckigsten Gegner jeder Gletschererosion ihn nicht antasten können!

Von verschiedenen Arbeitsfeldern aus sind Penck und Partsch für die letzte große Eiszeit und ihre klimatischen Grundlagen zu denselben Resultaten gekommen. Penck giebt, die Ansichten Collomb's modificirend, noch eine Erklärung der wechselnden Glacialperioden, auf die ich hier nicht mehr eingehen kann. Ueberhaupt können ja diese Zeilen nur in einzelnen Zügen andeuten, was in den betreffenden Schriften geboten wird; wie es geboten und begründet wird, läßt sich nur aus den Werken selbst beurtheilen. Ich will die Lektüre der Werke nicht überflüssig gemacht haben, sondern zu dem fördernden Studium derselben anregen und fürchte nicht desavouirt zu werden, wenn ich sie den Freunden einer gründlich und fesselnd zugleich geschriebenen Lektüre empfehle. In den Bibliotheken naturwissenschaftlicher und alpiner Vereine wie in denen höherer Lehranstalten gebührt diesen Büchern ein Platz!

Mögen die beiden Verfasser mit den kurzen alliterirenden Namen sich noch öfter in ähnlicher Weise ergänzend begegnen und weiter schaffen und wirken der Wissenschaft zur Förderung und sich zur Ehre!

J. C. Hall's Besuch in der koreanischen Hauptstadt.

Die Mai-Nummer der „Proceedings of the Royal Geographical Society“ bringt einen Bericht des englischen Konsularbeamten J. C. Hall über seinen Besuch in der Hauptstadt Korea's im Oktober 1882, der manches zur Ergänzung des auf S. 189 Mitgetheilten enthält.

Mr. Hall landete im Hafen Nam-jang oder Ma-sampho, der noch 47½ englische Meilen von der Hauptstadt Sö-ul entfernt und jetzt von etwa 100 chinesischen Soldaten besetzt ist. Ebenso liegen in und bei Sö-ul 3600 derselben, die mit den Eingeborenen auf sehr gutem Fuße stehen, und zwar 600 in dem Orte selbst, die übrigen in fünf befestigten Lagern rings herum. Dieser Thatsache gegenüber ist an dem kürzlich noch bestrittenen Abhängigkeitsverhältnisse Koreas zu China (s. oben S. 62) nicht länger mehr zu zweifeln.

Die Insel im Hafen Nam-jang war der erste koreanische Boden, den Mr. Hall betrat; sie trägt ein Dorf von 9 Häusern der gewöhnlichen koreanischen Bauart, d. h. mit Lehmmauern und Strohdach. Da nach Sprache und Rasseneigenthümlichkeiten Japaner und Koreaner verwandte Völker sind, so hielt es Hall nicht für unmöglich, Spuren ihres ursprünglich gemeinsamen Kultus zu entdecken. In Japan ist trotz dem Jahrhunderte währenden Ueberwiegen des Buddhismus der Mittelpunkt jeder Dorfgemeinde die Kapelle, in welcher der Schutzgeist derselben verehrt wird; die Stelle der Gottheit nimmt nicht ein geschnitztes Bild, sondern ein Bündel weißer Papierschnitzel oder -Streifen ein. Das Gegenstück zu solchem Schinto-Heiligthume fand Hall in der That unweit jenes koreanischen Dorfes. Etwa 200 Yards vom Dorfe entfernt stand inmitten eines kleinen Fichtenhaines eine ca. 9 Fuß hohe und an der Basis 9 Fuß Durchmesser haltende Strohhütte von der Form eines Bienenkorbes, die nach Osten zu eine etwa 3 Fuß hohe Oeffnung hatte. Der Engländer versuchte auf Händen und Füßen hineinzukriechen, aber die ihn begleitenden Koreaner faßten ihn bei den Rockschößen und hielten ihn unter Anzeichen von Furcht und Bestürzung zurück; durch Zeichen gaben sie ihm zu verstehen, daß er sterben würde, wenn er hineinkröche. Doch gestatteten sie ihm, sich hinzuhocken und von außen hineinzusehen. Wenig genug war zu sehen: Die Decke bestand aus rohen Stangen, die sich nach hinten senkten und durchschnittlich nur 4 Fuß Abstand vom Erdboden hatten. Hinten aber hing an einer der Stangen ein Bündel weißer Papierstreifen, das unverkennbare Analogon zu dem japanischen „Go-hei“.

In der entgegengesetzten Richtung vom Dorfe und gleichfalls in einem kleinen Fichtenhaine stand eine Hütte von 6 Fuß im Geviert, ein buddhistischer Tempel, welcher ein rohes Steinbild eines Heiligen von 3 Fuß Höhe enthielt. Von diesen beiden Hütten und einem buddhistischen Kloster abgesehen, fand Hall auf seiner Reise weder auf dem Lande, noch in der Hauptstadt sonst irgendwo religiöse Gebäude, Mönchskutten oder rasirte Köpfe. Die große Ueberlegenheit der japanischen Civilisation gegenüber der koreanischen möchte er dem Einfluße des Buddhismus zuschreiben. Nirgends fand er auch Spuren einer Mittelklasse oder wohlhabende Leute, nur Landbauer und verhältnißmäßig zahlreiche Beamte. Die Hauptmasse des Volkes schien nur die nöthigsten Bedürfnisse zu besitzen und gerade vor dem Verhungern geschützt zu sein.

An der Seite der Straße fielen ihm Steintafeln auf, deren Inschriften die milde Verwaltung dieses oder jenes Beamten priesen. Zwei oder drei solcher Tafeln waren auch von Eisen — und das war die einzige Verwendungsart dieses Metalls, die ihm vorgekommen ist. Eisen ist so selten in Korea, daß es nicht einmal beim Schiffsbau verwendet wird, sondern Dschunken und Boote durch Holzpflöcke zusammengehalten werden.

Das Land, welches Mr. Hall von der Küste zur Hauptstadt durchreiste, war zwar zum Theil hügelig und bergig, aber kahl und uninteressant. Bäume sind sehr selten, die Bevölkerung spärlich und der Ackerbau nur in den Thälern zu treffen. Hügel und Abhänge, die in Japan bis zum Gipfel hinauf terrassirt und angebaut wären, liegen wüst da oder sind höchstens hier und da mit Grabhügeln bedeckt. Die Dörfer sind klein und gering an Zahl; sie liegen meist am Fuße eines Hügels und dicht neben einem Gehölze. Am meisten scheint Reis gebaut zu werden, dann Hirse, Bohnen und Gerste, ferner Baumwolle und viel rother Chilispfeffer, mit welchem fast jedes Gericht stark gewürzt wird. Rhicinus wird viel zu Arzneizwecken gezogen, Kürbisse auf den Hausdächern theils zum Essen, theils um Schüsseln und Schalen daraus zu machen. Von Gemüsen giebt es nur den lattichartigen Kohl und große, weiße Rettige, von Früchten nur Dattelpflaumen. Nichts ist in dem Lande in Menge vorhanden, als Elstern.

Das Interessanteste längs des Weges sind die Wegpfosten und Grabhügel. In sehr unregelmäßigen Abständen sind neben der Straße hölzerne Pfähle mit Angabe der Entfernung von der Hauptstadt aufgestellt; die Aufschriften

aber, welche sich auf der unteren, schmutzigeren Hälfte befinden, sind meist unleserlich, da sie mit gewöhnlicher Tusche geschrieben sind, die vom Regen bald verlöscht wird. Sie erfüllen ihren eigentlichen Zweck also nur wenig; aber sie dienen daneben auch zum Schmucke, da der obere Theil stets zu einem scheußlichen menschlichen Gesichte ausgeschnitzt ist, unter welchem in großen Buchstaben die räthselhafte Inschrift: „Generalissimus des Reiches" zu lesen ist. Meist stehen diese Pfähle in Gruppen von drei bis sieben oder acht Stück in verschiedenen Stadien der Auflösung zusammen, da wahrscheinlich aus irgend einem abergläubischen Grunde bei Aufrichtung neuer die alten stehen gelassen werden.

Tief eingewurzelt im Geiste des koreanischen Volkes ist der chinesische Glaube des Fung-schin oder die Geomantie, welche in der Begräbnißstelle ihren Mittelpunkt hat. Geschlossene Leichenäcker giebt es nicht und bei den Tempeln, wie in Japan, finden sie sich auch kaum; auch begraben die Koreaner nicht auf Ackerfeldern, wie es so oft in China geschieht, sondern nur auf einem Hügel. Zur Ermittelung eines geeigneten Punktes wird stets die Hilfe des Geomanten und Weissagers in Anspruch genommen. Ein runder Hügel von 5 bis 6 Fuß Durchmesser und 2 bis 3 Fuß Höhe bezeichnet das Grab, welches, von denen der Edelleute abgesehen, weder Stein noch Epitaph, noch sonst irgend ein Merkmal trägt. Kurz vor Sö-ul sah Hall einen Bergsporn, der als besonders geeignet für Begräbnisse gilt und deshalb mit Tausenden von Gräbern, einem neben dem andern bedeckt ist, die sich gleichen wie die Erbsen und durch keinen Stein, Inschrift, Schmuck oder dergl. unterschieden sind. Aber jedes ist der Familie, der es gehört, wohlbekannt, und bei Anlegung neuer Gräber in der Nachbarschaft müssen die älteren Rechte sorgfältig respektirt werden, daß keine Verletzung der geomantischen Bedingungen vorkommt. Streitigkeiten zwischen solchen, deren Angehörige an einer bestimmten Stelle begraben sind, und solchen, die neben derselben einen Todten begraben wollen, kommen häufig vor, und wenn die Entscheidung des Richters zu Gunsten der letzteren ausfällt, so wird zuweilen das ältere Grab geöffnet und die Gebeine anderswo bestattet. Es müßte interessant sein, die Grundsätze, nach welchen solche Entscheidungen getroffen werden, kennen zu lernen.

Am 21. und 22. Oktober besichtigte Mr. Hall die Stadt Sö-ul, welche sich in Gestalt eines unregelmäßigen Rechteckes in einem von NO nach SW sich hinziehenden Thale erstreckt. Auf der Nordseite erhebt sich eine Kette steiler Granitberge, deren Gipfel zu etwa 3500 Fuß ansteigen, während sich im Süden eine halb so hohe, lange Hügelkette nach Osten zieht. Ueber letztere läuft die Stadtmauer hin, weil die Steilabhänge im Norden eine künstliche Befestigung überflüssig machen. Diejenigen Theile der Mauer, welche Hall sah, besaßen keine Widerstandsfähigkeit selbst gegen ganz leichte Artillerie.

Die Bevölkerung beläuft sich auf etwa 240 000. Die Häuser sind etwa 8 bis 9 Fuß hoch, von Stein oder Lehm gebaut und meist mit Ziegeln gedeckt. Eine lange c. 100 Fuß breite Hauptstraße theilt die Stadt von Osten nach Westen in zwei fast gleiche Theile. Im nördlichen liegen innerhalb einer Mauer der alte und der vor 6 Jahren theilweise niedergebrannte neue königliche Palast und die wichtigeren öffentlichen Gebäude. Die Palastmauer stößt gegen Norden unmittelbar an die erwähnten Granitfelsen und hat im Süden drei Thore. Von dem mittelsten und bedeutendsten derselben, dem Thoi-hwa-mun, führt eine 60 Fuß breite Straße nach Süden und schneidet die Hauptstraße im rechten Winkel; am Schnittpunkte steht der Tschong-kah oder Glockenkiosk mit einer großen, 7 Fuß hohen Glocke, welcher als Mittelpunkt der Stadt gilt, und von wo eine dritte 100 Fuß breite Straße südwestlich zum Stadtthore Nan-tai-mun führt. Alle Morgen und Abend wird jene große Glocke geläutet als Zeichen für das Oeffnen und Schließen der drei großen Stadtthore. Eine andere Sehenswürdigkeit dieses Stadtcentrums ist eine Reihe großer zweistöckiger Waarenhäuser, deren Erdgeschoß in kleine Läden getheilt ist, welche anstatt nach der Straße sich nach einem kleinen centralen Hofraume hin öffnen. Der Ladeninhaber kauert auf der kleinen, vorn angebrachten Veranda und bedient seine Kunden, die im Hofe stehen, denn der Laden selbst ist zu klein, als daß darin ein Mann aufrecht stehen und sich herumdrehen könnte. Die hauptsächlichsten Waaren sind seidene und baumwollene Zeuge, Schuhe, Papier und Messingwaaren (zumeist Hausgeräthe), alles einheimischen Ursprungs. Die Schuhe sind nach chinesischem Schnitt, von ungegerbtem Fell, das so trocken, steif und hart wie Horn ist; nur die dicken mit Baumwolle ausgestopften Strümpfe, welche die Koreaner anlegen, machen es möglich, daß ein Mensch sie tragen kann. Das Papier wird von demselben Material und in derselben Weise gemacht, wie das japanische, ist aber viel fester und von zäherer Textur.

Diese Magazine sind nicht viel über 20 Fuß hoch, aber durch den Gegensatz zu den übrigen niedrigen Hütten der Stadt erscheinen sie ganz großartig; sie gehören den Gilden, welche bisher das ausschließliche Recht besaßen, mit den Chinesen am Thore des Grenzzaunes Handel zu treiben. Die, wie erwähnt, etwa 100 Fuß breite Hauptstraße wird durch rohe strohgedeckte Holzschuppen, welche fast vor jedem Hause stehen und als Läden und Werkstätten dienen, auf etwa 60 Fuß verengert; ihr Aussehen ist armselig und elend. Zu beiden Seiten aller Straßen, der breiten und engen, sind Rinnsteine, aber überall liegen Haufen von Unrath und Schutt herum und was noch häßlicher ist, die Aborte der Häuser entleeren sich meist durch ein Loch in der Wand in die Straßenrinnsteine. Alles in allem ist der Anblick von Sö-ul uninteressant, schäbig und schmutzig.

Abgesehen von den beiden schon erwähnten Palästen im Norden besitzt die Stadt noch drei andere, den Nam-kung oder „südlichen Palast" an dem großen Südthore, worin die Könige ihre Vermählung feiern, der aber gewöhnlich von dem Obergeneral und einer Abtheilung Soldaten bewohnt wird; ferner den Nam-pjöl-kung oder „südlichen abgesonderten Palast", der ausschließlich für den Empfang der chinesischen Gesandten, die bei großen Staatsaktionen den Vasallenhof besuchen, bestimmt ist und jetzt dem General Wu als Hauptquartier dient, und schließlich im Norden den festesten von allen, den Un-hjön-kung („Wolkenwall-Palast"), der jetzt unbewohnt ist. Das äußere Ansehen derselben beruht nicht im Baustile — darin gleichen sie den einstöckigen chinesischen Jamens — sondern in der Größe des von ihnen umschlossenen Raumes. Die Lokale der sechs Ministerien oder Verwaltungsämter, die Rjuk-phan-so sind nur kleine Häuser, die sich wenig von den Privatwohnungen unterscheiden.

Nach Angabe des dortigen japanischen Konsuls Kondo ergab die amtliche Zählung für ganz Korea 6 840 000 Seelen. Das Einkommen des Königs oder des Staates, was gleichbedeutend ist, fließt ausschließlich aus der Grundsteuer und beläuft sich jährlich auf wenig mehr als 3 800 000 Mark.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die wendische Bevölkerung Sachsens ist, wie der „National-Zeitung“ aus Dresden geschrieben wird, im Rückgange begriffen. 1871 kamen auf 1000 Einwohner 20 Wenden, 1880 nur noch 17; 1871 war die gesammte wendische Bevölkerung Sachsens 52 097 Köpfe stark, 1880 nur 51 410. Davon leben in der Bautzener Kreishauptmannschaft 48 525 ziemlich dichtgedrängt beisammen, die anderen im Lande umher zerstreut. Auch das wendische Sprachgebiet hat sich verengert. In den Städten namentlich bilden die Wenden eine verhältnißmäßig kleine Minderheit (in Bautzen von 17 503 Einwohnern 3066, in Weißenburg von 1242 Einwohnern 204); aber auch von den 204 Dörfern, die man gewöhnlich als wendisch bezeichnet, sind nur 4 mit zusammen 217 Einwohnern ganz wendisch, die anderen sind sprachlich gemischt. Die wendische Propaganda gewisser Agitatoren hat wenig nachhaltigen Erfolg gehabt.

— Eine Reihe hübscher und interessanter Ansichten von den wenig besuchten, reizenden Liparischen Inseln enthalten die unter dem Titel „Im Reiche des Aeolus“ erschienenen Reiseskizzen von Adolf Freiherrn von Pereira (mit Karte. Wien, A. Hartleben). Der Text ist eine novellenartige Beschreibung einer dorthin unternommenen lustigen Dampferfahrt mit eingestreuten geographischen und geologischen Notizen, unterhaltend zu lesen, aber leider durch viel Druckfehler in den Namen entstellt.

— Cartagena ist in mancher Beziehung noch kleinstädtisch geblieben; hier sorgt für die Sicherheit noch der nationale Sereno, welcher in den größeren Städten längst dem Guardia civil, dem Konstabler, hat weichen müssen. Sereno (heiter) heißt nämlich in ganz Südspanien der Nachtwächter; diesen Biedermännern liegt die Pflicht ob, nicht nur die Stunde nebst dem obligaten Ave Maria auszurufen, sondern auch den Stadtbewohnern von Stunde zu Stunde den Stand des Wetters zu verkünden, und da in Südspanien der Himmel fast immer heiter ist, so zieht der nächtliche Wächter umher und brüllt an jeder Ecke: „Ave Maria, sono los once, cielo sereno“ (Gelobt seist Du, Maria; elf Uhr; der Himmel ist heiter); daher sein Name. Es ist das ja ganz amüsant, aber wenn man im ersten Stock dicht an einer Ecke wohnt und der Sereno eine solche Stentorstimme besitzt, wie der in Cartagena, ist es doch um den Schlaf des Reisenden schlecht bestellt und man wünscht den guten Sereno zu allen Teufeln oder doch wenigstens hinaus in die Sierra.

(W. Kobelt, Nach den Säulen des Herkules.)

Asien.

— Da der Transport des Naphta auf der Eisenbahn von Baku (am Kaspischen Meere) nach Poti und von dort zu Schiffe nach Batum am Schwarzen Meere den Werth der Waare etwa um das Zehnfache vertheuert (das Pud zu 40 Pfund kostet in Baku 2 Kopeken, in Batum über 18 Kopeken), so hat ein Moskauer Fabrikant kürzlich die Koncession erbeten und erlangt, Baku mit Batum durch eine vierzöllige Röhrenleitung zu verbinden, welche eine tägliche Beförderung von 40 000 bis 50 000 Pud jenes Brennstoffes gestatten würde und auf 7 bis 8 Millionen Rubel zu stehen käme.

— Aus Taschkend kommt vom 31. März die Meldung, daß man damit umgeht im kommenden Sommer zwei Expeditionen nach Centralasien zu senden; die eine soll Aufnahmen und astronomische Bestimmungen auf Pamir machen und die russischen Aufnahmen mit denen der Engländer in Verbindung setzen, die andere eine Reihe von Punkten längs dem ganzen Laufe des Amu-darja astronomisch festlegen.

Afrika.

— In Algerien entstehen neue Ansiedelungen (nach Dr. W. Kobelt, Nach den Säulen des Herkules) nicht wie in anderen neuen Gegenden nach dem freien Willen der Kolonisten, sondern die Regierung dekretirt: an dem Punkte wird ein Dorf von 50 oder 100 feu's errichtet. Das wird dann in den Blättern bekannt gemacht; die Regierung baut ein Schulhaus und stattet es mit Ländereien, durchschnittlich $7\frac{1}{2}$ ha, aus, legt, wenn nöthig, Brunnen an und baut eine Straße zum Orte. Die Kolonisten müssen in neuerer Zeit ein Baarvermögen von 3000 Franks nachweisen, um die Zeit bis zur nächsten Ernte aushalten zu können; diese Einrichtung erschwert die Ansiedelung sehr, denn wer in Frankreich noch so viel Kapital besitzt, geht nicht leicht nach Algerien. Die meisten Kolonien fallen somit gewerbsmäßigen Spekulanten in die Hände, welche nothdürftig die vorgeschriebenen Bedingungen, Erbauung eines Hauses und Anrodung eines kleinen Feldes, erfüllen und sich dann das Eigenthum definitiv übertragen lassen. Wenn möglich, setzen sie dann einen armen Spanier auf das Stück, der es fertig anroden muß; wenn er die Pacht nicht zahlen kann, wird er weggejagt, aber das Land ist dann schon angerodet und findet leichter einen Käufer. Die Kolonisten werden auch sonst in alle möglichen Reglements eingeschnürt, ohne die sich der Franzose einmal das Leben nicht denken kann; sie müssen alsbald ein massives Haus bauen, wo andere sich mit einer Hütte behelfen würden und dergleichen mehr. Gar oft werden sie auch an den unpassendsten Stellen angesiedelt, und im Allgemeinen sind es nur wenige Kolonien, welche wirklich gedeihen.

Zwischen Lamoricière und Sidi-bel-Abbes (südlich von Oran) fuhr Dr. Kobelt stundenlang über fast ebenes Terrain von braunem Lehm, dem man ansah, wie fruchtbar er sein müsse. Sein Reisegefährte, ein sehr gebildeter Franzose, welcher das Land bereiste, um seine wirthschaftlichen Verhältnisse kennen zu lernen, war ganz untröstlich über die Vernachlässigung dieses köstlichen Bodens, der hunderttausende von Menschen ernähren könnte. Er mochte Recht haben, wenn er meinte, die französische Regierung sollte lieber hier oben kolonisiren, als drunten in der Gluthhitze, wo selbst der Kolonist aus Mittelfrankreich nicht mehr gedeiht.

— Nachrichten vom Kongo, vom 30. März datirt, bestätigen, daß die Franzosen nördlich des von den Portugiesen beanspruchten Gebietes (das gegen Norden bis 5° 12′ südl. Br. reicht) zwei Punkte besetzt haben, Punta Negra und Loango in dem gleichnamigen Gebiete. Das Kanonenboot „Sagittaire“ soll unter einem falschen Namen und ohne Flagge dort angekommen sein und bald darauf Truppen ausgeschifft haben. Französische Blätter verlangen sogar schon die Besitzergreifung der ganzen Küste von dem bereits französischen Gabun an südwärts bis zu den portugiesischen Besitzungen hin. Die Besetzung von Punta Negra und Loango ist übrigens eine direkte Folge von Savorgnan de Brazza's Angabe, daß er im Nyari (d. h. Fluß), einem Quellflusse des unweit jener beiden Orte mündenden Quillu, einen bequemen Zugang zum mittleren schiffbaren Theile des Kongo entdeckt habe. Dieser Ansicht ist Dr. Pechuel-Lösche, welcher selbst den Quillu eine Strecke landeinwärts aufgenommen hat, auf dem Frankfurter Geographentage entgegengetre-

ten. „Der Bau des Gebirges," — sagte derselbe — „die geologischen Verhältnisse sind derartig, daß es mehr als kühn ist, eine nur von ferne erblickte, eine andere nur eine kurze Strecke verfolgte Depression in einem solchen ausgedehnten Berglande ohne weiteres als einen künftigen bequemen Handelsweg oder gar als die Linie der gewissermaßen prädestinirten Eisenbahn anzusehen."

Australien.

— Der englische Kolonialminister Earl of Derby hat genehmigt, daß dem bekannten westaustralischen Reisenden Alexander Forrest, in Anerkennung seiner hohen Verdienste um die Erforschung von West-Australien, 5000 Acres Land = 20 qkm (anstatt 2000 Acres, wie anfänglich beschlossen war) in dem von ihm entdeckten großen und fruchtbaren Kimberley-Distrikte, wie er benannt worden ist, zugesprochen werden sollen.

— Mr. Ernest Faveuc leitete in den Jahren 1878/79, wie wir seiner Zeit berichteten, die Queenslander Trans-Kontinental-Expedition von Blackall (24° 28′ südl. Br. und 145° 44′ östl. L. Gr.) nach Port Darwin (an der Nordküste von Australien in 12° 25′ südl. Br. und 130° 48′ östl. L. Gr.). Derselbe ist jetzt von der Regierung der Kolonie Süd-Australien engagirt worden, im sogenannten Northern Territory das sehr wenig bekannte Gebiet gründlich zu erforschen, welches sich südlich vom Golf of Carpentaria bis zum obern Tafellande erstreckt und von den Flüssen Calvert, in 16° 30′ südl. Br. und 137° 52′ östl. L. Gr., Robinson in 16° südl. Br. und 137° 7′ östl. L. Gr., und Mc Arthur, in 15° 55′ südl. Br. und 156° 45′ östl. L. Gr. entwässert wird.

— Das zu Süd-Australien gehörige Northern Territory, dessen Ansiedelung ungefähr 13 Jahre alt ist, hatte bislang wenig Fortschritte aufzuweisen. Jetzt scheint es endlich besser werden zu wollen. Kapitalisten haben Vertrauen gefaßt und eine ziemliche Anzahl von Plantagen, namentlich für Zuckerrohr, angelegt. Ebenso ist ein sehr großer Theil des umfangreichen Areals zu Viehweiden auf einen längern Zeitraum in Pacht genommen worden. Eine aus drei reichen Engländern bestehende Kompagnie, welche sich die Barrow's Creek Pastoral Company nennt, hat sogar einen Komplex von 20 000 englischen Quadratmeilen = 51 780 qkm übernommen und mit 10 000 Stück Rindvieh bejagt. Aber soll das Northern Territory mit Erfolg ausgenutzt werden, so muß für billige Arbeitskräfte gesorgt werden. Die Chinesen, welche den bei weitem größern Theil (3585) der dortigen, erst geringen Bevölkerung von 4110 (am 30. Juni 1882) bilden, verlangen zu hohe Löhne und sind auch überdies nicht zuverlässig, da sie sich nie auf längere Zeit engagiren lassen. Sie arbeiten lieber auf den Goldfeldern und überhaupt für eigene Rechnung. Das südaustralische Parlament hat deshalb einen Indian Immigration Act votirt, welcher jetzt auch von der Königin von England bestätigt worden ist. Nach demselben ist es gestattet, aus Ostindien Kulis für das Northern Territory zu exportiren. Sie sind zwar viel weniger intelligent als die Chinesen, aber bessere Diener und Arbeiter, weil ihnen der Ehrtrieb fehlt. Sie kommen unter Kontrakt, verpflichtet auf so und so viel Jahre zu einem sehr niedrigen Lohne, und sie arbeiten diese Zeit ab wie Lastthiere, die sie sind. Der Lohn, welchen sie im Northern Territory erhalten sollen, ist auf 1 sh. = 1 Mark pro Woche festgesetzt worden, und kann ihnen davon für Logis und Kost, welche geliefert werden müssen, noch 4 d. in Abzug gebracht werden, so daß ihnen in diesem Falle nur 8 d. = 62 Pfennig übrig bleiben. Dieser für Australien allerdings sehr niedrige Lohnsatz ist immerhin noch viel höher als der Verdienst dieser Hindus in Ostindien. Sie sollen meistens auf den Zuckerplantagen verwendet werden.

Nordamerika.

— Dr. A. Sartorius von Waltershausen hat in der „Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft" (1883 Heft 2, S. 320 bis 431) eine sehr eingehende Arbeit über „Die Chinesen in den Vereinigten Staaten von Amerika" veröffentlicht, auf welche wir unsere Leser aufmerksam machen möchten. Im ersten Abschnitte wird eine ausführliche Geschichte der chinesischen Einwanderung in die Union von ihrem Beginne im Jahre 1848 an bis zum 28. April 1882 gegeben, wo der Senat das Gesetz annahm, welches die Einwanderung chinesischer Arbeiter auf zehn Jahre verbietet. Der zweite Abschnitt, über die politische und wirthschaftliche Bedeutung der Chinesenfrage handelnd, führt dann den Nachweis, daß der Ausschluß der Chinesen aus den pacifischen Staaten allein schon durch volkswirthschaftliche Gründe gerechtfertigt ist, neben welchen noch solche der Rassenabneigung, der Religion, Politik und Moralität wirken; daß die früher unter den Amerikanern herrschenden Gegensätze in Bezug auf die Chineseneinwanderung jetzt verschwunden sind und alle produktiven Klassen des Landes nach und nach von derselben zu leiden gehabt haben. Einiges Verdienst ist den Asiaten nicht abzusprechen: ohne ihre Arme wäre der Eisenbahnbau und namentlich derjenige der Centralpacificbahn nicht annähernd so schnell durchgeführt worden, und ebenso fleißig haben sie bei landwirthschaftlichen Kulturarbeiten, bei Flußregulirungen, Kanal- und Deichbauten geholfen. Bis zur Vollendung der Pacific-Bahn hält Dr. von Waltershausen die Chinesen darum für überwiegend nützlich, von da ab aber für überwiegend schädlich. Die Verhältnisse von Californien und Oregon, welche in erster Linie in Betracht kommen, haben sich eben in den letzten drei Jahrzehnten gründlich geändert; aus dünnbevölkerten, kapitalarmen, unbebauten Territorien sind Kulturstaaten, der Charakter der Bevölkerung ist ein anderer, ruhigerer geworden; das Antichinesengesetz ist nunmehr eine berechtigte Maßregel der Bundesregierung.

— Kapitän C. E. Dutton von der geologischen Aufnahme der Vereinigten Staaten, welcher 1882 ein halbes Jahr lang in Hawaii die vulkanischen Erscheinungen studirte, und dessen Untersuchungen der Plateaus von Utah viele interessante Phasen der dortigen vulkanischen Thätigkeit aufgedeckt haben, wird nach „Nature" (Nr. 704) demnächst ein noch weit ausgedehnteres vulkanisches Gebiet erforschen, nämlich das Cascade-Gebirge. Im kommenden Sommer wird er mit seiner Abtheilung am südlichen Ende desselben in Californien, am Mount Shasta seine Arbeiten beginnen und durch Oregon nordwärts bis zu den Bergen Hood und Rainier im Washington-Territorium fortführen. So soll noch im laufenden Jahre eine vorläufige Aufnahme als Grundlage für spätere detaillirte Untersuchungen dieses weiten Gebietes durchgeführt werden, welches vielleicht die mächtigsten Ausströmungen vulkanischen Gesteins auf der ganzen Erde umschließt.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIII. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XXVIII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Den Beschluß von Lortet's syrischer Reise bildete eine Tour nach Baalbek und seinen großartigen Ruinen, die, in gerader Richtung etwa 55 km NNO von Damaskus belegen, in zwei bis drei Tagen bequem von hier aus zu erreichen sind. Am frühen Morgen verließen die Reisenden die Stadt, um zunächst der großen französischen Poststraße Damaskus-Beirut bis wenige Kilometer jenseit des ansehnlichen Villendorfes Dûmmar zu folgen. Dann ging es eine kleine Strecke im Thale des Barada aufwärts, bis wo dasselbe durch hohe Kalksteinwände zu einer fast unpassirbaren Schlucht eingeengt wird, und dann auf der Sehne des großen Bogens, den der Fluß hier beschreibt, über die weite, öde Hochebene es-Sachra, auf deren mit Steinen übersäetem harten Boden nur kümmerliches Cistusgesträuch und Lavendel gedeihen. Von den Gazellen, die hier viel vorhanden sein sollen, war nichts zu sehen; das Thierleben wurde allein durch zahlreich über den Weg schlüpfende Eidechsen (Agama mutabilis) vertreten, die, sonst grau gefärbt, hier alle die gelbliche Farbe des ockerhaltigen Bodens aufwiesen. Nach etwa einstündigem Ritt über diese sterile, auf der rechten Seite von hohen schroffen Kalksteinfelsen begrenzte Ebene stieg man wieder zum schattigen Thale des Barada hinab, in dem man mehrere, von schönen Pappeln umgebene Dörfer passirte und am Abend den ansehnlichen Ort Sûk Wadi Barada, das alte Abila, erreichte. Inmitten herrlicher Obstgärten liegt das Dorf in einem Knie des Flusses, der hier schäumend und brausend aus einer engen Schlucht hervorbricht, die er sich durch die mächtigen Felsen gerissen hat. In den steilen Wänden, die das Thal zu beiden Seiten einfassen, befinden sich zahlreiche alte Gräbergrotten, zu deren einigen Stufen emporführen, während andere vollkommen unzugänglich sind. Auf einer Terrasse oberhalb des Dorfes ließ Lortet das Lager für die Nacht aufschlagen; und die Abendstunden, die er hier noch im Anschauen der malerischen Berglandschaft zubrachte, während das Tosen des Stromes dumpf zu ihm heraufdrang und über den steilen Bergwänden große Geier in ungeheuren Bogen durch die klare Luft schwebten, gehörten zu dem Schönsten, was ihm die Reise geboten. Zur großen Enttäuschung der Einwohner des Dorfes, die auf längeren Aufenthalt und ärztliche Behandlung Lortet's gerechnet hatten, machte man sich schon in der Frühe des nächsten Morgens wieder auf den Weg. Die Thalschlucht hinaufgehend, hielt man sich dicht am Flusse, in dessen lebhaft bewegtem Wasser hier zahllose Fische schwammen, die bei den Europäern von Damaskus als „Forellen des Barada“ ungemein beliebt sind, in denen Lortet aber keine Forellen, sondern nur die aus anderen Theilen des Landes ihm schon bekannten Capoeta fratercula und Damascina zu erkennen vermochte. Das alte Abila hat wahrscheinlich etwas oberhalb des heutigen Dorfes auf dem linken Ufer des Barada gelegen; wenigstens deuten hier verschiedene große Trümmerhaufen und viele gut bearbeitete Steine eine alte Niederlassung an. Jenseit einer Brücke, die sich etwa 10 Minuten hinter dem

Dorfe mit nur einem Bogen über den Fluß spannt, zeigt sich in etwa 30 m Höhe eine an der Felswand entlang geführte alte römische Straße. Vier bis fünf Meter breit, ist sie aus dem Felsen herausgearbeitet, der an einigen Stellen natürliche Brustwehren bildet; wo dieselben fehlen, hat ohne Zweifel sich eine Brüstung aus Mauerwerk befunden.

Brücke bei Sûk Wadi Barada.

Die Straße zieht sich in einer Länge von 300 Schritt am Berge entlang, dann bricht sie so plötzlich an einer fast senkrechten Wand ab, daß man nur annehmen kann, es habe sich hier ein Viadukt angeschlossen, auf dem sie zu Thale oder zu einer anderen Höhe hinüber geführt worden sei. Eine in den Felsen gehauene Inschrift besagt, daß der Weg unter den Kaisern Marcus Aurelius und Lucius Verus, also in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts

Ruinen von Baalbek.

n. Chr. von dem Legaten Julius Verus gebaut worden sei, und daß die Einwohner von Abila die Kosten des Baues getragen haben. Wenige Schritte unterhalb der Straße finden sich auch die Ueberreste eines alten, zum Theil ebenfalls in den Felsen gearbeiteten Aquädukts vor, der mit großen, quer übergelegten Steinplatten bedeckt war.

Der heutige, längs dem Flusse hinführende Weg ist äußerst mangelhaft und durch seine Unebenheit für die Pferde beschwerlich; überdies auch an manchen Stellen durch breite, an den Seiten emporragende Wälle alluvialen Kalktuffs eingeengt, den mehrere, dem Barada zufließende Quellen hier in großen Massen absetzen. Allmählich wird das Thal

wieder breiter, die hohen Wände treten zurück; an ihrem Fuße und bis an den Fluß heran liegen ungeheure Felsblöcke; aus den Scharen von Vögeln, die jetzt auf denselben saßen, gelang es Lortet, manches interessante Stück für seine ornithologische Sammlung zu erlegen. Um einen Hügel herumbiegend, gelangte man plötzlich in die 4 bis 5 km breite, fruchtbare Ebene von Zebedâni, die sich, vom Barada durchströmt und von ziemlich hohen Bergen eingeschlossen, in der Richtung von S nach N erstreckt. Allem Anscheine nach ist das heute trefflich angebaute Thal einst das Becken eines großen Sees gewesen. Zwischen den reichen Feldern liegen weite, von lebendigen Hecken umzogene Obstgärten, in denen außer Aprikosen- und Nußbäumen namentlich Apfelbäume aller Art stehen. Das am obern, nördlichen Ende des Thales belegene große Dorf Zebedâni ist durch seine vorzüglichen Aepfel, sowie durch eine besondere Art langbeeriger Weintrauben besonders berühmt. Die 3000 Einwohner des augenscheinlich wohlhabenden Ortes sind ungefähr zur Hälfte Christen, zur Hälfte Mohammedaner; sie betreiben ausschließlich Obstzucht und Ackerbau. In den Gärten dieser ganzen Gegend sah Lortet hohe Stangen aufgerichtet, an deren Spitze Ochsenschädel befestigt waren. Dieser seltsame Schmuck, der nach einem alten Aberglauben den Anpflanzungen Glück bringen soll [1]), thut dies vielleicht auch dadurch, daß er die Ausrottung schädlicher Nagethiere erleichtert, die ihre Nester mit Vorliebe in den Schädeln bauen sollen. In mehreren dieser Stierköpfe, die sämmtlich der seit den ältesten Zeiten in Asien verbreiteten Rasse des Bos brachyceros anzugehören scheinen, fand Lortet reichbevölkerte Nester des sogenannten Siebenschläfers (Myoxus glis). Von außen aber waren die Schädel häufig mit großen Nestern der bei uns meist an Sträuchern bauenden Wespenart (Polistes Geoffroyi) besetzt. Bald hinter Zebedâni steigt der Weg beträchtlich an; über das auf der Höhe belegene Dorf Blûdan, das von den in Damaskus ansässigen Europäern während der heißen Sommermonate vielfach bewohnt wird, ging es zu einer auf zwei Seiten von Schneegipfeln begrenzten Hochebene empor, welche die Wasserscheide zwischen dem, dem Mittelmeere zufließenden Litâni und dem Barada bildet, der sich in den Wiesenseen von Damaskus verliert. Um Mittag langte man bei dem großen, aber unsauberen Dorfe Surghâya an, das in 1370 m Höhe ü. d. M. an einem klaren, leider von unzähligen Blutegeln und Schnecken bevölkerten Wasser liegt. Das Thal des Yafufeh, eines Nebenflusses des Litâni, in das man nun in westlicher Richtung hinabstieg, ist reich an den herrlichsten Platanen (Platanus orientalis), die den inmitten großer Felsblöcke dicht am Ufer hinführenden Weg beschatten. Bei dem schön gelegenen Dorfe Yafufeh wurde das Lager aufgeschlagen und mit Anbruch des nächsten Tages die Wanderung fortgesetzt. Ein steiler, steiniger Pfad leitete zur Höhe empor, dann ging es in nördlicher Richtung über eine scheinbar endlose, wellige Ebene, deren steiniger, wasserarmer Boden an einigen Stel-

Cyklopenmauern von Baalbek.

[1]) Vergl. über diesen weit verbreiteten Aberglauben den Artikel „Schädelkultus“ in R. Andree's „Ethnographische Parallelen und Vergleiche“ S. 127.

Säulen des Großen Tempels von Baalbek.

len Spuren des Anbaues zeigte. Die einförmige Oede wurde hin und wieder durch Scharen großer Störche (Ciconia nigra) belebt, die mit gemessenen Schritten längs des Weges hinstolzirten und sich bei dem Herannahen der Karawane der Reisenden auffallend wenig scheu zeigten. Nachdem man eine tiefe Schlucht, das Wadi Schabat, passirt hatte, langte man auf der jenseitigen Höhe bald auf einem Gipfelpunkte an, der einen schönen Ueberblick über die herrlichen Ruinen von Baalbek und die weit nach N und S sich erstreckende Ebene der Bekâa, das alte Cölesyrien, gewährte. Diese, in ihrem südlichen Theile vom Litâni, im nördlichen aber vom Nahr el-Asi (Orontes) bewässerte Landschaft war zur Römerzeit der bestangebaute und reichste Theil des ganzen Syriens. Dank der Gleichgiltigkeit und der schlechten Verwaltung der türkischen Regierung ist sie bis auf wenige kleine Strecken heute gar nicht oder nur in der unzureichendsten Weise kultivirt, und doch zeigt die Musterwirthschaft, die ein Franzose, Herr v. Perthuis, bei Schtôra am westlichen Rande der Bekâa angelegt hat, welch' reiche Ernten der dunkelrothe schwere Boden der Ebene noch heute hervorzubringen vermag. Weizen, Mais, Baumwolle, Hülsenfrüchte und Wein gedeihen hier vortrefflich; die sumpfigen Strecken sind mit bestem Erfolge für Wiesenkultur verwerthet worden, die den Betrieb einer großartigen Viehwirthschaft gestattet. Die hohe Lage der Ebene, die in ihrem mittlern Theile bei Baalbek sich zu 1170 m ü. d. M. erhebt, giebt ihr sehr heiße Sommer und meist ziemlich strenge Winter.

Das heutige Baalbek, das die Reisenden nach kurzem Ritte bergab erreichten, hat sich im Laufe der letzten Jahre bedeutend gehoben. Unter seinen 5000 Einwohnern, die sich ausschließlich mit Ackerbau beschäftigen, sollen viele infolge äußerst günstiger Baumwollen- und Getreideernten wohlhabend geworden sein. Die Stadt könnte aber noch um das Doppelte und Dreifache ihrer heutigen Bedeutung zunehmen, ohne doch neben den großartigen Ueberresten des alten Baalbek anders als unbedeutend und kleinlich zu erscheinen.

Ansicht des Kleinen Sonnen-Tempels von Baalbek.

Ueber die älteste Geschichte Baalbeks, der Heliopolis der griechisch-römischen Schriftsteller, besitzen wir keinerlei Nachrichten, doch ist sehr wahrscheinlich, daß die Lage der Stadt an einem der Kreuzungspunkte der ältesten Handelsstraßen sie schon in weit vorchristlicher Zeit zu einer hervorragenden Station des phönikischen Binnenhandels und zu einem wichtigen Centrum des alten Baal- und Astartedienstes gemacht hat. Erst im 3. oder 4. Jahrhundert finden wir Baalbek-Heliopolis zum erstenmale schriftlich erwähnt, aber verschiedene, aus dem 2. Jahrhundert stammende Münzen beweisen, daß die Stadt damals schon römische Kolonie gewesen ist. Das Zeichen der Römerkolonien, das Bild eines Stierkopfes und eines pflügenden Mannes, verschwindet zu Anfang des 3. Jahrhunderts von den Münzen von Baalbek, und an seine Stelle tritt das Bild der beiden Tempel, deren Ueberreste wir heute noch bewundern. Eine Votivinschrift, die sich an den Ruinen des heute sogenannten Großen Tempels von Baalbek vorfindet, besagt, daß der Kaiser Antoninus Pius (133 bis 161 n. Chr.) denselben als ein Heiligthum für „alle Götter von Heliopolis" erbaut habe. Ein aus viel späterer Zeit (dem 7. Jahrhundert) stammender Bericht erzählt aber, daß derselbe Kaiser zu Heliopolis in Syrien dem Jupiter einen Tempel errichtet habe, der ein Wunder der Welt gewesen sei. Da nun der Große und der Kleine Tempel von Baalbek unverkennbar derselben Epoche angehören, so darf der letztere für den in jenem Berichte erwähnten Jupiter- oder Sonnentempel angesehen werden. Außer diesen beiden innerhalb der großen Akropolis belegenen Heiligthümern besaß die Stadt noch einen berühmten Tempel der Venus, dessen verhältnißmäßig wohlerhaltene Ruine dicht bei der heutigen Stadt, östlich von der Akropolis liegt. Es ist der sogenannte Runde Tempel von Baalbek, ein durch größte Pracht und Zierlichkeit der Ausführung hervorragender halbrunder Säulenbau, der, wie die auf den Wänden der Cella angebrachten Kreuze beweisen, eine Zeit lang als christliche Kapelle benutzt worden ist. Schon Konstantin machte den Versuch, die eminent heidnische Stadt, die sich bis dahin dem Christenthume gegenüber feindlich ablehnend verhalten hatte, zu christianisiren. Er erbaute eine Basilika, von der heute nichts mehr erhalten ist. Theodosius der Große zerstörte den großen Tempel und errichtete an

Der kleine Tempel von Baalbek.

seiner Stelle ebenfalls eine christliche Kirche. Seit jener Zeit wird Heliopolis mehrfach als Bischofssitz erwähnt. Die Araber verfuhren nicht glimpflicher mit den großartigen Bauten; sie verwandelten die Akropolis in eine Citadelle, und so behielt die Stadt mehrere Jahrhunderte hindurch noch als Festung eine gewisse Wichtigkeit. In den Kriegen der Seldschukken gegen die ägyptischen Sultane und in den Kämpfen der Kreuzfahrer wurde sie hin und her erobert und zu den Verwüstungen des Krieges kamen dann noch häufige Zerstörungen durch heftige Erdbeben. Nach der Eroberung durch Timur blieb von der einst mächtigen Stadt nur ein weites Ruinenfeld übrig, über das sich bald das Dunkel gänzlicher Vergessenheit breitete. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts erst wurde Baalbek von europäischen Reisenden wieder entdeckt, und seitdem hat es nicht aufgehört, das Ziel archäologischer Wallfahrten zu sein.

Die interessantesten Ruinen der alten Stadt sind ohne Zweifel die der Akropolis, welche, von den Obstgärten des heutigen Baalbek umgeben und die Wipfel der Bäume hoch überragend, meilenweit sichtbar sind. Die gewaltigen Cyklopenmauern, die den Unterbau stützen und umziehen, sind wohl das Kolossalste, was in dieser Art von Riesenbauten überhaupt existirt. Steine von 9 m Länge und 3 m Dicke sind zahlreich vorhanden; sie erscheinen aber klein gegen die drei berühmten Steine der westlichen Mauer, die bei einer Höhe und Dicke von 4 m eine Länge von 19 m aufweisen. Wie dieselben aus dem Steinbruche hierhergeschafft, auf welche Weise sie zu der Höhe von 6 m gehoben worden sind, in der sie in der Mauer liegen, wird wohl ewig ein Räthsel bleiben. Schon bei ihrer Eroberung von Baalbek brachten die Araber die heute noch im syrischen Volke lebende Sage auf, daß dieser gewaltige Unterbau, der an die mächtigen Cyklopenmauern des Tempelbezirkes von Jerusalem erinnert, von Salomo errichtet worden sei, natürlich unter dem Beistande von Dämonen. Soviel scheint gewiß, daß die Römer denselben vorgefunden haben, und daß ihre Arbeit daran sich auf die Anlage großartiger unterirdischer Gänge und gemauerter Säle im Innern des Unterbaues beschränkt hat. Von den großen Treppen, die zu den Thoren in der Umfassungsmauer emporgeführt haben müssen, ist heute nichts mehr zu sehen. Ohne Zweifel sind sie, wie so vieles andere, abgerissen worden, um von den Arabern als Material zum Bau ihrer Festungswerke verwendet zu werden. In dem weiten, von Osten nach Westen gerichteten Rechteck der Akropolis befindet sich der Große Tempel an der westlichen Seite. Von Osten her gelangte man durch einen von zwölf Säulen getragenen Portikus in den ersten sechseckigen Vorhof, der eine Breite und Länge von 60 m hatte. Von den Säulen, die sich vor den Exedren oder eckigen Seitennischen befanden, sind, wie von denen des Portikus, nur noch kleine Ueberreste vorhanden. Um den zweiten viereckigen Vorhof, der eine Länge von 135 m, eine Breite von 113 m hat, ziehen sich an den Seitenwänden ebenfalls große Säulennischen hin; in der Mitte befindet sich eine rechteckige, aufgestufte Erhöhung. In diesem Hofe hat sich wahrscheinlich einst die von Theodosius erbaute Kirche erhoben; wenigstens könnten die Reste alten Mauerwerkes, die sich hier zeigen, ihrer Anlage nach wohl von einer Basilika herrühren. Von dem eigentlichen Tempel, in den man aus diesem zweiten Vorhofe trat, ist nur noch wenig vorhanden; aber dieses Wenige, sechs kolossale Säulen, genügt, um einen Begriff von der ehemaligen Großartigkeit und Pracht zu geben. Fast 19 m hoch, bestehen diese Säulen aus je drei, durch große eiserne Klammern verbundene Trommeln. Auf den ziemlich mittelmäßigen Kapitälen ruht ein 5 bis 6 m hohes, überaus reiches Gebälk. Der gelbliche Stein, aus dem die Säulen, ebenso wie die oberen Schichten der Umfassungsmauer, bestehen, nimmt beim Lichte der untergehenden Sonne oft eine tiefe Goldfärbung an, die namentlich an den glatten Schäften von zauberhafter Wirkung ist. Die sechs noch vorhandenen Säulen gehörten dem Peristyl an, das an den beiden Langseiten je neunzehn, an den Breitseiten je zehn derselben hatte. Leider ist mit ziemlicher Gewißheit vorauszusehen, daß auch diese letzten Ueberreste des herrlichen Baues in nicht gar ferner Zeit umstürzen werden. Die Habgier der Türken und Araber kennt keine Grenzen, und wenn auch ein Vorgehen wie das des berüchtigten Tadmur-Pascha, der die Säulen mittels Pulvers sprengen ließ, um sich in den Besitz der eisernen und bleiernen Klammern zu setzen, heute nicht mehr möglich sein dürfte, so wird doch der Boden immer noch unermüdlich nach etwa verborgenen Metallresten durchwühlt und unterminirt.

Pronaos des Kleinen Tempels.

Bedeutend besser ist der Kleine Tempel erhalten, der, südöstlich von den sechs Säulen belegen, sich auf einem gesonderten Unterbau erhebt. Er hat keinen Vorhof, doch führte zu dem prächtigen Portal an der Ostseite eine breite, mit schöner Brustwehr versehene Treppe hinauf, die zum Theil vielleicht heute noch unter dem Mauerwerk des hier

errichteten türkischen Forts vorhanden ist. Zwei Seiten der Cella sind noch vollständig erhalten, ebenso ein großer Theil des Peristyls. Niedriger und in bedeutend kleinerem Maßstabe gehalten als der Große Tempel, weist dieses zweite Heiligthum einen unglaublichen Reichthum an herrlichstem Skulpturenschmuck auf. Zeigen schon die Kapitäle des Peristyls, die Zwischengiebel und das reiche Gebälk die feinste Durchführung, so werden sie von der Kassettendecke des hinter den Säulen befindlichen niedrigen Vorraumes noch übertroffen; die sechseckigen Felder, aus denen sie besteht, sind mit Reliefbüsten, mit Blumen- und Laubgewinden überreich geschmückt. Die durch zwei Reihen von Säulen gebildete Vorhalle (Pronaos) an der Ostseite ist aber ohne Frage nicht nur das „Juwel" des Sonnentempels, sondern der ganzen Ruinen von Baalbek überhaupt.

Von Nagasaki nach Hiogo, Kobe und Osaka.

Aus dem als Manuskript gedruckten Tagebuche des Herrn Dr. **Hans Meyer.**

I.

Von den Philippinen aus (vergl. oben S. 215) berührte Dr. Hans Meyer nur flüchtig die Küste Chinas, landete auf kurze Zeit in Nagasaki, machte dann die Fahrt durch die Japanische Binnensee, welche nachstehend geschildert wird, und besuchte Kobe, Hiogo und Osaka. Von Yokohama aus machte er die Ausflüge nach Hakone und Nikko, welche unseren Lesern aus Bd. 37, S. 273 und Bd. 39, S. 722 ff. durch Alfred Houette und Isabella Bird bekannt geworden sind. Am 6. Februar dieses Jahres verließ er Yokohama und traf am 22. Februar in San Francisco ein.

---

30. December 1882. „Als ich am Morgen (nach der Abfahrt von Nagasaki) aufs Deck kam, waren wir schon in die Straße von Korea eingetreten und hatten zur Rechten die Küste von Kin-sin und zur Linken im Nordwesten mehrere kleine, guanobedeckte Felseneilande. Fischerboote mit hohen Segeln, die aus vielen schmalen und langen Canvasstreifen zusammengeschnürt sind, tummelten sich auf den tiefblauen Gewässern. Mehr und mehr drehte das Schiff nach Ost. Rechts öffnete sich eine weite Bai, von deren umschließenden Bergzügen sich die langen dünn stehenden Föhrenhaine zu den dunkelbraunen schaumumbrandeten Uferklippen malerisch herabsenkten, dann hob sich gegen Nordosten eine dunkle Bergkette über den Horizont, auf die wir in gerader Linie zusteuerten. Dort, wo alles kompakt wie eine Felsmauer schien, sollte der schmale Eingang zur Inland-Sea (Japanische Binnensee) sich öffnen. Je näher wir kamen, desto häufiger wurden die Inselchen, hier und da wurde eine wegweisende Boje sichtbar, auch ein weißes Leuchthaus erschien hoch oben auf der Spitze eines Eilands und grüßte mit der japanischen Flagge. Allmählich löste sich die scheinbare Landmauer in einen Komplex von Inseln auf, die sich wie Kulissen hintereinander schoben und durch die Aufeinanderfolge von bunten niedlichen See- und Küstenbildern, von kleinen lachenden Buchten, netten Dörfchen und Wäldchen ganz den Eindruck gelungener Theaterdekorationen machten; eine Miniaturlandschaft, wie sie naiver und freundlicher nur vorgestellt werden kann, wenn man sommerliche Farben aufgetragen denkt.

Nach einer weitern halben Stunde erreichten wir die Einfahrt, einen Meereskanal, der völlig einer bewaldeten Bergpartie der Mosel oder des Neckar gleicht. Und von nun ab folgte eine Menge unbeschreiblich schöner Flußlandschaften so schnell, daß man nur immer zu schauen und wieder zu schauen hat und doch nicht müde wird, denn alles ist wie aus einem Guß, nichts ist unverständlich, nichts düster. Man sieht den Bilderreihen zu, wie man eine heitere leichte Lektüre überliest; man schaut sie an und freut sich an ihr wie an hübschem Kinderspielzeug.

Wo die Ufer am nächsten zusammentraten, sahen wir die Kinder am Strand entlang laufen und hörten, wie sie uns „oheio" („sei gegrüßt") zuriefen. Kurz danach öffnete sich das Bild zu einer breitern Bucht, und dort lag unser nächstes Ziel, die Stadt Shimonoseki. Die Scenerie erinnerte mich lebhaft an Singapores Hügelinseln; lange Häuserreihen ziehen sich am flachen Ufer hin, daraus ragt selbstbewußt das europäisch gebaute Kabeltelegraphenamt hervor, helle Tempeltreppen führen zum Wasser herab und auf der Bai schwimmen Sampans (Flachkähne), Segeldschunken und kleine Dampfbootchen verträglich nebeneinander. Auf unsern Signalschuß holte ein flinkes Boot die Post ab und brachte selbst Briefbeutel für Kobe und Yokohama mit; dann dampften wir weiter. Der Besuch der Stadt Shimonoseki war uns, die wir keinen Paß für die dem europäischen Verkehr nicht geöffneten Häfen besaßen, selbstverständlich untersagt.

Wieder durchschnitten wir eine Enge, und wieder erweiterten sich die Ufer zu einer Bai. Ein Steamer von Yokohama brauste auf Hörweite an uns vorüber. Plötzlich traten die Küsten in dunstige Fernen zurück, wir waren in dem eigentlichen Binnenmeer. Ruhig glitt unser hochbordiges Schiff über die leicht gekräuselten kurzen Wellen.

31. December 1882. Um 7 Uhr in der Frühe liefen wir bereits drei Stunden lang in der zweiten Meerenge, der „second narrow street Suwonada", hin. Inselchen drängen sich wieder an Inselchen, viele abgeflacht und abenteuerlich gestaltet. Dahinter treten höhere Bergzüge hervor, die zur Insel Siko gehören. Theilweise sind sie dicht beschneit und strahlen blendend im Glanz der Morgensonne. Eine zweite und dritte Inselpassage bot neue Abwechselung. Ueberall volles Licht und weiche Farben und reiner Aether bei allem Wechsel der Scenerie und der Beleuchtung.

Fernerhin eröffnete eine Erweiterung der Wasserstraße eine Reihe von Becken, in denen man sich auf oberbayerischen Gebirgsseen wähnen könnte. Als wir sie hinter uns hatten, erhob sich aus Nordwesten eine grimmig kalte Brise, die uns unter den Schutz des Steuerhäuschens trieb. Dicht gedrängt standen wir dort und scherzten mit den Japanern. Auch die letzte gefährliche Enge wurde glücklich passirt und wir liefen in die langgedehnte Osakabai ein, an der das Endziel des Tages, die Stadt Kobe, liegt. Quer wurde das Becken durchschnitten, eine lange Strecke weit die etwas eintönigere Nordostküste verfolgt, und nach dem Herumbiegen um eine weit vorspringende leuchtthurmtragende Landzunge sahen wir plötzlich die ausgedehnte Japanerstadt Hiogo vor uns, neben ihr die friedliche europäische Ansiedelung Kobe mit ihren hellen geschmackvollen Steinhäuschen, mit ihrem Kirchthurm und Kai.

Das Oertchen sieht aus wie ein anspruchsloses norddeutsches Seebad und reizte mich schon um seiner selbst

willen zu Landen, auch wenn es nicht Ausgangspunkt zu Abstechern nach Osaka (Ton auf dem O), dem japanischen Lübeck (Enthusiasten meinen sogar Venedig), und nach Kioto, der alten Kaiserstadt, gewesen wäre. Zudem sah ich von einer der nettesten Villen die deutsche Konsulatsflagge wehen, und Zeit gab uns der Kapitän volle $2^1/_2$ Tage; also sprang ich in eins der hilfsbereiten Sampans und betrat alsbald den Boden der europäischen „Koncession“ (das den Europäern eingeräumte Terrain).

Im kleinen amerikanischen Hotelchen ließ ich Mantel und Tasche zurück und eilte zum Konsulat, um so schnell als möglich einen Paß für Kioto zu erlangen, denn Osaka ist auch „Koncession“ und kann ohne Paß besucht werden. Ich hatte aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und die Rolle des Wirths spielten die japanischen Neujahrsfeiertage. Wollte ich deren Beendigung nicht in Kobe abwarten, so könnte ich keinen Paß haben, denn die japanischen Paßbehörden feiern die Neujahrsfeiertage so gut wie der Private, erklärte mir unser Konsul, Herr Dr. Stanius, und da ich dies nicht wollte, so begnügte ich mich mit Hiogo und Osaka, immerhin genug für $2^1/_2$ Tage.

Zuerst machte ich demgemäß einen Gang durch Kobe und das angrenzende Hiogo. Beide haben eine gewinnendere Außenseite als Innenseite. Der Schmutz in den schlecht chaussirten Straßen war in Folge der hier voraufgegangenen Regengüsse grundlos. In Kobe, wo sich höchst selten einmal ein Dschinrikischa in den einsamen Straßen sehen läßt, kann man sich wenigstens die besten Stellen aussuchen, in Hiogo aber bleibt keine Wahl. Der Japaner allein kommt mit seinen hochbeinigen Fußbrettchen sicher fort, der schuhbekleidete Europäer watet oder setzt sich in einen Dschinrikischa, und das letztere that ich. Mein „Ninsogo“ („Zugmensch“), der sich in einer rothen Wolldecke wie alle Ninsogos von Hiogo gewärmt hatte, schleppte mich unverdrossen durch den Schlamm und setzte mich bald, mehr um seinetwillen als meinetwegen, vor verschiedenen „Curio Stores“ (Kuriositätenhandlungen) ab. In einem dieser Stores hatte ich unter anderm Gelegenheit, alte japanische Lackarbeit bester Qualität in Gestalt eines überraschend kunstvoll und geschmackvoll gearbeiteten Schranks zu sehen, der für den festen Preis von 4600 Yen (ca. 16 000 Mark) zu haben war. Den Inhalt des unscheinbaren, aber mit Kostbarkeiten gefüllten Ladens schätzte ich auf mindestens 700 000 bis 800 000 Mark, und als ich dem mich herumführenden Besitzer mein Erstaunen über diese Wahrnehmung aussprach, bemerkte dieser mit höflichem Schlürfen, daß die eigentlichen Prachtstücke in seinen größeren Niederlagen in London und Paris untergebracht seien. Ich kaufte ihm eine billige japanische Rüstung ab, die in einen zweiten Dschinrikischa verpackt und an Bord geschickt wurde, und setzte meine Wanderung fort, froh, so heiler Haut aus dem verführerischen Store entkommen zu sein.

Der Aufputz und das Leben in den Straßen ist entschieden hier weit origineller als in Nagasaki. Sintemal es Vorabend des neuen Jahres ist, hat man Häuschen und Tempelchen festlich ausgeschmückt, hat Fahnen, Strohwische, Bambusplitter, Fichtenzweige, Orangen und rothe Hummerschalen allenthalben an den Häusern aufgehängt und aufgestellt, und wo man durch die offene Thür ins Innere blickte, konnte man gewiß große, hochgewölbte Teigkuchen appetitlich servirt sehen. Der Bewohner von Hiogo scheint sich weniger mit europäischen Kleidern zu schmücken als der von Nagasaki, vielleicht Hüte und Mützen ausgenommen, die bei den besseren Ständen gerade so beliebt zu sein scheinen wie beim untern Arbeitervolk wärmende rothe und grüne Wolldecken, letztere vorwiegend deutscher Fabrikation. Taschentücher sind wenig in der Mode, man bedient sich der billigen bunten Nasenpapierchen, die jeder in großer Anzahl bei sich trägt. Vom Standpunkt der Reinlichkeit, der besten Eigenschaft des Japaners, sind die Papierchen, da sie nur für einmalige Verwendung bestimmt sind, jedenfalls viel gerathener als unsere Batisttaschentücher mit fein gestickten Monogrammen. Wollte man die Papierchen aber bei uns einführen, so müßte wohl in jedem Zimmer ein „Nasenpapierkorb“ aufgestellt werden, denn sie aus Thür oder Fenster zu werfen, wie der Japaner das thut, würde unsere Polizei nicht erlauben.

Da die Straßen breiter und die Häuser niedriger sind als in chinesischen Städten, so fallen die Aushängeschilder, die dem Reisenden in Chinas Straßen überall drohend über dem Haupte schweben, nicht so sehr auf wie dort. Die Inschriften sind auch hier alle in chinesischen Lettern ausgeführt, wie ja die ganze japanische Schrift als Bestandtheil der im 6. Jahrhundert herübergenommenen chinesischen Kultur chinesisch ist. Ruhiger als in China ist auch das Nachtbild einer japanischen Straße. Um 8 Uhr sind die Straßen, mit Ausnahme der Theehausdistrikte, vereinsamt und still. Die zahllosen vor den Häusern ausgehängten Papierlaternen erhöhen den Eindruck der Einheitlichkeit dadurch, daß sie alle wie die Nationalflagge eine rothe Sonnenscheibe im weißen Felde zeigen und nur in der Größe differiren.

Einen Ausflug zum nahen Kobe-Wasserfall, den ich am Spätnachmittag besuchte, will ich nur des Tempels wegen erwähnen, der am Wege hinter alten Kampherbäumen versteckt liegt „düster wie ein Bild aus der Edda“, und dann wegen der am Wasserfall stehenden Theehäuser, aus denen haarsträubend zudringliche „Gischaws“ (Theemädchen) den Passanten zum Genuß eines Schälchens „Otscha“ auffordern. Der Wasserfall lohnt absolut nicht die Mühe.

Den Sylvesterabend brachte ich im stillen Familienkreis unseres Konsuls Dr. Stanius zu, lag aber schon vor 12 Uhr im Hotelbett und schlief tief ins neue Jahr hinein. So prosaisch wird man im fernsten Osten.

Ueber einige Gebräuche der Bewohner von Celebes.

I.

Unter dem Titel „Der wirkliche Zustand in dem Gouvernementsgebiet von Celebes und seinen Unterabtheilungen“ hat Herr P. J. Kooreman, Kontroleur erster Klasse, im „Indischen Gids“ vom Februar 1883 eine Reihe von Aufsätzen zu veröffentlichen angefangen, von denen wir mit großem Vergnügen Kenntniß genommen haben. Durch seine Stellung in der Lage, sich mit dem Volksleben bekannt zu machen, hat er von derselben, nach dieser Arbeit

zu urtheilen, eifrig Gebrauch gemacht; möge er uns noch mit mancher ähnlichen Arbeit erfreuen. Wir geben unseren Lesern hier einen Theil des ersten Artikels im Auszuge, soweit derselbe sich mit dem Glauben und Aberglauben der Bewohner beschäftigt.

Wer in dem Regierungsgebiet von Celebes sich aufgehalten hat, wird bald die Bemerkung gemacht haben, daß viele Leute mit dem Titel Karaeng (Herr, Fürst, makassarisch) und Arung (Herr, Fürst, buginesisch) angeredet werden, einem Titel, der officiell nur den Regenten, den höchsten eingeborenen Beamten, zukommt. Wenn man auf die Sache näher eingeht, findet man, daß die in dieser Weise (ohne weiteren Titel) Angeredeten durchaus keine amtliche Stellung einnehmen, sondern daß man ihnen den Titel nur giebt, weil sie von fürstlichem Blute sind. Der gleiche Titel wird auch dem Häuptling manches scheinbar unbedeutenden Dorfes gegeben, und wenn man die Eingeborenen nach dem Grunde fragt, heißt es: „Sie besitzen Ornamente, Reichskleinodien; früher waren sie selbstständig, jetzt ‚folgen‘ sie den Regenten.“ Diese sogenannten Ornamente spielen eine höchst wichtige Rolle. Die Häuser der Besitzer derselben werden nicht nach dem Stande der Besitzer, sondern Ornamentshäuser genannt; tritt man da ein, so erblickt man auf dem Gebälk des Hauses ein kleines Häuschen, das mit einer Gardine von buntem Gewebe bekleidet ist. In demselben befinden sich die Reichskleinodien. Wenn man die Erlaubniß erbittet, dort eintreten zu dürfen, begegnet man beinahe immer einer höflichen Weigerung. Wird der Eintritt aber erlaubt, so findet er unter einigen Ceremonien statt. Ein paar alte Frauen, Pinati oder Priesterinnen genannt, gehen vor dem Besucher die Treppe hinauf, indem sie mit scharfer Stimme ein eintöniges Lied singen. Sobald der Besucher oben ist, schlagen sie auf den Gong und den Gangrang (eine Art Trommel), fahren mit ihrem Gesange fort und bestreuen den Eingetretenen und das ganze Gemach mit gebranntem Reis. Er mag sich glücklich schätzen, wenn es dabei bleibt, und sie ihm nicht auch das Gesicht, namentlich die Stirn, mit gebranntem Oel einreiben.

Auf einer Balé-Balé, einer Art Tisch, steht ein Körbchen oder Kistchen, welches mit Sarongs sorgfältig zugedeckt ist. Neben demselben wird Dupa (Räucherwerk) entzündet und brennen einige Kerzen. Bei dem Licht derselben entdeckt man Lanzen, Krisse, Badiks (eine Art Stichwaffen), manchmal ein Gewehr, ein Schild, ein Badju ranté oder Panzerhemd (eigentlich wörtlich Kettenjacke), einen Sonnenschirm eine Sirih- (Betel-) Dose mit Spucknapf, allerlei Hausgeräth, wie Töpfe, kupferne Präsentirteller (Bakkaras), endlich ein paar kupferne Näpfe, einen mit gekochtem Reis, den andern mit Sirihblättern und dem andern Zubehör, welches zum Sirihkauen nöthig ist. Dies alles steht und liegt auf dem Boden durcheinander oder hängt an der Wand. Man sagt dann, daß alle diese Gegenstände Ornamente sind, und der Besucher darf sie besehen, selbst in die Hand nehmen. Wenn er jedoch sich erkundigt, was in dem Körbchen oder dem Kistchen auf dem Balé-Balé ist und dies auch zu sehen wünscht, wird er auf eine bestimmte Zurückweisung stoßen, und wenn er andringt, wird man ihm mit Ernst sagen, daß schon der bloße Anblick des Inhalts die gefährlichsten Folgen haben, ja selbst den Tod veranlassen kann, und ihn so bald wie möglich zu entfernen suchen. Zu anderen, regelmäßigen Zeiten gehen die Pinatis (Priesterinnen) zu den Ornamenten, um Reis und Sirih zu bringen, Kandjolis (Kerzen) anzuzünden, Weihrauch zu verbrennen und Lieder zur Verherrlichung der Macht und Größe der Ornamente zu singen.

Wenn irgendwo eine Seuche unter den Menschen oder unter dem Vieh herrscht, wenn die Ernte zu mißglücken droht, mit einem Worte, wenn sich ein allgemeines Unheil nähert, werden die Ornamente zu Hilfe genommen. Eine große Menschenmenge mit dem Regenten an der Spitze begiebt sich nach dem Ornamenthaus und holt die Kleinodien unter sehr viel Lärm hervor. Dann werden sie mit dem Blute eines eben geschlachteten Büffels bespritzt und hierauf herumgetragen. Auf die Frage, warum dies gethan wird, heißt es regelmäßig. es geschehe dies zur Abwehr der bösen Geister, welche das Unheil gebracht haben, zuweilen aber, daß die Ornamente erzürnt sind und das Unglück herbeigeführt haben; es sei nöthig, ihre üble Laune durch Opfer und Ehrenbeweise zu beschwören.

Dieser eigenthümliche Gebrauch bei einer mohammedanischen Bevölkerung wird ohne Zweifel die Aufmerksamkeit des Zuschauers erregen und er wird suchen hierüber mehr zu hören. Selbst bei den Regenten, welche fanatische Mohammedaner sind, werden die Ornamente hoch geehrt. Da kommt ein Mann und bittet um die Erlaubniß, den Kleinodien ein Gelübde ablegen zu dürfen; geführt von einer Pinati geht er in das Ornamenthäuschen und bleibt in ehrfurchtsvoller Haltung neben der Balé-Balé sitzen. Mit leiser Stimme flüstert er der Priesterin sein Gelübde zu, die es in derselben Weise dem Körbchen oder Kistchen, ohne es zu öffnen, mittheilt. Dann kehrt er zurück; er hat sein Gelübde abgelegt, welches gewöhnlich folgendermaßen lautet: „Wenn meine Frau einen Sohn bekommt, wenn meine Frau (Kind, Vater oder Mutter) besser wird, will ich zu Eurer Ehre ein Huhn, eine Ziege oder einen Büffel schlachten.“

Solche Gelübde werden peinlich erfüllt, ein auf das Ornament abgelegter Eid hat mehr Werth als ein Eid auf den Koran. Wieder ein anderer kommt dann um die versprochene Opfergabe zu bringen.

Jeder Eingeborene, welcher sich dem ihm gegebenen Befehle widersetzt, verliert die Nutznießung seines Eigenthums, welche dem Ornament zur Verfügung gestellt wird. Wenn der Widerstand bis zu Thätlichkeiten gegangen war, wurde der Betreffende, manchmal mit seiner Familie und seinen Verwandten, Sklave des Ornaments (nämlich vor Einführung der direkten niederländischen Verwaltung). Eine Sklavin, die durch ihren Besitzer zu seinem Willen gezwungen werden soll und die sich dem Ornamente unterwirft, d. h. seinen Schutz anruft, wird Eigenthum desselben, so daß der frühere Herr alle Rechte verliert. Die Reisfelder derjenigen, welche ohne Erben versterben, kommen an das Ornament, und wenn die demselben gehörigen Felder einmal besäet sind, dürfen keine Streitigkeiten darüber mehr vorgebracht werden. Wenn die Ornamente herumgetragen oder nach einem andern Orte gebracht werden, muß jeder, der das sieht oder aber davon gehört hat, sich dem Zuge anschließen.

Die Makassaren und Buginesen verehren wirklich ihre Ornamente viel mehr als Allah und seinen Propheten. Diese Sitte stammt aus einer Zeit, als noch eine große Anzahl kleiner unabhängiger Reiche bestand, die wahrscheinlich gegründet wurden, als die verschiedenen Stämme ihr Nomadenleben aufgaben. Die Ueberlieferung verbindet die Stiftung eines solchen Reiches mit dem Finden eines Ornaments mit Ausnahme der durch ausgewiesene Prinzen in neuerer Zeit gegründeten Reiche. Diese kleinen Reiche wurden durch die eingeborenen Fürsten respektirt, nur zur „Folge“[1]) gezwungen, aber nie ihren Besitzungen

[1]) Dieses Verhältniß heißt im Malaischen wörtlich „folgen“ (turut).

gänzlich einverleibt; erst die niederländische Regierung hat denselben größtentheils ein Ende gemacht.

Die Ornamente sind die Reichskleinodien; doch wer einige derselben gesehen hat, wird eingestehen, daß der Name „Kleinod“ unverdient ist.

Der Eingeborene unterscheidet zwischen Kalompowan (makassarisch Zeichen der Größe) oder Aradjang (buginesisch mit gleicher Bedeutung wie das vorige) und Ga'ukang (von Ga'u = thun, also die That). Der Ga'ukang ist ein Stein, ein Stück Holz, eine Frucht, manchmal eine Waffe, ein Schild von besonderer Form oder Farbe, mit einem Wort ein ungewöhnlicher Gegenstand, der in geheimnißvoller Weise gefunden wurde. Der Name wird nur einzelnen Gegenständen gegeben; z. B. ist der Ga'ukang von Polombanking, welcher Lasikapaya heißt, eine wilde Erdfrucht von besonderer Form, der Ga'ukang von Galesong ein Stück Stein, mehr oder weniger in der Form eines menschlichen Körpers; in dem von Tanatowa meinte Herr Kooreman einen alten Farbenkasten zu entdecken; der Ga'ukang von Bonthain, gewöhnlich der große Karaeng genannt, ist ein goldenes Bildchen mit verhältnißmäßig großen männlichen Geschlechtstheilen. Es hatte nur noch ein Bein, das andere soll gestohlen sein. Der Ga'ukang von Montjongkomba ist eine Flagge, auf welcher komische Drachenfiguren gemalt sind, der von Gantarangkéké besteht aus zwei Steinen, welche die Phallus- und Yonaform haben.

Die Stelle, wo ein Ga'ukang gefunden wurde, sah man als die angewiesene Stelle für eine Niederlassung von Menschen an und dem Ga'ukang selbst wurden übernatürliche Kräfte beigemessen; nach der Ueberlieferung ist die Fundstelle auch die Wiege späterer Reiche. Nach dem Begriff der Eingeborenen war der Ga'ukang und nicht der, welcher ihn gefunden hatte, Stifter der ersten Kampong, und er brachte Glück und Unglück. Mit einem Wort, der Ga'ukang that alles, daher sein Name „die That“, und er regierte auch die neue Gemeinde.

Der übernatürlichen Kraft wurden menschliche Bedürfnisse zugeschrieben, man baute ihr ein Haus, das erste Ornamenthaus, die erste Kalompo'wan und gab dem Ga'ukang Waffen, Hausrath u. s. w., die alle Kalompowan waren.

Ein Theil des Geheimnißvollen, was den Ga'ukang umgab, theilte sich in der Phantasie des Volkes den Kalompowan mit, wodurch sich viele wunderbare Geschichten über die Weise gebildet haben, wie die Ga'ukangs in den Besitz der Kalompowans gekommen sind und über die Fälle, wo die natürlichen Kräfte beider sich geltend machten. Ein so kostbarer Gegenstand, wie der Ga'ukang, hatte einen Hüter nöthig; natürlich war die erste hierfür angewiesene Person der glückliche Finder desselben. Ihm wurde erlaubt in dem Ornamenthaus zu wohnen, von dem ein bestimmter Theil, der Söller am vordern Giebel, dem Ga'ukang zur Verfügung gestellt wurde. Dort bewahrte man auch die Kalompowan's. Wie schon mitgetheilt ist, wurde der Ga'ukang als Gründer und Führer der Gemeinde betrachtet. Letztere Eigenschaft machte einen Vermittler nöthig, um seinen Willen den Mitgliedern der Gemeinde bekannt zu machen. Auch diese Aufgabe ruhte auf dem Hüter; ihm wurden die Befehle und Aussprüche durch den Ga'ukang eingegeben, und er war mit der Ausführung beauftragt. Der Hüter war also das weltliche Oberhaupt der Gemeinde, doch entlehnte er seinen Einfluß (und dies darf man nicht aus den Augen verlieren) von dem Ga'ukang.

Durch die einfache Weise, wie der Landbau betrieben wurde, und durch die Zunahme der Bevölkerung wurde ein Theil derselben zur Auswanderung gezwungen. Anfänglich entfernte man sich nicht weit von der Stelle, wo der Ga'ukang gefunden worden war, so daß um denselben herum ein großes Dorf entstand, welches man als das Mutterdorf betrachten kann. Von hier mußte man sich immer weiter ausdehnen; man gründete neue Dörfer entweder auf den fruchtbarsten Ländereien oder auf den Stellen, welche durch das eine oder andere Zeichen, durch einen Stock, einen Stein, eine Waffe vom Ga'ukang als die geeignetste bezeichnet worden war. Noch giebt es einige Häuptlinge von Dörfern, welche behaupten, sich im Besitz solcher Zeichen zu befinden, die man in der Regel auch Ornamenten-Kalompowan nennt; der eigentliche Name jedoch ist Kadjannangan (von djannang = untergeordnet), und dieser Name findet sich auch beim Grundbesitz.

Die neueren Niederlassungen breiteten sich immer weiter aus; rund um dieselben erstanden neue Dörfergruppen und jede derselben hatte ihren eigenen Häuptling, der aus der Familie des Stifters erwählt wurde; das vermittelnde Band zwischen denselben war der Ga'ukang oder besser der Glaube an seine übernatürliche Kraft und seinen übernatürlichen Ursprung. Je mehr das Mutterdorf und die Kolonien desselben, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, sich ausbreiteten, um so größer wurde auch die Anzahl der Kalompowans. Die Anzahl der Waffen vermehrte sich, dazu kamen eine Flagge, ein Panzerhemd, ein Schild, überhaupt allerlei Geräth für Jagd und Krieg, für Hausbedarf und Vergnügungen. Alle diese Gegenstände waren das besondere Eigenthum des Ga'ukang und wurden in seiner Kammer bewahrt. Das genügte jedoch nicht, man legte Kalompowan-Felder und -Gärten, ja auch solche Fischweiher an und da man bei dem Ga'ukang dieselben Liebhabereien wie bei den Menschen voraussetzte, bekam er auch sein Jagdgebiet in Feld und Wald (gewöhnlich Ongko's genannt). Wie man sagt, giebt es in Boni sogar Stutereien, welche dem Ga'ukang gehören. Zur Unterstützung des Hüters wurden Priesterinnen (Pinatis) angestellt, die demselben bei der Versorgung des Ga'ukang beistehen sollten; in ähnlicher Weise entstand die Ornaments-Sklaverei, wozu diejenigen verurtheilt wurden, welche widerspänstig gegen die Befehle der Obrigkeit, die den Ga'ukang ja nur vertrat, gewesen waren. Der Hüter, der weltliche, sichtbare Häuptling hatte das ausschließliche Recht, die Kalompowans zu gebrauchen. Das Ansehen der Hüter stieg mit dem des Ga'ukang, wozu natürlich der Genuß der Kalompowans beitrug, die ja entweder materiellen Vortheil verschaffen konnten oder mit übernatürlichen Eigenschaften ausgerüstet waren. So entstanden nach und nach kleine Reiche, welche die Grundeinheit der makassarischen und buginesischen Gesellschaft bilden; der Glaube an Ga'ukangs und die Verehrung, die ihnen bewiesen wurde, nahmen eine bestimmte Gestalt an, und einer der Nachkommen des ursprünglichen Finders machte sich zum Fürsten, zum Herrn des Landes. Seine Macht war nicht unbeschränkt; er besaß dieselbe nur als Hüter des Ga'ukang und zu dieser Würde wurde er durch die Häuptlinge der Dörfer erwählt, die von den Gläubigen dazu ermächtigt waren. Dieselben hatten auch das Recht ihm seine Würde zu nehmen.

Das eigene Interesse des Fürsten brachte es also mit sich, mit den Wünschen und Ansichten der Häuptlinge zu rechnen, die ja schon durch die Weise, wie ihre Dörfer entstanden waren, eine gewisse Selbständigkeit besaßen. Außerdem aber fühlte man das Bedürfniß Rath zu halten, wo es sich um wichtige Interessen handelte, und so kam eine Rathsversammlung zu Stande, deren Vorsitzer der Fürst, deren Mitglieder die Häuptlinge der Dörfergruppen waren. Das Gewohnheitsrecht war das Gesetzbuch, welches dem Rath als Richtschnur diente.

Viele Ga'ukangs sind im Laufe der Zeit verloren gegangen, so daß man sich jetzt mit der Ueberlieferung, dem Glauben an den übernatürlichen Ursprung und die übernatürlichen Kräfte des Kalompowan behelfen muß. Daher kommt es, daß man mehr von letzteren, als von ersteren sprechen hört, und beide wohl einmal mit einander verwirrt werden. Hier und da sind jedoch noch einzelne Ga'ukangs bewahrt geblieben. Wenn man die Eingeborenen fragt, was sie in einem Ga'ukang verehren, so bekommt man in der Regel gar keine Antwort, oder sie sagen in sehr unbestimmter Weise: einen Geist. Wenn man näher auf die Sache eingeht, bemerkt man bald, daß alles, was ihnen fremd und unerklärlich ist, auf übernatürlichen Einfluß zurückgeführt wird.

Wie Indianer messen.

Von **Alb. S. Gatschet** in Washington.

Von dem Hauptstamme der Tinné-Indianer, der fast den ganzen Norden der britischen Besitzungen in Nordamerika und das Innere von Alaska einnimmt, haben sich in vorhistorischer Zeit zwei Theile abgesondert, von denen der eine über die Rocky Mountains hinüber südlich zog und sich an und unweit der Küste des Stillen Meeres vom Columbia bis zum 39° 30′ nördl. Br. niederließ, der andere jedoch dem östlichen Rande des Hochgebirges und den Büffelherden folgend, bis nach Texas, Neumexiko, Arizona, sogar bis in den mexikanischen Staat Durango vordrang und als Apache- und Návajo-Stamm fortexistirt.

Der oregonisch-californische Zweig der Tinné-Familie theilt sich in mehrere Stämme, von denen die Húpa am Trinityflusse (Nebenfluß des Klamath), die Rogue River- und die Umpqua-Indianer die bedeutendsten sind. Wie schon der Name lehrt, war der Wohnsitz der Rogue River- (früher auch: Rascal-) Indianer das Gebiet des oregonischen Rogue River, und nach einem von ihren dreizehn Stämmen, der 6 engl. Meilen nördlich von der Mündung wohnte, heißen sie auch Tútu-tené, d. h. „Männer am Wasser“ [1]). Es sind dies außer den Kénai oder Kénai-Koχtána am Cook Inlet, westlich von der Kénaihalbinsel in Alaska, die einzigen Tinné-Indianer, die jemals ihre Wohnsitze bis an den Ocean ausgedehnt haben. Dieselben sind überhaupt stets ein Inlandvolk, keine maritime Rasse gewesen. Die Wohnsitze der Rogue River-Indianer erstreckten sich früher vom Sixesfluß in Oregon bis zum Smithflusse an der oregonisch-californischen Grenze, d. h. etwa von 43° 10′ bis 41° 50′ nördl. Br., doch seit dem Indianeraufstande von 1855 bis 1856 wurde der größte Theil derselben nach den Küstenreservationen gebracht und lebt jetzt auf der Siletz-Reservation am Siletzflusse [2]), unweit Kap Foulweather an der oregonischen Küste.

Einem von dem Dolmetsch W. E. Everette von dort eingesandten linguistisch-ethnologischen Manuskripte entnehme ich Folgendes über die unter diesen Indianern noch gebräuchlichen Längen-Maße, die jedenfalls aus alter Zeit datiren und mit denen vieler anderer Stämme analog sind. Ich beginne mit dem kleinsten dieser Maße, die sich sämmtlich auf den menschlichen Körper beziehen, und gebe zugleich diejenigen Aequivalente im Rogue River-Dialekte an, die übermittelt worden sind. Die Maße sind in englischen Fuß und Zoll angegeben.

1. Das kleinste aller Längenmaße ist die Dicke des flach auf einen Gegenstand gelegten Daumens, und beträgt etwa 2/3 eines Zolles. Dieses Maß wird nur von den älteren Stammesgliedern noch hier und da gebraucht; die jüngere Generation kennt dasselbe gar nicht mehr. Der Daumen heißt im Dialekt die „Nase der Hand“: ktchó lá místchu (lá: Hand).

2. Ein ebenfalls selten gebrauchtes Maß ist die Breite zweier nebeneinander liegender Finger, und beträgt circa 1½ Zoll.

3. Ein Maß, von dem zweiten oder untern Gelenke des Daumens ausgehend quer unter dem Handrücken laufend und am dritten oder untersten Gelenke des kleinen Fingers endigend, beträgt im Durchschnitt 4 Zoll. Ist unter den Frauen im Gebrauch.

4. Die ganze Länge des Zeigefingers von der Spitze bis zum untersten Gelenke. Beträgt 4 Zoll und wird von den Frauen bei Anfertigung von Mocassins benutzt.

5. Die Distanz von der Daumenspitze bis zum Handgelenke, wo die Ulna an die Knochen der Hand (auf der Innenseite der Hand) anstößt. Dieses Maß heißt „eine Hand“ (ktchó lá thlá), beträgt durchschnittlich 6 Zoll und kommt nur selten zur Anwendung.

6. Oeffnet man die Hand möglichst weit durch Aufdrücken der Finger auf einen flachen Gegenstand, so beträgt die Distanz der Daumenspitze von der Mittelfingerspitze etwa 8 Zoll. Dieses Maß heißt eine „Spanne“ (kót thlá), wird häufig benutzt, und bildet die Einheit, auf die sich mehrere der nachfolgenden Maße zurückführen lassen.

7. Die Länge des Fußes vom Absatz zur großen Zehe, im Durchschnitt 9 Zoll messend: thlá ku ktchwē, „etwas über eine Spanne“.

8. Entfernung zwischen dem Ende des Daumens und der Innenseite des Ellbogens; beträgt circa 16 Zoll oder zwei Spannen. Heißt kaχwul sutun „vom Ellbogen weg“ und wird selten verwendet.

9. Der Abstand zwischen dem Daumenende und dem obern Ende des Biceps-Muskels am Oberarme beträgt ungefähr 24 Zoll und ist das am häufigsten gebrauchte Längenmaß. Um ein möglichst bestimmtes Maß zu haben, bringen sich alle Indianer an jener Stelle eine tatuirte Linie oder Marke bei, von welcher aus gemessen wird. Durch genaue Feststellung dieser Länge mittels dieses Zeichens wird vielen Betrügereien vorgebeugt. Dieses Maß dient zur Abmessung von Fellen, Wampumschnüren u. s. w. und heißt ktchwútime. Wampumschnüre dienen als Geldeswerth und bestehen aus aneinander gereihten weißen Muscheln des Genus Dentalium, die wie ein schwach gebogenes Füllhorn aussehen.

10. Die Distanz zwischen dem Absatz des linken Fußes und der großen Zehe des ausschreitenden rechten Fußes,

---

[1]) Von tu, reduplicirt tútu „Wasser“, und tene, ténne Männer, Volk. Der Name wird fälschlich auch Tutatamy und Lotótne geschrieben.

[2]) Siletz ist ein aus dem franz. Rivière Céleste entstandener Name.

welche 4 Spannen oder 32 Zoll beträgt und ein „Schritt“: thlá yastututhl, genannt wird.

11. Dieselbe Länge von 32 Zoll approximativ besitzt ein anderes Längenmaß, das durch die Distanz des Daumenendes (das mit dem Ende des Zeigefingers zusammengebracht wird, wenn etwas gemessen wird, wie Tücher ꝛc.) vom Mittelpunkte der Brust bestimmt wird. Der Arm wird dabei horizontal ausgestreckt.

12. Ein weiteres Maß erstreckt sich vom Daumenende dem horizontal ausgestreckten Arme entlang über die Brust bis zum Ellbogengelenk (Innenseite) des andern ausgestreckten Armes, und wird auf 48 Zoll veranschlagt.

13. Zum Abmessen von Stricken, Häuten und Tuchstoffen dient häufig das Maß des „Fadens“, d. h. die Distanz der Daumenenden beider ausgestreckter Arme, die auf acht Spannen oder 64 Zoll geschätzt wird. Diese heißt: thlútintestkúsh „ausgestreckt“, und gelangt von allen Maßen, mit Ausnahme von Nro. 9, am häufigsten zur Verwendung.

* * *

Bei aller Unvollkommenheit dieser Methoden giebt uns das Naturmaß dieses Volkes sehr lehrreiche Fingerzeige über die Entstehung der Maße der Griechen, Römer, sowie der Germanen und anderer Kulturvölker der Neuzeit bis zur Annahme des Metersystems. Die Maßeinheit ist die Spanne; die kleineren Maße sind indeß auf diese nicht reducirbar. Als größere Hohlmaße gelten bei den Indianern nur selten Gefäße, sondern meist Säcke, die aus starken Gräsern geflochten werden und zum Transport oder zur Aufbewahrung von Wurzeln, Körnern, Mehl oder pulverisirten Fischen dienen und 50 bis 100 Pfund zu fassen im Stande sind. Große Wegdistanzen werden nach Tagreisen zu Pferde berechnet.

Kürzere Mittheilungen.

Steppenvögel in Dänemark.

Unter den gelegentlichen Gästen aus der Vogelwelt, welche dann und wann auf dem kleinen dänischen Gebiete angetroffen werden, sind die Steppenvögel verhältnißmäßig zahlreich vertreten, was um so merkwürdiger ist, als Dänemark ja theilweise von dem übrigen Europa und dadurch von den großen, baumlosen Ebenen getrennt ist, wo die genannten Vögel vorzugsweise auftreten. Bis jetzt sind nach A. Feddersen nicht weniger als sieben Arten von diesen Vögeln dort gefunden worden. Von diesen ist das kirgisische Steppenhuhn (Syrrhaptes paradoxus) eigentlich in der Wüste Gobi und auf den kirgisischen Steppen heimisch, kommt aber doch westwärts bis zur Wolga vor. Im Sommer 1859 zeigte sich plötzlich im westlichen Europa ein Schwarm und im Juli des genannten Jahres wurde ein einzelnes Exemplar bei Hobro in Jütland gefunden. Weit zahlreichere Schwärme zeigten sich aber im Jahre 1863 in Europa, und verbreiteten sich einzelne sogar bis nach Schweden, Norwegen, Schottland und Irland. Die größte Anzahl dieser Vögel scheint jedoch nach Dänemark und besonders nach dem westlichen Jütland gekommen zu sein, wo sie sich am zahlreichsten in der Gegend des Ringkjöbingfjord niederließen. Man beobachtete sogar einen Schwarm von ca. 200 Stück und fand auch Eier derselben in Jütland; viele Steppenhühner wurden übrigens ganz oben bei Skagen beobachtet, wo sie sich bis zum December in einzelnen Völkern aufhielten, ja im Februar 1864 wurde noch in den Dünen von Wester-Tvärsted ein Volk gesehen. Später sind die Steppenhühner in Dänemark nicht wieder beobachtet worden, obwohl sie in ihrer Heimath Zugvögel sind. Die große Trappe oder die Trappgans (Otis Tarda), die sich auf den weiten Ebenen im mittlern Rußland, einem großen Theil von Asien, Nordwestafrika und in einzelnen südeuropäischen Ländern aufhält, ist in einzelnen Exemplaren auch in Dänemark gefunden worden. Merkwürdig genug kam die Trappgans noch Ende vorigen Jahrhunderts im südlichen Schweden sehr häufig vor und brütete auch dort; jetzt ist dieselbe dort aber sehr selten. In Jütland sind mehrere Exemplare geschossen worden; 1860 wurde sogar bei Matrup in der Nähe von Horsens ein Weibchen auf dem Neste gefangen. Die Zwergtrappe (Otis tetrax), in Südrußland, Ungarn ꝛc. heimisch, wird häufiger in Dänemark angetroffen. Diese ist mehrere Male in Jütland, auch auf Möen (1850), auf Amack (1864), auf Asnäs (1872) und bei Nykjöbing auf Falster (1874) geschossen worden. Pontoppidan erwähnt bereits in seinem „Den danske Atlas“ Bd. I. S. 625, daß dieselbe in Jütland gefunden wird. Die Kragentrappe (Otis Macquenii), deren Heimath in Westasien von Bengalen bis zum Kaspischen Meere ist, wurde einmal in Dänemark geschossen, nämlich bei Flensburg (1843); außer einem auf der Insel Gothland (1847) geschossenen Exemplar ist sonst der Vogel im Norden nicht vorgekommen.

Ferner ist in Dänemark, wenn auch nur einmal, die schöne Brachschwalbe oder das Sandhuhn (Glareola pratincola) angetroffen worden. Dieser auf den Steppen Rußlands und Sibiriens heimische Vogel ist bei Ulfshale auf Möen im Jahre 1831 geschossen worden. Die europäische Triel (Oedicnemus crepitans), welche sich in den steppenähnlichen Gegenden Südeuropas, Nordafrikas und Westasiens aufhält, ist an der Westküste von Bornholm (1848) und auf Stevns (1881) geschossen worden.

Zu diesen in Dänemark angetroffenen Steppenvögeln dürfte schließlich noch eine Art hinzuzufügen sein, deren Vorkommen nur in den Zeitungen erwähnt worden ist, nämlich der in Nordafrika vom Rothen Meere bis zu den kanarischen Inseln sich aufhaltende afrikanische Wüstenläufer (Cursorius isabellinus). Im November 1881 wurde bei Trälde in der Nähe von Fredericia und im Sommer vorigen Jahres auf einer anderen Stelle in Jütland je ein Exemplar geschossen.

W. Finn.

Vom Panama-Kanale.

Ch. N. Seitdem am 7. September vorigen Jahres Panama so schwer durch Erdschwankungen geängstigt wurde, scheint der Isthmus nicht mehr zur Ruhe kommen zu wollen. Es vergeht kein Monat, in welchem nicht neue Stöße verzeichnet werden. Die zuletzt zu unserer Kenntniß gekommenen datiren vom 8. März, wovon der erste, schwächere, um 6,35 Abends, der zweite, stärkere, um 11,30 Nachts erfolgte; letzterer verursachte zwar großen Schrecken, richtete aber wenig Schaden an. Da es in Panama gänzlich an Instrumenten fehlt, um derartige Bewegungen zu kontroliren, so ist eine Beobachtung, die der Gasdirektor bei dieser Gelegenheit machte, immerhin erwähnungswerth: den ersten Stoß, der eine volle Minute dauerte, verspürte man um 6,35. Durch einen Gasgeruch beunruhigt, suchte der Direktor die Entweichungsstelle, da er glaubte, die Leitung mit der Stadt

sei unterbrochen worden. Dies war nun nicht der Fall, sondern der Geruch kam davon her, daß das Wasser im Gasometer hin und her schwankte. An der einen Seite war es, wie durch Messung konstatirt wurde, drei Zoll hinaufgestiegen, während es an der anderen, der Abflußröhren wegen, nicht die gleiche Höhe erreichte. Zwanzig Minuten lang schwankte das Wasser heftig und in gleicher Richtung von einer Seite zur anderen. Vollständig zur Ruhe kommen konnte es erst lange nachher. Der Gasometer hat 51′ im Durchschnitt und ist 16′ tief. Eine sorgfältige Prüfung während der stärksten Schwankungen zeigte, daß die Bewegung sich von Nordost nach Südwest zog. Um 11,30 wurde man wieder durch zwei Erschütterungen aufgeschreckt, welchen um 11,33 ein sehr starker und 12 Minuten später ein schwächerer Stoß folgte. Diesmal hob sich das Wasser bloß um einen halben Zoll. Daß der stärkere Stoß auf das Wasserniveau wenig Einfluß hatte, erklärt sich dadurch, daß der Stoß von 6,35 durch seine längere Dauer nachhaltiger wirken mußte.

Für die Anhänger der Falb'schen Erdbebentheorie mag es von Interesse sein zu vernehmen, daß dem westindischen Kalender zufolge der Neumond auf den 8. März Nachts 11,24 fiel, daß also diese seismischen Erscheinungen sein Eintreten begleiteten.

Würde sich die Kraftentwickelung dieser Naturereignisse immer innerhalb solch bescheidener Grenzen halten, so wären sie für den in Angriff genommenen Panama-Kanal von untergeordneter Bedeutung, allein die seit kurzer Zeit sich häufenden Anzeichen, daß auf dem Isthmus oder in seiner Nähe ein schlummernder vulkanischer Herd befindlich ist, der eines Tages jenem Unternehmen sehr verderblich werden könnte, geben zu denken. Man erinnere sich der Fluthwelle, die am 13. August 1868 in der Bai von Arica gräßliche Zerstörungen anrichtete und das amerikanische Kriegsschiff Wateree weit ins Land hineinschleuderte, eine wirkliche Erdbebenwoge, hervorgebracht durch das plötzliche Bäumen und sofortige sich wieder Senken des Meeresbodens.

Als ob es nicht an den elementaren Revolutionen genug wäre, um das Zustandekommen jenes großen Werkes zu bedrohen, so tragen jetzt auch menschliche Leidenschaften dazu bei, die Lage der Unternehmer unbehaglich zu machen. Zwischen den kolumbianischen Arbeitern und denjenigen, welche aus den Antillen eingeführt werden, besteht ein tiefer, unheilbarer Haß, der neulich in blutige Thätlichkeiten ausartete und ein ersprießliches Zusammenarbeiten auf der ganzen Linie auch fernerhin ernstlich gefährdet. Schlachten wurden geliefert in Obispo, Culebra, Matachin u. s. w., wobei es Todte, man spricht von zwanzig, und viele Verwundete gab. Das Militär stellte die Ordnung wieder her. Damit ist aber nicht ausgeschlossen, daß, sobald es wieder außer Sicht ist, der Unfug nicht von Neuem losgehe, denn die Zuchtlosigkeit des Isthmuspöbels ist sprichwörtlich.

Was den Gesundheitszustand auf dem Isthmus anbelangt, so waren im letzten Jahre Fälle von Pockenkrankheit recht häufig. Das Fremdenspital nahm (1882) 1154 Patienten auf, wovon allein auf Frankreich 344 entfielen. Zu den 15 386 Dollars betragenden Einnahmen steuerte die Kanalkompagnie 9 735 Dollars bei, welche sie für ihre Kranken zu vergüten hatte. Das Spital, das sie in Huerta de Galla für ihre eigene Rechnung herstellen läßt, geht seiner Vollendung entgegen.

Wie steht es nun mit dem Kanal selbst?

Bei einem im März zu Ehren der Landesautoritäten veranstalteten Bankett drückte Charles de Lesseps, der Sohn des Unternehmers, die Hoffnung aus, seine Gäste im Jahre 1888 zur Feier der Kanaleröffnung wieder einladen zu können. Mit ihren bisherigen Leistungen kann sich aber die Kanaldirektion nicht brüsten, und aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte sich der citirte Ausspruch als eine große Illusion erweisen. Inzwischen hat die nimmer rastende Thätigkeit des Herrn von Lesseps ein neues Durchstichprojekt gezeitigt. Der amerikanische Minister in Siam, General Haldermann, berichtete nämlich dem Staaten-Departement, daß Lesseps beim König von Siam um die Koncession eines Schiffahrtkanals durch die malaische Halbinsel bei Krah eingekommen sei, der die Bai von Bengalen mit dem Golf von Siam verbinden soll. Schon sind französische Ingenieure in Bangkok angekommen, um die nöthigen Vorstudien zu machen, und würde ihrer Berechnung nach den zwischen Europa und China fahrenden Schiffen eine schwierige Seefahrt von 500 Meilen dadurch erspart werden.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Beim Dörfchen Gambetta unweit Oran (schreibt Dr. W. Kobelt in „Nach den Säulen des Hercules") befindet sich die Rennbahn, welche man bei allen algerischen Städten findet. Jährlich mehrmals finden überall Wettrennen der Eingeborenen statt; während Kobelt's Aufenthalt ließen indessen die ausbrechenden Unruhen die Abhaltung solcher aufregender Schauspiele, bei denen Tausende von Arabern zusammenkommen, nicht räthlich erscheinen. Bei der dem Araber angeborenen Liebe für gute Pferde und Fantasias haben sich die Rennen als mächtige Beförderungsmittel für die Pferdezucht erwiesen, vorzüglich seitdem man nicht mehr alle Pferde zuläßt, sondern den Nachweis edlen Blutes verlangt. Früher war es den stolzen Scheikhs unter ihrer Würde, ihre Pferde mit ganz gemeinen Gäulen konkurriren zu lassen; jetzt fehlt so leicht keiner und jeder wendet den letzten Douro an die Beschaffung eines edlen Pferdes. Es war allerdings auch Zeit zu energischen Maßregeln, denn die Pferdezucht war in Nordafrika sehr gesunken und die Rasse, wenn auch noch in allen Gliedern das edle arabische Blut zeigend, ziemlich degenerirt. Die Franzosen haben edle Hengste aus Arabien kommen lassen, und Kenner versichern, daß die guten Folgen dieser Einführung heute schon deutlich erkennbar sind. Die französische Kavallerie bezieht jetzt schon einen beträchtlichen Theil ihrer Remonte für die leichteren Waffengattungen aus Algerien.

— Der Franzose Foureau, dessen Abreise von Wargla nach dem Sudan der „Globus" auf S. 239 meldete, ist bereits wieder nach Biskra in Algerien zurückgekehrt. Feindseligkeiten zwischen den Tuareg scheinen der Grund davon gewesen zu sein.

— Es ist eine eigenthümliche Sitte in Abessinien (sagt G. Rohlfs in „Meine Mission nach Abessinien" S. 264), daß die Leute, wenn sie essen, trinken oder auch auf freiem Felde ihre Nothdurft verrichten, sich von anderen eine Schama (das abessinische Nationalgewand, ein breites, weißes Umschlagetuch von Baumwolle mit breiten rothen Streifen), eine Decke oder irgend ein Tuch oder Kleidungsstück überhalten lassen. Viele behaupten, es geschehe das, um den bösen Blick von sich abzuwehren. Rohlfs glaubt jedoch, daß das Ueberhalten eines Tuches beim Essen deshalb geschieht, um nicht andere einladen zu müssen. Rohlfs' Diener, stets 50 an Zahl, aßen partienweise. Vor dem Beginn der Mahl-

zeiten krochen jedesmal acht oder zehn, welche eine Eßgenossenschaft bildeten, unter eine Schama. Thaten sie es nicht, was auch wohl vorkam, wenn die Sache Eile hatte, dann hielten sie sich stets verpflichtet, zufällig Nahekommende zur Theilnahme aufzufordern. Und was das Bedecken eines die Nothdurft Verrichtenden anbetrifft — es handelt sich dabei selbstverständlich nur um Vornehme — so glaubt Rohlfs dies nur auf Schicklichkeitsgefühl zurückführen zu müssen. In Tafilet (Marokko) beobachtete er eine ähnliche Sitte: am Markttage drehten alle, welche eine Speisebude betraten, das Gesicht der Wand und den Rücken dem Eingange zu, und in dieser Stellung aßen sie; offenbar auch nur, um nicht zufällig Hereintretende auffordern zu müssen, am Essen theilzunehmen.

— Ueber den „König Makoko" am Kongo, mit welchem Savorgnan de Brazza seinen bekannten Vertrag abgeschlossen hat, machte Dr. Pechuel-Lösche, der als Mitglied und zeitweiliger Leiter der Stanley'schen Expedition die Sache wohl am besten zu beurtheilen vermag, dem Frankfurter Geographentage folgende Mittheilung. Ein Makoko Nr. 1 wohnt nahe der belgischen Station Leopoldville, zu Kischascha am Südufer des Stanley Pools, mit welchem Brazza einen Vertrag abgeschlossen zu haben scheint, und welcher von dessen zurückgebliebenen Untergebenen, dem Sergeanten Malamine als König aller Bateke bezeichnet wurde — was entschieden falsch ist. Ein Makoko Nr. 2, ein zuverlässiger Freund der Stanley'schen Expedition, wohnt südwestlich von Leopoldville, und von ihm hat Stanley den großen Landstrich gekauft, der am Pool sowie weit landeinwärts Eigenthum der Expedition geworden ist. Diesen zweiten Makoko kennt Brazza überhaupt nicht; dagegen hat er Verträge mit einem dritten Makoko geschlossen, der weit im Nordosten vom Pool residiren und der König aller Bateke sein soll. Letzteres bestreitet Dr. Pechuel-Lösche entschieden; wenn er ihn auch nicht näher kennt, so steht doch so viel fest, daß er kein König in unserm Sinne ist, daß er weder ein großes Land noch dessen gesammte Bevölkerung, die Bateke, einheitlich beherrscht. Makoko ist auch kein Name, sondern ein Titel, der etwa „Beherrscher des Flusses" bedeutet. Welcher von den drei aufgeführten Makokos, zu welchen übrigens noch ein vierter, der am Nordufer des Pools sitzende Buabua-njali kommt, der mächtigste ist, ist schwer zu sagen; sie sind eben nebst vielen anders betitelten Männern nichts als mehr oder minder mächtige Häuptlinge der Bateke, wie sie sich überall im westlichen Afrika zu Dutzenden finden. Besucht man sie der Reihe nach, so behauptet ein Jeder von sich, daß er der größte sei, um zu imponiren und das größte Geschenk zu erhalten. Geschlossene Reiche unter mächtigen Herrschern giebt es in jenem Gebiete nicht mehr; wo sie einst bestanden, ist nur noch die Ueberlieferung davon vorhanden. Jedes Dorf, mindestens jeder Gau hat seinen Herrscher, der keinen fernen Mächtigen fürchtet, noch ihm gehorcht und keinen von jenem vollzogenen Vertrag gutwillig anerkennt. Ein Jeder verhandelt selbständig und will möglichst reich abgefunden sein. Dies schließt jedoch nicht aus, daß die Tradition irgend einen Nachkommen ehemaliger bedeutender Herrscher noch mit der Glorie einstiger Größe schmückt. Je näher man aber solchen Größen rückt, um so kleiner werden sie, bis man sie endlich im persönlichen Verkehr als politisch oft recht ohnmächtige Häuptlinge erkennt.

(Nach der „Frankfurter Zeitung".)

Australien.

— Der unermüdliche australische Reisende Ernest Giles ist schon wieder damit beschäftigt, eine große Expedition zur Erforschung der zur Zeit noch unbekannten Theile des australischen Kontinents zu organisiren. Dabei soll auch so viel als möglich nach sicheren Spuren des verschollenen Leichhardt gesucht werden.

— Im nördlichen Australien ist die weiße Ameise (Termes flavipes), welche so ziemlich Alles, was nicht eisenfest ist, in kurzer Zeit zerstört, außerordentlich verbreitet. Zu den wenigen Holzarten, die von ihrer Gefräßigkeit zwar nicht ganz verschont bleiben, aber doch weniger zu leiden haben, gehört insbesondere das sogenannte Jarrah gum (Eucalyptus marginata), welches an der Südwestküste der Kolonie West-Australien große Wälder bildet; ferner verschiedene andere Eukalyptenarten, bekannt unter dem Namen Ironbark, Paperbark, Bloodwood und Stringybark, so wie endlich die Cyprus-Pinie. Auf der von Port Augusta, am obern Spencer Golf, durch Central-Australien nach der Nordküste (Port Darwin) laufenden Telegraphenlinie hat man bald genug den zerstörenden Einfluß der weißen Ameise an den hölzernen Pfählen kennen gelernt und sich gezwungen gesehen, anstatt derselben eiserne Stangen einzuführen. Dies war am Schlusse des Jahres 1882 bereits auf der 1881 km langen Strecke von Port Darwin bis Charlotte Waters, in 25° 55′ südl. Br. und 135° 54′ östl. L. Gr., geschehen, und wurden bis jetzt gegen 35 000 eiserne Stangen verwendet.

— Die Regierung von Süd-Australien hat den Mr. David Lindsay, welcher mehrere Jahre als Regierungsfeldmesser im Northern Territory thätig war, engagirt, um eine Forschungsreise in das nördlich vom Roper-Flusse gelegene und zur Zeit noch gänzlich unbekannte Gebiet zu unternehmen. (Der Roper, in 14° 44′ südl. Br. und 135° 30′ östl. L. Gr. mündet in den Golf of Carpentaria und ist auf 100 Miles schiffbar.) Man vermuthet dort sehr fruchtbares Land. Wie man von Eingeborenen wiederholt erfahren hat, sollen die Eingeborenen jenes Gebietes seit langer Zeit einen alten weißen Mann mit langem weißem Barte als Gefangenen mit sich herumführen. Mr. Lindsay wird von zwei Europäern und zwei eingeborenen Knaben begleitet sein, und eine Anzahl Pferde werden für den Transport dienen. Die Reise soll im Monat Juni des laufenden Jahres von Palmerston (am Port Darwin in 12° 27′ 45″ südl. Br. und 130° 50′ 45″ östl. L. Gr.) ausgehen. Man wird zunächst den Ueberlandtelegraphen auf 200 Miles verfolgen und von da ab dann die eigentliche Forschung beginnen, welche mindestens vier Monate in Anspruch nehmen dürfte.

— Der eigentliche, aber versteckt gehaltene Grund, welcher Queensland zur Annektirung von Neu-Guinea veranlaßt hat, ist, wie sich jetzt herausstellt, dieser. Man will, da sich die nöthige Anzahl Kanakas von den Südsee-Inseln nicht mehr erhalten läßt, Eingeborene von Neu-Guinea für die Zuckerplantagen im nördlichen Queensland, natürlich zu sehr billigem Lohne, importiren, was sich leichter bewerkstelligen läßt, wenn Neu-Guinea zum Gebiete von Queensland gehört.

— In Sydney hat sich eine Federal Geographical Society of Australia gebildet. Die Gesellschaft will Reisenden, welche unbekannte Gebiete des Kontinents erforschen wollen, pekuniäre Hilfe leisten, so wie auch eine besondere Expedition ausrüsten.

Inseln des Stillen Oceans.

— Am 7. Mai sprach vor der Londoner Geographischen Gesellschaft Mr. Wilfred Powell über seinen Besuch der Nordküste vom östlichen Neu-Guinea, welche er als erster Europäer betreten hat. Er gewann sich dort das Vertrauen eines Häuptlings und wurde zum Besuche des Innern eingeladen, welches terrassenförmig zu etwa 13 000 Fuß Höhe ansteigt. Flüsse giebt es in Menge, und die Plateaus sind fruchtbar und geschickt angebaut, wohl durch Sklavenarbeit. Die Felsen sind basaltisch, und an der Küste finden sich Granitblöcke. Powell erklärt, daß das Land ein Feld für europäischen Unternehmungsgeist biete, giebt aber, von Viehzucht abgesehen, nicht an, in welcher Weise die angeblich reichen und vielfachen Hilfsmittel desselben nutzbar gemacht werden könnten. Die Häuser der Eingeborenen haben die Gestalt von Bienenkörben, wie an der Astrolabe-Bai weiter im Westen. Bis jetzt sind auf Neu-Guinea keine thätigen Vulkane gefunden worden; aber die Massen von Bimsstein und die

Obsidiangeräthe, welche Powell gesehen hat, brachten ihn zu der Ansicht, daß die vulkanische Zone von Neu-Britannien sich auf Neu-Guinea in den Finisterre-Bergen fortsetzt, welche während seiner Anwesenheit von Wolken verhüllt waren. Westwärts von da wird die Küste flacher und die Eingeborenen dunkelfarbiger.

— Von Dr. Karl Emil Jung's „Der Welttheil Australien" (in dem bei G. Freytag, Leipzig und F. Temsky, Prag erscheinenden Sammelwerke „Das Wissen der Gegenwart") sind den beiden ersten Bändchen (vergl. oben S. 16) rasch die beiden letzten gefolgt, welche die Inseln des Stillen Oceans und Neuseeland behandeln. Wir wüßten kein besseres Werk anzugeben, aus welchem sich eine so eingehende Kenntniß jener weiten Gebiete schöpfen ließe, als dieses, dessen Verfasser die geschilderten Gebiete zum Theil aus Autopsie kennt, die einschlägige Litteratur bis auf die jüngste Zeit herab verfolgt hat und sein Wissen auch in geschmackvoller Weise wiederzugeben versteht. Unter den zahlreichen Abbildungen befindet sich eine Reihe seltener und schwer zugänglicher.

Nordamerika.

— Ueber die Produktionsfähigkeit des Staates Texas theilt die „Mail" vom 26. Februar 1883 einige bemerkenswerthe Daten mit. Für 1878/79 wurde der Werth seiner Produkte auf 57 820 141 Dollars geschätzt, für 1880/81 dagegen auf 95 960 930 Dollars, eine Summe, welche sich aus den Werthen von 1 260 247 Ballen Baumwolle, 20 671 339 Pfund Wolle, 781 874 Stück Vieh, 12 262 052 Häuten, 28 175 Pferden und Maulthiere, 39 605 Wagenladungen Getreide und 278 609 542 Fuß Holz zusammensetzt. Im Jahre 1881 betrug die texanische Weizenernte 3 287 500 Bushels, 1880 nur 2 577 223. Die gesammte Ernte der Vereinigten Staaten im Jahre 1879 betrug nach der officiellen Statistik an Weizen 448 755 118 Bushels (auf 32 545 899 Acres), an Roggen 1 544 899 193 Bushels (auf 53 085 401 Acres), und die Bodenfläche, welche die neun hauptsächlichsten Ernten der Union — Baumwolle, Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Heu, Korn, Kartoffeln und Buchweizen — erzeugte, wird zu 223 763 Quadrat-Miles angegeben. Diese Schätzung als richtig angenommen, so besitzt Texas Land genug, um sämmtliche Haupternten der Union hervorzubringen, und behält immer noch ein Gartenareal von 50 000 Quadrat-Miles übrig; es hat also Aussicht, in Zukunft eine große Rolle als Ackerbaucentrum zu spielen. Seine Baumwollernte ist bereits größer, als die irgend eines andern Staates der Union, und die Faser ist länger, seidenartiger und in jeder Hinsicht besser, als sonst in Amerika. Nächst dem Ackerbau ist die Viehzucht die wichtigste Industrie in Texas. Der ganze Westen und der Bezirk Panhandle befassen sich nur mit derselben. Die jährliche Pacht für Weideland beträgt nur 2 Cents, so daß die Kosten der Zucht verschwindend gering sind, und rasch große Vermögen erworben werden. Für Schafzucht eignet sich am besten von allen Ländern das ganze Gebiet zwischen den bewaldeten Gegenden des Ostens und den Llanos Estacados im Westen, südlich bis zum Rio Grande, sowie West-Texas zwischen dem Indianer-Territorium und Mexiko. Es soll jetzt 8 Millionen Schafe im Lande geben im Werthe von 24 Millionen Dollars; das ganze Kapital, welches in der Schafzucht steckt, wird auf 47 600 000 Dollars veranschlagt.

Südamerika.

— Dr. J. Barbosa Rodrigues, welcher vor einigen Jahren beim Botanisiren am Amazonenstrome ein prähistorisches Götzenbild fand, hat aus Para die Nachricht erhalten, daß unweit seiner eigenen Fundstelle ein zweites Exemplar eines solchen gefunden worden sei. Beide gelten für Ueberbleibsel einer vorgeschrittenen Civilisation, welche vielleicht lange vor der Entdeckung der neuen Welt ihren Sitz im Amazonen-Thale hatte. Weitere Nachforschungen an gewissen Punkten würden wahrscheinlich sich reichlich lohnen; freilich hat die brasilianische Archäologie zwei große Feinde gehabt: die allgemeine Gleichgiltigkeit und den frommen Eifer der Missionare, welche in ihrem christlichen Zorne alle hölzernen Idole, welche sie fanden, verbrannten und die thönernen zerschlugen oder in die Flüsse warfen.

— Die brasilianische Regierung hat dem Dr. Schill Erlaubniß gegeben zu einer hydrographischen und geologischen Aufnahme der Lagoa dos Patos, jenes großen Haffs in der Provinz Rio Grande do Sul, und hat sich verpflichtet, ihm für einen an den Ackerbauminister zu erstattenden Bericht 3000 Milreis zu zahlen.

— Aus der Argentinischen Republik lauten die letzten Meldungen dem Fortschritte günstig. In Folge des sich mehr und mehr nach Westen ausdehnenden und den Anden sich nähernden Eisenbahnnetzes scheint die Zeit gekommen, daß die reichen Erzlager der Gebirge des Innern in größerm Umfange als bisher in Betrieb genommen werden, und daß europäische Kapitalisten sich diesen Unternehmungen zuwenden. In der Provinz Tucuman hofft man auf eine glänzende Zuckerernte, und da auch in Salta, Santiago, Corrientes und Misiones der Zuckerbau sich ausbreitet, so glaubt man bald den Bedarf der Republik mit dem einheimischen Produkte decken zu können. Auch die Weinbauer von Mendoza warten nur auf die Vollendung der Anden-Bahn, um ihre guten Sorten nach der Hauptstadt zu senden und mit den von Europa importirten gewöhnlichen Spirituosen den Kampf aufzunehmen.

— Aus Argentinien meldet „The South American Journal", daß die Expedition des Generals Villegas gegen die Indianer der Pampas den lange verlorenen Anden-Paß Bariloche (in der Nähe des Sees Nahuel-huapi) wieder aufgefunden habe. Durch denselben, der als „Fahrstraße über die Anden" bezeichnet wird, pflegten die Indianer das in Argentinien geraubte Vieh nach Chile oder umgekehrt zu treiben und sich so jeder Verfolgung zu entziehen. Seine Besetzung durch die Argentinier wird vielleicht mehr als alles bisher Geleistete dazu beitragen, den weiten bisher von den Indianern bedrohten Ländereien Frieden und Sicherheit zu schaffen.

Polargebiete.

— Am 5. Mai hat der „Willem Barents", Kapitän-Lieutenant Dalen, seine sechste arktische Fahrt angetreten, deren hauptsächlichster Zweck darin besteht, den beiden im Karischen Meere eingefrorenen Schiffen, wenn möglich, Hilfe zu bringen.

Oceane.

— Am 1. Juni dieses Jahres wird nach einer Mittheilung des Prof. Alph. Milne-Edwards an die Pariser Geographische Gesellschaft wiederum ein französisches Schiff Tiefseeuntersuchungen im Atlantischen Oceane vornehmen. Diesmal ist es der „Talisman", und sein Ziel ist die Westküste Afrikas bis zu den Capverdischen Inseln, dann das sogenannte Sargasso-Meer und zuletzt eine Station bei den Azoren.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIII. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XXIX.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Der interessanteste Punkt in der Umgegend von Baalbek ist der etwa einen Kilometer von der heutigen Stadt dicht an der Straße nach Zebedâni belegene, alte Steinbruch, der das Material zu dem größten Theil jener Riesenbauten geliefert hat. Zahlreiche Ueberreste der alten Arbeiten, zum Theil fertig behauene Pfeiler, Blöcke und Platten, finden sich hier noch vor; unter ihnen zeichnet sich durch seine kolossalen Dimensionen namentlich ein Block aus, den die Araber wohl wegen seiner Richtung von N nach S (d. h. nach Mekka oder Kibla) Hadscher el-kibla nennen und heilig halten. Seiner Form nach scheint derselbe einst für die Umfassungsmauer der Akropole von Baalbek bestimmt gewesen zu sein, deren drei größte Bausteine er freilich an Umfang noch übertrifft. An der unteren Seite noch nicht ganz vom Felsen losgelöst, übrigens aber vollständig herausgearbeitet, weist dieser gewaltige Block eine Länge von 21,35 m, bei einer Höhe von 4,33 m und einer Breite von 4 m auf, was einen Rauminhalt von 370 cbm und ein Gewicht von etwa 30 000 Centnern ergiebt. Ueber die Mittel, deren sich die alten Baumeister zur Fortschaffung so gewaltiger Massen bedient haben, ist seinerzeit viel gestritten und geschrieben worden; heute neigt man sich fast allgemein der Ansicht zu, daß dieselben einfachster Art gewesen sind: eine mit Brettern belegte Straße, Rollen von festem Holz und starke, über Winden gehende Taue. Man braucht noch nicht anzunehmen, wie de Saulcy es gethan hat, daß 40 000 Menschen zugleich zum Ziehen eines solchen Steinblockes verwendet worden seien, um doch in dem Transport der großen Monolithen von Baalbek eine der bewundernswerthesten und großartigsten technischen Leistungen des Alterthums zu sehen.

Nach zweitägigem Verweilen in der Ruinenstadt brach Lortet von Baalbek auf, um sich zunächst über den Libanon nach Dschebeil und von dort nach Beirut zu begeben. In nordwestlicher Richtung ging es zuerst über die kleinen Maronitendörfer Deir el-Ahmar und Bschetiye bis zu dem hochgelegenen Dorfe Ainêta, von dem der Weg zu dem Cedern-Passe (Dschebel el-Arz) emporführt. Hatte auf der ganzen Strecke von Baalbek bis hierher die gebirgige Landschaft fast durchweg den Eindruck größter Sterilität gemacht, so boten die Höhen rings um das von nur etwa 60 armen Maroniten bewohnte Dorf Ainêta, trotz ihres entschiedenen Hochgebirgscharakters, einen freundlicheren Anblick dar. An den Wänden des schluchtartigen, engen Thales, in dem das Dorf liegt, standen schöne Nußbäume; weiter hinauf zeigten sich überall an den schroffen, gelblichgrauen Felshängen große Gruppen des stattlichen wilden Birnbaumes (Pyrus syriacus), dessen herbe Früchte von den Bewohnern der armen Gebirgsdörfer gesammelt werden. Die Ufer des eiskalten Baches, der an dem Dorfe vorbeifließt, waren von üppig wucherndem wildem Rhabarber (Rheum ribes) eingefaßt, den Lortet übrigens auch in noch weit größerer Höhe zwischen Felstrümmern dicht am Rande des Schnees wachsend vorfand. Auch die großen, tiefgefalteten und zart-

rothgeäderten Blätter dieser Pflanze bilden, als Gemüse zubereitet, einen wichtigen Bestandtheil der sommerlichen Nahrung der Gebirgsbewohner. Von kleineren Pflanzen waren namentlich Arabis albida und Thlaspi perfoliatum, sowie eine schöne Anchusa mit vergißmeinnichtblauen Blüthen reich vertreten.

In Anbetracht der ungeheuren Schneemassen, die hier allenthalben noch die Gipfel bedeckten, engagirte Lortet in Ainêta vierzehn Führer, die seine zum Theil sehr schwer beladenen Maulthiere über den Paß geleiten sollten. So war es denn eine stattliche Karawane, mit der die Reisenden bald nach Mitternacht die Bergwanderung antraten, um nach Verlauf einiger in fruchtlosen Bemühungen hingebrachter Stunden unverrichteter Sache wieder zum Dorfe zurückzukehren. Unter unsäglichen Anstrengungen hatte man die Thiere glücklich über den beschwerlichsten, steilen und mit Felsgeröll bedeckten Theil des Weges hinübergebracht, als man nur wenig unterhalb des Passes an hohe, vom Winde zusammengewehte und von der Tageshitze aufgeweichte Schneehaufen kam, die jedes weitere Vordringen unmöglich machten. Alle Anstrengungen der eigenen und der von Ainêta mitgenommenen Leute blieben vergeblich, die Maulthiere ließen sich nicht hindurchbringen, und man mußte sich zur Umkehr entschließen.

Nach einigen Stunden des Ausruhens in Ainêta kehrten die Reisenden nach Bschetiye zurück, um, von dem maronitischen Priester dieses kleinen Ortes geleitet, den Weg nach dem weniger bekannten, aber bei weitem bequemern Legniapasse anzutreten. Durch ein nach Süden führendes, trockenes und steiniges Thal erreichte man in etwa anderthalb Stunden den kleinen See Yammûni, der an seiner Westseite von hohen Felswänden überragt wird. Eine Quelle, die aus einer grottenartigen Vertiefung in dieser Felswand hervorbricht und als etwa 10 m hoher Wasserfall hinabstürzt, speist den See, der zur Zeit seiner größten Ausdehnung, gegen Ende Juni und Anfang Juli, eine

Steinbruch bei Baalbek.

Wasserfläche von 3 km Länge und 2 km Breite bildet und nach der Mitte zu 15 bis 20 m tief ist. Bald nach dieser Zeit beginnt der jedes sichtbaren Abflusses entbehrende See so rapide abzunehmen, daß er zu Anfang September bis auf einige kleine Wasserlachen schon vollständig trocken ist. Diese schnelle Entleerung findet, wie man beobachtet haben will, durch eine tiefe trichterförmige Einsenkung in der Mitte des Seebeckens statt, doch ist es sehr wahrscheinlich, daß auch durch den porösen Kalkstein des übrigen Seebodens ein, wenn nicht starkes, so doch kontinuirliches Absickern des Wassers stattfindet. Der Zufluß neuen Wassers erfolgt nach den übereinstimmenden Aussagen der Einwohner des Dorfes Yammûni regelmäßig in den Tagen um den 8. März herum, d. h. frühestens drei Tage vor und spätestens drei Tage nach dem großen Feiertage der Maroniten, dem „Feste der sechzig Märtyrer“, das eben am 8. März begangen wird. Das Herannahen des Wassers soll sich stets durch ein lautes unterirdisches Getöse, gelegentlich auch durch eine Erschütterung des Bodens ankündigen. Dann bricht aus der Felsgrotte ein kolossaler Wasserstrahl hervor, der auf seinem kurzen Laufe von etwa 250 m bis zum See einen breiten, reißenden Strom bildet, und in Zeit von drei bis vier Wochen das Becken bis zum Rande füllt. Wie lange dieser mächtige Zufluß anhält, darüber konnte Lortet nichts Genaues erfahren; er selber fand nur noch einen freilich ziemlich wasserreichen, aber schmalen Bach vor, sah aber an dem tiefeingerissenen und mit fortgeschwemmtem Schutt und Geröll bedeckten breiten Bette des kurzen Stromes, daß die Angaben der Einwohner wenigstens über den in diesem Jahre stattgehabten Erguß nicht übertrieben waren. Nach der Meinung des Volkes dieser Gegend geht das Wasser des Yammûni durch Felsengänge und Höhlen des Libanon nach Westen, um dort als Quellen des Nahr Ibrahim wieder zu Tage zu treten.

Vier Stunden nach dem Aufbruch von Yammûni, wo die Reisenden einen längeren Halt gemacht hatten, erreichten sie den Legnia-Paß, ein weites Felsplateau von 2325 m Erhebung ü. d. M. Die herrlichste Aussicht über das großartige Gebirgspanorama des Libanon entschädigte für die Beschwerden, die der letzte ziemlich steile und durch Schneefelder führende Theil des Weges gemacht hatte. Nur der letzte Theil; denn von Yammûni

aus war man lange Zeit auf ziemlich gutem Pfade ein schönbewaldetes Thal hinaufgestiegen, in dem zwischen mächtigen Eichen und großen Hagedornbäumen (Crataegus orientalis), gelbblühende Caprifolien (Lonicera nummularifolia) und schöne Berberitzen (Berberis cretica) mit den korallenähnlichen Beerenbüscheln standen. Auch der nicht ganz leichte Abstieg nach Westen, der zum größten Theil zwischen schroffen, seltsam zerrissenen Felswänden dahinführt, zeigte die Flora des Libanon in ihrer ganzen Pracht. Am Wegrande wuchsen die in unseren Gärten vielfach kultivirte Aubrietia Libanotica mit den zierlichen veilchenfarbenen Blüthen, eine schöne große Iris (Romulea bulbocodium), eine gelbblühende Lilie (Gagea Billardieri) und das große Ornithogalum montanum. Weiter abwärts kam man in einen dichten Wald kolossaler Wachholderbäume (Juniperus excelsa), die, mit unzähligen bläulichen Früchten bedeckt, in der grellen Sonnenbeleuchtung eine ganz eigenthümliche Färbung erhielten. Das im obern Thale des südlich von Dscheibeil ins Mittelmeer mündenden Nahr Ibrahim belegene Dorf Akûra, das man nach etwa fünfstündiger Wanderung erreichte, ist auch ausschließlich von Maroniten bewohnt, macht aber trotzdem den Eindruck eines nicht unbedeutenden Wohlstandes. Daß die Seidenzucht hier in großartigem Maßstabe betrieben wird, erkennt man von weitem schon an den ausgedehnten Maulbeerplantagen, die das Dorf umziehen. Schöne Wallnuß- und andere Obstbäume ragen allenthalben aus diesen Pflanzungen empor; die schroffen Berge ringsum aber leuchten von dem tiefen Roth der in zahllosen großen Büschen hier wildwachsenden Päonien (Paeonia corallina), in deren Schatten Lortet vielfach die eigenthümliche, bis 50 cm hohe Maiblume (Theresia Libanotica) mit den grünlichen Blüthenglocken antraf.

Westlicher Abstieg vom Legnia-Passe.

Der Nahr Ibrahim, der Adonis des Alterthums, dessen Thal die Reisenden jetzt nach Westen verfolgten, bildet um diese Zeit des Jahres zwischen den Felsen, die seinen Lauf einengen, eine Menge von zum Theil bedeutenden Kaskaden und Wirbeln; so war denn auch der dicht am Flusse hinführende Pfad schlüpfrig und oft kaum zu passiren. Man mußte die Pferde vorsichtig am Zügel leiten und war froh, als man am Abend ohne einen Unfall erlitten zu haben das schön gelegene Dorf Kartaba erreichte. Nicht viel besser war der Marsch des folgenden Tages, der durch das wilde Bergthal des Nahr el-Fedâr führte, unweit dessen Mündung die Stadt Dscheibeil liegt. Auch dieser Fluß weist, wie der Nahr Ibrahim und die meisten seiner Zuflüsse, eine tiefrothe Färbung des Wassers auf. Dieselbe, nach Lortet ein Lösungsprodukt des eisenhaltigen Bodens, wurde nach der Verschmelzung des phönikischen Adonisdienstes mit dem griechischen Mythos dem Blute des Adonis zugeschrieben, der in dieser Gegend des Gebirges vom Ares getödtet sein sollte.

Das alte Centrum des Adonisdienstes, das tempelreiche Gebal, von dessen als Schiffsbauer und Steinmetze berühmten Einwohnern das alte Testament berichtet (3. Kön. 5, 18 und Ezech. 27, 9), lag ja auch hier an der Küste. Zur griechisch-phönikischen Zeit erhielt Gebal den Namen Byblos, unter dem es noch lange seine alte Bedeutung beibehielt. Zweimal im Jahre zogen die Feste des alten symbolischen Naturdienstes Scharen von Fremden aus Griechenland und allen seinen Kolonien hierher. Zur Zeit der Kreuzzüge gewann Byblos, oder, wie es damals genannt wurde, Giblet, noch einmal eine gewisse Bedeutung, von der mehrere, damals entstandene Kirchen noch jetzt Zeugniß ablegen. Heute ist Dscheibeil ein elender Ort von nur wenigen hundert Einwohnern, dessen freilich zahlreiche antike Säulenreste der Mehrzahl nach zu arg zertrümmert sind, um für den nicht archäologischen Reisenden besonderes Interesse zu bieten. Daß ein Archäologe von Fach hier aber ein reiches und fruchtbares Feld für seine Forschungen finden kann, hat Renan bewiesen, der durch seine während mehrerer Jahre in und um Dscheibeil angestellten Nachgrabungen über eine Menge wichtiger und interessanter Thatsachen, namentlich über den Zusammenhang der ägyptischen mit der phönikischen Kultur, Licht verbreitet hat.

Von Dscheibeil aus unternahm Lortet noch einen Ausflug nach einem in den Bergen an der Bai von Dschuneh unweit des Klosters Sahil Alma befindlichen reichen Fossilienlager. Auf der an der Küste entlang führenden belebten Straße ging man bis zur Mündung des Nahr Ibrahim, wo auf den sandigen Dünen das Lager aufgeschlagen und das Gepäck zurückgelassen wurde, dann an dem felsigen Vorgebirge hinauf, das die nördliche Spitze der Bai von Dschuneh bildet. Ueberall trifft man hier auf großartige Ueberreste der römischen Herrschaft in Syrien. Eine breite, wohl erhaltene Straße führt von dem Vorgebirge zum Strande der Bai hinab, in der sich über das Bett eines jetzt trockenen Flusses, bei dem heutigen kleinen Orte Maamiltein eine ebenfalls aus jener Zeit stammende,

großartige Brücke wölbt. Die gebirgige Küstenlandschaft ist von unglaublicher Schönheit, und herrlich ist auch das Kloster Sahel Alma gelegen, das wie ein mittelalterlicher Festungsbau inmitten der bewaldeten Berge emporragt. Zehn bis zwölf Nonnen, der Mehrzahl nach alte Weiber von hexenartigem Aussehen, bewohnen unter der Aufsicht eines

Römische Brücke bei Maamiltein.

schmutzigen alten Priors die weitläufigen Gebäude, die, ebenso wie mehrere in der Nähe belegene große Maulbeerpflanzungen, Eigenthum einer reichen christlichen Familie der Umgegend sind. Wie bei den meisten syrischen Klöstern rekrutirt sich auch das Personal von Sahil Alma vorzugsweise aus der ländlichen Bevölkerung; denn gar viele dieser frommen Stiftungen, und das vor 50 Jahren gegründete Sahil Alma gehört zu ihnen, sind zugleich landwirth-

Kloster Sahil Alma.

schaftliche Etablissements, aus denen die Familien der frommen Gründer reichlichen Nutzen ziehen, und in denen während der Bestellungs- und Erntezeit die religiösen Uebungen der Klosterleute oft bedenklich in den Hintergrund treten. Für die Nonnen von Sahil Alma ist freilich die Zeit des Einsammelns der Maulbeerblätter für ihre Seidenzucht eine Zeit ersehnter Freiheit; denn eine besonders strenge Ordensregel verbietet ihnen das ganze übrige Jahr hindurch jedes Verlassen der Klosterräume.

Das Fossilienlager, das sich unterhalb des Klosters an der

Der Abschluß des Felsencirkus von Afka.

zur Anlegung von Maulbeerplantagen terrassirten Bergseite befindet, besteht aus feinem weißem Kalkschiefer, zwischen dessen leicht von einander zu lösenden großen Platten prachtvolle Eindrücke von Fischen verschiedener Arten sich zeigten. Nachdem Lortet eine genügende Menge dieser interessanten Objekte zum Mitnehmen ausgewählt hatte, wurde der Rückweg nach dem Lager angetreten, das man gegen Abend erreichte.

Bis zur Abfahrt des Dampfers, auf dem die Reisenden von Beirut aus in die Heimath zurückkehren wollten, blieben noch einige Tage; so beschloß Lortet anstatt auf dem direkten Wege lieber in weitem Bogen durch das Gebirge nach der Hafenstadt zu gehen, um den berühmten Felsencirkus von Afka, das alte Heiligthum Apheka, noch kennen zu lernen. Ein fast zwölfstündiger Ritt am rechten Ufer des Nahr Ibrahim hinauf führte durch die großartigste Alpenlandschaft über das schon einmal passirte Kartaba bis zu dem 1200 m ü. d. M. belegenen Dorfe el-Muneitireh. Von hier ging es am nächsten Morgen auf steilem, schmalem Pfade nach dem Grunde des gewaltigen Rundthales von Afka hinab, dessen schroffe Wände fast 700 m hoch sind. Aus einer tiefen weiten Grotte sprudelt hier ein mächtiger Wasserstrom hervor, der, nachdem er zwei von der Seite kommende Quellen aufgenommen hat, in großen Kaskaden über die terrassenförmig ausgebrochenen Gesteinsschichten hinabstürzt. Es ist dies die Hauptquelle des alten Adonis, des Nahr Ibrahim, vielleicht der Abfluß des Sees Yammûni. Eine große gemauerte Brücke führt nach dem rechten Ufer hinüber, auf dem in ungeheuren Trümmerhaufen die Ueberreste des hochberühmten Tempels der Venus Apheka liegen. Einige 100 m von den Ruinen entfernt liegt das kleine heutige Dorf Afka. In dieser großartigen, weltabgeschiedenen Gebirgseinsamkeit wurden die Mysterien des Venus- und Adonisdienstes gefeiert, die den christlichen Bischöfen so viel Aergerniß gaben und den Kaiser Konstantin zur Zerstörung des prächtigen Tempels veranlaßten. In der Tiefe der zwischen den einzelnen Stufen des Wasserfalls befindlichen Becken mögen Schätze an antikem Schmuck und Kostbarkeiten verborgen liegen; denn hier hinein wurden, um das Schicksal zu befragen, Weihgeschenke für die Göttin geworfen. Gingen dieselben auf den Grund, so war es ein Zeichen, daß die Göttin sie annahm und dem Vorhaben günstig war; wurden sie vom Strudel fortgerissen, so durfte man auf ihren Beistand nicht rechnen. Ein seltsamer Ueberrest dieser altheidnischen Verehrung des Ortes hat sich bei den maronitischen Christen von Afka und den umliegenden Dörfern erhalten; ihre Weihgeschenke und Opfergaben zur Errettung aus Krankheit u. s. w. bringen sie mit Vorliebe hierher, um sie an den Büschen zu beiden Seiten der „heiligen“ Quelle aufzuhängen. Leider sind diese Widmungsgeschenke, den Verhältnissen und Anschauungen des heutigen christlichen Syriens entsprechend, weder kostbar noch schön: eine ganze Sammlung schmutziger Lumpen hängt auf den prächtigen Büschen von Sorbus trilobata, die, mit langen Trauben weißer wohlriechender Blüthen geschmückt, am Eingange der Quellengrotte wuchern. Die hohen schroffen Wände des Thales sind vollständig kahl; nur ganz vereinzelt ragt von einem Vorsprunge ein hoher Wachholder, eine Fichte oder stachlige Eiche in die Luft. Um so schöner erscheint durch den Kontrast die üppige Vegetation des Thalgrundes. Neben den an den feuchten Stellen wachsenden Sorbusbüschen zeigen sich überall rankende und strauchartige Rosen (Rosa phoenicia und Sp. nova), deren weiße Blüthen im Grunde röthlich gefärbt sind. Ueppiges Weinlaub schlingt sich um die letzten, noch emporragenden Ueberreste des Tempels und um die herrlichen Nußbäume und Terebinthen, die das kleine Dorf Afka umgeben. Auf dem Anstiege zu dem Dorfe Meirûba, das, durch ein tiefes Thal vom Dschebel Sannîn getrennt, in 1275 m Höhe ü. d. M. liegt, kam man durch wahre Dickichte von Rhododendren (Rhododendron ponticum), die mehrere Meter hoch und über und über mit großen, röthlichblauen Blüthen bedeckt waren. Von Meirûba ging es dann durch das tiefe, vielfach gewundene und wilde Thal des Nahr el-Kelb, des alten Lykos, zur Küste. Die Zeit drängte: so konnten die Reisenden sich weder auf einen längern Aufenthalt bei den berühmten drei Felsengrotten im obern Theile des Thales noch auf eingehende Untersuchungen der, übrigens von berufenster Seite schon vielfach untersuchten, Felsenskulpturen im untern Thale einlassen. In wenigen Stunden wurde der Weg von der Mündung des Flusses nach Beirut zurückgelegt, wo man nur einen Ruhetag vor der Abreise genießen konnte. Ein russisches, mit unsauberen Jerusalempilgern überfülltes Schiff brachte Lortet und seine Gefährten nach Jaffa, von wo aus sie auf einem Dampfer der Messageries maritimes sich nach Marseille begaben.

Die Todas.

(Die Abbildungen theils nach Photographien, theils nach Skizzen des M. Janssen.)

I.

Nachstehende Schilderung des merkwürdigen, im Verschwinden begriffenen südindischen Volksstammes der Todas stammt aus der Feder der Madame Janssen, welche ihren Gemahl, der von der französischen Regierung zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß 1871 nach Indien geschickt wurde, in der Eigenschaft als Sekretär begleitete.

In der Breite von Calicut biegen die der Westküste Indiens parallel laufenden Ghattas scharf nach Osten um, ziehen sich landeinwärts und hängen dort mit dem plateauartigen Bergmassiv der Nilgherris oder Blauen Berge zusammen. Dasselbe besteht aus Granit, hat eine mittlere Höhe von ca. 2000 m und in Folge dessen mitten in dem heißen Indien einen Himmel, eine Flora und ein Klima, wie das gemäßigte Europa. Die Bevölkerung ist an Zahl gering und zerfällt in fünf Stämme, die Todas, Badagas, Kotas, Kurumbas und Irulas, welche in Lebensweise, Sitten und Glauben von einander abweichen und niemals unter einander Verbindungen eingegangen sind. Ebenso verschieden und abgeschlossen sind sie der Bevölkerung der Ebene gegenüber geblieben. Erst um das Jahr 1860 drangen die Engländer in diese Wildniß ein und lernten deren Bewohner

kennen. Damals stieg Mr. Sullivan, Kollektor des Bezirks Coimbatoor, auf gut Glück in das Gebirge, weil er unter der feuchten Hitze der Ebene schwer zu leiden hatte, begegnete einem Trupp Badagas und folgte deren Ein-

Das Thal Schulvar auf dem Plateau der Nilgherries.

Todas vor ihren Hütten.

ladung. Die trocknere, leichtere Luft und die schöne Natur des unbekannten Landes gefiel ihm dermaßen, daß er sich für die heiße Jahreszeit dort ein Haus errichtete. Andere Beamten folgten seinem Beispiele, und so entstanden die

anziehenden Residenzen Ootacamund und Koonor, wahre Oasen inmitten der glühendsten Ebenen Indiens; so kamen jene Stämme, welche vielleicht mehrere Jahrhunderte lang keine Fremden unter sich gesehen hatten, in Berührung mit den Europäern und wurden bald der englischen Autorität unterworfen, der sie sich nach Kräften zu entziehen suchen.

Jene fünf Stämme haben nicht den gleichen Rang; vielmehr steht an der Spitze aller das Hirtenvolk der Todas, welches seine eigenthümliche Sprache, seine Gebräuche und seine Sonderexistenz sich gewahrt hat, aber heute kaum noch 800 Seelen zählt. Es wohnt auf der Höhe des Plateaus, die anderen Stämme auf den Abhängen. Sein Ursprung ist unbekannt, und weder Legenden noch Ueberlieferungen hellen seine Geschichte auf.

Von Koonor, Ootacamund und einigen ganz isolirten Theepflanzungen abgesehen, auf deren einer Herr und Frau Janssen zwei Monate unter ziemlich dürftigen Verhältnissen lebten, ist die Hochebene der Nilgherris im Besitze ihrer ursprünglichen Bewohner geblieben; man trifft weiter kein europäisches Haus an, und die mit der Einsammlung der Steuern beauftragten Beamten sind die einzigen Fremden [1]), welche in das Gebirge eindringen. So war denn auch die Ankunft des Janssen'schen Ehepaares ein Ereigniß, von welchem man dort vielleicht jetzt noch spricht, und flößte zuerst den Todas großes Mißtrauen ein; sie stellten ihre täglichen Wege ein und beobachteten die Fremden aufmerksam, bis sie von den Kulis der Pflanzung beruhigt wurden, allmählich wieder erschienen und zuletzt sich ganz vertraulich benahmen. So lange die Vorbereitungen für die Beobachtung der Finsterniß dauerten, schenkten die Janssen den Todas wenig Aufmerksamkeit, obwohl diese an den Instrumenten und der Beschäftigung der aus dem „Großen Bezirk“ (so bezeichnen sie jedes fremde Land und also auch Europa) Gekommenen großes Interesse nahmen und sie darüber befragten. Eine Verständigung wurde Anfangs durch die Unkenntniß der Sprache verhindert, und die Kulis der Pflanzung mußten als Dolmetschen zwischen den Janssen'schen indischen Dienern und den Todas dienen.

[1]) Der deutsche Missionar R. P. Metz hat mehrere Jahre unter ihnen gelebt und ein kleines Buch über sie geschrieben, dem im Folgenden einzelnes entlehnt wurde.

Von Nagasaki nach Hiogo, Kobe und Osaka.

Aus dem als Manuskript gedruckten Tagebuche des Herrn Dr. **Hans Meyer.**

II.

1. Januar 1883. Noch vor zwei Jahren war der Tourist, der von Kobe nach Osaka und Kioto reisen wollte, auf eine Wasserfahrt bis Osaka und eine Wagenfahrt oder einen Ritt von dort nach Kioto angewiesen. Heute fährt man auf der Eisenbahn. Sie reicht bis hinter Kioto zum Biwasee und ist nach Yokohama hin im Bau, so daß man nach einigen Jahren von Kobe bis Tokio und vielleicht noch weiter hinauf wird durchfahren können. Ich fand mich gegen 9 Uhr im kleinen ziegelsteinernen Stationsgebäude ein. Ein Wartezimmer für Passagiere 1. Klasse giebt es, nicht aber eine Erfrischungsbar. Der Zug stand schon bereit, und ich mußte eilen, denn drei Minuten vor dem Abfahrtssignal wird der Ordnung halber niemand mehr von den Kontrolleuren zugelassen. Wie in Indien, so fährt die große Masse der Eingeborenen in der 3. Klasse ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen, die 2. Klasse wird nur von sehr Exklusiven benutzt, und in der 1. Klasse trifft man außer Europäern zuweilen einmal einen hohen japanischen Beamten an. Die Wagen der 1. Klasse sind in drei Coupés getheilt, mit rothen Federpolstern, Fußteppichen und Wärmflaschen; zwei Schiebethüren führen nach den Rampen hinaus. Maschinen und Wagen kommen aus England, das Personal ist durchweg japanisch.

Wir fuhren über die Strandebene nach Osaka hin. Rechts schimmerte das Meer, links verdeckte eine sich immer gleichbleibende Hügelkette den Einblick ins Inland, und unter dem Bahndamm lagen die weiten Flächen der Getreide-, Rüben- und Gemüsefelder, alle äußerst sauber und ordentlich gehalten. Eine Telegraphenlinie mit fünf Drähten läuft neben der Bahntrace. Station folgte auf Station, ein Dörfchen dem andern in so kurzen Distanzen, daß ich hier schon an die angeblich überstarke Bevölkerung des Landes erinnert wurde. Nach $^{3}/_{4}$ Stunden lief der Zug in eine dichte Häusermasse ein, rasselte über eine leichte Eisenbrücke und hielt in Osaka. Ich suchte mir unter den vielen bunt lackirten und messingbeschlagenen Dschinrikischas den festesten, unter den Rinsogos den kräftigsten aus und sah mich in kurzem vor dem japanischen Gasthaus.

Das Häuschen liegt am Ufer des Osakaflusses „Yodo-Kawa“ und gewährt eine prächtige Uebersicht über eine lange Strecke der „Riverpassage“. Das Bootgetriebe, die 3500 Brücken, die vielen Kanäle und die ins Wasser hinabreichenden malerischen Häuserfronten erinnern hier wirklich etwas an Venedig. Das Hotelchen ist schon etwas von europäischer Kultur beleckt; es waren Betten vorhanden, Teller, Messer und Gabeln fehlten nicht, ein Ofen ebensowenig, und der Koch verstand sich auf Beefsteak, Chops und Omeletten. Auch stotterte der Wirth einiges Englisch, so daß ich mich mit meinem fadenscheinigen Japanisch nicht breit zu machen brauchte.

Bald nach dem Tiffin wurde eine Straßenpromenade per Dschinrikischa unternommen. Der Wirth spielte den Cicerone. Es hatte auch hier stark geregnet, und wo nicht frischer Kies aufgeschüttet war, bedeckte zollhoher Koth die breiten Straßen. Aber weder Kies noch Koth beeinträchtigte den Dauerlauf unserer Rinsogos, die natürlich nicht durch Fußbrettchen gehindert waren, sondern dicke Strohsandalen an die Sohlen geschnürt hatten. Weiber und Mädchen wichen vor dem aufspritzenden Schmutz ängstlich in die steinernen Rinnsale aus, das Gesicht abwendend oder uns blöde anlachend. Und wenn die Frauen lachten und die geschwärzten Zähne in ihrer ganzen Ausdehnung fletschten, dann war ich es, der sich schen abwendete. Unter den Mädchen fielen mir sehr viele hübsche Gesichter auf, gewöhnlich aber sind die Nasen zu winzig und die Backen zu bausig oder aber das Antlitz durch dicke Puderlagen und die Lippen durch kirschrothe Färbung (bisweilen sogar Vergoldung) entstellt.

Das Treiben in den Straßen variirt kaum von dem in Hiogo, vielleicht geht es hier etwas lebhafter zu. An zahllosen mit europäischem Trödelkram vollgepfropften Buden, die sich mit fehlerhaften englischen Aufschriften spreizten, an Thee- und Seidenniederlagen eilten wir vorüber, über Brücken hinweg, die mitunter so steil waren, daß wir Vorspann brauchten oder aussteigen mußten. Ich schaute hier an und dort an und notirte, bis mir die Hand so weh that wie die Knie, die ich in dem engen Dschinrikischa dicht anziehen mußte; aber nirgends kam mir etwas zu Gesicht, das mich wie so sehr vieles in Kanton hätte denken lassen: „wie großartig“ oder „wie frappant“; es ist alles zu zierlich, zu kindlich und, ich möchte sagen, zu unreif.

Am Abend ließ ich mir die Gelegenheit zum Besuch eines der größten japanischen Theater nicht entgehen. Aufbau und Einrichtung sind genau wie im chinesischen Theater, doch während der Chinese auf Bänken und Tischchen gruppirt im Parterre sitzt, hockt der Japaner mit Weib und Kind auf dem mattenbelegten Boden und schlürft dünnen japanischen Thee. Es wurde ein herzbrechendes Stück aufgeführt, in dem eine Mutter ihr Kind ersticht, und der Dialog muß äußerst rührend gewesen sein, denn das weibliche Publikum schluchzte vernehmlich, und die Nasenpapierchen fielen zu Boden wie Blätter im Herbst. Auf die Pracht der Kostüme wird offenbar nicht so hoher Werth gelegt wie in China; Sprache, Mienenspiel und Gesten scheinen die Hauptsache, und im Mienenspiel wurde allerdings das Erreichbarste geleistet. Wenn das Publikum sehr erregt ist, soll es nach Angabe meines Wirths vorkommen, daß einzelne Zuschauer sich ins Spiel mischen und offen Partei nehmen. Einige Theater, die sich vorzugsweise mit Sensationsstücken abgeben, sollen sich diese Eigenschaft des Publikums zu nutze gezogen haben und zwei ungleiche Entrées erheben, ein niedriges von friedlichen Leuten, die sich ruhig verhalten wollen, und ein hohes von Hitzköpfen, die mitzuspielen gedenken. Wenn sich die Sache wirklich so verhält, könnte man die Einrichtung unbedenklich unseren deutschen Bühnen zur Nachahmung empfehlen, falls sie den „Geschundenen Raubritter“ und ähnliche Juwele unserer dramatischen Litteratur auf dem Programm haben.

In der Nacht störte mich das weithin hallende Signal der Nachtwächter, die mit Bambustäbchen aneinander schlagen, um ihre Anwesenheit und Wachsamkeit kundzuthun, wiederholt aus dem Schlafe auf, dann führte mich das Miauen eines minnelechzenden Katers zu einem gesunden Morgenschlummer über.

2. Januar 1883. Von lustigem Schneegestöber umbraust fuhren wir nach dem alten Kastell Osakas hinauf. Der Wirth begleitete mich. Die Ninsogos hatten herzlich schwere Arbeit und waren froh, als das Bauwerk in Sicht kam. Es ist ein mächtiger, finsterer Bau; ein gewaltiges Mauerwerk strebt aus dem breiten Umfassungsgraben auf, oben eine kleinere Citadelle tragend und nur durch ein einziges Riesenthor zugänglich. Der Anblick rief Erinnerungen an die Forts Nordindiens in mir wach. An der Pforte stand ein japanischer Wachtposten mit Tornister und aufgepflanztem Seitengewehr. Er überbrachte nach der Weisung meines Wirths meine Visitenkarte dem wachthabenden Officier und kam alsbald mit einer Ordonnanz zurück, die uns umherführen sollte. Beim Durchschreiten der Steinwälle lernte ich begreifen, daß dies Bollwerk dem Ansturm der Feinde bis 1869 hatte widerstehen können, obwohl es von der Artillerie schlimm zugerichtet war. Felsblöcke von immenser Größe sind in das Gemäuer eingesetzt und Erdschanzen allerwärts aufgeworfen. Mehr aber als das Fort selbst und mehr als der recht nette Ueberblick, den man von der Höhe der Citadelle auf die Stadt, auf das große Etablissement der Münze Japans, aus der die schönen Silberjen hervorgegangen sind, auf den Fluß und das Land hat, nahmen die Bewohner des Forts mein Interesse in Anspruch. Die ganze Garnison von Osaka ist hier in Baracken und Kasernchen untergebracht, Infanterie, Kavallerie und Artillerie. Die Infanterie trägt blaugraue Uniformen nach französischem Schnitte, dazu Schuhe und Gamaschen und als Kopfbedeckung eine preußische Feldmütze mit gelbem Besatz; Artillerie und Kavallerie sind nach gleichem Muster dunkelblau uniformirt, tragen Korbsäbel und hohe gelbe Stulpstiefel und variiren unter sich nur durch unwesentliche Abzeichen. Da viele französische Instrukteure in der japanischen Armee sind, so ist es dem Soldaten als Chique beigebracht worden, sich außer Dienst so nonchalant wie möglich zu benehmen. Und von diesem Zugeständniß macht er ausgiebigen Gebrauch. Im Dienst aber sieht eine Truppe nicht so übel aus; namentlich die Reiterexercitien, die ich sah, nahmen sich recht vortheilhaft aus. Lächerlich erscheint es einem deutschen Soldatenauge, wenn der Officier, der vom Soldaten durch Handanlegen an die Kopfbedeckung gegrüßt wird, zur Erwiederung des Grußes seine Mütze abnimmt. Das ist offenbar eine Umkehrung des Rangverhältnisses.

Vom Kastell ging es mit Vorspann hinaus nach dem Tempel „Tennoji“. Es war ein weiter Weg, dessen Länge mir jedoch der Anblick langer Theeplantagen und Maulbeerpflanzungen verkürzte. Seines Thees und seiner Seide wegen hat Osaka einen guten Ruf durch ganz Japan. Dann tauchte eine hohe Pagode auf, Gongschläge wurden laut, wir waren am Ziel. Der Tempel mit seinen Dependenzien ist sehr umfangreich, es mögen 15 bis 20 Gebäude in der Gartenanlage liegen. Bettelnde Weiber und Kinder waren in Scharen vorhanden. Sie trugen Käfige voller Sperlinge umher und schenkten für ein Kupferstück einem Paar der piepsenden Gefangenen die Freiheit. Mit viel Geduld erkletterte ich die fünfstöckige Pagode, um von oben dasselbe Bild zu sehen, das ich bereits von der Höhe des Kastells gesehen. Die Holzschnitzereien an der Pagode wie an dem danebenstehenden gleichalterigen Bethaus sind theilweise so originell, daß man sie nicht wohl beschreiben darf. Zwölf Jahrhunderte stehen diese vom Alter dunkel gefärbten Holzbauten unter freiem Himmel, ohne daß erhebliche Verwitterungen daran zu bemerken wären, und doch hat man angeblich nur die Bemalung der Schnitzereien zuweilen aufgefrischt. Der Tempel ist das älteste buddhistische Heiligthum in ganz Japan. Im Bethaus vor dem schläfrig blinzelnden Buddhabild klingelten und polterten ununterbrochen die Geldopfer in den großen vergitterten Opferkasten. An anderer Stelle warfen die Andächtigen die durchlöcherten Bronzemünzen (Rin, Tempo) vor das Götterbild auf den Boden und sahen zufrieden zu, wenn der lächelnde Bonze die Gaben mit dem Besen zusammenkehrte. Die Andacht selbst ist sehr schnell abgemacht. Man läßt sich auf die Knie nieder, berührt mit der Stirn den Boden, klatscht in die Hände, um den Gott aufmerksam zu machen, und bringt dann mit gefalteten Händen murmelnd sein Anliegen vor; damit ist's abgemacht. Traut man der Gedächtnißstärke des Gottes nicht recht, so hängt man einen Zettel mit Angabe seiner Wünsche ans Tempelportal, und von solchen Wunschzetteln ist die ganze Pforte bedeckt.

Am Nachmittag wurde ein zweiter Tempel besichtigt, dessen Haupteigenthümlichkeit mir die Schwärme halbwilder Tauben zu sein schienen, die dort unbehelligt nisten und von den Besuchern des Gotteshauses gefüttert werden. Die Priester halten Körnerfutter feil und machen gute Geschäfte damit. Uebrigens hat man sehr auf der Hut zu sein, daß

man unter diesem Taubengezücht nicht zu einem modernen Tobias werde.

In der Nähe dieses Tempels beginnt jener Bezirk, den man füglich als den osakaschen Wurstelprater bezeichnen könnte. Eine Art japanischen Vogelschießens mit Zuckerbäckerbuden, Schießständen, Seiltänzern ꝛc. ist dort das ganze Jahr zu finden; jetzt während der Neujahrsfeiertage geht es aber doppelt hoch her. Sieht man ein bischen von dem specifisch japanischen Anstrich ab, so hat man ein vollständiges deutsches Kirmeßbild; bloß getanzt wird nicht. In Schießbuden wird mit Pfeil und Bogen (ein Hauptsport der Japaner) nach Popanzen geschossen, hinter einem Verschlag zeigt ein Jongleur seine tausend Künste, in Zuckerbäckerbuden stehen kichernde Mädchen und rufen dem Passanten Neckworte zu, hier wird ein lebensgroßer Elephant aus Papier gezeigt, der mit menschlicher Stimme redet, dort ist eine Bude voll kleiner Affen zu sehen, die man gegen Bezahlung mit Mohrrüben füttern darf, und die ob all der Mohrrüben, die sie im Leben gefressen, schon selber wie leibhaftige Mohrrüben aussehen, Panoramas und Riesendamen sind ebenfalls vorhanden, kurz, es ist alles zu sehen, was man daheim gleichfalls auf Vogelschießen sieht. Nur geht es hier noch etwas ungenirter zu, und die japanischen kleinen und großen Kinder sind rücksichtslos ausgelassen und froh.

Nach Berichtigung meiner Gasthofsrechnung, deren Posten vorwiegend aus Phantasiepreisen zusammengesetzt waren, fuhr ich nach Kobe zurück, kaufte dort von einem japanischen Photographen rasch einige Photographien der gesehenen Dinge, verabschiedete mich beim Konsul und kehrte an Bord zurück.

Wir saßen zur Feier der versäumten Sylvesternacht in der Kapitänskajüte bei einem Glase Punsch und warteten den Austritt in den Großen Ocean ab. Es dauerte bis nach Mitternacht, dann fühlten wir an den wuchtigen Wogenschlägen, die den „Genkai Maru“ trafen, daß wir den Kuro Siwo, den schwarzen Strom, erreicht hatten, und krochen in die Kojen.“

Ueber einige Gebräuche der Bewohner von Celebes.

II.

An den Glauben an Ga'ukangs und Kalompowans schließt sich auch sofort der Glaube an Kula'us (Amulette) oder vielmehr er ist wahrscheinlich nur eine Folge desselben.

Man versteht unter einem Kula'u gewöhnlich einen Stein oder einen dem Steine ähnlichen Gegenstand, welcher im Magen oder den Eingeweiden von Fischen, Vögeln, Büffeln, manchmal auch von Menschen gefunden wird, einen harzigen Baumauswuchs von besonderer Gestalt, eine Muschel, Baumwurzel oder einen Stein von auffallender Form oder Farbe, eine Frucht, welche durch Krankheit eine eigenthümliche Form angenommen hat, manchmal einen Fruchtkern von absonderlicher Gestalt, mit einem Wort, jeder Gegenstand, der auf unerklärliche Weise an einer Stelle gefunden wird, wo man ihn nicht erwarten sollte. Jeder Eingeborene besitzt einen oder mehrere Kula'us und trägt sie immer bei sich. Je nach der Stelle, an der man sie gefunden hat, betrachtet man sie als Arzneimittel, Schutzmittel gegen Krankheit und Unfälle, Vorzeichen des kommenden Glücks. Auch giebt es solche Kula'us, welche den Eigenthümer unverwundbar machen, sei es gegen alle Waffen, sei es gegen Kriß oder Lanze oder Gewehr allein. Andere schützen den Seemann gegen Ertrinken, den Hirschjäger gegen den gefährlichen Sturz vom Pferde; sie verschaffen dem Fischer einen guten Fang, dem Kaufmann Gewinn, dem Dieb gute Beute. Sie besitzen also wie die Ga'ukangs und Kalompowans eine übernatürliche Kraft, die sich jedoch nur in ganz bestimmter, enger oder weiter begrenzter, Richtung äußern kann, während sie bei den letzteren sich in verschiedener Weise, in allen möglichen Formen zu offenbaren im Stande ist. Alles Außergewöhnliche ist ein Gegenstand des Aberglaubens für den Makassar und den Buginesen. Ein riesenhafter Baum, ein Baum, welcher in besonderer Weise gewachsen ist, z. B. in zwei Stämmen, die sich in gewisser Höhe vereinigt haben, zwei Bäume, die in einander verschlungen aufgewachsen sind, ja selbst in der Nähe von Takalar ein großer Mangabaum, dessen Stamm voll von Nestern weißer Ameisen sitzt, sind nach Ansicht der Eingeborenen der Sitz eines Geistes und man kann mit Sicherheit darauf rechnen, bei derartigen Bäumen ein Miniatur-Häuschen zu finden, ähnlich dem, in welchem der Ga'ukang bewahrt wird, worin dem Geist regelmäßig Opfer gebracht werden. Ist dagegen ein Baum verkrüppelt, von niedrigem Wuchs, so glaubt man, daß ein böser Geist in demselben haust. Bei einem solchen Baume befindet sich kein Opferhaus, doch gewöhnlich bleiben die Vorbeigehenden in einigem Abstand von demselben stehen und schleudern einen Stein gegen den Gegenstand ihrer Furcht. Hier und da sieht man Bäume, die beinahe bis obenhin durch die geworfenen Steine bedeckt sind, doch kaum wird es einer der Vorübergehenden unterlassen, noch einen weitern Stein dazu zu werfen. Was hier von Bäumen gesagt ist, gilt auch von Steinen, Felsen, Grotten und Bergspitzen von ungewöhnlicher Form.

Die schrecklichsten Erzählungen sind über die Geister und riesenhaften Schlangen im Umlauf, die den eigenthümlich geformten Gipfel des Sinalu bewohnen, und im Norden, der so reich an Grotten ist, glaubt man, daß jede derselben der Aufenthaltsort eines Geistes, gewöhnlich eines sagenhaften Prinzen ist. Wo sich eine für Seefahrer gefährliche Stelle befindet, wie z. B. einzelne Vorgebirge, da kann man auch sicher sein, daß sie durch böse Geister bewohnt wird; man sichert sich gegen dieselben, indem man einen Hahn von genau bestimmter Farbe an Bord des Schiffes nimmt. Praktisch wirksamer ist wohl der Aberglaube, daß, wenn dergleichen Stellen passirt werden, das Schiffsvolk nicht sprechen, nicht schlafen darf. Als vor einiger Zeit in dem Fluß von Kasimpurang einige mit Kaffee beladene Schiffe verunglückten, schrieb man dies dem Umstande zu, daß man seit einigen Jahren versäumt hatte dem Flußgeist Opfer zu bringen, und man beeilte sich dies nachzuholen. Einige Jahre vorher war ein Regent in dem Fluß von Sapirie durch ein Krokodil gebissen worden; sofort wurde ein großes Opferfest gefeiert, um den Geist des Flusses zu versöhnen.

Wenn die Ernte in einem Distrikt mißglückt, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß in demselben Blutschande geübt ist und die Geister darüber erzürnt sind. Gewöhnlich wird dann der eine oder andere des Frevels beschuldigt und schuldig oder nichtschuldig, die Angeklagten ergreifen die

Flucht, denn sie wissen recht gut, daß ihre Landsleute kein Bedenken tragen, gegen sie die Hadat- (Gewohnheits-) Strafe anzuwenden, welche darin besteht, daß der Mann und die Frau zusammen in einen Sarong gesteckt und im Meere ertränkt werden. Die Strafe wurde noch 1875 in Sampulungan zur Anwendung gebracht. Als der Westmusson von 1877 auf 1878 ganz ausblieb und die Reisernte ganz mißglückte, auch tausende von Büffeln an der Rinderpest starben, befand sich im Gefängniß zu Takalar ein dort wegen eines Vergehens Verurtheilter, welcher im Verdacht gestanden hatte, mit seiner Stiefschwester Blutschande verübt zu haben. Ein Theil der Bevölkerung des Distrikts, dem er angehörte, begab sich zum Kontrolleur und erbat die Auslieferung des Uebelthäters, da, wie sie meinten, das Unglück kein Ende haben würde, bis der Verbrecher die durch den Hadat bestimmte Strafe erlitten hätte. Alle Ueberredungskunst des Beamten war nöthig um die Bittenden zu bewegen, ruhig in ihre Dörfer zurückzukehren, und als die Strafzeit des Verbrechers kurz nachher abgelaufen war, gab man ihm auf seine Bitte Gelegenheit, sich in einem Boote nach Sumbawa zu flüchten. Der Aberglaube giebt zuweilen Veranlassung zu merkwürdigen Erscheinungen. Als im Jahre 1875 die Cholera in Bangkala herrschte (wo Herr Kooreman Kontrolleur war), wüthete sie am heftigsten zu Palingu und Garasikang; eines Tages wurde bekannt, daß eine Frau zu Palingu der Bevölkerung kund gethan habe, der Geist des großen Upu (Regent) von Saleier sei in sie gefahren, und eine andere erklärte gar vom Geist des großen Opferberges Karebossi besessen zu sein; beide kleideten sich wie Männer, trugen ein Kopftuch, waren mit einem Kriß bewaffnet, und beide behaupteten, die Cholera beschwören zu können und zwar durch Umzüge in den Dörfern und das Murmeln von Zaubersprüchen. Die Menge glaubte an die Gewalt dieser Frauen, machte ihnen Besuche und natürlich gleichzeitig Geschenke an Geld, Eßwaaren, Sirih u. s. w. und rief ihre Hilfe gegen die Cholera an.

Im Allgemeinen heißt der Geist, welcher ansteckende Krankheiten unter Menschen und Thiere bringt, Puah. Betrüger, welche zum Theil vorgeben vom Himmel gekommen zu sein (Tu-manurung), wissen die Bevölkerung in Schrecken zu setzen und sich Anhang zu verschaffen, da sie angeblich im Stande sind, die Cholera zu beschwören.

Sobald eine Puah herrscht, dürfen keine Büffel, Pferde, Ziegen und Hühner getödtet werden, kein Bambu, kein Baum gefällt, keine Frucht gepflückt oder eingeerntet werden. Der gewöhnliche Preis eines Huhnes schwankt in Bangkala zwischen 0,20 und 0,30 Gulden; im Cholerajahr 1875 konnte man sich dieselben nur mit Mühe gegen einen Preis von 2,50 Gulden und dann nur unter der Bedingung verschaffen, daß man sie selbst einfangen ließ.

In dieser Zeit kam auch ein vornehmer Eingeborener zu dem Kontrolleur und erzählte ihm, er habe geträumt, daß er ein Schutzmittel gegen die Cholera aus seinen Händen erbitten solle. Choleramedicin und Carbolsäure wurde ihm angeboten, aber zurückgewiesen; es sollte etwas sein, was dem Kontrolleur persönlich zugehört habe. Darauf hin bekam er — etwas anderes war nicht zur Hand — einen Federhalter; er war hierüber sehr erfreut; das Geschenk wurde in kleine Stücke geschnitten und diese von dem Eingeborenen und allen Mitgliedern seiner Familie an einer Schnur um den Hals getragen, als Amulett gegen die Puah.

Einen eigenthümlichen Aberglauben haben die Makassaren und Buginesen in Bezug auf die Pocken. Nach ihrer Meinung ist die Nachgeburt ein Bruder oder eine Schwester des neugeborenen Kindes und kommt den auf der Erde lebenden Bruder (Schwester) in der Form von Pocken zu besuchen. Dieser Besuch ist unumgänglich nöthig und unvermeidlich; daher heißen die Pocken auch Kasuwgang (verpflichteter Dienst), manchmal mit dem Zusatz „puru“ (Geschwüre). Wenn die Pocken in der Nähe herrschen, heißt die Krankheit Masagalla, d. h. „selten“ in der Bedeutung von „seltene Gäste“, und man bereitet sich vor, die Gäste oder Geister so zu empfangen, wie es sich gehört, indem man eine neue Matte, einen neuen Topf u. s. w. vorbereitet. Zeigen sich die Pocken in einem Hause, dann werden zu Ehren der Masagalla Lieder gesungen, in denen der Nachgeburt oder dem Geist derselben allerlei schöne Namen gegeben werden, um ihn günstig zu stimmen. Stirbt der Kranke, so ist dies ein Zeichen, daß die Nachgeburt nicht länger ohne ihren auf Erden lebenden Bruder (oder Schwester) leben will[1]). Manchmal sieht man auch am Abend mitten auf dem Wege einige Kandjolis brennen und dabei ein Körbchen mit Reis, Sirih und Gebäck. Es ist dies ein Beweis, daß sich in der Nähe ein Kranker befindet, für den man kein Heilmittel mehr weiß, so daß man seine Zuflucht zu einem Opfer für die Geister genommen hat. Makassaren sowohl als auch Buginesen glauben an Hexen, d. h. alte Frauen, welche durch einen bösen Geist besessen sind und durch ihren Besuch Krankheit und anderes Unglück herbeiführen. Selbst neue Sachen werden durch Geister bewohnt. Noch vor Kurzem wurde bei dem Bau eines neuen Dammes ein Büffel geschlachtet, zu Ehren des Ortes und um den Geist, der da wohnte, zu bitten Wasser für die Reisfelder zu schenken. Wenn ein Eingeborener ein neues Haus baut, so giebt er, wenn die Pfosten aufgestellt werden, wobei ihm Freunde und Verwandte helfen, ein Fest, und wenn die Pfosten im Boden stehen, werden Kerzen und Räucherwerk verbrannt und Sirih geopfert.

Jedes Dorf hat ein eigenes Opferhäuschen, ähnlich dem, worin die Ga'ukangs und Kalompowans bewahrt werden. Kein Fest findet im Dorfe statt, ohne daß in demselben auch Opfer gebracht werden; außerdem bestimmt wenigstens ein jährliches Opferfest. Dabei opfert der, welcher Reis gepflanzt hat, dem Damme seiner Wasserleitung, der, welcher ein Haus baut, dem Geist der Stelle, wo er dasselbe errichtet hat; der Dorfbewohner dem Geist seines Dorfes oder, was dasselbe ist, dem Geist des Bodens, auf dem sein Dorf steht. Man kann daher wohl annehmen, daß in dem Ga'ukang der Geist des Ortes, wo er gefunden wurde, verehrt wird. Man hört noch jetzt von bejahrten Leuten die Behauptung, daß der Ga'ukang oder Kalompowan der eigentliche Besitzer des Bodens ist[2]). Ihrer Angabe nach ist der Regent nur der Vertreter der Heiligthümer und in dieser Qualität zu Gebrauch und Nutznießung derselben berechtigt. Es scheint, als ob die Autorität auf das Engste mit den Ornamenten verbunden sei. Herr Kooreman erzählt, daß 1876, als er stellvertretender Assistent-Resident der südlichen Distrikte war, der Regent von Bouthain starb. Alsdann wurden alle Ornamente in seinem (Kooreman's) Hause bewahrt; er wurde als der Hüter betrachtet und die Bevölkerung bewies ihm mehr Ehrfurcht und Gehorsam, als je

---

[1]) Nach Dr. Jacobs (Eenigen tijd onder de Baliers, Batavia 1883, S. 9) glauben die Balier, daß die Nachgeburt (Ari-ari) ein Bruder oder eine Schwester des Kindes ist, und wenn jemand stirbt, ihm auf halbem Wege entgegenkommt, um ihm den Weg nach dem Himmel Indra's zu zeigen.

[2]) Wenn kein Ornamentshaus besteht oder dasselbe nicht bewohnt werden kann, befinden sich die Ornamente immer in dem Hause, wo die Regentin wohnt. So kam es vor, daß im Jahre 1874 der Regent in Bangkala im Streit mit seiner Frau lebte. Diese verließ ihn, siedelte sich in einem andern Dorfe an und nahm die Ornamente mit.

vorher und nachher. Dieselbe Erscheinung wiederholte sich, als 1879 die Ornamente von Montjongkomba auf seinem Bureau niedergelegt waren; es war dies um so auffallender, als sich die Bevölkerung vorher widerspenstig bewiesen hatte. Bei jedem Aufstande zur Vertreibung eines Fürsten sucht man sich zuerst der Ornamente zu bemächtigen; glückt dies, so hat man ihm thatsächlich seine Autorität genommen. Hiervon giebt es verschiedene Beispiele. Je größer im Allgemeinen die Autorität eines Fürsten ist, um so größer ist sein Gefolge, doch das Gefolge der Ornamente ist gewöhnlich viel größer als das des Regenten.

Die Zeit der Tu-manurungs — der Leute, welche behaupten, sie seien vom Himmel gekommen — ist noch nicht vorbei. Immer noch gelingt es denselben sich Anhang zu verschaffen; noch im Jahre 1881 glückte es einer Frau, welche vorgab, sie sei aus dem Himmel gekommen, sich im Bulekomba'schen viele Freunde zu erwerben, und im Jahre 1867 kam in Goa und Bonthain ein sehr interessanter Fall vor. In dem Theile von Goa, welcher an Bonthain grenzt, zeigte sich ein schön geschmückter Mann, welcher behauptete, J. Pelo, ein Sohn des 1767 nach Ceylon verbannten Fürsten von Goa — Battara Goa — zu sein. Er gab vor, er sei aus dem Himmel niedergestiegen, um das Unrecht, welches damals gegen seinen Vater verübt worden sei, zu rächen und wieder gut zu machen. Seine Lügen fanden allgemein Glauben und in kurzer Zeit erwarb er sich einen so großen Anhang, daß der König von Goa es für nöthig hielt, seine Autorität in jenem Landstriche wiederherzustellen. Der vorgebliche J. Pelo war nicht im Stande sich gegen die ansehnliche Macht, welche der König von Goa mitgebracht hatte, zu halten, verließ das Goasche Gebiet und ließ sich in der Nähe von Lokka (Bonthain) nieder, wohin ihm ein Theil seiner Anhänger, die bald durch bonthainische Bergbewohner vermehrt wurden, folgte. Nun traf die Regierung Maßregeln, um diesen Unruhen ein Ende zu machen. Der vorgebliche J. Pelo wurde in einem Hause zu Lokka durch den Regenten von Bonthain und dessen Leute umzingelt und getödtet. Und nun ergab sich, daß dieser vom Himmel heruntergestiegene J. Pelo, der Sohn von Battara, eigentlich ein entflohener javanischer Zuchthäusler war.

Wir schließen hieran die Beschreibung einer Kur, wie sie durch Walians in dem wenig besuchten kleinen Reiche Bolaöng Magondo an der Nordküste von Celebes vorgenommen wurde (Tydschr. Aardr. Gen. VII, 1). Die Walians (nicht zu verwechseln mit den Balians der Dajaker) sind eine Art Priesterinnen, meist bejahrt; jüngere werden wohl zugelassen um ihre Kunst zu versuchen, doch ist lange Uebung nöthig, ehe sie als Meisterinnen anerkannt werden. Man sah eine große Menschenmenge und hörte, daß Walians dort im Begriffe seien einen Patienten zu heilen. Der Patient sollte Sakit mogando sein, d. h. etwa soviel wie vom Teufel besessen. Es ist dies ein heftigeres allgemeines Auftreten des Unwohlseins, denn jede Art, selbst die unbedeutendste, wie Leib- oder Kopfschmerzen, wird auch einem besondern Teufelchen zugeschrieben. In dem Hause, wo der Patient lag, hatte sich eine Menge Menschen zusammengedrängt; viel Schönes war da nicht sichtbar, denn die jungen Mädchen lassen sich nur selten außer dem Hause sehen.

An einer Seite lag der wichtigste Kranke, zu dessen Ehren das Fest gegeben wurde, an einer anderen Seite einige Frauen und Kinder, deren Krankheit für weniger ernstlich gehalten wurde, und die daher nur beiläufig, gegen Hergabe einiger Eßwaaren, die Gelegenheit benutzen wollten, um sich von ihren Leiden zu befreien. In dem freien Raume waren die Zuschauer zusammengedrängt; auf einem erhöhten Platz hatte sich die Musik niedergelassen; sie war allerdings nur durch eine Trommel (Tisa) vertreten.

Auf dem Boden lag eine Matte von quadratischer Form und einer Seitenlänge von etwa vier bis fünf Fuß, darauf an einer Seite ein ziemlich langer, dunkel gefärbter glatt geriebener Balken; darüber hingen an den Balken des Hauses einige Zweige vom Tawaanbaum; unter einem Korbe saß ein einsames Huhn. Unter den Frauen, die sich um den Kranken zusammengedrängt hatten, befanden sich auch die beiden Walians; die ältere ein halbblindes, altes, häßliches Weib, sah hin und wieder starr vor sich hin, gerade als ob sie entfernte Stimmen hörte oder etwas bemerkte, was den Ohren und Augen der Zuschauer verborgen blieb; die jüngere war kräftig und gut gewachsen. Beide betheiligten sich hin und wieder am Gespräch der Zuschauer. Dann wurden in einer Ecke des Hauses hinter einem ausgespannt gehaltenen Sarong die Vorbereitungen für das Fest getroffen. Nach einiger Zeit erschienen beide Walians in ihrem eigenthümlichen Anzug. Der Oberkörper der Jüngeren war mit einem gewöhnlichen, ziemlich tief ausgeschnittenen Frauenhemde bekleidet, die Aermel gingen bis eben über die Ellbogen, über jede Schulter hing ein Sarong, so daß sich beide auf der Brust kreuzten und durch den Gürtel, welchen die Walian wie alle Frauen um die Hüften trug, etwas aufgenommen wurde. Ein Paar feine, silberne Armbänder vervollständigten den Ausputz. Das Haar war in einen Knoten geschlungen, der nicht, wie bei den meisten Frauen in dieser Gegend, sich an der linken Seite, sondern oben auf dem Kopfe befand; in jeder Hand hielt sie einige verschiedenfarbige aneinander geknüpfte Tücher von der Größe kleiner Taschentücher; der Knoten, mit dem sie verbunden sind, liegt an der inneren Seite der Hand, zwischen dem kleinen und dem Ringfinger.

Die Kleidung der älteren Walian war etwas anders. Hieraus und aus vielen anderen Umständen ergab sich, daß die Alte viel mehr Einfluß als die Junge hatte; letztere war denn auch, wie man hörte, nur kurze Zeit bei dem Fache. Außer den Sachen, welche auch die Jüngere trug, hatte die Meisterin noch ein kleines Brett mit langem Stiel, verziert mit Federn, Bändern, Haar, Glasperlen u. s. w; über den Ellbogen sind Bänder befestigt, an denen einige Tücher hängen, wie die Jüngere sie an den Ellbogen trug. Die anderen Tücher wurden ihr erst durch eine Frau, welche ihr bei der Toilette geholfen hatte, in die Hand gegeben. Während die Walians ihre Priestertracht anlegten, hatte die Hausfrau auf den Söller einige Gegenstände niedergelegt: Sarongs, Stoff für andere Kleider, Slandangs u. s. w.

Die Beschwörung fängt an; es ist ein Streit zwischen dem Teufel und der Walian, welche sich bemüht ihn auszutreiben und die entflohene Seele in den leidenden Körper zurückzuführen. Die Alte tritt auf, die Trommel begleitet sie mit melancholischen Tönen. Sie nähert sich dem Stück Holz, welches auf dem Flur liegt, es kommt Ausdruck in ihr Gesicht, sie stellt einen Fuß nach dem andern auf den Balken, dann geht sie von einem Ende zum andern; sie scheint sich mit einem unsichtbaren Geist zu unterhalten, während sie ihren Spaziergang fortsetzt; dann beginnt sie einen phantastischen Tanz, auf und neben dem Balken; ihre Bewegungen sind so heftig, daß man sich über ihre Kraft verwundern muß, der Schweiß läuft in großen, schweren Tropfen von ihrem Gesicht und ihren Händen, auch an ihren Kleidern verräth sich die erhöhte Körperwärme. Das Gesicht verzerrt sich, verräth nicht nur die körperliche Anstrengung, sondern auch Verzückung; was es auch sein mag, Ehrfurcht, Angst, Glauben an die Sache, es ist mehr in diesem zitternden Körper als bloße Ermüdung. Sie

hält einen Augenblick an um auszuruhen, sie stöhnt. Sie scheint nicht mehr die Frau zu sein, die sie kurz vorher war; sie hört nicht mehr auf die Worte, die zu ihr gesagt werden, sie spricht vor sich hin, sie zittert und bebt. Einige Frauen nähern sich, welche ihr Speisen bringen; wenn sie dieselben annimmt, wird dies Segen über das Haus bringen, wo sie ihr angeboten werden; sie scheint dieselben zurückzuweisen, stammelt unzusammenhängende Worte, singt, wie wenn es ein Grablied wäre. Die anderen Frauen, fünf oder sechs an Zahl, jede mit etwas anderem in der Hand, fordern sie in gesungenen Worten auf sich der Speisen zu bedienen. Es geschieht in einer fremden Sprache (wie ein Alfurischer Häuptling versichert, sollen viele mogondoresche Worte darin vorkommen). Die Walian antwortet in klagendem, weinendem Tone, der unangenehm berührt. Die Frauen murmeln sacht vor sich hin; man hört nur verwirrte Worte, scheinbar ohne Zusammenhang. Endlich nimmt sie Sirih von den Frauen an; sie kaut, spuckt, wobei sie sich in Acht nimmt den Balken nicht zu berühren. Sie wird ruhiger, scheint sich zu erholen. Die jüngere Walian hat den Tanz fortgesetzt, ohne jedoch scheinbar zu einem solchen Grad der Erregung, wie ihre Genossin, zu kommen. Letztere fährt nun wieder in ihren Handlungen fort, die Erregung erreicht den höchsten Grad, der Teufel ist in sie gefahren und bleibt bei ihr, so lange sie selbst das will. Jetzt wird sie eine der Kranken vom Fieber befreien; dieselbe wird neben den Balken niedergesetzt; ein Tuch am Söller befestigt, wo die Gaben, von denen oben gesprochen wurde, niedergelegt sind, wird über sie ausgebreitet und ihre Seele jetzt zurückgerufen.

Dies Zurückrufen ist sehr zusammengesetzt; es wird erst Reis ausgestreut und dann läßt sie den Lockruf ertönen; er gleicht dem Tone, mit dem wir Verwunderung oder Unzufriedenheit ausdrücken. (Auch um einen Hund zu locken gebrauchen die Eingeborenen dieser Gegend einen Ton, den wir anwenden, um ihn zu verjagen.)

Die jüngere Walian greift nun die Henne bei den Füßen und schwingt sie herum. Das Thier fängt begreiflicherweise an zu klagen und zu schreien; alles dieses geschieht um die Aufmerksamkeit der Seele zu erregen und sie zur Zurückkehr zu veranlassen; dazu dienen die Geschenke, die aufgehäuft sind, dazu das Singen, das Geschrei des Huhnes, das Streuen von Reis; der Platz, den der Teufel eingenommen hatte, ist ja wieder offen. Vielleicht befindet sie sich schon bei den Opfergaben. Die Alte nimmt nun einen Stock, an dem einige Tawa'an-Blätter befestigt sind, und fegt damit in der Gegend, wo sie die Seele glaubt, wobei sie fortfährt zu rufen und zu tanzen; die jüngere Walian ahmt das Beispiel der älteren nach, die ihr mit einem Tuche, einer Art Schärpe, folgt; das Huhn hat sie mittlerweile in Ruhe gelassen. Endlich scheint die Seele in die Tawa'an-Blätter gefahren zu sein; die Walian nähert letztere behutsam dem Kopfe der Kranken; auf einmal wirft die jüngere Walian ein Tuch um die Blätter und hält dieselben gut fest, ein Schrei der Walian ertönt, das Tuch fällt über den Kopf der Kranken, eine letzte Beschwörung und die Seele ist wieder in ihrer alten Wohnung. Die Kranke wird nun untersucht und diese entweder für gesund erklärt oder die Beschwörung fortgesetzt, bis die Seele zurückkommt.

Merkwürdig war es, wie die Kranke, eine sehr gläubige Frau im mittlern Alter, nach der Feierlichkeit besser und aufgeräumter aussah als vorher und ganz heiter schien; die Jüngere heilte nun noch mehrere Kinder, die alle unter ein Tuch gesteckt wurden. Leider konnte man der Behandlung des ärgsten Patienten nicht beiwohnen, da der Teufel, der in ihm war, zu den bösesten gehörte, dem man nur in der Nacht beikommen konnte und es dem Berichterstatter unmöglich war, so lange zu bleiben.

Auf der Ostküste Luzons.

Aus dem Nachlasse des verstorbenen **G. Wallis.**

I.

Im Juni 1871 langte Wallis an der Ostküste Luzons im Pueblo Mauban[1]) an, um von dort aus die Fahrt nach der von wissenschaftlich gebildeten Europäern selten besuchten Inselgruppe Polillo[2]) anzutreten. Es galt vor Allem ein Boot zu miethen. Nach langem Unterhandeln gelang es dem deutschen Reisenden, ein leichtes Segelboot, eine „Panca“[3]), für 20 Tage zu chartern. Die Preise waren nicht übermäßig theuer; der Pilot sollte 6 Dollars, jeder der vier Matrosen 3 Dollars erhalten, außerdem sollten zur Anschaffung von Reis 3 Dollars sofort ausgezahlt werden.

Am 15. verließ er Mauban, als es schon zu dunkeln anfing. Die See war etwas bewegt; trotzdem überließ Wallis sich einem gesunden Schlafe, aus dem er erst erwachte, als das Boot bei hellem Sonnenscheine vor Polillo Anker warf. Lassen wir den Reisenden mit seinen eigenen Worten reden: „Ein Stoß rüttelte mich aus dem Schlafe und wohl hatte ich mir die Augen zu reiben über das, was sich um uns her dem Blicke darbot. In den schönsten Metall- und Regenbogenfarben breiteten sich auf dem seichten Grunde des Meeres unzählige Muschelthiere aus und zwar von jener unter dem Namen der Venusmuschel bekannten Art. Da sie meist in so sonderbarer, ja mysteriöser Weise von Korallenstauden eingeschlossen waren, so wußte ich zuerst nicht recht, was für Thiere ich vor mir hatte. Gerade wollte ich mit einem Finger die räthselhaften Gestalten betasten, als man mich noch rechtzeitig warnte, das Thier hätte zwischen seinen Schalen mir denselben zerquetscht. Nächst diesen Muscheln fesselten meine Aufmerksamkeit die eigenthümlichen Holothurien (Balate der Spanier), all die langarmigen Wesen, deren tausendfüßige Glieder sternartig aus Löchern hervorsprossen. Sie züngeln damit nach verschiedenen Richtungen und kaum hat man die Hand nach ihnen ausgestreckt, so sind sie auch schon im Loche versunken. Wie das alles spielt und schillert in den herrlichsten Farben der Iris! Mein Entzücken stieg aber auf das höchste, als

[1]) Gemeinde der Provinz Tayábas mit 9005 Einwohnern. Mauban wurde 1871 von Dr. A. B. Meyer besucht.

[2]) Die gesammte Inselgruppe zählte im Jahre 1870 nur 1109 Einwohner.

[3]) So schreibt Wallis; die richtige Schreibweise ist: Panco (ein leichtes Segelboot von 3 bis 35 Tonnen Gehalt).

ich über all dies an den Boden festgeheftete Gewürm andere Wesen ihre Straße ziehen sah: mit dem tiefsten Blau unaussprechlich schön gefärbte Fischchen, $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, welche die Pracht der gerühmten Gold- und Silberfische weit hinter sich zurückließen! Aehnliches gilt von anderen rosaroth gefärbten Fischlein. Am Strande einer kleinen Insel — Calovian — fing ich sonderbare asselartige Thierchen, die in dem Sande herumkrochen und sich in demselben zu verbergen suchten. Sie sammelten sich um kleine Fleischstückchen, die sie begierig fraßen, ja ihre Gefräßigkeit ist wahrhaft mörderisch zu nennen; die ins Wasser ausgestreckte Hand bestürmten sie und suchten gleich anzubeißen. Ebenso fing ich einmal auf diese Weise winzig kleine Krabben, welche ebenfalls sofort anbissen."

Die Vegetation in der nächsten Umgebung des Pueblo Polillo auf der gleichnamigen Hauptinsel dieser kleinen Eilandgruppe erschien dem Reisenden dürftig, denn er stieß vorwiegend auf milchende und überhaupt mit scharfen Säften erfüllte Gewächse. Der Strand selbst wies Convolv. littoralis auf, dann folgten Asclepias, Ficus, Euphorbien, ja auch Vinca rosea wucherte überall, die Mauern der Kirche und anderen Gebäude bekleidend. Alle derartige Gewächse verkünden gemeiniglich schlechten und dürren Boden. Da Wallis um Pflanzen — womöglich neue unbekannte Arten — zu sammeln diese Reise unternommen hatte, so brach er von dem nichts versprechenden Pueblo Polillo auf, um die Insel bis zur Gegenküste durchstreifend das kleine Dorf Burdeos[1]) zu erreichen. Wallis schreibt hierüber: „Ich dachte, es sei eine leichte Mühe ein Inselchen zu durchschneiden, muß aber gestehen, daß es eine der schwierigsten Excursionen war, die ich je unternommen. Ein Marsch von 6 Leguas auf den schlechtesten unwegsamen Pfaden bergauf, bergab sollte etwas bringen die Mühe zu entgelten und doch fand ich mich trotz all der Waldespracht nur wenig befriedigt." Auf diesem Zuge fand Wallis eine geographische Meile weit landeinwärts Korallenfelsen, in denselben bizarren Spitzen und Riffen, wie man sie wohl in der See findet. In Burdeos angelangt, fand er das Dorf gänzlich leer, wie ausgestorben; alle Einwohner, ein Dutzend ausgenommen, hatten sich nach dem benachbarten Inselchen Calovian begeben, um Trepang (Balate) zu fischen. Es gelang Wallis ein segelfertiges Boot zu miethen und mit diesem setzte er nach Calovian über, von wo er sich nach der Isla Mocha-mayor begab. Beiden und auch wohl den umliegenden Inseln ist ein weiter, flacher und steiniger Strand eigen. Auch hier waren die zum Tagalen-Stamme gehörigen Fischer damit beschäftigt, Trepang zu sammeln und über dem Feuer die Nacht hindurch zu dörren. Sie selbst genießen diese widerliche Speise nicht, sondern verkaufen sie an Zwischenhändler, welche die Waare auf den Markt von Manila bringen, wo sie ein von den Chinesen gesuchter Handelsartikel ist. Der Picul Trepang kostete damals auf Polillo 5 bis 6 Dollars, in Mauban 8 bis 9 Dollars, in Manila 20 Dollars und in China 36 bis 50 Dollars. Wallis fand hier an Muscheln Cypraea tigrina, Venusmuschel, sowie andere Cypraeen. Auf den Felsen wuchs eine Chamaesistis (Cephalotaxis?). Tagalen brachten Vogeleier von blauer Farbe herbei; nach ihrer Aussage stammten sie von einem Vogel her, welcher von ihnen „Le-paï" genannt wurde, der am Strande lebt und von schwarzem Gefieder sein soll. Von Mocha-mayor kehrte Wallis nach Polillo zurück und widmete nun seine Aufmerksamkeit dessen Bewohnern. Lassen wir den Autor selbst reden:

„Die Leute leben in Einfachheit und Dürftigkeit; ich sah, was ich noch nie gesehen, hier die Früchte der Mangle (Rizophora-Species) als Speise verwenden; man kocht sie nämlich und schneidet sie mit einem Bambustäbchen in lange Streifen, wonach man sie an der Luft trocknet und mit Reis oder Fleisch vermengt ißt." Unter den Früchten fiel ihm der Halupát auf; er kommt von einer Anonacea, ist sehr wohlschmeckend und einsamig, das Korn ist groß und schwarz mit weißlichem Nabel, sowie von einem weißen Mantel umgeben, der jedoch ungleich aufliegt. Bei einiger Kultur müßte dies eine vorzügliche Frucht abgeben, das Fleisch schmeckt ähnlich wie Sapotaceen. Das Aeußere der Frucht erinnert an die Anona (Fruta de Conde), nur ist es ein Diminutiv, so groß wie eine Wallnuß."

Bei stürmischer See verließ Wallis Polillo, um das auf der Ostküste Luzons liegende Binangonan[1]) zu erreichen. Die weite Bucht dieses Namens bot ein ganz eigenthümliches Schauspiel. Ganz im Gegensatze zu den gewöhnlich die Küste bekleidenden Mangle-Dickichten war hier das Wasser ringsum von hohen Casuarinen umsäumt, Pflanzen, die durchaus nicht zu dieser tropischen Küste passen und auch in der That ihr nicht als autochthon angehören. Sie sind Eingewanderte, fern über das Meer von Australien her Verirrte, die hier einst eine Heimath suchten und in dem lockern groben Sande der gastlichen Küste auch anscheinend fanden. Zwischen den Stämmen der Casuarinen erkennt man deutlich Crinum und Convolvulus marinus, der auch in Südamerika den Strand überzieht. Hat man die Barre des Flusses hinter sich, so treten erst die Manglares (Mangle-Dickichte) auf und ziehen sich dann auch stundenweit in das Land hinein.

Wallis schreibt dann weiter: „Hier befanden wir uns auf einem Flusse, in einer Lage, die in Amerika mich eine schreckliche Nacht hätte fürchten lassen; in dieser Weltgegend sind aber die Moskitos so geringzählig, daß ein von ihnen Geprüfter wenig durch sie belästigt wird. So brachte ich die Nacht ruhig im Boote zu. Binangonan liegt zehn Minuten weit einwärts in einer fruchtbaren, freundlichen Ebene. In einem reinen großen Gebäude wohnt der Kommandant (der Küstenwache), in welchem ich einen vortrefflichen Mann kennen lernte, wie es deren nur wenige giebt. Er benahm sich gegen mich so liebenswürdig und gastfreundlich, daß ich bedauerte nur kurze Stunden in seiner Gesellschaft weilen zu können. Er ist in Afrika geboren, jedoch von spanischer Abkunft und obschon er sein ganzes Leben in den tropischen Besitzungen Spaniens verbracht hat, so bewahrte er doch eine Energie und eine Thätigkeit, die mich wirklich in Erstaunen setzten. Von seinen theils in Westindien, theils auf den Philippinen geborenen Kindern läßt sich dasselbe sagen; es waren so muntere Springinsfelde, wie sie unter der Sonne der Tropen nur selten zu finden sind. Außer vielen anderen Aufmerksamkeiten überraschte er mich durch ein Ehrengeleite von berittenen Soldaten unter der Führung eines Fähnrichs."

---

[1]) Bildet mit Polillo eine Gemeinde.

[1]) Zählte im Jahre 1870 6387 Einwohner (incl. einiger entfernter gelegenen Dörfer).

Kürzere Mittheilungen.

Elsässische Haussprüche und Inschriften.

Aus den „Mittheilungen des Vogesenklubs" liegt uns ein Separatabdruck vor: Haussprüche und Inschriften im Elsaß, gesammelt von Kurt Mündel (Straßburg 1883). Es sind Inschriften an Häusern, in Wirthsstuben, auf Geräthen, Ofenplatten, Grabsteinen und Glocken, die der Herausgeber auf langjährigen Wanderungen durch das Land zusammengebracht hat und durch deren Veröffentlichung er zur Nachahme, zur Aufzeichnung der noch fehlenden Inschriften anregen möchte. „Sollte durch dieses Zusammenarbeiten ein möglichst vollständiges Inventarium der elsässischen Haussprüche entstehen, so würde dadurch ein Beitrag für die Kulturgeschichte des Landes geliefert sein, klein, aber interessant, wie ihn meines Wissens noch kein Theil Deutschlands besitzt." Wir können uns nicht versagen, einige charakteristische Sprüche zur Probe hier anzuführen. So trägt ein Hofbrunnen in Kaysersberg folgende Inschrift vom Jahre 1618:

„Drinkstv waser in deim Kragen
Vber Disch es kalt din Magen
Drink masig alten svbtilen Wein
Rath ich vnd las mich waser sein."

Ebenda an der St. Michaelskapelle, dem Beinhaus:

„So ist's recht
Da liegt der Meister bei seinem Knecht."

oder etwas anderes an der St. Arbogastkirche zu Rufach:

„Gont her und sehent das Recht.
Hie liet der her bi dem Knecht
Nun gont für bas in
Und luget wer mag der here sin."

Aus Straßburg greifen wir folgende heraus: Inschrift von 1588 an einem Hause der Drachengasse (jetzt verschwunden):

„Wo Landsknecht sieden und braten
Pfaffen zu weltlichen Dingen rathen
Und d' Weiber führen das Regiment
Do nimmt's selten ein guts End."

Ebenfalls verschwunden ist folgende Inschrift am Hause der Seilerfamilie Kammerer in der Kaufhausgasse:

„Die kleinen Diebe hängt man auf
Die großen läßt man laufen.
Wär dies nicht der Welten Lauf
Würd ich mehr Sträng verkaufen."

Auch französischer Witz hat sich in Form eines Rebus dort versucht. Am Estaminet du Pêcheur in der Schifflentstaden Nr. 4 liest man über der Thür:

0. 20. 100. 0!
(d. h. Au vin sans eau.)

An einem Hause in Obermodern, Kreis Zabern, steht:

„Wer da aus und eingeht
und sein Sinn zum stehlen steht
der bleib drausen.
Unsere Katzen können selbst mausen."

Und über einer Gartenthür zu Zinsweiler, Kreis Hagenau:

„Und wenn Du in mi Gärdle geeschd
So wirf i di mit Steine
Und triff i di, so ischt's schon recht
Ein andermal blieb d'heime."

Etwas derb sind folgende Aufschriften auf Schüsseln in Salm, Kreis Molsheim. Unter einem Vogel steht:

„Wann dieser Vogel thut fliegen
So wird unser Magd einen Mann kriegen."

und auf einer zweiten Schüssel:

„Gott allein die Ehr
Unser Magd die ist kein Jungfer mehr."

Und zum Schlusse folgende Inschrift von 1773 auf einem Fasse im Spital zu Straßburg:

„sechs hundert ohmen werd ich allzeit fassen
was aber drüber ist nicht in mich gießen lassen.
O leser! nimm mich stets zu deinem Beispiel an,
ein schelm wer mehr verschluckt als er vertragen kann."

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der eben erschienene „Illustrirte Führer durch Dalmatien" (Wien, A. Hartleben) ist der erste in seiner Art und wird darum gewiß vielfach willkommen geheißen werden. Für den praktischen Gebrauch wäre es aber wohl vorzuziehen, wenn die vielen Bilder, so hübsch dieselben auch sind, fortblieben und dafür den Karten mehr Sorgfalt und dem Vokabelverzeichnisse (Italienisch, Serbisch, Griechisch, Türkisch) mehr Raum eingeräumt würde. Im Anhange werden auch Korfu, die Jonischen Inseln und die albanische Küste kurz behandelt.

Asien.

— Ingenieur Lessar ist mit einer Expedition nach Tschardschui abgegangen, um das dort vom Amu-darja abzweigende alte Flußbett näher zu untersuchen.

— Mancherlei Projekte zur Schaffung neuer Wasserstraßen tauchen jetzt auf, die wenig Aussicht auf Verwirklichung haben, aber die geringste von allen scheint uns doch dasjenige zu haben, welches jetzt in England auf das Tapet gebracht worden ist: der Palästina-Kanal. Der Plan ist folgender: einen Kanal von 200 Fuß Breite und 40 Fuß Tiefe von Haifa am Vorgebirge Karmel durch die Ebene von Jesreel nach dem Thale des Jordan zu graben und einen zweiten vom Todten Meere südlich zum Golfe von Akaba; dann ergössen sich die Wogen des Mittelländischen Meeres in den Jordan, setzten dessen Thal unter Wasser und dieser See böte Raum für die größten Schiffe. Dieser schon in den dreißiger Jahren auftauchende Plan hat zunächst aber den Haken, daß man über die physischen Verhältnisse des Gebietes zwischen dem Todten und dem Rothen Meere, des Wadi Araba, nicht ganz im Klaren ist, und um dieses wissenschaftlich untersuchen zu lassen, hat sich in England unter dem Vorsitze des

Herzogs von Marlborough eine kleine Gesellschaft gebildet. Liegen die Verhältnisse dort günstig, so sollen die Aufnahmen nach dem Mittelländischen Meere hin fortgesetzt, andernfalls das Projekt fallen gelassen werden. — Wir bemerken dazu nur Folgendes: Der Kanal von Haifa nach dem Jordanthale hätte eine Länge von ca. 40 engl. Meilen (nicht 25, wie es in dem Projekt heißt, s. „Mail" vom 18. Mai 1883) und sein höchster Punkt unweit des alten Jesreel (heute Zera'in) käme etwa 70 m hoch zu liegen. Der zweite Kanal vom Todten zum Rothen Meere aber würde mindestens 110 engl. Meilen lang, und sein höchster Punkt, die Wasserscheide unweit von Ain Gharandel soll nach Vigne 240 m über dem Meere liegen. Die technische Möglichkeit davon zugegeben, so erhielten wir einen Binnensee, welcher das ganze Jordanthal von irgend einem Punkte im Süden des Todten Meeres an bis fast zum Südufer des Merom-Sees erfüllte. Die englische Gesellschaft will „die spärlichen Bewohner des Gebietes" mit einer Million Pfund Sterling entschädigen. Aber ein Blick auf die neue englische Aufnahmekarte von Westpalästina und die dort eingetragene blaue Linie, welche alles Land unter dem Meeresspiegel einfaßt, zeigt, daß dieser See Orte von solcher historischen Bedeutung wie Kapernaum, Magdala, Tiberias, Skythopolis (Beisan) und Jericho verschlingen würde — und ob sich das bibelgläubige England dies von einigen spekulirenden Rhedern und Kaufleuten gefallen ließe, wäre doch abzuwarten. Wir vermögen darum das Projekt nicht ernst zu nehmen, aber es sollte uns freuen, wenn bei diesem Anlasse der Wadi Araba aufgenommen würde.

Afrika.

— Dr. Colin hat sich im Auftrage der französischen Regierung nach Westafrika begeben, besonders um die Goldminen von Bure und Wassallah im Quellgebiete des Bachoy (rechter Zufluß des obern Niger) zu untersuchen und dieselben eventuell für Frankreich mit Beschlag zu belegen. Colin, welcher die Zukunft des dort sich bildenden französischen Kolonialreiches für hoffnungsvoll hält, befürwortet die Einführung chinesischer Kulis.

— P. Roblet, ein auf Madagaskar stationirter katholischer Missionar, hat dort Material für die Karte der Provinz Imerina gesammelt und unter anderem den Tsiafajavona (d. h. nie ohne Wolken), die höchste Spitze des Gebirges Ankaratra und zugleich der Insel, bestiegen und zu 2632 m bestimmt. Ein anderer Missionar, P. Caussèque, hat eine malgassische Grammatik des Französischen veröffentlicht. Am 1. Juli 1882 gab es 80 905 Katholiken auf der Insel mit 48 Priestern, 8 Schulbrüdern, 20 Schwestern und 530 Lehrern. Die Schulen wurden von 19 103 Kindern (9134 Knaben und 9969 Mädchen) besucht.

Australien.

— Nach einem officiellen Berichte des Government Resident, Mr. E. W. Price, zählte die zu Süd-Australien gehörige Ansiedelung am Port Darwin an der Nordküste am Schlusse des Jahres 1882 eine Bevölkerung von 4262, gegen 4073 am 30. Juni desselben Jahres. Davon waren 517 Europäer, 3725 Chinesen und 20 Malaien. Die Revenue aus den Eingangszöllen ergab für das Jahr 20 000 Pfd. St. Die Goldfelder, auf welchen 60 Europäer und 1500 Chinesen beschäftigt waren, lieferten einen Ertrag von 23 016 Unzen im Werthe von 80 721 Pfd. St. Die jungen Zuckerrohrplantagen schienen günstig fortzuschreiten, hatten aber auch von der weißen Ameise zu leiden. Die Chinesen hatten sich auf Reisbau gelegt und wollten denselben in großem Umfange betreiben, um dadurch den hohen Eingangszoll auf Reis — ½ P. = 4,16 Pfennig pro Pfund — los zu werden.

— Victoria besaß am Schlusse des Jahres 1882 in runder Zahl eine Bevölkerung von 900 000, gegen 882 232 im Vorjahre. Die Eingeborenen zählten nur noch 780, 460 männliche und 320 weibliche, und davon lebten 556 auf den sechs Missionsanstalten der Kolonie. Die Revenue des Jahres 1882 ergab 5 697 894 Pfd. St. gegen 5 428 939 Pfd. St. im Vorjahre. Es flossen 1 780 509 Pfd. St. aus Eisenbahnen 1 757 420 Pfd. St. aus Eingangszöllen, 794 234 Pfd. St. aus Kronland, 577 559 Pfd. St. aus Inlandzöllen, 312 334 Pfd. St. aus dem Post- und Telegraphenwesen u. s. w. Die Ausgaben wurden durch diese Revenue überreichlich gedeckt. Die öffentliche Schuld hatte die Höhe von 22 121 202 Pfd. St. erreicht oder 24 Pfd. St. 22 Sh. 6 P. pro Kopf der Bevölkerung. Dazu würde dann noch eine neue vierprocentige Anleihe von 4 000 000 Pfd. St. kommen, welche Ende Januar 1883 auf dem Londoner Geldmarkte kontrahirt ward. Der Import des Jahres bewerthete 18 659 179 Pfd. St. gegen 16 718 521 Pfd. St., und der Export 16 159 835 Pfd. St. gegen 16 252 104 im Vorjahre. Die Goldfelder erwiesen sich ergiebiger als in den letzten Jahren und lieferten einen Ertrag von 1 066 533 Unzen, im Werthe von 4 266 132 Pfd. St. Es wurden 353 788 Unzen exportirt, 688 438 in der Melbourne-Münze verprägt und der Rest befand sich im Depot der Banken. An Wolle wurden 344 203 Ballen verschifft, gegen 327 549 im Vorjahre, und die Ausfuhr an Weizen und Mehl bewerthete 917 081 Pfd. St. Victoria hatte am Schlusse des letzten Jahres 1402½ Miles gleich 2257 km Eisenbahnen im Betrieb, aus deren Einnahmen sich das Anlagekapital mit ziemlich 4½ Procent verzinste. Eine sehr beträchtliche Anzahl neuer Bahnen war theils im Bau, theils vom Parlament genehmigt worden. Für die hohe Bedeutung, zu welcher sich die australischen Kolonien in der verhältnißmäßig kurzen Zeit ihrer Existenz aufgeschwungen haben, spricht ein Erlaß des jetzigen Kolonialministers Earl of Derby, nach welchem vom 1. Januar 1883 ab die Generalagenten der Kolonien Victoria, Neu-Süd-Wales, Süd-Australien, Queensland und Neu-Seeland zu dem Range fremder Gesandten erhoben sind.

Südamerika.

— Als Dr. E. R. Heath im Jahre 1880 den Rio Beni hinabfuhr (vergl. „Globus" Bd. 41, S. 64), traf er in Santa Ana, dem letzten und nördlichsten Lagerplatze von Kautschuksammlern, eine Familie von Pacavara-Indianern, welche den Bolivianern beim Sammeln und bei der Bestellung von Reis-, Yuca-, Bananen-, Zuckerrohr- u. s. w. Feldern half. Beide Geschlechter durchbohren die Nasenscheidewand und stecken von beiden Seiten Federn hinein, so daß es von weitem aussieht, als hätten sie dicke Schnurrbärte. In den Ohren tragen sie die Augenzähne von Alligatoren. Ihre Hautfarbe ist fast weiß, und ihre Frauen würden, in civilisirter Weise gekleidet, fast durchweg als Schönheiten gelten können. Merkwürdig ist ihre Art zu zählen: sie schließen die Hände und sagen bei jedem Finger, den sie ausstrecken, „nata". Beim zehnten Finger sagen sie „etschasu". Brauchen sie eine höhere Zahl, so wiederholen sie bei jedem Zehen ihr „nata" und beim zehnten und letzten „etschasu". So fahren sie im Benutzen von Fingern und Zehen fort, bis sie bei der gewünschten Zahl angekommen sind.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIII. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Die Todas.

(Die Abbildungen theils nach Photographien, theils nach Skizzen des M. Janssen.)

II.

Die Todas glauben, wie so viele andere Wilde und auch civilisirtere Völker, daß die Verfinsterung der Sonne das Werk eines großen Drachen ist, welcher das Gestirn verschlingen will. Sie fragten die Franzosen, ob sie mit ihren Instrumenten diesen Kampf gesehen hätten, und auf deren bejahende Antwort unterhielten sie sich sehr lebhaft: ein unter ihnen befindlicher Priester bezog sich nämlich auf die Autorität der Fremden, um seine Lehren zu bekräftigen. Dieser kleine Vorfall gestaltete die Beziehungen zu den Todas freundlicher, und Janssen benutzte das, um sie zu zeichnen und Schädelmessungen anzustellen, während seine Frau Aufzeichnungen machte. Einige Tage später erhielten sie auch die Erlaubniß, eine Niederlassung der Eingeborenen, die in unserer Abbildung dargestellte, zu besuchen. Dieselben liegen stets an einer wohl ausgewählten Stelle, auf dem höhern Theile der Berge und so viel wie möglich durch natürliche Terrainfalten vor den Blicken des Reisenden verborgen. Das „mund“ oder Haus der Todas hat, wie man sieht, eine spitzbogenförmige Front, ist etwa 10 Fuß hoch, 18 Fuß lang und 9 Fuß breit. Die als Thür dienende Oeffnung ist nur 32 Zoll hoch und 18 Zoll breit und wird durch ein Stück Holz geschlossen, welches zwischen zwei starken, im Innern der Hütte tief in die Erde getriebenen Pfählen auf und nieder gleitet. Die Häuser sind sehr reinlich, bestehen aus Bambu, der mit Rotang zusammengebunden ist, und sind von oben bis unten mit Stroh bedeckt. Das Innere ist ein einziger Raum von 15 bis 18 Fuß im Geviert, in dessen Mitte ein großer Mann aufrecht stehen kann. An der einen Seite befindet sich eine kleine, mit einem Büffelfelle und einer Matte bedeckte Erhöhung von Erde, die Schlafstelle; gegenüber ist die Feuerstelle und der Aufbewahrungsort für Geräthe, wie Kupferschüsseln, Maße aus Bambu, ein Beil u. s. w., und im Hintergrunde ist Brennholz aufgeschichtet. Der Stößel zum Stampfen des Kornes ist mit einem Rotang an der Wand befestigt — denn hier werden weder Nägel noch Seile verwendet — und der Mörser besteht einfach aus einem runden, 7 bis 8 Zoll im Umfange haltenden Loche im Boden, das durch den Gebrauch ganz fest geworden ist. Die Hütte umgiebt ein Raum von etwa 30 m im Geviert, welcher von einer 3 bis 4 m hohen Mauer aus losen Steinen eingefaßt wird. Dort wohnt die ganze Familie; diejenige, welche die Reisenden besuchten, bestand aus zwölf Köpfen. Neben der Haupthütte stand eine zweite, viel kleinere, deren Besichtigung ihnen nicht gewährt wurde. Dort wohnte der Varshali oder Familienpriester, von welchem später die Rede sein wird. Etwas weiterhin stand eine dritte Hütte, zur Aufnahme junger Büffel bestimmt, und noch entfernter ein kreisrunder Zaun, in welchen zur Nachtzeit die Büffelherde getrieben wird. Dies alles zusammen bildet ein Dorf.

Die Todas haben eine hohe Meinung von sich und ihrem Stamme und betrachten sich als Urbewohner der Nilgherries, als Eigenthümer und Herren des Bodens, weshalb die anderen Stämme ihnen Grundzins zahlen müssen. So liefern ihnen die ackerbauenden Badagas jährlich etwa den sechsten Theil der Ernte ab. Vortrefflich ist der

Toda-Typen. (Nach Photographien.)

Eindruck, welchen der schöne Wuchs der Todas, die edlen Züge und die Leichtigkeit ihrer Bewegungen machen, und vortrefflich sitzt ihm auch sein eigenthümliches Kleid, der weite Mantel von dicker ungebleichter Baumwolle. Die Männer sind von lichterer Hautfarbe als die Indier; ein dichter, ungepflegter Bart bedeckt das ganze Gesicht und ein mächtiger Haarwuchs den stets bloßen Kopf. Viele tragen am Knöchel einen silbernen Ring.

Nach ihrem einfachen Leben und ihrer Bedürfnißlosigkeit zu schließen, sind die Todas sehr arm; aber bei Anlässen, wo ihre Religion es fordert, z. B. bei Begräbnissen, haben sie schon wahre Schätze zum Vorschein gebracht, die sie dann vergraben, wahrscheinlich um sie vor ihren Besiegern zu verbergen. Ihr Reichthum besteht in Vieh; nicht selten besitzt eine Familie 70 bis 80 Büffel, welche unter Aufsicht der Eigenthümer den ganzen Tag im Freien weiden. Die ganze Beschäftigung dieser Menschen besteht überhaupt nur darin, sich in den Bergen umherzutreiben. Sitzend oder auf seinen Stab gelehnt, majestätisch in seinen Mantel gehüllt, still und schweigsam, erinnert der Toda an Figuren des Alterthums — hat man sie doch für Abkömmlinge von Römern gehalten, weil sie die Toga tragen! Tag für Tag verstreicht ihm in dieser Einöde und Thatenlosigkeit, in Gesellschaft seiner Herde, welcher er mehr nachgeht, als daß sie ihm folgt. Sie ist sein Ein und Alles, auf sie concentriren sich alle seine Wünsche und seine Liebe: ja er hat sie zu einem Gegenstande seines Kultus gemacht.

Toda-Typus.

Die dortigen Büffel unterscheiden sich von denen der Ebene und scheinen eine den Nilgherries eigenthümliche Art zu sein. Sie haben einen riesigen Körper, kurze, aber sehr kräftige Beine, einen sehr starken Kopf und gewaltige, sehr nach innen gekrümmte Hörner. Es sind stolze, wilde und für den Fremden sehr gefährliche Thiere. Wenn irgend etwas sie erschreckt, so senken sie den Kopf, rücken in Masse vor und rennen alles, was ihnen in den Weg kommt, über den Haufen. Ihren Herren gegenüber aber sind die Thiere völlig zahm und gehorsam. Wenn Abends die Herde in ihre Umzäunung gebracht wird, so versammeln sich alle Einwohner des Dorfes, begrüßen die Thiere achtungsvoll, indem sie die Hand zur Stirn erheben und sprechen „Möge alles gut gehen!“ und ziehen sich nicht eher zurück, als bis die Büffel für die Nacht eingehegt sind.

Ein so unthätiges und träumerisches Volk hat natürlich nur wenige Bedürfnisse und begnügt sich mit einfacher Nahrung, mit Milch, wildwachsenden Früchten und einer Art Kuchen, die aus geronnener Milch und dem von den Badagas gelieferten Mehl bestehen. Salz wenden sie nur alle drei oder vier Tage an.

Trotz der Ueberwachung Seitens der englischen Behörden ist bei ihnen der Kindermord in Uebung: jede Familie läßt nur eine Tochter am Leben und erstickt die später geborenen. Bei Heirathen muß nur eine Bedingung beobachtet werden: die Gatten müssen derselben Klasse, deren es fünf giebt, angehören. Sonst aber entscheidet nur die Neigung: das junge Mädchen bittet ihre Mutter, sie in die erwählte Familie zu führen; ist dies geschehen, so bezahlt der Bräutigam seinem Schwiegervater 20 bis 30 Rupien, und damit ist die Ehe geschlossen. Dem Gebrauche gemäß wird die junge Frau zugleich die Gattin aller Brüder ihres Mannes; ihr erstes Kind gilt als das des ältesten Bruders, das zweite als das des zweiten und so fort. Diese Verbindung ist auch keineswegs unlöslich: wenn es der Frau in der Familie ihres Mannes nicht gefällt, so kann sie dieselbe verlassen, sich eine andere suchen und dies Verfahren mehrmals wiederholen. Der Mann genießt dasselbe Recht. Er betrachtet sich indessen als den Beschützer seiner Frau, sorgt für sie und begleitet sie bei ihren wenigen Ausgängen; naht ihre Entbindung heran, so führt er sie in eine kleine, von ihm im Walde erbaute Hütte und bringt ihr täglich ihre Nahrung dorthin. Dort lebt sie in völliger Zurückgezogenheit und unterhält Verkehr nur mit einigen Freundinnen, welche ihr bei der Geburt des Kindes Beistand leisten müssen. Vor Fremden zeigen die Frauen etwas Scheu. Ihre Kleidung unterscheidet sich in nichts von derjenigen der Männer. Sie haben ebenfalls regelmäßige Züge, und ihre schönen schwarzen glänzenden Haare, in der Mitte der Stirn gescheitelt, bilden oft prächtige Locken. An Schmucksachen tragen sie nur silberne oder kupferne Armringe und um den Hals eine Art Amulett; Gliedmaßen und Brust werden tatuirt. Sie sind sanft, ihren Männern gegenüber unterwürfig, verlassen selten das Haus und arbeiten wenig, da ihre einzige Obliegenheit in der Bereitung der Speisen besteht. Leidenschaftlich lieben sie den Chorgesang und lassen sich gern vor Fremden hören; aber angenehm sind die gutturalen Stimmen, die ausdrucks- und modulationslosen Gesänge durchaus nicht.

Ueber Religion der Todas läßt sich fast ebenso schwer etwas sagen, wie über ihre Geschichte. Die Engländer glaubten bei ihrem Eindringen in das Land bei den geringsten Spuren auf Reste alter Tempel zu stoßen. Dieselben sind aber sehr selten und jetzt existiren ihrer nur drei. Die vorhandenen Ruinen, welche noch kleine irdene Rinderfiguren enthalten, waren wahrscheinlich Begräbnißstätten einer Familie. Soweit sich urtheilen läßt, besteht die Religion der Todas nur aus Aberglauben und sonderbaren Gebräuchen; vielleicht aber vermögen wir den tiefern Sinn derselben nicht zu verstehen, vielleicht sind es entartete Ueberbleibsel eines einst höher stehenden Kultus. Ein Hauptgegenstand des Kultus ist die „heilige Glocke“, welche der schönste Büffel um den Hals trägt, und die den Hauptgott Hiriadeva vorstellt; ihr bringt der Priester Spenden an Milch dar und an sie richtet er seine Gebete. Außerdem giebt es noch einen besondern Gott, der vor einer Tigerjagd angerufen wird. Jeder Tempel besitzt einen geweihten Büffel mit einer heiligen Glocke; er dient zugleich dem Palaul oder Priester zur Wohnung. Doch betreten die Todas niemals den Tempel um zu beten. Jede Familie unterhält bei ihrer Wohnung einen Priester geringern Grades, einen Varshali, welcher an Stelle aller übrigen die hauptsächlich in der Sorge für die Herde bestehenden religiösen Pflichten

zu erfüllen hat. Sein Amt kann er niederlegen; während desselben darf er keine Milch, sondern nur Getreide genießen, das er von den Badagas erhält. Doch macht man ihm einen Büffel zum Geschenk. Die Frauen betreten seine Wohnung nie. Was der Varshali für die Familie, das ist der Palaul für den ganzen Stamm. Derselbe erfreut sich, wie die indischen Fakirs, großer Macht und gewisser Privilegien, muß aber vor Antritt seines Amtes sich ziemlich harten Proben unterziehen und hat sehr strenge Verpflichtungen. Es kommt vor, daß ein Palaul trotz seinen abgelegten Gelübden auf sein Amt verzichtet; er setzt sich aber dadurch der Mißachtung des ganzen Stammes aus, denn er wird nur schwer ersetzt. Die Todas sollen selbst zu Drohungen und Quälereien ihre Zuflucht nehmen, um den Erwählten ihren Wünschen geneigt zu machen. Der Palaul muß in vollständiger Abgeschlossenheit leben, getrennt selbst von seinem Gehilfen, dem Kalivaul, und darf niemals das heilige „mund“, den Tempel, verlassen; dort bringt er seine Zeit mit Betrachtungen und Gebeten zu und muß sich ausschließlich von Milch nähren. Zum Ersatz dafür ist sein Ansehen und seine Macht sehr groß und erstreckt sich nicht auf die Todas allein, sondern auf alle Stämme der Nilgherries. Ein jeder beweist ihm die höchste Achtung, wirft sich vor ihm zu Boden und darf ihn nur nach erhaltener Erlaubniß und aus einer gewissen Entfernung anreden. Niemals trifft eine Forderung des Palaul auf Widerspruch.

Das Volk scheint an Zauberei zu glauben und schreibt in dieser Hinsicht dem Palaul übernatürliche Macht zu; die Furcht vor ihm ist eine der Ursachen ihrer Unterwürfigkeit und ihres Glaubens. Wenn unter dem Volke oder den Herden Krankheit herrscht, wenn die Ernte der Badagas schlecht war, so wird solches Unglück einem Feinde oder einem andern Stamme, mit welchem man sich entzweit hatte, zugeschrieben und der Palaul mit der Rache beauftragt. Entsteht im Stamme selbst ein Streit über die Frauen oder Herden, so entscheidet sein Ausspruch. Um sich größeres Ansehen zu verschaffen, giebt er vor, vom Gotte Hiriadeva besessen zu sein. Er schlägt sich, stößt Schreie aus, gestikulirt in schrecklicher Weise, und wenn er so die Anwesenden genügend in Schrecken gesetzt hat, thut er seinen Ausspruch, der fast stets zu Gunsten des Reichsten lautet.

Die Todas glauben an ein zukünftiges Leben, das sie „das Leben in dem andern Bezirke“ nennen; dasselbe ist für sie aber nicht vollkommener oder geistiger, als das jetzige, sondern erscheint ihnen nur als die Fortsetzung des letztern. Beim Tode eines der Ihrigen opferten sie früher dessen ganze Herde, damit er sich auch weiterhin der Gesellschaft und des Nutzens dieser Thiere erfreuen konnte, ohne welche das Leben für den Toda ein Nichts ist. Diese Todtenfeierlichkeiten sind zweierlei Art, die „frischen“ gleich nach dem Tode und die „trockenen“ ein Jahr später. Die Leiche wird in einen Baumstamm gelegt, vor der Hütte ausgestellt und mit Blättern bedeckt, dann von den Freunden nach dem zur Verbrennung ausgewählten Platze getragen. Alle Verwandten und Freunde folgen, mit Holz und Reis beladen, nach, errichten einen Scheiterhaufen und stecken ihn in Brand. Zuletzt sammelt man die Knochen und die Asche in dem Gewande des Verstorbenen und hebt das Ganze für die „trockene“ Leichenfeier auf. Nach einem Todesfalle rasiren sich die Männer der Familie den Kopf und die Frauen schneiden sich die Hälfte der Haare ab. In diesem Zustande werden sie von den Freunden besucht, wobei alle Trauerlieder singen; einige Tage später vertauscht die ganze Familie ihre alte Behausung mit einer inzwischen von den Männern neu errichteten.

Toda-Frau.

Früher wurde, wie gesagt, bei der „trockenen“ Leichenfeier die ganze Herde geopfert; jetzt gestattet indessen die Regierung nur das Opfer eines Büffels für einen gewöhnlichen Toda und von zwei für einen Häuptling. Deshalb warten jetzt die Todas mit der Ceremonie, bis mehrere gestorben sind, und schlachten dann fünf bis sechs Thiere auf einmal, tragen auch die größte Sorge, die Feier geheim zu halten. Dieselbe dauert drei Tage, und es werden dazu die Kotas eingeladen, um Musik zu machen. Eine vorher erbaute, provisorische Hütte wird mit alten Gold- und Silbermünzen, welche dem Todten gehörten, ausgeschmückt. Ein Fest findet unter freiem Himmel statt und zum Beschlusse desselben werden die am nächsten Tage zu opfernden Büffel mit Gewalt in ein dazu bestimmtes Gehege getrieben. Der zweite Tag, der für das Opfer bestimmt ist, wird mit Tänzen und Gesängen zu Ehren des Verstorbenen eröffnet; darauf treten die stärksten Männer in das Büffelgehege und beginnen die Thiere zu reizen, mit Stöcken zu stoßen und grausam zu schlagen, bis sie wild werden. Dann springen die dazu bestimmten Todas mit bewunderswerthem Muthe und großer Kühnheit den Büffeln auf den Rücken und klammern sich dort fest, während die Thiere zu den Gebeinen des Verstorbenen geführt werden. Dort tritt ein Freund des Todten hinzu und versetzt dem Büffel mit einem Beile den Todeshieb, so daß das Blut auf den Mantel und die darauf liegenden Gebeine spritzt — eine mystische Vereini-

gung des Herrn mit seinem geliebten Thiere. Sofort stimmt die Versammlung einen Trauergesang an zu Ehren der Todten und der geopferten edlen Thiere, und bald stürzen sich die Theilnehmer über die todten Büffel her, liebkosen sie, schreien verzweiflungsvoll, und umarmen zärtlich den Kopf derselben, um ihnen ihre ganze Liebe zu beweisen, und als könnten die getödteten Thiere den Verstorbenen Nachricht geben von dem Schmerze und der Zuneigung der Ueberlebenden. Nach vollbrachtem Opfer wird das Fleisch den untergeordneten Stämmen der Kotas und Korumbas, welche sehr gierig danach sind, überlassen. Die Franzosen hatten einmal Gelegenheit, dieselben von einem solchen Opfer heimkehren zu sehen; sie standen gegen Sonnenuntergang vor der Thür ihrer Wohnung, als sich in der Ferne ein-

Kotas. (Nach einer Photographie.)

tönige Gesänge hören ließen und allmählich näher kamen. Bald erblickten sie auch eine Schar Menschen und erkannten den Gesang der Kotas. Dieselben waren mit blutigen Stücken Büffelfleisch beladen, die wie abgerissen, nicht wie abgeschnitten aussahen. Der Weg, den die Leute entlang zogen, führte bei dem Hause vorbei, senkte sich dann in eine der zur Ebene hinabführenden Schluchten und hob sich scharf von dem rothgefärbten Abendhimmel ab. Einer nach dem andern von den Kotas zeichnete sich schwarz auf dem glühenden Hintergrunde ab, nahm phantastische Umrisse an und verschwand dann mit seiner bluttriefenden Last in der Tiefe — ein fast unheimliches Schauspiel, das etwa zehn Minuten dauerte und die Sinne der Zuschauenden ganz gefangen nahm.

Ein Besuch auf Okinawa-shima (Liu-kiu-Archipel).

Das südliche Ende des japanischen Archipels ist mit Formosa bekanntlich durch eine ununterbrochene Kette von Inseln und Felsen verbunden, die, einer großes Ansehen genießenden Theorie zufolge, den Eroberern malaischen Ursprungs und Gründern des Reiches der aufgehenden Sonne als Straße gedient haben soll.

Im Mai 1877 fuhr der französische Kreuzer „La Clocheterie“ diese lange Schnur von gefährlichen Klippen hinab und ankerte vor Nafa-kiang, dem Haupthafen der größten jener Inseln Okinawa-shima oder „der großen Liu-kiu“. Dieser Archipel besteht aus etwa 50 größeren und kleineren Inseln und bildet drei verschiedene, durch größere Zwischenräume von einander getrennte Gruppen: die nördliche, denen der Admiral Cécille (1846) seinen Namen gegeben, war wohl immer ein integrirender Theil des japanischen Reiches; die beiden anderen, der Liu-kiu-Archipel und die Meiako-shima, bildeten bis 1611, wo sie vom Fürsten von Satsuma erobert wurden, ein unabhängiges Reich; seit 1871 ist die Oberherrschaft auf den Mikado übergegangen, der den Inselbewohnern aber ihren König, ihre innere Organisation und ihre Sitten ließ und seine Gewalt nur mittelbar durch einige Beamte ausübt, die im Lande residiren.

Okinawa-shima liegt unter dem 26. Breitengrade und hat, wovon auch ihr japanischer Name, die Gestalt einer langen Spindel; in ihrer ganzen Länge von 50 Meilen (auf eine mittlere Breite von 6 bis 7) zieht sich ein Kamm kleiner, von Thälern durchschnittener Hügel entlang, deren Höhe 400 m nicht übersteigt, und deren Krönung durch enorme Korallenblöcke über die vulkanische Bildung keinen Zweifel läßt. Dank der geographischen Lage und den beständigen Seebrisen ist das Klima gleichmäßig schön und gesund; die Vegetation der Tropen und die der gemäßigten Zone zeigt sich hier in herrlichster Eintracht; neben der Banane, der Areka- und Kokospalme wächst die Fichte, Orange und der Bambu. Die wichtigsten Erzeugnisse des

Ackerbaues sind (nach einem Aufsatze L. Döderleins im Juliheft 1881 der „Mitth. der deutschen Gesellsch. für Natur- und Völkerkunde Ostasiens“, dessen Angaben im Folgenden auch sonst benutzt worden sind) Süßkartoffeln, Reis und Zuckerrohr; daneben wird auch sehr viel Hirse und Bohnen, dazu etwas Weizen gebaut. Auch Cycadeen oder Sagobäume finden sich, häufig sind sie aber nur in den ärmeren Gegenden der Insel, wo sie auf die steileren, sonst kaum verwendbaren Bergwände beschränkt sind; übrigens ist der gewonnene Sago keineswegs eine beliebte Speise und wird nur von den ärmsten Leuten gegessen, wenn die übrigen Nahrungsmittel mißrathen sind. Da der Anbau dieser für gewöhnlich wenig benutzten Pflanzen leicht vernachlässigt würde, ihr Vorhandensein aber zu Zeiten der Hungersnoth von äußerster Wichtigkeit ist, so sind besondere Beamte angestellt, welche den Anbau der Cycadeen zu überwachen haben. Auch die Bananen werden nicht der Früchte wegen gezogen, sondern als Gespinnstpflanzen; der daraus gewonnene Hanf dient zu Kleidern, die vielfach exportirt werden.

Nafa-kiang liegt an der südwestlichen Ecke der Insel. Ein Gürtel von Korallenriffen bildet den einzigen Schutz des Ankerplatzes gegen das hohe Meer, macht aber die Durchfahrt schwierig und gestattet nur einer beschränkten Anzahl von Fahrzeugen Aufenthalt. Das Panorama, welches sich vom Meere aus dem Blicke darbietet, ist überaus malerisch: die senkrechten Felsgestade rahmen wie feste Schlösser die Oeffnung frisch grünender Thäler ein; wie eine europäische Provinzialstadt liegt Nafa in einer Ecke zwischen Mauern da; nach chinesischem Muster gebaute Dschunken glänzen in ihren schreienden Farben und mit den ockergelben Segeln; eine Unmenge Muschelfischer bedeckt die Felsbänke; nach Norden zu erstreckt sich eine unabsehbare Reihe kleiner, reich bewaldeter Anhöhen, auf deren einer halb im Dickicht versteckt die Hauptstadt des Reiches, Shinri, thront.

Gruppe von Liu-kiu-Insulanern. (Nach einer Photographie.)

Kaum hatte „La Clocheterie“ Anker geworfen, als in zwei großen Barken eine Schar Eingeborener sich dem Schiffe näherte, und auf die Einladung der Besatzung an Bord stieg. Zeichneten sie sich nicht durch eine ganz besondere Anordnung der Haare aus, so würde man sie auf den ersten Anblick für Japaner halten. Ihr langes, sehr schwarzes Haar wird ganz auf den Scheitel hochgenommen und hier in einen etwas komplicirten Knoten geschlungen; diesen durchbohren zwei kupferne Nadeln, deren eine löffelartig ausläuft, die andere aber, der „Kansaschi“, an seinem vordern Ende mit einem kleinen Stern geschmückt ist; so wenigstens frisiren sich die Vornehmeren, während die anderen Liu-kiuaner ihr Haar ziemlich vernachlässigen. Uebrigens lassen sich sowohl auf Okinawa als auch auf den anderen Inseln zwei verschiedene Typen unterscheiden: die einen sind offenbar echte Japaner, die hauptsächlich von Satsuma nach den Liu-kiu-Inseln herübergekommen sind, die anderen die eigentlichen Liu-kiu-Leute. Bei den letzteren ist das Gesicht oval, die Augen groß, selten schief oder geschlitzt, Nase ziemlich hübsch und proportionirt, die Backenknochen nicht stark vorstehend, der Mund ziemlich breit, das Kinn zierlich und häufig mit starkem schwarzem Bart versehen. Wie in China, so bleiben auch hier die vornehmeren Frauen allen Blicken verborgen, während die der unteren Stände fast allen Geschäften obliegen. Als einzige Kleidung tragen sie eine lange, gürtellose Bluse; ihr Haar frisiren sie ungefähr wie die Männer, aber mit weniger Sorgfalt. Es ist bei ihnen Sitte, die Handrücken zu tatuiren: meist im 13. Jahre werden von besonderen Leuten, die diese Kunst verstehen, mit drei zusammengebundenen Nadeln Reihen von Einstichen gemacht und darauf chinesische Tusche eingerieben; je älter die Frauen aber werden, desto häufiger und enger werden die Punkte und Zeichen, so daß Greisinnen schließlich ganz schwarze Hände haben.

Die Sprache der Okinawaner ist ein Dialekt der japanischen und steht zu derselben etwa wie das Holländische zum Hochdeutschen; ihre Schrift hingegen ist rein chinesisch. Im Gegensatz zu anderen Liukiuanern, die von einem Gott oder von Göttern, zu denen sie beten sollten, nichts wissen, und als einzigen Gegenstand der Verehrung ihre Vorfahren haben, besitzen die Einwohner von Okinawa festungsähnliche Tempel und Priester, freilich auch nicht in großer Anzahl; die buddhistische Religion ist die vorherrschende; gegen das Christenthum, dessen Einführung auch hier versucht wurde, verhält sich das Volk ganz passiv.

Die Häuser, abgesehen von den ziemlich elenden Strohhütten des niedern Volkes, aus Korallensteinen erbaut und mit rothen, halbcylindrischen Ziegeln bedeckt, erinnern von außen an chinesische Landhäuser, zeigen aber im Innern mehr den japanischen Typus. Die Straßen der Städte gewähren den Anblick langer, nur selten durch Thüröffnungen unterbrochener Mauerreihen; Läden sind unbekannt, die geringste Kleinigkeit muß man auf dem Markte holen.

Der Kommandant der „La Clocheterie“ ging an Land,

um in der Residenz dem Minister seine Aufwartung zu machen, da der König Shodai, an einer langjährigen Krankheit leidend, für Niemanden zu sprechen war. Letzterer ist 36 Jahre alt und besitzt ebenso viele Frauen, hat aber trotzdem erst drei Kinder, eine Tochter und zwei Söhne, deren älterer 18 Jahre alt ist. Die eine Stunde lange und durchweg 5 bis 6 m breite Straße nach Shiuri ist ganz gepflastert und überschreitet verschiedene Gewässer auf zierlichen Steinbrücken; zahlreiche Fußgänger, Lastpferde und Reiter, welche der silberne Kansaschi und der im Nacken steckende Fächer als Vornehme kenntlich machen, beleben den Weg. Bald gelangt man an eine massive Mauer mit drei kleinen Thoren; fast begraben liegt sie unter dichtem Gebüsch, über dessen tropisch brennendem Grün enorme Korallenbäume ihre schönen rothen Blüthen streuen und Bambus ihr luftiges Blätterwerk im Winde wehen lassen. Diese Mauer schließt einen in der Geschichte des Landes berühmten Ort ein, das Sinfushi: hierhin begaben sich früher die Minister des Königs um die Geschenke zu empfangen, die weither Gesandtschaften vom Hofe zu Peking brachten; heute ist das Monument ein Bonzenkloster geworden.

Je höher die Straße steigt — Shiuri liegt 200 m hoch — desto entzückender wird die Aussicht. Ohne große Ermüdung gelangt man zu einem weiten chinesischen Bogen von bedeutenden Proportionen, der den Eintritt in die Stadt bezeichnet. Hier erwarteten zwei Beamte die Reisenden und geleiteten sie in ein benachbartes Haus, um ihnen, der Hofetiquette gemäß, Thee zu reichen. Breiter wird die Avenue, größer die Zahl der Neugierigen, zwei fernere Portale werden durchschritten, und man steht vor dem Schlosse, einem Riesenbau von übereinander geschichteten Mauern. Auf der Höhe von 40 Stufen erhebt sich mitten unter mächtigen Cycadeen, welche sämmtliche Böschungen bedecken, und von zwei enormen steinernen Thierfratzen bewacht, das Hauptthor, „Tokinomon“ oder „Stundenthor“, so genannt, weil es auf einen Hof führt, auf dem eine ziemlich verwitterte Sonnenuhr sich befindet. Hinter noch zwei Thoren erst liegt der große Schloßhof, in dessen Hintergrunde der eigentliche Palast oder „Otera“, d. h. Tempel, ein weitläufiges, rechtwinkliges Holzgebäude, auf gemauerter Plateform ruht; für gewöhnlich ist es jedoch verschlossen und wird nur zu großen Ceremonien geöffnet; der König bewohnt einen Nebenhof. Vor 500 Jahren, zur Zeit der größten Blüthe des Königreiches errichtet, als liukianische Dschunken noch bis in den malaischen Archipel hinein Handel trieben, ist das Schloß von Shiuri in der That ein hochbedeutendes Baudenkmal. Auch der Park, der es umgiebt, harmonirt glücklich mit seinem Stil: im nächtlichen Dunkel seines Dickichts schlingen Riesen-Epheu und -Lianen ihre Ranken um uralte, moosbedeckte Stämme, und geheimnißvolle Wälder von Bambu, Fichte, Pisang und Lorbeer verdecken die Wege, die an den Rand eines lotosbedeckten Teiches und, über eine schlanke Brücke, auf ein Inselchen mit einem Juwel von Tempel führen; dieser ist der „Kwanin“ heilig, der Göttin der Harmonie und des Meeres, der poetischsten Schöpfung der buddhistischen Mythologie, unter deren ganz besondern Schutz die Liu-kiu-Inseln stehen.

Straße auf Okinawa-shima mit dem Sinfushi. (Nach einer Photographie.)

Das Stundenthor im Königsschlosse zu Shiuri. (Nach einer Photographie.)

Die Fremden wurden in einen Seitensaal geführt, den eine goldene Aufschrift auf rothem Grunde als „Saal der Frische“ bezeichnet, weil seine südliche Lage ihn den ganzen Sommer hindurch der Seebrise aussetzt; hier waren kleine Tische mit Thee und Reiskuchen symmetrisch aufgestellt; von der Decke herab hing ein schwarzes Seidengewebe, welches das Wappen des Königs in Weiß zeigte, der Fußboden aber war mit Matten bedeckt. Sofort erschien auch der „Monobunjo“, der erste Minister, ein 60jähriger Greis, mit einigen Officieren. Die Unterhaltung begann mit den üblichen Komplimenten, und wurde nur, wie es das Ceremoniell vorschreibt, von häufigem Theegenuß unterbrochen. Auf die Bitte des Kommandanten, seine Karte dem König zu überreichen, verschwand der Monobunjo, kehrte jedoch fast unmittelbar wieder zurück und überbrachte eine Liste von Geschenken, die der König am nächsten Tage an Bord senden wollte; es waren dies 500 Hühner, 200 Eier, zwei Bund Gemüse und zwei Säcke Pataten. Damit hatte die Audienz ein Ende.

Das königliche Schloß in Shinri. (Nach einer Photographie.)

Natürlich erfolgte Tags darauf ein Gegenbesuch des Monobunjo mit zahlreichem Gefolge. Er zeigte ein großes Interesse für die gesammte Einrichtung des Schiffes, nur ein abgefeuerter Schuß jagte ihm einen furchtbaren Schreck ein. Das Mahl aber, welches er an Bord einnahm, dünkte ihm göttlich und Freude verklärte sein Antlitz, als ihm für den König verschiedene Flaschen Wein übergeben wurden, die diesem vielleicht dazu verholfen haben mögen, seine beständige Furcht vor der vollständigen Vernichtung seiner Scheinherrschaft durch die Japaner für einige Augenblicke zu vergessen.

Auf der Ostküste Luzons.

Aus dem Nachlasse des verstorbenen **G. Wallis.**

II.

Wallis machte sich dann auf, um in den Wildnissen des Hinterlandes (nachdem er wieder einen Abstecher von Polillo zurück gemacht) Pflanzen zu sammeln. Hier lernte er die Urbevölkerung der Philippinen, die Negritos kennen. Wie Semper unterscheidet er eigentliche Negritos und Dumagats oder Dumagas, wie er sie selbst nennt. Erstere sind die im Inneren in den Bergwaldungen in den kümmerlichsten Verhältnissen lebenden Tribus, die Dumagats wohnen dem Meere näher, steigen sogar bis an die Küste des Meeres selbst herab und leben in besseren Umständen. Woher der Name der letzteren stammt, läßt sich schwer sagen: in die Ensenada de Dingala mündet zwar ein Rio de Dumagas; es ist aber wahrscheinlicher, daß dieser Fluß seinen Namen von jenen Tribus, als umgekehrt, erhalten hat.

Wallis beschreibt die Negritos wie folgt: „Das krause

wollige Haar, die dunkle, schwarzbraune Hautfarbe sind ihnen wie den Negern eigen; dazu kommt noch der Bartwuchs: die alten Männer sind mehr oder weniger mit regelmäßigem, aber nicht gepflegtem Barte versehen, auch der Körper ist theilweise stark behaart. Die die Neger so charakterisirende Bildung des Oberkiefers, ja selbst der ihnen eigenthümliche ihrer Haut anklebende Geruch findet sich hier. Von den Negerzügen ist auch die Nase erhalten, welche breitflügelig und aufgestülpt ist. An einzelnen Individuen sah ich sogar deutlich gebogene Nasen, welche ihnen ein fremdartiges Aussehen verliehen. Nicht bei allen fand ich eine eigenthümliche Frisur: der Kopf war ganz kahl geschoren (besonders bei Kindern) bis auf zwei Büschel hinter den Ohren, was ganz „pudelmäßig" aussah [1]). Keinen dieser Wilden habe ich sich bemalen sehen [2]), wohl aber behängen sie sich, namentlich die Männer, mit allerlei Zierrathen, den weißen Perlsamen der Coix lacrymae christi, mit blendend weißem Baste, rothen Fäden u. dgl. m. Was ihre Kleidung anlangt, so sah ich oft bei unserm Kommen, daß schnell ein Bastgürtel oder eine Schärpe umgelegt wurde, dem dann natürlich Glasperlen und anderer Schmuck bald folgte. Ihre Pfeile sind schlecht und unansehnlich, nicht einmal rein erhalten und der Köcher, welcher zur Aufnahme der vergifteten [3]) Pfeilspitzen dient, besteht aus einer Blätterdüte oder einem Bambustück. Eine Waffe war aber neu für mich: eine lange schlanke Ruthe, an 20 Fuß lang, die dazu bestimmt ist, Fische zu fangen. An dem einen Ende befindet sich ein mittels einer Schnur aufgesetzter knöcherner Widerhaken und um die Fische zu fangen, geht der Mann ihnen nach, indem er die Ruthe lang über das Wasser hinhält; hat er nun einen Fisch aufs Korn genommen, so wirft er schnell die Waffe nach ihm aus. Habe ich auch wohl dieser Art Fischjagd beigewohnt, so kann ich mich doch nicht weiter darüber äußern, da sie ohne Erfolg blieb; doch sieht man diese Waffe neben jeder Hütte der Dumagas.

„Wie ihre Arbeiten kunstlos und ohne jeden Anklang an Geschmacksinn sind, so schläft dieses bedauernswerthe Volk auf Kieselsteinen, auf dem harten Bette, das ihnen der nackte Strand bietet, und der Mensch thut nichts dazu, seine Lage und sein Dasein sich zu erleichtern. Ein Strohdach [4]), — und das ist's kaum — ist, was ihn gegen die ärgsten Unbilden der Witterung schützen soll. Mitunter bedienen sie sich einer Bastdecke als Unterlage. Wie alle Wilden sich nur ungern von ihrem geringen Eigenthume trennen, so hatte auch ich besondere Schwierigkeiten in den Besitz zweier dieser Decken zu gelangen. Ihr Leben ist ein sehr unstätes, nomadisches zu nennen, sie halten sich ungerne lange an einer und derselben Stelle auf und ziehen sich scheu in die Waldwildnisse zurück. Diese unstäte Lebensweise und die angeborene Trägheit bringen es mit sich, daß sie keine Pflanzungen anlegen. Umsomehr überraschte es mich, einmal eine Ausnahme von dieser traurigen Thatsache zu finden. Ich fand nämlich an den Ufern eines Flusses eine von Dumagas angelegte Pflanzung von Convolvulus batatas. Obschon alle Dumagas am Wasser wohnen, so sieht man doch selten ein Fahrzeug bei ihnen, das Anspruch auf den Namen Canoe machen könnte. Gewöhnlich bedienen sie sich eines armseligen Floßes aus Bamburohr. Sechs bis acht

[1]) Diese Art von Frisur ist von keinem andern Forscher bei den Negritos gefunden worden.

[2]) Auffallend ist, daß Wallis die Sitte des Tatuirens gar nicht erwähnt, obwohl die von ihm mitgebrachten Photographien die Tatuirungsmuster deutlich ersichtlich machen. A. B. Meyer, Semper und Schadenberg haben bei diesem Volke diese Sitte allgemein verbreitet gefunden.

[3]) Vgl. Petermann's Mitth. Ergänzungsheft Nr. 67, S. 7.

[4]) Prof. Semper spricht von beweglichen Schirmen.

Stangen werden durch Querstäbe einfach verbunden und fertig ist das Ding, das sie über das Wasser tragen soll [1]). Bei all dieser Gesunkenheit dieses Volkes rührte es mich gewissermaßen, Empfänglichkeit für Musik anzutreffen. Das Bamburohr ist es hier wieder, was die Luft in Schwingung versetzend Töne hervorbringt, während der offene Mund des Negritos als Resonanzboden dient. Man erräth schon, daß sich's hier um eine Maultrommel handelt; das ganze Instrument ist nicht größer als ein Bleistift und bewirkt denselben Schall, wie ihn eine metallische Feder erzeugt. Es hat noch Niemand daran gedacht, durch Vereinigung mehrerer Bambustückchen es zu einer Tonleiter zu bringen [2]). Bei ihrer an und für sich großen Dürftigkeit nehmen sie sich um so beklagenswerther aus, als sie oft mit den empfindlichsten Hautkrankheiten behaftet sind, welche nicht allein in Flechten, sondern auch Geschwüren, Krätze &c. bestehen. Ich erfuhr, daß die Negritos weder Speck noch fettes Essen überhaupt genießen, ebensowenig das Fleisch von Hausthieren, wovon selbst die Hühner nicht ausgenommen sind, ja sogar die Eier der letzteren werden verschmäht. Mir selbst brachten sie einmal einige Eier, so groß wie von Gänsen, nur schmäler, fast walzenförmig, schmutzig weiß mit einzelnen rothen Flecken. Der Vogel soll nicht größer sein, als eine starke Henne; es führt den Namen „Tabon" [3]). Mit ebenso großem Bedauern als auf ihre Herren sieht man auf die ausgehungerten Hunde, die ringsumher lungern und welche von diesen Leuten in übergroßer Zahl gehalten werden. Sie müssen fressen, was jene übrig lassen, oder was sie im Busche liegen lassen und wie viel das betragen mag, kann jeder leicht errathen. Bei dieser schmalen Kost sind es doch bissige Köter und wegen ihrer Gier nach besserm Fraße doppelt gut zur Rehjagd zu gebrauchen, was auch als die Hauptursache anzusehen ist, weshalb die Negritos sie halten. Ich hatte viel von diesen Vierfüßlern zu ertragen, wegen ihres jammervollen Geheules, einer Folge von Streit und Hieben. Sie ließen so wenig Ruhe als in den Häusern der Indier [4]) die Kampfhähne [5]), die ihr Gekräh auch nie einstellen."

Pflanzen sammelnd überschritt Wallis die Cordillere, welche die Laguna de Bay von dem Stillen Ocean trennt, und kehrte von da nach Manila zurück, um von dort aus nach anderen Theilen des Archipels aufzubrechen. Zum Schlusse sei es noch gestattet, eine Stelle aus Wallis' Tagebuche anzuführen, welche sich auf die religiöse Anschauung der von ihm besuchten Negritos bezieht; sie lautet: „Wie doch die Leute überall Vorstellungen von einem höhern mächtigen Wesen haben! Bei den Dumagas ist dies der Balendic, ein Wesen von menschlicher Gestalt, jedoch mit einem Pferdekopfe und so hochbeinig dabei, daß die höchsten Männer nur bis zu seinen Knien hinaufragen. Er soll auf den Bäumen leben; ich erhielt von diesem Glauben Kunde erst dann, als ich einen großen Baum besteigen wollte, um in der Krone nach parasitischen Gewächsen zu suchen." Diese Notiz ist ungemein interessant,

[1]) Bisher war es gänzlich unbekannt, daß die Negritos Transportmittel über das Wasser besäßen.

[2]) Auch diese Notiz bringt etwas ganz Neues; bisher wußte man nur, daß die Negritos vom Mte. Camachin eine Art von Guitarre besaßen. Dr. Schadenberg fand bei den Negritos von Zambales keine anderen Musikinstrumente als Muschelhörner vor.

[3]) Ein Großfußhuhn, Megapodius Cumingii Dillw.

[4]) Die Spanier nennen die zum Christenthum bekehrten Malaien Indios, zum Unterschiede von den Heiden (Igorrotes oder Infieles) und Mohammedanern (Moros).

[5]) Die Tagalen, Pampangos, Zambalen, Pangasinanen, Ilocanen, Ibanags, Vicol und Visayer (sämmtlich Malaienstämme des Philippinen-Archipels) sind leidenschaftliche Liebhaber des Hahnenkampfes.

denn dieser Negrito-Gott Balendic hat in seiner Gestalt Pferdegliedmaßen aufzuweisen; dasselbe ist bei dem Dämon der Tagalen: Tigbalan oder Tigbalang der Fall. Nun haben erst die Spanier im XVI. Jahrhunderte das Pferd nach den Philippinen gebracht; es muß daher dieser den Negritos und Tagalen gemeinsame Dämon (auch der Tigbalang wohnte in den Kronen der Bäume) erst nach der Conquista die Körperbestandtheile eines Pferdes seinem Aeußern einverleibt haben. Die Namen Balendic und Tigbalang gehen übrigens auf dieselbe Wurzel zurück, sowie denn auch der Name des Balan-Tiqnis[1]) mit diesem verwandt sein dürfte. F. Blumentritt.

[1]) Ein Vogel, von welchem die Tagalen vor ihrer Bekehrung zum Christenthum Augurien erhielten. Er wird auch Balititi oder Bolatiti genannt. Nach Dr. A. B. Meyer ist es vielleicht eine Kukuksart.

Der Nordrand des Nil-Deltas.

Die „Mail" vom 21. v. M. bringt einen interessanten Bericht ihres ägyptischen Korrespondenten, dem wir die nachstehenden Einzelheiten über den wenig bekannten Nordrand des Deltas entnehmen.

Vergleicht man Unterägypten nach bekannter Weise mit einem Fächer, an dessen Griff Kairo liegt, so stellt die Region des Landes, von der hier die Rede sein soll, den Spitzenrand und den daran grenzenden dichten Theil des Fächers, im Ganzen etwa ein Drittel des Radius, dar. Das allgemeine Aussehen dieses Gebietes läßt sich mit wenigen Worten schildern. Der Meeresküste entlang zieht sich eine Reihe niedriger Sandhügel hin, die an einigen Stellen kaum hoch genug sind, um die schwere, schäumende Brandung abwehren zu können, welche der winterliche Nordwind von der Südküste Kleinasiens herübertreibt. Diese Sandhügel sind an ihrer südlichen Seite von einer Kette seichter brakischer Seen — Mareotis, Abukir, Edku, Brulos und Menzaleh — begrenzt, und wieder unmittelbar südlich von den Seen liegt ein Streifen niedrigen, sumpfigen Landes, das sogenannte Berari, das sich in einer durchschnittlichen Breite von etwa 20 engl. Meilen von Wüste zu Wüste quer durch das Delta erstreckt. Dies ist im Allgemeinen der Charakter jenes „untersten Aegyptens", das den reichen, fruchtbaren Theil des Deltas vom Mittelmeere trennt.

Die Sandhügel an der Küste sind, wenn auch unwirthlich genug, doch keineswegs so gänzlich öde und unbewohnt, wie sie aus der Entfernung wohl erscheinen mögen. Längs der Küste und an den Ufern der Seen liegen zahlreiche kleine Gruppen von Fischerhütten, und in den Thalsenkungen, namentlich da, wo ein Kanal oder ein Arm des Nil den Sand durchschneidet, finden sich auch größere Niederlassungen und eine verhältnißmäßig reichliche Vegetation vor. Nach einem langen Ritt über unfruchtbaren gelben Sand kommt der Reisende hier manchmal unvermuthet an ein Dorf, das im Schatten herrlicher Dattelpalmen und von sorgfältig kultivirten Gärten umgeben, wie in Grün eingebettet daliegt; der Reichthum an Brodmelonen, Wassermelonen, Feigen, Weintrauben und Gemüsen, der sich in diesen Gärten vorfindet, ist indessen nur das Ergebniß einer ganz eigenthümlichen und sehr mühevollen Kulturmethode. Wollte man den Boden, dessen Oberfläche es hier überall an Dürre und Armuth mit jedem Theile der Sahara aufnehmen könnte, in der gewöhnlichen Weise anbauen, so würde von einem Erfolge nie die Rede sein. Der Landmann, der hier Obst oder Gemüse ziehen will, muß dazu lange, tiefe Gräben anlegen, die er an beiden Seiten durch starke Rohrzäune gegen das Eindringen des vom Winde aufgewehten Treibsandes schützt. Der Boden dieser Gräben, in denen er seine Pflanzungen anlegt, muß auf ungefähr gleicher Höhe mit dem Meeresspiegel liegen; denn nur hier findet sich der nöthige Feuchtigkeitsgrad vor. Diese Höhe richtig zu treffen, ist eine mühsame und doch ungemein wichtige Sache; werden die Pflanzen etwas zu hoch gesetzt, so verdorren sie unfehlbar; geht man dagegen auch nur ein wenig zu tief, so faulen die Wurzeln leicht infolge überreichlichen Wasserzuflusses. Wird jedoch die richtige Tiefe getroffen und der Boden gut mit dem einheimischen Taubenguano gedüngt, von dem bedeutende Quantitäten alljährlich aus Oberägypten hierhergebracht werden, so gedeihen Melonen, Tomaten und anderes Obst und Gemüse auf das Ueppigste und erlangen, wie es heißt, gerade hier ein Aroma, durch das sie die Gartenprodukte des ganzen übrigen Landes bei weitem übertreffen. Ihren Hauptunterhalt ziehen die Bewohner der hiesigen Gegend jedoch aus dem Meere und den Seen. Unter den Meerfischen ist der beste hier eine Art Kabliau, die Seen aber liefern eine unglaubliche Menge grauer Barben von vortrefflichem Geschmack. Dieselben werden auf eine höchst primitive und unvollkommene Weise eingesalzen, wodurch nicht nur die Luft ringsum, sondern später wohl auch noch so mancher Konsument vergiftet wird, und dann in ungeheuren Quantitäten nach den größeren Städten gebracht, wo sie einen wichtigen Theil der Nahrung für die ärmeren Klassen bilden. Die durch diese Industrie erzielten Einkünfte sind sehr beträchtlich; den Löwenantheil derselben nimmt aber die Regierung; und von dem, was übrig bleibt, geht ein bedeutender Theil noch für die Engroshändler und die Krämer ab, so daß die Fischer selber nur einen äußerst geringen Ertrag von ihrer angestrengten Arbeit haben. Nach der Annahme einiger gelehrter Ethnologen sollen diese Fischer Nachkommen der alten Hyksos sein, jener nomadischen Stämme, die so lange über Unterägypten geherrscht haben; sie selber sind sich aber augenscheinlich einer so hohen Abstammung nicht mehr bewußt, und der Korrespondent muß auch gestehen, daß er in ihrem Aeußern nichts entdecken konnte, was sie etwa von den gewöhnlichen Fellachen unterschieden hätte.

Wenn man, von den Sandhügeln kommend, auf dem landesüblichen lecken und gebrechlichen Boote über einen der Seen fährt, oder auch zu Pferde die verrätherischen Sümpfe passirt, die sich zwischen den Seen ausbreiten, so gelangt man in das sogenannte „Berari", das heißt wörtlich „die Wüsten". Trotz dieses Namens ist der Landstrich aber keine eigentliche Wüste, oder wenigstens nicht das, was wir eine Wüste zu nennen pflegen; denn der Boden ist weder dürr noch steinig. Fast das ganze Jahr hindurch befindet sich der größte Theil desselben unter Wasser oder ist wenigstens mit einer dicken Lage weichen Schlammes bedeckt, aus dem eine dichte Vegetation von Schilf, groben, geilen Gräsern und ähnlichen unnützen amphibischen Pflanzen empor-

wuchert. Dann und wann, meist nach langen Zwischenräumen, kommt man an kleine Kulturoasen, bei denen ein Dorf von sechs bis höchstens zwanzig Häusern liegt — von diesen größeren Dörfern sind im Ganzen vier oder fünf vorhanden — und so verfolgt man von einer Oase zur andern seinen Weg auf den holperigen und oft auch schlüpfrigen Deichen der Kanäle. Wehe dem unerfahrenen, unvorsichtigen Reisenden, der einen kürzern Weg einschlagen will! Durch die Trockenheit und scheinbare Härte des Bodens an einigen Stellen verführt und voller Ungeduld, endlich ein Dorf zu erreichen, das in gerader Linie nur noch einige hundert Meter entfernt zu sein scheint, wird er vielleicht die Warnungen der Eingeborenen verachten und direkt darauf losgehen. Und wahrscheinlich wird er nur zu bald seinen Leichtsinn bereuen; denn wieder und immer wieder wird er in den tiefen Schlamm einsinken, der unter der dünnen, harten Kruste liegt; er kann von Glück sagen, wenn er schließlich sich und sein Pferd wieder glücklich auf festen Boden bringt, ohne über einen andern Schaden klagen zu können, als etwa über den dicken Ueberzug zähen Schlammes, der ihn von unten bis oben einhüllt. Gewöhnlich ist erst ein mehrmaliges klägliches Mißgeschick dieser Art nöthig, um den Reisenden von neuen Versuchen der Wegkürzung abzubringen. Es ist eben zu verführerisch, das schon vor Augen liegende Ziel in gerader Richtung, anstatt auf mehrstündigem Umwege zu erreichen. Aber selbst wenn man sich hierin fügt und auch streng die übrigen guten Rathschläge der Eingeborenen befolgt, ist das Vorwärtskommen oft noch mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. So mußte der Korrespondent z. B., um nach dem berühmten koptischen Kloster Sitte Demiane zu gelangen, sich mehr als einmal von stämmigen Zweifüßern tragen lassen; auf dem letzten Theile des Weges aber zogen ihn vier nackte Fellachen, die zum Glück auch an andere, als nur zu gesundheitlichen Zwecken genommene Schlammbäder gewöhnt waren, fast eine Meile weit in einem flachen Boote durch den Schlamm. Tritt, wie dies in Unterägypten so häufig ist, ein ein- bis zweistündiger Regen ein, so wird jeder Verkehr hier vollkommen unmöglich; denn die abschüssigen Deiche, auf denen der Weg entlang führt, werden dann glatt wie Eis, und weder Pferde, noch Maulthiere oder Esel können auf ihnen vorwärts kommen, ohne fast bei jedem Schritte auszugleiten und zu fallen.

Die Lage der Landbevölkerung in diesem Mittelgebiete zwischen dem Wasser und dem trockenen Lande ist durchaus nicht so elend, wie man wohl voraussetzen könnte. Wo der Boden gut drainirt und richtig bewässert worden, ist er auch sehr fruchtbar und zur Getreide- und Baumwollenkultur geeignet; daneben ist auch ein Ueberfluß an freilich nicht besonders gutem, rohem Weidelande für Schafe und Rinder vorhanden. Auf den Strecken, wo der Boden für andere Kulturen zu salzhaltig geworden ist, wird viel Reis gebaut. Das urbare und halburbare Land bildet indessen nur einen kleinen Theil des ganzen Areals, und die weitere Urbarmachung wüster Strecken schreitet nur sehr langsam vorwärts. Ohne Zweifel ist der Boden früher einmal viel produktiver und die Bevölkerung auch viel zahlreicher gewesen, als heute. Dafür sprechen nicht nur die hier zahlreich vorhandenen sogenannten Koms oder Hügel, welche die Ueberreste alter Städte von beträchtlicher Größe sind, sondern auch das direkte Zeugniß des Mas'udi und anderer zuverlässiger arabischer Schriftsteller, die alle diesen Theil des Landes als fruchtbar und dicht bevölkert schildern. Ein alter Scheich, der im Rufe großer Geschichtskenntniß steht, sagte dem Berichterstatter, daß das ganze Gebiet zur Zeit Diokletians durch Hereinleitung des Meerwassers zu Grunde gerichtet worden sei; er behauptete, diese Angaben bei keiner geringeren Autorität, als Makrizi, gefunden zu haben, doch kann der Korrespondent nicht umhin, einige Zweifel in die Richtigkeit jener Thatsache zu setzen. Sein gelehrter Freund war in Bezug auf Chronologie etwas im Unklaren; er ging bei allen seinen Beweisen von der Annahme aus, daß Diokletian nach den Kreuzzügen gelebt und regiert habe, und diese kleine Ungenauigkeit seinerseits läßt den Engländer auch daran zweifeln, ob Makrizi, den er zu citiren vorgab, wirklich jene Angabe gemacht hat. Aber selbst, wenn dem so wäre, würde er noch immer Bedenken tragen, sie für wahr anzunehmen, da die Theorie einer Ueberschwemmung durch Meerwasser sich nicht gut mit dem Umstande in Einklang bringen läßt, daß das in Rede stehende wüste Land etwas höher liegt, als der Meeresspiegel.

Die allein richtige Erklärung muß darin gesucht werden, daß die Drainirungs- und Bewässerungskanäle seit Jahrhunderten in der wahnsinnigsten Weise vernachlässigt worden sind. Die großen Flecken weißer salpetriger Salze, die den Boden bedecken und in der Sonne wie frischgefallener Schnee glänzen, sind nicht etwa durch Verdunstung von Meerwasser, wohl aber durch jene aufwärtsgehende Infiltration aus dem untern Erdreich entstanden, die immer stattfindet, wenn die obere Schicht lange übersättigt wird und das durch keine Entwässerungsvorrichtungen abgeführte Ueberschußwasser auf dem Boden verdampft. Dieser Proceß der Perforation oder „Infiltration" kommt nicht im Berari allein vor, sondern findet auch in größerm oder geringerm Umfange im ganzen übrigen Aegypten (wie auch in Indien) statt, wenn die Drainirung des bewässerten Landes vernachläßigt worden ist. Für die Verbesserung des Bodens wird im Berari nur wenig gethan, dafür aber desto mehr für seine Verschlechterung. Die um die Wohlfahrt späterer Generationen wenig besorgten Landleute durchschneiden nicht selten einen der Kanaldeiche, um einen flachen künstlichen See zu erhalten, dessen Becken nach der Verdampfung des Wassers einen Weideplatz für ihr Vieh abgeben soll. Während der Zeit der Verdampfung dient der See zugleich als Jagd- oder vielmehr Fanggebiet; Scharen von wilden Enten und anderen Wasservögeln, deren Verkauf eine wichtige Nebeneinnahme für die Bevölkerung bildet, sammeln sich auf der Wasserfläche. Viele von ihnen werden auf die gewöhnliche Weise mit Netzen, die meisten aber vermittels sinnreicher Vorrichtungen gefangen, die der Berichterstatter bis jetzt nirgend anderswo angetroffen hat. An den Stellen, wo die Vögel sich in dem seichten Wasser zu versammeln pflegen, werden sie in zahlreichen Fallen einfachster Art gefangen; dieselben bestehen nur aus einer Pferdehaarschlinge, die mit einem kurzen Stock im Boden befestigt wird. In den großen, bedeutend tieferen Seen wird der Fang auf andere Weise bewerkstelligt. Bis an den Hals im Wasser watend, den Kopf in einer ausgehöhlten und mit Augenlöchern versehenen Wassermelone verborgen, nähert sich der Jäger vorsichtig dem als Schildwache ausgestellten Vogel. Mit einem raschen Griffe zieht er denselben, ehe er noch Zeit gehabt hat, die anderen zu alarmiren, an den Beinen unter das Wasser; wenn so die Schildwache glücklich beseitigt ist, lassen sich die übrigen leicht auf dieselbe Weise fangen. Der Reichthum an Wasservögeln ist hier so groß, daß selbst ein Fremder auf den Dorfmärkten ein Paar schöner lebender wilder Enten für nur einen Franken erhalten kann. Auch Schnepfen, die freilich nicht ganz so leicht zu erbeuten sind, kommen fast ebenso häufig vor. Von anderm Wild finden sich im Berari nur wilde Schweine vor, die sich oft durch ungeheure Größe auszeichnen sollen.

Ein Gebiet dieser Art, in das, infolge der schwierigen

Verkehrsverhältnisse, nur selten einmal ein Vertreter der Sicherheitsbehörden gelangt, wird natürlich mit Vorliebe von Deserteuren, entsprungenen Sträflingen und anderen Leuten, die aus ähnlichen guten Gründen von den Behörden gesucht werden, als Zufluchtsort gewählt. Trotzdem ist der Zustand der öffentlichen Sicherheit im Ganzen ziemlich befriedigend; denn das Regiment der Dorfscheichs, die de facto hier Herren des Landes sind, zeichnet sich selten durch zu große Milde oder Schwäche aus. Die Bekanntschaft dieser berühmten Dorfscheichs zu machen, die oft „die kleinen Könige des Berari“ genannt werden, und ihr primitives Regierungssystem zu studiren, war einer der Hauptzwecke der Reise des Korrespondenten nach diesem wenig besuchten Distrikt gewesen; so hielt er sich denn auch einige Zeit in einem der größeren Dörfer auf, in welchem drei solcher „kleinen Könige“ residiren, und versuchte theils durch eigene Anschauung, theils durch zahlreiche Erkundigungen sich ein Bild von der Stellung und Bedeutung dieser Miniaturherrscher zu machen.

Der Einfluß der drei Scheichs ist fast gleich groß; jeder von ihnen besitzt nicht nur ein großes Stück des unmittelbar am Dorfe belegenen Landes, sondern auch noch eine Anzahl der in den Sümpfen verstreuten kleinen Kulturoasen. Und gerade in diesen abgelegenen Oasendörfern ist die Macht der Scheichs am unumschränktesten; denn die Bewohner derselben, die nie eigenes Land besitzen, stehen in einem jederzeit kündbaren Pachtverhältniß zu dem Eigenthümer und befinden sich deshalb gänzlich in seiner Gewalt. Wenn sie an Markttagen in die großen Centraldörfer kommen, so versäumen sie nie, dem großen Manne ihre Aufwartung zu machen, um ihm zum Zeichen der Lehnstreue und Ergebenheit die Hand zu küssen. Die fluktuirende Bevölkerung von Deserteuren und entsprungenen Verbrechern, die sich, wenn möglich, noch mehr in der Gewalt der Scheichs befindet, ist gewöhnlich ebenso unterwürfig; denn wenn sie sich hier durch irgend ein Vergehen straffällig machen, so werden sie entweder den Behörden ausgeliefert oder nach patriarchalischer Weise mit größter Strenge bestraft. Unter dem Volke sind zahlreiche Geschichten im Schwange von Einwanderern und Eingeborenen, die sich durch eine beliebige Unvorsichtigkeit einem oder dem andern dieser kleinen Könige unbequem gemacht haben und darnach auf räthselhafte Art verschwunden sind. Niemand in der ganzen Gegend ist im Zweifel darüber, wer die selbstbestellten Richter gewesen sind, die diese formlosen Todesurtheile gesprochen haben. In einigen Fällen sind auch die geheimen Vollstrecker derselben nicht minder wohlbekannt — aber in dem wilden Berari nimmt eben keine Behörde je Notiz von derartigen kleinen, natürlichen Vorfällen.

Es könnte nach dem Vorhergesagten leicht scheinen, als müßten diese kleinen Könige, die in ihren eigenen Gebieten so mächtig und unabhängig sind, eine politische Gefahr für den Staat bilden; doch würde eine derartige Annahme entschieden irrig sein. Besitzen sie auch innerhalb der Grenzen ihrer eigenen Gerichtsbarkeit unumschränkte Macht, und pflegen sie die von ihnen abhängigen Leute auch in willkürlichster Weise zu bedrücken, so haben sie doch alle daneben eine sehr heilsame Scheu vor den regulären Behörden, und der Gedanke an einen offenen Widerstand gegen die Landesregierung oder auch nur gegen den Gouverneur ihrer Provinz liegt ihnen vollkommen fern. Das plötzliche Erscheinen irgend eines kleinen Unterbeamten, der nur mit einer Instruktion zur Vornahme amtlicher Erhebungen ausgerüstet, ohne jede Begleitung auf einem friedlichen Esel in das Dorf einreitet, versetzt sie in die größte Aufregung. Augenblicklich werden alle etwa zwischen ihnen bestehenden kleinlichen Streitigkeiten und Eifersüchteleien begraben — nicht etwa, um einen gemeinsamen energischen Widerstand zu organisiren, sondern nur, um mit vereinten Kräften Maßregeln zur Bestechung des unwillkommenen Eindringlings zu treffen. Kurz vor dem Besuche des Engländers in dem Dorfe hatte sich ein derartiger Fall ereignet. Ein Beamter, der behufs Regulirung der Steuerregister Nachforschungen über die Grundbesitzverhältnisse des Bezirks anstellen sollte, war nach dem Dorfe gekommen, und die Scheichs, die wohl wußten, daß sie viel mehr Land bestellten, als in den Listen angegeben war, hatten beschlossen, die Regulirung durch das gewöhnliche probate Mittel zu verhindern. Nach einer langen Berathung war man übereingekommen, daß jeder der drei großen Scheichs 1000 Mark nach unserm Gelde bezahlen, und daß die anderen Grundbesitzer noch einmal 3000 Mark unter sich aufbringen sollten; für ein so ansehnliches Bachschîsch würde, das wußte man nur zu gut, der Beamte sich vollkommen berechtigt fühlen, höhern Orts zu berichten, daß die Steuerregister durchaus richtig seien.

Außer diesen drei großen Scheichs besitzt das glückliche Dorf noch zehn kleinere; und seltsamerweise wird aus der Mitte dieser kleineren der sogenannte Oberste oder Präsident der Scheichs gewählt. Der Grund dieser scheinbaren Anomalie liegt darin, daß der Präsident, der das verbindende Glied zwischen der Dorfgemeinde und den Regierungsbehörden vorstellt, sich öfter zu Konferenzen mit dem Untergouverneur nach den Bezirksstädten begeben und noch mancherlei andere langweilige Amtsgeschäfte besorgen muß, deren Verwaltung nach der Ansicht der „kleinen Könige“ mit ihrer Würde und ihrem behaglichen Leben unvereinbar wäre.

Die Zukunft des Berari und seiner kleinen Könige hängt gänzlich von der Zukunft der Bewässerung Aegyptens ab. Könnte für das Land im Allgemeinen ein wirksames Bewässerungs- und Drainage-System in Anwendung gebracht werden, so wäre nur ein verhältnißmäßig geringer Aufwand an Arbeit und Kapital nöthig, um einen großen Theil dieser jetzt öden Landstriche in einen ebenso reichen und hochproduktiven Ackerbaubezirk umzuwandeln, wie es der obere Theil des Deltas ist.

Südamerikanische Schatzsucherei.

Ch. N. Es ist eine ziemlich bekannte Thatsache, daß manche Niederlassungen, welche von den Spaniern in den ersten Zeiten ihrer Kolonialherrschaft in Südamerika gegründet wurden, sich, wenngleich sie es während einer kürzeren oder längeren Periode zu hoher Blüthe gebracht hatten, nicht zu halten vermochten. Auf zu exponirten Punkten angelegt, mußten sie den erbitterten Eingeborenen eines Tages in die Hände fallen, da die selbst mit Schwierigkeiten aller Art kämpfende Centralgewalt ihnen rechtzeitige und nachhaltige Unterstützungen nicht gewähren

konnte. Die Tradition umgiebt alle jene untergegangenen Ansiedelungen mit dem Nimbus eines fabelhaften Reichthums, der sich einst durch das Wiederauffinden der von den vertriebenen oder getödteten Spaniern vergrabenen Schätze offenbaren müsse. Zu den Mythen oder Unwahrscheinlichkeiten darf dieser Volksglaube nicht gerechnet werden.

In jenen Zeiten konnte ein Sammelplatz der Spanier nur gedeihen, wenn er eine reiche Gold- oder Silberausbeute in Aussicht stellte. Daß bei Unruhen und Aufständen die Besitzenden ihr Gold und Silber versteckten und verscharrten, ist sehr erklärlich, ebenso, daß ein glücklicher Finder unvermuthet wieder darauf stößt, wenigstens in bewohnten Gegenden. Die Schatzgräberei ist daher in manchen Theilen Südamerikas ein durchaus nicht unbekanntes Handwerk, welchem, wie in Europa, Aberglaube und Beschränktheit ihren Tribut zahlen. Dennoch gehört das Auffinden verborgener Schätze nicht zu den Seltenheiten, stets aber nur durch ein Spiel des Zufalls, soweit nicht huacas in Betracht kommen, d. h. uralte Indianergräber, die in gewissen Gegenden theilweise allerdings Kostbarkeiten enthielten, wohl aber beinahe überall schon ihres Inhalts beraubt sind.

Während dem großen Indianeraufstande in Peru im Jahre 1780 und beim Ausbruch des Unabhängigkeitskampfes wurden in den opulenten Minenstädten der Anden große Beträge in Gold und Silber allen erdenkbaren Schlupfwinkeln anvertraut, und sehr oft ging das Geheimniß mit dem plötzlichen Ableben des Eigenthümers verloren.

Schreiber dieses kann aus eigener Erfahrung über einen solchen Fund berichten, da er nicht nur das betreffende Haus, in welchem der tapado — eigentlich „verdeckt“, der generische Name für verborgene Schätze — gefunden wurde, sondern auch die Personen, denen er zufiel, kannte. In einer der größten Städte des Hochgebirges gelegen, bedeckte das Haus, wie alle aus den Zeiten der Eroberer stammenden Wohnungen, ein großes Areal, hatte aber nur ein Erdgeschoß. Zum innern Hofe führte ein mächtiges Thor, über dessen Bogen ein verwittertes Wappen Zeugniß davon ablegte, daß die ehemaligen Besitzer dem altspanischen Adel angehört hatten, der zu Anfang dieses Jahrhunderts von den Patrioten vertrieben oder vertilgt worden war. In einem der Gemächer, in welchem sich gewöhnlich die Dienerschaft aufhielt, befand sich eines Abends die Ama de llaves (Beschließerin) mit ihren beiden Söhnen, als zur großen Bestürzung der ruhig Plaudernden einer jener alten spanischen Silberthaler von der Decke des Gemachs herabfiel. Diesem folgte ein anderer, dann mehrere, zuletzt eine ganze Legion, wie wenn Jupiter über die häßliche gelbbraune Danaë einen Silberregen hätte ausschütten wollen. Augenscheinlich war das Geld in kritischer Zeit dort versteckt worden. Das zähe Rohr (caña hueca), aus welchem die Plafonds bestehen, vermoderte mit den Jahren, und bedurfte es zuletzt nur eines geringfügigen Umstandes, des nagenden Zahnes einer Maus, um das vielleicht seit achtzig Jahren dort ruhende Silber ans Tageslicht zu ziehen.

Die kühnsten Hoffnungen knüpfen sich natürlich an Plätze, auf die seit Menschenaltern schon kein anderes Wesen mehr den Fuß gesetzt hat, als der ursprüngliche Bodenbesitzer, der Indianer. Viel interessanter sind sie aber dem Forscher durch die Spuren, welche das trotzige Geschlecht der ersten Eroberer dort zurückgelassen haben mochte, als durch die möglicherweise sich vorfindenden Schätze — soweit nicht die Indianer selbst für deren Hebung besorgt waren!

Einer dieser Punkte nun, welchen die geschäftige Phantasie mit einem Netz bunter Legenden umwoben hat, ist das im Gebiet der Araucaner gelegene Villarica (die reiche Stadt). Im Jahre 1692 fiel diese reiche und bevölkerte Stadt nach einer Belagerung von zwei Jahren und elf Monaten in die Hände der Indianer, welche die noch Uebriggebliebenen niedermetzelten. Chile ist mit Peru und Bolivien in einen hartnäckigen Kampf verwickelt. Dessenungeachtet verliert es seine Südgrenze nicht aus den Augen, und machen seine Kolonnen sogar Vorstöße in das Gebiet, welches die Araucaner immer als ihr unbestrittenes Eigenthum angesehen hatten. Wenn die Chilenen einstweilen nur geringen Widerstand gefunden haben, so müssen sie sich doch auf ernstliche Zusammenstöße gefaßt machen. Allein auf die Dauer sind die gefürchteten Lanzen den Hinterladern nicht mehr gewachsen und mit dem Friedensschluß im Norden wird zugleich das Schicksal der Araucaner, deren Unterwerfung oder Ausrottung besiegelt werden.

Die jetzt schon neu erschlossenen Gegenden sollen über alle Beschreibung prächtige Landschaftsbilder bieten. Eine jener chilenischen Kolonnen, welche bis zu dem sagenhaften Villarica vordrang, berichtet über dessen Anblick: Die Ruinen sind dicht bedeckt mit hochgewachsenen Eichen. Leicht erkennbar sind noch die Straßen, unter welchen es welche giebt, die eine Viertelstunde lang sind. Wie es in den meisten der durch die Spanier gegründeten Städte Gebrauch war, schneiden die Seitenstraßen die Hauptstraßen in einem rechten Winkel, wodurch die Stadt in Häuserquadrate von 150 Varas Front getheilt wurde. Die noch in gutem Zustand befindliche Stadtumwallung zeigt eine Höhe von drei bis sechs Fuß, in jenen Tagen ein genügender Schutz gegen einen gewöhnlichen Indianerangriff. Die aufgefundenen Ziegel haben seit der Zeit, wo sie stumme Zeugen der Zerstörung von Villarica waren, die Härte des Steins erlangt. Den in der Nähe liegenden See gleichen Namens belebt die zahlreiche Nachkommenschaft des durch die Spanier eingeführten europäischen Wassergeflügels. Die Umgebung von Villarica ist sehr reich an Goldminen, deren Bearbeitung wieder aufgenommen werden wird. Auch andere zu gleicher Zeit zerstörte Niederlassungen werden durch diese Expeditionen dem Vergessen entrissen werden, und darf man bald auf interessante und vollständigere Berichte hoffen.

In Centralamerika begegnen wir ähnlichen Verhältnissen, über welche ein Herr Marchena in Costarica das Material zusammengetragen hat, das hier und da allerdings ein wenig ans Romanhafte streift. Es lautet:

An der Grenze, welche die Republik Costarica vom Staate Panama trennt, befindet sich das zu letzterm gehörige Departement Chiriqui, das die unter den Namen Tisingal, Quebrada ancha, Quebrada del Oro u. s. f. bekannten reichen Golddistrikte in sich schließt. Die zuerst genannte Mine wurde während einer kurzen Periode durch eine spanische Kolonie ausgebeutet, welche in deren unmittelbaren Nachbarschaft im Jahre 1601 die Stadt Concepcion de la Estrella gründete. Die Goldgier der Eroberer war aber so groß, daß sie die Eingeborenen mit unmenschlicher Härte zu ununterbrochenem Frohndienst in den Goldwäschereien zwangen. Im Jahre 1611 standen die Indianer auf und ließen keinen Spanier am Leben. Nicht lange dauerte es, so wurden die Indianer aufs Neue unterjocht und mit der früheren Grausamkeit behandelt. Am 28. September 1709 brach ein neuer Aufstand los, in welchem die Indianer alles massakrirten, was nicht ihrer Rasse war, die Zugänge zu den Minen zerstörten und mit Steinen, die sie von weit her herbeischafften, auffüllten und die Stadt so vollständig dem Erdboden gleich machten, daß heute nur noch eine Glocke und die Grundmauern der

Kirche als einzige Ueberbleibsel von Concepcion anzutreffen sind.

Die Kunde von dem Untergang dieser Stadt, ihrer Einwohner und der Eigenthümer von Tisingal erreichte mit der Zeit Cartago, welches dazumal die Hauptstadt der Provinz Costarica war, und es wurde beschlossen für dieses Blutbad Rache zu nehmen. In den ersten Tagen des folgenden Jahres brach der Gouverneur von Cartago, Don José de Granda y Balbina mit 200 Mann gegen die Indianer auf. Er nahm seinen Weg über Buruca und Fuis, und in San José de Cabaguez, einer im Westen von Concepcion und 15 Stunden von Cartago gelegenen Stadt, gelang es ihm 500 Indianer beiderlei Geschlechts zu überraschen, welche er als Sklaven unter die Einwohner von Cartago vertheilte. Alle anderen, die aufgegriffen wurden, wurden ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht sofort getödtet. Seit jener Zeit führen diese Indianer ein unstätes Leben in ihren Wäldern und Bergen, die eine Fläche von 17 geographischen Meilen bedecken. Sie sind geschworene Feinde der Spanier geblieben, zu welchen sie jeden Weißen zählen.

Mit Concepcion und der Tisingal-Mine wurden gleichzeitig auch die Städte Fuis, Atirre, Torrealba und San José de Cabaguez zerstört. Die Wege, die ohnehin stets schlecht gewesen waren, waren nach etlichen Jahren vollständig verwachsen und unzugänglich. Vierzig Jahre später konnte in Cartago Niemand gefunden werden, der sich der Lage von Concepcion erinnert, noch Jemand, der die Tisingal-Mine besucht hätte, und da die Grausamkeit und Wildheit der Indianer und das ungesunde Klima der Gegenden, die zu durchkreuzen waren, von der Tradition sehr übertrieben wurden, so fiel alles der Vergessenheit anheim.

Im Anfang dieses Jahrhunderts schien es, als ob sich die Aufmerksamkeit wieder jenen Regionen zuwenden wollte. Aber der dazumal ausgebrochene Kampf gegen das Mutterland, dessen Folge dann die Gründung der Republik Costarica war, zog zum Schaden der meisten industriellen Unternehmungen alle thatkräftigen Männer in sein Getriebe. Später in den Jahren 1833/34 stieß ein Einwohner Cartagos in den Archiven auf alle auf die Tisingal-Mine bezüglichen officiellen Dokumente. Allein nicht eine der vier auf einander folgenden Expeditionen, die sich, gestützt auf diese Enthüllungen, die Erforschung der Tisingal-Mine und ihres Gebiets angelegen sein ließen, erreichten ihr Ziel.

Im Jahre 1860 ankerte die Vereinigte-Staaten Korvette Broklyn in Bocas del Toro, welche eine wissenschaftliche Kommission unter der Leitung von Dr. Evens an Bord hatte, deren Zweck, im Auftrage der Regierung, die Erforschung des Isthmus zwischen der Chiriqui-Lagune und David war. In seinem officiellen Report sagt Dr. Evens von dieser Region, daß sie viel größere mineralische Reichthümer besitzt, als Kalifornien und Oregon. Der ausbrechende Secessionskrieg und der Tod des Dr. Evens ließ dieses Dokument in Vergessenheit gerathen.

Im Jahre 1865 zettelten die Blancos-Indianer in Costarica eine Verschwörung gegen die unter ihnen lebenden Weißen und Mestizen an und brachten sie alle um, mit Ausnahme eines gewissen Raimundo Rovira von Caldera (im Distrikt von David), der mit einem Weibe der Blancos zusammenlebte. Sie rettete ihm das Leben, indem sie ihn auf einem langen Umweg, der sie über die Tisingal-Mine führte, bis zum Vulkan von Chiriqui brachte. Rovira sah die Glocke, die Grundmauern der Kirche und — hier streift der Bericht etwas ans Unglaubliche — die Goldader, von welcher er nur ungefähr ein Pfund absprengte, weil seine Führerin ihm nicht erlaubte mehr davon zu nehmen.

Noch andere Individuen werden angeführt, welche von Tisingal Kenntniß haben müßten, da sie in David massives Quarzgold zum Verkauf brachten; ja, einer derselben erklärte, einige Pfund von einem Blocke abgelöst zu haben, welchen zehn Männer nicht von der Stelle zu lüpfen im Stande seien.

Im Jahre 1859 wurden die Huacas von Chiriqui entdeckt, und bis zum Jahre 1860 entnahm man denselben Gold im Werthe von mehr als einer Million Thaler. Seit jener Periode bis heute stoßen die Bewohner von Chiriqui fortwährend auf Gold, und unzweifelhaft giebt es noch Tausende von Indianer-Gräbern, die noch nicht berührt worden sind. Das Quecksilber war den Indianern unbekannt; auch fehlten ihnen die Mittel, um das Quarz zu zerkleinern. Es ist demnach augenscheinlich, daß die Goldgewinnung ihnen nicht viel Mühe verursachen mußte, und wahrscheinlich, daß das Meiste von Tisingal kam. Trotz alle dem muß Concepcion und seine Mine erst wieder entdeckt werden, was wohl mit enormen Schwierigkeiten verknüpft sein muß, sonst wären sie längst schon überwunden, denn es giebt kein leichtgläubigeres, zugleich aber auch unternehmenderes Wesen, als einen regelrechten minero.

Es mag hier noch ein ähnliches Faktum Platz finden, über welches dem Schreiber dieses an Ort und Stelle Personen von so hoher Glaubwürdigkeit berichteten, daß er nicht ansteht, deren Mittheilungen als ganz authentisch wiederzugeben.

In den Yungasthälern von Bolivien finden sich nicht nur alle Repräsentanten der tropischen Bodenerzeugnisse vor, sondern auch eine Fülle von reichen Erzgängen, die aber nur zum kleinsten Theil bearbeitet werden können, aus Gründen, welche mit den schwierigen Transportverhältnissen zusammenhängen. Die dort lebenden Indianer sind seit den Zeiten der Spanier unterworfen, bekennen sich zum Christenthum und stehen zu den Grundeigenthümern in einem dienstbaren Verhältniß.

In den vierziger Jahren brachte, unter der Administration des Generals Ballivian, ein solcher Indianer sehr oft Gold zum Verkauf nach der Hauptstadt Boliviens, und zwar Quarzgold, welchem man es sogleich ansah, daß es von einer massiven, daumensdicken Ader herrührte. Die scharfen Kanten und die noch daran hängenden Quarzsplitter bewiesen es zur Genüge. Hier handelte es sich um einen unberechenbar großartigen Reichthum. Ballivian, dem die Sache zu Ohren kam, ließ bei der ersten Gelegenheit den Indianer festnehmen. Wie behauptet wird, verstand Letzterer sich erst nach langen Mißhandlungen dazu, die Mine seinen Peinigern zu zeigen. Mit Riemen gefesselt langte er in Begleitung eines Kommissärs, eines Officiers und einiger Soldaten an dem von ihm bezeichneten Punkte an. Man befand sich in einer tiefen, zwischen den zwei kleinen Ortschaften Chulumani und Coroico gelegenen Schlucht. Zu beiden Seiten waren die steil abfallenden Felsen mit dichter Vegetation bedeckt. „Hier, hoch oben an der Felswand streicht die Ader durch“, sagte der Indianer. „Ohne mich könnt Ihr sie aber nicht entdecken. Bindet mich los, sonst ist es Euch nicht möglich mit mir die Wand zu erklettern.“ Nur halb trauten ihm seine Begleiter, allein es blieb ihnen keine andere Wahl, als seinem Verlangen zu willfahren, und richtig, den ihm nachgesandten Schüssen zum Trotz, gelang es dem Indianer unterwegs in dem Labyrinth des dicht verwachsenen Unterholzes zu entschlüpfen und er „ward nicht mehr gesehen“. Von einer goldführenden Ader fand sich selbstverständlich keine Spur vor.

Viel später, in den sechziger Jahren, wurde einem in der Hauptstadt ansässigen schweizerischen Uhrmacher manch-

mal Gold zum Kauf angeboten, das die ganz gleichen Merkmale an sich trug. Niemand wird sich darüber wundern, daß auch er das Geheimniß zu ergründen trachtete, aber ganz ohne Erfolg. Der indianische Verkäufer war zu schlau und zu gewitzigt und nur soviel brachte er an den Markt, als er für seine geringen Bedürfnisse nöthig hatte. Weder Ueberredungskünste noch das geliebte Aguardiente vermögen ihm ein Geheimniß zu entreißen, das sich vom Vater auf den Sohn vererbt. Zuviel des Elends hatte die Goldgier der Conquistadoren über seine Vorfahren gebracht, als daß er die über ihm stehenden Weißen und Farbigen jetzt noch mit der früheren Bereitwilligkeit zum goldenen Fließe führen würde.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Berliner Akademie der Wissenschaften hat aus der Humboldt-Stiftung folgende Bewilligungen beschlossen: 5000 Mark für Dr. O. Finsch zur Bearbeitung der auf seiner Reise in Polynesien angelegten Sammlungen; 6000 Mark für Dr. Ed. Arning in Breslau zum Behuf von Studien über den Aussatz auf den Sandwich-Inseln; 6000 Mark für Dr. P. Güßfeldt zur weiteren Ausdehnung der Forschungsreise in den chilenischen Anden, auf welcher derselbe seit Ende vorigen Jahres begriffen ist.

— Nach dem färöischen Blatte „Dimmalätting" nehmen die Eidergänse auf den Färöer ebenso stark ab, wie sie auf Island, Dank den dort streng beobachteten Schonbestimmungen, zunehmen. Im Jahre 1812 brüteten die Eidergänse auf Kirkeböholm auf den Färöern zum ersten Male. Vor dieser Zeit brüteten sie in Kirkeböhavgen zu Hunderten und meistens ganz oben auf den Klippenspitzen. Während der ersten 30 Jahre nach 1812 wurden die Eidervögel stark verfolgt und viele Nester ihrer Eier beraubt. Trotzdem waren im Jahre 1850 noch 70 Nester vorhanden. Nun wurde der Werth der Eiderdaunen den Bewohnern der Inseln klar und viele begannen eigene kleine Bruthäuser auf beschützten Stellen anzubringen. Im Jahre 1860 brüteten ungefähr 230 Vögel, aber ungeachtet in jedem Jahre ca. 1000 Junge ausgebrütet wurden, begann von jenem Jahre an ihre Zahl doch abzunehmen; 1877 wurden noch 200 Nester gezählt, 1881 nur 160 und im vorigen Sommer war ihre Zahl auf 109 herabgegangen. Man nimmt an, daß nach drei Jahren keine Eidergänse mehr auf den Färöern brüten werden.

— Im „Annuaire de statistique de la ville de Paris" macht Dr. J. Bertillon in einem Aufsatze über die Ergebnisse der Volkszählung von 1881 folgende Angaben über die Anzahl der Fremden in Paris. Von je tausend Einwohnern der Stadt sind 322 daselbst geboren, 38 in anderen Gemeinden des Departements Seine, 565 im übrigen Frankreich und den Kolonien und 75 im Auslande. (In Berlin entfallen auf 1000 Einwohner nur 13, in Budapest 14 Fremde.) 1881 gab es in Paris 45 281 Belgier, 31 190 Deutsche, 21 577 Italiener, 20 810 Schweizer, 10 789 Engländer, 9250 Niederländer, 5927 Amerikaner, 5786 Russen, 4982 Oesterreicher und 3618 Spanier. Die Zahl der Deutschen hat seit 1876, wo sie nur 19 024 Köpfe zählten, bedeutend zugenommen; die meisten wohnen in den äußeren Arrondissements, besonders im neunzehnten. Belgier und Holländer wohnen überall zerstreut. Die Italiener haben sich seit 1876 fast verdoppelt; sie wohnen besonders im 11. und den benachbarten Arrondissements, die Schweizer meist in den handeltreibenden Quartieren des Centrums. Im Jahre 1876 betrug die Anzahl der Fremden 119 347, 1881 dagegen 164 038. Diese Vermehrung um 43 689 Köpfe macht ungefähr den fünften Theil des ganzen Zuwachses der Pariser Bevölkerung aus.

Asien.

— Am 9. Mai haben die Herren Humann und Puchstein Smyrna verlassen, um im Auftrage der Berliner Akademie der Wissenschaften von Alexandrette aus eine neue Untersuchungsreise nach dem Grabmale des Nimrûd Dagh (s. „Globus" Bd. 43, S. 76 und 89) anzutreten. Dorthin waren der begleitende Arzt Dr. von Luschan und der Direktor des Kaiserl. Ottomanischen Museums zu Konstantinopel, Hamdi-Bey, welcher sich der Expedition anschließt, bereits vorausgegangen.

— Wie der Wiener „Politische Korrespondenz" aus Konstantinopel gemeldet wird, ist die weibliche Bevölkerung Kurdistans durch den Versuch, sie zu zählen, in lebhafte Aufregung versetzt worden. Auf Befehl der Regierung sollte die Zählung mit Hilfe von Soldaten durchgeführt werden, aber es sammelten sich 500 kurdische Weiber und trieben letztere in die Flucht. In Folge dessen ist der Census bis zum Eintreffen militärischer Verstärkungen verschoben worden.

— Die Indus-Brücke bei Attock, deren Vollendung die unmittelbare Eisenbahn-Verbindung zwischen Calcutta und Pischawar ermöglicht, ist am 24. Mai dieses Jahres dem öffentlichen Verkehre übergeben worden.

— Die Zeitung „Sibir" theilt mit: Gegenwärtig bereist der Artilleriekapitän Tarnowski den östlichen Theil der Mandschurei. Er richtet seine Aufmerksamkeit insbesondere auf die Verwaltung und die Kriegsmacht Chinas; überdies nimmt er die durchwanderten Gegenden topographisch auf. Er begann seinen Marsch an dem russischen Grenzposten Poltawa und wandert weiter in der Richtung auf Ninguta und Hun-tschun. Von chinesischer Seite werden neuerdings an der russischen Grenze drei befestigte Städte gegründet: Udanu, Hunt-schun (die Stadt existirte schon und wird gegenwärtig nur befestigt) und San-tschi-hen. Der erste Ort ist der wichtigste; er ist nahe dem Busen von Slawjänsk gelegen und wird, wie man vermuthet, dem chinesischen Kriegsgouverneur zur Residenz dienen. San-tschi-hen giebt wahrscheinlich einen strategisch wichtigen Punkt. Die Befestigungsarbeiten werden von 2500 Soldaten ausgeführt, welche später ebendaselbst die Garnison bilden werden.

Afrika.

— Vor Kurzem ist Señor Bolivar von einer längeren Reise in Marokko nach Madrid zurückgekehrt. Er hat dort über 1000 Species von Insekten, Reptilien und Vögeln, sowie ein großes Herbarium mit vielen ganz neuen Pflanzen zusammengebracht.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Globus.

XLIV. Band.

Globus.

Illustrirte
Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Vierundvierzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1883.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Australien.

Inseln des Stillen Oceans.

Nordamerika.

Südamerika.

Polargebiete.

Oceane.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Vom Büchertische.

Biographisches, Personalien.

Autoren

(auch von übersetzten und herübergenommenen Artikeln).

Illustrationen.

Asien.

Persien.

Himalaya.

Japan.

Afrika.

Algerien (Tebessa).

Niger-Länder.

Inseln des Stillen Oceans.

Südamerika.

André's Reisen.

Karten.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIV. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Tebessa in Algerien.

I.

Eine der interessantesten Städte Algeriens ist das kleine Tebessa im Südosten der Provinz Constantine, unweit der tunesischen Grenze. Wenige von den Franzosen, welche nach Algerien reisen und nach einem flüchtigen Besuche der am leichtesten zu erreichenden Punkte sich berechtigt glauben, über die Bedürfnisse der großen Kolonie und die beste Art, sie zu regieren, mitzusprechen, kommen dorthin, wie man denn überhaupt abseits der großen Straßen nur Beamte, Officiere und Fremde, aber keine Franzosen mehr trifft. Tebessas alte Monumente aber sind wohl einen Besuch werth; schade nur, daß sie seit der französischen Besitznahme mehr von Menschenhand gelitten haben, als in den zwölf vorhergehenden Jahrhunderten der arabischen Herrschaft. Dieses offene Geständniß des M. Héron de Villefosse, dessen Angaben wir im Nachstehenden folgen, ist leider nur allzu begründet, wie verschiedene Mittheilungen in dem die tunesischen Steine enthaltenden Bande des Corpus Inscriptionum Latinarum darthun.

Gegen vier Uhr Morgens verläßt die mit sieben kleinen munteren Arabern bespannte und nach Ain-Beida bestimmte Postkutsche Constantine, folgt dem Ufer des Bu-Merzug bis zu dem blühenden Dorfe Krub, durchschneidet eine gut angebaute Ebene, verläßt dann bei Ulad-Rahmun die Straße nach Batna und wendet sich scharf nach Osten. Nun ändert sich auch das Aussehen der Landschaft: die Bäume und die europäischen Häuser verschwinden und man trifft bis Ain-Beida nur die von der Regierung längs der Straße erbauten Karawanserais. Nach dem ersten Pferdewechsel passirt man den Bordsch-ben-Zekri, der inmitten der Ruinen der alten Stadt Sigus in der Ebene der Segnia liegt. Sie war einst berühmt, weil zu verschiedenen Zeiten dort die numidischen Könige residirt hatten; die dort gefundenen lateinischen Inschriften reichen bis in Hadrian's Regierung.

Weiterhin am Fuße des Dschebel Sidi-Rnis wird die Straße zusehends schlechter und von Schluchten zerrissen, so daß der Wagen nur langsam vorwärts kommt; hier und da stehen einige verkümmerte Oelbäume, die letzten Reste einstiger Fruchtbarkeit, und zur Rechten dehnen sich große Salzseen aus, deren wichtigster der Gerah-el-Tharf ist; zahllos sind die Vogelscharen, welche sich zu gewissen Zeiten an ihren Ufern versammeln. Auf der Ebene zeigen sich ab und zu schwarze Punkte, Zelte, die dem großen Stamme der Harakta angehören. Um sechs Uhr Abends rollt der Wagen in das Städtchen Ain-Beida hinein, wo dem Reisenden eine kurze Nachtruhe gegönnt wird. Von dort fährt in der guten Jahreszeit dreimal in der Woche ein elender mit vier Pferden bespannter Wagen nach Tebessa, um dem Orte Nachrichten von der Außenwelt und ab und zu einmal einen oder den andern Reisenden zuzuführen. Im Winter aber bedient sich der Postbote eines noch leichtern Vehikels, das höchstens Raum zur Aufnahme eines Passagiers bietet, und dennoch zuweilen im Kothe stecken bleibt. Um drei Uhr Morgens bricht der Wagen auf. Der erste Theil des Weges ist hübsch. Jenseit des neuen Dorfes Uilmen, dessen unglückliche Kolonisten arg vom Fieber heimgesucht wurden, tritt er in den aus Fichten und Gebüsch bestehenden

Wald von Tafrent, der sich bis Meskiana am gleichnamigen Fluße hinzieht, einem Annexe der Gemeinde Ain-Beida, der von seinem Hauptorte 25 km entfernt ist; wird erst die Straße nach Tebessa gebaut, so verspricht der Ort rasch sich zu heben. Dann folgt der lange Engpaß Hallufa; das gleichnamige Karawanserai, noch 40 km von Tebessa entfernt, wird unter strömendem Regen um elf Uhr Vormittags erreicht. Die Ebene aber, welche sich von dort bis Tebessa erstreckt, gleicht einem tiefen Moraste; von einem gebahnten Wege keine Spur und der gewöhnlich trockene Ued Hamadscha ist dermaßen angeschwollen, daß es den Wagen zu einem dreistündigen Warten zwingt. Nun endlich zeigt sich in weiter Ferne das Ziel der Reise: die letzten Strahlen der Sonne, welche hinter dem Dschebel Osmor verschwindet, bescheinen einen Augenblick lang Tebessas alte Mauern; bald darauf aber bricht die Nacht herein und läßt nur noch die Umrisse der die weite Ebene umkränzenden Berge erkennen. Todmüde und hungerig langte der Reisende endlich um ein Uhr Nachts in Tebessa an.

Die Stadt hat eine sehr günstige Lage auf dem nördlichen Abhange des Dschebel Osmor, dessen fichtenbewachsene Höhen sie von der tunesischen Grenze scheiden; sie ist reich mit fließendem Wasser versehen und hat zu ihren Füßen eine weite Ebene, welche heutigen Tages freilich zumeist unbebaut ist. Daß das zur römischen Zeit anders war, beweisen die zahlreichen Ruinen, mit denen sie bedeckt ist. Die kleinen römischen Ansiedelungen zwischen Tebessa, Morsot und Okkus sind übrigens bis jetzt noch nicht ernstlich untersucht worden, während doch die dort auf der Oberfläche gefundenen Inschriften einem fleißig nachgrabenden Archäologen weitere reiche Ausbeute verheißen. Theveste, wie der Ort im Alterthume hieß, war in der Kaiserzeit eine der wichtigsten Städte Afrikas. Dort ging die Straße von der Hauptstadt Carthago nach dem Hauptwaffenplatze Lambaesis, der Garnison der dritten Legion, hindurch und andere Straßen (fünf solche, die sich vielfach gabeln, sind sicher nachgewiesen) brachten sie mit den Hauptorten des Inneren und der Küste, namentlich mit Cirta und Thysdrus (heute El-Dschem) in

Die Ebene der Segnia.

Verbindung. Wie aus den Inschriften hervorgeht, existirte Theveste schon unter den flavischen Kaisern und nahm besonders im dritten Jahrhundert an Wichtigkeit zu. Zu den vielen Afrikanern, welche unter Severus zu hohen Stellen gelangten, gehörte Cornelius Egrilianus, der Befehlshaber der 14. Legion, welcher einen ansehnlichen Theil seines Vermögens testamentarisch dazu bestimmte, seinen Geburtsort Theveste mit Standbildern und Bauten zu schmücken; eine derselben ist der noch stehende prachtvolle Triumphbogen mit vier Fronten.

Die Christenverfolgungen, namentlich unter Diokletian, fanden auch hier ihre Opfer: am 12. März 295 erlitt der zwanzigjährige St. Maximilian auf dem Forum der Stadt das Martyrium, weil er sich aus religiösen Gründen geweigert hatte Kriegsdienste zu leisten, und dasselbe Schicksal ereilte neun Jahre später den heiligen Crispinus und seine Gefährten. Als dann im vierten Jahrhundert das Christenthum triumphirte und dauernder Frieden zu kommen schien, erhoben sich die donatistischen Wirren; das ganze Gebiet zwischen Theveste und der Wüste hallte wieder von dem Kriegsrufe der Circumcelliones, jener mit den Donatisten verbündeten fanatischen Asketen, „Deo laudes“, der sich auch auf mehreren Inschriftsteinen eingegraben findet. Die Namen des H. Optat und Augustinus erfüllen diese ganze Periode; mit dem Tode des letzteren geht auch das Christenthum und die Civilisation Nordafrikas dem Untergange entgegen. Um 398 wurde durch die Truppen Stilicho's vor Thevestes Thoren der Aufstand des Grafen Gildon unterdrückt; aber diese Wiederaufrichtung der kaiserlichen Autorität war nicht von langer Dauer, denn im Jahre 429 landeten die Vandalen an der Küste von Mauretanien, und in den nun folgenden schweren Zeiten wurde auch Theveste arg mitgenommen und fast zerstört. Erst nach Besiegung der Vandalen setzte sie Solomon, Belisar's Unterfeldherr, wieder in vertheidigungsfähigen Zustand, worauf sie im sechsten und zu Anfang des siebenten Jahrhunderts noch einige glückliche Tage erlebte. Einer kürzlich gefundenen Inschrift zufolge, einer der letzten, welche vor dem Einbruche der Araber verfaßt worden ist, ließ Kaiser Heraclius dort noch große Arbeiten ausführen,

Tebessa von Osten gesehen.

Im Jahre 45 der Hedschra aber nahm sie der Eroberer Olba ein. Nun werden die Nachrichten sehr spärlich; die wenigen Autoren, welche die Stadt erwähnen, el-Bekri im elften und Leo Africanus im sechzehnten Jahrhundert, vergessen nie ihren Reichthum an Früchten und ihre alten Monumente zu rühmen. Unter türkischer Herrschaft führten die Zwistigkeiten zwischen den großen Familien des Landes häufig zum Blutvergießen, bis der Dey von Alger auf Bitten der Einwohner dem dortigen Kaïd eine Abtheilung von 40 Soldaten zur Aufrechterhaltung der Ordnung beigab. Diese Schar entfloh bei der Eroberung Constantines durch die Franzosen nach Tunesien, wodurch die Stadt den unaufhörlichen Angriffen der Nachbarstämme ausgesetzt wurde, bis am 31. Mai 1842 der General Négrier mit französischen Truppen vor ihren Mauern erschien und die Ordnung herstellte. Doch erst am 9. September 1851 besetzte General de Saint-Arnaud Tebessa endgiltig; nun wurden Kasernen erbaut und mehrere Kolonisten hielten unter dem

H. Charles — R. Koch

Tunesier aus der Umgebung von Tebessa.

Schutze der französischen Flagge ihren Einzug. Ende 1852 langte dann, vom französischen Unterrichtsminister mit einer epigraphischen Mission in Algerien beauftragt, Léon Renier mit einem Zeichner in Tebessa an und sandte bald darauf die ersten Ergebnisse seiner Arbeiten, die Zeichnungen des Triumphbogens und des Minervatempels, nach Paris.

Dem von Constantine kommenden Reisenden zeigt sich Tebessa von einer sehr günstigen Seite; es stellt sich dar als ein Viereck, umgeben von alten byzantinischen Mauern, denen Zeit und Sonne einen schönen dunkelgelben Ton verliehen hat. Große viereckige Thürme erheben sich an und zwischen den Ecken; stellenweise sind dieselben in neuerer Zeit wieder so weit hergestellt worden, um die Stadt gegen einen Handstreich der Araber zu schützen. Drei große Thore führen in das Innere; das Constantiner, von modernem Ursprung, führt nach Algerien (Nordwesten), das Caracalla-Thor, welches unter dem gleichnamigen Triumphbogen sich befindet, nach Tunis, das Solomons-Thor nach Gafsa, Negrin und dem Süden.

Betritt man die Stadt durch das Constantiner Thor, so

gelangt man durch eine links von kleinen Häusern, rechts von einem schattigen Spaziergange eingefaßte Straße in drei Minuten auf einen kleinen Platz, den ein Springbrunnen und einige Bäume schmücken. Er ist das wahre Forum des heutigen Tebessa, der Mittelpunkt des Lebens und Verkehrs; dort liegen neben einander das Café Riche, der Sammelplatz für die Officiere, die Herberge, welche sich stolz mit dem Titel Hôtel brüstet, und das Post- und Telegraphenamt, vor welchem dreimal in der Woche, durch den Hornisten der Zuaven angekündigt, die heißerfehnte Diligence vorfährt und Nachrichten aus der französischen Heimath bringt. Auf der anderen Seite ladet ein kühler Garten zur Ruhe ein, in welchem mehrere antike Kapitäle und andere Architekturstücke aufbewahrt werden; er stößt an die südliche byzantinische Mauer, durch welche eine Pforte ins Freie führt; früher trat man durch dieselbe auf einen wüsten und kahlen Platz, jetzt ist er durch die Bemühungen des Kommandanten Egrot durchweg bewässert und bepflanzt worden. Neben diesem Garten liegt ein großes rundes Thor, der Eingang zu einem Hofe und einer Reihe von denselben umgebenden Militärgebäuden, wie dem Hause des Befehlshabers, der Kaserne für das jährlich wechselnde Zuavenbataillon, dem Hospital u. s. w., welche die eine Ecke des von der byzantinischen Mauer umschlossenen Raumes einnehmen. Außerhalb derselben aber liegt, auf dem Bilde sofort kenntlich, ein zweiter Hof, welcher durch ein Thor in der Südmauer (Bab Aïn-Schela) mit dem ersten in Verbindung steht; es ist der „annexe du génie“, die Stelle, wo der Plan ausgeheckt wurde, die Nordseite der Stadtmauer zu verstärken; man begann damit, die Bekleidung wegzunehmen, und als dann der nächste Winter kam, stürzte das Ganze zusammen [1]). Ein Akt von beklagenswerthem

Die Zauïa des Sidi Abd-er-rahman.

Vandalismus, welcher freilich durch die großen Verdienste anderer Genieofficiere um die Alterthümer des Landes, wie des Generals Creuly und des Obersten Moll, reichlich aufgewogen wird.

Die Straßen der Stadt sind nicht zahlreich; ohne Gefahr sich zu verirren kann man gleich die erste betreten, welche dem Eingange zur Kasbah oder dem militärischen Quartiere gegenüber liegt. Sie führt zum Solomons-Thore und ist die belebteste. Zur Rechten haben zwei Malteser, jeder an einem Ende der Straße, ihre Läden und verkaufen Franzosen und Arabern allerlei nützliche und schädliche Dinge, namentlich aber Getränke. In kleinen Buden sitzen Schuster und arbeiten, ohne die Vorübergehenden eines Blickes zu würdigen, an gelben grüngesäumten Pantoffeln; der arabische Schlächter hält sein unreinliches Hammelfleisch feil und Judenkinder verkaufen Datteln, Granaten und Citronen. Links in dieser Straße liegt das arabische Büreau, dessen Vorsteher in den Militärbezirken eine wichtige Person ist. Bei Aufständen übernimmt er den Befehl der von den treu gebliebenen Stämmen gestellten Kontingente, er ist Friedensrichter, Untersuchungsrichter, Steuereinnehmer und hat im Verkehr mit den Stammeshäuptlingen oft wichtige Verwaltungsfragen zu lösen. Natürlich ist nicht der erste beste Officier für solchen schwierigen Posten zu brauchen; andererseits aber bilden diese Beamten ein wahres Musterkorps, gegen welches nur Vorurtheil und Unverstand eifern kann. Sie sind die wahren Pioniere der Civilisation; sie haben Dörfer gegründet, den Boden bestellt, Unruhen beschwichtigt und sichern noch heute den Kolonisten die nöthige Ruhe. Das arabische Büreau in Tebessa ist wegen der Nähe der tunesischen Grenze von besonderer Wichtigkeit;

[1]) Die Enceinte ist jetzt ausgebessert worden; aber womit? Mit einem großen Theile der noch vor einigen Jahren im Museum von Tebessa aufbewahrten lateinischen Inschriftsteinen! Vergl. Johannes Schmidt in „Sitzungsberichte der königl. preuß. Akad. der Wissenschaften“ 1883, XXV, XXVI, S. 614.

außer den gewöhnlichen Geschäften seines großen Bezirkes hat es auch ein wachsames Auge auf die über die Grenze kommenden Karawanen zu richten, welche nur allzu gern versuchen in ihren Zeugballen Waffen und Pulver für die Araber einzuschmuggeln; jetzt, wo der Hafen Sfakes in französischen Händen ist, ist die Zufuhr jener Kontrebande aus Europa allerdings etwas erschwert.

Rechts vom Solomons-Thore wird der Markt abgehalten. Dort verkauft der ruhige, friedliche Oasenbewohner, der zwei oder drei Tage für die Herreise gebraucht hat, Datteln, Apfelsinen, Granaten, Oliven und Oel; der Tunesier, einen großen, bunten Turban auf dem Kopfe, in einen engen kameelshaarnen Rock mit Kapuze gekleidet, mit nackten Beinen, verhandelt seine Freschias, Haïks und Teppiche an Juden, die sie nach Konstantinopel oder Algier weiterverkaufen; die nahe wohnenden Stämme bringen Korn, Wolle und Vieh und Neger mit glänzender Haut, nur mit einer alten rothen Soldatenhose angethan, bieten den Händlern ihre Dienste an. Ebenso groß wie das Durcheinander der Menschen ist auch das Sprachengewirr: man hört dort Schanya, die Sprache der Bewohner des Dschebel Aures, Arabisch und Sabir, ein Gemisch aus Französisch, Italienisch, Maltesisch und verschiedenen arabischen Dialekten. Färsen und Stiere der kleinen kurzen Aures-Rasse erfüllen die Luft mit ihrem Gebrülle, Schafe blöken, Ziegen meckern und dazwischen treiben sich schwarze Schweine umher. Alte Araberinnen, von zerlumpten schmutzigen Kindern begleitet, bieten Nüsse, Pistazien und Opuntienfrüchte aus, in blau

Die byzantinische Wasserleitung und Brücke.

und weißen Stoff gehüllte Negerinnen runde Aniskuchen, welche die Araber sehr lieben, Kuskussu oder Tabaksblätter. All das lärmt, schreit, schimpft und drängt sich, während der Marktwächter ruhig von jedem das Stättegeld einzieht. Ist der Zuzug einmal stärker als gewöhnlich, so dehnt sich der Markt bis auf den benachbarten Leichenacker aus. Letzterer gleicht den großen Nekropolen Algers oder Constantines nicht: kein hervorragendes Denkmal, nur flache kleine Gräber mit einem runden Steine am Kopfende, halbverwischte Inschriften, kein Baum, kein Strauch. Nur hier und da zwei kleine Löcher in einem Steine, welche eine fromme Hand gelegentlich mit Körnern und Wasser füllt, um die Vögel des Himmels zu erfreuen.

An das Leichenfeld grenzt die Moschee oder Zauïa des Sidi Abd-er-rahman, in welcher einst das mohammedanische Recht, jetzt aber nur Lesen gelehrt wird. Abd-er-rahman war ein Marokkaner, der im Dschebel Osmor wohnte, als großer Heiliger galt und nur nach Tebessa hinabstieg, um Begräbnissen beizuwohnen. Als man eines Tages sehr in ihn drang, unten zu bleiben, willigte er nach vielem Sträuben ein unter der Bedingung, daß man ihm neben dem Begräbnißplatze eine Moschee baute, und so entstand die nach ihm benannte Zauïa. Noch heute giebt es in Tebessa zehn Familien, welche von jenem Heiligen abzustammen behaupten.

Neben der Moschee liegt die häßliche elende Kavalleriekaserne für eine Schwadron der Chasseurs d'Afrique und ein von Mohammedanern bewohntes Dorf, „village de la Zouaïa“ genannt, mit menschenleeren Straßen, dann aber am linken Ufer der Schlucht, welche die antike Stadt ihrer

ganzen Länge nach durchzog, und etwa 120 m von der heutigen Ringmauer die Reste eines römischen Amphitheaters, d. h. eine etwa 50 m im Durchmesser haltende, nahezu kreisrunde Vertiefung im Boden mit nur dürftigen Resten von Mauerwerk. Vor etwa 20 Jahren konnte Oberst Moll noch den Plan des Theaters aufnehmen und die beiden Eingänge und zwei Treppen zu den obersten Sitzreihen nachweisen. Die Zeit seiner Erbauung läßt sich nicht nachweisen; seine Zerstörung aber fällt wahrscheinlich mit dem Vandaleneinfalle zusammen, da die byzantinischen Stadtmauern von ihm herrührende Stufen und Hausteine enthalten. Wahrscheinlich haben dann die Araber bei der Erbauung des Zauïa-Dorfes die Zerstörung vollendet.

Neben dem Amphitheater bemerkt man die Reste einer von den Franzosen wieder hergestellten byzantinischen Wasserleitung, welche die Quelle Aïn el-Bled zur Stadt führt. Dieselbe entspringt östlich von den Gärten, in der Richtung nach dem Marabut des Sidi-Mohammed-Scherif und liefert in der Minute 2000 Liter Wasser. Nichts Reizenderes zu Beginn des Herbstes, nichts Erfrischenderes, als die Stelle, wo dieser Aquädukt die Schlucht übersetzt; eine ganz schmale Steinbrücke trägt dort die Leitung und wird von Fußgängern und Reitern zum Verkehre benutzt. In bestimmten Entfernungen sind zum Zwecke der Berieselung in der Hauptleitung Wasserfänge angebracht, von wo Rinnen von verschiedener Weite je nach Bedarf das Wasser in die Gärten vertheilen. Dieselben stehen alle unter einander in Verbindung und überziehen die ganze Gartenfläche wie mit einem Spinnennetze. Bei der Wichtigkeit der Bewässerung und der Leichtigkeit, durch einfaches Oeffnen eines kleinen Erdwalles das kostbare Naß abzulenken, ist mit der Ueberwachung der Wasservertheilung ein eigener Wasserwächter, der Ukil-el-ma, betraut. Demselben dient ein kupfernes Gefäß mit einem ganz kleinen Loche als Maßstab für die Zeit, während welcher z. B. Ali Recht auf Wasser hat; mit diesem Geräthe begiebt er sich nach der Stelle, wo die für Ali's Garten bestimmte Rinne von der Hauptleitung abzweigt. Dort stellt er seinen Topf auf zwei Steine, füllt ihn bis zum Rande mit Wasser und läßt ihn, während das Wasser durch die Rinne dem Garten zuströmt, sich langsam entleeren. Ist er leer, so schließt der Wasserwächter entweder die Rinne oder füllt seinen Topf von Neuem, je nachdem Ali auf ein oder mehrere Maß Anrecht hat. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Beamte nicht der Verlockung einiger spanischer Thaler zugänglich wäre; aber wehe ihm, wenn dem Vorsteher des arabischen Büreaus davon etwas zu Ohren käme!

Der Wasseraufseher (Ukil-el-ma).

Auch noch andere kleinere Leitungen existirten in alten Zeiten. So führt von derselben Aïn el-Bled eine solche in gerade entgegengesetzter Richtung, von der Stadt weg nach der Schlucht Sidi Mohammed Scherif zu einer Stelle, wo sich Spuren eines gewaltigen Sperrdammes erhalten haben. Unterhalb desselben lagen fruchtbare Gärten, und der Damm war dazu bestimmt, das Regenwasser für dieselben aufzustauen. Reichte dasselbe zur Berieselung nicht aus, so mußte die Quelle Aïn el-Bled aushelfen.

Bergumrisse.

Von Dr. Pechuel-Loesche.

Wie jede andere Naturwissenschaft bedarf die Erdkunde der Anschauungsmittel. Sie ist jedoch auf Nachbildungen angewiesen, da das ihren Untersuchungen Zufallende sich nicht unmittelbar in Sammlungen gruppiren und nach Bedürfniß hervorholen läßt. Ihr grundlegendes Anschauungsmittel ist die kartographische Darstellung der Erdoberfläche, ohne welche sie weder lernend noch lehrend den Rang einer Naturwissenschaft behaupten könnte. Auf Kartenbildern ist

Vulkane Hawaiis von 50 Seemeilen Ost von Kapoho Point. Verzerrtes Bild.

jedoch nur die Lage der Formen eingetragen, die Formen selbst werden nicht vorgeführt. Nächst den kartographischen Werken erlangen daher auch Vorlagen Bedeutung, welche diesen Mangel möglichst aufheben und zugleich das Verständniß für die Kartenbilder vertiefen. Wichtig ist darum für die Erdkunde auch die bildliche Wiedergabe von Abschnitten der Erdoberfläche, das geographische Charakterbild.

Dieses wird immer dann am eindringlichsten wirken, wenn es bei klarer Zeichnung den Vortheil der Farbe darbietet. Nächst derartigen Vorlagen lassen sich gute Photographien und selbst schlichte Umrißzeichnungen zweckvoll verwenden. Durch die mannigfaltige bildliche Darstellung werden in einfachster und nachdruckvollster Weise lebendige Vorstellungen von charakteristischen Formen vermittelt, die nicht ein Jeder mit eigenen Augen erblicken, und die, wer sie gesehen, auch mit dem größten Aufwande von Worten nur unzulänglich beschreiben kann. Ein gutes kleines Bild sagt mehr als seitenlange Schilderungen.

Der wahre und der falsche Cotopaxi nach Stübel und Humboldt.

Darum sollte jeder Forschungsreisende, jeder Tourist unablässig bemüht sein, die bedeutsamen Formen in der Natur, die sich nun einmal nicht in Museen unterbringen lassen, mindestens in korrekter einfacher Linienzeichnung wiederzugeben. Nicht nur der Wissenschaft daheim erwächst daraus ein nicht hoch genug zu schätzender Gewinn, sondern indirekt auch dem Forscher selbst. Genaues Zeichnen führt unmerklich zu gewohnheitsmäßigem genauem Sehen, zu einem ebenso scharfen wie schnellen und umfassenden Beobachten. Es lenkt den Blick auf Dinge, über die er sonst gleichgiltig

Der Fudschi-no-yama nach Freiherrn von Dankelmann.

hingleitet. Es hebt gewissermaßen den geographischen Instinkt im weitesten Sinne des Wortes, das Feingefühl, den Takt im Beobachten; es lehrt die verführerischen Sprünge der dem Forscher so unersetzlichen Phantasie meistern und vermindert die immer drohende Gefahr, über dem Besondern und Auffälligen das wichtigere Allgemeine zu vergessen.

Es ist ein besonderer Zweck dieser Zeilen, die Aufmerksamkeit der sich gewissenhaft vorbereitenden Forschungs-

reisenden, denen ausgiebige Messungen selbstverständlich erscheinen, auf die Wichtigkeit des Zeichnens nach der Natur und den für sie selbst daraus erwachsenden bedeutsamen Gewinn hinzulenken. Nächst der unbedingt allen vorangehenden Aufgabe, durch astronomische Ortsbestimmungen den kartographischen Arbeiten eine unverrückbare Grundlage zu schaffen, steht die, das Gesehene bildlich wiederzugeben. Eine gewisse Kunstfertigkeit oder Geschicklichkeit im Zeichnen und Malen vermag ein Jeder sich anzueignen; ist sie doch auch erforderlich für das Entwerfen von Kartenskizzen und geologischen Profilen.

Fernando Po, wahre Gestalt.

Der gute alte Grundsatz „Ein Reisender hat kein Gedächtniß" bewahrheitet sich niemals treffender, als wenn es sich darum handelt, aus einer Fülle von Eindrücken gelegentlich den einen oder andern bildlich wiederzugeben. Dann stellt sich heraus, wie unvollkommen man die Formen von Gegenständen erfaßt, wie wenig dauernd sie im Gedächtniß haften. Wo aber die bildliche Vorstellung geschwunden ist, da kann auch eine Schilderung in Worten nicht mehr in wünschenswerther Treue gelingen und Vergleichungen sind vollends unzulässig.

Man unternehme es, sich abwendend, einen eben geschauten Körper nachzuzeichnen, den einfachen Umriß eines Steinblockes, eines Berges zu Papier zu bringen. Selbst bei direktem Anschauen erfordert das korrekte Wiedergeben von Bergkontouren große Uebung und sicheres Augenmaß; in befriedigender Genauigkeit wird es kaum anders gelingen, als unter Anwendung naheliegender Hilfsmittel.

Fernando Po, verzerrtes Bild.

Ich bediene mich zu derartigen Aufnahmen eines zehn Centimeter messenden sehr deutlich graduirten Kreises von durchsichtigem Horn, dessen Mitte fünf Centimeter weit kreisförmig ausgespart und durch ein Fadenkreuz getheilt ist. Eine Oese an dem einen Fadenende, nöthigenfalls eine geringe Belastung an dem gegenüberliegenden Punkte sichern die wünschenswerthe Stellung des einfachen Meßgeräthes, welches in passender Entfernung vor das Auge gehalten wird. Mittels desselben lassen sich die Neigungswinkel der Böschungen mit Genauigkeit ablesen, sowie zugleich auf das Papier übertragen.

Wie nützlich und nothwendig ein derartiges Hilfsmittel ist, wird erwiesen, wenn man die zunächst nach Gutdünken hingezeichneten einfachen Linien eines Berges damit prüft. Die Schwierigkeiten der freien Wiedergabe von Bergkontouren werden gemeinhin unterschätzt. Die Schärfe und strenge Genauigkeit, die man von Karten fordert, wird von Abbildungen noch nicht verlangt. Die peinliche Sorgfalt, die bei Eintragungen in Karten angewendet wird, wird viel zu wenig beobachtet bei den zu Illustrationszwecken bewirkten Aufnahmen. Man denkt wohl kaum daran, daß ein geographisches Bild eben so richtig sein sollte wie eine Karte, weil man gewohnt ist, neben letzterer dem ersteren nicht die ihm zukommende Wichtigkeit als Anschauungsmittel beizulegen. Und doch können die einen als Ergänzungen der anderen nur dann vollwerthig eintreten, wenn sie tadellos getreu ausgeführt sind, wenn jegliche eine sensationelle Wirkung oder Verschönerung erstrebende Zurichtung gewissenhaft vermieden worden ist.

Wohl ist es zulässig und sogar erwünscht, daß z. B. ein charakteristischer Baum, eine Pflanzengruppe eingefügt oder weggelassen, daß eine entsprechende Staffage aufgenommen wird. Aber diese Formen müssen auch der Landschaft ganz und gar eigenthümlich, nicht zufällig dahin gelangt sein, vielleicht als Merkwürdigkeiten durch Menschenhand. Wo dennoch Fremdartiges, Ungewöhnliches, Außerordentliches dargestellt worden ist, sollte es besonders bemerkt werden, damit nicht die seltene, vielleicht einzige Ausnahme als das Regelrechte aufgefaßt werden kann. Es dürfen nicht sogenannte Wilde — so wenig wie Kulturmenschen — mit der Antike entlehnten Formen und in klassischen Stellungen abgebildet werden; es dürfen nicht Thiere auftreten, die der Gegend absolut fremd sind, und nicht in Haltungen, die sie niemals einnehmen. Es dürfen nicht Palmenarten, die man so gern zur Kennzeichnung tropischer Landschaften verwendet, an Orten angebracht werden, wo sie nun und nimmermehr gedeihen; es dürfen nicht gothische Tempel und andere phantastische Eisgebilde wie ein selbstverständlicher Zubehör in den Polarmeeren umherschwimmen; es dürfen sich nicht mit Umfallen drohende Zuckerhüte an Stelle breit und massig hingelagerter Berge erheben.

Wie viel noch in dieser Hinsicht gesündigt, unbewußt oder trotz bester Absicht gefehlt wird, ergiebt sich beim Durchblättern illustrirter Reisewerke und Zeitschriften sowie beim Betrachten von Seekarten, auf welchen als Randzeichnungen für die Ansegelung wichtige Landmarken abgebildet sind.

Am imposantesten wirken auf den Beschauer die isolirt liegenden Vulkane. Darum werden sie mit Vorliebe auf Illustrationen vorgeführt, und dennoch ist gemeinhin ihre Höhe, ihr Bau viel besser bekannt als ihre Gestalt. Auf der Mehrzahl der Bilder erscheinen sie zu hoch, zu steil in ihren Böschungen. Freilich nicht immer mit Absicht des ursprünglichen Darstellers. Nicht nur der Ungeübte, auch der Geübte irrt sich leicht, wird durch die großartige Einfachheit des Gegenstandes unwillkürlich zur Uebertreibung verleitet. Bedenklicher ist eine Fehlerquelle, die sich nicht einmal durch Anwendung von Instrumenten vermeiden läßt: die Berge sind einer oft bedeutenden Verzerrung der Form durch die Strahlenbrechung ausgesetzt. Die unter solchen Umständen bewirkte Aufnahme giebt ein falsches Bild, entspräche dieses auch noch so getreu dem gesehenen, der vermeintlichen Wirklichkeit. Findet sich später nicht Gelegenheit, die Zeichnung zu berichtigen, so behauptet man, und zwar nicht mit Unrecht, ein durchaus naturwahres Abbild zu besitzen.

Camerun und Clarence Pic von NW b W. 80 Seemeilen.

Dieser ungemein täuschenden Verzerrung der Gestalt sind die isolirten und am Meere gelegenen Vulkane besonders unterworfen. Da man überdies gerade sie weder häufig noch längere Zeit frei von Dunst und Gewölk er-

blickt, muß man bei dem Abzeichnen doppelt vorsichtig zu Werke gehen. Des Tages sind sie in der Regel gänzlich oder doch theilweise verschleiert und nur am Morgen oder Abend, aber auch dann manchmal nur auf Minuten jeglicher Umhüllung bar. Während dieser Zeit ist jedoch wiederum die Wahrscheinlichkeit sehr groß, daß, was man sieht, nicht der Wirklichkeit entspricht. Zuweilen bleibt man über das Trugbild gar nicht in Zweifel, weil seine Linien sich verschieben und flimmern oder das Glaubhafte überschreiten. Eines Morgens erblickten wir den etwa dreißig Seemeilen entfernten, nicht viel über 2000 m messenden Pic von Pico (Azoren) zu so ungeheurer Höhe ausgezogen, daß er gleich einer Riesensäule in den Himmel zu ragen schien. Und die Insel Santiago (Capverdische Inseln) lag einst im Glanze

Camerun von S b W. 30 Seemeilen.

der aufgehenden Sonne vor uns wie ein phantastisches Zauberland mit maßlos überhöhten, bis zur Unmöglichkeit übergeneigten und sogar gebogenen Berggipfeln. Wie der Pic von Pico sind mir später auch die gewaltigen Vulkane von Kamtschatka erschienen, die freilich nur für Augenblicke zwischen Nebelfetzen und treibendem Gewölk auftauchten.

Es ist als ein Glücksfall zu betrachten, wenn die frei und am oder im Meere gelegenen Bergriesen einmal Stunden lang in voller Klarheit sichtbar sind. Den öfters passirten Pic von Tenerife habe ich solchergestalt, und zwar gänzlich unverhüllt vom frühesten Morgen bis zum späten Abend, nur einmal gesehen, am 9. Februar vorigen Jahres.

Camerun von SO b S. 35 Seemeilen.

Die Entfernung, in welcher er zuerst vom Dampfer aus beobachtet wurde, betrug über hundert Seemeilen. Die großartigen Vulkane der Sandwichinseln erscheinen verhältnißmäßig häufig wolkenfrei. Unter so günstigen Umständen vermag man allerdings gute Abbildungen anzufertigen.

Pic von Tenerife von S. 60 Seemeilen.

Als Beweis, wie nöthig aus oben angeführten Gründen ein längeres oder öfteres Beobachten ist, gebe ich hier eine Umrißzeichnung (Nro. 1) von den beiden höchsten Vulkanen Hawaiis, vom Mauna Loa und Mauna Kea, entworfen etwa funfzig Seemeilen östlich von Kapoho Point. Die Linien sind zwar im Allgemeinen richtig, aber das Bild entspricht dennoch nicht der Wirklichkeit, weil die Berge überaus erhöht erscheinen. Denn der durchschnittliche Neigungswinkel der Böschungen ist, namentlich bei dem Mauna Loa, in Wahrheit kaum halb so groß, als er im Bilde gegeben. Wäre mir später nicht Gelegenheit geworden, den Irrthum gutzumachen, so hätte ich nicht mit Unrecht die vorliegenden Umrisse für durchaus getreu gehalten.

Einer ähnlichen Täuschung mag Humboldt verfallen sein, als er den Cotopaxi aufnahm; nur hat er nachmals das Bild nicht wieder verglichen. Die Vorlage zu der beifolgenden Skizze Nr. 2 verdanke ich Herrn Dr. A. Stübel

in Dresden, dessen Aufnahmen allein von Bergen und Gebirgspartien an Mannigfaltigkeit und Klarheit wohl nicht ihres Gleichen haben. Darauf ist punktirt der Cotopaxi nach Humboldt mit dem wahren Cotopaxi nach Dr. Stübel dargestellt. Es ist sehr zu wünschen, daß der zur Bereicherung der Vorstellungen in geographischen Lehrbüchern und anderweitig abgedruckte schematische Cotopaxi Humboldt's durch den naturgemäßeren ersetzt werde.

Dem gleichen Wunsche möchte man Ausdruck geben bezüglich des heiligen Berges der Japaner. Herrn Professor J. Rein's Werk ausgenommen — eine andere rühmliche Ausnahme ist mir wenigstens nicht bekannt — findet man ihn immer wieder als einen spitzen Kegel abgebildet, welcher eine ganz falsche Vorstellung von der Gestalt eines Vulkanes geben muß. Der beigefügte wahre Fudschi-no-yama (Skizze Nr. 3) ist nach einer von Freiherrn Dr. v. Danckelman zur Verfügung gestellten Vorlage gezeichnet.

Welche Verzerrung in den erwähnten kritischen Stunden Berge vor den Augen des Beobachters erleiden können, mögen die beiden Skizzen von der Insel Fernando Po veranschaulichen. Beide sind am Morgen des 9. Mai 1876 von Süd bei Ost entworfen. Die erste, Nr. 4, welche vor Sonnenaufgang in einer Entfernung von etwa fünfzig Seemeilen aufgenommen wurde, entspricht der Wirklichkeit. Sie stimmt mit denen, die ich zu verschiedenen Tagesstunden bei wiederholten Seefahrten verfertigte, befriedigend überein. Die zweite Skizze, Nr. 5, ist demnach unwahr, stellt aber Clarence Pic korrekt dar, wie er an dem oben genannten Morgen, jedoch über eine Stunde später und in einer Entfernung von vierzig Seemeilen bei vollem Sonnenlichte erschien.

Die Skizze Nr. 6 zeigt die beiden Nachbarvulkane: Clarence Pic und Camerun, wie sie am Morgen des 9. August 1874 in einer Entfernung von achtzig Seemeilen am Horizonte auftauchten. Sie wurden von Nordwest bei West gesehen. Ich kann jedoch nicht verbürgen, daß sie in wahrer Gestalt und Lage erschienen, denn nicht selten treiben an der Westküste Afrikas Luftspiegelungen ihr seltsames, den Seefahrern wohlbekanntes Spiel.

Diejenigen Vulkane, welchen bedeutende und oftmals reihenweis im radiären Sinne angeordnete Seitenkrater aufsitzen, erscheinen naturgemäß von verschiedenen Richtungen und je nach der Entfernung in ziemlich abweichender Gestalt. Die einfachen Umrisse des Clarence Pic, wie sie von Süden und Südosten gesehen werden, sind gar nicht wieder zu erkennen, wenn man den Berg aus nördlicher Richtung und in größerer Nähe betrachtet. Auch eine geringe seitliche Ortsveränderung des Beobachters mag schon nicht unwichtige Verschiebungen in den Linien des Bildes bedingen. Die am 10. August 1874 aus einem mittleren Abstande von dreißig und vierzig Seemeilen mehrfach gezeichneten Umrisse des Camerun gebe ich hier in zwei Skizzen wieder, von denen Nr. 7 aus Süd bei West, Nr. 8 aus Südost bei Süd aufgenommen worden ist.

Die schöne Pyramide des Pic von Tenerife erscheint am ebenmäßigsten von Süden und in einer Entfernung von etwa sechzig Seemeilen, wie sie Skizze Nr. 9 darstellt. Von Norden und in gleicher oder geringerer Entfernung gesehen, verliert sie ihr Ebenmaß durch eine an der Südwestseite in halber Höhe horizontal hervortretende Stufe. Betrachtet man den Pic aber von Westen oder Osten, so wird nicht nur die südliche gerade Begrenzungslinie durch diese Stufe vollständig unterbrochen, sondern auch die nördliche zeigt in etwa halber Höhe eine scharfe Knickung, von welcher aus sie aufwärts einen Neigungswinkel von zwanzig Grad, abwärts aber bis zu vierzig Grad aufweist.

Nach meinen Messungen ist der mittlere Neigungswinkel der Böschungen großer Vulkane zu zwanzig bis fünfundzwanzig Grad anzunehmen. Als Extreme würden aufzufassen sein einerseits der Cotopaxi nach Herrn Dr. A. Stübel und andererseits die ungeheuren Vulkane der Sandwichinseln: Mauna Loa und Kea, sowie Mauna Haleakala, deren Böschungen nur acht bis zwölf Grad geneigt sind.

Ein Streifzug ins Baskenland.

Von **W. Kobelt.**

I.

Bilbao. Die Völkerschaften der Pyrenäenhalbinsel.

Wir waren vor der sengenden Hitze Andalusiens geflüchtet und in Madrid aus dem Fegefeuer in die Hölle gekommen. Bei einer Schattentemperatur von 42,5° C. war es in den breiten schattenlosen Straßen nicht zum Aushalten, die Asphalttrottoirs drohten dem Unvorsichtigen, der sie bei Tage betrat, mit dem Schicksal des Scheffel'schen Derwisches, wer flüchten konnte, floh nach dem kühlen Strande der Bai von Biscaya. Wir folgten dem Beispiele der Flüchtenden; nicht ohne Mühe — es dauerte über zwei Stunden, bis ich mein Gepäck endlich glücklich aufgegeben hatte — kamen wir in einen der abgehenden Züge, zwar nicht in den richtigen, den wir über der Gepäckaufgabe versäumt hatten, aber doch in den nächstfolgenden; acht Personen wurden in das Coupé gestopft und fort ging es über die mit Granitblöcken bedeckten Haiden Altcastiliens, am Escurial vorbei und über die Guaderama. Am andern Morgen durchfuhren wir das romantische Defilé des Oroncillo, unter dem Kastell durch, in welchem zum Unheil Spaniens König Roderich die schöne Cava, des Grafen Julian Tochter, in den Anfangsgründen der ars amandi unterwies, und kamen nach Miranda del Ebro, dem Ausgangspunkte der Bahn nach Bilbao. Einen halben Tag hatten wir hier Zeit darüber nachzudenken, warum wohl zwischen der Hauptstadt und dem wichtigsten Hafen der Nordküste nur zwei Züge täglich verkehren, und warum die spanischen Wartesäle selbst auf Hauptstationen so gar wenig Komfort bieten. Dann schlug endlich auch unsere Stunde und es ging weiter, über den Ebro, an dem man auch hier die Geibel'schen Kastanien schmerzlich vermißt, und dann wieder in ein prachtvolles Felsendefilé hinein, das an großartiger Wildheit dem des Oroncillo nicht nachgiebt. An seinem Ausgange dehnt sich ein weites Thal; zum erstenmal seit Monaten sehen wir wieder frisches Wiesengrün und einen wirklichen Wald von Eichen und Hainbuchen, dicht und geschlossen wie in unseren

deutschen Waldgebirgen, mit dichtem Unterholz und grünen Farn, von einem klaren Forellenbache durchrieselt. Auch das Dörfchen Pobes hat einen ganz andern Charakter als die ärmlichen Dörfer Hochcastiliens; die Häuser sind von Fruchtbäumen umgeben, die Felder sorgsam gepflegt. Noch eine Station weiter, und am Bahnhofe erscheinen nicht mehr die beiden gewohnten Guardia civiles mit Napoleonshut und rothbordirtem Frack, sondern ein paar stämmige Männer in eigenthümlicher Tracht, Sandalen an den Füßen, eine rothe barettartige Mütze auf dem Kopfe, die gestreifte Wollendecke über der Schulter, wie die Catalonier. Wir sind im Lande Euscaleria, im Gebiete der Euscaldanac, der Basken. Rasch ersteigt die Bahn die Höhe der Wasserscheide; ein weiter Blick thut sich auf bis fast zum Meere; dicht neben der Bahn stürzt der Oroyco 700 Fuß tief hinab. Grün ist alles, so weit das Auge reicht, ein grünes Waldgebirge mit Buchen, Eichen und Hainbuchen, gar nicht zu vergleichen mit dem dürren Südspanien oder gar mit den verbrannten öden Hochflächen der Mancha und Castiliens. Aber das Thal liegt tief unter uns; von der Station Lezama fahren wir noch ein paar Minuten weiter, dann halten wir plötzlich auf schwindelnder Felsenecke. Ueber tausend Fuß unter uns, fast senkrecht, sehen wir die Fortsetzung der Eisenbahn, aber keine Möglichkeit scheint, hinunter zu kommen. Da biegt der Zug in scharfer Curve durch einen Tunnel um die Ecke und unter uns dehnt sich ein weiter Circus, wohl 1½ Stunden im Durchmesser, ringsum von steilen Abhängen eingefaßt, deren Kamm zinnenartig eine senkrechte Felswand von 100 bis 200 Fuß Höhe krönt. An seiner Wand hin hat sich die Bahn den Weg gesucht; vier Stunden lang ist die kreisförmige Senkung, mit der sie endlich die Thalsohle erreicht, so genau unter ihrem Eintritt, daß man von oben fast mit einem Steine auf das untere Geleise werfen kann. In dem Kessel liegt auf einer kleinen Anhöhe das uralte Orduña; nach ihm nennt man das Thal la concha d'Orduña, die Muschel von Orduña.

Wir hielten auf unserer ersten Durchfahrt nicht hier an; wir wollten erst das gewerbfleißige Bilbao sehen, mit seinem von Dampfschiffen wimmelnden Nervion und mit seinen eisensteinreichen Bergen. Die Bahn führt weiter durch ein vielgewundenes Thal; Brücken und Tunnels wechseln ab. Maisfelder erfüllen die Thalsohle, dazwischen liegen einzelne citadellenartige Häuser, massiv aus Stein erbaut, nur mit kleinen, schießschartenähnlichen Fenstern, der Grundriß meist quadratisch, das Dach nach vier Seiten abgeschrägt, weit vorspringend; nur hier und da sammeln sie sich zu lockeren Gruppen um ein kleines thurmloses Kirchlein, dessen Vorhof von uralten Bäumen beschattet wird. Bald meldet sich die Nähe einer Industriestadt: ein Wehr nach dem andern durchsetzt den Fluß und zwingt die aufgestauten Gewässer, die Räder der rasch auf einander folgenden Fabriken zu treiben, die Gegend wird kahler, das Terrain nimmt eine röthliche Färbung an und läßt überall die Spuren der Bergmannsarbeit erkennen, auch der klare Nervion trübt sich und nimmt die allgemeine rothe Farbe an; noch ein langer Tunnel und wir halten im Bahnhof zu Bilbao.

Das alte baskische Ibaizabel ist zwar mehr hispanisirt als die meisten anderen baskischen Städte, seine Bewohner werden von den echten Basken halbwegs als Abgefallene angesehen und haben in allen Bürgerkriegen gegen die Landbevölkerung und für die Madrider Regierung gekämpft, aber einen spanischen Eindruck macht die Stadt darum doch nicht. Die sauberen, gut gepflasterten Straßen sind von hohen Häusern eingefaßt, über deren Thür fast immer ein riesiges Steinwappen uns bedeutet, daß sein Erbauer ein „hijo de algo“ (Sohn von Jemand), ein Mann von Adel oder, was gleichbedeutend, ein Baske war. Die Balkone sind mit Glasdächern versehen und zum Schließen eingerichtet. Ueberall ist reges Treiben, zumeist am Arenal, dem Platze am Nervion, wo die Hauptstraßen zusammenlaufen. Bei den Männern herrscht das baskische Barett vor, blau oder roth, die Frauen tragen das Haar in langen Zöpfen und betheiligen sich sehr energisch an der Arbeit; stellten sie ja doch früher fast ausschließlich die Carguaderos, welche das Be- und Entladen der Schiffe besorgten. Zur Waarenbeförderung hat man allerdings noch einigermaßen antediluvianische Transportinstrumente, massive Schlitten, von Ochsen gezogen, denen das Schaffell, mit welchem ihr Joch umwickelt ist, ein ungemein gravitätisches, rathsherrenmäßiges Ansehen verleiht. Ein ähnliches Fahrzeug ist bekanntlich auf Madeira zur Personenbeförderung in den steilen Straßen von Funchal im Gebrauch. Draußen werden sie durch Karren ersetzt, deren Räder noch aus massiven Holzscheiben bestehen; sie stechen eigenthümlich ab gegen die eleganten Equipagen der Minenbarone und die kosmopolitischen Waggons der Trambahn. Der Treiber führt niemals die Peitsche, sondern, wie der antike Rinderhirt, die Castiga, einen langen Stab mit Stachelspitze.

Bilbaos Handel und Verkehr dreht sich um das Eisen; sein Aufschwung datirt von der Zeit an, wo die zunehmende Stahlproduktion die Industriellen in England wie in Deutschland zwang, sich auswärts nach phosphorfreien Eisensteinen umzusehen. Neben den Minen von Cartagena und von Ain-Mokra in Algerien[1]) wandten die englischen Iron-Masters ihre Augen auch auf das seit alter Zeit als eisenreich bekannte Baskenland, und genauere Untersuchung ergab namentlich westlich vom Nervion in den Höhen von Sommorostro ungeahnte Reichthümer. Die Ausbeutung wurde vor kaum zehn Jahren begonnen, aber gleich mit nordischer Energie und englischem Kapital; der Karlistenkrieg unterbrach drei Jahre lang beinahe jede Arbeit, denn gerade in den Eisenbergen von Sommorostro hatten die Karlisten die festen Stellungen gewählt, von denen aus sie Bilbao bedrängten und an denen die Angriffe der Regierungstruppen scheiterten. Heute liegen im Nervion, der bis Olaviaga, kurz unterhalb Bilbao, bei Fluth für die größten Seeschiffe Tiefe genug hat, selten weniger als 70 bis 80 große Dampfer, und von allen Seiten her bringen Bahnen aller Konstruktionen, Seilbahnen, Tramways und schmalspurige Lokomotivbahnen, den Eisenstein unmittelbar zum Flusse und entleeren ihn direkt in die harrenden Dampfer. Auch Deutschland ist dabei vertreten; Schiffe von Krupp in Essen sind immer im Nervion zu finden. Seinen Höhepunkt erreicht das Treiben bei San Nicola, wo der Fluß sich seeartig erweitert und ein Thal von Westen her Raum für verschiedene Eisenbahnen bietet. Hier ist man eben beschäftigt, gewaltige Quaibauten auszuführen und dadurch gleichzeitig das Anlanden zu erleichtern und die Verschlammung des Nervion zu verhüten. Wenig unterhalb liegt Portugalete, die befestigte Hafenstadt Bilbaos und gegenüber das beliebte Seebad las Arenas; eine Trambahn verbindet beide mit der Stadt.

Die Eisensteingruben sind ausnahmslos Tagbauten, welche gewaltige stockförmige Massen reinen Eisensteins abbauen; viele sind in fremden Händen, doch finden wir auch

[1]) Ain-Mokra ist nach Tchihatcheff ein ganz eigenthümliches Vorkommen, ein wahrer Berg von manganhaltigem Eisenoxydul, in Glimmerschiefer liegend, bis jetzt in 1800 m Länge und 40 m Dicke aufgeschlossen. Die Aktiengesellschaft hat eine Bahn nach Bona gebaut und plant eben einen Kanal aus dem See von Fezzara nach Stora zum Erztransport; sie beschäftigt ca. 1600 Arbeiter.

baskische Häuser dabei betheiligt, besonders Ybarra & Co., die auch ein großes Hüttenwerk bei Baracaldo betreiben. Eins der großartigsten Lager ist das von Goldames, ein Eisenberg von 280 Fuß Höhe und eine englische Meile lang.

Die übrigen Exportartikel des gewerbfleißigen Baskenlandes, als da sind Wolle, Vieh, Nüsse, Kastanien ꝛc. treten ganz zurück gegen das Eisen; von dem einstigen Haupterwerbszweige der Baskenländer, dem Walfischfang, weiß man kaum mehr. Streitet man sich ja doch heute darüber, welcher Wal es gewesen, der einst im mittleren Atlantischen Ocean häufig genug war, um Tausenden von Menschen Beschäftigung zu geben; daß es der grönländische Wal nicht war, beweisen die hier und da in baskischen Kapellen vorhandenen, als Votivgaben gestifteten Knochenreste. Einst war es anders; ganze Flotten liefen aus den Häfen der Nordküste aus und von baskischen Harpunieren erhielten Engländer und Holländer den ersten Unterricht im Gebrauch der Harpune, als sie anfingen den grönländischen Wal in dem ewigen Eise des Nordmeeres aufzusuchen. Schon 1372 soll ein baskischer Waljäger, Matias de Echeveste, bis Neufundland vorgedrungen sein.

Damals war San Sebastian der Hauptsitz des Walfischfangs, aber die Wale waren im ganzen Biscayischen Meerbusen so häufig und kamen so dicht an die Küste heran, daß man sie in offenen Fischerbooten jagen konnte. Vigias, Auslugeposten, fanden sich seit dem dreizehnten Jahrhundert auf den Küstenbergen neben jedem Fischerdorfe, und wenn die Wachen dort einen Walfisch signalisirten, warfen sich die baskischen Fischer in ihre Boote, um den Riesen anzugreifen. Eine Inschrift in Stein über einer Thür in Zarauz verewigt heute noch die Heldenthat zweier junger Basken, welche ohne weitere Hilfe einen riesigen Wal angriffen, erlegten und in Sicherheit brachten. Schon früh machten die Basken auch weite Seereisen und suchten ihr Wild im Atlantischen Ocean bis zum höchsten Norden; ihre Vertrautheit mit der See machte sie zu gesuchten Steuerleuten bei weiten Reisen; auch Sebastian del Cano, der erste Weltumsegler, war ein Baske aus Guetaria. Heute kommt nur noch dann und wann ein Walfisch an die Baskenküste; der letzte wurde 1878 zwischen Guetaria und Zarauz erlegt, aber er kam Niemand zu Gute, denn ehe ein Proceß über seine Vertheilung entschieden werden konnte, war er verfault; sein Skelet, 48 Fuß lang, schmückt das Museum von San Sebastian.

Bilbao führt seit 1874 officiell den stolzen Ehrentitel la Invicta, die Unbesiegte; es hat sich denselben in drei schweren Belagerungen verdient. Betrachtet man die Lage der Stadt, so begreift man nicht, wie man jemals daran denken konnte, sie gegen einen mit Artillerie versehenen Feind zu vertheidigen. Sie liegt an der Stelle, wo der Nervion ein scharfes Knie macht, in einem engen Thale amphitheatralisch am Berghange so steil ansteigend, daß Treppen den Verkehr vermitteln müssen. Ueber ihr auf einem Absatz liegt die Kirche der Muttergottes von Begoña mit einem hochberühmten Gnadenbilde, zu dem am 15. August die ganze Umgebung wallfahrtet. Sie beherrscht die Stadt, wird aber wieder vollständig von den nächsten Höhen beherrscht und ebenso dominiren die gegenüberliegenden Berge die Stadt so vollständig, und werden ihrerseits wieder so von anderen Höhen dominirt, daß die Anlage einer Festung als Unsinn erscheint.

Bilbao ist aber durchaus keine Festung, es hat nicht einmal eine Ringmauer und von detachirten Außenwerken habe ich wenigstens bei meinen Streifereien nirgends eine Spur entdeckt. Die ersten Angriffe der einbrechenden Karlisten galten jedesmal der wichtigen Seestadt, deren Besitz ihnen eine sichere Verbindung mit ihren Freunden in Frankreich und England garantirte, aber jedes Mal hat sie sich ihres Angriffes muthig erwehrt. Am heißesten ging es im Jahre 1835 her, wo Tio Tomas (Onkel Thomas), der gefürchtete Zumalacarregui, selbst ein Baske, mit seinen Baskenscharen heranzog und im ersten Ansturm die Kirche de Begoña nahm. Mit herabgerollten Steinen hätte man von dort die Stadt zerstören können, trotzdem setzte sie sich zur Wehr und eine Kugel, welche den Karlistenführer tödtlich verwundete, rettete Bilbao für dieses Mal nach dreiwöchentlicher Belagerung. — Schon nach wenig Monaten kamen die Karlisten wieder; ohne Kampf überließ ihnen der General San Miguel die beherrschenden Positionen am rechten Nervionufer, aber die Stadt leistete energischen Widerstand, bis nach zwei Monaten Espartero mit englischer Hilfe den Nervion überschritt und durch den glänzenden Sieg an der Brücke von Luchaga die Stadt befreite.

Die Leiden der Stadt im letzten Kriege sind noch in Aller Erinnerung. Im December 1873 erschienen die Karlisten vor der Stadt und zwangen den General Moriones sich zur See zu flüchten; am 24. Januar 1874 erstürmten sie Portugalete und bedrängten das nun von allen Seiten umschlossene Bilbao aufs Aeußerste. Selbst die Vorstadt am linken Nervionufer fiel in ihre Hände, die prächtige Straße längs der Alameda wurde zerstört, mehrere Gassen der Stadt geriethen in Flammen, Proviant und Munition gingen zur Neige und ein Entsatzversuch nach dem andern scheiterte an der festen Stellung der Belagerer. Trotzdem hielt die Stadt aus, bis am 2. Mai der entscheidende Sieg Serrano's sie von ihren Drängern erlöste.

Man sieht, der Ehrentitel ist schwer verdient, freilich nur den Landsleuten gegenüber, denn die Franzosen haben die Stadt 1795 wie 1808 erobert und schlimm mitgenommen. Heute sind die Wunden des Krieges fast verheilt. Die Vorstadt dem Flusse entlang ist prachtvoll wieder aufgebaut; von schön gepflegten Ziergärten umgeben reiht sich da Villa an Villa, viele in Backsteinrohbau oder auch im Schweizerstil sehr elegant erbaut. Nur hier und da mahnen noch Kugelspuren an den Kampf. Zwischen Straße und Fluß erstreckt sich, von Ulmen, Platanen und Roßkastanien beschattet, die Alameda, die öffentliche Promenade. Abends spielt hier eine gute Kapelle und man kann sich leicht überzeugen, daß man nicht mehr unter echten Spaniern ist. Die Herren Honoratioren mit ihren Damen gehen zwar steif und würdevoll auf der einen Seite des Weges bis zu einer bestimmten Stelle hinunter und auf der anderen Seite wieder herauf, wie in dem formenstrengen Castilien, aber bei den unteren Klassen bricht die baskische Tanzlust durch und sie tummeln sich in lustigem Kreise um die Musiktribüne herum.

Von historischen Erinnerungen ist in Bilbao nicht viel übrig geblieben. Wer in diesen schwelgen will, muß nach Guernica hinüber fahren; dort kann er wenigstens die Stelle sehen, auf welcher die uralte heilige Eiche stand, unter der sich die Abgeordneten der drei Baskenländer versammelten und alle spanischen Könige die Fueros de Sobrarbe beschwören mußten, die Konstitution des Baskenlandes, die zuerst aufgestellt wurde, als die Basken 842 den tapfern Iñigo Arista zu ihrem Señor und Führer gegen die Mauren aufstellten. Schon 1334 wird die Eiche uralt genannt; sie fiel unter den Aexten der französischen Republikaner, unter deren égalité für baskische Fueros kein Platz war, und eine neugepflanzte fällten die Christinos im ersten Karlistenkriege. Aber der Baum von Guernica lebt im Herzen jedes Basken weiter und wird den Machthabern in Madrid, die nach dem letzten Kriege die Auf-

hebung aller Fueros dekretirt haben, noch manche böse Stunde bereiten.

Es ist eine im Auslande allgemein verbreitete irrige Ansicht, daß Spanien, weil es seit 400 Jahren unter einem Fürsten vereinigt und nach außen hin immer als geschlossene Einheit aufgetreten ist, auch im Inneren eine homogene, vom Hader der Nationalitäten unberührte Bevölkerung habe. Besonders in Deutschland hat man früher den Nationalstolz des Spaniers so oft als nachahmungswerthes Muster hingestellt. In einem Gefühl ist freilich ganz Spanien einig, im Haß gegen den Fremden im Allgemeinen und gegen den Gavacho, den Nachbar jenseits der Pyrenäen im Besonderen. Der Spanier behandelt zwar den Fremden mit der größten Höflichkeit und Förmlichkeit, aber es soll z. B. einmal ein deutscher Gelehrter versuchen, an einer spanischen Universität, wo man deutsche Arbeitskraft so dringend nöthig gebrauchen könnte, sich eine Stellung zu erwerben! Gegen den Franzosen aber existirt besonders in den niederen Schichten ein giftiger Haß seit den Tagen, wo Bernardo del Carpio im Thale von Roncesvalles den tapfern Roland schlug und wer die Geschichte kennt, kann dem Spanier nicht so ganz Unrecht geben. Castelar's romantische Schwärmerei für einen Bund der romanischen Republiken und sein Gefasel vom drohenden Pangermanismus sind Ausnahmen, die nicht weiter in Betracht kommen.

Unter sich aber sind die Bewohner der spanischen Halbinsel nichts weniger als einig.

Heute noch betrachtet der Bewohner einer Provinz nur diese als seine Heimath, nur deren Bewohner als seine Landsleute, aber viel schlimmer ist der Gegensatz, an dem seit alter Zeit die Hauptstämme, die Basken, die Catalanen, die Castilianer und die Andalusier, zu denen ich in diesem Falle die Bewohner von Murcia und Valencia rechne, zu einander stehen, ganz abgesehen von dem Portugiesen, der den Spanier im Allgemeinen so bitter haßt, daß trotz des Mangels einer natürlichen Grenze eine Vermischung fast nie stattfindet. Hier handelt es sich nicht nur um die Folgen früherer politischer Umgrenzungen, sondern um wirkliche Rassenverschiedenheiten. Von dem Basken werden wir weiter unten ausführlicher reden. Der Catalane ist der Nachkomme der alten Ligurer und dem Provencalen mit dem Genuesen und dem Bewohner der Riviera di Ponente näher verwandt, als dem Castilianer, wie denn ja auch seine Sprache sich vom Limousin nur dialektisch, vom Spanischen aber sprachlich unterscheidet. Seit nach dem spanischen Erbfolgekrieg, in dem die Verschiedenheit der Nationalitäten eine viel größere Rolle spielte, als man gewöhnlich annimmt, die siegreiche castilianisch-französische Partei den Catalanen ihre Fueros entriß, hat noch Niemand in Spanien die Fahne der Empörung aufgepflanzt, ohne daß Catalonien mitthat; Karlisten wie Republikaner konnten auf es zählen; Barcelona würde sich dem Bösen selbst verschreiben, wenn er ihm seine Fueros garantirte. Die Gegensätze haben sich in der neuesten Zeit, wo ja in den kleinsten Völkern der Geist der Nationalität wieder erwacht, nicht vermindert, eher verschärft. Der Catalane wacht ängstlich über die Reste seiner Fueros, er hält fest an seiner Sprache, in der Schule wie im gewöhnlichen Leben, er bemüht sich, ihr eine Litteratur zu schaffen und gelehrte Gesellschaften in Catalonien verhandeln und publiciren ausschließlich in der catalonischen Sprache. Die Regierung in Madrid schaut dem voll Mißtrauen zu, sie legt möglichst fremde Regimenter ins Land und besetzt alle höheren Stellen mit Castilianern, was begreiflicherweise die Stimmung nicht eben verbessert und zur Hebung des Landes nicht gerade beiträgt. Die Schleifung der Ringmauern und der Citadelle von Barcelona hat die Regierung der Republik nicht mehr verweigern können, den Montjuich aber gab auch sie nicht preis und seine Kanonen halten heute noch die Stadt im Zaume.

Der Andalusier hat seither der Regierung weniger zu schaffen gemacht; der Fremdherrschaft seit undenklichen Zeiten gewohnt, war er froh, wenn er nach der Tagesarbeit singen und tanzen und seine Cigarette rauchen konnte und kümmerte sich nicht viel um Politik. Aber auch ihn ergreift der Geist der neuen Zeit; Guitarren und Kastagnetten sind mit den Majos geschwunden, der Andalusier liest Zeitungen und die Aufstände in Malaga, Murcia und Cartagena, wie die Agitationen der „schwarzen Hand“ beweisen, daß er seine Nutzanwendung daraus zieht; die agrarischen Verhältnisse, die Latifundienwirthschaft, die hier wie überall in erobertem Lande herrscht, machen das Erwachen des politischen Geistes im Süden doppelt bedenklich. Doch ist das Verhältniß zwischen Andalusier und Castilianer immer noch ein besseres, als zwischen diesem und dem Catalonier und Basken, etwa dem zwischen Altpreußen und Süddeutschen zu vergleichen und der Andalusier fühlt sich als Spanier. Einen Stammesunterschied könnte allerdings auch nur die starke Beimischung maurischen Blutes begründen, und die wird selbst der Valencianer, dem man sie auf hundert Schritte ansieht, niemals anerkennen.

Am schroffsten aber steht der Baske der Gesammtheit gegenüber. Noch ist es der Wissenschaft nicht gelungen, irgendwo Verwandte dieses räthselhaften Stammes aufzufinden, der wie ein Ueberrest aus grauer Vorzeit zu beiden Seiten der Pyrenäen sitzt. Daß die Basken Nachkommen der alten Iberer sind, kann keinem Zweifel unterliegen, aber woher sind diese gekommen? Im Alterthume finden wir sie über ganz Spanien und einen großen Theil Galliens verbreitet, nur am Mittelmeer entlang sitzen, von Norditalien her eingedrungen, Ligurer, die Stammeltern der Provencalen und Catalanen. Die heranstürmenden Kelten drängen die Iberer gegen die Pyrenäen; sie dringen zum Theil hinüber und verschmelzen mit ihnen zu Keltiberern, und keltische Stämme, die Tectosagen und Bituriger, keilen sich zwischen Ligurer und Iberer ein. Der Name Ausci bei Plinius entspricht dem heutigen Euscaldanac. Auf der iberischen Halbinsel drangen die Karthager ein, dann die Römer; die schwächeren Stämme wurden unterworfen und romanisirt, aber der Kern des Volkes wich in die natürliche Feste, die nördlichen Küstengebirge zurück. Augustus zwang auch diese in langem blutigem Kampfe zur Unterwerfung, einzelne römische Städte entstanden an der Küste, wie Flavobriga am Nervion, Portus Blendium, heute Santander; aber romanisirt wurde das Land nie. Nur wenige keltische Anklänge finden sich in der räthselhaften Baskensprache, romanische noch weniger. Die Stürme der Völkerwanderung hatten keinen dauernden Einfluß; der reiche Süden lockte die germanischen Eindringlinge mehr als die armen Gebirgsländer mit ihren ungastlichen, unbezähmbaren Bewohnern. Doch gingen Asturien und Galizien schließlich verloren und die Iberer wurden auf die Gebiete beschränkt, in denen wir sie heute noch finden. Hier leisteten sie den Mauren ebenso energischen Widerstand, wie früher den Gothen, und die Araber wurden bald des unablässigen Kampfes müde, zumal sie an den Gothen, die sich unter Pelayo in Asturien behauptet hatten, bald gefährliche und unermüdliche Gegner fanden. Zum erstenmal finden wir die Vascones als Einheit, als sie 842 den tapfern Iñigo Arista zum Führer wählten und die Grundzüge der Fueros de Sobrarbe aufstellten. Basken waren

es gewesen, nicht Araber, welche bei Roncesvalles den kühnen Roland schlugen; noch ist das Lied vorhanden, welches den Führer in diesem Kampfe, Bernardo del Carpio, feiert; unter dem Namen Altabizaren Cantua ist es von einer Generation der anderen überliefert worden. Aus einem Theile des Baskenlandes entwickelte sich das Königreich Navarra, welches nach dem Tode des letzten Señor, Nuño, der König von Castilien, Pedro der Grausame, erwarb. Er erlebte wenig Regentenfreude an seinen baskischen Unterthanen; noch weniger der schwarze Prinz von England, dem er Navarra abtrat. Die Basken wurden zwar gezwungen, den König von Castilien als ihren Señor anzuerkennen, aber er mußte dafür ihre Fueros beschwören und die drei Provinzen behielten ihre Sonderstellung bis 1832. Seitdem haben sie sich in fast ununterbrochener Empörung befunden und noch heute sind die drei Provinzen von der spanischen Regierung militärisch besetzt und bereit, sich im ersten günstigen Moment wieder zu erheben. Der Konscription haben sie sich unterwerfen müssen, während sie früher nur Freiwillige und zur Landesvertheidigung Milizen stellten, die aber nicht über die Grenze des Baskenlandes hinaus zu marschiren brauchten; im Jahre 1877 hat die erste reguläre Aushebung stattgefunden, nicht zur Freude der spanischen Officiere, denn den Basken fehlt jeder Sinn für stramme Disciplin und schon der gran Capitan, Gonsalvo de Cordova, schrieb in einem noch erhaltenen Brief, daß er lieber wilde Thiere dressiren, als baskische Truppen kommandiren wolle. Auch die wirthschaftliche Selbständigkeit ist aufgehoben, und die Zolllinien zwischen den drei Baskenprovinzen und dem übrigen Spanien sind gefallen; aber Salz- und Tabaksmonopol sind noch nicht eingeführt und ebensowenig die Stempelabgaben und der Landtag der drei Provinzen in Guernica tagt noch regelmäßig und ordnet alle Provinzialangelegenheiten selbstständig. Das Nationalsymbol, das man oft angebracht findet, sind drei verschlungene Hände mit der Umschrift Irurac bat, drei in einem.

Woher sind die Basken gekommen? Bei allen anderen europäischen Völkern hat die Sprachforschung uns Heimath und Verwandtschaft entschleiert, die baskische Sprache steht bis jetzt ganz isolirt in Europa wie in der Welt. Ihr Formenreichthum ist ein unendlicher; man zählt über 200 Conjugationen; für den Fremden ist sie darum kaum je zu erlernen; wie die Spanier behaupten, hat selbst der Teufel das vergeblich versucht und sich sieben Jahre in San Sebastian aufgehalten, ohne mehr als drei Worte zu behalten. Auch die Aussprache ist unendlich schwierig; schon Strabo klagt, daß man die iberischen Namen nicht griechisch wiedergeben könne und Pomponius Mela schreibt: quorum nomina nostro ore concipi nequeant. Die Spanier sind unerschöpflich in Spöttereien über die baskische Sprache; nach ihnen schreibt der Baske „Salomo“ und spricht es „Nebukadnezar“ aus, er schreibt „Bilbao“ und spricht „Ibaizabel“. Den Basken rührt das nicht; er weiß, daß seine Sprache die älteste und beste der Welt ist, daß sie göttlichen Ursprungs ist, daß Adam und Eva im Paradiese baskisch sprachen und daß es heute noch von den Engeln im Himmel ausschließlich gesprochen wird. Zwar machen die Armenier eben darauf Anspruch, und auch die Araber behaupten, daß ihre Sprache ausschließlich im Himmel gelte und die Huris und Engel zwar türkisch verstehen, aber nur arabisch sprechen; es fällt aber dem Basken gar nicht schwer, die Richtigkeit dieser Ansprüche zu beweisen. Haben ja doch die Vorfahren jener Nationen zweifellos am babylonischen Thurmbau theilgenommen und somit die ursprüngliche Sprache verloren. Die Basken aber stammen von der Colonie ab, welche lange vorher der Erzvater Jubal nach Westen führte; er landete an der Ebromündung und erbaute Tortosa, die älteste Stadt der Welt; seine Nachkommen bewahrten die Ursprache bis auf unsere Zeit. Neuerdings hat man Verwandtschaft mit der Sprache einiger amerikanischer Stämme erkennen wollen, andere Forscher nähern sie der tatarischen, vor genauerer Prüfung haben diese Behauptungen nicht Stich halten können. Mit dem Keltischen hat die Sprache durchaus keine Beziehung.

So müssen wir die Basken als ein ganz eigenartiges Volk ansehen, als einen Rest aus Zeiten vor der Einwanderung der Arier; vielleicht waren sie schon Zeitgenossen der Renthierhirten, deren Reste wir in den ältesten Gräbern der Steinzeit finden. Seltsamer Weise hat sich aber bei diesem Urvolke trotz des allezeit so hoch entwickelten Nationalbewußtseins keine Tradition aus alter Zeit erhalten, die biblische ausgenommen, deren relativ späte Entstehung Niemand bezweifeln wird. An einigen Punkten des Landes finden sich Steininschriften, aber Niemand weiß sie zu deuten; vielleicht sind sie in den Charakteren der (südspanischen) Turdetaner geschrieben, von denen Strabo berichtet, sie seien „die gebildetsten aller Iberer, bedienten sich der Schreibkunst und hätten Schriftbücher alter Denkzeit, auch Gedichte und Gesetze im Versmaß, denen sie ein Alter von sechstausend Jahren beilegen“. Aber diese ältesten Ueberlieferungen sind in den Kriegsstürmen verloren gegangen und keine baskische Sage reicht zurück über die Zeit von Roncesvalles. Auch Denkmäler aus alter Zeit sind kaum vorhanden, und die Urgeschichte der Basken wird wohl noch lange ein Räthsel bleiben.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die „Turkestanische Zeitung“ schreibt: Unter den Berichten über die topographischen Arbeiten, welche im Laufe des Jahres 1882 auf Veranlassung des Generalgouverneurs von Turkestan ausgeführt worden sind, verdienen einige wegen ihrer Wichtigkeit besondere Erwähnung. Die in Rede stehenden Berichte sind im Februar geprüft und nach St. Petersburg an den Kaiser befördert. Es sind folgende: Eine ausgezeichnete Aufnahme des Ferghana-Thales; Marschrouten durch Karategin, Darwaz und Hissar; eine Aufnahme der Marschroute von Meschhed über Serachs und Merw bis Tschardshui und eine Karte der Oase von Merw. Die beiden letztgenannten Arbeiten sind nach Mittheilungen angefertigt, welche der Lieutenant des ersten turkestanischen Schützenbataillons Nasirow gemacht hat. Derselbe vollführte im Laufe des Jahres 1882 eine äußerst gefährliche Reise von Astrabad über Meschhed, Merw, Tschardshui und Buchara nach Taschkent. Die topographischen Aufnahmen in Karategin und Darwaz hat der Topograph Koßjäkow gemacht, welcher den Dr. A. E. Regel auf dessen Reise begleitete. Um ein möglichst großes Terrain zu re-

kognosciren, trennte sich Koßjäkow in Hissar von Dr. Regel und begab sich durch das Thal des Flusses Kafirnihan nach Kabadian, Kurgan-tübe, Kuljäb und Darwaz, woselbst er sich wieder mit Dr. Regel vereinigte. Anfang September kehrte Koßjäkow nach Taschkent zurück, aber Dr. Regel ging weiter nach Schugnan, woselbst er den Winter zubrachte. Ferner sind zu erwähnen: die astronomischen Beobachtungen und Aufnahmen in der Steppe Kizil-Kum, welche der Generalstabskapitän Putjäta ausgeführt, die magnetischen Beobachtungen des Astronomen F. F. Schwarz, die im Observatorium von Taschkent gemachten Arbeiten, die Rekognoscirung des Ust-Urt durch den Generalstabsoberst Alexandrow von Kungrad bis Jaman-Kairakty. Die genaue Aufnahme dieser Lokalität ist von besonderer Bedeutung, weil unzweifelhaft der Haupthandelsweg aus Centralasien nach Rußland hierher sich ziehen wird. Die Frage nach der Erbauung einer Pferdeeisenbahn in jener Gegend zur Verbindung des Amu-darja-Bassins mit dem Kaspischen Meere ist fast zum Abschluß gelangt. Die Dampfschiffahrt auf dem Amu-darja und eine Bahn über den Ust-Urt würden die Absicht Peter des Großen, einen Weg von der Wolga nach Centralasien herzustellen, allendlich verwirklichen.

— Im Sommer des laufenden Jahres wird auf der Fregatte „Minin" eine gelehrte Expedition nach China und der Mongolei abgehen. Die Expedition besteht aus drei Personen, Herrn Potanin nebst Frau und Herrn Beresowski. Die Unkosten der Expedition trägt die K. R. Geographische Gesellschaft in St. Petersburg; die Unkosten der Reise nach China hat das Marine-Ministerium übernommen. Die Fregatte „Minin" schafft die Reisenden nach Tien-tsin, von wo sie den Landweg einschlagen werden. Die Zeitdauer der Expedition ist auf drei Jahre festgesetzt. Die Fahrt nach Tien-tsin dauert mindestens sechs Monate; ebensoviel ist auf die Rückfahrt zu rechnen; demnach bleiben für die wissenschaftliche Expedition nur zwei Jahre übrig. Doch ist mit Rücksicht auf den bereits in der geographischen Litteratur bekannten Namen Potanin's zu hoffen, daß die Erfolge der Expedition günstige sein werden. („Nowosti" 1883, Nr. 3.)

— Ueber die Schwierigkeiten, welche es hat, die Bevölkerung von Tongking zu schätzen, schreibt der spanische Missionar Portell im Correo Sino-Annamita vom 17. März 1882 (s. Société de Géographie Compte rendu des séances de la commission centrale 1883, Nr. 9.) folgendes. Es ist leicht, die Anzahl der Gemeinden, welche jede Provinz enthält, zu erfahren, aber nicht die Anzahl der Bewohner. Weder dem Könige, noch den Mandarinen ist dieselbe bekannt, denn die Gemeinden suchen sie zu verheimlichen, so daß in einer Gemeinde, welche leicht 4000 bis 5000 Seelen zählt, beim officiellen Census nur 100, höchstens 150 ermittelt werden. In jeder Gemeinde giebt es nämlich eine Liste von Familiennamen, welche in Annam wenig verschieden sind. Die Zahl derselben ist eine begrenzte. Wird nun ein Mitglied der Gemeinde zum Beamten ernannt, oder als Soldat ausgehoben, oder durch ein Examen oder einen Proceß genöthigt sich zu melden, so nimmt er zu jener Liste seine Zuflucht und eignet sich einen der dort verzeichneten Namen an, damit deren Zahl nicht vergrößert werde; denn jene Namen sind diejenigen aller Steuerpflichtigen der Gemeinde. Mit der Zeit aber werden auch diese Namen alt; wenn daher ein neuer Census herannaht, so werden ihre angeblichen Träger als gestorben verzeichnet und neue inzwischen Geborene eingetragen, aber so, daß die festgesetzte Zahl nie überschritten wird. Wenn sich aber die Mandarinen als streng erweisen oder, um ihren Beutel zu füllen, die Anzahl der Steuerpflichtigen durchaus vermehren wollen, so muß die Gemeinde für jeden Kopf, den sie von der Liste des Mandarinen streichen möchte, bezahlen. An guten Gründen zur Unterstützung ihres Verlangens fehlt es den Gemeinden nie: Krieg, Pest, Ueberschwemmungen, Taifune, alles muß dabei herhalten. So gaben aus diesem Grunde im Jahre 1881 Mandarinen und Gemeinden zusammen eine ganz beträchtliche Anzahl von Opfern eines Taifuns an. Auf diese Weise erklären sich die Verschiedenheiten der officiellen Zählungen. Als Gia Long zu Beginn seiner Regierung den ersten Census veranstaltete, ergaben sich 722 590 Steuerpflichtige, in seinem 18. Regierungsjahre aber nur 613 912. Ihre Zahl hob sich unter seinem Nachfolger Minh Mang auf 622 046 und 21 Jahre später sogar auf 975 060. Unter Thiêu Tri konnten viele Gemeinden die Zahl ihrer Pflichtigen verringern, so daß deren Gesammtzahl auf 925 181 sank; unter dem jetzigen Herrscher Tu Duc hat sich dieselbe nicht vergrößert, abgesehen von den Christen, welche zur Zeit der Verfolgung unter der heidnischen Bevölkerung zerstreut wurden.

Afrika.

— Gerhard Rohlfs giebt in Petermann's Mittheilungen (1883, S. 211) einen Ueberschlag der Juden in Afrika und kommt zu einer Gesammtziffer von 220 800. Davon entfallen auf Algerien (1881) 35 665, Aegypten ca. 8000, Tunesien 60 000, Tripolitanien 5000, Marokko hoch gerechnet 62 800 (früher gab Rohlfs selbst deren 200 000 an), Abessinien ca. 50 000, die europäischen Kolonien im Süden und Westen etwa 1000 (das Kapland zählte 1875 ihrer 538, der Oranje-Freistaat 1880 nur 67).

— Dr. Theobald Fischer hat 1877 in seinem Buche „Beiträge zur physikalischen Geographie der Mittelmeerländer" die Hebungserscheinungen an den Küsten Siciliens behandelt und dieselben als Glieder in einer Kette umfassenderer Vorgänge dargestellt, deren Wirken sich über die ganze Breite des Mittelmeeres, von Nizza und Mentone im Norden über Sardinien und Corsica bis zu den Küsten Tunesiens erstrecken soll. Seitdem hat fast jede der zahlreichen Uebersichten der säkularen Hebungen und Senkungen die letzteren unter den emporsteigenden Küsten aufgeführt. Diese Behauptung untersucht jetzt Prof. J. Partsch in Petermann's Mittheilungen (1883 Heft VI, S. 201 ff.) an der Hand der historischen Nachrichten aus alter und neuer Zeit für eine Reihe einzelner Küstenpunkte von Bizerta bis zur Insel Dscherba und kommt dabei zu einem überraschenden Ergebniß, das wir mit seinen eigenen Worten hier wiedergeben: „So führen an allen Punkten, deren Betrachtung für die vorliegende Frage nützlich schien, genauere Vergleichungen zwischen einst und jetzt zu dem Schluß, daß bisher keine ausreichenden Beweise für die vermeintliche Hebung der Küsten von Tunis in historischer Zeit erbracht sind, die manche wie eine festgestellte Thatsache behandeln."

— Der Reisende der Londoner Geographischen Gesellschaft in Ostafrika, Mr. Thompson, welcher am 10. März von Mombasa nach dem Victoria Nyanza aufbrach, telegraphirt, daß er aus dem Masai-Lande nach der Küste zurückgekehrt sei, um einen Zusammenstoß mit den Eingeborenen, welche in Folge von Zwistigkeiten mit dem deutschen Forschungsreisenden Dr. Fischer Europäern nicht freundlich gesinnt seien, zu vermeiden. Thompson fügt hinzu, er hoffe binnen Kurzem seine Reise auf einer andern Route wieder aufzunehmen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIV. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Tebessa in Algerien.

II.

Unweit des eben besprochenen Dammes erhebt sich die Dschemâa des Sidi Mohammed Scherif, der auch „Marabut ohne Kopf“ heißt, und zu ihr pilgern alle Freitage und Festtage die Einwohner von Tebessa, weil der Besuch dieser Moschee dem Frommen und seiner Familie Glück bringt. Sidi Mohammed Scherif war der Vetter eines hohen Würdenträgers in Fez, machte die Wallfahrt nach Mekka und hielt sich dann lange in Kairo auf, wo er die Hand eines vornehmen Mädchens ausschlug, um als guter Moslim sein Geschick zu erfüllen; denn es war ihm prophezeit worden, daß er in Tebessa eine Moschee bauen und von den Türken getödtet werden würde. Er begab sich also dorthin, errichtete das nach ihm benannte Gotteshaus und kam bald in den Geruch der Heiligkeit, den seine Keuschheit nur noch vermehrte. Die Tunesier und Nememschas betrachteten ihn als ihr geistliches Oberhaupt und überhäuften ihn mit Geschenken, was der türkischen Regierung sehr unangenehm war, da die Nememschas stets widerspenstig und zu Aufständen geneigt waren. Sie beschloß deshalb seine Gefangennahme und sandte eine Abtheilung Soldaten zu diesem Zwecke ab; man benachrichtigte Sidi Mohammed davon und ermahnte ihn zu fliehen. Der aber blieb ruhig in seiner Moschee. Drei Türken, welche Befehl erhalten hatten, ihn zu tödten, erkannten in ihm einen Abgesandten Gottes und kehrten unverrichteter Sache um. Erst ein vierter hatte das Herz, den im Gebete befindlichen heiligen Mann zu ergreifen und zu erwürgen; die Stelle, wo ihm der Kopf abgeschnitten wurde, gilt noch heutigen Tages als geweiht. Als aber der Mörder durch das Thor von Tebessa schritt, wurde er plötzlich blind; er mußte nach Constantine fliehen, wo er vor gar nicht langer Zeit gestorben ist.

Sein Heiligthum hat eine reizende Lage am Ende einer kleinen Schlucht, wie geschaffen für einen Mann, der Geschmack mit etwas Träumerei verbindet. Man erreicht es, wenn man die Felsen gegenüber dem Solomon-Thore ersteigt, ein Weg, der zwar anfangs etwas mühselig erscheint, aber sehr bald durch den Blick auf das Thälchen reichlich entschädigt. Immergrüne Eichen und Wachholderbäume beschatten das verehrte Grab. Auch in römischer Zeit war der Ort schon geheiligt; denn es ist dort ein der Bellona gewidmeter Altar und eine Inschrift gefunden worden, welche von einem, mit Bildwerken und anderem Schmucke reich gezierten heiligen Haine an jener Stelle spricht.

Die im Norden und Osten der Stadtmauer liegenden Gärten werden von der Quelle Aïn el-Bled bewässert, welche auch die Stadt selbst und eine große Tränke unweit des Marktplatzes versorgt. Neben letzterer ist ein großer Waschplatz eingerichtet, wo es gar belustigend zu sehen ist, wie französische Soldaten ihre Hemden reinigen in Gesellschaft großer wohlgewachsener Negerinnen, welche für die übrigen Europäer die Wäsche besorgen, und nacktbeinige Araber ihren von Staub und Sonne gebräunten Burnus auf einen platten Stein legen und ihn hüpfend und stampfend mit den Füßen bearbeiten.

Eine weniger bedeutende Quelle, Aïn-Schela, welche in der Minute nur 50 bis 60 Liter liefert, liegt im Süden der Stadt bei dem früher erwähnten öffentlichen Garten und hat dem dort befindlichen Thore den Namen (Bab Aïn-Schela) gegeben; dasselbe verbindet jetzt das Militär-Quar-

tier mit dem Annexe du génie. 1852 wurde die antike Leitung entdeckt, welche ihr Wasser zur Stadt führte; auch bewässerte sie früher einige unbedeutende Gärten im Süden der Stadt, welche seit der französischen Besitznahme verschwunden sind.

Betritt man von da aus die Stadt wieder, so mag man dem, zwischen dem arabischen Büreau und der Südmauer belegenen Quartier einen Besuch abstatten, um die dort befindliche, als „la maison romaine“ bekannte Tempelruine kennen zu lernen. Die sehr sorgfältig behauenen, durchaus gleichartigen Werkstücke und die erhaltenen Mauerreste lassen sofort erkennen, daß man es mit einem Gebäude aus der guten Kaiserzeit zu thun hat. Hier und da zeigt sich noch ein feines Gesimsstück; aber leider sind an die antiken Reste elende arabische Hütten angebaut, welche nur schwer zu betreten sind, und der alte Fußboden ist hoch mit dem Schutte und Abfalle vieler Generationen bedeckt.

Dschemâa des Sidi Mohammed Scherif.

Die Reste des Forum sollen noch bei Ankunft der ersten französischen Kolonnen sichtbar gewesen sein; heute aber ist jede Spur davon verschwunden, und eine mit Bäumen bepflanzte Esplanade nimmt seine Stelle ein. Als man den Boden ebnete und für die Anpflanzungen herrichtete, fand man, wie überall in der Stadt, Architekturstücke, Trümmer von Bildsäulen, marmorne Kapitäle und eine Inschrift aus Hadrian's Zeit. Ob für die Vertheidigung des Platzes diese Zerstörung der Ruinen wohl unumgänglich nöthig gewesen ist?

Die Moschee der Stadt liegt rechts von dem Wege, der zum Triumphbogen des Caracalla führt; sie bietet nichts Bemerkenswerthes, nicht einmal, wie andere Moscheen im südlichen Algerien, interessante Geräthe. Die Säulen, welche das Gewölbe tragen, rühren wie die Kapitäle von antiken Gebäuden her, sind aber im Laufe der Jahrhunderte so oft und dick mit Kalk übertüncht worden, daß sich jetzt

weder die Details der Arbeit, noch selbst das Material, aus dem sie bestehen, erkennen lassen. Unter der Vorhalle und außen vor den Fenstern liegen kleine glatte Kiesel, deren Oberfläche durch beständiges Reiben ganz polirt ist: damit reiben sich die Gläubigen während des Rhamadan Stirn und Hände, um so die vorgeschriebene Waschung zu ersetzen. Wasser vermeiden sie, damit nicht zufällig ein Tropfen davon über ihre Lippen kommt und sie dergestalt die Fasten brechen.

Hinter der Moschee wohnen die Färber, deren Häuser leicht an den, an der Mauer hängenden langen Bündeln weißer und rother Wolle und an den Haufen der zum Färben benutzten Granatbaumrinde vor den Thüren zu erkennen sind. Dadurch kommt etwas Farbe in die sonstige Monotonie der arabischen Stadt, deren Häuser alle nach demselben Plane als viereckige Kasten gebaut, mit weißem Kalke getüncht und mit nur einer, hermetisch verschlossen gehaltenen Thüre versehen sind.

Einige Schritte jenseits der Moschee liegt der Triumphbogen aus Caracalla's Zeit, welchen die Araber Bab-el-Kedima (das alte Thor) nennen; dort hindurch führte die große Straße nach Karthago. Vorher sieht man zur Linken antike Säulen, um die sich wilder Wein rankt; aus dem nächsten Hause tönen Kinderstimmen hervor, die im Chore einen Koranvers hersagen: es ist die arabische Schule des Marabut Sidi-ben-Saïd, welche im Sommer im Freien abgehalten wird. Dann hocken die kleinen Wesen, den Kopf mit der Kapuze bedeckt, eine Tafel auf den Knien, im Schatten der Mauer und, sobald sie Jemanden die Straße heraufkommen sehen, fangen sie an ihre Stimmen zu erheben und ihren Vers aus Leibeskräften zu schreien, ein Getöse, an welchem nur ihr Lehrer Vergnügen zu finden scheint. Im Inneren dieser Schule haben sich neben einem Brunnen zwei Inschriften aus christlicher Zeit erhalten. Auch in der auf demselben Terrain erbauten französischen Schule sind Reste römischen Mauerwerkes verbaut, welche von den Nebengebäuden des sogenannten Minervatempels herrühren.

Der sogenannte Minervatempel von der Seite gesehen.

Derselbe gehört zu den besterhaltenen römischen Denkmälern in Afrika; er zählt auch, wie es scheint, zu den „monuments historiques“, aber die mit der Erhaltung derselben betraute gelehrte Kommission hat bis jetzt für dieselbe nur eine rein platonische Liebe bewiesen. (Dies konnte M. Héron de Villefosse, dem wir folgen, im Jahre 1880 mit vollem Rechte sagen; jetzt, 1883, hat jene Kommission endlich Mittel für ihre Aufgabe angewiesen erhalten und scheint derselben auch gerecht werden zu wollen. Aber hätten nicht einzelne Officiere auf eigene Hand etwas für die Monumente gethan, so stände es mit denselben heute noch weit schlimmer. Tebessa hat es in dieser Hinsicht stets gut getroffen.)

Als die Franzosen die Stadt besetzten, fanden sie in dem Tempel mehrere arabische Familien wohnend. Acht grob gemauerte Pfeiler im Inneren führten zuerst auf die Vermuthung, daß die Cella in drei Schiffe getheilt sei; bald aber zeigte sich, daß dieselben von den Arabern hinzugefügt, ganz unregelmäßig vertheilt waren und einzustürzen drohten. Sie wurden also fortgeräumt, und der Tempel zur Aufnahme des Genie-Büreaus hergerichtet. Als letzteres in den „Annex“ verlegt wurde, sank der Tempel zu einer Weinkneipe herunter, wurde dann Gefängniß, schließlich bis 1873 katholische Kirche. Auf dem Dache erhob sich eine jener kleinen runden weißen Kuppeln, wie man sie auf den arabischen Moscheen und Heiligengräbern sieht — eine merkwürdige Zusammenstellung! Eines Tages nach Beendigung des Gottesdienstes stürzte diese Kuppel zusammen — das beste, was sie thun konnte, da Niemand dabei zu Schaden kam. Seitdem wird die Messe bis zur Vollendung der 1880 im Bau begriffenen Kirche in einem Zimmer des Presbyteriums abgehalten. Schon 1857 war das den Zugang zum Tempel versperrende Gemäuer abgebrochen worden, und jetzt steht er frei auf einem kleinen Platze, so daß man ihn von allen Seiten bequem betrachten kann. Sein Fußboden, zu dem man auf 20 Stufen emporsteigt, liegt 4 m über dem natürlichen Boden; das Heiligthum selbst ist durch eine 24 cm dicke Mauer, durch welche die Eingangsthür führt, vom Pronaos getrennt. Ausgrabungen im Inneren waren fruchtlos; vom alten Fußboden hat sich keine Spur gefunden, da derselbe wahrscheinlich durch die verschiedenen Generationen, die da drinnen Zu-

Araberinnen aus dem Bezirke von Tebessa.

flucht gesucht haben, zerstört worden ist. Unter dem Fußboden befanden sich drei querlaufende Wölbungen von 3,5 m Höhe, welche bei ihrer Entdeckung zum Theil eingestürzt waren und jetzt ganz ausgefüllt sind. Doch sagt Oberst Moll, der dies festgestellt hat, nicht, ob dieselben unter einander zusammenhingen oder wie sie zugänglich waren, so daß es unmöglich ist, über die Bestimmung dieser Art von Krypta irgend welche Vermuthungen zu äußern.

Die Vorderseite schmücken sechs große Säulen (vier in der Front) aus je einem Stücke weißen blaugeaderten Marmors von 6,4 m Höhe, welche korinthische Säulen mit sorgfältig gearbeiteten Voluten, aber nicht gerade aus der besten Zeit, tragen. Die Verhältnisse sind durchaus harmonisch; aber wie hat der Zahn der Zeit an ihnen genagt! Wie vielfach ist schon die gerade Linie verloren gegangen! Mit eisernen Bändern und Klammern hat man so gut als möglich zu helfen gesucht, aber nur traurige Erfolge damit erzielt. Aber wenn irgendwo, so ist hier rasche Hilfe dringend nothwendig; denn wenn die Säulen stürzen, so reißen sie das halbe Gebäude mit hinab.

Man hat den Tempel von Tebessa öfters mit dem „maison carrée" in Nîmes verglichen; aber ersterer besitzt nichts von der Grazie, Feinheit und Vornehmheit des letztern, welcher um mehr als zwei Jahrhunderte älter ist. de Villefosse setzt nämlich den sogenannten Minervatempel von Tebessa, von dem übrigens durchaus nicht zu bestimmen ist,

Der unter Caracalla erbaute Triumphbogen, von der Stadtseite aus gesehen. (Nach einer Photographie.)

welcher Gottheit er geweiht war, in das dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Ungewöhnlich ist die Anordnung der Façade. Das Dach ist flach und folglich ist kein Giebel vorhanden, sondern nur eine Attika, welche das Gebäude auf allen vier Seiten krönt. An der Vorderseite ist dieselbe ohne jede Verzierung; wahrscheinlich war sie dort einst mit Marmorplatten bedeckt, welche eine Inschrift aus Bronzebuchstaben trug, welche die Habsucht der Barbaren gereizt hat. Die Cella ist auf beiden Seiten und hinten vollständig durch Mauern geschlossen, welche durch vorspringende Pilaster mit korinthischen Kapitälen und ohne Kannelüren unterbrochen werden; über diesen und den Säulen liegt ein mit Skulpturen geschmückter Architrav, dessen Motiv auf den Längsseiten fünf- und auf den Schmalseiten dreimal wiederkehrt: ein von vorn gesehener Adler mit ausgebreiteten Flügeln, dessen Fänge auf zwei Schlangen ruhen, deren Köpfe bis an den, aus Eierstäben gebildeten Rahmen des Ganzen reichen. Weinreben schlingen sich durch die Windungen der Schlangenleiber. Zwischen diesen Tafeln sind über den Säulen und Pilastern kleinere eingefügt, auf welchen mit Binden gezierte Ochsenschädel zu sehen sind. Die Attika, 1 m hoch, ist ebenso getheilt wie der Architrav; aber ihre Felder sind nicht so durchweg gleichartig. Den Ochsenschädeln entsprechen theils Trophäen, theils Kriegergestalten, unter denen sich auch Herkules mit der Keule befindet, während auf den größeren Tafeln theils Guirlanden mit tragischen und komischen Masken, theils Füllhörner dargestellt sind.

Wie Oberst Moll nachgewiesen hat, war der Tempel einst von einer Säulenhalle umgeben, welche in der einen Richtung 16 m und in der anderen 24 m von ihm entfernt war. Die Hauptfaçade dieser Einfassung war damals noch in einer Länge von 8 bis 10 m erhalten. Begreiflicher

Der unter Caracalla erbaute Triumphbogen, von außen gesehen.

Weise muß das Denkmal in dieser Einfassung einen viel bedeutenderen Eindruck hervorgebracht haben, als jetzt in seiner Isolirung.

Nicht minder interessant und bedeutend, als dieser Tempel, ist der nahe Triumphbogen, welchen Solomon, der schon erwähnte byzantinische Feldherr, dadurch, daß er ihn barbarischer Weise zu einer Bastion seiner Umfassungsmauer machte, der Nachwelt gerettet hat. Derselbe ist aus einem sehr weißen und feinkörnigen Kalkstein erbaut, der für den beabsichtigten reichen Skulpturenschmuck sehr gut gewählt war. Marmor ist bei der Ausstattung nicht verwendet. Die der Stadt zugekehrte Seite liegt in gleicher Linie mit der byzantinischen Mauer, während er mit der anderen wie ein großer Festungsthurm nach außen vorspringt. Sein Grundriß ist genau quadratisch und seine Façaden symmetrisch; ein Gegenstück hat er unter den antiken Triumphbogen nur in dem Janusbogen in Rom, welchen er indessen an Reichthum und Zierlichkeit weit übertrifft. Aus seiner Anordnung ergiebt sich, daß er einst frei und isolirt auf einem öffentlichen Platze stand. Jede der 10,94 m langen Seiten ist mit vier korinthischen Säulen geschmückt, je zwei zu beiden Seiten der Thorwölbung. Dieselben stehen auf rechtwinklig vorspringenden Basen und tragen ein gleichfalls vorspringendes Sims; jeder Säule aber entspricht in der dahinter liegenden Wand ein wenig daraus hervortretender gleich hoher Pilaster. Der untere Theil der Wölbungen war kassettirt und mit fein gearbeiteten offenen Rosen geschmückt, hat aber nichts davon bewahrt; doch kehren sie zwischen den Pilastern und Säulen und in den Zwischenräumen zwischen den Sparrenköpfen wieder und haben sich an der Westseite besonders gut erhalten. Dort findet sich auch, von zwei großen Palmblättern eingefaßt, ein merkwürdiger Kopf, dessen Haare aus Krabben- oder Hummerscheeren und dessen Bart aus Blättern von Wasserpflanzen bestehen, und die best erhaltenen Reste des kleinen Frieses über den Thorbogen. Zwischen Fries und Thorwölbung aber befindet sich je ein großes Medaillon mit einer Büste in Relief, alle verstümmelt mit Ausnahme derjenigen an der Westseite, welche eine Frau mit Mauerkrone, die Personifikation der alten Stadt oder die Schutzgöttin von Theveste darstellt. Darunter ist ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln, in den Krallen den Blitz, angebracht, der das Medaillon gleichsam trägt.

Jede der vier Seiten zeigte früher eine Inschrift; diejenige der Nordseite ist vollständig verschwunden, während die übrigen noch an Ort und Stelle sich befinden, aber zum Theil zerstört sind. Die der Stadt zugekehrte hat besonders schwer gelitten, läßt sich aber mit Gewißheit ergänzen; sie enthält Namen und Titel des Kaisers Caracalla, und aus den angegebenen chronologischen Daten folgt, daß der Bogen ihm zu Ehren im Jahre 214 errichtet worden ist. Die beiden anderen sind seiner Mutter Julia Domna und seinem verstorbenen Vater Septimius Severus gewidmet. Ueber denselben springt ein mit Skulpturen geschmücktes Gesims vor und darüber erhebt sich eine kleine, sehr einfache Attika, welche einer kleinen von vier Säulen getragenen Halle, die zur Aufnahme der kaiserlichen Bildsäule bestimmt war, als Basis diente.

Während der dreizehn Jahrhunderte seiner Vermauerung, von der Zeit Solomon's, der ihn in seine Ringmauer einfügte, bis zu dem Beginne der französischen Herrschaft, bildete das Innere des Triumphbogens ein großes Zimmer, welches als Wachlokal für die Besatzung diente; noch heutigen Tages ist es von dem Rauche der Feuer geschwärzt, an denen sich die türkischen Kriegsknechte zur Winterszeit wärmten. Unter der dicken Rußschicht hat sich eine lange Inschrift in kleinen Buchstaben erhalten, ein Auszug aus dem Testamente des Caius Cornelius Egrilianus, Präfekten der vierzehnten Legion, wohl eines Sohnes der Stadt Theveste, der darin seinen Bruder Fortunatus und seine Schwester Quinta zu Erben einsetzt, sie aber zur Erbauung des Triumphbogens und zu noch anderen großartigen Schenkungen an die Stadt verpflichtet.

Alter Bettler in Tebessa. (Nach einer Photographie.)

Der einzige Posten, welcher heute an diesem merkwürdigen Stadtthore aufzieht, ist ein mißgestalteter arabischer Bettler, in Lumpen gehüllt und von Ungeziefer wimmelnd. Ohne je zu ermüden, erfüllt er die Luft mit seinem einförmigen Geschrei, das wie eine Todtenklage klingt, und in dem unaufhörlich der Name Allahs vorkommt. Die Einwohner der Stadt halten ihn für verrückt; sie helfen ihm weiter nicht, aber halten ihn in hoher Achtung; wollte ihm jemand Böses zufügen, so wäre er und die Seinen von Gott verflucht. Bei seinem Tode wird man ihm ein prachtvolles Leichenbegängniß veranstalten, und er wird unter die Zahl der verehrtesten Marabuts aufgenommen werden; alle werden sich nach der Gunst, seinen Körper zu berühren, und der Ehre, zur Errichtung seines Grabmals beizusteuern, drängen. Dann wird seine Leiche in seidenweiche Stoffe gehüllt werden, während er heute kaum seine Blöße bedecken kann; seine Nahrung sucht er jetzt in dem Schmutze des Baches oder er sammelt die auf der Straße verlorenen Gerstenkörner. Héron de Villefosse hat in Tebessa einem fürstlichen Begräbnisse beigewohnt, welches die Einwohner einem andern, noch viel abstoßenderen Bettler, der ihre Zuneigung

durchaus nicht verdiente, bereiteten. Es war ein alter Trunkenbold, dem der Absinth das Gehirn verdreht hatte; bei den Turkos hatte er diese echt französische Gewohnheit angenommen. In Tebessa hieß er Napoleinn, weil er diesen Namen, den er in komischer Weise aussprach, beständig auf dem Platze laut rief, um die Vorübergehenden dadurch an ein Almosen zu mahnen. Sein Burnus war dermaßen geflickt, daß von dem ursprünglichen Zeug kein Fetzen mehr übrig geblieben und die Grundfarbe nicht zu erkennen war; das kostbare Gewand ist als Reliquie aufbewahrt worden und er selbst wurde, als er seine schöne Seele ausgehaucht hatte, kanonisirt.

Ein Streifzug ins Baskenland.

Von **W. Kobelt.**

II.

Die Muschel von Orduña.

Wenn auch die Eiche von Guernica der politische Mittelpunkt des Baskenlandes war, so war Guernica doch kein fester Platz, sondern, wie heute noch, eine Ansammlung von einigen Häusern um eine uralte Kirche. Feste Städte gab es im Baskenlande nur wenige und eine der bedeutendsten darunter war Orduña, der Schlüssel des Nerviontthales. Seine Lage haben wir schon oben geschildert. Von dieser Seite her standen einem Heere, das vom Ebrothale kam, keinerlei ernstliche Schwierigkeiten im Weg; war das Defilé von Pobes einmal passirt, so konnte an einen erfolgreichen Widerstand bis zur Wasserscheide hin nicht mehr gedacht werden. Wie ein verheerender Waldstrom konnten sich Saracenen wie Castilianer in das Thal hinab ergießen, ehe die Basken gesammelt waren. Darum wurde schon früh die Stadt auf dem kleinen Hügel in dem Kesselthale des oberen Nervion erbaut und mit festen Mauern umgeben, und an ihr brach sich mancher feindliche Ansturm; ehe die trotzigen Vertheidiger hinter den Mauern überwältigt waren, hatten Feuerzeichen auf dem Peñon d'Orduña in ganz Biscaya den feindlichen Einfall verkündet, die Sturmglocken ertönten und von allen Seiten stürmten die Somaten (Landsturm) gewaffnet heran, die Pässe vor und hinter der Feste besetzend. Dann hieß es bei den Eindringlingen sich rasch rückwärts concentriren und manche Truppe, die den Rand der Hochebene nicht mehr zeitig erreichen konnte, sah sich in dem Kesselthale gefangen, wie die Maus in der Falle. Noch im letzten Karlistenkriege wäre es beinahe den Regierungstruppen ähnlich gegangen, aber die dünne Ringmauer konnte doch den modernen Zerstörungswerkzeugen nicht widerstehen, das Städtchen wurde erobert und die Entsatztruppen erlitten eine schwere Niederlage.

Heute ist Orduña der Typus eines baskischen Landstädtchens; seine Umgebung hat keinen Eisenstein und die Industrie hat sich lieber näher dem Meere angesiedelt. Früher, als noch aller Verkehr zwischen Bilbao und dem Innenlande auf der Straße vermittelt wurde, welche durch Orduña führt, mag es wohl lebendig genug dort hergegangen sein, heute, wo alles mit der Eisenbahn rasch vorübergeht, ist es gar stille geworden und auf der Plaza wächst Gras zwischen den Steinen. Nur die wunderbare Lage ist geblieben und die fruchtbare Umgegend, und auf den Ackerbau und die Viehzucht ausschließlich ist heute der bescheidene Wohlstand des Ortes gegründet. Auf bessere Zeiten deutet die Plaza, von Säulenhallen umgeben, zwischen denen radiär zehn enge, aber leidlich saubere Straßen münden, welche das ganze Städtchen bilden. Die eine Seite des Platzes nimmt ein Kloster ein, jetzt als Kaserne dienend für die spanische Garnison, welche diesen Theil des Baskenlandes bewacht; es liegt ein ganzes Regiment hier, ein Beweis, welche Wichtigkeit die Regierung heute noch dem kleinen Städtchen beilegt. Rechtwinklig zum Kloster steht die Kirche, nach der Plaza zu ebenfalls auf Arkaden ruhend, deren Bögen dieselben schönen Verhältnisse zeigen, wie die des Klosters. Ein Thurm ist nicht vorhanden, die Façade ist, wie man in Spanien oft sieht, über das Dach hinaufgebaut und wird von einigen Bogenfenstern durchbrochen, in welchen die Glocken frei hängen. Die beiden anderen Seiten des Marktplatzes zeigen in ihren Arkaden weniger reinen Stil; sie scheinen nach einer Zerstörung rasch wieder aufgebaut worden zu sein; in einer Ecke sind sie durch einen Holzbau ersetzt, eine Erinnerung an den letzten Krieg. In der einen Ecke spendet ein Rohrbrunnen herrliches Wasser, welches durch eine Leitung von den Bergen herbeigeführt wird; in großen Kupfergefäßen tragen es die Frauen und Mädchen auf dem Kopfe nach Hause, oft prächtige Bilder für einen Maler abgebend. Sie lassen hier das Haar nicht in langen Zöpfen herabhängen, wie um Bilbao, sondern winden es auf; ältere Frauen verhüllen es mit einem Tuche und stecken bei festlichen Gelegenheiten und beim Kirchgang die spanische Mantilla darüber.

Von allen Städten und Städtchen Spaniens ist Orduña zweifellos die musikliebendste. Der Mai war doch längst vorüber und trotzdem hörte man

„weit und breit die Menschheit
wie im Taglohn musiciren.“

Unserm Hotel gegenüber, das trotz seiner billigen Preise sehr gut und sauber war, arbeiteten fast in jedem Hause verstimmte Klaviere, dazu kamen in der nächsten Nachbarschaft zwei Geigen und eine Flöte; über den Gesang in jedem Hause wäre Hidigeigei sicher aus der Haut gefahren, und zum Ueberfluß zog noch ein blinder Bettler durch die Straße, schellte an jedem Hause eine Zeit lang und sang eine endlos lange Litanei herunter. Zweimal am Tage aber spielte auf der Plaza die wirklich gute Regimentsmusik und dann strömte, was von den Bewohnern Orduñas abkommen konnte, sicher dort zusammen. Tanzen, wie in Bilbao, habe ich dort aber nicht gesehen.

Außer seinem Musikreichthum bietet Orduña nichts Interessantes, um so mehr aber seine Umgebung. Die Conca d'Orduña ist ein prächtiges Beispiel jener Cirkusthäler, wie man sie in den Pyrenäen auch mehrfach findet, wie sie aber in anderen Gegenden zu den Selten-

heiten gehören. In die Hochebene, deren Durchschnittserhebung 2200′ bis 2300′ betragen mag, ist eine fast kreisrunde Fläche eingesenkt, ganz unvermittelt, als sei hier eine gigantische Höhlenwölbung eingestürzt. Von der ebenen Bodenfläche steigen ringsum bewachsene Schutthalden fast bis zur Höhe des Randes hinauf, aber oben sind sie von Felsenzinnen gekrönt, welche senkrecht und unersteiglich mehrere hundert Fuß emporragen. Selbst dem Basken, der wie eine Gemse klettert, ist es nur an wenigen Punkten möglich, die Zinnen zu ersteigen; eine einzige Straße windet sich in unzähligen Serpentinen an dem Schuttkegel des dem Eingang gegenüberliegenden Berges empor und erreicht endlich mit Hilfe von Strebemauern und Felssprengungen die Höhe; die Länge der Steigung beträgt 8 Kilometer. Der Reisende, welcher früher von Kastilien her kam, wurde hier durch eine Aussicht überrascht, die ihres Gleichen sucht. Man kommt über eine mit kurzem Gras bewachsene Viehtrift, auf der man weit und breit keine Spur von Menschenleben und Menschentreiben gewahrt; hohe Steinsäulen stehen längs der Straße in gemessenen Abständen, bei tiefem Schnee dem Wanderer die Richtung anzeigend; kein Wald, nur hier und da ein verkümmerter Busch. Da biegt die Straße um eine Ecke und wie eine Reliefkarte liegt auf einmal Biscaya zu den Füßen, lauter grüne Hügel mit noch grüneren Thälern dazwischen, mit einzelnen Häusern und kleinen Dörfern übersät, und dahinter in dämmernder Ferne das Meer. Gerade zu den Füßen aber lacht die prangende Muschel von Orduña mit ihren lichten Häusern und ihrem tiefen Grün. Ich wurde lebhaft an den Blick erinnert, den man hat, wenn man von Partinico kommend sich durch die öden kahlen Felsberge Siciliens windet und dann auf einmal auf den Kamm über Monreale gelangt und die Ebene von Palermo, die ja auch eine „Conca" genannt wird, unter sich sieht mit ihren dunklen Orangenwäldern und den weiß leuchtenden Häusern, den hellgrauen Kalkfelsen und dem tiefblauen Meer. Orangen gedeihen bei Orduña freilich nicht oder nur vereinzelt an geschützten Plätzen, auch der Oelbaum fehlt, die Thalfläche ist fast ausschließlich mit der Lieblingsbrotfrucht des Basken, mit Mais, bepflanzt. Im Thale sind ausgedehnte Felder, nach unserer Sitte mit dem Pflug bestellt, welcher von Stieren gezogen wird, deren Joche, wie bei denen in Bilbao, mit Schaffellen umwickelt sind. An den Abhängen aber können wir die nationale Art des Ackerbaues beobachten, eine Art Spatenkultur, die viele Arbeit macht, aber auch gute Ernten liefert. Nur braucht der Baske nicht unsern breiten schaufelförmigen Spaten, sondern ein höchst eigenthümliches Instrument, die Laya, eine Gabel mit zwei breiten spatelförmigen Zinken, oder wenn man so will, ein Karst, dessen Blätter aber nicht hakenförmig gebogen sind. Der Baske führt gewöhnlich in jeder Hand ein solches Instrument, beim Einstoßen hilft er mit dem Fuße der entsprechenden Seite nach. In den Feldern sah man kein Unkraut; die Maisstauden standen ziemlich weitläufig und zwischen ihnen waren, um den Boden gründlich auszunutzen, Bohnen, anscheinend unsere Buschbohne, gepflanzt; die Einführung dieses Verfahrens würde vielleicht auch bei uns lohnen.

Der Ackerbau steigt an den steilen Hängen nicht allzuhoch empor; auf die Felder folgt eine Waldzone, in welcher die Buche dominirt, dann kommen Weiden, mit langem üppigem Gras bewachsen, welche große Viehherden ernähren könnten, aber nur sehr mangelhaft ausgenutzt werden. An Heubereitung und Stallfütterung scheint man hier noch wenig zu denken; ist das Gras dem Vieh zu hart geworden, so läßt man es auf dem Stengel verdorren und zündet es im Hochsommer an. Gerade zur Zeit unserer Anwesenheit brannte die eine ganze Thalseite mehrere Tage lang; man konnte von unten aus das Fortschreiten des Brandes ganz genau beobachten und hörte das Knistern der brennenden Grashalme deutlich. Gewöhnlich wird aber den Grasbränden bald ein Ziel gesetzt, denn der hohe Kamm des Peñon d'Orduña hat, wie der Fels von Gibraltar, die Eigenthümlichkeit, die vom Nordwind herbeigeführten Wasserdämpfe zu verdichten und ist sehr häufig beim schönsten Wetter in dichte nässende Nebelwolken gehüllt. Dank ihnen entsproßt dem abgesengten Boden bald wieder frisches Gras und bietet dem Vieh eine ausgezeichnete Herbstweide. Nur der Wald, ohnehin schon der Beschädigung durch das frei weidende Vieh ausgesetzt, leidet unter dem Feuer und verliert stetig an Terrain; der Baske scheint ihn zwar nicht geradezu zu devastiren, wie der Provençale und der Andalusier, aber von einer vernünftigen Forstkultur ist er noch immer weit entfernt. Nur in unmittelbarer Nähe der Dörfer sahen wir einige gut gehaltene Wälder; sie waren eingehegt und offenbar Privateigenthum. Sonst herrscht überall eine regellose Plänterwirthschaft, man haut immer die schönsten Bäume heraus und das liebe Vieh sorgt dann schon dafür, daß kein Nachwuchs aufkommt. Im Grase blühte überall eine schöne Liliacee, unserem Türkenbund (Lilium martagon) sehr ähnlich; auch unser Federröschen duftete am Fuße der Felsen und die Blätter der freilich längst verblühten Paeonie fand ich sehr häufig.

Wer Orduña besuchen will, sollte das im Frühjahr oder Vorsommer thun, wenn die Bergbäche noch Wasser genug haben. Dann stürzen überall über den Felsenrand größere und kleinere Kaskaden, zum Theil sogar prächtige Wasserfälle, wie namentlich der des Nervion im Hintergrunde des Seitenkessels von Delicias. Die Stelle ist aber auch im Hochsommer eines Besuches werth und von Orduña aus in einer guten Stunde zu erreichen. Delicias selbst ist ein echtes Baskendorf, zu beiden Seiten des Nervion gelegen, der hier zu einem kleinen Forellenbach geworden ist und von üppig grünen Bäumen dicht beschattet wird. Eine mächtige Quelle dicht hinter dem Dorfe liefert ihm seine Hauptwassermenge; weiter aufwärts ist er nur noch eine Reihe von Lachen, aber die tief ausgehöhlten Ufer beweisen, wie er im Frühjahr sein mag. Stellenweise sind im Felsgestein förmliche Gallerien ausgewaschen, in denen das Vieh Schutz gegen die brennende Sonne findet. Man kann es hier ganz sich selbst überlassen, denn der Eingang des Kessels wird durch das Dorf gesperrt und sonst erheben sich ringsum senkrecht und mehrere Hundert Fuß hoch die Felsenwände. Ganz im Hintergrunde ist die Stelle, wo zur Zeit der Winterregen und der Schneeschmelze der Nervion 220 Fuß hoch herunterstürzt; bei meinem Besuche war er leider vollkommen ausgetrocknet und nur eine schwache Quelle sickerte am Fuße der Felsenwand hervor.

Eine ganz ähnliche Kesselbildung findet sich auf der linken Thalseite hinter dem Dorfe Tortanga; dort hat sich aber ein mächtiger Felsen von dem Berge losgelöst, der vom Thaleingange aus vollkommen einer Mönchsfigur gleicht und darum el Fraile genannt wird. Ob sich an ihn eine Sage knüpft, wie an so manche ähnliche Bildung in anderen Ländern, konnte ich nicht erfahren; die Basken sind nicht allzu mittheilsam gegen Fremde und wer von ihnen Erkundigungen einziehen will, muß länger unter ihnen wohnen und sich vor Allem Empfehlungen an die Pfarrer verschaffen. Für diese ist das Baskenland in vieler Beziehung noch ein gelobtes Land, ihr Einfluß in geistlichen wie in weltlichen Dingen unbegrenzt, aber nur

dann, wenn der Priester selbst ein Baske ist und in nationalem Sinne handelt. Roms Einfluß auf die baskische Geistlichkeit ist darum in einem gewissen Sinne immer ein beschränkter gewesen und die Curie war klug genug, den baskischen Volksgeist zu achten. Erst die neuere Zeit hat die Errichtung von Bisthümern gebracht; bis dahin hatte jede Gemeinde ihren selbst gewählten Pfarrer und die Kirchenverfassung war eben so republikanisch, wie die politische. Ob der neuernannte Bischof an seinen Untergebenen trotz deren unbestreitbaren Rechtgläubigkeit Freude erleben wird?

Seltsamer Weise haben die Basken, sonst ihrem Heimathboden so unbedingt anhänglich, in neuester Zeit angefangen, in großen Mengen nach Südamerika auszuwandern. In Uruguay und Argentinien sind fast alle Kleinhändler Basken; aber sie halten dort zäh fest an Sprache und Sitte, tanzen den Zorzico und spielen Ball, und arbeiten und sparen, bis sie genug Geld für ihre bescheidenen Ansprüche zusammen haben; dann übergeben sie ihr Geschäft einem Landsmann und gehen zurück in ihr liebes Euscaleria, um dort den Rest ihres Lebens im Schatten der Kastanien und Nußbäume zu verleben. Die Zahl der südamerikanischen Basken wird auf ca. 40 000 angegeben, ein nicht unbedeutender Bruchtheil der gesammten Nation, welche an beiden Seiten der Pyrenäen kaum über 900 000 Seelen zählt.

Das Baskenland ist leider noch zu selten das Ziel deutscher Touristen, obwohl es mit seinen für Spanien ausgezeichneten Straßen und Kommunikationen, seinen selbst in den kleinsten Dörfern sauberen und meist auch guten Wirthshäusern und billigen Preisen sehr zu empfehlen ist als eines der wenigen Länder Europas, in denen man noch eigenthümliches Volksleben beobachten kann. Aber auch seine landschaftlichen Reize, die grünen Berge und das überall nahe Meer, machen einen Ausflug dahin sehr lohnend, und dazu kommt, daß man einen solchen auch in den Ferienmonaten, im August und September, machen kann, wo Reisen in den Süden nicht räthlich sind. Die Engländer wissen Nordspanien besser zu schätzen; jeder Dampfer bringt im Sommer zahlreiche Passagiere, die den Forellen in den klaren Bergbächen nachstellen oder der Jagd nachgehen, letzteres freilich meist erfolglos, denn der Baske ist selbst ein eifriger Jäger und hat dafür gesorgt, daß Wild nicht mehr allzuhäufig ist. Die Hauptpunkte sind zur See von Bordeaux und Bayonne aus bequem zu erreichen; wer die Seefahrt scheut, kann mit der Bahn bis San Sebastian und dann zu Fuß oder mit der Diligence der Küste entlang gehen; von Bilbao wie von Santander aus führen ihn Bahnen rasch zur Hauptbahn Madrid-Paris zurück, und so kann man jetzt in vier Wochen ein gutes Theil des Baskenlandes durchstreifen. Vielleicht veranlassen meine Zeilen einen oder den andern Leser des „Globus“ zu einem Ausflug dorthin; er wird seinen Entschluß nicht bereuen.

Die Untersuchung der Oster-Insel durch ein deutsches Kriegsschiff.

Auf Anregung des unermüdlichen Prof. A. Bastian hatte die Kaiserliche Admiralität in sehr dankenswerther Weise dem Kommandanten S. M. Kanonenboot „Hyäne“, Kapitänlieutenant Geiseler, den Auftrag ertheilt, die kleine, einsam im östlichen Stillen Ocean belegene Oster-Insel oder Rapanui mit ihren bekannten Felskolossen näher zu untersuchen. Der Bericht des Herrn Geiseler an den Chef der Admiralität ist soeben unter dem Titel „Die Oster-Insel. Eine Stätte prähistorischer Kultur in der Südsee“ (54 Seiten, 1 Karte und 22 lithographische Tafeln; Preis 2,75 M.), bei E. S. Mittler u. Sohn in Berlin erschienen und bringt eine Menge neuen Materials, von dessen wissenschaftlicher Verwerthung man sich wichtige Ergebnisse für die Vorgeschichte sowohl Polynesiens als auch Amerikas verspricht.

Es ist bei der sehr knappen Darstellungsweise und den massenhaft beigebrachten Fakten nicht gut möglich, von dem Berichte einen zusammenhängenden Auszug zu geben; aber auf einige wichtigere und interessantere Dinge gestatten wir uns im Folgenden hinzuweisen.

Die Oster-Insel oder, wie sie bei den Eingeborenen heißt, Tepíto te Fenúa, zeichnet sich bekanntlich vor allen anderen Inseln Polynesiens durch die zahlreichen theils noch aufrecht stehenden, theils umgefallenen rothen Steinbildsäulen oder Idole aus, welche ihre Sondernamen führen. Das größte derselben, welches indessen nicht vollendet ist, zeigt eine Gesammtlänge von 23 m, wovon 11 m auf den Kopf entfallen, eine Nasenlänge von 3,80 m, eine Gesichtsbreite von 3,40 m und eine Breite über die Brust von 3 m. Ueber die Art und Weise und den Ort der Bearbeitung dieser gewaltigen Monolithe, über ihre Forttransportirung und Aufrichtung ist Herr Kapitänlieutenant Geiseler im Stande, sehr eingehende Mittheilungen zu machen. Die jüngsten derselben wurden nach Angabe der Eingeborenen vor etwa 250 Jahren hergestellt. Es gab in früheren Zeiten eine besondere Klasse unter der Bevölkerung, welche das Handwerk des Idolmachens gewerbsmäßig betrieb und in hohem Ansehen stand, wie etwa die Bootsbauer auf Tonga und Fidschi. Noch heutigen Tages bezeigt man einen gewissen Stolz, wenn man von einem Idolmacher abstammt. Ein Mann soll oft während seiner ganzen Lebenszeit nur ein bis zwei solcher Steinkolosse fertig gebracht haben. Mit der allmählichen Abnahme und dem Verfalle der Bevölkerung stand man von dem Verfertigen der Götzen ab und wandte sich der Herstellung kleinerer Hausgötter von 2 bis 3 Fuß Höhe zu, welche nur aus Kopf und Bauch bestehen und im Allgemeinen roh gearbeitet sind. Noch jetzt ist den älteren Männern der Name jedes der vielen Idole bekannt, und sie bezeigen ihnen, gleichviel ob sie noch stehen oder umgefallen sind, und trotz ihres Christenthums großen Respekt und schreiben ihnen gewisse Eigenschaften und große Macht zu. Auch die umgestürzten gelten noch als lebend und nur die geborstenen als todt und machtlos; sie glauben, daß dieselben einst zur Nachtzeit mit einander gekämpft und daß der Stärkere dem Schwächeren den Hals abgehauen habe.

Eine zweite prähistorische Merkwürdigkeit bilden die länglich runden Steinhäuser auf dem Rande des Kraters Rana Káo, welche sich auf der südwestlichsten Spitze der Insel erheben und rohe Malereien in Erdfarben, Schiffe, Boote und Gottheiten darstellend, enthalten, und die daneben befindlichen Felsen mit Skulpturen, welche sämmtlich

den Gott Máke-Máke darstellen. Ueber den Ursprung und Zweck dieser Häuser wurde Folgendes in Erfahrung gebracht. Ehe das europäische Huhn auf der Insel eingeführt wurde, bildeten die Eier der Seevögel eine sehr gesuchte Speise, zu vielen Zeiten sogar ein Hauptnahrungsmittel; dieselben fanden sich auf der kleinen Insel Motu núi, welche wenige hundert Meter südwestlich vom Krater Rana Káo aus dem Meere sich erhebt. Dieselben sind streng Tabu (das Zeichen dafür ist eine kleine Pyramide von vier Steinen, von denen drei unten und einer, oft weiß angestrichen, oben liegt) und dürfen nur in den Monaten Juli bis September geholt werden; sie repräsentirten zugleich den höchsten Gott der Insulaner, den Máke-Máke, welcher Macht über Alles hat und in Gestalt eines Vogels mit Beinen und Armen oder auch zwei solcher gegenübersitzender Vögel dargestellt wird. In der Zeit vom Juli bis September versammelten sich nun die kräftigsten und gewandtesten Männer am Südwestrande des Kraters, von wo sie die steile etwa 300 bis 400 m hohe Felswand hinabkletterten, die See durchschwammen und die Eier von der genannten Insel wegholten. Dieser fortwährende Aufenthalt auf der hohen, äußerst luftigen und rauhen Kraterwand erforderte natürlich einen Schutz gegen die Unbilden der Witterung, und zu diesem Zwecke wurden die Steinhäuser errichtet, langgestreckte ovale Bauten aus roh auf einander gelegten Steinen, mit einer Decke aus übergelegten Platten und zwei niedrigen, engen und langen Eingängen nach der Seeseite zu. Sie dienten zum Aufenthalt während der großen Tageshitze und der Nachtzeit. Feuerstellen wurden im Inneren nie bemerkt; dieselben befinden sich stets vor dem Hause. Die engen Eingänge dienten zum Schutze; denn bei der früheren Kampfbegier der Eingeborenen kam es häufig zwischen den mehr oder minder glücklichen Schwimmern zu Kämpfen. Zur Vertheidigung in solchen Fällen hatte man sogar eine eigene Keule in Form eines Aales, vorn mit gespaltenem Munde, welche bei der Annäherung des Feindes schnell zum Eingange hinausgestoßen wurde. Ueber die Zeit der Errichtung dieser Steinhäuser konnte man nichts Bestimmtes erfahren; sie sollen jedoch noch nicht so alt sein wie die Steinidole.

Diesen durch 21 Tafeln erläuterten prähistorischen Mittheilungen folgen ausführliche von ethnographischem Charakter.

Die Bevölkerung der Insel ist von über 3000 noch im Jahre 1860 auf 150 (67 Männer, 39 Frauen und 44 Kinder in zwei Dörfern) herabgesunken; noch 1870 betrug sie das Sechsfache. Jesuiten und Plantagenbesitzer haben einen großen Theil fortgeführt, und 1870 half eine Epidemie ihre Anzahl weiter zu vermindern. Der Rest wird voraussichtlich binnen Kurzem das Schicksal der Vorangegangenen theilen. Erstaunlich ist die Veränderung, welche der Verkehr der Eingeborenen mit den wenigen Europäern in kurzer Zeit hervorgerufen hat. Statt ursprünglicher Sitten, Trachten und Gebräuchen trifft man Leute, die sicher und gewandt auftreten, große Schlauheit zeigen, sich über nichts mehr wundern, den Werth des Geldes und der Kleidung genau kennen und hinterher lachen, wenn sie glauben, den Europäer irgend wie übervortheilt zu haben. Alles zeigt eine Auflösung, wie sie von einem zweiten Volksstamme in der ganzen Südsee kaum nachzuweisen ist. Von der Macht und dem Ansehen der Häuptlinge ist nichts mehr übrig geblieben, Jeder ist sein eigener Herr und sucht sich sein Recht selbst. Einst, als die Steinidole errichtet und verehrt wurden, soll die Insel reich bevölkert und bebaut und in viele Bezirke getheilt gewesen sein; damals wurde auch die Fischerei stark betrieben — während jetzt die Eingeborenen kein einziges Boot mehr besitzen — und zu den Hauptzeiten des Jahres und beim Mondwechsel unter großem Zulaufe viele große Feste gefeiert. Dann soll die Zahl der Frauen allmählich abgenommen haben, und zwar zuletzt so stark, daß auf fünf Männer kaum eine Frau gekommen sei, was zur Polyandrie und zu immer weiterer Abnahme der Bevölkerung durch Ueberwiegen der Zahl der Gestorbenen über die der Geborenen geführt habe.

Ein wichtiges Moment in der Ethnologie der Oster-Insulaner ist das Vorkommen einer Art Schriftsprache, wie wir sie von keinem anderen polynesischen Volke kennen. Dieselbe wurde erst 1870 bekannt, als das chilenische Kriegsschiff „O'Higgins“ eine hölzerne Bilder- oder Schrifttafel mitbrachte und eine Kopie derselben in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin veröffentlicht wurde. Kapitänlieutenant Geiseler hat festgestellt, daß diese Schrift nicht, wie man annahm, einem untergegangenen Volke angehört, sondern dem jetzt lebenden und daß sie noch gegenwärtig existirt, wenn sie auch nur wenigen bekannt ist. Große Entdeckungen aber stehen bei der voraussichtlich zu bewerkstelligenden Entzifferung dieser Zeichen, deren sich die früheren Könige und die Häuptlinge bedienten, nicht bevor; sie kamen nur in zwei Fällen in Anwendung, einmal um kurze Nachrichten von Wichtigkeit, die man einem Boten nicht mündlich übertragen wollte, an Häuptlinge anderer Dörfer zu übermitteln, und dann um Geschlechtsregister aufzuzeichnen. Letzterer Art ist die oben erwähnte veröffentlichte Tafel; zwei andere, die einzigen, befinden sich noch auf der Oster-Insel. Zuweilen finden sich auch diese Schriftzeichen auf den sehr seltenen, an beiden Enden mit geschnitzten Gottheiten versehenen hölzernen Brustschildern der alten Könige. Die Tafeln enthalten, wie gesagt, nur Genealogien; für einige der dort verwendeten Zeichen werden schon jetzt die Erklärungen mitgetheilt. So bedeutet die Gestalt des Gottes Máke-Máke eine Geburt, mit darauffolgender Abbildung des weiblichen Geschlechtstheiles eine eheliche Geburt; ein Zeichen, welches einen Menschen mit Seetang in der Hand darstellt, bedeutet die Zeit des Genusses des hier in reicher Menge und in eigenthümlicher Form vorkommenden Seetangs, ein Fisch an der Angel die Zeit des Hauptfischfanges. Eigenthümlich ist die Anordnung der Schrift; sie beginnt unten rechts und geht nach links. Die zweite Zeile beginnt wieder rechts, steht aber auf dem Kopfe, so daß das Brett zuerst umgedreht werden muß, um gelesen werden zu können, und so geht es abwechselnd weiter.

Wir heben ferner an Einzelheiten Folgendes hervor. Gastfreundschaft steht auf sehr niederer Stufe, weil Lebensmittel nur mit Mühe zu beschaffen sind. Blutrache war früher häufiger, kommt aber jetzt selten vor; Diebstahl, unter Eingeborenen sehr selten, gilt Europäern gegenüber fast für ehrenvoll. Die Sittlichkeit ist bei dem Mangel an Frauen eine geringe; öffentliche Mädchen waren sogar sehr angesehen. Trotzdem wurde Ehebruch bestraft. Ehescheidung ist sehr leicht und einfach. Bei Geburten herrscht große Freude. Die Todten läßt man weit ab von den Ansiedelungen unter freiem Himmel verwesen. Kannibalismus, jetzt verschwunden, kam noch innerhalb Menschengedenken vor. Alte und kranke Personen (Hauptleiden sind Asthma und Lungenschwindsucht) werden nicht gut behandelt. Priester und Tempel hat es auf der Oster-Insel nie gegeben. Das fast rauh zu nennende Klima erforderte von jeher eine fast vollständige Bekleidung des Körpers, und zwar früher mit dem Tapa-Zeuge aus dem Baste des Papiermaulbeerbaumes, jetzt mit europäischen Kleidungsstücken; Mützen

und blaue Tuchröcke mit goldenen Knöpfen sind besonders begehrt. Bei religiösen Festen und Tänzen wird besondere Sorgfalt auf den Kopfputz verwendet; früher bediente man sich dabei sehr komplicirter Federmützen und Federkränze; auch bemalte man sich dazu. Tatuirung ist jungen Ursprungs und nicht sehr verbreitet. Hauptwaffe war der Speer mit Obsidianspitze, dann kleine Keulen; zum Fischefangen dienten steinerne Angeln und Netze verschiedener Größe von ausgezeichneter Arbeit. Die Hauptnahrung bildeten früher Fische und süße Kartoffeln; Bananen und Yams sind selten; Hühner und deren Eier giebt es jetzt in solcher Masse, daß man bei einem Ritte über die Insel in Gefahr kommt, binnen kurzer Zeit Dutzende von Hühnernestern mit Eiern zu zertreten; in Folge dessen ist die Fischerei gegen früher sehr zurückgegangen. Sehr beliebt ist der Saft des viel angebauten Zuckerrohres zum Löschen des Durstes; außer diesem und Wasser giebt es kein Getränk, auch kein Erregungsmittel. Hauptinstrument bei der Zubereitung der Speisen und allen übrigen Verrichtungen zum Lebensunterhalte war und ist zum Theil noch heute ein längeres Stück scharfen Obsidians (Lavaglases).

Die Lebensweise der Rapanui-Leute, welche offenbar zum Stamme der Polynesier gehören, ist sehr einfach. Sie arbeiten nur, wenn sie etwas zum Essen brauchen und unterziehen sich selten einer Arbeit für Fremde, wenn sie nicht den Lohn zu irgend einem Zwecke haben müssen. So hat das auf der Insel etablirte Handlungshaus sie nur dadurch zur Verrichtung der nothwendigsten Arbeiten zwingen können, daß sie den Preis aller europäischen Artikel sehr erhöhte. Der tägliche Verdienst, welcher meist sofort baar ausgezahlt werden muß, beträgt 4 Mark; doch erhält der Eingeborene dafür kaum einige Nadeln, nicht einmal ein gewöhnliches baumwollenes Taschentuch. Sie essen zu allen Zeiten und schlafen und stehen auf, wie es ihnen beliebt; in allen Bewegungen sind sie träge und langsam. Befinden sie sich jedoch erst einmal auf einer anderen Insel zur Plantagenarbeit, so werden sie bald tüchtige und fleißige Arbeiter und fühlen sich in ihren neuen Verhältnissen wohl.

Ihr häusliches Leben ist ein friedliches, und alle leben unter der Leitung des Familienoberhauptes sehr gut und zufrieden. Die Frau ist angesehen; denn ihre geringe Zahl macht sie gesucht, und es gilt im Allgemeinen für ein Glück verheirathet zu sein. Die Kinder werden gut und liebevoll behandelt, wenn auch dem Vater die Bestimmung über deren Verheirathung zusteht. Das gesellige Leben zeigt wenig Verschiedenheiten, obgleich sie zu Gesang und Tanz große Neigung zeigen und für jede Gelegenheit schöne dreistimmige Lieder haben. Bei den meist sehr unzüchtigen Tänzen steht man auf dem einen Beine und streckt das andere unter ruckweisen Stößen nach dem Takte des Gesanges von sich. Die Hauptfeste, welche zur Zeit des Reifens der Früchte behufs Verehrung der Götter (das Christenthum hat hier keine tiefe Wurzeln geschlagen) stattfinden, vereinigen die einzelnen Dorfbevölkerungen oder auch die mehrerer Dörfer, und es wechseln dabei nach Beendigung der religiösen Ceremonien öffentliche Tänze und Gesänge, Wettkämpfe und sonstige Belustigungen mit einander ab. Ebenso finden Tänze und Gesänge Abends zur Zeit des Mondwechsels statt und währen oft bis tief in die Nacht.

Ein kurzes Vokabularium der Rapanui-Sprache, einige Gesänge und ein Verzeichniß der gesammelten und angekauften ethnographischen Gegenstände (87 Stück, zum Theil in mehrfachen Exemplaren, darunter sehr seltene und selbst Unica), welche für das Berliner Museum bestimmt sind, machen den Beschluß der inhaltreichen Broschüre. Ergebnisse in Fülle, die in der kurzen Zeit von kaum vier Tagen erreicht wurden. Möge es unserer Marine recht bald wieder vergönnt sein, durch ähnliche Forschungen die Wissenschaft zu fördern!

Sang Djie Djoa, die Procession vor dem beschriebenen Papier.

Wie es in civilisirteren Ländern doch noch Menschen genug giebt, welche ohne jedes Urtheil vor Allem, was gedruckt ist, inkl. der Kolportage-Romane eine tiefe Ehrfurcht besitzen, und man oft genug von Leuten, von denen man ein derartiges Argument kaum erwarten sollte, die Worte hören kann: „Es muß doch so sein; ich habe es gedruckt gelesen“, so erweisen auch die Chinesen allem beschriebenen Papier hohe Ehre. Doch handelt es sich hierbei weniger um den Inhalt; es ist vielmehr diese Achtung nur eine Folge der Erkenntniß des hohen Werthes der Schreibkunst.

Beschriebenes Papier wird von den Chinesen nie weggeworfen, sondern man findet in den Häusern mehrere an den Wänden aufgehängte Körbchen, in denen jedes, auch das kleinste Stückchen beschriebenen Papiers, welches als überflüssig der Vernichtung geweiht werden soll, vorläufig aufbewahrt wird, und manchmal findet man auch an den Straßenecken und in der Nähe der Tempel gemauerte Oefen, an denen geschrieben steht: „Ehrfurcht und Sorge für das beschriebene Papier“. Die Papierstückchen werden verbrannt und einmal im Jahre unter großen Feierlichkeiten ins Meer geworfen. Dieser Gebrauch ist in China allgemein, und wohin die chinesische Auswanderung sich gerichtet hat, überall haben die Söhne des himmlischen Reiches, was ihnen gewiß zur Ehre gereicht, den Sitten und Gewohnheiten der Väter treue Anhänglichkeit bewiesen.

Der Gedankengang, welcher der Schreibkunst ein so hohes Ansehen verschafft hat, ist etwa folgender: Die von Kaiser Hok-Hie ausgedachten Schriftzeichen sind das Mittel gewesen um die so hoch geschätzte Lehre und Wissenschaft der früheren Zeiten dem gegenwärtigen Geschlecht zugänglich zu machen, und geben auch uns das Mittel, täglich unsere Gedanken auszudrücken und nützliche Kenntnisse zu verbreiten, so daß es nicht mehr und nicht weniger als eine Schändung des Heiligen ist, wenn man beschriebenes Papier wegwirft und dasselbe dadurch einer unpassenden Behandlung aussetzt.

Auch in Niederländisch-Indien wird dieses Fest gefeiert und im Schlußheft des Theil XXVII der von dem Batav. Genootschap herausgegebenen Tijdschrift voor ind. Land-, Taal- en Volkenkunde giebt Herr J. W. Young, Dolmetsch für die chinesische Sprache zu Padang, die Beschreibung eines solchen, der wir in der Hauptsache folgen. In genanntem Ort bestehen die Feierlichkeiten, die eine Folge dieser Schriftverehrung sind, in einer Zusammenkunft der Chinesen in Gala im Tempel und einem feierlichen Zug nach dem Meere, gewöhnlich im zweiten chinesischen Monat. Die chinesische Gemeinde hat eine besondere Person in Dienst genommen, welche die Papierstücke in den verschiedenen Häusern sammelt und in einem besondern Häuschen vor dem Tempel verbrennt. Einige Zeit, ehe

die Festlichkeiten stattfinden sollen, wird die Asche des nach und nach im vergangenen Jahre verbrannten Papiers in Säcke von rother Leinwand gefüllt um leichter transportirt werden zu können. Auf Veranlassung des Ceremonienmeisters sammelt der mit der Sorge für das beschriebene Papier beauftragte Mann Geld zur Bestreitung der Kosten für Mahlzeiten und Kulis ein. Hat man eine genügende Geldsumme zusammengebracht, so wird durch den Ceremonienmeister der Tag für die Procession festgesetzt und allen denen, welche Geld beigetragen haben, schriftlich bekannt gemacht; gleichzeitig wird hiermit die Einladung verbunden, Nachmittags zwischen 5 und 6 Uhr im Tempel an einem Essen Theil zu nehmen.

Eine solche chinesische Einladungskarte lautet in der Uebersetzung etwa folgendermaßen: „Der erste Tag des zweiten Monats ist erwählt. Lege mit frommem Eifer Kleider und Hut zurecht und komme in den Tempel des Buddha um die Schriftzeichen ehrfurchtsvoll hinaus zu geleiten. Nachmittags um 5 Uhr werden im Tempel des Buddha die Weingefäße bereit stehen, um dich zu erquicken und zu erfreuen. Ehrfurchtsvoll wirst du gebeten frühe zu kommen; dadurch wirst du sehr verbinden!"

Zur festgesetzten Zeit erscheinen die Theilnehmer im Prachtgewande der Beamten oder in der einfachen Toga der chinesischen Bürger und versammeln sich in dem Tempel, wo die Säcke mit Asche bereit liegen und ein Tragstuhl steht, welcher bestimmt ist, ein besonderes Päckchen mit Asche aufzunehmen, welches die ganze Menge vorstellt und an deren Stelle der besonderen Sorge des Gottes Bun Tjihiang, des Schutzpatrones der Gelehrten, empfohlen werden soll.

Dieser, auch Wun Tjang genannt, gehört zu der Zahl der Staatsgötter, d. h. zur Zahl derjenigen, deren Dienst nach taoistischem Ritus durch kaiserliches Dekret vorgeschrieben ist. Derselbe wohnt am Himmel im großen Bären, nach einigen trägt der Stern α desselben ausschließlich seinen Namen, nach anderen das ganze Sternbild, welches auch „Himmlische Bibliothek der Gelehrsamkeit" oder „Palast von litterarischem Glanze" heißt. Als Beschützer der Studien, und weil er Gelehrsamkeit schenkt und die Wissenschaft befördert, genießt er hohe Ehre; er wird beinahe ebenso hoch wie Confucius gestellt und sein Tempel steht gewöhnlich neben dem des letztern. Dieselben befinden sich meist dort, wo die litterarischen Staatsexamina abgenommen werden und die Kandidaten aus allen Theilen des Landes sich anmelden. In den südlichen Theilen des Reiches findet man zur Ehre von Bun Tjihiang Pagoden mit drei Stockwerken, „Pagoden der litterarischen Pinsel" genannt. Man behauptet, daß der Gott zu verschiedenen Zeiten und in Zwischenräumen zur Erde gekommen ist, um seine Wohnung in hochbegabten Männern und berühmten Gelehrten zu nehmen, daher auch jetzt wohl noch ein berühmter Gelehrter mit seinem Namen als Inkarnation der Gottheit bezeichnet wird [1]).

Musikanten sind auch anwesend und lassen hier und da die scharfen Töne ihrer Blasinstrumente hören. Endlich, wenn die Versammlung vollzählig ist, wird die Asche feierlich der Sorge des Schutzheiligen übergeben.

Dies findet zu Padang gewöhnlich in dem buddhistischen Tempel (bei Europäern meistens Klenteng genannt) statt, da Bung Tjihiang dort keinen eigenen Tempel besitzt. Die Anwesenden stellen sich in zwei Reihen gegenüber dem Opfertisch vor Buddhas Bild auf und einer der Schullehrer tritt vor, stellt sich in die Mitte, entzündet Weihrauchstöckchen und fällt auf die Knie. Ein kleines Glas Arrak, welches ihm auf einem Teller angeboten wird, wird durch ihn dem Schutzpatron geweiht und vor das Götzenbild gestellt. Dann richtet er sich wieder auf und macht das Ritual des Gottesdienstes durch. Einer der Theilnehmer ruft mit lauter Stimme die Ordnung der Ceremonien folgendermaßen ab: „Beugt euch, entzündet die Weihrauchstöckchen, kniet nieder, verbeugt euch, verbeugt euch nochmals, verbeugt euch zum dritten Mal, stehet auf, verbeugt euch!" Hat der Sin-seh oder Schulmeister, der als Gelehrter zuerst berufen ist, die Huldigung darzubringen, dieses Beugen und Aufstehen beendet, dann ist die Reihe an den anderen Männern, und wenn auch diese das Ritual durchgemacht haben, treten die Schüler vor.

Wenn in dieser Weise die Aufmerksamkeit des Schutzheiligen der Litteratur erweckt ist, dann wird ein Formular vorgelesen, welches die Asche begleiten und bei dem Gott empfehlen soll. Dasselbe hat ungefähr folgenden Inhalt:

„Aus einem Strich hat Kaiser Hok-Hie die Zeichen gebildet, Tjhong-Khiët vollendete Form und Aussprache. Sie gleichen Spuren, welche der Vogel im Sande läßt, und jedes Zeichen ist so kostbar wie eine Perle. Fortschritt kann nicht ohne Schrift stattfinden und in der Welt vermag man nichts ohne sie. Nun ist durch uns Gelehrte, Handelsleute, Ackerbauer, welche aus China hierher gekommen oder hier geboren sind, alles Einwohner von Padang in Niederländisch-Indien, welche zur Provinz Hok-Kien im Reiche von Taai-Tjhing (das Prädikat der jetzt regierenden Dynastie) gehören, wiewohl wir uns im Auslande befinden, aus Achtung vor unseren Gebräuchen eine Vereinigung aufgerichtet worden, welche für das beschriebene Papier Sorge trägt, und haben wir vor unserm Tempel ein Aschenhäuschen errichtet. Der zweite Monat ist jetzt angebrochen und wir haben Opfer bereit gemacht, das gebrauchte Papier verbrannt und wollen die Asche den Wellen anvertrauen. Wir empfehlen dieselbe deiner Sorge, o Gott!"

Nach der Vorlesung wird es verbrannt und nach dem chinesischen Glauben in die Hände von Bun Tjihiang gestellt. Dann wird das Päckchen Asche, welches so lange auf dem Opfertische gelegen hat und Bung Tjihiang empfohlen wurde, in die oben erwähnte Sänfte gelegt, und nun bildet sich der Aufzug in vorgeschriebener Reihenfolge. Die Musik geht voraus, dann folgen Kinder mit Flaggen und Eingeborene mit hölzernen Tafeln, auf welchen geschrieben steht: „Vereinigung um der Schrift zu huldigen" oder „Ehrfurcht und Sorge dem beschriebenen Papier". Endlich kommt die Sänfte mit der geweihten Asche und ihr folgen alle Theilnehmer, deren jeder ein Weihrauchstöckchen in der Hand trägt. Die anderen mit Asche gefüllten Säcke werden hinterher getragen.

Der Schulmeister, welcher die Feierlichkeit eröffnet hat, geht neben der Sänfte. Wenn alle bereit sind, wird eine große Menge Kokosnüsse entzündet und dies ist das Zeichen zum Anfang des Aufzugs. Die Procession setzt sich in Bewegung, durchmißt mit feierlichen Schritten einige Straßen des chinesischen Viertels und begiebt sich nach dem Strande, wo ein Fahrzeug gemiethet wird, um die Asche nach dem offenen Meere zu bringen. Einer der Theilnehmer geht mit und übergiebt die Säcke den Wellen.

Wenn das Boot abgefahren ist, kehrt der Zug in derselben Ordnung nach dem chinesischen Viertel zurück, wo man aus einander geht, um sich nachher im Tempel zu einer Mahlzeit zu vereinigen.

---

[1]) J. J. M. de Groot. Jaarlyksche Feesten en gebruiken der Emoy Chinesen.

Kürzere Mittheilungen.

Eine chinesische Erdbeschreibung aus dem Jahre 1849.

In der Berliner Akademie der Wissenschaften trug am 10. Mai d. J. Prof. W. Schott über das Werk „Jing-huan-tschi-ljö" (d. h. Erdkunde in kurzer Darstellung) vor, welches 9 Bücher in 5 Heften Kleinoktav und eine Anzahl zierlicher Kärtchen umfaßt und, auf volksthümlichen europäischen Werken fußend, Geschichte mit Beschreibung verbindet, aber in Form und Gehalt manches Selbständige, auch selbstständige Irrthümer und Mißverständnisse bietet (vergl. Sitzungsberichte der kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin XXV, XXVI, S. 617 ff.).

Das chinesische Reich in seinem ganzen Umfange ist ausgeschlossen. Manchem Artikel haben die Verfasser kurze, das betreffende Land rühmende Betrachtungen angehängt, welche gern mit einer fragenden Wendung schließen. Dergleichen lose Zugaben, eingeleitet mit einem „nota bene", sind etwas Altherkömmliches, wie bei uns die Nutzanwendung hinter Fabeln. Prof. Schott theilt daraus einiges auf Europa Bezügliche mit, was von allgemeinem Interesse ist.

Die Europäer werden im Vergleich mit den meisten Asiaten für große und starke Menschen, hochnasig und tiefäugig erklärt. Die Haare sind zumeist röthlich und die Augen gelb (grau?); doch giebt es auch schwarzhaarige und schwarzäugige Leute. Nach einigen sollen Haar und Auge der in China sich niederlassenden Europäer allmählich schwarz werden. Die Gesichtszüge mancher sind halb chinesisch. Aus den die europäische Kleidung betreffenden Einzelheiten sei hervorgehoben, daß unsere Frauen Brust und Schultern unverhüllt tragen, den Rücken aber bis fünf oder sechs Zoll unter dem Halse. Beide Geschlechter sollen die Reinlichkeit lieben und täglich Wannenbäder nehmen. Im Winter werden die Wohnungen geheizt und mehrere Kleidungsstücke über einander getragen. Geistig sind die Europäer reich begabt, in technischen Dingen erfinderisch, kühne und geschickte Seefahrer. In Bearbeitung von Metall und Holz leisten sie ganz Undenkbares.

Seit den Zeiten des Herrscherhauses Han (206 vor bis 264 nach Chr.) bekannten sich alle Bewohner Europas zu der sogenannten Religion „jang kjáo" (d. i. Lehre vom Weltmeer, d. h. vom Atlantischen Ocean, aus dessen Nachbarschaft die ersten römisch-katholischen Glaubensboten nach China kamen), deren Oberhaupt in Lo-ma (Rom) sich aufhält und über Blüthe und Verfall der Staaten wacht. Zu Anfang des Herrscherhauses Ming (1368) stiftete ein Ži-ör-man (Germane, Deutscher), Namens Lu-te eine besondere Religion, die „si kjáo" (Lehre des Westens), und seitdem halten es die Länder theils mit der einen, theils mit der anderen Lehre. Fürsten und Völker sind in Folge dessen zerfallen und ganze Staaten haben einander bekriegt. Beide Religionen besitzen übrigens dieselben heiligen Bücher, nur weichen sie in Auslegung derselben von einander ab.

Aus dem Abschnitte über Dänemark erfährt der chinesische Leser unter anderem auch, daß Handelsschiffe anderer Nationen, die ins Baltische Meer oder hinaus wollen, einen Paß Ka-ti-ja (Kattegat) zurücklegen müssen, der nur einige Stadien breit ist, und wo sie Zoll zu entrichten haben. Ein nota-bene dahinter lautet: „Dänemark kann zwar mit keinem andern Staate Europas an Größe und Macht sich messen, aber das Ka-ti-ja beherrscht 1000 Stadien des Baltischen Meeres, und wenn die Dänen dieses zu behaupten wissen, so bleiben sie unbesiegt" und schließt mit der Frage „Sollte denn eines Staates Macht nur in der Ausdehnung seiner Grenzen bestehen?"

Aehnlich schließt die Beschreibung von Schweden (Schui-knö, Schui-ting u. s. w., auch Fen-ma-ör-žu oder Finmark, Li-tu-a-ni-ja oder Litauen (!) und Lan-khi, d. i. blaue Flagge): „Diese Nation wohnt im unwirthlichsten Nordland; doch kann sie bei Aufwand ihrer Kräfte selbständig bleiben. Ihre starken Nachbarn haben sie nicht unterwerfen können". Denn „behagliche Ruhe ist des Verderbens Keim, Noth und Sorge sind des Glückes Grundlage".

Als Anhang zu dem Artikel „Preußen" erfährt man, dieses stehe allenthalben im Rufe eines vortrefflichen Staates, obschon dem Verfasser wohl bekannt ist, daß es (1849) aus zwei nicht zusammenhängenden Hälften bestand. „Preußen ist minder stark und groß als Oesterreich, (Tung-kuö, d. i. Ostreich, Au-ti-li-ja 2c., auch Schuang-jing-kuö, d. i. Doppeladler-Staat), aber hinsichtlich seiner Organisation „geht es weit hinaus über Au" (d. h. Austria; von längeren Namen pflegt nämlich der Chinese in zusammenhängender Rede nur die erste Silbe auszudrücken, z. B. Jing für Jing-ki-li = England, Fu für Fu-lang-ki = Frankreich). Zum Schlusse fragt er: „Darf man sie (die Preußen) also wie Barbaren betrachten und geringschätzen?"

Mit besonderer Vorliebe wird die Schweiz (Schui-ßzy, Su-ji-ſa, Sui-ſcha-lan, d. i. Switzerland) behandelt; der Autor ist entzückt über die bis zum Himmelsflusse, d. h. der Milchstraße emporstrebenden Eisgipfel, die Bergwasser mit ihrer wundersamen Klarheit u. s. w. Ihre Bewohner seien von einfachen Sitten, mäßig, redlich, im Kampfe todesmuthig und ohne quälerische Regierung; daher nenne man ihr Land „des Westens Freudenland". Seit seiner Losreißung von Germanien ob unerträglicher Bedrückungen eines Königs A-li-pe-ör-to ist es schon fünf Jahrhunderte lang ein Staat ohne Oberhäupter und „ohne Störung durch Geschrei oder Gebell", d. h. in vollkommenster Ruhe. Im ganzen Abendlande werden die Schweizer hochgeachtet; sie haben die Feinde für immer aus ihren Grenzen vertrieben. „Ist das nicht außerordentlich?!"

Die Vereinigten Staaten erscheinen unter dem Namen Mi-li-kjän, d. h. „American" nach englischer Aussprache. Am Eingange sagt der Verfasser, ein gemaltes Bild George Washington's habe ihm den mit edelster Uneigennützigkeit gepaarten unvergleichlichen Heldensinn dieses Mannes so recht zur Anschauung gebracht. Solch ein Ausruf der Begeisterung ist Schott anderweit in chinesischen Schriftstellern überhaupt nicht vorgekommen, und derselbe macht dem Verfasser um so größere Ehre, je weniger seine Landsleute für Helden politischer Freiheit, die es um der Freiheit selbst willen gewesen, Sinn zu zeigen pflegen.

Den Patagoniern legt unser Erdbeschreiber, der sonst gern gegen Vorurtheile eifert, die Länge von anderthalb gewöhnlichen Menschen bei; auch sollen sie am ganzen Körper behaart sein und wilde Thiere mit bloßen Händen packen und verzehren.

Auf griechischen Landstraßen.

Wer uns Deutschen abgelegene, selten oder nie betretene Gegenden der klassischen Länder schildert, darf von vornherein gewiß sein, daß sein Unternehmen vielfach freudig begrüßt wird; wer es mit so liebevollem Verständnisse der antiken und der heutigen Zustände, mit so gewandter Feder, solchen Kenntnissen und oft mit so poetischem Schwunge thut, wie Adolf Bötticher, einer unserer Olympia-Gelehrten, in sei-

nem Buche „Auf griechischen Landstraßen“ (Berlin, Gebrüder Pätel, 1883) verdient unsern ganzen Beifall. Es ist kein gelehrtes Werk, wenn auch der Archäologe und Topograph und zumal der Architekt manche nützliche Notiz darin findet (z. B. S. 74 über die von Prof. Komninós nachgewiesenen Ruinen von Pherai); es sind vielmehr Skizzen von einer Reise durch Messenien, längs der lakonischen und argolischen Küste, dann von Ausflügen nach Aegina und Eleusis, die aber stets auf wissenschaftlicher Grundlage beruhen; vielfach Züge aus dem heutigen Volksleben enthaltend, gehen sie oft auf die alte, mittelalterliche und moderne Geschichte der berührten Orte ausführlich ein und behandeln mit Vorliebe das Wesen der alten Bauwerke, über welche sich manche feine Bemerkung findet (z. B. S. 238 über die selten rechtwinklige, fast immer mehr oder weniger divergirende Axenstellung der einzelnen Gebäude bei größeren Komplexen griechischer Bauanlagen). Mit der Schilderung der heiligen Straße nach Eleusis, so wie sie einst war und jetzt ist, und mit einer kurzen Darstellung der Mysterien und ihrer Bedeutung schließt das Buch in weihevoller Stimmung. Griechenlandfahrern — und nicht ihnen allein — sei es zur Vorbereitung bestens empfohlen.

Auf einen Punkt, den A. Böttticher S. 146 ff. sehr eingehend behandelt, möchten wir hier noch hinweisen, den Zustand des Ackerbaus in Griechenland, der auf einer unglaublich tiefen Stufe steht. Er bestreitet, daß daran der Mangel an Arbeitskräften schuld sei, wie P. Moraïtinis in seinem Buche „La Grèce telle qu'elle est“ behauptet. Denn wenn man die gesammte Oberfläche Griechenlands (ohne die jüngsten Erwerbungen und die Jonischen Inseln, wo bessere Verhältnisse herrschen) ins Auge faßt, so entfallen auf den Quadratkilometer zwar nur 26 Einwohner, und das ist wenig. Aber neben den 7436 qkm bebauten Landes giebt es noch 11 748 qkm unbebauten, aber bebauungsfähigen, und wenn man die 1 228 000 Einwohner von Hellas auf diese Gesammtsumme vertheilt, so entfallen auf 1 qkm 61 Menschen, und das ist nicht wenig! Es giebt sehr viele Kleinbauern, deren jeder nur ein kleines Stück Land bestellt, das er lehensweise vom Staate erhalten oder von einem Großgrundbesitzer gepachtet hat, das aber bei weitem nicht seine ganze Zeit und Arbeitskraft in Anspruch nimmt. Die Geräthe, deren er sich bedient, sind höchst primitiv, ein räderloser Pflug ganz aus Holz, der wie ein einarmiger Anker aussieht, eine Sichel und eine hochgelegene Tenne, wo Pferd und Esel die Ernte austrampeln. Düngung ist unbekannt, auch unnöthig, da die furchtbaren, wenn auch kurzen Regengüsse den schmalen Kulturthälern genügende Mineraltheile zum Ersatz der durch Pflanzenwuchs verbrauchten Stoffe wieder zuführen. Bessere Pflügung, Eggen, eine regelmäßige Fruchtfolge, Vergrößerung des bebauten Areals thun aber jedenfalls noth und liegen im Bereiche der Möglichkeit, vor allem aber die Abschaffung des unvernünftigen Zehnten, der von jeder Ernte in natura oder in Geld nach dem Taxpreise erhoben wird, gleichviel was die Bestellung gekostet hat und ob hier das zehnte, dort nur das fünfte Korn geerntet wird. So lange der Steuereinnehmer (Jspraktor) nach bekannter orientalischer Weise es in der Hand hat, daß der Bauer seine Ernte jetzt oder erst in acht Tagen einbringen darf, so lange er mit dem gerade am Ruder befindlichen Ministerium steht und fällt und deshalb für die Tage der Noth sammeln muß, so lange die den kleinen Bauern abgepreßten Summen nicht zur Wohlfahrt des Landes, sondern zur Befriedigung von Parteigenossen und zur Erzielung von Wiederwahlen verwendet werden, wird sich der Ackerbau nicht heben. Aber es wird von dem Tage an geschehen, wo an die Stelle des unter Kapodistrias eingeführten jetzigen Steuersystems die Selbsteinschätzung der Gemeinden tritt, wo man einsieht, daß dem Lande nicht Eisenbahnen, sondern gute Straßen von Nöthen sind — verfault doch alljährlich eine Menge Korn auf der Hochebene von Tripolitza aus Mangel an Absatz, während sechs Meilen davon Argos sein Brotkorn aus Triest oder Alexandria kauft! — wo die Besteuerung der Korinthen, deren Anbau beständig zunimmt, aber nur den Großgrundbesitzern zu Gute kommt, eine andere wird. „Gegenwärtig (1882) ist man wieder einmal auf Besserung bedacht und hat eine sehr erhebliche Summe zur Besserung der Landwege im Innern ausgeworfen. Ob sie nicht, wie so manche andere, bis zu ihrem Ziele in den zahlreichen „Katavothren“ der Beamtentaschen versickern wird?“

Der Kindsmord bei den Sakalaven.

Ein Brief des unlängst in Tamatave auf Madagaskar verstorbenen Pater Piras, welcher länger als 30 Jahre auf jener Insel zugebracht hat, behandelt die gräßliche Sitte des Kindermordes bei den Sakalaven (vergl. „Les Missions Catholiques“ Nr. 730). Denselben gilt der Freitag für unglücklich, und deshalb bringen sie jedes an einem Freitage geborene Kind ohne Ausnahme in den Wald, legen es dort in eine Grube und überlassen es seinem Schicksale. Bei anderen malgaschischen Stämmen gilt ein anderer Wochentag für unglückverheißend. Jedes an einem Sonntage geborene Kind eines Prinzen oder einer Prinzessin wird ebenfalls ausgesetzt, gleichviel ob sie schon andere Kinder haben, oder solche erwarten, oder sich keine Hoffnung mehr darauf machen können. Denn ein solches, an einem „großen Tage“ geborene Kind muß nach ihrem Glauben viel Glück haben und könnte, wenn es am Leben bliebe, mächtiger werden als seine Eltern. Der Aussetzung verfallen ferner alle, auch an glücklichen Tagen geborene Kinder, welche irgendwie mißgestaltet sind, sowie die für unheilvoll geltenden Zwillinge; noch ganz kürzlich hat die Königin selbst zwei prächtige Knaben, die von ihrer Tochter geboren worden waren, im Walde ausgesetzt. Wenn eine Frau beim Nähren ermattet oder ihr die Milch fehlt, so wird der Häuptling davon in Kenntniß gesetzt und erscheint alsbald in Begleitung des Scharfrichters, der, wenn die Erzählung für richtig befunden wird, sofort das kleine Wesen umbringt, weil es undankbarer Weise seine eigene Mutter tödten will. Aus dem eben Gesagten folgt, daß, wenn eine Frau nach der Entbindung erkrankt oder stirbt, ihr Kind als der Urheber des Todes gilt. Die grausame Justiz verlangt, daß es alsdann lebendig mit seiner todten Mutter begraben wird. Kommt ein Kind um Mitternacht zur Welt und zwar zwischen einem Tage, der faly (unheilvoll), und einem andern, der nicht faly ist, so entscheidet über sein Loos eine Art Gottesurtheil: man legt es auf den schmalen Pfad, auf welchem die Ochsen ihr Gehege verlassen. Weichen die Thiere sämmtlich aus, so ist das Kind dem Leben erhalten; berührt es aber nur ein Ochse leicht mit dem Fuße, so wird es sofort getödtet. Nach Angabe von Hovas soll ein ähnlicher Gebrauch in Tananarive herrschen. Pater Piras hat sich vergeblich bemüht, einzelne solcher ausgesetzten Kinder, die zufällig gefunden worden waren, zu retten; aber nie hat sich eine Frau auch gegen hohe Belohnung dazu verstanden, einem solchen verworfenen Geschöpfe auch nur einmal die Brust zu reichen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Mit der jetzt erschienenen 40. Lieferung ist Neumann's Geographisches Lexikon des Deutschen Reichs (mit Ravenstein's Specialatlas von Deutschland, 30 Städteplänen, 20 statistischen Karten und mehreren Hundert Abbildungen deutscher Staaten- und Städtewappen. 40 Lieferungen à 50 Pf. Leipzig, Bibliographisches Institut, vergl. „Globus" Bd. 42, S. 254) komplett geworden, ein Werk von großer Reichhaltigkeit und Brauchbarkeit, ein praktisches und billiges Nachschlagebuch. Was nur der billig Denkende über irgend einen Ort zu erfahren wünscht: genaue Angabe der Lage, Zahl und konfessionelle Zusammensetzung der Bevölkerung, militärische und kirchliche Verhältnisse, Gerichtsstand, Staats- und Gemeindebehörden, öffentliche Verkehrsanstalten, die verschiedenen daselbst betriebenen Handels- und Industriezweige, die Art der Bodenbenutzung und den Reinertrag des Ackers, oder irgend etwas über eine Provinz oder einen Bezirk, über einen Fluß, See oder Berg, alles das findet er darin und zwar durch die praktische lexikalische Form im Nu.

— Elisée Reclus, der französische Geograph, ist kürzlich von der Reise, welche er im Interesse seiner groß angelegten „Géographie Universelle" nach Kleinasien und der Balkanhalbinsel unternommen hatte, nach der Schweiz zurückgekehrt. In einem Briefe an einen Freund macht er den „Times" zufolge einige interessante Bemerkungen über den Einfluß der Deutschen auf der Balkanhalbinsel. Rumänien, sagt er, ist ganz unter deutscher Herrschaft (!), und Bulgarien, obwohl von Russen regiert, befindet sich wirthschaftlich in ihren Händen. Er glaubt, daß nach Vollendung der direkten Eisenbahn von Wien nach Konstantinopel deutsche Einwanderer das Land bis an den Bosporus hin überfluthen werden; für England und Rußland wird es dann zu spät sein, um Konstantinopel zu kämpfen, weil es dann schon zum germanischen Europa gehört. — Obwohl die Dinge für Deutschland dort im Südosten keineswegs schon so gut stehen, so wünschen wir doch von Herzen, daß Reclus' Prophezeiung sich erfüllen möge. Unbillig wäre es gewiß nicht, wenn auch dem deutschen Volke ein Theil der türkischen Erbschaft zufiele — aber hat Oesterreich je bewiesen, daß es seinen Aufgaben dort gerecht zu werden verstanden hat?

Asien.

— Auf S. 572 des 41. Bandes hatten wir über das Fließen des Hiobsbrunnens bei Jerusalem und den daran sich knüpfenden Aberglauben berichtet. Jetzt finden wir in der „Warte des Tempels" (1883, Nr. 23) folgende Nachricht aus Jerusalem. „Die durch den reichlichen Winterregen geweckten Aussichten auf eine gute Ernte sind in Folge der ausgebliebenen Spätregen nicht erfüllt worden. Die durch die kalte Witterung des Winters zurückgehaltenen Saaten hätten zu ihrer Entwickelung warme Tage und Feuchtigkeit bedurft; anstatt dessen wehten fortwährend kalte Nordwinde, welche den Boden austrockneten und das Wachsthum der Pflanzen verhinderten, daher ist in der Küstenebene fast keine Ernte zu erwarten, denn im Monat Mai hört bei uns die Zeit der Regen auf. Doch erfährt man, daß im Ostjordanland und besonders im Hauran, wo es nicht an Regen fehlte, die Saaten sehr gut stehen, weshalb eine Theuerung nicht zu befürchten ist. Es ist dies ein Beweis, daß wenn auch die Wasser des Hiobsbrunnen fließen, was in diesem Winter während mehrerer Wochen der Fall war, damit ein fruchtbares Jahr noch keineswegs gesichert ist.

— Konschin, ein Reisegefährte des Ingenieurs Lessar (s. „Globus" XLIII, S. 367) telegraphirt aus Krasnowodsk, daß ihre Expedition auf der Reise von Tschardschui am Amu-darja nach dem Uzboi das alte Oxusbett, den sogenannten Tschardschui-darja, nicht gefunden hat. Was Lieutenant Kalitin vor zwei Jahren für dasselbe gehalten hat, ist in Wirklichkeit nur eine Ebene, welche im Norden von einer Hügelkette begrenzt ist, nach Süden hin aber sich unabsehbar ausdehnt. (Vergl. über Kalitin's Marsch „Globus" Bd 41, S. 222.)

Afrika.

— Von Dr. W. Junker sind unlängst in Kairo Nachrichten vom 16. Oktober 1882 d. d. Dorf des Häuptlings Semio, einige Tagereisen südlich vom Distrikt Mofio, eingetroffen. Der Reisende befindet sich danach bei guter Gesundheit und will noch ein viertes Jahr der Erforschung der Njamnjam-Länder widmen. In der letzten Zeit hat er verschiedene Streifzüge unternommen, hat dabei wiederholt den Uelle überschritten und ist über den dritten Breitengrad vorgedrungen. Etwa 60 km südlich von Kubbi, von wo er im April 1882 geschrieben hatte, erreichte er einen bedeutenden Fluß, welchen er für den Aruwimi Stanley's hält. Mitten in der Regenzeit marschirte er dann in 27 Tagen vom Monbuttu-Lande zu Semio zurück, traf am 27. September 1882 nach achtmonatlicher Abwesenheit in seinem Hauptquartier bei seinem Gefährten Bohndorff wieder ein und mußte nun denselben wegen seiner angegriffenen Gesundheit mit den naturhistorischen und ethnographischen Sammlungen nach Europa zurückschicken. Bei Absendung seines Briefes war der Reisende anscheinend noch ohne Kenntniß von den Wirren im Sudan. Junker ist im Besitze zweier Leute von dem Zwergvolke der Akka, ist aber noch unentschlossen, ob er dieselben nach Europa überführen soll.

Polargebiete.

— Oskar Dickson's grönländische Expedition unter Baron Nordenskiöld ist in der „Sophia", Kapitän Nilsson, von Gothenburg abgegangen, hat am Sonntag den 27. Mai in Thurso Kohlen eingenommen und am Dienstag den 29. ihre Fahrt fortgesetzt. Zu Nordenskiöld's wissenschaftlichem Stabe gehören der Geologe Dr. Nathorst, der Arzt und Botaniker Dr. Berlin, der Zoologe Dr. Forsstrand, der Hydrograph Dr. Hamberg, der Zoologe Kolthoff und der Photograph Kjellström; ferner zwei norwegische Eismänner, ein Harpunirer und zwei Lappen von Jockmock, 30 und 33 Jahre alt. Letztere sollen auf Prof. Fries' Vorschlag hin, Grönland durch Berglappen zu besiedeln, ihre Ansicht über das Land abgeben. An Bord befindet sich eine vollständige wissenschaftliche Ausrüstung und für 14 Monate Proviant für die Inlandreise; ferner der Botaniker Graf Stromfeldt, der Archäologe und Philologe Dr. Arpi und der Mineraloge Flink, welche in Island behufs Studien und Sammlungen das Schiff verlassen. In Reykiavik ist die „Sophia" am 6. Juni eingetroffen und wollte am 10. ihre Reise fortsetzen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIV. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Tebessa in Algerien.

III.

Tebessa wurde am 6. November 1868 zur „gemischten Gemeinde“ erhoben; ohne die Garnison zählt es 2370 Einwohner, darunter 256 Franzosen, 150 Juden, 102 fremde Europäer und 1862 Mohammedaner. Ein großer Theil der letzteren bewohnt das schon erwähnte, nur 500 m südlich der Stadt gelegene Dorf der Zauïa, wo es ursprünglich

Frauen von Tebessa.

nur Nachkommen des großen Marabut Abd er-Rahman gegeben hatte. Einen großen Einfluß besitzen in Tebessa die zahlreichen Kuluglis, welche den größten Theil der umliegenden Ländereien ihr Eigen nennen. Dieselben stammen von jenen türkischen Soldaten ab, welche vom Dey in Alger zur Aufrechterhaltung der Ordnung nach Tebessa geschickt

wurden und sich dort auf Zeit verheiratheten; verließen sie die Garnison, so traten sie ihre Genossinen einem ihrer Nachfolger ab. Die aus diesen Verbindungen entsprossenen Kuluglis sind theilweise recht intelligent und der fortschreitenden Civilisation viel weniger feindlich gesinnt als die Araber.

Vor dem Caracalla-Bogen, an der alten Straße nach Carthago gewinnt man den besten Eindruck von den Gärten. Dort führt ein macadamisirter, von großen Pappeln und zwei klaren Bächen eingefaßter Weg mehrere hundert Schritte weit durch dieselben. Jeder Besitzer hat sein Grundstück mit einer kleinen Erdmauer, einer Aloe- oder Opuntienhecke, zuweilen auch mit einem Zaune von Reisern umgeben. Leicht unterscheiden sich die Gärten der Europäer, wie z. B. der Zuaven und Jäger durch die darin herrschende Sauberkeit und Ordnung, durch die Gemüse- und Kräuterbeete von denen der Eingeborenen, welche den Boden nicht ordentlich umgraben und der gütigen Vorsehung allzuviel überlassen. Sie beklagen sich dann freilich auch nicht, wenn die Ernte mißräth, was in Tebessa selbst zum Glück nicht zu befürchten ist. Die Eingeborenen, welche diese Gärten bebauen, wohnen auch meistens dort, theils mit ihrem Vieh zusammen unter einem Zelte, theils in einer, aus Zweigen und Lehm hergestellten Hütte. Daneben findet sich gewöhnlich eine Reihe belebter Bienenstöcke, welche vortrefflichen Honig liefern. Die Frauen arbeiten zu gewissen Zeiten am Webstuhle und verfertigen aus Ziegen- oder Kameelshaar ausgezeichnete Zelttücher und Tellis, jene großen Doppelsäcke, welche die Araber ihren Maulthieren auflegen und worin sie jede Last, von der Gerste und den Datteln an bis zur Erde und dem Mist transportiren.

Antike Wasserleitung in den Gärten von Tebessa.

Einige dieser Familien haben von alten römischen Thürmen Besitz ergriffen, welche in unregelmäßiger Weise in den Gärten und auf dem ganzen, von der antiken Stadt eingenommenen Raume zerstreut stehen. In und um dieselben hat sich der Schmutz zahlreicher Generationen dermaßen aufgehäuft, daß sich ihre ursprüngliche Einrichtung nur schwer erkennen läßt. Drinnen aber herrscht das Fieber ohne Unterlaß und hat den Gesichtern der Insassen seinen Stempel aufgeprägt. Solcher Thürme giebt es noch etwa fünfzig, alle im Norden oder Osten der heutigen Stadt, die meisten beim Marabut Sidi Mohammed-Scherif am Wege nach Beccaria; viele aber sind bereits niedergerissen und in den Gartenmauern und den Häusern der Stadt verbaut worden. Oberst Moll hat gefunden, daß dieselben in Gruppen von vier bis sechs vereinigt waren, deren jede ein vollständiges und von den anderen unabhängiges Vertheidigungssystem darstellte, und glaubt, daß sie aus der Zeit der Kämpfe gegen die Mauren herrühren, wo sich die Einwohner nach Quartieren und Gruppen zusammenthaten, um sich zu vertheidigen. Von Hadrumet ist dies bestimmt überliefert; dort verrammelten die Einwohner in den letzten Jahren der Vandalen-Herrschaft ihre Thüren und brachten durch Wegreißen der Zwischenwände ihre Häuser in Verbindung, um sich gegen die Mauren zu vertheidigen, und dasselbe thaten die Bewohner der Seestadt Syllecta, deren Wälle zerstört waren.

Aus derselben Zeit etwa, aus dem Jahre 540 ungefähr, stammt die byzantinische Citadelle, innerhalb deren die arabische und die moderne Stadt liegen. Sie ist das Werk eines geschickten Militärbaumeisters, nach einem regelrechten Plane, aber in großer Eile ausgeführt, wie die verwendeten Materialien beweisen. Alles, was nur immer zur Hand lag, gewaltige Säulen von zerstörten Tempeln, Gesimsstücke, Grab- und Ehreninschriften, Bildwerke u. s. w. wurden benutzt, um die Stadt zum Schutze gegen eine abermalige Zerstörung mit Mauern zu umgeben. Eine oberhalb des als Thor benutzten Triumphbogens eingemauerte lateinische Inschrift besagt, daß unter der Regierung Justinians und seiner Gemahlin Theodora, nachdem die Vandalen aus Afrika vertrieben und die Mauren durch den ruhmreichen Magister militum, gewesenen Konsul, Präfekten von Afrika und Patricier Solomon ganz vernichtet worden, die Stadt Theveste durch dessen Fürsorge von unten bis oben neu erbaut worden sei. Die Mauren waren nun freilich so wenig vernichtet, daß sie sich bald von neuem erhoben und Solomon selbst im Jahre 543 vor den Thoren Thevestes im Kampfe gegen sie fiel; aber die Thatsache der Ummauerung Thevestes und deren Zeit wird dadurch fixirt. Aehnliche Inschriften finden sich über dem Thore des byzantinischen Schlosses Mdaurusch (Madaure), in Ksar-Sbohi (Gazaufula) und Setif (Sitifis), und auch Prokop berichtet, daß Solomon die Städte Numidiens und Byzaciums mit Mauern umgab; sowohl in Algerien nördlich des Aures-Gebirges, wie in Tunesien haben sich zahlreiche dieser byzantinischen Burgen erhalten, darunter freilich keine, die an Wichtigkeit und Größe der Ringmauer Tebessas gleichkäme.

Solomon war im Orient an den Grenzen des Reiches, in Dara geboren, hatte sich als Officier ausgezeichnet und war von Justinian dem Feldherrn Belisar in dem Kriege gegen den Vandalenkönig Gelimer als Stellvertreter beigegeben worden. Nach der Eroberung Karthagos im Jahre 534 wurde er mit der Siegesnachricht nach Konstantinopel geschickt und blieb dort, bis Gelimer gefangen genommen worden war. Da sandte ihn der Kaiser wiederum nach Afrika, wo er an Stelle Belisar's trat, der mit seinen Gefangenen selbst nach Konstantinopel eilte, um die dort gegen ihn erhobenen Beschuldigungen, als wolle er sich in Afrika ein eigenes Reich gründen, zu entkräften. Belisar ließ seinem Nachfolger seine besten Officiere und den größten Theil seiner Garden zurück und der Kaiser sandte ihm ansehnliche Verstärkungen unter dem Kappadokier Theodoros und Ildiger. Mit aller Macht warf sich Solomon, nach-

Solomon-Thor. (Nach einer Photographie.)

dem er zunächst für die Sicherheit Karthagos gesorgt, auf die sengenden und brennenden Mauren und besiegte sie in zwei Schlachten, in der Ebene von Mamma und beim Berge Burgaon, durch welche Byzacium von diesen Feinden befreit wurde. Die Ueberlebenden zogen sich nach Westen zurück und verbanden sich mit Jabdas, dem Fürsten des Dschebel Aures, der Numidien verheerte. Ein Vorstoß Solomon's gegen denselben wurde durch die irreleitenden maurischen Führer vereitelt; ohne jeglichen Erfolg mußte er nach Karthago zurückkehren, wo eine Empörung der Garden ihn zur Flucht nach Syrakus zwang. Belisar eilte herbei, schlug die Aufständischen bei Membressa und kehrte dann wieder nach Sicilien zurück. Damals regierte der Patricier Germanus, ein Neffe des Kaisers, in Afrika; aber im Jahre 540 trat wieder Solomon an seine Stelle; während dieser zweiten Herrschaft überzog er Afrika mit jenem Netze von Festungen, zu deren hervorragendsten Tebessa gehört.

Es ist eine rechteckige Mauer von 320 m Länge und 280 m Breite mit 14 viereckigen Thürmen und drei Thoren, welche jetzt ihre Namen nach Aïn-Schela, Solomon und Caracalla führen. Das Constantiner Thor wurde erst von den Franzosen hinzugefügt. Das Thor Aïn-Schela verbindet, wie erwähnt, die Zuavenkaserne und den „annexe du génie“ an der Südseite der Mauer. Das Solomon-Thor führt nach Osten auf den Marktplatz; es war das Hauptthor und ist der wahre Typus für ein byzantinisches Festungsthor in der Mitte des sechsten Jahrhunderts. Ein Gegenstück findet sich im Fort von Mdaurusch. Die Eingangswölbung ist niedrig und schmal, die Steine sehr gut behauen, die Arbeit die sorgfältigste von allen. Das Caracalla-Thor, um nochmals auf dasselbe zurückzukommen, besteht aus dem theilweise vermauerten nördlichen Thore des Triumphbogens, während das östliche und westliche mit Hausteinen ganz zugemauert wurde. Diese und andere Zuthaten arabischen Ursprungs wurden durch die Franzosen weggeräumt.

Oberst Moll spricht sich über die byzantinische Mauer folgendermaßen aus. „Die Mauern haben mehr als 2 m Dicke und ursprünglich erreichten sie eine Höhe von 9 bis 10 m. In etwa 7 oder 8 m Höhe über dem Boden lief ein krenelirter Gang rund um den Platz; derselbe war bestimmt, die Vertheidiger aufzunehmen und die Thürme mit einander in Verbindung zu bringen. Drei Treppen, je eine neben jedem Thore, führten hinauf. Die ganze äußere Bekleidung besteht aus Hausteinen in regelmäßigen Lagen, welche den Ruinen der antiken Stadt entnommen sind. Das Mauerwerk der Thürme ist vortrefflich erhalten; man sieht, daß der Baumeister auf sie viel Sorgfalt verwendet hat. Nur stellenweise sind drei bis vier Steinlagen herabgefallen; die Höhe der Thürme läßt sich auf 17 bis 18 m feststellen. Sie bestanden aus einem Erdgeschosse und einem obern Stockwerke, welche durch eine feste, gleichfalls aus Hausteinen bestehende Wölbung von einander getrennt waren. Der Eingang zum obern Stockwerke lag in gleicher Höhe mit dem Rundgange. Das Stockwerk war ebenfalls überwölbt und trug eine Plattform, zu welcher an der Innenseite des Thurmes vom Rundgange aus eine Treppe hinaufführte, und auf welcher die damals gebräuchlichen Kriegsmaschinen aufgestellt wurden. Zu beiden Seiten jeden Thurmes, in dem Winkel, welchen seine Seiten mit der Ringmauer bilden, und in der Höhe des Rundganges befand sich ein kleines steinernes Schilderhaus zur Aufnahme eines Wachpostens; dasselbe war mit zwei Schießscharten versehen, deren eine die nächste Mauerstrecke, deren andere das Vorterrain beherrschte. Von einem Graben ist keine Spur vorhanden, und man konnte ungehindert bis an den Fuß der Umfassungsmauer gelangen.“ Länger als zwölf Jahrhunderte hindurch haben diese starken Mauern die Einwohner der Stadt gegen Unheil von allerlei Art geschützt, und ohne den querköpfigen Einfall eines Genieofficiers wären sie noch heutigen Tages unverletzt, während jetzt die Nordseite zum Theil eingestürzt ist und mit anderem Materiale hat geflickt werden müssen.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

I.

(Die Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

In Folge mehrjähriger Arbeiten über die mohammedanischen Künste erhielt Ingenieur Dieulafoy vom französischen Unterrichtsminister den Auftrag, in Persien die Denkmäler der Sassanidenfürsten aus dem 3. bis 7. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung und die Anfänge des Fayence-Schmuckes zu studiren. Auf dieser vierzehnmonatlichen Reise begleitete ihn, wie schon früher nach Spanien, Marokko und Oberägypten seine Frau, welcher während dieser ganzen Zeit die Führung des Tagebuches und die Anfertigung von Photographien zufiel.

Am Abend des 2. April 1881 erreichten die Reisenden Narschiwan, die russische Grenzstation auf dem Wege von Tiflis über Eriwan und Tabriz nach Teheran. Wie in Eriwan, so haben sich auch dort prächtige Reste aus der Vergangenheit erhalten. Auf dem Hauptplatze steht eines der schönsten Beispiele mogulischer Architektur des 14. Jahrhunderts, ein großer, 21 m hoher achteckiger Thurm, welcher einst einen Theil der jetzt zerstörten Mastsched Dschuma bildete, und dessen Wände mit einem entzückenden Mosaik von Ziegeln und türkisblauen Emailstreifen bekleidet sind, die sich durch einander schlingen und verschiedene Muster von vollendeter Zierlichkeit bilden. Vor diesem Bauwerke erheben sich zu beiden Seiten eines spitzbogigen Thores von gutem Stile zwei hohe Minarete; die Friese, welche die Thoröffnung umgeben, sind mit einer großen kufischen Inschrift geschmückt, deren Buchstaben sich in blauem Email von dem hellrothen Grunde des Mauerwerks abheben. Der Eigenthümer des Thurmes, ein Perser in russischer Generalsuniform, fand sich alsbald ein, um die Fremden zu begrüßen, und erklärte seine auffallende Tracht damit, daß seine Vorfahren erbliche und reichbegüterte Statthalter dieser Gegend gewesen seien, daß ihm die russische Regierung aber nichts gelassen habe, als den Thurm, die Minarets und den billigen Generalstitel.

Im Mittelalter war Narschiwan sicher eine blühende Stadt; auch außerhalb ihrer Mauern finden sich Reste aus jener Zeit, eine große Moschee mit einem, jetzt zur Hälfte eingestürzten Kuppeldome und unweit davon ein reizendes kleines Gebäude, Attaba Kumbaz genannt, das Grabmal eines Heiligen oder dergleichen. Dasselbe steht auf einer gewölbten Krypta; das pyramidenförmige Dach ist mit Ziegeln gedeckt und die Friese und Seitenflächen sind, wie bei dem achteckigen Thurme, mit kufischen Inschriften geschmückt; die Muster aber sind in einfacherer Weise durch ein Mosaik einfarbiger Ziegeln ausgeführt. Die Spitze des Daches krönt ein Storchnest, des hier wie überall im Orient von Jedermann geliebten und geschützten Vogels. Erwähnenswerth ist die Thatsache, daß der Besitzer des zierlichen Gebäudes dasselbe den Reisenden gern verkauft hätte, um sich von dem Erlöse ein Haus nach russischer Art zu bauen.

Am 4. April setzten die Reisenden über den Aras nach Dschulfa, dem ersten persischen Dorfe, von wo aus sie zu Pferde reisten. Der erste Tagemarsch führte zunächst fünf

Stunden lang durch eine wilde Bergschlucht, dann durch eine von hohen Hügeln durchschnittene Ebene. Diese felsigen Höhen zeigten die verschiedensten Färbungen, vom zartesten Grün, das aber nicht von irgend welchem Pflanzenwuchse herrührte, bis zu dem tiefsten Roth. Bei Anbruch der Nacht mußte man überlegen, ob man in einem nahen Kurdenlager oder in einem seitab am Fuße der Berge gelegenen Dorfe übernachten wollte. Die Kurden hatten jedoch ein so wenig Vertrauen einflößendes Aeußere, daß man es vorzog, querfeldein nach dem Karawanserai des Dorfes zu reiten, wo der Aufseher dem Ehepaare ein kleines, feuchtes, fensterloses Loch zum Nachtlager anwies. Dieses aber zog es vor, es den Eingeborenen nachzumachen und im Stalle bei den Reitthieren sich die nöthige Wärme zu suchen, welche in diesem Gebirgslande den Aprilnächten abgeht. An Platz fehlte es nicht, da die Perser wegen der Kälte so früh im Jahre nicht gern reisen. Dazu kam noch ein anderer Umstand, der die Straßen verödete, der verheerende Aufstand der Kurden im vorhergehenden Jahre. Dieselben hatten die Dörfer geplündert, die Einwohner niedergemetzelt und Schrecken in der ganzen Provinz verbreitet. Die Bauern aber, welche mit dem Leben davon gekommen waren, waren nicht im Stande gewesen das Land zu bebauen, trieben Wegelagerei und plünderten alle Karawanen, welche zu schwach waren sich zu vertheidigen. Deshalb hatte sich gleich an diesem ersten Tage ein halbes Dutzend gut berittener Perser den Reisenden angeschlossen und sorgsam darauf geachtet, letztere stets voran reiten zu lassen; denn die Räuber wagen sich nicht gern an Franken, weil dieselben stets gut bewaffnet sind und sich bei einem Raubanfalle immer zur Wehre setzen.

Alsbald sahen auch die Reisenden ein, wie unzureichend sie ausgerüstet waren im Gegensatze zu diesen Persern, und mußten es lebhaft bedauern vor Tabriz nicht im Stande zu sein, das Fehlende zu ersetzen. In großen, aus Teppichzeug gefertigten und mit Lederriemen verschlossenen Säcken, Mafresch genannt, führten jene ihre im ganzen Lande üblichen Betten mit sich, namentlich eine dicke, stark wattirte Decke von buntem Baumwollenstoffe; ferner Kleider zum Wechseln und Teppiche, welche sofort bei der Ankunft im Quartier auf dem Boden ausgebreitet werden. Kleinere Säcke, Churdsch mit Namen, bergen die Kochgeräthe, den Pilawtopf, die Pfanne für die Spiegeleier, Wasserkannen für die Waschungen, den Samovar, dann die Vorräthe an Brot, Reis, Fleisch, Gemüsen, Zucker und Lichten, was alles man mit sich schleppen muß, da in den Karawanserais meist nichts zu haben ist, als Stroh für die Pferde und Obdach für deren Reiter. Allerdings braucht der Reisende, er mag sich aufhalten, so lange es ihm beliebt, dort auch nur zu bezahlen, und zwar eine Kleinigkeit, wenn er von dem Aufseher persönliche Dienste verlangt hat. Denn die meisten Karawanserais sind fromme Stiftungen wie die Moscheen und werden von den dafür ausgesetzten Geldern oder durch die Nachkommen der Stifter unterhalten. Ebenso wird der Aufseher bezahlt, der sich noch durch Verkauf von Stroh, Holz und saurer Milch an die Maulthiertreiber etwas dazu verdient.

Die meisten zu allgemeinem Gebrauche bestimmten Bauwerke Persiens sind unter denselben Bedingungen erbaut, z. B. die Brücken, welche der Reisende der Großmuth oder auch den Gewissensbissen einzelner Privatleute zu verdanken hat. Die einst an den Hauptstraßen zahlreich vorhandenen Karawanserais leisteten dem Handel die größten Dienste; sie waren meist gut gebaut, mit Mauern und Thürmen versehen und gegen einen Handstreich ausreichend gesichert. Schah Abbas allein soll deren 999 in seinem weiten Reiche erbaut haben. (Sobald ein Reisender in Persien, welchem diese Sache erzählt wird, fragt, warum der Schah nicht das Tausend voll gemacht habe und bei 999 stehen geblieben sei, erhält er stets die Antwort „Schah Abbas wollte gerade, daß diese Frage gestellt werde“.) Die meisten derselben sind heute verfallen und dienen Straßenräubern als Unterkunft; anständigen Leuten können sie keinen Schutz mehr gewähren. Nicht die Zeit allein hat sie zerstört; die Nachfolger des Schah Abbas hatten mit seinem Throne keineswegs auch seine hochherzigen Gedanken geerbt, vermietheten die Karawanseraien zu drückenden Preisen und wiesen so deren Aufseher darauf an, sich an den Reisenden schadlos zu halten. In Folge dessen nahmen Handel und Verkehr ab und die königlichen Gebäude verödeten, während die privaten Unternehmungen derselben Art wegen ihrer Billigkeit bevorzugt wurden.

Junger Armenier in Eriwan.

Die Reise des folgenden Tages (8. April 1881) führte durch fruchtbare und gut angebaute Thäler, in denen zahlreiche Herden, besonders von Pferden, weideten. War doch diese Provinz schon in den Zeiten der alten Perserkönige berühmt durch ihre Pferdezucht und zu einem jährlichen Tribute von 20 000 Rossen verpflichtet. Vollständig aber fehlen in diesen etwas eintönigen Landschaften, die nur aus einer Reihenfolge kahler Hügel bestehen, die Bäume; weit und breit kein Stamm, nicht einmal ein Gebüsch, hinter welchem sich der Reisende vor den brennenden Strahlen der

D. LANCELOT. F. MEAULLE.

Achteckiger Thurm und Minaret in Narschiwan.

Sonne ausruhen könnte. Auch durch Weiler oder einzelne Häuser wird die Landschaft nicht belebt; der Bauer wohnt in mehr oder weniger bedeutenden, geschlossenen, dabei aber dünn gesäeten Dörfern, der Nomade unter seinem Zelte, aber nirgends findet man ein Gehöft inmitten seiner Felder. So ist der Anblick des nördlichen Aderbeidschan trotz seiner wohlbekannten Fruchtbarkeit ein öder und trauriger, und das in höherem Grade, als selbst derjenige der ärmsten Landschaften Frankreichs.

Die nächste Tagereise bis Marand ist kurz. Die Stadt liegt an einem hübschen, mit Silberpappeln und dunkelgrünen Weiden bewachsenen Flusse, dessen in zahlreiche Rinnen vertheiltes Wasser mitten über die große Straße dahinströmt. Die einstöckigen Häuser sind aus Luftziegeln

Attaba Kumbaz in Narschiwan.

gebaut und tragen oben eine Terrasse, die mit einem zinnenartigen Geländer versehen ist. Nach außen sind keine Fenster, sondern nur eine einzige massive Thür angebracht, da die Zimmer alle ihr Licht von einem centralen Hofe empfangen. Nur einige bessere Häuser besitzen über dem Flusse eine große viereckige, mit einem Holzgitter geschlossene Oeffnung, von wo die Frauen, ohne selbst gesehen zu werden, den durch die Wasserrinnen watenden Karawanen mit dem Auge zu folgen und bei heiterem Wetter auch die Spitze des Ararat zu erblicken vermögen. Nach armenischer Tradition theilt die Ebene um Marand mit derjenigen von Eriwan die Ehre, nach der Sintfluth zuerst wieder von Menschen bevölkert worden zu sein, und in Marand selbst soll Noah seine letzte Ruhestätte gefunden haben.

Die Unterkunft in Marand war verhältnißmäßig gut und sauber; in einer Ecke des Zimmers führte eine enge Treppe auf die Terrasse hinauf, von wo man ungehindert die Nachbargehöfte überschauen konnte. In einem derselben plauderten mehrere junge Frauen mit dem Hausherrn; es waren offenbar nahe Verwandte, die, sich unbeobachtet

glaubend, ihr Gesicht unverhüllt ließen. Eine auf dem Boden knieende Magd war beschäftigt aus Kuhmist, Häcksel und Erde das zum Ausbessern der Wände angewendete Gemisch herzustellen, und im Hintergrunde trieb sich eine große Katze herum, ein hübsches Bild, dessen photographische Fixirung später auch der Mme. Dieulafoy gelang.

Während des nächsten ziemlich starken Tagemarsches (10. April) bis Sofia passirte man etwa halbwegs die Ruine eines der unter Schah Abbas erbauten 999 Karawanserais und machte dort, um es zu photographiren, eine mehrstündige Rast trotz des Zitterns und Bebens der sich vor Räubern fürchtenden Maulthiertreiber. Das Gebäude ist viereckig, von schönem rothem Steine erbaut, mit Thürmen versehen und war einst durchaus vertheidigungsfähig; das

Persische Weiber in Marand.

zum Theil eingestürzte Thor ist mit einem entzückenden Mosaik von blauer Fayence und hellrothen Ziegeln geschmückt. Natürlich machte die Ruine keine Ausnahme von der Regel und hatte noch kurz vorher Räubern zum Unterschlupf gedient. Als das Unwesen aber zu arg wurde, ließ der prinzliche Statthalter von Aderbeidschan dem gegen das Gesindel allzu nachsichtigen Polizeimeister von Tabriz vierzig Streiche auf die Fußsohlen verabreichen, schickte ihm aber einige Tage darauf zum Troste ein Ehrenkleid und setzte ihn schließlich wieder in Amt und Würden ein; denn Niemand war nun nach persischen Begriffen besser geeignet als er, der die sämmtlichen Räuber kannte, mit denselben, seinen Spießgesellen, aufzuräumen, eine Ansicht, welche der Erfolg auch rechtfertigte.

Land und Leute auf der Grenze des Nil- und Uelle-Systems.

Brief des Dr. **Wilhelm Junker** [1]).

„Die nachstehenden Zeilen sind ursprünglich in der Absicht geschrieben, Freunden und Bekannten, denen ich während meiner dauernden Abwesenheit vom Heimathlande nicht persönlich Nachricht geben kann, auf diesem Wege Grüße zu senden.

Es liegt mir fern, in diesen Zeilen einen systematischen Reisebericht und geographisches Detail zu liefern. Allgemeine Gesichtspunkte nur sollen berührt und bestimmte auf mein Wanderleben bezügliche Fragen erörtert werden.

Für diejenigen der freundlichen Leser oder Leserinnen, deren Wißbegierde vielleicht zu ergründen strebt, aus welchem Erdenwinkel des großen „Dark Continent" diese Zeilen stammen, führe ich Folgendes an: Etwa unter dem 4. Grade nördl. Br. und dem 27. Grade östl. L. v. Greenwich, wenige Stunden nördlich von jenem großen Flusse Uelle gelegen, über den uns die erste genaue Kenntniß durch die denkwürdige Reise Schweinfurth's zukam, dessen westlichen Verlauf Stanley später mit dem von ihm gesehenen Flusse Aruwimi identificirte, folglich für einen Zufluß des Kongo hielt, jenes Stromes endlich, dessen Quellgebiet ich auf meiner vorletzten Reise im Gebiete der Kalika westlich vom See Albert Nyanza auffand, breitet sich das Ländchen der A-Madi-Neger aus. Durch die bergige Beschaffenheit ist es von dem vasten Gebiete der übrigen angrenzenden und entfernteren Negerländer charakterisirt und in mancher Beziehung von der Natur bevorzugt. Dorthin kehrte ich, nach mißlungenem Versuche weiter nach Süden vorzudringen und auf diesem Wege das Zwergvolk der Akka oder Tikkitikki zu erreichen, aus dem Lande der A-Barambo, südlich vom Uelle, eines Volkes, welches mir feindlich entgegentrat, nach Verlust manches mir werthvollen Gepäckstückes, zurück. In der Nähe eines A-Madi-Häuptlings, am Ufer des Flüßchens Ilekke, liegt jener Erdenwinkel, in dem ich provisorisch meine Hütten erbaut habe, die mich vor dem zu dieser Jahreszeit täglich strömenden tropischen Regen schützen. Wir schreiben Juni-Monat 1881. Bei grauem Himmel und spärlichem Tageslichte, welches nur durch die Thüröffnung in meine Grashütte fällt und bei aufloderndem erwärmendem Feuer, schreibe ich diese Zeilen.

In Betreff der klimatischen Verhältnisse und der Temperatur dieser Breiten stößt man vielfach auf irrthümliche Ansichten. Der Aequator ist in Mißkredit gerathen. Die Annahme ist vulgär, daß die Einwirkung der Sonnenstrahlen auf uns mit der Annäherung an denselben empfindlicher, ja unerträglich werde. Das Gegentheil hiervon nähert sich der Wahrheit. Es würde zu weit führen hier auf die mehrfachen Ursachen dieser Erscheinung eingehen zu wollen und genüge nur die Angabe, daß hohe Temperatur-Grade von 45 bis 50° C., wie sie in bedeutend nördlicher liegenden arabischen Ländern eintreten, in den Tropen kaum vorkommen.

Das große Ländergebiet, welches vom obern Nil, resp. dem Bahr el Gebel, der aus dem Albert Nyanza entströmt und von vielen Zuflüssen des Nil im Westen durchzogen wird, ist einerseits flaches Tiefland, weiter südlich langgewelltes Hochland, welches nirgend einen weitreichenden Ueberblick gestattet. Wo dieses ausnahmsweise der Fall ist, entbehrt der Fernblick jedes ersehnten Naturreizes. Auch die Wasserscheide zwischen Nil- und Uellesystem tritt nur kaum merklich zu Tage, entzieht sich der sichtlichen Wahrnehmung und kann nur durch Meßinstrumente für die Höhe und dadurch erkannt werden, daß die Richtung des Abflusses der Gewässer sich ändert. Die Länder endlich des Uelle-Systems, so weit ich sie kennen gelernt, schließen sich ausnahmslos dieser Gleichförmigkeit an. Selbst das A-Madi-Land mit seinen einzelnen aufspringenden Berggruppen gewährt nichts von dem Reize, der uns beim Anblicke einer bergigen Gegend in Europa anheimelt. An landschaftlicher Scenerie ist dieser ganze Theil im Vergleich zu vielen Gebieten des südlichen Afrika, wo in der Terrainbildung weit größere Mannigfaltigkeit angetroffen wird und Gebirgszüge die sichtbare Grenzmarke der Flußsysteme bilden, stiefmütterlich bedacht worden. Ersteigen wir eine der beträchtlichen Berghöhen im A-Madi-Lande, so steht die Mühe in keinem Verhältnisse zum gebotenen Genusse. Weder labt sich das Auge an dem Formenreichthume eines Gebirgspanoramas und seiner Einzelheiten, noch mahnt die Thalebene an jenes freundliche Bild, das überall sich bietet, wo ihr Boden zu Nutz und Frommen dem Menschen geweiht ist. Nirgends erkennt das Auge aus der Ferne die rührige und strebsame Hand menschlicher Thatkraft.

Die überall in vielfach wechselnden Staffagen wiederkehrenden lieblichen Bilder der nordischen Heimath, sie sucht das Auge hier vergebens. So großartig sich auch die schaffende Natur in nächster Nähe betrachtet vor dem Auge des Beschauers entrollt, dem Naturfreunde Staunen und Bewunderung abverlangt, so bietet die Fernsicht nichts, an dem der Blick haften bliebe, nichts, was das Auge fesseln könnte. Selbst hier im A-Madi-Lande erreicht das Auge, trotz des coupirten Terrains, trotz der in einzelnen Gruppen aufspringenden, den Blick wenigstens für Momente fesselnden Berge, immer wieder über die gleichförmigen Wellenlinien der Fläche hingleitend, unbefriedigt den gleichmäßigen Horizont. Unzählige Wasseradern — unter der bandförmig in Mäandrinen verlaufenden, zur Umgebung dunkler gefärbten Stammvegetation, nur geahnt, doch nicht sichtbar aus der Entfernung — durchziehen die muldenförmigen Niederungen. Eine schwache Rauchsäule erinnert daran, daß sich dort in der Nähe vielleicht menschliche Behausungen finden.

Und doch! steigt man hinab vom Grat des Berges und bereist das überschaute Gebiet, so führen die schmalen Fußpfade den Reisenden, nachdem Wildnißflächen und Flüßchen abwechselnd passirt sind, zu manch' verstecktem heimischen Plätzchen. Zwischen den zahllosen Wasseradern und sumpfigen Niederungen dehnt sich erhöhtes Terrain mit spärlich stehendem Niederholze, aber desto üppigerm Hochgrase aus, Aufenthalt der Büffelherden und Antilopen. Aber auch jene friedlichen Stätten und lauschigen Plätzchen, die zu Ruhe und Rast einladen, verdanken ihr Entstehen mehr der

[1]) Dieses an die St. Petersburger Zeitung gerichtete und am 1./13. Juni d. J. von derselben veröffentlichte Schreiben ist von um so größerem Interesse, als die sonstigen spärlichen Berichte des Reisenden sich fast nur mit persönlichen Erlebnissen und geographischen, namentlich hydrographischen Details beschäftigen. Der Brief selbst hat fast zwei volle Jahre vom Lande der A-Madi bis St. Petersburg gebraucht.

schaffenden Natur als Menschenhänden. Es sind die Bananenhaine, stellenweise überragt von der herrlichen Elais-Palme, in deren Schatten die Hütten der Eingeborenen vertheilt liegen. Die Früchte jener dienen als Basis der Volksnahrung, diese liefert das geschätzte vegetabilische Oel. Die durch wenig Mühe und Arbeit erzielten Kulturen finden sich auf dem den Gewässern naheliegenden fruchtbaren Boden, dort, wo die Nähe der üppigen, Alles weit hinaus überragenden Stammvegetation mit ihrem dichten und kaum durchdringlichen Unterholze, verschlungen und verfilzt durch Ranken und Schlinggewächse, — der tropische Urwald dieser Zonen — dem aus der Ferne spähenden Auge das Einzelne entrückt. Die Gebietssumme der Wildniß ist in allen diesen Ländern unermeßlich groß und steht zu den wenigen versteckten Kulturflächen in kaum nennenswerthem Verhältniß.

Der gesammte Länderkomplex annähernd vom 10. Grade nördl. Br. wird von den Sudan-Negern bewohnt. Die häufig angetroffene irrige Ansicht, daß der Neger stets von schwarzer Hautfarbe sei, ist dahin zu berichtigen, daß in Wirklichkeit ein tiefes Schwarz nur in den seltensten Fällen wahrzunehmen ist. Die Hautfarbe kann für den Negertypus in keinem Falle als charakteristisch angesehen werden und ist selbst in ihrer Nüancirung bei den verschiedenen Volksstämmen als bestimmendes Merkmal nur annähernd zu verwerthen. Ich habe häufig Neger gesehen, deren Hautfarbe mehr an das Gelb des Malaien und an die gebräunte Haut des Kaukasiers erinnerte, als an ein präsumirtes Negerschwarz. Es sind dieses nicht etwa Fälle von Albinismus, der beiläufig erwähnt unter den Negern ebenso wie bei der kaukasischen Rasse sich in einzelnen Exemplaren wiederfindet und außer den charakteristischen Merkmalen wie Lichtschen u. s. w., die Haut in der Farbe des gegerbten Leders erscheinen läßt. Die Farbenskala der Negerhaut ist unendlich variirend. Sie spielt von den Farbentönen des hellgebrannten Kaffees hinüber zu den Nüancen der Tafelchokolade bis zu dem dunkelsten Kaffeebraun. Andererseits nähert sie sich dem Aschgrau bis zu dessen tiefsten Tönen mit blau-schwärzlichem Untergrunde und erinnert hier an den gewöhnlichen Begriff der schwarzen Farbe, erreicht jedoch niemals den Farbenton, den uns die chinesische Tusche wiedergiebt. Die Ausdrucksweise: „schwarz wie Ebenholz“ oder „lebende Ebenholzwaare“ ist dem zufolge gleichfalls inkorrekt. Wenn ich für das fragliche Gebiet und die dasselbe bewohnenden in Sprache, Sitten und Gebräuchen vielfach verschiedenen Völkerschaften in Betreff der Hautfarbe ganz allgemeine Gesichtspunkte aufstellen wollte, so würden diese in den wenigen Worten zusammen zu fassen sein, daß die lichteren Töne der Haut, von Norden und Osten ausgehend, nach Süden und Westen hin zunehmen. So treffen wir an dem Gestade des obern Nil und seiner großen Zuflüsse, im Bereiche des Sobat und des Bahr el Ghasal verhältnißmäßig die am dunkelsten gefärbten Negervölker an (Schilluk, Dinka, Nuehr, Bor, Bari u. s. w.). Weiter südlich dagegen breiten sich die bedeutend heller gefärbten Niam-Niam, und am Uelle die lichtesten aller dieser Völker, die Mangbattu, aus.

Der Neger hat in seinem primitiven Zustande der dauernden Kindheit die Phasen der sich auswärts entwickelnden Kultur von Jahrtausenden spurlos an sich vorübergehen lassen. In seiner Einfalt und der daraus resultirenden Genügsamkeit hätte er alle Bedingungen zur Hand, eine zufriedene und sorgenfreie Existenz zu führen. Auch hier jedoch sind es die allgemein menschlichen Leidenschaften, die Sorge, Noth und Drangsal über die Völkerschaften verhängen und schließlich ganze Stämme dem Untergange weihen. Das angemaßte Recht der Gewaltausübung des Stärkeren über den Schwächeren, veranlaßt durch Herrschsucht, führt, in Gemeinschaft des Zerfalles der Völkerschaften in Kleinstaaterei, zu beständigen gegenseitigen Feindseligkeiten, in denen nicht nur durch Sprache und Sitten geschiedene Völker leben, sondern die nur allzu häufig von Häuptlingen eines Stammes unter sich ausgeübt werden.

Ich lasse hier Verhältnisse der arabischen Invasion unberührt und gedenke nur des nach meinem Dafürhalten größern Krebsschadens, des Zerwürfnisses der Negervölker unter sich. Neben der Herrschsucht läßt vielerorts eine vererbte Sühne der Blutschuld, eine Vendetta in ihrer Art, die für Zeiten schlummernde Feindseligkeit immer wieder aufs Neue ausbrechen. Diese inneren Bürgerkriege veranlassen in den meisten Fällen nach kurzem Aufblühen eines Negerstaates den Zerfall desselben und übergeben ihn, ohne daß er eine Geschichte hinterläßt, der Vergessenheit.

In Ermangelung anderer Interessen, die den Neger von kleinlicher Ränkesucht abhalten könnten, finden sich außerdem immer Momente, die zu Hader und Zerwürfniß führen, nichtige Dinge in unseren Augen, die hier aber gleich zur Staatsaktion erhoben werden. Auch hier würde die Präliminarfrage des Untersuchungsrichters gelten: Où est la femme? Sei es, daß die Frau oder Dienerin durch Raub entführt wird, sei es, daß die Sklavin aus eigenem Antriebe ihrem Herrn und Gebieter entläuft, um in einem fremden Wigwam aufgenommen zu werden, genug, sie wird zum beständigen Zankapfel der Häuptlinge unter sich, und führt der Versuch zur Wiedererlangung der Frau oftmals zu blutiger Fehde. In allen diesen Ländern herrscht die Sitte der unbeschränkten Polygamie. Je größer die Macht und das Ansehen der Potentaten, um so reichhaltiger ist die Anzahl der Hütten seiner Frauen, die häufig nach Dutzenden gezählt werden. Die Stellung derselben ist unter solchen Verhältnissen begreiflicherweise zu der einer Sklavin und Dienerin herabgewürdigt, wenn auch einige derselben als Favoritinnen gelten. Die Mädchen und Frauen werden käuflich erworben. In den meisten Fällen genügen 30 bis 50 Lanzenspitzen, um sich mit dem Vater oder frühern Besitzer der Frau abzufinden; auch wird unter Umständen ein kleineres Mädchen oder eine Sklavin mit in den Kauf gegeben. Entläuft die Frau zu ihrem frühern Herrn oder einem Andern, so wird im geringsten Falle die erste Einzahlungssumme der Lanzenspitzen zurückgefordert. Da dieses häufig verweigert wird, so kommt es zu blutigen Streitigkeiten, die von den Unterthanen der Häuptlinge ausgefochten werden; auch kommt es vor, daß beim Entweichen einer bevorzugten Sklavin zum zweiten Male die Einsatzsumme verlangt und bezahlt wird. Eine Ausnahmestellung des Weibes traf ich bei den Mangbattu-Völkern, jenseits des Uelle, an. Während in den nördlichen Negerländern die Frau ein zurückhaltendes, schüchternes Wesen verräth, niemals im großen Männerkreise Sitz hat und auf ihre Hütte angewiesen ist, tritt die Mangbattu-Frau in den gesellschaftlichen Verkehr ein und pflegt bei den Sitzungen und Versammlungen der Männer Theil zu nehmen. Bei diesen Gelegenheiten zeigt auch die Mangbattu-Dame (es sei mir der höfliche Ausdruck von den freundlichen Leserinnen verziehen) alle jene kleinen reizenden Schwächen harmloser weiblicher Eitelkeit. Fehlt auch das Kleid und der Faltenwurf, der leichte Schleier der Venezianerin, der schwarzseidene Kopfüberwurf der Malteserin, mit denen unsere Kulturdamen stumm doch bilderreich zu sprechen wissen, fehlt diesen Aermsten endlich der stummen Liebessprache höchstes Gut — der Fächer — hinter dem hervor sich Leidenschaft zeigen, sich Leidenschaft verbergen läßt, so schaffen sich die elephantenknochenmarkfettumflossenen Schönen der tropischen

Zonen einen Ersatz. Eitelkeit macht erfinderisch. Wohl kaum ist im Laufe der letzten Jahrhunderte von allen Haarkünstlern der civilisirten Welt eine Frisur erdacht worden, die nicht ein Analogon unter den Haarfrisuren der Neger finden ließe. Bestimmte Völkerschaften, zu denen hauptsächlich die Niam-Niam und Mangbattu gehören, concentriren eine staunenswerthe Erfindungsgabe auf die Haarkünstelung und zwar vorwiegend — die Wahrheit muß den Sieg davon tragen — die Männer, unter denen sich „lions de la rue" und Negerstutzer ebenso wie im lieben Heimathlande finden. In Mangbattu opfern die Favoritinnen der Häuptlinge der Haarfrisur im Verein mit einer kunstvollen Bemalung ihres Körpers, ich glaube nicht zu übertreiben, die meiste Zeit jener Jahre, in denen sich menschliche Eitelkeit gefällt. Ich sah dort Muster ähnlich unseren Parquet-Böden in rother und schwarzer Farbe über den ganzen Körper ausgeführt, in erstaunlicher Regelmäßigkeit und mit Sorgfalt hergestellt, die einen hohen Effekt erzielten, sicherlich aber einen vollen Tag zur Ausführung erforderten. Diese mühevolle Arbeit stellt aber die Toilette nur für eine „Réunion" dar. Die haltbaren Farben der Pompejanischen Fresken sind leider! auch den Negern unbekannt geblieben und bedienen sich diese der leichten Wasserfarben, die nach wenigen Tagen erneuert werden müssen.

Bei der Erwähnung von Sitten und Gebräuchen sei hier einer grausamen Unsitte gedacht, die unter dem Niam-Niam-Volke üblich ist. Untreue nämlich wird dort in der Weise bestraft, daß dem Frevler die sämmtlichen Finger beider Hände abgeschnitten werden, wenn er nicht, wie in einzelnen Fällen dem Todesurtheile verfällt. Die Theilhaberin unterliegt häufig einer ähnlichen Strafe unter der imaginären Milderung, daß ihr nur die zwei letzten Fingerglieder, doch gleichfalls aller Finger beider Hände amputirt, resp. mit der Axt abgehackt werden. Ich sah mehrfach solche unglückliche Opfer, hatte auch Gelegenheit durch meine Einsprache die Strafe abzuwenden. Genau zu befolgende Gesetze kennt der Neger nicht und bleibt in dieser Beziehung und der Anwendung des Strafmaßes Vieles der Willkür des Einzelnen überlassen. Auch Diebstahl wird bei den Niam-Niam ähnlich bestraft. Erfährt man schließlich, auf welche Weise in den meisten Fällen Urtheile verhängt werden, und daß die Opfer gewöhnlich schuldlos der Strafe verfallen, indem Schuld und Unschuld von einem Orakelausspruche abhängig gemacht werden, so erweckt die Art der Rechtspflege tiefes Bedauern. Es führt dieses jedoch bei der Besprechung der Ursachen von Zwist, Hader und Feindseligkeiten der Negervölker — wobei in Vorstehendem der Herrschsucht, der Sühne der Blutschuld und des Weibes in kurzen Worten gedacht wurde — zu einem vierten Hauptfaktor in dieser Beziehung, der niemals schweigt, täglich Opfer fordert, verhängnißvoll an bestehender Freundschaft zerrt und diese häufig in bittere Feindschaft wandelt. Es ist der Aberglaube in den krassesten Formen, doch interessirt hier speciell der feste Glaube an den Ausspruch eines befragten Orakels, von dessen Deutung jede Handlung, jedes Unternehmen, die Schuld einer Person u. s. w. abhängig gemacht wird. Was jedoch am verhängnißvollsten wirkt, ist der Umstand, daß das Orakel grundlos über die Absichten irgend welcher Persönlichkeiten befragt wird. Bei der beständigen Furcht und dem Mißtrauen des Negers gegen einen vielleicht bis dahin fest befreundeten Stammesbruder drängen sich Fragen auf, die dem Orakel vorgelegt, bei böser Deutung zu Feindseligkeiten führen. Die Arten der Augurien sind verschieden, doch ist das „bänge" der Niam-Niam auch unter anderen Völkerschaften weit verbreitet. Es besteht darin, daß einem Huhne ein bestimmtes vegetabilisches Gift eingegeben wird. Von dem Lebenbleiben oder dem Sterben des Thieres werden die Antworten auf die Fragen abhängig gemacht. In zahllosen Fällen wird dieser Deutung ein Menschenleben geopfert. Für unzählige hier nur ein Beispiel: Ein A-Madi-Häuptling, der mich häufig besucht und auch Geschenke von mir erhalten hatte, erregte unstreitig die Eifersucht, ein Furchtgefühl und Mißtrauen bei jenem Häuptlinge, auf dessen Grund und Boden ich hier meine provisorischen Hütten aufgeschlagen habe. Dieser glaubte, daß der andere ihn bei mir verdächtigen wolle, ihm übel gesinnt sei, ja, nach seinem Leben trachte. Flugs war das „bänge" zur Hand und zwar dieses Mal in Form von zwei Hühnern, die beide krepirten. Nach Negerdenkungsart war dieses ein doppelter Beweis für die feindlichen Absichten jenes A-Madi-Häuptlings. Ich ließ den Fall in meiner Gegenwart verhandeln, war jedoch nicht im Stande, meinen fraglichen Gönner eines Besseren zu belehren, verhinderte nur durch strenge Einsprache und Drohungen für den Augenblick den feindlichen Ausbruch. Obgleich die falsche Deutung des „bänge" in einzelnen Fällen später ersichtlich wird, so bleibt doch der Glaube an das Augurium unerschütterlich. Auch in Betreff meiner Persönlichkeit ist bereits so manches Huhn dem „bänge" geopfert worden, doch weise ich stets solche Spielereien auf meinen Namen energisch zurück. Ein im vergangenen Jahre projektirter, schließlich auch ausgeführter Besuch bei einem Mangbattu-Fürsten jenseits des Uelle wäre dieses „bänge" wegen fast gescheitert. Kleinlaut brachten mir damals die Magnaten des Landes das corpus delicti schon diesseits des Flusses entgegen, und zwar in Form eines Hühnerfittiges, welcher sorgsam an ein Stöckchen befestigt war. Es ist die übliche Art und Weise, in welcher „kund und zu wissen gethan wird", daß das „bänge" zu Ungunsten des Betreffenden entschieden hat. Die Mangbattu bedienen sich außer dem „bänge" noch einer anderen Art des Augurium, dem eine besondere Halle geweiht ist. In dieser sind eine Anzahl mit dem Boden horizontal laufender glatter Bananenstämme auf niedrige Füße gestellt. Beim Befragen des Schicksals werden diese mit Hunderten sehr glatter fingerlanger Rundhölzchen belastet, welche senkrecht zum Stamme in der Gleichgewichtslage erhalten werden sollen. Die Manipulation leitet ein besonders dazu angestellter Augur. Die Deutung hängt vom Hinabgleiten der Hölzchen ab, welcher Umstand in der Willkür des Auguren liegt, der beständig in der nächsten Nähe der Hölzchen mit begleitenden Worten und Rufen in die Hände klatscht. Durch diesen Zauberapparat werden Persönlichkeiten und angebliche Uebelthäter in Erfahrung gebracht. Der Aberglauben der Kannibalen, daß ein natürlich eintretender Tod durch Krankheit stets von einem Ueberlebenden durch Zaubermittel bewirkt wird, erfordert das Auffinden dieses Uebelthäters, wozu das erwähnte Augurium in jedem Falle verhilft. Der Beschuldigte ist dem Tode geweiht und verfällt nach dortigen Sitten dem Kannibalismus. Ein in dieser Weise Beschuldigter wollte einst zu mir flüchten, um bei mir Schutz zu suchen, wurde jedoch hieran verhindert. Ich kam zu seiner Errettung zu spät und mußte noch Zeuge der kannibalischen Nachfeier sein.

Die Anthropophagie, diese menschliche Verirrung, Fleisch und Blut seiner eigenen Gattung zu genießen, findet unter den Negerstämmen des centralen Afrikas eine weite Verbreitung. Die früher erwähnten nördlichen und östlichen Völker perhorresciren den Genuß des Menschenfleisches, und beginnt diese Unsitte erst mit den Niam-Niam, denen sich weiter südlich alle Stämme am Uelle anschließen. Die Völkerschaften huldigen jedoch in verschiedenem Grade dem Kannibalismus. Von dem Niam-Niam-Volke z. B. ist nur

ein Theil dieser Unsitte verfallen. Meist werden dort Individuen feindlicher Stämme und im Kriege Erschlagener der Sucht nach Fleischnahrung geopfert, während die Verstorbenen und eigenen Angehörigen wie anderorts der Erde übergeben werden. Viele der Niam-Niam, die im Uebrigen wohl alles genießbar finden, „was da kreucht und fleucht“, verweigern den Genuß des Fleisches vom Schimpanse, und fand ich hierin einen leitenden Anhaltepunkt für die Verbreitung der Anthropophagie unter diesen Stämmen. Die Mangbattu bestatten hingegen ihre Leichen nicht und verfällt jeder Verstorbene der Fleischgier dieser Kannibalen. Die einzige menschliche Regung vielleicht, die ihnen zum Theil geblieben, ist darin ausgedrückt, daß nicht immer die Leiche eines Verstorbenen von den Nächstangehörigen verspeist wird, sondern häufig an Fernstehendere verhandelt wird. Die A-Madi nähern sich in Beziehung auf diese Sitten den Niam-Niam, sind aber unstreitig gleichfalls Kannibalen. Einen direkten Beweis hierfür brachten mir noch die letztvergangenen Tage. Von einer Razzia nämlich wurde eine Anzahl geraubter Weiber und das Fleisch der getödteten Männer heimgebracht und — konnte ich meine Schädelsammlung durch vier A-Barambo-Köpfe vermehren.

„Unter Larven die einzig fühlende Brust“ hege ich zum Schlusse die Hoffnung, daß diese kurzen Betrachtungen ihr weites Ziel erreichen und meine herzlichsten und wärmsten Grüße in den trauten Freundeskreis tragen mögen.

Der Arzt in Niederländisch-Indien[1]).

I.

Dmr. Dr. van der Burg beabsichtigt, den zahlreichen aus Europa nach Niederländisch-Indien kommenden Aerzten ein Werk in die Hand zu geben, durch welches sie in die Eigenheiten dieses Landes eingeführt werden, soweit diese sich auf das ärztliche Wirken beziehen oder für den Arzt zu wissen nöthig sind. Der 1. bis jetzt vorliegende Band bespricht das Land selbst, sein Klima, die Bewohner, deren Sitten und Gebräuche, die Hygiene in tropischen Breiten und die Ausübung der ärztlichen Praxis den äußeren Verhältnissen nach. Im 2. noch ausstehenden Bande sollen alle Krankheitsformen besprochen werden, welche dort eine hervorragende Bedeutung haben, einen gegen andere Gegenden abweichenden Verlauf nehmen können oder anders behandelt werden; der 3. Band wird eine Art Materia medica Indica sein und die dortigen Heilmittel besprechen.

Ein Werk, von einem Arzte ausdrücklich für Aerzte geschrieben, mag zunächst nur für solche von Interesse sein; andererseits eröffnet es aus demselben Grunde eine Menge Gesichtspunkte von allgemeinerm Interesse, welche der Beobachtung anderer Autoren leicht entgehen. Keinem ist es ja so wie dem Arzte vergönnt, in die tiefsten Geheimnisse des Volks- und Familienlebens Einblick zu thun. Gestützt auf die Beobachtungen und Erfahrungen einer 22jährigen Wirksamkeit als Militär- und Civilarzt in Niederländisch-Indien hat Dr. van der Burg in seinem Werke und speciell in dessen erstem Bande eine ethnologische Studie ersten Ranges geliefert.

Aus den verschiedenen Kapiteln sei Folgendes kurz hervorgehoben: Die mittlere Temperatur der Luft beträgt zu Batavia 25° C., und zwar wurde in 10 Jahren die höchste Temperatur mit 33°, die niedrigste mit 19° C. beobachtet. An anderen Orten stellte sich die Mitteltemperatur auf 29,3° C. Die andauernd hohe Temperatur würde nicht so gut ertragen werden, wenn nicht Tag und Nacht ziemlich gleich lang wären und in Folge dessen die Sonnenwärme nicht so lange wie bei uns an heißen Sommertagen auf den Körper einwirkte. Weil nun aber gleichzeitig der Feuchtigkeitsgehalt der Luft ein sehr hoher ist, so sehen wir aus den beiden Faktoren, Wärme und Feuchtigkeit der Luft, sich Erscheinungen entwickeln, die sich anscheinend widersprechen: einmal leiden alle Gegenstände, welche gegen Nässe empfindlich sind, Bücher, Instrumente ꝛc. von der Feuchtigkeit, dann aber trocknen auch feuchte Flächen leicht auf, was oft wenig willkommen ist, wie z. B. beim Rasiren, wobei der Seifenschaum sehr rasch eintrocknet. Beide Faktoren zusammen befördern ferner sehr die Entwickelung niederer Organismen, die im Verein mit der Feuchtigkeit für Bibliotheken, Bildersammlungen u. s. w. unheilvoll sind. Es ist erklärlich, daß jede wenn auch geringe Körperanstrengung beim Menschen eine starke Schweißabsonderung bedingt; die Verdunstung dieses Schweißes und die damit verbundene Abkühlung der Haut geht bei starker Sonnenhitze und zumal bei bewegter Luft in einem solchen Grade vor sich, daß man häufig, obgleich man brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, kalte Schauer empfindet. Erkältungen sind deshalb auch sehr häufig. Dabei bleiben die Salze des verdunsteten Schweißes als feine Krystalle auf der Haut zurück, und sind hier wie ein grober Staub mit der Hand fühlbar.

Die Wohngebäude haben in der Regel keine Stockwerke, wegen der häufigen Erdbeben und zur Vermeidung des anstrengenden Treppensteigens. Sie dehnen sich daher mehr in die Länge und Breite aus, so daß auch die Ortschaften einen sehr großen Flächenraum einnehmen. Zum Schutz gegen zu grelles Licht und die heißen Sonnenstrahlen sind an den Häusern überdachte Gallerien angebracht; die Fenster sind stets durch Jalousien geschlossen, so daß in den Zimmern ein ziemliches Dunkel herrscht, welches wieder mit der außen herrschenden außerordentlichen Helligkeit stark kontrastirt und auf die Augen nachtheilig einwirkt. An eine genügende Ventilation der Räume ist nicht zu denken, weil ein so geringer Unterschied in der Temperatur der geschlossenen Räume und der Außenluft besteht, daß sich so gut wie gar kein Luftzug bildet. Besonders fühlbar wird dies in Gebäuden, die für eine große Anhäufung von Menschen bestimmt sind, in Kirchen, Theatern u. s. w. Es finden sich in letzteren so viele Oeffnungen angebracht, daß die Akustik ganz fehlt und die Sänger darüber klagen, daß sie so gut wie im Freien singen und demgemäß sich übermäßig anstrengen müssen. Daß ihre Klagen nicht unbegründet sind, beweist das große Auditorium, welches damit zufrieden ist, dem Gesange außerhalb des Hauses zu lauschen.

Es sei hier eingeschaltet, daß numerisch die Eingeborenen, also die Malaien und Papuas als Hauptgruppen, den

---

[1]) Dr. C. L. van der Burg, De geneesheer in Nederlandsch-Indië. I. Theil. Herausgegeben vom Verein zur Förderung der heilkundigen Wissenschaft in Niederländisch-Indien. Batavia, Ernst und Comp. 1882. 419 Seiten, Groß-Oktav.

größten Theil der Bevölkerung ausmachen, dann folgen der Zahl nach die eingewanderten Chinesen und dann erst die Europäer; an diese schließen sich noch Araber und Neger an.

Die Wohnungen der Eingeborenen sind in der Regel Bambuhütten, mit großen Blättern gedeckt und von einer Gallerie umgeben, die als gewöhnlicher Aufenthalt dient, während sich im Inneren noch die Schlafkammern befinden. In solchen Hütten richten sich übrigens auch Europäer ein und fühlen sich wohl darin; unangenehm ist nur der permanent darin bestehende Luftzug, der geradezu schädlich werden kann bei gewissen Krankheiten, wie z. B. Masern, bei denen man sehr zu Erkältungen disponirt. Die Hausthiere laufen frei herum, unter ihnen sorgen besonders schakalähnliche Hunde, welche sich nur von allem möglichen Abfall nähren, durch die Beseitigung des letztern für die Reinhaltung der Ortschaften und erledigen dadurch unbewußt einen der Hauptfaktoren der Hygiene. Als zweckmäßig wird auch das Halten von Gänsen angesehen, besonders auf Grundstücken mit viel Strauchwerk, weil dieselben angeblich durch ihr Geschrei die Schlangen vertreiben sollen.

Der allgemeine Typus der von Europäern bewohnten Häuser ist der: eine offene Vorder- und Hintergallerie, und eine innere Gallerie, nach unseren Begriffen ein Korridor quer oder längs durch's Haus, von wo aus man in die Kammern gelangt. Der Fußboden ist von Stein, am besten von Marmor, und nimmt dadurch am wenigsten schädliche Stoffe in sich auf, läßt sich auch leichter reinhalten als Holzfußböden; besonders leistet er den weißen Ameisen (Termes), die in den Häusern die größten Verheerungen anrichten können, am besten Widerstand. Zur Vertilgung dieser Insekten bedient man sich übrigens mit bestem Erfolg der Quecksilbersublimatlösungen, denen man, um zufällige Vergiftungen damit zu verhüten, stark riechende Stoffe, z. B. Terpentinöl, zusetzt. Die Mauern sind in Stein oder in Holz ausgeführt, letzteres mehr an Orten, die von Erdbeben häufig heimgesucht werden; Dächer werden meist mit Holz gedeckt, weil jedes andere Material zu viel Hitze erzeugen würde. Die Betten sind von Eisen und nach Art unserer Himmelbetten mit einem Vorhang von Tüll oder anderen sehr dünnen Stoffen versehen, der Nachts zum Schutz gegen Muskitos vollständig geschlossen wird, nachdem das Bett vorher mittels eines kleinen Besens von den darauf befindlichen Muskitos gesäubert ist. In ähnlicher Weise sind auch die Holzbetten der hier ansässigen Chinesen mit einem seidenen Vorhang versehen; sie enthalten außerdem einen Strohsack, welcher Jahre lang der ganzen Familie als Lager dient, ohne gewechselt oder wenigstens gelüftet zu werden, obgleich sich Geburt, Krankheit und Sterbefall darauf abspielen. Ueberhaupt huldigt der Chinese nicht sehr den Gesetzen der Reinlichkeit, erfreut sich aber doch in Niederländisch-Indien trotz aller gesundheitswidriger Momente einer relativ günstigen Gesundheit, zum Glück für den Arzt, der bei der Behandlung kranker Chinesen einen schwierigen Stand hat. Neben dem Bett steht nämlich eine große breite Bank, die das Zimmer zu drei Vierteln ausfüllt und über welche der Weg zum Bett führt. Bei der Krankenuntersuchung muß nun der Arzt auf der Bank oder gar im Bette neben dem Kranken knien, letzteres auch bei etwa nöthiger Kunsthilfe bei Geburten. An eine Entfernung des Hindernisses ist wegen seiner Größe und Breite nicht gut zu denken. Man findet oft schwerkranke Chinesen in ihren besten Kleidern und mit Handschuhen im Bette liegend, andere wieder mit entblößtem Oberkörper wie wüthend einen Säbel durch die Luft schwingend, „um den Teufel zu tödten“. Beide Methoden können ja schweißtreibend wirken und so einen gewissen Heilwerth haben. Beim Tode eines Chinesen wird vor der Thür ein Feuerchen angezündet, es werden weiße Gardinen hingehängt und einige große Laternen mit rothen und schwarzen Buchstaben vor den Eingang gesetzt. Die Leiche wird in einen Kasten gelegt und dann so lange wie möglich über der Erde aufbewahrt; da für dieses Aufbewahren von Leichen eine ziemlich beträchtliche, täglich zunehmende Steuer bezahlt werden muß, so wird es als zum Luxus gehörig betrachtet, dasselbe recht lange auszudehnen. Schädliche Folgen hat diese Sitte übrigens nicht, da die Kästen gut verschlossen sind.

Bei der unter den Chinesen schon früh auftretenden Schwachsichtigkeit sieht man viele Brillentragende; es sind theils europäische Brillen mit großen Gläsern, theils solche in China verfertigte, die aus einer Art Bergkrystall geschliffen und gewöhnlich nicht ganz durchsichtig sind, sondern braune oder schwärzliche Flecken haben.

Die ärztliche Behandlung der Eingeborenen ist für den europäischen Arzt recht mühsam. Zunächst suchen die Leute immer die landesüblichen Heilmittel neben den Verordnungen des Arztes oder statt derselben zu gebrauchen. Ist ein solcher Kranker in einem Krankenhause untergebracht oder in Diensten bei einer europäischen Herrschaft, so kann man sich auf folgende Weise vergewissern, daß derselbe die ihm verordnete Arznei wirklich einnimmt: man läßt ihm dieselben eingeben und gewöhnt ihn, dann jedesmal: „ich danke Ihnen!“ zu sagen, wozu er vorher geschluckt haben muß. Wieder anders gestaltet sich die Behandlung eines Eingeborenen in seiner Ortschaft. Man findet dann die ohnehin kleine Kammer des Kranken voll von Verwandten und Nachbarn, die noch dazu allemal zu mehreren zugleich die Fragen des Arztes nach den Beschwerden des Kranken an des letztern Stelle, der gar nichts sagt, beantworten. Hierzu ist natürlich die Kenntniß der malaischen Sprache nöthig, die noch dadurch besonders schwierig ist, daß eine verschiedene Betonung und Dehnung einzelner Worte oder Silben in einem Satze diesem einen wesentlich andern Sinn geben kann; z. B. heißt „dia bătok fadja“ er hustet ein wenig, „dia bātok fadja“ mit Betonung der Silbe bā, er hustet stark; der Husten ist das Hauptsymptom der Krankheit. Die ohnehin schlechte Luft des Krankenzimmers wird durch Räucherungen mit Myrrhen, Benzoë und anderen Harzen noch mehr verpestet, welche Räucherungen außerdem aus religiösen Gründen jeden Donnerstag Abend vorgenommen werden. Sehr lästig ist auch die Regelung der Diät bei Kranken, da der Eingeborene von seinem Hauptnahrungsmittel, dem im Wasserdampf gar gekochten Reis, auch dann nicht lassen will, wenn derselbe ihm wegen seiner Krankheit nicht zuträglich ist. Dem Appetit auf dieses Hauptnahrungsmittel wird eine hohe Bedeutung beigelegt, und das stehende „er hat keinen Appetit auf Reis“ gilt dem Eingeborenen als Kriterium einer schweren Krankheit. Ferner ist noch eigenthümlich der Umstand, daß sowohl dieser als auch der in Indien ansässige Chinese es als nichts Besonderes ansieht, daß ein Kranker stirbt, wohl aber, wenn er trotz ärztlicher Behandlung längere Zeit krank bleibt. Sie verlieren dann sehr bald das Vertrauen zu der Behandlung und greifen zu den volksüblichen Mitteln, besonders zum Chinin, Ricinusöl und Santonin, die sie innerlich versuchen und deren Wirkung sie gleichzeitig durch äußerliche Proceduren unterstützen. Zu solchen gehören Einreibungen des Körpers mit Essig, Kajeputöl (von Malaleuca Cajeputi) und dergleichen, Malen von Kreuzen mittels Kalk auf verschiedene Körperstellen und Darauflegen von Citronenscheiben. Frische Blätter bestimmter Pflanzen, welche nach

gewissen Kunstgriffen unter einander gemengt und zerrieben werden, legt man auf Stirn, Magengegend u. s. w. Das Bespeien des Kranken mit Speichel, der durch das Kauen von Sirih roth gefärbt ist, wird als ganz besonders heilsam angesehen, zumal wenn es durch einen Priester geschieht und durch Gebete, Festmahle und dergleichen unterstützt wird. Dieser Aberglaube findet sehr rege Unterstützung durch die in Indien für die besseren Familien unentbehrlichen Kinderwärterinnen, und es wird ihm durch deren Vermittelung häufig auch in europäischen Familien gehuldigt. Es sind Fälle beobachtet worden, wo, nur um einem mit ihr in befreundeten Beziehungen stehenden Priester ein kleines Nebenverdienst zu verschaffen, die Wärterin das ihr anvertraute Kind auf irgend eine Weise so quälte, daß dasselbe anhaltend schrie, keine Ruhe hatte und elend wurde; der Arzt mußte schließlich dem Drängen der Familie nachgeben, die auf Vorschlag der Wärterin einen Priester zum Bespeien des Kindes zuziehen wollte, und erst als dieses natürlich gegen gute Bezahlung geschehen war, war das kleine Wesen mit einem Male ruhig und erholte sich wieder.

Bei der Niederkunft einer Frau werden die unglaublichsten Proceduren mit ihr vorgenommen. Ganz originell ist dabei die Vorstellung, daß das Kind aus Sehnsucht nach seinem Vater an's Tageslicht treten werde. Dieser thut seinerseits auch alles, um das Kind hervorzulocken, ist stets zugegen und läuft von Zeit zu Zeit scheinbar von der Mutter weg, damit ihm das Kind folgen möge. Ist er aus irgend einem Grunde abwesend, so wird mit einer Stange und seinem Kopftuch eine Puppe hergestellt, um damit das Kind zu täuschen. Das Letztere versucht man auch, wenn die Geburt länger dauert, mit einem hingesetzten Töpfchen mit Reis und mit dem Rasseln von Geldstücken in einem Kupferbecken hervorzulocken. Nach beendeter Geburt ruht die Mutter einige Stunden halbsitzend aus ohne zu schlafen, woran sie durch fortwährendes Ziehen am Haupthaar gehindert wird. In der Regel geht sie dann nach einigen Tagen wieder an ihre gewohnte Arbeit. Ganz eigenartig ist der unter der Bezeichnung „Couvade" bekannte Brauch einzelner Stämme, z. B. auf Buru, einer Insel der Molukkengruppe, daß nach der Geburt eines Kindes der Vater sich als krank und schwach in's Bett legt und von seiner Frau, die unmittelbar nach ihrer Niederkunft ihre gewohnten Geschäfte wieder übernommen hat, auch noch gepflegt und wieder zu Kräften gebracht wird. Die Mutter stillt meist ihr Kind selbst, giebt ihm aber gleichzeitig schon in den ersten Lebenstagen, im Glauben, daß diese Ernährung nicht genügt, etwas feste Nahrung, in der Hauptsache gekochten Reis, welche dem Kinde in den Mund gestopft wird und häufig genug dessen Tod an Erstickung verschuldet.

Aeußere Verletzungen heilen bei den Eingeborenen gut; die Narben sind Anfangs etwas heller gefärbt als die normale Haut, dunkeln aber allmählich nach. Die Körpertemperatur des Eingeborenen ist etwas niedriger als beim Europäer, sie beträgt durchschnittlich 36,5° C. Auffällig ist noch die excessive Beweglichkeit der Gelenke, dieselbe geht am Handgelenk nicht selten so weit, daß die Finger bis auf die Rückfläche des Vorderarmes zurückgestreckt werden können. Bis zu einem noch unglaublichern Grade findet sich diese Gelenkigkeit bei den indischen Tänzerinnen. Die Zähne werden durch Abmeißeln oder Abschleifen mittels Bimssteins und durch das Kauen von Sirih (siehe unten) schwarz, und gilt dies für so schön, daß man von weißen Zähnen mit Verachtung als von Hundezähnen spricht.

Die in Niederländisch-Indien wohnenden Europäer sind größtentheils Niederländer, sonst aber auch viel Engländer, Deutsche und Franzosen. Es muß daher der Arzt an den Hauptplätzen Holländisch, Englisch, Deutsch, Französisch und Malaisch sprechen und auch etwas Chinesisch verstehen. Auf den Charakter des Europäers übt der Aufenthalt in diesen Zonen einen bedeutenden Einfluß aus: das stete auf sich selbst Angewiesensein erzeugt in ihm eine ausgesprochene persönliche Meinung, das Gefühl, andere missen zu können und damit einen hohen Grad von Selbstzufriedenheit, die von Anderen nicht immer angenehm gefunden werden kann. Dabei trägt die europäische Welt in Indien den Stempel der Unbeständigkeit, eine Folge des fortwährenden Personenwechsels und des Umstandes, daß wenige nach dort kommen mit der Absicht, dort lange zu bleiben; daher denn auch die Sucht rasch Geld zu erwerben oder zu Amt und Würden zu kommen. Die Meisten verbleiben vom 20. bis 25. bis zum 40. bis 45. Lebensjahre in Indien.

Die gewöhnliche Kleidung des Inländers besteht aus einem ziemlich großen viereckigen mit bunten Figuren versehenen kattunenen Tuch, welches gefalten um den Kopf getragen wird; aus einem gefärbten kattunenen Rock oder Jacke, einer enganschließenden kattunenen Hose und einer langen Schärpe aus demselben Stoff, welche um die Taille gewunden wird. Die Frauen tragen kein Kopftuch, nur im Sonnenschein ein Stück farbigen Kattuns über den Kopf, eine längere Jacke als die Männer, welche bis über die Knie reicht und auf der Brust doppelt gefüttert ist, einen Sarong, der auf die Weise wie ein Rock getragen wird; außerdem ein langes Tuch, welches über die Schulter geworfen wird, auf welcher irgend etwas getragen wird. Kinder gehen nackt oder tragen das „Oto", ein Kleidungsstück ähnlich unserm Leibchen, welches auch aus buntem Kattun besteht, und Brust und Bauch bedeckt. Es bildet ein Dreieck mit abgeschnittener Spitze, welche oben am Halse befestigt wird, während die Basis desselben um die Lenden herum geführt und hier durch Bänder festgebunden wird; außerdem eine goldene oder silberne Platte zur Bedeckung der Schamtheile. Dies ist die Kleidung des Mittelstandes und aller Eingeborenen in ihrem täglichen Treiben. Frauen tragen manchmal noch bei Arbeiten auf dem Lande einen großen platten bunten Hut aus Bambu gefertigt.

Festlich gekleidet tragen die Männer vielfach eine bis oben zugeknöpfte Weste, eine Jacke und eine Hose von Tuch und Sandalen oder Schuhe. Die Frauen tragen dann oft die oben genannten Kleidungsstücke statt von Kattun von Seide. Es giebt noch eine höchst unpraktische aber gesetzlich vorgeschriebene Tracht für inländische Beamte, die man aber kaum zu sehen bekommt, weil sie nur einige Stunden im Jahre überhaupt getragen wird.

Aermere Leute tragen nur eine Jacke und ein Stück Sarong, die Kulis bei ihrer Arbeit meist nur einen kurzen Sarong. Die Kleidung wird allzeit am Leibe gelassen bis auf wenige Augenblicke beim Baden; zuweilen wird beim Schlafen etwas abgelegt. Ist der Anzug verschliffen, wird ein neuer angeschafft. Sonst ist man nicht sonderlich reinlich, nur einmal im Jahre wird der Anzug gereinigt. Die schönsten Sachen in der Familie trägt allemal der älteste Sohn. Das einzige Kleidungsstück, auf welches viel Werth gelegt wird, ist das Kopftuch, welches sogar vor dem Naßwerden sorglich bewahrt wird. Als Waffe trägt jeder Javane und die meisten Sundanesen jederzeit den Kris bei sich.

Das Haupthaar wird in der Regel bei Erwachsenen nicht geschnitten; bei Kindern wird der Kopf kahl geschoren und zwar bei Knaben gegen das zweite Jahr hin, wobei dann nach mohammedanischer Vorschrift zwei Locken stehen bleiben, während bei Mädchen noch auf dem Scheitel etwas Haar stehen bleibt, welches dann bei der Beschneidung und der Hochzeit abgeschnitten wird.

Die Europäer, Mischlinge von Europäern und Eingeborenen und die Neger haben dieselbe Tracht. Sie folgen europäischer Mode in Bezug auf Gesellschafts- und Festanzug. Für gewöhnlich trägt man weiße Kattunkleider; speciell Oberhemd und Halsbinde, weiße Hose und Rock, Strümpfe und lederne oder weißleinene Schuhe. Als Kopfbedeckung sind kleine schwarze oder graue Hüte, zuweilen Korkhüte gebräuchlich, fast gar nicht Strohhüte. Nachts trägt man eine sehr weite dünne Nachthose von farbigem Kattun und ein weißes Ueberkleid; zu Hause stets Pantoffeln. Die Engländer tragen Nachts den Sarong, das schon besprochene lange Tuch, welches um die Lenden gewickelt wird.

Als beste Bekleidung für Europäer empfehlen sich flanellene Unterkleider und kattunene Oberkleider, ein helmartiger Hut von Kork oder geflochtenem Bambu mit weißer Seide oder Kattun belegt und leinene Schuhe, die durch Lederstreifen verstärkt sind, da schwarze Lederschuhe in den Sonnenstrahlen glühend heiß werden.

Die meisten Europäer baden zweimal am Tage, zunächst früh Morgens, bald nach dem Aufstehen, und dann Nachmittags gegen 5 bis 6 Uhr. Das kühle Bad ist selbstverständlich etwas wärmer als bei uns, es hat z. B. in Batavia durchschnittlich 26 bis 27° C. = 21° R. Gewöhnlich sind es sogenannte Schöpfbäder, wenigstens an den Küstenplätzen, d. h. es wird das Wasser in einem Gefäße geschöpft und gegen den Körper gegossen bis zur Dauer einer Viertelstunde. Abtrocknen ist nicht nöthig, und geschieht gewöhnlich auch nicht, da die Haut an der Luft sehr rasch trocken wird. Vollbäder und Douchen werden nur ausnahmsweise angewendet und als ein gewisser Luxus betrachtet. Während der Europäer beim Baden den Zweck der Abkühlung mit der Reinigung verbindet und deshalb durch Seife und festes Reiben alle Unreinigkeiten der Haut zu entfernen sucht, gilt dem Eingeborenen das Bad nur als Mittel zur Abkühlung: ist ihm zu warm, so steigt er eine Weile in's Wasser und nach einiger Zeit ebenso unrein, selbstverständlich auch ohne sich abzutrocknen wieder heraus. Sehr umständlich ist bei ihm die Reinigung des Kopfhaares: dasselbe wird zunächst mit einer Lösung von Pottasche, gewonnen aus verbrannten Reisstengeln, gewaschen, das Alkali dann durch eine zweite Waschung wieder entfernt und dessen Reste durch eine dritte Waschung mit Citronensaft-haltigem Wasser neutralisirt, welches oft durch Zusatz von starkriechenden Blüthen parfümirt ist. Frauen machen dann nachher mit Kokosöl ihr Haar wieder geschmeidig, was sich bei dem raschen Ranzigwerden des Oels bald durch einen nicht gerade lieblichen Geruch bemerkbar macht. Bei Tisch steht vor jedem Platz ein Schüsselchen oder Glas mit wohlriechendem Wasser zur Reinigung der Hände. Eine ganz eigenartige, aber unter dortigen Verhältnissen sehr nützliche Sitte ist der Gebrauch des Wassers zur Reinigung nach der Stuhlentleerung an Stelle des Papiers, zu welchem Zwecke auf jedem Aborte eine Flasche Wassers, manchmal auch sogenannte Bidets stehen. Abtrocknen ist auch hier überflüssig, da die hohe Lufttemperatur für rasche Verdunstung der Feuchtigkeit sorgt. Diese Sitte ist von den Niederländern fast durchweg angenommen, während die Engländer meist ihrem closetpaper treu bleiben.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Von den neuesten „Europäischen Wanderbildern" (Zürich, Orell Füßli und Comp. vergl. „Globus" Bd. 43, S. 224) ist von besonderem Interesse das Doppelheft 55/56, eine Schilderung des merkwürdigen und herrlich gelegenen, aber in Deutschland wohl wenig bekannten Badeortes **Battaglia** in den Euganeen, welcher unter seinem neuen Besitzer Graf Wimpfen sich bedeutend zu heben beginnt. Unter den Bildern von J. Weber finden sich prächtige Stücke norditalienischer Landschaft. Drei andere Doppelhefte behandeln interessante Punkte der Schweiz mit ihrer weiteren Umgebung, nämlich Chaux-de-Fonds, Locle und den mittlern Lauf des Doubs, den Bürgenstock am Vierwaldstädter See und die graubündische Hauptstadt Chur.

— Ueber ihre in den Monaten Februar bis Mai d. J. ausgeführte **geologische Forschungsreise nach Attika** haben die Professoren **H. Bücking** (in Kiel) und **R. Lepsius** (in Darmstadt) (vergl. „Globus" Bd. 43, S. 143) Folgendes berichtet. Die geologische Aufnahme des **Hymettos**, welche sie sich zur Hauptaufgabe gemacht hatten, mußte sich anfänglich auf eine Orientirung in der näheren Umgebung Athens beschränken, da kaltes unfreundliches Wetter weitere Ausflüge nicht erlaubte und der Hymettos selbst längere Zeit hindurch noch mit Schnee bedeckt war. Die Aufschlüsse in den tief eingeschnittenen Rinnsalen des Ilissos und seiner Zuflüsse sowie die Profile an den Abhängen der Hügel nördlich von Athen wurden genauer untersucht und die geologische Aufnahme des Gebietes im Norden von Athen zwischen der Stadt und dem Turkovuni vollendet. Erst zu Anfang März konnte die Aufnahme des Hymettos beginnen. Leider erkrankte nun Professor Lepsius am typhösen Fieber und mußte Athen verlassen, während Bücking die Aufnahme fortsetzte und bis zu seiner Abreise von Athen, zu Anfang Mai, bis auf die südliche Fortsetzung des Hymettos, den sogenannten „kleinen Hymettos" (Mavrovuni) zum Abschlusse brachte. Daneben machte derselbe auch noch eine Orientirungstour nach Laurion und Sunion und quer über das Pentelikon (Brilettos).

— Die **Auswanderung der Mohammedaner** aus **Bulgarien** und **Ostrumelien** hat wiederum beträchtliche Dimensionen angenommen. Ueber Warna sind seit Anfang dieses Jahres der „Allgemeinen Zeitung" zufolge etwa 100 000 Personen ausgewandert und ebensoviel mohammedanische Bauern von Deli Osman verkaufen jetzt ihren Besitz, um nach Kleinasien überzusiedeln. Aus Ostrumelien sind in den ersten fünf Monaten dieses Jahres etwa 80 000 Türken ausgewandert, und die 100 000 Türken, welche noch in der Provinz ansässig sind, sollen sich nach Angabe der Philippopeler Zeitungen ebenfalls zum Aufbruche rüsten. Die einzelnen Dörfer verkaufen ihren Besitz und schicken Abgeordnete nach Kleinasien, besonders nach den Bezirken von Panderma, Artaki und Brussa, um dort Ländereien zu kaufen und das Nöthige zur Aufnahme der Auswanderer vorzubereiten.

Asien.

— Noch unlängst begnügten sich nach der „Russischen Revue" (XII, Heft 4) die **Mohammedaner Central-Asiens** nicht nur in der Lehrpraxis, sondern auch in Rechtsfragen

und im häuslichen Leben mit handschriftlichen Büchern, während gedruckte Werke sehr selten waren. Erst seit den letzten fünf oder sechs Jahren finden lithographirte Bücher allmählich Eingang, und da sie im Verhältniß zu den handschriftlichen sehr billig sind, so verdrängen sie die letzteren, wodurch die Bücherabschreiber, die sich vornehmlich aus der Zahl der Imams und Mullahs rekrutiren, an Einnahmen verlieren. Die lithographirten Bücher, welche Grammatik, Kriegs- und Rechtswissenschaft, Geschichte und Lexikologie behandeln, werden zumeist in Bombay, Stambul, Kabul und Aegypten angefertigt, wo eigens für die Ausklärung der Mohammedaner Buchdruckereien und lithographische Anstalten bestehen. Ihre Produkte setzen dieselben wesentlich in Centralasien ab, und zwar von Kaschgar bis Chiwa. Die Betheiligung der russischen Buchdruckereien in Bezug auf mohammedanische Litteratur ist noch schwach, und nur die von Kazan haben in dieser Beziehung etwas gethan. Von den daselbst gedruckten „Heftieka" ist eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Exemplaren in Centralasien abgesetzt worden, während die übrigen Werke als „Babur-nameh", verschiedene Dichtungen und Lehrbücher in Asien wenig bekannt sind. Von historischen Handschriften kann man selten ein Exemplar auftreiben, indem diese als Familieneigenthum vom Vater auf den Sohn, von Geschlecht zu Geschlecht sich vererben und nach Alter, Qualität und Quantität der in ihnen enthaltenen Randbemerkungen von gelehrten Lesern im Werthe geschätzt werden. Die gelehrten Mohammedaner wagen es nicht, an den Kommentaren der geachteten Scheichs, Mullahs und Ischans Kritik zu üben und wählen sich nur das ihnen Passende aus.

— Die Regierung von Siam hat ihren Beitritt zu der Internationalen Telegraphen-Konvention erklärt.

— Potanin wird in China die Provinz Kansu und die angrenzenden Theile der Mongolei erforschen. Der durch seine Arbeiten auf Pamir bekannte Topograph Skassi begleitet ihn. Diese anfangs sehr bescheiden geplante Reise (s. oben S. 8) hat jetzt größere Dimensionen angenommen, da ein junger sibirischer Goldwäschereibesitzer Sukatschew zu den Reisekosten 20 000 Rubel beigesteuert hat.

— Im kommenden August wird Prschewalski in Begleitung eines Kosakenkommandos seine neue Reise nach Centralasien und Tibet antreten.

Afrika.

— In Balli, sieben Tagereisen südlich von Ankober, der Hauptstadt von Schoa, haben sich zwei Baseler Missionare, Mayer und Greiner, bei den Gallas niedergelassen. Zu Hunderten hat König Menelek von Schoa diese Heiden taufen lassen und die bei ihnen übliche Ermordung von Kindern und betagten Verwandten abgeschafft. Fünf Tagereisen südlich von der Missionsstation, welche auf einem von Menelek geschenkten Gebiete errichtet ist, liegt der See Zuai mit fünf Inseln, wo Nachkömmlinge der alten abessinischen Herrscherfamilie sich aufhalten.

— G. Révoil, welcher schon dreimal den Norden des Somal-Landes bereist hat, hat sich jetzt nach Makdischu, einer zu Zanzibar gehörigen Küstenstadt unter 2° nördl. Br. begeben, um von dort nach Norden in das Innere einzudringen.

— Ueber die Molluskenfauna des obern Kongogebiets haben wir jetzt durch einige Mollusken, welche Lieutenant Wißmann mitgebracht und Prof. von Martens in der Gesellschaft naturforschender Freunde vorlegte, die erste Kunde erhalten; die Arten schließen sich ganz an die des obern Nilgebietes an, einige, wie z. B. Aetheria Cailliaudi, sind absolut identisch; von der eigenthümlichen Süßwasserfauna des Tanganjika hat sich in den von Wißmann überschrittenen Strömen keine Spur gefunden, ein Fingerzeig dafür, daß der Zufluß, welchen der Kongo aus dem Tanganjika erhält, weder sehr wichtig noch dauernd ist.

Inseln des Stillen Oceans.

— Vor fast acht Jahren wurde der neuseeländischen Regierung W. Colenso's Maori-Englisches Wörterbuch unterbreitet; jetzt ist Aussicht vorhanden, daß dasselbe bald erscheint. Vor Kurzem wurden als Probe 20 Folioseiten gedruckt und dem dortigen Parlamente vorgelegt. Danach hat das Werk einen encyklopädischen Charakter und enthält einen reichen, aus Originalquellen gesammelten Stoff über Sprachen, Ethnologie, Ueberlieferungen, Religionen, Sitten und Gebräuche der polynesischen Völker. Zuerst werden die verschiedenen Bedeutungen jeden Wortes in großem Drucke gegeben, dann jede Bedeutung durch ein oder zwei Beispiele in kleinerm Drucke aus einheimischen Gedichten, Mythen, Legenden, Sprichwörtern und dem Sprachgebrauch erläutert. In dieser Weise sind z. B. vier Seiten angefüllt mit den verschiedenen Bedeutungen und grammatischen Anwendungen des einzigen Wortes a, welches in allen polynesischen Dialekten solche wichtige Rolle spielt. Für die Partikel atu sind nicht weniger als 30 verschiedene Bedeutungen aufgeführt, welche durch 72 Citate belegt werden. Doch sind letztere nur theilweise ins Englische übersetzt. Der Theil Englisch-Maori ist nach demselben Principe bearbeitet, nur daß die Citate für die verschiedenen Bedeutungen der englischen Worte als überflüssig weggelassen sind.

— Am 2. Oktober 1882 hat der französische Missionar J. Vidal in der Assu-Bai (Baie du Massacre) im nordwestlichen Theile der zu den Samoa gehörigen Insel Tutuila die Gebeine von de Langle und seinen Gefährten aufgefunden, welche, zu La Pérouse's Expedition gehörig, vor nahezu einem Jahrhunderte dort von den Eingeborenen erschlagen und von denselben nicht, wie man annahm, aufgefressen, sondern begraben wurden. Vidal hat über der Stelle ein kleines Denkmal errichtet und bringt den Bau einer Sühnekapelle in Anregung.

Polargebiete.

— Auf Kosten des Russen Sibiriakow werden in diesem Jahre mehrere Reisen im arktischen Meere ausgeführt werden. Der Dampfer „Nordenskjöld" soll wiederum versuchen, den Jenisei zu erreichen. In Gothenburg werden zwei Schiffe ebendorthin ausgerüstet, der in Motala neuerbaute Dampfer „Ob" unter Kapitän Weide, und ein anderer unter Kapitän Grönbäck. Beide werden unterwegs versuchen, die im Karischen Meere eingefrorenen Dampfer „Dymphna" und „Varna" zu finden. Ihr eigentlicher Zweck ist, im Jenisei-Busen oder an einer anderen geeigneten Stelle südlich von Nowaja Zemlja einen Stapelplatz mit Waarenmagazinen anzulegen und dort mit einer Anzahl von Samojeden zu überwintern.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIV. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

II.

(Die Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Der letzte Reisetag vor Tabriz (Tauris), der Hauptstadt der Provinz Aderbeidschan, war ein recht unfreundlicher; man befand sich 500 m höher, als in Dschulfa, und bis hierher war der Frühling noch nicht vorgedrungen. Dichte Wolken bedeckten den Himmel, und der heftige Ostwind trieb den Reisenden anfangs Schneeflocken in das Gesicht. Erst als man sich Tabriz näherte, hellte es sich etwas auf, die Sonne schien ab und zu mit ihren bleichen Strahlen herab, und zuletzt zeigten sich, vom Nebel nicht länger verdeckt, die Minarets der Stadt und die blauen Fayenceziegeln der Kuppeln und bald darauf die ganze Stadt, die sich weit am Adschi-su hinzieht. Eben wollte man die über denselben führende Brücke passiren, als die Maulthiertreiber plötzlich hielten, ein Thier entluden, kleine Teppiche auf der Erde ausbreiteten und nach Mekka gewendet ruhig ihr Gebet zu verrichten anfingen, was sie bis dahin niemals regelmäßig gethan hatten. Der wahre Grund des Aufenthalts war aber ein anderer, als Frömmigkeit: am Anfange der Brücke erzählte auf Türkisch ein Derwisch, eine Axt in der Hand, einigen wenigen Zuhörern die Thaten Rustems, und das so stolz, mit so majestätischen Gesten und ausdrucksvollen Geberden, daß man schon danach dem Gange der Handlung zu folgen vermochte. Dieser für Städter gewöhnliche Genuß ist für die Landleute — und das waren die Maulthiertreiber — von hohem Interesse, und keiner von ihnen kann bei solchem herumziehenden Barden vorüberkommen, ohne stehen zu bleiben und der Erzählung vom Kampfe des Nationalhelden gegen Geister und Zauberer zu lauschen.

Die eben erwähnte Brücke ist etwa 160 m lang und 5 m breit, ist aber nicht geradlinig, sondern geknickt; die großen Steine, mit denen sie gepflastert ist, sind dermaßen von den Pferdehufen abgenutzt, daß ihre Passage eine sehr unangenehme Sache ist, und die Leute bei niedrigem Wasserstande lieber den Fluß durchfuhrten. Jenseits derselben beginnt eine lange, beiderseits von Obstgärten eingefaßte Straße, und hier am Eingange der Stadt, wo viele Karawanen vorbeikommen, haben zahllose Bettler jeden Alters und Geschlechtes Posto gefaßt, um das Mitleid der Fremden anzuflehen.

Tabriz (oder Tauris, 1347 m über dem Meere gelegen) ist nächst Teheran die bevölkertste Stadt Persiens und steht an Ausdehnung — ihr Durchmesser beträgt nicht weniger als 12 km — nur Ispahan nach. Dem neuesten Berichterstatter, dem persischen General Houtum-Schindler zufolge zählte sie im Jahre 1870/71 nach officiellen Angaben acht Imamzadeh-Gräber, 318 Moscheen, 100 öffentliche Bäder, 166 Karawanseraien, 3922 Läden, 28 Wachthäuser und 5 christliche (armenische) Kirchen. An Bewohnern enthielt sie damals 34 341 Männer, 39 148 Knaben, 42 042 Frauen und 35 028 Mädchen oder 73 489 Einwohner männlichen (48,41 Proc.) und 77 070 weiblichen (51,19 Proc.) Geschlechts, zusammen 150 559. Indem der General einen jährlichen Zuwachs von nur 0,9 Proc. annimmt, berechnet er für Ende 1881 164 630 Einwohner, darunter 2892 Armenier. Allerdings hat in der jüngsten Zeit der Einfall der Kurden eine derartige Hungersnoth hervorgerufen, daß

die armen Leute im Frühjahre bandenweise die Stadt verließen, um sich von hervorsprießender Luzerne und grünem Getreide zu nähren. Damals ist die Bewohnerzahl sicher um ein Bedeutendes heruntergegangen.

Die Stadt soll im Jahre 791 von der Sultanin Zobeide, der Gemahlin Harun al-Raschid's gegründet worden sein zum Andenken an einen Arzt, der sie von schwerer Krankheit geheilt hatte. Im zehnten Jahrhundert eroberte sie Soliman; aber weil sie ihm gefiel, kaufte er seinen Soldaten das ihnen zustehende Recht dreitägiger Plünderung ab. Vielmals hat sie ihren Herrn gewechselt; nach einander gehörte sie den Abassiden, Buiden, Seldschukiden, den Türken und Russen, seit dem Frieden von Turkmantschai 1828 wieder den Persern. Mit zwei Feinden hat ihr Wohlstand besonders zu kämpfen gehabt, einmal mit den häufigen Erdbeben, welchen im Jahre 1721 nicht weniger als 70 000 und 1780 etwa 40 000 Menschen zum Opfer fielen, und dann mit der Cholera, zuletzt im Jahre 1831.

An alten Denkmälern ist Tabriz nicht reich; aber diejenigen, welche sie besitzt, sind auch aller Beachtung werth. Das interessanteste von allen ist unzweifelhaft die aus dem 15. Jahrhunderte stammende Blaue Moschee, welche unter Dschehan Schah, einem Mogul-Sultan aus der Dynastie der „Schwarzen Hammel“, erbaut wurde. Sie verdient nicht nur wegen der allgemeinen Anordnung und der imposanten Größe ihrer Hauptfaçade, sondern auch wegen der Zierlichkeit ihrer Formen und der vollendet schönen Färbung der prächtigen Fayence-Mosaiken alle Bewunderung. Leider haben Erdbeben ihre Kuppeln erschüttert und zu Boden geworfen, und diese haben im Fallen die rissigen Mauern mit hinab gerissen und so den Boden im Innern mit Trümmerhaufen bedeckt. Daß dann die Einwohner der Stadt die schöne Ruine zum Bau ihrer Wohnhäuser plünderten, trug zu ihrer Verwüstung besonders bei; denn Niemand that diesem Vandalismus Einhalt, da die Moschee ja von Sunniten erbaut war, und diese von den schiitischen Persern viel mehr gehaßt werden, als selbst die Christen. Auch der große, von Arkaden umgebene und in der Mitte mit einem großen Wasserbecken geschmückte Vorhof ist jetzt verschwunden; an seiner Stelle stehen jetzt Privathäuser und am Fuße der Stufen, welche zu dem Haupteingange empor führen, zieht eine Karawanenstraße vorbei. Aber noch in seinem Verfalle übt dieses gewaltige spitzbogige Thor, ringsum bis oben hinauf von einer breiten Spirale aus türkisblauer Fayence eingefaßt, eine großartige Wirkung aus. Die inneren Seiten des Portikus sind mit prachtvollen Fayence-Mosaiken bekleidet, die mit dem Meißel bearbeitet und so scharf an einander gepaßt sind, daß sie wie aus einem Stücke bestehend aussehen. Die darauf befindlichen Zeichnungen erinnern keineswegs an die, für die Kunst der Seldschukiden und Moguls charakteristischen geometrischen Muster, sondern stellen geschmackvolle Blumenketten dar; vortrefflich stehen auch die hellblauen, dunkelgrünen, weißen, braungelben und schwarzen Töne der Verzierungen zu dem dunkelblauen Grundtone, von welchem das ganze Bauwerk seinen Namen bekommen hat.

Derwisch, ein Heldengedicht vortragend.

Eine niedrige Thür in der Innenwand der Eingangshalle führt in das Gotteshaus selbst, welches aus zwei geräumigen, einst mit Kuppeln bedeckten und mit Gallerien umgebenen Sälen besteht. Der zweite derselben, welcher den Mihrab enthält, ist mit kleinen sechseckigen dunkelblauen und mit Goldarabesken verzierten Emailtafeln bekleidet, von welchen sich ein Getäfel aus gebändertem weißen Achat wirkungsvoll abhebt; darüber zieht sich, von Blumen- und Blättergewinden durchzogen, eine große arabische Inschrift hin. Jene schönen Steinplatten, die aus Brüchen am Urumiah-See stammen, sind noch heute unversehrt, Dank ihrer Festigkeit und ihrer Schwere, die sie vor der Zerstörung und Wegführung schützen. Rings um diesen, in seiner ruhigen Pracht und Strenge imponirenden Tempel dehnt sich bis zur Stadtmauer hin ein jetzt verlassener sunnitischer Begräbnißplatz.

Nicht weniger großartig, wenn auch in anderer Weise ist die Burg von Tabriz, ein mächtiges 25 m hohes Mauerwerk, das schon lange vorher, ehe man die Stadt erreicht, die Augen auf sich lenkt. Sie liegt im Mittelpunkte einer weiten Esplanade, welche von einer polygonalen Mauer mit Thürmen und von breiten, tiefen, heute aber zum Theil mit Trümmerwerk ausgefüllten Gräben umgeben ist. Neuere Bauten, worin die Besatzung von Tabriz und eine jetzt still liegende Kanonengießerei untergebracht sind, umgeben die verfallende Burg, von deren Terrasse Feuerwächter die Stadt

Die Gärten von Tabriz.

überschauen. Prächtig ist die Aussicht von dort oben. Felder, schon mit jungem Grün bedeckt, ziehen sich in der Ferne bis zu den Abhängen der schneeigen Hochgebirge, während in der Nähe ein Meer von roth und weiß blühenden Obstbäumen die Erdhäuser der Stadt verdeckt; nur die Kuppeln der Bazare, Karawanserais und Moscheen ragen daraus hervor. In der Ferne bemerkt man einen hohen, von einigen Dörfern umgebenen Tumulus; es sind die Ruinen der Moschee Gazan Chans, welche einst im Centrum der Stadt sich erhob; aber seit 600 Jahren hat sich deren Lage um mehr als 12 km verschoben und nähert sich beständig dem Flusse Adschi-su, der im Nordosten und Norden fließt. Dieses allen orientalischen Städten eigenthümliche Verschieben der Lage ist eine Folge der Landessitten, und zwar des Bestrebens der Moslim, ihre Frauen selbst daheim vor Aller Augen zu verbergen und sie auf der Straße durch sackähnliche, entstellende Kleidung möglichst unkenntlich zu machen. Diese Sitte zwingt zur Anlage doppelter Wohnräume behufs Trennung der Geschlechter, dann zur Herstellung großer Höfe und Gärten, in welchen die Frauen und Töchter des Besitzers sich ergehen können. Da die Nebenräume so viel Platz erfordern, müssen die eigentlichen Wohnzimmer an Zahl sehr beschränkt sein, und sie reichen auch kaum für eine einzige Familie und die Dienerschaft aus. Heirathen die Söhne, so müssen sie das väterliche Haus verlassen und sie bauen sich dann eine eigene Behausung in dem gerade in Mode befindlichen Stadttheile. Beim Tode der Eltern suchen sie die alte Familienwohnung zu vermiethen, und wenn das nicht möglich ist, so nehmen sie das Holzwerk heraus und lassen die Lehmmauern verfallen;

bald geht auch der Pflug über dieselben, während an Stelle der früheren Gärten sich neue Stadttheile erheben.

Als die Reisenden von der Burg durch den Bazar zurückkehrten (18. April), fanden sie denselben fast verlassen; die letzten Kaufleute kramten eben ihre Auslagen zusammen und schlossen die Läden: ein verehrter Priester, der große Muschteïd, war soeben gestorben, ein schöner Greis mit intelligentem Gesichte. Er trug ein doppeltes Gewand, einen Mantel von ganz feiner weißer Wolle und einen riesigen blauen Turban, wie er in Persien nur den Nachkommen des Propheten zusteht. Ein Versuch, welchen Dieulafoy kurz vorher gemacht hatte, den würdigen und majestätischen Greis zu photographiren, war an dessen Widerstand gescheitert, zum Glücke für den Reisenden; denn

Die blaue Moschee in Tabriz von außen.

die fanatischen Bewohner von Tabriz hätten vielleicht den plötzlichen Tod des verehrten Priesters mit dem Processe des Photographirens in unliebsamen ursächlichen Zusammenhang gebracht. Dagegen hatte der Muschteïd dem Reisenden gestattet, ihn nebst seinen Gehilfen abzuzeichnen, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie alle seine Bewegungen verfolgen könnten. Ohne ein officielles Amt zu bekleiden oder Gehalt zu beziehen, haben die Muschteïds (der Name kommt her von der Summe der zur Erlangung der höchsten geistlichen Würde bei den Schiiten nothwendigen Kenntnisse) in Persien stets eine sehr einflußreiche Stellung inne gehabt; nicht die Regierung oder ein geistlicher Vorgesetzter erhebt sie zu derselben, sondern die stumme, doch einmüthige Wahl des Volkes, welches religiöse Belehrung und Schutz gegen die Ungerechtigkeiten der Großen von ihm erhofft. Selten giebt es im ganzen Reiche mehr als drei oder vier solcher Männer. Dieselben müssen als Mollahs bereits zwanzig Jahre in Kerbela oder Nedschef gelebt, sich mehr

Die Burg von Tabriz.

Muschteïd von Tabriz mit seinen Vicaren. (Nach einer Zeichnung des M. Dieulafoy.)

als die 66 Wissenschaften angeeignet und eine zahlreiche Nachkommenschaft aufzuweisen haben. Um das Vertrauen des Volkes zu gewinnen, tragen sie große Sittenreinheit und Enthaltsamkeit zur Schau, leben meist sehr zurückgezogen, gehen Ehrenbezeugungen aus dem Wege, führen erbauliche, salbungsreiche Gespräche und beten länger, als die übrigen Gläubigen. Sehr gesucht sind ihre Gesetzesauslegungen; die schwierigsten Fragen werden von den Richtern ihnen unterbreitet, und ihre Entscheidungen gelten als unwiderruflich, wenn nicht etwa ein noch angesehenerer Muschteïd einen andern Ausspruch thut.

Selten ändern übrigens diese Leute die strenge Lebensweise, welcher sie ihre Erhebung verdanken, um nicht die Frucht jahrelanger Arbeit zu verlieren. Neuerdings strebt allerdings die weltliche Regierung dahin, sich ihrem Einflusse zu entziehen, und die Zeiten sind dahin, wo der berühmte Muschteïd von Ispahan, Hadschi Seid Muhammed Bogir, in der Provinz Irak eine unbeschränkte Gewalt ausübte, Verbrecher zum Tode verurtheilte und in seiner Gegenwart hinrichten ließ, ja zuweilen eigenhändig die Todesstrafe vollzog.

Kann man aber im Allgemeinen die Weisheit und Mäßigung des hohen persischen Klerus nur loben, so gilt ein Gleiches keineswegs von den gewöhnlichen Mollahs, deren Habsucht, Betrügerei, Dummheit, Fanatismus und Unduldsamkeit keine Grenze kennt; nicht einmal der religiösen Pflicht des Almosenspendens kommen sie nach.

Das Begräbniß des Muschteïd fand der Sitte gemäß zwei Stunden nach dem Tode statt, und in Massen eilte das Volk nach dem Sterbehause, um am Leichenzuge theilzunehmen. Voran sprang schreiend und heulend eine zahllose Schar von Knaben; dann folgte der Leichnam, von vier rasch einherschreitenden Männern auf einer Bahre getragen, mit einem schönen Kaschmirshawl bedeckt und auf dem Haupte den blauen Turban, und nun in wirrem Durcheinander eine enorme Menge von Männern jeden Alters und Standes, sich drängend und stoßend, um jenen Kaschmirshawl zu küssen oder wenigstens mit der Hand zu berühren; den Beschluß machen verhüllte Frauen, laut kreischend und schreiend. Aber vom Statthalter, den hohen Würdenträgern und Soldaten war nichts zu bemerken.

Perserin im Straßenanzuge.

Uebrigens findet ein so schnelles Begräbniß nicht nur bei hohen Geistlichen, sondern allgemein statt; sein Hauptnachtheil ist, daß dadurch Verbrechen bemäntelt werden. Sobald Jemand todt ist, benachrichtigt die Familie Freunde und Verwandte und läßt ihn binnen zwei Stunden begraben, ohne daß ein Arzt den Tod oder die Ursache desselben konstatirt. Die Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden kümmert die Perser nur wenig; denn die Armen meinen, daß die Todten einer großen Last ledig geworden seien, und die Reichen schicken ihre Leichen nach Kerbela oder Nedschef, wohin die Karawane so lange unterwegs ist, daß jeder Scheintodte inzwischen wieder zu sich kommen kann. Die Leichen werden auf dem Begräbnißplatze ohne Sarg in eine flache Grube gelegt, den Kopf nach Mekka gerichtet und unter den Achseln zwei kleine hölzerne Krücken, damit sich der Todte beim Rufe des Engels Azraël daran aufrichten könne. Beim Begräbniß einer Frau halten die nächsten Verwandten im Augenblicke des Herablassens der Leiche einen dichten Schleier um das Grab, um ihre Formen vor den Blicken Neugieriger zu verbergen.

Der Arzt in Niederländisch-Indien.

II.

D—r. Die *Ernährungsweise* zeigt in gewisser Beziehung bei allen Nationen in Niederländisch-Indien einige Gleichmäßigkeit. Nur an den Küstenplätzen läßt sich einigermaßen nach europäischer Sitte essen und trinken, im Landesinneren ist man hauptsächlich auf die Produkte des Landes angewiesen und genießt nur nebenbei noch von der Küste her bezogene Lebensmittel, welche sich in Vorrath halten lassen, ohne zu verderben. Wegen der besonders durch die schlechten Wege sehr mühsamen Anfuhr werden diese Vorräthe gleich im Großen angeschafft, so daß eine indische

Speisekammer aussieht wie ein wohlgefülltes Verkaufslager. Alle Lebensmittel halten sich in Folge der Hitze und großen Feuchtigkeit schlecht, Fleisch und Fisch sind nach 48 Stunden ungenießbar, fette Fleischspeisen, besonders Geflügel, werden sehr rasch ranzig, Mehlspeisen sind nach 24 Stunden sauer und mit Essig bereitete saure Speisen bedecken sich bald mit Schimmelpilzen. Außerdem fallen noch die weißen Ameisen über das Essen her; man setzt deshalb meist die Speiseschüsseln in ein größeres Gefäß mit Wasser und die Füße der Eßschränke jeden in ein Schüsselchen mit Wasser, so daß dieses gleichsam einen kleinen Graben um die Schrankfüße herum bildet, den die Ameisen nicht überschreiten. Fliegen kommen weniger vor. Im Allgemeinen kann man die Ernährungsweise in Indien als eine bessere bezeichnen, als die in Europa übliche, weil für andere Lebensbedürfnisse, Wohnung und Kleidung weniger Geld ausgegeben zu werden braucht und daher um so mehr für gute Ernährung verwendet werden kann. Die Kleidung ist eben eine sehr einfache und der Mode wenig unterworfene, und als Wohnung genügt eine Bambuhütte. Wenn auch, wie überhaupt in den Tropen, bei der Ernährungsweise die vegetabilischen Nahrungsmittel die Hauptrolle spielen und Fett und thierische Substanzen nur geringeren Werth haben, so ist doch die Reichhaltigkeit der von der Thierwelt herrührenden Nahrungsmittel eine sehr große. Man findet in Indien zunächst, wenn auch etwas anders zubereitet, fast alle auch bei uns genossenen Fleischsorten; außer diesen ist noch anzuführen das Fleisch von dem Zebu ähnlichen Rinderarten, deren Höcker als Leckerbissen gilt, das von Büffeln, besonders von jungen noch nicht zur Arbeit verwendeten Thieren, deren Schlachten und Verzehren bei inländischen Festen eine große Rolle spielt; Hasen sind hier nur in der Form des Hasenpfeffers genießbar; dann ißt man noch Pferde, Hunde, auch die delikaten fliegenden Hunde; Fleischpräserven in Blechbüchsen werden viel aus Australien eingeführt. Von Geflügel ist das Huhn so beliebt, daß man den mittlern Gebrauch davon bei Europäern und ihnen nahestehenden Rassen, also Mischlingen, auf ein Huhn pro Kopf und Tag rechnen kann, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß die dortigen Hühnerarten kleiner als die unserigen sind. Die Eingeborenen essen meist Fisch, der an der Sonne getrocknet ungefähr drei Monate aufbewahrt werden kann. Eine andere weniger appetitliche Bereitungsweise ist das „Trasi“, ein Nationalgericht, welches so beliebt ist, daß es als sehr erwünschte Zugabe zum Reis gilt. Es werden hierzu kleinere Fische mit Wasser und Salz in einem Topf faulen gelassen, bis sich daraus ein Brei bildet, dessen flüssige Theile abgegossen und als Sauce verwendet werden, während man die festeren Theile in Kuchen getrocknet aufbewahrt und trotz des aashaften Gestankes zum Reis verzehrt. Sonstige Leckerbissen sind noch die schon genannten weißen Ameisen, die geröstet und mit Mehl zu Kuchen gebacken wie Mandeln schmecken sollen, dann Bienen, mit Honig in ein Blatt gewickelt und geröstet und allerlei Ungeziefer, auch solches, welches bei der gegenseitigen Kopfreinigung gewonnen wird. Garneelen werden sehr viel und auf vielerlei Weise zubereitet genossen, von den dortigen Chinesen in rohem Zustande, indem sie die Thiere in Wein trunken machen, sie dann beim Herumspringen fangen und lebend verschlucken. Außerdem ist in jedem inländischen Kaufladen eine eßbare Erdart käuflich; in den Steinkohlenbergwerken von Borneo wird dann noch eine Art Kohlenschiefer gegessen, dessen längerer Genuß Krankheit erzeugen und zum Tode führen kann, unter Erscheinungen, die denen beim Opiumessen ähneln sollen.

Unter den Getränken ist das wichtigste das Eiswasser, in der Regel 4° C. kalt. Außer den importirten Spirituosen wird im Lande selbst ein gegohrenes Getränk aus dem zuckerreichen Saft verschiedener Palmenarten gewonnen, wovon ein Baum bei richtiger Behandlung während ungefähr drei Monaten acht Liter täglich liefern kann. Manchmal setzt man noch den Saft anderer Pflanzen dazu, um dem Palmwein eine mehr betäubende Wirkung zu verleihen. Er enthält sonst ungefähr 3 Proc. Alkohol, also ungefähr so viel wie unser leichtes Lagerbier, doch wirkt er mit kleinen Quantitäten Bier, Arak oder Genever zusammen genossen so, daß eine akute starke Betrunkenheit entsteht, die sich bis zu einem Zustand der Raserei steigern kann. Die Ursache davon ist nicht sicher gestellt; vielleicht wirkt die Kohlensäure, welche in dem stark gährenden Getränk durch Berührung mit Alkohol auf einmal frei wird, erweiternd auf die Blutgefäße, auch auf die des Gehirns ein, so daß der Zustand auf eine plötzliche Blutüberfüllung des Gehirns zurückgeführt werden könnte. Wegen der angegebenen Wirkung ist übrigens der Genuß des Palmweins in der Niederländisch-Ostindischen Armee streng verboten.

Der höchst sonderbaren Art der Zubereitung halber ist noch ein bei den Papuas gebräuchliches aus einer Pfefferpflanze, wahrscheinlich Piper methysticum, dargestelltes Getränk erwähnenswerth. Frische Blätter dieser Pflanze werden nämlich von kleinen Knaben gekaut; wer müde ist, giebt sein Gekautes dem Nächsten und so fort, bis es ganz durchweicht ist. Alle die mit Speichel durchtränkten gekauten Ballen werden in eine durchlöcherte Kokosschale gefüllt, welche mit etwas Gras ausgelegt ist, und dann ausgepreßt. Der dickliche sehr bitter schmeckende Saft wird aus eigens dazu bestimmten Bechern getrunken.

Die gewöhnliche tägliche Lebensweise des Eingeborenen ist die: er hat zwei Mahlzeiten des Tages, Morgens gegen 11 Uhr und zum Sonnenuntergang. Dieselben bestehen aus sehr viel Reis, mit Salz und irgend einer Zuthat, besonders dem oben erwähnten übel riechenden „Trasi“, sowie einigem grünen Gemüse. Jeden fünften Tag, an Markttagen, giebt es dazu etwas getrockneten oder gesalzenen Fisch. Früh wird außerdem eine Tasse dünnen Kaffees oder Zuckerwasser und von Bemittelten dazu ein Gebäck von Reis genossen, und im Laufe des Tages einiges Obst oder rohe Gurken. Man rechnet durchschnittlich pro Tag auf den Erwachsenen 617 g Reis. Das Essen selbst geschieht meist mit den drei ersten Fingern der rechten Hand; der Reis und die Zuspeisen sind auf einer Anzahl Schüsselchen oder auf Baumblättern vor und um den Speisenden herum aufgestellt, der abwechselnd von Allem nimmt und sich von Zeit zu Zeit in einem dabei stehenden Töpfchen mit Wasser die Finger abspült.

Besondere Eigenthümlichkeiten finden sich noch in den Mahlzeiten der Chinesen in Indien. Der gewöhnliche Chinese ißt aus Aberglauben, weil er das Rind als zum Ackerbau, nicht zum Schlachten geschaffen hält, kein Rindfleisch, sondern viel Schweinefleisch, Fisch und grünes Gemüse zum Reis, und liebt sehr das Obst. Bei Festmahlen geht der Chinese in dem Streben, dem Geschmack seines Gastes, auch des Nichtchinesen, gerecht zu werden, etwas weit, so daß ein solches Festmenu aus einer Unzahl sowohl specifisch chinesischer als europäischer Gerichte besteht. Es ist nicht uninteressant, auf ein solches Menu einer chinesischen Festtafel, welcher Europäer beiwohnten, einzugehen: auf dem Tisch waren aufgesetzt zu beliebigem Zugreifen verschiedenes Obst, kleine Stücken Enten- und Schweinefleisch, und grüngefärbte harte Eier; herumgereicht wurden außerdem 24 Gerichte der verschiedensten Art, abwechselnd eine Fleischspeise, dann wieder einmal Thee mit Kuchen, Fisch, Vogelnester, Austern, Hachés von Hund, Katze, Ratte, betrunkene

Garneelen u. s. w. und höchst sonderbarer Weise zum Schluß und als Dessert verschiedene Arten Suppen.

Als Genußmittel sind in Indien der Tabak, Sirih und Opium in Gebrauch. Sirih ist eine Mischung verschiedener Ingredienzien, deren wichtigste Blätter der Sirih- oder Betelpflanze (Arēca Catechu) sind. Außerdem gehören dazu feiner Muschelkalk, Betelnüsse, Tabak und noch einige pflanzliche Produkte. Alle diese Bestandtheile werden in einer in einzelne Fächer getheilten Dose mitgeführt und der Sirih dann so zubereitet, daß man in ein Blatt der Betelpflanze die übrigen Bestandtheile einwickelt. Das Ganze wird dann gekaut, worauf der Speichel eine rothe oder braune Farbe annimmt und ab und zu in kräftigem, spritzendem Strahle entleert wird; bei längerm Gebrauch nehmen die Lippen und die Mundschleimhaut eine intensiv rothe, die Zähne eine schwarze Farbe an, während die äußere Haut um die Lippen herum sich heller, manchmal fast weiß färbt. Dies giebt den Gesichtern der Sirihkauer einen eigenthümlichen Ausdruck, der übrigens für so schön gilt, daß der Javane den rothgefärbten Mund seiner Liebsten mit den schwarzen Zähnen sehr poesievoll mit einem durch Ueberreife geborstenen Granatapfel vergleicht. Die Sitte ist bei den Eingeborenen bei beiden Geschlechtern und vom 10. Lebensjahre ungefähr ab allgemein, es geht sogar so weit, daß in Krankenhäusern die nöthigen Ingredienzien zum Sirih genau abgetheilt an jeden Kranken verausgabt werden. Ein Berichterstatter schildert die Wirkung als „ein zusammenziehendes, prickelndes, halb peinliches, halb wollüstiges Gefühl, welches Hunger und Durst vergessen läßt und das ganze Nervensystem in Beschlag nimmt".

Betreffs des Opiumgenusses sei nur angeführt, daß er gleichfalls unter den Eingeborenen so verbreitet ist, daß man sogar bei armen Landbewohnern den durchschnittlichen jährlichen Verbrauch an Opium dem Werthe nach auf 11 bis 12 Gulden schätzt. Seine Wirkung wird von Dr. N. von Maclay, der an sich selbst Versuche anstellte, folgendermaßen beschrieben: „Nachdem man eine genügende Dosis geraucht hat, verfällt man in einen Zustand der tiefsten Ruhe; man hat das Gefühl, daß man nichts, absolut gar nichts verlangt. Da man an gar nichts denkt, sich an nichts erinnert, nichts wünscht, so hat man das Gefühl seines eigenen „Ich" völlig verloren. Dies Gefühl der absoluten Ruhe und des Nichts weiter Verlangens ist so anziehend und wohlthuend, daß man es betrauert, aus diesem Zustande wieder zu erwachen."

In einem besondern Anhange bespricht van der Burg die Genußmittel, welche sich auf das Geschlechtsleben beziehen. Die indischen Völker gehen dabei mit einem unheimlichen Raffinement zu Werke, und verdient der Kaleng oder Uttang specielle Erwähnung; über letztern findet sich eine Schilderung von A. B. Meyer in Nro. 9, VII. Band der „Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien".

Trotz des im Allgemeinen geringen Nährwerths der landesüblichen Nahrung entwickelt der Eingeborene doch große Muskelkraft und ist ausdauernd in der Arbeit; er ist ein guter Reiter und legt auch zu Fuß selbst mit schweren Lasten beladen große Strecken zurück. Hinsichtlich des Schlafens bindet er sich weder an Zeit noch Ort: er schläft, wann und wo es gerade paßt mit oder ohne eine Kopfunterlage in Form eines kleines Rollkissens. Eine regelmäßige Nachtruhe kennt er nicht, bei hellerm Mondschein sitzt er den größten Theil der Nacht mit anderen wachend zusammen, und bei Festlichkeiten denkt man gar nicht an Schlaf. Andererseits aber lassen sie sich manchmal auch am Tage nicht durch großen Lärm in ihrer Ruhe stören. Ihre gewöhnliche Sitzart ist die mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen oder ein einfaches, aber wunderbar ausdauerndes Niederhocken. Die Europäer bedienen sich fast allgemein zum Sitzen der Schaukelstühle mit Vorrichtung zum Hochlegen der Beine, sogenannten Faullenzer. Das Bedürfniß dazu liegt in dem Gefühl der Schwere in den Beinen, welches dadurch verursacht wird, daß in Folge des Tropenklimas eine Erschlaffung der Blutgefäßwände in der Haut eintritt und sich das Blut in den dadurch erweiterten Blutgefäßen der Beine seiner Schwere nach stärker anstaut. Zur Verhütung der gleichfalls unter den Tropen leicht auftretenden Kongestionen zu verschiedenen inneren Organen ist eine regelmäßige Körperbewegung anzurathen und verdient hierzu das Reiten besondere Empfehlung. Ueberhaupt übt nicht nur das Klima, sondern noch mehr die Eintönigkeit der Umgebung anfangs einen bedrückenden Einfluß auf den nach Indien kommenden Europäer aus: arbeiten, sich bewegen, sich anstrengen sind dagegen die erfolgreichsten Mittel; es ist dies sowohl für den, der noch keinen Grund hat, mit seinem Loos zufrieden zu sein und deshalb weiter streben muß, eine zweckmäßige Zerstreuung, als es für den, der in günstigen Verhältnissen lebt, ein Mittel ist, sich die Gesundheit zu bewahren. Eine unter den Eingeborenen allgemein, unter Europäern häufig übliche passive Bewegung ist eine Art Massage, welche gewöhnlich von älteren Frauen ausgeübt wird und in einem höchst schmerzhaften Reiben und Kneipen des ganzen Körpers besteht, dem ein Gefühl des Wohlbehagens folgen soll; die Sache kann durch Mißbrauch so zum Bedürfniß werden, daß manche nicht schlafen können ohne diese Procedur.

Die Ungunst der klimatischen Verhältnisse spricht sich besonders in den hohen Sterbeziffern aus, welche aber mit einiger Zuverlässigkeit nur für die Armee festgestellt sind. Es sterben von den europäischen Mannschaften jährlich durchschnittlich fast 6 Proc. (verglichen mit deutschen Verhältnissen mehr als das Zehnfache dieser) und zwar an den Küstenplätzen fast doppelt so viel als im Innern des Landes. Für den aus Eingeborenen bestehenden Theil der Armee stellt sich die Zahl etwas günstiger und zwar auf 3,78 Proc. Bei der Würdigung der statistischen Ergebnisse ist übrigens zu beachten, daß nach dem Wortlaut der indischen Gesetze sowohl in der Armee als auch in bürgerlichen Verhältnissen der Begriff „Europäer" ein unglaublich weitgehender ist. Es gehören dazu nicht bloß Weiße und deren Abkömmlinge aus Kreuzungen mit Malaien, Chinesen, und aus den Kreuzungen dieser Mischlinge unter einander, sondern eigenthümlicher Weise auch die Neger, soweit sie Christen sind und deren Abkömmlinge aus Verbindungen dieser mit den eben erwähnten Mischlingen. Den größten Theil der als Europäer bezeichneten Bevölkerung bilden somit die Mischrassen. Was sonst noch die statistischen Schlüsse, die auf Europäer Bezug haben, trübt, ist der Umstand, daß Europäer mit schweren Leiden meist, bevor sie in Indien sterben, in die Heimath gebracht werden, um sie den Gefahren des Klimas zu entreißen. Gleichwohl steht fest, daß die Sterblichkeit der Weißen in dem höher gelegenen Innern des Landes ungefähr $1\frac{1}{2}$ mal kleiner ist als an der Küste und die der Eingeborenen zweimal kleiner. Das Hauptmoment ist hierbei die an der Küste häufiger vorkommende Malaria, dann kommt noch dazu, daß man sich in höher gelegenen Gegenden überhaupt wohler und freier fühlt, mehr Eßlust hat u. s. w. Was das Verhalten der verschiedenen Lebensalter beim Uebergang aus dem gemäßigten in das tropische Klima anbetrifft, so bekommt dieser Kindern und bejahrten Leuten wohl am besten, welche letztere sich im heißen Klima sogar bedeutend wohler fühlen; am schlechtesten verträgt die Uebersiedelung das Pubertätsalter,

weil hier der Organismus sich ohnehin in einem Zustand leichter Reizbarkeit befindet.

Der Einfluß des Tropenklimas auf den Menschen spricht sich zunächst in einer geringeren Energie der Muskelthätigkeit, und damit auch in einer weniger ergiebigen Wirksamkeit der Athemmuskulatur aus. Die oberflächlichen Athemzüge im Verein mit dem Umstande, daß aus der stark verdünnten Luft überhaupt weniger Sauerstoff in's Blut aufgenommen wird, hat zur Folge, daß das Blut einen mehr venösen Charakter behält. Gleichzeitig ist durch die hohe Temperatur die Herzthätigkeit stets vermehrt und kann durch geringe physische Eindrücke geradezu stürmisch werden. Die oberflächlichen Hautgefäße sind immer stärker gefüllt, daher die sehr häufige Bildung von Krampfadern an den unteren Gliedmaßen. Ferner sind sehr häufig zu beobachten Reizungserscheinungen seitens des Gehirns, Kopfschmerz, Schlaflosigkeit, nervöse Gereiztheit, dann Kongestionen nach den Verdauungsorganen mit Verstopfung oder Diarrhöe und besonders die fast unvermeidlich auftretende Leberschwellung. Auf der äußeren Haut zeigt sich eine beständige, zeitweilig profuse Schweißsekretion, auf ihr spielen sich ungemein häufig gewisse Krankheitsformen, Lichen tropicus oder rother Hund, Furunculose und die Effekte von Muskitostichen ab, gegen welche letztere übrigens Quassiaaufgüsse oder Einreibungen mit Oel prophylaktisch mit Erfolg angewendet werden. Der Geschlechtstrieb ist vermehrt; bei der starken Absonderung der Talgdrüsen am Gliede ist die Beschneidung, eine religiöse Vorschrift, welche auch bei Mädchen geübt wird, als eine vortreffliche hygienische Maßregel zu betrachten. Zur Reinigung der äußeren Ohrgänge von dem gleichfalls sehr stark abgesonderten Ohrenschmalz hat sich unter den Chinesen eine besondere Berufsklasse, die Ohrenreiniger, gebildet, welche auch von Europäern in Nahrung gesetzt wird.

Ueber den Einfluß des Tropenklimas auf die geistige Thätigkeit spricht sich van der Burg dahin aus, daß trotz der hohen Temperatur eine angestrengte ersprießliche Geistesarbeit möglich ist, daß sie sogar insofern von großem Werthe für das Wohlbefinden ist, als es durch sie gelingt, der sonst naheliegenden Verleitung zum Alkoholgenuß und zu übermäßiger Befriedigung des Geschlechtstriebes zu widerstehen. Wenn er aber trotzdem dafür stimmt, daß, wie es auch bisher üblich gewesen, die in Indien geborenen europäischen Kinder in das Mutterland zur Erziehung geschickt werden, so geschieht dies aus folgenden Gründen. Einmal entwickelt sich der kindliche Körper in der gemäßigten Zone besser und kräftiger und kann später den Gefährnissen des Tropenklimas besser widerstehen; dann aber fehlt in Indien jedes zu der „éducation de la rue“ nöthige Moment: es fehlt die große feine Welt, es fehlt die Kunst; nirgends finden sich Bauten von architektonischer Schönheit, nirgends industrielle Leistungen, nirgends ein aufgewecktes Volksleben, Bildhauerkunst ist so gut wie unbekannt, Bildersammlungen werden durch die Feuchtigkeit der Luft und Insekten sehr erschwert. Die inländische Kunst ist zwar in reichlichem Maße vertreten und in schönen Museen zusammengestellt, doch bietet sie mehr Stoff zu Studien für den bereits künstlerisch Geschulten, als zur Belehrung für den noch zu Bildenden.

Das Bewußtsein, die Kinder in einem gewissen Lebensalter zur Erziehung in die weite Ferne schicken zu müssen, hat natürlich besonders für die Mütter, denen in Indien ohnehin im Vergleich mit der Heimath so vieles das Leben angenehmer Gestaltende fehlt, etwas sehr Bedrückendes, und findet seinen Ausdruck in der häufig zu beobachtenden Niedergeschlagenheit und dem leicht entstehenden Heimweh bei europäischen Frauen.

Die Frage der eigentlichen Kolonisirung des Landes durch Europäer beantwortet van der Burg dahin, daß diese nicht im Stande sind, ihre Rasse in diesen Breiten auf die Dauer rein und gesund zu erhalten. Er versteht dabei unter Kolonisirung eines Landes die Möglichkeit, dauernd dort zu verbleiben, den Lebensunterhalt zu erwerben, das Geschlecht rein fortzupflanzen, alles ohne Nachtheil für die Gesundheit und ohne die Nothwendigkeit einer Rückkehr nach oder neuen Nachschubs aus dem Mutterlande. Dem steht aber Vieles entgegen: zunächst bleibt fast bei keinem Europäer das Klima ohne Einfluß, fast alle leiden wenigstens an Blutarmuth, der sich mit der Zeit die anderen schon besprochenen Krankheitszustände innerer Organe, besonders der Leber, hinzugesellen; Frauen leiden wieder mehr als Männer, und diesen liegt es dann sehr nahe, da nun einmal das Bedürfniß zum geschlechtlichen Verkehr vermehrt vorhanden ist, solchen vorzugsweise mit den gesunden, kräftigen und dabei sehr gern und leicht zur Verfügung stehenden eingeborenen Frauen zu pflegen. Das Resultat davon sind Mischlinge. Allerdings giebt es nach den Mittheilungen des Militärarztes Rombach, der mit dem Residenten von Amboina, Riedel, im November 1880 eine Reise dorthin unternahm, auf der Insel Kisser, gelegen unter dem 8. Grad südl. Br., nordöstlich von Timor, einen weißen Stamm, der von europäischen Soldaten, die im Dienste der vormaligen ostindischen Kompagnie die Insel gegen Ende des 17. Jahrhunderts besetzt hielten, abstammen sollen. Manche derselben haben weiße Hautfarbe, blonde Haare und blaue Augen und ihre Namen erinnern an holländischen, deutschen und französischen Ursprung, z. B. Bakker, Joosten, Kaffen, Lertes u. s. w. Sie sind Christen und heirathen nur unter sich; sonst aber leben sie vollständig wie Eingeborene, sprechen deren Sprache und kleiden sich wie sie. Zum Ackerbau bedienen sie sich Sklaven, die sie auf benachbarten Inseln kaufen; vielleicht sind sie gerade aus dem letztern Grunde, weil sie den Boden nicht selbst bearbeiten und dadurch der vorzüglichsten Gelegenheit zur Infektion mit Malaria aus dem Wege gehen, bis jetzt vor dieser verderblichsten der tropischen Krankheiten und vor dem Aussterben verschont geblieben.

Aus allem Gesagten ergeben sich für den eingewanderten Europäer folgende Lebensregeln: nach der Ankunft in Indien wohne man zunächst in bergigen Gegenden oder doch möglichst von der Küste entfernt; man wähle ein hohes Haus, aber ohne Stockwerke, schließe des Nachts die Jalousien, nicht die Fenster selbst, es sei denn in Küsten- oder sumpfigen Gegenden. Die Betten sollen etwas über dem Boden erhöht stehen. Die beste Kleidung ist die aus weißem Kattun, die Kopfbedeckung sei groß und leicht; täglich nehme man zwei Bäder, früh eine Stunde nach dem Aufstehen und Abends gegen 5 bis 6 Uhr, gewöhnlich in Form eines Schöpf- oder Sturzbades. Allmähliche Gewöhnung an indische Ernährungsweise ist anzurathen, doch sind anfangs stark säure- und wasserhaltige Früchte, wie Ananas und Gurken zu vermeiden, und reichlich Eiweißstoffe (Fleisch) zu genießen. Bei längerem Verbleiben müssen dann die pikanten Zuspeisen, besonders der spanische Pfeffer (Capsicum annuum) mit genossen werden, da sonst Atonie des Darmes mit Obstruktion oder Diarrhöe eintritt. Als Getränk ist am besten Eiswasser, gewöhnlich 4° C. kühl, dann Milch, kohlensaure Wässer, Kaffee, Thee u. s. w. zu empfehlen. Spirituosen sind möglichst zu vermeiden. Man kann physisch und psychisch so viel arbeiten, wie man will, nur gönne man sich auch die nöthige Ruhe. Uebermäßige Geistesarbeit äußert sich bald durch Schlaflosigkeit. Ausschweifungen jeder Art schaden hier

mehr als anderswo, weil sie den Körper schwächen und seine Widerstandskraft vermindern.

Das letzte Kapitel des 1. Theiles dieses Werkes bespricht die äußeren Bedingungen der ärztlichen Praxis. Die Ausübung derselben steht nach dem Gesetze nur denen frei, welche die entsprechenden Examina bestanden und ein Diplom darüber erlangt haben. Dieses Gesetz wird aber thatfächlich nicht aufrecht erhalten, sondern es besteht außer den Aerzten eine besondere Klasse von die Heilkunde ausübenden Personen, welche ein sehr großes und allgemeines Vertrauen genießen. Gebildet wird diese Berufsklasse fast ganz aus halb-europäischen älteren Frauen, die ihrem Hautkolorit und dem Lebensalter nach einmal sehr treffend als „Extrakt-Receptbücher in Pergament-Einband“ bezeichnet wurden. Auch beim europäischen Publikum werden diese Weiber als Heilkundige anerkannt, und es ist keine Seltenheit, daß einem Arzte der Vorschlag gemacht wird, in einem oder dem andern Krankheitsfalle eine derartige Person zur Konsultation mit heranzuziehen. Dabei bestehen die ganzen Kenntnisse derselben meist nur in einigen Recepten von Dekokten und Aufgüssen von Pflanzentheilen, welche sie aus meist geschriebenen Receptbüchern entnehmen, die sehr an ähnliche bei uns aus der guten alten Zeit erinnern; sie geben nur gewisse Symptome an, gegen welche das Recept bestimmt ist, z. B. „wenn einer nicht laufen kann“, „wenn die Beine krumm sind“, „um die Gebärmutter auszutrocknen“, „gegen das Geschrei der Kinder“ u. s. w. Von Erkennen des zu Grunde liegenden Leidens ist nicht die Rede; dabei sind einige der angewendeten Mittel ganz rationell, während in manchen Fällen viel Schaden dadurch gethan werden kann. Häufig wird ein Arzt nur konsultirt, um die Diagnose des Leidens feststellen zu lassen, während die Behandlung dann von einer heilkundigen Frau übernommen wird. Im Uebrigen ist die Stellung der Aerzte auch in pekuniärer Beziehung keine allzugünstige, weil die Ausgaben zu den Einnahmen in keinem entsprechenden Verhältniß stehen. Der Lebensunterhalt ist sehr theuer und dann fällt noch sehr ins Gewicht die Nothwendigkeit zum Zwecke des Fortkommens Pferde und Wagen zu halten. Ohne dies ist eine Praxis bei den großen Flächenräumen, mit denen man in Indien zu thun hat, nicht denkbar; Batavia z. B. erstreckt sich über ein Areal von ca. 45 qkm, und sind hier acht Pferde die kleinste Zahl, mit der ein Arzt auskommt. Man kann die jährlichen Ausgaben nur für Alles, was zum Fortkommen gehört, auf 6000 holländische Gulden oder 10 000 Mark schätzen. In Batavia besteht übrigens eine eigene Einrichtung, die sich aber bei den großen Entfernungen sehr bewährt: es wird dort an den Häusern, wo man den Besuch des Arztes wünscht, eine kleine Flagge von bestimmter Farbe, die für jeden Arzt verschieden ist, ausgehängt, so daß dieser im Vorbeifahren den Besuch gleich mit abmachen kann. Früher waren die Chinesen recht dankbare Patienten in Bezug auf Bezahlung und auffallend freigebig in Geschenken, sie haben sich jedoch neuerdings geändert. Ein Chinese beschwerte sich über die nach seiner Ansicht zu hohe Rechnung seines Arztes über Behandlung in einer zwar schweren, aber nicht langwierigen Krankheit; als dieser ihm vorhielt, daß er seinem Rechtsanwalt ja doch viel höhere Summen für viel weniger ernsthafte Bemühungen ohne Murren bezahle, war die Antwort: „Das ist richtig, aber ein Advokat muß auch lange über die Sache nachdenken, während der Arzt Alles in einem Augenblick auf einen Zettel geschrieben hat“. An einer zu Batavia begründeten Schule zur Heranbildung von Eingeborenen zum ärztlichen Beruf, Dokters djawa genannt, war van der Burg sieben Jahre lang als Lehrer thätig. Er bezeichnet die Resultate des Unterrichts nicht gerade als glänzende, doch gingen einzelne praktisch Brauchbare daraus hervor. Die Einrichtung ist übrigens noch zu neu, um über ihren Werth ein endgiltiges Urtheil fällen zu können.

Zum Schluß giebt van der Burg noch einige Winke betreffs der Ausstattung mit Instrumenten und Arzneimitteln. Als Uhr ist nur eine gute Cylinderuhr zu empfehlen, Ankeruhren sollen sich dort rasch als unbrauchbar erweisen; weshalb, wird nicht angegeben. Von Instrumenten soll nur das Nöthigste vorräthig gehalten werden, da deren Instandhaltung in diesen Breiten sehr viel Zeit und Mühe kostet; je weniger Stahl an ihnen vorkommt, desto besser, sie seien entweder von Silber oder vernickelt; die Etuis müssen von gut getrocknetem Holze gefertigt und nicht mit Sammet ausgekleidet sein. Bücher konservirt man am besten gegen Feuchtigkeit und Insekten in Holzkästen mit Schiebedeckeln, aus welchen man durch Uebereinanderstellen auch ein Büchergestell bilden kann.

Das besprochene Werk liefert durch die Vielseitigkeit und Gründlichkeit des darin niedergelegten Wissens den besten Beweis für die Wahrheit des Ausspruchs van der Burg's, daß auch in tropischen Klimaten eine ersprießliche Geistesarbeit möglich sei.

Oskar Schneider's naturwissenschaftliche Beiträge zur Geographie und Kulturgeschichte.

Unter diesem Titel hat Dr. O. Schneider in Dresden fünf Monographien gesammelt erscheinen lassen (Dresden 1883, Bleyl und Kämmerer), welche merkwürdige Naturprodukte Aegyptens, Siciliens und Kaukasiens, ihr Vorkommen, ihre natürlichen Eigenschaften, ihre Verwendung und Geschichte behandeln. Diese verschiedenen Gesichtspunkte, unter welchen die Themata betrachtet worden sind, erforderten natürlich Studien und Untersuchungen auf sehr verschiedenen Gebieten des Wissens und veranlaßten Beiträge mannigfacher Art von befreundeten Gelehrten, haben aber dazu beigetragen, die verschiedenen Wissenszweige mehr oder weniger zu fördern, so daß nicht nur Mineralogen und Geologen, sondern auch Geographen, Historiker und stellenweise Philologen das Buch mit Nutzen zu Rathe ziehen werden. Der erste Aufsatz handelt „Ueber Anschwemmung von antikem Arbeitsmaterial an der Alexandriner Küste“, von jenen theils rohen, theils bearbeiteten Bruchstücken von 37 verschiedenen Mineralien (darunter Smaragd, Saphir, Chrysolith, Türkis, Lasurstein, Granat, Onyx, Chalcedon, Achat u. s. w.), welche das Meer im Nordosten der heutigen Stadt auswirft. Schneider nimmt an, daß in dem Königspalaste auf der einstigen, jetzt zum

größten Theile weggespülten Halbinsel Lochias ein Atelier von königlichen Hausjuwelieren bestanden habe, und daß jene Anschwemmungen davon herrühren. Die Mineralien geht er einzeln durch und bespricht die Kenntniß, welche die Alten davon hatten, ihre Namen, Verwendung, Vorkommen u. s. w. Anhangsweise wird auf das Anspülen von Bimssteinen an der Küste von Ramleh aufmerksam gemacht und die Vermuthung ausgesprochen, daß dieselben von submarinen Ausbrüchen herrühren könnten.

Der zweite Aufsatz „Die Schwefelminen am Ras el Gimse und der Proceß der Société soufrière d'Égypte" behandelt eine recht erbauliche Skandalgeschichte aus der Regierungszeit des Chedive Ismael, in welcher der französische Marquis Eugène de Bassano eine wenig anständige Rolle spielt, nämlich den saubern, aber anscheinend nicht geglückten Plan, Aegypten um 19 Millionen Franken zu prellen.

Es folgt nun die umfangreichste und bedeutendste Monographie von allen „Ueber den rothen Porphyr der Alten", welche in verschiedener Hinsicht reiche Belehrung und Genuß gewährt und sich durch die Beigabe von zwei Karten, acht Tafeln mit Abbildungen von Porphyrwerken und einem großen Panorama auszeichnet. Die Arbeit zerfällt in acht Kapitel, deren erstes petrographische Bemerkungen enthält, während das zweite die Herkunft des Porphyrs behandelt. Zu diesem hat Prof. Schweinfurth auf S. 97 bis 110 einen sehr werthvollen Beitrag in Gestalt einer eingehenden Beschreibung, einer Kartenaufnahme und eines Panoramas des Mons Porphyrites (heute Gebel Duchân), welcher den kostbaren Stein in alter Zeit lieferte, beigesteuert. Eine Reihe von Plänen veranschaulichen die dort vorhandenen antiken Reste, und das Ganze vermittelt dem Leser eine lebendige Anschauung von der Gewinnung und dem Transporte des gesuchten Materials, dessen Verwendung in Aegypten selbst, in Italien und Konstantinopel zur Zeit der heidnischen Kaiser, in den römischen Provinzen, unter den christlichen Kaisern Roms und im Mittelalter, in der neuen Zeit und in der mohammedanischen Welt der Verfasser in den übrigen sechs Kapiteln mit Aufwendung großen Fleißes und mit staunenswerther Belesenheit nachgeht. Seinen Höhepunkt erreichte die Verwendung des Porphyrs unter den byzantinischen Kaisern, in deren Palaste ein Zimmer oder größerer Bau ganz mit diesem Gesteine ausgetäfelt war; dasselbe, Porphyra mit Namen, war für die Niederkunft der Kaiserinnen bestimmt, woher die Bezeichnung „Porphyrogenitus" für „kaiserliche Prinzen" stammt, welche fälschlich mit „purpurgeboren" übersetzt wird. „Am überzeugendsten und ergreifendsten tritt uns die Rolle, welche der Porfido rosso antico im Leben eines Volks gespielt, wohl in der oströmischen Hauptstadt entgegen, deren kaiserliche Herrscher, im Porphyrzimmer geboren, in mit Säulen und Wandgetäfel von Porphyr geschmückten Gemächern wohnten und zwischen porphyrnen oder doch auf Porphyrsockeln ruhenden Thierbildern im Palastgarten wandelnd weltbewegenden Plänen nachhingen oder ihre Regierungssorgen zu vergessen suchten, auf dem Porphyrsteine im Empfangssaale des Palastes die Huldigungen der Großen des Reiches entgegennahmen, am Fuße der ehrwürdigen Porphyrsäule des großen Konstantin ihre Triumphe feierten, auf den Porphyrstufen des Tribunales Recht sprachen und an den riesigen Porphyrmonolithen der Hagia Sophia vor ihrem Gotte auf den Knien lagen, um endlich in den gewaltigen Porphyrsarkophagen der Apostelkirche im Todesschlafe zu ruhen; wahrlich an sich schon der Thatsachen genug, um den Porfido rosso antico als das kaiserliche Gestein der Kunst zu bezeichnen und zu preisen."

In den oben bezeichneten sechs Kapiteln hat Dr. Schneider mit unendlichem Fleiße ein Inventarium der vorhandenen resp. nachweisbaren Kunstwerke, Platten, Säulen u. s. w. aus Porphyr zusammengestellt, das natürlich mit der Zeit Erweiterungen erfahren, durch dieselben aber nichts von seinem ursprünglichem Werthe verlieren wird. Von Interesse ist es, daß einer der größten, aber noch nicht untersuchten Porphyrschätze in dem Schlosse des verstorbenen Prinzen Karl zu Glienecke bei Potsdam sich befindet.

Der vierte Aufsatz ist überschrieben „Zur Bernsteinfrage, insbesondere über sicilischen Bernstein und das Lynkurion der Alten". Im Centrum Siciliens (ebenso wie in anderen Theilen Italiens und in Rumänien) und, von den Flüssen dorthin gespült, auch an den Küsten jener Insel findet sich Bernstein oder richtiger ein „fossiles Harz der Retinitgruppe", auf welches Schneider den bisher nicht genügend gedeuteten alten Namen Lynkurion (d. i. Luchsurin) bezieht, eine Vermuthung, welche er S. 206 bis 213 recht ansprechend zu begründen vermag. Auffällig wäre es in der That, daß den Alten dieses Vorkommen unbekannt geblieben sein sollte; aber das Auffällige verschwindet, wenn man unter Lynkurion den sicilischen Bernstein versteht. Zwar sagt kein alter Autor direkt, daß das Lynkurion in Sicilien gefunden werde, aber etymologische Erwägungen (S. 184 bis 186 und S. 206 ff.) sprechen dafür, Insel und Produkt zusammenzustellen. Wenn aber Dr. Schneider den bernsteinführenden Eridanos der Phaëtonsage auf einen der sicilischen Flüsse, den Simeto oder Salso, beziehen möchte, so sei daran erinnert, daß Prof. Unger (Sitzung der philosoph.-philolog. Klasse der k. bayer. Ak. d. Wiss. vom 7. Dec. 1878) den Beweis geführt hat, wie die Alten fast übereinstimmend den Eridanos für einen oberitalienischen Fluß gehalten haben, und daß darunter wahrscheinlich der heutige Bacchiglione zu verstehen sei.

Von großem Interesse sind hier, wie übrigens auch in den anderen Aufsätzen, die litterarischen Nachweise. Die erste sichere Nachricht über den sicilischen „Bernstein" bietet Carrera im Jahre 1639; dann folgen solche aus den Jahren 1651, 1697, 1743, 1775 u. s. w., bis mit dem Jahre 1822 die Arbeiten von wissenschaftlichem Charakter beginnen und in Schneider's Monographie ihre Zusammenfassung und ihren vorläufigen Abschluß finden.

Ueberwog bei den bisher besprochenen vier Aufsätzen bei weitem das rein wissenschaftliche Interesse, so hat der fünfte und letzte „Ueber die kaukasische Naphta-Produktion" zugleich ein sehr bedeutendes praktisches. Berichteten doch die Zeitungen gegen Ende Mai, daß in Thorn die erste Sendung ganz vorzüglichen russischen Petroleums in eigenen Waggons mit eisernem Bassin, deren jeder 10 000 kg faßt und welche den bekannten Gebrüdern Nobel gehören, eingetroffen seien, und daß sich der Preis für dasselbe (für welche Quantität, wird nicht gesagt) einschließlich Fracht, Zoll und Fastage bei größerer Leuchtkraft um 3 bis 4 Mark billiger stelle als für amerikanisches Petroleum. Die ausgedehnten kaukasischen Fundstellen dieses werthvollen Produkts führt uns Dr. Schneider vor und behandelt sie nach allen Seiten hin, vom naturwissenschaftlichen, historischen, technologischen und merkantilen Standpunkte; er beschränkt sich dabei nicht auf die kaukasischen Vorkommnisse um Baku und südlich davon bis Saljan, sondern verfolgt die Naphtazone ostwärts über die Inseln des Kaspischen Meeres bis in die Turkmenensteppe. Das 1881 ausgesprengte Gerücht, daß die Quellen der Apscheron-Halbinsel zu versiechen begönnen, hat sich bis jetzt nicht bestätigt — tritt das aber auch ein, wie sich die Erschöpfung ja auch in den Vereinigten Staaten merkbar macht, so würde das weite Gebiet von

Baku bis Saljan, das in Schlammvulkanen, Gasexhalationen, freiwilligen Naphtaergüssen und Salzquellen zahllose Anzeichen verborgener Kohlenwasserstoffmassen aufweist, den Boden für eine Bohrthätigkeit bieten, welche vollen Ersatz für das Eingehen der dann altersschwach werdenden Naphtaproduktion nördlich von Baku gewähren dürfte. Nur ist im eigenen Interesse dieser Industrie, wie ganz Europas eine mehr wissenschaftliche Ausbeutung der Naturschätze dringend erforderlich.

Wir schließen diese knappe Besprechung mit dem Ausdruck des Dankes für die vielfache, uns gewordene Belehrung und der Hoffnung, noch recht viel ähnliche Gaben von dem verehrten Verfasser zu erhalten.

Die Moïs an der Grenze von Französisch-Kochinchina.

I.

Der „Globus" hat wiederholt (Bd. 41, S. 255 und Bd. 42, S. 207) über die Reise des französischen Marineinfanterie-Lieutenants Amédeé Gautier zu den Moïs auf der Grenze von Annam und Französisch-Kochinchina Mittheilungen gebracht, welche durch den ausführlichen Bericht des Reisenden in dem für die Kenntniß Hinterindiens unentbehrlichen Sammelwerke „Cochinchine Française. Excursions et reconnaissances" (Nro. 14. Saigon 1882) die erwünschte Erweiterung erhalten haben. Die Reise, welche Gautier dort beschreibt, umfaßt die Zeit vom 5. Februar bis 25. Juni 1882; er überschritt auf derselben die 500 bis 1000 m hohe, waldbedeckte Bergkette, welche die französische Kolonie im Norden begrenzt und den Mekong nebst dessen Zuflüssen von den Strömen des nördlichen Französisch-Kochinchina scheidet. Von letzteren sind in der Reihenfolge von Osten nach Westen drei als die größten hervorzuheben: der Dong-naï, dessen Quellen die Herren Septans und Néis aufgefunden haben (vergl. „Globus" Bd. 40, S. 111), der noch unerforschte Song-be und der westlichste, der Kang-le oder Fluß von Saigon, dessen Quellen Gautier während seiner Reise am 2. April 1882 entdeckte.

Die Geschichte Annams, sowie die noch vorhandenen Reste von Denkmälern beweisen, daß an den Oberläufen dieser Flüsse, wo jetzt meist unabhängige wilde Stämme hausen, einst ein oder mehrere Staaten existirten, welche in der Civilisation vorgeschritten waren und einen sehr entwickelten Kunstgeschmack, besonders in Architektur und Bildhauerei, besaßen. Siegreiche Feinde haben wahrscheinlich dieselben zerstört und die einstige Bevölkerung zum größten Theile vernichtet. Im Gegensatze zu manchen Gelehrten ist Gautier der Ansicht, daß die heutigen Moïs direkte Abkömmlinge der Bewohner jener alten Staaten sind, deren in geringer Zahl gerettete Angehörige in die Wälder flüchteten und allmählich in der Folge der Geschlechter von ihrer verhältnißmäßig hohen Kulturstufe zu ihrem jetzigen elenden Zustande herabsanken. Beweise für diese Ansicht giebt er indessen nicht, sondern nur allgemeine Betrachtungen, welche dieselbe rechtfertigen sollen, und geht dann zur Beschreibung der einzelnen Stämme, welche er kennen gelernt hat, über. Im Gebiete des Dong-naï fand er Annamiten und Moïs, die sich selbst Mokao nennen. Die dort wohnenden Annamiten sind Einwanderer, welche, um sich zu bereichern, nach Norden gegangen sind. Sie suchen sich am Ufer des Flusses einen günstigen Platz aus, holzen ihn ab und legen dort mustergiltige Reisfelder, Obstbaumpflanzungen u. s. w. an. Außerdem treiben sie mit den Moïs Handel und kaufen ihnen Räder für Büffelkarren, Harzfackeln, Baumöl, Reis und Pirogen jeder Größe ab, von der kleinsten, welche nur zwei Leute faßt, bis zu den größten, welche die Stromschnellen des Dong-naï nicht passiren können und durch Büffel bis unterhalb derselben geschleppt werden. Sie bestehen aus einem einzigen Stücke des vorzüglichen Saô-Holzes; für ein gutes Exemplar, welches oben am Flusse auf 60 bis 80 Piaster zu stehen kommt, löst man in Bien-hoa (Französisch-Kochinchina) deren 170 bis 180.

Die Moïs leben in Dörfern und sind offenbar nicht viel anders als Sklaven der dort ansässigen Annamiten, welche ihnen Vorschüsse gegeben haben und dieselben dann abarbeiten lassen. Die Moïs schicken sich in diesen nicht sonderlich harten Zwang; sind sie doch auf diese Weise sicher, in Zeiten der Noth Hilfe und Schutz bei ihren Herren zu finden, die alle Ursache haben, ihre Hörigen sich zu erhalten, und kommen sie doch in Folge dieses Verhältnisses in Besitz von Dingen wie Salz, Kupferdraht, Stoffen, Werkzeugen u. s. w., die sie sonst ganz entbehren müßten.

Die Sitten und Gebräuche dieser Moïs, der Mokao, sind ungefähr dieselben, wie die der Beleus und Benons[1]), über welche weiterhin gesprochen werden soll. Moralisch aber scheinen die Mokao in vielen Punkten tiefer zu stehen, als jene Anwohner der Flüsse Dare-gloune und Direman, welche nördlich der oben erwähnten Bergkette fließen und dem Mekong tributär sind. Dabei sind sie über alle Maßen abergläubisch und anscheinend viel weniger beherzt im Kampfe mit den Thieren des Waldes.

Am Dare-gloune wohnen die Benons, am Direman, und zwar ausschließlich auf dem südlichen Ufer die Beleus; der Name der Stiengs, welche alle Karten in der betreffenden Gegend verzeichnen, ist dort selbst völlig unbekannt. Bisher hat man die Moïs ausschließlich nach denen, welche in der französischen Kolonie wohnen, beurtheilt, und natürlich ganz falsch. Denn die der annamitischen Sprache mächtigen Moïs in der Kolonie unterscheiden sich von ihren unabhängigen Brüdern ebenso sehr, wie diese von den Annamiten; erstere haben durch die beständige Berührung mit den Annamiten viele ihrer ursprünglichen Eigenschaften verloren und dafür die Laster der letzteren angenommen. Wenn die Moïs als elende Trunkenbolde, Diebe, Lügner, abergläubische Menschen u. s. w. geschildert worden sind und höchstens ihre Gastfreundschaft gelten gelassen wird, so bezieht sich dieses immerhin stark übertriebene Urtheil auf die täglich und stündlich von Annamiten und Chinesen ausgebeuteten und übervortheilten Moïs in der Kolonie, nicht aber auf die unabhängigen Stämme der Beleus und Benons. Diese sind vielmehr höchst anständig, arbeitsam und wenig abergläubisch; nur bei ihnen kann man die Hauptzüge des Moï-Charakters kennen lernen: die Liebe zur Familie, die hohe Achtung vor dem Rechte Anderer, und die unbezähmbare Freiheitsliebe. Während sich in der Kolonie, man mag sagen, was man will, nur ein allerdings in Stämme

---

[1]) In diesen und anderen Namen behalten wir die französische Schreibweise bei.

gegliederter Haufen Ausgestoßener, weggelaufener Sklaven und dergleichen sich findet, trifft man in den Wäldern eine ruhige, muthige, anständige und fleißige Bevölkerung. Damit soll nicht gesagt sein, daß alle, den Moïs der Kolonie so geläufigen Laster den unabhängigen völlig unbekannt sind; Gautier meint nur, daß, während bei den ersteren z. B. der Diebstahl allgemein Regel ist, er bei den letzteren nur sehr selten vorkommt.

Während der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Brelam, einem Weiler-Komplexe der Belens, wo in den sechziger Jahren der Missionar P. Azémar gewohnt hatte, war es Gautier unmöglich, irgend welche Lebensmittel zu erhalten, die Eingeborenen zeigten sich ihm gegenüber sehr feindselig. Das änderte sich aber bald, als er sich den Leuten verständlich machen konnte. Ein Annamit ist absolut nicht im Stande, die Moï-Sprache zu sprechen; ja, Europäer, welche schon mit dem Annamitischen vertraut sind, werden dadurch fast unfähig, das Moï richtig zu erlernen, so wesentlich sind die Unterschiede, welche beide Sprachen von einander trennen. Zu Beginn seiner Reise empfand Gautier den Mangel eines des Moï kundigen Dolmetsch sehr; die wenigen Worte Annamitisch, welche er verstand, nützten ihm nichts, da man jenseit der französischen Grenze keinen einzigen Wilden mehr antrifft, der dieser Sprache mächtig wäre. Diejenigen Annamiten aber, welche vorgeben, Moï zu sprechen, bedienen sich einer Art „sabir", einer konventionellen Sprache, welche die Wilden an der Grenze verstehen. Kommen sie jedoch weiter landeinwärts zu den Stämmen, welche mit derselben nicht vertraut sind, so erklären sie, daß dieselben eine ganz andere Sprache redeten. In Wahrheit wird aber eine und dieselbe Sprache von der Grenze der Kolonie an 30 Wegstunden weit nach Norden und wahrscheinlich noch viel weiter hin mit geringen Unterschieden gesprochen. Auf einen annamitischen Führer ist also kein Verlaß; der Annamit lügt aus Vergnügen am Lügen, und wenn sein Wissen zu Ende ist, so hält er sich berechtigt, seinem Brotherrn die unsinnigsten Geschichten vorzutragen. Der Reisende muß also selbst lernen, studiren und keine Angabe ohne Prüfung hinnehmen. Das ist freilich keine leichte Sache: Gautier hat drei Monate lang täglich mehrere Stunden darauf verwendet, sich etwa 350 Moï-Worte anzueignen, welche zu einer Verständigung mit den Wilden über die nothwendigeren Dinge genügten. Leider ist ein, von dem oben erwähnten Pater Azémar verfaßtes Wörterbuch noch nicht veröffentlicht worden. Ohne Mühe hätte er mit Hilfe desselben in acht Tagen sich aneignen können, was ihm nun drei Monate angestrengter Arbeit gekostet hat. Von den gesammelten Worten theilt Gautier eine Anzahl mit. Wir heben daraus hervor, daß die Moïs sich beim Zählen des Decimalsystems bedienen. Sie theilen nicht wie wir den Tag in Stunden; wenn sie die Zeit bezeichnen wollen, welche man braucht, um von einem Orte zum anderen zu gelangen, so zeigen sie nach dem Himmel und sagen „von der Sonne an dem Ort bis zu der Sonne an jenem Ort", und wenn man länger als einen Tag braucht „ein Mal, zwei Mal u. s. w. im Walde schlafen".

Die Wohnungen der Moïs sind sich alle gleich: ein Hauptgebäude, welches 15 bis 20 oder noch mehr Menschen beherbergt, 30 bis 40 m lang und 15 breit ist und auf Pfählen ruht, so daß der Fußboden 2 bis 3 m über der Erde liegt und man sich einer Leiter zum Hinaufgelangen bedienen muß. Innen, und zwar in der Mitte der Hütte, der Längsachse nach, finden sich in regelmäßigen Zwischenräumen 5 oder 6 Feuerstellen, einfache Rahmen von Bambu, mit Asche bedeckt, auf welchen Feuer angemacht wird. Jede Feuerstelle bezeichnet die Stätte einer Familie; bei den Moïs am Dong-naï sind dieselben nicht von einander getrennt, bei denen jenseit des Grenzgebirges jedoch ist jede Haushaltung von der nächsten durch eine mannshohe Wand abgesondert. Rings um das Hauptgebäude steht etwa ein halbes Dutzend Hütten zur Aufnahme des Reis, des Geflügels, der Geräthschaften u. s. w. Das Ganze ist von einer doppelten und zuweilen selbst dreifachen lebenden Bambuhecke umgeben. Das Hauptthor besteht aus geflochtenem Bambu; ein geschickt versteckter und vielfach gekrümmter Pfad führt zu demselben hin. Außerdem haben die Umfassungshecken eine Anzahl Löcher, durch welche sich die Einwohner bei einem Ueberfalle in den Wald flüchten können.

Kürzere Mittheilungen.

Die Kölner Globen des Kaspar Vopelius.

Von Dr. Leonard Korth in Köln.

Kaspar Vopelius, geboren 1511 zu Medebach in Westfalen, gestorben zu Köln im Jahre 1561, hinterließ nach den Angaben des Matth. Quad (Teutscher Nation Herligkeit 1609, S. 229) unter anderen geographischen Arbeiten „die beyden Globi, den Himmel und den Erd Klotz mit jhren circulis". Diese Werke sind bisher gleich dem übrigen wissenschaftlichen Nachlasse des ehedem vielgerühmten Mannes nicht ans Licht gezogen worden und scheinen selbst den fleißigsten Erforschern der Kölnischen Kunst- und Gelehrtengeschichte unzugänglich geblieben zu sein (vergl. J. J. Merlo, Nachrichten von dem Leben und den Werken Kölner Künstler 1850, S. 493); erst die Volksausgabe von Ennen's Geschichte der Stadt Köln gedenkt (S. 358) in Kürze des Vorhandenseins von drei Globen des Vopelius im Kölner Stadtarchiv. In der That befinden sich daselbst drei (nicht, wie die ältere Ueberlieferung will, zwei) Globen von Vopelius' Hand. Der älteste, ein Himmelsglobus, ist im März 1532 verfertigt. Die Zeichnungen und Aufschriften sind durchweg autograph; die Figuren der Sternbilder geben Zeugniß von künstlerischer Beanlagung des jugendlichen Meisters und erinnern nicht selten an Dürer's Technik. Der Himmelsglobus vom Jahre 1536 ist aus Segmenten hergestellt, welche über eine Hohlkugel aus Pappe gezogen sind. Zeichnung und Schrift sind in Holzschnitt ausgeführt. Das meiste Interesse wendet sich natürlich dem Erdbilde zu. Im Jahre 1542, ein Jahr nach dem ersten Globus des Mercator vollendet, bekundete dieses mit seinen ungeheuerlichen Fehlern einen Rückschritt der kartographischen Darstellung. Die terra australis umgiebt bei Vopelius den ganzen Südpol und bildet nicht nur das südliche Ufer der Magalhaesstraße, sondern ragt als „Brasielie regio" (zwischen 108⁰ bis 145⁰ ö. F.) bis an den Wendekreis des Steinbocks hinauf. Die Wiedergabe Afrikas zeigt in den Breiten verhältnißmäßig geringe Irrthümer, dagegen ist die Somaliküste bis 86⁰ ö. F. hinausgeschoben. Unter dem südlichen Wendekreise beträgt die west-östliche Ausdehnung des Kontinents noch 28 Meridiane. Wahrhaft abenteuerliche Gestalt aber hat die Idee vom kontinentalen Zusammenhange zwischen Ostasien und Amerika gewonnen. Die dritte indische Halbinsel,

welche aus den ptolemäischen Karten auch auf den Globus Mercators übergegangen war, verlängert sich hier zu einem Isthmus, der Südamerika in die unmittelbarste Verbindung mit — Cathay setzt. Nur der Fluß Cham, der in den nördlichen Theil des mexikanischen Golfs sich ergießt, scheidet Hispania nova von dem alten Reiche der Mitte. Es ist der Versuch, den Widerspruch zwischen Ueberlieferung und Beobachtung zu beseitigen, in seiner naivsten Form. Hundert Probleme finden hier mit einem Schlage ihre Lösung. Ganz in der Manier der unvollkommensten kartographischen Leistungen bewegt sich Vopelius, wenn er den neueren und den älteren Angaben zugleich gerecht zu werden sucht durch Wiederholung identischer Namen, indem er z. B. südlich vom C. Syagros Dioscoridis insula seu Scotora verzeichnet, östlich davon aber Scoyra, oder gar im Indischen Ocean unter 10° s. B. und 166° ö. F. Jabadium, unter 180° Java, nördlich davon Java minor, endlich abermals Java. — Selbstredend vermag der Mangel an Kritik und exaktem Wissen, der in solchen Irrthümern sich ausspricht, die Bedeutung unserer Globen für die Geschichte der Geographie nicht zu beeinträchtigen.

Grabfund aus dem Steinalter in Norwegen.

Durch die jährlichen Berichte, welche der Verein zur Bewahrung Norwegischer Alterthümer zu Kristiania über die vorgenommenen Untersuchungen von prähistorischen Grabstellen und Funden von Alterthümern herausgiebt, erhält man einen klaren Begriff von dem Reichthume Norwegens an Alterthümern aus dem Eisenalter, während doch auch die Sammlungen von Gegenständen aus dem Stein- und Bronzealter sowie aus dem Mittelalter reichen Zuwachs erhalten. Trotz des Fundes mehrerer alter Steinschlägerwerkstellen und sonstiger Funde konnte man bisher doch kaum einen genügenden Beweis erbringen, daß ein Steinalter in Norwegen existirt hatte; nicht eine einzige sichere Grabstelle aus jener Periode ließ sich nachweisen. Wie viele Steinsachen auch sonst gefunden waren, so konnte man dieselben doch nur als von umherziehenden Stämmen herrührend betrachten, welche von ihren Wohnplätzen in Schweden aus weitere Ausflüge nach Norwegen unternommen hatten. Endlich ist jetzt ein sicherer Grabfund gemacht worden. Professor Rygh berichtet diesbezüglich in dem „Verzeichniß über die Sachen, älter als die Reformation, welche die Sammlung nordischer Alterthümer der Universität zu Kristiania im Jahre 1881 erhalten hat", Folgendes: „Der Fund besteht aus fünf Lanzenspitzen aus Feuerstein; dieselben wurden im December 1880 auf dem Werke in Hurum Kirchspiel, Buskerud Amt, in Linie mit der Kirche und gegenüber dem Dorfe Svelvik auf einer in den Drammensfjord hineinragenden Landzunge gefunden. Der Fundort ist der sogenannte „Ryggen"; an der südlichen Abdachung eines Hügels wurde ein mächtiger Stein gefunden, gegen 4,3 m lang, 3,7 m breit und 2,5 m hoch, und unter demselben befand sich ein aus Steinfliesen (ca. 2,2 m lang, 1,6 m breit) hergestelltes Grab. In diesem nach Süden zu halb offenen Grabe wurden außer den erwähnten Feuersteinspitzen zwei menschliche Skelette gefunden, welche ca. 10 cm tief in feinen Sand eingebettet waren, der jedenfalls im Laufe der Zeit durch die Zwischenräume zwischen den Fliesen eingedrungen ist. Dies ist das erste Grab aus dem Steinalter, das bisher in Norwegen gefunden worden ist. Ob diese Begräbnißmethode, nämlich die Leichen unter einen großen, bodenfesten Stein mit einer Art von Einfriedigung aus kleineren Steinen zu legen, eine weitere Verbreitung gehabt hat, darüber werden erst künftige Funde Aufklärung geben können." Antiquarische Untersuchungen sind auf vielen Stellen in Norwegen von den Herren K. Rygh, B. E. Bendixen, J. Roß, A. Lorange und N. Nicolaysen angestellt worden und haben dieselben in dem kürzlich herausgegebenen Jahresberichte des oben erwähnten Vereins für 1881 über mehrere Funde ausführlich berichtet. Folgende norwegische Städte haben jetzt Museen: Kristiania, Stavanger, Bergen, Drontheim und Tromsö. Mit dem Jahresberichte folgt das zweite Heft des von N. Nicolaysen herausgegebenen interessanten Werkes: „Kunst und Handwerk aus der Vorzeit Norwegens", dem fünf schön ausgeführte Abbildungen von alten, merkwürdigen aus Holzstämmen errichteten Wohnhäusern beigegeben sind, von welchen jetzt nur noch wenige in Norwegen existiren. W. F.

Leichenbestattung in Griechenland.

Die Bestattung der Todten — so erzählt Adolf Bötticher in seinem Buche „Auf griechischen Landstraßen", S. 70, ff. (vergl. oben S. 30) — geschieht in Griechenland in einer für unser Gefühl in höchstem Grade abstoßenden Weise. Unerfreulich ist schon der Anblick des Leichenbegängnisses: Der Verstorbene wird binnen 24 Stunden nach dem Ableben in offenem Sarge zur Gruft getragen, dort nimmt man ihn heraus und übergiebt ihn ohne andere Hülle als das Sterbekleid der Mutter Erde. Das Grab ist so flach, daß der Todte kaum vor den wüthenden Hauern der Schweine sicher liegt. Der Todtengräber in Hamlet behauptet, ein Körper brauche, um Erde zu werden, acht Jahre, der eines Lohgerbers gar neun. Die Neugriechen gönnen aber ihren Verstorbenen nur drei Jahre Ruhe. Dann wird, was noch von der irdischen Hülle des Verblichenen vorhanden ist, der Erde wieder entrissen, die Knochen werden gereinigt, mit warmem Wein gewaschen, beräuchert, geweiht und nun in die allgemeine Grube oder das Beinhaus gebracht. Dieser häßliche Brauch wird sich zweifellos noch viele Geschlechter hindurch erhalten, denn in ihm findet die Priesterschaft einen höchst einträglichen Erwerbszweig. Es gilt nämlich als eine unumstößlich feststehende Wahrheit, daß die Seele, deren Hülle nach Ablauf dreier Jahre nicht völlig von dem Zahn der Zeit zerstört angetroffen wird, noch keine Aufnahme im Jenseits, keine Rast noch Ruhe gefunden hat, sondern als Vrykólakas, als Vampyr, umherirrt und die Verwandten nach sich in den Tod zieht. „Es war ein großer Sünder", sagen dann die Priester, „denn ein Guter verwest unfehlbar in drei Sommern; Gott hat ihn noch nach seinem Tode gezeichnet." Und nun gilt es für den armen Sünder zu beten, Lichtlein oder Wachs, Zeugstoffe oder Geld zu opfern, damit seine Seele Ruhe und die Ueberlebenden Schonung vor seinem Vampyrathem finden. Ein wie reichlicher Strom des Gewinnes für die Priesterschaft aus diesem Brauche fließt, läßt sich ohne das Mittel statistischer Unterlagen gar nicht berechnen; ahnen aber läßt es sich, denn die ergiebigen Quellen dieses Stromes heißen Liebe und Todesfurcht.

Und dieser Brauch wirkt auch auf den äußeren landschaftlichen Charakter der griechischen Ortschaften nicht unerheblich ein, in welchem wir ungern einen, wenngleich wehmüthigen, so doch ansprechenden Zug vermissen. Was in unserer Heimath und anderen Ländern dem Dorfe und der Stadt einen ganz besondern ernsten Reiz verleiht, der busch- und blumengeschmückte Friedhof, in Italien meistens die schönste, mit unendlicher Liebe gepflegte, von Reisenden nie unbesucht zu lassende Stätte, das mangelt den griechischen Ortschaften gänzlich. Ein paar in die Erde gesteckte Holzpfählchen bezeichnen dem Hinterbliebenen den Fleck, wo binnen kurzer Frist die grausame Schaufel wieder einzusetzen hat, und wenn dann diese zum zweiten Male ihr Werk vollendet hat, dann bleibt ihm keine einsame Stätte mehr, auf der er einen Kranz niederlegen kann.

Wie so ganz anders war das im Alterthume! Wer ist durch die lange breite Gräberstraße Pompejis gewandelt, wenn die Strahlen der Abendsonne Berge, Luft und Meer in Purpur wandelten, ohne den tiefen Zauber eines antiken Friedhofes zu empfinden? Wer war noch so viel glücklicher, vor den Thoren Athens bei der einsamen kleinen Kapelle der

heiligen Dreieinigkeit an eines jener Denkmale der Liebe heranzutreten, aus deren schlichten Gestalten eine solche Fülle von Innigkeit zu uns spricht, daß wir an den Ruhestätten lieber Freunde zu weilen meinen. Hat er es nicht gefühlt, daß das ein großes und auch gutes Volk gewesen ist, das seinen Todten solche Denkmale setzte? Das Volk, welches sich Erbe und Nachkommen jener Abgeschiedenen nennt, wirft seiner Eltern Schädel mit hundert anderen in die nämliche Grube.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der Zeit von 1869 bis 1880 haben die 13 020 000 Christen in Ungern sich um 84 883 Seelen vermehrt, dagegen die 542 186 Juden um nicht weniger als 82 494!

Afrika.

— Ein Vortrag, welchen Jourdain im Royal Colonial Institute über die Insel Mauritius gehalten hat, beleuchtete (nach der „Registrande" des Großen Generalstabes Bd. XIII, S. 424) die Verhältnisse dieser britischen Kolonie besonders in volkswirthschaftlicher Beziehung bis zu dem Jahre 1881. Die Produkte sind nicht mehr so ausschließlich Zucker und Rum, wie noch vor kurzem; in steigender Menge wurden daneben Vanille und die Fibern der Aloe-Blätter exportirt. Die eigentlichen Märkte für den Zucker sind Bombay und die australischen Kolonien. Die Jahresproduktion desselben beläuft sich im Durchschnitt der letzten zehn Jahre auf 115 000 Tons. Die Plantagenarbeit besorgen meist Indier, die auch den Hauptbestandtheil der Bevölkerung ausmachen. Der Census vom April 1881 wies 248 993 Indier neben 110 881 anderen Personen nach, und zwar 151 352 männliche und 97 641 weibliche Indier. Chinesen zählte man nur 3558. Merkwürdig ist die Zähigkeit, mit welcher sich die französische Sprache auf der Insel erhält. Obwohl dieselbe bereits 1810 in britischen Besitz überging und der letzte Census nur noch 2370 französische Bewohner registrirt, ist doch Französisch die vorherrschende Sprache im alltäglichen Leben, wenn auch natürlich das Englische viel gesprochen und besonders verstanden wird. Die unteren Schichten reden gewöhnlich einen Dialekt, dessen Grundlage das Französische ist, der rasch von den Indiern erlernt wird und das fast ausschließliche Mittel der Verständigung zwischen den niederen und oberen Klassen abgiebt.

Südamerika.

— Nach dem ausführlichen Berichte der Direktion der venezolanischen Bergbaugesellschaft „El Callao", die ihren Sitz in Ciudad Bolivar hat, sowie ihres Oberaufsehers (superintendenta) für das Jahr 1882 ist der Ertrag der Goldminen im letzten Jahre bedeutend gestiegen, besonders in Folge der vielen und sehr wesentlichen Verbesserungen, welche durch den energischen sachkundigen neuen Leiter der Arbeiten, Namens Orland, eingeführt worden sind. Dadurch war es möglich, im letzten Jahre 22 405 Tonnen Quarz aus den Schachten zu Tage zu fördern und in den Mühlen zu zermalmen. Diese lieferten einen Goldgehalt (in Barren) von 105 396,08 Unzen (also etwa 4,64 Unzen pro Tonne) mit einem Geldwerthe von 10 150 584,56 Bolivares, von welchen in monatlichen Raten im Jahre zusammen 4 958 800 Bolivares an Dividenden vertheilt werden konnten, d. h. 15 400 Bolivares pro Koupon, deren Zahl 322 beträgt. Im Jahre 1881 wurden von einem Reinertrage von 6 970 219,48 Bolivares nur 1 803 200 Bolivares Dividenden vertheilt, die bis dahin höchste Summe. Die ersten Dividenden des im Jahre 1871 eröffneten Bergwerkes, welche dasselbe im Jahre 1875 abwarf, betrugen nur 644 000 Bolivares. Bedenkt man nun, daß der erwähnte Gewinn des letzten Jahres erzielt wurde trotz der enormen Summen, welche die Neubauten, kostspieligen neuen Maschinerien, Verbesserung der Minenpolizei zur Verhütung von Räubereien u. s. w. verschlangen, so sind die Hoffnungen, welche das Bergwerk, dessen Reichthum nach den gründlichen Untersuchungen, die angestellt wurden, einen steigenden Gewinn noch auf viele Jahre hinaus gewährleistet, für das nächste Jahr sehr vielversprechend, wie denn auch Herr Orland am Schluß seines Berichtes die Gesellschaft zu dieser Aussicht beglückwünscht. So glaubt man den Werth des Unternehmens jetzt schon auf 32 Millionen Franken anschlagen zu können und will dieses Kapital durch weitere Ausgaben von Aktien zu je 1000 Franken beschaffen. Zur schnelleren Erreichung desselben hatte die Direktion die Hälfte des Unternehmens den Herren Rothschild frères und Baring Brothers and Cie. zum Kaufe angeboten. Da diese aber zögern, so hat man vom Verkaufe abgesehen und ist überzeugt, das Kapital auch im Lande selbst zusammenzubringen, wo auch die Direktion ihren Sitz behält. Mit dem Ueberschuß von Kapital und Werkzeugmaterial gedenkt man andere an Mangel an Kapital krankende Bergbaugesellschaften des Minendistriktes am Yurnari zu unterstützen, und hofft, indem man so den Kredit auch der anderen Minen hebt, dem Lande einen wichtigen Dienst zu leisten. Die Direktion ist zusammengesetzt aus den Herren A. Licciani als Präsident, Pietristeguieta als Vicepräsident, Victor J. Grillet als Schatzmeister und G. Barnewitz als Sekretär. F. Sch.

Polargebiete.

— Da die russischen meteorologischen Stationen auf Nowaja Zemlja und an der Lena-Mündung ihre regelmäßigen magnetischen Beobachtungen nicht, wie bestimmt war, am 1. September 1882 haben beginnen können, und ihre Beobachtungen in den ersten Monaten wahrscheinlich nicht den gewünschten Grad von Genauigkeit erreicht haben, so hat der meteorologische Ausschuß der Russischen Geographischen Gesellschaft um Bewilligung von Mitteln nachgesucht, um jene Beobachtungen noch ein weiteres Jahr fortsetzen zu können. In Obdorsk und Mezen sind zwei neue meteorologische Stationen eröffnet worden, um die Beobachtungen auf Nowaja Zemlja mit denen in Central-Rußland in Verbindung zu setzen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIV. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

III.

(Die Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Am letzten Tage seines Aufenthalts in Tabriz gelang es noch dem Dieulafoy'schen Ehepaare, eine neben dem französischen Konsulate wohnende Chaldäerin, Namens Nachi, deren Schönheit und reiner Typus ihnen gerühmt worden war, abzuzeichnen. Die Frau ließ sich leicht zum Sitzen bestimmen, aber die vorgerückte Tagesstunde gestattete die Anwendung des photographischen Apparates nicht mehr, und so mußte man seine Zuflucht zum Bleistift nehmen. Nicht ohne Widerstreben entfernte sie den Musselinschleier, welcher die untere Hälfte des Gesichtes bis dicht unterhalb der Nase bedeckte, außerdem aber den ganzen Kopf und einen Theil der Schultern verhüllte. Die schwarzen Augen sind voller Schelmerei; die starke Nase und die Form der dunkelrothen, etwas kleinen Lippen geben der Physiognomie etwas Sicheres, Festes; charakteristisch für das ganze Gesicht ist der weite Abstand zwischen der Nasenwurzel und dem Munde. Als Kopfputz dient ein zinnoberrothes Tuch von chinesischem Flor, das über der Stirn in einen großen Knoten zusammengebunden ist, und die in viele kleinen Flechten getheilten Haare fallen hinten über den Rücken. Unter einer weiten „Koledscha" von dunkelblauem Tuche, welche die weiblichen Formen vollständig verhüllt, trägt sie ein Kleid von echtem, persischem, mit der Hand bemaltem Kalemkar.

Nach Vollendung des Porträts betrachtete es Nachi mit Eifer, wobei sie aber sehr geringe Kenntnisse in der Kunst des Zeichnens verrieth, bedankte sich mit vielen Worten, verhüllte sorgfältig ihr Gesicht und entfernte sich voller Glück.

Der folgende Tag (20. April) schien im persischen Kalender als ein glücklicher verzeichnet zu sein, da schon bei Tagesanbruch die Maulthiertreiber kamen und fragten, ob alles zur Abreise bereit sei, was freilich nicht hinderte, daß der wirkliche Aufbruch nach Teheran erst um 1 Uhr stattfand. Bei den wichtigsten wie gleichgiltigsten Dingen zieht der Perser den Kalender zu Rathe, und er unternimmt nicht das geringste Geschäft, ohne sich zuvor darüber zu unterrichten, ob die Konstellation günstig ist. Da ist der eine Tag günstig für die Abreise, der andere für den Besuch, und oft ist selbst die geeignetste Stunde angegeben; selbst kein Schneider wagt es, Maß zu nehmen zu einer anderen, als der vorgeschriebenen Zeit, er würde sonst das Gewand verpassen.

Die Reise, welche von Tabriz aus in Gesellschaft einer nach Meschhed ziehenden Pilgerkarawane fortgesetzt wurde, führte zunächst im Thale eines Zuflusses des Adschi-su aufwärts bis Basmindsch (1750 m hoch), wo Dieulafoy im Tschapar-chaneh einkehrte, dem Posthause, in welchem die für den Kurierdienst zwischen Tabriz und der Reichshauptstadt bestimmten Pferde untergebracht sind. Es ist eine viereckige Mauer, an welche sich innen die mit flachen Dächern versehenen Ställe lehnen; im Sommer stehen die Thiere rings um den Hof vor Krippen, die in der Mauer selbst ausgespart sind. Ueber dem Eingangsthore liegt ein kleines

Zimmer mit je einem Fenster oder einer Thüre nach jeder Himmelsrichtung, welche aber nur mit Holzgittern versehen waren, die zwar neugierige Blicke, nicht aber Wind und Wetter abzuhalten im Stande waren. In diesem „bala chaneh“ (hohen Zimmer) fanden die Reisenden Unterkunft. Während die Reisesäcke abgeladen wurden, besuchten sie den ziemlich gut ausgestatteten Bazar des Dorfes, wo es in Goldpapier gewickelte russische Kerzen, Marseiller Zucker, Datteln und sauere Milch in Ueberfluß gab. Die kleine Tochter des Wärters des Tschapar-chaneh diente ihnen als Führerin, ein Mädchen von 6 bis 7 Jahren, das sich schon wie eine kleine Frau benahm. Im folgenden Jahre sollte sie verschleiert werden, nur wenig später wird sie verheirathet, und mit zwölf Jahren wird sie mit einem Säuglinge auf dem Arme herumlaufen.

Die Karawane, zu welcher die Reisenden jetzt vorübergehend gehörten, bestand aus etwa 80 Männern, Frauen und Kindern, Mollahs und Dienern mit über 150 Thieren. Voran marschiren die kräftigsten Pferde, ausgeputzt wie andalusische Maulthiere und mit kupfernen Glocken

Chaldäerin in Tabriz. (Nach einer Zeichnung von M. Dieulafoy.)

von verschiedener Größe behängt, deren Geklingel im ganzen Zuge gehört wird und die Geschwindigkeit desselben regelt. Dann folgt der geistige Anführer des Zuges, ein großer Mollah mit broncefarbenem Gesichte, auf dem Haupte den blauen Turban der Nachkommen des Propheten, hoch oben auf einem gewaltigen Haufen von Teppichen und Decken thronend; an den Seiten seines Reitthieres hängt sein ganzer Hausrath in Gestalt von Wasserkannen für die religiösen Waschungen, Wasserpfeife, Samovar, Kochtöpfen u. s. w. Mit gleicher Verachtung schien er Menschen und Thiere zu behandeln; die Anwesenheit der beiden Ungläubigen mußte ihn verstimmt haben, denn er unterließ es, seine Fahne zu entfalten und von den Wundern des Imam Riza in Meschhed zu singen. Heimlich nur und voll versteckten Ingrimms betrachtete er die Reisenden und wandte den Kopf weg, wenn sie in seine Nähe kamen, um sie nicht grüßen zu müssen.

Dann folgte eine Schar Kinder von 15 bis 16 Jahren, glücklich, daß sie zum erstenmale eine große Reise machen konnten; häufig kam es vor, daß eines derselben von dem Berge von Gepäck, auf welchem sie saßen, herunterkollerte. Aber Niemand kümmerte sich darum; denn wie könnte man sich jemals auf einer Pilgerfahrt Schaden thun? Es kam nun der stillste Theil des ganzen Zuges,

die zum Tragen der Frauen bestimmten Maulthiere; zu jeder Seite ihrer Saumsättel hing ein niedriger Kasten, Kadschaveh mit Namen, 80 cm lang, 55 cm breit, von einem Holzreifen überspannt, welcher eine Decke von grüner Glanzseide trägt, durch welchen sich die Insassinnen gegen Regen, Sonne und besonders gegen neugierige Blicke schützen. Die Frauen gelangen in ihren Korb mittels einer schmalen Leiter, welche dann unter demselben befestigt wird; während des Marsches selbst, derselbe mag so lang sein, wie er wolle, pflegen sie niemals abzusteigen. In dem Korbe sitzen oder kauern sie auf einem Haufen Decken und rings um sie herum stehen und liegen Wasserpfeife, Lebensmittel, Säuglinge und die kleinen Kinder, welche noch nicht reiten können. Zur Seite der Chanums (Damen) befinden sich die ältesten Diener und eifersüchtigen Eheherren, darunter einer, welcher nicht weniger als acht Frauen zu bewachen hat und der Zahl seiner Diener und dem Luxus seiner Kadschavehs nach zu schließen, eine große Persönlichkeit sein muß. Das Pferd, welches seine Lieblingsfrau und seine Nachkommenschaft trägt, wird von einem jungen Burschen geführt, der durch seine rosige Gesichtsfarbe und die intelligenten Augen auffällt. Sein Kopf ist geschoren und mit einer runden, mit schwarzem Hammelfelle besetzten Mütze bedeckt, sein Kleid eine mit Baumwolle dick wattirte Koledscha. Mit den Frauen, an die sonst Niemand ein Wort richtet, ist er ganz vertraut, immer heiter und lachend kommt und geht er, richtet Bestellungen von einem Kadschaveh zum andern aus, treibt die säumigen Thiere an, setzt die Wasserpfeifen in Brand, trägt die weinenden Kinder ein Stückchen auf der Schulter und läuft dabei stets zu Fuß wie der kräftigste Maulthiertreiber. Als sich Mme. Dieulafoy nach dieser auffallenden Erscheinung erkundigte, erfuhr sie, daß es ein pitschchedmed, ein weiblicher Page sei; der Herr derselben hatte gemeint, daß die Dienerinnen seiner Frauen unterwegs nicht ohne Unzuträglichkeiten den Dienst nach außen besorgen könnten, und hatte deshalb eine kräftige kurdische Bäuerin ausgewählt. Man hatte ihr den Kopf rasirt, den Namen Ali gegeben und sie in Männerkleider gesteckt, damit sie ohne Anstand mit unverhülltem Gesichte herumgehen und die Frauen bedienen konnte, denen sich kein Mann zu nähern wagen würde.

Am 24. April Nachmittags erreichte man die kleine, alte Stadt Mianeh (1000 m hoch, 7000 Einwohner). Dieselbe ist berüchtigt wegen ihrer giftigen Wanzen, deren Biß zweitägiges Fieber erzeugt und junge Kinder mitunter tödtet; bei Fremden, welche nichts ahnend in den Karawanserais übernachteten, haben die Wunden, namentlich wenn anstrengende Märsche vorher gegangen waren, schon öfters schwere Erkrankungen hervorgerufen. Die Reisenden zogen es deshalb vor, in der von zwei jungen Armeniern bewohnten Station des englischen Telegraphen Unterkunft zu suchen. Kaum waren die Gepäckballen abgeladen, als der Besuch des Ket-choda gemeldet wurde, des Dorfbeamten, der zugleich richterliche Funktionen ausübt, Steuern erhebt und dem Provinzialstatthalter das jährliche Kontingent für das Heer des Schahs sendet. Er betrat den Hof mit einem zahlreichen Gefolge von Dienern, welche zum Theil brennende Wasserpfeifen trugen, und nahm auf einem Teppiche Platz, während sich seine Begleitung rings herum niederkauerte, jeder nach seinem Range näher oder entfernter. Darauf begannen die stereotypen Begrüßungsformeln, jede von der folgenden durch eine kurze Pause getrennt; dann erst fragte der Beamte nach der Nationalität und dem Reiseziele der Fremden und verabschiedete sich, indem er Gott bat über ihr kostbares Leben zu wachen. Seine Kleidung bestand aus einer Hose von weißer Baumwolle, einem Rocke vom selben Stoffe, der rings um die Taille in Falten gelegt war und Knöpfe mit dem Staatswappen (Sonne und Löwe) hatte. Die Kleinheit der Mütze deutete auf die Neigung des Beamten, der höfischen Mode zu folgen, während die Bewohner des Dorfes noch die runde turkomanische Lammfellmütze trugen.

Mädchen im Tschapar-chaneh von Basmindsch.

Nach einem Ruhetage verließen die beiden Reisenden am 26. April mit Tagesanbruch Mianeh nur in Begleitung eines armenischen Dieners; sie eilten der übrigen Karawane voraus, um die „Brücke des Mädchens“ genauer zu untersuchen, nahmen also nur ihre Decken, den photographischen Apparat, Lebensmittel auf zwei Tage und ihre Schießwaffen mit. Zur Linken des Weges zeigten sich die Trümmer einer alten Burg, auf denen nackthalsige Geier unbeweglich saßen; zur Rechten zogen sich Baumgärten in voller Blüthe hin. Dann mußte ein Sumpf durchritten werden, ehe man die 23 Bogen zählende Brücke über den nach Norden strömenden Kerangu-Fluß und damit den Fuß des Kaslankuh, des Tigerberges, erreichte. Der Höhenunterschied zwischen dem Passe und der Brücke über den Kerangu beträgt noch nicht 450 m, und der Weg, der von Menschenhand hergestellt zu sein scheint, ist mit ziemlicher Sorgfalt angelegt; trotzdem aber erforderte der Anstieg über die wilden Abhänge des Gebirges fast vier Stunden. Der Paß selbst bietet solche Schwierigkeiten dar, daß

die Türken während ihrer Herrschaft über das Land den Weg auf beiden Seiten des Sattels in einer Breite von 10 m und einer Länge von 1 km pflasterten. Hier ist die Grenze zwischen den beiden Provinzen Aderbeidschan und Irak, in welche man nun hinabstieg, freudig die warme Frühlingssonne begrüßend. Auf halber Höhe des Abstiegs zeigte sich im Thale des Flusses Kizil-uzen ein isolirter Felsgipfel, den das uralte „Mädchenschloß“ (Dochtare-kaleh) krönt, angeblich ein Werk des Ardeschir Derazdast, des Artaxerxes Langhand, der es zum Gefängnisse einer aufrührerischen Prinzessin bestimmte. Das Schloß diente lange Zeit den Assassinen zum Schlupfwinkel, wurde dann von Schah Abbas dem Großen zerstört, hat aber trotz seines Verfalles seinen bösen Ruf bis auf den heutigen Tag bewahrt: innerhalb der letzten Jahre fanden auf dem Kaflankuh der englische Officier Brown, drei königliche Kuriere und mehrere persische Kaufleute ihren Tod durch Räuberhand.

Weiblicher Page (pitschchedmet).

Am östlichen Fuße des Berges fließt der Kizil-uzen, von der stattlichen 160 Schritt langen Dochtare-pul überbrückt (1110 m hoch gelegen), welche aus einem großen Spitzbogen von 24 m Spannweite und zwei Seitendurchlässen von 17 m besteht. Der mittlere Bogen trägt an seiner stromaufwärts gerichteten Seite eine 52 cm hohe Inschrift aus goldenen Buchstaben auf blauem Emailgrund, welche mit der Färbung der alten Ziegeln vortrefflich harmonirt und dem ganzen Bauwerk einen großartigen Anstrich verleiht, der durch die wilde Gebirgsumgebung noch mehr gehoben wird. Die Reisenden vermochten wegen des hohen Wasserstandes die Inschrift nicht zu lesen, setzen aber aus Gründen der Analogie das Bauwerk in die Mitte des 12. Jahrhunderts. Das ist nicht richtig. General Houtum-Schindler, welcher im Mai den Fluß 80 Schritt breit fand, hat die nicht sehr leserliche Inschrift neuerdings ent-

ziffert; sie lautet „Brücke gebaut von Hadschi Mahmud ibn Muhammed ul 'Abas el Kazwini im Jahre der Flucht 88 — “, was den Jahren 1475 bis 1485 unserer Zeitrechnung entspricht.

Ueber der Aufnahme der Photographie brach der Abend herein und zwang die Reisenden in einem elenden 1 Farsach von der Brücke entfernten Dorfe (Dschemalabad?) Unterkunft zu suchen. Da sich die Karawanen dort nicht aufzuhalten pflegen, so gab es auch kein bewohnbares Karawanserai, und nur mit Mühe fanden sie als Ungläubige bei den ärmsten Leuten, die mit ihren Hühnern und Tauben zusammen in einem Raume hausten, Obdach für die kalte Nacht.

Zwei weitere lange Tagereisen, zusammen 90 km lang, brachten sie nach Zendschan, einem größern Orte mit Poststation und Telegraphenamt, dem Mittelpunkt einer schönen, von einem Nebenflusse des Kizil-uzen durchflossenen Ebene, welcher in Folge seiner hohen Lage (1580 m) im Sommer eine sehr angenehme Temperatur, im Winter aber eine sehr strenge hat. Zendschan, welches sich, vielleicht mit Unrecht, rühmt, die Heimath der ersten Sassanidenfürsten Ardeschir und Babegan zu sein, wurde bald nach Sultanieh von Tamerlan zum Theil zerstört und verlor damals eines seiner schönsten Denkmäler, das Grabmal des Scheich Abu Feridsch; später sank die Stadt sehr in Folge der von der religiösen Sekte der Babis verursachten Unruhen, und heutigen Tages besitzt sie außer ihren schönen Baumgärten und den Trümmern ihrer alten

Der Ket-choda von Mianeh mit seinen Dienern.

Mauern nichts mehr von Interesse, weshalb die Reisenden ihrer Karawane voraus nach Sultanieh zu reiten beschlossen, um diesem Orte etwas mehr Zeit widmen zu können. Dies ging um so leichter an, als diese Strecke des Weges vollkommen sicher war, weil gerade eine Abtheilung Truppen zur Abwehr eines Kurdeneinfalles nach der türkischen Grenze marschirte.

Der Weg nach Sultanieh ($37^1/_2$ km) führt mehrere Stunden lang über eine wüste, allmählich ansteigende Ebene und überschreitet etwa halbwegs den Zendschan-Fluß. Dann erblickt man in der Ferne einen hellen Fleck und darunter einen langen schmalen Streifen, und wenn man näher kommt, erkennt man darin eine majestätische Kuppel, welche mit ihrer gewaltigen Masse und dem Glanze ihrer türkisblauen Fayencebekleidung das arme Dorf von 400 bis 500 Häusern zu ihren Füßen vollständig erdrückt. Das sind die letzten Reste der alten Stadt Sultanieh (1700 m hoch), welche gegen Ende des 13. Jahrhunderts von Arghun Chan, dem dritten Herrscher aus der Dynastie der Dschengischaniden erbaut und von Uldschaïtu Chodabandeh (1304 bis 1316) vergrößert wurde. Letzterer verlegte dorthin seine Residenz und ließ jene Kuppel, den einzigen Zeugen der früheren Bedeutung der Stadt, als sein Grabmal aufführen. Nach seinem Tode aber büßte der Ort trotz seines stolzen Namens sofort seine künstliche Blüthe ein. Timurleng eroberte sie 1381 mit Sturm und plünderte sie, und nur der heilige Charakter des Mausoleums rettete dasselbe vor der allgemeinen Zerstörung. Ihm galt der erste Gang der Reisenden am folgenden Morgen, doch wurden sie von

Die Mädchenbrücke (Dochtare-pul).

den unduldsamen Bewohnern nur mit Widerstreben eingelassen.

Das Gebäude ist noch wohl erhalten, nur wurde es zu Beginn des 16. Jahrhunderts in ungeschickter Weise ausgebessert, indem die innere Verzierung von einer dicken Stuckmasse verdeckt und ganz überflüssige Anbauten hinzugefügt wurden. Letztere sind dann in Trümmer gefallen, und ihre Reste entstellen den äußern Anblick des Domes; um dessen einfache Größe und Majestät mit einem Blicke zu umfassen, muß man sich deshalb in das Innere begeben und unter die Kuppel treten. Dort erst hat man den vollen Eindruck eines großen, sowohl in seiner Gesammtheit, als in seinen Einzelheiten harmonischen Bauwerkes. Die Kuppel steigt 51 m über dem Fußboden empor und hat eine Spannweite von 25½ m, Zahlen, welche die Bedeutung des Gebäudes deutlich erkennen lassen.

Die Reisenden hatten, mit Messungen und Aufnahmen beschäftigt, noch keine Stunde in dem Mausoleum verweilt, als eine tobende Volksmenge in dasselbe hineinströmte; einer ergriff das Wort und verlangte, daß die Ungläubigen sofort den geweihten Raum verließen oder für jede weitere Stunde Aufenthalts 10 Tomans (80 Mark) bezahlten. Als sie sich dessen weigerten, wurden sie von kräftigen Händen an Armen und Schultern gepackt, hinausgezerrt und dann die Thür des Grabmals sorgfältig hinter ihnen verschlossen. Unter dem Schimpfen der Weiber und von der Jugend mit Steinen beworfen, flüchteten sie zu dem Ket-choda, der ihnen schon vorher den Eintritt ermöglicht hatte, wozu er durch

Sultanieh.

einen Befehl des Statthalters in Tabriz verpflichtet war. Hier erklärten sie, Hilfe von Zendschan in Gestalt von Soldaten herbeiholen zu wollen, wenn man ihnen den Besuch des Grabmals fernerhin verweigerte, und die Furcht vor den üblichen Erpressungen des Militärs that Wunder. Der Ket-choda nahm sich ein Herz, setzte den Hauptschreier gefangen und befahl bei Strafe der Bastonnade die Fremden gewähren zu lassen, so daß diese ihre Studien fortsetzen und das Monument in allen seinen Einzelheiten untersuchen konnten. Dasselbe ist ganz aus quadratischen Ziegeln erbaut; die im Inneren sind von hellgelber Farbe und nach dem Glauben der Eingeborenen mit Gazellenmilch angemacht. Das Getäfel der Kapellen und die Oberflächen der Pfeiler sind mit Mosaikfeldern bedeckt, während die Kuppel außen ganz mit türkisblauem Fayence überzogen ist; ebendasselbe und weißes und blaues Email bilden den Schmuck der Minarets, des Pfeilers und des äußern Gesimses. Am sorgfältigsten gearbeitet und verziert sind die Wölbungen der oberen Galerien, nämlich mit reichen Reliefmustern, welche mit Wasserfarben bemalt sind, deren Töne von Grau bis Weinroth variiren und vorzüglich mit den blauen Fayencen harmoniren.

Außerhalb des Dorfes befindet sich, von den Ruinen einer Moschee umgeben, noch ein zweites Mausoleum von bescheideneren Verhältnissen, aber gleichfalls geschmackvoll verziert; es ist achteckig und mit einer Kuppel überdeckt. Jede der acht Seiten weist ein hübsches einfarbiges Mosaik auf, und in der Mitte der Giebelfelder ist ein prächtiger Ziegelstein in Gestalt eines zwölfstrahligen Sternes eingelassen.

Mythologie und Weltanschauung der Bewohner des Altai[1]).

Ch. H. Alle Völker des nördlichen Asiens, welche zu den östlichen Zweigen des ural-altaischen Stammes gehören, d. h. die tungusischen, mongolischen und türkischen Stämme, hingen in früherer Zeit ausnahmslos dem Schamanenthum an und haben sich auch heute noch zum Theil den Schamanenglauben bewahrt. Die tungusischen Stämme sind alle demselben ergeben, ausgenommen die Mandschu, welche dem Buddhismus sich wohl zugewandt, aber dabei die Schamanenopfer noch beibehalten haben. Die Mongolen sind größtentheils schon seit langer Zeit Buddhisten, nur ein kleiner Theil, die Buräten und die Urjänchäer sind noch offen der Schamanenreligion ergeben. Die türkischen Stämme dagegen, welche ihre ursprünglichen Wohnsitze früh verließen, haben längst den Islam und den mohammedanischen Kultus in dem Maße angenommen, daß mit wenigen Ausnahmen in ihnen auch nicht die geringste Erinnerung an den alten Glauben mehr lebt. Götzendiener, d. h. Schamanisten sind nur die Bewohner des Altai: die Altaier, Teleuten, die schwarzen Tataren, die Dwoedaner, die Urjänchäer und die Sajaner; außerdem sind die Abakan-Tataren (Sagaier, Koibalen und Katschiner), obwohl sie officiell für Christen gelten, durchaus Schamanisten; schließlich finden sich deutliche Spuren des Schamanenthums noch unter den Kirgisen, trotzdem, daß dieselben längst Mohammedaner sind, und unter den Baraba- und Tara-Tataren.

Der Kultus, das äußere Ceremoniell des Schamanenthums ist längst bekannt. Alle Reisenden erzählen genug von den Schamanen, von ihren Beschwörungen, Tänzen, Gesängen, Trommeln u. s. w. Davon soll hier nicht gesprochen, wohl aber ein allgemeines Bild der Mythologie der schamanistischen Türken des Altai entworfen werden. Eine solche Aufgabe ist bei einem in viele kleine Stämmchen zerfallenden Volke, welches keine schriftlichen Aufzeichnungen hat, nicht leicht. Die Schamanen selbst fürchten sich ihre Geheimnisse zu verrathen und der gemeine Mann ist darüber nicht unterrichtet. Als Radloff im Altai einen getauften Schamanen traf, so freute er sich darüber, allein vergeblich. Auf seine ihm gestellten Fragen antwortete er: „Mein früherer Gott ist schon böse auf mich, daß ich ihn verlassen; aber was wird er thun, wenn er erfährt, daß ich seine Geheimnisse verrathe? Aber nicht allein der alte, sondern auch der neue russische Gott wird mich unbedingt verfolgen, wenn ich vom alten Glauben rede.“ Ungeachtet aller Schwierigkeiten ist es Radloff doch gelungen, eine Anzahl Legenden, Sagen und Gesänge zu sammeln; es bieten uns diese nebst den kurzen Mittheilungen der Schamanen und Zauberer immerhin ein recht vollständiges Bild der Mythologie der Altai-Schamanisten.

Nach deren Meinung besteht das Weltall aus einer ganzen Reihe von Schichten: 17 obere Schichten bilden den Himmel, das Reich des Lichts; 7 bis 9 Schichten bilden die unterirdische Welt, das Reich der Finsterniß; zwischen beiden Reichen liegt die Wohnung der Menschen, die Erde, welche sich unter dem Einflusse der beiden Welten befindet. Gute Geister, welche den Menschen beschützen, wohnen in den oberen Schichten; dagegen leben in den unterirdischen böse Geister, welche dem Menschen schaden. Die Legenden über die Erschaffung der Welt erklären nun die Ursachen dieser Eintheilung. Nach den Worten der Legende ist Tengere Kairakan die mächtigste aller Gottheiten: er ist ohne Ende und ohne Anfang; er ist der Vater und die Mutter des Menschengeschlechts, der Erschaffer und Allerhalter der Welt.

Bevor noch Himmel und Erde waren, schuf Kairakan ein ihm ähnliches Wesen und nannte es Mensch (kischi). Kairakan flog ruhig mit dem Menschen über das Meer hin, aber der Mensch war mit diesem glückseligen Leben nicht zufrieden; er wollte sich höher als Kairakan erheben. Allein nun verlor er die Fähigkeit zu fliegen und fiel herab — ins Wasser. Im Begriff zu ertrinken, rief er Gott um Hilfe an, und Kairakan ließ einen Felsen vom Meeresgrunde aufsteigen, auf welchen der Mensch sich retten konnte. Nun befahl Kairakan dem Menschen in das Meer zu tauchen und Erde herauszuholen, damit er ihm eine Wohnung schaffen könne. Der Mensch stieg hinab auf den Grund des Meeres, holte zwei Klumpen Erde hervor, lieferte aber nur einen an Gott ab. Gott streute die Erde über die Meeresfläche hin, die Erde quoll auf und bildete eine dicke trockene Schicht. Der Mensch hatte den andern Erdenklumpen in seinem Munde verborgen; jetzt entfernte er sich von Gott, um sich sein eigenes Land zu schaffen. Aber die Erde fing an im Munde zu quellen, der Mensch konnte nicht athmen. Da befahl ihm Kairakan die Erde auszuspucken und in Folge dessen entstanden Sümpfe. Kairakan aber ergrimmte über das Benehmen des Menschen, entfernte ihn von sich, verfluchte ihn und nannte ihn Erlik. Da aber nun die Erde leer war, so schuf Kairakan neue Bewohner. Es wuchs aus der Erde hervor ein Baum mit neun Zweigen; an jedem Zweige entstand ein Mensch und aus diesen neun Menschen gingen die neun Völker hervor, welche jetzt die Erde bewohnen. Erlik aber war bemüht, den Menschen sich durch Betrug zu unterwerfen und suchte ihn zu verführen. Kairakan aber sah das böse Thun Erliks, verfluchte ihn aufs Neue und befahl ihm in der dritten Schicht des unterirdischen Reiches der Dunkelheit und der Finsterniß zu wohnen; er selbst aber verließ die Erde, schuf für sich die 17 Schichten des Himmels und erwählte die höchste Schicht zu seiner Wohnung; zum Beschützer des Menschengeschlechts ließ er den großen Mai-tere zurück. Erlik wandte sich mit Bitten an Mai-tere und Kairakan, daß es ihm erlaubt würde, sich einen hellen Himmel zu erbauen; nachdem er die Erlaubniß Gottes dazu erhalten, errichtete er sich einen solchen. Das Geschlecht Erliks, die bösen und schädlichen Geister, lebten nun besser als das Menschengeschlecht auf der Erde. Darüber ärgerte sich Kairakan und sandte seinen Diener Mandyschire mit dem Befehl, den Himmel Erlik's zu zerstören. Mandyschire vollführte den Befehl: unter den Stößen seiner Lanze zerbrach der Himmel Erliks in kleine Stücken, welche auf die Erde herabfielen. Vorher war die Erde eben wie die Steppe, es gab weder Felsen noch Steine; aber die herabgefallenen Stücke des Himmels Erlik's verdarben die Erde, sie war nun bedeckt mit Felsen und Gebirgen, zwischen denen undurchdringliche Wälder wuchsen. Kairakan aber entfernte den Erlik gänzlich in die unterste Schicht unter

[1]) Nach dem Russischen des Herrn W. Radloff in der Orient-Rundschau 1882, Nr. 7 und 8.

der Erde, wohin weder Sonne noch Mond scheinen; dort sollte er bleiben bis an das Ende der Welt.

Tengere Kairakan wohnt noch heutigen Tages in der siebenzehnten Schicht des Himmels und regiert von da das Weltall. Aus Kairakan bilden sich durch Emanation die drei höchsten Götter: Bai-Uljgän, welcher in der sechzehnten Schicht auf goldenem Throne sitzt; der mächtige Kysagan-Tengere in der neunten Schicht und der weise Mergen-Tengere in der siebenten Schicht. Der große Bai-Uljgän hat zwei Söhne Jaiyk (oder May-ene) und May-tere, beide sind Beschützer der Menschen; sie leben in der dritten Schicht des Himmels. Hier befindet sich Sjut-ak-kul (der milchige weiße See), der Urquell alles Lebens, der Berg Sjura, auf welchem sieben Kuday (Götter) und ihre Diener Jajutschei (Schöpfer), die Schutzengel der Menschen, sitzen. Hier ist das Paradies (Ak), hier wohnen die Glückseligen (Aktue), welche als Vorfahren des jetzigen Menschengeschlechtes die Rolle der Vermittler zwischen ihren Nachkommen und der Gottheit übernehmen.

Die Erde selbst erscheint als eine dem Menschengeschlechte wohlthätige Gottheit und wird vom Menschen unter dem Namen Jer-su verehrt. Jer-su ist die Gesammtheit der siebenzehn großen Chane, welche ihre Residenz auf den höchsten Berggipfeln und an den Quellen großer Flüsse haben. Der mächtigste dieser Chane heißt J-o-Chan; er lebt am Nabel der Erde, woselbst der höchste Baum steht, der mit seiner Spitze bis zum Bai-Uljgän hinaufragt; das beweist, daß J-o-Chan allein fast dieselbe Macht besitzt, wie die höchste Gottheit des Himmels. J-o-Chan hat zwei Söhne: So-chan und Temir-Chan; sie nehmen die Libationen entgegen, welche die Menschen beim Trinken spenden. Der vierte Chan ist Talai-Chan (Meeres-Chan); er lebt an der Mündung der siebenzehn Meere und regiert alle Wässer der Erde; der fünfte Chan heißt Adane; der sechste ist Mordo-Chan, welcher in der Quelle des Abakan lebt; der siebente ist Altai-Chan an der Quelle des Flusses Katun; der achte ist Kyrgys-Chan, der Bewohner des Kemtschik, d. i. die Quelle des Jenisei; der neunte ist Jabasch-Chan und der zehnte Eber-Chan; die übrigen sieben Chane werden wenig verehrt.

Alle Gottheiten der oberen Welt, welche in den himmlischen Schichten und auf der Oberfläche der Erde leben, sind Schöpfer, Beschützer und Vertheidiger der Menschheit; aber der Mensch wagt nur mit dem Jer-su und dessen Chanen in unmittelbare Beziehung zu treten; um aber mit den Mächten des Himmels in Beziehung zu kommen, bedarf der Mensch der Vermittelung seiner Vorfahren. Durch diese seine Vorfahren theilt er ihnen seine Nöthe mit, bittet um ihren Beistand und dankt ihnen für die genossenen Wohlthaten. Aber nicht alle Menschen verstehen es, sich an ihre Vorfahren zu wenden; diese Fähigkeit besitzen nur einige Geschlechter, insbesondere die Schamanen-Familien, welche ihr Wissen und ihre Fähigkeiten von Geschlecht zu Geschlecht forterben.

Radloff hat zwei an die höchsten Gottheiten gerichtete Schamanen-Gebete aufgezeichnet. Erstens ein Gebet um trockenes Wetter bei anhaltendem Regen durch Vermittelung des Jadaschach (Regenstein), zweitens ein Dankgebet. Beide charakterisiren im Allgemeinen die Art des Umgangs der Menschen mit Gott und zeigen, in welcher Weise die Schamanisten die Vermittelung ihrer Vorfahren ausnutzten. Wir theilen nur das erstere mit:

Der Du in der Höhe wohnst, Jsba-Abyjasch-Chan,
Der Du das Grün der Erde hervorgerufen,
Der Du die Blätter an den Zweigen hervorgerufen,
Der Du das Fleisch an den Knochen gemacht,
Der Du die Haare auf dem Haupte gemacht,
Schöpfer alles Geschaffenen!
Himmel alles Gemachten!
Himmel — Schöpfer der Sterne!
Ihr, sechzig Fürsten, die ihr meinen Vater erhöht habt,
Du, Uljgän-Ri, der Du die Mutter erhöht hast!
Gott, gieb Vieh!
Gott, gieb Brot!
Gott, gieb dem Hause ein Haupt!
Du Schöpfer alles Geschaffenen!
Himmel alles Gemachten!
Durch meinen Vater flehe ich zu Dir
Segne Du, o Vater!
Hilf Du, o Vater!
Zu Hause — meinem Kopf,
In den Herden — meinem Vieh.
Vor Dir beuge ich mich,
O Du Schöpfer alles Geschaffenen,
O Du Himmel alles Gemachten!

Das unterirdische Reich besteht, wie bereits gesagt, aus 9 Schichten, in denen Finsterniß herrscht: hier leben alle bösen Kräfte, d. h. alle diejenigen Wesen, welche sich bemühen der Menschheit zu schaden; sie werden mit dem allgemeinen Namen Tumängi-Tus benannt. Der Beherrscher der ganzen unterirdischen Welt ist Erlik-Chan, der durch Bai-Uljgän selbst erschaffen. Er sitzt auf einem schwarzen Throne in der fünften oder neunten unterirdischen Schicht. Ihn umgeben seine Diener, die bösen Geister: Kurmäs, Jetkär und Jaman-usjut. Noch tiefer ist die Hölle (Kasyrgon), wo die Sünder und Verbrecher die ihren Vergehen gebührenden Strafen erleiden. Der Erlik-Chan wird von dem Menschen gefürchtet; deshalb ist der Mensch stets bemüht, den Schrecklichen durch Geschenke zu versöhnen. In den nachfolgenden Beschwörungen der Schamanen wird zum Theil das Aussehen Erlik's geschildert.

1) Erlik auf einem schwarzen Rosse reitend,
Dein Rock ist aus schwarzem Biberfelle,
Deinen Rücken umfaßt der Gürtel nicht,
Deinen Hals kann man nicht mit den Händen umfassen,
Deine Augenbrauen messen ein Viertel Arschin,
Schnurrbart und Bart sind schwarz,
Dein Gesicht ist blutig.

2) O, reicher Erlik, mit glänzendem Haare!
Dein Eimer ist ein menschlicher Brustkorb!
Deine Schale ist ein menschlicher Schädel!
Das Schwert ist aus grünem Eisen,
Die Schulterblätter sind aus flachem Eisen,
Dein schwarzes Gesicht sprüht Funken,
Deine Haare bewegen sich.
An Deiner Thüre sind sieben Throne,
Dein Herd ist aus Erde,
Deine Treppe ist wie das Gerüst einer Jurte;
Dein Dach ist aus Eisen;
Du reitest auf sieben Stieren,
Auf der Satteldecke liegt Dein Sattel.
Der Sattel besteht aus einer ganzen Pferdehaut;
Wenn Du die Hand ausstreckst, so fällt ein Held,
Ziehst Du den Sattelgurt fest an, so erdrückst Du das Pferd und verspeist es.
O, mein Vater Erlik!
Wozu verdirbst Du so Dein Volk?
Wo schlägst Du so dasselbe?
Dein Gesicht ist schwarz wie Kienruß,
Der Blick ist finster, wie die Kohle.
O, mein Vater Erlik!
Von Geschlecht zu Geschlecht, von Zeit zu Zeit
Ehre ich Dich Tag und Nacht,
Von Geschlecht zu Geschlecht, von Kind zu Kind,
Sei Du der von uns gern verehrte Führer!

Und wie sollte der Mensch nicht den schrecklichen Erlik fürchten? Von ihm geht alles Böse aus, Sünde, Krankheit, Tod, Mißwachs, Viehseuchen und Armuth. Deshalb ist es die Hauptaufgabe des Menschen, den Erlik zu beschenken

und zu bestechen; um den allerkundigsten und den mächtigsten Schamanen herbei zu holen wird kein Geld gescheut.

Wenn ein Mensch geboren werden soll, so ergeht vorher ein Befehl Bai-Uljgäns an seinen Sohn Jaiyk, welcher den Befehl des Vaters erfüllt und auf die Bitte der Vorfahren den zu Gebärenden einem Jajutschi übergiebt, welcher den zu Gebärenden schafft und ihn nach der Geburt während seines ganzen irdischen Lebens begleitet. Erlik dagegen schickt auch einen der Seinigen, einen **Kurmäß** ab, um die Geburt des Menschen zu erschweren und, wenn trotzdem das Kind glücklich geboren wird, so darf der Kurmäß nicht von dem Neugeborenen weichen. Auf diese Weise besitzt jeder Mensch zwei Begleiter; an seiner rechten Schulter steht sein Schutzengel Jajutschi, an der linken Schulter ein Kurmäß, der Gesandte Erlik-Chans. Beide lassen den Menschen nicht aus den Augen: der Jajutschi schreibt alle guten Handlungen des Menschen auf; der Kurmäß verzeichnet alle bösen Thaten. Wenn es allendlich dem Kurmäß gelingt, die Lebenskräfte des Menschen zu vernichten, d. h. wenn der Tod an den Menschen herantritt, so zieht der Kurmäß die Menschenseele mit sich in die unterirdische Welt bis zur siebenten Schicht und stellt sie hier vor den Richterstuhl des mächtigen Erlik-Chans. Beide Begleiter statten nun einen Bericht über die Handlungen des Menschen ab. Ueber einen tugendhaften Menschen hat Erlik-Chan keine Macht, der böse Geist verläßt ihn und der Jajutschi führt ihn direct ins Paradies. Dagegen wird die Seele des bösen Menschen von dem Jajutschi verlassen und von dem Kurmäß in die Tiefe befördert, bis zur letzten Schicht, wo sich die furchtbare Hölle befindet. Hier ist ein großer Kessel, gefüllt mit siedendem Pech, dahin wirft man die Seele des Sünders. Innerhalb einer gewissen Frist steigt der Sünder bis zu einer gewissen Höhe an die Oberfläche des Pechs. Von den allerschlimmsten Sündern ist gar nichts sichtbar; bei den weniger schlimmen ragt die Nase vor, bei noch Besseren der behaarte Theil des Kopfes und so je nach dem Maßstab der Sünden die Stirn, die Augenbrauen, die Augen, die Nase, der Mund und gar der ganze Kopf bis zum Hals. Die guten Thaten der Sünder gehen nicht verloren und die Strafe des schrecklichen Erlik dauert nicht ewig. Die Seligen gedenken der Wohlthaten ihrer Wohlthäter, sie senden ihren Jajutschi in die Hölle, um jenen zu helfen, falls sie sich unter den Verurtheilten befinden. Der Jajutschi sucht den Wohlthäter seines Klienten auf, erfaßt ihn beim Zopf und bemüht sich ihn aus dem Pech herauszuziehen; durch das Recht des Jajutschi wird die Bedeutung der ausgeübten guten Thaten verhältnißmäßig verstärkt, so daß es oft gelingt, den Sünder über das Niveau des Peches zu heben. Dann ergreift der Jajutschi ihn mit den Händen und trägt ihn in die Welt des Lichts, in das Reich der Seligen.

Das ist die Ordnung der Welt. Erlik wagt es nicht aus dem Reiche der Finsterniß hervorzukommen oder von da seine mächtigen Helfershelfer hervorzuschicken: der Boden des Meeres ist so fest, daß derselbe sie nicht durchläßt. Wenn aber das Ende der Welt kommt, dann:

Steht die schwarze Erde in Feuer,
Die Haufen des Volkes werden vernichtet;
Die Wasser fließen mit blutigen Wogen,
Die Berge drehen sich im Wirbel;
Dann zerfallen die Felsen in Trümmer,
Der Himmel erzittert und schaukelt,
Das Meer macht solche Wellen,
Daß der Boden sichtbar wird.
Neun schwarze Steine zerbrechen,
Aus ihnen kommen neun Kisten hervor,
Und aus diesen neun Männer
Auf neun eisernen Rossen;
An den Vorderfüßen haben sie neun Schwerter,
An den Schweifen neun Lanzen;
Wenn sie mit Bäumen zusammentreffen
So vernichten sie die Bäume,
Wenn sie auf lebende Kreaturen stoßen,
So werden die lebenden Kreaturen vernichtet.
Kairakan, Gott, Vater,
Der Erschaffer der ganzen Welt,
Bedeckt sich dann die Ohren,
Er hört nicht das Geschrei des Volkes,
Vergeblich wird der Held Schaljime
Dann anrufen den Mandyschire,
Mandyschire antwortet nicht.
Vergeblich wird er Mai-tere rufen —
Mai-tere schweigt.
Dann kommen zwei Helden Erlik's,
Karam und Kere,
Aus der Erde hervor,
Zwischen ihnen und den Helden Uljgän's,
Mandyschire und Mai-tere,
Beginnt ein schrecklicher Kampf.
Von dem Blut Mai-tere's
Geräth die ganze Erde ins Brennen. — —
So wird das Ende der Welt sein. —

Das sind die Hauptzüge der Mythologie, welche Radloff von den türkischen Schamanen in Erfahrung bringen konnte.

Das Mitgetheilte reicht aus um zu beweisen, daß die schamanischen Gottheiten die Personifikation der Naturkräfte darstellen. Das Menschengeschlecht befindet sich unter dem Einflusse zweier verschiedener Kräfte: der Kraft des Lichtes und der Kraft der Finsterniß. Die erstere wohnt in den Schichten des Himmels, von wo herab die wohlthätige Sonne täglich scheint und wärmt, welche alles belebt und alle Lebenserscheinungen auf der Erde anregt; von da herab leuchtet des Nachts das stille Licht des Mondes und der Sterne, welches die Schrecken der Nacht mildert; die zweite Kraft der Finsterniß wohnt im unterirdischen Reiche, von wo aus die Dunkelheit der Nacht, das Verderben alles Lebenden, Krankheit und zuletzt der Tod kommt. Zwischen beiden Mächten befindet sich die dem Menschen verwandte und dem menschlichen Stamme zugängliche Erde, Jer-su mit siebenzehn Bergen und Meeren, welche den Menschen mit allen Glücksgütern des physischen Lebens, mit Speise, Kleidung und Wohnung versorgen. Die Erde ist dem Menschen so nahe verwandt, daß er ohne Furcht sich ihr zuwenden kann; ein jeder kann ihr ohne Mittler durch Libationen danken, ein jeder kann sie verherrlichen durch Gesänge und Gebete und durch Errichtung von Steinhaufen (Obo). Allein die Erde ist dem Menschen so nahe, daß die zu ihrer Ehre vollzogenen Gebräuche äußerliche bleiben, welche das Seelenleben des Menschen nicht berühren. Für dieses sind die Kräfte des Lichtes und der Finsterniß wichtiger, sie beleben, mitunter aber unterdrücken sie auch Jer-su. Mit diesen Mächten kann der Mensch nicht in unmittelbare Beziehung treten. Wie auch der Mensch den Himmel erhebt und ehrt, niemals wendet er sich so oft an ihn, wie zu der Macht der Finsterniß. Die Dankbarkeit liegt schwer auf dem Menschen und die genossene Wohlthat wird leicht vergessen. Deshalb ist die Aufmerksamkeit des Menschen nach unten, in die unterirdische Welt der Finsterniß gerichtet, von wo er täglich und stündlich einen Ueberfall, eine Verfolgung erwarten kann. Als einzige Rettung vor diesem schrecklichen Feinde erscheint die Kraft der großen Schamanen, welche durch Vermittelung ihrer Vorfahren es verstehen, mit dem Feinde in Beziehung zu treten, ihn durch Geschenke zu bestechen, und, indem sie dem Menschen die Forderung Erlik's und seiner Diener mittheilen, dem drohenden Uebel vorbeugen. Die Bemühungen der Schamanen durch Hexerei, d. h. durch ihre Beschwö-

rungen, die guten Beziehungen mit den Mächten der Finsterniß aufrecht zu erhalten, haben bei den benachbarten Völkerschaften die Meinung erregt, als sei das Schamanenthum eine Religion des Teufels.

Der das Schamanenthum im Vergleich mit anderen heidnischen Religionen charakterisirende Zug ist die Macht der Verwandtschaft, der Familie, d. h. das ununterbrochene Band, welches zwischen dem auf der Erde lebenden Menschen und einem längst aus dem irdischen Leben abgeschiedenen Vorfahren besteht. Aus diesem Glauben geht die ganze Aeußerlichkeit des Schamanismus hervor, die Macht und die Kenntniß der Schamanen, welche sie durch Emanation von ihren Vätern erhalten haben, die Macht durch Töne der Trommel, durch Gesang und Tanz ihre Vorfahren herbeizurufen und, den Körper an der Kultusstätte zurücklassend, ihre Seele in die Welt des Lichts oder in das dunkle Reich Erlik's zu befördern.

Wir bemerken in den schamanischen Legenden überall einen starken Einfluß der Religionen der benachbarten Völker. Auf diesen Einfluß hat bereits A. Schiefner in der Vorrede zu den von Radloff herausgegebenen „Beispiele der Volkslitteratur türkischer Stämme“ (I. Theil. St. Petersburg 1866) hingewiesen. Er sieht diesen Einfluß in den Eigennamen, z. B. findet er das eranische Wort Ormasd im altaischen Kjurmäß wieder; vermittelnd zwischen beiden steht das mongolische Churmust (oder Hurmust) da. In den Namen Mai-tere und Mandyschire erkennt er die Namen buddhistischer Gottheiten Mai-tiejä (mongolisch Maidari) und Mandschueri. Radloff fügt der Bezeichnung des fünften Chan Adam hinzu, der unzweifelhaft durch die mohammedanischen Kirgisen in die schamanischen Legenden hineingekommen ist. Deutliche Spuren von christlichem und zum Theil auch mohammedanischem Einflusse zeigt die Legende von der Erschaffung der Welt, welche oben sehr verkürzt wiedergegeben ist. So beredet z. B. Erlik den Menschen dazu, die Früchte an der westlichen Seite des Baumes mit sieben Zweigen zu essen, was Gott dem Menschen verboten hat; dabei hat Erlik die Gestalt einer Schlange angenommen.

Die Reste des schamanischen Glaubens bei den Mohammedanern und Buddhisten haben sich ihres religiösen Charakters völlig entäußert; sie erscheinen unter der Form eines sinnlosen Aberglaubens. So sind z. B. die kirgisischen Bakſi, welche verschiedene Krankheiten heilen, nichts weiter als Taschenspieler. Sie machen dem versammelten Volke verschiedene Kunststücke vor, dadurch ihre geheimnißvollen Kräfte und Macht zu bekunden, so z. B. lecken sie mit der Zunge an glühendem Eisen, oder greifen dasselbe mit den Händen an, stecken sich ein langes Messer in den Mund, durchstoßen sich mit Nadeln u. s. w. Die Gesänge der Bakſi bestehen aus den Beschwörungen unbekannter Geister, ferner aus Anrufungen, welche die Heiligkeit des Islam betreffen und aus mohammedanischen Gebetformeln. — Bei ihren Vorstellungen gebrauchen die Bakſi anstatt einer Trommel ein einer Geige ähnliches Instrument mit Saiten aus Pferdehaaren, Kobus genannt.

Die von Radloff ausgesprochene Ansicht, daß alle türkischen Stämme einst dem Schamanismus huldigten, wird auch noch durch Folgendes bewiesen. Das Wort „Kam“, welches jetzt in der Bedeutung „Schamane“ nur den nicht-mohammedanischen sibirischen Türken bekannt ist, ist sehr verbreitet. In Mittelasien ist es bekannt, wird aber im Sinne des kirgisischen Bakſi (Taschenspieler) gebraucht. Daß früher das Wort „Kam“ allen Türken bekannt war, sehen wir aus einem von Vambery herausgegebenen altuigurischen Schriftdenkmal Kudatku-Bilik, und aus einem im Jahre 1363 zusammengestellten Wörterbuch der kumanischen Sprache (d. h. der Polowzer), wo incantatrix (Hexe) übersetzt ist durch Kam kartun kisi dire, d. i. ein Weib, welches ein Kam genannter Mensch ist.

Die Moïs an der Grenze von Französisch-Kochinchina.

II.

Daneben haben die Wilden in der Nähe ihrer Wohnungen, aber im dichtesten Theile des Waldes andere kleine Hütten, wo sie ihre kostbarsten Gegenstände und Extravorräthe an Reis aufbewahren. Um die Wohnungen tummeln sich Schweine, Hühner und Enten; ein besonderes Geschick haben die Moïs in der Erzielung guter Kapaunen. Sehr schön sind ihre Hunde, die sich zur Jagd abrichten lassen.

Was die Familie anlangt, so wäre es sicher zu viel gesagt, wenn man behauptete, daß das Moï-Weib Haupt derselben sei und den Mann beherrsche. Daheim hat der Mann seine Beschäftigungen und die Frau die ihrigen; jeder ist Herr in seiner kleinen Domäne und jeder arbeitet, um allen Behagen zu verschaffen. Nirgends genießt das Weib mehr Achtung und Ansehen, aber auch nirgends verdient es das in höherm Grade. Ehebruch ist bei den Moïs vollständig unbekannt. Der wahre Herr im Hause ist das von Liebe und Sorge gehütete Kind; man muß den Stolz und die Zärtlichkeit sehen, mit welcher ein Moï ein kleines Wesen auf dem Arme trägt und sagt „kûe eï“ (das ist mein Sohn). Während der ganzen vier Monate seines Verkehrs mit diesem Volke sah Gautier nie zwei Moïs oder Mann und Frau sich zanken. Ein Kind zu schlagen oder auch nur an diese Möglichkeit zu denken wäre in den Augen eines Moï etwas ganz Ungeheuerliches.

Vielweiberei ist sehr selten und vom Reisenden selbst nie beobachtet worden. Jedenfalls hätten die verschiedenen Frauen eines und desselben Mannes jede ihre eigene Hütte. Auch von der angeblich vorkommenden Polyandrie sah Gautier kein Beispiel; existirt sie, so würden die verschiedenen Männer einer Frau zusammen wohnen.

In hohem Ansehen steht bei den Moïs die Höflichkeit. Bietet einer dem andern etwas an, so legt letzterer seine geöffneten Hände zusammen und macht eine Geberde des Dankens, welche ersterer erwiedert. Handelt es sich um Reisbranntwein, so begrüßt man sich vor und nach dem Trinken. Wenn ein Reisender Gastfreundschaft von den Moïs empfängt — und diese wird, wenn einmal das Eis gebrochen, aufrichtig und von Herzen gewährt — so macht er seinen Wirthen das größte Vergnügen, wenn er die Formen ihrer Höflichkeit befolgt. Bei ihren Festlichkeiten herrscht ruhige Heiterkeit; unter dem Einflusse des Reisbranntweins wird die Unterhaltung wohl lebhaft, aber zu Streitigkeiten kommt es nie.

Bei einem Volke mit so sanften Sitten und solcher Achtung vor dem Nebenmenschen kann die Sklaverei — das

Wort ist vielleicht nicht ganz richtig gewählt, um die bestehende Institution zu bezeichnen — unmöglich sehr hart sein. Gewöhnlich kauft der Moï als Sklaven Kinder von 3 bis 8 Jahren, die er, ohne einen Unterschied zu machen, mit den seinigen aufzieht. Wenn sie heranwachsen, werden sie ebenso gekleidet und bewaffnet wie jene, verrichten dieselbe Arbeit, erhalten dieselbe Nahrung, und es müßte schon ein sehr geschickter Beobachter sein, welcher den Sklaven von dem Familienmitgliede unterscheiden könnte. Vielleicht erhalten sie öfter Aufträge oder werden ein klein wenig anders behandelt als die Kinder; dies ist aber um so schwieriger zu bemerken, als niemals jemand unhöflich genug wäre, das Wort „Sklave“ in Gegenwart eines solchen auszusprechen.

Der Sklave kann sich verheirathen, selbst mit der Tochter seines Herrn, ohne daß er darum aufhörte Sklave zu sein. Das einzige Unangenehme für ihn ist, daß er im Falle von Vergehen, Fluchtversuchen oder, wenn die Familie in große Noth geräth, verkauft werden kann. Das im Hause geborene Kind eines Sklaven jedoch darf nicht mehr verkauft werden, wenn es auch den Familiengliedern gegenüber noch immer in einer gewissen Abhängigkeit bleibt.

Die Ehe bei den Moïs kann man wie eine Art gemilderter Sklaverei ansehen: eine Tochter, welche sich verheirathet, verläßt ihre Eltern nicht, sondern der Gatte muß in das Haus seiner Frau ziehen, wenn er nicht reich genug ist um seinen Schwiegereltern zum Ersatz für dieselbe einen Sklaven zu geben. Niemals aber darf bei dieser Art Sklaverei derjenige, welcher sich ihr unterzieht, verkauft werden. Eine Anzahl Töchter ist also für den Moï ein wahrer Reichthum.

Der Sklavenstand hat nichts Erniedrigendes; nie trifft man einen, der ausschließlich für seinen Herrn arbeitete, der in besonderer Weise lebte, thätlich oder mit Worten mißhandelt würde. Ein Sklave ist nichts, als ein neuer Genosse, den man sich mittels Geldes verschafft, ein Gehilfe, der an den Arbeiten der Familie theilnimmt, durch seine Mitwirkung den Wohlstand seines Herrn vermehrt, aber auch an demselben seinen Antheil hat. Wäre es anders, so würde er sehr bald seine Freiheit wiedererlangt haben. Die öffentliche Meinung giebt diesem Verhältniß die wahre Sanktion, welche die Rechte des Herrn wie des Sklaven in gleicher Weise wahrt und beiden die Grenzen ihrer Rechte und Pflichten zieht. So kann kein Herr seine Sklavin zwingen, seine Konkubine zu sein; ja, er darf sie nicht einmal als solche benutzen, wenn sie darein willigte. Ebenso verhindert die öffentliche Meinung den Sklaven an der Flucht; denn jede Thür wäre ihm verschlossen, und der ganze Stamm würde sich an seiner Verfolgung betheiligen. Nähme ein benachbarter Stamm wissentlich einen flüchtigen Sklaven auf und beschützte ihn, so wäre das in den Augen der Moïs eine offenbare Verletzung der Rechte seines Herrn und hätte die Erklärung des „coman“ (Vendetta) zur Folge. Andererseits beschützt auch die öffentliche Meinung den Sklaven und gestattet seinem Herrn nicht, seine Rechte zu mißbrauchen, jenen zu mißhandeln und etwas zu fordern, wozu er nicht gesetzlich verpflichtet ist.

Das eben erwähnte Wort „coman“ oder „sraï-coman“ bedeutet „kambodjischer Räuber“ und bezeichnet die Sklavenjäger und Piraten, mögen sie kambodjischen oder siamesischen Ursprungs sein. Außerdem bedeutet es „Rache, Vendetta“. Wird den Einwohnern eines Dorfes erklärt, sie seien „coman“, so heißt das, man fordert von ihnen bei Strafe der Vernichtung das Gutmachen eines Unrechts, einer Ungerechtigkeit oder eines Diebstahls, dessen sie sich schuldig gemacht haben. Um dies zu begreifen, muß man sich die hohe Achtung der Moïs vor dem Rechte des Einzelnen und die Traditionen der Gastfreundschaft vor Augen halten. Wenn ein Individuum verletzt worden ist und die Sühnung eines Unrechts oder einer Beschädigung anstrebt, so hat es die öffentliche Meinung für sich, welche sich energisch für ihn ausspricht; nöthigen Falles wird es sehr leicht bei allen, die es kennen, wirksame Hilfe finden. Gautier führt als Beispiel an, wie es ihm in Queuneron erging. Er war dort während eines schrecklichen Sturmes nur unter dem größten Widerstreben aufgenommen worden; am folgenden Morgen, da er nicht marschiren konnte, hatten ihm die Einwohner nur einen sehr schlechten Karren zu hohen Preisen gestellt und so in seiner Person die allen Moïs heilige Gastfreundschaft verletzt. Er konnte deshalb sie für „coman“ erklären und als Sühne bei Strafe der Vernichtung verlangen: vier Sklaven oder vierzig Ochsen, oder den vierzigfachen Werth eines Ochsen, welcher zwanzigmal die Länge der beiden ausgestreckten Arme eines rothen oder gemusterten Stoffes werth ist, von welchem das Meter in Saigon 50 bis 75 Centimes kostet — d. h. also 500 bis 600 Franken nach französischem Gelde — und alle Einwohner von Brelam, von wo aus er jenes feindselige Dorf besucht hatte, hätten in dieser Angelegenheit für ihn Partei ergriffen.

Die Waffen der Moïs sind folgende: eine große Armbrust für die Elephanten, eine kleine für Hirsche, Rehe u. s. w.; der tou-huïas oder huïas, eine eiserne Klinge mit einem Griffe von gehärteter Bambuwurzel, womit sie sich ihren Weg durch den Wald bahnen; eine Lanze, welche zuweilen zum Erlegen des Rhinoceros dient; ein Messer mit krummem Griff, das mit oder ohne Scheide am Gürtel getragen wird. Ihre Pfeile sind mit einem Gifte von unerhörter Heftigkeit bestrichen, dessen Geheimniß sie sorgfältig bewahren. Lästigen Fragern geben sie eine ähnliche Substanz, die ganz harmlos ist, und mehr als ein Reisender ist schon auf solche Weise von ihnen betrogen worden. Von Interesse ist ein Feuerzeug mit komprimirter Luft, das Gautier nicht näher beschreibt. Von Musikinstrumenten besitzen sie eine ganze Anzahl; dieselben gleichen denen der Annamiten und bringen auch dieselben Töne hervor. Merkwürdig ist Folgendes: man schneidet 7 oder 8 Stücke hohlen Bambus von ungleicher Dicke schräg zu; jeder Moï nimmt eines und schlägt damit auf einen Holzklotz, wodurch verschiedene Töne erzeugt werden. Die Wirkung ist nicht unangenehm, vorausgesetzt, daß das Koncert nicht zu lange dauert.

Die Kleidung der Männer besteht aus einem Stück Zeug von 35 cm Breite und 3 m Länge, welches um den Leib geschlungen, zwischen den Beinen durchgezogen und vorn befestigt wird. Die Frauen tragen dasselbe Stück Zeug etwas breiter nach Art eines kleinen Unterrocks; meist aber gehen sie ganz nackt, abgesehen von einem hinten hängenden, drei Finger breiten Lappen, der gleichsam ihre Arbeitstracht vorstellt. Die Reichsten tragen Spiralen oder einfache Ringe von dickem Kupferdrahte an den Armen; Edelsteine als Schmuck kommen nicht vor. Beide Geschlechter wickeln die Haare nach annamitischer Weise zusammen; nur die Männer stecken mitunter eine lange Nadel von Holz oder Kupfer hinein, die mit Federn oder bunten Quasten verziert ist. Gold ist unbekannt und Silber kaum mehr geschätzt als Kupfer, welches die Hauptrolle spielt. Da indessen sein Werth zu genau bekannt ist, so thut der Reisende nicht gut, gerade dieses Metall als Tauschmittel zu verwenden; vielmehr genießen bei den Moïs bunte Stoffe und Decken das größte Ansehen.

Ein Ausflug in das südwestliche Island.

Von **Th. Thoroddsen** [1]). Deutsch von **W. Finn.**

I.

Bekanntlich erstrecken sich auf Island zwei lange vulkanische Gebirgszüge westwärts bis zum Meere, nämlich Snäfellsnäs und Reykjanäs. Ersterer besteht aus einer ziemlich hohen Bergkette, welche mit dem schönen erloschenen Vulkan Snäfellsjökul (4577 Fuß) endet; die vulkanische Thätigkeit hat indessen auf mehreren Stellen zu beiden Seiten des Gebirgszuges sich einen Weg gebahnt. Reykjanäs bildet dagegen keine zusammenhängende Gebirgskette, sondern besteht nur aus hochliegenden, flachen zum größten Theil mit Lava bedeckten Haidestrecken, aus denen einzelne Felsenkegel und ausgebrannte Kraterspitzen hervorragen. Diese Haidestrecken sind bis 900 Fuß hoch und fallen gegen Westen gleichmäßig ab; die Felsenkegel erreichen bis 2000 Fuß Höhe, die meisten aber nur 1400 bis 1500 Fuß. Reykjanäs ist zum großen Theil mit Lava bedeckt und mit Kratern, warmen Quellen, Solfataren und tiefen vulkanischen Spalten übersäet; die meisten Lavaströme sind hier in prähistorischer Zeit geflossen und nur einige wenige werden in den Sagen und Annalen erwähnt.

Am südöstlichen Rande des Reykjanäs, in der Gegend von Oelves, liegt der Hof Hjalli. In der Nähe dieses Hofes befindet sich ein in der geschichtlichen Zeit, nämlich im Jahre 1000, gebildeter Lavastrom mit Namen Thurraárhraun. Ein merkwürdiges historisches Ereigniß knüpft sich an diesen Lavastrom. In dem genannten Jahre war nämlich großer Streit auf dem Altinge über die Einführung des Christenthums auf Island; aber gerade als die Verhandlungen ihren Höhepunkt erreicht hatten und der Streit in Thätlichkeiten zwischen den Christen und den Heiden auszuarten zu wollen schien, kám ein Mann gelaufen und erzählte, daß ein Ausbruch in Oelves begonnen und der Lavastrom seine Richtung nach dem Hofe Hjalli des „Goden" Thorodel nehme, welcher dadurch wahrscheinlich zerstört werden werde. Da sagten die Heiden, es sei nicht zu verwundern, wenn die Götter über solche Reden, wie sie hier gehalten seien, erzürnt würden; aber Snorri „godi", der selbst ein Heide war, sagte: „Weshalb wurden denn die Götter erzürnt, als der Lavastrom gebildet wurde, auf welchem wir jetzt stehen?" (Das Alting wurde ja auf Thingvellir, dem hier befindlichen großen vorgeschichtlichen Lavastrome abgehalten.) Dieser Lavastrom in Oelves ist niemals untersucht worden. Olaffen sagt nur, daß derselbe aus einem Krater des Gebirgsrandes oberhalb Hjalli herabkam und sich auf das vorliegende Flachland ergoß. Um diesen Lavastrom näher zu besehen und mich gleichzeitig mit den interessanten, nur selten von Reisenden besuchten Gegenden südlich vom Thingvallasee bekannt zu machen, gingen ich und mein Bruder, der Arzt Thórdur Thoroddsen, im September 1881 von Reykjavik ab.

Die nähere Umgegend von Reykjavik ist keineswegs schön; die kleine Landzunge, worauf die Stadt gebaut ist, besteht aus niedrigen, kuppelförmigen Höhen aus einer graulichen doleritischen Lava, welche vor der Eiszeit in mehreren Schichten abgelagert ist. Ein Querschnitt läßt erkennen, daß die untersten Schichten mit einer schlackenartigen Lavakruste bedeckt sind, während die poröse Kruste der obersten Schichten vom Eise abgeräumt worden ist; auf den höchsten Punkten treten auch überall polirte Klippenflächen an den Tag, während das aus Lavastücken bestehende Geröll in die Niederungen hinabgefegt worden ist und aus seinem sehr porösen Zustande deutlich seinen Ursprung erkennen läßt. Diese alte Lava ist auf mehreren Stellen mit Tuffschichten bedeckt, die sich durch ihre Schichtenstärken und Versteinerungen deutlich als Strandbildungen erweisen. Etwas östlich von dem alten Bischofssitze Langarnäs bedeckt die doleritische Lava Reykjaviks einen alten Basalt, der auf der Insel Videy, auf der anderen Seite des Sundes, in großen Massen zu Tage tritt.

Von Reykjavik führt der Weg gen Osten über den nahebelegenen Laxelv (Ellidaár), der aus dem kleinen See Ellidavatn kommt. Der Fluß läuft über einen verhältnißmäßig jungen, vom Ellidavatn bis zum Meere herabgeflossenen Lavastrom. Beim Ellidavatn findet man auch eine Anzahl Raudholar genannte Krater und Schlackenkegel. In der Nähe einiger Lachswehren im Ellidaflusse kann man im Querschnitt sehen, daß die junge Lava des Flußbettes auf feinem Glaciallehm ruht, der auch die doleritische Lava Reykjaviks bedeckt. Auf der östlichen Seite des Ellidaá beginnt ein wellenförmiges Flachland, gebildet zum Theil aus glacialen Massen mit hervorragenden Doleritkegeln und erstreckt sich bis nach Esja und den Reykjanäsbergen; auf demselben erheben sich aber auch einige vereinzelte niedrige Basaltberge, wie z. B. Mosfell, Lágafell und Grimmansfell. Dieses Flachland erhebt sich gleichmäßig bis nach Mosfellsheidi hinauf, dem obersten Theile des sich von Reykjanäs erstreckenden Höhenzuges. Zwischen den erwähnten Basaltbergen befindet sich eine Reihe kleiner Landseen, belegen in der Richtung von Nordost nach Südwest, aber auch längs dem westlichen Rande der Reykjanäsberge. Wenn man von Reykjavik nach Thingvellir oder Mosfellsheidi will, dann geht der Weg zur Haide hinauf durch Seljadalur, das wegen des hier von Sartorius v. Waltershausen zuerst entdeckten schönen und reinen Palagonit so bekannt geworden ist. Der Palagonit tritt hier sehr deutlich in mehreren Gebirgsklüften zu Tage. Zu dem schönen kleinen Seljathal machen die Bewohner Reykjaviks im Sommer häufig Sonntagsausflüge. Vom Seljathal führt der Weg hinauf zur Mosfellsheidi; diese wellenförmige Fläche ist ebenso wie die meisten Haidestrecken auf Island theilweise mit glacialem Grus bedeckt. Neuere Lavaströme sind hier nicht, sondern erst weiter gegen Süden auf Reykjanäs zu suchen, wo die Haiden ganz damit bedeckt sind. Wenn man am östlichen Abhange von Mosfellsheidi hinabreitet, liegt der Thingvallasee gleich einer glitzernden Fläche vor dem Blicke ausgebreitet, begrenzt im Osten von niedrigen Haiden und einzelnen hervorragenden, barocken Felsenformen. Nördlich vom See erstreckt sich eine breite Niederung bis zum kuppelförmigen Gebirge Skjaldbreid; die Niederung ist meilenweit mit einem nur sparsam mit Moos und Gebüsch versehenen Lavastrom bedeckt und von unzähligen Rissen von NO nach SW gespalten. Die westlichste dieser Spalten wird Almannagjá und die östlichste Hrafnagjá genannt. Die ganze Landstrecke zwischen diesen beiden Spalten ist gegen 650 Fuß gesunken, und dadurch wird man in Stand gesetzt,

---

[1]) Geografisk Tidsskrift I. Kopenhagen 1883.

die mächtigen auf einander gelagerten Lavaschichten zu beobachten, welche oben in den abenteuerlichsten Formen gleich Burgmauern mit Zinnen und Thürmen hervortreten. Die Senkung dieser ausgedehnten Lavafläche hat wohl zum Theil die Veranlassung zur Bildung des Thingvallasees gegeben, und die umwohnenden Bauern, welche oft auf dem See der Forellenfischerei wegen umherfahren, behaupten, daß sie die Spalte Almannagjá auf dem Grunde des Sees weit gegen Südwest verfolgen können. In den See ergießt sich nur ein Fluß, der bekannte Oexará, der über die westliche Wand der Almannagjá in einem 35 Fuß hohen Wasserfall herabstürzt. Der See erhält jedenfalls auch einen ziemlich bedeutenden Zufluß an Regen- und Gletscherwasser, das vom Hochlande kommend durch die Lavastrecken hindurchsickert und auf mehreren Stellen in den Lavaspalten tiefe, eiskalte, grünliche Bassins gebildet hat. Während unseres Aufenthalts war Vormittags 10 Uhr die Luft auf Thingvellir 12° C. warm, während das Wasser an der Oberfläche in der westlichen Spalte bei Lögberg nur $2^1/_2$° Wärme hatte. Den Altingplatz auf Thingvellir mit seinen vielen historischen Erinnerungen aus der republikanischen Zeit werde ich übergehen, da derselbe beinahe in jeder Reisebeschreibung von Island geschildert wird.

Der Thingvallasee ist der größte See des Landes; derselbe ist ungefähr 2 Quadratmeilen groß und liegt 300 Fuß über der Meeresfläche; seine bis jetzt noch nicht gemessene Tiefe ist sehr bedeutend. In dem südlichen Theil des Sees liegen zwei große aus Tuff bestehende Inseln: Sandey und Nesjaey. Außer einer kleinen Klippe zwischen diesen Inseln giebt es keine anderen Inseln im Thingvallavatn und bildet dieses dadurch einen Gegensatz zum größten See des Nordlandes Mývatn, der eine Menge Inseln und unzählige Buchten hat. Auf der Westseite wird der Thingvallasee von hohen und steilen Klippen, gegen Osten und Norden von großen Lavastrecken und gegen Süden von steilen Felswänden begrenzt, von denen der Hengill (2458′) die höchste ist. Der See hat nach Süden zu einen Abfluß mittels des bedeutenden Sogflusses, der sich später mit dem Hvitá vereinigt und den großen Oelvesá bildet.

Von Thingvellir gingen wir am westlichen Ufer des Sees entlang; wegen des schlechten und theilweise gefährlichen Weges längs steiler Abhänge und Klippen, welche sich bis zu einer Höhe von 300′ über den Wasserspiegel des Sees erheben, wird diese Route von fremden Reisenden nur selten benutzt. Auf Gunnlaugson's Karte sind hier mehrere Lavastrecken angegeben, die bis in den See hineinreichen; dies ist aber nicht der Fall, denn die Lavaströme befinden sich weiter südwestlich vom See auf den Haiden und erreichen den See gar nicht. Anfänglich sind die Strandklippen hier aus einem bläulichen Tuff gebildet, der weiter gegen Süden von braunrothen Tuffbreccien in sehr unregelmäßigen Schichten abgelöst wird. Von dem hochbelegenen Wege aus hatten wir bei dem schönen Wetter eine prächtige Aussicht über den See. Hier befindet sich auch eine ausgedehnte Lavafläche, meistens aus einer Reihe von Kratern stammend, welche an einem nördlichen Ausläufer des Hengillgebirges belegen sind; der höchste dieser Krater lag nach meinen Messungen 312 Fuß über dem See. Diese Lavastrecke ist ganz mit graulichem Moos und stellenweise mit kleinen Beständen einer Weidenart (Salix phytticifolia) bedeckt, welche letztere auf Island ganz allgemein vorkommt. Südlich von diesen Kratern führt der Weg durch mehrere zwischen den Ausläufern des Hengill befindliche Thäler; das erste derselben ist eine große, auf alter Lava ruhende grasbewachsene Ebene, die anderen Thäler ermangeln beinahe vollständig des Pflanzenwuchses und sind mit feinem Lavagrus und Asche bedeckt. Im Hengill finden sich mehrere Spuren früherer vulkanischer Thätigkeit: warme und kohlensäurehaltige Quellen, kochende Schlammpfützen und kleine Schwefelquellen trifft man beinahe in jedem Thal und in jeder Spalte. Um nach Oelves hinabzukommen, mußten wir zwei Bergrücken passiren, die mit dem Hengill und durch diesen mit den östlicheren Grafningsfjäll verbunden sind; letztere bestehen wie der Hengill selbst aus unregelmäßig geschichteten Tuff- und Breccienmassen. Auf der Höhe des Oelkelduhöls sind mehrere warme Quellen und kochende Lehmpfützen. Von hier geht der Weg sehr steil hinab nach Reykjakot in Oelves.

Kürzere Mittheilungen.

Colquhoun über die Handelswege nach Jünnan.

Angesichts des französischen Vorgehens gegen Tongking erscheint uns das Urtheil des Ingenieurs Archibald Colquhoun, welcher sowohl Siam wie das südwestliche China bereist und eingehend studirt hat (vgl. „Globus" Bd. 43, S. 27), über den etwaigen Werth Tongkings für die Verbindung mit Jünnan von großem Interesse. Wir geben es so, wie er es in seinem Werke „Across Chrysê" (London 1883, II. S. 45) ausspricht und wie er es wohl vor dem Beginn der dortigen Verwickelungen niedergeschrieben hat. „Es scheint unzweifelhaft — schreibt er — daß die Franzosen sich auf dem Song-ka oder Rothen Flusse den besten Weg nach dem östlichen Jünnan sichern. Aber sich den Weg sichern ist etwas anderes, als sich den Handel sichern. Und existirt ein solcher oder kann er in jenem Theile dieser Provinz ins Leben gerufen werden? Alles, was wir gesehen haben, deutet auf die Armuth jenes Landestheiles und den geringen Betrag des zu entwickelnden Handels. Der Mineralreichthum Jünnans ist ohne Zweifel bedeutend, aber ehe nicht die Regierung dessen Ausbeutung unterstützt, dürfte dieselbe schwerlich sich heben. Das östliche Jünnan ist, so groß auch die Enttäuschung für die französischen Projektmacher sein mag, ein spärlich angebautes und im Allgemeinen ödes Land, etwa ebenso dünn bevölkert wie der Norden der Provinz. Der wahre landwirthschaftliche Reichthum liegt in der Mitte, im Südwesten und Westen, dessen man sich am besten durch eine Eisenbahn von Britisch-Birmah über Zimme und Kiang-hung nach Ssu-mao versichern kann. Die Länder der Schan im Süden sind so reich an Erzen, wie Jünnan selbst, und dort giebt es keine souveräne Macht, welche deren Ausbeutung verhindern könnte. Die Erschließung dieser Staaten wird sich zweifellos als viel vortheilhafter herausstellen, als die von Jünnan jemals werden könnte.

Der Handelspionier muß deshalb lieber auf West- und Central-Jünnan, die Schan-Staaten und Siam als auf ein zu eröffnendes Gebiet seine Blicke richten. Das höchste, was

die Franzosen thun können, ist die bestmögliche Ausnutzung ihres Protektorats über Tongking und die Hoffnung auf bessere Zeiten, wenn einmal die Bergwerke des östlichen Jünnan unter einer liberaleren Kontrolle stehen werden. Das Land in Ost-Jünnan ist kahl und gebirgig, mit wenigen Thälern, aus denen eine arme Bauernschaft und wenige Beamte ihren dürftigen Unterhalt gewinnen. Mineralschätze sind zwar vorhanden; aber die chinesische Regierung versucht deren Ausbeutung gar nicht, denn sie fühlt sich nicht stark genug, um die Leidenschaften einer Bergwerksbevölkerung zu zügeln, und unterdrückt deshalb lieber die Bearbeitung der Gruben."

Das Reich der Hova auf Madagaskar.

Madagaskar ist in der deutschen Litteratur bisher nur durch einige kurze Berichte von Ida Pfeiffer, Prof. Peters, J. M. Hildebrandt und Rutenberg, welche beiden letzteren dort ihren Tod fanden, vertreten; was die englischen Missionare geschrieben haben, ist von Werth, soweit es sich auf die Provinz Imerina bezieht, dabei aber parteiisch gefärbt in Bezug auf Civilisation und Macht der Hova. Was darüber hinausgeht, beruht auf Angaben eben dieser Hova und muß mit Vorsicht aufgenommen werden, während der Franzose Grandidier, der viel auf der Insel gereist ist, bisher unseres Wissens nur Zoologisches veröffentlicht hat. Viele werden deshalb erfreut sein, daß der unseren Lesern bereits bekannte Reisende J. Audebert (s. „Globus" Bd. 42, S. 295 ff.) begonnen hat „Beiträge zur Kenntniß Madagaskars" (Berlin, F. Dümmler) herauszugeben, deren erster, ein Vortrag vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, auf 64 Seiten Madagaskars Geographie im Allgemeinen und dann das Hovareich behandelt, welches durch seine, fälschlich „madagassische" genannte Gesandtschaft kürzlich das Interesse Europas auf sich lenkte. Seine Geschichte ist keine lange; denn erst im Anfange dieses Jahrhunderts gelang es den im Mittelpunkte der Insel sitzenden bis dahin verachteten und unterdrückten Hova (von deren malaischer Herkunft Audebert nichts wissen will) unter Führung von Andrianampoin sich nicht nur frei zu machen, sondern auch eine Reihe benachbarter Stämme sich zu unterwerfen. Die bedeutendsten derselben sind die Antakaren, Ant'Antsianaka, Betsimsaraken, Betanimenen, Betsiléo und Antaïmor, während als unvollständig unterworfen anzusehen sind die Sakalaven des Nordens, die Antambahoken, Anteisassen, Anteisaken und Antanala. Im Ganzen ist etwa die Hälfte der Insel den Hova unterthan, aber nicht in zusammenhängender Weise, indem es selbst in ihrem Centrum große Landstrecken giebt, deren Bewohner vollständig frei und unabhängig leben, während die an der Küste Abgaben zahlen. Die Hova wagen sich aber in die Urwälder jener Gegenden nicht hinein, sondern begnügen sich mit einer Scheinherrschaft an der Küste; die von ihnen eroberten Gebietstheile sind sehr schwach bevölkert, da sich die Besiegten so viel als möglich in unabhängige Gegenden zurückziehen. Dem Charakter der Hova stellt Audebert ein sehr schlechtes Zeugniß aus: Grundzüge desselben sind Falschheit, Verlogenheit und Verstellung. Dabei ist er wortbrüchig, grausam, herzlos, eitel, in hohem Grade unmoralisch, und nur Gastfreundschaft rühmt er ihnen nach. Das Christenthum hat hier keineswegs veredelnd eingewirkt; aber auf dem Gebiete der Wissenschaften und der technischen Fertigkeiten haben die Hova von den Missionaren in letzter Zeit viel gelernt; sie haben den Werth und die Nothwendigkeit der Arbeit begriffen. Im Grunde aber treiben die Missionare nur versteckte Politik im Interesse ihres Heimathlandes und gehen darin so weit, aus Eifersucht selbst wissenschaftlichen Reisenden anderer Nationen Hindernisse in den Weg zu legen. Frankreich und England lauern seit lange auf eine günstige Gelegenheit, sich Madagaskars zu bemächtigen und in Folge der daraus entstehenden Eifersucht hetzen sie sich die Eingeborenen beständig auf den Hals, indem sie sich gegenseitig beschuldigen, das Land rauben zu wollen. Soll Madagaskar mit seinen großen Hilfsmitteln dauernd der Kultur und dem Verkehre erschlossen werden, so muß zuerst dieses unwürdige Possenspiel zwischen Frankreich und England aufhören, von welchem nur die Hova Vortheil haben, welche doch selbst völlig unfähig sind, die Insel einer besseren Zukunft entgegen zu führen. Ihrer Anmaßung und ihrem Stolze ist nur eine Sprache verständlich, der Donner europäischer Kanonen, und darum erhofft Audebert von dem jetzigen Einschreiten Frankreichs die verdiente Züchtigung der Hovas. Zum Verständnisse der dort unten sich abspielenden Ereignisse sei die Audebert'sche Broschüre bestens empfohlen.

Aus allen Erdtheilen.

Australien.

— In dem von Alexander Forrest im Jahre 1879 entdeckten fruchtbaren Gebiete im Nordosten von West-Australien, jetzt Kimberley-Distrikt genannt, waren im Mai dieses Jahres bereits 47 928 080 Acres = 74 887 englische Quadratmeilen, meist für Weidezwecke, in Pacht genommen, und floß dem Staate daraus in den ersten fünf Monaten des Jahres eine Einnahme von 33 000 Pfd. St. zu. Der Distrikt verspricht eines der vorzüglichsten Weidegebiete Australiens zu werden.

— Mr. W. Whitfield Mills hat, wie früher Forrest, Warburton und Giles, vom transkontinentalen Ueberlandtelegraphen aus eine neue Forschungsreise durch das centrale westliche Australien unternommen. Er begab sich zu Anfang Mai dieses Jahres von Adelaide aus nach der Station Peake am Ueberlandtelegraphen in 28° 4′ südl. Br. und 135° 52′ östl. L. Gr., und wollte von da aus zu Anfang Juni die westliche Reise antreten. Es begleiten ihn Mr. Charles Short, als Zweiter im Kommando, und sechs Afghanen. Für den Transport dienen 13 Kameele, welche von der Beltana Pastoral Company angekauft wurden. Die Reise soll in Northampton, einem kleinen Orte mit Bleibergwerken in 28° 22′ südl. Br. und 114° 37′ östl. L. Gr. enden und würde damit ungefähr 1200 englische oder 260 deutsche Meilen bemessen. Mr. Mills hofft, diesen Ort Ende August oder Anfang September zu erreichen. Er wird eine Richtung wählen, welche nur über noch unerforschtes, unbekanntes Terrain führt und von den vorgenannten Forschern nicht berührt wurde. In Northampton angelangt, wird er den Transportdienst bei dem von dort nach Roebourne (an der Nordwestküste in 20° 44′ südl. Br. und 117° 9′ östl. L. Gr., eine Entfernung von 700 englischen oder 152 deutschen Meilen) anzulegenden Ueberlandtelegraphen leiten.

Mr. Mills hat große Erfahrung im australischen Buschleben. Er hat fast den ganzen australischen Kontinent von Süd nach Nord durchreist; befand sich im Stabe des Generalfeldmessers Mr. G. W. Goyder, als dieser in den Jahren 1869 und 1870 die Vermessung für eine Ansiedelung um Port Darwin an der Nordküste ausführen ließ; war dann wieder in den Jahren 1871 und 1872 bei der Anlegung des transkontinentalen Ueberlandtelegraphen auf der centralen

Sektion engagirt; fand nach vielem vergeblichen Forschen endlich einen geeigneten Uebergang über die Mc Donnel Ranges, in 23° 31' südl. Br. und 133° 30' östl. L. Gr. und entdeckte die Alice Springs, wie ein in 23° 40' südl. Br. und 133° 53' östl. L. Gr., am westlichen Ufer des Todd R. gelegenes permanentes Wasser heißt, an welchem sich jetzt eine Station des Ueberlandtelegraphen befindet.

— Mr. George Ernest Morrison hat ohne Begleitung eine Fußreise vom Golf of Carpentaria (Nordaustralien) aus durch Centralaustralien nach Melbourne, mehr denn 2000 englische Meilen, in 120 Tagen zurückgelegt. Er hatte weite unbewohnte Strecken und wasserlose Wüsten zu passiren, und Proviant, einen Kochapparat und häufig auch Wasser mit sich zu schleppen. Er lebte von dem, was er sich in der Wildniß eben verschaffen konnte. Er war unbewaffnet, wiewohl er durch Distrikte kam, wo die feindseligsten Eingeborenen lebten. Am 24. April dieses Jahres traf er in Melbourne ein.

— Wir haben bereits (Bd. 43, S. 351) auf eine Forschungsreise hingewiesen, welche der Feldmesser Lindsay im Auftrage der südaustralischen Regierung im unbekannten Arnheim Land an der Nordküste von Australien westlich vom Golf of Carpentaria unternehmen soll. Unlängst bereisten Mr. P. J. Clyma und drei Gefährten einen Theil des Südostens von Arnheim Land. Sie brachten fünf Monate auf der Reise zu und erforschten die Quellen der Flüsse Katherine und Alligator, nachdem dies zuvor mit dem obern Mary geschehen war. Die Gegend war sehr gebirgig, und herrschte der sogenannte „desert sandstone" (Wüstensandstein) vor. Die Flüsse entspringen auf steilem Tafellande, welches ein vorzüglich begrastes Becken mit permanenter Bewässerung und von großem Umfange einschließt, dessen Zugang aber durch die Abschüssigkeit der Felsenabhänge oft schwierig ist. Das Wasser nimmt seinen Lauf durch wild zerrissene Schluchten, die häufig einen grandiosen Anblick gewähren. Gold, nach welchem man suchte, ward nur wenig gefunden, dagegen fand man unbegrenzte Massen von Eisen, namentlich am Mary-Flusse. Die Eingeborenen, mit denen man zusammentraf, gehörten meistens den Alligator-Stämmen an. Sie waren, wie ja alle Eingeborenen Australiens, lästig neugierig und aufdringlich und stahlen den Reisenden einmal des Nachts sämmtliche Kochgeräthe. Zweimal mußte man von den Schießwaffen Gebrauch machen, um sie abzuhalten. Mr. Clyma war früher bei Legung des transkontinentalen Ueberlandtelegraphen thätig und blieb dann permanent in der jungen Ansiedelung am Port Darwin.

— Die Annexion von Neu-Guinea durch die australische Kolonie Queensland erfolgte am 4. April 1883 in Port Moresby, einem Hafen der Eingeborenen an der südöstlichen Küste von Neu-Guinea, und war damit Mr. Chester, Polizeirichter auf Thursday Island, in 10° 45' südl. Br. und 142° 20' östl. L. Gr., beauftragt worden. Die in Gegenwart von 13 Europäern und 200 Eingeborenen verlesene Proklamation lautete wie folgt: „Ich, Henry Majoribanks Chester, Resident Magistrate auf Thursday Island, nehme hiermit im Auftrage der Regierung von Queensland und im Namen und zu Gunsten Ihrer Majestät der Königin Victoria, ihrer Erben und Nachfolger Besitz von dem Theile von Neu-Guinea und der umliegenden Inseln und Eilande, welcher von den 141. und 155. Meridianen östl. L. Gr. begrenzt wird." Die britische Flagge ward dann aufgehißt und salutirt. Die Annexion von Neu-Guinea ist in ganz Australien mit großem Enthusiasmus begrüßt worden. Man kann wohl sagen: sie hat den Beifall der ganzen australischen Bevölkerung gefunden. Die Regierungen von Victoria und Neu-Süd-Wales haben ihre Generalagenten in London sofort telegraphisch beauftragt, Queensland in dieser Angelegenheit bei der englischen Regierung energisch zu unterstützen. Der Gouverneur von Süd-Australien telegraphirte an den Kolonialminister Lord Derby, daß die Kolonie den Vorgang gut heiße u. s. w.

Nordamerika.

— Die nordamerikanische Wochenschrift „Science" meldet, daß Lieut. Schwatka in Begleitung des Arztes Wilson, des Ingenieurs C. A. Homan und drei Soldaten am 22. Mai sich von Portland in Oregon auf dem Dampfer „Victoria" nach Tschilkat in Alaska eingeschifft hat. Sie beabsichtigen, mit indianischen Begleitern und Lebensmitteln für sechs Monate versehen, den Tschilkat-Fluß bis zur Quelle hinaufzugehen, dann zu den Quellen des Lewis River hinüberzusteigen, letzteren bis zu seiner Vereinigung mit dem Yukon und diesen bis zu seiner Mündung in das Meer hinabzufahren und dabei regelrecht aufzunehmen. Zwar ist dieser ganze Weg schon früher gemacht worden, aber nur zu einem ganz kleinen Theile von Leuten, welche sich um geographische Beobachtungen kümmerten und zu solchen befähigt waren. Für den Tschilkat-Fluß liegen die Arbeiten der Gebrüder Krause vor; der Yukon ist oberflächlich von Mc Murray, Ketchum, Zagoskin, Dall, Whymper, Raymond, Nelson u. a. untersucht und einzelne Punkte an demselben sind astronomisch bestimmt worden; aber von einer genauen Kartirung desselben kann man noch nicht sprechen.

Südamerika.

— Die im Januar 1879 abgereiste Kommission, welche die Grenze zwischen Brasilien und Venezuela bestimmen sollte, ist dem „Messager du Brésil" zufolge jetzt nach Rio de Janeiro zurückgekehrt. Erst gegen Ende December 1879 konnte die venezolanische Kommission zu ihr stoßen; es war die vierte, welche ausgesandt worden war, da die drei vorhergehenden wegen allerhand Schwierigkeiten ihr Ziel nicht zu erreichen vermochten. Im nächsten Juli zog sich die venezolanische Kommission zurück, indem sie weiteres Arbeiten für überflüssig erklärte, da weiterhin die Grenzen natürliche seien. Fast durchweg dient als Grenze die Wasserscheide zwischen Orinoko und Amazonenstrom. Die brasilische Kommission andererseits hat mehr als 300 Lieues Grenze bestimmt, viele bisher unerforschte Flüsse aufgenommen, etwa 60 Punkte astronomisch bestimmt, aber auch viel am Sumpffieber und Beriberi zu leiden gehabt und bei dem Befahren der Flüsse und dem Durchkreuzen der Urwälder mit unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, mit Schiffbrüchen, wilden Indianern u. s. w. Der Generalstabshauptmann Joaquim Pimentel erlag den Miasmen am Flusse Mensachi.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIV. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1883.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

IV.

(Die Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Als am 4. Mai die übrige Karawane Sultanieh erreichte, veranlaßte deren weltlicher Anführer, ein Hadschi, empört über das Benehmen seiner Glaubensgenossen, die Franzosen zu einem nochmaligen Besuche des Grabmals und begleitete selbst sie dorthin. Zum Danke dafür erbot sich Mme. Dieulafoy ihn zu photographiren und wählte, um zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, als Hintergrund ein zierliches Mosaikfeld, welches sie ihn vorher gehörig reinigen ließ, da es mit einer dichten Staubschicht überdeckt war. Der Hadschi trug dasselbe Gewand wie seine Diener, das der Maulthiertreiber: weite Hosen von dem Schnitte eines Frauenunterrockes und eine Koledscha aus Kattun, die in der Mitte von einem Gürtel zusammengehalten wird, an welchem ein Bund Werkzeuge zum Ausbessern von Sätteln und Halftern hängt. Im Winter tritt an die Stelle der Koledscha eine Jacke aus Schaffell, mit der Wolle nach innen. Den Kopf bedeckt eine runde Kappe aus braungelbem Filz, um welche der Hadschi als seine einzige Auszeichnung ein rothes Tuch in Gestalt eines Turbans gewunden hat. An Ruhetagen tragen die Maulthiertreiber Sandalen aus Lappen, um ihre müden Füße auszuruhen, auf dem Marsche aber Schuhe aus einem einzigen Stücke Leder; um die Beine legen sie Gamaschen und umwickeln dieselben bis zur Höhe der Knie mit schmalen Riemen. Wenn sie dann, um bequemer marschiren zu können, einen Zipfel ihrer weiten Hosen durch den Gürtel ziehen, so treten ihre braunen Knie nackt hervor.

Zwei Tagereisen (fast 40 km) von Sultanieh liegt das hübscheste Dorf, welches sie von Tabriz an passirten, Chorremderreh (1530 m). Die Ebene ringsum wird von zahlreichen Bewässerungsgräben befruchtet und ist mit Getreidefeldern abwechselnd mit großen Pflanzungen von Pappeln und Baumwollstauden bedeckt. Die niedrigen Häuser des Dorfes verstecken sich hinter der üppigen Vegetation und den mit wildem Geisblatt berankten Umfassungsmauern so vollständig, daß man zuerst nur ein einziges Haus, das des Dorfbarbiers, erblickt. Es ist das ein wichtiger Mann; denn er rasirt nicht nur den jungen Leuten den Bart, sondern allen Männern den Kopf bis auf zwei Haarlocken, welche hinter den Ohren stehen bleiben; er reißt Zähne aus, vollzieht die Beschneidung und versteht zu purgiren und zu schröpfen. Aber seine Künste gelten doch nur wenig gegenüber denen, welche die Bevölkerung jedem Europäer, er mag Arzt sein oder nicht, zuschreibt; und so wurden auch in Chorremderreh die Reisenden von wirklichen und eingebildeten Kranken überlaufen und ordinirten in jener ungefährlichen Weise darauf los, wie sie jedem Orientbesucher bald geläufig wird.

Für Chorremderreh giebt Houtum-Schindler neuerdings die Steuerlasten an, welche ein gewisses Interesse haben. Der Ort zählt 500 Häuser; ein Viertel des Dorfes gehört der Regierung, 100 Familien sind als Nachkommen des Propheten, 60 wegen Armuth steuerfrei. 100 Familien bezahlen jährlich 600 Toman = 4800 Mark; die übrigen

stellen 100 Soldaten und entrichten jährlich 1140 Centner Getreide.

Noch zwei Tagereisen — und Kazwin (4165 F. = 1310 m) war erreicht. Das Wasser, welches die zahlreichen unterirdischen Leitungen der Umgebung liefern, wird zur Berieselung von schönen mit Weinreben und Pistazienbäumen bepflanzten Gärten verwendet; im Hochsommer aber reicht es doch nicht aus, und so speichern die Einwohner den Ueberfluß des Winters in Ab-ambars oder Reservoirs auf, deren manche über 6000 cbm Wasser zu fassen im Stande sind. Ihr Grundriß ist quadratisch, und sie sind mit halbkugelförmigen Kuppeln überdacht; nur der letztere Theil des Gebäudes ragt über der Erde hervor, und das verleiht der Stadt einen ganz fremdartigen, auffallenden Anblick. Das Wasser aber befindet sich so in tiefen Höhlungen, in denen es sich auch während des Sommers eine

Maulthiertreiber reinigen Mosaiken in Sultanieh.

große Frische bewahrt. Durch ein mit geschmackvollen Fayencemosaiken geziertes Thor betritt man eine breite Treppe, welche 15 bis 20 m hinab zu den, am Boden des Wasserbehälters angebrachten Hähnen führt. Unter dem Eingangsbogen sind Steinbänke, in den Pfeilern Nischen angebracht, wo sich die Passanten setzen, die Wasserträger sich ausruhen und ihre schweren irdenen Krüge absetzen können. Oft giebt eine Mosaikinschrift über der, zur Treppe führenden Thüre das Datum der Erbauung und den Namen des wohlthätigen Stifters des Ab-ambar an. Schon in den Vorstädten trafen die Reisenden auf mehrere dieser Bauten; dort wurde gehalten, und die Trinkschalen der Tscharvadars (Maulthiertreiber) wanderten zu großer Befriedigung der von der heißen Frühlingssonne mitgenommenen Wanderer alsbald von einer Hand zur anderen.

Die Stadt selbst ist auf sehr flachem Grund und Boden erbaut, und da die Häuser alle von gleicher Höhe sind und sich hinter einander verstecken, so hält es anfangs

schwer, sich von ihrer Größe eine Vorstellung zu machen. Schon aber nach der großen Zahl von Reitern zu schließen, welchen man auf der Straße begegnet, muß es ein ansehnlicher Ort sein. Zwischen den aus Eseln, Maulthieren und Kameelen bestehenden Karawanen traben elegante Jäger daher auf schönen turkmenischen Pferden, deren Zügel und Halsriemen mit fein ciselirten silbernen und goldenen Plättchen, Türkisen und Rubinen besetzt sind. Um die Schultern haben sie schöne englische Karabiner hangen, aus ihren Gürteln ragen die Griffe riesiger Pistolen hervor und zur Linken hängen Dolche von 60 cm Länge in metallenen oder mit Sammet überzogenen Scheiden. Unter ihnen findet man Nachkommen jener stolzen Bevölkerung von Iljat, Türken und Kurden, welche im Jahre 1723 die seit sieben Jahren das Land beherrschende afghanische Armee besiegte und damit den Abstoß gab zum Wiedererwachen des nationalen Geistes und zur Vertreibung der Eindringlinge. Die Einwohner von Kazwin gelten für die tapfersten Soldaten des persischen Heeres, wie die Ispahaner für die feigsten. Als unter Mohammed Schah ein Aufstand in Chorassan ausgebrochen war, ließ der Fürst durch Eilboten die Truppen in Ispahan nach der Hauptstadt Teheran rufen, um seine Leibtruppen damit zu verstärken. Als der Zeitpunkt ihres Eintreffens verstrichen war und keine Nachricht über ihren Verbleib anlangte, wurde ein neuer Eilbote abgeschickt und erhielt von den Officieren in Ispahan die Antwort, daß ihre Soldaten noch nicht abmarschirt wären, weil sie noch auf eine Abtheilung von Kazwiniern

Die Gärten von Chorremderreh.

warteten, um unter deren Schutz die durch Räuber unsicher gemachte Wüste Kum passiren zu können. In Folge dieses vorsichtigen Benehmens wurden die Ispahaner Regimenter schleunigst entlassen, und für lange Zeit wurde kein einziger Ispahaner mehr in das Heer aufgenommen.

Kazwin verdankt seine Bedeutung zum Theile seiner geographischen Lage an dem Punkte, wo die von Tabriz im Westen und Rescht am Kaspischen Meere im Norden führenden Straßen zusammentreffen. Auf letzterm Wege, der sehr viel kürzer und zu jeder Jahreszeit leichter ist, als derjenige durch Russisch-Armenien, begeben sich alle Gesandten und Diplomaten nach ihrem Bestimmungsorte Teheran. Damit dieselben sich vor ihrem Eintreffen in der Hauptstadt einige Tage ausruhen können, hat der Schah in Kazwin ein großes Mehman-chaneh („Gasthaus") erbauen lassen, welches zwei alte Diener verwalten und Fremden von Auszeichnung höflich zur Verfügung stellen. Es ist ein großes zweistöckiges Gebäude, umgeben von einem Portikus von schwerfälligen gemauerten Säulen; davor liegt ein kleiner runder Garten mit einem Wasserbecken, in welchem sich Enten tummeln und zahlreiche Wasserträger ihre Lederschläuche füllen. Durch eine große Thür in einer hölzernen Umzäunung gelangt man auf einen Platz, wo im Schatten einer alten Platane eine Anzahl Verkaufsbuden stehen, primitive Gerüste, die um einen starken Pfahl, der auf Kreuzstangen zerrissene Matten oder geflickte Tücher trägt, herumgebaut sind. Daneben hocken die Verkäufer und halten getrocknete Früchte, Zwiebeln, Salat, Apfelsinen, Granaten oder in großen blauen Krügen Pistazien, saure Milch und Weinbeerensyrup feil.

Am Tage nach ihrer Ankunft versuchte das Dieulafoy'sche Ehepaar, die große Moschee (Masdsched Schah) zu besichtigen, aber traf auf den heftigsten Widerstand der Mollahs und wandte sich deshalb an den Statthalter, einen Bruder des Schah. Der rühmte sich zwar den Franken gegenüber seines Unglaubens und erklärte, daß er während seines dreimonatlichen Aufenthalts in der Stadt noch keine Moschee betreten habe, wagte aber nicht, den Geistlichen gegenüber energisch aufzutreten. Wie alle Iranier, ist er dabei dem Glauben an Zauberei, Geister, bösen Blick u. s. w. eifrig ergeben; hat doch sein königlicher Bruder seine officiellen Schwarzkünstler, und dieser krasse Aberglauben geht natürlich hinab bis in die untersten Volksschichten. So ging im Jahre 1880 das Gerücht durch ganz Persien, daß eine weiße Henne ein Ei legen würde, in welchem sich die Pest befände; es dauerte keine Woche, so befand sich im ganzen Lande keine weiße Henne und kein Küchlein einer solchen mehr am Leben. Als besonders mit dem bösen Blicke behaftet gelten die Europäer; sind solche durch ein Dorf geritten und es krepirt am andern Tage eine Kuh oder es kommt ein todtes Kind zur Welt, so bringt das Volk sofort beide Ereignisse in ursächlichen Zusammenhang. Die ganze Luft ist mit Genien und Dämonen erfüllt; liegt eine Frau in Wehen, so schießt man Flinten ab, um sie zu verscheuchen, während alte Weiber zu gleichem Zwecke einen Säbel neben Mutter und Kind legen und auf dem flachen Dache des Hauses eine Reihe als Soldaten angezogener Puppen durch Fäden in Bewegung setzen. Ist die Entbindung schwierig, so nimmt man zu einem stärkern Mittel seine Zuflucht: der Ehemann läßt einen Schimmel von der nackten Brust seiner Frau Gerste fressen. Manche Pferde haben durch glückliche Erfolge darin großen Ruf erlangt, und es kommt vor, daß, wenn in einem und demselben Dorfe zwei Bäuerinnen gleichzeitig in Wehen kommen, ihre Männer sich um das heilbringende Thier prügeln.

Wasserreservoir in Kazwin.

Was die Reisenden übrigens nicht durch den Statthalter erreichten, verschaffte ihnen ein Aufseher des Mehmanchaneh, indem er sie in der Zeit zwischen dem Morgen- und dem Mittaggebet, als die Masdsched Schah leer war, hineinführte und ihnen etwa anderthalb Stunden Zeit zu ihrer Besichtigung gewährte. Man betritt unter einem dunklen Gewölbe hindurch eine von Säulengängen eingefaßte offene Galerie, wo gewöhnlich Bettler sich aufhalten, dann eine im rechten Winkel daranstoßende Vorhalle und gelangt nach einer abermaligen Wendung in einen gewölbten Saal und dann erst in den centralen Hof der Moschee; durch diese komplicirte Anordnung wird den Ungläubigen jeder Einblick in das Heiligthum unmöglich gemacht. Der sehr große Hof ist mit schlecht gehaltenem, mit Moos und Gras bedecktem Ziegelpflaster versehen und enthält in der Mitte ein, von einigen unregelmäßig gepflanzten Bäumen beschattetes Wasserbecken. Säulengänge umgeben die vier Seiten des Hofes, und in der Mitte eines jeden führt ein großes Thor in einen, mit einer Halbkuppel bedeckten Saal. Diese Thore sind von verschiedener Größe; die an den beiden Längsseiten sind die kleinsten, während das größte in die Moschee selbst führt. Das diesem letzteren gegenüberliegende und von zwei Minarets flankirte war früher der

Haupteingang, wurde aber durch den geschilderten jetzt in Gebrauch befindlichen Eingang ersetzt, seitdem Kazwin zum Durchgangspunkte so vieler nach Teheran sich begebender Christen wurde.

Marktplatz in Kazwin.

Imam-zadeh Hussein in Kazwin.

Am folgenden Tage (12. Mai) galt ihr Ausgang einem andern religiösen Gebäude, der emaillirten Kuppel, unter welcher sich das Grab eines zweijährigen Sohnes des Hussein befinden soll. Vor dem Eingangsthore desselben

liegt ein großer Begräbnißplatz, auf dessen Gräbern plaudernde oder Bonbons essende Frauen saßen und nicht die geringste Rücksicht auf Gefährtinnen nahmen, welche dicht nebenan den frischen Verlust des Mannes oder Sohnes beweinten. Alle, ob reich oder arm, tragen auf der Straße dieselbe Kleidung, weite bis zu den Füßen herabreichende Hosen und ein faltiges dunkelblaues Manteltuch, das über den Kopf gezogen und von der „Gesichtsbinde“ festgehalten wird, einem bis zu den Knien reichenden Streifen festen Stoffes, in welchem in Augenhöhe ein Stück engen Gitterwerks eingesetzt ist. In solcher Verhüllung ist es vollständig unmöglich, selbst eine nahe Bekannte zu erkennen, mag sie nun jung oder alt, fett oder mager, glattgesichtig oder bärtig sein.

Die Reisenden hatten sich damit begnügen wollen, das Grabmal von einem benachbarten Dache aus zu betrachten; wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie ein alter Mollah dort bemerkte und sie einlud, das eben ausgebesserte Gebäude in der Nähe zu besichtigen! Sein Grundriß ist quadratisch; in der mit Mosaiken geschmückten Vorderseite befindet sich eine von zwei Säulen getragene Vorhalle, aus welcher eine große Oeffnung in das eigentliche Heiligthum führt, einen Saal, dessen ganze Wände mit schräggeschliffenen Glasverzierungen auf weißem Stuckgrunde bedeckt sind, und in dessen Mitte unmittelbar auf dem Boden ein großer, mit Goldplättchen bekleideter Sarkophag steht. Denselben umgiebt ein silbernes Gitter, an dessen vier Ecken große Kugeln von demselben Metalle angebracht sind, eine einfache und zugleich prächtige Ausschmückung von großer Wirkung. Auf dem Boden liegen Teppiche, kupferne Lampen hängen von der Kuppel herab, an dem Grabgitter hängen schön geschriebene Koranverse und auf dem Sarkophage liegen Kleiderfetzen, Gaben von Gläubigen, von denen der Saal nicht leer wird. Dieselben legen ihre Pantoffeln am Eingange ab, knien nieder, neigen den Kopf bis zur Erde, erheben sich wieder, legen beide Hände auf das silberne Gitter und machen dreimal die Runde um den Sarkophag, wobei sie die Kugeln an den Ecken erst mit der Stirn, dann mit dem Munde berühren und immerfort arabische Gebete, welche die wenigsten verstehen, zwischen den Zähnen murmeln. Dann schreiten sie rückwärts hinaus, bei jedem Schritte sich tief verneigend. Neben dem Grabe liegen

Bettlerin in Teheran.

zwei kleine Säle für die Geistlichen; auf dem vergoldeten Grunde heben sich reizende Arabesken in Roth, Blau und Grün ab, auf welche ein buntes Glasfenster nur gebrochenes, mattes Licht fallen läßt. In der Richtung nach Mekka ist ein Mihrab angebracht, den ein langer Vorhang bedeckt; dahinter befindet sich das mittelmäßig ausgeführte Bild eines Mannes mit ausdrucksvollen Zügen, ein von einer kameelshaarnen Schnur gehaltenes Tuch auf dem Kopfe und angethan mit einem braunen Gewand — der Typus eines Karawanenführers. Es ist Mohammed, der Prophet — um so sonderbarer, als er doch selbst die Abbildung des menschlichen Antlitzes verboten hat.

Der nächste Tag war für die Abreise nach Teheran bestimmt; aber in der Nacht erkrankte M. Dieulafoy am Fieber so heftig, daß seine Frau ihn eilends zu Wagen, es führt eine Art schlechter Chaussee dorthin, nach dem 120 km entfernten Teheran schaffte, wo sie bei dem auch durch seine medicinischen Schriften und Untersuchungen (über Cholera, Beulenpest, Diphtheritis) bekannten Leibarzte des Schah, Dr. Tholozan, Hilfe erwarten durfte und fand. Erst nach dreiwöchentlichem Krankenlager vermochte Dieulafoy wieder auszugehen.

Dr. Tholozan, der schon über 22 Jahre dem Schah als Arzt und zugleich als Freund und Rathgeber zur Seite steht, hat heftige Kämpfe mit seinen einheimischen Kollegen zu bestehen gehabt, durch welche ihn die Familie des Schah, die Geistlichkeit und besonders die Frauen des Harems verdrängen wollten. Schließlich aber hat nur der Schah darunter zu leiden gehabt. Gegen Entzündungskrankheiten und zu deren Vermeidung verordnen die persischen Aerzte Aderlässe in der unsinnigsten Ausdehnung. Man schröpft dreitägige Kinder, um ihnen das unreine Blut der Mutter zu entziehen und jeder echte Perser würde seine Gesundheit für schwer bedroht halten, wenn er nicht monatlich zweimal seine Zuflucht zum Bader nehmen könnte. Nun war der Schah auf Dr. Tholozan's Anordnung seit Jahren nicht geschröpft worden, bis schließlich seine Weiber Oberhand gewannen und der Fürst in einen heimlichen Aderlaß durch die Hakimbaschis (persische Oberärzte) willigte und im Bade in tiefe Ohnmacht fiel, aus der ihn erst der schnell herbeigerufene französische Mediciner mit Mühe zu sich brachte. Die Hakimbaschis sollten die Bastonnade erhalten, wurden aber auf Bitten ihres europäischen Kollegen begnadigt: doch mit ihrem Einflusse war es nun vorbei.

In hohem Grade wohlthätig für Teheran und besonders die dortigen Christen ist auch das Wirken der Schwestern des hl. Vincenz de Paula unter ihrer Oberin Schwester Caroline, welche sich natürlich ihres kranken Landsmannes Dieulafoy eifrig annahmen. Als Mme. Dieulafoy sie besuchte, traf sie die Oberin in der Apotheke mit Bereitung von Medikamenten beschäftigt für die Frauen, deren Tag es gerade war. Es befand sich darunter eine junge mohammedanische Bettlerin mit schmerzerfüllten Zügen, die ihren schwer an Diphtheritis leidenden Knaben den Schwestern zur Pflege übergeben hatte. Unbeweglich, hoffnungslos, mit gerötheten Augen kauerte sie in einer Ecke des Hofes, theilnahmlos für alles, was sie umgab.

Erst vor einigen Jahren haben die Schwestern in Teheran ein Kloster errichtet, worin sie Mädchen der wenigen in Persien ansässigen europäischen Familien im Lesen, Schreiben, Nähen, Plätten, Haushalten — lauter Dingen, welche den persischen Frauen vollkommen unbekannt sind — ferner in Französisch, Geschichte und Geographie unterrichten. An dem Unterrichte nehmen viele Armenierinnen und auch einige mohammedanische Mädchen Theil, letztere aber nur gegen das Versprechen, daß keine Proselytenmacherei vorkommt. Der Schah bethätigt seine Anerkennung des menschenfreundlichen Unternehmens durch einen jährlichen Beitrag von 2500 Franken. Leider rafft der Tod die meisten der Schwestern bald dahin, theils in Folge der beschwerlichen Reise, theils weil sie das Klima nicht vertragen; von neun im Jahre 1880 angekommenen Schwestern starben drei bei der Ankunft in Folge von Erkältungen, welche sie sich beim Durchreiten der Flüsse zugezogen hatten, und drei andere später am Fieber und anderen Krankheiten.

Außerdem giebt es in der persischen Hauptstadt von französischen Geistlichen noch zwei Lazaristen-Patres.

Ein Ausflug in das südwestliche Island.

Von Th. Thoroddsen. Deutsch von W. Finn.

II.

Von Reykjakot gingen wir nach dem nahebelegenen Hofe Reykir, der in einer der merkwürdigsten Gegenden Islands liegt, indem sich hier eine warme Quelle neben der anderen befindet. Ein kleiner Fluß Namens Varmá fließt hier vorbei und nach dem Oelvesá hinab. Auf der westlichen Seite desselben und unterhalb Reykjakot befinden sich zwei ziemlich große kochende Quellen. Oberhalb der Ländereien von Reykir trifft man den sogenannten kleinen Geysir. Hier sprudelt das nach meinen Messungen 97 Grad heiße Wasser aus zwei Oeffnungen hervor, doch wird dasselbe nur $^1/_2$ bis $1^1/_2$ Fuß hoch geworfen. Früher warf die Quelle das Wasser jede sechste Stunde gegen 20 Fuß hoch; jetzt haben diese Auswürfe aber aufgehört, vielleicht aus dem Grunde, weil man in die größte Oeffnung aus unverzeihlichem Muthwillen einen großen Felsblock hinabgestürzt hat. Bei einem Erdbeben im Jahre 1829 sprudelte diese Quelle beinahe ebenso hoch wie der berühmte große Geysir in Biskupstungur, nämlich ungefähr 100 Fuß; dies dauerte jedoch nur kurze Zeit. In der Nähe des kleinen Geysir befindet sich ein kochender Schlammpfuhl und etwas weiter davon entfernt die Quelle Tungardshver, die jede dritte Minute aus einer Oeffnung in einem Lehmhügel eine Wassersäule gegen 5 Fuß weit auswirft; der Strahl kommt nämlich merkwürdigerweise in schräger Richtung aus dem Boden. Diese Quelle, welche während der starken Erdbeben im Jahre 1789 entstanden sein soll, hat nach meiner Messung an der Oberfläche eine Wärme von 96 Grad. Unterhalb Reykir auf der anderen Seite des Varmá befindet sich eine große, mit Kieselsinter bedeckte und mit unzähligen warmen Quellen übersäete Strecke. In älteren Zeiten soll hier der kleine Geysir gewesen sein, aber bei einem Ausbruche des Hekla im Jahre 1597 wurden durch die

Erdbeben große Veränderungen hervorgerufen. Der früher hier befindlich gewesene Geysir, welcher eine mächtige Wassersäule hoch in die Luft geschleudert hatte, verschwand und die erwähnte Quelle mit diesem Namen wurde gebildet. Nach den Berichten der Annalisten sprudelte die neue Quelle sehr stark, aber doch niemals so wie die verschwundene. Am südlichen Rande der Kieselfläche befindet sich ein sehr schönes, tiefes, schalenförmiges, aus schneeweißem Kieselsinter gebildetes und mit 75 Grad warmem, klarem Wasser gefülltes Bassin; wegen der Tiefe des letzteren scheint das Wasser aber von hellgrüner Farbe zu sein. Die Wärme dieser Quellen, welche eine großartige vulkanische Thätigkeit in früherer Zeit bekunden, scheint jetzt in der Abnahme begriffen zu sein.

Von hier aus erstreckt sich Oelvesbygd (bygd d. i. Distrikt, Kirchspiel) in ebener Fläche bis zum Meere; nach isländischen Verhältnissen ist diese Gegend dicht bevölkert, denn man trifft in Abständen von vielleicht nur einer Viertelmeile überall Bauernhöfe. Der ausgezeichnete Graswuchs ist die Veranlassung; freilich ist das Gras nur kurz, aber es steht außerordentlich dicht. Die zu jedem Hofe gehörenden Landstrecken sind so groß, daß die Bauern nicht alles Gras mähen können.

Unterhalb der Kluft der Thurrárlava ließen wir unsern Begleiter mit den Pferden zurück, bestiegen den Höhenrücken und machten einen dreistündigen Spaziergang auf der Haide längs des Lavastromes. Von der Haide aus hatten wir eine ausgezeichnete Aussicht über das Flachland, das ausgedehnte Delta des Oelvesflusses und die nächsten Berge; am weitesten gegen Osten erhebt sich der Eyjafjallajökull wie ein abgestumpfter schneebedeckter Kegel und am äußersten Gesichtskreise steigen die Westmanninseln mit ihren spitzen Zacken aus dem Meere empor. Die Thurrárlava kommt aus zwei großen Kratern, belegen zwischen Helluskard und Lágaskarþ, und ergießt sich von hier gegen Südost in einem schmalen, ungefähr zwei Meilen langen Strom an Skálafell, einem isolirt stehenden Felsen auf der Haide, vorbei durch den Thurrárskard und breitet sich auf der unten liegenden Ebene wie ein großer Lavasee mit zwei Armen aus. Oben auf der Haide ist der meistens nicht mehr als zwei Klafter breite Lavastrom zum Theil mit Moos bewachsen; in dem östlichen Theil des Lavasees unterhalb der Kluft ist dagegen das Moos einmal abgebrannt, so daß die Lava hier in ihrer ganzen Nacktheit zu Tage tritt. Wo der Lavastrom durch die Kluft hinabgeflossen ist, bildet derselbe einen Fall von 450 Fuß Höhe mit einer Neigung von 24 bis 30 Grad. In der Kluft befinden sich mehrere Lavaröhren und Lavastalaktiten, welche sich bei dem schnellen Hinabströmen gebildet haben. Unter diesem Lavastrom liegt noch ein anderer älterer, von welchem ein kleiner Theil sich durch eine östlichere Kluft ergossen hat; hier hat der Strom in Folge der starken Neigung sich nicht zusammenhalten können, man findet daher die Lava nur in großen Klumpen und einzelnen Flecken. Die Thurrárlava hat eine grasbewachsene Ebene bedeckt, sonst aber keinen Schaden gethan.

Kein anderer Theil des Landes hat so viel durch Erdbeben gelitten wie der Distrikt Oelves, denn die meisten Erdbeben im südlichen Theil der Insel haben ganz besonders Oelves und Fljótshlíd, sowie die zwischenliegende Gegend unterhalb des Hekla heimgesucht. Daß die Erdbeben besonders um Hekla herum Schaden gethan haben, ist sehr natürlich; aber Oelves und Fljótshlíd liegen weit entfernt, je auf einer Seite des größten Flachlandes der Insel; wie kommt es nun, daß ihre Lage eine so gefährliche ist? Dies läßt sich vielleicht darans erklären, daß an diesen Stellen, wo das Flachland mit den Abhängen der höher liegenden Landestheile zusammenstößt, die meisten Bruchlinien in den Erdschichten sich befinden müssen, welche, wie alle Vulkane dieses Theils der Insel, von Norden nach Süden streichen, und daß bekanntlich die Erdbeben längs der Bergketten, wo die größte Höhe die stärkste Depression trifft, am stärksten sich äußern. Westlich von Oelves und östlich von Fljótshlíd sind die Erdbeben viel seltener; diese Erscheinung findet darin ihren Grund, daß die Erdbeben besonders den Längenachsen der Bergketten und den Rändern von Plateaus folgen, aber selten dieselben überspringen.

Von Oelves setzten wir in einem Boot über den Sog, den breiten und tiefen aus dem Thingvallavatn kommenden Fluß. Hier ist der Fluß in das Flachland getreten und finden sich zu beiden Seiten desselben fruchtbare Wiesen und sumpfige Strecken. An der Stelle, wo der Sog den Thingvallasee verläßt, hat derselbe einen aus Palagonitbreccie bestehenden Bergrücken durchbrochen und finden sich hier deshalb zu beiden Seiten hohe Klippen; der Fluß hat hier eine reißende Geschwindigkeit und viele Stromwirbel. Mitten im Strome liegt eine kleine mit Birken und Vogelbeerbäumen schön bewachsene Insel, die sich hier haben erhalten können, da weder Menschen noch Vieh dorthin kommen können, um dieselben zu zerstören. Die kleinen, aber trotzdem doch oft recht hübschen Gebüsche, welche früher weit häufiger als jetzt auf Island vorkamen, sind auf mehreren Stellen dem Untergange nahe, und haben hieran besonders die Schafe Schuld, die im Frühjahre die Knospen abfressen.

In der Umgegend des Sog ist es manchmal während des Sommers fast unmöglich der Mücken wegen im Freien zu arbeiten oder zu reisen, und Grafningur ist dieser Landplage wegen ebenso berüchtigt wie Myvatn an der Nordküste. In warmem und stillem Wetter ist manchmal die Sonne durch ungeheure Mückenschwärme verfinstert, und in Sturm- und Regenwetter wird der Boden mit einer dicken Schicht todter Mücken bedeckt. Diese Thierchen sind weniger schädlich als ihrer Menge wegen beschwerlich; aber zwischen denselben befinden sich Stechfliegen in geringerer Anzahl, welche durch ihre Stiche Menschen und Vieh unerträglich werden. Pferde, Kühe und Schafe laufen mit hautlosen und blutigen Mäulern und Ohren und angeschwollenen Eutern wie besessen umher, ja nicht selten werden Milchschafe durch die unzähligen Stiche getödtet. Nach dem Volksglauben sollen die Mückenschwärme in einem tiefen Kessel im Sogflusse entstehen. Dieser Glaube hat darin seinen Grund, daß die Mücken nirgends in einer solchen Anzahl vorkommen, wie hier beim Ausfluß des Sog aus dem See. Aehnliches ist der Fall bei Myvatn, denn auf keiner Stelle sind die Mücken so zahlreich, wie bei dem Ausfluß der Laxá aus diesem See.

Die ganze östliche Küste des Thingvallasees ist mit einem mächtigen, zwei Meilen breiten Lavastrom bedeckt, der gegen Norden mit dem wahrscheinlich vom Skjaldbreid oder dessen Umgegend herstammenden Lavastrom zusammenhängt. Der östliche Lavastrom scheint von den Kratern auf der Lyngdalsheidi, welche den Thingvalladistrikt von der östlicher belegenen Gegend Grimsnes trennt, herzustammen. Diese Lava, wie alle anderen um den See herum, sind vorhistorisch; dieselben bilden eine zusammenhängende Decke bis zur Lyngdalsheidi hinauf und werden nur durch einige höhere Tuffberge gespalten. Bei Midfell kann man deutlich eine alte Strandlinie mit großen Rollsteinen sehen, die ungefähr 10 Fuß über dem jetzigen Wasserstand liegt. Solche Wasserstandszeichen sollen sich auch auf anderen Stellen am Thingvallavatn vorfinden.

Nach Thingvellir zurückgekehrt, machten wir uns nach kurzer Rast auf den Weg nach Reykjavik.

Der erste Jahresbericht des Bureau of Ethnology zu Washington.

Von Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

I.

Die großen Publikationen der Vereinigten Staaten, welche die Resultate der geographischen und geologischen Surveys der einzelnen Distrikte mittheilten, waren früher sehr gemischten Inhaltes. Es waren geradezu encyklopädische Werke, welche, wie z. B. die Reports upon United States Geographical Surveys West of the 100. Meridian, Geographie, Astronomie, Meteorologie, Zoologie, Botanik, Geologie und Ethnologie umfaßten. Diese Art der Publikation hat durch die Kongreßakte vom 3. März 1879, welche die einzelnen geographischen und geologischen Surveys aufhören und dafür die allgemeine geologische Durchforschung der Vereinigten Staaten (the United States Geological Survey) ins Leben treten ließ, eine starke Aenderung erfahren: aus encyklopädischen Werken sind nun Fachwerke geworden. Gewiß nur zum Vortheil der Forschung, welche jetzt auf dem Specialfelde unzweifelhaft noch umfassender und intensiver arbeiten wird; gewiß zum Vortheil der Forscher, welche jetzt das Material weit bequemer beisammen finden können. Kein Wissenszweig wurde bei dieser Theilung zurückgestellt; die anthropologisch-ethnologischen Arbeiten, welche eine so bedeutende Stellung bei den früheren Surveys einnahmen, wurden der Smithsonian Institution übertragen, von letzterer ein besonderes ethnologisches Büreau eingerichtet und der Leitung des Professors (Majors) J. W. Powell untergeben, der bisher die geographische und geologische Erforschung des Felsengebirges geleitet hatte.

Der neue Direktor hat nun seinen Eifer für die ethnologische Forschung, welche letztere ihm schon manche werthvolle Beiträge verdankt, in dem vorliegenden mächtigen Bande aufs Neue ganz vortrefflich bewährt. Die jetzigen Veröffentlichungen des Bureau of Ethnology sind ja gewissermaßen nur die Fortsetzung der ethnologischen Werke, welche von der geographischen und geologischen Survey des Felsengebirges schon früher unter Powell's Direktion herausgegeben sind unter dem Titel Contributions to North American Ethnology. So weit ich weiß, sind außer den geologischen Veröffentlichungen der Survey, wie z. B. dem höchst interessanten, nach mancher Seite hin ganz neue Gesichtspunkte bietenden Report über die Geologie der Henry Mountains von G. K. Gilbert, 1877, von den Contributions to North American Ethnology drei Bände veröffentlicht. Der erste 1877, welcher zwei sehr werthvolle Arbeiten von W. H. Dall und von dem verstorbenen George Gibbs enthält, des ersteren Tribes of the extreme Northwest, des letzteren Tribes of western Washington and northwestern Oregon, der dritte (1877) mit Stephen Power's Arbeiten über die Kalifornier und mit zahlreichen kalifornischen Vokabularien von verschiedenen Sammlern, und der vierte 1881, der das wichtige Werk von Lewis H. Morgan, Houses and house life of the American Aborigines bringt. Der zweite Band ist noch nicht erschienen; er wird eine linguistische und ethnologische Arbeit von Gatschet enthalten und ist jetzt in Vorbereitung, wie uns Powell mittheilt. Denn in der Einleitung zu dem uns hier vorliegenden ersten Bande der Berichte des ethnologischen Büreaus erfahren wir außer den Namen der vornehmsten Mitarbeiter des Büreaus, wie Rev. Owen Dorsey, Prof. Otis Mason, Lieut. Col. Garrick Mallery, Dr. Alb. Gatschet, Dr. H. C. Yarrow u. A. auch Ausführlicheres über die begonnenen oder beabsichtigten Arbeiten, die sich nach einem systematischen Plane auf alle Gebiete der nordamerikanischen Ethnologie erstrecken werden. Hierbei soll ein besonderes Gewicht auf die Sprache gelegt werden, denn nach Powell's Ansichten, die ich nur billigen kann, muß jede ethnologische Forschung über Stämme von niederer Kulturstufe ihren festen Grund in der Sprache haben; Sitten, Gesetze, staatliche Einrichtungen, Mythos, Religion und Künste können nicht völlig verstanden werden ohne die grundlegende Kenntniß der betreffenden Sprache, welche die Ideen klar ausspricht, die in jenen Kategorien verkörpert leben. Daß wenigstens das Studium der Sprache für alle diese Dinge unendlich wichtig ist, wer wollte das leugnen? So wird zunächst von Pilling eine sehr umfassende Bibliographie der amerikanischen Sprachen ausgearbeitet, während von Powell selbst eine noch schwierigere Arbeit in Angriff genommen ist, nämlich eine Klassifikation der nordamerikanischen Stämme auf der Grundlage der Sprache. Rev. Riggs, bekannt durch seine 1852 erschienene Dakotagrammatik, arbeitet auf diesem Gebiete weiter, während Rev. O. Dorsey einige andere Sprachen des Dakotastammes sowie Mythologie, Sitten, Verfassung u. s. w. der betreffenden Völker behandeln wird; Gatschet's Arbeit über die Sprache der Klamathindianer ist der Veröffentlichung nahe. Sie sollte den zweiten Band der Rocky-Mountains Survey bilden. Sie wird auch für die Mythen, die Sitten des Stammes viel Material bringen und ohne Zweifel einen sehr bedeutenden Platz nicht nur unter den Veröffentlichungen des ethnologischen Büreaus, sondern überhaupt in der linguistischen Litteratur einnehmen. Die Forschungen Powell's über die Wintun und benachbarte Stämme, die Stevenson's über die Pueblos, von denen schon einiges gedruckt ist, die sprachlichen Arbeiten Smith's (Irokesen) und Mason's (Chata, Choktaw, Flatheads) erwähn' ich nur kurz, recht nachdrücklich aber den sehr praktischen Plan Mason's, eine Synonymik der indianischen Stammnamen zu schreiben, dessen Ausführung Jedem, der sich mit amerikanischer Ethnologie abgegeben hat, schon längst dringendes Bedürfniß war. Denn durch mißverständliche Angaben der Einwanderer, durch Wanderungen, Umnennungen, Mehrnamigkeit der Stämme selbst, die ja sich selber, denen aber auch andere indianische Stämme und ebenso die verschiedenen europäischen Nationen Namen beilegten, durch alles dies ist eine große Verwirrung in den Benennungen eingetreten und die Aufgabe, die Namen überall richtig zu identificiren, durchaus keine leichte. Mason's Arbeit ist also im höchsten Maße erwünscht und wird hoffentlich zu den zunächst folgenden Publikationen des Büreaus gehören. Sie wird die außerordentlich werthvolle, grundlegende Arbeit Gallatin's, die Synopsis der Indianerstämme Nordamerikas, die freilich schon 1836 erschien, weiter ausbauen und ergänzen.

Den eigentlichen Inhalt des Bandes machen eine Reihe Abhandlungen verschiedenen Inhaltes und Umfanges aus,

über deren weitern Verfolg die Einleitung zum Theil noch weitern Aufschluß giebt, wie wir sehen werden. Zu diesen Abhandlungen gehören zunächst mehrere kleinere Arbeiten von Powell, die, weil sie methodisch einleitend sind und deshalb in die vorliegenden Forschungen vortrefflich einführen, für uns von besonderer Wichtigkeit sein müssen. Eine Reihe von neuen Gesichtspunkten, die sie eröffnen, sowie die Klarheit und Schärfe, mit der sie geschrieben sind, geben ihnen besondern Werth; auch die Leichtigkeit und Anmuth ihres Stils muß um so mehr gerühmt werden, da sie jedenfalls für einen größern Leserkreis bestimmt sind. Die erste dieser Abhandlungen handelt „Ueber die Entwickelung der Sprache, wie sich dieselbe in der Specialisirung des grammatischen Processes, der Differenzirung der Redetheile und der Klarstellung des Gedankens zeigt; nach Studien an den Indianersprachen“ (S. 1 bis 16). Die sprachliche Entwickelung vollzieht sich nach Powell durch Kombination, mit welchem Worte er Nebeneinanderstellung, Komposition, Agglutination und Flexion begreift, sodann durch Vokaländerung, durch Intonation und Wortstellung. Diese vier Processe haben zum Ziel Derivation, Modifikation und syntaktische Relation, welche letztere Powell einzig und allein durch die Wortstellung zu Stande kommen läßt. In den indianischen Sprachen sind weder die beabsichtigten Zwecke noch die zu ihnen führenden Mittel genau specialisirt: Kombination dient auch zur Bezeichnung der syntaktischen Relation u. s. w. Auch sonst sind diese Sprachen nicht im Stande, scharf zu differenziren; namentlich der Verbalbegriff beherrscht alles, von ihm ist weder Substantiv noch sonst eine Wortklasse scharf getrennt. Auch das Pronomen zeigt denselben Mangel an Differenzirung: mit den Substantiven, welche Körpertheile bezeichnen, verschmilzt es in manchen Sprachen immer, man sagt in ihnen nicht „Auge“, sondern „mein, dein u. s. w. Auge“. Ebenso die Demonstrativa: man sagt meist „diese Person“, „dies Ding“; weit seltener gebraucht man das Demonstrativum allein; und außerdem verknüpfen sich mit demselben die Vorstellungen des belebt und unbelebt (selten des männlichen und weiblichen), stehend, liegend, zum Wasser, zur Erde u. s. w. gehörig. Dazu die Inkorporationen der Pronomina ins Verbum! Da nun Powell den Grad der Vollendung einer Sprache nach ihrer Differenzirung und Spezialisirung mißt, so kommen bei ihm die Indianersprachen auf eine sehr tiefe Stufe der Entwickelungsreihe zu stehen, in welcher die englische Sprache jetzt von allen Sprachen die höchste Stellung einnimmt.

Das ist unzweifelhaft eine Auffassung des Wesens der Sprache, welche sehr zu beachten und nach mehr als einer Seite hin vollkommen richtig ist. Doch sind auch manche Einwände zu erheben. Powell geht von einem allzu sehr abstrakt-logischen Princip aus und indem er den psychologischen Werth sinnlich scharfer Vorstellungen und ihrer sprachlichen Wiedergabe nicht genügend würdigt, wird er den indianischen Sprachen, deren oft so schwieriges Wesen er gut zeichnet, nicht ganz gerecht; auch unterschätzt er Werth und Wesen der Flexion, indem er die Differenzirung der Worte und die Stellung derselben zum Zeichen der höchsten Vollendung stempelt.

Powell's zweite Abhandlung, sketch of the mythology of the North American Indians (S. 17 bis 56), geht zunächst von der Genesis der Philosophie aus, für welche sich wie bei Comte zwei große Stufen ergeben, die mythologische und die wissenschaftliche, die der Barbaren und der Kulturmenschen. Powell faßt also die Mythologie als den Versuch der Naturvölker auf, sich die Erscheinungen der umgebenden Welt begreiflich klar zu machen; er giebt eine Reihe von interessanten Beispielen für die mythische Auffassung zunächst der Indianer, doch auch anderer Völker. Die mythische Philosophie zeigt nun wieder ihrerseits Entwickelungsstufen und zwar vier: Hekastotheismus, auf welcher Stufe jedes Ding ein Gott ist; Zootheismus, da nicht mehr Alles, sondern nur das Lebende, die Thiere, vergöttert werden; hierauf Physitheismus, welche Stufe nicht mehr die einzelnen Dinge oder Wesen, sondern die großen anthropomorphisirten Kräfte und großen Erscheinungen der Natur anbetet; und endlich der Psychotheismus, welcher die menschlichen Geisteskräfte, die Tugenden u. s. w. verehrt. Aus dem Psychotheismus entwickelt sich der Monotheismus. Diese Stufen sind insofern nicht scharf getrennt, als sie vielfach miteinander zugleich auftreten; doch wird heutzutage der Hekastotheismus bei keinem Volke mehr alleinherrschend gefunden, wenn gleich noch viele Spuren von ihm übrig sind.

Dieser mythischen Weltauffassung entspringen ferner mit Naturnothwendigkeit eine Reihe von anderen Ideenkreisen; zunächst der „Ancientismus“, die Verehrung des Vergangenen, der Glaube an eine frühere Unschuldswelt, an höhere Kräfte und Herrlichkeit der Vorfahren; sodann der Glaube an einen Hausstand, Weiber, Kinder und Hofstaat der Götter; der Glaube an Geister, an Wunder u. s. w.; endlich auch, und dies ist ja ein allgemein als richtig anerkannter Gedanke, die Religion selbst, d. h. das Gefühl der absoluten Abhängigkeit des Menschen von Gott, Göttern oder irgend welchen übermenschlich höheren Mächten.

Die verschiedenen Stufen der mythologischen Philosophie entwickeln sich auseinander; keine ist ohne Religion, welche letztere auf der Stufe des Hekasto-Zootheismus in Zauberei besteht. Ganz allmählich entwickelt sich von hier aus der Physitheismus mit seiner Vergötterung des Himmels, der Sonne, des Mondes, der Wolken, Winde u. s. w. Als Beispiel für diese Stufe wird die mexikanische Religion angeführt. Ebenso langsam geht die Entwickelung des Psychotheismus vor sich, indem die Götter immer mehr nach ihrer ethischen Seite aufgefaßt werden — die nordische Mythologie ist ein Beispiel des Ueberganges aus Physi- in Psychotheismus — bis endlich der Monotheismus allein herrscht und die früheren Götter nach allgemeinem Gesetze zu Geistern, Engeln, Teufeln werden. Eine Reihe interessanter mythischer Erzählungen der Ute schließt die Abhandlung, welche sehr anregend und gedankenreich ist; doch schematisirt auch sie zu viel und sucht manches logisch zu entwickeln und zu begründen, was sich nur psychologisch beobachten und begreifen läßt.

Sehr werthvoll ist die folgende Arbeit Powell's: Wyandot government: a short study of tribal society (S. 57 bis 69); sie weist schlagend nach, daß die Verfassung des Stammes durchaus auf der Familie beruht und schildert dann die Rechtssatzungen und socialen Einrichtungen der Wyandot. Und ebenso ist die letzte Abhandlung, welche der Herausgeber diesem Report einverleibt hat, sehr hervorzuheben. Sie handelt „On limitations to the use of some anthropological state“ und warnt vor einseitiger und kritikloser Behandlung mancher archäologischer, sprachlicher, mythologischer und anderer Fragen, sowie vor falscher, zu weit gehender Verwendung der Resultate jener Einzelgebiete. Da Kritik, Methode den ethnologisch-anthropologischen Studien noch gar zu oft fehlen, so sind diese Warnungen, welche alle vollkommen richtig sind, nicht bloß für Amerika von hohem Werth. Wer sie beherzigt, wird auch nach vielen anderen Seiten hin vor Abwegen gesichert sein, vor welchen Powell nicht direkt warnt, denn er konnte und wollte hier diesen Gegenstand (der ja unerschöpflich ist) nicht erschöpfen.

Neu-Caledonien.

Von **Alfred Lortsch** in Libau.

I.

Neu-Caledonien, belegen zwischen 20° 5′ und 22° 16′ südl. Breite und 164° 4′ und 167° 29′ östl. Länge von Greenwich, wurde am 4. September 1774 von Kapitän Cook entdeckt. Der Aehnlichkeit wegen, welche diese Insel mit dem Hochlande Schottlands hatte, nannte er dieselbe New Caledonia oder Neu-Schottland.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (1792 bis 1794) wurde sie wiederum von der zur Auffindung des unglücklichen La Perouse ausgesandten Expedition unter D'Entrecasteaux' Leitung besucht und näher durch La Billardière's Forschungen bekannt. Erst aber im weitern Verlaufe dieses Jahrhunderts erhielt sie durch Dumont d'Urville's Reisen (1826, 1829, 1840) ein größeres Interesse und wurde endlich im Auftrage Napoleon's III. durch den Contreadmiral Febvrier Despointes am 24. September 1853 im Hafen von Balade in officiellen Besitz für die französische Regierung genommen. Dasselbe galt für alle herumliegenden kleineren Inseln, sowie auch für die größere Fichteninsel im Süden.

Im Laufe der Zeit wurde Neu-Caledonien häufig und fast ausschließlich nur von englischen Seefahrern besucht, welche von dem damaligen Reichthum an Sandelholz angelockt wurden, wissenschaftlich untersucht und erforscht wurde die Insel aber nur von französischer Seite.

Dr. J. D. Lang in Sydney, ein Schotte, richtete im Jahre 1848 („Eine deutsche Kolonie im Stillen Ocean" Leipzig 1848) eine Adresse an das Deutsche Parlament in Frankfurt, worin derselbe ausführlich die Vortheile einer deutschen Kolonisation in Neu-Caledonien hervorhob. Leider fand dieselbe kaum die gebührende Beachtung und wurde ohne nähere Prüfung der Vergessenheit übergeben.

Die Hauptinsel Neu-Caledonien nimmt eine fast gerade Richtung von NW nach SO ein; ihre Länge beträgt etwa 370 km und ihre Durchschnittsbreite ca. 45 km. Mit wenigen größeren Unterbrechungen ist sie von einem enormen Korallenriff umgeben, welches in seiner ganzen Länge ungefähr 500 km mißt. Dieses Riff, so gefährlich es auch sonst ist, bietet aber zwischen sich und dem Festlande fast überall gute Ankerplätze für Schiffe und zahlreiche, meistens bequeme Passagen ermöglichen es den Fahrzeugen, Schutz hinter dieser submarinen Mauer zu finden. Eine Menge von kleinen Inseln liegt innerhalb des Riffes zerstreut und am Nordende ist ein förmlicher Archipel, deren bedeutendere Inseln die folgenden Namen führen: Belep, Put, Yandi, Nela, Pum, Paba und Balabea; letztere ist die größte, hat eine Länge von über 18 km und ist ungefähr 4 km breit. Die Fichteninsel, 48 km südöstlich gelegen, ist durch ein Meer von Korallenbänken von der Hauptinsel getrennt; sie hat eine einigermaßen runde Form und einen ziemlich gleichmäßigen Durchmesser von 11 km. Im südlichen Theil dieser Insel befindet sich ein mittelmäßig guter Hafen für kleinere Schiffe.

Neu-Caledonien ist verhältnißmäßig nicht reich an guten Häfen; diejenigen von einiger Bedeutung an der Nordostküste sind folgende: Balade, eine offene, unzuverlässige Bai, nur einzig durch ein Riff gegen hohen Wellengang geschützt; Yengin (französisch Hienguène) besser, aber klein; Kuahua ist ein recht sicherer Hafen mit genügender Tiefe und vollkommen gegen die vorherrschenden Winde geschützt; Kanala ist der beste Hafen auf dieser Seite der Insel und bietet daher die meisten Vortheile für eine Niederlassung; Nikiti ist zu groß und offen, aber an einer Stelle für einen Ankerplatz geeignet; Port Bouquet oder Ned Haven, wie er von den Engländern genannt wird, ist wegen vorliegender Korallenbänke nicht günstig für bequeme Ein- und Ausfahrt; Yate ist unbedeutend. An der südwestlichen Seite ist Port St. Vincent zu erwähnen, eine große, aber recht geschützte Bai; südlich von hier kommt zunächst Numea, die Hauptstadt und der vorzüglichste Hafen der ganzen Insel; die kleine Uie-Bai ist unwesentlich. Die breite Prony-Bai bietet wegen einer Menge Korallenbänke, welche vor derselben liegen, einen schwierigen Zugang; Wooded Port, innen etwa $1^1/_2$ km breit, ist nur durch eine Korallenlücke von ca. 150 Schritt Breite zu erreichen.

Die ganze Länge von Neu-Caledonien ist von Gebirgsketten durchzogen, deren Rücken sich stellenweise bis über 1500 m erheben. Die höchsten gemessenen Bergspitzen sind Humboldt 1650 m, St. Vincent 1547 m, Pic Table 1243 m, Mu 1219 m, Kuana 1175 m; die Bergspitze des Table Unio kann man von beiden Seiten der Insel sehen. Die Berge sind fast überall bis zur Spitze mit Wald, Gebüsch oder Gras bewachsen.

Von größeren Flüssen sind nur zwei vorhanden, der Diahot am Nordende der Insel und der Yate-Fluß an der Ostküste; die Länge des ersteren beträgt 45 km, diejenige des letzteren 40 km. Außerdem giebt es eine Menge kleinerer Flüsse und Bäche, allein keiner von ihnen ist, außer für Böte, schiffbar. Landseen von irgend welcher Bedeutung, mit Ausnahme der Seen Latour und Neleatea, sind nicht vorhanden.

Der Boden von Neu-Caledonien weist, wie es sich bei einer so großen Insel erwarten läßt, große Mannigfaltigkeit auf; meistens besteht er aber aus Schieferthon, oft untermischt mit rothem Ocker, welcher sich besonders viel in den von Sandstein gebildeten Hügeln vorfindet. Unweit des Goldberges, in der Nähe von Numea, an der Dumbea-Bai und anderwärts hat man Steinkohlen aufgefunden, zu deren Ausbeutung man aber wenig gethan hat, weil die Qualität eine schlechte ist. Reichlich ist der Boden an manchen Stellen mit Eisenkies untermischt, namentlich in der Nähe von Yate, wo sich dasselbe in beträchtlicher Menge zu gekörntem Metall oxydirt hat. Auch auf der Insel Uén und an anderen Orten sind Eisenerzlager. Allein das Eisen hat sich noch zu keinem Exportartikel aufgeschwungen. Schiefer findet sich in Schichten abgelagert vor, und bei Yengin führen förmliche Grotten durch denselben. Quarz in allen möglichen Schattirungen ist reichlich vorhanden; Marmor und Serpentinstein finden sich ebenfalls vor. Sandstein, Schiefer, letzterer untermischt mit Glimmer und krystallisirtem Granatstein, Grauwacke und Quarz bilden die Hauptbestandtheile der neu-caledonischen Gebirge. Von Erzen findet man, außer Eisen, recht bedeutende

Kupfer- und Nickellager, ebenso auch Gold, welches aber bis jetzt nur in unbedeutender Menge gefunden wurde. Neu-Caledonien ist nicht vulkanischen Ursprungs; man hat wenigstens keinen Anhaltspunkt dafür gefunden.

Die Vegetation Neu-Caledoniens besteht aus einer Menge von verschiedenen Species, auf deren Einzelheiten ich unmöglich näher eingehen kann. Im Allgemeinen sei gesagt, daß sie eine Auswahl schöner Nutzhölzer bietet, dagegen weniger Ueberfluß an gutem Bauholz aufweist. Als besonders charakteristischer Baum ist der Niauli (Melaleuca leucodendron) zu betrachten, der sich überall auf der Insel in großen Massen zerstreut vorfindet. Eines der schönsten Erzeugnisse, das Sandelholz, ist leider durch spekulatives Ausrotten sehr selten geworden und vielleicht nur noch vereinzelt in den Wäldern des Innern zu treffen. Das schöne Holz des Colophyllum inophyllum ist selten; es eignet sich vorzüglich zur Anfertigung von Schmucksachen. Zum Häuserbau und für Schiffsmasten wird die Säulenfichte (Araucaria columnaris) vortheilhaft verwandt. Wenig vorhanden ist der Eisenbaum (Sideroxylon). Es giebt noch verschiedene andere Arten, wie Diacophyllum verticillatum, Antholoma, Guardenia u. s. w., welche sich ebenfalls zu Bauzwecken benutzen lassen. Von Kokosbäumen giebt es im Norden der Insel vollständige Waldungen, weniger im Süden. In letzter Zeit hat man aber auch hier größere Anpflanzungen davon gemacht; ein Freund von mir pflanzte im vorigen Jahre 15000 Kokosbäumchen, von denen er nach 8 Jahren eine jährliche Revenue von ebensoviel Francs erwartete. Bananen wachsen ebenfalls reichlich auf der ganzen Insel, dagegen ist der Boden weniger für die Kultur von Brotfruchtbäumen geeignet. Anpflanzungen von Zuckerrohr, Taro, Yamswurzel und süßen Pataten begegnet man überall, wo Eingeborene sich aufhalten. Die Ananas, der Orangenbaum, die Guyava u. a. sind exotische Pflanzen und gedeihen recht gut, wie überhaupt die Versuche, Fruchtbäume und Pflanzen der mittleren und warmen Zone zu akklimatisiren, in den meisten Fällen gute Resultate geliefert haben. Von Zuckerrohr, welches ein einheimisches Gewächs ist, hat man Anpflanzungen in größerem Maßstabe gemacht und es läßt sich erwarten, daß sie nicht ohne Erfolg sein werden.

Das Thierreich in Neu-Caledonien bietet weniger Abwechselung als das Pflanzenreich. Das einzige einheimische Säugethier ist der Fliegende Hund (Vespertilio caninus), welcher sich allerdings ziemlich zahlreich in den fruchtreicheren Theilen der Insel aufhält. Von Vögeln giebt es eine große Anzahl, wie Papageien, Tauben, von denen der Notu (Carpaphage Goliath) der größte ist und sich durch seine unharmonische Stimme auszeichnet. Der Kagu (Rhinochetos jubatus) ist nur in Neu-Caledonien vertreten; ungefähr 40 cm hoch, ist er, trotz seiner fächerartigen Flügel, nicht im Stande sich von der Erde zu erheben. Außerdem giebt es eine Menge kleinerer Vögel und alle sind sie mit dem glänzendsten, buntesten Gefieder versehen. Waldhühner halten sich in den Dickichten, Reiher in den sumpfigen Gegenden auf und wilde Enten findet man in den Morästen. Giftige Reptilien sind nirgends anzutreffen; nur eine Schlangenart ist bekannt, welche aber unschädlich ist und im Seewasser lebt. Eidechsen und Gekkos giebt es nur wenige, dagegen sind Seeschildkröten an den nördlichen Gestaden der Insel nicht selten zu treffen. Es giebt eine kleine Art Skorpione, welche aber harmlos zu sein scheint. An Spinnen, darunter eine Art mit einem Körperumfang wie eine große Kirsche, ist kein Mangel, aber auch sie sind, mit Ausnahme einer gelben Art, unschädlich. Zur Klasse der Insekten gehören in erster Reihe die Moskitos, welche sich in zahlreichen Schwärmen an feuchten und schattigen Plätzen aufhalten und die menschlichen Bewohner der Insel oft aufs Fürchterlichste plagen. Heuschrecken stellen sich zu Zeiten in bedenklicher Menge ein und thun häufig den Anpflanzungen wesentlichen Schaden. Die Küsten sind außerordentlich ergiebig an Fischen vorzüglicher Qualität, allein sechs Arten sind schädlich und sogar giftig, nämlich die Giftsardelle, der Tetrodon, der Diodon, der Lethrinus mambe, der Sparus erythrinus und der Sphyrena becuna. Die Ufer sind von einer Menge von Krustaceen, besonders von Krabben verschiedener Größe, bewohnt. Ferner wimmelt das Meer von Medusen, der Grund von Polypen und anderen derartigen Seethieren und die Riffe endlich werden von Holothurien bewohnt.

Das Klima Neu-Caledoniens gehört zu den gesundesten der Erde. Die heißeste Jahreszeit fällt in die Monate December bis einschließlich April; dieses ist dann auch die Regenzeit und die Saison der Stürme. Der Regen fällt fast nie mehrere Tage hintereinander ununterbrochen, gewöhnlich nur in Zwischenräumen von einigen Stunden, dann aber auch oft in bedeutender Dichtigkeit. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß während dieser Zeit in einer Woche höchstens zwei bis drei Tage starker Regen fällt. Die Stürme, deren Höhepunkt die Hurrikane bilden, sind weniger regelmäßig, und es sind Jahre vorgekommen, in welchen man von letzteren ganz verschont blieb. Wenn aber ein Hurrikan über das Land streift, dann ist die Verwüstung, welche er hinter sich läßt, eine furchtbare. Häuser und Hütten werden niedergerissen, starke Bäume entwurzelt und die Anpflanzungen durch das Abwehen der Blätter verheert. Die schönsten Monate, mit weniger hoher Temperatur sind diejenigen vom Mai bis November; es ist dann freilich auch warm genug, allein bei weitem erträglicher als während der anderen Jahreszeit und Regen fällt nur in selteneren Zwischenräumen. Die höchste Temperatur übersteigt selten 36° R. im Schatten, die niedrigste sinkt kaum unter 13° R.; die kühleren Seewinde, welche ihren Einfluß über die ganze Insel ausüben, tragen viel zur Milderung der Temperatur bei. Die vorherrschenden Luftströmungen sind von OSO.

Kürzere Mittheilungen.

Ueber den orographischen Charakter der Halbinsel Kola hat Kudrjawtzew in der K. Russischen Geographischen Gesellschaft (nach der „Russ. Revue" XII, Heft 4) folgende Mittheilungen gemacht.

Die Halbinsel Kola ist ein Bergland, auf welchem verschiedene Bergketten und kuppelförmige Erhöhungen sich vertheilen. Das Hochplateau erhebt sich zu 300 m, und darüber steigen Berghöhen bis zu 1000 m auf. Das ganze Plateau ist durch bedeutende Thäler getheilt, welche die Berge bis zu ansehnlicher Tiefe durchschneiden. So ist das Thal des Sees Imandra 100 Werst lang und 30 Werst breit. Holzwuchs hüllt die unteren Partien aller Berge bis 400 m Höhe ein. Im Norden reichen die Wälder bis zur Stadt Kola (69° nördl. Br.). Die Bäume wachsen vollständig aus und erreichen mitunter eine Höhe von 12 Faden; ihre Dicke ist dem entsprechend, bei Fichten bis über 2 Arschin, bei Birken mehr als eine. Mitten in den Wäldern sind viele große Seen eingesprengt, deren größter, der Imandra, 2500 Quadratwerst Fläche hat. Schnellfließende Gebirgsbäche ergießen sich in die Seen; aus ihnen fließen wiederum größere entweder in andere, niedrigere Seen oder direkt ins Meer. Das Gefälle der Flüsse ist oft sehr bedeutend; so kommt z. B. aus dem Imandra-See (110 m) der Fluß Niwa, welcher bei 33 Werst Länge ein Gefälle von 1 : 233 hat, trotzdem er noch zwei kleinere Seen von resp. 4 und 5 Werst Länge durchfließt.

Das ganze Relief der Kola-Halbinsel trägt die deutlichen Spuren seiner früheren Gletscherbedeckung an sich. Bemerkenswerth ist die Thatsache, daß der größte Theil der Seen sich in zwei Richtungen erstreckt, entweder von Norden nach Süden oder von Westen nach Osten. Erstere fällt mit dem orographischen Relief zusammen, welches aus der Faltung der Gebirgsformationen hervorging; die zweite geht gerade senkrecht auf dasselbe, d. h. sie durchschneidet quer die Hauptbergketten und manchmal die vertikal gestellten Schichten. Durch die erodirende Wirkung der atmosphärischen Niederschläge läßt sich eine solche west-östliche Thalbildung nicht erklären, weil die Schichten vertikal gestellt und durch eine Menge von Spalten und Rissen zerstückelt sind, welche bei einer Tiefe von 200 Fuß eine Breite von 60 bis 70 Fuß erreichen. Das quer über die Schichten strömende Wasser würde Kaskaden gebildet und nicht auf die, der Reihenfolge nach, niedriger liegenden Schichten gewirkt haben. Da alle solche Thäler und Gebirgsschluchten unter sich parallel sind und einen besondern Charakter tragen, so schreibt Kudrjawtzew ihre Entstehung Gletschern zu. Alle nicht großen Thäler sind unter einander parallel und fallen in ihrer Richtung, selbst in den Abweichungen, mit dem Gange der Gletscherfurchung zusammen, deren Spuren auch die Inseln der Seen, die alle in dieser selben Richtung in die Länge gestreckt sind, an sich tragen. Eben dadurch erklärt sich die Parallelität der Vorgebirge, Landzungen, Inseln, Buchten, Ufer u. s. w.

Ferner konstatirte Kudrjawtzew die Thatsache der Erhebung, des Aufsteigens der Kolahalbinsel, welche er an mehreren Punkten der Westküste nachwies. So ist das Vorgebirge Pur südlich von der Stadt Kem vier Faden hoch mit Kolonien versteinerter Seeeicheln bedeckt, die noch jetzt im Meere leben, und in Kandalakscha fand er in einer Höhe von 81 m die Schalen der noch lebenden Molluske Buccinum undatum unter Bedingungen, welche jeden Zweifel an der Erhebungsthätigkeit ausschließen. Mitten auf der Halbinsel, am Imandra, wurden in regelmäßigen Schichten Sandantreibungen gefunden, die bis 10 Faden Höhe erreichten, und im Norden, am Salawarak bei Kola, zwei Terrassen, welche ein bis 47 m höheres Meeresniveau darthaten.

Aus der erwiesenen Thatsache der beschleunigten Strömung der Flüsse Niwa, Kola und Tuloma schloß Kudrjawtzew auf die entsprechende Erhebung des mittlern Striches der Halbinsel, wo sich auch die Wasserscheide in einer Höhe von 135 m befindet. Dieser Mittelstrich steigt am schnellsten auf; dann folgen fast gleichmäßig sowohl die Nord-(Murmanische) als auch die Süd-(Kandalak-)Küste der Halbinsel, welche sich viel langsamer erheben, als der mittlere Landstrich, welcher selbst nicht gleichmäßig aufsteigt, sondern im Westen schneller als im Osten. Dadurch erklärt sich die Erscheinung, daß sich auf der Halbinsel kein größerer Fluß befindet, der von Osten nach Westen fließt.

Die Muhammedaner in Jünnan.

In Ta-li sowohl, als auch in Mong-hoa und, wenn auch in geringerm Grade, überall sonst im westlichen Jünnan erhielt Archibald R. Colquhoun (Acroß Chrysê II, 244) Beweise dafür, daß die Mohammedaner daselbst keineswegs vernichtet worden sind. Sie sind nur unterlegen, aber ihr Geist läßt sich so leicht nicht brechen, und wenn sie auch gegenwärtig ihre Religion verbergen müssen, so hängen sie ihr doch unzweifelhaft im Geheimen an. Wer einmal Mohammedaner ist, ist es auch für immer. Die Kinder mögen ihre Religion abgeschworen haben und sich so stellen, als hätten sie diejenige ihrer Besieger angenommen. Der Brennstoff ist aber noch vorhanden, und es bedarf nur eines Funkens, um das ganze Land wieder in Flammen zu setzen. An Zahl mögen sie gering sein; Niemand aber, der je unter ihnen gelebt hat, wird ihre Erscheinung und charakteristischen Eigenschaften vergessen: unbestreitbar ist, daß sie in allen männlichen Tugenden den Chinesen der Ebene weit überlegen sind. Sollte jener Funken fallen, so können sie noch immer die Scharen chinesischer Soldaten in Schach halten, denen die Opiumpfeife meist mehr zur Hand ist, als die Waffen.

Die Bezeichnung „Panthay" als nationaler Namen für die früheren mohammedanischen Rebellen hat schon Mr. Baber als unsinnig abgethan; er war nur bei den Birmanen in Gebrauch und war und ist sonst ganz unbekannt, ebenso wie die Bezeichnung Sultan für den Befehlshaber der Mohammedaner.

Wenn dieselben auch durchaus nicht die vom Islam vorgeschriebenen Pflichten streng erfüllen, so sind sie doch immer Mohammedaner und hassen ihre chinesischen Landsleute, ein Haß, der zehnfach zurückgegeben wird und mit Furcht gemischt ist. Die Chinesen haben natürlich die Mandarinen stets auf ihrer Seite, und jetzt mehr als je, so daß ein Mohammedaner wenig Aussicht hat, in einem chinesischen Jamen (Amtshaus) Recht und Gerechtigkeit zu finden. Die Rebellion, welche in den sechziger Jahren schließlich die ganze Westhälfte von Jünnan ergriff, brach zuerst unter den Bergleuten aus, welche durch die stets gegen die Mohammedaner ausfallenden Entscheidungen der Gerichtshöfe aufgebracht worden waren. Einmal begonnen, breitete sich der Aufstand rasch aus, da die üblichen Repressivmaßregeln der Mandarinen ganz ungenügend waren und der Flamme nur weiteren Brennstoff zuführten.

Ueber den Gebrauch der Maske auf Neu-Irland (Melanesien)

hat Herr Zahlmeister-Aspirant Weißer an Bord S. M. Kbt. „Hyäne" an Prof. A. Bastian folgende Mittheilung gemacht

(Verhandlungen der Ges. f. Erdkunde zu Berlin X, Nro. 5 und 6, S. 293 f.). Die Stämme an der Küste Neu-Irlands, etwa von Kap Jeschke bis Kapsu an der Nordseite, kennen den Gebrauch der Masken. Auch ist derselbe auf den Inseln der Steffen- und Byron-Straße verbreitet. Die Maskenzeit fällt nur einmal im Jahre und zwar auf die ersten Tage des Mai. Der Zweck scheint der zu sein, einmal im Jahre mit den Todfeinden friedlich zusammen zu kommen, wahrscheinlich um bei dieser Zusammenkunft Anlaß zu Streitigkeiten für ein weiteres Jahr zu finden. Die nebeneinander wohnenden Stämme beziehungsweise die zu Canoe zu erreichenden entfernteren Stämme sind einander stets todfeind, und es vergeht fast keine Woche, in welcher nicht einer aus dem Stamme von einem andern getödtet und dann im Gesammten verspeist wird. So ziehen sich Kriege das ganze Jahr hindurch bis zum Friedens- (Masken-) Fest. Jeder Krieger schnitzt sich im Laufe des Jahres eine Maske nach seinen Ideen und seinem Geschmack mit großer Kunstfertigkeit und bemalt sie. Es läßt sich daher denken, daß sogar unter einem großen Stamme fast alle Masken verschieden sind. Die Maske zeigt er während des Jahres Niemandem, da es eine Hauptsache ist, vollkommen unerkannt zu bleiben. Ist sie fertig, so versieht er sie mit seinem Zeichen und bringt sie in das Maskenhaus (lui dä mama tua, Haus der Masken). Sobald Anfangs Mai die letzten Masken fertig geworden, ist ein großer Umzug mit allen Masken. Die ersten (?) Kanaker setzen sich dieselben auf und kleiden sich bei dieser Gelegenheit in Hemden, aus dem Bast des Brotfruchtbaumes gemacht und roth gefärbt (böchöb mit Namen). Um die Hüften werden Farnkräuter angebracht bis zu den Knieen, so daß sie wie Reifröcke aussehen. Bewaffnet ziehen alle Männer hierauf nach dem nächsten Stamme, den ganzen Weg auf einer Muschel (töwi) blasend und auf einem ausgehöhlten Holz (göremüt) Musik schlagend, die man weithin hört. Sind sie beim feindlichen Stamme angekommen, so beginnt der Maskentanz (malagen da ma matue), wobei die absonderlichsten Bewegungen gemacht werden, die das Furchtbare in dem allgemeinen Anblick noch erhöhen. Hiernach setzen sie sich ihren Feinden gegenüber und essen selbst mit ihnen (mattana feit), doch auch sehr zurückhaltend, da manchmal Vergiftungen vorkommen durch „mär-selé"-Gift aus den Eingeweiden eines grünen Korallenfisches gleichen Namens. Diesen Stoff kneten sie in die Sagokuchen, sack-sack genannt, ein, welchen man dann nicht ansehen kann, daß sie Gift enthalten. Den ganzen genannten Tag haben sie Frieden bis zum Abend; dann sind die Masken beider Stämme besehen, verglichen, beurtheilt und verhöhnt. Das Letztere giebt dann Anlaß zu einem erbitterten Kampf am nächsten Tage. Das Verhöhnen und seine Verachtung ausdrücken geschieht, indem sie ihren Gegner steif ansehen und mit der Fußspitze Erde oder Sand aufscharren. Soll die Verachtung gesteigert werden, so machen sie dasselbe geschickt mit Händen und Füßen und schlagen dabei eine gellende Lache an, wonach beide Parteien mit dem Rufe „siwa ga mani", d. h. „bis zur Morgenröthe" sich unter fortwährendem Geschrei trennen, um am nächsten Morgen den Kampf zu beginnen.

Menschenfresserei ist im ganzen Neu-Irland ganz gewöhnlich; es vergeht keine Woche, in der nicht ein oder mehrere Menschen verzehrt werden. Die Oberschenkel, als das beste Theil, werden für die Häuptlinge reservirt. Frauen und Kinder erhalten Fußzehen und Hände zum Abknabbern.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Zur Feier des hundertsten Geburtstages des Erzherzogs Johann (20. Januar 1882), welcher besonders in Steiermark, das ihm so viel verdankt, und von den Alpenvereinen gefeiert wurde, hat der Sohn des Prinzen, der Graf von Meran, einen Theil der Aufzeichnungen desselben der Oeffentlichkeit übergeben. Die Herausgabe besorgte F. Ilwof unter dem Titel „Aus Erzherzog Johann's Tagebuch. Eine Reise in Obersteiermark im Jahre 1810" (Graz, Leuschner und Lubensky 1882, 141 Seiten). Diese Tagebuchblätter sind von Interesse nicht nur als Beitrag zum Leben des Prinzen selbst, der seine Aufmerksamkeit Pflanzen und Gesteinen ebenso gut, wie Bergwerken, industriellen Anlagen, volkswirthschaftlichen Verhältnissen, den Zuständen in Kirche und Schule u. s. w. zuwendet, sondern auch als eine Art von Kulturbild der durchreisten Gebiete (steirisches Salzkammergut, niedere Tauern, Admont, Seckau und Umgegend) zu Beginn dieses Jahrhunderts. Wie charakteristisch sind z. B. folgende Sätze: „Die Ruhe in der großen Natur hat den höchsten Reiz und ich gestehe es, hier (am Schwarzensee) möchte ich jeden Sommer in Einsamkeit vierzehn Tage verleben, um den moralischen Unflath abzulegen, den man in der großen Welt leider erhält" (S. 75), oder (S. 110) „Merkwürdig bleibt es jedoch, daß sehr Wenige die wahre Kenntniß dieses Salzberges (bei Hall) haben, daß die Beamten bei dreijähriger Untersuchung fleißig die Quellen am Lerchegg besuchen, von der reicheren aber nichts wissen. Es wäre auch Schade, sie aufmerksam zu machen und den armen Bauern (welche das salzige Quellwasser zum Kochen benutzen) die Wohlthat zu rauben, die sie von diesem haben, da für sie die Salzpreise äußerst drückend sind." Als weitere Probe führen wir noch folgende Charakteristik der Ennsthaler (S. 83 f.) an: „Der Menschenschlag ist stark und schlank, vorzüglich zeichnet sich der Oberennsthaler aus; in den Seitenthälern sind sie arm, aber auch besser, und die Bedürfnisse geringer. Am schlimmsten steht es mit den Bewohnern der Flecken, die gewöhnlich neben der Beschränktheit des Bauern auch den Stolz des Bürgers haben. Im Ganzen genommen ist der Bewohner gutmüthig, im Gebirge kindlich fromm, aufrichtig, anhänglich, redlich, abergläubisch, an ihm hängen die gewöhnlichen Gebrechen der Bergbewohner. Leider ist die Geistlichkeit sehr zurück. Der Mangel an Priestern machte es nothwendig, daß man all' Jene aufnahm, welche Würzburg, Bayern, Schwaben ausstieß, meist Bettelmönche; hie und da leuchtet ein Priester hervor und dieser ist dann gewiß ein Landeskind, oder Einer vom Stift Admont, wie z. B. der Pfarrer von Gröbming, Marcus Blaschier, der aber dafür nicht wenig verfolgt und als lutherisch ausgeschrien wird. Die Schulen sind in einem elenden Zustande, da mit 100 und einigen Gulden schwerlich ein guter Schulmeister zu bekommen ist, und doch ist die Schule das einzige Mittel, für die Zukunft zu wirken; die jetzige Generation leiten, daß sie die künftige nicht verderbe, sondern bilde, das ist, was man thun muß, daher Vermehrung der Lehrer und bessere Bezahlung derselben. So wie der Bergbewohner überhaupt, so ist auch der Ennsthaler sehr sorglos und für Vieles gleichgiltig, aufgeweckt muß er werden." Ob es jetzt anders geworden ist?

— Von den 16 333 293 Einwohnern, welche Spanien nach dem letzten Census (1877) zählte, können 11 978 168 weder lesen noch schreiben.

— Im Gouvernement Olonetz giebt es entweder umfangreiche dichte Wälder oder ebenso große Ebenen, die ihres Baumschmuckes beraubt worden und dennoch unbebaut geblieben sind, in Folge dessen sich die Raubthiere ungestört vermehren können. Die Jagd hat sich nicht hinlänglich entwickelt, denn die Bewohner haben schlechtes Jagdgeräth und müssen sich das nöthige Schießpulver aus den Städten holen, die von einigen größeren Dörfern bis 300 Werst entfernt liegen. Die Zahl der die Jagd ausübenden Bauern schätzt man im ganzen Gouvernement auf 3400, doch geht von diesen kaum der zehnte Theil auf die Bärenjagd, weil man es nicht für vortheilhaft erachtet, besonders im Sommer, wo das Fell des Bären schlecht und sein Fleisch und Fett nicht leicht zu verwerthen sind. Unter diesen Umständen ist die Zahl der im Jahre 1881 erlegten Raubthiere, 324 Bären und 99 Wölfe, verhältnißmäßig noch groß zu nennen. Um eine Vorstellung von dem Bärenreichthum dieses Gouvernements zu geben, führen wir nur die Thatsache an, daß in dem kleinsten Kreise desselben, Lodeinopol, im Jahre 1881 50 Bärenlager gefunden und in 30 derselben Bären erlegt wurden. Nach den Mittheilungen des dortigen statistischen Komitees verloren die Bauern im Jahre 1881 durch Bären 1734 Stück Vieh im Werthe von 23 276 Rubel und durch Wölfe 3104 Stück im Werthe von 12 736 Rubel, zusammen 4838 Stück Vieh; in den letzten acht Jahren betrug der Gesammtverlust durch Raubthiere 48 383 Stück Vieh, während der ganze Besitz des Gouvernements auf 400 000 Stück taxirt wird.

Afrika.

— Der „Esploratore" veröffentlicht einen Bericht Dr. Schweinfurth's über den Besuch, welchen er im April d. J. der Tobruk-Bai an der Küste von Cyrenaika abstattete. Die dort von ihm gesammelten Fossilien stimmen mit denen überein, welche Prof. Zittel bei Siwah fand und für miocän erklärte. Schweinfurth erklärt jene Bai für den besten Hafen an der gesammten Südküste des Mittelmeeres, den von Bizerta ausgenommen und befürwortet den Bau einer Eisenbahn von dort nach Suez, wodurch die indische Post um 20 Stunden früher ihr Ziel erreichen würde.

— Paul Soleillet (vergl. „Globus" Bd. 42, S. 191) schreibt am 3. Februar 1883 aus Ankober, daß er drei Monate lang die Staaten Kaffa, Dschema, Goma, Limu und Gerra bereist hat, daß Kaffa sich jetzt ganz in den Händen König Menelek's von Schoa befindet, und daß dort Europäer in voller Sicherheit Handel treiben können. Er hat dort interessante geographische und ethnographische Nachrichten gesammelt, naturwissenschaftliche Kollektionen angelegt und berichtet, daß sich in Kaffa der wilde Kaffeestrauch, welcher ausgezeichnete Bohnen liefert, sich als Unterholz in allen Wäldern findet, vom Flusse Gebe, einem Zuflusse des in den Indischen Ocean mündenden Oromo, an bis in noch unbekannte Fernen.

— Dem Vorstand der geographischen Gesellschaft in Hamburg ist ein Schreiben des Kaiserlich Deutschen Konsuls in Zanzibar, Herrn Emil Grallert, zugegangen, welches die ersten zuverlässigen Nachrichten über den Fortgang der Hamburgischen Expedition im äquatorialen Ost-Afrika unter Führung des Herrn Dr. Fischer bringt. Dasselbe lautet: „Ich benutze die heutige Gelegenheit, Ihnen die Mittheilung zu machen, daß indirekte Nachrichten über Dr. Fischer eingetroffen sind, wonach er sich wohl zu befinden und seine Reise gut von Statten zu gehen scheint. Der englische Reisende Thompson ist nämlich nach Mombaza zurückgekehrt, um Verstärkungen zu holen, da es sich herausgestellt hat, daß seine Karawane von ca. 120 Mann nicht stark genug ist, sich einen Weg durch das Gebiet der Masai zu verschaffen. Er ist bis Ngaren Erobi (westlich vom Kilima Njaro unter ca. 30° S. Br. und 36½° O. L. v. Gr.) gekommen, von wo er am 5. Mai wieder zurückkehrte. In Ngaren Erobi erfuhr Thompson, daß Fischer nur einige Tagereisen von ihm war und er sich an der Spitze von ca. 800 Mann einen Weg durch das Gebiet der Masai erzwungen hatte, wobei mehrere der Masai getödtet waren, unter Anderen auch einer der Häuptlinge. Dr. Fischer, welcher selbst nur 350 Leute bei sich hat, hat sich nach dem Vorstehenden anscheinend mit anderen Karawanen vereinigt und dürfte die Hauptschwierigkeit, welche seine Reise erforderte, glücklich überwunden haben. Thompson hatte am 15. März Mombaza verlassen und seinen Marsch über Mikindut (23. März) und Ndoveta (31. März) auf Ngaren Erobi gerichtet, woselbst er am 5. Mai angelangt war.

— Die „African Lakes Company" hat Mr. Henry Drummond beauftragt, die Seen Njassa und Tanganjika zu besuchen und über die Geologie und Botanik dieser großen Binnenseebecken zu berichten. Derselbe ist Ende Juni über Aden nach Quelimane an der Mündung des Zambesi abgereist.

— Die portugiesische Expedition des Lieutenant Cardoso und Dr. Franco nach Umzeila's Kraal (s. „Globus" Bd. 43, S. 96) ist nach der Küste zurückgekehrt. Ihre Route ging von Inhambane nach NNW zum Flusse Sabi und von da WNW nach Umzeila's Kraal. Zum Theil in Folge des unbefriedigenden Empfanges daselbst, zum Theil auch wegen der vorgerückten Jahreszeit gaben sie ihren Plan, die Reise bis zum Zambesi und Schire fortzusetzen, auf und kehrten über Sofala nach Inhambane zurück. Ueber Land und Leute sollen sie ungünstig berichtet haben. Von werthvollen Erzen sahen sie keine Spur — das nach Sofala gebrachte Gold kommt weiter nördlich her — auch ist das Land nicht reich an Produkten des Ackerbaues, ist schlecht bewässert und wenig angebaut, während das Volk durch die Tyrannei und Habsucht der Häuptlinge, deren schlimmster Umzeila selbst sein soll, in tiefe Armuth und großes Elend versunken ist.

— Die Weinberge der Kapkolonie sind in der Zeit von 1865 bis 1875 von 7643 auf 8588 Morgen, die Zahl der angepflanzten Reben von 55 300 025 auf 69 910 215 gestiegen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Wir haben schon wiederholt auf den Menschenraub hingewiesen, welcher in der Südsee an den Polynesiern verübt wird, um die Plantagenbesitzer im nördlichen Queensland und auf den Fidschi-Inseln mit billigen Arbeitskräften zu versorgen. Zwar haben die Regierungen dieser beiden Kolonien Regulative erlassen, welche anscheinend diesen Menschenraub beseitigen sollen. Ein Schiff, das auf Arbeiterfang ausgehen will, hat zuvor einen Erlaubnißschein bei der Regierung einzuholen, ein beaufsichtigender Beamter begleitet das Schiff, und der Kapitän hat für sein gutes Verhalten eine Sicherheit in Baar bis zur Höhe von 500 Pf. St. zu stellen. Aber der Rever. John G. Paton, welcher eine Reihe von Jahren als Missionar in der Südsee stationirt war, richtete im Mai dieses Jahres ein offenes Schreiben an den „Melbourne Argus", worin er darthut, daß die Regulative rein illusorisch seien und daß der Menschenraub nach wie vor im vollsten Umfange bestehe. Die Begleitung eines Beamten, schreibt er, ist eine wahre Farce. Es werden dazu meist Leute genommen, denen die Respektabilität gänzlich abgeht und die das Handwerk der Kapitäne eher begünstigen als behindern. Die Berichte über Gewaltthätigkeiten, welche Polynesier an Schiffsmannschaften begangen haben sollen, sind immer sehr übertrieben; öfters auch, infamer Weise, rein erdacht, um die Admiralität in Sydney zu veranlassen, die betreffende Insel zu bombardiren. Und warum? Um die armen Geschöpfe einzuschüchtern und glauben zu machen: sie würden bestraft, weil sie ihre jungen Leute nicht an die Kapitäne der auf „Kidnapping" fahrenden Schiffe abliefern wollten. Man will sie durch eine derartige Lektion für die Zu-

kunst gefügiger machen. Es ist dann auch eine gewöhnliche Sache, daß den Eingeborenen, sobald sie sich weigern, willig an Bord des Schiffes zu kommen, mit einem Kriegsschiff gedroht wird. So z. B. brachten kürzlich der Kapitän eines solchen — nennen wir es beim rechten Namen — Sklavenschiffes die Klage bei der Admiralität an, daß von Samoa-Bewohnern gegen hundert Schüsse auf seine Boote gefeuert worden seien. In Folge dessen erschien ein Kriegsschiff, und wäre es nicht dem dortigen Missionar gelungen, die volle Unwahrheit der Beschuldigung darzuthun, so wäre die Insel wahrscheinlich bombardirt worden. Ist es nicht scheußlich, muß es Einen nicht schaudern machen, fährt der Reverend Paton fort, daß britische Kriegsschiffe und Seesoldaten dazu verwendet werden: Dörfer der Eingeborenen einzuäschern, Männer, Weiber und Kinder niederzuschießen, deren Pflanzungen zu zerstören, die Kokoswälder umzuhauen und andere Vergeltungsmaßregeln auszuüben —, damit die Eingeborenen eingeschüchtert werden und sich von den Kapitänen besser einfangen lassen!!

Der Missionar führt dann noch eine Reihe anderer Scheußlichkeiten an. Die armen Insulaner werden von ihren Häschern wie das Wild niedergeschossen, wenn sie Widerstand leisten oder flüchten. So wurden unlängst auf Erromanga (Neu-Hebriden), um einer Frau und eines Knaben habhaft zu werden, zwei Eingeborene erschossen und ein dritter schwer verwundet u. s. w.

Es ist ein hohes Verdienst der Missionare, daß sie auf den in der Südsee betriebenen Menschenraub immer wieder von Neuem in der Oeffentlichkeit in beredter Weise hinweisen, und, wie es scheint, dürfte es ihnen auch gelingen, der Sache endlich ein Ende zu machen. Die Pflanzer bekommen die unaufhörlichen Angriffe in der unabhängigen Presse satt und fangen an, ihren Bedarf an Arbeitern aus China zu importiren. „Wir hoffen", schreibt ein Besitzer großer Plantagen, „schon nach wenigen Jahren der Polynesier als Arbeiter nicht länger benöthigt zu sein." Henry Greffrath.

— Die Besitzer des „Melbourne Argus" haben eine gut ausgerüstete Erforschungsexpedition unter der Führung von William Armitage, einem Mitgliede der Linnean Society, über Thursday Island nach Neu-Guinea abgeschickt.

— Aus Neu-Seeland wird berichtet, daß unter den Maoris im sogenannten Waikatao-Gebiete der Nordinsel der Mormonismus großen Anhang gewinne.

— Daß Ehemänner, berichtet man aus Neu-Seeland, ihre Frauen und Kinder böswillig verlassen, nimmt in höchst beunruhigender Weise zu. Gewöhnlich giebt übermäßiger Trunk die Veranlassung dazu. So mußten allein in der City of Wellington mit 21 000 Seelen im verflossenen Jahre nicht weniger als 79 verlassene Frauen mit 276 Kindern aus Staatsmitteln unterstützt werden!

— In Neu-Seeland sind wieder neue Verwickelungen mit den Eingeborenen eingetreten. Es sollte durch das den Eingeborenen gehörige centrale Gebiet der nördlichen Insel eine Eisenbahnlinie zwischen den Städten Alexandra und New Plymouth, Taranaki, vermessen werden. Die Anhänger der Königspartei, Kingites, hatten ihre Einwilligung dazu gegeben. Als nun der Regierungsfeldmesser mit seinen Leuten gegen Ende März dieses Jahres die Arbeit begann, wurden sie von dem Mahuiki Häuptling und dessen Stamm überfallen, gefesselt und als Gefangene fortgeschleppt. Die Regierung schickte ein Corps der Miliz aus, es kam zu einem Rencontre und 50 Eingeborene wurden zu Gefangenen gemacht, welchen jetzt in Auckland eine harte Strafe bevorsteht.

— In Numea, auf Neu-Kaledonien, ist amtlich verkündet worden, daß nach sechs Jahren die Transportation von Verbrechern nach dieser Kolonie gänzlich aufhören solle. Die Verbrecher, deren Strafzeit nach zehn Jahren noch nicht beendet ist, sollen dann irgend wo anders hingeschafft werden.

Vermischtes.

— In der Anthropologischen Gesellschaft in Wien sprach am 13. Februar 1883 Prof. E. Reyer aus Graz über „Anwendung der Steinwerkzeuge" und führte dabei folgende Thesen aus: Man kann mit Steinwerkzeugen (unter Zuhilfenahme von quellenden Holzkeilen, Sand und Feuer) jede Steinmetzarbeit ausführen, ja noch vor wenigen Decennien mittels der bergmännischen Methode des Feuersetzens harte Quarzgesteine (Quarzfels, Granit, Porphyr) rascher bewältigen, als mittels der damals üblichen Sprengmethode mit Handbohrer und Pulver. Aus verschiedenen Ursachen, namentlich weil in früherer Zeit Metallwerkzeuge theuer und oft genug schlecht, steinerne aber billig und gut waren, und weil die Zeit dem Arbeiter wenig werth war, wurden gerade die Steinmetzarbeiten bis in späte historische Zeit vorwiegend mit Steinwerkzeugen ausgeführt. Die orientalischen Völker haben die Hartmetalle schon gekannt zu einer Zeit, als ihre geistige Kultur noch gering war, die meisten Indoeuropäer dagegen haben die Steinkultur noch besessen zu einer Zeit, da sie ihre Götter- und Heldensagen schufen. Beide Kulturen, die des Steins und die des Metalls haben bei verschiedenen Völkern, ja bei verschiedenen Klassen desselben Volkes lange Zeit neben einander existirt, und die sogenannte Steinzeit ragt zum Theil bis in die späthistorischen Epochen hinein. (Balsamirmesser der Aegypter, Schlachtopfermesser der Phönikier und Etrusker, Beschneidstein der Juden u. s. w.)

— Von Hölzel's Geographischen Charakter-Bildern für Schule und Haus (vergl. „Globus" Bd. 41, S. 288) liegen uns die 4. und 5. Lieferung vor, enthaltend den Vesuv, Glockner und Pasterze, das Nilthal und die Nilkatarakte bei Assuan, das Säulenkap auf Kronprinz Rudolf-Land, Helgoland und Tropenurwald im Tieflande am Amazonas. Den erklärenden Text dazu, welcher 5 Orientirungskarten enthält, schrieben Prof. Simony, Dr. Chavanne und Prof. E. Laube. Als die gelungensten unter diesen Tafeln, deren Werth als Anschauungsmittel für den Unterricht wir öfters betont haben, erscheinen uns der Urwald und das großartige Polarbild des Säulenkaps. Der Preis der einzelnen Tafel wird in Zukunft um 1 Gulden höher sein, abgesehen natürlich von den bereits subscribirten Exemplaren. In Vorbereitung befinden sich unter anderen der Hafen von Nagasaki, Thalsperre bei Kronburg, Venezolanische Mangroveküste, die Adelsberger Grotte, die Donau bei Wien, Weckelsdorfer Felspartien, Schneekoppe, Stettiner Haff, der Tafelberg bei Kapstadt und anderes mehr.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIV. №7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1883.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

V.

(Die Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Der Stamm der Kadscharen, welchem der regierende Schah angehört, ist ursprünglich ein syrischer und besaß schon den Ruf unbestrittener Tapferkeit, als er durch Tamerlan nach Persien verpflanzt wurde. Im 17. Jahrhundert theilte ihn Schah Abbas in drei Theile und vertraute denselben den Schutz der gefährlichsten Grenzen seines Reiches an. Ein Theil mußte in Georgien die Lesghier fernhalten, ein zweiter in Chorassan die Oesbegen, der dritte

Wandgemälde, Fattali Schah mit seinen zwölf ältesten Söhnen darstellend.

Anderun (Harem) des Fattali Schah.

hielt am Ufer des Kaspischen Meeres die Turkmenen in Schach. Letzterer, zu welchem die herrschende Dynastie gehört, hatte sich schon früher in zwei Zweige gespalten, einen hohen und einen niederen, von denen der erstere als der wichtigste galt, bis Fattali Chan, ein Mitglied des anderen, Oberbefehlshaber der Heere Tamasp's II. wurde. Seitdem hatten die Angehörigen des niederen Zweiges die wichtigsten militärischen Stellen im Reiche inne und erhoben schließlich einen ihrer Häuptlinge, Mohammed Aga Chan, den Gründer der jetzigen Dynastie, auf den Thron. Dessen Regierung war eine der glänzendsten in der neueren Geschichte Persiens. Dessen Neffe und Nachfolger, Fattali Schah, spielte zu Anfang dieses Jahrhunderts eine Rolle in Napoleon's Plänen gegen England. Derselbe sandte den General Gardanne ab — von dieser Mission an datirt übrigens die wissenschaftliche Erforschung Persiens — um den Schah zu einem Angriffe auf die britischen Besitzungen in Indien zu bestimmen. Aber die englische Regierung bekam davon Wind, sandte ihrerseits den General Malcolm ab und erkaufte die Neutralität Persiens durch eine tägliche Subsidie von 25 000 Franken, worauf die französische Gesandtschaft nach mehrmonatlichem vergeblichem Aufenhalte das Land verließ. Nach Napoleon's Sturze stellten dann die Engländer plötzlich die Zahlung ein.

Fattali Schah brachte den ganzen Rest seines Lebens in seinem Harem zu, welcher 700 Frauen barg. Er besaß 600 Kinder und die Zahl seiner Nachkommen soll sich heute auf mehr als 5000 belaufen. Natürlich reichten die Finanzen nicht aus, um eine solche königliche Familie zu erhalten, so daß die meisten Prinzen von Geblüt blutarm sind und manche, um nur ihr Leben zu fristen, bei vornehmen Familien Teherans Dienstboten wurden. Fattali Schah, welcher auf einen Herrscher von kleiner Gestalt und weibischem Aussehen folgte, war besonders stolz auf seine Breitschulterigkeit und seinen bis zum Gürtel reichenden, prächtigen schwarzen Bart, und deshalb ließ er sein Porträt in Basrelief auf Felsen in der Nähe von Teheran anbringen und in jedem seiner Paläste annalen. In dieser Beziehung ist seine Residenz Negaristan von besonderm Interesse. Hinter einem monumentalen Thore, neben welchem Gebäude für die Leibwache liegen, dehnt sich ein prächtiger mit hohen Platanen bepflanzter Park aus; von dort gelangt man durch eine fünffache, von Baumalleen und fließenden Kanälen gebildete Avenue zu einem großen Pavillon in Gestalt eines griechischen Kreuzes, welcher an dem Ende jeden Armes ein buntes Glassenster besitzt und von einer Kuppel überdeckt ist. Jenseit desselben liegen die Gärten des Anderun oder Frauengemachs, welche ein großer Vorhang gegen neugierige Blicke schützt. Dort befindet sich der rechteckige Palast, der für das private Leben des Fürsten bestimmt war; die äußeren Mauern enthalten weder Thür noch Fenster, sondern alle Zimmer gehen auf einen centralen Hof, in welchen nur eine niedrige schmale Thür und ein knieförmig gebogener Gang führt. Die Mitte nimmt ein großes Wasserbecken aus weißem Marmor ein, um welches ein gepflasterter Gang herumläuft, und auf letztern münden die Zimmer der Favoritinnen, welche alle in diesem Theile des Palastes untergebracht waren. Die ihnen angewiesenen Räumlichkeiten bestehen durchweg aus zwei kleinen Gemächern, die Luft und Licht nur durch die einzige Thür empfangen, welche deshalb nicht auf längere Zeit geschlossen werden konnte. In der Mitte der einen Seite liegt der königliche Pavillon, in dessen Innerem ein großes Wandgemälde, den Schah umgeben von seinen zwölf ältesten Söhnen darstellend, sich befindet. Er sitzt auf einem goldenen, reich mit Edelsteinen besetzten Throne, zu Häupten ein von gewundenen Säulen getragener Baldachin; zwischen den Säulen stehen schmale Vasen mit Blumen aus Smaragden und Türkisen. Der König ist mit einer Koledscha bekleidet, deren Schöße seine nach rückwärts gebogenen Beine bedecken, trägt auf dem Haupte eine mit Rubinen und Diamanten geschmückte Tiara, lehnt sich auf ein mit kleinen Perlen übersäetes Kissen und hält seinen Säbel und seine Wasserpfeife in der Hand. Seine Söhne, zu beiden Seiten je zweimal drei in

Nasr ed-Din Schah.
(Nach einer ganz neuen Photographie, welche der Fürst selbst behufs Reproduktion in „Le Tour du Monde" eingeschickt hat.)

zwei Reihen übereinander stehend, tragen nach unten sich trichterförmig erweiternde Gewänder, deren Nähte und Säume sämmtlich mit Reihen großer Perlen besetzt sind; statt der Tiara haben sie edelsteinbesetzte Diademe und sehen im Ganzen ähnlich aus wie die Könige in alten Kartenspielen. Neben diesem Hauptbilde sind zu beiden Seiten lange Felder gemalt, auf denen zu oberst sich die Bilder des englischen und französischen Gesandten, der Generale Gardanne und Sir John Malcolm, befinden, beide mit langen, rothen Strümpfen angethan, wie sie damals die persische Hofetiquette forderte; hinter ihnen sind auf zwei Etagen über einander viele Minister in weiten pelzbesetzten Kaschmir- oder Goldbrokatgewändern und mächtigen Turbanen oder Mützen mit edelsteinbesetzten Agraffen aufmarschirt. Von Interesse ist in demselben Palaste ein unterirdischer Saal, wo sich Fattali Schah während des Sommers aufzuhalten pflegte. Derselbe ist achteckig, ganz mit Marmor ausgelegt und empfängt sein spärliches Licht durch opalfarbige Glasfenster in der Decke; an der einen Wand mündet eine sehr steil geneigte Rutschbahn, die mit gebändertem Achat belegt ist, und auf derselben mußten die Frauen des Anderun nackt hinabgleiten, wobei sie mit äußerster Geschwindigkeit in das inmitten des Saales befindliche Wasserbecken fielen. Das war eine der Hauptbelustigungen für den alternden Schah.

Da dessen ältester Sohn vor ihm gestorben war, so folgte auf ihn sein Enkel Mohammed, ein schwacher und träger Fürst, und auf diesen im Jahre 1848 dessen Sohn, der jetzige Schah Nasr ed-Din.

Durch Vermittelung des Dr. Tholozan hatte derselbe dem französischen Ehepaare eine Audienz bewilligt, welche auf den 5. Juni zwei Stunden vor Sonnenuntergang festgesetzt war. Der Palast liegt im Centrum der Stadt und besteht aus einer Anzahl keineswegs prächtiger Baulichkeiten, die eine weite Ringmauer umschließt; dieselbe ist innen mit Fayenceplatten bedeckt, auf welchen Soldaten mit geschultertem Gewehr, rosafarbener Koledscha und zeisiggelben Hosen dargestellt sind — ein höchst erheiternder Anblick. Den einzigen Schmuck des Palastes bilden große, mit türkisblauer Fayence gepflasterte Wasserbecken und prächtig gewachsene Bäume. Der Schah empfing seine Besucher im Garten, wo er, langsam promenirend, sich von einem Sekretär eine französische Zeitung vorlesen ließ; hinter ihm gingen einige ganz einfach gekleidete Diener. Er war damals (1881) 53 Jahre alt, sieht aber jünger aus, hat schwarze glatte Haare, große schöne Augen, krumme Nase, hohle Wangen, dunkle Gesichtsfarbe und schwarzen Schnurrbart. Da es die Etiquette (oder die Furcht?) verbietet, sich dem Schah mit einem Rasirmesser zu nahen, so muß sich sein Barbier zum Entfernen der Baathaare einer Scheere bedienen, was zeitraubend und langweilig ist und nie gut ausfällt. Sein Kostüm ist einfach: ein bis zu den Knien reichender, vorn mit goldenen Schnüren geschlossener Rock aus Kirmaner Kaschmir, Hosen aus weißem Zwillich, welche am Knöchel enden, über die Schultern geworfen ein Soldatenmantel aus dunkelblauem Tuche mit rothem Vorstoß, ein europäisches Hemde und eine kleine Kravatte von himmelblauer Seide, weiße baumwollene Handschuhe, weiße Strümpfe und offene Schuhe. Als der Schah sich auf 10 m genähert hatte, begrüßten ihn die Franzosen durch zweimaliges Verneigen — den Hut abzunehmen, wäre ein grober Verstoß — und dann begann ein kurzes interesseloses Gespräch in französischer Sprache, hastige Fragen des Schah, der rasch von einem Gegenstande zu einem andern übersprang, abwechselnd mit ebenso raschen Antworten der Besucher. Eine Handbewegung des Schah machte der Audienz ein Ende.

Neffe und Nichte des Schah.

Der König hatte gewünscht, daß Mme. Dieulafoy die Kinder seiner Schwester, welche er besonders liebt, photographire, und diese beeilte sich, diesem Wunsche nachzukommen. Es sind hübsche Kinder, typisch für junge persische Prinzen, ein Knabe von sieben und ein Mädchen von fünf Jahren, aber schon voller Stolz und sich mit jener gewissen Feierlichkeit bewegend, welche mächtigen Persönlichkeiten und großen Herren eigen ist. Das Mädchen, Masuine mit Namen, trägt einen Rock von goldgesticktem, granatfarbigem Sammet, auf dem Kopfe ein grünseidenes Tuch, ein Diadem von drei großen Brillantbroschen und eine Schnur großer Diamanten rahmt das ganze Gesicht ein. Ein breiter schwarzer Ring umgiebt ihre Augen, während die Brauen über der Nase zusammenstoßen und sich bis unter das Kopftuch fortsetzen. Um die Handgelenke trägt die

kleine Prinzessin prachtvolle Perlen und an den kleinen feinen Fingern eine Menge von Ringen. Ihr Bruder Hussein trägt dasselbe Kostüm wie der Schah, eine Koledscha von Kaschmir und weiße Zwillichhosen. Die persischen Kinder haben überhaupt keinen eigenen Kleiderschnitt, wie die unserigen, sondern tragen sich wie die Erwachsenen; nur in der Kopfbedeckung besteht zwischen alten und jungen Leuten einiger Unterschied. In manchen Provinzen tragen be-

Weramin.

jahrtere Männer statt der Fellmütze (Kollah) lieber den Turban; aber überall färben sie sich den Bart mit Hennah roth, was sehr eigenthümlich aussieht.

Das Dieulafoy'sche Ehepaar hatte ursprünglich einen Ausflug nach Damghan geplant, wo sich interessante giznewidische Denkmäler finden sollen; da aber durch Karawanen die Nachricht gekommen war, daß in jener Gegend die Beulenpest arg hausen solle, so zogen sie es vor, statt dessen

Die große seldschukidische Moschee in Weramin.

das ca. 12 Farsach südöstlich von Teheran gelegene Weramin zu besuchen und traten am 14. Juni diese kleine Reise an.

Man reitet, nachdem man die Hauptstadt verlassen hat, zuerst durch die Ruinen des alten Reï, läßt einen hohen Seldschuken-Thurm zur Rechten, einen Begräbnißplatz der Gebern — wenn man diesen Ausdruck auf eine Stelle anwenden darf, wo die Raubvögel die Leichname verzehren — zur Linken und erreicht einen zweiten Thurm mit Resten einer schönen kufischen Inschrift. Jenseits der alten Be-

festigungen von Reï dehnen sich weite, mit Erdmauern umgebene Gärten aus, wohin sich beim Herannahen der heißen Jahreszeit die Anderuns der Teheraner Großen flüchten, theils wegen der Kühle, theils wegen der Nähe des hochverehrten Grabes des Schah Abdul Azim, welches einst allen Uebelthätern ein unverletzliches Asyl bot, wo sie ihr Leben lang von den Mollahs gefüttert wurden. Heute genügt ein Befehl des Schahs, daß den Verbrechern keine Lebensmittel zukommen, worauf sie der Hunger bald zum Verlassen ihres Zufluchtsortes zwingt.

Drei Farsach von Teheran ändert sich die Gegend plötzlich; von den letzten Ausläufern des Demavend, dessen hohe schneebedeckte Spitze sich im Norden erhebt, ziehen sich zahlreiche unterirdische Wasserleitungen in die Ebene hinab, deren Getreidefelder durch ihre gelbe Farbe ihre Reife anzeigen. Der Mond stieg herauf, und bei seinem Lichte konnte man überall im Grün versteckte Dörfer erkennen; auf den Feldern waren Schnitter mit Sicheln an der Arbeit, Frauen setzten die Schwaden auf und Kinder folgten ihnen ährenlesend nach. Bei Tage nämlich ist die Hitze so stark, daß man nicht mähen kann, ohne daß die Körner aus den Aehren fallen. Die Arbeit wird zum Theil von gemietheten Nomaden verrichtet, welche bei Tage unter großen Schirmen aus Strohmatten schlafen und die Nacht hindurch fleißig sind.

Unter der Einwirkung der nächtlichen Kühle gewinnt die Landschaft neues Leben und vielfaches Geräusch läßt sich hören, welches Tags über verstummt war. Während es nun in den Städten stille wird, ertönt draußen auf dem Lande der Gesang der Erntearbeiter, das Bellen der Hunde, wenn eine Karawane vorbeizieht, das Wiehern der Pferde und das eintönige, aber tausendstimmige Zirpen der Grillen.

Die Maulthiertreiber zeigten sich aber den Reizen des Nachtmarsches gegenüber stumpf, schliefen ein und kamen dadurch vom richtigen Wege ab, so daß man gegen ein Uhr Morgens gezwungen war, in dem ersten besten Weiler Unterkunft zu suchen und den Tag abzuwarten. Um sechs Uhr Morgens brach man wieder auf, um die Tageshitze möglichst zu vermeiden, passirte zuerst eine Anzahl von Kanälen, welche in der Nacht den Weitermarsch gehindert hatten und marschirte auf einen röthlichen Streifen am Horizonte zu, welcher den Anfang der Wüste bezeichnete. Die Ebene ringsum war sorgfältig bebaut und wohin das Auge blickte, stieß es auf reifende Getreide- und weißblühende Mohnfelder, von denen gerade jetzt (Mitte Juni) durch Einschnitte an den Köpfen zum erstenmale das Opium gewonnen wird. Nach vierstündigem Marsche quer durch Felder, was einerseits mühsam war, andererseits bei den Bauern großes Mißvergnügen erregte, sah man in der Ferne einen hohen Thurm mit einem kegelförmigen Dache und die emaillirte Kuppel einer Moschee über einem, mehrere Kilometer langen dunkelgrünen Baumstreifen emporragen — das Dorf Weramin. Bald darauf kam man auf einen Weg und zwischen Gartenmauern aus Erde; hinter denselben ein undurchdringliches Dickicht von Kirsch-, Aprikosen-, Pflaumen- und Pfirsichbäumen, deren Laub stellenweise unter den massenhaften Früchten verschwindet; auf riesigen Maulbeerbäumen sitzen Knaben und pflücken die wie ein Taubenei großen weißen und rothen Beeren oder bringen sie durch leichte Gertenhiebe zum Abfallen, und unter den hochstämmigen Bäumen wuchern Granatbüsche mit zinnoberrothen Blüthen überfäet.

Die Seldschukiden-Moschee in Weramin von innen.

Da Weramin, ein fast nur Ackerbau treibendes Dorf, kein geeignetes Karawanserai besitzt, so hatte Dr. Tholozan seinen Freunden eine Empfehlung an den Ket-choda mitgegeben, welcher ihnen einen Theil seines Hauses einräumte. Sobald sie sich dort eingerichtet und die üblichen Höflichkeitsbesuche abgestattet hatten, begaben sie sich zu der großen seldschukidischen Moschee, der Masdsched Djuma, welche jetzt verfällt und wegen ihrer Baufälligkeit nicht mehr zum Gottesdienste benutzt wird. Diesem Umstande ist es auch zu verdanken, daß Ungläubige frei sich in ihr bewegen dürfen. Sie liegt etwas vom Dorfe entfernt zwischen Feldern, die damals wüst dalagen und mit dickem Gestrüppe und Dornsträuchern überwuchert waren. Vor dem großen Hofe, der dem Eingange zum eigentlichen Heiligthume gegenüber liegt, erhebt sich eine mit entzückenden Fayencemosaiken in zwei blauen Tönen geschmückte Façade; da die eine Seite dieses Baues eingestürzt ist, so übersieht man mit einem Blicke die Anordnung des Gebäudes, welche sehr an diejenige der Masdsched Schah in Kazwin erinnert. Besonders merkwürdig ist der Saal des Mihrab, der mit herrlichen, kühn und sicher behandelten Blumen in Relief verziert ist. Wie in Kazwin findet man auch im Inneren dieses Saales Hängebogen, welche gestatten, ohne Weiteres aus dem viereckigen Grundplan zum Achteck und von diesem zur runden Kuppel überzugehen. Ueber eingestürztes Mauerwerk emporsteigend, erreicht man eine Galerie ohne Geländer, welche rings um die Kuppel läuft. Von dort oben überschaut man die ganze Ebene; nach Süden, wo die Wüste

liegt, zeigt sich eine grenzenlose Steppe, roth wie der Himmel über ihr. Gegen Norden ragen die Erdmauern einer gewaltigen Burg auf, welche wie unsere modernen großen Festungen in einem Umkreise von 7 bis 8 km von einem Kranze vorgeschobener kleinerer Befestigungswerke umgeben ist, und das Dorf Weramin selbst wird von einer ziemlich gut erhaltenen Citadelle beherrscht, welche wahrscheinlich einst ein Glied des ganzen Vertheidigungssystems bildete.

Der erste Jahresbericht des Bureau of Ethnology zu Washington.

Von Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

II.

Eine der umfang- und inhaltreichsten Abhandlungen dieses ersten Reports ist die nun folgende von Dr. H. C. Yarrow, A further contribution to the study of the mortuary customs of the North American Indians (S. 87 bis 203). Sie ist eine Fortsetzung und Erweiterung der früheren Veröffentlichung des Verfassers über denselben Gegenstand und ein sehr lehrreicher Beitrag zur nordamerikanischen Ethnologie. Dr. Yarrow trägt ein reichhaltiges Material über alles, was sich auf die Behandlung der Todten bezieht, also auf Bestattung, Todtenklage u. s. w. zusammen. Er hat vieles des schon vorhandenen Materials über Nordamerika, welches in verschiedenen Werken zerstreut ist, gesammelt, wenn auch diese Zusammenstellung durchaus nicht alles Vorhandene erschöpft; er hat ferner, und das ist natürlich besonders werthvoll, sehr viel ganz neue Forschungen über Bestattung u. s. w. mitgetheilt, wie sie jetzt von ihm selber und vielen Hilfsarbeitern des ethnologischen Büreaus angestellt sind. Auch mancherlei Analogien zu den nordamerikanischen Gebräuchen hat er aus der Litteratur der übrigen Erdtheile herangezogen, doch ist diese Seite seiner Arbeit die schwächste. Denn seine Vergleichungen beruhen oft nur auf Angaben von Werken zweiter Hand und sind lange nicht reich und umfassend genug zusammengestellt. So merkwürdig es ist, es wäre leicht zu beweisen, daß sich sämmtliche Arten der indianischen Bestattung über die ganze Welt hin verbreitet finden, oft in Uebereinstimmungen, welche sich auf die scheinbar eigensinnigsten und sonderbarsten Gebräuche beziehen. Um jedoch die vorliegende Sammlung richtig zu beurtheilen, dürfen wir nicht vergessen, daß auch sie nur eine vorläufige ist, wie fast alle Abhandlungen dieses „Berichtes“, der ja nur über die Thätigkeit des Büreaus Kunde geben will: der gesammte Stoff wird von Yarrow abschließend in einem großen Bande behandelt und vom ethnologischen Büreau herausgegeben werden. Auch über die Hügelgräber und ihre Erbauer (Mountbuilders) giebt er nur ganz kurze Notizen, verheißt dagegen einen ganzen Band auch über sie, welcher später in den Veröffentlichungen des ethnologischen Büreaus erscheinen soll. Man darf nicht wenig auf die Vollendung aller dieser Werke gespannt sein. Sie werden hoffentlich noch reichlicher neues und selbständiges Material beibringen, als die jetzt vorliegende Abhandlung. Eine höchst interessante Mittheilung der letztern mag schließlich hier noch folgen, die Beschreibung des sogenannten „Geisterspieles“, über welches Dr. Ch. Mc Chesney von den Sioux (S. 195) berichtet, bei welchem Volke allein diese Sitte vorzukommen scheint. Sie besteht darin, daß nach dem Tode eines wohlhabenden Indianers seine Besitzthümer von den Verwandten in viele verschiedene Theile eingetheilt und nun die übrigen Stammesgenossen eingeladen werden, diese Besitzthümer auszuspielen. Damit jeder etwas gewinne, macht man die Theile klein. Einer der Verwandten stellt den Geist dar: er hält das Spiel gegen die übrigen Theilnehmer, welche keine Einsätze zu bringen haben und stets einer nach dem andern gegen den Geist spielen. Letzterer wird, wenn er selber kein Vermögen hat, von den anderen Verwandten unterstützt. War der Verstorbene ein Mann, so spielen nur Männer, war es eine Frau, nur Frauen — in modernen Zeiten häufig mit Karten; eigentlich aber gehören zu dem Spiele künstlich bemalte Kerne der „wilden Pflaume“, von denen die Männer acht, die Weiber dagegen nur sieben brauchten. Man wirft sie alle auf einmal nach Art der Würfel; und je nach den Kombinationen der aufwärts liegenden Bilder der Kerne wird nach sehr festen Spielregeln gewonnen oder verloren. — Den Glauben so vieler Naturvölker, daß nicht nur die Menschen, sondern auch die leblosen Gegenstände „Seelen“ hätten, welche weiter lebten für den Gebrauch ihrer verstorbenen Herren — welcher Glaube z. B. auf den Fidschi-Inseln so besonders im Schwange war — finden wir auch in Nordamerika von den verschiedensten Völkern erwähnt. Wenn ein Hidatsa stirbt (199, nach Dr. Mathew), bleibt der Geist noch vier Nächte bei seiner alten Wohnung, dann geht er zur Stadt der Todten, wo die Seelen von der Jagd der Geister von Büffeln und sonstigen Thieren leben, welche hier auf Erden gestorben sind. Um den Geist zu entfernen, verbrennt man auf Kohlen ein paar Mokassins: der Geruch des brennenden Leders treibt ihn fort. Yarrow meint, der Grund dieser Sitte sei schwerlich zu erdenken: ich erinnere zunächst an die verkohlende Fischleber, welche im Buch Tobias den Geist Asmodi vertreibt, sowie an die Räucherungen mit wohlriechendem Dampfe, an welchen Götter und Geister ein so großes Wohlgefallen finden. Zieht nun dieses unsichtbare und doch angenehme Etwas, der Duft, der im Dampfe direkt gen Himmel, zur Wohnung der Götter steigt, Götter und Geister an, nährten sie sich, wie bei Homer, von ihm, in welchem man wahrscheinlich die Seele der verbrennenden Dinge witterte: so liegt es nahe, den unangenehmen Eindrücken solcher Dämpfe die entgegengesetzte Wirkung beizulegen. Opfer, deren Dampf nicht gen Himmel steigt, sind den Göttern nicht wohlgefällig gewesen; stinkende Dämpfe spielen von jeher im Aberglauben ihre bedeutsame Rolle. Ob nun hier der Umstand, daß Schuhe verbrannt werden, ein besonderes mythologisches Gewicht hat, ist sehr wohl möglich; doch läßt sich darüber nichts sagen. Es wäre interessant, zu wissen, ob brennendes Leder im Allgemeinen, oder nur brennende Mokassins die geistvertreibende Wirkung haben; ob die Mokassins, welche man verbrennt, früher im Besitze des Verstorbenen gewesen sein mußten oder nicht.

Die Abhandlung Edw. Holdens, welche folgt

(S. 205 bis 245), „Studies in Central American Picture writings“, ist gerade jetzt für uns von besonderm Interesse, wo soeben durch die Prachtwerke von Bastian, von Meye und Schmidt die so wichtigen Denkmäler Centralamerikas in vortrefflicher Weise allgemein zugänglich gemacht sind. Holden's Studien erstrecken sich vornehmlich auf die Bilderschrift der Steindenkmale, nicht auf die der Manuskripte. Das Material, nach welchem er arbeitete, entnahm er in erster Linie dem Werke von Stephen's: Incidents of Travel in Central America, Chiapas and Yucatan, welches 1842 erschien; und durch streng methodisches Vorgehen kommt er u. a. zu folgenden Hauptresultaten:

1) Die „Hieroglyphen“ der centralamerikanischen Denkmäler sind keine phonetischen, sondern ideographische Zeichen. Brasseur de Bourbourg's Erklärungen sind unmethodisch und irrig; und das Alphabet der Mayasprache, welches Landa überliefert hat, ist völlig richtig von Dr. Valentini als spanische Fabrikation erkannt.

2) Die Hieroglyphen sind von links nach rechts, die Kolumnen von oben nach unten zu lesen — so also, wie wir unsere Bücher lesen.

3) Die Hieroglyphen der Denkmäler zu Copan und Palanque sind bis ins Einzelne identisch, nur daß die Zeichen zu Copan älter und daher minder konventionell sind als die zu Palanque.

4) Die centralamerikanischen Künstler hatten für Statuen und Inschriften einen festen Typus, den sie mit großer Treue festhielten. So zeigt sich in Copan ein bei den gleichen Hieroglyphen dargestelltes Menschenhaupt stets von gleichem Ausdrucke; ebenso etwaige andere die gleichen Hieroglyphen begleitende Gegenstände durchaus gleich. Doch giebt es auch Synonyma, d. h. verschiedene Zeichen für dieselbe Idee.

5) Die Statuen zu Copan sind aus verschiedenen Zeiten; einzelne sind absolut identisch und wohl nach gleicher Vorlage angefertigt, welche wahrscheinlich die Priester gaben.

6) Eine Reihe mexikanischer Gottheiten finden ihre Aequivalente in centralamerikanischen Bildwerken. Die Gottheiten zeigen beiderorts die gleiche Idee, die gleichen Embleme.

Eine Reihe von Abbildungen nach Stephens zieren die interessante Abhandlung, deren Resultate gewiß wichtig genug sind, um recht scharf geprüft zu werden. Jene eben erwähnten bedeutenden deutschen Veröffentlichungen bieten dazu manches Material.

Es folgt nun in unserm Bande eine historische Abhandlung von C. C. Royce unter dem Titel: Cessions of Land by Indian tribes to the United States: illustrated by those in the state of Indiana, welchem eine Karte von Indiana (10 miles : 1″) beigegeben ist, um die Vorgänge des Landverkaufs graphisch zu erläutern. Die Abhandlung ist nur kurz (S. 247 bis 262), sie giebt nur ein Beispiel des historisch so wichtigen Vorganges, wie die Ausbreitung der weißen Bevölkerung, das Zurückgehen der Indianer ist: sie ist aber ethnographisch von höchstem Interesse und deshalb ganz besonders zu betonen. Der Verfasser giebt zunächst einen raschen Ueberblick über die erste Ausbreitung der Europäer in Amerika, über das Verhältniß der eben gegründeten Union zu den Indianern; er hebt besonders hervor, daß am 15. Juni 1789 General Knox an Washington schrieb: „Die Indianer haben als die ersten Einwanderer das Besitzrecht des Bodens. Er kann ihnen nicht genommen werden, wenn sie nicht freiwillig zustimmen oder ihn in einem gerechten Kriege verlieren. Sie aus irgend einem andern Gesichtspunkte zu depossediren, wäre eine grobe Verletzung der Fundamentalgesetze sowohl der Natur als der Gerechtigkeit, welcher der Stolz einer Nation ist.“ Washington, der Kongreß stimmte bei; und die Anerkennung dieses Besitzrechtes ist immer in Geltung geblieben. So ist es denn, fährt Royce sehr richtig fort, nicht nur für den Historiker interessant, sondern auch von praktischem Werth für die Regierung, daß ein sorgfältig zusammengestelltes Werk die Grenzen darlege, welche durch die verschiedenen friedlichen oder kriegerischen Verträge bis zu den jetzigen Grenzen in Geltung gewesen sind: ein solches Werk würde die Basis einer vollständigen Geschichte der Indianer in ihren Beziehungen, in ihrem Einfluß auf Wachsthum und Ausbreitung unserer Bevölkerung und Civilisation darstellen. Die Arbeit müßte umfassen:

1) Einen Atlas der verschiedenen Staaten und Territorien, welcher in genügender Größe (10 bis 16 Miles : 1″) die Grenzlinie der verschiedenen Verträge mit den verschiedenen Indianerstämmen darlegte.

2) Einen begleitenden historischen Text, der nicht nur den Inhalt der Verträge, sondern auch eine quellenmäßige kritische Geschichte ihrer Veranlassungen gäbe.

3) Eine chronologische Liste der Verträge mit den verschiedenen Stämmen, unter genauer Angabe der Namen derselben, des Datums, des Ortes und der vertragenden Personen.

4) Eine alphabetische Liste aller Flüsse, Seen, Berge, Dörfer u. s. w., welche in den Verträgen genannt sind, mit genauer Angabe ihrer Lage und jetzigen Benennung.

5) Eine ebensolche für die wichtigsten Flüsse, Seen, Berge u. s. w., welche nicht nur ihre jetzigen Namen, sondern auch die, welche sie seit der Entdeckung zu verschiedenen Zeiten gehabt haben, mit Angabe der Zeit und der Quellen für die älteren Namen enthielte.

Die große Schwierigkeit des Unternehmens zeigt der Verfasser an einigen Beispielen, welche lehrreich genug sind. Für manche Fragen, welche gerade besonders tief greifen, wie z. B. über das scheinbare Aussterben der Indianer, haben diese Untersuchungen grundlegende Bedeutung, und so ist es auf das Lebhafteste zu wünschen, daß Royce diese Arbeit fortsetze, daß bald, wenn auch nicht das ganze unermeßliche und schwer zu bewältigende Material, so doch ein größerer Theil desselben durch das Bureau of Ethnology veröffentlicht werde. Die Staaten östlich von den Alleghany's sind wohl die, welche das meiste Interesse bieten: möchten sie doch zuerst und recht erschöpfend abgehandelt werden. Gewiß freilich bieten sie auch die meisten Schwierigkeiten.

Es folgt nun die umfangreichste Arbeit dieses Bandes, Garrick Mallery's Sign language among North American Indians compared with that among other peoples and deafmutes (S. 263 bis 552). Ueber die Unterhaltungen, Verständigungen vermittels Zeichen unter den verschiedenen Indianerstämmen ist schon früher manches geschrieben, manches gesammelt, z. B. von dem berühmten deutschen Reisenden, dem Prinzen Max von Neuwied. Garrick Mallery aber gebührt das Verdienst, das verschiedene Material gesammelt, es dem wirklich wissenschaftlichen Gebrauche reichlich erschlossen zu haben. Angeregt durch die Behandlung der Zeichensprache bei Tylor hat Garrick Mallery in einer Reihe von Schriften die Zeichen vorzugsweise der Indianer und vergleichungsweise auch der übrigen Völker behandelt. Ein solch ausgearbeitetes Zeichensystem wie in Nordamerika findet sich übrigens wohl bei keinem Naturvolke der ganzen Erde wieder. Mallery bespricht zunächst den Ursprung, die psychologische Bedeutung der Zeichensprache; er weist selbstverständlich die Ansicht ab, als sei dieselbe absichtlich erfunden, um die an sich unge-

nügende Sprache eines Naturvolkes zu ergänzen. Er ist der Ansicht, daß sie eine Sprache sei, homolog der Wortsprache und ebenso naturnothwendig, nur älter, ursprünglicher als diese. Aber jedenfalls sind die Zeichen, trotz mancher Analogien mit den Worten, diesen nicht gleich zu stellen; sie entspringen auf einem andern Boden als diese und können unmöglich als selbständige ältere Sprache aufgefaßt werden. Doch da ich anderwärts (Deutsche Rundschau, herausgegeben von Rodenberg 1883, 1, S. 258 bis 272) ausführlicher über Wesen und Bedeutung der Zeichensprache sowie über Mallery's Ansichten und Arbeiten gehandelt habe, so erwähne ich hier nur noch, daß in vorliegender Abhandlung Auszüge aus dem sehr reichhaltigen „Lexikon der Zeichensprache", sowie mehrere Reden und Erzählungen in Zeichen und endlich noch interessante Mittheilungen über die Signale der Naturvölker folgen, mittels deren sie sich Mittheilungen in die Ferne machen. Auch diese (mit vielen, sehr originellen Illustrationen geschmückte) Abhandlung ist, wie die ganze Reihe der früheren Veröffentlichungen Mallery's, nur eine vorläufige. Die eigentliche Hauptarbeit, welche die Forschung zwar gewiß nicht abschließen, aber in Beziehung auf das nordamerikanische Material ohne Zweifel erschöpfend darstellen wird, steht noch aus und wird hoffentlich recht bald publicirt.

Ein Katalog linguistischer Manuskripte in der Bibliothek des Bureau of Ethnology (S. 553 bis 577) von James Pilling, sowie Proben von der Art, wie die Indianersprachen seitens der Forscher des Büreaus aufgezeichnet werden sollen (Texte mit Interlinear- und freier Uebersetzung nebst Anmerkungen), schließt den ungemein reichen Band, für dessen Veröffentlichung dem Bureau of Ethnology seinem Direktor und allen Gelehrten, die an demselben mitgearbeitet haben, der lebhafteste Dank gebührt.

Neu-Caledonien.

Von **Alfred Lortsch** in Libau.

II.

Die Einwohnerzahl von Neu-Caledonien, was die Aboriginer betrifft, läßt sich nur annähernd bestimmen; man schätzt dieselbe gegenwärtig auf 6000, während sie vor zwanzig Jahren 40 000 betragen haben soll.

Die Rasse der Neu-Caledonier ist eine sehr gemischte, kommt jedoch derjenigen der Papuas am nächsten. Viele Vermischungen mit Südseestämmen, namentlich mit den benachbarten Loyalty-Insulanern, haben unzweifelhaft stattgefunden, so daß sich ein bestimmter Typus bei ihnen nicht ausdrückt, jedoch scheint mir derjenige der „Neger" am meisten vertreten zu sein. Ihre Haare sind wollig und schwarz, die Stirn mittelmäßig hoch, die Augen dunkelbraun, die Nase gewöhnlich breit, der Mund groß und die Lippen aufgeworfen. Der Bartwuchs ist äußerst schwach. Wie der Typus, so weist auch die Hautfarbe viele Verschiedenheiten auf; sie wechselt von hellbraun bis nahe zu schwarz; die Chokoladenfarbe ist jedoch die allgemeinste.

Der Körper der Neu-Caledonier ist außerordentlich wohlgeformt und ausgebildet; seine durchschnittliche Höhe mag 1,65 m erreichen. Hände und Füße sind klein. Die Weiber sind kleiner als die Männer. Wohlbeleibtheit kommt nie vor.

Im Allgemeinen ist ihre Erscheinung eine angenehme; ich habe unter ihnen Leute gesehen, welche, abgesehen von der Farbe, bildschön an Gesicht und Körper genannt werden konnten; freilich sind dieses Ausnahmen. Die Männer haben jedoch hauptsächlich allein diesen Vorzug, denn die Weiber, obschon bis zum vierzehnten Jahre recht anmuthig, verblühen bald und werden wirklich häßlich. Der Gang des Neu-Caledoniers ist aufrecht und gravitätisch; er setzt seinen Fuß immer in der Weise voraus, als ob er auf einer vorgezeichneten Linie schritte, wodurch die Posteriora beständig in wiegender Bewegung erhalten werden, was höchst sonderbar aussieht. Seine gewohnte Lebensweise bringt es mit sich, daß er geräuschlos und mit Bedacht auftritt; ebenso haben seine Sinne durch nachhaltige Uebung eine außergewöhnliche Schärfe erhalten, welche derjenigen der nordamerikanischen Indianer nichts nachgiebt.

Der Neu-Caledonier zeichnet sich mehr durch Geschicklichkeit als durch Kräfte aus und ist von Kindheit an mit dem Schwimmen ebenso vertraut wie mit dem Gehen. Bei ihm ist es kein Ruhm, eine Narbe von einem Kriegsschauplatz davon getragen zu haben, eher eine Schande, denn derjenige, welcher sich durch Geschicklichkeit den Waffen des Feindes zu entziehen weiß, wird bei ihnen am meisten ausgezeichnet. Sie sind im Stande große Anstrengungen in Fußreisen, im Laufen, im Erklimmen von Bergen und im Schwimmen zu ertragen, allein einem bedeutenderen Aufwand von Körperkraft erliegen sie bald. Bäume, besonders die schlanken Stämme der Kokospalme, zu erklettern, ist für sie Spielwerk. Sie schlagen dabei die Beine nicht übereinander um den Stamm, sondern drücken die Füße dagegen, während sie sich mit den Händen hinaufziehen. Würde dieses Volk eine mehr animalische Nahrung zu sich nehmen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß ihre Körperkraft zum wenigsten derjenigen eines kräftigen Europäers gleich käme; so aber, bei der fast ausschließlichen Pflanzennahrung, steht sie derselben wesentlich nach. Unnöthigen Ermüdungen geben sie sich nicht preis und wenn sie es könnten, würden sie ihr Dasein am liebsten verschlafen. Dagegen wird der Zunge fast nie Ruhe gegönnt; sie ist ein förmliches Perpetuum mobile, wenn sie nicht gerade im Schlafe Erholung findet. Die Redelust bei diesen Menschen ist nahezu eine Leidenschaft, der sie auch im vollsten Maße fröhnen. Es gehört zu den größten Seltenheiten, zwei oder mehrere Eingeborene schweigsam nebeneinander zu treffen.

Der ursprüngliche Charakter der Neu-Caledonier mag weniger schlimm gewesen sein, als der gegenwärtige; er hat leider nur zu sehr gelitten, seitdem diese Insulaner mit Europäern in Berührung kamen und später von ihnen unterjocht wurden. Forster schildert sie als ein indolentes, aber harmloses Volk; ersteres ist noch zur Zeit der Fall, allein letzteres nicht mehr. Der Neu-Caledonier ist indolent und gleichgiltig für sein Dasein, wenig kümmern ihn Sorgen für die Zukunft; hat er genug, um seinen Hunger

zu stillen, so ist er zufrieden, hat er es nicht, so setzt er sich auch leicht darüber hinweg und niemals drückt ihn der Gedanke, daß er möglichenfalls verhungern könnte. Er ist faul aus Princip, denn je weniger ein Mann zu arbeiten braucht, in desto höherem Ansehen steht er, und die Folge davon ist, daß jede Arbeit, wenn sie nicht gerade deren Kräfte überschreitet, von den Weibern ausgeführt werden muß. Dieses Volk ist ebenso ehrgeizig als hochmüthig und glaubt sich keineswegs anderen Völkern, selbst nicht einmal Europäern, untergeordnet; es giebt sich nicht die Mühe darüber nachzudenken, ob es eine stärkere Macht geben könne als die seinige. Der Neu-Caledonier ist ferner Meister in der Verstellungskunst, besonders wo es darauf ankommt, seine inneren, rachebrütenden Gefühle zu verbergen; er zeigt seinem Feinde die freundlichste Miene, während er im nächsten Augenblick schon über ihn herfällt, um ihn zu tödten. Eine Beleidigung und ein ihm geschehenes Unrecht vergißt er nie; er ruht nicht eher, als bis er seine Rache gestillt hat und geht dabei hinterlistig und heimtückisch zu Werke. Je grausamer er seinen Feind behandeln kann, desto lieber ist es ihm. Bei stattfindenden Kriegen, die er mit Leidenschaft betreibt, ist er dagegen tapfer und, auf seine Gewandtheit bauend, wirft er sich rücksichtslos der Gefahr entgegen.

Intelligenz fehlt dem Neu-Caledonier keineswegs, besonders listig aber ist er im Aushecken von Plänen, die auf Vernichtung seines Gegners hinauslaufen. Heuchler, wie er sich selbst kennt, ist er auch mißtrauisch gegen Jedermann, ob Freund oder Feind. In Allem, was er unternimmt, ist er vorsichtig und denkt zuerst, wie weit ihm dieses oder jenes schaden, und dann erst, welchen Vortheil er dabei haben könnte. Ungeduld in einer Sache fühlen, ist nicht ein Zug seines Charakters, er legt im Gegentheil oft eine geistige Ausdauer und Beharrlichkeit an den Tag, welche überraschend ist.

Der Neu-Caledonier ist im Uebrigen heiter, gesprächig, lachlustig und ein Freund von Geselligkeit. Er entwickelt besonders viel Schamhaftigkeit, wie sie in der That werth wäre, von civilisirten Nationen nachgeahmt zu werden. Ich bin überzeugt, daß diese Menschen durch humane Behandlung und Nachsicht, sowie durch gute Beispiele und Lehren einer geistigen Vervollkommnung sehr fähig wären, allein es wird fast nichts dafür gethan, sondern leider nur durch ein allzustrenges Regieren dem Haß und der Verschlagenheit mit all den daraus entstehenden Folgen allein Vorschub geleistet.

Es hat nie einem Zweifel unterlegen, daß die Neu-Caledonier dem Kannibalismus huldigten, und noch heutigen Tages findet dieser Gebrauch, freilich in bedeutend geringerem Grade, statt. Viele behaupten, die Insulaner wären Kannibalen aus Lust und Gier nach Menschenfleisch, und Beispiele werden für die Wahrheit dieser Annahme in Menge angeführt; allein es läßt sich nichtsdestoweniger schwer sagen, ob dieses auch wirklich eine Thatsache sei. Man will erfahren haben, wie Häuptlinge aus den ihnen untergebenen Stämmen Opfer an Kindern und Männern haben schlachten lassen, um diesem schrecklichen Gebrauche zu huldigen; andere sollen Kriegszüge unternommen haben, bloß um ihren Hunger nach Menschenfleisch zu stillen. Wie dem auch sein mag, ich zweifle für meinen Theil an einer solchen, fast unerhörten Barbarei, dagegen ist es eine unumstößliche Thatsache, daß in Neu-Caledonien in anderer Weise der Kannibalismus herrschte und ab und zu noch heute vorkommt. Die Opfer sind gewöhnlich gefallene Feinde, welche, nachdem die Schlacht entschieden, ins Lager geschleppt werden, um bei dem stattfindenden Siegesfest als Schmaus zu dienen. Ist die Beute eine reichliche gewesen, so werden Theile der Körper an befreundete Stämme gesandt; das Uebrige aber wird zu angemessenen Stücken zerschlagen, am Feuer geröstet und im Lager selbst verzehrt. Die Theilnehmer an solchen Festen haben den Glauben, daß die Kraft der Gefallenen alsdann auf sie übergehe. Eines Tages befand sich ein Häuptling bei dem Gouverneur der Insel und wurde mit Kalbfleisch bewirthet. „Wie schmeckt es dir?“ fragte dieser. „Oh, very good, ganz wie Fleisch von jungen Menschen“, war die naive Antwort. Die Wirksamkeit der Missionare hat im Laufe der Zeit dazu beigetragen, diesem Gebrauche nach Möglichkeit zu steuern.

Die Neu-Caledonier glauben an die Unsterblichkeit der Seele, abein sie haben keinen Begriff von einem überirdischen Dasein. Die Geister ihrer Verstorbenen bewohnen ihrer Meinung nach die Wälder, Grotten oder einsame benachbarte Inseln; sie trauen ihnen mehr üble als gute Eigenschaften zu und fürchten sich, ihnen bei nächtlichen Reisen zu begegnen. In der Nacht überhaupt soll diese Geisterwelt ihr Wesen am schlimmsten treiben; sie zieht in die Wohnungen und stört durch ihren Spuk die Schlafenden. Außergewöhnliche Ereignisse, sie mögen guter oder böser Natur sein, werden als das Werk dieser Geister betrachtet; Sonne und Mond sollen von ihnen erschaffen sein, um den Lebenden Licht zu geben, aber auch verheerende Stürme, Krankheiten, schneller Tod, Mißernten werden ihnen zur Last gelegt. Verschiedene Vergehen, wie geheime Nichtbeachtung des Tabugesetzes, werden mit Unglücksfällen mancherlei Art von den Geistern bestraft. Bei wichtigen Unternehmungen, wie Kriegszüge oder Anpflanzung von Yamswurzel, werden Tags zuvor diese Geister durch Redensarten beschworen und um ihren Beistand und Segen gebeten. Götzen sind eigentlich nicht im Gebrauch, allein die Schädel von Häuptlingen werden als kraftausübende Idole verehrt und gewissermaßen angebetet. Einen Glauben an einen Gott oder an einen großen Geist haben sie nicht, ebenso fehlt ihnen der Begriff von einer allgemeinen Schöpfung. Sie sind im höchsten Grade abergläubisch und halten gewisse Persönlichkeiten unter ihren Landsleuten für fähig, Zauberei auszuüben, welchem Verdachte besonders die alten Weiber unterliegen. Wird eine solche Unglückliche einstimmig für eine Zauberin erklärt, so ist ihr Schicksal unwiderruflich besiegelt; sie wird festgenommen und erschlagen. Männliche Zauberer entgehen dieser Gefahr, denn obschon gefürchtet, hält man sie wegen ihrer Kenntnisse in Heilung von Krankheiten in Achtung. Im Allgemeinen hat der Glaube an Zauberei auf dieser Insel mit dem europäischen Hexenglauben vergangener Jahrhunderte viel Aehnlichkeit.

Die Tracht der Neu-Caledonier ist eine sehr sonderbare und keineswegs geeignet hier speciell beschrieben zu werden. Sie gehen völlig nackt, mit Ausnahme einer eigenthümlichen, höchst einfachen Umhüllung, die in der That weniger den Zweck zu haben scheint, zu verbergen, als vielmehr hervorzuheben. Die Umhüllung besteht theils aus Bast, theils aber, seit der Niederlassung von Europäern, aus Callico und zwar, wenn möglich, von den grellsten Farben, am liebsten Zinnoberroth. Einige färben sich die Haare, andere tragen sie in Callico gehüllt, welcher hoch nach oben spitz zuläuft; die meisten gehen aber unbedeckt und tragen nur einen einfachen, länglichen Kamm von Bamburohr in ihrem dichten Wollhaar. Die Ohrläppchen sind fast immer durchstochen und die Oeffnung oft so erweitert, daß man bequem zwei Finger durchstecken könnte. Sie tragen darin kleine grüne Zweige zur Verzierung, oder sie stecken ihre

kurzen Thonpfeifen hinein. Ist die Oeffnung so groß, daß die Pfeife durchfallen könnte, so drehen sie das verlängerte Ohrläppchen in eine Art Schlinge zusammen, welche sich fest um den Stiel der Pfeife schließt. Ueber dem Ellenbogen tragen sie Armringe von kleinen Muscheln; unter dem Knie haben sie eine weiße, bei ihnen sehr werthvolle Muschel, mit einer aus den Brusthaaren des fliegenden Hundes verfertigten Schnur befestigt. Auch Fuß- und Handgelenke sind oft mit dieser Schnur umbunden. Die Weiber tragen Gürtel von Blättern, die jungen Mädchen solche aus Bananenfasern von geringer Breite. Es ist häufig Gebrauch, daß Knaben wie Mädchen bis zum sechsten Jahre ohne alle Bekleidung gehen. Im Uebrigen schmücken sich die Frauen gleich den Männern mit Kamm und Armring.

Die häuslichen Zustände der Neu-Caledonier sind die traurigsten, die man sich denken kann. Der Mann heirathet in der That kaum zu einem andern Zwecke, als um sich in seiner Frau eine Sklavin zu sichern. Ihr werden die schwersten Arbeiten aufgebürdet und wenn diese manchmal auch ihre Kräfte überschreiten und von dem Manne ausgeführt werden, so muß sie sich doch fügen, den unangenehmsten und widerlichsten Theil derselben zu besorgen. Die Frau wird von den Männern verachtet und darf nicht einmal Gemeinschaft an deren Tisch haben. Die Verheirathungen finden ohne alle Ceremonien statt; wenn der Freier von Seiten des Mädchens und deren Eltern auf keine abschlägige Antwort stößt, so führt er einfach seine Braut heim und die Hochzeit ist gemacht. Polygamie ist in Neu-Caledonien zwar in Gebrauch, allein nur den Wohlhabendsten ist dieser Luxus vergönnt. Viele Männer müssen ehelos bleiben, weil in den Geburten ein Mißverhältniß in den Geschlechtern besteht; es werden mehr Knaben als Mädchen geboren. Die Kinder werden sehr lange gestillt, oft bis zum dritten und vierten Jahre, wenn sie schon vollkommen gehen und laufen können. Mehr als vier bis fünf Kinder hat selten eine Frau; wahrscheinlich in Folge der rohen Behandlung, der sie unterliegt und wodurch diese unglücklichen Wesen vor der Zeit alt und schwach werden. Ein sonderbarer Gebrauch ist es, daß ein Mann nach dem Tode seines Bruders dessen Wittwe ehelichen muß, er mag verheirathet sein oder nicht. So rücksichtslos der Mann sein Weib auch behandeln mag, so ist er doch bis zur Leidenschaft eifersüchtig auf sie und dieses giebt oft Veranlassung zu hinterlistigen Mordthaten, ja sogar zu Kriegszügen eines ganzen Stammes gegen einen andern.

Die Nahrung des Neu-Caledoniers besteht hauptsächlich aus Vegetabilien; im Norden der Insel liefert ihnen die Kokospalme einen reichlichen Vorrath von Lebensmitteln, sonst sind Yamswurzel, Zuckerrohr, Bananen und andere einheimische Früchte und Wurzeln die wichtigsten Nahrungsstoffe; hieran schließt sich was ihnen das Meer liefert, wie Fische, Krustaceen und Schildkröten; letztere sind indessen nur für den Tisch der Häuptlinge reservirt. Den Holothurien scheinen sie keinen Geschmack abzugewinnen, dagegen sind sie in anderer Weise nicht zu den Kostverachtern zu rechnen, so z. B. mundet ihnen das Fleisch des fliegenden Hundes und der Ratten recht gut, aber auch Spinnen, besonders von der erwähnten großen Art, Würmer, Raupen, Heuschrecken u. s. w. werden von ihnen zu Zeiten, wenn sie nichts Besseres finden können, mit Vergnügen genossen. Im Norden der Insel giebt es eine thonige Erde, deren Genuß sie ebenfalls nicht verachten. Einmal im Jahre, nach beendeter Ernte der Yamswurzel, finden bei den verschiedenen Stämmen großartige Feste statt, zu welchen ein Stamm mehrere andere einladet; zu diesen Zeiten werden in anderen Fällen verschont gebliebene Schweine geschlachtet und hat zufälligerweise ein siegreicher Kriegszug stattgefunden, so zieren zuweilen Theile von dem gefallenen Feinde ebenfalls die kannibalische Tafel. Hier erreicht der Neu-Caledonier in seiner Fähigkeit des Vielfressens eine wahrhaft erstaunliche Höhe und er kennt weder Ziel noch Maß bei solchen Festlichkeiten. Etwas ganz Gewöhnliches ist es, daß ein Individuum bis zu sechsmal mehr seinem Magen zumuthet, als es ein gesunder, kräftiger Europäer im Stande wäre. Trotz der unmäßigen Gefräßigkeit kann derselbe Mann leicht Hunger ertragen, und ich weiß wirklich nicht, ob dies seiner Unempfindlichkeit oder seiner Philosophie zuzuschreiben ist. Er scheint das eine mit dem andern vereint zu haben, denn selten, sogar in den härtesten Zeiten nicht, klagt er über Hunger und ist, wie gesagt, zufrieden, wenn er nur Schnecken, welche er übrigens zu jeder Zeit liebt, Würmer, Raupen und Spinnen essen kann. Es ist erwähnenswerth, daß dieses Volk außer Früchten fast nichts im rohen Zustande genießt; es wird meistens alles zuvor auf Kohlen geröstet.

Das Thal des obern Atrato und der Rio Patia in Colombia.

Mr. Robert Blake White, ein englischer Civilingenieur, hat volle siebenzehn Jahre in Colombia zugebracht und daselbst, theilweise durch unsere wohlbekannten deutschen Forscher Reiß und Stübel dazu veranlaßt, einige Gegenden bereist und aufgenommen, welche selten oder nie von wissenschaftlichen Männern betreten worden sind. Am 26. Februar d. J. hat er darüber vor der Royal Geographical Society einen leider nur kurzen Bericht erstattet (s. deren Proceedings Mai 1883, S. 249 ff., mit einer ganz ungenügenden Karte), dem hoffentlich ein ausführlicheres Werk bald nachfolgen wird.

Ueber den Unterlauf des Atrato ist in Verbindung mit Projekten zu einem interoceanischen Kanale schon viel geschrieben worden, viel mehr als über den obern Theil dieses großen Thales, welches ein verhältnißmäßig gesundes Klima und fruchtbare Ländereien besitzt, vom Atlantischen Oceane aus durch Dampfer erreichbar ist und auch leicht mit den inneren und bevölkerteren Theilen Colombias in Verbindung gebracht werden kann. Bei Quibdó (ca. $5^1/_2{}^0$ nördl. Br.) ist der Rio Atrato 250 Ellen breit und für gewöhnlich 12 Fuß tief; kleine Dampfer können noch darüber hinaus bis Lloro gelangen. Der größere Theil des Landes am Atrato oberhalb Quibdó ist einfach hügelig, nicht bergig und meist für Ackerbau sehr geeignet. Lichtungen aber sind wenig vorhanden; zumeist bedeckt Urwald, der reich ist an werthvollen Produkten, den Boden. Der Oberlauf des Atrato wurde zuerst von Mr. Blake White aufgenommen; er fließt von seiner Quelle am Berge El Toro erst nach Südwesten und biegt erst bei Lloro scharf nach Norden um, während man früher glaubte, daß er von der Cordillere in geraderer Richtung seinem Hauptthale zuströme. Diejenigen Theile des Thales, welche 4000 bis 5000 Fuß über dem Meere

liegen, sind sehr gesund und enthalten auch ansehnliche Strecken offenen Prärielandes.

Da die mittlere Temperatur zwischen 60° bis 80° F. sich bewegt, so kann jede Art tropischer Erzeugnisse angebaut werden. In den wärmeren Theilen giebt es Kautschuk erster Qualität in Menge und ebenso die Elfenbeinnuß. Unweit Quibdó giebt es vielversprechende Kupferadern und an verschiedenen Stellen Kohle; der Atrato selbst und alle seine Zuflüsse sind reich an Alluvialgold von großer Reinheit; das des Rio Neguá hat 23½ Karat. Vor der spanischen Eroberung muß dort eine ansehnliche eingeborene Bevölkerung gelebt haben; denn wo man immer nur den Wald untersucht hat, fand man ausgedehnte indianische Begräbnißplätze, Stadt- und Dorflagen in großer Zahl; auf dem Bergkamme z. B., der bei Quibdó endet, sind diese alten Reste so zahlreich, daß man fast glauben möchte, es habe dort eine ununterbrochene Reihe von Dörfern existirt. Beim ersten Anblicke der riesigen Bäume in diesen dichten Wäldern kommt man auf den Gedanken, daß dieselben ein sehr hohes Alter haben müssen; sobald man aber die Vegetation vergleicht, welche auf unzweifelhaft alten spanischen Bergwerken, deren Existenz nicht über das Jahr 1600 zurückreicht, entstanden ist, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß die meisten dieser Wälder nicht über 200 bis 300 Jahre alt sind, und daß zur Zeit der spanischen Eroberung hier wahrscheinlich weite Strecken offenen Landes existirt haben, deren indianische Bewohner Ackerbau und Industrie trieben. Ihre Rasse ist jetzt fast erloschen. Nach den in Gräbern und Stadtlagen gefundenen Gegenständen zu urtheilen war indessen ihre Civilisation keine hohe. Die Pfeile ihrer Blasrohre vergifteten sie nicht mit Kurare, sondern gebrauchten dazu — und ihre wenigen Nachkommen thun es noch heute — den Extrakt aus der Hautabsonderung eines kleinen schwarz und gelb gefleckten Frosches, der in besonderer Weise behandelt wird, sofortige Lähmung und in 2 bis 3 Minuten den Tod verursacht. Als Gegengift soll Salz dienen.

Fische giebt es in jenen Gewässern in Menge; zu einer gewissen Jahreszeit gehen sie den Atrato hinauf, um in dem Oberlaufe zu laichen, und ihre Scharen sind alsdann so zahlreich, daß sie einen merklichen Einfluß auf die Strömung haben. Die Behörden in Quibdó müssen bei diesen Gelegenheiten besondere Sanitätsvorschriften erlassen und durchführen, um die auf den Sandbänken sich anhäufenden gewaltigen Massen von todten Fischen zu beseitigen.

Obwohl die spärliche Bevölkerung dieser Gebiete ihren jetzigen Werth sehr beeinträchtigt, so werden dieselben doch in nicht zu ferner Zeit die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Mit dem Fortschreiten der Arbeiten am Panama-Kanale werden die bewohnbaren und produktiven Länder in seiner Nachbarschaft werthvoll, und das Atrato-Thal mit seinem reichen Alluvium zeichnet sich vor allen Gebieten nordwärts bis Costarica vortheilhaft aus; es ist vom Atlantischen Ocean aus leicht zugänglich und wird unzweifelhaft eine Hauptrolle in der Lebensmittelversorgung des Isthmus und der durch den Kanal dort herbeigezogenen Handelsschiffe spielen.

Die Westgrenze des Staates Antioquia, welche mit der westlichen Andeskette zusammenfällt, ist nur 60 engl. Meilen von Quibdó entfernt. Betritt man Antioquia, so begreift man sofort, daß von dort her die zukünftigen Kolonisten des obern Atrato kommen werden. Dieser verhältnißmäßig kleine, gebirgige Staat hat eine Bevölkerung von 400 000 Seelen, davon drei Viertel Weiße und ein Viertel Mulatten, abgehärtete, thätige, industrielle Leute, welche meist von Auswanderern aus dem Norden Spaniens abstammen. Die niedlichen reinlichen Dörfer und Städte und der Fleiß, wie ihn die außerordentlich gute Bebauung des rauhen Landes verräth, machen auf den Reisenden einen sehr vortheilhaften Eindruck. Gegenwärtig ist nur ein, kaum für Maulthiere passirbarer Pfad durch den Wald geschlagen, der von Quibdó am Atrato nach Bolivar, der ersten bedeutenden Stadt jenseit der antioquenischen Grenze, führt. Auf dieser ganzen Strecke aber ist nirgends ein natürliches Hinderniß für die Erbauung einer guten Straße oder selbst einer Eisenbahn vorhanden, da die westliche Cordillere hier ungewöhnlich niedrig ist und nur eine Höhe von 6850 Fuß erreicht. Wenn das Land in Civilisation und kommercieller Wichtigkeit fortschreitet, wird dieser Weg als ein Verbindungsmittel zwischen dem Innern und der Atlantischen Küste die Aufmerksamkeit bestimmt auf sich lenken; vielleicht haben bis jetzt nur politische Rücksichten seine Eröffnung hintertrieben, da er zwei Staaten durchschneidet, deren Zolltarife und andere Gesetze mit einander nicht ganz im Einklange stehen.

Gegenwärtig zählt das Atrato-Thal eine Bevölkerung von 40 000, davon ein Viertel Weiße und drei Viertel Neger-Mischlinge. Die Weißen beschäftigen sich hauptsächlich mit der Einfuhr der wenigen, zur Bekleidung der sehr einfach lebenden Bevölkerung und sonst nöthigen Artikel, kaufen das von den Negern durch Waschen gewonnene Gold mit großem Nutzen auf und bezahlen damit ihre Einfuhr. Die Neger aber sammeln Kautschuk, Elfenbeinnüsse, Sassaparilla und einige andere Naturprodukte und waschen etwas Gold; ihre Bedürfnisse sind gering, sie bekleiden sich wenig oder gar nicht, und ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Bananen, Fischen und Wild.

Der Rio Patia ist der einzige Fluß nördlich des Aequators, welcher zuerst ausgedehnte Thäler östlich oder innerhalb der westlichen Andeskette durchfließt, dann dieselbe durchbricht und sich einen Weg zum Stillen Oceane bahnt. Der Cauca, welcher in demselben Berge, wie der Rio Patia entspringt, fließt zwischen der centralen und westlichen Cordillere gerade nordwärts und mündet in den Atlantischen Ocean. Der Patia aber fließt zuerst 120 engl. Meilen nach Süden, biegt dann scharf nach Westen um, durchbricht in einer tiefen Schlucht die zu beiden Seiten zu 10 000 bis 11 000 Fuß ansteigende Bergkette, der man selbst in nur 1 bis 2 engl. Meilen Entfernung nicht ansieht, daß sie solches gestattet, und mündet dann in den Großen Ocean. Diese Eigenthümlichkeit seines Laufes giebt dem Patia-Thale eine große Bedeutung; denn es bietet einen Verbindungsweg dar zwischen den großen Thälern und Hochebenen des Innern und der Küste des Stillen Oceans und zugleich eine Vermischung verschiedener Klimate von der Küste bis zu den Hochebenen, wie sie sich nirgends anderswo so findet. Natürlich besitzt sie deshalb auch eine eigenthümliche Vegetation, welche eine Zwischenzone zwischen derjenigen des heißen und beständig feuchten Küstenklimas und der der warmen trockenen Thäler des Innern bildet. Es ist wohl bekannt, daß die höheren Theile des Patia-Beckens, wo die von Reisenden oft berührten Städte Pasto, Tuquerres, Almaguer rc. liegen, reich an Chinchona sind. Ueber den untern Lauf jedoch ist noch nichts veröffentlicht worden.

Im Jahre 1868 wurde Mr. Blake White von der Regierung des Staates Cauca beauftragt, den Fluß aufzunehmen und er fand, daß, wenn eine ca. 30 engl. Meilen lange Straße durch den Cordilleren-Durchbruch hergestellt würde, dadurch das Innere des Landes mit dem Punkte, wo der Patia für Dampfer schiffbar wird, in Verbindung gesetzt würde. Bei dieser Erforschung mußte der englische Ingenieur die Neger, welche den Pfad behufs der Auf-

nahmearbeiten durch den Wald zu schlagen hatten, und selbst seinen persönlichen Diener im Inneren zurücklassen und zwei Neger miethen, welche von ihrer kleinen Niederlassung aus jährlich die Küste besuchten. Um einen großen Umweg zu vermeiden und einen angeblich unschiffbaren Theil des Stromes kennen zu lernen, beschloß er, denselben mit einem Flosse zu befahren, das höchstens 8 Fuß lang und 7 Fuß breit sein dürfte; dasselbe bestand aus Korkholz und Bambu, und wurde von den beiden, hinten und vorn stehenden Negern gelenkt. Zweimal wurden die letzteren beim Passiren von Wasserfällen von dem Flosse heruntergespült, und ein andermal wurde das Floß selbst an einem Felsen inmitten eines 10 Fuß hohen Falles fast zerschellt und bedurfte der Ausbesserung. In der Felsschlucht, deren Breite die Dimensionen des Fahrzeugs angepaßt waren, betrug die Schnelligkeit der Strömung nicht weniger als 18 bis 20 engl. Meilen die Stunde; zwischen den steilen Felswänden und den Rändern des Flosses blieb oft auf beiden Seiten kaum ein Raum von wenigen Fuß. Von El Salto an wird jedoch die Schiffahrt sehr leicht, und Dampfer können, wie gesagt, von dort aus den noch etwa 90 engl. Meilen entfernten Ocean erreichen. Die Regierung hatte freilich kein Geld zur Verfügung, um den projektirten Weg herzustellen; derselbe ist aber und bleibt der einzige natürliche Zugang vom Stillen Oceane in das Innere von diesem Theile Colombias.

Das verschiedenartige Klima und die große Fruchtbarkeit des Patia-Thales erzeugen natürlich mannigfaltige natürliche und kultivirte vegetabilische Produkte. Bei El Castigo blüht der verhältnißmäßig zarte Kakaobaum, wächst Tabak, der dem von Havana nicht nachsteht, und die wild wachsende Vanille trägt Schoten von der feinsten Qualität. Der in 4000 bis 6000 Fuß Meereshöhe gezogene Kaffee ist sehr gut, und im untern Theile des Thales finden sich seltene balsamische Harze, wie Tacamahaco und Mariabalsam. Kautschuk ist in Menge vorhanden und unter den Bäumen finden sich verschiedene Farbhölzer, darunter eine werthvolle Species Brasilholz, welche zuerst durch Prof. Oliver nach Proben, die Mr. White eingeschickt hatte, identificirt worden ist. Bis jetzt ist das beste Erzeugniß, welches vom Rio Patia und den Bergen am Ursprunge des Cauca-Thales exportirt wird, die Chinarinde, welche indessen rasch abnimmt, da weder von der Regierung noch von den Waldbesitzern gehörige Aufsicht über die Sammler geübt wird, und diese nicht nur die Bäume fällen, sondern selbst die Wurzeln ausgraben und damit jede Möglichkeit des Wiederausschlagens vernichten. Bedenkt man die viele Mühe und die bedeutenden Summen, welche aufgewendet worden sind, um den Baum in anderen Ländern anzupflanzen, so erscheint es sonderbar, daß dies in seiner eigentlichen Heimath, wo Grund und Boden in beliebiger Menge leicht zu erwerben ist, noch nicht versucht worden ist, abgesehen von einer einzigen Pflanzung bei Bogotá. Im Handel kommt noch ab und zu Chinarinde von Pitayó (am obern Rio Cauca) vor; indessen erzeugt jener einst dafür berühmte Distrikt heute auch nicht eine Unze mehr, da sämmtliche Bäume zerstört worden sind.

Die zu Beginn dieses Jahrhunderts von einem reichen spanischen Sklavenhalter bei El Castigo angepflanzten Kakaobäume bedecken ein Areal von nahezu 100 Acres und bieten den Anblick eines vollständigen Waldes dar, da manche der Bäume jetzt über 120 Fuß hoch sind. Sie tragen von unten auf noch immer Früchte, während die großen Erithynas, welche ursprünglich gepflanzt wurden, um den Kakaobäumen Schatten zu geben, längst abgestorben sind und verfaulend umherliegen. Mr. White's Diener sammelten dort von einem jungen Baume 25 Pfund trockene Kakaobohnen von vorzüglicher Qualität. Die Affen, welche die Schoten sehr lieben, haben natürlich die Samen in dem umliegenden Walde verstreut, und obwohl bekanntlich der ohne Pflege gelassene Kakaobaum meist degenerirt, ist das dort nicht der Fall gewesen.

Unweit der Minomá-Schlucht (oberhalb El Salto) ist der steile Bergabhang über $1/2$ engl. Meile weit mit einem Walde von Guajaba arrayanes, einer Eugenia bewachsen, in welchem die Bäume buchstäblich von der Vanillen-Orchidee überlastet sind, deren lange Ranken von den Zweigen herabhangen und dem Reisenden den Weg vollständig versperren. Der Duft dieses Waldes erfüllt an einem schönen Tage das ganze Thal auf eine weite Entfernung hin.

Was Mineralschätze anlangt, so findet sich gute Kohle im ganzen obern Patia-Thale, Kupferminen bei San Pablo und der Fluß selbst ist reich an Gold, von dem die Neger in der trockenen Jahreszeit eine ansehnliche Menge durch Waschen gewinnen.

Kürzere Mittheilungen.

Die Zustände im südlichen Peru.

Ein Freund des „Globus“ schreibt uns aus Südperu, wie folgt: „Ich hatte gedacht, hier kriegerische Thätigkeit zu finden. Darin habe ich mich indeß getäuscht. Von einem Kriege in dem Sinne, wie ihn der General v. Clausewitz definirt, als einer „Durchführung der Politik eines Landes mit gewaltsamen Mitteln bis zur Entscheidung“ ist in diesen Ländern keine Rede. Für ein Land wie Peru, wie es jetzt ist, das für sein Einkommen auf die Häfen, für seine Rüstung auf das Ausland, für die Verbindung zwischen seinen Theilen wesentlich auf die See angewiesen ist, war mit dem Verluste der Flotte (von der einzelne Schiffe sich leidlich schlugen, die aber als ein Ganzes kläglich geleitet ward) der eben die See und die Häfen in die Hand der Feinde gab, eigentlich auch der Krieg verloren. In dieser Republik hat aber Keiner das Land, ein Jeder hat nur sich selbst im Auge, und wenn eine Partei das Land ins Verderben geritten hat, so ist dies ein willkommener Vorwand für eine andere, sie zu stürzen und sich des letzteren zu bemächtigen. Als Prado nicht mehr weiter konnte, da kam Piérola, der nur darauf gelauert hatte, über ihn. Piérola ließ, um die Partei, die ihm in der Herrschaft vorausgegangen war, ganz zu diskreditiren, das Heer, das damals von dem Kontre-Admiral Montero, dem jetzigen Präsidenten, der eben jener Partei angehört, befehligt ward, ohne Unterstützung an Mannschaft und Lebensmitteln, die er demselben leicht aus Arequipa hätte zuführen lassen können, so daß es, halbverhungert und schwach an Zahl, eine leichte Beute der Chilenen ward. Ein Jeder sieht hier eben sein Heil in dem Unheil seines politischen Gegners, was auf das Unheil des

Landes hinausführen muß; der politische Gegner wird — soweit diese Rasse überhaupt eines starken Gefühls fähig ist — hier weit mehr gehaßt, als der Feind selbst; die Kriegsfrage wird hier in erster Linie nicht als eine auswärtige, sondern als eine innere behandelt. Jetzt zieht sich, obwohl von Krieg im Ernste — wohl in Worten — nicht mehr die Rede ist, der Abschluß des Friedens deshalb so lange hin, weil mit demselben das Thor hinter denen, die um diese Zeit im Amte sein werden, sich schließen wird, und weil, bevor dieser Zeitpunkt eintritt, sich noch sehr Viele, viel mehr als Platz haben, hineindrängen oder hineinschleichen wollen. Wer schließlich die Zeche bezahlt, das sind, außer den Fremden, die Indier, diese miserrima contribuens plebs, die so daran gewöhnt sind, Haare zu lassen, und deren Existenzminimum so gering ist, daß sie geduldig sich schinden lassen.

So steht die Sache, soweit ihre Lösung von den Peruanern abhängt. Was die Chilenen anbetrifft, so fühlen sich diese an der Küste im Genuß von Ehren und reicher gesetzlicher wie ungesetzlicher Einkünfte so wohl, daß sie weder den Frieden, der sie wieder nach Chile in ein verhältnißmäßig bescheidenes Dasein zurückführen würde, noch den Krieg, der eben zum Frieden führen müßte, wünschen. Auch der Regierung scheint die Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes, der weder Krieg noch Frieden ist, genehm zu sein: sie stellt höhere Bedingungen, als sie mit den Kräften Chiles, die doch nicht hinreichen, Peru zu okkupiren, wird erzielen können oder selbst wollen, und sie säet Zwietracht in Peru, um der Welt als Entschuldigung für die Verzögerung des Abschlusses sagen zu können, daß Niemand da sei, mit dem sie abschließen könne. Die besitzende Klasse in Chile ist zum Abschluß des Friedens, wenn nöthig, wie es scheint, unter erträglicheren Bedingungen, geneigt und vielleicht ist etwas in dieser Richtung von dem chilenischen Kongreß, der am 1. Juni zusammengetreten sein muß, ebenso wie dem peruanischen, der seit anderthalb Monaten tagt, zu erwarten. Rechnen läßt sich darauf nicht.

Wer unter diesen Verhältnissen sehr leidet, das sind die Fremden und, da unter den Fremden die Deutschen vorwiegen — von sechs größeren Häusern in Arequipa sind vier deutsche, ein englisches und ein schweizerisches — eben unsere Landsleute, mittelbar also Deutschland selbst. Die Einfuhr ist so unglaublich hoch von peruanischer und, weit mehr, von chilenischer Seite (außer durch den Zoll, der dem peruanischen gleichkommt, durch eine Auflage auf jede Maulthierladung, die z. B. für Kleiderstoffe 50 Soles = 166 Mk. beträgt) und durch die hohe Fracht auf dem Landwege von Tacna (24 Soles = 80 Mk. per Maulthier) belastet, daß der Verbrauch sich auf das Allernothwendigste beschränkt und demgemäß der Absatz ein sehr geringer ist. Immerhin können es die Importeure noch aushalten, da sie in der Lage sind, in diesem Lande, in welchem nur die Indier von dem europäischen Gewerbsfleiße verhältnißmäßig unabhängig sind, die Preise vorzuschreiben. Schlimmer, sehr schlimm sind die Exporteure daran. Die Ausfuhrartikel: Wolle, Chinarinde, Häute, können die abnorm hohe Fracht und die chilenische Auflage, die einem Ausfuhrverbot gleichkommt, nicht tragen. Es wird daher jetzt nichts ausgeführt. Nun leidet aber die Alpaccawolle, auf die es hier hauptsächlich ankommt, sehr bald unter Mottenfraß: 2000 Centner haben schon weggeworfen werden müssen und nach dem Urtheile der hiesigen Kaufleute werden die 60 000 Centner im Werthe von vier Millionen Mark am Platze, die hier lagern, ein gleiches Schicksal haben, wenn nicht bis zum nächsten Jahre sich die Lage ändert. Dazu ist aber geringe Aussicht vorhanden; eben die Mittel, welche die Exporteure bisher ergriffen haben, um ihren Waaren Abzug zu verschaffen, können nach meiner Meinung nur dazu dienen, in den Gegnern den Wunsch zu erwecken, den gegenwärtigen Zustand der Dinge, der weder Krieg noch Frieden ist und in Europa unmöglich wäre, aufrecht zu erhalten: sie haben nämlich dem Chef der chilenischen Okkupationstruppen, Lynch, für seine Person Geld angeboten, wenn er eine einmalige Einschiffung der Waaren erlaubte; Lynch schlug das Anerbieten nicht aus, aber er forderte mehr, als sie bieten konnten.

Auch in anderer Weise werden die fremden Häuser belästigt: die für Neutrale in Arequipa bestimmten Briefe werden von den Chilenen widerrechtlich in Lima zurückgehalten. Wenn in diesen Dingen nicht bald Abhilfe geschafft wird, so sehen manche der hiesigen deutschen Häuser, welche, nachdem sie die anderen Nationen fast verdrängt haben, beinahe den ganzen Großhandel von Süd-Peru in ihren Händen halten, einem beklagenswerthen Untergange entgegen. In dieser Einsicht haben sie jetzt eine Eingabe an den Reichskanzler Fürst Bismarck abgefaßt, in welcher sie jene oben kurz erwähnten Thatsachen — die Folgen eines Zustandes, dessen Fortdauer, wenn nicht im Interesse des chilenischen Volkes, so doch des chilenischen Militärs und der Beamten liegt — als solche von dem hiesigen deutschen Konsul beglaubigt, weitläufig auseinandersetzen, indem sie, wie es sich gebührt, es der Weisheit des Reichskanzlers überlassen, zu entscheiden, ob und wie Abhilfe geschafft werden kann. Die Eingabe ist von sämmtlichen (11) in Arequipa ansässigen deutschen und schweizerischen unter deutschem Schutze stehenden Firmen unterzeichnet worden und wird morgen (3. Juni) von hier abgehen."

Obock.

E. M. In einem vom 3. Februar datirten Brief bringt der „Temps" vom 28. Juni Mittheilungen aus Ankober, der Hauptstadt von Schoa über den Afrikareisenden P. Soleillet, welcher im Auftrag einer Privatgesellschaft den schon einigemal gemachten Versuch wiederholt hat, Verbindungen zwischen Obock am Rothen Meer und dem Königreich Schoa anzuknüpfen. (Vergl. oben S. 95.) Ehe wir weiter auf seine Reise eingehen, dürfte es vielleicht nicht unzweckmäßig sein, einige Worte über die Geschichte der Niederlassung in Obock beizufügen: Schon vor vierzig Jahren hatte der König von Schoa Verbindungen mit Frankreich anzuknüpfen gesucht und im Jahre 1858 faßte der französische Vicekonsul in Aden diesen Gedanken wieder auf, wobei er seinen Blick namentlich auf die Gründung einer Niederlassung in der Obockbai gerichtet hatte, die, wie er hoffte, ein Mittelpunkt des Handels werden sollte. Sein plötzlicher Tod unter der Hand eines Mörders verzögerte die Ausführung und es dauerte bis zum Jahre 1862, ehe das Gebiet von Obock, welches die Franzosen mit etwa 50 000 Frcs. bezahlten, in ihren Besitz kam; trotzdem ist nur wenig für die Niederlassung geschehen; vergeblich gaben Privatpersonen wiederholt den Anstoß und wiesen auf die Wichtigkeit des Ortes als Hafen, der Aden Konkurrenz bereiten und der Mittelpunkt des Handels mit dem östlichen Afrika bilden würde. Wir kehren zur Reise Soleillet's zurück. Er war vom König Menelek gut empfangen worden, der ihm auch die Mittel verschafft hatte, das Land der Gallas und das Königreich Kaffa zu besuchen; am 13. November reiste er von Ankober ab, überschritt ausgedehnte, mit Weiden und bebauten Feldern bedeckte Hochflächen und erreichte den Fluß Guebe, einen Nebenfluß des in den Indischen Ocean mündenden Oromo. Nachdem er denselben am 29. November passirt hatte, drang er in Djema, einen bis jetzt von keinem Europäer besuchten mohammedanischen Vasallenstaat von Schoa ein. Das Land zeichnet sich durch seinen Reichthum an Kaffee aus, dessen Früchte jedoch nur zu eigenem Gebrauch und nicht für Handelszwecke gepflückt werden. Unter guter Eskorte drang Soleillet nun in das Königreich Kaffa ein. Nur Herr Abbadie und der Bischof Massaglia hatten vor ihm dieses Land besucht. Der Herrscher desselben rühmt sich einer erlauchten Abkunft, er giebt vor, von Salomon und der Königin von Saba abzustammen. Die Fürsten des Landes haben eine Schreckensherrschaft eingeführt, die ganz merkwürdige Erscheinungen zu Tage för-

dert; die Begrüßungsformel der Eingeborenen (Sidamah, wie sie sich nennen) ist: ich lege mich auf die Erde; Bewohner und Wohnungen verbergen sich hinter undurchdringlichen Hecken; der König lebt, von Eunuchen bewacht, in strenger Abgeschlossenheit. Wenn die Minister, die Großen seines Reiches zu ihm berufen werden, müssen sie Sklavenkleider anlegen, verbergen sich im Audienzsaal hinter einem Vorhang und kehren dem Fürsten während des Gespräches den Rücken zu; wenn der Herrscher eine Reise unternimmt, zieht er schlechte Kleider an, um unerkannt zu bleiben; die Eunuchen, die ihn umgeben, treiben etwaige Neugierige aus dem Wege, denn wer den König erkannt hat, muß sterben.

Kaffa scheint außerordentlich fruchtbar zu sein. Der Boden, welcher schwarzer Blumenerde gleicht, wird durch den täglich, allerdings nur in kleiner Menge, fallenden Regen benetzt. Der Kaffee gedeiht im Ueberfluß und ist sehr wohlfeil. Das Land besteht aus einem Labyrinth von gut beschützten Thälern, die von einem hohen Grenzgebirge eingefaßt werden. Von hier kehrte unser Reisender durch Guerra, Linin und Goma, Vasallenstaaten von Schoa, nach Ankober zurück und hat somit den Beweis erbracht, daß europäische Händler unter dem Schutz des Königs Menelek zwischen Obock und Kaffa verkehren können; seiner Ansicht nach wäre der Weg vollkommen sicher, wenn sich Frankreich dieselbe Achtung auf der Küste, wie der König im Inneren verschaffen könnte. Dies ist aber (nach einer französischen Quelle) leider nicht der Fall; nicht nur hat die französische Regierung den Mord zweier Franzosen nicht gerächt, sondern sogar den vermuthlichen Mörder, den unbedeutenden Sultan von Zeilah, Abu Bakr, unter ihren Schutz gestellt. Dieser Miniaturtyrann lebt vom Sklavenhandel und der Plünderung der Karawanen, welche aus dem Inneren nach der Küste vorzudringen suchen; da er die Nähe von Europäern, welche im Stande wären, ihm sein Geschäft zu verderben, sehr fürchtet, so ist er nicht abgeneigt, sie, im Falle sie sich dort niederlassen, verschwinden zu lassen. Auch Soleillet wurde auf seiner Reise von einer Bande verfolgt, welche die Abzeichen des Sultans trug; doch da er wußte, daß er im Falle der Noth auf seine eigene Kräfte angewiesen sein würde, hatte er für genügende Begleitung gesorgt, so daß die Leute von Zeilah ihn nicht anzugreifen wagten.

Schon vor seinem Aufbruch nach dem Inneren hatte er von dem Sultan Loita das Gebiet von Sagallo erhalten; dasselbe liegt in der Tiefe der Bucht von Tadjura, an deren Eingang Obock liegt. Bekanntlich hat diese Abtretung schon zu Streitigkeiten Veranlassung gegeben; auf die Nachricht von derselben kamen die Aegypter herbei und pflanzten ihre Flagge in Sagallo auf; Loita, der schon bei einer früheren Gelegenheit Munzinger Pascha geschlagen hatte, verjagte sie und warf ihre Fahne in den Staub. Danach kamen sie mit einem englischen Kriegsschiff zurück, dessen Kommandant sich jedoch wieder zurückzog, ohne weitere Schritte zu thun, als ihm der einzige, in Sagallo befindliche Europäer den Grund mittheilte, weshalb die Aegypter, oder eigentlich Abu Bakr, so hohen Werth auf den Besitz dieser Ecke der Tadjurabai stellen — nämlich weil dieselbe der Einschiffungsort für die Sklaven ist, die der Genannte aus dem Inneren bezieht. Herr Paul Soleillet bereitet sich zur Rückreise nach Frankreich vor, wohin er eine Gesandtschaft, die der König Menelek an den Präsidenten der Republik schickt, begleiten wird; wie der „Daily Telegraph“ meldet, sollte der Zweck der Sendung sein, das Königreich Schoa unter französisches Protektorat zu stellen.

Zum Schluß wollen wir noch einige Worte aus einer englischen Quelle anführen, nämlich aus der Besprechung eines Werkes von Denis de Rivoyre unter dem Titel Obock, Mascate, Bouchire, welche in dem Juliheft der „Proceedings of the Royal Geogr. Society“ enthalten ist; man wird daraus entnehmen können, daß die Klagen über die geringe Entwickelung der Kolonie, welche wir oben schon berührt haben, vollkommen gegründet sind. Es heißt da: Obock oder Obokh liegt auf der Ostküste von Afrika beinahe auf dem 12. Breitengrad, auf der Nordseite des Busens von Tadjura im Lande der Danakil, nahe der Straße Bab-el-Mandeb, etwa 120 Meilen westlich von Aden und 45 Meilen von Zeilah und bildet ein Gebiet von etwa 25 Quadratleagues, welches die Regierung 1862 von den Eingeborenen erworben hat, um Kohlendepots für französische Schiffe anzulegen, welche, wie D. de Rivoyre sagt, immer noch genöthigt sind, die Engländer zu Aden oder Galle um eine prekäre und eifersüchtige Gastfreiheit zu bitten. „Nichts ist geschehen“, fährt er fort „mit Bezug auf die Gründung einer Niederlassung, welche doch mit Rücksicht auf die koloniale Ausbreitung in Tongking für die französischen Interessen so nothwendig gewesen wäre; wäre Obock in anderen Händen gewesen, würde man Zeit genug für die Errichtung und Entwickelung einer Stadt gehabt haben. Thatsächlich wird der Ort nur von den benachbarten Stämmen benutzt.“

Die Beringsinsel.

Herr Leonhard Steineger hat im Auftrag der amerikanischen Regierung drei Monate auf der Beringsinsel zugebracht, um ein meteorologisches Observatorium einzurichten und die Insel wissenschaftlich zu untersuchen. Er erreichte den Hafen Gavan nach 32tägiger Fahrt am 7. Mai, konnte aber die Untersuchung des Landes erst beginnen, nachdem der Robbenschlag beendet und damit Leute disponibel geworden waren. In der Zwischenzeit machte er darum einen Ausflug nach Kamtschatka, wo er in Petropaulowsk mit Dybowski zusammentraf und Verbindungen wegen einer späteren genaueren Durchforschung der Halbinsel anknüpfte. Wieder zurückgekehrt traf Steineger die nöthigen Maßregeln zu einer Excursion nach dem unbewohnten und fast unbesuchten südlichen Theil der Insel, wo er eine reichere Fauna zu finden hoffte. Die Reise mußte, da das sumpfige Innere der Insel kaum passirbar ist, in einem offenen Boote um die Insel herum gemacht werden; sie dauerte zwölf Tage und war bei dem ewigen Nebel und Regen durchaus nicht angenehm zu nennen. Des Reisenden Hoffnung, ein gut erhaltenes Skelett der Seekuh (Rhytina) zu finden, blieb unerfüllt; er entdeckte zwar ein vollständiges Exemplar, aber die Knochen waren so zersetzt, daß sogar die elfenbeinharten Rippen beim Herausnehmen zerfielen. Dagegen wurde er durch ein gestrandetes Exemplar eines 18 m langen Finnfisches (vermuthungsweise als Balaenoptera velifera Cope bestimmt) belohnt, welcher genau gemessen und untersucht wurde. Auch an Vögeln und niederen Thieren wurde eine reiche Ausbeute gemacht und das Land gründlich aufgenommen. Die alten Karten bedürfen einer gründlichen Abänderung; von den tief einschneidenden Golfen, welche sie zeigen, fand Steineger keine Spur, vielmehr eine fast gerade verlaufende Küstenlinie, welche selbst einem Boot keinen Schutz bot.

Die gesammelten Thiere gehören der paläarktischen Fauna an; sie scheinen sämmtlich in neuerer Zeit eingewandert, und zwar, der herrschenden Windrichtung nach, wohl vorwiegend aus Asien, dessen nächster Punkt, Kap Kronotski in Kamtschatka, nur 100 Miles entfernt liegt. Allem Anschein nach war die Insel bis in eine verhältnißmäßig neuere Zeit ganz vom Ocean bedeckt. Die Vegetation ist außer 6 bis 8 Fuß hohen Büschen von Salix, Sorbus und Betula ausschließlich krautartig, aber, namentlich in den Thälern, ungemein üppig, mannshoch und mehr. Zwei prächtige Rhododendron (kamtschaticum und chrysanthum) und eine Kaiserkrone (Fritillaria saranna) sind mit Kamtschatka gemeinsam. Eine Birke hatte einen zwei Zoll dicken Stamm.

Steineger besuchte auch den Platz, wo Bering mit seinen Leuten überwinterte und starb; von dem Hause sind nur noch wenige Ueberreste vorhanden und auch sonst wurden nur unbedeutende Sachen gefunden, welche als Reliquien dem Nationalmuseum übergeben werden sollen.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Der „Esploratore" veröffentlicht einen Aufsatz des durch werthvolle geographische Untersuchungen bekannten Dr. Emin Bey über die natürlichen Hilfsquellen des ägyptischen Sudan. Diese sind mannigfaltig, und der Handel der Provinz würde viel beträchtlicher sein als er gegenwärtig ist, wenn der obere Nil nicht achtbaren Kaufleuten unter dem Vorwande, den Sklavenhandel zu verhindern, verschlossen wäre. Diesen Handel, soweit er auf dem Flusse entlang geht, zu überwachen, wäre nach des Verfassers Urtheil nicht schwierig, während Sklavenkarawanen, die nicht bemerkt sein wollen, immer lieber zu Lande ziehen. Die Einfuhr von Kameelen aus dem Lango-Gebiete hat sich als erfolgreich erwiesen. „Lango" ist nach Dr. Emin ein den westlichen Gallas im Allgemeinen beigelegter Name; wenn aber die von den Langos gesprochene Sprache wirklich dieselbe ist wie die der Latukas, so sind jene durchaus keine Gallas, sondern Wakuawis; die von Dr. Emin in der „Zeitschrift für Ethnologie" veröffentlichen Vokabularien beweisen dies. Die Wakuawis erstrecken sich demnach vom Kilima Njaro nordwärts bis zum Samburu-See und von da westwärts bis zum obern Nil.

— Das Sammelwerk „Das Wissen der Gegenwart" (Leipzig, G. Freytag und Prag, F. Tempsky) schreitet rüstig vorwärts, getragen von ausgezeichneten Kräften. Der uns vorliegende Band „Abyssinien und die übrigen Gebiete der Ostküste Afrikas" hat wiederum einen Mann zum Verfasser, der das dargestellte Gebiet aus eigener Anschauung und durch Studium kennt, wie wenige, Prof. Dr. R. Hartmann. Es ist erstaunlich, wie viel Stoff, wie viel neue und interessante Abbildungen auf den beschränkten Raum zusammengedrängt sind; daß das Anthropologische und Ethnographische besonders hervortritt, aber auch mit Meisterschaft behandelt wird, ist bei Hartmann, der gerade jene Rassen zu seinem besondern Studium gemacht hat, erklärlich. Doch möchten wir dafür ein gutes Wort einlegen, daß spätere Bände mit besseren und vollständigeren Karten ausgestattet würden; warum stehen gerade diese hinter Text, Abbildungen und Ausstattung zurück?

— Tamatave hat eine Bevölkerung von 6000 bis 7000 Seelen, wovon 50 bis 60 Europäer, 500 bis 600 Kreolen, und über 100 indobritische Unterthanen. Das Haus Proctor Brothers in London, welches stark am madagassischen Handel betheiligt ist, hat sein Hauptquartier in diesem Hafen. Von den anderen Häusern am Platze sind zwei amerikanische, eins ein deutsches und eins ein französisches, außerdem giebt es viele kreolische Kaufleute, besonders von Mauritius. Der britische Import des Hafens besteht hauptsächlich aus Baumwollenartikeln und Sheffield-, Birmingham- und Wolverhampton-Waaren. Der Hauptexport sind Ochsen nach Mauritius, Réunion und Natal; ferner Felle, Gummi, Wachs, Reis, Zucker und Kaffee. Der Gesammtbetrag des Handels zwischen Madagaskar und Großbritannien, Mauritius und Britisch Indien wird auf 1 Million Pfund Sterling, der mit Frankreich auf ein Drittel dieser Summe veranschlagt.

Inseln des Stillen Oceans.

— Wie rasch in der Südsee die Eingeborenen ihre alten Sitten, Gebräuche und Trachten aufgeben — ein Umstand, welcher den Prof. Bastian immer von Neuem zu der Mahnung veranlaßt, dort zu sammeln, so lange es noch Zeit ist — erfahren wir wiederum durch den Bericht des auf der „Hyäne" befindlichen Herrn Weißer an Prof. Bastian (Verh. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin X, S. 290 f.). Derselbe schreibt von Samoa: „Ueberhaupt hat sich Vieles seit vier Jahren geändert. Die Samoaner sind in dieser Zeit der Civilisation näher gerückt; von dem Unbefangenen, Kindlichen ist viel verschwunden. Wenige Jahre werden genügen, unsere Forscher einen ganz anderen Samoaner finden zu lassen, als wie wir sie vor fünf Jahren beschrieben." Und über die Blanche Bay auf Neubritannien sagt er ebenda: „Die Veränderung in den letzten vier Jahren ist geradezu staunenswerth; im Jahre 1878 war die ganze Blanche Bay noch von einer Horde Wilder bewohnt, die fast keinen Europäer gesehen hatten. Man konnte die interessantesten ethnographischen Objekte fast um Nichts erhalten. Heute ist dies nicht mehr der Fall. Schöne Exemplare sind überhaupt nicht mehr zu haben, und für eine schlechte Keule oder Speer verlangt der Eingeborene 4 bis 5 Dollars. Die eingeborene Industrie hat in dieser Beziehung bedeutend nachgelassen; die Trader wie Missionare tragen die Schuld: erstere haben alles aufgekauft, was alt war, als Handelsartikel; letztere hindern die Neuanfertigung der Fetischsachen. Nur an der Nordküste in Bataval ist noch etwas zu haben, besonders schöne Speere mit Menschenknochen, Todtenmasken u. s. w."

— Herr Henry O. Forbes wird, wie er der Royal Geographical Society von Timor aus schreibt, die Südküste von Neu-Guinea besuchen und einen Versuch machen, den Mount Owen Stanley und die Schneekette im Inneren der Insel zu erreichen. Bei der Erfahrung, die er während seiner vierjährigen Erforschungen im malaischen Archipel erworben, und den Kenntnissen, die er als Naturforscher besitzt, wird er sicher interessante Entdeckungen zu Tage fördern, wenn es ihm gelingt, das gebirgige Centrum von Neu-Guinea zu erreichen und dort mehrere Monate zu verweilen. Seit seinem Besuche der Keelings-Inseln im Jahre 1879 ist er mit Forschungen in Java, Sumatra und Timorland beschäftigt gewesen. In Sumatra bestimmte er die Höhe mehrerer wichtiger Punkte im südwestlichen Theile der Insel, u. A. die des Dempo, den er bestieg, zu 10 562 Fuß. („Proceedings of the R. Geogr. Soc.")

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIV. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

VI.

(Die Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Am nächsten Morgen besuchten sie die große centrale Festung; dieselbe besteht aus einer gewaltigen rechteckigen Ringmauer aus roher Erde und ist mit Vertheidigungsthürmen besetzt, welche 30 m von einander entfernt sind. Die Art des Baumaterials ist nicht ganz deutlich zu erkennen; es scheint aber, als ob man, wie bei den Mauern von Kujundschik oder Chorsabad, die noch feuchten Ziegel auf einander legte, so daß sie zusammenbackten und eine feste Masse bildeten. Da diese Bauweise niemals von Mohammedanern angewendet worden ist, so hat man es in der Burg von Weramin sehr wahrscheinlich mit einem sassanidischen Bauwerke zu thun, welches offenbar viel älter ist, als die Mauern von Reï. Die Eingeborenen versetzen ihre Entstehung in die Zeit des von Firdusi besungenen Helden Feridun, was wenig besagen will. Leider findet sich in ihrem Inneren weder eine Mauer noch ein Tumulus, die man untersuchen oder ausgraben könnte, um bestimmte Anhaltepunkte für das Alter oder die Geschichte der ganzen Anlage zu gewinnen. Dieulafoy möchte dieselbe, welcher durch unterirdische Leitungen frisches, klares Wasser zugeführt wird, für ein altes befestigtes Lager halten, worauf auch die vorgeschobenen Forts deuten, welche man am Tage zuvor von der Galerie der großen Moschee gesehen hatte, und welchen man sich nun zuwandte. Dieselben liegen auf sehr hohen Erdhügeln, bestehen aus vier massiven Thürmen, welche die an ihrer Basis sehr dicken Mittelwälle flankiren, und vervollständigen das gewaltige Vertheidigungssystem, welches gegen Einfälle aus Chorassan zu schützen bestimmt war. Das größte und am besten erhaltene dieser Forts liegt in dem heutigen Dorfe, ist von quadratischer Form und aus Erde erbaut. Ein breiter Graben und ein bedeckter Gang, wovon sich bei den anderen Werken keine Spur mehr erhalten hat, umgeben die Citadelle von Weramin. Die sehr alten Mauern sind dann in einer späteren Zeit, als aus welcher die Einzelforts datiren, mit einer Einfassung von rohen Ziegeln bekleidet worden. Dies macht es wahrscheinlich, daß sich diese Citadelle in nichts von den übrigen Forts unterschied, und daß jene Zuthaten erst von den Seldschukiden oder ihren Nachfolgern zu größerm Schutze errichtet worden sind.

Am folgenden Tage hielt der Ket-choda Gericht ab, so daß die Reisenden bei ihrer Rückkehr von einer sehr heißen Jagd auf Wachteln und Lerchen ihre sonst so ruhige Wohnung von einer tobenden Menge erfüllt fanden. In Persien wird der „ürf", das Gewohnheitsrecht, vom Schah ausgeübt, welcher natürlich seine Macht auf seine Stellvertreter, die Provinzialstatthalter, und weiter auf die Steuererheber und Dorfschulzen überträgt, welche indessen nur die einfache Polizei ausüben. Die Ket-chodas haben nur das Recht, leichte Strafen, wie die Bastonnade oder Geldbußen zu verhängen. Schwerere Verbrecher werden vor den Statthalter der Provinz geführt, welcher größere Befugnisse hat, jedoch nicht zum Tode verurtheilen kann; letzteres steht allein dem Schah und nach besonderer Erlaubniß den Prinzen von Geblüt zu. Bei gewöhnlichen Streitigkeiten ist das Verfahren sehr einfach und rasch und anscheinend auch

Die Burg von Weramin.

umsonst; es wird indessen oft theuer genug durch den „madachel“, die Gelder, welche die Parteien opfern müssen, um den Richter zu bestechen.

In Weramin dient, wie gesagt, das Haus des Ket-choda als Gerichtshof; in der Mitte desselben befindet sich eine mit Steinplatten belegte, rechts und links von zwei kleinen Blumenbeeten eingefaßte Platform. Um fünf Uhr Abends wird eine Leitung geöffnet und Pflaster und Gärtchen unter Wasser gesetzt, während ein Diener die von der Sonne erhitzte Platform mittels eines Kübels übergießt; ohne das wäre es unmöglich, dort zu sitzen. Wenn die Steinplatten wieder trocken und gut abgefegt sind, so wird ein großer Teppich aus braunem Filze darüber ausgebreitet und ein Pack Decken daraufgelegt. Nun kommt der Ket-choda aus seinem Zimmer herab, läßt sich auf dem Teppich nieder, stützt seinen Rücken mit einem Haufen Decken und ladet seinen Mirza oder Schreiber ein, neben ihm Platz zu nehmen; ihm gegenüber sitzen zwei Beisitzer. Dann bringen Diener zwei lales (Leuchter mit gläsernen Glocken, Windlichter), welche eigentlich vollkommen von Ueberfluß sind, da bald darauf der Mond aufgeht und jede künstliche Beleuchtung seinem Lichte gegenüber in den Schatten drängt. Sind alle diese Vorbereitungen beendet, so werden die Parteien vorgeführt. Zuerst spricht der Kläger, setzt in ruhiger Sprache seine Sache auseinander, läßt aber zuweilen einige perfide Verdächtigungen seines Widersachers einfließen; dieser wiederum bewahrt während der ganzen Zeit eine große Gleichgiltigkeit und spricht gleichfalls, wenn die Reihe an ihn kommt, mit vollständiger Ruhe. Darauf befragt der Ket-choda seine Beisitzer, zieht das Gesetz zu Rathe und fällt sein Urtheil, gegen welches meist keine Berufung stattfindet. Dann aber hat es mit der Ruhe der beiden Parteien ein Ende: schimpfend ziehen sie sich zurück und setzen oft draußen ihren Wortkampf mit den Fäusten fort. Die Streitigkeiten, welche die Reisenden zu hören bekamen, drehten sich meistens um den Diebstahl von Geflügel oder um Kontraktbruch von Arbeitern, welche von Grundeigenthümern auf das ganze Jahr gemiethet worden sind, sich den Winter hindurch haben füttern lassen und bei Beginn der Ernte anderswo höhern Lohn suchen. Das Urtheil ist ein gerechtes: wer ein Huhn gestohlen hat, muß dafür zwei hergeben oder, wenn er keine besitzt, deren Werth in Geld, nämlich 14 Spahis (= 56 Pf.), was sehr viel billiger ist, als der Preis, welcher den Reisenden von ihrem persischen Koch in Rechnung gestellt zu werden pflegte. Der wortbrüchige Arbeiter aber hat die Wahl zwischen der Bastonnade und der Rückkehr in seinen frühern Dienst.

Dann aber kam ein interessanterer Fall, der von Menschenkenntniß zeugte. Ein Gärtner aus dem Dorfe, Kaoli mit Namen, hatte in der vorhergehenden Woche mehrere Ladungen Früchte und Gurken nach Teheran gebracht, war mit mehreren Genossen nach Weramin zurückgekehrt und hatte sich unterwegs sein Gewand stehlen lassen. Er war nun zum Ket-choda gelaufen, hatte diesem seine Noth geklagt und erzählt, er sei mit Rezza, Ali, Hussein, Ismaïl und Jaja zusammen gereist, sei, während die Esel ausruhten, eingeschlafen und habe beim Erwachen seine schöne Koledscha nicht mehr vorgefunden, die ihm nur einer seiner Gefährten entwendet haben könne. Dieselben wurden sofort herbeigeholt und betheuerten lebhaft ihre Unschuld. Da hatte der Ket-choda von seinem Mirza fünf gleichlange junge Triebe von einem Granatbaum, dem, wie jedermann weiß, Zauberkräfte innewohnen, schneiden lassen, sie den Beschuldigten übergeben und ihnen befohlen, sie zur nächsten Sitzung wieder mitzubringen; der Zweig in den Händen des Schuldigen werde bis dahin länger geworden sein. An diesem Abend nun sollte die Sache, auf deren Ausgang Alle gespannt waren, zur Entscheidung kommen. Die fünf Männer traten ein und übergaben ihre Zweige dem Richter, der sie aufmerksam prüfte und dann erklärte: „Jaja, Du bist der Schurke; Du hast die Koledscha gestohlen.“ „Gelobt sei Gott; das ist nicht wahr!“ — „Du lügst; denn Du hast von Deinem Zweige ein Stück abgeschnitten, damit er nicht länger sein sollte, als die übrigen. Kaoli, geh mit einem Soldaten in Jaja's Haus; er wird Dir Deine Koledscha wiedergeben und dann zurückkommen, um zwanzig Stockstreiche in Empfang zu nehmen.“

Mollahs und Bauern in Weramin.

Nach diesem salomonischen Urtheil wurde die Sitzung aufgehoben, die Thüren geschlossen, und der Ket-choda ließ, um wieder zu Kräften zu kommen, die Abendmahlzeit auftragen.

Am folgenden Morgen (18. Juni) besuchten die Reisenden das Imamzadehgrab Jaja, eines der interessantesten Denkmäler der ganzen Gegend, aber zugleich das einzige, welches verschlossen ist und noch bewacht wird. Es ist im Inneren mit schönen Fayencen von metallischem Glanze getäfelt. Einige Stücke dieser Bekleidung sind früher gestohlen und in Teheran zu sehr hohen Preisen verkauft worden, in Folge wovon der Zutritt zu dem kleinen Heiligthum

allen Ungläubigen streng untersagt wurde; und dieses Verbot wird um so genauer befolgt, als die durch Imam-Gräber geheiligten Kapellen in den Augen der Perser viel höher stehen als die Moscheen selbst. Deshalb hatte der Ket-choda Angesichts des königlichen Befehls, welcher den Franzosen den Zutritt gewährte, denselben seinen eigenen Bruder zur Begleitung mitgegeben, um ihnen jede Belästigung zu ersparen. Seine Anwesenheit war nicht unnöthig; denn bei ihrer Ankunft fanden sie das Thor von einigen mit Stöcken bewaffneten Bauern bewacht, in deren Mitte ein Mollah mit weißem Turban, wie ihn nur die Priester tragen, saß.

Das Heiligthum ist zu drei verschiedenen Zeiten erbaut; die Moschee ist seldschukidisch und datirt aus dem 12. Jahrhundert, aber sie umschließt einen kleinen Bau mit spitzem Dache, dessen Form an den Ataba Kumbaz in Narschiwan erinnert, und der ohne Zweifel in die Zeit der Giznewiden hinaufreicht. Das beweist die Arbeit, welche die verschiedenen Theile des Monuments in Uebereinstimmung zu bringen und altes und neues Gemäuer zusammenzuhalten bestimmt ist. Alle Fayencen metallischen Glanzes am Mihrab, am Getäfel und am Grabe selbst sind erst lange nach der zweiten Bauepoche angebracht worden, und man hat vorher einen Theil der ursprünglichen Ausschmückung zerstören müssen. Dies festgestellt zu haben ist darum von großem Interesse, weil man dadurch die Zeit erfährt, zu welcher die schönsten metallischen Reflexe in Persien erzielt wurden; denn glänzendere, reinere und gleichmäßigere Emailen, als die im Imamzadeh Jaja existiren nirgends.

Man kann die Fayencen mit Metallglanz in drei Klassen theilen; die ersten sind kaum gelb, die zweiten messingfarben, die letzten kupferroth. Damit eine Tafel wahrhaft schön sei, muß ihr Reflex von gleichmäßiger Färbung und entschieden metallisch sein; wenn der Brand nicht vollkommen ist, so bleibt der Ziegel fahl, ist er zu stark, so wird er braun und trübe, weil das Email verbrennt. So sind von allen Reflexen diejenigen, welche sich den beiden Extremen nähern, dabei aber metallisch bleiben, die geschätztesten; die Perser selbst scheinen den hellsten Ton am höchsten zu achten.

Die Vereinigung aller dieser Eigenschaften in den Sternen, Kreuzen und sonstigen Figuren am Getäfel, dem Sarkophag und dem Mihrab des Imamzadeh Jaja verleiht denselben einen unschätzbaren künstlerischen Werth; in der Farbe, wie im Email verhalten sie sich zu den hispano-maurischen und italienischen Fayencen, wie ein Original zur Kopie. Die Bekleidungen des Grabessaales wurden erst nach dem Sturze der Seldschuken-Dynastie angebracht und sind also gleichzeitig mit der Herrschaft der Attabegs von Aderbeidschan oder der ersten Mogule, die seit der Mitte des 13. Jahrhunderts in Persien herrschen.

Rings um Weramin finden sich auch noch weitere beachtenswerthe Beispiele persischer Baukunst, und man kann hier die mittelalterliche Geschichte derselben in allen ihren Bethätigungen vom Beginn der seldschukidischen Dynastie bis zum Sturze der Moguls studiren. Aus der Uebergangszeit von den mogulischen Bauwerken zu den späteren, welche unter der Dynastie der Weißen und Schwarzen Hammel errichtet wurden, und welche besonders durch die Blaue Moschee in Tabriz repräsentirt werden, findet sich nur ein kleiner Thurm ohne Dach, welchem eine köstliche Probe eines Mihrab angebaut ist, eingefaßt von einer türkisblauen Fayence auf Terracotta-Hintergrund.

Mihrab in Weramin.

Schon längst war Dieulafoy von dem vorgefaßten Gedanken abgekommen, daß die Fayence-Ausschmückung guten Stils mittels aufgelegter Fliesen ausgeführt wurde; diese Art Technik gehört vielmehr dem Verfalle an, während in dem ältesten Bauwerke, welches er besucht hat, eben dem kleinen giznewidischen Anbau am Imamzadeh Jaja, sich keine Spur von Email in der Ausschmückung findet, sondern alle Oberflächenornamente an ganzen Ziegeln angebracht sind. Unter den Seldschukiden ändert sich der Baucharakter wenig; doch finden sich schon, wenn auch nur selten und spärlich verwendet, einige Verzierungen von türkisblauer Fayence, welche direkt auf die Kante der Ziegelsteine aufgelegt ist. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts werden die Muster verwickelter und die Farben zahlreicher; in der Zeit endlich, welcher der Weraminer Thurm angehört, fügt man in die Friese quadratische Ziegeln mit Emailbuchstaben in Relief ein, um so ohne große Kosten die bis dahin übliche, sehr feine Arbeit in echter Mosaik nachzuahmen. Eine neue Aera in der Dekoration eröffnet die Erbauung der Blauen Moschee in Tabriz: die geometrischen Figuren haben durch die Komplicirtheit jeden künstlerischen Werth verloren, und die Architekten ersetzen nun die geraden Linien durch eine freiere Ornamentik, deren Grundzüge dem Pflanzenreiche entnommen sind; aber am System ändern sie nichts, d. h. jedes Blatt, jede Blüthe ist in dicken Ziegeln ausgeschnitten, welche neben einander gelegt werden, so daß sie gleichsam eine eingelegte

Marktgruppe in Weramin.

Arbeit bilden. Unter den Sefewieh beginnt dann der Verfall.

Unter Schah Tamasp gelten emaillose Ziegeln unwürdig, an der Ausschmückung von Gebäuden Theil zu nehmen, und werden nur noch zu den Hauptmauern und zur Einfassung der Felder verwendet. Die Folgen der übermäßigen Anwendung emaillirter Flächen machen sich bald fühlbar. Da Mosaik zu theuer ist, um damit große Flächen zu bedecken, so ersetzt man es durch Fliesen, welche durch den Pinsel mit den Zeichnungen geschmückt werden, die einst durch Nebeneinandersetzen bunter Stifte oder Würfel hervorgebracht wurden. In Tabriz haben die Mosaikarbeiter schon neben Hell- und Dunkelblau und Weiß noch Schwarz, Braun und Grün verwendet. Unter Schah Abbas, zu dessen Zeit auch der Gebrauch von Fayencefliesen allgemeiner wird, werden noch mehr Farben angewendet; das bisherige Ebenmaß in Tönen und Farben geht verloren, die guten Ueberlieferungen gerathen in Vergessenheit und der Geschmack wird immer schlechter. Nun kommen jene großen Felder mit rothen und rosafarbenen Blumen auf weißem Grunde auf, Schlachtenbilder, auf denen der unvermeidliche Rustem Teufel und böse Geister mit seinen Pfeilen durchbohrt, und gar jene schauderhaften Soldaten von mehr als Lebensgröße, welche die Wände in den Palästen des jetzigen Schah und seiner Söhne verunzieren. Diese einst so glänzende Kunst ist eben jetzt vollständig verfallen.

Imamzadeh Shaffari.

Aber das muß man festhalten: die Fayencefliesen, welche für viele heutigen Künstler den Gipfelpunkt der persischen Dekoration bezeichnen, sind Produkte des Verfalls; die Meisterwerke mittelalterlicher Kunst lassen darüber keinen Zweifel mehr.

Als die Reisenden vom Imamzadeh Jaja nach Weramin zurückkehrten, fanden sie den Hauptplatz des Dorfes vom Marktgewühle belebt. Die Bauern der Umgegend hatten in großen Säcken aus Ziegenhaar auf Maulthieren ihr Getreide zum Verkauf herbeigeschafft; andere hatten an den Packsätteln ihrer Esel lebende Hühner mit den Füßen aufgehängt; Nomadenweiber, wild aussehend und fast unverschleiert, boten Eier, Gurken und Melonen zum Verkaufe, und etwas weiterhin war der Viehmarkt, wo um Hammel, Lämmer, Ziegen und reizende kleine graue, schwarzgestreifte Esel gefeilscht wurde. Im Schatten einer Mauer lagen die vom Elburs herabgestiegenen Hirten, Männer mit harten Zügen und einer Haut, so dunkel wie bei den Turkmenen von Asterabad; sie trugen eine Koledscha von apfelgrüner Baumwolle, auf dem Kopfe die Mütze von braunem Tuche und in der Hand den Hirtenstab. Täglich wurden die Reisenden durch Aehnlichkeiten überrascht, welche in Gebräuchen und im Charakter zwischen den persischen Bauern und den Bewohnern der Dörfer Languedocs sich kundgeben: dieselben Ausrufe, dasselbe Feilschen und Handeln, dieselbe Art und Weise beim Käufer, den Aermel aufzustreifen, um ein Schaf nach dem andern anzuheben und auf sein Gewicht zu prüfen, den Werth der Thiere, welche ihm besonders gefallen, herabzusetzen, dieselbe Gewohnheit des Verkäufers, das Dreifache des Werthes zu fordern, und des

Käufers, nur ein Viertel zu bieten, während doch beide auf Heller und Pfennig den Preis kennen, wo sie zusammenkommen werden. Zu guterletzt schütteln sie sich hier, wie im Languedoc beim Abschlusse die Hände und bekräftigen damit ihre mündlichen Abmachungen.

Nachdem das Ehepaar Dieulafoy fast eine Woche lang die Umgebung von Weramin durchstreift hatte, blieb ihm zum Schluß nur ein Besuch des berühmten Imamzadeh Shaffari übrig, von welchem alle Bauern mit großer Ehrerbietung sprechen. Dieses Grabmal liegt 3 Farsach oder 18 km von Weramin entfernt; seine Kuppel ist Dank der großen Klarheit der Luft bei Tage als ein blauer Punkt auf einem fernen Hügel sichtbar. Da sie so über die Richtung genau orientirt waren, ließen sie ihren Tscharvadar daheim, brachen um zwei Uhr Morgens auf und erreichten im Galop das hübsche Dörfchen, welches die von großen prachtvollen Cypressen beschattete Moschee umgiebt. Das Heiligthum, aus der Zeit des Schah Abbas datirend, hat zwar eine reizende Lage, bietet aber als Bauwerk nichts Besonderes. Noch am selben Abend traten sie ihre Rückreise nach Teheran an, wo sie sich wegen der Gluthhitze nicht aufhielten; sie folgten vielmehr auf einige Zeit der Einladung des französischen Geschäftsträgers nach dessen Sommerfrische, dem in einem kühlen Thale des Elburs gelegenen Dorfe Tadschrisch.

Neu-Caledonien.

Von **Alfred Lortsch** in Libau.

III.

Das schöne Klima Neu-Caledoniens bedingt außergewöhnliche Gesundheit bei dessen Bewohnern; leider sind aber auch hier, wie überall in ähnlichen Fällen, seit dem Verkehr mit Europäern vernichtende Krankheiten, besonders Syphilis eingeführt worden, was, mit Bedauern sei es gesagt, diesen sonst so schönen Menschenschlag in nicht langer Zeit entkräften, decimiren und endlich verderben muß. Die von dem Zauberer ausgeführte Quacksalberei ist keineswegs geeignet diesen Fluch zu hemmen, und ehe sich ein Neu-Caledonier entschließt bei einem benachbarten europäischen Arzt, ein überhaupt seltener Fall, Hilfe zu suchen, hat die Krankheit bereits einen so bösartigen Charakter angenommen, daß Rettung meistens nicht mehr möglich ist. Wenn nicht allein, so kann man es der Syphilis wohl hauptsächlich zuschreiben, daß die, mit Europäern in Verbindung gekommenen Völker der Südsee-Inseln in so erschreckender Weise decimirt werden und vielleicht nach hundert Jahren ganz vom Erdboden verschwunden sein werden. Verwundungen und Hautverletzungen können in dem Klima von Neu-Caledonien nur schwer und langsam geheilt werden; von besonders schlimmer Natur sind aber die Verletzungen durch scharfe Muscheln und Korallen. Die Elephantiasis kommt hin und wieder, aber nicht häufig, an der Nordostküste vor, eine Krankheit, die hier fast unheilbar ist. Zuweilen trifft man auch die sogenannten Albinos, jedoch nur sehr ausnahmsweise. Ein Eingeborener, wenn er durch eine schwere Krankheit in einen hilflosen Zustand versetzt wurde, wird von seinen Gefährten seinem Schicksal überlassen oder oft auch durch einen Kolbenhieb zum schnellen Tode befördert. Sobald daher der Kranke nicht mehr im Stande ist, sich selbst zu helfen, so kann er sich auch schon als moralisch dem Tode verfallen betrachten. Für einen Neu-Caledonier giebt es nichts Schrecklicheres, als einen hilflos Leidenden, weshalb er es für einen Gnadenakt betrachtet, denselben gewaltsam von seinen Qualen zu befreien. Liegt denn auch wirklich nicht etwas menschliches Mitleid darin?

Sobald der Körper leblos ist, werden Arme und Beine zusammengebunden, als befände sich der Körper in einem spanischen Bock, worauf man ihn in einem, dem Dorf benachbarten Gehölz, den Kopf nach oben, beerdigt. Einige Gaben von Lebensmitteln werden dem Leichnam beigefügt, was übrigens kaum deshalb zu geschehen scheint, um den möglichenfalls Scheintodten vor dem Verhungern zu bewahren, denn sollte bei dem Beerdigten noch ein Lebenszeichen wahrgenommen werden, so wird ihm, wie bereits erwähnt, vermittels eines Kolbenschlages auf den Schädel ohne Weiteres der völlige Garaus gemacht. Weniger üblich ist es, den Leichnam an Stöcke zu binden und ihn auf zwei hohen Gabelstangen in horizontaler Richtung der Luft preiszugeben; wie ich gesehen, wird der Körper auch hier, wie bei der ersten Bestattungsart, in ein aus Baumrinde verfertigtes Zeug gewickelt. Die Weiber wohnen einer Bestattung nie bei, dagegen heulen und weinen sie, während diese Ceremonie vor sich geht, aus Leibeskräften. Außer verschiedenen Kräutern, welche sie mit mehr oder weniger Recht für gute Arzneimittel halten, ist ihrer Ansicht nach daß größte Präservativ gegen Krankheiten das Seewasser, welches die Küstenbewohner jeden Morgen in großen Quantitäten zu sich nehmen und alsdann wieder ausbrechen. Bemerkenswerth ist, daß sie das Seewasser vermittels einer Art Schale von Baumrinde sich in den Mund gießen, während sie bei dem Genießen von Quellwasser dasselbe mit der Hand in den Mund hineinwerfen.

Was die Industrie der Neu-Caledonier betrifft, so sind sie darin weniger geschickt als ausdauernd; sie stehen aber darin auf einer weit höheren Stufe als der australische Eingeborene. Ihre Hütten sind dicht und fest, von runder Form, die Wandhöhe von 0,60 m bis 1,20 m, das Dach läuft sich in einer Spitze aus und wird von einer starken Stange, welche auf dem Boden des Inneren ruht, getragen; diese Stange reicht häufig weit über das Dach hinaus und ist bei den Wohnungen der Häuptlinge mit einem Lappen an der Spitze verziert; manchesmal wird dieselbe auch mit einem Schädel gekrönt. Die Wände und das Dach sind aus Gras und Kokosblättern verfertigt. Diese Hütten sind in der Regel klein, von 3 bis 4 m Durchmesser, diejenigen der Häuptlinge aber von bedeutend größeren Dimensionen. Alle haben sie nur eine, der Wandhöhe entsprechende Oeffnung, welche als Thür dient und durch welche allein das Licht dringt. Der Boden der Hütte ist oft mit Matten ausgelegt und an den Wänden hängen Waffen, Fischereigeräthschaften u. s. w. In diesen Hütten wird oft ein stark rauchgebendes Feuer angemacht, um die lästigen Moskitos

zu vertreiben; die Atmosphäre ist alsdann so stark mit Rauch geschwängert, daß es ein Europäer nicht lange in derselben aushalten kann.

Ihre Anpflanzungen bewässern sie durch Kanäle, welche sie oft in Querzügen durch das bebaute Land leiten. Diese Kanäle sind oft viele Meilen lang und nehmen ihren Ursprung meistens an Bergströmen. Gegraben werden sie mit starken, spitzen Stöcken, wobei gewöhnlich drei Eingeborene zu gleicher Zeit beschäftigt sind, um ein Loch herzustellen. Ein jeder von ihnen stößt seinen Stock tief in die Erde und zwar so, daß die Stöcke oben breit auseinander stehen, während sich unten die Spitzen nähern. Auf ein gegebenes Zeichen drückt ein Jeder seinen Stock flach auf die Erde, wodurch dieselbe in einer großen Scholle herausgehoben wird. Welche Zeit und welche Anstrengungen es kostet, auf diese Weise meilenlange Kanäle herzustellen, kann man sich denken.

Ihre Canoes werden aus ausgehöhlten Baumstämmen verfertigt, die größeren aus dem Holz der Säulenfichte. Die einfachen sind 4 bis 6 m lang und mit Auslegern versehen, die größeren, welche aus zwei getrennten, ausgehöhlten Baumstämmen bestehen, bis zu 14 m lang. Bei diesen sind die beiden Fahrzeuge in 1 bis $1^1/_4$ m Entfernung durch starke, nebeneinander liegende Stangen mit einander verbunden, nur in seltenen Fällen aber über die ganze Länge. In der Mitte befindet sich eine, von Stäben errichtete, mit Graswänden und Dach versehene kleine Hütte, in welcher sich eine niedrige Oeffnung als Thür an der Seite befindet und Platz für 4 bis 6 Personen gewährt; die Hütte ist indessen so niedrig, daß die Menschen darin nur liegen oder sitzen können. Diese Canoes werden gewöhnlich zum Segeln gebraucht; zum Rudern sind sie etwas schwerfällig. Sie fassen eine Menge Menschen und werden zu längeren Reisen, sogar übers Meer bis zu den Loyality-Inseln, benutzt. Die Segel haben die Form eines länglichen Dreiecks und sind aus Bast oder Stroh verfertigt. Will man das Canoe wenden, so dreht man das Segel nach dem entgegengesetzten Theil des Fahrzeuges, so daß der hintere Theil desselben nun zum vordern wird. Es befindet sich nicht ein Stück Eisen an demselben, denn alles ist mit Schnüren und Sehnen auf das Festeste mit einander verbunden.

Aus der Rinde einer Urticee schlagen die Neu-Caledonier eine Art Zeug, das sie denjenigen Fremden, welchen sie ihre Achtung zu bezeugen wünschen, als Geschenk überreichen. Ein ähnlicher Stoff wird zu ihrem sonderbaren Kopfschmuck verwandt. Aus Binsen verfertigen sie recht gute Matten zum Sitzen und Liegen, auch haben sie ein besonderes Geschick im Flechten von Körben, wozu sie die Binsen spalten. Aus den Fasern der Bananen werden Gürtel gearbeitet, ebenso aus langen, schmalen Blättern. Die Brustwolle des fliegenden Hundes liefert ihnen das Material zum Verfertigen von Schnüren. Außerdem verfertigen sie Fischnetze, Kämme aus Bambusrohr, Armbänder von kleinen Muscheln, eine Art Flöte aus gebogenem Rohr u. s. w. Ihre Waffen, welche sie hin und wieder mit großer Sauberkeit ausführen, bestehen aus einer kurzen Lanze, einer Keule, beides aus hartem Holz gearbeitet, einer Schleuder, wozu sie die steinernen Projektile in Form eines länglichen Taubeneies schleifen, und einer Axt, aus einem fein und scharf geschliffenen Stück Serpentin-Stein bestehend. Diese Axt ist in jüngster Zeit durch den kurzen, amerikanischen Tomahawk, welchen die Eingeborenen sich von den Europäern erhandeln, fast ganz verdrängt worden und wird nur noch als Kuriosität angefertigt. Sie beschäftigen sich endlich mit der Bereitung von Kokosöl, für welches sie jederzeit bei den europäischen Ansiedlern Käufer finden und wofür sie Callico, Pfeifen und Tabak einhandeln; selten wird der Erlös in Branntwein vertrunken, den sie übrigens sonst wohl zu würdigen verstehen.

Der gesetzgebende Körper wird bei den Neu-Caledoniern durch deren Häuptling vertreten. Zu wichtigen Beschlüssen werden die Reichsten aus einem Stamme zur Berathung berufen, allein nur des Häuptlings Ausspruch ist für das Resultat derselben bestimmend. Wie auf den übrigen Südseeinseln, so herrscht auch in Neu-Caledonien das Tabugesetz, welches indessen wiederum nur von dem Häuptling ertheilt und aufgehoben werden kann. Der Tabu ist gewissermaßen ein Unterlassungsgesetz, welches am besten durch Beispiele erklärt wird. Man nehme an, ein Häuptling sprach den Tabu über gewisse Kokosbäume, über Zuckerrohr oder über irgend etwas anderes dieser Art aus, so ist es einem Jeden seiner Unterthanen verboten, diese Dinge zu berühren oder Früchte davon zu pflücken, was nur dann wieder geschehen kann, wenn der Häuptling den Tabu aufhebt. Dieses Gesetz wird in jeder möglichen Weise verwandt, es kann z. B. auch ein Mädchen oder eine Frau mit Tabu belegt werden; eine Uebertretung desselben, sie mag in unseren Augen noch so gering erscheinen, wird jedesmal mit dem Tode bestraft und es ist daher erklärlich, daß in Folge dieser Strenge der Tabu nur äußerst selten gebrochen wird.

Die Sprache der Neu-Caledonier ist reich an Nasenlauten, ist jedoch auf den einzelnen Theilen der Insel so sehr verschieden, daß man vielleicht zehn gänzlich unterscheidbaren Idiomen begegnet, von den vielen abweichenden Dialekten ganz abgesehen. Für einen Europäer sind folgende Worte z. B. schwierig auszusprechen: Nji = Sonne, Mbo = Mond, Jii = Regen, Ngi = Tag, Mmi = Hand, Mmbe = Fisch, Nui = Kokosnuß, Dhui = Brotfrucht u. s. w. Ihr Zählen reicht eigentlich nur bis fünf = Tangarra, worauf sie 1, 2 u. s. w. anhängen, Tangarra-Ta = sechs, Tangarra-Porru = sieben u. s. w. bis zehn, welche Zahl durch beide Hände ausgedrückt wird; ein Mann, d. h. Hände und Füße zusammen, heißt zwanzig; darüber hinaus sind nur Wenige im Stande zu zählen. Die für sie unberechenbaren Zahlen, 200 oder 300, drücken sie durch ein Wort aus, welches ungefähr so viel bedeutet, als „eine Menge Sandkörner". Die Europäer verständigen sich mit den Eingeborenen am besten durch ein korrumpirtes Englisch. Verlangt man z. B. von einem Eingeborenen etwas zu essen, so drückt man sich etwa mit folgenden Worten aus: „Givin' kai-kai belonging you." Ihre Zeitrechnung knüpfen sie an wichtige Begebenheiten an, wie z. B. an große Kriegszüge oder an den Tod eines einflußreichen Häuptlings oder dergl. Der Neumond zeigt ihnen den Ablauf eines Monats an und die verschiedenen Tageszeiten entnehmen sie aus der Lage der Sonne. Wenn sie Mittag meinen, so zeigen sie mit der Hand nach dem Zenith, wenn Abend, nach dem westlichen Horizont. Auf diese Weise können sie mit großer Sicherheit jede Zeit des Tages angeben. Wie ihnen am Tage die Sonne, so dienen ihnen in der Nacht die Sterne als Wegweiser bei ihren Wanderungen zu Lande und zu Wasser.

In möglichst gedrängter Weise habe ich hier ein Bild von den äußeren und inneren Zuständen Neu-Caledoniens gegeben und in Nachfolgendem bringe ich noch in Kürze eine Uebersicht der politischen Verhältnisse dieser Insel.

Gegen Ende des Jahres 1843 ließen sich in Balade die ersten französischen Missionare d'Amata, Viard und Rougeyron nieder, nachdem die protestantische Mission unter der eifrigen Leitung Williams' bereits ihr Augenmerk auf

die neu-caledonische Inselgruppe geworfen hatte, indessen erst zwei Jahre später auf der Fichteninsel eine Station errichtete, welche jedoch bald wegen Ermordung und Verfolgung der Apostel aufgehoben werden mußte. Spätere Versuche, der protestantischen Religion Eingang zu verschaffen, blieben durch mancherlei Mißstände ohne Erfolg und wurden endlich gänzlich eingestellt. Dagegen hatte die katholische Mission mehr Glück, wenn sie auch im Anfange mit unendlichen Gefahren und Schwierigkeiten zu kämpfen und ebenfalls ihre Märtyrer hatte, allein es gelang ihr durch eiserne Ausdauer, sich vom ersten Augenblicke an mit wenigen Unterbrechungen auf der Insel zu erhalten. Schon Jahre vorher, ehe Neu-Caledonien von Frankreich annektirt wurde, war die Insel im moralischen Besitz französischer Priester, deren Haupt und Leiter am 27. April 1853 in Poëbo verstarb. Einige Monate darauf pflanzte Frankreich seine Flagge in neu-caledonischen Boden. Die protestantische Mission schien von dieser Zeit an Neu-Caledonien als außerhalb des Bereiches ihrer Thätigkeit zu betrachten und das katholische Priesterthum nahm ungehindert seinen Fortgang. Augenblicklich bestehen auf der Insel mehrere sehr einflußreiche Stationen, von denen die älteste sich auf der Fichteninsel, die bedeutendste auf der Insel Balabea, im NO von Neu-Caledonien befindet. Es ist nicht zu leugnen, daß das Christenthum in der nächsten Umgebung der Stationen von sichtbarem Einfluß zeugt, allein ich fürchte, derselbe ist nur zu sehr äußerlich geblieben. Es sind unter der großen Menge der, mit Rosenkränzen behängten Eingeborenen sicherlich nur wenige, die aus innerer Ueberzeugung wahre Christen geworden sind. Den Katholiken scheint es leider, wie man es namentlich in ihrem Missionswesen wahrnimmt, hauptsächlich darum zu thun zu sein, im großen Maßstabe ihre Proselytenmacherei zu betreiben, während sie weniger darauf Gewicht legen, ob im Kleinen und Einzelnen ihre Lehre festen Fuß erlangt. Trotz der nicht zu verkennenden Thätigkeit der Missionäre in Neu-Caledonien ist es ihnen bisher noch nicht gelungen, den verschmitzten, hinterlistigen Charakter, selbst der ihr Nächststehenden, gänzlich zu bändigen, und ich zweifle, ob es ihnen überhaupt je möglich sein wird, den eingewurzelten Haß der Eingeborenen gegen ihre „Unterdrücker" vollständig zu vernichten. Es gehört dazu ein tieferes religiöses Einwirken auf die Seele eines jeden einzelnen Individuums, als es bisher geschehen. Ein zu rasches, oberflächliches Gewinnen für die Religion hat noch nie nachhaltige Früchte getragen; allmählich wird dem Eingeborenen, namentlich wenn er sich nicht mehr im Wirkungskreise der Mission befindet, die neu angenommene Lehre gleichgültig und er verfällt nur zu bald und häufig wieder dem Heidenthum seiner Väter, ja, oft schon hat sich sein Sinn zu ausgesprochener Feindseligkeit gegen seine christlichen Lehrer gewandt. Welche Folgen eine solche Umwandlung auf die Gemüther seiner Umgebung nach sich zieht, ist leicht begreiflich; die Eingeborenen werden mißtrauischer wie zuvor und der Religion abgeneigter als jemals. Glücklicherweise kommen aber derartige Beispiele nicht zu häufig vor. Von denjenigen Leuten, welche nur aus Eitelkeit eine Zuneigung für das Christenthum heucheln, um sich mit einem Rosenkranz oder mit einer kleinen messingenen Medaille zu schmücken, mag ich gar nicht sprechen; ich fürchte aber, daß dieser Theil der „Bekehrten" die große Mehrzahl bildet. Obgleich der gute Einfluß der Missionäre im Allmeinen nicht zu verkennen ist, so hängt doch noch ein großer Theil der Bevölkerung principiell und mit Hartnäckigkeit an seinen herkömmlichen Gebräuchen, Viele thun es gerade aus Haß gegen die unerwünschte und oft nicht anerkannte Obergewalt der Franzosen.

Die ersten und für lange Zeit die einzigen handeltreibenden Ansiedler auf Neu-Caledonien waren ein gewesener englischer Schiffskapitän Paddon und sein Associé William Underwood aus Sydney. Beide hatten sich auf der Fichteninsel niedergelassen und betrieben die Ausbeutung von Sandelholz, welches sie nach China verschifften und dort mit reichem Gewinn verkauften. Nachdem sie hier einige Jahre verweilt hatten, siedelten sie nach Aneytum, einer kleinen Insel der Neuen Hebriden, über, worauf Kapitän Paddon nach einiger Zeit in Begleitung einer jungen Eingeborenen, mit welcher er in wilder Ehe lebte, wiederum nach Neu-Caledonien zurückkehrte. Während der vielen Reisen, welche er um die Insel gemacht hatte, entdeckte er den schönen Hafen, an welchem späterhin Numea erbaut wurde, und gründete auf der Insel Nu seine fernere Heimath, von wo er die Sandelholzausbeutung aufs Neue begann und sich ebenfalls mit dem Trepangfang zu beschäftigen anfing. Beides warf ihm im Laufe der Zeit einen solchen Gewinn ab, daß er über acht eigene Schiffe verfügen konnte und dieselben beständig in seinem Dienste thätig hielt. Allmählich hatte er sich eine Anzahl Vieh von Sydney kommen lassen, welches sich mit der Zeit zu einer ansehnlichen Heerde vermehrte und dieses gab später die Hauptveranlassung, daß der schöne Hafen von Nu von den Franzosen entdeckt wurde. Beim Segeln der Küste entlang, die augenscheinlich auch hier nichts Auffallendes zeigte, bemerkten einige Leute von dem französischen Schiffe aus, wie Vieh auf den Anhöhen graste. Den Franzosen, welche nichts von der Niederlassung eines Europäers wußten und daher auch kaum glauben konnten, auf der entlegenen Insel Vieh anzutreffen, mußte dieser Umstand sehr auffallen und sie sandten in Folge dessen eine kleine Expedition ans Land, um das Räthsel zu lösen. Das Resultat war die wichtigste Entdeckung, welche sie bisher auf der Insel gemacht hatten: die Auffindung des schönsten Hafens derselben. Paddon, welcher bei der Ausbreitung seines Geschäfts es wohl verstanden hatte, seinen Aufenthalt und seine Unternehmungen sehr verborgen zu halten, um einer Konkurrenz vorzubeugen, war der plötzliche Besuch der Franzosen allerdings sehr überraschend, allein er begegnete ihnen freundlich und zuvorkommend, wodurch er sich Achtung und Liebe bei den Fremden erwarb. Er war den Franzosen bei der Gründung ihrer Kolonie von unschätzbarem Werth und Nutzen; ohne seine Vermittelung bei den Eingeborenen, die ihn wie ihren Vater liebten, wäre die Besitznahme der Insel auf dieser Seite nicht so friedlich hergegangen.

Bei den Balavé auf Madagaskar.

Von **J. Audebert.** (Nach meinem Tagebuche.)

I.

Nachdem ich mich in Marovare einigermaßen häuslich eingerichtet hatte, widmete ich mich mit allem Eifer der Erforschung der Umgebung und der Vergrößerung meiner zoologischen und ethnographischen Sammlungen[1]). Wie schon erwähnt, hatte ich zwei Hütten bauen lassen, wovon die eine mir als Wohnung und Magazin diente, während die andere, zur Beherbergung der Diener bestimmte, zugleich als Küche gebraucht wurde. Beide lagen einander gegenüber und auf dem freien Platze dazwischen hatten wir ein großes Hühnerhaus errichtet, da wir das Geflügel, welches sich leicht im Buschwerke verlief, der zahlreich umherstreifenden Raubthiere wegen stets eingesperrt halten mußten. — Mein Häuschen, sehr niedrig und kaum so groß wie ein gewöhnliches Zimmer, hatte Wände aus den Blattrippen der Ravinala (Urania speciosa), das Dach war mit ihren Blättern gedeckt und der durch ein Gerüst von Querstangen erhöhte Fußboden war mit der abgeschälten, breitgeklopften und so brettartigen Rinde desselben nützlichen Baumes bedeckt. Um den überaus engen Raum etwas zu vergrößern, hatte ich die Hütte mit einer Veranda umgeben lassen, ein Vorrecht, welches im Innern Madagaskars sonst nur die Prinzen genießen. Dieselbe wurde gewöhnlich zum Präpariren der erlegten Vögel und Säugethiere benutzt und war aus diesem Grunde mit eingerammten Tischen und Sitzen aus Bambus versehen worden.

Von meinen mitgebrachten Leuten versah einer die Stelle des Kochs und Hausdieners, auch hatte er die Wartung der lebenden Thiere und das Reinhalten des Platzes zu besorgen, ein anderer half bei der Verarbeitung der Häute und Bälge und dem dritten endlich lag die Ausübung der Jagd ob, wobei ich ihn gewöhnlich von einem oder mehreren des Waldes kundigen und eigens für diesen Zweck gemietheten Dorfbewohnern begleiten ließ, welche zugleich die oft recht schwere Jagdbeute zu tragen hatten, um dem Schützen ungehinderte Bewegung zu erhalten. Einmal des Tages, entweder Morgens oder Nachmittags, je nachdem es sich gerade ausführen ließ, machte ich selbst einen Ausflug, sowohl um dem Jäger die nöthige Anleitung zu geben, damit nicht etwa werthvolle Arten übersehen würden, als auch um das Freileben der Thiere mit eigenen Augen zu beobachten. Diese Jagdzüge waren sehr beschwerlicher Natur, da keine Spur eines Weges oder Pfades vorhanden war und man sich buchstäblich durch das dichte und dornige Unterholz und die dichtverwachsenen Ranken der Schlingpflanzen durchzwängen oder durchhauen mußte. Kaum kann Jemand, der nie einen tropischen Urwald sah, sich einen Begriff davon machen, ja anfangs fühlt er sich wohl enttäuscht, denn fast alle Schilderungen, die wir kennen, sind falsch und entstellend. Nicht eine blendende Farbenpracht, keine einzelnen merkwürdigen Formen bieten sich dem Auge dar, das Ganze ist ein wirres, chaotisches, gedrängtes Durcheinander, auf dem tiefer, finsterer Ernst liegt. Stehen wir erst unter den gewaltigen Hallen dieses dunkelgrünen Domes und gewöhnt sich das Auge allmählich daran, in dem Gedränge der emporstrebenden Waldriesen und ihrer mit Schlingpflanzen und Schmarotzern umrankten und dicht bedeckten gefallenen Brüder einzelne Gestalten und Formen zu unterscheiden, so entdecken wir zwischen Tod und Moder auch das mächtig sprossende Leben, schlank und kräftig zum Himmel ragende Palmen, leuchtende Blüthen und roth und gelb gefärbte Gebüsche. Dann erst vermögen wir die Schönheit und Vielseitigkeit der Formen und Gebilde zu unterscheiden, dann erst vermögen wir den Urwald zu begreifen und in seiner Grabesstille durchdringt uns die Macht seiner Größe und Pracht, die erlittene Täuschung verwandelt sich in Bewunderung, und tief in unser staunendes Gemüth senkt sich der dauernde Eindruck dieser gewaltigen und unerreichbaren Schöpfung. Und ist der Urwald ernst und feierlich auch in den hellsten Strahlen der Sonne, die seinen Grund niemals berühren, so bietet er uns bei Sturm und Gewitter ein mächtig ergreifendes Bild entfesselter Leidenschaft. Und überrascht uns erst die Nacht in ihm bei einem solchen Aufruhr, so kann auch ein muthiges Herz Grauen und Entsetzen fassen. Grelle Blitze erleuchten die gespenstischen Gestalten der dunkel verschlungenen Massen, grollend durchzieht der Donner den Wald und dieser wieder saust und ächzt und stöhnt und brüllt und knirscht, als wäre er der Zufluchtsort der Verworfenen der Hölle, dazwischen mischen sich die betäubenden Schläge der mit donnerähnlichem Krachen zur Erde stürzenden mächtigen Bäume, welche altersschwach dem rasenden Sturme nicht mehr widerstehen können, ihre jüngeren Gefährten mit sich im Sturze niederreißend und alles Leben unter sich zerknickend und zermalmend. Wehe dem Wanderer, der zu solcher Stunde von den Schrecken des Urwaldes überrascht wird, schutzlos den entfesselten Naturgewalten preisgegeben, ist er glücklich zu schätzen, wenn er nach stundenlangem Umherirren den richtigen Weg zur Hütte findet, ohne von den niederstürzenden Massen erschlagen zu werden. Mehr als lästig sind die zahlreichen Blutegel, welche bei solchen Gelegenheiten sowohl vom nassen Boden an den Beinen heraufkriechen, als auch oben von den Blättern herab ins Gesicht und auf den Nacken fallen. Kaum dicker als ein Zwirnfaden, sind diese Thierchen doch sehr schlimme Peiniger, da sie hundertweise unter den Kleidern durchkriechen und durch ihre Ueberzahl einen ziemlich starken Blutverlust erzeugen, da sie vollgesaugt die Dicke eines Bleistiftes wohl erreichen. Keine Stelle des Körpers ist vor ihnen sicher, durch jede noch so kleine Kleideröffnung, in jeden Körpertheil, sogar in Augen, Nase und Ohren wissen sie einzudringen und sich so festzusetzen, daß sie kaum loszubringen sind. Unter den Nadelstichen und dem Kitzeln dieser kleinen Quälgeister muß man aber ruhig aushalten, es giebt kein Mittel dagegen. Kam ich dann zum Tode erschöpft naß und blutend nach Hause und riß mir die Kleider vom Leibe, so mußten wir oft noch durch Auspinseln von Salzwasser über 60 bis 80 derselben zum Abfallen bringen. Die Wunden bluten dann noch lange fort und schmerzen, wenn sie sich zufällig später durch Reibung der Kleider entzünden, sehr stark, die Narben aber, so klein sie auch sind, verbleiben fürs ganze Leben. Nur die Eingeborenen, welche zur Jagd fast ganz nackt ausziehen, wissen sich durch Einreiben mit einer Art salzigem Kräuterfett etwas dagegen zu schützen. Auch die Hunde werden von den genannten Schmarotzern arg belästigt und zwar

[1]) S. Globus XLII, S. 328.

an den dünn behaarten oder haarlosen Körperstellen, hauptsächlich zwischen den Zehen, wo man sie dutzendweise dick von Blut aufgedunsen sitzen sehen kann. Legte man sich nun endlich nach dem dürftigen Mahle zur Ruhe nieder, so trat man gar oft mit den nackten Füßen auf einen empfindlich stechenden Skorpion oder es fiel während des Schlafes oben von dem modernden Blätterdache herab ein Tausendfuß, dessen Biß besonders am Kopfe die heftigsten Schmerzen verursacht. Auch große, feuchtkalte Schlangen fanden sich häufig Nachts ein, krochen über Feldbett, Gesicht und Hände und Morgens konnte man sie zusammengeringelt zwischen Dach und Wand der Hütte schlafend finden. Waren auch diese Thiere trotz ihrer oft bedeutenden Größe von 10 bis 12 Fuß ganz harmlos und sogar als Rattenvertilger nützlich, so war mir ihre Nähe doch stets aufregend und ekelhaft und ich habe mich nie mit ihnen befreunden können. Schlimmer noch als dies war der Umstand, daß ich die geschossenen und wegen Zeitmangel noch nicht präparirten Thierleichen und meine ganzen Sammlungen in dem engen Hause aufbewahren mußte. Um dieselben vor Ratten und Ameisen zu schützen und auch so gut es ging zu trocknen, wurden sie mit dünnem Bindfaden an der Decke festgemacht und bald war der ganze Raum so damit angefüllt, daß auch über meiner Lagerstätte alles voll hing und man nun, um nicht anzustoßen, geduckt gehen mußte. War es nun regnerisches Wetter, so wurden die mit Alaun und Salz zubereiteten Felle feucht und während des Schlafes tropfte mir die ablaufende Flüssigkeit manchmal auf Kopf und Gesicht. Bei der großen Hitze gingen Thierleichen sehr schnell in Verwesung über, solche, die in Magen und Eingeweide geschossen waren, schon nach wenigen Stunden, und daher herrschte ein ekelhafter Leichengeruch in meiner Klause. Kaum glaube ich, daß man sich an so etwas gewöhnen kann, man leidet im Gegentheil unsäglich unter solchen Umständen, aber es läßt sich wirklich nichts dagegen thun, denn entziehen sich die sauer genug erworbenen Präparate in diesem Klima auch nur für kurze Zeit der sorgfältigsten Controle, so läuft man die größte Gefahr, sich empfindlichen Verlusten auszusetzen. Man muß also immer dabei sein, denn verpacken lassen sich die Sachen nicht, ehe sie vollständig trocken geworden sind. In dieser Weise verlief das Leben in Marovare den ersten Monat ziemlich ruhig in Arbeit und Mühen. Später aber fand ich auf meinen Ausflügen öfters hohle Bäume, die wie davor befindliche Spuren von Lagerfeuern vermuthen ließen, Menschen zum nächtlichen Aufenthalte gedient haben mußten. Das machte mich nun einigermaßen stutzig, weil mir die Dorfbewohner erklärten, diese Stellen rührten von Fremden her. Kurz darauf wurde ich durch heftiges Hundegebell aus dem Schlafe geweckt und gewahrte, durch eine der an den Hüttenwänden vorsorglich angebrachten Schießscharten schauend, acht bis zehn bewaffnete Männer, welche die Hütte umschlichen, scheinbar Böses im Schilde führend. Jedoch verschwanden dieselben, als aus der Hütte meiner inzwischen durch das heftige Bellen aufmerksam gewordenen Leute ein lautes Sové (Wer da!) herübertönte, mit Blitzesschnelle in der Dunkelheit des nahen Gebüsches. Am andern Morgen rief ich alle Dorfbewohner zu einem Kabar (Versammlung, Gerichtssitzung) zusammen und erklärte unbedingt zu schießen, falls wieder Jemand nächtlicherweile herumlauern sollte, womit alle einverstanden waren unter der Versicherung, sie hätten mit diesen Leuten nichts gemein, die fremde Räuber und Sklavenjäger seien und wahrscheinlich zum Stamme der Valavé gehörten, von denen sich oft Rotten herumtrieben, in der Absicht, Ochsen oder kleine Kinder zu stehlen. Aus diesen Gründen wachte ich von nun an mit verdoppelter Vorsicht, da es mir klar schien, daß die Räuber mich zu überfallen gesucht hatten, um sich meines Geldes und meiner Waffen zu bemächtigen. Eine Zeit lang bemerkten wir auch nichts Verdächtiges, bis eines Abends, es mochte gegen 6 Uhr sein, durchdringendes Geschrei die stille Ansiedlung allarmirte, die Weiber aus dem Dorfe stürzten herbei und schrien, mein Diener, der nach dem fünf Minuten entfernten Flüßchen zum Wasserschöpfen gegangen war, liege im Kampfe mit zwei Räubern. Sofort ein Gewehr ergreifen und nach dem Orte des Ueberfalles eilen war das Werk eines Augenblickes, doch die Räuber hatten den Diener schon losgelassen und waren in wilder Flucht verschwunden. Gleichzeitig mit mir erschienen auch alle kampffähigen Männer des Dorfes, mit Lanzen bewaffnet, in Begleitung ihrer Hunde am Orte des Ueberfalles und brachten diese auf die Spur der Flüchtlinge, jedoch vergebens — nach langem Suchen kehrten sie unverrichteter Sache zurück. Die zwei Valavé hatten wahrscheinlich am Wasser auf die Kinder gelauert, um sie zu stehlen und überfielen hier meinen Diener, der sie dabei überraschte. Obwohl nun die Gegner mit Speeren bewaffnet waren, so gelang es diesem doch glücklicherweise, sich mit einem Stocke so lange erfolgreich zu vertheidigen, bis die durch das Geschrei einiger zufällig nach dem Flusse gehenden Weiber herbeigerufene Hilfe nahte. Daß der Diener nicht getödtet wurde, kam wohl daher, weil man ihn lebendig gefangen nehmen wollte, denn wäre er einmal überwältigt und gebunden gewesen, so hätten ihm die Valavé eine Stange zwischen die gefesselten Hände und Füße geschoben und ihn, so wie man einen erlegten Hirsch oder Eber bei uns fortbringt, mit Windeseile davon getragen, um ihn dann später in der Ferne zu verkaufen, da er immerhin zwanzig starke Ochsen werth war. Von dieser Zeit ab ließ ich jeden Abend 10 bis 15 Schüsse abfeuern, um den umherstreifenden Spitzbuben anzuzeigen, daß wir auf der Hut seien. Dies Manöver schien auch vollständig seinen Zweck zu erfüllen, denn in Zukunft blieben wir unbehelligt, auch war es längst von mir durch Erfahrung erprobt worden, aber ich hatte es nicht angewendet, weil ich den Wald nicht beunruhigen wollte. Denn durch zu häufiges Schießen, zumal bei der Nacht, verscheucht man alle Thiere aus der Umgegend, wodurch dieselbe sehr an Reiz verliert, ganz abgesehen davon, daß dadurch das Sammeln erschwert wird.

Manchmal, besonders wenn man sich unwohl fühlt, wird man auch durch Kleinigkeiten in Aufregung versetzt. So z. B. wurde ich in einer stürmischen Nacht — die Männer von Marovare waren nach dem Hovafort Ankara beschieden worden, woselbst eine Festlichkeit stattfand —, etwas am Fieber leidend, durch ein abscheuliches Schreien und Stöhnen aus dem Halbschlummer aufgeschreckt. Schlaftrunken sprang ich auf und eilte zur Hütte meiner Leute, um von ihnen die Ursache dieser seltsamen Töne zu erfahren, doch war dieselbe leer, von meinen Dienern keine Spur zu finden. Im ersten Augenblick wirkte diese Entdeckung beunruhigend auf mich, doch halb angekleidet und barfuß wie ich war, brachte mich die feuchte Nachtluft bald zur ruhigen Besinnung, ich beschloß diesem Hexentanze selbst nachzuforschen, ergriff Lanze und Gewehr und kletterte einen kleinen Hang hinab in ein von spärlichen Mondstrahlen zeitweilig etwas erleuchtetes Maniokfeld, aus welchem mir die Töne zu kommen schienen. Nur einen kleinen, langsamen, aber sehr zuverlässigen Hund, der immer dicht bei mir blieb, nahm ich mit, um mich nicht vorzeitig meinem unbekannten Feinde zu verrathen oder denselben etwa zur frühzeitigen Flucht zu bewegen. Wer beschreibt nun meine Ueberraschung, als ich vorsichtig näher schleichend gewahrte, daß diese unbeschreiblichen Laute von Wildsauen

herrührten, welche in großer Menge das Feld verwüstend und umwühlend, sich dabei stießen und herumbissen. Bei meiner Annäherung trotteten die meisten Schweine langsam davon, nur eine Sau mit Frischlingen hielt Stand und griff den Hund, der etwas voraus war, wüthend an. Ich legte nun auf sie an, aber beide Läufe versagten. Der Jäger hatte das Gewehr am Tage zur Jagd benutzt, und es in gewohnter Sorglosigkeit unterlassen, die naß und unbrauchbar gewordenen Zündhütchen durch neue zu ersetzen. — An den Rückzug konnte ich nicht mehr gut denken, denn wenn das wuthschnaubende Thier dem mir jedenfalls folgenden Hunde nachlief, so war mit Sicherheit anzunehmen, daß es sofort auch auf mich losfahren würde. Deshalb benutzte ich einen Augenblick, wo es der Hund gerade beim Schwanze gepackt hielt, ließ das Gewehr fallen und rannte ihm mit aller Kraft die Lanze von hinten durch den Körper. Sogleich sprang es wüthend grunzend herum, wobei die von mir festgehaltene Lanze durchbrach und ich auf den Boden geschlendert wurde. Jedoch stürzte das zu Tode getroffene Schwein gleichzeitig röchelnd nieder und verendete nach wenig Zuckungen. Ich ließ es liegen und trat den Rückweg an, um, in der Hütte angekommen, durch das kleine Abenteuer und das Herumstolpern in dem dunkeln Gehölz ganz ermüdet, sofort in tiefen Schlaf zu fallen.

Wie sich am andern Morgen herausstellte, hatten meine Diener der Lockung nicht widerstehen können, auch an dem Feste theilzunehmen und mich deshalb, ohne im Mindesten an etwaige böse Folgen ihrer Handlungsweise zu denken, sorglos und leichtsinnig allein gelassen. Sie waren Abends fortgelaufen und hatten bei dieser Gelegenheit einmal wieder eine jener malgassischen Bravourleistungen gemacht, indem sie den Hin- und Herweg, welcher ungefähr 16 Stunden betrug, in 9 Stunden zurücklegten; daß sie am Schauplatze des Festes zu spät ankamen, nicht viel sahen und auch nur einige Stunden dort verweilen konnten, hatten sie gar nicht in Betracht gezogen; jedenfalls fanden sie dort Gelegenheit, sich einmal gründlich mit Branntwein zu stärken, das war einen solchen Dauerlauf wohl werth. So sind die Malgaschen — ich aber durfte obendrein nicht viel zanken und konnte noch von Glück sagen, daß sie überhaupt wieder gekommen waren. Denn auch das Gegentheil habe ich mehr als einmal erlebt.

Ein solches Leben führt der Forscher im fremden Lande: freundlos und einsam, allein den Unbilden der Witterung und des Klimas, dem Leichtsinn, der Habgier und Tücke der Menschen ausgesetzt, oft kärglich lebend, mit bitterer Noth ringend, würde er gar bald Muth und Kraft verlieren, belebte ihn nicht mit Feuerflammen die Hoffnung, der Wissenschaft und damit seinen Mitmenschen und künftigen Geschlechtern zu dienen, zu nützen, begeisterte ihn nicht der süße Traum von Ruhm und Ehre, belohnte ihn nicht das Gefühl erfüllter Pflicht! Wohl dem, dessen Traum in Erfüllung geht, glücklich, der die Heimath wieder sieht und wäre es auch nur, um zu sterben. — Aber auch denen sei Ehre und ein treues Gedenken, die in Pflicht und Opfermuth auf der Wahlstatt bleiben, wie ein tapferer Krieger im Felde. Darum ruhe sanft, Rutenberg, und auch du, Hildebrandt, sei nicht vergessen! Wackere Kämpen, die ihr auszoget für den Ruhm der Wissenschaft und des Vaterlandes, die ihr euer Werk mit eurem Herzblut besiegeltet, gemordete Opfer eures hochherzigen Strebens, seid mir gegrüßt aus der Heimath, vom Vaterlande — ihr seid nicht vergessen, möge euch Madagaskars Erde leicht sein!

Möge mir der Leser diese Abschweifung verzeihen; während ich mich zurückversetze in das Land meiner Leiden, kehren alle meine Erinnerungen mit Macht zurück, mich übermannt das Gefühl, und mit Wehmuth gedenke ich der unglücklichen Träger verwandter Ziele und gleicher Schmerzen. —

Meine Sammlungen waren unterdessen so umfangreich und werthvoll geworden, daß ich dieselben nicht den Gefahren einer weiteren Reise auszusetzen für gut fand. Deshalb beauftragte ich meine Leute, dieselben nach Farafangana zu schaffen. Dort sollten sie, da sie damit umzugehen verstanden, eine Hütte miethen und alle Gegenstände täglich lüften und trocknen, auch möglichst vor Insekten und Rattenfraß zu bewahren suchen. Freilich mußte ich mich nun von ihnen trennen, aber meine wissenschaftliche Ausbeute lag mir sehr am Herzen. — Ich selbst beschloß, mich nach dem Hovafort Ankara zu begeben, um den Versuch zu machen, von dort in das Gebiet der Valavé vorzudringen und Neues über diesen Volksstamm zu erfahren. Die Dorfbewohner besorgten mir die nöthige Anzahl Männer aus der Umgegend und nach Vertheilung des nunmehr leichteren Gepäckes machten wir uns eines Morgens frühzeitig auf den Weg. Dieser bot nichts Bemerkenswerthes; die Gegend bestand aus waldlosem, fruchtbarem, mit mannshohem Grase bedeckten Hügelland, in den Senkungen reich bewässert, stellenweise sumpfig und hier mit Reis bebaut. Nur an einzelnen Punkten sah man noch Baumgruppen, auch hier ein Zeichen, daß einst der prachtvollste Urwald diese Gefilde bedeckte und ihre Hügel krönte. Nachmittags gegen drei Uhr gelangten wir an den Fuß des äußerst steilen, felsigen Gebirges, auf dessen Kamm die Feste lag. Der Berg war so steil und der hinaufführende schmale Fußpfad so glitschig, daß ich nur mit äußerster Kraftanstrengung und auf eine Lanze gestützt, mich mühsam vorwärts schiebend, den Berg erklettern konnte. Auf der Hälfte angelangt, trafen wir eine Quelle, aus welcher auch die Garnison ihr Wasser schöpft. Als die Träger sich hier versammelten, um sich zu erfrischen, stellte es sich heraus, daß mehrere der mitgeführten Halbaffen (Lemur collaris und Lemur varius) den Sonnenstrahlen trotz der Bedeckung mit Blättern erlegen waren, so glühend heiß war es an diesem Tage. Die Bewohner des dichten und feuchten Urwaldes kommen mit den Sonnenstrahlen niemals in Berührung und können dieselben nicht vertragen. Es ist daher ein Irrthum und eine ganz falsche Behandlungsweise, wenn man Tropenthiere der Sonne direkt aussetzt. Dies ist ihnen im Gegentheil sehr schädlich, was sie haben müssen, ist feuchte Wärme von 18 bis 22° R.

Wir ordneten hier unsern Zug und erreichten bald darauf das langgestreckte Dorf, wo wir vorläufig von einer großen, leerstehenden Hütte, der trano vahina (Fremdenhaus) Besitz ergriffen, um, nachdem wir dem Gouverneur der Festung unsere Ankunft gemeldet hatten, das Weitere abzuwarten.

Gegenwärtig, wo Frankreich Madagaskar oder vielmehr das Hovareich mit Krieg überzieht, dürfte ein solches Bollwerk und seine Besatzung mit dem ihm eigenen Leben und Treiben für den Leser nicht ganz ohne Interesse sein.

Die Nord-Borneo-Gesellschaft.

E. M. Kolonien, gebt uns Kolonien! Ist der Ruf unserer Zeit. Um das Wie, um das Wo bekümmert man sich im Allgemeinen weniger, als für eine eingehende Besprechung derartiger Fragen wünschenswerth ist, weshalb die Erörterungen häufig als auf bloßen Sand gebaut erscheinen. Der beste Weg der Beantwortung des Themas, eine bessere Grundlage zu schaffen, scheint ein möglichst eingehendes Studium fremder Bestrebungen, die in neuerer Zeit auf diesem Gebiete gemacht sind, um durch Vergleichung des eingeschlagenen Verfahrens und der erhaltenen Resultate mit den für den Erfolg günstigen und ungünstigen Vorbedingungen bekannt zu werden.

Wir möchten daher den Versuch machen, auf Grund der Verhandlungen in der Allgemeinen Versammlung (27. Juni) der Theilhaber und der denselben vorgelegten Berichte der Direktoren und des Gouverneurs der jungen Kolonie, eine Uebersicht von dem zu geben, was in der seitherigen Thätigkeit der jungen Borneo-Gesellschaft (siehe Globus, Bd. 43, S. 32) besonders beachtenswerth erscheint. Um den bis jetzt erzielten und den in Aussicht gestellten finanziellen Erfolg kümmern wir uns weniger, da es für unseren Zweck gar nicht darauf ankommt, ob die Gesellschaft ein Jahr früher oder später etwas höhere oder geringere Dividende zahlen wird — was wir ja doch nur als mehr oder weniger begründete Muthmaßung hinstellen könnten —, sondern um zu zeigen, welche Grundsätze man dort als maßgebend angenommen, was man zu ihrer Ausführung gethan hat.

Um über die geldliche Lage der Gesellschaft das Nöthigste mitzutheilen, verzeichnen wir, daß ihr Kapital ursprünglich auf 2 000 000 Pfund Sterling in 100 000 Antheilen à 20 Pfund Sterling festgesetzt war, daß man, wie es scheint, Schwierigkeiten gefunden hat, das ganze Kapital unterzubringen, denn dem Berichte nach sind 4500 Antheile in den Händen der ersten Besitzer der Konzession, 5104 voll eingezahlte und 23 360 Antheile, auf welche je 10 Pfund Sterling eingezahlt sind, in den Händen anderer Besitzer; man hat also bei der Ausführung der anfänglich entworfenen Pläne gewiß manche Einschränkungen eintreten lassen müssen, um mit den vorhandenen Mitteln nicht nur auszukommen, sondern in diesem Augenblicke noch genügende Gelder zur Verfügung zu haben, um vorläufig wenigstens in der Lage zu sein, dem vorhandenen Kapitale keine weitere Ausbreitung geben zu müssen. Eine durch ein Mitglied der Direktion, Mr. Alfred Dent, an Ort und Stelle vorgenommene Untersuchung hat zu dem unter Mitwirkung des Gouverneurs Alfred Treacher festgestellten Ergebniß geführt, daß vermuthlich die Jahreseinnahme 328 000 Dollar, die Ausgabe 158 000 Dollar betragen, sich demnach ein Ueberschuß von 170 000 Dollar ergeben würde. Wir wollen hier nicht darauf eingehen, ob eine derartige Aussicht für den nächsten Jahresabschluß nicht allzu rosenfarbig ist. Allerdings sind die Ausgaben der Gesellschaft auf einem sparsamen Fuß eingerichtet; der Gouverneur bezieht monatlich nur 550 Doll. Gehalt neben 200 Dollar Repräsentationskosten, die beiden Residenten ein Einkommen von nur 350 resp. 330 Dollar.

Unter Berücksichtigung der bis jetzt gemachten Erfahrungen hat man als Grundsatz angenommen, daß die Gesellschaft selbst nicht als Pflanzer auftreten, sondern es als ihre nächste Aufgabe betrachten solle, das Land zu beherrschen und zu entwickeln. Demgemäß hat man alle die direkten Vortheile, deren Ausnutzung dem Fortschritt störend in den Weg treten könnte (z. B. den größten Theil der Eingangszölle und das Kopfgeld auf die Bitte der chinesischen Einwanderer) aufgegeben und bereitet sich vor, Zuschüsse zu leisten, namentlich für solche Anpflanzungen, welche erst nach einer Reihe von Jahren Vortheile ergeben und deshalb für den gewöhnlichen Unternehmer, wie lohnend auch in der Zukunft, für den Augenblick nicht einladend genug, weil zu drückend sind. Als solche wären zu erwähnen die Anpflanzungen von Chinarinde und von Sago. Als Einnahmequellen betrachtet man: die Eingangszölle auf einzelne Artikel (Wein, Spirituosen, Tabak), Ausgangszölle (5 bis 10 Proc.) von den Landesprodukten, die keine weitere Steuer bezahlen. Der Landverkauf für Plantagen geschieht nämlich gegen 1 Doll. per Acker und vollkommene Freiheit von Grundsteuer oder 0,50 per Acker und eine Grundsteuer von 0,10 Doll. im Jahre. Viel höhere Preise (über 4000 Doll. per Acker) wurden für Bauplätze erzielt, die 6 Doll. im Jahre Grundsteuer bezahlen. Die Mineralschätze des Landes haben die Erwartungen, die man von denselben hegte, noch nicht erfüllt; wiewohl fortwährend noch von reichen Goldlagern durch die Eingeborenen gesprochen wird, haben doch die Untersuchungen bis jetzt zu keinem Resultat geführt; mehr verspricht man sich von den Vogelnestern, die in den Höhlen, welche sich am Kanabatanganflusse hinziehen, in ganz ungeheurer Menge und in sehr guter Beschaffenheit vorkommen, der volle Ertrag wird auf 20 000 Doll. im Jahre geschätzt, doch würde es noch Jahre lang dauern, ehe man auf denselben rechnen kann.

Guano ist in großer Menge vorhanden, kann aber, was seine Qualität angeht, nicht mit dem peruanischen wetteifern; nach England geschickte Muster wurden auf 7 Pfund Sterling pro Tonne (1800 kg) taxirt. Die Höhlen bei Gomanton allein sollen nach einem Ueberschlage 25 000 Tonnen enthalten.

Schon ganz im Geist ihrer jetzigen Auffassung hat die Regierung vom Anfange ihrer Unternehmungen begriffen, daß die Entwickelung des Landes von der Entwickelung einer arbeitsamen Bevölkerung abhängig ist und diesem Punkte, im besonderen der chinesischen Einwanderung ihre Sorge zugewendet, und hierfür manches Opfer gebracht. Es war nicht etwa der Gedanke, eine Chinesenkolonie zu gründen, welche die an der Spitze stehenden Personen dazu veranlaßte, gerade auf dieses Volk ihre Aufmerksamkeit zu richten, sondern vielmehr eine Reihe von Umständen, auf die wir etwas näher eingehen wollen. Die Eingeborenen des Landes sind vorläufig für den Ackerbau ganz untauglich; aus anderen Berichten ist es bekannt, daß sie nicht einmal den Reis für eigenen Gebrauch anbauen, sondern entweder auf den Genuß ganz verzichten oder sich denselben durch Tausch verschaffen. Sie sind faul, dumm und an geordnete Zustände nicht gewöhnt; dazu würden viele Jahre erforderlich sein; nie haben sie etwas anderes gethan, als gefischt und sich umhergetrieben und einige Waldprodukte eingesammelt; sie fordern hohen Lohn für leichte Arbeit und verlassen dieselbe bald wieder; noch ärger ist es mit den von Solok kommenden Einwanderern; außer den eben genannten schlechten Eigenschaften besitzen sie noch einige andere, die den Verkehr mit ihnen noch unangenehmer machen, sie sind ungehorsam und grob. Und da nun die erste Bedingung für das Gedeihen einer Kolonie — wir wiederholen es, da diese Bedingung so häufig vergessen wird, wenn man seine Wünsche

auf Länder erstreckt, die notorisch schwach bevölkert sind, oder über deren Bevölkerung gar nichts bekannt ist — eine zahlreiche und thätige Bevölkerung ist, da zudem die Einwanderung von Chinesen dadurch begünstigt wurde, daß ihnen der Eintritt in Nord-Amerika verboten worden war, so wendete man Kosten und Anstrengungen an, um den Strom derselben nach Nord-Borneo zu ziehen. Der Agent der Gesellschaft in China, Sir Walter Methurst, scheint eine besondere Fähigkeit zu besitzen, die Vorzüge der Kolonie in ein günstiges Licht zu stellen, während auf Borneo vorbereitende Maßregeln zur Aufnahme von Einwanderern getroffen wurden. Die Sache hat sich verhältnißmäßig schnell entwickelt. Am 15. September vorigen Jahres dampfte der „Hainan“ nach Borneo; an Bord befanden sich einige vierzig Chinesen, welche sich durch den Augenschein davon zu überzeugen wünschten, was Borneo ihnen zu bieten im Stande sei, und schon am 31. Oktober gingen mehr als zweihundert Einwanderer dorthin ab. Es waren jedoch nicht nur Handwerksleute und Kulis, welche für Rechnung der Gesellschaft die Reise machten, sondern auch vermögende Unternehmer. Seit der Zeit sind immer mehr Chinesen nachgefolgt, man sinnt darauf, eine vierzehntägige Dampfschiffahrtsverbindung zu organisiren. Allerdings hat auch die chinesische Einwanderung ihre Schattenseiten; der chinesische Landbauer wandert im Allgemeinen nicht aus, es sind meist Kulis und Handwerker, die ihr Vaterland verlassen; wenn erstere sich auch bewegen lassen, eine Verpflichtung gegenüber einer Ackerbaugesellschaft zu übernehmen, so ist es doch gewiß, daß sie dieselbe — so oder so — sobald wie möglich zu lösen suchen, um sich dem Handel, der für den Chinesen den größten Reiz besitzt, zu widmen. Von Donop, ein höherer Beamter der Gesellschaft, erklärt denn auch offen, daß er indische Kulis (die er durch zehnjährigen Aufenthalt auf Ceylon schätzen gelernt hatte) lieber haben würde. Es kommt jetzt schon vor, daß chinesische Händler, ohne um die Erlaubniß zu fragen, sich hier und da, weit im Inneren an irgend einer ruhigen Stelle, wo sie ihren Tauschhandel betreiben können, niederlassen.

Einzelne Einwanderer kommen auch aus Labuan und Singapore.

Einige Angaben über den Fortschritt, den die Bevölkerung gemacht hat, mögen hier eine Stelle finden. Kudat, die Hauptstadt, welche erst 1882 gegründet wurde, hat jetzt eine Bevölkerung von tausend Seelen, worunter 350 Chinesen, Elapura hat seit 1878 eine Bevölkerung von sechstausend Seelen, worunter die Hälfte Chinesen, gewonnen, an der Bai von Saniakan wohnen etwa sieben- bis achttausend Menschen, größtentheils Söhne des himmlischen Reiches. Wenn nun auch diese Verhältnisse immer noch klein sind, so darf man bei ihrer Beurtheilung nicht aus dem Auge verlieren, daß, wenn unter solchen Verhältnissen erst einmal der erste Anstoß gegeben ist, das Wachsthum lawinenartig zunimmt; hierzu dürfte noch mehr beitragen, daß sich verschiedene Gesellschaften zur Ausnutzung von Plantagen gebildet haben, die theilweise ein bedeutendes Kapital besitzen und die natürlicherweise ein großes Interesse haben, hinreichende Arbeitskräfte zu bekommen, was jeder einzelnen Association natürlich leichter glücken wird, als es der Borneo-Gesellschaft möglich sein würde, eine gleiche Anzahl Personen zur Einwanderung zu bewegen, ohne denselben direkt sichere Arbeit bieten zu können.

An größeren Landverkäufen waren zu melden: An die Gesellschaft von E. Major 50 000 Acker, an A. Major 40 000 Acker, de Lissa 20 000 Acker, Lo Yuen-Yuo's Gesellschaft 10 000 Acker, Wilson und Smith (Tabakpflanzer aus Deli auf Sumatra) 10 000 Acker, die China Sabah Landfarming Company 40 000 Acker &c.; in der Versammlung der Antheilhaber konnte der Vorsitzende Sir Rutherford Alcock noch mittheilen, daß sich ein Konsortium in London und Melbourne mit einem bedeutenden Kapital gebildet habe, von dem die Erwerbung von hunderttausend Ackern für Zuckerpflanzungen in Aussicht genommen sei.

Die Handelsbewegung betrug im Jahre 1882 (Ein- und Ausfuhr zusammengenommen) auf der Westküste 311 000 auf der Ostküste 192 000 Dollars. Eine gefährliche Konkurrenz machte die Nähe von Labuan, da dasselbe ein Freihafen ist, und außerdem die Eingeborenen gewöhnt sind, ihren Bedarf dort gegen die Produkte ihrer Wälder einzutauschen.

Fassen wir die wenigen Angaben, die wir mitgetheilt haben, zusammen, so glauben wir als deren Summe aufstellen zu können, daß die junge Kolonie der Borneo-Gesellschaft bald einen hinreichenden Ertrag und mit der Zeit auch einen hübschen Gewinn abwerfen wird, daß man sich auf dem richtigen Wege befindet, indem man das Huhn, welches die goldenen Eier legen soll, erst hinreichend erstarken läßt und endlich, daß die leitende Behörde es vermeidet, selbst als Pflanzer und Händler aufzutreten, was nach allen bisherigen Erfahrungen vollkommen gerechtfertigt erscheint, da es abgesehen von anderen Uebelständen allen Schwankungen der Marktpreise unterworfen würde.

Kürzere Mittheilungen.

Die Zinn-Gewinnung in Malakka.

E. M. Sowohl Engländer als Franzosen gehen mit ihren Forschungen in Hinterindien unermüdlich fort, und auch über die in mancher Beziehung so merkwürdige Halbinsel Malakka sind mehrere interessante Mittheilungen in neuerer Zeit veröffentlicht worden; wir nennen hier einen Aufsatz des Herrn Daley: „Ueber die unabhängigen Staaten der Halbinsel Malakka“, der in den Proceedings abgedruckt wurde, und eine beinahe gleichzeitig in den Archives des Missions scientifiques et littéraires (ser. III, vol IX) erschienene bedeutende Arbeit aus der Feder des Herrn Errington de la Croix: „Ueber die Zinngewinnung in Perak“, während sein Reisegefährte, Herr Brau de St. Pol Lias ein Buch über Perak und die Orang Sakeys veröffentlichte.

Letzteres Werk berührt uns hier nicht weiter, da wir in diesen Zeilen nur das Wissenswertheste über die Zinngewinnung mittheilen wollen, die auch in dem zuerst genannten Aufsatze ziemlich ausführlich besprochen worden ist, während Errington de la Croix, von der französischen Regierung 1881 mit einer wissenschaftlichen Sendung nach dem malaiischen Archipel beauftragt, sich sieben Monate in Perak aufgehalten und dort sich den speciellen Studien, deren Resultat er in seinem Buche niedergelegt, gewidmet hat. Perak ist, was seine Größe betrifft, einer der unbedeutendsten der Malaien-Staaten; seine Oberfläche beträgt kaum 5000 Qu. Meilen. Als Fundort von Zinn ist es schon lange bekannt und als

solchem wird ihm von ebengenanntem Forscher eine hohe Bedeutung beigelegt; der Metallreichthum wurde schon von holländischen und spanischen Seefahrern gerühmt, doch den eigentlichen Aufschwung bekam die Ausbeutung desselben erst nach dem Aufruhr der Taipings; chinesische Flüchtlinge, welche einwanderten und sich der Zinngewinnung zuwendeten, hatten großen Erfolg und dieser lockte wieder neue Einwanderer herbei, deren Zufluß bald so stark wurde, daß die malaiischen Autoritäten nicht mehr vermochten, die Ordnung unter ihnen aufrecht zu erhalten. Das Recht des Stärksten siegte unter den chinesischen Arbeitern; der Sultan schloß sich weislich der stärksten Partei an und die Besiegten mußten die Arbeit in den Zinnlagern aufgeben. Ein Theil der vertriebenen Arbeiter suchte sich eine neue Existenz auf den Pflanzungen in Deli (Sumatra) zu gründen, der größere Theil der Unterliegenden griff zu einem näherliegenden und sehr einladenden Gewerbe, dem Seeraub (1872), dem sie sich mit solchem Eifer hingaben, daß sie den Engländern unbequem wurden. Es dauerte daher nicht lange, bis einige Kanonenboote sich recht gründlich mit ihnen beschäftigten; die englische Regierung benutzte natürlich die Gelegenheit, um an die Seite des Sultans einen Residenten zu stellen, der darauf sehen sollte, daß in Zukunft Alles hübsch ordentlich zuging. Diese Fürsorge der Fremden gefiel aber den Einwohnern von Perak schlecht, sie hatten eben noch zu wenig Erfahrungen über die Kraft des britischen Leoparden gemacht und ermordeten den englischen Residenten 1875, worauf ihr Land unter englisches Protektorat gestellt wurde. Hierdurch wurde der Entwickelung desselben ein neuer Anstoß gegeben; der englische Resident Hugh Low wußte, was demselben frommte, und er verstand es, seinen Willen durchzusetzen.

Die Zinngruben, die jetzt bearbeitet werden, liegen alle im Alluvialboden; das Metall, welches gewonnen wird, ist also sogenanntes Stromzinn. Die Lager breiten sich auf der westlichen Seite der Kette, welche die Halbinsel durchschneidet, über die ganze Länge der letzteren aus und bilden die bedeutendste Einnahmequelle des Landes; in den letzten Jahren allerdings hat der Ackerbau einen solchen Aufschwung genommen, daß er dem Bergbau wohl an die Seite gestellt werden darf. Wir geben hier die Beschreibung eines der größten, allerdings nicht in Perak, sondern im Nachbarstaate Selangkor gelegenen Bergwerke. Die Zinngruben von Ampagnan, wo jetzt über tausend Chinesen beschäftigt sind, liegen etwa sieben Meilen östlich von Kwalahumpur am Fuße der Hügelkette, welche sozusagen den Rückgrat der Halbinsel Malakka bildet. Diese Kette erhebt sich bis zu 7000 Fuß und ist eine Fortsetzung des großen asiatischen Zuges, der am Himalaya anfängt und sich im Johore verliert. Von diesen Ketten nun ist die Alluviallage abgespült worden und in Ampagnan wechselt das Vorkommen derselben von 20 bis 35 Fuß von der Oberfläche an gerechnet. Unter dieser Ablagerung befinden sich die erzführenden Lagen, mit einer von 4 bis 30 Zoll wechselnden Dicke. In einzelnen Gruben besitzen diese Lagen allerdings 6 bis 10 Fuß Mächtigkeit, da nämlich, wo sich sogenannte, gewöhnlich mit Lehm gemischte Nester gebildet haben. Der üppigen Vegetation wegen, welche das Land bedeckt, ist es sehr schwierig, sich eine Uebersicht von der geologischen Formation zu verschaffen, doch ist es sicher, daß viele Quarzadern die massiven Granitformationen, deren Geschiebe zinnführend ist, durchsetzen, und das Ganze hat eine der Formation von Kornwallis ähnliche Struktur. In diesen massiven Adern sind noch keine Bergwerke eröffnet worden, doch spricht man da von ungeheuren Blöcken gediegenen Zinns, denen man bis zu einem Zentner Gewicht geben will. Die Ausnutzung des massiven Gesteins gehört noch der Zukunft an, gegenwärtig wird, wie schon erwähnt, nur Stromzinn gewonnen. Die Lagen desselben laufen häufig in Kreisen von hundert Metern bis zu einer halben Meile Durchmesser am Fuße der Bergkette; sie scheinen darauf hinzuweisen, daß, als die große vulkanische Erhebung die zinnführenden Lagen von der festen Masse in der Bergkette trennte und sie nach dem niedrigen Lande hinabführte, dies in großen Strömen geschah und daß, wo immer Hügel oder fester Fels den Fluthen einen Widerstand boten, sich Strudel bildeten, welche sich in immer weiteren Kreisen um ihren Mittelpunkt drehten, bis die aufgedämmten Wasser einen Ausgang fanden und die schwereren Zinntheile sich in koncentrischen Kreisen ablagerten. Die Gewässer bahnten sich dann einen Weg nach der etwa 25 Meilen entfernten Küste. Die Spur dieser alten Flußläufe wird sorgfältig von den chinesischen Zinngräbern aufgespürt; in Folge neuerer vulkanischer Wirkung ist sie häufig bis zu ansehnlicher Tiefe verschüttet und es ist manchmal schwer, ihr zu folgen; in einzelnen Fällen kommt es auch vor, daß in der Nähe der Hügel die Zinnlagen eine wellenförmige Bewegung bergaufwärts andeuten, vermuthlich ist dies eine Folge vulkanischer Erhebungen neueren Datums, die den Lagen die gegenwärtige Neigung gaben. In der oben erwähnten Rinne von Ampagnan liegt die zinnführende Lage in blauem oder weißem Lehm und Sand und ist gemischt mit Quarz, Schotter und blauem Kiesel, darüber befinden sich Lagen von weißem und gelbem Sande, mit einer dünnen Lehm- und Humuslage an der Oberfläche.

Der Ertrag der Werke ist sehr verschieden; zu Ampagnan, welches als Maßstab für den Durchschnittsertrag eines guten Zinnbergwerks angenommen werden kann, kommt, wie man berechnet hat, auf jeden Kopf der Arbeiter ein jährlicher Ertrag von $2\frac{1}{2}$ Bharas. Diese Quantität hat nach dem Einheitspreise von 70 Dollars per Bhara einen Werth von 175 Dollars, oder, wenn man Alles in englischem Maß und Gelde ausdrücken will, kann man sagen: eine Masse von 1000 Pfund hat einen Werth von 35 Pf. St. Hier und da wird auch etwas Gold im Zinn gefunden, an einzelnen Stellen der Halbinsel jedoch (in Pahang z. B. durch 6000 Arbeiter) mit großem Gewinn und in größerem Maßstabe ausgebeutet. Der Ertrag an Stromzinn stellt sich etwa auf 1 bis $4\frac{1}{2}$ Proc. der gewaschenen Masse. Uebrigens ist das Metall sehr rein und beinahe ganz frei von Wolfram, Arsenik und anderen Stoffen, welche dem Bergmann in Kornwallis die Arbeit erschweren; der mechanische Theil der Arbeit wird im Ganzen noch sehr primitiv ausgeführt; obwohl die Chinesen europäische Pumpmaschinen mit großem Vortheil in Wirkung bringen, sieht man doch auch noch viele einfache Pumpen, und besonders die Schmelzöfen entsprechen den Anforderungen durchaus nicht, welche man heutzutage an derartige Einrichtungen zu stellen berechtigt ist; doch läßt sich die Regierung Verbesserungen angelegen sein und verwendet einen Theil der Ueberschüsse, welche die Minen ergeben, auf die Unterhaltung der bestehenden und Anlage neuer Verkehrsmittel. Der wohlthätige Einfluß der britischen Verwaltung zeigt sich auch in dem bedeutend erhöhten Ertrage der Wäschereien, welcher von 2059 Tonnen im Jahre 1876 auf 5994 Tonnen im Jahre 1881 (im Jahre 1882 betrug sie 7000 Tonnen) gestiegen ist, die alle über Pinang ausgeführt und im zuletzt genannten Jahre gegen 88 Pf. St. pro Tonne verkauft wurden, während die Kosten mit Einschluß von 17 Pf. St. Abgaben sich auf 61 Pf. St. beliefen, was einen Gewinn von 45 Proc. ergiebt; diese Zahlen deuten den Grund deutlich an, weshalb das Geschäft einen so hohen Aufschwung nimmt. Allerdings ist es nicht zu erwarten, daß nach Erschöpfung der ergiebigsten Lagen der Gewinn noch ein so großer sein soll.

Bei den Arbeiten werden, wie es scheint, keine Europäer beschäftigt; die Arbeiter gehören drei verschiedenen Rassen an: Malaien, Klings oder Kulis von Madras und der Malabarküste und Chinesen, welch letztere die eigentlichen Bergleute, Schmelzer und alle die Handwerker liefern, welche direkt zur Gewinnung des Metalles mitwirken,

Als Arbeiter können die Chinesen nicht hoch genug geschätzt werden; sie sind mäßig, regelmäßig bei der Arbeit und an gemeinschaftliche Unternehmungen gewöhnt; allerdings

stehen dem andere, weniger schätzenswerthe Eigenschaften entgegen: sie sind Spieler, dem Opiumgenuß ergeben, werden manchmal sehr laut und sind streitsüchtig; auch eine unangenehme Eigenschaft, die sich zuweilen bei der Arbeit geltend macht, sie sind sehr abergläubisch.

Letztere Eigenschaft ist vom wissenschaftlichen Standpunkte sehr interessant und liefert Stoff zu Vergleichungen; man findet bei ihnen beinahe alle europäische Sagen von guten und bösen Berggeistern wieder; man begegnet den Kobolden und Zwergen Deutschlands und den Klopfgeistern von Kornwallis. Alle die bösen Einflüsse müssen besänftigt, die guten bei günstiger Stimmung erhalten werden, indem man ihnen Opfer bringt und sich im Bergwerk so beträgt, wie sie dies verlangen. Verstöße hiergegen straft der gute Geist durch Entziehung seines Schutzes, ja er nimmt alles gute Gestein mit sich fort und setzt taubes an dessen Stelle.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ein Korrespondent des „North China Herald" beschreibt eine Reise von Han-kou am Jang-tse-kiang bis Tschung-king in Sze-tschuan, also eine Entfernung von 720 geogr. Meilen. Hinter I-tschang, dem letzten für Fremde geöffneten Hafen an dem großen Strome, tritt man in die erste der berühmten Schluchten, und es beginnt die Gebirgsregion, die sich bis Tschung-kin und darüber hinaus erstreckt, und durch die sich der Jang-tse-kiang, der hier Tschuan-ho heißt, seinen Weg bahnt. 160 geogr. Meilen oberhalb I-tschang verläßt der Reisende die wilde, wenig bewohnte Gegend und gelangt in eine anmuthige Landschaft von malerischen Sandsteinhügeln, die um diese Zeit vom Fuß bis zum Gipfel — ausgenommen nur wenige senkrechte Klippen, die jeden Zugang verbieten — mit Mohngärten bedeckt sind; zugleich erreicht er eine Bevölkerung, die ihrer feinen Sitten und ihrer vorzüglichen Höflichkeit gegen Europäer wegen bemerkenswerth ist. Während die Provinz Hu-pe von Ueberschwemmung litt, wurde im östlichen Sze-tschuan um Regen gefleht; die Dürre hatte hier über sechs Monate angehalten, die südlichen Thore der Städte (weil dem „Jang" oder Feuerelement gegenüber liegend) waren geschlossen, und alles Schlachten von Vieh verboten. Bis Tschung-king hin bietet der Strom auf eine Strecke von ca. 200 Meilen denselben Anblick dar: eine ununterbrochene Reihenfolge von, der eigenthümlichen Sandsteinformation gemäß, rechtwinkligen Windungen mit häufigen Stromschnellen, aber durch die malerische Lage von Städten und Dörfern auf steil vorspringenden Klippen belebt. Endlich, nach einer Fahrt von zwei Monaten von Schang-hai, erreichte der Reisende Tschung-king, die Handels-Hauptstadt von Sze-tschuan, in der die englische Regierung vertragsmäßig einen Residenten hat, der die Handelsbewegungen der beiden großen Provinzen Sze-tschuan und Jün-nan überwacht.

— Fray Miguel Lúcio, Pfarrer von Tanay, veröffentlicht im „Diario de Manila" (30. Mai 1883) einen Artikel, welcher sich mit der rapid zunehmenden Höhe des Wasserspiegels der Laguna de Bay auf Luzon beschäftigt. Wir wissen, daß in den Tagen der Conquista die Spanier mit Seeschiffen bis in die Laguna gelangten, das war aber schon im vorigen Jahrhunderte nicht mehr möglich und alle Reisenden, welche die reizenden Gestade der Laguna besuchten, bestätigten, daß an der Stelle, wo der Pasig (an dessen Mündung Manila liegt) die Lagune verläßt, sich eine große Barre, die Barra de Napindan gebildet hätte, die von Jahr zu Jahr zunähme. Auch die kleineren Arme des Pasig (er verläßt mit mehreren Armen die Lagune) wurden verschlemmt oder in Folge der Anlage von Wehren ungeeigneter gemacht, den Ueberschuß des Laguna-Wassers dem Meere zuzuführen. So erhöhte sich denn der Wasserspiegel immer mehr und mehr, um besonders an der flacheren Südküste weit ins Land zu dringen. Eine Anzahl von Dörfern, ferner das alte Hospital de Aguas Santas, sowie zahlreiche Reisfelder liegen bereits unter dem Spiegel des Sees, welcher immer weiter und weiter sich ausdehnt. Diese Gefahr, welche den ganzen Wohlstand der blühenden Provinz (welche eine der reichsten des Archipels ist) zu vernichten droht, abzuwenden, haben die 25 Pfarrer derselben bereits dreimal eine Petition bei der Regierung überreicht (1867, 1871 und 1882), doch hat die Regierung noch immer nichts gethan, um durch die Kanalisirung des Pasig-Austrittes den See wieder in seine ursprünglichen Ufer zu bannen. F. B.

Nordamerika.

— Herr von Hesse-Wartegg hat seine sechste Forschungsreise durch Nordamerika vollendet. Diesmal hat er den äußersten Norden des Kontinents, die Hudson-Bai-Länder bis zum Churchill River und Winipegsee durchstreift. Nach kurzer Rast in der Stadt Winipeg folgte er dem Laufe des Saskatchevan bis zu den Rocky Mountains und kehrte durch die Territorien Montana und Dakota in die Vereinigten Staaten zurück. Er hat höchst werthvolle zoologische und botanische Sammlungen, außerdem Waffen, Schmuckgegenstände, Kostüme u. s. w. der Eingeborenen mitgebracht, die nächstens in London ausgestellt werden sollen.

Polargebiete.

— Der Kommandeur des „Willem Barents", der auf seiner sechsten Nordpolfahrt begriffen ist („Globus" Bd. 43, S. 352), hat von Solombola aus Nachrichten nach Amsterdam gesandt, nach denen er über die „Varna" und ihre Mannschaft nichts hat entdecken können.

— Der Dampfer „Pola" ist auf seiner Fahrt nach Jan Mayen, von wo er die österreichische Beobachtungskommission abholen soll, in Reikjavik eingetroffen. Ende Juli geht das schwedische Kanonenboot „Urd" nach Spitzbergen, um die schwedische Expedition von ihrer dortigen Winterkampagne zu befreien. Von Island sowohl wie von Norwegen lauten die Berichte über die Eisverhältnisse im Eismeer sehr günstig für die Schiffahrt.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIV. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Gallieni's Erforschungs-Expedition nach dem obern Niger.

(Nach dem Französischen des Kommandanten Gallieni.)

VI [1]).

Makadiambugu liegt am Ausgange des Thales, welches die Reisenden von Budovo an verfolgt hatten, und am Beginn einer in der trockenen Jahreszeit vollständig entblößten Ebene, die sich während des Winters mit Ernten bedeckt. In dieser Wüste eine leidliche Lagerstätte zu finden war schwierig, man mußte sich mit einem ziemlich mageren Baume begnügen, während man unter den von den nackten Wänden des hohen Kitaberges reflektirten Sonnenstrahlen briet und noch dazu unter furchtbarem Wassermangel litt.

Wie schon gesagt, war Kita — oder vielmehr Makadiambugu, denn ersteres ist der Name eines Gebietes — als Schlüssel jenes ganzen Theiles des Sudans das erste wichtige Ziel der Expedition. Politisch betrachtet, wird die europäische Nation, in deren Besitz es ist, alle Malinke-Stämme des oberen Landes an sich ziehen und einen überwiegenden Einfluß bis zu den Ufern des Niger ausüben können: für den Handel aber ist diese Lage an einer der belebtesten Sudan-Straßen von ungemeiner Wichtigkeit: man braucht nur einen Blick auf die Karte zu werfen, um zu erkennen, daß sie einerseits die Route nach Nioro und den maurischen Ländern, andererseits diejenige beherrscht, welche die französischen Niederlassungen am oberen Senegal mit den Gold- und Sklavenländern des oberen Nigerbeckens verbindet. Natürlich war es daher Gallieni's erste Sorge, mit Tokonta einen Vertrag abzuschließen, um die Errichtung einer Militär- und Handelsstation zu ermöglichen. Hier aber stieß er auf unerwarteten, wenn auch leicht erklärlichen Widerstand.

Kita liegt einerseits dicht bei Murgula, der Toucouleur-Festung, durch welche Amadu die ganze Malinke-Bevölkerung von Manding bis Fuladugu unter seiner Gewalt hält, andererseits nicht weit von Nioro, wo Muntaga, der Bruder des Königs von Segu, herrschte. Tokonta saß somit in unmittelbarer Nähe der Feinde seines Volkes, mit denen er es trotzdem nicht verderben durfte; gern hätte er sich durch einen Vertrag mit den Franzosen, deren Reichthum und Macht er hatte rühmen hören, gegen jene geschützt, aber sie wohnten weit von seinem Lande — würden sie im Nothfall auch nur bis Kita kommen können? Ueberdies war er mit seinem Nachbardorfe Gubanko in Krieg und war nicht wenig erstaunt, daß Gallieni ihm die Hilfe, die er thörichterweise erhofft, rundweg abschlug. Alle sonstigen Kunstgriffe versagten: Alpha Sega's Unterhandlungsgabe, des jungen, Frankreich eifrig ergebenen Ibrahima Ueberredungskünste, selbst der sonst so unfehlbare Bundesgenosse, der Tafia — die Malinkes sind, wie die Bambaras, im Grunde fanatische Feinde des Islam und geben sich schon aus diesem Grunde leicht Alkoholexcessen hin — konnte Tokonta's Widerstand nicht brechen.

Und doch mußte man zu einem Ende kommen. Die Hitze wurde unerträglich; schon Morgens um 10 Uhr hatte man 34° C., die Mittags bis auf 40 stiegen. Dazu blies der Westwind oder Harmattan mit furchtbarer Heftigkeit, und wenn er auch das Gute hatte, daß er der Expedition

[1]) Vergl. „Globus“ XLIII, S. 193.

den Luxus frischen Wassers gestattete — man füllte die Segeltucheimer und hängte sie in die Luft, die, heiß und brennend, eine rapide Verdunstung erzeugte und das Wasser fast eiskalt machte — so brachte er doch einen unerträglichen, dichten, röthlichen Nebel mit sich, verbog die Bücher, Papiere, Lineale, ja die Tische und machte diese Gegenstände so mürbe, daß sie beim geringsten Stoß zerbrachen. So mußte denn eine Kriegslist helfen. Gallieni ließ Alpha Sega im Dorfe das Gerücht verbreiten, daß er, da die Leute von Kita die Anerbietungen des Gouverneurs vom Senegal und des großen Häuptlings der Franzosen nicht annehmen wollten, nach Gubanko gehen und mit den Notablen dort das Bündniß mit den Weißen abschließen werde, und, um auf Tokonta noch mehr zu wirken, mußte Tautain mit einer militärischen Begleitung wirklich dorthin aufbrechen und die Vorverhandlungen einleiten. Regte dies schon in hohem Grade seinen Ehrgeiz auf, so brach eine andere Maßnahme seinen letzten Widerstand. Gallieni hatte erfahren, daß Tokonta, wenn auch der reichste und mächtigste Häuptling, so doch durchaus nicht der eigentliche Souverän des Landes sei, sondern daß dieser, ein schwacher Greis, in Nahalla residirte; er gab nun vor, anzunehmen, daß der Vertrag nur mit dessen Genehmigung zu Stande kommen konnte und schickte in der That, da er selbst vom Fieber aus Lager gefesselt war, Bayol mit den Spahis in großem Aufzuge nach Nahalla, um die Verbindungen mit dem legitimen Herrscher anzuknüpfen, was übrigens ein leichtes Werk war. Das war für Tokonta's Stolz und Furcht zuviel: er bat Gallieni um Vermittelung zwischen sich und den Gubanko-Leuten, die ihm auch zugesichert wurde, und schloß dann am 25. April 1880, umgeben von seinen Söhnen, den Häuptlingen und hervorragendsten Notablen seines Landes, den Vertrag ab, der alle Gebiete von Kita unter das ausschließliche Protektorat von Frankreich stellte und dieses ermächtigte, auf beliebigem Grund und Boden die zu Militär- und Handelszwecken für nöthig erachteten Gebäude zu errichten.

Am 26. Abends kehrte auch Piétri von seiner Erforschung des Baule [1]) wohlbehalten und nach vollständigem Gelingen seiner Mission zurück. Am 14. April mit Alassan, 5 Tirailleurs, 2 Maulthiertreibern und Fune, einem Sohne Tokonta's, der in der vollkommen wüsten Gegend als Führer dienen sollte, von Tukoto aufgebrochen, war er am selben Tage bis zum Zusammenfluß des Bachoy und des Baule und, am linken Ufer des letzteren aufwärts gehend, am 19. zur Mündung des Bandingho gelangt.

Das Dorf Kita.

Am 22. erreichte er das kleine Dorf Sambabugu, dessen Einwohner noch nie einen Weißen erblickt hatten, und verließ am 24. den Baule, indem er eine südöstliche Richtung nach Dogosili einschlug. Seine topographischen Resultate waren sehr werthvoll: er hatte den Lauf des Baule bestimmt, den Mungo Park nur angedeutet und den Mage unter dem Namen Bachoy Nro. 2 als einen einfachen Arm dieses Flusses bezeichnet.

Der Ausbruch von Kita ging am Morgen des 27. April unter Leitung des Doktor Tautain von Statten, den Piétri und Bayol erst am Abend einholen sollten, während Gallieni und Vallière, wie wir weiter unten sehen werden, die Straße nach Murgula einschlugen.

Die Thiere hatten bei den letzten Märschen grausam gelitten; den meisten Eseln war das Rückgrat völlig entblößt und das Fleisch blutig geschunden. Die armen Thiere standen entsetzliche Qualen aus und suchten traurig nach einem bischen Schatten, um sich vor der Sonne zu schützen, die auf ihre Wunden braunte. Täglich verendeten drei oder vier, und es war ein gräßlicher Anblick, wie die Malinkes mit dem Messer in der Hand die mit dem Tode kämpfenden Thiere umdrängten, um sich ihr Fleisch zu theilen, ja oft nicht einmal den letzten Augenblick erwarteten, sondern sich wie Bestien auf die noch zuckenden Körper stürzten, um sie zu zerstückeln. Zum Glück war Bammako, von wo aus man die Reise auf dem prächtigen Strome des Sudan fortsetzen konnte, nur noch ca. 12 Tagemärsche entfernt.

Drei Wege standen Gallieni offen, um in das Thal des Dscholiba zu gelangen: über Nioro durch Kaarta, über Bangassi durch Beledugu und über Murgula durch Manding. Trotz Abreden von allen Seiten entschied er sich aus ver-

[1]) Vergl. „Globus" Bd. XLIII, S. 194.

schiedenen Gründen für den zweiten. In Kita aber konnte er keine Führer durch die unbekannten Gegenden finden: außer dem jungen Ibrahima, der ihm gerne folgte, fürchteten alle die Einöden des Beledugu- und des Fuladugu-Landes; erst sein Besuch in Gubanko verschaffte ihm die Hilfe sieben erfahrener Jäger aus diesem Dorfe, die mit ihren stammverwandten Bambaras ein enges Freundschaftsverhältniß bewahrt hatten und ihm daher bei denselben als Unterhändler dienen konnten.

Der Tagemarsch des 27. April war einer der härtesten der ganzen Expedition — Esel sowohl wie Treiber hatten die Marschfähigkeit verloren und der Verlust von ca. 20 Thieren hatte die Last für die überlebenden vermehrt. Ueberdies bereitete die Ueberschreitung des Bandingho mit

Malinkes von Kita.

seinen 9 bis 10 m hohen, fast senkrechten Ufern, deren festes Gestein der Anstrengungen von Spaten und Hacke spottete, unsagbare Schwierigkeiten. Am 29. traf Gallieni, der inzwischen in Gubanko eine wenigstens scheinbare Versöhnung mit Kita erreicht und die oben erwähnten Führer erhalten hatte, wieder bei der Hauptmission in Marena ein, einem Dorfe, welches während El Hadsch's Eroberung von Kaarta durch Alpha Usman zerstört worden und dessen jetzige Baulichkeiten erst vier Jahre alt waren.

Am 30. setzte sich der Zug in guter Ordnung in Bewegung, obgleich am Abend vorher eine große Anzahl Treiber und Tirailleurs, besonders die stets fröhlichen Woloffs, bei den wenig harmonischen Klängen eines Kochgeschirres und einer blechernen Feldflasche bis tief in die Nacht hinein getanzt hatten. An den Bergen von Bangassi, deren Anblick Mungo Park's Gedächtniß wachriefen, und von Faragangaran vorüber geht der Marsch durch ödes Land; um den Folgenden den Weg anzuzeigen, muß man Zweige abbrechen und so die Straße abstecken: Hände und Gesichter tragen noch die Spuren dieses Rittes durch Lianen und

Dornen des Urwaldes. Es war 11 Uhr, die Sonne machte ein Weitergehen fast unmöglich, und Niemand wußte anzugeben, wo Wasser zu finden war! Es wurde Halt kommandirt und Alassan mit zwei Führern auf die Suche geschickt. Nach zwei Stunden kehrte er schweißtriefend zurück, er hatte Wasser in Ueberfluß gefunden, und die Aussicht auf Erlösung von Durstesqualen beflügelte die Schritte des Zuges. Am Ufer des Flusses wird das Lager aufgeschlagen, aber ach, kaum hat man begonnen zu speisen, als ein entsetzlicher Platzregen Alle bis auf die Haut durchnäßt; in weniger als fünf Minuten ist Alles überschwemmt; die ganze Nacht hindurch gießt es, und an ein Augenschließen ist nicht zu denken, um so mehr als die Stille des Waldes durch das Geheul der wilden Thiere, die zur Tränke gehen, unaufhörlich gestört wird. Der Tag brach zu Aller Befriedigung an, aber der traurige Eindruck der Nacht wurde nicht verscheucht: kündigte doch dieser erste Guß das Nahen der Regenzeit an, deren erste Schauer unausbleiblich das Terrain aushöhlen, die Flüsse anschwellen und so die Marschschwierigkeiten furchtbar vermehren, ganz abgesehen von dem verderblichen Einfluß, den sie auf die Gesundheit von Menschen und Thieren ausüben. Der Morgen des 1. Mai wurde benutzt, um Zelt, Decken, Sättel, deren Gewicht sich durch das Wasser fast verdoppelt hatte, zu trocknen, ebenso die Vorräthe an Zucker, Salz und Kaffee, die sonst Schaden gelitten hätten. Ueberall wurden große Feuer angezündet, und alle Hände regten sich, um die naß gewordenen Gegenstände auszubreiten. Gegen 10 Uhr endlich setzte

Berge von Bangassi.

Weber in Kundu.

man sich wieder in Bewegung, um nach einem beschwerlichen Marsche am Abend das Dorf Genikoro zu erreichen.

Die Nothwendigkeit, für Pferde und Maulesel Hirse anzuschaffen, und das Ruhebedürfniß für die Esel zwang die Reisenden, den folgenden Tag hier zu bleiben. Genikoro, ein neugebautes Dorf, liegt am Eingange eines engen, von niedrigen Höhen begrenzten Thales. Einige Häuser fesselten die Aufmerksamkeit der Fremden durch ihre bizarre Façade; in eins derselben, das Eigenthum eines Notablen, traten sie ein; das Mobiliar war recht einfach: ein Tara, eine Art Bett aus Bambu, eine Flinte, ein kleiner Bogen und Köcher mit Pfeilen war Alles. Pfeile und Bogen, letzterer nur 12 cm groß, fielen durch ihre Kleinheit auf; sie konnten nur ein Talisman sein, und in der That berichtete der Malinke, daß ihm vor 14 Tagen ein Sohn geboren und der Dorfzauberer ihm gerathen, dieses kleine Amulet aufzuhängen, damit das Kind nicht im ersten Monat stürbe. Am Vormittag wurden die Ladungen einer Durchsicht unterzogen, wobei die Eingeborenen große Augen machten; die Spieldosen erregten ihr Erstaunen, aber am meisten wirkte der kleine Clarke'sche elektromagnetische Apparat: einige Neugierige wurden überredet, eine Kette zu bilden und die Kupfergriffe anzufassen; der Strom wurde aufs Höchste gesteigert; der Schlag war furchtbar, das Entsetzen aber noch mehr; die armen Opfer warfen sich zu Boden und krümmten sich in den schrecklichsten Verdrehungen; einige handvoll Glaswaaren war zwar Balsam auf ihre Schmerzen, aber zu einem zweiten Versuch ließen sie sich doch nicht bewegen.

Kleine, scharlachrothe Arachniden, die in Schaaren den Boden bedeckten, und ein schwarzrückiger und weißbauchiger Storch waren auf dem Marsche des nächsten Tages, nach Aussage der Führer, Boten der herannahenden Regenzeit. Trüber aber als diese Kunde stimmte Gallieni die Entdeckung, daß seine Führer etwas gegen die Expedition im Schilde führten und offenbar die Absicht hatten, die Verlegenheit, in die ihn der schlechte Zustand der Lastthiere gebracht, noch zu vermehren. Schon hinter Marena hatten sie falsche Angaben über den Weg gemacht; hier nun hielten sie an einem elenden Tümpel still und erklärten, daß dies das letzte Wasser bis Kundu wäre, eine Behauptung, die durch Tantain's bald darauf folgende Entdeckung des großen Marigot Sidimala sofort Lügen gestraft wurde. Aber man war nun einmal in dem entvölkerten und unbekannten Lande auf sie angewiesen!

Hirsestampfende Frau und Spinnerin in Kundu.

Kundu, das nächste Dorf, in welches man einzog, ist das wichtigste von ganz Fuladugu. Es hat 700 bis 800 Einwohner und wäre, am Eintritt in Beledugu und kaum 2 bis 3 km vom Baule entfernt liegend, für diese Gegend die geeignetste Zwischenstation zwischen Kita und Bammako. Ein Tirailleur, welchen der die Vorhut führende Piétri dort gelassen, übergab Gallieni einen Brief mit werthvollen Aufschlüssen. Jener war sehr mißtrauisch empfangen worden; die Einwohner hatten sich bewaffnet hinter ihrem Tata versammelt und Alassan hart zugesetzt, als es ihm dennoch gelungen, einzudringen. Alle waren Dolo-berauscht, und mehr noch als die Anderen der Häuptling selbst. Glücklicherweise hatte sich am nächsten Tage diese Hitze gelegt und die Honoratioren des Ortes, durch Geschenke in gute Laune versetzt, ließen sich gar von ihm belehren, daß der Gouverneur von Saint-Louis den Malinkes und Bambaras durch diese Expedition seine Freundschaft und seinen Schutz gegen ihre Feinde von Segu anbieten wolle. Der Häuptling hatte sogar einen seiner Getreuen mit den Jägern aus Gubanko in das erste Beledugu-Dorf, Gisumale, geschickt, um dort die Ankunft der Weißen anzukündigen und für sie Führer in die neue Gegend zu erbitten. Ein Sack Salz und ein Haufen Glaswaaren lohnte diese freundliche Gesinnung.

Großes Leben herrschte auf der Ebene um den Tata von Kundu. Hier stampfte eine robuste Negerin in hölzernem Mörser Hirse mit mächtigem Stempel, den sie mit Manneskraft handhabte, dort spann ein fast nacktes junges Mädchen Baumwolle, die nicht weit davon ein Weber, in seinem Loch sitzend, zu seinem rohen Handwerk verwandte, indem er daraus die Stoffstreifen zu den Bubus und Schurzen für die Schönen des Landes wob.

Gegen Mittag traf Piétri ein und brachte sechs Bambaras von Gisumale mit, die Gallieni in ihrem Lande

Itinerar durch Beledugu, Manding und längs des rechten Niger-Ufers.

Gravé et Imprimé par Erhard. 35bis, R. Denfert-Rochereau, Paris.

willkommen heißen und ihm Führer bis Bammako versprechen sollten; sie wurden Alpha Sega anempfohlen, der ihr Vertrauen gewinnen und sie über die Freundschaftsgefühle der Franzosen für die Bambaras aufklären sollte. Da der Baule (oder rothe Fluß) nicht weit war, so wurde er — sein Bett ist ca. 20 m breit und seine Uferwände, wenn auch hoch, so doch bequem geneigt — noch am selben Tage überschritten und um 5 Uhr Abends an seinem rechten Ufer das Lager auf Bambara-Gebiete aufgeschlagen. Der Niger sollte, so versicherte man, nur noch fünf Marschtage entfernt sein.

Beledugu ist durchaus nicht die nackte, unbevölkerte Einöde, als welche es in Saint-Louis geschildert worden war, sondern ein schönes, durch den Baule und seine Nebenflüsse wohl bewässertes Land, dessen welliges Terrain immer höher bis zum Niger steigt, dessen Vegetation reich und dicht ist und dessen 200 bis 250 Dörfer, mit starken Tatas umgeben, gewöhnlich große Lichtungen innerhalb schöner Wälder einnehmen. Die Beleris aber — und das ist Ursache ihrer Schwäche — sind heftig untereinander gespalten und nur, wenigstens theilweise einig, wenn es sich um einen Raubzug oder bewaffneten Einfall in Nachbargebiet handelt. Sie selbst sind den häufigen Angriffen der Toucouleur-Reiter ausgesetzt, die unversehens erscheinen, ein Dorf zerstören und Weiber und Kinder, die nicht im Kampfe gefallen sind, mit sich fortschleppen.

Um jedes Mißtrauen bei dieser wilden und durch zehnjährige Kämpfe mit den Söhnen El Hadsch's aufgeregten Bevölkerung zu zerstreuen, sollte Piétri in Begleitung Alpha Sega's und Abdaraman's, des jungen Häuptlings, der die Fremden in Bammako einführen wollte, vorausreiten und in jedem Dorfe als Zweck der Expedition den Schutz gegen die Toucouleurs verkünden. Diese Maßnahme schien auch zuerst Erfolg zu haben, aber schon in Woloni, wo Gallieni aus der Hand des Häuptlings ein, den freundlichen Empfang dortselbst rühmendes Billet Piétri's erhielt, wurden Gerüchte über Zusammenrottungen von Beleris laut. Beim Aufbruch von dort brachte der Sohn des Häuptlings von Gisumale, der Gallieni bis zum Niger zu geleiten versprochen, die offenbare Lüge vor, seine Mutter sei gestorben, daher müsse er umkehren; ein anderer Führer war nicht zu haben, da, wie der Häuptling erklärte, alle jungen Leute im Felde wären. In eine kritischere Lage gerieth schon Tautain. Diesen hatte Gallieni, der trotz alledem den Marsch fortsetzte und sich dabei vier ihm von Piétri entgegengeschickter junger Leute, wenn auch mit großem Mißtrauen, als Führer bediente, mit 25 Eselladungen, 12 Tirailleuren und Alassan in Woloni zurückgelassen, in der Absicht, ihm nach der Ankunft im Bivuak die leeren Esel zurückzuschicken, um das Gepäck nachzubringen. Tautain nun war bald nach Abzug der Anderen von drohenden Gruppen Beleris umringt worden; er hatte sich bereits in Vertheidigungszustand setzen müssen und war nur durch das noch rechtzeitige Eintreffen der von Gallieni zurückgesandten ca. 50 Tirailleure, Spahis, Treiber und Laptots — die armen Esel am selben Tage den Weg dreimal machen zu lassen war absolut unmöglich, die Leute aber waren, wie auf der ganzen Expedition, von der größten Bereitwilligkeit beseelt — vor einem Angriff gerettet worden. Um 10 Uhr Morgens traf er bei Gallieni ein.

Ein auf sein Feld gehender Bambara.

Dieser hatte nach einem äußerst beschwerlichen Marsche am Flusse Tarange, mitten im dichtesten Walde, noch 12 km von Ginina Halt gemacht und war dort von seinen verdächtigen Führern mit dem Versprechen verlassen worden, am nächsten Tage wiederzukehren und ihn in ihr Dorf zu führen.

Um keine Zeit zu verlieren, wurde um 8 Uhr früh der Dr. Bayol mit soviel Gepäck als die Esel tragen konnten, nach Ginina vorausgeschickt; letztere kehrten gegen Mittag leer zurück und wurden mit dem Rest beladen. Die Treiber aber brachten üble Kunde von Bayol: der Häuptling von Ginina hatte sich ihm gegenüber sehr reservirt gezeigt und man sprach im Lande offen davon, die Fremden anzugreifen und zu plündern. Gallieni hatte also Eile, das Dorf zu erreichen: um 1 Uhr brach er auf und war nach zwei Wegstunden am Ziele angelangt.

Die Marianen-Inseln.

Nach Alvarez Guerra[1]). Von **Ferdinand Blumentritt.**

Von den zahlreichen Inseln und Inselchen, welche den Archipel der Marianen oder Ladronen bilden, weisen nur drei — Guajan, Rota und Saipan — eine ständige Bevölkerung auf, die übrigen Eilande sind entweder gänzlich unbewohnt oder werden nur hier und da von Fischern und Jägern besucht. Die Küsten der Hauptinsel Guajan, auf welcher die Hauptstadt der spanischen Kolonie Agaña liegt, sind von zahlreichen Korallenbänken und Riffen umsäumt, welche nur von schmalen Kanälen durchbrochen werden. Das Meer schäumt über diese Hindernisse hinweg oder prallt zurück und dies erzeugt ein solches Lärmen und Toben, daß man in den ersten Nächten, welche man in Agaña verbringt, vor dem Tosen des Oceans nicht die nöthige Ruhe zum Schlafen findet. Trotz der Gefährlichkeit seiner Küsten ist Guajan kein unnahbarer Ort, indem auf der Westseite der Insel sich ein ziemlich geräumiger Hafen, der Puerto San Luis de Apra, findet, der freilich gegen West- und Nordwestwinde nur einen geringen Schutz gewährt, aber trotzdem und trotz allen den zahlreichen Klippen, welche sich in seinem Umkreise befinden, der einzige Ankerplatz ist, den die Schiffe aufsuchen, indem alle übrigen Häfen der Insel, als Agaña, Tepungan, Daví, Jatí, Merizo rc. eine noch geringere Sicherheit bieten und überdies sehr klein oder von gefährlicher Zufahrt sind. Hat das Schiff im Hafen von Apra Anker geworfen, so steigt man in ein Wallfischjägerboot, um an die Küste zu gelangen, denn nur diese schlanken, seichtgehenden Fahrzeuge vermögen den durch seine schönen Landschaftsbilder anmuthigen Kanal zwischen Guajan und der Isla de las Cabras passiren. Von dem Strande liegt Agaña (auf der Gegenküste) noch fünf Millas, d. h. circa 9300 m entfernt, eine Strecke, welche man gewöhnlich zu Wagen zurücklegt. Diese Wagen sind nichts anderes als gewöhnliche Karren mit Rädern, welche aus einem einzigen Stücke verfertigt sind; vorgespannt sind Ochsen, welche hier zu Lande auch als Lastthiere und zum Tragen von Sänften verwendet werden. Die Fahrt ist ungemein lohnend, da die üppige Vegetation, die allenthalben sichtbar wird, dem Reisenden, welcher ein Freund der Natur ist, vielen Genuß durch die oft bizarren Formen der Astentwickelung und die Pracht der Blüthen oder goldig schimmernden Früchte gewährt. Zahlreiche buntgefiederte Vögel beleben die in grünem Schmucke prangende Landschaft. Kaum ist der Wagen über die kleine Holzbrücke von Asang gefahren als Agaña sichtbar wird. Eine lange Gasse präsentirt sich dem Beschauer, gebildet von Holz- und Rohrhütten, welche hier und da von Steinhäusern überragt werden; der Eindruck, den das Städtchen auf den Reisenden macht, ist ein freundlicher, wozu freilich der grüne Waldrahmen, der das Bild von der Landseite umschließt, vieles beiträgt. Die Fahrt auf jener langen Gasse, welche bis zu dem Hafen führt, bringt den Touristen auf den Hauptplatz, die Plaza mayor, rechts auf demselben stehen einige stattliche Gebäude; die Casa Administracion (Büreaugebäude der königl. Finanzbeamten), das Presidio[2]), der sogenannte „Palast“ des Gouverneurs und das Zeughaus mit den übrigen ärarischen Magazinen.

Nächst diesen Gebäuden verdient noch die bescheidene Kirche Erwähnung, die Ornamente sowie der Statuenschmuck sind unsagbar geschmacklos und häßlich, in der Sakristei hängt das Bild des ersten Missionars (und man kann auch sagen: des Eroberers) der Marianen, des Jesuiten P. San Vitores. Unmittelbar an die Kirche schließt sich die Nekropolis der Stadt an: die Todten werden nicht in der Erde begraben, sondern in Mauernischen eingemauert. Von den anderen Baulichkeiten des Hauptplatzes sind noch das Pfarrhaus und das Kollegium von S. Juan del Lateran mit seinen Schullokalitäten beachtenswerth; die Municipalschule und das Tribunal (Rathhaus) waren gerade im Baue begriffen. Die anderen Häuser sind klein und niedrig. Die übrigen Gebäude Agañas verdienen es gar nicht, hier erwähnt zu werden, selbst die beiden Forts nicht, von denen das eine den Berg Santa Rosa krönt, das andere den verlassenen Hafen bewacht. In letzterer Feste — Atalaya genannt — deren Mauern und Kanonen wenig Respekt einflößen können, stehen vier Soldaten Posten, welche — so idyllisch geht es in diesem entlegenen Erdenwinkel zu — in Ermangelung einer Stadtuhr, zugleich auch die Stunden ausschreien. Die Stadt selbst ist ziemlich ausgedehnt, da die Häuser sich nicht unmittelbar an einander anschließen, sondern jedes von dem anderen durch einen Rohrzaun getrennt ist, innerhalb solcher Gehege Bäume und Strauchwerk gepflanzt sind, manche Besitzer haben sogar ordentliche Gärten angelegt. Da die Stadt auf sandigem Boden ruht und von dem Bergwalde her bei dem starken Gefälle die Regenwässer alles Schmutzige wegspülen, so zeichnet sich der Ort durch eine außergewöhnliche Sauberkeit vor den anderen Städten der spanischen Besitzungen in Asien und Oceanien aus. Erst außerhalb Agañas liegt ein sumpfiges Terrain, bezeichnend „Cienagua“ (Hundertwasser) genannt, dort entspringt der Bach, dessen Wasser von den Stadtbewohnern zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse benutzt werden. Ueber diesen Bach führt eine feste steinerne Brücke, die vonnöthen ist, da derselbe immer Wasser besitzt. Auf Guajan regnet es nämlich sehr häufig, und die Feuchtigkeit der Luft im Verein mit der hohen Temperatur würden den Ort zu einem sehr ungesunden machen, wenn nicht die frischen Seewinde da wären. Die Temperatur schwankt zwischen 14 bis 33° C., doch bleibt sie gewöhnlich innerhalb der 22 bis 28° C. Der Wasserreichthum der Insel Guajan ist denn auch in der That ein großer zu nennen, zahlreiche Bäche eilen durch Walddickicht und über Felsblöcke stürzend dem Meere zu, der größte von ihnen, der Tarafofo, könnte mit Recht ein Fluß genannt werden.

Mit Ausnahme des Brotfruchtbaumes, welcher hier „Larima“ genannt wird, und einer Varietät desselben, des Dugdug, sowie der Kokospalme erreichen die Bäume dieser wie der übrigen Marianen-Inseln keine bedeutende Höhe, es sei denn der Palo-María[1]) (Callophyllum Inophyllum L.) und der Ifil[1]) (Eperua decandra Blanco, Leguminosa). Unter den anderen Bäumen und Sträuchern, deren einhei-

---

[1]) Un Viaje por Oriente, de Manila à Marianas. Madrid. Librería universal 1883, 8°. pp. 237.

[2]) Strafanstalt für Deportirte (gemeine, aber auch politische Verbrecher), die Presidios sind militärisch organisirt, an der Spitze des Presidios von Agaña stehen zwei Officiere und ebenso viele Kerkermeister.

[1]) Diese beiden Bäume scheinen mir erst von den Philippinen her durch die Spanier eingeführt worden zu sein.

mische Namen Guerra anführt, scheint mir der Balinago mit dem philippinischen Balingayo (Balingayum decumbens Bl.) identisch zu sein, doch ist dies eben nur eine Vermuthung. Zu Bauten benutzt man das Holz des Brotbaumes und des Dug-dug. In den beiden letzten Jahrzehnten hat der Anbau der Baumwollstaude stark zugenommen: während man im Jahre 1843 nur 7000 Stauden zählte, ist die Zahl derselben seit jener Zeit auf $1\frac{1}{2}$ Millionen gestiegen, die meisten Setzlinge (?) bezog man von den Sandwich-Inseln her. Ob sich die Hoffnungen der Insulaner auf einen reichen Export erfüllen werden, ist nicht bestimmt zu bejahen, vorläufig haben sie kleine Quantitäten nach Japan und Barcelona auf den Markt als Probe gebracht, ohne daß etwas über die Erfolge dieses schüchternen Versuches bekannt geworden wäre. Es müßte jedenfalls die Kommunikation mit der Außenwelt sich reger gestalten als bisher, wo die Inseln keine Hochbordschiffe besitzen und nur von Wallfischjägern besucht werden.

Außer Baumwolle werden noch gebaut Reis, Mais, Mongo (eine Linsenart?), Bananen, Ananas und Zuckerrohr, von Nutzpflanzen Indigo, Manilahanf und Sibucao (Caesalpinia Sappan L., Leguminosa), welch letztere Pflanze ein besonders in China geschätztes rothes Farbholz liefert. Unter der Thierwelt fällt insbesondere eine Hirschart durch massenhaftes Vorkommen auf, wenn ich nicht irre, ist dieselbe erst von den Spaniern von den Philippinen her eingeführt worden. Die Zahl der im Laufe eines Jahres erlegten Hirsche ist unglaublich hoch, das Fleisch der getödteten Thiere wird nicht nur frisch, sondern auch zu Tapas gedörrt genossen. Besonders auf den unbewohnten Inseln des Nordens haben sich diese Thiere, sowie Wildschweine in ungeheuren Massen vermehrt. Diese Inseln sind auch mit dichten Kokoshainen bedeckt, deren Nüsse unbenutzt auf dem Boden verfaulen. Die Spanier haben das Rind, den philippinischen Büffel (El Carabao) und Ziegen eingeführt, welche sehr gut fortkommen. Von den Inseln ist insbesondere Saipan wegen seiner zahllosen Hirschrudel, Pagan seiner dichten Kokoshaine und Tinian seiner üppigen Citronenwälder berühmt, doch werden diese Schätze so wenig ausgebeutet und es sind jene zwei zuletzt genannten unbewohnten Inseln so wenig bekannt, daß dem Alvarez Guerra eine Persönlichkeit, welche schon zwanzig Jahre in Agaña wohnte, bona fide sagen konnte, jene drei Inseln wären drei kleine ganz unbedeutende Eilande. Um auf Guajan wieder zurückzukommen, so sei erwähnt, daß es auf diesem nur zwei Pferde giebt, welche mit großen Kosten von Amerika herübergebracht worden waren. Dem von den Philippinen kommenden Alvarez Guerra fiel in angenehmer Weise auf, daß keine Schlangen auf Guajan wären, so daß man ohne ängstliche Vorsichtsmaßregeln sich im Freien bewegen konnte. Von allen den Plagen, mit welchen die heißen Länder heimgesucht werden, sind freilich die Marianen nicht befreit: durch häufiges Vorkommen richten Ratten und eine rothe Ameisenart genug Schaden an. Auffallend ist es, daß Alvarez Guerra nichts über das Fortkommen der Lamas erwähnt, welche die Spanier auf der Insel Asuncion eingeführt haben.

Um den Ackerbau und die Feldwirthschaft zu heben, bildete sich vor kurzer Zeit ein Aktienunternehmen, die Sociedad fomentadora del suelo, aber da keine Dividenden ausgezahlt werden konnten, sondern im Gegentheil die Aktionäre nachzahlen mußten, scheiterte das ganze Unternehmen gänzlich. Der Handel reducirt sich auch auf Null: im Jahre 1870 besuchten nur vier Wallfischfänger diese entlegene spanische Kolonie und es ist wenig Hoffnung vorhanden, daß diese Verhältnisse sich in naher Zukunft zu Besserem wenden.

Die Marianen zählten nach einem älteren Census 7138 [1]) Seelen, welche auf den drei Inseln Guajan, Rota und Saipan wohnen, von denen auf Guajan 5914, auf Rota 392 und auf Saipan 872 entfallen; zu bemerken ist, daß die Bewohner von Rota, da sie sich von ihrer isolirten Lage kein erfreuliches Gedeihen versprechen, die Regierung bestürmen, ihnen auf Guajan Land anzuweisen. Auch Saipans Bewohner hängen nicht besonders an ihrem Eilande, es sind zumeist flüchtige Caroliner [2]), welche, sobald die Lage in ihrem Vaterlande es gestattet, dahin zurückzukehren gedenken, indem sie Saipan nur als vorübergehendes Asyl ansehen.

Die Bewohner der Marianen gehören verschiedenen Rassen an, unter denen die Weißen die Hauptrolle spielen, obzwar die Zahl derselben eine verschwindend geringe ist, denn nur die Officiere, Beamten und Geistliche sind Spanier oder reinblütige Abkömmlinge von solchen. Den Rest oder richtiger gesagt, die Mehrzahl der Bevölkerung bilden die Mestizen, Chamorros- und Carolinen-Insulaner. In diesem Verzeichnisse vermisse ich aber die Tagalen und doch muß es deren wenigstens noch vor dreißig Jahren dort gegeben haben, denn Bugeta und Bravo erwähnen in ihrem großen Diccionario de las Islas Filipinas (Bd. I, 66) ausdrücklich, daß auf den Marianen tagalisch neben den anderen Sprachen gesprochen würde. Jedenfalls gehört ein nicht unbedeutender Theil der Sträflinge des Presidios dem tagalischen Stamme an.

Das lebhafteste Interesse gewinnen uns aber die Chamorros ab. So, oder richtiger (?) Chamorris, wurden die adeligen Krieger jenes mikronesischen Stammes genannt, welcher zur Zeit der Entdeckung des Archipels durch die Spanier denselben bewohnte. Die Eigenthümlichkeiten dieses Völkchens sind in Gerland-Waitz' Anthropologie der Naturvölker so ausführlich besprochen worden, daß eine Hinweisung auf jenes vorzügliche Werk an dieser Stelle genügt. Es ist bekannt, daß in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts der spanische Jesuit und der spanische Soldat auf jenen Eilanden erschienen, um deren Bewohner dem katholischen Glauben und dem spanischen König zu unterwerfen, beides gelang: aber mit schweren Opfern; der blutige Kampf hatte einen großen Theil der Eingeborenen dahingerafft; im Jahre 1735 zählte der Archipel nur noch 2697 Seelen. An dieser Stelle wäre es angezeigt, darauf hinzuweisen, daß es nicht die spanischen Waffen allein waren, welche die Bevölkerung der Marianen decimirten. Ich möchte auch gleich hier mir die Bemerkung erlauben, daß man den vagen Schätzungsberichten der ersten Missionare keinen hohen Werth beimessen darf: die Zahlen 100000, 300000 waren eben in jenen Berichten gut am Platze, um den Rath von Indien, der von einer Okkupation jener Inseln nichts wissen wollte, den Plänen der Jesuiten und der von denselben geleiteten Königin Maria Anna gefügig zu machen; so viele hunderttausende von Heiden zu Gliedern der allein seligmachenden Kirche zu machen, welche Aufgabe für die katholische Majestät! Die Zahl der Bewohner war jedenfalls nicht eine so große gewesen. Auch haben die Spanier durchaus nicht unnütz Blut vergossen, den Jesuiten lag ja daran, recht viele Pfarrkinder unter sich zu vereinen, eine Decimirung der Bewohner lag nicht in ihren Absichten. Nur der unbändige Freiheitssinn trieb die Eingeborenen zu den Waffen, obwohl sie von allen den Abgaben verschont blieben, welche die Malaien der benachbarten Philippinen zu tragen hatten.

---

[1]) Im Jahre 1877 zählten sie 8665 Seelen.

[2]) Im Jahre 1864 zählte man 580 Carolinos unter den 5940 Bewohnern der Marianen-Inseln.

Daß die Eingeborenen in ihrem guten Rechte waren, ihren Grund und ihre Religion gegen die fremden Krieger und Mönche zu vertheidigen, wer kann das läugnen? Außer den Büchsen- und Kanonenkugeln der Spanier rafften noch andere Dinge Tausende dahin, vor allem die Syphilis [1]) und andere epidemische Krankheiten, von denen eine Seuche noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts unzählige Opfer forderte.

Um die geringe Zahl der Bewohner (und damit auch ihrer Pfarrkinder) zu heben, schlugen die Jesuiten vor, Leute aus anderen spanischen Kolonien hierherzuschaffen. Der Allmacht des Ordens gelang es auch seinen Wunsch durchzusetzen: Tagalen von den Philippinen, Indianer aus Méjico wurden hierher gebracht und da die Soldaten der Garnison, welche aus méjicanischen und peruanischen Truppen bestand, heirathen konnten, so entstand aus der Vermischung der Ureingeborenen, den Tagalen und amerikanischen Indianern jener Menschenschlag, welcher in der Gegenwart „Chamorros" genannt wird [2]). In der Tracht unterscheiden sie sich wenig von den Bisayern der Philippinen, wie diese tragen die Frauen eine Jacke und dann einen Rock, der Tapis der Tagalinnen fehlt hier vollständig, was bei der starken tagalischen Blutmischung auffällt. Die „Chinela", d. h. der kleine reichverzierte Pantoffel der philippinischen Indierinnen geht hier bereits in Schuhe über, d. h. er hat ein Hinterleder um die Ferse herum oder ist an dem Fuße mit Bändern befestigt. Ein bequemes Ueberhemd mit kurzen aber weiten Aermeln, ein „Taschen"-Tuch, eine um den Hals getragene Schnur mit einem geweihten Madonnen- oder Heiligenbildchen und der Rosenkranz (Bigotterie ist hier zu Hause) vervollständigen die weibliche Tracht, mit welcher kein Luxus getrieben wird. Ueber den Männeranzug berichtet Alvarez Guerra nichts.

Der Chamorro ist freundlich und leutselig, obwohl er von seinen Ahnen her noch immer einen Rest von Selbstgefühl und Unabhängigkeitssinn bewahrt hat. Ihre Sitten sind reiner als jene der philippinischen Malaien; Alvarez Guerra mißbilligt entschieden das Urtheil, welches Arago über die Gefälligkeit der Chamorras gefällt, so wie auch der Spanier den Mädchen und Frauen dieser Inselgruppe jene Schönheit und Anmuth abspricht, welche der galante Franzose an ihnen preist. Die Leichtigkeit, mit welcher der Boden und die auf demselben wachsenden Bäume sich reichlichen Ernte- und Fruchtsegen abgewinnen lassen, nicht minder der große Wildreichthum machen den Chamorro zu thätiger Arbeit nicht geneigt. Sie zahlen auch keine Kopfsteuer, wie die Eingeborenen der Philippinen, dagegen sind sie wie diese verpflichtet dem Staate 40 Tage im Jahre hindurch Frohnden zu leisten, doch können sie sich von dieser Verpflichtung durch kleine Summen loskaufen, was sie denn auch zumeist thun, so daß diese Loskauftaxe die Haupteinnahme der kleinen spanischen Kolonie bildet. Während auf den Philippinen in allen pacificirten Provinzen die Konskription eingeführt ist, sind die Chamorros von der Stellung von Rekruten zum stehenden Heere und der Kriegsmarine befreit, dagegen unterliegen sie mit allen übrigen Farbigen des Marianenarchipels der Wehrpflicht in der Miliz. Diese formiren ein Bataillon Infanterie, von dem immer eine Abtheilung einen Theil der Posten bezieht. Obwohl ihre Bewaffnung eine elende war (sie tragen noch Steinschloßflinten), so sah Guerra sie bei einer Ausrückung excellent alle militärischen Bewegungen ausführen. Sie sind so ausgezeichnete Schützen, daß ihr Schuß höchst selten die Scheibe fehlt; es ist diese eine Folge der steten Uebung, in welcher sie die Jagd, ihre leidenschaftliche Passion, erhält. Alvarez Guerra erwähnt nichts von ihrer Fertigkeit im Schwimmen und Tauchen, welche ihnen Scheidnagel nachrühmt; nach letzterem Autor bemalen sie am Körper sich mit lebhaften und von einander grellabstechenden Farben und greifen so mit dem Dolche in der Hand den Hai in seinem Elemente an.

Sehen wir von den Carolinos ab, so verdienen zunächst die Mestizen, d. h. Mischlinge von Weißen und Chamorro-Weibern unsere Beachtung. Man unterscheidet hier spanische und englische Mestizen; letztere stammen von den Matrosen der zumeist nordamerikanischen Wallfischfahrer ab. Sie sprechen auch englisch, wie denn diese Sprache und angelsächsische Sitten auch unter den übrigen Kasten sich genugsam verbreitet finden, es giebt wenige (?) Chamorros, die nicht Englisch verständen. Außer diesen Bevölkerungsbestandtheilen sind noch einige im Lande eingeheirathete Engländer (und Nordamerikaner?), so wie auch einzelne Portugiesen, philippinische Creolen, Franzosen und sogar Japanesen (diese wohl erst seit jüngster Zeit) zu erwähnen. Es wundert mich, daß Alvarez Guerra in dieser Liste keiner Chinesen gedenkt, obwohl selbe früher auch auf den Inseln zu finden waren, ja als die Spanier die Eilande zu katholisiren und zu erobern kamen, fanden sie bereits einen Chinesen hier vor, welcher vor allen anderen als der Urheber des heftigen Widerstandes der Eingeborenen gegen die Spanier zu bezeichnen ist, seine Hetzereien brachten das ganze Land in Aufruhr. Ich zweifle sehr an einem vollständigen Abhandensein von Chinesen, obwohl deren nur wenige daselbst leben werden, da es aber auch nur wenig hier zu verdienen giebt.

Die Schulbildung ist eine gute, in jedem Dorfe findet man eine Elementarschule, in Agaña überdies das sogenannte Colegio de San Juan de Letran, eine Art von Bürgerschule. Der Schulbesuch ist ein reger: 90 Procent der schulpflichtigen Kinder genießen den Elementarunterricht. Um das Schulwesen der Marianen hat sich in den letzten Jahrzehnten der Augustinermönch Fray Aniceto Ibanez große Verdienste erworben.

Traurig sind die finanziellen Verhältnisse dieser oceanischen Kolonie Spaniens, das Deficit weist eine Summe von über 183 000 Dollars aus. Ursache hiervon ist einerseits die Steuerfreiheit der Insulaner, andererseits die überflüssige Anstellung hochbesoldeter Officiere und Beamten, eine Erscheinung, die allen spanischen Kolonien eigenthümlich zu sein scheint. So führt man Agaña officiell unter den Festungen auf, obwohl die vorhandenen Befestigungen und Geschütze keiner europäischen Panzercorvette widerstehen könnten. Der Gouverneur der Kolonie — immer ein Oberst — ist von einem Stabe höherer und niederer Officiere umgeben, die nichts zu thun haben, als ihre Langeweile sich zu vertreiben. Ebenso überflüssig sind die Beamten der

[1]) Bereits im Jahre 1600 fand sie Noort auf Guajan vor: „Einige (Eingeborene) hatten durch eine häßliche Krankheit die Nase eingebüßt, wenigstens gaben sie es doch durch Zeichen zu verstehen." Wer sich über die Uebertreibungen informiren will, welche über das Hinschwinden der Marianen-Insulaner cursiren, schlage Bugeta, Bd. II, S. 303 nach. Wie rasch im noch unabhängigen Micronesien die Bevölkerung schwinden kann, beweist am schlagendsten die Carolinen-Insel Kusaie, deren Einwohnerzahl in einem Zeitraume von nur 10 Jahren (1852 bis 1862) durch Ausschweifungen und europäische Laster auf die Hälfte sank (Gerland-Waitz, V, S. 164). Von den Sandwichinseln brauche ich erst nicht zu reden, die diesbezüglichen Thatsachen sind nur zu gut bekannt.

[2]) Ich betone das in der Gegenwart, weil früher mit dem Namen Chamorro nur die Mestizen der Spanier und jener Mischlingsrasse bezeichnet wurden. So erwähnt Don Rafael Diaz Arenas noch zum Jahre 1849, daß man damals in (San Ignacio de) Agaña unter 5620 Bewohnern 987 Chamorros d. h. spanische Mestizen zählt.

Finanzadministration, die gleichfalls zumeist Feierabend haben, weil es eben nichts zu thun giebt. Bis in die neueste Zeit hatten die Marianen jährlich nur eine Postverbindung mit Manila, d. h. mit der gesammten übrigen Welt. Die Palaos- und Carolinen-Inseln gehören zwar legaliter der spanischen Krone und werden als zu der Provinz der Marianen gehörig officiell betrachtet, thatsächlich sind sie aber vollständig unabhängig.

Neu-Caledonien.

Von **Alfred Lortsch** in Libau.

IV.

Wenige Jahre später aber vergalten die neuen Herrscher Paddon's Freundschaft auf eine keineswegs ehrenhafte Weise. In den fünfziger Jahren wurde ein angesehener Plantagenbesitzer Namens Bérard, der sich am Fuße des Goldberges niedergelassen hatte, sowie seine Leute, bestehend aus zehn bis zwölf Menschen, von einer Anzahl Eingeborenen überfallen und getödtet. Das Gerücht von dieser Metzelei erreichte Numea, welches nur wenige Lieues von dem Orte der Handlung entfernt war, noch an demselben Tage und die Verfolgung der Wilden wurde ohne Zögern ins Werk gesetzt und auf das Empfindlichste Rache geübt. Bald darauf, 1859, kam es ins Gerede, daß in der Gegend von Yengin drei Engländer sich befänden, welche es sich angelegen sein ließen, die dortigen Eingeborenen gegen die Franzosen aufzureizen. Eine Expedition wurde abgesandt und die fraglichen Personen, die nichts von ihrer Gefahr ahnten, ohne das geringste Verhör meuchlings niedergeschossen. Inzwischen wurde in Numea unter den Franzosen die Vermuthung ausgesprochen, daß Paddon das Haupt dieser Unruhestiftungen sei und dieses fand höheren Orts nur zu leicht Glauben, weshalb das Gouvernement beschloß, die strengsten Maßregeln zur Untersuchung der Sachlage zu ergreifen. Die Schritte dazu sollten ohne Säumen gethan und Paddon verhaftet werden, allein ein Freund benachrichtigte diesen noch zur rechten Zeit, so daß er während der Nacht in einem Boote aus dem Hafen entfliehen konnte. Er war bei allen diesen Vorfällen vollkommen unschuldig, aber wohl wissend, daß die gegen ihn so plötzlich eingenommenen Franzosen seinen Erklärungen keinen Glauben schenken würden, hielt er es fürs Rathsamste, um sein schwer bedrohtes Leben zu retten, sich den barmherzigeren Wellen des Oceans anzuvertrauen. Nach einer zehntägigen, gefahrvollen Fahrt in seinem zerbrechlichen Kahne gelang es ihm, nach Moreton Bay an der australischen Küste zu entkommen. Am Morgen nach seiner Flucht sollte seine Verhaftung stattfinden; als man ihn jedoch nicht fand und erfuhr, daß er entflohen sei, glaubte man einen weiteren Grund für seine Schuld zu finden, während man ihn, allerdings vergeblich, verfolgen ließ.

Diese Begebenheiten erregten in den Nachbarkolonien Australiens ein bedeutendes Aufsehen und die Zeitungen riefen Rache für die beleidigte Nationalität der Engländer, allein die Aufregung legte sich bald und der Angelegenheit wurde nach einiger Zeit nicht weiter gedacht, um so weniger, als von französischer Seite das Gerücht verbreitet wurde, daß Paddon's Leben keineswegs bedroht gewesen und er ohne allen Grund vor einer eingebildeten Gefahr entflohen sei. Was ferner die drei erschossenen Engländer betraf, so sollen dieses keine solche, sondern eingeborene Albinos gewesen sein, was aber in Wirklichkeit nicht der Fall war.

Kapitän Paddon kehrte darauf nach Neu-Caledonien zurück, starb jedoch plötzlich wenige Monate nach seiner Ankunft. Ich besuchte das Grab dieses so verdienstvollen, in der neu-caledonischen Geschichte so bekannten Mannes, allein der Hügel war fast dem Boden gleich und hohes Gras wuchs wild darüber hinweg. Niemand, der die Stelle nicht kannte, würde hier ein Grab vermuthen, das Grab eines, von Jedermann, der ihn kannte, geliebten und hochgeachteten Mannes, das Grab eines Europäers, der nur allein durch Freundlichkeit und Herzensgüte es dahin gebracht hatte, von allen den wilden Stämmen Neu-Caledoniens wie ein Wesen betrachtet zu werden, um dessen Freundschaft zu werben sowohl das Kind als der Greis sich bemühten. Paddon konnte von einem Ende der Insel bis zum andern wandern, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt worden wäre, und überall konnte er der herzlichsten Aufnahme versichert sein. Ich kannte Leute, die bei ihm im Dienst gestanden hatten; Alle ohne Ausnahme erinnerten sich mit Rührung ihres guten Herrn.

Das Verhältniß der Eingeborenen zu der Colonialregierung ist ein außerordentlich gedrücktes; es ist die Politik der letzteren, das Volk mit Gewalt zu unterjochen und durch Furcht zum Gehorsam zu zwingen. Blutige Beispiele sind zu wiederholten Malen statuirt worden und noch immer wird das geringste Vergehen mit möglichst harter Bestrafung gerügt. Ungehorsam gilt als eines der größten Verbrechen und folgendes Beispiel, leider lange noch nicht das einzige, wird einen Begriff von den furchtbaren Gewaltmaßregeln, die man zur Strafe verwendet, geben. Eine bestimmte Anzahl Leute muß von verschiedenen Stämmen dem Gouvernement, um bei öffentlichen Bauten zu dienen, ausgeliefert werden. Ein Jeder von ihnen erhält außer Beköstigung, welche nur in Reis besteht, zehn Franks Lohn für den Monat. Nach Ablauf des Monats ist es ihnen gestattet, in ihre Dörfer zurückzukehren, allein zuvor muß Jeder einen Stellvertreter auf dem Platze haben. Es ist nun vorgekommen, daß Eingeborene fortgegangen waren, ohne dieser Bestimmung Rechnung getragen zu haben. In diesem Falle wird dem Häuptlinge der Befehl ertheilt, den Ersatzmann sofort zu stellen: geschieht dieses nicht spätestens in einigen Tagen, so wird eine Abtheilung Militär zu ihm gesandt, um ihm klar zu machen, wie Franzosen den Ungehorsam zu bestrafen pflegen. Die Soldaten greifen das Dorf an, schießen an menschlichen Wesen nieder, was sich ihnen zeigt, verfolgen die Eingeborenen, hauen ihre Kokos- und andere Fruchtbäume um, verwüsten ihre Anpflanzungen, zerstören ihre Hütten und legen an Alles Feuer, die vollkommenste Verheerung hinter sich zurücklassend. Dieses ist franco-néo-calédonisches Prinzip, um die Unterthänigkeit eines Volkes zu erzwingen, welches, wie das dortige Gouvernement meint, sich im Guten nicht ziehen läßt! Ich

frage, ob eine solche Verwaltung nicht eine gefühllose, grausame und tyrannische genannt werden muß, und ich kann es nicht begreifen, wie einsichtsvolle, gebildete Franzosen einen solchen Despotismus noch billigen und vertheidigen können, wie ich öfters Gelegenheit hatte, mich persönlich in Neu-Caledonien zu überzeugen. In jüngster Zeit noch schreibt ein französischer Schriftsteller: „Aussi, à un certain point de vue, assez bizarre cependant, il est heureux que les indigènes fassent de temps en temps quelques escapades, car leurs terres confisquées viennent aussitôt grossir la richesse publique et servir aux colons; sans cela, on serait obligé d'agir avec plus de brutalité et — disons le mot — plus de franchise, en les refoulant dans leurs montagnes, ainsi que les Anglais l'ont fait dans l'Australie, à Van Diémen etc." Hier will ich nur einschalten, daß die englische Regierung sich nie mit dem principiellen Vertreiben und Ausrotten von Eingeborenen beschäftigt hat. Die Ansicht des Gouvernements und der französischen Unterthanen in Neu-Caledonien ist dagegen, die Eingeborenen mit aller Gewalt und ohne Rücksicht auf unschuldiges Blutvergießen zu unterwerfen, denn das Volk muß das Bewußtsein von unmittelbarer Strafe haben und nur Furcht und Schrecken seien im Stande, es zum Gehorsam zu zwingen. Zur Bekräftigung dieser Ansicht führt man die Verhältnisse Neu-Seelands an, wo die Eingeborenen von den Engländern mit aller Menschlichkeit und Ebenbürtigkeit behandelt wurden und zum Dank dafür, nachdem sie alles Gute genossen hatten, sich so oft gegen ihre Wohlthäter empörten.

Wenn es nun auch nicht zu bezweifeln ist, daß das fortgesetzte Handhaben einer solchen schmählichen Verwaltung die Eingeborenen mit der Zeit unterwerfen muß, wie es heute auch schon größtentheils geschehen ist, so steht dagegen aber auch fest, daß ihr Haß gegen die Franzosen mit den Jahren keine Grenzen finden wird, besonders bei einem Volke wie die Neu-Caledonier, deren Nationalstolz eines ihrer mächtigsten Gefühle ist, und wer mag es ihnen verdenken, daß sie denselben besitzen? Es kann unter solchen Umständen, wie es auch die Ansicht der Kolonialregierung zu sein scheint, nichts anderes übrig bleiben, um die Ansiedlung überhaupt zu halten, als alle Eingeborenen auszurotten. Eine solche That würde sich aber gegen alle menschlichen Rechtsgefühle empören. Leider aber ist das fast Unvermeidliche vorauszusehen: die neu-caledonische Rasse ist zum Tode verurtheilt! Eine Rasse, welche zu den kräftigsten und schönsten der Südseeinseln gehört. Mit Menschlichkeit, Sanftmuth und Nachsicht konnte man dieses Volk lenken und erziehen, wie das Paddon z. B. bewiesen hat; er durfte jeden Wunsch aussprechen, um ihn von seinen Zöglingen und Freunden, den Eingeborenen, gern und freudig vollstreckt zu sehen und noch heute wiederholen sich ähnliche Fälle, allerdings nur im Kleinen, aber mit gleichen Resultaten.

Ich mag diese Blätter nicht weiter verunreinigen mit den Erzählungen von anderen gewaltsamen, blutgierigen Zügen gegen die armen, geknechteten Eingeborenen Neu-Caledoniens, wie sie mir von verschiedenen Seiten zu Ohren kamen; das Gesagte mag genügen, um einen klaren Blick in die düsteren politischen Zustände der Insel zu werfen. Ich fürchte, die Numeaer Regierung hat das Spiel bereits zu weit getrieben, um das einmal angenommene Princip wieder ohne rückwirkende, schlimme Folgen verwerfen zu können. Es ist leider jetzt zu spät. Aufs Aeußerste getrieben, revoltirten die Eingeborenen im Jahre 1878 in großer Anzahl gegen die französische Herrschaft, allein was konnten sie gegen die Feuerwaffen derselben; sie hielten sich monatelang, während sie ihr Blut vergossen und ihr Hab und Gut verwüstet oder konfiscirt wurde. Endlich mußten sie sich dem gehaßten Feinde unterwerfen, nachdem ihre Reihen auf das Fürchterlichste gelichtet waren. Was nicht Krankheit, Hunger und Seuche fortriß, daß thaten die blutbefleckten Expeditionen und Kriegszüge der französischen Soldateska. Ist es dann zu verwundern, daß im Laufe von zwanzig Jahren die Zahl der Eingeborenen sich von 40 000 auf 6000 verringert hat! Von weniger schlimmem Einfluß war die Deportation französischer Kommunisten nach dem letzten deutsch-französischen Kriege; die Verbannten kamen mit den Eingeborenen wenig in Berührung. Die Deportation als solche wurde im Jahre 1864 eingeführt und besteht noch heute. Die Zahl der Deportirten beläuft sich auf ca. 10 000; sie werden zu öffentlichen Arbeiten, die besseren als Dienstboten und zu Feldarbeiten verwandt.

Bei einer weisen Regierungsform kann Neu-Caledonien mit der Zeit eine Bedeutung gewinnen; seine günstige Lage, sein gesundes Klima, die Produktivität des Landes und der Mineralreichthum sind sicherlich die besten Garantien dafür, wenn nur die französische Regierung die englischen freien Kolonialprincipien in Anwendung bringen wollte, allein der größte Hemmschuh liegt vielleicht im eigenen Volke, welches nun einmal einen Widerwillen — wenigstens im allgemeinen — gegen jede Auswanderung hegt und sich nur im allergedrängtesten Falle dazu entschließen könnte, eine solche „mit unzähligen Gefahren verknüpfte" Reise, wie die nach dem entlegenen Neu-Caledonien, anzutreten. In der That ist auch die Zahl der französischen freien Einwanderer eine sehr geringe gegen diejenige fremder Nationen, von denen wiederum Engländer und Deutsche die Oberhand haben. Die weiße Bevölkerung außer den Deportirten betrug im Jahre 1878 ca. 8500 Menschen, wovon ca. 4000 auf Militär und Beamte kommen.

Neu-Caledonien ist für die Akklimatisation der meisten außer- und innertropischen Pflanzengattungen sehr geeignet und bei gehöriger Bearbeitung des Bodens und nachheriger Pflege kann man ebenso wohl Baumwolle, Kaffee, Gewürze, Zucker, Indigo als Mais, Schotengemüse u. s. w. mit gutem Nutzen ziehen, allein die Arbeitskräfte sind theuer und die Kanaken, wie die Eingeborenen genannt werden, sind nicht in genügender Zahl vorhanden. Am leichtesten dürfte wohl noch die Anpflanzung von Kokosbäumen sein, welche im Alter von einigen Jahren wohl kaum noch einer besonderen Pflege bedürfen. Vieh- und Schafzucht ist eingeführt worden; das Rind gedeiht recht gut, dagegen eignet sich das neu-caledonische Gras nicht besonders für Schafe. Für die Zucht von Pferden bietet das Land gute Chancen.

Mag nun die Zukunft Neu-Caledoniens sein welche sie wolle, so wird diese Insel in den meisten ihrer späteren Ausfuhrprodukten, mit Ausnahme einiger Naturerzeugnisse, mit ihren Nachbarkolonien in Australien und Neu-Seeland rivalisiren können.

Nekrologe.

Aus dem Jahre 1882 tragen wir (nach Petermann's Mittheilungen 1883, Heft 3) folgende Todesfälle nach:

— Jacques Auguste Cherbonneau, Arabist und vorzüglicher Kenner Nordafrikas, geboren 28. August 1813 in Chapelle-Blanche (Depart. Indre-et-Loire), gestorben 11. December 1882 zu Paris. Er war Lehrer des Arabischen in Constantine und veröffentlichte als solcher im „Journal asiatique" und der „Revue d'Orient" zahlreiche Uebersetzungen und Auszüge aus arabischen Manuskripten, welche auf Geschichte und Geographie Nordafrikas Bezug haben. Seit 1879 lebte er in Paris.

— Nathan Davis, Archäolog, geboren 1812, gestorben 6. Januar 1882 in Florenz. Er bereiste besonders die Regentschaft Tunis, auf welche sich seine Hauptwerke beziehen: „Tunis, selections from a journal kept during a residence in that regency" (1841); „Evenings in my tent, wanderings in Balad El jareed" (1854); „Carthage and her remains" (1861); „Ruined cities within Numidian and Carthaginian territories" (1862).

— Henry Hall, Ingenieur und Kartograph, starb zu Anfang 1882 in London; Autor einer „Map of the Eastern Frontier", die er 1858 zu einer Karte von ganz Südafrika erweiterte, und eines 1859 im Auftrage der Kap-Regierung veröffentlichten „Manual of geography".

— Emile Plantamour, Professor der Anatomie in Genf, geboren daselbst 14. Mai 1815 und gestorben ebenda 7. September 1882, verdient durch seine meteorologischen Arbeiten und besonders durch seine Theilnahme an den geodätischen Arbeiten und dem Nivellement der Schweiz.

— Adolfo Rivadeneyra, spanischer Konsul, geboren zu Santiago in Chile 1841, gestorben 5. Februar 1882 in Madrid. In Spanien und Frankreich erzogen, lernte er in einem Kloster des Libanon Arabisch, wurde Vicekonsul in Beirut, dann in Colombo und Damaskus, wohin er über Baghdad, Mosul und Diarbekr reiste (Viaje de Ceylán á Damasco. Madrid 1871). Seit 1873 Konsul in Teheran, machte er Reisen in Persien, doch zum größten Theile auf bereits bekannten Wegen (Viaje al interior de Persia. 3 Bände. Madrid 1880. Mit schlechter Karte). 1879 wurde er nach Singapur versetzt, bald darauf nach Mogador, wo er arabische Dialektstudien trieb.

— Sophus Theodor Krarup Smith, Inspektor von Nord-Grönland, von Fach Naturforscher, geboren 8. Februar 1834 in Krogsdal bei Holstebro, gestorben 28. Mai in Godhavn. Er erwarb sich große Verdienste nicht nur durch Unterstützung der Grönland besuchenden arktischen Reisenden, sondern auch durch eigene naturwissenschaftliche Erforschung des von ihm verwalteten Gebietes.

— George Kemble Warren, nordamerikanischer General, starb im 64. Lebensjahre am 8. August 1882 zu Newport (Rhode Island). Er hat sich in den fünfziger Jahren große Verdienste um die Erforschung der Gebiete im Westen des Mississippi erworben und namentlich 1855 und 1856 die Aufnahme des obern Missouri und des Ostabhanges der Felsengebirge geleitet. Später machte er behufs Stromkorrektionen Aufnahmen des Mississippi und machte werthvolle Untersuchungen über die physikalischen Verhältnisse dieses Gebietes.

— Durch die zufällige Entladung seiner Flinte auf der Jagd ist unlängst Mr. Frank Hatton, Mineraloge und wissenschaftlicher Forschungsreisender der British North Borneo Company, um das Leben gekommen. Seine Bildung empfing er in der Royal School of Mines in South Kensington, wo er sich besonders in der Chemie auszeichnete; auch für Erlernung von Sprachen zeigte er großes Talent und mit Eingeborenen verstand er vortrefflich umzugehen. Während der letzten anderthalb Jahre durchforschte er einen großen Theil der Besitzungen obengenannter Gesellschaft, welche einen Umfang von der Größe Frankreichs haben, ohne einen einzigen Mann zu verlieren. Die auf diesen Reisen gesammelten Beobachtungen über Klima, Geologie 2c. werden voraussichtlich veröffentlicht werden. Frank Hatton war bei seinem Tode kaum 22 Jahre alt.

— Am 14. Januar d. J. starb zu Shonga am Niger an Dysenterie William Alexander Forbes, Prosektor der Londoner Zoologischen Gesellschaft, geboren 24. Juni 1855. Er hatte im Juli 1882 England verlassen, um mit Mc Intosh und Ashbury eine mehrmonatliche wissenschaftliche Reise auf dem Niger zu unternehmen, von welcher er nicht wieder zurückkehrte. 1880 hatte er schon Brasilien und 1881 die Vereinigten Staaten zu zoologischen Zwecken bereist.

— Franz Ritter von Hauslab, österreichischer Feldzeugmeister und Geograph, geboren 1. Februar 1798, gestorben 11. Februar 1883 zu Wien, namentlich verdient um die Theorie und Praxis der Höhenschichtenkarten. Er war unstreitig einer der gelehrtesten Männer, welche die österreichische Generalität je besessen hat, und sein Wissen war nicht nur auf das Gebiet des Kriegs- und Waffenwesens beschränkt, sondern erstreckte sich auch auf die friedlichen Gebiete der Geschichte, auf Kultur- und Kunstgeschichte, und namentlich auf die Erforschung der Vergangenheit Wiens, seiner Vaterstadt, in deren Alterthümern und Denkmälern. Als Militär hatte er nur einmal, während des ungarischen Insurrektionskampfes, Gelegenheit, sich im aktiven Kriegsdienste hervorzuthun; eine desto ausgebreitetere Thätigkeit entfaltete er aber in der Ausbildung der militärischen Kartographie in Oesterreich, zu deren gegenwärtiger Höhe er den Grundstein gelegt hat, und später in der technischen Vervollkommnung seiner Specialwaffe, der Artillerie. Speciell hat er sich auch Verdienste um die Stadt Wien erworben, wo er zu den populären Persönlichkeiten zählte. Hauslab war seit 1867 Mitglied des Herrenhauses, er stimmte mit der Verfassungspartei. Er war ferner Mitglied der Akademie der Wissenschaften und zahlreicher gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes, in früheren Jahren auch Lehrer des Kaisers Franz Joseph und des Erzherzogs Albrecht, sowie der Brüder derselben in den Militärwissenschaften.

— William Desborough Cooley, englischer Geograph von hervorragend kritischer Begabung, starb in hohem Alter am 1. März 1883 in London. Ein unvergleichlicher Kenner der Litteratur über Afrika, im Kisuaheli bewandert, scharfsinnig, hat er Jahre lang die Probleme afrikanischer Geographie in Zeitschriften („Athenaeum", „Journal of the R. Geogr. Soc.") und Broschüren mit Meisterschaft behandelt, freilich auch zuweilen über das Ziel hinausgeschossen, doch immer sein redliches Theil dazu beigetragen, das Interesse an dem dunkeln Welttheile wach zu erhalten. So wies er 1832 schlagend nach, daß die Reise Douville's nach dem mittleren Kongo eine reine Erfindung war. Andere seiner Behauptungen wurden bald widerlegt, z. B. daß die Schneeberge Ostafrikas nicht existirten, daß es in Innerafrika nur einen großen Binnensee gäbe u. a.; seinen Irrthum aber gab er nicht zu. Von seinen Schriften wurde die „History of Maritime and Inland Discovery" (3 Bde., 1830) ins Französische übersetzt; von eigenartiger Bedeutung soll die „Physical Geography" (1876) sein. Taub und arm, lebte er zuletzt in dürftigen Verhältnissen, nur von einer kleinen königlichen Pension, die er seit 1859 bezog, aber immer zum

Helfen bereit. Von sonstigen Schriften führen wir noch an „Negroland of the Arabs examined and explained“ (1841); „Inner Africa laid open“ (1852); „Claudius Ptolemy and the Nile“ (1854); „Dr. Livingstone's Reise vom Flusse Liambey nach Loanda in 1853—54“ (1855); „Memoir of the Lake Regions of East Africa reviewed“ (1864); „Dr. Livingstone's Errors“ (1865); „Dr. Livingstone and the Royal Geographical Society“ (1874).

— W. H. Johnson, englischer Reisender in Indien, starb 51 Jahre alt am 3. März 1883 in Dschammu (Jummoo) wahrscheinlich an Gift. Er trat frühzeitig (1848) in den Dienst des indischen Aufnahme-Departements, arbeitete bis 1852 in der äußeren Kette des Pendschab-Himalaja, dann an Straßenaufnahmen im Pendschab und am Tschenab-Flusse, seit 18534/4 wieder im nordwestlichen Himalaja. 1855 kam er zu der Abtheilung, welche Kaschmir aufzunehmen hatte, und hatte an deren Arbeiten den hervorragendsten Antheil; er hat seinen Theodoliten auf einigen der höchsten, je erstiegenen Berge aufgerichtet und die schlechthin höchsten Berge gemessen. 1860 erstieg er in Rupshu zu diesem Zwecke zwei Berge von wenig unter 20 000 Fuß Höhe; 1862 solche von 20 866 Fuß und 20 552 Fuß zwischen Leh und Ladach und 1865 machte er seine berühmte Reise nordwärts bis in die Ebene von Chotan und bestimmte die Lage von Iltschi, der erste Europäer, der so weit nach Ostturkestan vordrang und heil wieder zurückkehrte. Da diese wichtige Reise ohne Urlaub seitens der indischen Regierung unternommen worden war, so blieb sie unbelohnt; ja, Johnson trat aus deren Dienst und ging 1866 in den des Maharadscha von Kaschmir über. Seitdem ist über seine Arbeiten nichts mehr bekannt geworden. Der Bericht über seine Reise nach Iltschi nebst Karte befindet sich im 37. Bande des „Journal of the R. Geographical Society“.

— Lorenz Diefenbach, deutscher Sprachforscher, geboren 29. Juli 1806 zu Ostheim im Großherzogthum Hessen, gestorben 28. März 1883 zu Darmstadt. Seit 1821 studirte er in Gießen Theologie und Philosophie, lebte dann in Frankfurt am Main, später als Pfarrer und Bibliothekar in Solms-Laubach, dann in Offenbach und Frankfurt, wo er seit 1865 Stadtbibliothekar war, zuletzt in Darmstadt. Abgesehen von seinen sprachwissenschaftlichen und lexikographischen Werken, welche sich auf die romanischen Sprachen, das Deutsche, Keltische, Gothische, Mittel-Lateinische rc. beziehen, von zahlreichen Gedichten, Romanen und litterarischen, kritischen, politischen und religiösen Artikeln — er war Mitbegründer der deutsch-katholischen Gemeinde in Offenbach und 1848 Rath des Reichsministeriumspräsidenten — sind für uns von besonderem Interesse seine „Origines Europaeae“ (1861); „Vorschule der Völkerkunde“ (1864); „Volksstämme der europäischen Türkei“ (1877) und seine „Völkerkunde Osteuropas“ (zwei Bände, Darmstadt 1880).

— Dr. Johann Melchior Ziegler, schweizerischer Kartograph, geboren 27. November 1801 zu Winterthur, gestorben 1. April 1883 zu Basel. Ursprünglich zum Kaufmann bestimmt, fühlte er sich so zur Mathematik und Physik hingezogen, daß er die gelehrte Laufbahn einschlug und die Ecole Centrale in Paris besuchte. Der Tod seines Vaters rief ihn 1824 nach Hause, wo er versuchte, das blühende Handelsgeschäft seines Vaters fortzusetzen; doch wandte er sich schon nach einigen Jahren wieder wissenschaftlichen Studien zu, namentlich der Geographie und Kartographie, auf welche ihn die Bekanntschaft mit Karl Ritter hingewiesen hatte. 1842 begründete und leitete er in Winterthur das jetzt unter der Firma Wurster und Randegger blühende kartographische Institut, aus welcher eine große Reihe werthvoller Werke seiner Hand hervorgegangen sind (vergl. das Verzeichniß derselben von A. Steinhauser in „Mitth. der k. k. Geogr. Ges. in Wien“ 1883, Nr. 4, S. 186 f.). Wir heben daraus hervor die Karte der Kantone St. Gallen und Appenzell (16 Blatt, 1 : 25 000, 1852 — 55), Glarus (1 : 50 000, 1862), Tessin (1 : 100 000, 1862), das Unter-Engadin (2 Bl., 1 : 50 000, 1868), das Ober-Engadin (4 Bl., 1 : 50 000, 1873). Diese Karten, welche besonders im Terrain zu den schönsten überhaupt existirenden gehören, sind gegen die Dufour'schen Aufnahmen wesentlich bereichert, namentlich durch Tausende von Höhenmessungen, welche Ziegler bis in sein hohes Alter auf jährlichen Fußwanderungen ausführte. Ferner: Karte der Insel Madeira (1 : 1 000 000, 1856), Reisekarte der Schweiz (4 Bl., 1 : 380 000, 1850 und öfter), Hypsometrischer Atlas (15 Karten, 1856), Hypsometrische Karte der Schweiz (1 : 380 000, 1866). Seine letzte Arbeit, die erst nach seinem Tode erschienen ist, ist „Ein geographischer Text zur Geologischen Karte der Erde“. (Mit Atlas von 16 Tafeln. Basel 1883.) Zu seiner Charakterisirung mag dienen, daß er in jüngeren Jahren in seiner Vaterstadt zeitweise vakante Lehrstellen an den höheren Schulen ausfüllte und aus Liebhaberei die Stelle eines städtischen Forstinspektors übernahm und so ausfüllte, daß die dortigen Wälder zu den bestbesorgten der Schweiz gehören. Ende der vierziger und Anfangs der fünfziger Jahre hatte er auf Ersuchen des Bundesraths als bester Kenner der Landesoberfläche sein Gutachten über das Tracé der projektirten Eisenbahnen abzugeben. Die Züricher Universität machte ihn zum Doktor der Philosophie, Basel, wo er zuletzt lebte, und dem er seine werthvolle Kartensammlung vermachte, verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht.

— Wilhelm Karl Hartwig Peters, Professor der Zoologie in Berlin und Afrika-Reisender, geboren 22. April 1815 zu Koldenbüttel bei Eiderstedt, gestorben 20. April 1883 zu Berlin. Er studirte seit 1834 in Kopenhagen und Berlin Naturwissenschaften und Medicin, ging dann zur Erforschung der dortigen Fauna nach dem Mittelmeere und reiste 1842 über Angola nach Mozambik, wo er mehrere Jahre blieb, besuchte Zanzibar, die Komoren, Madagaskar, das Kapland und Ostindien und kehrte 1848 über Aegypten nach Europa zurück. 1848 wurde er Prosektor am anatomischen Institute in Berlin, 1851 Professor der Medicin und 1856 ordentlicher Professor und Direktor des zoologischen Museums daselbst. Außer zahlreichen zoologischen Arbeiten verfaßte er „Naturwissenschaftliche Reise“ (5 Bände, Berlin 1852 bis 1868).

— James Young, starb am 13. Mai d. J. in Kelly am Firth of Clyde, 71 Jahre alt. Chemiker von Fach, erfand er ein Verfahren, aus Kohle ein Leuchtöl zu gewinnen und begründete dadurch eine neue Industrie in der Nähe von Glasgow. Bekannt wurde er namentlich durch seine Unterstützung Livingstone's, zu dessen Aufsuchung er 1871 von der Westküste über San Salvador eine Expedition unter Lieutenant Grandy aussandte, die indessen scheiterte. Dieselbe kostete 3041 Pfd. St. (60 820 Mark).

— A. K. Isbister, geboren 1822 in Canada als Sohn eines Beamten der Hudsonsbai-Kompanie, in deren Dienste er gleichfalls trat. Die Resultate einer damals unternommenen Reise veröffentlichte er später in den „Journals“ der Kgl. Geographischen und der Geologischen Gesellschaft; es waren das die ersten Nachrichten über den Nordwesten Nordamerikas, das vom Mackenzie, Yucon und Colville durchflossene Gebiet. Er lenkte auch zuerst die Aufmerksamkeit der Regierung auf das Unpolitische des Monopols der Hudsonsbai-Kompanie und gab damit den Anstoß für die Inkorporation ihrer Länder in Canada. Später studirte er in Edinburgh. 1866 wurde er in London Doktor der Rechte, praktizirte aber nie, sondern wandte sich dem Unterrichtswesen zu. Seine Hauptthätigkeit verwandte er auf die Herausgabe der „Educational Times“, des Organs des „College of Preceptors“, als dessen „Dean“ er am 28. Mai 1883 zu London starb.

— Sir Edward Sabine, englischer Officier und Physiker, geboren 14. Oktober 1788 in Dublin, gestorben 26. Juni 1883 in Richmond. Abkömmling einer ursprünglich italienischen Familie, welche sich zuerst in der Norman-

die, dann in England niedergelassen hatte, erhielt er eine militärische Erziehung, trat 1803 als Unterlieutenant in die Artillerie und brachte es bis zum Generalmajor; aktiven Dienst that er fast nur 1814 an der Niagara-Grenze und bei der Belagerung von Fort Erie. Nach dem Schlusse des Krieges wurde er der ersten, von Sir John Roß befehligten Expedition zur Aufsuchung der nordwestlichen Durchfahrt beigegeben und 1819 nahm er an der zweiten unter Sir Edward Parry theil. Seine magnetischen Beobachtungen während dieser Reisen gaben den ersten Anstoß zu dem systematischen Studium des Erdmagnetismus, dessen Erforschung seine Lebensaufgabe wurde. Im Jahre 1821 begann er eine Reihe von Reisen, welche vom Aequator bis zum Polarkreise reichten, und deren Ergebnisse er 1825 unter dem Titel „The Pendulum and other Experiments“ veröffentlichte; auch beschrieb er Beobachtungen im Karibischen Meere zur Bestimmung der Temperatur in den Tiefen des Oceans. 1827 — 30 war er Sekretär der Royal Society und that dann Dienste in Irland. Von nun an verwendete er alle freie Zeit auf physikalische Beobachtungen; seine Berichte über den Magnetismus veranlaßten die Einrichtung eines Systems magnetischer Beobachtungen, welche Jahre lang unter seiner Leitung standen. Die Resultate derselben, sowie die des Magnetic Survey of the Globe, welche gleichzeitig unter der Leitung der Admiralität begonnen wurden, wurden von ihm bearbeitet und publicirt, wie denn durch ihn die Wissenschaft vom Erdmagnetismus ihre feste Grundlage erhielt. Ebenso that er viel für unser Wissen von der wahren Gestalt der Erde und für den Nachweis des Zusammenhanges zwischen terrestrischen magnetischen Stürmen und den Sonnenflecken. 1851 wurde er Vice-Präsident der ersten naturwissenschaftlichen Gesellschaft Englands, der Royal Society, und von 1861 — 71 war er deren Vorsitzender; er hat derselben nicht weniger als 40 Arbeiten mitgetheilt. 21 Jahre lang war er Generalsekretär der British Association und 1853 deren Präsident.

Kürzere Mittheilungen.

Die Duk-Duk-Ceremonie auf Neu-Britannien.

In den zwei ersten Nummern des 41. Bandes brachte der „Globus“ einen Bericht des verstorbenen Reisenden Th. Kleinschmidt über die Duk-Duk-Ceremonie auf Mioko, einer Insel der Duke of York-Gruppe. Dort hieß es gleich zu Anfang, daß eine Beantwortung der Frage, was denn eigentlich der Duk-Duk sei, nach allen Richtungen hin und mit aller Bestimmtheit bis heute selbst dem sich dort schon länger Aufhaltenden noch nicht möglich sei. Einen kleinen Fortschritt zur Lösung des Räthsels bietet nun, was Herr Zahlmeister-Aspirant Weißer auf der „Hyäne“ über die Duk-Duk-Ceremonie auf Neu-Britannien an Prof. Bastian berichtet (Verh. der Ges. f. Erdkunde zu Berlin X, S. 291). „Ich habe mich vergeblich bemüht, ihren Sinn kennen zu lernen. Soviel ich aus den einzelnen Versionen herauszuhören vermochte, scheint es, daß der Duk-Duk eine Institution früher bestandener Zauberpriester war. Damals müssen die Häuptlinge eine bedeutend größere Macht gehabt haben, da neben ihnen besondere Priester bestanden, welche für den Duk-Duk angestellt waren und durch diesen auf das Volk wirkten und das Ansehen und die Macht der Häuptlinge stärkten. Jetzt haben die Häuptlinge an sich absolut keine Macht mehr, sie sind nur Familienhäupter. Ihre jetzige Macht beruht nur auf dem Duk-Duk und dem Aberglauben, den das Volk mit dieser Ceremonie verbindet. Besondere Priester giebt es jetzt nicht mehr. Da also ein Häuptling keine politische Macht hat und an sich nicht angesehen ist, so wirkt er nur durch den Duk-Duk. Alle Festlichkeiten, alle Tribute, alle Gesetze, alle Tabus, alle Begräbnisse, alle Steuern erfolgen durch den Duk-Duk, resp. werden durch diesen veranlaßt, ausgesprochen und vermittelt. Nur der Häuptling resp. dasjenige Oberhaupt, welches die meisten Familienmitglieder zählt, hält sich im bestimmten Umkreis, an einem von Alters her festgesetzten Platz, den Duk-Duk. Dieser spielt den Vermittler; er sendet ihn aus zc. und erhebt somit auf diese Weise seine Steuern und Abgaben vom Volke, die ihm sonst Niemand geben würde. So werden z. B. bei den Hauptzeiten des Reifens und Pflanzens bestimmter Früchte Feste gefeiert. Der vom Häuptling gesandte Duk-Duk-Mann erscheint und erhält nach Aufführung eines Tanzes von Jedem einen Tribut in Native-Geld oder sonstigem; ferner legt er die Tabus auf bestimmte Früchte, wie Kokosnüsse zc. zu bestimmten Zeiten und spielt die geheime unerwartete Polizei, die den Frevler abfaßt und allein im Stande ist zu bestrafen, sei es durch Tod oder schwere Geldstrafe; oder ein Mann ist gestorben und die Angehörigen kommen zum Häuptling und fragen heulend und schreiend: „Unser Vater ist gestorben. Bitte, frage den Duk-Duk, wo er hinkommt, zum boinoman oder zum bo-boinoman, zum guten oder bösen Geist.“ Erwähnen sie dann, daß der Verstorbene viel hinterlassen und ansehnliche Geschenke gemacht, so fällt das Urtheil entsprechend aus, d. h. sagt er: „Er kommt zum boinoman,“ so heißt das, er kann neben der Hütte begraben werden; soll er zum bo-boinoman kommen, so wird er im Busch verscharrt und der Böse holt ihn. Die Macht des Duk-Duk beruht eben darin, daß er unumschränkter Herr ist, und man sich in seinem Träger den Hauptgott Tauranga vorstellt. Der Duk-Duk kann jeden tödten, kann sich jeden Unfug und jede Willkür erlauben, ohne dafür anders denn gefürchtet zu werden. Seine Eingriffe in das menschliche Leben werden so zu sagen als Schicksalsschläge betrachtet.“ Während Frauenzimmer bei Todesstrafe keine Duk-Duk-Tempel betreten dürfen, ebenso beim Passiren mit abgewandtem Gesicht niederkauern müssen und so zu sagen von allen damit verbundenen Sachen ausgeschlossen sind; hörte Herr Weißer doch von einem Falle, in welchem bei einer Duk-Duk-Ceremonie im Tempel eine Frau zugegen sein darf. Dieser Fall tritt ein, wenn ein Knabe in der Familie etwa das achte Jahr erreicht und behufs der Namensgebung ein Familienfest beim Duk-Duk veranstaltet wird. Bei dieser Ceremonie wird der Knabe so zu sagen den Männern zugesprochen, und unter allerlei Ceremonien wird auch eine Art Windel über ihn ausgeschüttet, zum Zeichen, daß die erste Zeit der Kindheit vorüber ist. Diese Windel trägt und schüttelt eine alte Frau, gewöhnlich die Großmutter der Familie oder der nächsten Verwandtschaft.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ende Juni sind, wie man aus Teheran schreibt, die französischen Reisenden Graf Mailly Chalons und Baron Benoît Méchin auf ihrer Reise von China in Mesched eingetroffen. Sie waren durch die Mandschurei nach Wladiwostok, dann, Sibirien durchreisend, nach Werni, Taschkend, Samarkand, Buchara, Chiwa und Merw gelangt. In Petro-Alexandrowsk hatte sie General Tschernaiew dem Tekke-Turkmenenhäuptling Kara Kul Sidar, der sich dem Khan von Chiwa unterworfen hatte, anempfohlen und sie mit diesem zugleich bis nach Merw geleitet.

— Metereologische Beobachtungen (Monat April 1883) von Puerto Princesa (Paragua). Vom 1. April an, wo das Barometer auf 757,23 mm (9 Uhr Morgens) stand, stieg die Quecksilbersäule langsam und kontinuirlich bis auf 759,96 mm am 8. d. M., womit das Maximum dieses Monates erreicht wurde. Mit geringen Fluctuationen verblieb die Säule auf dieser Höhe bis zum 19., wo sie plötzlich, ohne daß man eine Erklärung hätte finden können, sank. Später bewegte sich die Höhe derselben zwischen 756,30 und 754,62 mm. Das Maximum der Temperatur waren 32° C., das Minimum 26° C. Der Himmel war gewöhnlich bewölkt, Regentage gab es am 1. 3. 12. 13. 19. 20. 24. 25. 26. 27. und 28. (Diario de Manila.) F. B.

— Die Spanier haben an der Westküste der Insel Paragua (Palawan) in der Bai von Ulugan eine militärische Strafniederlassung gegründet. Die Deportirten beschäftigen sich mit dem Sammeln von Bejuco (Calamus mollis). Um von der Ostküste aus mit der neuen Kolonie in bessere Verbindung zu treten, so gründete man in der Baia Honda ebenfalls eine Niederlassung Namens Tapul, dieselbe besteht aus 1 Sergeanten, 2 Korporälen, 10 Infanteristen und 20 Deportirten, zu denen einige chinesische Händler noch zu zählen sind, welche den von Ulugan hierher gebrachten Bejuco aufkaufen. Tapul liegt zwischen dem Urwald und Mangle-Sümpfen und dürfte demnach ein eben solcher Fieberherd werden, wie das berüchtigte Puerto Princesa. Man denkt daran, zwischen Tapul und Ulugan eine telegraphische Verbindung herzustellen. Die Niederlassung von Ulugan liegt an der Mündung des Estero de Baheles, dessen Länge auf 2000 m geschätzt wird. Im April dieses Jahres beschäftigten sich spanische Seeofficiere mit der topographischen Aufnahme dieses auf den Karten noch nicht verzeichneten Flusses. F. B.

Afrika.

— Einem aus Massana datirten Briefe vom 12. Juni d. J. zufolge ist Dr. Stecker (vgl. „Globus" Bd. 43, S. 128) in Adua eingetroffen, oder schon auf dem Wege von Adua nach der Küste. Man darf ihn also wohl bald in Europa zurückerwarten. („Peterm. Mitth.")

— G. Révoil meldete am 25. April aus Makdischu (vgl. oben S. 48) an das Unterrichtsministerium, daß er im Begriffe sei, über Filledy am Webbi nach Ganane, dem durch von der Decken's Expedition bekannten Orte am Jub zu gehen. Von dort beabsichtigte er, entweder durch das Gebiet der Ugadin-Somalis Harrar und Zeila zu gewinnen oder sich nach Kaffa und Schoa zu wenden, doch wird er nach den bisherigen Erfahrungen wohl beträchtliche Schwierigkeiten beim Versuch zur Ausführung solcher weitgehender Projekte finden. („Peterm. Mitth.")

— Die polnische Expedition des Lieut. St. v. Rogozinski (vgl. „Globus" Bd. 43, S. 128) hat sich auf dem Wege nach dem Camerun-Gebiete, wie ihr Chef in einem vom 18. März von Grand-Bassam datirten Briefe mittheilt, die Gelegenheit nicht entgehen lassen, einige interessante Punkte der afrikanischen Westküste kennen zu lernen. Zunächst wurden auf den Kanarischen Inseln erfolgreiche Forschungen nach Resten der Guanchen angestellt, später wurde in Cape Mount, in Monrovia bei Cap Palmas gelandet und eine Fahrt auf dem Pauls River unternommen, wobei namentlich die jetzigen Zustände in Liberia studirt wurden; Rogozinsky stand gerade im Begriff, den König Amatifû von Assini in seiner Hauptstadt Krinjabo zu besuchen und von dort nach Aschanti zu gehen. („Peterm. Mitth.")

Australien.

— Am 2. April ist auf einer Versammlung von Freunden der Geographie in Sydney beschlossen worden, eine geographische Gesellschaft in Australien zu gründen. Ihr Zweck soll Beförderung des geographischen Wissens im Allgemeinen, das Studium der Handelsgeographie, Erforschung von Australien und Verbreitung der Kenntniß der großen australischen Kolonien und ihrer Schätze im Besondern sein. Herr La Meslée ist zum Sekretär der Gesellschaft bestimmt und bereits 100 Mitglieder haben sich in Sydney allein bereit erklärt, ihr beizutreten. („Proc. of the R. Geogr. Soc.")

— Mr. Thomas Brown, welcher kürzlich aus Central-Australien nach Melbourne zurückkehrte, berichtet, daß er an den Abhängen der Musgrave Ranges, in 26° 15′ südl. Br. und 131° 45′ östl. L. Gr., einen Stamm der Eingeborenen angetroffen habe, bei welchem gegen alle bisherige Beobachtung eine Art Schuhwerk in Gebrauch ist. Die Schuhe, Kudoichées von ihnen genannt, sind in ihrem Aussehen ziemlich unförmlich, aber dauerhaft. Sie sind 6 bis 10 englische Zoll (229 bis 254 mm) lang und 4½ (114 mm) breit, oblong und am vorderen und hinteren Ende gleichmäßig abgerundet. Die 1 Zoll (25,4 mm) starke Sohle ist aus einheimischen Gräsern angefertigt, welche mit fadenähnlichen Binsen zusammengenäht, mit kleinen Emu-Federn überzogen und dann mit Menschenblut cementirt sind. Der Ueberzug besteht aus einem Netzwerk von Haaren. Man bedient sich dieser Schuhe für gewöhnlich nicht, sondern nur dann, wenn man irgend etwas erspähen, einen heimlichen Ueberfall auf Leute machen oder sich, ohne Fußspuren zu hinterlassen, zurückziehen will. Sie sind nur bei den wenig bekannten Stämmen, welche nördlich von den Warburton und Musgrave Ranges ihren Sitz haben, in Gebrauch. Mr. Brown hat ein Exemplar für das Museum in Melbourne mitgebracht.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIV. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1883.

Gallieni's Erforschungs-Expedition nach dem obern Niger.

(Nach dem Französischen des Kommandanten Gallieni.)

VII.

Sobald Gallieni in Ginina angelangt war, begab er sich zum Häuptling, der am Vormittag Bayol nicht hatte empfangen wollen. Er war ein schöner und kräftiger Greis, der sich erinnerte, als kleines Kind von dem Durchzug eines Weißen — es war dies Mungo Park auf seiner zweiten Reise (1805) — sprechen gehört zu haben. Er erwiederte Gallieni's Begrüßungen sehr kalt und erklärte rundweg, er schenke seinen Worten keinen Glauben, da er nicht wisse, für wen alle die Geschenke bestimmt seien, die jener mit sich führte. Die schlechte Gesinnung dieses Negers war augenscheinlich und Gallieni schied von ihm in der Ueberzeugung, daß die Beleris nur eine Gelegenheit suchten, ihre Feindseligkeit ausbrechen zu lassen.

In das Lager zurückgekehrt, ließ er daher das Carré geschlossener als sonst formiren. Das Gepäck, sorgsam geordnet und Stück für Stück auf einander gethürmt, so daß es als eine Art Wall diente, bildete drei Seiten; die vierte wurde von den Spahis und Maulthiertreibern mit ihren Pferden und Maulthieren eingenommen, die Esel, für welche die Treiber in der Umgegend Gras geschnitten hatten, wurden hinter dem Gepäck angebunden. In der Reserve standen die Tirailleure, jeden Augenblick bereit, sich nach der bedrohten Seite zu stürzen. Das Zelt wurde im Centrum unter zwei Bäumen aufgeschlagen, in deren dichtem Laube Tirailleure versteckt waren, um von dort aus in das Dorf feuern zu können. In die Ecken endlich wurden einige mitgenommene Musketons auf rohen Laffetten aufgeprotzt und sowohl auf den umgebenden Wald wie auf die Thore des Tata gerichtet.

Den ganzen Nachmittag fand ein starker Verkehr bewaffneter Männer zwischen dem Tata und der Umgebung statt. Die Bambaras, ihre mit allerhand Amuleten gezierten Flinten im Arm, durchschritten in einer Entfernung von 200 bis 300 m vom Lager den Wald und traten durch ein Hinterthor ins Dorf. Einige wenige Eingeborene besuchten das Lager, darunter aber, bezeichnend genug, weder Weiber noch Kinder.

Am Abend wurden Doppelposten ca. 300 m vorgeschoben und weiter dahinter kleine Abtheilungen Spahis und Tirailleure als Soutien aufgestellt. Ueberdies ließ Gallieni, um die Zugänge zum Dorf von Zeit zu Zeit zu beobachten, Coston-Feuer, wie sie als Marine-Signale gebraucht werden, anzünden und, um die Beleris einzuschüchtern, sehr hoch steigende und in einem Feuerregen niederfallende Seeraketen steigen.

Am Morgen des 9. Mai wurde Thiama zum Häuptling gesandt, um Führer zu erbitten. Dieser erkundigte sich genau nach der Stunde des beabsichtigten Abmarsches und wies dann nicht nur Führer an, sondern auch Leute, um das Gepäck zu tragen, welches die Esel nicht fortschleppen konnten — eine Zuvorkommenheit, durch die sich Gallieni nicht täuschen ließ. Alles war zum Aufbruch bereit, als der Vortrab zurückkehrte und meldete, daß Barka und Makeri in einer Entfernung von ca. 2 km in einer Schlucht

ein Tausend Bambaras versteckt bemerkt hatten. Sofort wurde der Marsch abgebrochen und das Lager vom Abend vorher wieder bezogen.

Diese Nacht kostete dem getreuen Abdulaje das Leben. Gallieni, besorgt, Piétri's Schicksal zu erfahren, sandte ihm durch jenen einen Brief, worin er ihn zugleich bat, im Verein mit Abdaraman alle Maßregeln zu ergreifen, um den Train den Krallen der Beleris entreißen zu helfen. Abdulaje verließ in der Nacht das Lager in der Richtung auf Dio zu und wurde nicht wieder gesehen; zwei Tage später erfuhr Gallieni, daß er im Walde von den Bambaras aufgefangen und nach verzweifelter Gegenwehr ermordet worden war; jenen Brief hat Piétri nie erhalten.

Am nächsten Morgen erbot sich der Häuptling, durch die Kanonen und Feuergarben beunruhigt, fünf Führer aus seiner Familie zu stellen und das Gepäck, welches nicht sogleich mitgenommen werden könnte, in Ginina zu bewachen; bis Dio sicherte er ferner durch einen Schwur sicheres Geleit zu. Dafür wollte er ein ansehnliches Geschenk haben. Gallieni nahm endlich die Vorschläge an. Um ein Uhr Nachmittags war Alles fertig; die Führer wurden vertheilt: drei an der Spitze mit dem Chef der Expedition, zwei im Nachtrab mit Tautain; sie wurden sorgfältig überwacht und sollten beim geringsten verdächtigen Zeichen niedergemacht werden. Um 5 Uhr erreichte man das Dorf Dio und schlug das Lager jenseit desselben 600 m weit davon entfernt auf. Hier schienen sich zuerst die Aussichten friedlicher zu gestalten; in der Nacht jedoch entdeckten Gallieni's Spione, daß das Dorf, welches bei Tage wie ausgestorben geschienen, von Kriegern angefüllt war, die mit großem Lärm ihren Plan gegen die Weißen beriethen. Da aber Alassan, Sadioka und eine Abtheilung Tirailleure am nächsten Morgen um 10 von einem Rekognoscirungsritte auf dem Wege nach Dioku zurückkehrten, ohne etwas Verdächtiges bemerkt zu haben, und zwei vom Häuptling von Dio gesandte Führer gegen Mittag eintrafen, so setzte sich um ein Uhr der Zug in Bewegung. Die Marschordnung war wie am Tage vorher: an der Spitze der Führer, streng von Barka bewacht, dann der Dolmetsch Thiama, die Spahis, Gallieni und Bayol, die Negerin Kumba, Abdaraman's Frau, Sadioka mit 10 Tirailleuren, alle das Gewehr im Anschlage, darauf der Train, die Esel im Gänsemarsch, zum Schluß Tautain und Alassan mit den übrigen 10 Tirailleuren hinter den Laptots und Maulthiertreibern, die, mit Doppelflinten bewaffnet, im Nothfall die Nachhut verstärken konnten. Man sieht, die Eskorte war sehr schwach, für diesen ca. 600 m langen Zug von 180 Eseln, die, durch Wunden ermattet, beim kleinsten Halt sich niederlegten und von unbewaffneten und noch dazu feigen Leuten geführt wurden. Die Flanken der Kolonne waren absolut unbedeckt, da ein Abgeben von Flanqueurs bei der Schwäche der beiden bewaffneten Gruppen unthunlich war und für den Fall des Kampfes gefährlich werden konnte.

Riou — F. MEAULLE

Vertheidigung des Lagers in Ginina.

Das Terrain um Dio war hügelig. Der Pfad nach Dioku führte leicht bergab und schlug eine süd-östliche Richtung ein in der Einsenkung, in der der Baule floß, den die Reisenden hier zum dritten Male trafen und den der Weg 600 m vom Bivuak erreichte. Im Nordosten war er durch

einen ungeheuren Wald von Butterbäumen begrenzt, der sich zwischen Dorf und Fluß erstreckte und sich bis zu den Höhen hinzog, die das Land im NO von Dio beherrschten. Beim Verlassen des Lagers herrschte eine Todtenstille rings umher; Tata, Wald, Strom, alles schien öde und ausgestorben. „Du wirst sehen, Kapitän", sagte Barka, ein Veteran der Senegal-Expeditionen, „du wirst sehen, es wird was geben . . . .".

Der Fluß wird ohne Schwierigkeit überschritten, die Spahis deployirt und, das Gewehr quer überm Sattel und den Revolver im offenen Halfter, in den Wald eingedrungen. Einige Minuten verstreichen. Der Führer, unter dem Vorwande, eine für die Thiere schwierige Stelle zu umgehen, biegt rechts vom Pfade ab und lenkt in eine durch Wasser und enorme Termiten-Hügel unwegsam gemachte und von hohen, steilen Wänden eingeschlossene Schlucht ein. Im selben Augenblicke ertönt ein furchtbares Gewehrfeuer und ein wüthendes Geheul läßt die große Anzahl der Bambaras erkennen, die, bis dahin hinter Baum und Busch verborgen, sich nun mit wildem Kriegsgeschrei auf die Franzosen stürzen. In den ersten Minuten können diese, dicht umdrängt, kaum Gebrauch von ihren Waffen machen; bald aber sammeln sich Spahis, Tirailleurs und einige Treiber und eröffnen ein mörderisches Feuer, welches den engen Kreis der Angreifer lichtet. Barka, der sofort den Verräther von Führer niedergemacht, stellt sich

Pöl und säugende Frau in Gubanko.

an die Spitze der Spahis, deren große Pferde und rothe Gewänder die Feinde erschrecken, die übrigen folgen dicht dahinter und brechen sich so eine Bahn nach vorher ausgekundschafteten Ruinen eines Tata, die allein einen günstigen Vertheidigungspunkt bieten, um sich so aus dem furchtbaren Hinterhalte zu retten, in den man gefallen; zwar schießen die Beleris ununterbrochen, aber sie werden mit solchem Ungestüm über den Haufen geritten, daß sie sich in das Dickicht werfen und Platz machen. Der Feind, der die Ruinen besetzt hält, wird vertrieben, diese besetzt und nun beginnt eine Vertheidigung, die jeder Beschreibung spottet, und bei der die Braven einen Muth, eine Ausdauer, eine Tapferkeit und eine Aufopferung bewähren, die ihnen in Europa den höchsten Ruhm eingetragen haben würde. Die Kaltblütigkeit der Weißen und deren scheinbare Unverwundbarkeit, die Schnelligkeit der Salven, die großen Entfernungen, in denen die Feinde getroffen werden, und die schrecklichen Wunden, die sie davon tragen, kühlen nach und nach ihren Eifer ab und nach kurzem Kampfe gelingt es den Franzosen, in der Hoffnung, Tautain, von dem man keine Kunde hatte, zu erretten, sich nach dem Flusse zu Bahn zu brechen, von woher lebhaftes Gewehrfeuer vernommen wurde. Im selben Momente sahen sie aber auch schon Alassan mit Tautain hinter sich auf dem Pferde und dahinter die Reste der Nachhut auf sich zufliegen.

Folgendes war am Baule vorgefallen. Tautain hatte zuletzt das Lager verlassen; er war kaum 50 m vom Strome entfernt und seine Thiere sollten denselben eben überschreiten, als der Kampf begann: die Bambaras kamen überall hervor, aus dem Walde, dem Dorfe, den Uferbäumen, und stürzten sich mit Geheul auf die Eskorte, während ihre Tirailleure, im Dickicht versteckt, die Maulesel tödteten oder

verwundeten, deren Kadaver den Weg versperrten und so das Gepäck den Räubern eine leichte Beute werden ließen, denn die Treiber, zum größten Theil unbewaffnet, waren bei den ersten Schüssen entflohen, um sich einer der beiden Gruppen, dem Vor- oder Nachtrab anzuschließen. Der Kriegsplan war also recht gut ausgesonnen, und durch ihren dreifachen Angriff war es den Beleris geglückt, von Anfang des Kampfes an die Eskorte zu theilen und den Train zu zerstreuen.

Tautain zog sofort sämmtliche auf jenem Ufer des Stromes gebliebenen Leute um sich zusammen; sein Pferd, das beim ersten Kampfeslärm unbrauchbar geworden, hatte er laufen lassen; er feuerte nun zu Fuß und ermuthigte durch seine kaltblütige Unerschrockenheit die Vertheidiger an, die er in der richtigen Meinung zum Baule zu führen suchte, sein Heil liege in möglichst schneller Verbindung mit Gallieni. Aber die Fortschritte der kleinen Truppe waren langsam, und der Fluß war während länger als einer halben Stunde der Schauplatz eines erbitterten Kampfes. Hier fielen unter Anderen der große Sambo und der alte Samba Uri und von den 10 Tirailleuren der Nachhut wurden 3 getödtet, 5 schwer verwundet. Endlich wichen die Bambaras, welche das europäische Schnellfeuer decimirte und deren Leichen Fluß und Ufer erfüllten, etwas zurück, und Tautain, vom Kampf erschöpft und seine von Blut und Schmutz angefüllten Stiefel im Stich zu lassen gezwungen, benutzte dies, um bei Alassan, dessen Pferd glücklich verschont geblieben, hinten aufzusteigen.

Gemeinsam trafen nun Gallieni und Tautain bei den Ruinen ein. Man durfte aber nicht daran denken, den Zug wieder zu gestalten, der zerstreut und zum größten Theil in den Händen der Bambaras war. Der beste Plan war, sich auf den Niger zurückzuziehen, der nur 50 bis 60 km östlich floß, und den man also, wenn man Tag und Nacht marschirte, noch vorm nächsten Morgen erreichen und überschreiten konnte. Alles wird zum Abmarsch vorbereitet, die 20 Verwundeten (an Todten hatte man ungefähr ebensoviel verloren) wurden auf die noch übrig gebliebenen Pferde und Maulesel gelegt und die kleine Kolonne von 80 Mann setzte sich dem Osten zu in Bewegung. Unmöglich ist es, hier die traurigen Episoden dieses Marsches nach dem Niger durch ein unbekanntes, bergiges Land und mitten unter erbitterten Feinden zu beschreiben. Erst um Mitternacht wurde Halt gemacht, da die Leute nach Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten vor Müdigkeit keinen Schritt weiter gehen konnten und der Glanz der Sterne, die bis dahin noch als Führer gedient, tiefschwarzer, nur von Zeit zu Zeit durch das Zucken der Blitze erhellter Sturmesnacht wich. Kaum aber hat gegen 3 Uhr der entsetzliche Orkan ausgewüthet, kaum tauchen wieder einige Sterne am Horizont auf und zeigen den Weg nach Osten, als auch wieder aufgebrochen wird, um womöglich vor Tagesanbruch noch den Niger zu erreichen. Denn es war zweifellos, daß vom Morgen an die Beleris die Verfolgung fortsetzen würden, die Reisenden aber einen Kampf wie am Tage vorher unmöglich hätten aushalten können: waren sie doch seit 24 Stunden ohne jede Nahrung, waren doch Thiere und Schwarze aufs Aeußerste erschöpft und besaßen sie doch, was das schlimmste war, nur noch einige Päckchen Patronen!

Ein Virgo.

Der Wassulunke Moro Dialo.

Gallieni marschirte nun an der Spitze, da er sein Pferd Tautain abgetreten und selber der Kolonne den Weg weisen wollte. Bald erblickte man auch von der Höhe herab in der Ferne eine weite Ebene, in deren Mitte an-

gehäufte Wolken einen großen Wasserlauf — fraglos den Dscholiba — ankündigten. Man marschirte in dieser neuen Richtung fort und kam bald darauf an den Tata eines am Fuße der Anhöhen gelegenen Dorfes; zugleich berichtete aber auch Sadioka, daß die Beleris auf den rings umgebenden Höhen erschienen. Was thun? Besser war es, sich an die Einwohner dieses Dorfes zu wenden, welche vielleicht von Bammako abhängen konnten, als einen neuen, diesmal aussichtslosen Kampf mit den Beleris aufzunehmen. Gallieni begiebt sich daher allein mit Alassan nach dem Tata; alle Einwohner sind vor der Mauer versammelt und erwarten schweigend, die Flinte zwischen den Beinen, das Nahen des vollständig unbewaffneten Weißen; dieser tritt in ihren Kreis, erzählt ihnen die Ereignisse des vorigen Tages, und schildert ihnen den Verrath der Bambaras gegen einen Freund von Bammako, der als Friedensbringer und noch dazu unter dem Geleit des Sohnes einer der angesehensten Häuptlinge dieses Ortes reist! Man hört ihn an, belehrt ihn, daß er in Giningume, einem der Familie Abdaraman's gehörigen Dorfe sei und verspricht, ihn zu diesem zu führen. Zugleich schickt man Boten zu den feindlichen Beleris mit der Ankündigung, daß die Weißen unter dem Schutze der Einwohner stehen und man nicht will, daß ihnen irgend ein Leid geschehe. Dann läßt man den Fremden Wasser und einige Näpfe Pistazien reichen.

Dieser Empfang ließ nichts zu wünschen übrig; aber Gallieni wollte den Eifer seiner Gastfreunde nicht erkalten lassen und drang daher energisch darauf, Führer zu erhalten. Um 8 wurde aufgebrochen und um 11 endlich zum ersten Male der Niger erblickt. Aber wie anders war die Ankunft an diesem Strome als man sie erhofft hatte! Die Mission war in einem erbärmlichen Zustande, von allen Hilfsmitteln entblößt und in großer Besorgniß um die Zukunft.

Um 12 Uhr kam man zu Abdaraman, der sich über das Mißgeschick der Expedition sehr betrübt zeigte. Er erzählte, daß er von Piétri, der über Gallieni's Ausbleiben beunruhigt war, am 10. um 4 Uhr Nachmittags ihm entgegengeschickt, in Dioka aber von den Einwohnern aufgehalten worden und in Dio erst nach dem Kampfe eingetroffen sei; er hoffte jedoch das Unglück wieder gut machen und den größten Theil des geraubten Gutes wieder erstatten zu können. Um 1 endlich war man vor Bammako. Piétri und Vallière, die von der Ankunft und dem Unstern ihrer Genossen erst kurz vor deren Eintreffen gehört, waren ihnen entgegen geritten. Man kann sich denken, was für Gefühle die fünf Offiziere bei dieser Wiedervereinigung bewegten! Von Piétri erfuhr man schnell, was er inzwischen erlebt: in Beledugu war er gut empfangen worden, und ganz besonders in Dio, ja, in Bammako war seine Aufnahme überaus sympathisch gewesen. Die Beleris hatten, ihrer Verbündeten von Bammako uneingedenk, rein auf eigene Faust gehandelt.

Der Paß von Sitakoto.

Hier aber harrte der Reisenden eine neue, arge Enttäuschung. Man hatte Bammako immer als einen bedeutenden Handelsplatz rühmen hören, dessen Verbindungen sich über das ganze obere Nigergebiet von Timbuktu und Dschenne bis nach Tengrela und Sierra Leone erstreckten. Nichts von alle dem. Es ist ein kleines, isolirtes Dorf von höchstens 800 bis 1000 Einwohnern, dessen Handel rein local ist: keine einzige Piroge verkehrte zwischen Bammako und den benachbarten Märkten. Trotz alledem konnte der Ort — wenigstens glaubte man es damals noch — den Resten der Expedition zu einer Zufluchtsstätte dienen. Seit dem 8. hatten die Anführer kein Auge zugethan, und der Zustand der Verwundeten war so fürchterlich, daß man durchaus eine Ruhe eintreten lassen mußte. Leider war der Empfang, den sie bei der Bevölkerung und namentlich den militärischen Befehlshabern von Bammako, Biramon Niare und seinem Bruder Titi, fanden, sehr kühl; die Nachricht von dem Ueberfall war schon bis dorthin gedrungen und man fürchtete sich in den Augen der Beleris eine Blöße zu geben. Auf den Gruß, den Gallieni dem Häuptling sandte, erhielt er zur Antwort: „Es ist Euch ein großes Unheil widerfahren, welches ich nicht wieder gut machen kann; Alles, was in meiner Macht steht, ist, Euch mit dem, was ihr noch besitzt, ziehen zu lassen.“

Wir müssen nun hier die Erzählung unterbrechen, um auf Vallière's Erlebnisse während seiner Erforschung des Bachoy-Thales unsern Blick zu werfen. Wie oben erwähnt, hatte er sich am 27. April von der Hauptmission getrennt,

Kumo mit seinen beiden Frauen.

um Bammako über Murgula, die Hauptstadt von Birgo, zu erreichen. Seine Eskorte war sehr sorgfältig ausgewählt worden; sie bestand aus dem Koch Sori, einem Bambara, der als Jüngling in Frankreich gewesen und bei vollkommener Kenntniß der französischen sowohl wie der Bambara-, Pöl-, und Malinkesprachen ein trefflicher Dolmetsch war, dem schlauen vierzehnjährigen Küchenjungen Baba, dem treu ergebenen Tirailleurkorporal Bénis, dem Tirailleur Moro Dialo, einem höchst intelligenten Wassulunken, und einer Anzahl auserlesener Treiber.

Ueber Gubanko, dessen fast reine Pöl-Bevölkerung ihn erfreute, und wohin ihm am Abend Gallieni nachkam, um die Streitigkeiten mit Tokonta beizulegen und sich dann wieder zum Hauptzuge zurückzubegeben, und den Paß von Sitakoto, eine 2 km lange und im Anfang 200 m, am Ausgange 1 km breite Oeffnung durch den hohen Berg Gukubukru, die, da sie von Norden her den einzigen Zugang zum Thale von Murgula gewährt, von höchster Wichtigkeit ist, langte Vallière mit seinem kleinen Zuge zwar nach beträchtlichen Anstrengungen, aber doch ohne besondere Fährlichkeiten am 30. April Nachmittags um 5 Uhr vor der Festung Murgula, durch welche die unglückselige Birgo-Bevölkerung von den Toucouleurs niedergehalten wird, an.

Nur ein unangenehmer Zwischenfall, der leicht größere Folgen hätte nach sich ziehen können, hatte sich ereignet. Außer den oben genannten war der Truppe noch als Führer ein Senegal-Tirailleur Kumo beigegeben worden. Er war angeblich der Sohn eines Manding-Häuptlings von Niagassola und konnte daher bei seiner Kenntniß des oberen Bachoy nützlich sein. Beim Aufbruch von Gubanko war Kumo verschwunden und man mußte ohne ihn ziehen. Früh am Vormittage kam dem Zuge ein Spahi nachgesprengt, der einen das Räthsel lösenden Brief Gallieni's überbrachte: Kumo hatte in Kita zwei junge Frauen entführt und diese in Gubanko versteckt gehalten, eine Handlungsweise, die dem Chef der Expedition natürlich ernste Verlegenheiten bereitete; die Frauen sollten daher, sobald Vallière ihrer habhaft würde, durch den Spahi und einen Birgo zurückgesandt werden. Es dauerte keine 5 Minuten, als die ganze Mannschaft in schallendes Gelächter ausbrach: Meister Kumo trabte in dem wunderbarsten Aufzuge von der Welt aus dem Walde daher. Die eine Frau hatte er vor, die andere hinter sich auf dem Pferde; sein abschreckend häßliches Gesicht, beim Anblick Vallière's betroffen, grinste furchtbar komisch unter einem riesigen Strohhut hervor, während seine beiden Gefährtinnen sehr verwundert dreinschauten. Er mußte absteigen, und trotz aller heftigen Proteste von seiner Seite wurden die Weiber in ihre Heimath zurückgesandt. Ein zweites Experiment aber, welches der Bursche machte, wenigstens ein Weib, die geliebte Aïsse, zurückzuerobern — er entfernte sich heimlich, sprengte den Entführern seiner Schätze nach und suchte den Birgo zu überreden, ihm gegen Abtretung der zweiten Frau Aïsse zu überlassen, so daß der Spahi mit leeren Händen nach Kita kam — ging ihm an den Kragen: er wurde bei seiner Rückkehr zu Vallière entwaffnet und nebst Aïsse, die er versteckt hatte, durch einen Spahi, den Gallieni wieder geschickt, zu exemplarischer Bestrafung nach Kita zurücktransportirt.

Die Himâlaya-Völker.

Von **Emil Schlagintweit.**

Drei Gebirge vereinigen sich, um Vorderindien im Norden von Innerasien abzuschließen; sie bilden zusammen das Himâlayasystem. Der Himâlaya ist der südlichste der drei Gebirgszüge und erstreckt sich über 24 Längengrade bei einer durchschnittlichen Breite von 150 km; mit den von den nördlichen Gebirgen (Centralzug und Künlün) eingerahmten Abschnitten bedeckt im Norden Indiens das Gebirgsland einen zusammenhängenden Raum von rund drei Millionen Quadratkilometer oder eine Fläche so groß wie Europa ohne die nordöstlichen Reiche. Mit Ausnahme der Thalausläufe im Süden hat diese weite Gebirgsregion den Charakter des Hochgebirges. Weite Strecken werden von himmelanstrebenden Berggipfeln, unbewohnbaren Hochthälern mit mächtigen Gletschern im Thalabflusse eingenommen; die tiefer liegenden Theile sind dagegen stellenweise sogar verhältnißmäßig dicht bewohnt, und die Gesammtbevölkerung dieses Gebirgslandes übersteigt nach den neuesten Zählungen und Schätzungen die Summe von zwölf Millionen Menschen. Man erkannte von Anfang an, daß man es in diesen Einwohnern mit einer Reihe sehr verschiedener Stämme zu thun habe; der Versuch, dieselben nach ihrer Herkunft zu sondern und mit den umwohnenden Rassen Vergleiche zu ziehen, ist jüngst zum ersten Male gemacht worden[1]) und es seien die wichtigsten Ergebnisse dieser Untersuchung hier in Kürze vorgeführt.

Anwohner des Südfußes. Beginnend im Osten, stößt man in Ober-Assam auf eine Reihe von Stämmen der birma-tibetischen Gruppe; sie sind reine Heiden und sprechen ihre eigene Sprache. Weiter abwärts den Brahmaputra sitzt der Assamese. Ackerbauer und seßhaft in der Flußniederung ist diese Nation aus vielerlei Stämmen zusammengewachsen; stellenweise besteht in Sitten und Charakter eine merkliche Verschiedenheit gegen die südlich angrenzenden Bengali, aber an anderen Orten ist es nicht möglich, den assamesischen Hindu oder Muselman vom Bengalen zu unterscheiden. Assamese und Bengale zeigen alle Eigenthümlichkeiten von Bewohnern eines heißen und feuchten Klimas: klein von Gestalt und von dunkler Hautfarbe sind die Meisten verweichlicht und leben von Reis. Der Anzug ist der denkbar einfachste und besteht aus einem bald längeren, bald kürzeren Stücke Zeug, das um Hüften und Schenkel, auch um die Schultern geschlungen wird; genähte Kleider kennt man nicht, ebenso wenig beim gewöhnlichen Manne Kopfbedeckung und Fußbekleidung. Die Wände der Häuser bestehen vielfach aus Matten, die Wohnungen sind im Schatten dicker Haine aus Palmen und Bambu mitten in einer tropischen Vegetation errichtet.

Einen anderen Charakter zeigt die Bevölkerung in der östlich sich anschließenden großen gangetischen Ebene. Das Klima ist trockener, die Temperaturunterschiede zwischen Winter und Sommer werden bedeutender. Der Menschenschlag ist größer, männlicher und kräftiger; an Stelle von Reis treten Hirse, ungesäuertes Weizenbrod und Gemüse

[1]) Edwin P. Atkinson: The Himâlayan districts of the North-West-Provinces of India. Vol. I. Allahabad 1882. (946 Seiten.)

als Hauptgerichte; die Kleidung ist wärmer, auch kunstreicher als in Bengalen. Wer es erschwingen kann, trägt eine nach dem Körper geschnittene Jacke; der Hindu knöpft sie rechts, der Bekenner des Islam auf der linken Brustseite zu. Die Häuser sind in den Dörfern aus ungebrannter Erde und möglichst mit Ziegeln gedeckt; die Städte zeigen stattliche Gebäude und Paläste aus Hausteinen. Die tropischen, von selbst sich ergänzenden Haine weichen unter der Dichtigkeit der Bevölkerung sorgfältig gezogenen Gärten, nur Unterholz pflanzt sich selbst fort. Die Religion ist vorwiegend der Hinduismus, Muselmans bilden die Minderheit und dies selbst in den Umgebungen der früheren mohammedanischen Residenzen; denn die Großmogule begnügten sich dem Grundadel gegenüber damit, daß ein Mitglied jeder Familie an ihrem Hofe residirte und für die Treue seiner Verwandten bürgte; massenhaft wurden dagegen die Uebertritte da, wo, wie in Bengalen, der Brahmane als übermüthiger Gebieter einen unerträglichen Druck ausübte. Leicht zugänglich, haben diese fruchtbaren Ebenen, in deren Städten und Tempeln sich große Reichthümer ansammelten, zahlreiche Eroberer angezogen; seit Jahrhunderten hat die Regierung aufgehört, eine nationale zu sein, aber niemals erfreute sich das Volk einer so gerechten Verwaltung als jetzt unter der englischen Herrschaft. Mit Stolz darf jeder Engländer auf die lange Liste von Verbesserungen blicken — politische, gesellschaftliche und sittliche — die hier im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts eingeführt wurden und von der Bevölkerung so begierig benutzt werden, daß der gemachte Fortschritt Alles in den Schatten stellt, was früher erreicht wurde. Schulen sind zahlreich, Wissenschaft und Künste blühen; der Wohlstand nimmt zu, wenn auch die Masse des Volkes an den englischen oder deutschen Mittel- und Arbeiterstand nicht heranreicht.

An die Gangesländer stößt im Osten das Fünfstromland, das Pandschab; der Satledsch, der längste der Namen gebenden Flüsse dieser Provinz, übertrifft den Rhein an Länge um volle achthundert Kilometer. Wassermenge und Ueberschwemmungen sind hier so großartig als in Aegypten bei dem Nil, aber selbst im Unterlaufe nicht in gleichem Maße auszunützen. Immerhin dankt jedoch die Provinz ihren Flüssen ihre Ausstattung mit einer mannigfaltigen Pflanzenwelt, blühende Städte und stark bevölkerte Dörfer; ohne die reichen Wasserzuflüsse würden weite Strecken öde liegen; das Land würde niemals die altarischen Völker gefesselt haben, die auf dem Wege von Centralasien nach den Gangesländern hier Rast hielten. Eine starke Woge der türkisch-tatarischen Wanderung verrann hier um den Beginn der christlichen Zeitrechnung; die Grundform der Bevölkerung bildet deswegen hier ein kleiner Menschenschlag von wenig ansprechender Kopfform; der Brustumfang ist groß, Arm und Hand lang, die Muskulatur jedoch bei starker Arbeit auffallend gering entwickelt. Fast drei Viertheile der Bewohner bekennen sich zum Islam.

Ost-Himâlaya. Eine Linie im Dhansirithale nördlich fortgesetzt bis in den Himâlaya hinein und südlich gezogen, so daß der Distrikt Katschar noch westlich derselben liegt, bezeichnet im allgemeinen die Grenzscheide zwischen den Völkern der birma-tibetischen Sprachgruppe und den alpinen Rassen westlich davon; diese Grenzlinie fällt ziemlich zusammen mit dem 94° östl. L. von Greenwich. Im Jahre 1876 durchzog ein Pandit im Dienste des großen trigonometrischen Landesvermessungsamtes von Tawang ausgehend das Land der Lhoba-daphla östlich des 92° östl. L. von Greenwich. Der Pandit staunte über die vorzügliche Muskelentwickelung dieses Bergvolkes, das Thalsohlen bis zu 3000 m Höhe bewohnt; sie schützen den Kopf mit einem hohen Cylinderhute aus Bambugeflecht, sind sonst nach Art der alten Deutschen nur mit einer Decke bekleidet, die um die Schultern geworfen und an der Hüfte mit einem Gürtel gebunden ist, der zugleich als Pfeilköcher dient. Der Gesichtsausdruck dieses Volkes ist tibetisch, die Backenknochen vorstehend, die Augen geschlitzt wie bei den Chinesen. Die Bewohner auf der Nordabdachung des Gebirges gegen das große Sangpo- oder Brahmaputra-Thal pflanzen Reis und sind verhältnißmäßig gesittet; dagegen gelten die Stämme am Südabhange als blutdürstig wie Tiger; zwei können nicht unter demselben Dache schlafen. Ihre Häuser stehen vereinzelt oder in Gruppen zu zwei bis drei vertheilt über den weiten Raum, den sie als ihr ausschließliches Gebiet beanspruchen. Diese Leute essen Alles, was genießbar ist; von Charakter sind sie grausam, wortbrüchig und ohne Moral.

Ein großer Kulturfortschritt zeigt sich sofort mit dem Betreten des buddhistischen Glaubensgebietes; als dessen Ostgrenze ist auf der indischen Abdachung der 92. Längengrad oder das Gebiet des großen Klosters in Tawang zu betrachten. An Stelle der Blutrache und des Faustrechtes treten Kollegialgerichte, die aus höheren Priestern zusammengesetzt sind; die Verwaltung hat einen ruhigen und regelmäßigen Gang. Landplage sind Blattern, doch haben die Machthaber im Vorjahre indische Impfärzte erbeten und auch erhalten. Die Einwohner werden von ihren Nachbaren mit dem besonderen Namen Mon belegt, was ursprünglich Mun lautete und „finster“ bedeutet. Nach den tibetischen Chronisten sind die Mon Schwarzkünstler; die Indier lernten sie aber als ein den Tibetern überlegenes Volk kennen. Die Mon flechten das Haar nicht in Zöpfe, wie die Tibeter, sondern tragen es kurz geschoren und mit einem Tuchkäppchen bedeckt; an Stelle des tibetischen langen Rockes wird ein kürzerer Tuchrock getragen, im Leibgürtel trägt jeder ein Messer. Die Leute sind fleißige Thierzüchter und gleichen im Aeußeren, in Sprache und Sitten den West-Bhutanesen.

Westlich von Tawang liegen Bhutan, Sikkim und Nepal. Diese drei Staaten haben seit Langem eine geordnete Regierung, aber ihre Segnungen sind nicht von allen Einwohnern angenommen. Zur ethnographischen Uebersicht ist das weite Gebiet in drei Zonen zu theilen: die Hochregion mit Thalsohlen von 4800 bis 3000 m; die Centralzone von 3000 bis 1200 m und die Vorberge von 1200 m bis zur Ebene hinabreichend. Die Hochregion wird von reinen Tibetern bewohnt, meist Einwanderern aus neuerer Zeit. Die Lebensbedingungen sind sehr ärmliche, der Verdienst als Träger im Dienste der Handelskarawanen unentbehrlich zur Gewinnung der Nahrung, die Religion ist ausschließlich der Buddhismus. Die Bewohner der centralen Zone sind Nachkommen einer sehr alten tibetischen Einwanderung; die interessantesten Sonderstämme darunter sind Leptscha und Limbu. Die Leptscha wohnen von Panakha im mittleren Bhutan hinüber bis Ost-Nepal. Sie sind eine kleine Rasse von durchschnittlich 1523 mm Höhe, aber von kräftigem Knochenbau und eher sehnig als muskelstark. Ihre Hautfarbe ist hell, ihre Gesichtszüge angenehm und entbehren der abstoßenden Formen der Tibeter; dagegen sind sie wie alle buddhistischen Völker widerlich schmutzig; Waschungen kennt ihre Religion nicht. Die Sprache ist eine besondere, wenn auch dem Tibetischen nahe verwandt. Der Anzug besteht aus baumwollenen, auch seidenen Wämsen und Hosen, zu denen die Frauen das Material vom Seidenspinner gewinnen, der auf der Castor-Pflanze lebt; eine Besonderheit des Anzuges ist ein wuchtiges Messer,

das an einem eigenen Gehänge getragen wird und als Beil, Karst, Spaten, Schwert und Messer Dienste leistet. Der Leptscha ißt Fleisch von allen Thieren, nimmt gebrannte Wasser wie Thee und beerdigt seine Todten; der Murmi=Stamm verbrennt den Leichnam, bestattet dann aber feierlich die in einem Kruge gesammelte Asche.

Ein anderer merkwürdiger Stamm sind die Limbu. Sie sitzen zwischen den Flüssen Dudh=kosi und Tista oder dem 87. bis 89.° östl. L. von Greenwich, am Rande der Centralregion gegen die Vorberge zu, in deren Gebiet sie hineinragen. Ihr voller Name ist Ekthumba und soll gegeben worden sein, weil das Volk in keinen der anderen Stämme mit besonderem Namen einzugliedern sei. Jedes Thal spricht seinen eigenen Dialekt, bereits sind 17 Mundarten bekannt und für die philologische Untersuchung gesammelt; bisher ist nur festgestellt, daß die Sprache verschieden ist vom Tibetischen wie vom Hindi der Ebene. Nahezu bartlos, tragen die Limbus das Haupthaar lang und nicht geflochten; die Hautfarbe ist dunkler als bei den Bewohnern der Ebene und nähert sich jener der Tibeter, die Gesichtszüge sind regelmäßiger und bei jungen Leuten wirklich ansprechend. Im Anzug unterscheidet den Limbu weite Hose und Jacke vom Rock=beschoßten Leptscha mit nackten Füßen. Die Religion ist ein Fetischdienst; eingesprengte Kolonien außerhalb ihrer Hauptsitze nennen sich Buddhisten oder Bekenner des Hindukultus je nach der am Orte ihrer Niederlassung vorwiegenden Religionsform.

Die Bewohner der Vorberge wurden zuerst in Nepal näher untersucht. Sie gelten sowohl den in der Centralzone Seßhaften wie den Hindus im Sumpfgürtel der Tarai, jenem merkwürdigen, von Feuchtigkeit und Grundwasser stark durchtränkten Fuße des Gebirges, als unrein. In zahlreiche Stämme gespalten, gleicht keiner dieser Gebirgsbewohner den Indiern der Ebene. Im Aeußeren, in Sprache und Gesittung bestehen vielfache Abstufungen, bald herrschen Anklänge an West-Bhutan (Tawang) vor, bald ist Tibetisch die Grundform. Die stärksten Abtheilungen sind in Nepal Newar und Gorkha; in Kamaon Khasa oder Khasiya; zwischen Satledsch und Indus Kanet, in Kaschmir Dogra. Die Newar sind klein und sichtlich centralasiatischer Herkunft; sie sprechen eine eigene Sprache, bedienen sich dazu sogar eines eigenen, dem Indischen nachgebildeten Alphabetes und besitzen als Buddhisten eine umfangreiche heilige Litteratur in Uebersetzungen von tibetischen Werken. Die Gorkha oder Gurkhali sind zahlreich im indischen Eingeborenen=Heere vertreten; das aus ihnen rekrutirte Prince=of=Wales=Leibregiment lagerte 1878 längere Zeit in Europa auf der Insel Malta. Die Gorkha sind etwas größer als Newar, tragen sich indisch und sprechen den Khas oder Parbatiya genannten Gebirgsdialekt, der stark mit Hindi=Worten versetzt ist. Der Gorkha hat sich noch ziemlich rein von indischem Blut gehalten; dies ändert sich westlich davon. Die Arier sind nach Kaschmir sehr früh eingedrungen, mit den Indiern wurde seit Alters ein reger Handelsverkehr gepflogen. Die Spuren starker Völkermischung prägen sich sehr deutlich im Aeußeren aus. Der Körperbau ist kräftig; die Hautfarbe zeigt alle Schattirungen, vom tiefen Braun bis zum Hellgelb; das dunkle Haar wird nach vorne gekämmt und im Nacken kurz geschnitten; die Kopfplatte wird rasirt, dagegen trägt man Schnurr= und Backenbart. Die Kost ist eine vegetabilische, wie in der Ebene. Unter diesen indisirten Bewohnern sitzen tibetische Gruppen und wohnen Stämme, deren Mitglieder sämmtlich Hörige sind; es sind dies Bem, Dum, Batal und andere. Diese hörigen Arbeiter sind ethnographisch Reste der ältesten Bewohner des Gebirges. Messungen hatten schon längst Anklänge an Aboriginer=Völker Inner=Indiens ergeben; die Volkszählungen von 1871 und 1881 haben sodann auch ihre nähere Zugehörigkeit wie den Weg gewiesen, den die Doms in Indien nach dem Himâlaya nahmen. Die Doms sind außerhalb des Himâlaya im nördlichen Indien anzutreffen und sitzen am dichtesten in den Waldgebirgen am Südwestrande von Bengalen, dann zu Tausenden in den Gebirgsdistrikten an der birmanischen Grenze; nur schwach bevölkert sind diejenigen Gebiete, welche dem Volkstheile, das sich auf den Marsch quer über die bengalische Tiefebene gemacht hatte, zu Ruhestätten gedient hatten, während in Tschota=Nagpur und Behar, die Bezirke seitlich der großen Heerstraße nach Dehli, von Benares ab die Ufer der Gumti und Rapti bis zum Himâlaya hin damit dichter bevölkert sind. Nach Aeußerem wie Sitten sind die Dom und ihre hörigen Leidensgefährten als die nördlichste Gruppe jener Völkerwanderung zu betrachten, welche am Ostufer der vorderindischen Halbinsel in Folge der Einwanderung drawidischer Stämme von Westen her eintrat und deren Richtung sich noch in den Resten jener niederen, körperlich schwächlichen und kleinen Rasse von den Palmi=Hügeln im südlichen Indien längs der Ostophat bis in die Santhab=Gebiete an der Südbiegung des Ganges verfolgen läßt. Die Gesittung ist unter den Doms auf derselben Stufe wie unter einzelnen Zigeunergruppen. Der Dom ißt Fleisch vom gefallenen Thiere und verrichtet, wenn er arbeitet, die niedersten Dienste. Sehr gerne tritt er in den Sold der Tanzdirnen; in Kaschmir rekrutirt sich ein nicht geringer Theil der Tempel= und Lustdirnen aus Hörigen=Kasten und es ist die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Tänzerin aus Kaschmir, die im reichen Phantasiegewande photographirt im Schaufenster einer Londoner Kunsthandlung als Typus einer Kaschmiri angestaunt wird, von der verachteten Batal=Kaste ist.

Nachbaren im Norden. Die nächsten Nachbaren der Himâlaya=Bewohner im Norden sind die Tibeter. Gedrungener Körperbau, kurzer Arm, kleiner Kopfumfang, kurze Scheitelhöhe, großer Durchmesser am Schläfenbeine, kurze Backenknochen und breite Nase sind die Kennzeichen der tibetischen Rasse. Die Hautfarbe ist hell bei den besseren Klassen, dunkel unter der arbeitenden Bevölkerung; das Haar ist schwarz, der Bartwuchs gering entwickelt. Der geringe Mann scheert den Kopf kahl, der wohlhabende ist stolz auf Haarflechten, trägt sie auch im Osten als Zopf wie der Chinese. Neben Thee ist ein Aufguß auf Malz=Gerste Nationalgetränk.

An Tibet stößt im Westen ein Streifen Landes, bewohnt von Mohammedanern; von der Wasserscheide zwischen dem Indus im Süden, dem Oxus im Westen kann man bis Konstantinopel in Ländern des islamitischen Glaubens reisen, was von anderen mohammedanischen Plätzen Asiens aus nicht möglich wäre. Diese Nachbarschaft wurde auch die Ursache, daß die Tibeter hier ihrem Glauben, dem Buddhismus, untreu wurden.

Nachbaren dieser Moslims sind in Badakschan und den südlich anstoßenden Kleinstaaten eine in viele Völkerschaften gespaltene iranische Bevölkerung, die im Süden Puschtu oder die Sprache der Afghanen, im Norden Persisch, im Osten Türkisch spricht; einige Stämme, so die Hazara, sprechen einen eigenen Dialekt. Diese Völker bilden unzweifelhaft das Band, das die Iranier (Perser) mit den Ariern (Indiern) verbindet; auf die Himâlaya=Bewohner haben sie gestaltend nicht eingewirkt.

Vertreter der Turk=Rasse sind Kirgisen, die von der Tiën=Huan=Kette Inner=Asiens über die Hochsteppen des Alai=Gebirges als Brücke bis zum Nordwestrande des Hi=

mâlaya gelangten. Derselben Rasse gehören die Bewohner von Ost-Turkistan an, jener weiten chinesischen Provinz im Norden Tibets, die unter den Jahrhunderte langen Bürgerkriegen an Kopfzahl wie Wohlstand einbüßte. Die tatarische Gesichtsbildung ist dieser Bevölkerung im allgemeinen deutlich aufgeprägt, wenn Einzelne auch in Körperbildung und Bartfülle Anzeichen der Herkunft aus einem Ursitze aufzeigen, der sich mehr dem arischen anschließt.

Schlußfolgerungen. In Tibet gestattet die Beschaffenheit des Landes verhältnißmäßig leichten Verkehr zwischen Ost und West; daher hier Einheit der Rasse. Anders im Himâlaya; in diesem alpinen Lande sind die einzelnen Theile von einander durch natürliche Hindernisse abgeschlossen. Die Schwierigkeiten des Verkehres und die Rauhheit des Klimas wurden auch die Ursache, daß Tibet und Indien mit einander niemals in politische oder ethnographische Wechselwirkung traten. Wohl drang in Kaschmir mit seinen milden Wintern arisches Element in stärkerer Zahl in die Vorberge und die sich anschließenden Theile des mittleren Gebirges; östlich davon wurde die Heiligkeit, die man den Quellen der großen Ströme Ganges und Dschamna beilegte, Ursache vereinzelter arischer Niederlassungen hinauf bis in die Centralzone des Himâlaya; im Uebrigen ist der arische Kolonist jedoch über die Vorberge nirgends eingedrungen, östlich des Gangesgebietes hat er nicht einmal deren Fuß erreicht. In gleicher Weise sind die Söhne des Waldes aus dem Inneren Indiens nicht über den äußeren Himâlaya hinaufgerückt, erfuhren aber hier unter einem kräftigenden Klima und zeitweiser Beimengung fremden Blutes eine Aufbesserung ihrer Rasse. Die türkisch-tatarischen Völker fanden für ihre großen Herden nirgends bessere Weidegründe, als sie die abflußlosen Becken Inner-Asiens boten und hielten sich deswegen vom Gebirge fern. Anders der Tibeter. Sein Hausthier, der genügsame Grunzochse oder Yak, befindet sich am wohlsten in Hochthälern mit strenger Kälte und verdünnter Luft; für den Tibeter wurde dadurch der Himâlaya eine Heimath, wie sie für Völker aus subtropischen Ebenen, dessen Bewohner an reichliche vegetabilische Nahrung sich gewöhnten, nie werden könnte.

Beiträge zur Statistik der Philippinen.

Von **Ferdinand Blumentritt.**

I.

Für die Amsterdamer Kolonial-Ausstellung hat J. F. del Pan eine kleine Abhandlung [1]) geschrieben, welche sich mit der Bevölkerungs-Statistik der Philippinen beschäftigt. Es sei mir gestattet, einige Blicke auf diese Broschüre zu werfen. Auf den ersten Seiten behandelt der Autor die Schwierigkeiten, welche sich einer Zählung in jener asiatischen Kolonie Spaniens entgegensetzen; da ich in dieser Zeitschrift [2]) bereits ausführlich dieses Thema besprochen habe, so begnüge ich mich nur darauf hinzuweisen, daß in neuester Zeit die Schwierigkeiten durch anscheinend geringfügige, aber doch folgenschwere Aenderungen in der Organisation des Gemeindewesens erheblich gewachsen sind. Wie ich schon im „Globus" [3]) berichtet habe, ist jede philippinische Gemeinde in Barangayes, d. h. in Gruppen von 45 bis 50 die Kopfsteuer entrichtenden Familien eingetheilt, an der Spitze dieser Barangayes stehen die Cabezas de barangay, welche für die Zahlung der Kopfsteuer ihrer Untergebenen, der sogenannten Sacopes (im Norden Luzóns: Cailianes), mit ihrem Vermögen haften. Früher mußten die Sacopes eines Barangay neben einander und der Cabeza unter ihnen wohnen, auch durften die Sacopes nur mit einem Erlaubnißschein ihren Wohnsitz verändern; jetzt hat man alle diese Bestimmungen fallen lassen, dagegen ist die Haftpflicht des Cabeza für die von ihm einzuhebende Kopfsteuer geblieben. Eine Folge hiervon ist, daß gerade die tüchtigeren Elemente der farbigen Bevölkerung sich weigern die Würde eines Cabeza zu übernehmen, da sie der großen Verantwortlichkeit dieses Amtes sich bewußt sind. Es giebt zwar noch Leute genug, welche um den schönen Titel eines Cabeza de barangay sich bewerben, aber es sind dies naturgemäß mehr oder minder eitle, d. h. nicht verläßliche Persönlichkeiten, welche im besten Falle — bona fides vorausgesetzt — bei einer Censusvornahme nur schlechte Dienste leisten können, da sie ihre Sacopes und deren Verhältnisse nicht genau kennen und überdies nicht jenen Respekt bei letzteren sich erworben haben, den eine Amtsperson unter Orientalen (vielleicht auch bei Occidentalen?) genießen muß, um ersprießlich walten zu können. Aus diesen Gründen ist del Pan nicht geneigt, die Censusangaben vertrauungsvoll zu registriren.

Del Pan unternimmt dann den Versuch, die Bevölkerungsziffer der Philippinen für das Jahr 1882 zu berechnen. Nach den Ergebnissen früherer Zählungen beträgt die durchschnittliche Zunahme im Erzbisthume Manila pro Jahr 1,095 Proc., in den Bisthümern Nueva Cáceres 1,693, Nueva Segovia 2,003, Cebú 2,579 und Jaro 2,724 Proc. [1]). Das ergiebt nach der Berechnung

---

[1]) La Poblacion de Filipinas; Censo general; densidad de la misma en las diferentes provincias; Resumen de datos numéricos y observaciones escrito para la Exposicion Colonial de Amsterdam de 1883. Manila 1883. Establecimiento tipográfico de la Oceania Española IV⁰, pp. 14.

[2]) „Globus" Bd. XLI, S. 343 f. und S. 362 f.

[3]) „Globus" Bd. XL, S. 59 f. und S. 77 f. Siehe auch: Organisation communale des Indigènes des Philippines, placés sous la domination espagnole, par le professeur F. Blumentritt, traduit de l'Allemand par A. Hugot (Bulletin de la Société Académique Indo-Chinoise, Année 1881, p. 145 f.).

[1]) Das Erzbisthum Manila umfaßt die Provinzen: Manila, Bataán, Batángas, Bulacán, Cavite, Nueva Ecija, Príncipe, Laguna, Infanta, Mindoro, Morong, Pampanga, Tarlac und Zambales; Bisth. N. Cáceres: Camarines Norte y Sur, Albay, Tayabas, Masbate, Burias; Bisth. N. Segovia: Ilocos Norte y Sur, Abra, Union, Benguet, Pangasinán, (Theile von) Tarlac, Cagayán, Isabela, Nueva Vizcaya, Batanes; Bisth. Cebú: Cebú, Bohol, Leyte, Sámar, Misamis, Surigao, Marianen; Bisth. Jaro: Ilo-ilo, Concepcion, Cápiz, Cotta-bató, Davao, Zamboanga, Antique, Calamianes, Negros, Romblon. Zu welcher Diöcese der Sulu-Archipel gehört, weiß ich nicht zu sagen.

des Herrn del Pan seit 1876 einen Zuwachs von 740 000 Seelen in runder Zahl. Bei den früheren Zählungen wurden zu dem Ergebniß noch 5 Proc. zugeschlagen, um die vorgefallenen Irrthümer gut zu machen; del Pan will jetzt 10 Proc. zuschlagen, weil der ganze Zählungsapparat noch unzuverlässiger sei als früher. Mit Rücksichtnahme auf die bedeutende Vermehrung des Heeres und der Kriegsflotte, so wie der Zunahme der europäischen und chinesischen Einwanderung bringt del Pan die Ziffer 600 000 heraus. Nimmt man nun die Ziffer des Census, welchen 1876 der Erzbischof von Manila leitete: 6 173 632, so erhält del Pan durch Hinzuaddirung der Ziffern 740 000 und 600 000 als Bevölkerungsziffer pro 1882 die Summe 7 513 632 Seelen, eine Ziffer, die er für zu niedrig hält, den faktischen Verhältnissen gegenüber.

Bisher habe ich nur angeführt, was del Pan berichtet; ich erlaube mir nun seine Behauptungen ein wenig kritisch zu mustern. Vor allem möchte ich gleich an dieser Stelle mich dahin aussprechen, daß ich jedenfalls mit del Pan der Ansicht bin, daß erstens die Censusziffern nicht exakt sind und daß zweitens die Bevölkerung der Philippinen jedenfalls größer ist, als die letzten Zählungsangaben berichten. Daß die faktische Bevölkerung des Archipels größer ist als die Regierungsziffer angiebt, beruht auf zweierlei Ursachen, einestheils in der mangelnden Befähigung der mit der Censusvornahme betrauten Subaltern- und Municipal-Organe, andererseits aber auf dem Umstande, daß die noch nicht unterworfene Bevölkerung des Archipels von Seiten der die Volkszählung leitenden Autoritäten gar nicht oder nur wenig in Berücksichtigung gezogen wird. Was nun die bereits den Spaniern unterworfene Bevölkerung anbelangt, so sucht, wie del Pan bereits angiebt, die Regierung durch einen Zuschlag von 5 Proc. zu den eingelieferten Bevölkerungsdaten die Mißgriffe der Censoren gut zu machen. Ich bin nicht in der Lage zu beurtheilen, ob jene 5 Proc. zu viel oder zu wenig sind, das eine aber läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß wenn zu jeder Provinz derselbe 5procentige Zuschlag gemacht wird, die thatsächlichen Verhältnisse einem solchen Vorgehen entschieden widersprechen, indem in den einzelnen Provinzen himmelweit von einander verschiedene Zustände herrschen, und man daher unmöglich die Differenz zwischen der gezählten und der als faktisch vorhanden geschätzten Bevölkerung in allen Theilen des Archipels mit derselben Procentziffer berechnen kann. Man wird demnach nach den Mittheilungen des del Pan den Censusziffern der einzelnen Provinzen mit einem noch größern Mißtrauen als bisher begegnen müssen.

Wenn ich aber die noch nicht unterworfene Bevölkerung der Philippinen in den Kreis unserer Betrachtungen hereinbeziehen will, so kann ich dies nicht eher thun, als bis ich den gegenwärtigen Besitzstand im Archipel und die Art und Weise der politischen Verwaltung kurz angeführt habe, wobei ich den Leser ersuche, sich die Karte zu Petermann's Ergänzungshefte Nr. 67 zur Hand zu nehmen. Die spanische Regierung betrachtet den gesammten Archipel inclusive der Sulu-Inseln als unterworfen, gleichgültig, ob innerhalb dieses Gebietes es Territorien giebt, die bisher noch kein Fuß eines spanischen Soldaten betreten hat, z. B. das Binnenland Mindoros, oder deren Bewohner ihre Unabhängigkeit bis zu dem heutigen Tage zu bewahren gewußt haben, sei es aus dem Grunde, weil diesbezügliche spanische Expeditionen mißglückten, sei es aus dem Grunde, weil die spanische Regierung die schweren Opfer an Geld und Menschenleben nicht riskiren wollte, welche nöthig gewesen wären, ein das ohnedies gewaltig angeschwollene Budget der Kolonie noch mehr belastendes Territorium zu erobern und militärisch für längere Zeit besetzt zu halten. Seit Neujahr 1883 ist das Generalkapitanat der Philippinen in vier große Verwaltungsgebiete eingetheilt, nämlich Luzón, Valle de Cagayán, Visayas und Mindanao. Luzón steht direkt unter dem Generalgouverneur der Kolonie, in den drei anderen Verwaltungsgebieten versehen die Statthalterschaft Brigade-Generäle. Diese großen Administrationskörper zerfallen in kleinere Kreise, welche Provincias, Distritos oder Comandancias genannt werden. Die Provincias entsprechen ungefähr den senatorischen Provinzen des altrömischen Kaiserreiches; sie umfassen jene Territorien, welche entweder schon seit den Zeiten der Conquista dem Scepter Spaniens gehorchen, oder welche, wenn auch erst in diesem Jahrhunderte unterworfen, eine friedliche Bevölkerung besitzen, die sich willig allen Anordnungen der Behörden fügt. Obwohl die Organisation dieser Provinzen durchaus nicht uniform ist, so unterscheiden sie sich doch im Allgemeinen von den Distritos und Comandancias dadurch, daß in der Provinzialhauptstadt ein königlicher Richter seinen Sitz hat und zumeist auch ein Beamter mit mehreren Subalternen des Finanzdepartements die Geschäfte des Fiskus besorgt. Je nach dem Range oder dem Stande des Gouverneurs führen die einzelnen Provinzen noch specielle Benennungen, so Gobierno civil; das ist der Titel der Provinz Manila, an deren Spitze ein Civil-Gouverneur, der nur dem Beamtenkörper des Ministeriums des Innern entnommen wird, steht; die Gerichtsbarkeit üben vier Alcaldes mayores aus. Alcaldía mayor heißt jene Provinz, deren Chef ein Alcalde mayor ist, welcher also neben seiner politischen Funktion noch die Würde des obersten Richters seiner Jurisdiktion ausübt. Solche Alcaldías sind die alten Provinzen Laguna, Batangas, Tayábas, Camarínes etc. Mitunter wird in einer Alcaldía mayor der Alcalde interimistisch durch einen Stabsofficier ersetzt. Letzteres ist das dauernde Verhältniß in einem Gobierno político-militar, d. h. in einer Provinz, deren Chef ein Officier des Landheeres oder der Kriegsmarine ist; er hat dann einen Gerichtsbeamten (einen Alcalde mayor III. Klasse) zur Seite, welcher dem Justizwesen vorsteht.

Die Distritos wurden entweder aus neuunterworfenen Ländern gebildet, wie z. B. Cotta-bató oder Davao, oder man trennte von den Provinzen die schwachbevölkerten und von kriegerischen, unabhängigen Stämmen bewohnten Gegenden ab und stellte sie unter die Befehle eines meist dem Subaltern-Stande angehörigen Officiers, welcher dann (mit Ausnahme des Distriktsgouverneurs von Cotta-bató und Davao) nicht dem Chef eines der oben von mir erwähnten vier großen Verwaltungsbezirken direkt untersteht, sondern vielmehr ein Subalterner des nächsten Provinz-Gouverneurs ist. Der Jefe del Distrito hat keinen Justiz- und Finanz-Beamten neben sich, er übt vielmehr entweder alle diese Würden oder die betreffenden Beamten der Provinz üben in dem dazu gehörigen Distrito ihr Amt selbst aus, wenn die Entfernungen es gestatten. Da man die Distritos nicht als selbständige Administrationsgebiete, sondern vielmehr als einen integrirenden Bestandtheil der Provinzen betrachtet, so fehlen oft in den Censuslisten anscheinend Angaben über einzelne Distritos, ihre Bevölkerungsziffer ist aber in der That in jener der Provinz einbegriffen. So gehört zur Provinz Ilo-ilo der Distrito Concepción, zur Provinz Laguna der Distrito Infanta etc. Sämmtliche Provinzen Mindanaos führen überdies den Titel Distrito militar. Die Comandancias haben dieselbe Einrichtung wie die Distritos, nur

ist ihre Organisation noch mehr militärischer Natur. Sie sind im Kleinen das, was einst in Oesterreich die Militärgrenze war. Eine solche Comandancia militar ist z. B. Saltan, welches von Isabela de Luzón abhängig ist. Die Grenzen dieser Distritos und Comandancias sind veränderlich, auch werden sie nach Bedarf aufgelassen oder wieder errichtet; im erstern Falle werden sie zur alten Provinz geschlagen oder eine neue Provinz aus ihnen formirt. Außerhalb dieses Rahmens stehen einige neue militärische Plätze, wie z. B. Balábac.

Wie schon erwähnt, hat man den Archipel der Philippinen in jene Provinzen, Distritos und Comandancias eingetheilt ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob innerhalb der auf der Landkarte gezogenen Grenzen sich große oder kleine, mehr oder minder unabhängige Gebiete befänden oder nicht; dieser Umstand wird von spanischen und auch nicht spanischen Statistikern viel zu wenig in Berechnung gezogen. Ich habe auf der Karte, welche meinem „Versuch einer Ethnographie der Philippinen“ beigegeben ist, es versucht, wenigstens auf der Insel Mindanao jene Gebiete kenntlich zu machen, welche faktisch den Spaniern unterworfen sind oder welche nur die Oberhoheit der spanischen Krone anerkennen oder ganz und gar nicht unterworfen sind. Nun ist wohl zu beachten, daß die 602 853 Seelen „Indios no sometidos“ durchaus nicht angeben, wie groß die wirklich unabhängige Bevölkerung des Archipels ist, denn diese ist den Behörden naturgemäß gänzlich unbekannt; jene „Indios no sometidos“ sind nichts anderes als die Individuen jener Bergstämme, welche das „Reconocimiento de vasallaje“ zahlen, d. h. einen Tribut, der sie von allen den übrigen Lasten befreit, welche die direkt unterworfenen Indier in Gestalt der Polos y Servicios (Frohnden), Rekrutirung &c. zu tragen haben. Sie genießen auch vollständige Autonomie, leben nach ihren eigenen Gesetzen und Einrichtungen, nur wenn sie in die Dörfer der „civilisirten“ Indier herabsteigen und irgend eine Ungesetzlichkeit sich erlauben, werden sie von dem spanischen Richter bestraft oder eingesperrt, vorausgesetzt, daß es dem Gensdarm gelingt, den behenden Flüchtling im Pflanzengewirre des Urwaldes aufzuspüren. So ist denn zu den Censusansätzen noch immer eine Ziffer zuzusetzen, welche die Kopfzahl der wirklich unabhängigen Stämme veranschaulichen soll. Obwohl ich mich schon seit Jahren dem Studium des Archipels eifrig hingebe, so wage ich es nicht die Zahl der noch unabhängigen Malaien zu schätzen. Es muß der Umstand wohl in Betracht gezogen werden, daß die noch unabhängigen Territorien meist von Stämmen bewohnt werden, welche entweder das Institut der Kopfjägerei besitzen oder sonst in kleine fehdelustige Horden zersplittert sind, so daß naturgemäß die Bevölkerung nur eine dünne sein kann. Nur im Stromgebiete des Rio Grande de Mindanao und in dem Illano-Gebiet zwischen der Laguna de Malanao und der Baia Illana scheint nach Uebereinstimmung von älteren und jüngeren Reisenden (Forrest und Vidal-Soler) das Land eine dichtere Besiedelung aufzuweisen, und es ist bezeichnend, daß es der spanischen Regierung nicht gelungen ist, über die Bevölkerung dieser beiden Gebiete Daten zu erhalten, obwohl dessen Sultane und Häuptlinge die Oberhoheit der spanischen Krone nicht nur anerkennen, sondern (wenn auch nicht alle, so doch die wichtigeren) einen Gehalt von der Regierung beziehen. Wenn ich also hiermit davor warne, die unabhängige Bevölkerung zu überschätzen, so möchte ich doch auch jeden warnen, in das Gegentheil zu verfallen. Wie groß die Zahl der Unabhängigen noch ist, beweist am besten der Umstand, daß in der Provinz Antique im Jahre 1879 allein 9336 Individuen sich der spanischen Herrschaft unterwarfen[1]. Im Jahre 1881 wurden in Cagayán und Isabela (de Luzón) 20 000 Individuen der Bergstämme nach blutigem Kampfe unterworfen, die Hälfte derselben mußte in die Ebenen heruntersteigen und dort neue Dörfer anlegen[2]. Völlig unabhängig sind noch in der Gegenwart folgende Gebiete. Auf Luzón: das von der Cordillera del Norte bedeckte Territorium, wo nur einige wichtigere Pässe sich in dem Besitze der Spanier befinden, das Gebiet der Sierra Madre; im Süden das ganze Binnengebiet der Inseln: Mindoro, Tablas, Negros, Paragua. Auf Mindanao habe ich in der Karte zu Peterm. Mitth. Ergänzungs-Heft Nr. 67 bereits die Besitzverhältnisse eingetragen; auf Basilan beschränkt sich die spanische Herrschaft auf die nächste Umgebung des Forts Isabela und Pangassahan. Auf der Insel Balábac reicht die spanische Herrschaft, soweit die Kanonen des Forts tragen; dasselbe gilt für die Forts im Sulu-Archipel: Siassi, Tataán und Bongao. Auf der Hauptinsel Sulu ist der spanische Einfluß im Wachsen begriffen; der neue Sultan scheint es ehrlicher zu meinen als seine Vorfahren.

Aber selbst in den anderen Provinzen, die ich hier nicht mit Namen angeführt habe, giebt es nicht unbedeutende Gebiete, welche von unabhängigen Stämmen bewohnt sind. Ich will über dieselben nach dem statistischen Handbuch von Cavada referiren, die Ziffern in der Klammer deuten auf den Band und die Seite. Distr. Morong: „es existiren hier in den Bergen von Tanay und Boso-boso einige Dörfer von Unabhängigen, welche Räubereien ausführen, ihre Zahl konnte nicht sichergestellt werden“ (I. 65). In Nueva Écija, in den Gebirgen an der Grenze gegen Pangasinan wohnen Tribus von Balugas (I. 75). Im Distr. Príncipe an der Küste nördlich und südlich von Baler giebt es Negritos, in den westlichen Gebirgen Negritos, Ilongotes und Italones (I. 76). In Nueva Vizcaya die Bergstämme bei Silipan, Quiangan und Isinay mit Ausnahme der Bevölkerung dreier Rancherias (Dörfer), dann die Ilongotes (I. 78 und 79). In Isabela de Luzón „sind die Wälder und Berglandschaften bevölkert mit verschiedenen wilden Stämmen“ (I. 81 und 82), doch scheinen nach anderen Quellen einzelne dieser Horden den Spaniern das von mir erwähnte „Reconocimiento de vasallaje“ zu leisten. In Ilócos Norte in den östlichen Theilen Negritos und Tinguianen (I. 94). In Bontoc ist der größte Theil des Gebietes unabhängig, „man kennt nicht die Größe der (noch unabhängigen) Bevölkerung, aber man glaubt, daß sie zahlreicher sei, als die schon unterworfene“ (I. 122). Für die Provinz Unión führt Cavada (I. 127) ebenfalls „Tribus alzadas ó independientes“ an, doch glaube ich, daß wenigstens die in den Dörfern Upuplas, Castro und Sudipen wohnenden das Reconocimiento zahlen, sonst würden ihre Niederlassungen Rancherias und nicht, wie hier: Barrios genannt werden. In Zambales giebt es ebenfalls unabhängige, „Igorroten (recte: Zambales)“ und Negritos (I. 150), doch dürfte deren Zahl keine übermäßig große sein. In Bataán giebt es nach Cavada (I. 156) ebenfalls „Tribus independientes“ von Negritos, doch scheint zum mindesten ein Theil derselben bereits die Oberhoheit der spanischen Krone anerkannt zu haben[3]. In Pampanga und Tarlac leben Balugas

---

[1]) Nach der „Guia de Filipinas“ Manila 1881, S. 375; daselbst noch die Bemerkung, daß in demselben Jahre 1879 in Nueva Vizcaya 668, auf Romblon 324 und Negros 1376 Individuen sich den Spaniern unterwarfen.

[2]) Boletin de la Sociedad geográfica de Madrid, Bd. X, Nr. 3, p. 241.

[3]) Man vergl. Silfo, Seis dias en Bataán (im „Comercio de Manila“ v. 20. Jan. u. 3. Febr. 1883).

(Negritos), von denen die bei Angeles hausenden auf 550 Köpfe veranschlagt werden (I. 163); derselben Rasse gehören die Horden bei Mabalacat (100 Köpfe), O'Donnel, Porac (700 Köpfe in acht Rancherias) und bei Tarlac an (bei letzterm Orte auch unterworfene Negritos). Die Negritos von Florida blanca scheinen inzwischen sich unterworfen zu haben. In Tayabas leben unabhängige Horden von Negritos und Catubanganes, nur jene, welche in der Nähe des Pueblo Catanauan wohnen, zahlen das „Reconocimiento“. In Camarines Sur kennt Cavada zehn Rancherias von unabhängigen Eingeborenen, drei von diesen Rancherias bei Goa sollen eine Bevölkerung von 2000 Seelen aufzuweisen haben (I. 213), doch zahlen einige von diesen das Reconocimiento. In dem südlichsten Theile Luzóns, der Prov. Albay existiren Tribus unabhängiger Eingeborenen in der Jurisdiktion der Pueblos Libog, Tabaco und Malinao. Die unabhängige Bevölkerung von Balábac soll in zehn Rancherias circa 950 Köpfe umfassen (II. 30), welche Ziffer mir etwas zu niedrig gegriffen erscheint. Die unabhängigen, dem Stamme der Manguianen angehörigen Bewohner Mindoros schätzt Cavada auf 30 000 Seelen (II. 37). Auf Sámar wohnen Tribus von Unabhängigen und Remontados[1]) in der Jurisdiktion der Pueblos Calviga, Jiabong, Gándara, Borongan, Calvayos und Libas (II. 73). Die Zahl der unabhängigen Indier der Prov. Antique schätzt Cavada (II. 89) auf 15 845 Seelen, von denen inzwischen, wie ich bereits mittheilte, 9336 Individuen der spanischen Krone sich unterworfen haben. Die Zahl der Unabhängigen der Prov. Capiz wird auf circa 4700 Köpfe (II. 98) veranschlagt. In der Provinz Iloilo giebt es unabhängige Tribus bei Miagao und Canderen Pueblos, so wie auf der Insel Guimaras (II. 109).

[1]) Jene Indier, welche, um dem Steuerdruck und der Rekrutirung zu entfliehen, sich in die Berge flüchten, um dort das Leben der Wilden zu führen, werden von den Spaniern Remontados genannt.

Im Distrito Romblon giebt es in der Jurisdiktion von sieben Pueblos unabhängige Manguianen und Negritos. Auf Cebú leben bei dem Pueblo Naga in drei Rancherias unabhängige Eingeborene in geringer Anzahl (II. 155). Die Zahl der Unabhängigen der Insel Negros schätzt Cavada auf 8990 Seelen (II. 171). Während bei der Prov. Zamboanga merkwürdigerweise von gar keinen Tribus independientes die Rede ist, wird für Misámis die Individuenzahl derselben auf 40 000 (20 000 Heiden, ebensoviele Mohammedaner) veranschlagt (II. 197), für Surigao wird die Zahl der freien Negritos, Bagobos und Mandayas auf 10 200 Seelen geschätzt (II. 206), für Bislig die Ziffer 10 000 (II. 216) angegeben. Für Davao giebt Cavada mit genauer Specialisirung der einzelnen Stämme die Ziffer von 17 323 Seelen (II. 222) an; da die von ihm erwähnten Rancherias sämmtlich an der Küste oder in geringer Entfernung von derselben liegen und deren Häuptlinge von der spanischen Regierung abhängen, so dürften sie den Reconocimiento de vasallaje zahlen. M. Scheidnagel[1]) schätzt die unabhängige Bevölkerung Davao's auf ungefähr 30 000 Seelen. Was Cottabató anbelangt, so berechnet Cavada die Zahl der Unabhängigen auf 200 000 Seelen (incl. der Unterthanen der den Spaniern lehenspflichtigen Fürsten); dieser Angabe (II. 232) steht die Notiz Scheidnagel's[2]) entgegen, wonach im nördlichen Theile dieser Provinz, in der Comandancia Polloc 20 000 bis 30 000, im Süden aber 80 000 unabhängige Mohammedaner und Heiden wohnen. Von der Insel Basilan konstatirt Cavada nur das Faktum, daß dieselbe von, den Spaniern feindlich gesinnten, Mohammedanern bewohnt wäre; Scheidnagel[3]) schätzt die Zahl derselben auf 3000 bis 4000 Köpfe.

[1]) Las Colonias españolas de Asia. Islas Filipinas. Madrid 1880, p. 43.
[2]) Ibidem.
[3]) Ibidem p. 44.

Das Rindenzeug bei Naturvölkern.

Wie durch Beobachtungen an heutigen Naturvölkern prähistorische Funde erläutert werden können, beweisen jene vorn oft mit Rillen versehenen und zur Bereitung des Rindenzeugs benutzten Hämmer aus Stein und Holz, welche unsere ethnographischen Museen bergen und die aus Afrika, Mittel- und Südamerika und von den Inseln des Stillen Oceans stammen. Nur durch sie wurde die Erklärung ähnlicher — irren wir nicht, in Centralamerika — ausgegrabener Instrumente ermöglicht. Baumrinde wird vielfach zur Bekleidung benutzt, besonders in jenen oben genannten Erdtheilen.

Im Folgenden geben wir einige Beispiele von dieser merkwürdigen Fabrikation, natürlich ohne die Sache erschöpfen zu wollen oder zu können.

Von den Yurakarees in Bolivia berichtet H. von Holten in der Zeitschrift für Ethnologie (IX, 1877, S. 113): „Die Kleidung besteht nur aus einem Hemd aus Bast; und zwar ist dieser Bast (innere Rinde eines Baumes), der geschlagen und vollständig weich gemacht wird, so stark wie gewöhnliches Baumwollenzeug. Ein interessantes Beispiel erzählt Dr. Eduard Heath, welcher in den Jahren 1879 bis 1881 die bolivianischen Flüsse Beni und Yacuma erforschte, von den ihn begleitenden Indianern („Bulletin of the American Geographical Society“ 1882, Nro. 3, S. 120): „Einige der Männer benutzten die Frühstücksrast, um sich neue Hemden zu machen. Nachdem sie einen jungen Brasilnußbaum von geeigneter Größe gefunden hatten, zogen sie ihm die Rinde bis zu einer Höhe von 8 bis 10 Fuß ab, brachten sie an den Fluß, legten sie auf einen Baumstamm und schlugen sie mit einem Stock. Sobald die äußere Rinde sich ablöst, liegen die Fasern frei und bilden ein gutes Stück Zeug. Dasselbe wird in der Mitte gefaltet, die Seiten mit Aussparung je eines Loches für den Arm bis unten hin zusammengenäht und ein Schlitz für den Kopf angebracht. Alte derartige Hemden sind so weich wie alte Leinewand.“

Für die Viti-Inseln ist uns Dr. Max Buchner's Bericht („Allgemeine Zeitung“ vom 21. Mai 1877) zur Hand: „Die Bereitung der Tapa, des einheimischen Tuches, wird auf Kandavu von den Weibern noch immer mit großem Fleiße betrieben, trotz der Einfuhr und der Beliebtheit der europäischen Baumwollenzeuge. Ich weiß nicht,

wie es sich hiermit auf den anderen Inseln verhält, und ob nicht vielleicht dieser alte Industriezweig seine Aufrechterhaltung auf Kandavu nur den amerikanischen Dampfern verdankt, die alle Monate zweimal hier anlegen und eine Masse Passagiere aus Australien, Neuseeland und San Francisco bringen, welche gern ein Stück Tapa als Andenken kaufen und theuer bezahlen. Um Tapa zu machen, wird der Bast des Papiermaulbeerbaums, einer Broussonetia, in Streifen von den Stämmen geschält, mit viereckigen Klöppeln aus hartem und schwerem Holze in die Breite und Länge geklopft und mehrere Streifen zu beliebigen Größen zusammengefilzt durch immerwährendes Klopfen, wobei der eigene Saft des Fasergewebes bindend zu wirken scheint. Der taktmäßige Lärm der Tapa-Klöppel ist für ein Viti Dorf eben so charakteristisch und stimmungsvoll wie bei uns auf den Dörfern im Herbste das Dreschen. Schon von Weitem hört man daran im Busch, daß man sich einem Dorfe nähert.“ Von den Marquesas-Inseln berichtet Dr. Th. Strehz (Mitth. der k. k. Geogr. Ges. zu Wien 1877, S. 435): „Das Tapatuch wird aus der Rinde verschiedener Baumarten gefertigt; die Rinde des Brotfruchtbaumes und des Feigenbaumes (Ficus religiosa) liefern gewöhnlich das Material zu den geringeren Sorten, während man das feinste Tuch aus der des Papiermaulbeerbaumes (Broussonetia papyrifera) herzustellen pflegt. Die Bereitungsweise an und für sich ist höchst einfach: Sie schneiden 6 bis 8 cm dicke Stämmchen oder Zweige dieser Bäume ab, lösen die Rinde vom Holze und nachdem sie den Bast von der äußeren Schale befreit haben, rollen sie denselben zusammen und weichen ihn eine Zeitlang in Wasser ein. Das so behandelte Stück Bast wird alsdann auf einer glatten Fläche, mit einem Stein oder gerippten Schlegel von Holz so lange bearbeitet, bis die Masse die gewünschte Dicke des Tuches hat. Sie bedienen sich zur Fabrikation in der Regel mehrerer Schlegel, die oben verschieden gerippt sind; jene mit den feinsten Rippen werden zuletzt gebraucht, um dem Stoffe das gewebeartige Ansehen zu ertheilen. Durch Auf- und Aneinanderlegen mehrerer Stücke und ferneres Klopfen geben die Eingeborenen dem Basttuche Länge, Breite und Dicke nach Belieben, ohne daß sie dieselbe durch Nähte zu bewerkstelligen hätten. Ist das Zeug fertig, so wird es entweder gelb oder roth gefärbt; gelb mit Curcuma und roth mit einem Farbstoff, den sie aus Blättern des Brustbeerbaumes (Cordia Sebastena) erhalten, welche, nachdem sie einige Tage mit dem milchigen Safte einer Feigenart macerirt worden, ausgepreßt werden. Der einzige Fehler, den das Basttuch hat, ist, daß es keine Nässe vertragen kann; es saugt das Wasser wie Papier ein und zerreißt dann auch ebenso leicht.“

Ueber das Rindenzeug der Oster-Insel machte soeben Kapitänlieutenant Geiseler (Die Oster-Insel, Berlin 1883, S. 33) folgende Angaben: „Man verfertigt die Kleidung nach Art der Bereitung der Tapa auf den anderen Südsee-Inseln, hier jedoch aus dem Baste des Papiermaulbeerbaumes, welcher in kleinen, kaum 5 bis 6 Fuß hohen Stauden in den Ebenen wächst. Dieser Baum heißt bei den Eingeborenen Mähútě und ebenso der erste Proceß der Zeugbereitung, die abgeschälte Rinde. Nach dem Abschälen werden die einzelnen Stücke zu Rollen zusammengewickelt und an den Seestrand gebracht, um hier weiter bearbeitet zu werden. Hier sitzen dann die Frauen halb im Wasser und klopfen mit Klöpfern aus hartem Holz die Rinde unter fortwährendem Anfeuchten so lange, bis sie ganz dünn und weiß wird. Nachdem dieselbe noch getrocknet und gebleicht ist, werden die einzelnen Stücke mit dem Stärkestoff der Kartoffel zusammengeklebt und so Stücke von etwa 1 bis 2 Fuß Breite und 3 Fuß Länge hergestellt. Mit Nadeln aus Knochen und Faden aus Binsengarn erfolgt dann die weitere Zusammenfügung zu größeren Stücken in gewünschter Länge und Breite. Oft werden diese Stücke noch mit gelber, rother oder brauner Erdfarbe gefärbt und verziert, in den meisten Fällen jedoch weiß gelassen. Von diesen zum Gebrauch fertigen Bekleidungsstücken wird zuerst mehrmals ein Stück um die Hüften gewickelt, das andere wie eine Art Umschlagetuch um Schultern, Brust und den ganzen Oberkörper. Vorher wird der Maro in Form eines schmalen Stück Bastzeuges umgelegt und zwar genau so wie auf den Marquesas-Inseln; in seiner einfachen Form verhüllt er die Geschlechtstheile vollständig. Sämmtliche Personen, welche Bastkleidung tragen, haben auch den Maro um, Männer wie Frauen, Knaben von 12, Mädchen von 9 Jahren an.

Wegen der weiteren Verbreitung dieses Stoffes verweisen wir auf Meinicke, Die Inseln des Stillen Oceans (Leipzig 1875 und 1876), der an verschiedenen Stellen davon spricht. Ueber das Rindenzeug der Polynesier und Mikronesier äußert er sich I, 44 folgendermaßen: „Die Zeuge sind von verschiedener Güte; auf den Laguneninseln fehlen sie, weil es dort die Gewächse nicht giebt, deren Rinde dazu gebraucht wird, in den Marquesas sind sie schlecht gearbeitet und bloß weiß und gelb gefärbt, in Hawaii stehen sie den tahitischen ebenfalls nach, besonders geschätzt sind die der Tongainsel Vavau und der kleinen Insel Rurutu.“ Die Rindenzeuge der Melanesier (ebenda I, 65) dagegen stehen denen der Polynesier bedeutend nach.

Genau dasselbe wird über die Fabrikation des Rindenzeuges aus den verschiedensten Theilen Afrikas berichtet. So sind den Monbuttu nach Schweinfurth (Im Herzen von Afrika II, S. 109) gewebte Stoffe aller Art völlig unbekannt. Dort, wie vielfach in Innerafrika, liefert ein Feigenbaum (Urostigma Kotschyana), den man bei jeder Hütte angebaut findet, den einzigen Bekleidungsstoff. Wenn der Stamm mannsstark ist, so ist seine Rinde am brauchbarsten und wird längs des ganzen Stammes mittels zweier Ringschnitte losgelöst, worauf sie sich merkwürdiger Weise im Verlaufe dreier Jahre wieder ersetzt und von Neuem abgeschält werden kann. Diese Rokkorinde hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der Lindenrinde, welche in Rußland einen so großen Handelsartikel bildet; allein die Bastfasern bilden nicht derartig flache oder so papierdünne Platten in ihrem Verlauf, wie bei der Linde, sondern verweben sich untereinander, als wären sie geflochten. Durch theilweise Maceration und vieles Klopfen verstehen die Monbuttu der Rinde ganz das Aussehen eines dichten und geschmeidigen Gewebes zu ertheilen. Im rohen Zustande hat der Stoff ein graues Aussehen, mit einem Farbholzdekokt imprägnirt nimmt er eine braunrothe Färbung an, so daß er an ordinäres Wollenzeug erinnert. Durch einen Gürtelstrick zusammengehalten, bedeckt ein solches Rindenstück in seltsamem Faltenwurf den ganzen Körper von den Knien bis zur Brust.

Cameron (Across Africa I, S. 192) berichtet von den Womyamwesi, daß die ärmeren Klassen sich mit Zeug von der inneren Rinde einer Feigenbaumart bekleiden. Die äußere Borke wird in der Regenzeit losgelöst und der Stamm mit Bananenblättern umwickelt, bis die innere Rinde genügend weich und schmiegsam zur Bearbeitung ist. Dann wird sie abgetrennt und in Wasser gelegt und leise mit Hämmern geklopft, welche gewöhnlich von Rhinoceroshorn gemacht und vorn mit Rillen versehen sind. Bei jedem Schlage wird das Rindenstück größer und größer, bis es

im fertigen Zustande etwa das Aussehen von filzigem Barchent erhält.

Ebenderselbe (a. a. O. S. 198) sah dort die merkwürdige Fabrikation eines Getreidesackes, welche er folgendermaßen beschreibt. Von einem etwa 14 Fuß langen Holzpfahl wird die durch mehrtägiges Wässern gelockerte äußere dicke Borke durch Klopfen mit einem kleinen Hammer abgelöst, sodann ca. 3 Fuß von dem einen Ende entfernt ein starker Bindfaden um den Stamm gebunden und von dem anderen Ende aus die zähe innere Rinde derart abgelöst, daß ihre inwendige Seite nach außen kommt. Zu letzterem Geschäft bedient sich der Eingeborene eines krummen zugespitzten Astes, welcher eine Art Krummhaue oder Böttcherbeil bildet. Darauf schneidet er den Stamm dicht über dem Bindfaden ab, dreht die Rinde wieder um und klopft sie mit dem Hammer, wodurch sie größer und zugleich weicher und biegsamer wird. Dann wird Korn hineingethan, dasselbe ordentlich fest gesackt, das obere Ende zugebunden und der ganze Packen mit breiten Rindenstreifen umwickelt, so daß er einem harten Polsterkissen von 6 bis 7 Fuß Länge gleicht (die seitliche Ausdehnung hat die frühere Länge verkürzt), an dessen einem Ende ein kurzer Pfahl, jenes 3 Fuß lange, stehen gebliebene Stück des ursprünglichen Baumstammes hervorsteht. Letzterer dient dazu, den Inhalt vor Feuchtigkeit zu schützen, wenn der ganze Sack gegen einen Baum gelehnt wird. Größere derartige Säcke dienen als Scheuern; man pflanzt sie auf einem freien Platze des Dorfes vermittelst jenes Pfahles in die Erde und bedeckt sie dann sorgfältig.

Stanley spricht nur im Vorbeigehen von dem Rindenzeuge. So erwähnt er es (Durch den dunkeln Welttheil, Leipzig 1878, I, 438) unter den Produkten von Mtesas Reich und sagt (II, 161): „Die Feigenbäume, welche Uganda, Unyamvezi, Ukonongo, Goma und Uregga mit Rindenzeug versehen, registriren zugleich das Alter der respektiven Ansiedelungen, wo sie gefunden werden, und man kann sie historische Denkmale der Volksstämme nennen, welche dieselben pflanzten. In Uddu-Uganda, besonders im südlichen Uddu, sah ich Baumpatriarchen, welche 400 bis 500 Jahre alt sein mußten.“

Das Rindenzeug scheint aber durch ganz Centralafrika bis an die Westküste verbreitet zu sein; denn Oskar Lenz fand es dort bei dem Anthropophagenvolke der Fan, deren frühere Heimath im fernen Osten oder Nordosten zu suchen ist, und die zu den Monbuttu und Njamnjam in näherer Beziehung stehen (Skizzen aus Westafrika, S. 79). Er schreibt: „Die Bekleidung der Fan ist ungemein einfach. Die Männer tragen nur ein kurzes Stück Zeug um die Lenden, welches von ihnen selbst und zwar aus Baumrinde verfertigt wird. Die weiße Rinde eines gewissen Baumes wird abgeschält, in Wasser gelegt und darauf mit Hilfe großer hölzerner Klöppel, die auch zum Lockern der Rinde am Baumstamm selbst verwendet werden, platt und weich geschlagen. Die Fasern der erweichten Rinde erweitern sich durch das Schlagen, ohne sich völlig von einander zu lösen, und man erhält auf diese Weise eine Art Zeug, welches man mit einer aus Rothholz gewonnenen Flüssigkeit etwas roth färbt und dann trägt.“

Also auch hier, wie sonst in Afrika, wie auf den Inseln des Stillen Oceans und in Südamerika dieselbe Art der Loslösung und Zubereitung des merkwürdigen Stoffes.

Kürzere Mittheilungen.

Die Bevölkerung Islands.

Das dänische statistische Büreau hat kürzlich das Resultat der am 1. Oktober 1880 stattgefundenen Volkszählung auf Island veröffentlicht. Die Anzahl der Bewohner betrug 72 445, oder ca. 3000, 6000 und 15 000 mehr als in den Jahren 1870, 1860 und 1840. Im Jahre 1801 betrug die Bevölkerung der Insel 47 240 Personen. Im Durchschnitt leben 95 Menschen auf jeder Quadratmeile bewohnten Landes; während aber im Südamte 138 und im Westamte 123 Menschen auf jede Quadratmeile kommen, beträgt diese Ziffer für das Nord- und Ostamt nur 65. Die letzte Volkszählung zeigt ebenso wie die beiden vorhergehenden, daß je 100 Familien aus 700 bis 750 Individuen bestehen. Diese verhältnißmäßig bedeutende Größe der Familien hat ihren Grund zunächst darin, daß wegen der örtlichen Verhältnisse bei der Landwirthschaft ein zahlreiches Dienstpersonal gehalten werden muß, wovon nicht wenige verheirathet sind. In dem letzten Jahrzehnt fanden 24 093 Geburten und 18 137 Todesfälle statt. Der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle beträgt also 5956 oder 3274 mehr als die Zählung ausweist: der Unterschied ist wesentlich der Auswanderung zu verdanken. In den Jahren 1878—80 belief sich die Auswanderung auf nicht weniger als 741 Personen. Die allgemeine Erfahrung, daß das weibliche Geschlecht zahlreicher als das männliche ist, tritt auf Island besonders stark hervor; im Jahre 1880 kamen dort auf je 1000 Personen männlichen Geschlechts 1121 weiblichen Geschlechts. Das Altersverhältniß der Bevölkerung der Insel ist ein der ferneren Zunahme günstiges, indem jetzt die kräftigeren und arbeitstüchtigeren Altersklassen von 20 bis 60 Jahren über die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, nämlich 50,1 Proc. gegen nur 45,6 Proc. im Jahre 1870. Die ganze Bevölkerung, mit Ausnahme von nur 12 Personen, bekennt sich zum evangelisch-lutherischen Glauben. Auf der Insel leben 192 Blinde, 59 Taubstumme, 88 Idioten und 81 Irrsinnige. Die Hauptstadt Reykjavik hat jetzt 2567 Einwohner (gegen 307 im Jahre 1801, 890 in 1840, 1444 in 1860 und 2024 in 1870), Akureyri 545 (gegen 314 in 1870) und Isafjord 518 Einwohner.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die Frage der administrativen Eintheilung von Ostsibirien hat einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan. Kamtschatka, Sachalin und Ussuri sollen autonome Verwaltungsbezirke und nur für ganz specielle Angelegenheiten dem Generalgouverneur von Ostsibirien unterstellt werden. Der neuen Provinz Kamtschatka wird der östliche Theil von Jakutsk, bis zur Gischiga-Bai inclusive, der Provinz Ussuri ein Theil der Provinz Amur zugetheilt.

— Der thatkräftigen Initiative zweier Privatleute, der sibirischen Kaufleute Paklewski und Juldaschew, verdankt man die von russischen Handeltreibenden schon lang geplante und erwünschte Einführung der Dampfschiffahrt auf dem

fischreichen Balkasch-See und dem Ili, dem besten Verbindungswege nach Kuldscha. Jene beiden unternehmenden Männer haben einen Dampfer aus England kommen lassen und an der Nordküste des Balkasch-Sees eine Rhede für die von der Stanitza Semijarsk kommenden Waaren errichtet. Das Schiff, ein Schraubendampfer von 30 Pferdekräften und einer Geschwindigkeit von 20 Werst in der Stunde, der nach dem Generalgouverneur der Steppe „Kolpakowski" getauft worden, hat auf seiner ersten Fahrt, Ende April des Jahres, das Fahrwasser des Ili auf eine Länge von 350 Werst in 6 Tagen untersucht; eine zweite Fahrt sollte ihn nach Kuldscha selbst bringen, während der Herbst der Erforschung des Balkasch-Sees gewidmet sein soll. Die Ufer des Ili-Flusses sind reich bewaldet, so daß es dem Unternehmen an Brennmaterial nicht fehlen wird. Man kann sich denken, welch Erstaunen die unbekannte Erscheinung bei den halbwilden Völkerschaften jener Gebiete hervorgerufen hat; diejenigen, welche auf den Dampfer gelassen wurden, haben das Schiff in allen Einzelheiten untersucht und die Fahrt mitmachen wollen.

— Bis vor Kurzem untersagte das Gesetz den Frauen in Korea bei strenger Strafe, Fremde zu heirathen. Seit einiger Zeit jedoch ist dies Gesetz außer Anwendung gekommen und die Behörden haben mehrere Heirathen zwischen Koreanerinnen und chinesischen Officieren in Seul gestattet.

— Zwischen Saigon in Französisch-Kochinchina und Bangkok, der Hauptstadt Siams, ist ein Telegraphenkabel gelegt worden.

Afrika.

— Der französische Reisende Dr. Rück, welcher von Boke am Rio Nuñez aus versucht hatte, in Futa-Djalon einzudringen, ist auf Befehl des Almamy, der, wie es scheint, keinen Weißen mehr in sein Land lassen will, angehalten und, obgleich er sich auf die mit den Vertretern Frankreichs abgeschlossenen Verträge berief, furchtbar mißhandelt worden. Er hat Boke nur mit großen Schwierigkeiten und nach Verlust aller seiner Habseligkeiten wieder erreichen können. Dennoch hat er den Muth nicht verloren; er beabsichtigt nächstens einen neuen Versuch zu machen, in das Innere vorzudringen.

Australien.

— Wenn auch durch die neuesten Forschungsreisen der allgemeine Charakter des australischen Kontinents bekannt geworden ist, so giebt es doch noch immer sehr beträchtliche Strecken, über welche man zur Zeit nichts Näheres weiß. Ein solches großes Gebiet liegt, wie ein Blick auf die Karte zeigt, nördlich vom Lake Eyre. Es wird im Süden vom Nordende des Lake Eyre oder von den Flüssen Macumba und Warburton in 27° 50′ südl. Br. begrenzt; im Norden vom Marshall River in 22° 52′ südl. Br.; im Osten vom Laufe des Mulligan River in 138° 35′ östl. L. Gr. und im Westen vom Ueberlandtelegraphen, etwa von der Station Alice Springs, in 23° 40′ südl. Br. und 133° 53′ östl. L. Gr., ab bis herab zum Alberga River in 27° 5′ südl. Br. und 135° 25′ östl. L. Gr. Die Regierung der Kolonie Süd-Australien hat nun ihren Oberfeldmesser Mr. Charles Winnecke damit beauftragt, dieses Gebiet gründlich zu erforschen und zu vermessen. Er sollte gegen Ende Juni Adelaide verlassen, in Farina oder the Government Gums — der Endstation der Nordbahn in 30° 8′ südl. Br. und 138° 17′ östl. L. Gr. und 748 km nördlich von Adelaide — mit den nöthigen Kameelen, Pferden und übrigen Bedürfnissen versorgt werden und sich dann nach der nordöstlich vom Lake Eyre gelegenen Cowarie Station begeben, um von dort aus die ihm übertragene Arbeit zu beginnen. Mr. Winnecke besitzt im Buschleben große Erfahrung und glaubt mit Sicherheit, daß er seine Aufgabe durchführen werde, obwohl er es vermuthlich mit großen wasserlosen Sandwüsten zu thun haben wird. Wir erinnern daran, daß im Jahre 1878 der Marinelieutenant Mr. Henry Vere Barclay mit der Führung einer Expedition betraut wurde, die das Gebiet erforschen sollte, welches sich von Alice Springs in nordöstlicher Richtung bis zur Westgrenze der Kolonie Queensland hinzieht. Als Mr. Barclay durch die wasserlosen Wüsten zur Umkehr getrieben wurde, übertrug die südaustralische Regierung dem Mr. Charles Winnecke die Leitung der Expedition, aber trotz aller verzweifelten Versuche konnte auch er den Zweck der Reise nicht erreichen. Hätten beide Explorer damals Kameele besessen, so wäre der Ausgang wohl sicher ein anderer gewesen.

— Die junge Ansiedelung bei Port Darwin, an der Nordküste von Australien (Northern Territory) im Jahre 1882. Die Bevölkerung belief sich am Schlusse des Jahres 1882 auf 4262, und zwar auf 517 Europäer, 3725 Chinesen und 20 Malaien. Während des Jahres wanderten 949 Personen ein und 616 aus. Ueber die Chinesen berichtet der Government-Resident, Mr. E. W. Price, amtlich: Die Chinesen sind gute Kolonisten und gute Bürger. Vergehen und Verbrechen kommen unter ihnen weit weniger vor, als unter einer gleichen Anzahl von Europäern. Ihr Spiel Fan-tan, ein Nationalspiel, halte ich für nicht schlimmer als das Billardspiel, und ich begreife nicht, warum die Gesetze dagegen so scharf sind. — Der Import hatte einen Werth von 113 030 Pf. St. gegen 101 726 Pf. St. und der Export von 83 892 Pf. St. gegen 112 702 Pf. St. im Jahre 1881. Am Import waren Neu-Süd-Wales und Hongkong, am Export Victoria und Hongkong am meisten betheiligt. Aus den vom Import erhobenen Zöllen floß der Revenue eine Einnahme von 14 759 Pf. St. zu. Der geringere Export kam daher, weil ein größerer Theil der Bevölkerung anderen Beschäftigungen nachging als dem Suchen nach Gold. Die Ausfuhr dürfte indeß bald, außer Gold, auch noch andere Artikel umfassen, wie Zinn, Zucker, Pferde und konservirtes Rindfleisch. An Zinn wurden bereits im letzten Jahre die ersten 27 Tonnen aus den Mounts-Wells-Minen nach Sydney verschifft und dort mit 65 Pf. St. pro Tonne verkauft. Die Ausfuhr an Gold belief sich auf 23 016 Unzen im Werthe von 80 721 Pf. St., gegen 31 509½ mit 111 944 Pf. St. im Jahre 1881. Der Exportzoll auf Gold, welcher bisher 2 Sch. 6 P. = 2,50 Mark pro Unze betrug, ist seit dem 26. September 1882 auf 1 Sch. herabgesetzt und lieferte der Revenue im verflossenen Jahre eine Einnahme von 2343 Pf. St. gegen 3938 Pf. St. im Vorjahre. Was die Schiffsbewegung anlangt, so liefen in Port Darwin 45 Schiffe ein und 45 aus, gegen resp. 56 und 53 im Jahre 1881.

Südamerika.

— Lieutenant Bove unternimmt von Genua aus über Montevideo eine zweite Expedition nach Feuerland und von da nach Graham's-Land. Die Kosten der Reise wird die Italienische Geographische Gesellschaft tragen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIV. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Gallieni's Erforschungs-Expedition nach dem obern Niger.

(Nach dem Französischen des Kommandanten Gallieni.)

VIII.

Die Umgebung von Murgula trägt durchweg die Spuren der Eroberung und Verwüstung: das Thal, obwohl fruchtbar, ist unbekannt, nur struppiges Buschwerk bedeckt den Boden; kein einziges Dorf ist zu erblicken, aber weit und breit zeigen eingestürzte Mauern, daß das Land einst blühender gewesen. Die Mauer der Festung war die bedeutendste, welche die Reisenden bisher gesehen. Einige weißgekleidete Leute waren vor dem Thor versammelt. Bei Vallière's Nahen erhoben sie sich und ein großer, finster dreinblickender Toucouleur forderte ihn auf, ihm zu folgen. Eine zweite und noch eine dritte Mauer wurden durchschritten, bis man, immer umringt von einer neugierigen, schreienden und tobenden Menge, zum Hause des Almamy gelangte. Dieser jedoch ließ den Fremden melden, er könne sie am Abend nicht mehr empfangen, sie sollten sich im Dorfe einen Lagerplatz wählen, eine Aufforderung, der sie nicht nachkamen: sie zogen wieder zum Orte hinaus und schlugen in der Nähe der Mauern das Lager auf.

Als Vallière am nächsten Morgen um 8 Uhr sich bei dem Almamy melden ließ und wieder abgewiesen werden sollte, diesmal unter dem Vorwande übermäßiger Geschäfte, ließ er ihm erwidern, er sei der Officier des Gouverneurs von Saint-Louis, dessen Ankunft ihm angezeigt worden sei und dessen Mission keinen Aufschub dulde, er würde daher bestimmt am Abend aufbrechen, selbst auf die Gefahr hin, jenen nicht gesprochen zu haben. Die Wirkung dieser Worte war augenblicklich; es vergingen kaum fünf Minuten, als das Oberhaupt von Murgula ihn zu sich entbot. Durch ein dunkles Thor und einen engen Gang gelangte er auf einen inneren Hof, den ein Strohdach bedeckte; das ganze Haus war sorgfältig gefegt und neben einander gelegte Hammelfelle bildeten eine Art Teppich, während für den Gast ein Antilopenfell ausgebreitet war. Sechs Männer empfingen ihn ernst und schweigend; nach einigen Minuten erschien der Almamy Abdallah selbst, das Gesicht außer den Augen verschleiert und den Kopf mit einem dicken Turban bedeckt. Vallière grüßte ihn, setzte ihm den Zweck seiner Reise aus einander und überreichte ihm einen Brief des Gouverneurs. Abdallah nahm ihn, prüfte ihn bedächtig und gab ihn einem alten Marabut zum Vorlesen. Dies geschah denn nach ziemlich langem Studium und brachte eine geradezu wunderbare Wirkung auf die Zuhörer hervor: die Gesichter, zuerst gleichgiltig und kalt, belebten sich allmählich, Zeichen der Zustimmung wurden laut und als gar am Schlusse von Geschenken die Rede war, die Vallière überbringen sollte, ertönte lebhaftestes Beifallsgemurmel, und aller Augen wandten sich voll Interesse und Wohlwollen auf den Fremden. Das wunderbare Papier wanderte von Hand zu Hand, wurde befühlt und angestaunt und endlich Abdallah zurückgereicht, der es mit größter Vorsicht in die weite Tasche seines Bubu versenkte und Vallière dann als Gast Amadu's willkommen hieß; „bei mir", schloß er, „bist du wie bei ihm, denn ich bin nur das Auge meines Herrn". Darauf zeigte er sich höchst zuvorkommend, bot als Führer nach Niagassola den Neffen des Häuptlings selbst, der unter ihm diente, an, und ließ

letzterem sogar durch einen Kurier, dem ein sofort vom Marabut geschriebener Brief mitgegeben wurde, den ihm bevorstehenden Besuch ankündigen.

Damit war die Sitzung zu Ende. Am Abend um vier folgte ihr eine Privataudienz, in welcher Abdallah ohne jeden officiellen Apparat — er war unverschleiert und nur der Marabut anwesend — eine solche Liebenswürdigkeit zur Schau trug, daß man schwer in ihm den gefürchteten und gehaßten Tyrannen hätte wieder erkennen können; freilich besitzen die Toucouleurs die Kunst der Verstellung in hohem Grade und der Almamy von Murgula machte keine Ausnahme von der Regel, wie man sich bald überzeugen sollte. Durch den Marabut Sileman, der für das erhaltene Geschenk erkenntlich war, erfuhr Vallière, daß Abdallah seit einigen Tagen von Segu den Befehl erhalten, er solle die Expedition in Murgula anhalten und wieder über Kaarta hinaufzugehen zwingen.

Es war also Gefahr im Verzuge, und so wurde, nachdem Alles heimlich gerüstet, am ersten Mai nach Niagassola aufgebrochen. Kurz nach Antritt des Marsches zeigte sich nur vierzig Schritt vor den Reisenden eine Hyäne, das erste Mal, daß man in solcher Nähe auf ein Raubthier stieß; leider war sie verschwunden, ehe man zum Schusse kommen konnte. Dringt man in die Wälder Afrikas ein, so macht man sich auf häufige Begegnungen mit wilden Thieren gefaßt und hält diese für eine der Hauptgefahren der Reise; ganz im Gegentheil aber vermeiden alle diese Bestien den Menschen; sie fliehen oder verbergen sich bei seinem Anblick. 3 km südlich von Murgula geht die Straße, erst breit und bequem, dann aber steil abwärts und felsig, durch den Paß von Nianfakru. Aber ein riesiges Panorama von wunderbarer Schönheit entfaltete sich vor den Blicken der Reisenden und entschädigte für die Mühsal des Marsches. Links streckte der Pic Krudian, einem enormen Hindu-Denkmal ähnlich, seine Felsenmauern bis zu 300 m in die Luft, zu ihren Füßen thürmten sich hohe, dichtbewaldete Hügel stufenförmig bis an das Bachoythal auf, rechts zeigten sich die blauen, ausgezahnten Kämme des Gadugu, gegen Süden endlich schlossen zwei sich im Azurblau des Himmels verlierende Zwillingsgipfel das Bild ab.

In Kukuroni wurde das Biwak aufgeschlagen. Dieses Dorf hatte früher 1000 Einwohner, die Toucouleur-Verwüstung hat es auf 150 heruntergebracht. Aber wunderbar rein hat sich unter der gedrückten, aber zutraulichen Bevölkerung der Pöl-Typus mit seinem milchkaffeefarbenen Teint, seiner geraden Nase und seinen feinen Zügen erhalten; ein reizendes kleines 10jähriges Mädchen von entzückender Anmuth war ein willkommener Vorwurf für Vallière's Griffel. Hier beobachtete er auch die Hantierung eines Malinke-Schmiedes; sein Handwerkszeug war einfach genug: ein kleiner Amboß stand auf der Erde und statt Hammer diente ihm ein schweres Stück Eisen, während sein Gehilfe mittels eines aus zwei Lederschläuchen bestehenden Blasebalges die Luft durch Thonmündungen trieb.

Gegen Abend meldeten sich im Namen des Almamy zwei Leute, der Sohn Diango's, des Häuptlings von Kundian, und ein alter Toucouleur seiner Compagnie; sie wollten nach Segu und den Schutz genießen, den ihnen die Mission durch die Fährlichkeiten des Manding-Landes gewähren konnte. Bei ihrer Kenntniß des Landes bildeten sie eine willkommene Vermehrung des Zuges, der sich am 2. wieder in Bewegung setzte und um 10 Uhr beim Flusse Kanekuo die Grenze zwischen Birgo und Manding erreichte. Birgo ist im Ganzen ein wohl bewässertes und fruchtbares Land. Es besteht aus zwei verschiedenen Theilen: der Bachoy-Ebene und den von Vallière durchzogenen Plateaus; beide aber sind mit riesiger Waldung bedeckt, die nur durch die nackten Felsgipfel und die Umgebung der Dörfer unterbrochen wird. Die leider sehr schwache Bevölkerung ist eine der schönsten des Sudans und nähert sich durchweg mehr dem Pöl- als dem Negertypus. Der Ackerbau beschränkt sich darauf, den Verbrauch an Hirse, Mais und Pistazien für ein Jahr zu sichern; die Baumwollenkultur genügt nicht, die Einwohner zu kleiden; Rinder giebt es nicht, höchstens trifft man Hammel- und Ziegenherden; Jagd wird nicht mehr betrieben. Eine der Haupthandelsstraßen des West-Sudan, die von Nioro nach dem obern Niger, durchschneidet das Land, ohne in ihm Handel zu erwecken; die Diulas machen hier keine Station, da die Bevölkerung, zu arm um Gold oder Zeug von ihnen zu kaufen, nur Glaswaaren gegen nothwendige Lebensmittel der Karawanen eintauscht.

Im Kanekuo konnte man sich nach langer Entbehrung einmal wieder den Genuß eines Bades gestatten; das Flüßchen fiel in zahlreichen Kaskaden von den Felsen herab und bot mit seiner herrlichen, schattenspendenden Vegetation das entzückendste Badeplätzchen dar, das man sich wünschen konnte; mit wahrer Wollust stürzte man sich in die Fluthen, und Freudengeschrei schallte durch die Einsamkeit der Landschaft. Erst um 3 Uhr konnte man sich entschließen, dieses kleine Paradies zu verlassen. Bald erblickte man von der Höhe herab das prachtvolle Bild des Bachoy-Thales und nach kurzem, aber heißem und anstrengendem Marsche ritt man, zum großen Entsetzen der Weiber und Kinder, in das Dorf Niagassola ein. Nach Begrüßung des alten Königs Mambi schlug man, um zu-

HILDIBRAND

Kleines Mädchen von Kukuroni.

gleich Wasser und Schatten zu haben, das Lager am Fuße des Niassolakrn auf; aber ach! man hatte schlecht gewählt, denn als Vallière, unter großem Gedränge der neugierigen Eingeborenen, eine der zierlichen, mit weißem

Schmiede in Kukuroni.

Niagassola.

Federbusch eigenthümlich geschmückten Prinzessinnen des Ortes zeichnete, schoß zum großen Entsetzen der Menge eine $1\frac{1}{2}$ m lange Schlange auf ihn herab, die aber noch von einem beherzten Malinke durch einen glücklichen Stockschlag

getödtet wurde; und wenig später wurde man von Ameisenschwärmen dermaßen gepeinigt, daß man sich genöthigt sah, den Platz zu verlassen und sich durch große Strohfeuer vor ferneren Angriffen dieser Quälgeister zu schützen.

Nachdem man am nächsten Tage dem alten Mambi einen längeren Besuch abgestattet und seine Gunst gewonnen, verließ man Niagassola um 4 Uhr Nachmittags und gelangte über das Dorf Balandugu, dessen 300 bis 400 Einwohner hauptsächlich von der Bearbeitung des in den umliegenden Bergen massenhaft enthaltenen Eisens leben, und über die Ausläufer des Pics Fienkru, des Anfangs der bis jenseit Bammako sich erstreckenden Kette des Manditetekru, am Vormittag des 5. Mai nach Kumakana.

Der Tata liegt auf einem kahlen Abhange, dessen Fuß eine Reihe von dichtumwachsenen Sümpfen bewässert; im Norden erhebt sich 350 m über seine Umgebung ein Bergkegel, den man schon am Abend vorher erblickt hatte. Das Dorf ist mitten unter bedeutenden Goldlagerungen erbaut, auf deren Ausbeutung der ganze Wohlstand der Einwohner beruht. Die Minen bestehen aus kleinen, 80 bis 100 cm weiten und 2 bis 3 m tiefen Schachten; diese werden mit Handpicken ausgeführt, sie sind in Quincunxform einige Meter von einander angelegt und oft durch unterirdische Galerien verbunden. Zuerst stößt man auf eine Schicht röthlichen Sandsteins, dann auf Thon, und endlich auf ein Gemisch von Quarz und Sand, welches das werthvolle Metall meist in Pulverform, oft aber auch in Stücken bis zu 2 Gramm enthält. Die Arbeit des Waschens, durch die Nähe des Wassers sehr erleichtert, wird Weibern anvertraut, die durch die ausgezeichnete Sorgfalt, welche sie auf ihre Arbeit verwenden, ihre rohen und ungenügenden Hilfsmittel — Kürbisflaschen und irdene Töpfe — ergänzen; in erstere wird bis zur halben Höhe die goldführende Erde gethan und der Rest mit Wasser angefüllt; durch eine kreisförmige Bewegung wird alsdann der Mergel abgespült und es bleibt auf dem Grunde nur Gold und Quarz zurück; da nun aber das erdige Wasser noch einige Theilchen Metall enthalten könnte, so wird es in die irdenen Töpfe gethan

Negerin von Niagassola.

Goldwaschende Weiber in Kumakuna.

und noch einmal gewaschen, und ebenso wird das zuerst gewonnene Gold zum zweiten Male gereinigt, ehe es den Schmieden oder Kaufleuten übergeben wird. Gern hätte Vallière gesehen, wie das Gold weiterhin geläutert und in

Barren gegossen wird, doch hierüber thaten die Arbeiter von Kumakana sehr geheimnißvoll und verweigerten jegliche Auskunft. Während der Feldarbeit und der Regenzeit ruhen die Bergwerke; doch gewinnt man noch einige schwache Quantitäten durch folgende Mittel: man bringt unten im Schachte, in den Galerien, oder dem Bett einiger Flüsse Ochsenaugen und ausgehöhlte Schilfhalme an, durch welche dann die von den Regenstürmen abgewaschene Erde dringt und oft Theilchen des werthvollen Metalls absetzt.

Als Vallière Kumakana verließ, hoffte er, am selben Morgen das Nigerbecken zu erreichen. In ziemlicher Höhe mußte ein See, der Kafata, durchschritten werden; dieser bildet ein Reservoir für das Wasser von Kumakana und steht zugleich mit den Sümpfen von Narena in Verbindung. Dieses letztere Dorf befindet sich also, entgegen der Karte von Mage, noch im Senegal-Gebiet. Gegen 9 Uhr gelangte man auf ein kahles, fast horizontales Plateau, die Wasserscheide der beiden großen Ströme. Bald erschien Narena mit seinen beiden großen Mauern wie ein sehr wichtiges Dorf; der Empfang aber, den man beim Häuptling fand, war sehr ungastlich und entsprach der Schilderung, welche die Berichte der Eingeborenen von ihm entworfen hatten.

Am Nachmittag erhielt Vallière den Besuch eines Diula, eines Sklavenführers, dessen Karawane sich neben dem Bivuak der Fremden lagerte, und der um die Gunst bat, in seiner Gesellschaft reisen zu dürfen; der Weg über Narena, sagte er, wäre sehr vortheilhaft für ihn, aber aus Furcht vor Ueberfällen schlüge er ihn ohne so mächtigen Schutz nie ein. Vallière machte ihm bemerklich, daß er ihn in einem Lande, wo die Franzosen unbekannt schienen, natürlich nicht beschützen könnte, erlaubte ihm aber unter der Bedingung, sich gut zu betragen, dem Zuge zu folgen. Mehr wollte er nicht; auch dankte er in warmen Worten und versprach, sich bei der Ankunft in Segu auf jede Weise erkenntlich zu zeigen. Die armen Gefangenen bestanden meist aus Frauen und Kindern; sie schleppten sich, an einander gefesselt, mühsam dahin, während einige Diener des Diula längs der Karawane einherliefen und die Unglücklichen mit langen Peitschen schlugen.

Gegen Abend erklärten die Führer aus Niagassola, sie könnten ohne die schlimmsten Gefahren zu laufen nicht über Narena hinaus mitkommen; auch Mussa, der Mann des Almamy, wagte sich nicht weiter. Die Verlegenheit wurde bedenklich, denn kein Einwohner wollte die Fremden zu den übelberüchtigten Niger-Dörfern führen. Endlich aber ließ sich doch noch ein Individuum durch eine starke Belohnung verlocken, den Weg zu weisen, verlangte aber, daß seine Bereitwilligkeit bis zur Abreise geheim gehalten würde. Diese Schwierigkeit, Führer zu finden, entspringt aus den schlechten Beziehungen der Manding-Dörfer unter einander; selten findet man zwei Nachbaren, die nicht aus irgend einem noch so nichtigen Grunde in Fehde ständen. Diese ewigen Kämpfe schwächen das Land und sind das ernsteste Hinderniß für Reisende und Kaufleute.

Vorgebirge und Dorf Tabu.

Das Plateau von Narena setzt sich hinter dem Dorfe fort und bleibt mehrere Kilometer weit fast horizontal; dann neigt es sich nach Osten und steigt in Terrassen bis zum Grunde des Dscholiba-Thales herab, dessen westliche Abdachung es bildet. Die Manding-Berge beschreiben einen großen Bogen nach Norden, biegen nach Osten um und bilden gegen Tabu hin ein Vorgebirge. In der Ferne erblickte man den Schlußfelsen dieser senkrechten Sandsteinspitze, welche die Eingeborenen ihrer Farbe wegen Mana-Ule, d. h. rothe Klippe, nennen.

Nach Durchschreitung eines prachtvollen Hochwaldes gelangte man an das Ufer des Nianinko, eines in der heißen Zeit fast trockenen Flüßchens. Da man erst zu später Stunde bekannte Lagerplätze erreichen konnte, so mußte man hier Halt machen. Kurze Zeit nachher war der bis dahin so stille Wald voll Leben und Lärm. Die Karawane bestand zum großen Theile aus Kindern, und diese Unglücklichen, ihrer traurigen Lage durchaus unbewußt, benutzten die Ruhepause, um mit hellem Freudengeschrei einherzulaufen, zu springen, im Wasser zu baden und Vögel und Insekten zu verfolgen.

Während des Aufenthaltes erfuhr Vallière von dem Diula nähere Nachrichten über sein verabscheuungswerthes Gewerbe. Die Sklavenländer umfassen die ungeheuren, noch wenig bekannten Gebiete zwischen den Nebenflüssen des Niger. Diese noch ganz barbarischen Gegenden sind verhältnißmäßig bevölkerter als der übrige West-Sudan, Was-

Der Mana-Ule und die Sklavenkarawane.

sulu besonders soll eine der dichtesten Bevölkerungen haben. Die Einwohner sind ein Gemisch von Bambaras und Pöl-Mestizen, die unter einander ohne Unterschied der Rasse in beständigem Kriege leben. Der einzige Zweck dieser unaufhörlichen Kämpfe ist, sich gegenseitig Weiber, Jünglinge und Kinder zu rauben, um sie dann auf den berühmten Märkten von Tengrela, Dialakoro, Kankan, Keniëra u. s. w. zu verkaufen. Dieses Bereicherungsmittel ist so zur Sitte geworden, daß es von allen Klassen der Gesellschaft geübt wird. Um sich Vorrath an Gewehren, Pulver und Schmuck anzuschaffen, verkaufen die Häuptlinge ihre eigenen Unterthanen; wenn die Ernte beendigt ist, vereinigen sich die jungen Leute in bewaffneten Banden und ziehen zu den Nachbaren, um sich „etwas Geld zu verschaffen"; ja, in Zeiten der Noth führen die Familienväter selbst ihre eigenen Kinder zu Markte; gestand doch sogar der Diula, eins der kleinen Mädchen seiner Karawane ihrem eigenen Bruder zu niedrigem Preise abgekauft zu haben!

Und doch leben diese Völkerschaften, die sich so mit Menschenschacher beflecken, durchaus nicht auf undankbarer Scholle. Abgesehen von der wirklichen Fruchtbarkeit des Bodens besitzen sie noch reichere Goldminen als Bure und Bambuk. Anklagen kann man also nur ihre Wildheit und das Princip der Sklaverei selbst, welches bei allen afrikanischen Völkern herrscht; würden die Käufer auf den Märkten des oberen Niger nicht so reichlich verkehren, so würde dies schändliche Gewerbe von selbst aufhören. Der Gewinn, welchen der Sklavenhandel abwirft, ist beträchtlich. Die Diulas verfahren dabei auf folgende Weise. Mit Guineezeug reisen sie von den französischen Handelsstationen am obern Senegal oder Gambiens nach Nioro, wo sie den Mauren das Saharasalz abkaufen; für zwei Stück Guinee erhalten sie in Zeiten des Ueberflusses drei „Bafal" (ein Bafal oder Barre wiegt ca. 15 kg) Salz. Dann gehen sie über Kita und Niagassola zum obern Niger herauf, wobei sie gewöhnlich in Keniëra, dem mit Gefangenen am besten versorgten Platze, Halt machen: findet man hier doch in Kriegszeiten mehrere Tausende von diesen Unglücklichen. Hier gilt jede Barre Salz einen Gefangenen. Man sieht also, daß zwei Stück Guinee im Durchschnittswerthe von 25 Francs drei menschliche Geschöpfe einbringen, deren Verkauf bei der Rückkehr 600 bis 800 Francs einträgt! Verfolgt nun der Diula seinen Weg bis Dialakoro, so kann er die Sklaven noch billiger haben; doch ist dieser Markt im Mittelpunkte von Wassulu hauptsächlich seines Goldhandels wegen berühmt, man verkauft hier die Barre Salz bis zu 7 Drachmen, so daß dieselben zwei Stück Guinee hier 21 Drachmen Gold werth sind, die in den europäischen Faktoreien mit 200 Francs bezahlt werden, und daher der Handel mit Sklaven, abgesehen von den Gefahren, denen die Händler ausgesetzt sind, bedeutend vortheilhafter ist als der mit Gold.

Andere Diulas durchstreifen Niokolo und Futa-Djalon, kaufen auf den südlichen französischen und englischen Handelsplätzen billig Gewehre und Pulver ein und ziehen dann zum obern Niger hinter Timbo. Die ersten Märkte von Sankaran, die von den Opfern des wilden Bandenführers Samory geradezu vollgepfropft sind, bieten dieselben Vortheile wie Keniëra dar. Jede Flinte im Werthe von 15 Francs gilt einen Sklaven! Doch setzt ein großer Theil der Sarrakolet-Händler seinen Weg nach Tengrela fort, wo sie billig Colas (eine bittere und aufregende Frucht, die in jenen Gegenden einen großen Handelsartikel bildet) einkaufen, und kommen dann über Dialakoro, Bure und Bambuk zurück, wo sie ihre Colas vortheilhaft gegen Gold vertauschen. Alle diese Geschäfte werden fast ausschließlich von Soninkes oder Sarrakolets gehandhabt, denen der Handelsinstinkt in hohem Grade eigen ist und die nicht unrichtig die Juden des Sudan genannt werden. Aber ihr Gewerbe ist durchaus nicht ungefährlich; oft müssen sie sich durchschleichen und können nur mit List ihre Waaren retten.

Vallière versuchte den Diula zu überzeugen, wie verwerflich der Sklavenhandel sei und wie abscheulich, seines Gleichen wie Vieh zu behandeln; er erreichte aber nur, daß sein Zuhörer in Erstaunen gerieth und für einige Augenblicke gar an seinem Verstande zweifelte.

Am andern Tage brach man sehr früh auf und kam, nach einem Marsche durch die letzten Stufen des Plateaus von Narena, vor dem Mana-Ule an. Dieser merkwürdige Berg besteht aus mehreren auf einander folgenden senkrechten Mauern und wird von zwei Felsthürmen flankirt, die ihm das Aussehen eines riesigen Bauwerks geben. Nach Umgehung des Mana-Ule führt der Weg unterhalb des Dorfes Tabu vorüber, welches in den Windungen enormer Felsen versteckt liegt.

Beiträge zur Statistik der Philippinen.

Von **Ferdinand Blumentritt.**

II.

Diese total unabhängige oder nur dem Namen nach abhängige Bevölkerung der Philippinen hat Pan bei seinen Berechnungen gar nicht beachtet, und doch wäre es ihm vielleicht bei einzelnen Gegenden (z. B. Morong) gelungen, über diesen Gegenstand sich eingehender zu instruiren. Bezüglich der Bewegung der Bevölkerung liegen mir zu wenig Daten vor, um eine Kritik der Pan'schen Mittheilungen zu üben. Nach der kirchlichen Zählung vom Jahre 1879 wurden von der Geistlichkeit

	Taufen	Hochzeiten	Begräbnisse
auf Luzón	155 351	27 853	561 106
auf den Visayas-Inseln .	88 465	14 958	49 677
auf Mindanao	6 766	1 568	3 098

vollzogen, aber die ungeheuerliche Ziffer der Todesfälle auf Luzón ist ein offenbarer Lapsus calami. Bezüglich Mindanaos möchte ich darauf aufmerksam machen, daß unter den 6766 Täuflingen sehr viele Erwachsene sind. Dr. G. Sancianco[1]) giebt nach dem kirchlichen Census vom Jahre 1877 folgende Ziffern an:

	Taufen	Begräbnisse	jährl. Zuwachs	in Procent
Erzbisthum Manila . .	81 084	62 379	18 705	1,995
Bisthum Nueva Segovia	44 324	24 881	19 443	2,006
„ Nueva Cáceres	23 413	13 925	9 488	1,633
„ Cebú	53 910	21 967	31 943	2,579
„ Jaro	51 382	23 532	27 850	2,724
Zusammen . .	—	—	107 429	2,007

Hierzu ist zu bemerken, daß diese Ziffern und Procentrechnungen nur auf jene Kreolen, Mestizen und Indier sich be-

[1]) El Progreso de Filipinas. Madrid 1881, S. 178.

ziehen, welche weder dem Klerus, noch dem Status der Civil- und Militärbehörden angehören. Ausgeschlossen sind von dieser Tabelle demnach: der Klerus, die Beamten, die Europäer und sonstigen eingewanderten Weißen, die Chinesen, die Soldaten, Marinetruppen und die heidnischen und mohammedanischen Unterthanen nebst den „Infieles“, welche das Reconocimiento entrichten. Dr. Sancianco unternimmt auch den Versuch die faktische Bevölkerung des Philippinen-Archipels für das Jahr 1881 zu berechnen und kommt so zu der jedenfalls zu hoch gegriffenen Ziffer von 10 260 249 Seelen, wobei er die unabhängige Bevölkerung auf 1 518 960 Seelen veranschlagt und zwar für Luzón 666 960, für die Visayas 211 200, für Mindanao 541 000, für die Calamianes, Paragua, Balábac und die Marianen 100 000 Seelen. Die Oberflächlichkeit, mit welcher Sancianco bei dieser Berechnung vorgeht, beweist einestheils der Umstand, daß diese specialisirten Ziffern eine andere Summe (1 519 160 statt 1 518 960) geben, andererseits, daß er Sulu und Basilan gar nicht erwähnt. Die Angaben über Mindanao hat Sancianco den Mittheilungen des Dr. A. B. Meyer in Jagor's Reisen in den Philippinen entnommen. Der Raum verbietet mir auf eine nähere Kritik der Sancianco'schen Berechnung einzugehen; es genügt, wenn ich erwähne, daß er annimmt, daß es allein $16^1/_2$ Proc. mehr die Kopfsteuer entrichtende Indier giebt, als solche in den Censuslisten angegeben sind! Bei solchen abenteuerlichen Versuchen verdient immerhin das bedächtigere Vorgehen des Dr. Del Pan unsere Anerkennung. Der nächste Census der Philippinen dürfte aber keine besondere Vermehrung der Bevölkerung, sondern eher in einigen Provinzen eine Verminderung aufzuweisen haben, denn die Choleraepidemie des Jahres 1882 hat viele Opfer gefordert: Nach dem „Cuadro de Religiosos del Orden de S. Augustin correspondiente á 1882“ fungirten die Augustiner im Jahre 1882 bei

	Taufen	Hochzeiten	Begräbnissen	Zahl der Eingepfarrten
Prov. Manila . . .	5 051	1 038	17 558	115 529
„ Batangas . .	11 745	2 048	10 578	224 759
„ Bulacán . .	8 387	1 672	15 626	204 587
„ Nueva Écija .	3 407	953	6 210	100 944
„ Pampanga .	10 991	1 912	13 349	218 220
„ Tarlac . . .	1 788	372	2 259	38 537
„ Ilócos Norte	6 959	1 356	3 845	162 458
„ Ilócos Sur .	6 297	1 270	4 764	134 025
„ Union . . .	4 822	1 243	2 217	101 486
„ Abra	465	120	254	11 742
„ Benguet . .	24	9	22	902
„ Ilo-ilo . . .	17 710	4 496	32 435	368 080
„ Concepcion .	1 975	513	2 912	30 294
„ Cápiz . . .	5 439	1 385	6 230	113 906
„ Antique . .	5 237	992	6 839	119 548
„ Cebú	9 985	2 507	6 279	227 701

Del Pan theilt dann auf S. 9 und 10 seiner Broschüre eine statistische Tabelle mit, welche er einem mir nicht bekannten Memoire des Ingenieurs Don Eduardo Lopez Navarro entnimmt. In dieser Tabelle wird der Flächeninhalt der einzelnen Provinzen, die Zahl ihrer Bewohner, und die Bevölkerung pro Quadratkilometer angegeben. Letzteres lasse ich weg, weil derjenige, welcher mit den philippinischen Verhältnissen nicht vertraut ist, leicht in irrthümliche Anschauungen verfallen könnte. So wohnen von den 55 063 Bewohnern der Provinz Mindoro nur 15 754 auf der großen Hauptinsel, 34 764 auf Marinduque und 4545 auf Luban oder Lubang. Ich werde aber zum Vergleiche die Arealangaben, nach den Berechnungen Prof. Wagner's, dann jenen des philippinischen Forst-Ingenieur-Chefs Don Ramon Jordana[1]) und endlich den Angaben Cavada's nebeneinander stellen (s. nachstehende Tabellen).

Der Leser dieses Aufsatzes wird über die großen Divergenzen der einzelnen Arealangaben gewiß staunen und sich nach der Ursache dieser befremdenden Erscheinung erkundigen, ich will darüber gerne Aufschluß ertheilen. Ich will vor allen anderen den Herrn Ramon Jordana sprechen lassen, weil dieser als Chef jenes Ingenieurcorps, dem die Vermessung des Landes wenigstens obliegen sollte, am ehesten darüber Auskunft ertheilen könnte. Er bemerkt auf S. 20 seines oben citirten Werkes wie folgt: „Der Flächeninhalt der Provinzen und Distrikte ist nach der Karte des Archipels, welche Don Francisco Coëllo herausgegeben hat, berechnet worden. Da aber in dieser die Grenzen der damals existirenden Provinzen nicht genau gezogen sind und ich mich genöthigt sah die Grenzen der später formirten (Provinzen) auf eine unsichere Weise (trazar de una manera insegura) zu ziehen und mit Rücksicht darauf, daß man (in diesem Lande) oft nicht mit Gewißheit sagen kann, zu welcher Provinz der Boden gehört, auf den man den Fuß gesetzt hat, so sei hiermit gesagt, daß ich diese Ziffern (die Arealangaben) durchaus nicht als exacte mittheile“ und in der That, wer jemals die schönen schnurgeraden Linien, welche in Coëllo's Karte die Provinzgrenzen bezeichnen, gesehen hat, der begreift es vollkommen, wie schwer es jemandem fallen muß nach dieser Karte, welche im Jahre 1852 erschienen ist, das Areal zu berechnen. Seit dem Jahre 1852 sind durch Abtrennung von alten folgende neue Provinzen bez. Distrikte gebildet worden: Morong (1853), formirt aus Theilen von Tondo (Manila) und Laguna; Isabela (1856), formirt aus Theilen von Cagayán, Nueva Vizcaya, Nueva Écija und Príncipe; Saltan (1859) gebildet aus Theilen von Isabela de Luzón und neu eroberten, den Bergstämmen entrissenen Gebieten; Bontoc (1857), gebildet aus neu erobertem Gebiete; Unión (1854)[2]), formirt aus Theilen von Ilócos Sur und Pangasinán; Benguet (1860), formirt aus Theilen von Unión und neu unterworfenen Gebieten; Tarlac (1874), gebildet durch Abtrennung von Pampanga; Romblon (1853) durch Abtrennung von Cápiz; Surigao, gebildet aus Theilen der bis 1856 bestandenen Provinz Caraga; Bislig (1858) aus Theilen der damaligen Provinzen Caraga und Nueva Guipúzcoa; Cottabató (1851 bis 1854) durch Eroberung und Okkupation; ebenso Balábac (1857) und Joló (1876). Da diese Aenderungen in der Provinzialeintheilung (ganz abgesehen von sonstigen kleinen Grenzverschiebungen) naturgemäß auf der Karte Coëllo's sich nicht finden, so haben die Konturen der Provinzen ein um so unsichereres Gepräge, als die diesbezüglichen Andeutungen in dem Amtsblatte sehr unsicher lauten und auch wohl zumeist sehr unsicher lauten müssen, da das Innere der Inseln Luzón und Mindanao, von den anderen ganz abgesehen, größtentheils unerforscht, auf letzterer Insel sogar zumeist noch eine Terra incognita ist. In dem officiellen Nomenklator vom Jahre 1865 wird in dem allgemeinen Theile die Provinz Isabela de Luzón als eine Binnenprovinz aufgeführt, obwohl der Pueblo Palanan oder Paranan an der pacifischen Küste bereits kurz

[1]) Memoria sobre la produccion de los montes publicos de Filipinas durante el año económico de 1873—74. Madrid 1876.

[2]) Obwohl Coëllo seine Karte schon 1852 herausgab und Unión erst 1854 kreirt wurde, so findet es sich doch schon daselbst verzeichnet, da man bereits 1850 daran dachte, diese Provinz zu formiren und im Jahre 1852 die factische Kreirung nur noch eine Frage der Zeit war.

	Areal in Quadratkilometern					Bevölkerung
	nach Professor Wagner	nach Jordana	nach Cavada	nach Lopez Navarro	nach der „Guia" für 1881	nach Lopez Navarro
Islas Batanes	330	—	324,60	—	624,60	—
Cagayán	11 965	14 418,80	14 418,00	14 335	26 418,80	70 881
Isabela de Luzón [1])	11 178	13 713,09	?	9 390	23 713,09	39 391
Nueva Vizcaya	7 543	4 390,67	4 390,67	6 240	8 290,67	26 357
Nueva Écija	7 929	8 241,84	8 716,34	6 325	} 13 647,84	92 970
Príncipe	3 243	2 620,90	2 146,40	3 485		3 268
Ilócos Norte	3 387	3 569,00	3 569,00	3 775	6 069,00	148 244
Ilócos Sur	2 285	1 518,50	1 518,50	1 825	2 298,50	114 675
Abra	2 825	} 5 615,38	2 331,00	2 331	5 398,38	37 771
Bontoc [2])	3 816		1 534,00	1 534	2 634,00	7 757
Lepanto	1 035		2 653,00	2 653	3 153,00	10 009
Benguet	3 607	} 3 439,42	} 2 041,00	707	400,00	9 311
Unión	1 074			1 334	6 339,42	118 911
Pangasinán	4 367	4 173,55	2 245,00	2 245	5 773,55	252 892
Zambáles	5 055	4 254,02	4 260,00	4 260	7 614,00	80 230
Bataán	1 448	2 148,75	1 168,00	1 168	3 872,75	49 273
Tarlac	} 3 871	} 4 363,33	} 2 176,00	3 244	} 6 363,33	57 713
Pampanga				2 176		207 205
Bulacán	2 423	2 428,37	2 428,37	3 420	3 348,19	264 375
Manila	853	664,57	683,40	673	964,57	324 367
Morong	1 740	845,70	845,70	525	1 664,70	48 663
Corregidor	?	?	8,63	?	?	?
Cavite	1 112	1 238,90	1 200,00	1 200	1 605,40	69 794
Batangas	3 535	3 201,59	2 815,00	2 815	4 541,59	308 110
La Laguna	2 258	2 668,29	1 625,00	1 625	} 8 558,91	141 900
Infanta	2 175	2 511,77	1 900,00	1 900		8 483
Tayábas	5 275	5 624,92	4 950,00	4 950	9 424,92	103 310
Camarínes Norte	2 874	3 910,65	3 225,00	3 225	6 550,65	29 009
Camarínes Sur	5 660	6 150,08	5 450,00	5 450	9 220,78	88 712
Albay	4 592	4 767,73	} 6 570,98	} 4 250	9 982,98	} 245 972
Catanduanes-Inseln	1 751	1 803,25			3 063,50	

	Areal in Quadratkilometern					Bevölkerung
	nach Prof. Wagner	nach Jordana	nach Cavada	nach Lopez Navarro	nach der „Guia"	nach Lopez Navarro
Prov. Mindoro	11 073	10 382,90	10 382,90	?	10 652,90	?
„ Romblon	1 338	1 278,72	1 537,20	1 293	2 917,77	34,126
„ Burías	495	299,35	299,35	?	299,35	?
„ Masbate y Ticáo	3 452	4 105,44	6 645,76	?	6 045,44	?
„ Sámar	13 386	16 458,81	16 973,45	7 330	18 973,45	198 209
„ Leyte	7 923	11 517,10	11 514,10	5 215	19 117,10	263 035
„ Bohol	4 124	2 617,77	2 379,87	3 100	2 917,77	279 170
„ Cebú	4 697	6 792,57	6 792,57	4 880	7 242,57	495 297
„ Negros	12 098	9 063,96	9 063,96	10 780	16 363,96	221 151
„ Ilo-ilo	5 165	} 5 263,55	} 5 263,55	} 3 200	} 5 863,55	} 479 486
„ Concepcion	561					
„ Antique	2 974	3 793,17	3 793,17	2 350	7 199,17	119 065
„ Cápiz	3 860	4 025,10	4 025,10	2 700	5 375,10	234 474
„ Surigao	} 27 201	} 84 730,99	10 701,90	} Mindanao ohne Basilan 58 303	10 701,90	} In den Prov. Surigao (incl. Bislig), Davao, Cottabató, Misámis, Zamboanga: 668 248 [3])
„ Bislig			4 412,91		4 112,91	
„ Davao	10 022		10 493,33		10 493,33	
„ Cottabató	23 435		28 293,97		28 293,97	
„ Misámis	30 455		10 981,96		10 981,96	
„ Isabela de Basilan	1 283		683,20		?	
„ Zamboanga	6 855		29 846,96		29 846,96	
„ Calamianes	3 452	7 888,61	3 842,89	?	12 888,63	?
„ Paragua (früher Puerto Princesa)	?	?	12 988,94	?	?	?
„ Islas Marianas	1 140	?	?	?	?	?
„ Balábac	358	323,50	323,50	?	?	?
„ Joló (Sulu)	2 565	?	?	?	?	?
Der ganze Archipel	287 118	277 339,95 [4])	282 403,89 [5])	196 206 [6])	391 755,84 [7])	5 923 884 [6])

[1]) Bei Prof. Wagner ist Saltan hier nicht mit eingerechnet, während dies bei Jordana (und Lopez Navarro?) der Fall ist. Ich konnte auf meiner Karte die Ostgrenze Bontocs und Saltans nur andeuten, zwischen Saltan und Bontoc konnte ich aus Mangel an Quellen, dann in Folge des Widerspruches aller diesbezüglichen Notizen, sowie aus dem Grunde, weil das Land zwischen Saltan und Bontoc von unabhängigen Bergstämmen bewohnt und eine Terra incognita ist, nicht einmal wagen, die Grenzen anzudeuten. Cavada bemerkt: La extension en la parte reconocida asciende á

nach dem Jahre 1856 von der Provinz Nueva Écija abgetrennt und zu Isabela geschlagen worden war. Bei der Aufzählung der Pueblos wird in demselben Nomenklator dennoch Paranan im Widerspruch zu der Einleitung unter den Gemeinden aufgezählt, welche zu Isabela gehören! Solche Inkorrektheiten gehören nicht zu den Ausnahmen in den statistischen Publikationen des Archipels. Die kolossalen Differenzen, welche die Arealangaben der „Guia de Filipinas“ im Verhältniß zu den übrigen Berechnungen aufzuweisen haben, scheint mir zum guten Theile auf einer unqualificirbaren Nachlässigkeit des Korrektors zu beruhen, denn die letzten Ziffern stimmen zumeist auffällig mit den Angaben Jordana's überein, nur in den ersten Ziffern zeigen sich die Differenzen; man vergleiche:

	Cagayán	Isabela	Union mit Benguet	Tarlac u. Pampanga	Tayábas
Jordana	14 418,80	13 713,09	3 339,42	4 363,33	5 624,92
Guia .	26 418,80	23 713,09	6 339,42	6 363,33	9 424,92

Cavada und Lopez-Navarro, der erstere häufiger, nehmen die von Jordana auf Grundlage der Coëllo'schen Karte berechneten Arealangaben zumeist herüber, die neueren Kartenpublikationen sind weder von Cavada noch von Lopez-Navarro berücksichtigt worden.

Die Karte zu Peterm. Mitth. Ergänzungsheft Nr. 67 ist nach den neuesten Kartenausgaben und Kroquis ausgearbeitet worden. Als Grundlage diente die herrliche in zwei Blatt im Jahre 1875 von der Direccion hidrográfica zu Madrid herausgegebene Carta general del Archipiélago filipino, zu denen, abgesehen von englischen Admiralitätskarten, hinzutreten: die Karte von Nord-Luzón (Umrisse nach Coëllo) in Drasche's Geologie von Luzón, jene von Süd-Luzón in Jagor's Reisen in den Philippinen, Kroquis des Distrikts Lepanto von dessen Chef Lillo-Gracia, Karte von Zambales aus der Monographie dieser Provinz von Cañamaque (diese Karte ist von Ferreiro entworfen und mit Distriktgrenzen versehen), Karte von Ost-Mindanao von Montano und endlich die Karte Mindanaos von Claudio Montero, welche ebenfalls die Provinzgrenzen enthält. Hier erlaubte ich mir aber eine Abweichung von derselben, indem auf ihr der Distrikt Davao noch die Bahia Sarrangani einschließt, indem die Küstenstrecke Davaos im Westen bis zur Punta Bugu reicht, von wo die Grenzlinie gegen den Pico Matutung streicht und dort sich mit jener auf meiner Karte verzeichneten vereinigt. Ich erlaubte mir dies, weil in dem Errichtungsdekrete die Südgrenze Davaos so angeführt wird, wie ich es verzeichnet habe. Alle Grenzen habe ich mit peinlicher Sorgfalt gezogen, ich habe heute nichts daran zu korrigiren außer den freilich schweren Fehler, daß Puerto Princesa nicht, wie ich es auf der Karte verzeichnet habe, in der Ensenada de Ipolote, sondern in der B. Ynahit liegt. Ich werde deshalb auch die von Prof. Wagner berechneten Arealangaben allen anderen vorziehen, so lange nicht die spanische Regierung nach vervollständigter Aufnahme ihrer asiatischen Kolonie die Provinzgrenzen authentisch verzeichnen läßt.

Von den übrigen Bemerkungen Del Pan's sei nur jene Stelle noch hervorgehoben, welche von der Degenerirung der weißen Rasse in jenen Landen handelt. Del Pan spricht den Weißen die Zukunft ab; auch von den spanischen Mestizen weiß er zu sagen, daß ihnen keine bedeutende Rolle zufallen könnte, da bei ihnen die Kindersterblichkeit, besonders bei den Knaben, eine unverhältnißmäßig große wäre. Da sie sich wieder mit Indiern vermählen, so gingen die Mestizenfamilien nach wenigen Generationen wieder in den Malaien auf. Von den Negritos theilt er mit, daß man die Zahl derselben auf 10 000 schätze, also eine Ziffer, die bedeutend niedriger ist, als man bisher anzunehmen geneigt war.

---

unos 1114 qkm. proximamente. El resto de ella no ha sido posible apreciarse devidamente por estar poblado de salvajes, que imposibilitan la entrada en el territorio que ocupan. Jordana's Angabe ist nach Coëllo's Karte berechnet.

[2]) In der Arealangabe für Bontoc ist bei Prof. Wagner noch die Comandancia Saltan mit eingerechnet.

[3]) Wie Lopez Navarro zu dieser Ziffer kommt, theilt er selbst mit: „Indem man zu der christlichen Bevölkerung der Distrikte von Misámis, Surigao, Zamboanga, Davao und Cottabató die heidnischen Bergstämme des Innern mit einer auf 200 000 Seelen geschätzten Individuenzahl und die Mohammedaner in den Küstengegenden in der Stärke von 300 000 hinzuzählt, erhielt man für Mindanao die Ziffer 668 248.“ F. J. Moya (in der „Revista de España“ 85. Bd., S. 468) schätzt die Kopfzahl der unabhängigen Bevölkerung Mindanaos auf 900 000, jene Luzóns auf 200 000. Dieselben Ziffern gab aber Don Sinibaldo Mas bereits im Jahre 1842 an.

[4]) Ohne Sulu, die Batanes-Inseln, die Marianen und den außerhalb der Jurisdiction der Provinz Calamianes gelegenen Theil der Insel Palawan, welcher jetzt den Marine-District Paragua bildet.

[5]) Ohne die Marianen und Sulu, incl. Isabela de Luzón.

[6]) Ohne die Batanes, Mindoro, Burias, Masbate-Ticáb, Calamianes, Paragua, Marianen, Balábac und Joló (Sulu).

[7]) Ohne Paragua, Balábac, Sulu und die Marianen.

Mittheilungen über Glauben und Aberglauben bei Sundanesen und Javanen.

Von Emil Metzger.

I.

Allgemeines.

Eine der schwierigsten Aufgaben, welche an denjenigen herantreten können, der sich mit dem Studium fremder Völker beschäftigt, ist die, den Versuch zu machen, mit dem Gedankengange einer ihm fernstehenden Rasse bekannt zu werden. Diese wohl allgemein giltige Behauptung gewinnt noch größere Bedeutung, die Aufgabe wird noch unendlich mühsamer, als gewöhnlich schon der Fall ist, wenn es sich um die religiösen Ansichten handelt. Einestheils wird hierbei durch die Scheu, dem neugierigen fremden Eindringling, insofern derselbe sich nicht eines besondern Vertrauens

erfreut, Mittheilungen zu machen, die Schwierigkeit besonders erhöht, andererseits aber ist, wenn es glückt, derartige Aufschlüsse zu erhalten, die Art und die Ausdehnung derselben sehr verschieden. Mancher, der sich nicht scheut, einen Europäer, für den er eine gewisse Zuneigung gefaßt hat, dem er Vertrauen schenkt, die Lehre seines Glaubens, so wie sie verkündet wird, so wie man sie ihm eingeprägt hat, mitzutheilen, ja selbst ihm solche Geheimnisse zu eröffnen, die nicht einmal für alle Glaubensgenossen bestimmt sind, hält zurück mit seinen Zweifeln, spricht nur ungern von dem, was er selbst von dem Inhalt der vorgeschriebenen, von der Tradition und den Priestern festgestellten Gesetze für wahr hält und in Bezug auf welche Punkte er Bedenken hat. Noch mehr zeigt sich diese Scheu, auf das Geheimnißvolle einzugehen, wenn der Europäer den Aberglauben eines Volkes berührt, namentlich wenn er mit den Gebildeten der Nation verkehrt (die es ja bei jedem Volke giebt), bei denen das eigene Urtheil, der erweiterte Gesichtskreis, dem ererbten Aberglauben manchmal einen derben Stoß versetzt hat, während, wie überall bei dem mehr aufgeklärten Theile der Bevölkerung eine gewisse Freigeisterei Modesache geworden ist (das äußerste Gegentheil findet allerdings auch häufig statt), was sie hindert, sich einem Europäer gegenüber zu manchem Aberglauben zu bekennen, selbst wenn derselbe fest eingewurzelt und weit verbreitet sein sollte, oder auch ihre Stammgenossen in ein, wie sie meinen, lächerliches Licht zu stellen wegen eines Aberglaubens, den sie selbst als solchen erkannt haben. Auch dies kann ja nicht weiter auffallen; es giebt ja auch in civilisirten Ländern viele derartige Beispiele und Mancher, der im hellen Sonnenschein meint ein großer Freigeist zu sein, würde doch vielleicht das Gruseln kennen lernen, wenn er sich Nachts verirrt hätte und auf einmal der Mond durch die Wolken bräche und er sich neben dem Galgen befände, an dem die Leiche des Gehängten in klirrenden Ketten, vom Nachtwinde leicht bewegt, sich schaukelt, während der Flügelschlag der obligaten Raben dem verirrten Freigeist den Hut vom Kopfe streift.

Wie gesagt, die Aufgabe, sich vom Glauben eines fremden Volkes, sowie er sich in der Wirklichkeit gestaltet, eine deutliche Vorstellung zu machen, ist schwierig; ich bin denn auch weit entfernt, hier auch nur den Versuch machen zu wollen, an dieser Stelle eine Religionslehre der Javanen und Sundanesen niederzulegen und daran eine nach Rubriken geordnete Uebersicht des Aberglaubens zu knüpfen; wenn ich mich wirklich zu einer so umfassenden Arbeit im Stande fühlte, würde es ja der Raum schon verbieten, eine derartige systematische Darstellung zu geben. Was ich hier niederschreibe, sind lose Eindrücke, die ich in meinem langen Umgange mit Sundanesen und Javanen im westlichen und mittlern Theil von Java empfangen habe, die ich hier, einigermaßen geordnet, in allgemeinen Umrissen wiederzugeben versuche. Die Umstände waren mir günstig, so daß ich sehr tief in das innere Leben des Volkes einzudringen im Stande war; außerdem wirkte der Umstand günstig für mich, daß ich in längeren Zwischenräumen den Verkehr mit beiden eben genannten Stämmen erneuerte, was mir zu einer unparteiischen Beurtheilung beider eher Gelegenheit gab, während ich außerdem im gewöhnlichen täglichen Leben kein Fremdling mehr war, als ich meine Beobachtungen machte resp. wiederholte. Durch Alles dies zusammengenommen wurde das Anstellen von Vergleichen hervorgerufen. Besonders günstig für mein Eindringen in das innere Leben des Volkes war auch meine Beschäftigung während der letzten zehn Jahre meines Aufenthaltes in Indien, da ich als „Sternkundiger“ auftrat und mein „ngilmu“ mir einestheils die Aufmerksamkeit der Eingeborenen sicherte, auf der anderen Seite aber mir den Weg zum Vertrauen meiner braunen Mitbürger öffnete (wozu allerdings noch andere Verhältnisse mitwirkten). Dazu kam, daß meine Arbeit mich auf die höchsten Berge und in die abgelegensten Schluchten, in die schattigsten Wälder und nach der glühenden Meeresküste führte, daß ich manchmal Wochen lang kaum ein europäisches Gesicht sah und so von selbst viel mehr auf die Eingeborenen angewiesen war und mich deshalb mehr mit ihnen einließ, als sonst wohl der Fall gewesen wäre. Und vielleicht weil ich Gelegenheit hatte, mit verschiedenen Personen vertraulich über Gegenstände zu sprechen, die gewöhnlich Europäern gegenüber mit großer Zurückhaltung behandelt werden, ist es mir gerade erst recht deutlich geworden, wie verschiedene Auffassungen über religiöse Dinge bei den Eingeborenen verbreitet sind und wie wohl beinahe jeder Einzelne in Bezug auf manche Artikel des Glaubens und des Aberglaubens seine eigenen Ansichten hat, die von denen eines zweiten, eines dritten wieder abweichen. An und für sich kann dies nicht befremden, denn man findet, zum Theil wenigstens, dieselbe Erscheinung auch bei anderen Völkern; im vorliegenden Falle jedoch ist die Verschiedenartigkeit außergewöhnlich groß, da ja die Bevölkerung Javas außer mit ihrem eigenen Gottesdienst auch mit den Religionen verschiedener Eroberer bekannt geworden ist und hiervon bald mehr bald weniger in ihre eigene aufgenommen hat. Dies aber bot dem Einzelnen viel mehr Spielraum, als gewöhnlich der Fall ist. Außer der Möglichkeit, die eine oder andere Lehre, mit der er sich nicht vereinigen konnte, zurückzuweisen, bestand für ihn die andere Möglichkeit, aus der Fülle dessen, was fremde Ueberlieferungen lehrten, was als Erzählung, als Sage weithin bekannt war, was aber von der Masse der Bevölkerung nicht als Glaubensartikel erkannt wurde, etwas in sein eigenes System (insofern man von einem solchen sprechen darf) als solchen aufzunehmen und seine eigene Auffassung weiter zu verbreiten und Propaganda für dieselbe zu machen.

Was ich daher weiter unten anführen will, kann schon aus diesem Grunde in kein allgemein giltiges System gebracht werden, denn anstatt eines solchen würde man zehn, zwanzig, hundert derselben annehmen müssen und die Zahl doch nicht erschöpfen; ich glaube denn hier auch nachdrücklich hervorheben zu müssen, daß die folgenden Mittheilungen durchaus nicht für das ganze Volk giltig sind. Wenn man auf die Individuen einginge, würde man bei dem einen diesen, bei dem andern jenen Zug vermissen; was ich mittheile, ist daher dasjenige, was überhaupt bei dem Volke vorkommt.

Um den Leser so wenig wie möglich auf andere Aufsätze zu verweisen, erlaube ich mir ganz flüchtig und in ganz allgemeinen Zügen einige Bemerkungen über die Geschichte von Java, soweit sie mit dem Gottesdienst in Verbindung steht, zu machen, wiewohl ich diesen Punkt bereits früher in einem in dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatze: „Ueber die Baduwis auf Java“ („Globus“ XLIII, Nr. 17 und 18), allerdings beiläufig, erwähnt habe.

Daß der ursprüngliche Gottesdienst der Bevölkerung von Java ein sehr entwickelter Naturgottesdienst war, dafür besitzen wir noch manchen direkten Beweis; denn, wie wir weiter unten sehen werden, bildet derselbe noch jetzt den Grundzug des allgemein auf Java herrschenden Glaubens, der vom Islam nur den Namen und manche Formen angenommen hat. Diesem Naturgottesdienst trat — wann, ist ungewiß; vermuthlich war es kurz nach Anfang der christlichen Zeitrechnung; Manche wollen den Beginn der

javanischen Aera, das Jahr 78 n. Chr. hierfür annehmen — die Hindureligion in verschiedenen Formen entgegen, Boden gewann sie hauptsächlich im östlichen und mittleren Theile der Insel; in West-Java, den sogenannten Sundalanden, hat sie nur beschränkten Einfluß gehabt. Aehnlich scheint es sich auch mit der Vermischung der Rassen zu verhalten; Javanen und Sundanesen, mögen sie auch ursprünglich von demselben Stamme sein, sind jetzt, in meinen Augen wenigstens, zu verschieden, als daß man nicht bei den einen eine bedeutende Veränderung des Blutes annehmen sollte, die sich durch den Einfluß der Hindus leicht erklären läßt, der ja im mittleren und östlichen Theile der Insel dauernder und ununterbrochener wirkte.

Uebrigens beschäftigt uns in diesem Aufsatz der Unterschied zwischen Javanen und Sundanesen nur, soweit es sich um Charaktereigenschaften handelt, deren Verschiedenheit natürlich in manchen Fällen auf die Auffassung religiöser Dinge zurückwirkt, und weiter unten werde ich innerhalb dieser Grenze näher auf den betreffenden Unterschied eingehen, zunächst aber will ich die allgemeine Uebersicht über die Geschichte des Landes zu Ende bringen.

Auf die Hinduzeit folgte, mit sehr vereinzelten Ausnahmen, im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts die Bekehrung zum Islam und insofern als nur sehr kleine Theile der Bevölkerung sich der neuen Lehre feindlich bewiesen, kann man sagen, daß es nicht unrichtig ist, wenn man in Lehrbüchern die Bemerkung findet, daß die Bevölkerung von Java mit Ausnahme eines kleinen Bruchtheils sich zum mohammedanischen Gottesdienst bekennt; welch eigenthümlicher Natur aber dieser Islam, der sich auf der Insel entwickelt hat, ist, werden wir weiterhin sehen.

Später folgte der Verkehr mit Europäern, auch die Berührung mit Sendboten der christlichen Kirche. Wenn das Wort Gottes auch im Ganzen bei den Eingeborenen Javas wenig Eingang gefunden hat, so ist doch manche christliche Legende, manche Mythe des Heidenthums aus dem Munde von Europäern, vielleicht ganz absichtslos, mitgetheilt und zu den Ohren der Eingeborenen gelangt, und von diesen, wenn sie Anklang fand, aufgenommen und weiter verarbeitet worden, und es dürfte jetzt wohl schon nicht immer ganz leicht sein zu entscheiden, ob die eine oder andere Legende ein Originalgebilde der Eingeborenen oder die Verarbeitung eines durch Europäer importirten Stoffes ist; einige Beispiele hierfür werde ich später mittheilen.

Um zunächst zur besseren Uebersicht einige ganz allgemeine Angaben an die Spitze zu stellen, möchte ich in erster Linie die Thatsache erwähnen, daß in der Praxis der Islam äußerlich so mit dem früheren Naturgottesdienste verschmolzen ist, daß sich die Lehre beider Religionen so vermischt hat, wie man dies auf den ersten Blick kaum für möglich halten sollte, während der Hindugottesdienst, wenn ich mich so ausdrücken darf, nur unbewußt in einzelnen Formen und Gebräuchen, nicht aber als eigentliche dem Individuum bewußte Religionsform gepflegt wird. Daß eine solche Amalgamirung des Naturgottesdienstes mit dem Islam eintreten konnte, wie wirklich der Fall ist, muß wohl hauptsächlich dem Umstande zugeschrieben werden, daß die Bewohner von Java schon einen einzigen Gott, ein höchstes Wesen kannten, welches mit dem einzigen Gott, den der Islam predigte, identificirt wurde, und daß sie darum leichter und inniger der neuen Lehre sich hingaben, als dies dem Hindudienst gegenüber der Fall gewesen war.

Auch jetzt noch steht, mit vermuthlich sehr wenigen Ausnahmen, der Glaube an einen einzigen Gott, den Gusti Allah, den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde, der Sonne und der Sterne, den Unendlichen, welcher allem, was da ist, die Fähigkeit verliehen hat, weiter zu bestehen und zu gedeihen, felsenfest. Dieser Gusti Allah aber bekümmert sich jetzt nicht mehr um das was vorgeht, oder wenn er es thut, will er doch nicht mehr selbst eingreifen. Diese Ansicht ist leicht erklärlich. Manches kommt in der Natur und in dem Leben des Einzelnen vor, was so ein einfaches javanisches oder sundanesisches Gemüth nur schwer mit der natürlichen Weltordnung, wie sie wenigstens der Allgütige seiner Ansicht nach angeordnet hat, zusammenzureimen im Stande ist und das kann es nur erklären, indem es verschiedene Einflüsse, die innerhalb gewisser Grenzen einen eigenen Willen haben, wiewohl sie im Allgemeinen dem Willen des Höchsten unterworfen sind, annimmt. Hier hat nun der alte Naturgottesdienst mit seinen hunderten, ich möchte sagen tausenden von Göttern ausgeholfen; Alles und Jedes, was in der Natur vorgeht, wird für die Einwirkung eines besonderen Geistes gehalten, deren jeder sein mehr oder weniger ausgedehntes, aber scharf begrenztes Gebiet hat, auf dem er wirkt, nach der Macht und den Fähigkeiten, die ihm Gusti Allah gegeben, sei es zum Heile, sei es zur Strafe der Menschen. Und auch in diesem Punkte trat die Lehre des Islam dem einheimischen Gottesdienst nicht in den Weg; die Untergötter — um mich dieses Namens der Kürze wegen zu bedienen — des höchsten Wesens traten ungehindert auf neben den Djins und Genien, ohne daß man sich jetzt bewußt wäre, daß sie aus ganz verschiedenen Sphären (ich meine die Religionen, denen sie angehören) stammen; doch ist ein charakteristisches Kennzeichen ihnen geblieben — die bösen Geister sind gefährlicher für die Seele oder für den Leib, je nachdem sie der Naturreligion oder dem Islam entstammen; es ist dies ein Unterschied, der sich, wie wir sehen werden, wirklich nachweisen läßt; der Ursache desselben ist sich jedoch der Eingeborene, soviel mir bekannt ist, nicht bewußt.

Dieser Glaube ist so innig mit dem Leben des Eingeborenen verwebt, daß er in den verschiedenen Geistern wohl etwas von dem Gewöhnlichen Abweichendes, mit höherer Macht Begabtes, aber durchaus nichts Uebersinnliches erblickt. Es sind dies Wesen, die ihm nutzen oder schaden, deren Hilfe erwünscht ist, oder deren Einfluß man sich zu entziehen sucht; ebenso wie der Sturm die Bäume des Waldes fällt und der Regen die Felder befruchtet, wie die Quelle dem ermüdeten Wanderer Labung spendet und das Bergwasser, von Regengüssen geschwellt, weithin Unglück und Verderben trägt, ebenso bringen sie Gutes oder Böses; aber nichts verräth bei dem Eingeborenen diesen Schrecken vor der Geisterwelt, diese Furcht vor etwas Uebersinnlichem, wie man dies bei uns bei Personen findet, welche der Gespensterfurcht zugänglich sind; diese, ich möchte sagen, metaphysische Furcht, die wir aus den Kinderjahren und Manche wohl auch etwas länger kennen, scheint dem Eingeborenen im allgemeinen und mit einzelnen Ausnahmen, bedingt durch besondere Attribute, die dem einen oder dem andern Geiste beigelegt sind, fremd zu sein.

Meiner Ansicht nach darf man dies nicht bloß aus seinem Fatalismus erklären, oder gar an Gleichgiltigkeit denken, sondern der wahre Grund muß eben darin gesucht werden, das gute und böse Geister, Djins und Genien und wie sie alle heißen mögen, insofern als zu seinem eigenen Lebenskreise gehörig betrachtet werden, als er in dem Erscheinen, in der Thätigkeit derselben auf seinem eigenen Wege ein naturgemäßes Kreuzen seiner Bahn, kein außergewöhnliches Hineinragen einer fremden Welt in die seinige erkennen kann; mögen es Engel des Lichts oder Flüchtlinge

der Hölle sein, sie gehören nothwendig dorthin, wo sie erscheinen; kein Gedanke, daß sie einen trennenden Bann durchbrochen hätten.

Hierin muß man nun auch den Grund dafür suchen, daß alle Geister mit der ihnen geziemenden Ehrfurcht behandelt werden, aber nur, soweit die Grenzen ihrer Macht (räumlich und figürlich) reichen; über die Grenzen hinaus ist man ihnen nichts mehr schuldig, giebt ihnen nichts, erweist ihnen nicht einmal die Ehre, sich vor ihnen zu fürchten. Als ich vor mehr als zwanzig Jahren zum ersten Male in der Nähe des Gedeh, eines von der Rhede Batavia sichtbaren Vulkans, kam, hörte ich meine Kulis, wenn sie, wie gewöhnlich, Abends sich in meiner Nähe befanden, häufig vom Aul sprechen, einem Waldgeist, dessen Namen ich in der Folge noch erwähnen werde. Ich wußte damals noch wenig vom sundanesischen Aberglauben und verstand nur wenig von der Sprache, so daß ich den Gesprächen nicht immer folgen konnte, sondern nur Manches kombiniren mußte; das Resultat war, daß ich mir den Aul als Repräsentanten einer größeren Affenart vorstellte; keine Andeutung war gemacht worden, daß es sich um ein überirdisches Wesen handele; jeder meiner Kulis beschrieb sein Aeußeres, so wie er es hatte beschreiben hören, jeder war unerschöpflich in Vorschlägen, deren Zweck es war, sich einem drohenden Einfluß zu entziehen, aber kein Zug in diesen Beschreibungen ließ mich erkennen, daß man in ihm einen der vielen gewaltthätigen Geister sah, mit denen die Phantasie des Eingeborenen die schöne Insel bevölkert hat, keine Spur der Furcht vor etwas Uebersinnlichem war zu bemerken. Als ich mich einmal in das Gespräch mischte und sagte, daß es auf ganz Java keine Affen gäbe, deren einer im Stande wäre, einem erwachsenen Manne ein Leid zuzufügen, da wollte das Gelächter meiner Sundanesen kein Ende nehmen, weil ich den Aul für einen Affen hielt; keine Spur von Furcht aber, wie man sie bei abergläubischen Leuten in Europa in einem solchen Falle leicht gehabt hätte, daß der Aul sich wegen des wirklichen oder vermeintlichen Spottes rächen würde; er hatte eben seine ganz bestimmte Sphäre, innerhalb deren Grenzen er schaden stiften konnte, wenn man ihn nicht daran verhinderte; über dieselbe hinaus wurde ihm keine Macht zu schaden zugeschrieben und darum fürchtete man ihn darüber hinaus auch nicht.

Der Naturgottesdienst, amalgamirt mit dem Islam entlehnten Namen und Aeußerlichkeiten, ist die Herzensreligion des Individuums; der Eingeborene ruft in demselben Athem den Nabi Jusup (Joseph) an, um schöne Kinder zu bekommen, und Suliman (Salomo), um zu Rang und Ehre zu gelangen, und Munso (Moses), um sich durch Tapferkeit und Ansehen auszuzeichnen, und Ngisâ (Jesus), um Kenntniß zu bekommen, und im gleichen Augenblick trägt er seinem Dorfgeist einen andern Wunsch vor, der zu dessen Gebiet gehört. Der Islam in seinem Zusammenhange dagegen bildet die Religion, welche der Einzelne als Mitglied der Gemeinde, als Staatsbürger überhaupt äußerlich ausübt. So schlechte Mohammedaner die Eingeborenen sind, so ungern geben sie dies zu; ihre Verehrung der alten Götter suchen sie vielfach fremden Augen zu entziehen, selbst ihren eigenen Häuptlingen gegenüber suchen sie die Opfer, die sie einem Geiste gebracht haben, manchmal zu verleugnen und doch weiß Jeder, der mit den Eingeborenen bekannt ist, wie sich die Sache verhält, und läßt sich durch solches Leugnen nicht täuschen. Theilweise hängt dies wohl damit zusammen, daß die Häuptlinge, schon des Beispiels wegen, die Gesetze Mohammed's genauer befolgen, und daß überhaupt der Islam eine aristokratische Religion ist, die auch auf Java zuerst in die höheren Kreise eindrang und sich von dort aus weiter nach unten verbreitete. Wenn nun auch die Lehren des Hindudienstes nur vereinzelt Aufnahme in die jetzt bestehende und geübte Religion gefunden haben, so sind doch bedeutende Legenden und Ueberlieferungen aus der Hinduzeit sowohl in der Kosmogenie als auch in vielen Erzählungen vorhanden; beides aber ist nicht in das Religionsleben des Volkes, nicht in sein Bewußtsein eingedrungen. Der Eingeborene lauscht diesen Erzählungen als einer Ueberlieferung aus alten Zeiten bei den Wajangs, beobachtet religiöse Gebräuche bei den Aufführungen derselben, was in den Sundalanden auch die Tänzerinnen thun, ohne dabei an eine eigentliche Gottesdienstübung auch nur zu denken; fragt man nach dem Ursprung, nach der Bedeutung derartiger Gebräuche, so erhält man die Antwort: es ist adat (hergebracht); überhaupt liebt er es im Allgemeinen nicht, nach dem Zusammenhang der verschiedenen Erzählungen zu forschen, dazu ist er nicht veranlagt. So schnell sein Interesse erregt ist, so schnell er, wenn dies der Fall ist, aufzufassen vermag, so wenig ist er geneigt sich anzustrengen, um den Faden zu finden, der die einzelnen Erzählungen aneinanderreiht oder auch nur daran zu denken, daß ein solcher bestehen könnte.

Wie viele Geschichten aus der Mythologie werden nicht vorgetragen oder vorgelesen (aus alten Handschriften, die auch gegen Bezahlung ausgeliehen werden), in denen die Götterkämpfe, Indra's Himmel, Riesen und Dämonen u. s. w. eine Rolle spielen. Der Zuhörer glaubt entschieden, daß diese Erzählungen Wahrheit enthalten, aber es fällt ihm nicht ein, auch nur zu fragen, wo denn diese Götter heute sind, noch viel weniger sich selbst mit der Auflösung eines derartigen Räthsels zu quälen. Es ist dies eine sehr eigenthümliche Erscheinung, die wohl verdient, etwas näher betrachtet zu werden, und die mit der eigenthümlichen Geistesthätigkeit des Eingeborenen in Verbindung steht. Wenn man zuerst mit ihm bekannt wird, vermag man sich seine Logik meistens nicht zu erklären und man muß sich zusammennehmen, und namentlich wenn man etwas von ihm erfahren will, nicht ungeduldig werden, oder es wenigstens nicht zeigen, was einem so guten Beobachter, wie er ist, gegenüber sehr schwer wird. Ein Zeichen von Ungeduld, von Mißstimmung genügt, den einmal angeknüpften Faden vielleicht für immer zu zerreißen; nach und nach lernt man seinen vom unsrigen meist ganz abweichenden Gedankengang, ich will nicht behaupten verstehen und ergründen, doch aber in seinen gewöhnlich vorkommenden Sprüngen kennen, wobei jedoch für mich wenigstens immer noch viel Unbegreifliches übrig blieb.

Schwer zu verstehen ist es namentlich, wie, wenn er einmal eine Ansicht aufgefaßt hat, er bald hartnäckig bei derselben beharrt, sich jedem noch so schlagenden Gegenbeweis gegenüber ablehnend verhält, und dann wieder ein anderes Mal eine mit großem Feuer ergriffene Ansicht scheinbar ohne allen Grund plötzlich wieder aufgiebt.

Eine in Indien sehr bekannte Geschichte in dieser Beziehung ist folgende: Ein Eingeborener behauptete die Eigenschaft zu haben, sich nach Belieben in einen Tiger verwandeln zu können, und es war ihm geglückt, sich durch diese Vorspiegelung großen Anhang zu verschaffen; die Obrigkeit sieht derartige Erscheinungen nicht gerne, man kann nie wissen, ob sie nicht etwa zu Unruhen führen, und der höchste europäische Beamte suchte diesen Mann in seine Hände zu bekommen, was ihm nach einiger Mühe gelang. Auch ihm gegenüber blieb der Eingeborene dabei, seine Tigernatur zu behaupten. Aufgefordert, vor den Augen des Europäers seine zweite Gestalt anzunehmen, weigerte er sich sehr höflich; „er fürchte den Herrn zu erschrecken“, sagte er. Der Herr wollte ihm aber gern die Maske abreißen und

drohte ihm mit Schlägen, wenn er die Verwandlung nicht vollziehe oder aber bekenne, daß er gelogen habe und die Macht, sich in einen Tiger zu verwandeln, nicht besitze. Es war vergebens, und endlich ließ er ihm coram publico, welches sich in Massen versammelt hatte, zwanzig Stockschläge appliciren. Als es vorbei war, sagte der Beamte dem Eingeborenen laut, er möge nun nicht mehr so lügen und sich ruhig nach Hause begeben. Der rieb sich den leidenden Körpertheil und verzog sich, von seinen Anhängern begleitet. In seiner Hoffnung, den Mann um seinen Einfluß zu bringen, hatte sich der Beamte getäuscht; befragt, warum er sich nicht in einen Tiger verwandelt habe, da er doch dazu aufgefordert worden sei, meinte derselbe: „Besser Unrecht leiden als Unrecht thun; ich fürchtete den Herrn zu sehr zu erschrecken, wenn ich so plötzlich als Tiger vor ihn hingetreten wäre, und vielleicht gar hätte er mich in der Tigergestalt getödtet oder mir hinterher aus Aerger vierzig aufzählen lassen; da habe ich lieber die zwanzig genommen." Alle seine Anhänger aber glaubten ihm und seine Fähigkeit, willkürlich Trgergestalt anzunehmen, wurde von Niemandem bezweifelt.

Eben so schwer ist es, in vielen Fällen sich deutlich zu machen, in welcher Weise äußere Erscheinungen auf den Eingeborenen wirken, was doch nöthig wäre, um verstehen zu können, warum er das Eine aufnimmt, das Andere zurückweist.

Mit sehr scharfen Sinnen ausgestattet, ist er im allgemeinen ein aufmerksamer, guter Beobachter. Wie oft, wenn meine Kulis, erhitzt und erschöpft, ihre Last einen Augenblick niedergelegt hatten und Kräfte sammelten, sah ich ein Blatt von Hand zu Hand gehen, welches einem von ihnen aufgefallen war, sah ich sie sich aufraffen und dem Zuruf eines Gefährten folgend, sich um einen Käfer sammeln, den jener nicht kannte; wie theilnamlos waren sie dagegen dem herrlichen Genuß gegenüber, den die prächtige Aussicht, welche ich von manchem hohen Gipfel genoß, wenn mein Auge Meilen weit über Land und Meer hinschweifte, uns darbot; auch sie schauten aus, doch nur um die Lage der Dörfer zu studiren, den Weg, den wir durchlaufen, zu verfolgen, doch nie um ein schönes Panorama zu bewundern. Wie veränderte sich dagegen diese Theilnahmlosigkeit, wie steckten sie die Köpfe zusammen, wenn am Himmel ein phantastisches Wolkengebilde einherzog oder wenn die Wolken sich zu unseren Füßen zusammenballten und auf- und abwogten und die Sonne in wechselndem Spiele vor uns verbargen und sich wieder zertheilten; dann waren Alle voll reger Aufmerksamkeit und unterhielten sich lebhaft über die wechselnden Gestalten, namentlich wenn wir im Gebiet der Njahi Loro Kidul (siehe unten) waren.

Noch ein hierher gehöriges Beispiel möge erwähnt sein: im stärksten Gewitter bleibt der Eingeborene ruhig und gleichgiltig, kennt keine Furcht; im Jahre 1870 wurde einer meiner Untergebenen in unserer Hütte auf dem Tjerimai von einem Blitzschlage getroffen und betäubt zur Erde geworfen; die Kulis halfen ihm auf und lachten, als er zu sich kam, wie wenn nichts geschehen wäre; dagegen wird bei Erdbeben jeder Eingeborene sofort an eine ernstliche Gefahr denken, die er zu verjagen sucht; von dem Lärm und der Aufregung bei Sonnen- oder Mondsinsterniß gar nicht zu sprechen. Es hat mich selbst einige Anstrengung gekostet, meine ständigen Begleiter soweit zu bringen, daß sie bei solcher Gelegenheit sich ruhig verhielten.

In Bezug auf die Punkte, die uns hier interessiren, braucht man bei einer allgemeinen Betrachtung kaum einen Unterschied zwischen Javanen und Sundanesen zu machen; in der Praxis zeigt sich allerdings ein solcher. Die Sundanesen sind lebhafter, daher eher geneigt, etwas Neues aufzunehmen, wodurch ihr Aberglaube womöglich noch mehr Abwechslung besitzt als der der Javanen und immer neue, üppige Früchte treibt, ohne daß deshalb die alten abgestoßen werden; sie sind kindlicher, pietätvoller als die Javanen, erfüllen deshalb die einmal angenommenen Formen des Islam pünktlicher und strenger, als letztere es thun. Auch sind sie für den, welcher etwas über das Volk lernen will, leichter zugänglich, wenn man einmal gelernt hat, sie zu behandeln; der Javane ist kalter, verschlossener und zurückhaltender.

Eins aber ist ihnen gemeinschaftlich und verdient ganz besonders hervorgehoben zu werden. Es ist dies der feste unerschütterliche Glaube, daß Alles gewissen unabänderlichen Gesetzen unterworfen ist, von denen es abhängt. Darum aber hat es der Mensch, der die nöthige Kunde und Wissenschaft besitzt, doch in seiner Hand, sein Schicksal selbst zu schmieden, er zwingt eben die Gesetze bis zu einer gewissen Grenze, sich ihm günstig zu gestalten. Aber Alles muß nach festen Regeln und Formen geschehen; die Ueberlieferung gestattet keine Abweichung, alle religiösen Gebräuche, die beinahe mit jeder Handlung verbunden werden, sind mit eingehender Genauigkeit vorgeschrieben, werden streng und gewissenhaft ausgeführt. Jedes Opfer ist genau bestimmt, der Reis muß einmal roth, dann wieder weiß sein, bald muß man ihn nach dieser, bald nach jener Vorschrift bereiten; Farbe und Art der Thiere, welche geschlachtet werden, Sorte und Grad der Reife der Früchte, die man als Opfer darbringt, sind von der größten Wichtigkeit.

Kürzere Mittheilungen.

Ein Wunderdoktor in Borneo.

Unter dieser Ueberschrift befindet sich im Bataviaschen „Handelsblad" vom 2. März d. J. Nr. 51 ein kulturhistorisch interessanter Artikel, der an einem drastischen, vor Kurzem vor dem Landgericht zu Sentang (Westabtheilung von Borneo) zur Verhandlung gekommenen Falle darthut, mit welcher Frechheit und Gewissenlosigkeit die friedliche, geistig zurückgebliebene Bevölkerung des Binnenlandes von Borneo, die „Dajaks", durch die schlauen und herrschsüchtigen, an der Küste ansässigen Malaien, welche das Binnenland als ein von ihnen unterworfenes Gebiet betrachten (wie denn auch die als Lehnsherren unter niederländischer Oberhoheit das Land regierenden Fürsten [Panembahans] alle malaischer Abkunft sind), ausgeplündert und betrogen wird.

Der Fall, den ich dem erwähnten Blatte nacherzähle, ist folgender: Mohamed Bakin, ein Malaie aus dem zur „Residenz der Westabtheilung von Borneo" gehörigen Bezirk Sakadan und Handelsmann von Beruf, kam Ende 1881 mit einigen Begleitern zu dem im genannten Bezirk wohnenden Stamm der Ketioer Dajaks. Damals hausten im Westen Borneos die Pocken, welche bei diesem Stamme jedoch noch

nicht ausgebrochen waren. Er theilte dem Häuptling des Stammes mit, daß er vom Panembahan des Landes gesandt sei, um an die Bewohner Schutzmittel gegen jene Krankheit zu vertheilen. Ohne das geringste Mißtrauen erklärten sich die gutmüthigen Dajaks bereit, den Vorschriften Mohameds Folge zu leisten. Dieser begann nun ein Schreiben vorzulesen, von dessen Inhalt keiner ein Wort verstand, und befahl dann den 250 Menschen, die sich seiner Kur unterwarfen, den Leib mit Salzwasser abzuwaschen. Nach dieser Waschung mußte das gebrauchte Wasser nach dem Kirchhofe gebracht und auf die Gräber gegossen werden. Die heilsame Wirkung hiervon sollte nach Aussage des Wunderdoktors die sein, daß die Pocken nicht eher bei ihrem Stamme ausbrechen würden, als bis die Todten aus ihren Gräbern auferstehen würden (!). Um den Erfolg noch mehr zu sichern, vertheilte er mit Zaubersprüchen versehene Zettel, die als Talismans um den Hals getragen werden sollten. Für diese ärztliche Hilfe berechnete er zwei Maß Reis und ein Huhn à Person und machte sich, sobald er die Bezahlung empfangen hatte, wieder auf den Heimweg.

Es blieb jedoch nicht bei dieser einen unbedeutenden Erpressung. Nach wenigen Tagen schon kehrte Mohamed Bakin zurück und verkündete, er sei wiederum vom Panembahan gesandt und zwar jetzt, um die Bevölkerung zu impfen, eine Mittheilung, die mit größtem Abscheu aufgenommen wurde, da bis dahin noch kein einziger Sakadan-Dajak geimpft war und dies den Hadati (Gebräuchen) der Vorfahren zuwider war. Als Mohamed jedoch darauf drang und mit dem Zorn des Panembahan drohte, glaubten die Leute, es bliebe ihnen nichts weiter übrig, als sich zu fügen, und der Häuptling erklärte, der Stamm sei bereit, sich der Impfung zu unterwerfen, wenn Mohamed von der Kuhpockenlymphe des niederländischen Gouvernements mitgebracht habe. Das hatte er freilich nicht gethan, doch behauptete er als Doktor die Macht zu besitzen, auch dem von natürlichen Menschenpocken abgenommenen Stoff seine schädlichen Eigenschaften zu nehmen; und als man das nicht sofort glaubte, versicherte er heilig, daß niemand, der von ihm geimpft sei, die Krankheit bekommen könne; sollte aber gar jemand daran sterben, so werde er selbst „den Blutpreis bezahlen". Außerdem habe er dem Pangeran hadjie (Oberpriester) von Sakadan die übernatürliche Wissenschaft gelehrt, die es ihm ermögliche, Todte ins Leben zurückzurufen. Jetzt waren Häuptling und Unterthanen des Ketioer-Stammes beruhigt, um so mehr, weil die Salzwasserkur gut gewirkt hatte und nur ein einziger unter ihnen von der Krankheit befallen und vollkommen genesen war. So ließ denn Mohamed Bakin — es ist fast unglaublich — einen Pockenkranken von einem andern Stamm holen und mit der Lymphe aus den Pocken dieses Kranken wurde beinahe der ganze Stamm, mehr als 200 Personen, geimpft (!?), bei welcher Arbeit Mohamed von seinen Begleitern tapfer unterstützt wurde. Pro Person mußten drei Maß Reis, ein Huhn und eine Kokosnuß bezahlt werden. Wer nicht bezahlte, hieß es, werde von der Krankheit befallen werden, und so unterließ denn auch keiner, den verlangten Preis zu entrichten.

Nach drei Tagen ließ Mohamed alle Geimpften sich im Ketioerflusse baden, wobei sie längere Zeit im Wasser bleiben mußten, und nun kamen die Pocken zum Vorschein, bei vielen sogleich, bei anderen später! Einer starb schon am selben Tage. Mohamed beruhigte die Kranken, sie würden bald wieder besser werden, wenn sie die von ihm verordneten Mittel verwenden würden. Doch mußten sie wieder im Voraus vier Maß Reis, ein Huhn, eine Kokosnuß, einen Strang Garn, ein Stück Stabeisen und 1/4 Gulden bezahlen. Wer dieser Forderung nachkam, wurde mit einer vom Doktor selbst verfertigten Salbe eingerieben, die natürlich nichts half. Der Zustand der Kranken ward immer schlimmer und viele starben nach wenigen Tagen.

Nun kam Mohamed auf den Gedanken, dem Antoe d. h. dem bösen Geist, der nach dem Glauben der Dajaks die Epidemie verursacht habe, ein Opfer zu bringen und zwar der Sitte des Volkes entsprechend, die verlangte, um den Zorn des Antoe abzuwenden, alle Kostbarkeiten, die man zu Hause hatte, als Zeichen der Buße zeitweilig fortzugeben.

Als er den Leuten mittheilte, er wolle das Opfer bringen, wenn man sich aller Kostbarkeiten entäußerte und dieselben in seine Wohnung brächte, wurde dies Begehren bereitwillig erfüllt. Dinge der verschiedensten Art, wie kupferne Becken, Gewehre, kostbare irdene Töpfe, Gürtel aus zusammengeketteten Münzen, andere kupferne Gefäße rc., auch Geld wurde gebracht und Mohamed opferte, daß es eine Lust war, es anzusehen! Natürlich half es nichts, alle Geimpften erkrankten, ganz Ketioer lag krank darnieder, außer den wenigen Personen, die sich Mohameds Kur nicht unterworfen hatten, worunter die waren, die schon bei einer früheren Epidemie die Pocken gehabt hatten. Diese waren aber zu sehr mit der Versorgung der Kranken beschäftigt, um weiter auf Mohamed Bakin achten zu können, der die empfangenen Werthsachen heimlich von seinen Begleitern in Boote bringen und nach Sakadan schaffen ließ.

Inzwischen wüthete die Epidemie so, daß mehr als fünfzig Personen daran starben; die übrigen genasen sehr langsam.

Wahrscheinlich wären für den Schurken diese seine Greuelthaten ohne alle unangenehme Folgen geblieben, wenn er seine Brutalität nicht noch weiter getrieben hätte. Der Häuptling von Ketioer brachte nämlich beim Panembahan eine Klage gegen ihn wegen der geraubten Güter ein. Dieser befahl Mohamed Bakin, dieselben zurückzugeben. Mohamed aber zögerte nicht nur, dem Befehl Folge zu leisten, sondern war so frech, abermals nach Ketioer zu gehen und zwar jetzt mit dem angeblichen Befehl des Panembahan, daß alle sich zum Islam bekehren sollten. Das war dem Häuptling zu viel. Er begab sich in Person nach Sakadan und berichtete dem Sultan alles Vorgefallene. Dieser aber hielt sich glücklicher Weise für verpflichtet, den niederländischen Regierungsbeamten hiervon in Kenntniß zu setzen. So kam es zur strafgerichtlichen Verfolgung Mohamed Bakin's, deren Resultat eine Verurtheilung zu fünf Jahren Zwangsarbeit war, wahrlich keine zu schwere Strafe für solche Mordthaten! F. Sch.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Das Augustheft des „Esploratore" enthält eine höchst interessante Erzählung von Kapitän Casati's Reise in die Njamnjam-Länder, westlich von Munzas ehemaliger Residenz. Die hauptsächlichsten Fürsten, die er besuchte, sind Bakangoi und Kanna, beides Söhne jenes berühmten Kipa oder Kifa, der ein ausgedehntes Reich gründete, welches aber nach seinem Tode im Jahre 1868 zerfallen ist. Die Asche des großen Kriegers wird in einem „Tokul" nahe bei Kanna's Dorf aufbewahrt und von 25 zur Unterhaltung eines Feuers im Mausoleum und zur Keuschheit verpflichteten Jungfrauen bewacht. Bakongoi empfing den italienischen Forscher freundlich, wollte ihn aber nicht in das Babua-Gebiet ziehen lassen.

Dieser Njamnjam-Häuptling hält einen Harem von 500 Weibern, die aber, einige Favoritinnen ausgenommen, nur einige Jahre bei ihm bleiben und dann niederen Häuptlingen abgegeben werden; die Söhne bleiben beim Vater, die Töchter aber gehen mit der Mutter. Casati hörte nichts von einem See, erfuhr aber, daß der Makua oder Welle eine Ausdehnung hat, daß „Menschen an seinem andern Ufer nicht größer als Vögel erscheinen".

— Nach einer dem „Ausland" zugegangenen Mittheilung Professor Schweinfurth's ist Herr Dr. Emil Riebeck in Halle im Begriff, ein für die Kenntniß eines der wichtigsten Theile von Afrika höchst bedeutungsvolles Unternehmen ins Werk zu setzen, welches in erster Linie die linguistische und ethnographische Erforschung der Gebiete am Niger, Binuë und Tsadsee bezweckt. Die Reise selbst wird von Herrn Gottlob Adolf Krause, einem mit den Fährlichkeiten eines solchen Unternehmens wohl vertrauten ausgezeichneten Kenner der centralafrikanischen Sprachen, ausgeführt werden. Herr Krause will den Niger von seiner Mündung 600 bis 800 km aufwärts verfolgen, sich daselbst an einem geeigneten Punkte vorläufig festsetzen und nach eingehender Umschau an Ort und Stelle seine ferneren Entschlüsse fassen. Er gedenkt zu seinem ersten Standquartier entweder Kipo Hill bei Egga, eine englische Missionsstation, oder Schonga bei Rabba zu wählen. Das hier in Betracht kommende Forschungsfeld umfaßt das östliche und mittlere Verbreitungsgebiet der Fulen (Felata, Fulbe) und das der Haussa-Musuk-Völker.

— Von dem auf einer Senegal-Mission begriffenen Dr. Bayol sind Nachrichten, Kumi (Groß-Beledugu) den 25. April 1883 datirt, eingetroffen. Mit Lieutenant Quiquandon und 20 Eingeborenen war er in das Kumi-Land, 160 km nördlich von Bamaku, gelangt. Er hatte nach einiger Mühe mit Nossombugu und Kumi Verträge abgeschlossen, welche die von ihm durchzogenen Gebiete unter das Protektorat Frankreichs stellen. Am 26. wollte er seine Reise nach Damfari und Murdiari fortsetzen und hoffte in einer Woche Damfa zu erreichen, welches nur zwei Tagemärsche von der Hauptstadt von Murdiari entfernt liegt. Es sind dies bisher unerforschte, aber durch den Handel, den sie mit den Karawanen von Walata und Timbuktu treiben, berühmte Länder. Als weiteres Reiseziel hat er sich Gumbu gesetzt, wo er werthvolle Aufschlüsse über das ziemlich unbekannte Land El Haudh zu finden hofft. Der Gesundheitszustand war trotz Klima und Strapazen ziemlich gut.

— Der „Correspondant de la Gironde" theilt folgende Einzelheiten über die Rückkehr der Expedition des Obersten Borgnis-Desbordes (vgl. „Globus" Bd. XLII, S. 320, XLIII, S. 192) mit: Die Kolonne brach am 27. April von Bamaku auf und erreichte Kita, wo sie sich 24 Stunden aufhielt und, was seit Monaten nicht passirt war, wieder etwas Brot zu essen bekam; ein zwischen diesen beiden Punkten gefürchteter Angriff von Seiten der Toucouleurs fand nicht statt. Von da marschirte sie nach Badumbe und Bafulabe. In Kayes sollte Halt gemacht werden, da man aber einige Typhusfälle hatte und diesen Posten anzustecken fürchtete, so wurde erst 40 km weiter, in Tambun-Kane, kampirt, wo man vier Tage lang auf die 30 Transportschiffe wartete, auf denen man dann den Senegal hinunterfuhr. Auf der Insel Tood wurde die Mannschaft einer achttägigen Quarantäne unterworfen, dann schiffte sie sich auf dem „Richelieu" ein, der sie nach Saint-Louis brachte, wo Oberst Borgnis-Desbordes blieb, während die Mannschaft unter Befehl des Kapitän Delanneau nach Pauillac weiterfuhr. Hier wurde sie im Lazareth untergebracht, um von dem übrigens leichten Typhus geheilt zu werden. Im Ganzen hat die Expedition 130 Mann verloren, darunter nur 50 in den verschiedenen Kämpfen, während die übrigen an Krankheiten zu Grunde gingen.

Polargebiete.

— Einem in Stockholm eingetroffenen, Kap Thordsen d. 4. Juli 1883 datirten Telegramm zufolge ist die Ueberwinterung der schwedischen Polarexpedition auf Spitzbergen glücklich von Statten gegangen, besonders da die wissenschaftlichen Untersuchungen genau nach den Bestimmungen der internationalen Polarkommission ausgeführt worden sind. Hydrographische und magnetische Studien über das Eis im Eisfjord, Parallaxenmessungen von Wolken und Temperaturmessungen der Luft, des Schnees und der Erde sind angestellt worden. Der Winter war im allgemeinen milde, die größte Kälte, — 35,5° C., war am 2. Januar. Seit September wurden außer einigen Wirthschaftsgebäuden eine Hütte auf einem 270 m hohen Berge für den Anemometer und die Windfahne, zwei astronomische Observatorien und ein zweites Magnethaus erbaut.

— Der „N. fr. Pr." aus Drontheim zugegangenen Mittheilungen über die österreichische Nordpolarexpedition (vergl. „Globus" Bd. 42, S. 128) entnehmen wir Folgendes: Am 3. August Abends bekam die „Pola" (s. oben S. 128) das Südkap von Jan Mayen in Sicht, der Nebel aber gestattete die Ankunft erst am 4. Morgens. Der Verlauf des Expeditionsjahres war folgender. Ende August 1882 begannen die Nordstürme mit vorübergehendem Schneefalle. Der September war schön und warm. Der Oktober brachte Nordstürme, Kälte und herrliche Nordlichter. Am 12. November begann die Polarnacht und dauerte bis zum 30. Januar. Schneestürme mit rasenden Böen verhinderten manchmal jeden Ausgang. Erst der December brachte Eis an den Küsten. Im Januar war die größte Kälte, aber Südwinde brachten manchmal auch eine Temperatur von + 2° C. Der März war durchschnittlich der kälteste Monat; die Station war kurze Zeit eingeschneit. Im April und Mai herrschte meist Thauwetter. Ende Juni gab es kein Eis mehr. Die Vermessung der Insel, die photographischen Aufnahmen, die astronomischen, magnetischen und meteorologischen Beobachtungen sind von großer Tragweite und wurden programmmäßig durchgeführt.

Vermischtes.

— Im Verlage von Th. Fischer in Kassel läßt jetzt Prof. A. Kirchhoff ein neues Hilfsmittel für den geographischen Unterricht erscheinen: „Rassenbilder", mehr als lebensgroße, kräftig gehaltene Köpfe, die nicht einen idealen Typus vorführen, sondern ein ganz bestimmtes, besonders charakteristisches Individuum. Die erste der 4 Lieferungen (zu 3 Blatt, Preis 3,60 M.; jedes Blatt einzeln 1,20 M.) enthält die Porträts eines Schwarzfuß-Indianers, eines ostafrikanischen Negers und eines Papuas von Neu-Guinea, jedes mit kurzer Erläuterung versehen. Lehrer werden das eigenartige Unternehmen gewiß mit großem Interesse begrüßen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIV. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Gallieni's Erforschungs-Expedition nach dem obern Niger.

(Nach dem Französischen des Kommandanten Gallieni.)

IX.

Einige hundert Meter weiter ritt man am Dorfe Nienkema vorbei, welches am Fuße einer malerischen Felsgruppe liegt; besonders fielen zwei sehr hohe aus Sandsteinlagen gebildete Obelisken auf, deren überhängende Spitzen sich jeden Augenblick auf das arme Dorf stürzen zu wollen schienen. Noch andere höchst sonderbare Bergformationen hatte man zu bewundern, deren Felsen Kolonnaden von wunderbarster Wirkung bildeten. Endlich, hinter dem kleinen Dorfe Kalassa, wo mehrere Einwohner beim Anblick der Fremden die Flinte ergreifen zu müssen glaubten, lenkte die Straße in eine offene Ebene ein.

Es war spät und man hatte Eile, nach Sibi, wo das Nachtquartier aufgeschlagen werden sollte, zu kommen. Ungeduldig spornte man die durch Hitze und Anstrengung träge gewordenen Pferde an, als plötzlich der Führer mit Zeichen des größten Schreckens anhielt und, Stillschweigen gebietend, nach dem Dorfe hin horchte, von wo man in kleinen Zwischenräumen Schreie hörte; in wirklicher Angst sagte er darauf, es sei nicht gut, heute weiter zu gehen, denn jene Schreie verkündeten den „Komu". Der Dolmetsch wußte nicht zu erklären, um was es sich handelte, er sprach von Zauberern, Festen, Malinke-Albernheiten u. s. w., und Vallière, überzeugt, daß es nichts Ernstliches sei, ritt vorwärts; aber nur Sori, die Tirailleure und die Treiber folgten ihm, während der Führer und die Karawane, von Furcht gefesselt, sich nicht von der Stelle rührten. Je näher man kam, desto deutlicher hörte man das Schreien; es waren alte und junge Stimmen, die mit aller Kraft eine Art klagendes Geheul ausstießen. Endlich kam man um ein Wäldchen herum und fand dort einen kauernden Manding mit einem Napf Hirse und einem an den Füßen zusammengebundenen Huhne vor sich; wie eine Feder schnellte er in die Höhe, schrie auf und machte eine Menge Gesten, welche die Fremden zurückhalten sollten. Aber die Sonne brannte, während ein prachtvoller, Schatten spendender Wollbaum am Thore des Dorfes Erquickung winkte — keine Macht der Welt hätte Vallière zurückgehalten, unter ihm Zuflucht zu suchen.

Die Ursache der ganzen Aufregung war der „Komu", ein religiöses Fest, welches der Saat vorausgeht. Jedes Dorf hat in seiner Nähe einen Hain, dessen Zugang durch Dornen fest versperrt ist. Hier, in geheimnißvollem Schatten, hält sich der schreckliche Gott auf, der Herr der Geschicke des Dorfes und seiner Bewohner. Niemals dürfen diese ein Unternehmen, sei es kriegerischer oder friedlicher, öffentlicher oder privater Art, wagen, ohne unter heiligen Opfern seinen Willen zu erfragen. Seit Tagesanbruch waren Weiber und Kinder in den Häusern eingeschlossen; wehe dem, der die Ceremonie auch nur von Weitem mit angesehen hätte; sein Tod im Laufe des Jahres wäre sicher gewesen! Kein Profaner, kein Fremder durfte der heiligen Handlung beiwohnen. Das traurige Geschrei, das man gehört hatte, bezweckte, den Gott in seinen Hain zu ziehen. Natürlich war das Erscheinen der Fremden eine furchtbare Störung der Festlichkeit; doch fanden die Greise ein gutes Mittel, das böse Omen hinwegzuräumen, indem sie es gerade als ein günstiges Zeichen des Gottes erklärten, daß

der erste Weiße, der ihr Land betrat, an einem so außerordentlichen Tage in ihrer Mitte erschienen sei. Um diese guten Gesinnungen zu belohnen, sandte Vallière ihrem Häuptling einen Bubu aus gelber Leinwand, so prachtvoll, wie ihn noch kein Manding von Sibi getragen, und dieser versäumte nicht, schon dies Geschenk als die erste Frucht der Gunst des Gottes seinen Untergebenen auszulegen.

Die unglückliche Diula-Karawane war jenseits des heiligen Wäldchens geblieben und litt, besonders die armen Kinder, schrecklich unter Durst und Hitze. Auch hier wurde ein Ausweg gefunden: man stellte sie in einer Reihe hintereinander auf, verband ihnen die Augen und führte sie so in das Thor des Tuta, welches man hinter ihnen schloß. Das Fest nahm seinen Fortgang. Gegen Mittag hatte das Heulen aufgehört und Jedermann begab sich, immer noch mit einer Schale Hirse und dem Huhn versehen, nach dem Walde, in welchen nun die Priester traten und die Opfer darbrachten; die Einzelheiten dieser heiligen Handlung entgingen leider den Fremden, dafür wurden sie durch einen der wahnsinnigsten Tänze entschädigt, den sie je gesehen und den die draußen gebliebenen Theilnehmer aufführten, bis die Opfer vollendet waren. Dann begab sich Alles in das Dorf, aber nur um bald wieder zu erscheinen und diesmal mit großen trockenen Zweigen in der Hand feierlich nach dem Walde zu ziehen; hier angelangt, schlugen sie unter furchtbarem Geschrei den Boden, wahrscheinlich um nun den Gott zum Abzuge zu veranlassen. Tiefste Ruhe herrschte zuerst nach diesen lärmenden Kundgebungen;

Die Felsen von Nienkema.

Bammako.

Ueberschreitung des Niger am 15. Mai 1880.

den Schluß des Festes aber bildeten Tänze, Kämpfe und, nicht zum wenigsten, wüste Gelage, so daß die Reisenden froh waren, am nächsten Morgen früh aufbrechen zu können.

Nafadie, ein Dorf von 700 Einwohnern, erreichte man ziemlich zeitig. Hier erzählte ein Eingeborener, daß er Tags zuvor in Bammako einen Weißen gesehen; die freudige Aussicht, nun bald mit seinen Kameraden wieder vereinigt zu sein und sich in dem „großen und reichen" Bammako von den Strapazen der Reise erholen zu können, belebte Vallière. Er ahnte nicht, daß der Weg, den die sich am nächsten Tage von ihm verabschiedenden Diulas mit dem Sohne Diango's am rechten Niger-Ufer auf Segu zu einschlugen, binnen Kurzem auch für ihn und die ganze Expedition ein Rettungsweg sein sollte!

Ein verhältnißmäßig leichter Tagemarsch war noch zu machen, ein leidlich bequemes Ueberschreiten einiger Flüsse zu vollführen, und am 11. Mai war man vor dem ersehnten Bammako angelangt. Aber keine Spur von Leben und Bewegung, wie es sonst die Umgebung großer Handelsplätze kennzeichnet, war zu entdecken, nur zwei stark bewaffnete Eingeborene sah man auf ihr Feld gehen! Im Galopp sprengte Vallière auf das Thor dieser stummen Stadt zu, aber ein Individuum verwehrte ihm den Eintritt; zum Glück war bald Piétri zur Stelle, von dem er dann über Bammakos wahre Verhältnisse aufgeklärt wurde. Auch dieser jedoch hatte keine Nachrichten von Gallieni; Gerüchte verbreiteten sich von einem stattgefundenen Angriff, die wohl geeignet waren, die beiden Officiere in Furcht zu versetzen. Am nächsten Morgen sollten sie erfahren, wie richtig ihre traurige Ahnung gewesen, und welch furchtbares Unheil über die Expedition hereingebrochen war.

Wir nehmen hier die Erzählung wieder auf, und zwar

Brücke bei Tadiana.

vom Eintreffen des gesammten Zuges in Nafadie an, wohin man nach großen Gefahren in Bammako sowohl wie auch während des Marsches am linken Nigerufer aufwärts am 14. Mai gelangt war. Der Häuptling des Dorfes, wo Vallière noch in gutem Andenken stand, nahm die Fremden gastlich auf. Diese befanden sich in dem kläglichsten Zustande: man hatte weder Geschenke, noch Munition, noch Lebensmittel, noch Arzneien. Was für einen Empfang hatten fernerhin noch diese Weißen zu erwarten, deren Kleider zerrissen waren und deren Gefolge in verwundeten, kranken, zerlumpten, entwaffneten — besaß man doch nur noch wenige Patronen — Eingeborenen bestand. Es war ein feierlicher Augenblick, als Gallieni seinen Kameraden, die er zu einer Art Kriegsrath zusammengerufen, vorschlug, trotz vollständiger Entblößung, den Niger zu überschreiten und den Marsch zu Amadu fortzusetzen. Aber einstimmig wurde sein Vorschlag angenommen; in den Augen der Eingeborenen ist der energischste Entschluß immer der beste.

Zugleich war es dringend nöthig, genaue Nachrichten nach Saint-Louis gelangen zu lassen. Dr. Bayol, dessen Specialmission als vollendet angesehen werden konnte, da es unmöglich war, ihn als Resident in Bammako zu lassen, erbot sich dazu. Die Erforschung des Bachoy-Thales durch Vallière kam ihm dabei trefflich zu Statten; als Führer wurde ihm der Dolmetsch Sori mitgegeben und ihm nach sollten, unter Leitung von Thiama, die Treiber folgen, die sehr anerkennenswerthe Dienste geleistet hatten, die aber fortan unbrauchbar waren und nur lästig werden konnten. Die Spahis und Tirailleure jedoch behielt Gallieni bei sich: widerstrebte es ihnen doch selbst, nach ihrer brillanten Haltung bei Dio ihren Chef zu verlassen, und konnte man doch auf dem rechten Nigerufer leicht noch in kriegerische Verwickelungen gerathen. Ebenso behielt er die Laptots, die sich ja in Noth und Gefahr als tapfer und zuverlässig bewährt hatten.

Am 15. gegen 9 Uhr Morgens wurde aufgebrochen.

Man hatte keine Zeit zu verlieren: schon hatte ein Einwohner des Dorfes beobachtet, wie die Beleris nahten, um den Weitermarsch zu verhindern, schon war der Kriegstamtam ertönt, die Herden wurden zusammengebracht und die Leute zogen sich in ihren Tata zurück. Piétri und Allassan gingen nach dem 2 bis 3 km vom Flusse entfernten Dorfe Dscholiba voraus, um die Ueberfahrt zu beschleunigen, der Häuptling zeigte sich auch bereit, dieselbe zu erleichtern, aber seine Bereitwilligkeit war nur scheinbar; erst nach direkten Unterhandlungen mit den Somonos oder Fährleuten willigten diese ein, die Reisenden für den hohen Preis von zwei Steinschloßflinten überzusetzen. Um 12 Uhr erreichte man, nicht ohne Bewegung, das Ufer des mächtigen Sudan-Stromes, der an dieser Stelle 750 m breit war; in einer Entfernung von 500 m ragten Felsen hervor; zwischen diesen und dem linken Ufer betrug die mittlere Tiefe 1 m 80 cm, nach dem rechten hingegen 2 bis $2^1/_2$ m; die Strömung war sehr stark. Man setzte in Pirogen über, deren größte 50 m lang und 1 m breit war, und die überall Wasser fingen; die Pferde und Maulesel, von den in den Pirogen sitzenden Spahis gehalten, schwammen hinüber. Um 5 Uhr waren Menschen und Thiere auf dem rechten Ufer des Dscholiba, und mit wahrer Erleichterung stieg man ans Land, um so mehr, als man dort von einer Gruppe Toucouleurs, welche das Bambara-Dorf Turella im Auftrage des Sultans von Segu verwalteten, sehr zuvorkommend aufgenommen wurde. Freilich sollte man sich bald von der Heuchelei der Toucouleurs überzeugen und an deren Stelle beinahe den rohen und wilden, aber doch offenen Charakter der Bambaras wieder herbeiwünschen.

Turella wurde bald erreicht. Hier erblickte man zum ersten Male eins jener Erdhäuser mit ornamentirter Façade, wie sie an den Ufern des Niger so vielfach existiren. Man wurde in Hütten untergebracht und empfing bald darauf den Besuch des Steuereinnehmers, der hier die wichtigste Rolle spielt, in wallendem Bubu aus weißem Kaliko und weiten blauen Guineehosen. Dann folgte später der Häuptling des Dorfes, ein Bambara, dessen Würde rein nominell ist. Hühner, Reis und Butter, Lack-Lallo für die Leute und Hirse für die Pferde wurde herbeigebracht — man kann sich denken, welchen erhebenden Eindruck dieser freundliche Empfang machte, und mit wie frohen Gefühlen man sich auf die Matten niederstreckte; die ganze Nacht aber wurde der Schlaf durch Hundegebell, Tamtamschläge, Geschrei und Gesang doloberauschter Bambaras unterbrochen.

Ein Bambara-Haus in Kobile.

Sehr zeitig erhob man sich; nachdem Gallieni die Verwundeten, die nicht weiter konnten, der Fürsorge des Häuptlings gegen zwei Steinschloßgewehre anvertraut, schlug man unter der Leitung eines Führers einen östlichen Weg nach Tadiana zu ein, da der direkte nach Segu immer am rechten Ufer Bammako gegenüber vorbeiführt und daher gefährlich werden konnte, wenn, wie verlautete, die Beleris den Strom überschritten. In Tadiana residirt Daba, der Statthalter der Provinz Geniëkalari, welche zu den rechtsnigrischen Besitzungen Amadu's gehört. Diese dehnen sich ununterbrochen zwischen dem großen Strome und seinem Nebenflusse Mahel Balevel aus, von Sansandig, einem wichtigen unabhängigen Markte, bis Kangaba, dem Mittelpunkte einer Malinke-Bevölkerung, welche Segu seit langer Zeit jeden Tribut verweigert. Geniëkalari ist von einer dreifachen Reihe von Bambara-Dörfern bedeckt, welche durch den Platz Tadiana in einem Zustand ziemlich zweifelhafter Unterwerfung gehalten werden. Das neue Land trug einen ganz andern Charakter als das, welches man auf dem linken Ufer durchzogen hatte. Die felsigen Massive waren verschwunden, und an ihrer Stelle trat eine reich bewässerte, fruchtbare Ebene alten Alluviums. In Ueppigkeit wächst hier Mais, Reis, Baumwolle, Tabak, Indigo, Sesam, Ricinus, Hirse und einige Butterbaumwälder bedecken den Boden; mit Recht steht das obere Nigerthal bei den Eingeborenen im Rufe großen Reichthums.

Gegen 8 Uhr Abends langte man in Tadiana an. Glücklicherweise erschien der Mond, denn sonst hätte man kaum über einen breiten und schlammigen Fluß kommen können, der das Dorf umgiebt; man mußte absitzen und einen rohen, aus verschlungenen Baumzweigen gebildeten Steg überschreiten, auf den man nur mit Mühe treten konnte und jeden Augenblick strauchelte. Der nächste Abend sah die Reisenden vor dem Tata von Konio. Dieser aber war geschlossen, und erst nach langen Unterhandlungen,

während deren sie sogar beim Scheine einer Fackel genau untersucht wurden, ob sie auch wirklich Weiße seien, wurden sie eingelassen: die guten Leute von Konio hatten sie für Toucouleur-Reiter gehalten und sich vor ihnen gefürchtet.

Das Dorf Koni.

In Kobile, wo sie am 18. ankamen, wurden sie in einem sehr geräumigen und, was bei den Bambaras ziemlich selten ist, höchst sauberen Raume untergebracht. Sie erfuhren, daß in diesem Hause die Beschneidungen stattfänden. Die Wände aus Stampferde, mit einer Art Kuhmist-Firniß überzogen, waren mit hieroglyphischen Inschriften

Pöl-Frau aus Koni mit Sklavin.

bedeckt, während an der Decke Amulete hingen. Ueber Niage und Tunikoro kam man am 22. Mai nach Koni und lagerte unter einer Tamarinde am Rande eines schlammigen Tümpels, in dem eine Schar weißgefiederter Reiher einherstolzirte. Die Bambaras hatten fast alle das Dorf verlassen, um die Aecker fertig umzubrechen und für die neue Saat vorzubereiten; Scharen von Frauen trugen ihnen in Kürbisflaschen Wasser und Lack-Lallo zum Mahle; auf

dem Rückwege werden dieselben Flaschen mit der Frucht des Butterbaumes angefüllt, die sie einer monatelangen Bearbeitung unterwerfen, um aus ihnen Butter, Oel, Seife und verschiedene andere Produkte zu ziehen, welche diese nützliche Frucht liefern kann. Auch an Pöl-Bevölkerung fehlte es nicht, welche — Männer sowohl wie Frauen — bald die Fremden umringte und mit ihren fast europäischen Gesichtern eine Erholung von dem ewigen Anblick der rohen und abstoßenden Bambara-Physiognomien gewährte. Eine dieser Pöl-Frauen, begleitet von ihrer Bambara-Sklavin, war mit ihrem lachenden und aufgeweckten Ausdruck wirklich eine ganz hübsche Person. Leider haben die Frauen alle den Nasenring der Bambaras angenommen, was sie nicht gerade verschönt.

In Sanankoro wurde man am nächsten Tage durch den Besuch zweier Sofas — es sind dies Bambaras, welche in Amadu's Heere dienen und gewisse Vorrechte genießen — überrascht, welche aus Segu kamen und berichteten, sie hätten den Befehl, die Fremden, in welchem Dorfe auch immer sie sie träfen, anzuhalten, es ihnen aber an nichts fehlen zu lassen. Alles Protestiren von Seiten Gallieni's half nichts; ihr Befehl war klar und deutlich, und das einzige, was er erreichte, war die Erlaubniß, Sanankoro, wo es an Lebensmitteln mangelte, zu verlassen, und nach Niansonnah, einem Dorfe von 500 Einwohnern überzusiedeln. Aber auch dieser Ort war lange nicht so reich, wie die Sofas vorgaben, und während der vier Tage, die man dort zubrachte, konnte man nur mit Mühe die nöthigen Lebensmittel erlangen. Hier aber glückte es zum ersten Male, Geld gegen Kauris — eine Art kleiner Muscheln, welche im Lande als Geld dienen — zu vertauschen: ein nach Bakel zurückkehrender Diula wechselte ihnen ein Fünffrankenstück gegen 5000 bis 6000 Kauris ein. Am 29. riß Gallieni die Geduld; er erklärte den Sofas rundweg, daß er aufbrechen würde, und diese, zu schwach, ihn zu halten, mußten ihn wohl oder übel begleiten. Nach vielen Mühsalen, elend, matt und krank, erreichte man am 1. Juni Nango. Aber weiter kam man nicht, denn Marico, der Steuereinnehmer empfing mit seinen Sofas die Reisenden, hielt sie mit Zuvorkommenheiten fest und führte sie in das Innere des Tata, wo bereits einige ganz neue und sehr saubere Häuschen für sie eingerichtet waren. Aber sie waren viel zu klein und gedrückt; andere müssen gesucht werden, und glücklich findet man ein ziemlich geräumiges Häuschen mit zwei Thüren, welches noch dazu Zugang aufs Feld gewährt. Und es war die höchste Zeit, denn Vallière bekam einen heftigen Fieberanfall, der unmittelbare Pflege erforderte. Wer hätte damals gedacht, daß die elende Lehmhütte den Armen volle zehn Monate von der tödlichsten Länge zum Aufenthalte dienen würde?

Am Nachmittage stattete Gallieni Marico einen Besuch ab; dieser theilte ihm mit, daß er von Amadu den Befehl erhalten, ihn in Nango zu interniren und gut zu verpflegen. „Lam Dinlbe" — dies ist ein Titel Amadu's, der Haupt der Moslemin bedeutet — „weiß Alles, was Euch begegnet ist", schloß er seine längere Rede. „Er ist sehr betrübt darüber, aber Ihr müßt Euch das nicht zu sehr zu Herzen nehmen, denn das Leid, welches ihr erduldet, ist in Wirklichkeit ihm zugefügt, und er wird es zu rächen wissen." Vergebens suchte ihm Gallieni begreiflich zu machen, daß ihm das jetzt wenig nütze, daß er so schnell wie möglich nach Segu müsse und jeder Aufenthalt seiner Mannschaft schade — Marico hörte ihn ruhig an und erwiderte, daß er nur Amadu's Befehle ausführe, und daß er überdies sofort bei Mondaufgang nach Segu ziehen würde, um die Antwort seines Herrschers einzuholen.

Die Durchbohrung der Steingeräthe bei den Naturvölkern.

Von **Richard Andree.**

Wenn wir die wenigen heute noch ganz in der Steinzeit lebenden Naturvölker in ihrem Kulturwerthe und der Art, wie sie ihre Geräthe und Waffen herstellen, den prähistorischen Menschen der Steinzeit gleichwerthig halten, so dürfen wir auch aus den Manipulationen jener auf die Art und Weise schließen, wie letztere die oft kunstvolle Durchbohrung der in unseren Museen liegenden Steinhämmer u. s. w. durchführten. Es ist darüber schon viel geschrieben worden, und ich würde den Gegenstand hier nicht wieder erwähnen, wenn mir nicht einige höchst interessante neue Thatsachen über den fraglichen Gegenstand vorlägen, welche geeignet sind, auch etwas neues Licht auf die Technik der Menschen der Steinzeit zu werfen. Jedenfalls aber müssen wir uns daran gewöhnen anzunehmen, daß die Durchbohrung der Steingeräthe nicht nach einem Recept, sondern auf sehr verschiedene Art und Weise erfolgte.

Ein Australier, Wilfred Powell, ist drei Jahre unter den Kannibalen Neu-Britanniens gewesen und hat darüber jetzt ein sehr lehrreiches Buch: Wanderings in a wild country (London 1883) veröffentlicht, in welchem er auch (p. 161) die Herstellung der Steinkeulen auf jener Insel, die heute noch in der Steinzeit sich befindet, bespricht. Sie bestehen aus einem großen runden Steinball, durch dessen Centrumloch ein langer Holzstab gesteckt ist. „Die Art, wie diese Keule hergestellt wird, ist eigenthümlich. Der Eingeborene nimmt zunächst ein Stück passenden Granits, welches in ein langsam brennendes Feuer von Kokosnußschalen gelegt wird, die eine große Hitze geben, worin der Stein rothglühend wird. Mit Hilfe von Bambusplittern, die wie Zangen gehandhabt werden, zieht der Mann den Stein aus dem Feuer und fängt nun an, Wasser tropfenweise darauf zu gießen, wobei jeder Tropfen genau auf dieselbe Stelle fällt. Der Theil des Steins, auf welchen das Wasser fällt, beginnt zu splittern und sich abzulösen. Ist der Stein erkaltet, so wird er wieder erhitzt, und die beschriebene Operation wiederholt, bis im Centrum des Steines ein unregelmäßiges Loch entstanden ist. In dieses befestigt er einen Stock und trägt den Stein zu einem großen Granitfelsen, in welchem sich eine Aushöhlung gleich einem kleinen Becken befindet." In dieser Höhlung nun wird der noch unregelmäßige Granitblock erst auf der einen, dann auf der andern Seite glatt geschliffen, wobei der durch das Loch gesteckte Stab wie der Stiel eines Quirls gedreht wird. Ist der Keulenstein so geschliffen, so wird der eigentliche (mit Schnitzerei verzierte) Stiel mittels Harz vom Brotfruchtbaume darin befestigt. Eine Steinkeule, die Powell erhandelte, besaß einen sehr schönen, regelmäßigen, an dem Rande scharfen tellergroßen Stein. Die Keulen stehen hoch im

Preise, da nur einzelne Eingeborene sie herzustellen vermögen.

Hier sehen wir also, was uns neu war, die Anwendung des Wassers auf den glühenden Stein zur Durchlöcherung desselben führen. Erfordert dieses Verfahren schon eine große Ausdauer, so ist das noch weit mehr der Fall bei den Indianern am Uaupés, einem rechten Nebenflusse des Rio Negro in Südamerika. Wallace (A narrative of travels on the Amazon and Rio Negro p. 278) sah bei ihnen cylindrische, durchscheinende, weiße, wie Marmor aussehende Steine aus Quarz, 4 bis 8 Zoll lang und 1 Zoll stark, rund geschliffen und an den Enden abgeflacht. Diese Steine wurden als Ornamente am Halse getragen und waren, um sie an einer Schnur aufhängen zu können, an einem Ende durchbohrt. „Es erscheint fast unglaublich", sagt Wallace, „daß sie dieses Loch in einem so harten Stoffe ohne ein geeignetes eisernes Instrument machen können. Was sie dazu gebrauchen sollen, ist der spitzige, biegsame Blattschößling der großen wilden Banane, mit dem sie unter Anwendung von feinem Sand und wenig Wasser die Durchreibung bewirken; ich habe keinen Zweifel, daß dieses, wie man sagt, eine Arbeit von Jahren ist. Doch noch längere Zeit muß es erfordert haben, das Stück zu durchbohren, welches der Tushaúa (Häuptling) als Zeichen seiner Würde trägt, denn es ist gewöhnlich am größten, und wird quer über die Brust getragen, zu welchem Zwecke der Kanal der Länge nach von einem Ende zum andern gebohrt ist, eine Arbeit, welche zuweilen, wie man mir sagte, zwei Lebensalter erfordert. Die Steine selbst kommen aus großer Entfernung flußaufwärts, vielleicht von seinen Quellen am Fuße der Anden. Sie werden deshalb sehr geschätzt und nur schwierig kann der Eigenthümer veranlaßt werden, sie wegzugeben, die Häuptlinge niemals."

Durchbohrte Steingeräthe gehören bei den Naturvölkern zu den Ausnahmen; ihre Aexte u. s. w. sind gewöhnlich undurchbohrt und mit Bast, Thiersehnen, Harzen an den Schaft befestigt. Daher sind obige Beispiele zur Erklärung prähistorischer durchbohrter Geräthe von Interesse. Daß vielleicht auch andere Arten der Durchlöcherung angewendet wurden, unterliegt keinem Zweifel und Graf Wurmbrand (Mitth. d. Wiener Anthropol. Ges. VII. 96) hat überzeugend dargethan, daß sogar Hirschgeweihsprossen als Bohrer für Steinhämmer gebraucht wurden.

Mittheilungen über Glauben und Aberglauben bei Sundanesen und Javanen.

Von **Emil Metzger.**

II.

Zur Kosmogonie.

Man kann kaum von einer Kosmogonie der Eingeborenen sprechen; was unter dieses Kapitel fällt, besteht aus einem bunten Gewirre von Erzählungen, zum großen Theil dem Hinduismus entlehnt, aber auch Beiträge von anderer Seite werden nicht verschmäht: in der Nähe des Gunung Galunggung erzählt man die Geschichte von den himmelstürmenden Riesen und nicht weit davon die Tradition von der Arche Noah's in einem Athem mit den Legenden Wisnu's und den Thaten Bathoro Guru's. Der Eingeborene hat eben gar kein Bedürfniß, Klarheit in diese Sagen zu bringen, die ihm, so weit er sie kennt, gleich heilig sind; in den Erzählungen kommt es ihm nicht darauf an, Zwischenräume von Jahrhunderten ganz zu überspringen und Epochen zu vereinigen, die in gar keiner Verbindung mit einander stehen. Man sollte daher, meiner Ansicht nach, die Ueberlieferungen nehmen, wie sie gegeben werden, und nicht versuchen, sie zu einem Ganzen zu vereinigen. Wenigstens will ich im Folgenden nur einzelne Sagen über verschiedene Theile der Schöpfungsgeschichte mittheilen, ohne dieselben an einander zu reihen. Zum Beweise, wie verworren die Anschauung der Eingeborenen in solchen Dingen ist, gebe ich hier die Uebersetzung des Anfangs einer von Roorda von Eysinga mitgetheilten Chronik, welche folgendermaßen lautet:

Dies ist das Geschlechtsregister des durchlauchtigen Propheten Adam und der Göttin Kawa (Hawa, Hewa); sie besaßen zwei Söhne.

Der eine war genannt Abel, der andere war genannt Kabil und sie besaßen noch mehr Kinder.

Der durchlauchtige Prophet Adam hatte keine Frau.

Der Sohn, genannt der Prophet Hessis, wurde erhitzt, als ob er Streit hätte. Er erweckte Nurtjojo, auch bewies er Gott noch Ehre; Nurtjojo erweckte Nur-Roso.

Und Nur-Roso gewann Sang ngyang Wenning; auch er diente noch Gott. Und Sang ngyang Wenning erweckte Sang ngyang Tunggal.

Zum zweiten:

Dies ist die Mittheilung betreffend Sang ngyang Tunggal.

Als er zum Bewußtsein kam, war niemand, der seinen Körper schuf, sondern dies geschah aus eigener Kraft.

Denn der Herr Gott, der Allerhöchste (Gusti Allah) erlaubt den Geschlechtern, daß sie sich selbst überlassen werden.

Und der Herr Gott warf Sang ngyang Tunggal aus nach der Insel Java.

Und hier wurde ihm übernatürliche Kraft zu Theil, unter dem Namen des durchlauchtigen Kastubo. Als es geschah, daß der Reisstampfer gegen die Blätter kam, war sein Enkel da, der krank war und als er fiel, starb er.

Er machte sein eigenes Geschlecht zu Göttern.

Nun gewann Sang ngyang Tunggal acht Kinder; einer Bathoro Guru genannt war es, der die Fürsten von Java entstehen ließ; Bathoro Guru hatte drei Brüder, wovon der älteste Radhen Pugun, der folgende Radhen Punggung und der dritte Radhen Pahat hieß.

Zum dritten:

Mittheilung betreffend Bathoro Guru, der in der Herrschaft des Reiches seinem Vater Sang ngyang Tunggal

folgte. Und Bathoro Guru hatte zwei Söhne; der eine hieß Bathoro Bromo und der andere Bathoro Wisnu, Bathoro Wisnu erweckte weiter Birman, Birman erweckte Birmanni Wati.

Zum vierten:

Mittheilung betreffend Bathoro Wisnu; er erweckte Kalé Kannuno, Kalé Kannuno erweckte Djali Patutur.

Djali Patutur erweckte drei Kinder, Dhewi Sinto und Dhewi Landep und das dritte war Bermono Kodo. Dhewi Sinto bekam einen Sohn, genannt Watu Gunung und Watu Kondo bekam einen Sohn, genannt Tri Trustho, Tri Trustho erweckte Paritno, Paritno erweckte Trimo Pungguug.

Ich will diese Liste nicht weiter fortsetzen, als Probe dürfte sie genügen. — Einer allgemeinen Eintheilung nach unterscheidet man in der Geschichte Javas folgende Epochen:

1. Die Kerto-djoyo, deren Dauer auf 2000 bis 100 000 Jahre angegeben wird — die Schaffung der Welt, das goldne Zeitalter voll Glück und Friede.

2. Die Tirto-djoyo, welche mit der Menschwerdung Bathoro Wisnu's anfing. Während dieser Epoche fand die große Fluth statt, die Erzählungen, die diese Periode betreffen, stammen größtentheils vom festen Lande. Die Dauer der Periode wird auf 10 000 bis 15 000 Jahre angegeben.

3. Hierauf folgt die Dwoporo-djoyo, auch Dhewi-poro-djoyo genannt. Die ersten Niederlassungen auf Java fanden statt, die Periode dauerte 1000, nach anderen Angaben 6000 Jahre und endete mit der Broto Judho, welche den Uebergang zu

4. Kali-djogo bildet; sie dauerte nur etwa hundert Jahre bis auf das javanische Jahr 525. Hieran schließt sich die gegenwärtige Zeit:

5. Kali Sengoro.

Selbst nach den bescheidensten Angaben ist das Alter der Erde viel größer als nach der christlich-jüdischen Rechnung, nach den mäßigsten Angaben 17 000, nach anderen 25 000 Jahre.

Ich gebe nun die Schöpfungsgeschichte, wie sie Hagemann aus dem Munde des Eingeborenen mittheilt (natürlich sehr gekürzt).

Es gab einmal eine Zeit, da die Insel Java im Chaos der Vorwelt lag; noch nichts bestand von dem, was jetzt besteht, kein Himmel, keine Erde — keine Sonne, kein Mond — weder Tag noch Nacht. Der erste Mensch war Purwaning Djan (Adam der große Vater der Vorwelt). Von seiner Frau Dhewi Kawa (Eva, der großen Mutter) hatte er drei Söhne Habil, Kabil und Hessis (Abel, Seth, Kain). Hessis ließ sich zum Zorn verführen, seine Nachkommen waren Nurtjoyo, Nurroso und Sang-iwang Wenneng. Dieser Wenneng, der viele andere Namen trägt (Tauhono, Pramesthi, Mohonnni), erschuf Sang-iwang Tungal, der aus sich selbst entstand und auf die später Java genannte Insel ausgeworfen wurde, wo er übernatürliche Kraft bekam und den Namen Wiseso annahm.

Alles war noch wüst und leer, die Elemente kämpften mit einander, Wiseso saß still inmitten der Welt und besaß in sich die höchste übernatürliche Kraft, welche durch die strengste Absonderung erhalten wird. Da er glaubte, daß noch nichts da sei als sein eigenes „Ich“, hörte er über sich ein Geräusch, wie von einer Glocke, welches durch unbekannte Ursache entstand. Er sah über sich und bemerkte eine Kugel — das Weltei — über seinem Kopfe. Er faßte den Koloß an, theilte ihn durch die Kraft seines Willens in drei Theile und ließ daraus Himmel und Erde, Sonne und Mond, Tag und Nacht entstehen und gab ihnen Namen. Dies ist der Anfang der Kerto-djoyo.

Manik und Moyo (Tag und Nacht) warfen sich vor Wiseso nieder und der Schöpfer schenkte Manik die Natur, die er selbst besaß, die Herrschaft über die Welt, die Kraft, um alles zu erzeugen. Er sollte heißen Sang-iwang Guru; der Name Bathoro Guru und viele andere Namen wurden ihm zu Theil. Moyo die Nacht beklagte sich und erhielt den Mond (Tjondhro) zum Begleiter.

Sang-iwang Wiseso gab nun Bathoro Guru Unterricht, wie er die Herrschaft führen müsse, und dann ging er in den obersten Himmel; Moyo ging bis zur siebenten Erde.

Das Chaos klärte sich, Erde und Luft wurden getrennt und die Erde blieb den Wellen zum Spiel, die Winde trieben sie hin und her und zwei Orkane, die aus der Luft und aus dem Innern der Erde kamen, kämpften mit einander; nun trennte Java sich los und wurde in der Mitte der Erde festgenagelt (der Hügel Tidar bei Magelan ist der Nagel); Sonne und Mond bekamen ihren jetzigen Lauf.

Jetzt schuf Wiseso auf die Bitte Bathoro Guru's neun Söhne und vier Töchter. Jeder derselben bekam einen Theil des Reiches, die fünf ältesten bekamen jeder einen Palast von Metall, einen Vogel, ein Meer von Kokoswasser, Blut ꝛc. als Attribut, einige Buchstaben und je ein Tag der fünftägigen javanischen Marktwoche wurden ihnen geweiht; die vier Jüngsten mußten sich mit einem Theil des Reichs und einigen Buchstaben begnügen. Unter den ältesten Söhnen befand sich Bathoro Wisnu (seine Frau Sri). Sein Palast war von Eisen — sein Opfertag Wagé.

Indessen war das Land noch verdickt worden, um stärker zu sein und es entstanden sieben Unterwelten, deren jede unter die Bewachung eines Dämons gestellt war. Sie alle wurden von Honto-bogo, der großen Schlange, beherrscht, welche die Welt auf dem Rücken trägt; eine Bewegung von ihr verursacht ein Erdbeben.

Unter den anderen Göttern, die Bathoro Guru durch sein an Wiseso gerichtetes Gebet erschuf, ist Hempo Romadhi, der Vulkan, zu bemerken; seine Werkstatt war da, wo jetzt der Merapi (ein feuerspeiender Berg) liegt. Als ein Beweis, wie schlecht der Eingeborene rechnet, will ich anführen, daß schon von dem vierten Nachkommen Hempo Romadhi's, Hempo Songo Nadhi, berichtet wird, er sei der erste der Familie, der den Islam angenommen habe.

Um diese Zeit wurden die Berge geschaffen; obwohl das Land durch den Hügel Tidar an die Welt festgenagelt war, war es doch noch so niedrig, daß die Meereswogen über dasselbe hinspülten. Um dem abzuhelfen, ließ Bathoro Guru im Westen der Insel einen Berg entstehen; der gerieth aber unglücklicherweise zu groß und war so hoch, daß die Thiere des Waldes daran in die Höhe kletterten und die Sterne raubten; doch die Erde senkte sich unter der Last, so daß der östliche Theil beinahe bis in den Himmel erhoben wurde. Bathoro Guru rief nun die anderen Götter herbei, um ihm zu helfen, den Berg wieder abzubrechen; nur Hempo Romadhi, der gerade Rüstungen schmieden mußte, blieb zu Hause. Es wurde Götterrath gehalten über die Weise, wie man den Berg entfernen solle. Der eine der Götter machte sich zur Trage, der andere zum Tragstock, der dritte zum Tau, Bathoro Wisnu verlängerte sich bis an die Spitze des Berges, um dieselbe abzubrechen; als man Alles vorbereitet hatte, ging man an die Arbeit. Die scharfen Blicke des Sonnengottes Suryo ermüdeten die Götter; sie waren erhitzt und begehrten zu trinken; vom Berge rieselte ein kleiner Fluß; von dem tranken sie und fielen todt nieder; nur Bathoro Guru gab den vergifteten Trank wieder von sich und bekam einen Fleck am Halse davon, weshalb er auch

den Namen Nilo Kontho (Blauhals) erhielt. Bathoro Guru war nun allein und irrte rathlos um den Berg. Da stieg Wiseso aus dem Himmel und zeigte ihm eine andere Quelle und sagte: „dies ist das Lebenswasser und daneben wächst der Lebensbaum, die beide bestanden, ehe die Götter bestanden. Bis jetzt sind letztere noch Krankheit und Tod unterworfen gewesen, weil sie das Lebenswasser noch nicht kannten, wenn sie aber davon getrunken haben, werden sie unsterblich sein und keine Krankheit mehr zu fürchten haben." Bathoro Guru trank gleich davon und nahm einen hinreichenden Vorrath mit; mit dem Wasser bespritzte er die Götter, welche todt dalagen; die wurden wieder lebendig und man ging mit neuem Muth an die Arbeit; mit der größten Anstrengung wurde der unbequeme Berg von seiner Stelle entfernt, während der Fortbewegung lösten sich viele Stücke von demselben ab und fielen hier und da zur Erde nieder, so daß Java bei dieser Gelegenheit beinahe ganz seine jetzige Gestalt erhielt. Die Erde, welche an der Bruchstelle sitzen geblieben war, bildete die Berge in West-Bantam: den Karang, Tompo und Pulusari; ein Theil, welcher abfiel, ehe man noch Bantam verlassen hatte, bildete den Gedeh (Wolo Nulu); auch weiterhin fielen Brocken ab, so der Tjirelah (Tjermai) und der Pragaoto (Slamat) und andere kleine Stücke, die den Dieng und andere Berge bildeten; zwei Brocken, die gleichzeitig zur Erde fielen, bildeten die Zwillingsvulkane Sumbing und Sindoro.

Als die Götter nach der Mitte von Java gekommen waren, ruhten die Bathoro's von der Anstrengung ermüdet, aus; der Schweiß floß in Strömen von ihrem Körper und bildete die Flüsse Ello und Progo (daher ist das Land Kadu, wo diese Flüsse sich befinden, so wasserreich geworden). Sie befanden sich nun in der Nähe der Werkstatt Hempo Romadhi's und da sie ihrer Müdigkeit wegen schlecht gelaunt waren, fragten sie ihn ärgerlich, weshalb er an ihrer Arbeit nicht Theil nähme; doch ehe er noch antworten konnte, kam es zu Thätlichkeiten, denn alle fielen über ihn her. Hempo Romadhi war ein tapferer Streiter, und wie sich zeigte, unbesiegbar, er schlug alle in die Flucht; vor Wuth kochte es in seinem Körper und demselben entströmte Rauch, Wasser und Feuer. Da die anderen Götter ihren Angriff erneuern wollten, gelang es ihm endlich zu Worte zu kommen und er sagte ihnen nun, daß er auf Befehl Bathoro Guru's bei seiner Arbeit geblieben sei; die anderen ließen ihn nun in Ruhe; da erschallte aus den Wolken die Stimme Bathoro Guru's (bei dieser Gelegenheit Iwang djagad noto genannt), der allen Streit verbot und den Göttern das Lebenswasser in Aussicht stellte, wenn sie das Gleichgewicht der Insel Java wieder herstellten. Das gab ihnen neuen Muth; sie nahmen ihre Last trotz ihrer Ermüdung wieder auf; in demselben Augenblick lösten sich wieder zwei Stücke los und fielen auf die Werkstatt Hempo Romadhi's, wo sie die Berge Merapi und Mireipi bildeten; aus dem ersteren bläßt der Schmied heute noch die Flammen und den Rauch seiner Schmiede aus.

Die Reise nach Osten wurde fortgesetzt und die abfallenden Stücke bildeten nach und nach den Lawu und den Wilis, endlich warfen die ermüdeten Götter den Rest nach dem Osten und Norden hin von sich, wodurch die anderen Berge Javas entstanden. Die Spitze des Berges setzten sie auf den Mahameru; so entstand der heutige Smeru, der höchste Berg Javas, dessen Spitze den Himmel erreicht.

Ich will hier gleich beifügen, wie die Berge, welche Krawang von den Preangern trennen, entstanden sein sollen, obwohl der Vorgang in eine viel spätere Zeit gesetzt wird. Es war einmal ein Fürst von Galu (dem südlichen Theil von Cheribon); er hieß eigentlich Sri Pamekas, wurde aber gewöhnlich Ratu galu genannt. Seine Tochter Putri Dayang Sumbi gebar einen Sohn — Sang Kuriang, der mit der Zeit ein ausgezeichneter Jäger wurde. Einmal bekam er Streit mit seiner Mutter und bekam einen Schlag auf den Kopf von ihr, wodurch eine Wunde entstand. Darüber wurde er so ärgerlich, daß er das Haus seiner Eltern verließ, ein herumschweifendes Leben anfing und durch die ganze Insel und die angrenzenden Länder zog, wobei er sich einen großen Anhang verschaffte.

Nach einiger Zeit kehrte er in sein Vaterland zurück, ließ sich aber nicht in Galu nieder, sondern gründete bei dem Berg Karang Penanting, in der Nähe des heutigen Bandong, eine Niederlassung. Während seines Aufenthaltes im Auslande war seine Mutter auch in diese Gegend gezogen, beide trafen sich, ohne einander zu kennen. Die Schönheit von Putri Dayang Sumbi war mit den Jahren nicht verschwunden, da sie immer dem Einfluß der Luft und der Sonnenstrahlen entzogen gewesen war; beide wurden mit einander bekannt; die alte Geschichte wiederholte sich, der Jüngling entbrannte in Liebe und bat um die Hand seiner Mutter, die ihm auch bewilligt wurde. Aber als sie einmal nach javanischer Gewohnheit unter lebhaftem, innigem Gespräche die ungebetenen Gäste von seinem Haupte entfernte, fand sie die Narbe und erkannte ihren Sohn. Sie wurde nun von Scham und Furcht ergriffen und suchte nach einem Ausweg, um die Vollziehung der Heirath hinaus zu schieben und forderte nun, daß Sang Kuriang einen Damm in den Fluß Tjitarum legen solle, um zu ihrem Vergnügen ein Meer entstehen zu lassen und ein Schiff zu bauen, in welchem sie auf dem Wasser fahren könne; Bedingung aber war, dies alles müsse in einer einzigen Nacht entstehen.

Sang Kuriang nahm diese scheinbar unmögliche Bedingung an und ging mit Hilfe seiner Anhänger an die Arbeit, während gleichzeitig alle Vorbereitungen für die Heirath getroffen wurden. Als aber Dayang Sumbi gegen Mitternacht sah, daß die Arbeit bald fertig sein würde, nahm sie ein Stück weißer Leinwand, zerriß das in kleine Stücke und forderte von ihrem zukünftigen Gatten, alle diese Theile zu vereinigen; dann erst würde sie seine Wünsche erfüllen. Doch Sang Kuriang wurde hierüber ärgerlich, da er glaubte, es sei unmöglich, die Forderung seiner Braut zu erfüllen, verbarg sich aus Aerger darüber in Gunung Bohong (dem Berge des Betrugs) und verwandelte die Gegenstände, die er schon fertig gemacht hatte, in Hügel und Berge, die jetzt noch ihren Namen tragen und größtentheils die Grenze mit Krawang bilden.

Da findet man die Stelle, wo die Tjitarum unter einem Berge durchfließt, hier hatte man den Damm angefangen; da liegt der bekannte Tang kuban Prahu, der aus dem Schiff entstanden ist, welches er gebaut hatte; da der Bukit Tunggul (Hügel des abgehauenen Baumstammes), dessen Holz er gebraucht hatte, um das Schiff (Prahu) zu bauen, daneben das krause Gewirre des Gunung Buraungrang (Baumzweige), welches an der Stelle entstanden ist, an die er die abgehauenen Zweige geschleudert hatte. Auch allerlei Hausrath findet man da in Berge verwandelt, die noch den Namen zur Erinnerung tragen; aber auch „fließende Liebesthränen, Wohlgerüche" ꝛc. sind da repräsentirt.

Ich komme wieder auf die Arbeit der Götter zurück: nachdem der Smeru an seiner Stelle war, ließ sich Bathoro Guru ein Schloß (den Himmel) erbauen, welches der Wohnung Sang-iwang Wiseso's im Suroindro buwono (dem obersten Himmel) gleich kommen sollte; der Himmel wurde in allem nachgeahmt. Als er fertig war, feierten die Götter ein Fest, bei welchem namentlich das Lebenswasser eine Rolle spielte. Nach unseren Begriffen ging es so

unanständig zu, daß man den Schleier darüber breiten muß. Ein Riese wollte hieraus Vortheil ziehen, er drängte sich ein, ergriff unverschämter Weise das Faß mit Lebenswasser und setzte es an den Mund; Bathoro Wisnu ergriff noch schnell seinen Bogen und schoß ihm den Pfeil (Tjokro) durch den Hals, der ihm den Kopf vom Rumpfe trennte; da die Lippen jedoch schon mit dem Lebenswasser befeuchtet waren, verwandelte sich der Kopf in das Ungeheuer Karawu, welches Sonne und Mond zu verschlingen sucht; wenn es in die Nähe dieser Himmelskörper gelangt, verursacht es Sonnen- oder Mondfinsternisse.

Sang-iwang Guru wünschte eine Frau zu haben und schuf sie aus dem Kastubobaum; doch war er recht unglücklich, er erzeugte nur Riesen, mit denen es zum Streit kam; alle wurden ausgerottet bis auf einen. Ich übergehe diesen Kampf und die Erschaffung eines zweiten Riesengeschlechts, um zu erzählen, wie die Feldfrüchte und das Schwein entstanden sind.

Der Riese Kalo Gumarang, welcher sich für den Hofnarren des Götterfürsten ausgegeben und allerlei Uebelthaten ausgeführt, ja es gewagt hatte, die Gemahlin Wisnu's, die Dhewi Sri im Bade zu belauschen, wurde in dieses unreine Thier verwandelt; aus Wuth verwüstete er die aus dem Körper der Dhewi Tisnowati entstandenen Feldgewächse, und wurde von Wisnu getödtet. Aus seinem Blute entstand allerlei Unkraut, die Seele ging in einen Büßer über. In Folge des auf ihm ruhenden Fluches waren seine Nachkommen alle Thiergestalten; es waren dies: eine weiße Ratte, groß wie ein Hund, mit unzählbarem Gefolge, ein Schwein mit tausenden von Nachkommen, ein Affe mit großer Familie, ein wilder Büffelstier und eine ebensolche Kuh, ein zahmer Büffel, ein Rehbock, ein Hirsch, eine See- und eine Landschildkröte. (Insekten, eine Art Eichhörnchen und Schlangen bestanden schon früher als Nachkommen eines der Geister der Unterwelt.) Diese Thiere waren sehr hungrig, sie fielen in dem ihnen angewiesenen Lande Mendang über die Feldfrüchte her, die der Fürst mit seinen Kriegern vergebens zu vertheidigen suchte. Glücklicher war er erst, als er zwei Ungeheuer zu Hilfe rief; die brachten einen schwarz gestreiften Hund und eine ebensolche Katze mit, deren Zahl bald zunahm; nach heftigen Kämpfen siegte endlich das Recht. Ein Theil der Feinde war vernichtet, die anderen flohen, nur die Hirsche und Rehe blieben übrig; Djantoko, der an ihrer Spitze stand, unterwarf sich, nachdem vorher die Büffel gezähmt waren; die bösen Geister wurden durch ein ihnen dargebrachtes Opfer versöhnt und nun entstand eine vielfarbige Uler sawa (Pythonschlange), welche weit umher Schrecken verbreitete. Diese kroch durch und über die Reisfelder und wo sie gewesen war, entstand neues Wachsthum; als sie alle Felder von Mendang berührt hatte, war ihre Aufgabe erfüllt, sie starb und aus ihr erhob sich eine Frau von glänzender Gestalt, die sich vor dem Fürsten zeigte. Dieser staunte sie voll Bewunderung an und schlug ihr vor, an seinen Hof zu kommen. Sie weigerte sich dessen und sagte nur: „Ich bin die Natur in aller ihrer Pracht, meine Bestimmung ist es nicht, dienstbar zu sein. Doch wenn du mich liebst, stelle ich die einzige Bitte, daß du die Ackerfelder besuchst, zum Wohlsein deines Volkes. Der Reichthum Javas ist nicht im Innern der Erde verborgen, er liegt an der Oberfläche — es ist der Landbau nämlich. Dieser bringt den Frieden, der Friede bringt Wohlstand und Glück und diese bringen Schätze!" — Von dieser Zeit an herrschte Wisnu glücklich in Mendang. Es folgt nun der Krieg Watu Gunungs gegen die Götter, um sich in den Besitz der Gemahlin Wisnu's, Dhewi Sri zu setzen, den ich erwähne, weil die für die Zeitrechnung und für die Bestimmung der guten und bösen Tage wichtigen Wuku's von demselben abgeleitet werden.

Watu Gunung war der Sohn einer Dhewi (Sinta), die er später ebenso wie ihre Schwester (Landep), ohne von der Verwandtschaft zu wissen, heirathete. Als Sinta von diesem Verhältniß erfuhr, entsetzte sie sich sehr und um sich von dem unbequemen Gemahl zu befreien, reizte sie ihn zum Kampf gegen die Götter; das gefiel ihm, er rief seine siebenundzwanzig Söhne, die er mit Sinta erzeugt hatte (die Ehe mit Landep war unfruchtbar geblieben), sowie zahlreiche Truppen und forderte von Bathoro Guru die Auslieferung von Dhewi Sri, der Gemahlin Bathoro Wisnu's. Das wurde verweigert und dem (damals verbannten) Wisnu der Kampf gegen Watoro Gunung befohlen. (Eine Episode des Kampfes bildet die Erzählung vom Sohne Wisnu's, Sri Gati, dessen Tod Bathoro Guru befohlen. Dieser Befehl mußte jedoch auf Andringen Wisnu's zurückgenommen werden.) Ersterer rüstete sich zum Streite und erschien dem Angreifer in Gestalt der Sonne und blendete ihn; man kam überein, den Streit durch Auflösung eines Räthsels zu entscheiden. Im Falle Wisnu gewann, sollte Watu Gunung sich unterwerfen; siegte letzterer, so sollten alle Dhewos und Götter im Suroloyo sich ihm unterwerfen und alle Dhewis und Widodaris ihm gehören. Wisnu löste das Räthsel durch List, Watu Gunung unterwarf sich aber nicht und fiel mit seinen siebenundzwanzig Söhnen von dem Arm Wisnu's. Als nun Dhewi Sinta vernahm, daß ihr Mann (Sohn) und seine siebenundzwanzig Söhne (Brüder) gestorben waren, fing sie an so bitterlich zu weinen, daß ein Kampf der Elemente entstand, worauf sich eine schreckliche, von Orkanen, Blitzen, Erdbeben und Regengüssen begleitete Fluth erhob; selbst die Götter im Himmel mußten schwimmen und die Göttinnen in die Bäume klettern. Das dauerte sieben Tage lang und die Noth im Himmel stieg immer höher. Als Bathoro Guru hörte, was die Ursache der drohenden Gefahr sei, schickte er den Götterboten Narodho an Dewi Sinta, um sie durch das Versprechen zum Schweigen zu bringen, daß ihr Mann und ihre Söhne ihr innerhalb dreier Tage zurückgegeben werden sollten. Ihr Weinen hörte auf, der Streit der Elemente wurde beschwichtigt. Doch die drei Tage waren abgelaufen, ohne daß Watu Gunung mit seinen Söhnen erschienen wäre. Dhewi Sinta fing aufs Neue an zu klagen und schalt die Götter Lügner; ein Orkan, noch furchtbarer und gefahrdrohender als der erste entstand; da die Götter wieder sehr erschrocken waren und sie überdies ihre Ehre retten und nicht gerne als Lügner dastehen wollten, wurde Watu Gunung von den Todten erweckt. Der aber, der durch die Auferweckung unsterblich und unverwundbar geworden war, weigerte sich, den Himmel zu verlassen, ja verlangte sogar, daß seine Söhne und Frauen auch in den Himmel aufgenommen würden.

Guter Rath war theuer; endlich gab Bathoro Guru seine Einwilligung und nahm Dhewi Sinta, Dhewi Landep und die siebenundzwanzig Söhne in den Himmel auf; zu Ehren des Sieges aber führte er die Wuku genannte, noch jetzt im Gebrauche befindliche Zeitrechnung ein, außerdem die Woche von sieben Tagen. Die 30 Namen gehören jeder einem Tage des Monats (von 30 Tagen), 35 Tage bilden einen Kreis, an dessen Ende dieselben Tage der fünftägigen und siebentägigen Woche zusammenfallen, 6 solcher Kreise bilden ein Jahr von 210 Tagen gleich 30 Wukuwochen. Jeder Tag, sowohl der fünf- als der siebentägigen Woche, hat einen besonderen Schutzgott, seinen Baum, Vogel und sein Haus; die verschiedenen Zusammenstellungen dienen, um Glück und Unglück vorher zu

bestimmen. Die sieben Tage der siebentägigen Woche (Wuku) sind eingeführt zur Erinnerung an die sieben Tage, welche Dhewi Sinta weinend zubrachte. Wir haben also, um dies zu wiederholen, in dem Jahre von 210 Tagen, 7 Monate (Wuku's) zu 30 Tagen gleich 30 Cyklen von siebentägigen gleich 42 Cyklen von fünftägigen Wochen. Dazu kommt der Kreis von 5 Wuku oder 7 Pantjoworo-wochen gleich 35 Tagen. Es ist hier der Ort nicht, auf die Zeitrechnung weiter einzugehen; nur will ich noch bemerken, daß das Jahr von 210 Tagen nur wenig gebräuchlich ist, daß jedoch jeder Tag mit dem doppelten Namen dem der Wuku (wofür gewöhnlich die arabisch-malaischen Namen gesetzt werden) und der fünftägigen Marktwoche (Pantjoworo) bezeichnet wird, so daß dieselbe Zusammenstellung, wie aus dem Vorigen deutlich ist, sich nach 35 Tagen wiederholt.

Die Ursache der Verbannung Bathoro Wisnu's war folgende: Der Fürst der Götter war schon lange Zeit ohne Gemahlin, nachdem er Dhewi Humo, die als Yama di pati (Fürstin der Hölle) auf der Insel Nusa Kambangan herrschte, verstoßen hatte. Er wünschte eine andere Frau aus den Widodaries zu wählen, doch die Götter waren nicht geneigt, dem zuzustimmen, und Narodho, der Götterbote, erbot sich, eine schöne Frau von der Erde zu holen. Er zog aus und fand die Schönste unter den Schönen; sie hieß Sri, im Lande Mendang. Auch Bathoro Wisnu hatte sie haben wollen, und auch seine Frau hieß Sri (auch Putri Mendang). Darüber nun war Bathoro Guru ärgerlich; er schickte Narodho ab, um Wisnu zu befehlen, seine Herrschaft niederzulegen, seine Frau und das erwartete Kind zurückzulassen und im Walde der sieben Waring im Baume Buße zu thun. Er gehorchte, und ehe er wegging, befahl er seiner Frau, das erwartete Kind Sri-Gati zu nennen.

Ehe ich schließe, will ich noch eine ziemlich verbreitete Legende über die Entstehung der drei Menschenrassen, der weißen, schwarzen und braunen (Europäer, Neger und Javanen) mittheilen. Den Chinesen und Papuas beweist man, beiläufig gesagt, nicht die Ehre, sie als besondere Rasse zu betrachten. Als Gusti Allah die Menschen schaffen wollte, da knetete er eine Puppe aus Lehm, und um sie fester zu machen, wollte er sie erst in Feuer härten und darum legte er sie in den Feuerberg Merapie. Als er sie herausnahm, merkte er, daß sie nicht lange genug gebrannt war, denn sie war noch weiß. O weh! dachte Gusti Allah, die ist nicht im Stande, die warme Sonne Javas zu ertragen; doch hauchte er ihr eine Seele ein und dann setzte er sie in ein Land, wo die Sonne ganz bleich ist und das Wasser zu Stein wird. Doch wollte er seinen Versuch nicht aufgeben; eine zweite Gestalt wurde geknetet und dem Feuer ausgesetzt; diesmal wollte Gusti Allah sicher gehen und ließ sie ziemlich lange im Feuer, doch als er sie herausholte, war sie ganz verbrannt. Erst wollte der Herr sie wegwerfen; dann aber sah er sich die schöne Arbeit an und meinte, es sei doch Schade darum, und hauchte auch dieser eine Seele ein; darauf aber schickte er sie fort, um dort zu wohnen, wo die Sonne alles trocken und dürr macht, denn da sie die ganze Macht des Feuerberges ausgehalten hatte, konnte die warme Sonne Javas ihr nicht mehr wohlthun.

Zum dritten Male aber war der Herr vorsichtig; länger als die erste, und nicht so lange als die zweite ließ er sie im Feuer. Als er sie herausnahm, freute er sich seines Werkes: gut gebacken, goldgelb kam die Figur aus dem Feuer und der Herr hauchte ihr eine Seele ein und sprach: „Du sollst das schöne Java bewohnen, du bist hart genug geworden, um nicht von der Wärme der Sonne zu leiden und doch nicht so hart, um den wohlthuenden Einfluß ihrer Strahlen nicht mehr zu empfinden.“

Goldgelb sind die Javanen heutzutage nicht mehr, aber immer noch finden sie diese Farbe am schönsten und färben sich so an ihrem Hochzeitstage und wenn sie bei großen Festlichkeiten vor dem Fürsten erscheinen.

Die Pulayas von Travancore.

Nach dem Englischen des Rev. A. F. Painter[1]).

Unter den Rassen und Stämmen, welche in Travancore (einem zur Präsidentschaft Madras des indo-britischen Reiches gehörigen Vasallenstaate, welcher die westliche Hälfte der Südspitze der vorderindischen Halbinsel bildet und ungefähr $2\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner hat) gefunden werden, bieten dem Ethnologen und Philanthropen die Pulayas das höchste Interesse dar. Sie bilden die unterste Menschenklasse und werden fast ausschließlich dazu verwendet, das Land zu bearbeiten und dessen Erzeugnisse zu ernten; so gehen sonderbar genug die menschlichen Nahrungsmittel und Opfergaben für die Tempel durch die Hände solcher, deren bloße Nähe schon als entweihend angesehen wird.

Ihre Abstammung ist schwer festzustellen, da einige sie als Abkömmlinge der Dravidavölker, andere als solche noch älterer Bewohner Indiens betrachten; so glaubt Rev. R. Collins, daß sie von der Turanischen Rasse, welche Indien vor der arischen Einwanderung bevölkerte, herstammen, während Bischof Caldwell sie für Aboriginer, ähnlich den Negroiden der Sunda-Inseln und Australiens hält.

Das Aeußere der Pulayas läßt die letztere oder ältere Auffassung zu. Bei kurzer Statur ist die Stirne niedrig, die Backenknochen sind vorspringend, der Mund groß, die Nase etwas breit, die Lippen dick und das Haar in manchen Fällen wollig. Gleichwohl bestehen in diesen Eigenthümlichkeiten viele individuelle Unterschiede und manche von ihnen haben wohlgebildete Gesichtszüge, zweifellos in Folge Vermischung mit anderen Rassen. Daß sie von den Parias durchaus zu unterscheiden sind, beweisen ihre Sprache, ihre Traditionen und Gebräuche; die letzteren verzehren z. B. Aas, tragen ein Kudumi, und sprechen eine Sprache, welche nicht Malayalam ist, wenn sie auch manche Worte davon enthält, und ihrer Sage nach sind sie Nachkommen von Brahminen, welche von ihren Feinden zum Fleischessen verführt und deshalb ausgestoßen wurden. Andererseits verzehren die Pulayas selten, wenn überhaupt, Aas, tragen niemals den Kudumi, die gebräuchliche Sprache ist ent-

[1]) „Church Missionary Intelligencer and Record.“ 1883, April. p. 215 ff.

schieden Malayalam, wenn auch verändert ausgesprochen, und ihre ältesten Traditionen reden von ihnen nur als von Sklaven.

Sie theilen sich in vier oder fünf Klassen, lassen jedoch in der Hauptsache zwei große Abtheilungen, die Ost- und West-Pulayas, unterscheiden. Die ersteren, welche bis vor wenigen Jahren nur Laubgeflecht an Stelle der Kleidung zu tragen pflegten und es zum Theil auch heute noch thun, sind als viel tiefer stehend als die letzteren anzusehen, welche selbst mit jenen nicht einmal zusammen essen wollen. Nach alten Ueberlieferungen waren beide Sklaven der feindlichen Parteien, der des Suyodhanah und der Söhne des Pandu, in dem großen Kriege des Mahabharatha, und die Niederlage des ersteren erklärt die Unterdrückung der mit ihm verbündeten Ost-Pulayas. Es giebt noch eine an Zahl aber bedeutend schwächere Abtheilung, die Thunda-Pulayas, deren Frauen als einziges Bekleidungsstück nur ein Geflecht von langem Grase um die Lenden tragen.

Polygamie wird öfter bei Pulayas gefunden, während Polyandrie, die bei Parias vorkommt, bei jenen eine unbekannte Sache ist. Entsprechend dem langen Zustande der Unterdrückung ist ihr Aeußeres schmutzig und ihre Unwissenheit grenzenlos; sie lassen sich nur schwer dazu bewegen, etwas zu lernen und ihre Fähigkeiten sind natürlicherweise auch nur niederen Grades. Objekte ihrer Anbetung sind die Seelen ihrer Vorfahren, von denen sie kleine metallene Bildnisse besitzen, dann Dämonen oder Teufel. Die ersteren wandern, wie sie glauben, umher und wachen über das Wohl ihrer Nachkommen, wenn sie durch Opfer von Reis, Arrak u. s. w. geneigt gemacht werden, belästigen und beunruhigen sie aber, wenn man sie vernachlässigt; deshalb opfert man ihnen, um ihren Verfolgungen zu entgehen. Die Existenz eines höchsten Wesens wird von ihnen anerkannt, doch glauben sie zu tief zu stehen, als daß sie sich ihm nähern dürften. Eigene Tempel oder Stätten für den Götzendienst haben sie nicht, errichten jedoch zuweilen aus einigen roh zusammengefügten Steinen eine Art von Altar, in dessen Nische sie ein kleines Bild eines hervorragenden Ahnen aufstellen.

Ein im Jahre 1850 veröffentlichter Bericht spricht sich über ihre damalige Lage ungefähr folgendermaßen aus:

Die Lage der unglücklichen Wesen ist äußerst bedauernswerth; ihre Berührung und sogar ihre Nähe wird als unrein und entweihend angesehen. Dabei stehen sie mit Leib und Leben zur Verfügung ihres Herrn, der sie wie Vieh kaufte und bezahlte und sie oft noch schlimmer als solches behandelt; er darf sie züchtigen, verstümmeln und selbst tödten. Wenn diese Grausamkeiten auch nicht gerade durch das Gesetz gebilligt werden, so fehlt doch jedes Mittel zur Verbesserung ihrer Lage, so lange das Gesetz gegen dieselben nicht angerufen werden kann. Die Bezahlung ihrer Arbeit ist dabei so gering, daß sie kaum zur nothdürftigsten Ernährung genügt, und überhaupt kaum einige Pfennige für den Tag beträgt. Die Kinder der Sklaven bleiben meist im Besitze des Eigenthümers der Mutter.

Im Jahre 1854 besserten sich die Verhältnisse insofern, als damals die Sklaverei in jeglicher Form als aufgehoben erklärt wurde und die bisherigen Sklaven alle Rechte freier Männer erlangten. Später, 1858, wurde ihnen durch besondere Verordnung der Weg zu den Behörden behufs Anbringung etwaiger Gesuche, Klagen etc. erleichtert. Trotzdem sind fast alle diese Anordnungen nur todte Buchstaben; in den östlichen Distrikten von Travancore besteht sicher noch Sklaverei, und auch die Lage der in den übrigen Theilen des Landes lebenden Pulayas ist schlecht genug. In manchen Gegenden dürfen sie die öffentlichen Wege nicht benutzen, in anderen werden sie bei Annäherung eines Mannes einer höheren Kaste von denselben heruntergetrieben und müssen sich im Dickicht verbergen, so daß es für sie sehr schwierig ist, von einem Orte zum andern zu wandern. Sind sie bei Arbeiten auf oder neben den Wegen angestellt, so müssen sie daselbst gewisse Zeichen anbringen, um die anderen Kasten vor ihrer Gegenwart zu warnen und auf deren Zuruf sich zurückziehen, um jene vorbeizulassen. Näher als 64 Fuß dürfen sie einem Angehörigen einer höheren Kaste nicht kommen. Der Besuch der Märkte ist ihnen verboten, ihre Hütten dürfen sie nicht nahe an öffentlichen Straßen bauen; wollen sie in einem Geschäft etwas kaufen, so legen sie das Geld in einiger Entfernung davon hin, rufen laut, was sie wünschen, und müssen sich nun zurückziehen, wenn der Verkäufer das Geld holt und an dessen Stelle die Waare hinlegt. Obgleich nominell der Erwerb von Eigenthum ihnen gestattet ist, so kommen sie doch nie zu solchem, weil die Früchte ihres Fleißes sofort von ihrem Herrn in Beschlag genommen werden.

Der Fehler der Gesetzgebung besteht darin, daß sie den Pulayas den nöthigen Schutz nicht angedeihen läßt und ihre Organe meist nicht zu Gunsten derselben einschreiten und damit stillschweigend die entwürdigende Behandlung derselben billigen.

Dabei spricht sich ein officieller Bericht der Regierung von Travancore vom Jahre 1875 sehr lobend über ihren Charakter aus; sie seien ein tüchtiger, arbeitsamer Menschenschlag und zeichneten sich häufig durch eine seltene Treue und Ehrenhaftigkeit aus, denen die über ihnen Stehenden nur nacheifern möchten.

Die Missionsbestrebungen, welche seit 1850 stattfanden, hatten einigen Erfolg, obgleich seitens der Sklavenbesitzer denselben möglichst und auf grausamste Weise entgegen gearbeitet wurde; die am Unterricht im Christenthume theilnehmenden Sklaven wurden auf das Entsetzlichste, manchmal bis zum Tode gepeitscht, die Lehrer wie Ausgestoßene behandelt, die Schulen niedergebrannt. Trotz aller dieser Verfolgungen wuchs die Zahl der zum Christenthume Bekehrten und um so mehr, als sich auch ihre sociale Lage durch Aufhebung der Sklaverei etwas besserte.

Im Jahre 1870 sprach sich der Missionär Maddox im Hinblick auf die bestehenden Gesetzesbestimmungen betreffs der Pulayas dahin aus: So kann nun der lange niedergetretene Sklave sich offen einen freien Mann nennen, seitdem diese Fesseln gelöst sind; er darf als Mann seine Straße wandeln und braucht nicht mehr, wie ich es so oft sah, durch Hecken, Gräben, über Mauern zu schleichen, in einer Weise, die mehr einem verfolgten Schakal entsprach, als eines menschlichen Wesens würdig war. Er mag nun die ersten Grundsätze der Selbstachtung lernen, nachdem es ihm erlaubt ist, sich als etwas Besseres, denn als Jedermanns Sklave zu bezeichnen, und darf nun auch seine Familie und sein Haus höher schätzen, seitdem er nicht mehr von der ersteren als von seinen „Kälbern“ und von letzterem als von seinem „Düngerhaufen“ zu reden braucht.

Diese Wünsche Maddox' waren aber noch im Jahre 1882 unerfüllt geblieben. Er selbst begründete 1871 in Kannit eine Schule zur Heranbildung der befähigtsten Knaben der Pulayas zu Lehrern, kehrte aber bald darauf wieder nach England zurück, worauf die Anstalt nach Tiruwella unter Leitung des Rev. Bower kam. Es sind einige brauchbare Leute daraus hervorgegangen, doch ist es fraglich, ob die Zeit für eine derartige Einrichtung schon gekommen ist, da ein Jahrhunderte hindurch in Knechtschaft und Unwissenheit gehaltenes Volk Zeit braucht, um zur geistigen Bildung fähig zu werden. Es bestehen überhaupt

51 Schulen, und von den 8424 zum Christenthum bekehrten Pulayas können 906 lesen, eine zwar geringe Zahl, doch werden die übrigen sorgfältig mündlich unterrichtet. Die Gründe für die kleine Zahl derer, die lesen können, sind verschiedene; im vorgeschrittenen Alter sind die Leute nicht mehr im Stande, es zu lernen, dann sind die Fähigkeiten bei dem langen Zustand vollständiger Verwahrlosung überhaupt noch ein oder zwei Generationen hindurch äußerst gering, und schließlich zwingt die excessive Armuth sie dazu, ihre Kinder so früh wie möglich auf Arbeit zu schicken. Dazu kommt noch: ihre Ausschließung vom Besuch der Märkte, die Schwierigkeit, ein Stück Land auf ihren eigenen Namen zu erwerben, das Verbot, die Straßen zu benutzen und sich selbst vor Gericht einzufinden, ganz wie dies für die noch heidnischen Pulayas gilt. Ein Christ gewordener Brahmine wird amtlich und öffentlich als Christ beurtheilt, der Pulaya nicht. Dabei ist die Schwierigkeit für die Regierung nicht zu verkennen, welche aus der Ignoranz der großen Masse der übrigen Gesellschaftsklassen erwächst, die ja glauben, daß das Zugeständniß allgemeiner Rechte an diese armen Geschöpfe ein schweres Unrecht gegen sie selbst sei.

Die große Mehrzahl der Bekehrten verrichteten die Arbeiten, zu denen sie zunächst angestellt gewesen, weiter, das, was sie sonst lernten, soll sie nur in Stand setzen, sich einmal selbst zu helfen; von der Erziehung und Anleitung, welche man ihnen jetzt angedeihen läßt, hängt die Stellung ab, welche sie dereinst zu behaupten im Stande sein werden.

Kürzere Mittheilungen.

Zur Mittelmeerfauna.

Herr H. von Maltzan hat auf einer Reise nach Creta die interessante Beobachtung gemacht, daß das große Tritonshorn mit rother Mündung (Triton Seguenzae Aradas), welches bisher nur als große Seltenheit von der Ostküste Siciliens bekannt war, dort so häufig ist, daß es allgemein den Hirten als Signalhorn dient. Dasselbe ist im vorderen Mittelmeer unbekannt. Es ist das ein weiterer Fall von Unterschied zwischen der Molluskenfauna des vorderen und des hinteren Mittelmeerbeckens, auf welchen bis jetzt noch viel zu wenig geachtet worden ist. Seither war es eigentlich nur von Massa gibbosula L. bekannt, daß sie im hinteren Mittelmeer häufig, im vorderen selten sei. Außerdem aber wußte man, daß an der Ostküste von Sicilien eine ganze Reihe Arten vorkomme, welche im tyrrhenischen Meere fehlen oder doch höchst selten sind. Von diesen dürfte man nun annehmen, daß wenigstens eine Anzahl von ihnen zu einer specifischen Fauna des griechisch-syrischen Meeres gehören und die ehemalige Trennung der beiden Meeresbecken andeuten. Bei Triton Seguenzae liegt der Fall aber besonders komplicirt dadurch, daß diese Art von dem westindischen Triton nobilis Conrad, das auch an den Capverden vorkommt, nicht oder kaum zu trennen ist, während sie sich von dem nahe verwandten Triton variegatus Lam. gut und sicher unterscheiden läßt; trotzdem fehlt sie in dem gut untersuchten vorderen Mittelmeer. Die Fauna des griechisch-syrischen Meeres ist bis jetzt nur noch sehr lückenhaft bekannt; eine genauere Erforschung ist besonders auch zur richtigen Würdigung der Tertiärfaunen unbedingt erforderlich. Sie erhält eine ganz besondere Bedeutung noch dadurch, daß Herr von Maltzan bei seiner Erforschung der marinen Molluskenfauna von Senegambien gefunden hat, daß die Mittelmeerarten dort nur einzeln und verkümmert auftreten, die Mittelmeerfauna also unmöglich von dort aus eingewandert sein kann.

Die Maßregeln zur Aufsuchung der „Dymphna“ und „Varna“.

Beinahe ein Jahr ist verflossen, seitdem man nichts mehr über die genannten Schiffe [1]), an deren Bord sich die dänische Expedition des Lieutenant Hovgaard und die nach Dicksonshafen bestimmte niederländische Polarexpedition befinden, gehört hat. In Dänemark ist man zur Entscheidung gekommen, erst im Frühjahr 1884 eine Expedition zur Aufsuchung der verschollenen Schiffe auszusenden, wenn bis zu Ende des laufenden Jahres kein Bericht über dieselben eingeht; in Holland dagegen hat man den Entschluß gefaßt, ein Dampfschiff zu mieten, um womöglich Hilfe zu bringen. Wiewohl das Polarcomitée die Angelegenheit fortwährend im Auge behalten hat, ist doch die Entscheidung ziemlich schnell erfolgt.

Hilfe über Land zu bringen, war nach Ansicht der russischen Regierung eine Unmöglichkeit; für den Seeweg war in Holland kein geeignetes Schiff zu finden (auch die „Varna“ fährt unter norwegischer Flagge); ein Kriegsschiff konnte nicht zur Verfügung gestellt werden, und so mußte man denn in fremden Häfen unterhandeln; am geeignetsten für den Zweck schien die „Ellida“, welche zu Hammerfest lag und im Nothfall binnen wenigen Tagen in See stechen konnte. Die hohe Forderung, welche von den Eigenthümern gestellt wurde, veranlaßte das niederländische Comitée, den Abschluß des Vertrages möglichst lange aufzuschieben. Da sich aber in Holland immer mehr Stimmen hören ließen, welche darauf drangen, die abwartende Haltung aufzugeben (die Hilfe, die der „Barents“ zu bringen bestimmt war [vergl. „Globus“, Bd. 43, S. 352, 44, S. 128] und unter Umständen leisten konnte, hielt man nicht für ausreichend), so wurde auf den 11. August eine Versammlung einberufen, welche über die zu nehmenden Maßregeln berathen sollte, jedoch als die Verhandlungen etwas langwierig zu werden drohten, den Vorsitzenden des Polarcomitées, Professor Buys Ballot, aufforderte, mit einigen von ihm anzuweisenden Fachmännern die Angelegenheit zu berathen und einen endgültigen Entschluß zu fassen.

Dies ist noch an demselben Tage geschehen; die „Ellida“ ist gepachtet gegen 450 Kronen täglich (mit einem Minimum von 20 000 Kronen); 5000 Kronen sind als Prämie für die Rettung der verlorenen Bemannung ausgesetzt, und für den Fall, daß das Schiff verloren geht, hat man eine Sicherheit von 150 000 Kronen bei der norwegischen Bank hinterlegen müssen; da die dem niederländischen Comitée zur Verfügung stehenden Baarmittel nicht ausreichten, hat Prof. Buys Ballot persönlich die nöthige Bürgschaft übernommen, zu deren Deckung jetzt Aufforderungen an die niederländische Nation ergehen.

Von dem Plane, die „Ellida“ durch einen niederländischen Marine-Officier (de Bruyne, früher Befehlshaber des „Willem Barents“) führen zu lassen, hat man, um keine Zeit zu verlieren, Abstand nehmen müssen. Die „Ellida“ hat Hammerfest am 22. August verlassen.

Nachdem der Verkehr zwischen Nowaja Semlja und Archangel eröffnet war, hatte die niederländische Gesandtschaft vernommen, daß unter den Samojeden das Gerücht verbreitet (und an die russische Expedition auf Nowaja Semlja mitgetheilt) sei, auf der Ostseite von Waigatsch habe ein Schiff überwintert; dieser Bericht wurde telegraphisch nach Holland

[1]) Vergl. „Globus“ Bd. 43, S. 16. 208.

übermittelt; in Folge dessen wurde noch eine direkte Anfrage an den Polizeimeister in Archangel gerichtet, der jedoch zurücktelegraphirte, daß bei der russischen Expedition nichts von der „Dymphna“ und „Varna“ bekannt sei.

Das meteorologische Institut hat indessen gemeint, noch weitere Maßregeln nehmen zu müssen und unterhandelte daher über die Aussendung eines zweiten Schiffes, des „Georg“, der zu Archangel lag, und am 28. August seine Fahrt in das Karische Meer angetreten hat. Derselbe soll an der Westküste von Waigatsch landen, damit seine Besatzung über Land das Karische Meer erreichen kann, im Falle die Zugänge noch geschlossen sind. Professor Buys Ballot resp. Schiffsbaumeister Huygens zu Amsterdam haben die Bürgschaft für Fracht und Assekuranz übernommen.

Nachschrift. In einem am 30. August aus Vardö (nördliches Norwegen) in Kopenhagen eingetroffenen Telegramme meldet Kapitän Weide von Sibiriakow's Dampfer „Obi“, er habe am 25. August die holländische Expedition bei der Insel Waigatsch (zwischen Nowaja Semlja und dem Festlande gelegen) aufgenommen. Die „Varna“ sei am 24. Juni auf $71\frac{1}{2}^0$ n. Br. und 63^0 ö. L. Gr. (also in der südlichen Hälfte des Karischen Meeres) gesunken. Die „Dymphna“ wäre den ganzen Winter daselbst eingefroren gewesen; an Bord befände sich aber alles wohl und hoffte man offenes Wasser zu erreichen. Die Besatzung der „Varna“ sei am 1. August von der „Dymphna“, wo sie offenbar gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte, geschieden und werde nun mit dem Dampfer „Nordenskiöld“ nach Hammerfest gebracht werden.

Es geht daraus hervor, daß der vielgerühmte „Handelsweg“ durch das Karische Meer nach dem Norden Sibiriens doch keineswegs alle Bedingungen eines solchen zur Genüge erfüllt; der wiederholten erfolgreichen Durchschiffung des Karischen Meeres sind jetzt eine Reihe von Fehlschlägen gefolgt, welche wahrscheinlich von der Fortsetzung jener Versuche zunächst abschrecken werden.

Baron Nordenskiöld's Entdeckung einer alten Karte auf Island.

Am 10. Juli empfing Mr. R. H. Major in London folgenden Brief von Baron Nordenskiöld, datirt Reykjavik d. 10. Juni 1883:

„Hochgeehrter Kollege! Eben als ich Dampf machte, um Reykjavik zu verlassen, zerbrach die Feder eines meiner Chronometer. Ich ging ans Land, um eine neue einsetzen zu lassen und, während ich wartete, erhielt ich die Nachricht, daß sich im Besitz eines Einwohners Aagen eine alte Karte befände. Ich begab mich sofort zu ihm und fand, daß sie aus dem Fragmente einer der Zeno's ähnlichen Karte besteht. Sie umfaßt ein Stück von Grönland mit den Namen Gni, Cher, Boier, Ther; Island vollständig, ohne Bres, Iscant, Mimant ꝛc.; England und Schottland, letzteres ohne die inkorrekte Erweiterung nach Osten. Breitengrade sind nicht darauf, aber Kompaßlinien, ähnlich wie die auf Andrea Bianco's Karte. Ein Theil von Friesland (?) oder Estotiland ist noch sichtbar. Ich kann hier ihr Alter nicht bestimmen, habe aber diesen wichtigen Fund an den Buchhändler E. Dahlgren in Stockholm gesandt, der ihn sofort vervielfältigen lassen wird. In größter Eile; der Anker ist schon gelichtet. Mit ausgezeichneter Hochachtung und Freundschaft.

A. E. Nordenskiöld.“

Zur Erläuterung dieses Briefes fügt Mr. Major, der gelehrte Herausgeber der Zeno'schen Reisen hinzu: „Im Jahre 1390 machte ein venezianischer Edelmann, Niccolò Zeno, auf eigene Kosten eine Reise in die Nordsee, mit der Absicht, England und Flandern zu besuchen. Er litt in einem Sturme an den Färoer-Inseln Schiffbruch und wurde durch Henry Sinclair, Earl of Orkney and Caithneß gerettet, in dessen Dienst er als Pilot trat. Nach einiger Zeit begab sich auf seine Einladung sein Bruder Antonio zu ihm, mit dem er noch vier Jahre zusammenlebte, während letzterer nach weiteren zehn Jahren in des Earls Diensten nach Venedig zurückkehrte und dort starb. Aus Niccolò's Briefe an Antonio und späteren Schreiben Antonio's an einen dritten Bruder, Carlo, ist die Erzählung der Reisen beider Brüder abgeleitet, in denen ein Besuch Niccolò's auf Grönland einen höchst wichtigen Theil bildet. Der ganze Bericht ist von Antonio ausführlich abgefaßt worden, aber ein Nachkomme von ihm, der wieder Niccolò hieß (geb. 1515), zerriß einst als Knabe diese Blätter, deren Werth er nicht kannte; nur einige Briefe blieben verschont, und so war er später im Stande, die Erzählung zu kompiliren und sie 1558 herauszugeben. Auch fand er im Palaste eine vom Alter stark beschädigte Karte vor, welche die Reisen erläuterte. Hiervon veranstaltete er eine Kopie, ergänzte dabei aber unglücklicher Weise auf eigene Faust, was er für nöthig hielt. Wie unheilvoll die Wirkung dieser seiner wohlgemeinten Mühe war, mag aus dem Umstande geschlossen werden, daß er den Namen Eslanda oder Estlanda (Shettland) falsch als Island las und nun in letzteres die dem ersteren angehörigen Namen einfügte; es sind dies die, welche Nordenskiöld als in seinem Funde fehlend ausdrücklich bezeichnet. Dieser Punkt ist wichtig in Bezug auf eine Karte, welche wirklich jene anderen Namen trägt, die er als an der Ostküste Grönlands verzeichnet aufführt, denn sie sind absolut identisch mit den auf Zeno's Karte an jener Küste befindlichen. Hierin liegt die Quintessenz des Werthes dieses interessanten Fundes, denn es giebt keine andere Quelle für die bemerkenswerthe Kunde von Grönland, die in einer so frühen Periode durch die Zeno'sche Karte dargestellt wird. Natürlich hängt alles von dem Datum des Nordenskiöld'schen Fundes ab. Die einzige hierauf bezügliche Vermuthung ist seine zufällige Beziehung auf die Karte des Venezianers Andrea Bianco, welche von 1436 stammt. Ist sie später als 1558, so ist ihr Werth höchst gering, da es dann kein Mittel gäbe zu zeigen, daß sie nicht aus der bereits publicirten Zeno'schen abstamme. Wenn früher, so gewinnt sie das höchste Interesse, denn es kann kaum daran gezweifelt werden, daß das Originalmanuskript der Zeni von Antonio's Tode bis zur Publicirung durch den jüngeren Niccolò unter den Familienreliquien im Palast zu Venedig gelegen, und der unvermeidliche Schluß müßte dann sein, daß dies sowohl wie der neueste Fund aus einer gemeinsamen, noch älteren Quelle stammen. Bedenkt man nun, daß das Datum von Zeno's Karte ein volles Jahrhundert früher ist als Columbus' Durchkreuzung des Atlantischen Oceans, und ferner, daß sie und die begleitende Erzählung nur die letzte bekannte Nachricht von den noch existirenden Ueberbleibseln der im Jahre 1001 n. Chr. gegründeten altnordischen Kolonien in Amerika und von ihrem fortwährenden Handelsverkehr mit Grönland bringen, so kann man sich über Nordenskiöld's Freude nicht wundern. Was ihn aber im Augenblicke mehr interessiren dürfte, ist die Begegnung des Zeno'schen Namen an der Ostküste Grönlands, denn da das Ostrebygd der grönländischen Kolonie, welches nach seiner Annahme an jener Küste gelegen, damals blühte, so müssen diese Namen, so unbestimmt sie auch sein mögen, seine Ueberzeugung und seine Hoffnungen bestärken. Wir müssen ihm in seinem edlen Unternehmen das beste Gelingen wünschen. Es durchzuführen bringt er die Schlußfolgerungen eines gelehrten und eifrigen Alterthumsforschers, die wissenschaftlichen Deduktionen eines erfahrenen physikalischen Geographen und ein Verfolgungs- und Ausharrungsvermögen unter größten Schwierigkeiten mit, die ihm in der Geschichte der Welt eine Stelle dicht hinter Christoph Columbus errungen haben.“

(„Proc. of the R. Geogr. Soc.“ Aug. 1883.)

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— In der Nacht vom 26. zum 27. August fanden nach Depeschen aus Batavia auf der vulkanischen Insel Krakatoa oder Rekata, welche in der Sunda-Straße zwischen Java und Sumatra liegt, gewaltige Ausbrüche statt, durch welche besonders der nördliche Theil der javanischen Provinz Bantam schwer gelitten hat. Durch die Fluthwelle wurde die Stadt Anjer (auf Java, an der engsten Stelle der Sunda-Straße gelegen) oder wenigstens deren europäisches Viertel und das Chinesenquartier von Merak (nördlich von Anjer) zerstört. Ein unaufhörlicher dichter Regen von Asche, Schlamm und Bimsstein richtete in Nord-Bantam große Verheerungen auf den Feldern, an Brücken und Wegen an und unterbrach die Telegraphenleitung zwischen Bantam und Batavia. In letzterer Stadt herrschte in Folge des Aschenregens eine mehrstündige dichte Finsterniß und die tiefer liegenden Quartiere wurden von der Fluth überschwemmt. Auch wird die Befürchtung ausgesprochen, daß die Navigations-Verhältnisse der Sunda-Straße, durch welche ein bedeutender Theil des chinesischen Handels, sowie dessen von Batavia, Singapur ꝛc. sich bewegt, große Veränderungen erlitten haben. Alle Leuchtthürme wurden zerstört und die Schiffahrt wird als gefährlich bezeichnet, so daß die Regierung sofort die Vornahme von Lothungen angeordnet hat. An Stelle der Insel Krakatoa fluthet jetzt das Meer und nördlich davon sind 16 neue Krater aufgetaucht.

Afrika.

— Nach einer Meldung des „Reuter'schen Bureaus" aus Zanzibar vom 31. August ist der im hamburgischen Auftrage reisende Dr. Fischer (s. oben S. 95) bereits aus dem Inneren wieder in Zanzibar eingetroffen. Danach kann er nicht weit vorgedrungen sein.

— Ueber Dr. Stecker's afrikanische Reisen (vgl. oben S. 144) tragen wir hier nach, was darüber der „Allgemeinen Zeitung" aus Massaua, 5. Juli, geschrieben wurde.

„Nach fast dreijähriger Abwesenheit in Abessinien ist Dr. Stecker gestern, am 4. Juli d. J., in Massaua wieder eingetroffen. Wenn es ihm auch nicht gelungen ist, bis Zanzibar oder zu den großen Seen durchzudringen, so ist sein Aufenthalt in Afrika keineswegs resultatlos gewesen. Er bringt für die deutsche afrikanische Gesellschaft nicht nur große Sammlungen mit, sondern auch genaue kartographische Aufnahmen von Gebieten, die vorher kein Europäer bereiste. Von Godjam aus besuchte Dr. Stecker Gudru, Kedida, Choro, Seka. Vom König Menelek gefangen genommen, welcher ihn für einen Spion Tekla-Haimanots hielt, verdankte er seine Befreiung dem damals noch lebenden Marquis Antinori. Zwischen den Galla-Völkern entrann Stecker mit genauer Noth der Emasculation, welche man dort den Gefangenen angedeihen läßt. Dr. Stecker entdeckte 60 Kilometer südlich von dem Zuai-See einen anderen, Mite genannten See. Die im Osten Abessiniens gelegenen Galla-Länder Komboltscha, Antscharo, Argobba, Tschaffa und Rikhe sind vor ihm auch noch von keinem Europäer besucht worden. Von allen diesen Ländern bringt Stecker genaue Karten mit. Sein Aufenthalt in Massaua wird noch einige Zeit dauern, da der Cholera wegen es jetzt nicht rathsam sein dürfte, Aegypten zu passiren."

Inseln des Stillen Oceans.

— Im Inneren von Amacata, der Hauptinsel der Duke of York-Gruppe, etwa drei Miles vom Strande ab einwärts lebt nach Mittheilungen des Herrn Weisser an Prof. Bastian (Verh. der Ges. f. Erdkunde zu Berlin X, S. 295) eine Urbevölkerung von etwa 800 bis 1000 Seelen, welche sich in letzter Zeit furchtbar gemacht hat. Dieselben gehen ganz nackt, sind bedeutend größer und stärker wie die Einwohner der äußeren Insel und von großer Wildheit. Sie sollen in Höhlen unter den Bäumen, theilweise auch in hohlen Bäumen wohnen und nur von Wurzeln und wilden Früchten leben. Als Waffe besitzen sie nur einen Speer von ca. 14 Fuß Länge mit Knochenspitze und von solcher Schwere, daß ein anderer Eingeborener ihn nicht gut regieren kann. Herr Weisser selbst sah den Speer von einem vor kurzem getödteten Manne dieses Stammes, welcher sich nach dem Strande verlaufen hatte und dort bei einem Angriff auf drei Arbeiter einer Faktorei durch einen Pfeilschuß getödtet worden war, und er muß sagen, daß er es nicht für möglich gehalten, daß man sich solch schwerer Speere bedienen könnte. Vor anderthalb Jahren waren mehrere Arbeiter der Faktorei von der Insel Mioko auf Amacata beschäftigt, als, wie ihm ein Augenzeuge erzählte, plötzlich Buschleute hervorbrachen und einen Mann mit einem Speerwurf durchbohrten, der dann von zweien auf der Schulter am Speer fortgetragen worden sei. Sie verzehren die auf solche Art getödteten Menschen. Vor etwa einem Jahr waren dann drei Matupi-Leute nach Amacata gekommen, um im Inneren Betelnüsse zu suchen, wobei zwei von den Buschleuten ergriffen, gespießt und gefressen wurden. Ein hierauf von Matupi mit etwa 100 Männern unternommener Rachezug nach dem Inneren endigte damit, daß hiervon nur etwa 20 lebend und unverrichteter Sache zurückkamen. An den Strand kommen die Buschleute nur, wenn sie sich verlaufen. Daß die Furcht der Küstenbewohner vor ihnen groß ist, beweist schon das, daß keiner zu bewegen ist, eine Tour in das Innere oder auch nur den Strand entlang nach der tiefen Bay am Südostende mit zu machen.

Nordamerika.

— Das Territorium Washington, das, abgesehen von Alaska, nordwestlichste Gebiet der Vereinigten Staaten, ist im Begriff, in die Reihe der Staaten aufgenommen zu werden und soll dabei den Namen „Tahoma" (dies ist die richtige Orthographie für Tacoma, den Namen einer Stadt dieses Territoriums) erhalten. Der Hauptgrund zu dieser Namensänderung ist der Umstand, daß kaum ein Staat oder Territorium der Vereinigten Staaten ohne einen Ort Washington ist. Tahoma ist ein indianisches Wort und bedeutet: „fast im Himmel"; so nennen die Indianer den Mount Rainier wegen seiner bedeutenden Höhe, die auf 4400 m geschätzt wird.

Berichtigung.

Am Schlusse des Artikels „Neu-Caledonien" muß es auf S. 140 heißen: „Mag nun die Zukunft Neu-Caledoniens sein, welche sie wolle, so wird diese Insel . . . . . mit ihren Nachbarkolonien in Australien und Neu-Seeland **niemals** rivalisiren können."

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIV. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Gallieni's Erforschungs-Expedition nach dem obern Niger.

(Nach dem Französischen des Kommandanten Gallieni.)

X.

Nango ist ein offenes Dorf; im Innern aber findet man einen von Marico und seinen Sofas bewohnten Tata. Dieser Marico ist ein Bambara aus Kaarta, der ziemlich jung in El Hadsch's Hände fiel und später einer der Sofa-Anführer Amadu's wurde; er vereinigte das Amt eines Steuererhebers und eines Kommandanten von Nango und Umgegend. Er kehrte — schnell genug für einen Neger! — schon am 3. Morgens zurück; der Bescheid aber, den er vom Sultan brachte, war ebenso wenig tröstlich wie der, welchen er selbst schon den Fremden gegeben. Doch kündete er ihnen an, daß zu ihrer Unterhaltung zwei Talibes eintreffen würden.

Diese kamen am 5. in der That. Der erste war Samba N'Diaje, ein ehemaliger Maurer aus Saint-Louis, der später Amadu's Oberingenieur geworden war und fast alle bedeutenderen Tatas der Toucouleur-Länder gebaut hatte; 17 Jahre vorher war er Mage's Wirth in Segu gewesen, in dessen Reisebeschreibung er eine große Rolle spielt. Der andere Gesandte, Bubakar Saada, war einer der hervorragendsten Talibes am Hofe des Sultans; er befehligte die berittene Leibwache Amadu's und übte einen großen Einfluß auf diesen aus. Sie überbrachten vier Ochsen, vier Tuabir-Hammel, 100 Maß Reis und 100 000 Kauris und setzten in längerer Rede auseinander, es sei Amadu's Gewohnheit, Besucher in einer gewissen Entfernung von seiner Hauptstadt anzuhalten, da er nicht so ohne Weiteres Jeden empfangen könne; man müsse sich nun einmal nach den Wünschen des Herrn richten, dessen Land man betrete. Uebrigens sei dieser höchst unzufrieden, daß die Mission das Gebiet seiner Feinde durchzogen und mit diesen unterhandelt habe. Die Straße durch Beledugu sei den Europäern verboten; wie Mage, hätten auch sie über Kaarta und Nioro marschiren müssen; wäre die Hauptexpedition über Murgula gekommen, so würde sie der Almamy Abdallah zur Umkehr gezwungen haben. Gallieni versuchte ihnen begreiflich zu machen, daß er die Route durch Beledugu nur gewählt habe, um den Weg durch Kaarta zu vermeiden, von dem er wußte, daß er durch die aufständischen Bambaras versperrt war, und bezeigte ihnen seine lebhafte Unzufriedenheit darüber, sich so auf seinem Wege aufgehalten zu sehen; schließlich bestimmte er die Abgesandten, seine besten Dolmetsche nach Segu mitzunehmen, denen er einschärfte, Amadu genau seine Klagen zu übermitteln. Am 13. kehrten sie zurück und brachten als Antwort des Sultans dieselben vagen Worte über den eingeschlagenen Weg und die Unterhandlungen mit seinen Feinden. Ueberdies aber berichteten sie, daß man in Segu sehr aufgebracht auf die Mission sei, und daß die Einwohner, besonders die Talibes, rundweg davon sprächen „diese vier Weißen verschwinden zu lassen, die mit den unversöhnlichen Feinden der Toucouleurs so paktirt hätten“. Amadu hatte von Abdul Bubakar, jenem franzosenfeindlichen Häuptling von Bossea, dessen wir schon im Eingang dieses Berichtes gedachten, einen Brief erhalten, in dem er mittheilte, daß Gallieni beauftragt sei, von allen festen Plätzen im Reiche Zeichnungen anzufertigen und die Wege aufzunehmen,

um einer späteren Expeditions-Kolonne den Marsch zu erleichtern; schon Gallieni's Anblick allein genüge, um dem Sultan den Tod zu bringen; in einer Hand habe er eine Höllenmaschine, die Alles durch bloße Berührung tödte; und was des Unsinns noch mehr war.

Danach war es unnütz und sogar gefährlich, auf seinem Willen zu bestehen. Man traf also alle Maßregeln zu einem längern Aufenthalte in Nango. Der alte Tiëbile, einer der reichsten Bambaras des Dorfes, wurde von Marico ohne Weiteres seiner Hütte, in der man sich niedergelassen, depossedirt. Die Behausung hatte gerade 4 m nach allen Richtungen und wenn die vier Matten nebeneinander lagen, konnte man sich nicht bewegen; man ließ daher vor der Hütte ein großes Strohdach errichten, um darunter die Tage zu verbringen. Die Mannschaft richtete sich so gut wie möglich in den benachbarten Hütten ein. Mussa kundschaftete in einer, eine Viertelstunde von Nango entfernten Pöl-Niederlassung eine junge Eingeborene aus, die schöne Aïssata, die jeden Morgen für einige Hundert Kauris eine große Flasche Milch brachte. Oft spazierten die Officiere bis zu diesem Orte, zum großen Schrecken Marico's, den sein Herr mit der Todesstrafe bedroht hatte, wenn jene Nango verließen. Die Pöls zogen durch ihre Lebensart das Interesse an; unter ihnen fanden sich einige schöne Typen. Mali z. B., eine jüngere Schwester Aïssata's, würde selbst in einer großen Stadt Europas sicherlich Aller Augen gefesselt haben.

Der Regen fiel in Strömen, und das Fieber, welches schon am 7. die vier Gefährten erfaßt hatte, wurde in seinen Anfällen immer häufiger. Die Pferde und Maulesel starben allmählich alle.

Mitte Juni ging Alpha Sega noch einmal nach Segu mit einem langen Briefe, in welchem Gallieni sich wiederum bemühte, das Mißtrauen des Sultans zu zerstreuen; er kehrte am 25. zurück und hatte einen kleinen Erfolg zu berichten: Amadu hatte den Brief „gut" gefunden und versprochen, seinen ersten Minister, den gelehrten Söïdu Diëylia, zu Unterhandlungen über einen Vertrag nach

Nango.

Nango zu schicken. Um seine Genugthuung hierüber zu bezeugen, beeilte sich Gallieni, ihm, trotz der Geringfügigkeit der ihm zu Gebote stehenden Mittel, ein Geschenk von 1000 Franken in Fünffrankenstücken und von acht Doppelflinten — die einstige Bewaffnung seiner Maulthiertreiber — zu senden. Ebenso sandte er 200 Franken an Söïdu Diëylia, 150 an Amadu's Mutter und einige weitere kleine Summen an seine hauptsächlichsten Räthe — kennt man doch den enormen Einfluß von Geschenken auf die Neger-Bevölkerungen dieser Gegenden, und die Toucouleurs machen, trotz ihrer gewohnten Großsprecherei, keine Ausnahme von der Regel.

Inzwischen erhält die Mannschaft täglich zwei Mahlzeiten von Lack-Lallo, einem abscheulichen, salzlosen Gericht der Bambaras; die Nahrung der Officiere bestand durchgängig aus Reis, Kuskus und Geflügel, doch verschaffte ihnen Tiëbile's alte Mutter öfters frische Eier, was für sie eine große Erquickung war. Da ihnen Bücher fehlten, so benutzten sie das Bischen Papier, welches noch zu ihrer Verfügung stand, um die topographischen Aufnahmen der Gebiete zwischen Senegal und Niger zu vervollständigen und sie mit Mage's und René Caillié's Itineraren, die andere Theile derselben durchzogen hatten, in Verbindung zu setzen. Ein Pöl lieferte ihnen werthvolle Aufschlüsse über die Gegenden abwärts von Segu, auf dem Wege nach Timbuktu. Gegen Ende Oktober erbot sich ein Sarrakolet-Kaufmann, gegen eine tüchtige Belohnung, einen Brief nach Saint-Louis zu bringen, der, wie man später erfuhr, im Januar 1881 dort eintraf und einigermaßen die Unruhe verscheuchte, in der man seit mehreren Monaten über das Schicksal der Mission geschwebt hatte.

Am 31. Oktober entschied sich Amadu endlich, sein Versprechen zu halten und sein erster Minister, Söïdu Diëylia, kam in großem Aufzuge in Nango an. Die Franzosen erwarteten ihn am Eingang des Dorfes unter einem großen Baobab im Mittelpunkt einer breiten Avenue, die für diese Gelegenheit mitten unter Dornen und Feldern freigelegt worden war. Marico war in großer Kriegsrüstung; auf den Schultern trug er einen Köcher roher Pfeile und in der einen Hand einen Bogen, dessen Sehne aus einem dünnen Bambustäbchen bestand, in der anderen eine Peitsche mit sehr kurzem Stiel, mit der er die Neugierigen forttrieb. Die

Dorfgriots standen in Reihen da, bereit, den prachtvollen Zug mit ihren unharmonischen Klängen zu empfangen.

Zuerst erschienen die Talibes zu Pferde, dann vier Kompagnien: Bambaras von Kaarta, Sofas, Bambaras

Die schöne Aïssata mit ihrer Schwester Mali und einem Pöl.

Brunnen in Soïa.

von Segu, berittene Pöls von Bachunu, alle in prachtvollen Gewändern und kriegsmäßig bewaffnet. Hinter dem ganzen Zuge erst ritt der Minister langsam einher, von einem Trupp Talibes umgeben. Er trug einen blauen Bubu und

einen dunkelblauen Turban, dessen Zeug das Gesicht außer den Augen verdeckte. Er hielt einige Schritte vor den Franzosen an und Gallieni begrüßte ihn, indem er ihm die Hand darreichte. Die Unterhandlungen dauerten bis zum 6. November und es gelang nach unaufhörlichen Diskussionen Séidu einen Vertrag abzunöthigen, der den Niger, soweit er Amadu's Besitzungen bespült, von seinen Quellen bis Timbuktu, unter französisches Protektorat stellte. Dieser Vertrag wurde französisch und arabisch aufgesetzt und von Allen, außer dem Sultan, unterzeichnet; Séidu nahm jedoch das Dokument nach Segu mit und versprach, daß in einigen Tagen alles abgemacht sei und daß man sich immer zur Abreise rüsten könne.

Ja, wenn man nicht mit Amadu's Langsamkeit und Unentschlossenheit hätte rechnen müssen! Hatte nicht Mage über zwei Jahre in Segu warten müssen, ehe jener sich entschied, ihn nach dem Senegal zurückreisen zu lassen? Im December jedoch war alles zum Aufbruch bereit und Amadu im Begriffe, endlich den Vertrag zurückzuschicken; da erfährt man plötzlich, daß die Bambaras gegen Nyamina, ein großes, den Toucouleurs unterworfenes Dorf am linken Nigerufer, zwei Tagemärsche von Segu, marschiren. Sofort zieht Amadu mit seinem Heere aus seiner Hauptstadt aus, schlägt beim Dorfe Fonji ein Lager auf und verweigert absolut, die Europäer ziehen zu lassen, ehe er wieder nach Segu zurückgekehrt sei, da er nur hier die nöthigen Anordnungen treffen könne, um sie „auf eine des Gouverneurs und seiner selbst würdige Weise zurückzuschicken". Ein verzweifelter Versuch Piétri's sich nach dem Lager durchzuschlagen, um persönlich zu des Sultans Ohre dringen zu können, scheitert an dem energischen Widerstande Marico's, der hierbei von den Sofas und fast der ganzen männlichen Bevölkerung von Nango unterstützt wird, und wieder vergehen Monate trostlosesten Harrens, während welchen das Fieber wüthet, und Tautain sogar von einem gefährlichen Gallenfieber mit Blutharnen erfaßt wird; und dabei fast vollständige Entblößung von jeglicher Medicin: nur einige Gramm Chininsulfat waren den Armen geblieben!

Noch schlimmer fast gestalteten sich die Aussichten, als gegen Ende Februar vom Almamy von Murgula die Nachricht in Segu einlief, daß eine starke französische Kolonne mit Kontingenten der Malinke-Völker in Kita eingetroffen sei, den Bau eines Forts begonnen und Gubanko bombardirt und zerstört habe. Diese Nachricht rief eine furchtbare Erregung gegen die Franzosen hervor. Aber Gallieni und seine Kameraden ließen sich nicht einschüchtern; ihre Lage war nachgerade so unerträglich geworden, daß sie auf eine oder die andere Weise zum Ende kommen mußten. Gallieni schrieb aber einen Brief nach Segu, worin er auseinandersetzte, daß jene Ereignisse sehr natürlich wären und er sie ja oft vorhergesagt habe; sollte der Gouverneur die Schmach, die man in Dio seinen friedlichen Gesandten angethan, ungerächt lassen? Seit neun Monaten sei man festgehalten; der Gouverneur, der nicht wisse, was aus ihnen geworden, habe einen Theil seiner Armee geschickt, um sie zu suchen und mit der Bestrafung der Beleris zu beginnen; vermuthlich würde die Kolonne bis an den Niger, ja bis Nango vordringen, um sie zu befreien; der Sultan solle aber auf vernünftigen Rath hören, den Vertrag unterzeichnet zurückschicken und die Weißen ziehen lassen; thäte er dies nicht, so würden diese, koste es, was es koste, aufbrechen, und den Widerstand der Sofas eventuell sogar mit Waffengewalt brechen; wohl wüßten sie, daß sie wenig zahlreich seien, aber wenn sie unterlägen, so würden sie gerächt werden, denn die französische Kolonne würde bald vor den Thoren von Segu sein.

Nagoba und ihr Bruder, Bambaras von Cissina.

Dieser Brief verfehlte seinen Zweck nicht; zwar rief er lange und stürmische Diskussionen hervor, aber die Klugheit trug doch schließlich den Sieg davon, am 10. März schickte Amadu den Vertrag, einige Tage später fünf Pferde, drei Lastochsen, Vorräthe an Reis, Hirse, Salz, Kauris u. s. w., und am 21. März 1881 sahen die Vielgeprüften endlich die Thore von Nango vor sich aufgethan!

Man ließ ein gutes Andenken im Dorfe zurück. Alle Einwohner, besonders die Bambaras, gaben dem Zuge das Geleit; Tiébile, seine Mutter und viele Andere drückten ihnen zärtlich die Hände, ja, der alte Häuptling, der noch die Zeiten gesehen, wo sein Stamm frei war, und der unter dem Joche der Toucouleurs seufzte, wagte zu äußern, wenn die französische Kolonne bis zum Niger vordränge, würden sie sich alle gegen die Muselmänner erheben.

Der Rückmarsch erfolgte längs dem Flusse ziemlich genau auf dem beim Kommen eingeschlagenen Wege. Ueber Soïa, wo die eigenthümliche Konstruktion eines tiefen Brunnens die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich zog, Niansonnah, Sugulani, Gonindo, Fugani, Diumansonnah und Niage erreichte man am 28. März — eine tüchtige Leistung in so kurzer Zeit! — Tadiana. Hier erfuhr man zum erstenmale, daß die Ankunft der Franzosen in Kita eine wunderbare Wirkung in all diesen Gegenden ausgeübt hatte;

die Bambaras fingen an, ihr Haupt gegen Amadu zu erheben, und selbst die stolzen Talibes waren ganz überrascht, die Weißen so schnell und so leicht nach Kita kommen zu sehen. Kampirt wurde in Cissina, einem Dorfe von 800 bis 1000 Einwohnern, wo Piétri, der vorausgeritten war, schon eine prächtige Hütte für seine Genossen hatte einrichten lassen. Der Platz, auf dem diese stand, war wörtlich vollgepfropft von Eingeborenen, die neugierig waren, die Weißen zu sehen, welche sie bei ihrem grausamen Tyrannen schon längst dem Tode geweiht glaubten. Unter ihnen befand sich ein fünfzehnjähriger Knabe, dessen Arme und Beine von einer ganz unverhältnißmäßigen Länge waren; es ist dies eine Eigenthümlichkeit, die man in diesem Alter fast bei allen Bambaras findet. Vallière zeichnete ihn ab, ebenso wie sein niedliches Schwesterchen Nagoba.

Der 29. März sah die Reisenden frühzeitig in Turella. Hier vertheilte Gallieni die paar tausend Kauris, die ihm noch geblieben waren, unter Kantara, einen der obersten Beamten Amadu's, der während des Marsches hierher für den Lebensunterhalt der Fremden zu sorgen gehabt hatte, den Steuererheber und den Dorfhäuptling, um sie zu beschleunigter Uebersetzung des Niger zu bestimmen. Beim Frühstück erfuhr man hier interessante Einzelheiten über die Ereignisse in Beledugu nach dem Ueberfall von Dio. Die Beleris hatten viel mehr Verluste gehabt, als man geglaubt, und außer den auf dem Schlachtfelde Gefallenen waren nachher noch sämmtliche Verwundete gestorben. Ferner war eine Blechkiste mit Zündröhren und Signalraketen beim Oeffnen mit der Axt explodirt und hatte große Verheerungen unter den Umstehenden angerichtet, verschiedene der Räuber hatten sich durch das Kosten von Medikamenten vergiftet, und viele endlich sich einem so unmäßigen Tafiagenuß hingegeben, daß sie todt niederfielen. Ueberdies war es bei der Theilung der Beute zu heftigen Streitigkeiten gekommen, ja man war darüber handgemein geworden. Zu diesen üblen Folgen des Ueberfalls gesellten sich später noch Furcht oder Gewissensbisse, denn die Häuptlinge von Beledugu ließen den größten Theil des geraubten Gepäcks in Ginina aufbewahren, um es einer späteren Expedition der Franzosen einzuhändigen.

Gegen Mittag langte man am Ufer an, bestieg unter enormem Zufluß von Eingeborenen die bereit liegenden Pirogen und war um 2 Uhr am andern Ufer des Dscholiba. Da war es ein wunderbares Schauspiel, wie die Mannschaft, sowohl Bambaras als Toucouleurs, sich vereinigte und, auf den Strom zeigend, schwor, dies sei das letzte Mal gewesen, wo sie Amadu's Gastfreundschaft genossen. Die armen Teufel hatten bei der Abreise von Saint-Louis an den Ruf von Großmuth, Pracht und Allgewalt geglaubt, in dem jener stand, und hatten nun während der 10 Monate in Nango Gelegenheit genug gehabt, die elende Existenz seiner Unterthanen kennen zu lernen.

In Nafadi bereiteten die Einwohner den Reisenden einen überaus warmen Empfang, brachten ihnen zwei Hammel und rüsteten den Leuten ein reichliches Mahl von Reis und Kuskus. Dieser Enthusiasmus war durch den Ruhm hervorgebracht, welchen den Franzosen die Affäre von Gubanko verliehen. Diese ausgezeichnete Stimmung benutzte Gallieni um die durch das Mißgeschick von Bammako und den Aufenthalt in Nango unterbrochenen Unterhandlungen mit den Malinkes wieder aufzunehmen. Und nicht nur hier gelang ihm dies mit ungeahnter Leichtigkeit, sondern auch in sämmtlichen übrigen Dörfern auf dem ganzen fernern Marsche beeilten sich Häuptlinge und Einwohner, den Schutzvertrag mit Frankreich zu unterzeichnen.

Kantara, Chef der Gefangenen an Amadu's Hofe.

Am 5. April endlich war man in Gubanko, nachdem man in 14 Tagen 500 km gemacht hatte!

Große Veränderungen hatten inzwischen im Lande stattgefunden. Die Einwohner von Gubanko hatten sich, entgegen ihrem Versprechen, gegen Tokouta erhoben; 300 Mann Infanterie, 20 Spahis und 4 Gebirgsgeschütze waren von Kita aus am 11. Februar 1881 angekommen und hatten das Dorf zerstört. Auf einem Fort nahe bei Makadiambugu wehte die französische Fahne, und die Grenze ihrer Herrschaft war weniger als 200 km vom Niger entfernt. In Goniokori, an der Fuhrt von Tukoto und in Badumbe waren Etappenrelais eingerichtet worden, so daß Bafulabe um so schneller erreicht werden konnte.

Am 23. April war man in Bakel. Hier mußte man auf die Fertigstellung der zehn Transportschiffe warten, welche die Mitglieder der Mission und andere Soldaten den Fluß hinabfahren sollten. Am 27. ging es fort, zuerst ohne Schwierigkeit; von Matam an aber befand man sich in Feindesland, und zwar waren die Uferbewohner um so feindseliger gesonnen, als der junge Toro-Fürst Amadu Abdul mehrere ihrer Dörfer heimgesucht, ca. 4000 Ochsen entführt und viele Gefangene gemacht hatte. Wenig fehlte, daß man sich gezwungen sah, von den Feuerwaffen gegen die Toucou-

leurs Gebrauch zu machen, welche die Schiffe anzuhalten versuchten.

Am 6. Mai kam man nach Salde und aus dem Bereich der Gefahr. Hier erwartete ein Dampfaviso, der

Die Toucouleurs von Futa versuchen die Schiffe der Mission anzuhalten.

„Archimède“, Gallieni und seine Gefährten, die dann am 12. Mai in Saint-Louis landeten und von ihren Kameraden freudig begrüßt und zu der endlichen Rückkehr beglückwünscht wurden.

Bei den Balavé auf Madagaskar.

(Nach meinem Tagebuche.) Von **J. Audebert.**

II [1]).

Bei den Hova sind drei Arten von Befestigungen üblich, welche man wieder in Küstenforts und Grenzfestungen eintheilen könnte. Die Küstenforts befinden sich meistens dort, wo Häfen das Einlaufen von Schiffen gestatten, mithin fremde Nationen verkehren. Sie sind verhältnißmäßig stärker erbaut, da sie wohl auch den Zweck haben sollten, in Kriegszeiten sich der Landung feindlicher Truppen zu widersetzen. Leider sind die Hova nicht in der Kriegswissenschaft vorgeschritten; waren diese Befestigungen auch vor hundert Jahren, als man weder Hinterladergewehre noch weittragende gezogene Geschütze kannte, vielleicht von einigem Nutzen, so sind sie der Ausrüstung unserer heutigen Heere und Flotten gegenüber werthlose Bauten, welche in wenig Stunden in Trümmerhaufen verwandelt werden können und sogar, anstatt ihren Vertheidigern Schutz zu gewähren, dieselben zusammenstürzend begraben oder ihnen wenigstens den Rückzug sehr erschweren, wie es ja neulich die Erfahrung in Madsanga (Mojanga), Tamatave, Foulpoint (Mavelona) und an anderen Punkten gelehrt hat. Es sind kreisförmige Bollwerke mit einem Durchmesser von 60 bis 80 m, denen das von den Franzosen um die Mitte des 17. Jahrhunderts gegründete Fort Dauphin als Muster gedient zu haben scheint; außerdem mögen auch hin und wieder Europäer bei der Erbauung mitgewirkt haben oder um Rath gefragt worden sein.

An den sumpfigen Küstenniederungen finden sich keine

[1]) Vergl. oben S. 124.

Steine vor, auch verstehen die Malgaschen das Lossprengen und Behauen derselben nicht; überdies aber wäre eine Beförderung derselben, wegen gänzlichen Mangels an Verkehrsanstalten unmöglich; daher dient als Material bei der Erbauung der Forts nur Holz, Geröll, Lehm und Muschelkalk. Die daraus geformte spröde Masse widersteht aber Kanonenkugeln gar nicht, und viel besser wäre es gewesen, die Hova hätten ihr Heil zwischen hohen und breiten Erdwällen gesucht.

Auf der dem Meere abgewendeten Seite befindet sich der in den Wall gestochene Eingang; er hat eine Breite von etwa 3 m und wird durch ein hölzernes Thor verschlossen. Den Verschluß sämmtlicher Thore, welche aus ganz roh zusammengefügten breiten und dicken Brettern hergestellt sind, bildet ein inwendig vorgeschobener Balken. Im Innern des Kreises stehen außer der Wohnung des Befehlshabers noch einige Gebäude zum Aufbewahren des Pulvers, der Waffen und für die Wachtmannschaften. Oben auf den Wällen liegen im Schmutz und Sande, überhaupt im jämmerlichsten Zustande die Kanonen, selten findet man noch eine brauchbare Lafette. Daraus erklärt sich auch, warum die Hova in Tamatave das Feuer der Franzosen nicht erwidert haben. Denn wenn auch aus einem solchen, im Sande halb begrabenen Ding ein blinder Schuß losgepufft werden kann, so läßt es sich doch kaum zum Zielen richten und ist im Kriege eigentlich gar nichts werth, zumal seine Tragfähigkeit sich nicht mit derjenigen neuerer Geschütze messen kann. Die Hova thaten also sehr wohl daran sich zeitig aus dem Staube zu machen, da sie sonst in ihrem Fort wie in einer Mausefalle gefangen oder zusammengeschossen worden wären. Außerhalb des Walles befinden sich die Strohhütten der Officiere und Mannschaften, und diese sind wieder mit ersteren zusammen durch Pallisaden umschlossen.

An einigen Orten, wo die Festungen auf einem Hügel liegen, und es sich überhaupt weniger um Abwehr der Europäer als der Eingeborenen handelt, z. B. an der Westküste, finden wir keine oder nur kleine Wälle, dagegen große, tiefe Gräben, welche bei Gefahr durch spitze Holzpflöcke oder hineingeworfene, abgehauene Kaktushecken unwegsam gemacht werden.

Wesentlich von diesen Festungen unterscheiden sich die Grenzforts. Dort sind gar keine Erdarbeiten aufgeführt, sondern sie bestehen aus drei, sich mit Zwischenräumen von ungefähr 30 m umschließenden Quadraten. Diese sind aus Pallisaden errichtet; die äußere besteht aus haushohen, mächtigen, tief eingerammten Bäumen, welche oben durchbohrt und durch hindurchgezogene Stangen eng mit einander verbunden sind; sie dient Nachts zur Aufnahme der Rinderherde und ist gewöhnlich mit kniehohem Kothe bedeckt, ein wahrer Sumpf. Die zweite Umzäunung ist schon schwächer, sie umfaßt die Behausungen der Garnison und die dritte, innere und schwächste begrenzt die Wohnung des Gouverneurs. An allen vier Seiten befinden sich Thore und die wenigen, ganz leichten Geschütze, welche man mit unendlicher Mühe nach diesen entlegenen Bergen schleppen konnte, stehen an denselben, wahrscheinlich um durch ihren Anblick Schrecken zu verbreiten, da Kugeln dazu nicht vorhanden sind und als Ladung höchstens eiserne Topfscherben und Kieselsteine zur Verfügung stehen. Uebrigens genügen diese Befestigungen gegen die wilden Völker vollständig, da dieselben den Gewehren der Hova in der Mehrzahl nur mit Lanzen entgegen treten können. Daraus, daß die meisten Forts gar kein Wasser haben, sondern dasselbe oft eine halbe Stunde weit geholt werden muß, glaube ich aber schließen zu dürfen, daß sich die Malgaschen auf einen plötzlichen Angriff beschränken und auf keine regelmäßige Belagerung einlassen. Ein solches Grenzfort haben wir auch in Ankara vor uns, und wir folgen nunmehr dem Laufe der Ereignisse.

Während wir in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, unser Gepäck ordneten und einige Lebensmittel von den zahlreich zusammengeströmten Dorfbewohnern eintauschten, tönte aus der Ferne quickende Musik an unser Ohr. Nach der Richtung hinblickend gewahrte ich, daß man die Flagge der Königin aufhißte. Der Flaggenmast befindet sich unmittelbar vor der Wohnung des Gouverneurs und ragt, weithin sichtbar, über alle Gebäude hinaus. Die Flagge gleicht einem großen schmutzigen Betttuche, denn Seife ist in diesen Gegenden selten. Sie hat einen rothen Rand und auf derselben stehen, ebenfalls mit rothen Buchstaben die Worte: Ranavalona manjaka, M'panjaka ny Madagascar. (Ranavalona manjaka, Königin von Madagaskar.) Zu gleicher Zeit erschienen zwei Abgesandte mit einer Einladung zum Mittagessen. Der eine, ein dünner, gelber, kleiner Hova, war der Sohn des Gouverneurs und trug als Kleidung einen schwarzen Leibrock, auf dem Kopfe eine rothe Zipfelmütze. Offenbar glaubte er damit den höchsten Anforderungen zu genügen, denn der untere Theil seines Körpers entbehrte jedes verhüllenden Schmuckes. Sein Begleiter war ein höherer Officier und in den landesüblichen Lamba gekleidet, was entschieden besser aussah. Während ich mich innerlich über die armen Menschen belustigte, fiel es mir mit Schrecken ein, daß es mit meinem äußern Menschen fast eben so traurig stand, und doch mußte ich daran denken, als Vertreter europäischer Civilisation anständig zu erscheinen. Da war aber guter Rath theuer, denn Feuchtigkeit und Dornengestrüpp hatten das ihrige gethan, um alles zu durchlöchern, was mir an Wollstoffen übrig blieb. Glücklicherweise entdeckte ich nach hastigem Umherwühlen in einer Kiste auf dem Grunde derselben noch einen brauchbaren weißen Anzug. Aber mein Hut sah entsetzlich aus. Ursprünglich ein Strohhut, war er grau und schwarz geworden und die Dornen hatten große Fetzen davon abgerissen; doch auch hierfür fand sich ein Auskunftsmittel. Der Anblick der Zipfelmütze brachte mich auf den Gedanken, den Strohhut mit einem sich vorfindenden rothen Taschentuch zu umhüllen. Zum Ueberfluß steckte ich noch meinen, mit großen rothen Siegeln versehenen amerikanischen Paß zu mir. Der erste Minister hat nämlich ein ähnliches Siegel, und schon öfter hatte ich die Erfahrung gemacht, daß, wenn auch die Hova mein englisches Schriftstück nicht lesen konnten, es ihnen vielleicht schon deßhalb, jedenfalls aber wegen der rothen Siegel gewaltig imponirte und nur mit dem größten Respekt angefaßt wurde. So war ich denn glänzend herausgeputzt; es war aber auch die höchste Zeit, denn schon kamen die seltsam quickenden Laute näher, ein großer Zug bog um die Ecke, voran seine Excellenz um mich abzuholen. Letztere befand sich in einem Tragsessel, gefolgt von ihren Officieren, hier Manamboninahitra genannt (sprich manambunatsch), von manana — haben und voninahitra — Ehren). Ich ließ den alten Herrn, ein kleines verschrumpftes Männchen, auf einem Feldstuhl Platz nehmen, und tauschte die üblichen Höflichkeitsphrasen mit ihm aus; dann machten wir uns auf den Weg nach dem Fort, voran die Musik, dann die Officiere mit Gewehr auf, sämmtlich einer hinter dem anderen, also im Gänsemarsch, der Gouverneur und ich machten den Schluß. Jener hatte mich bei der Hand gefaßt und, als die Musik einsetzte, fingen die Würdenträger nach ihrem Takte zu trippeln an, was gar eigen aussah. Auch das Männlein an meiner Seite begann so wundersam zu tänzeln und zu hüpfen, daß mir angst und bange wurde,

und ich, um nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen, es für gut hielt die seltsamen Kapriolen ebenfalls nach Kräften mitzumachen. Man denke sich den seltsamen Aufzug: auf beiden Seiten dicht gedrängt, stand das ob solcher Pracht entzückte Volk, die vor uns wackelnden Figuren trugen die merkwürdigsten Trachten — Röcke in allen Schnitten und Farben, bei einigen, die sich bis zum Frack verstiegen hatten, reichten die Schöße bis zur Erde, Beinkleider hatten die wenigsten, wenn aber solche vorhanden waren, so trugen sie das Hemd darüber und dieses lugte unschuldsvoll und neugierig einige Finger breit unter dem Rocke hervor. Andere trugen alte englische Helme, mehrere die schon erwähnte Zipfelmütze und die elegantesten schließlich balancirten auf ihren Häuptern mühsam einen lebensmüden und vielgeprüft aussehenden Cylinderhut. Nur der Gouverneur besaß Schuhwerk und zwar waren es gestickte Pantoffeln. Mir brach der Angstschweiß aus, denn meine Lachlust ließ sich kaum mehr zügeln; in einem so feierlichen Augenblick aber wäre alles eher erlaubt gewesen als zu lachen. Doch wir erreichten endlich das Thor der Festung. Neuer Schrecken für mich; wie sollte ich mit meinen weißen Kleidern über diesen Abgrund kommen. Während ich noch nach der Lösung dieses Räthsels suchte, watscheln die Hova mit ihren nackten Beinen durch die tiefe Jauche, lustig und ohne Unterbrechung quiekt die Musik, mich ergriffen vier starke Arme, der Gouverneur kroch auf den Rücken seines Leibsklaven und im Nu standen wir wohlbehalten drüben — das Räthsel war gelöst. Feierlich zogen wir durch die zweite Umzäunung, noch feierlicher durch die dritte und nahmen hier vor dem Flaggenmaste Aufstellung. Es ist bei den Hova Sitte, daß bei festlichen Gelegenheiten stets im Beginn zuerst die Königin von Madagaskar, dann der Landesvater des anwesenden Fremden, darauf der erste Minister von Madagaskar, die ersten Würdenträger des Reiches und schließlich der Fremde selber durch einen Tusch und Auf- und Abziehen der Flagge gegrüßt werden. Dabei hat jeder Rang oder militärische Grad seine besondere Melodie. Vorher ruft dann der Kommandirende stets Veloma (es lebe) und dann den Namen der betreffenden Person. Alles ging gut, bis die Reihe an mich kam. Veloma vahina! Allgemeines Stocken, gegenseitige Verlegenheit; was war mein Rang? Verzweiflungsvoll schrie ich Colonel, um ja nicht zu gering zu erscheinen, was meinen Zwecken sehr geschadet hätte. Unter Pfeifen und Dudeln ging die Fahne auf und nieder, ich war als Colonel begrüßt und die officielle Empfangsceremonie hatte damit ihr Ende erreicht. Wir begaben uns in das Haus des Gouverneurs. Dasselbe war nach Art der übrigen Hütten erbaut, jedoch zweistöckig und mit einer großen Veranda umgeben. Der obere Stock schien nicht bewohnt zu werden, der untere Raum bestand aus einem einzigen großen Gemache, welches auch als Schlafzimmer diente. In der Mitte war die Tafel errichtet und zwar war sie von solcher Höhe, daß sie mir bis ans Knie reichte. Alle nahmen ihrem Range nach Platz; ich kam links vom Gouverneur zu sitzen, und da das obere Ende für zwei Personen zu schmal war, hatte jeder von uns eine Tischecke vor sich, was nach unseren Begriffen allerdings nicht sehr bequem genannt werden kann. Zu trinken gab es nichts, da kein Wein vorhanden war und ich für Branntwein aufrichtig dankte. Dagegen war der Tisch mit Speisen über und über beladen. Man erblickte drei Arten Suppe, Spanferkel, Rinderbraten, Gänse und Enten, Hühner und Truthühner, Wildpret verschiedener Art, auch ein stinkendes, igelartiges Thier (Centetes), Fischreiher und geröstete Engerlinge. Als Gemüse dienten gekochte Maniokwurzeln und ebensolche unreife Bananen. Die Hauptschüssel aber bildete ein Ragout aus einem ungeborenen Kalbe, bekanntlich ein Lieblingsgericht der Hova. Der Gouverneur nöthigte mich tüchtig zum Essen; immer wieder schnitt er ein großes Stück Fleisch ab, biß erst einmal hinein, oder riß, besser gesagt, mit seinen zahnlosen Kiefern daran, um sich von seiner Schmackhaftigkeit zu überzeugen und legte es dann auf meinen Teller. „Noblesse oblige“, dachte ich jedesmal, seufzte innerlich und suchte möglichst diejenige Stelle in Angriff zu nehmen, welche mit den Zahnruinen meines freundlichen Wirthes nicht in Berührung gekommen war. Dieser dagegen, sowie seine Untergebenen, entwickelten eine bewundernswerthe Thätigkeit im Vertilgen der aufgeschichteten Leckerbissen. Dabei führte man mit vollem Munde eifrig die Unterhaltung, so eifrig, daß über den ganzen Tisch hinweg gesprudelt wurde. Hinter mir befand sich ein Dolmetscher, ein Jüngling, der in seiner Kindheit in Bourbon gewesen war. Der mir geläufigste Dialekt Madagaskars ist jener der Betsimsarak. Obwohl nun die Hova denselben ganz gut verstehen, so halten sie es doch unter ihrer Würde, ihn zu sprechen und die Vornehmen bedienen sich daher stets eines Dolmetschers. Leider stellte sich auch hier heraus, daß dieser weder Betsimsarak noch Französisch verstand — einige Phrasen von letzterem hatte er zwar behalten, aber ob er den Sinn begriff, war sehr zweifelhaft, denn ich überzeugte mich bald, daß er aufs Gerathewohl los dolmetschte, und zwar so ziemlich das Gegentheil von dem vorbrachte, was ich sagte. Ich wollte weder den Gouverneur noch den Dolmetscher verdrießlich machen, blieb aber nach dieser Entdeckung hartnäckig bei der Betsimsaraksprache, so daß sich der Gouverneur, dem wohl eine Ahnung des Sachverhaltes aufdämmern mochte, wohl oder übel entschließen mußte, mit mir in direkte Unterhaltung zu treten, wobei wir denn auch viel besser zurecht kamen. Nach Art der Hova war die Dienerschaft bei diesem Mahle äußerst zahlreich vertreten und zwar bestand sie aus lauter weiblichen Personen; hinter jedem Stuhle standen deren zwei bis drei und harrten der Winke des Gastes. Als es zu dunkeln begann, brachte man mannshohe eiserne Leuchter mit breiten Füßen und stellte sie um die Tafel herum. Oben hatten dieselben eine mit Rinderfett angefüllte napfförmige Mulde, in dieser befand sich auch ein aus Bast gefertigter Docht. Beim schwachen Scheine dieser Lampen erblickte ich in einer Ecke ein großes, aus Holz roh zusammengefügtes Gestell, welches die Hova als Bett zu gebrauchen pflegen. Aus demselben starrte uns aus glühenden schwarzen Augen ein weibliches Wesen unaufhörlich an; wie ich später erfuhr, war es die Frau des Gouverneurs, welche sich diesen seltsamen Beobachtungsposten ausgewählt hatte, um von ihm aus ungestört ihrer Neugierde fröhnen zu können. Endlich war die mir wirklich peinliche Mahlzeit beendet und es wurde auf einem Seitentische Kaffeegeräth aufgestellt; zum Kaffeetrinken aber kam es nicht, da kein Zucker aufzutreiben war und offenbar die Ansicht herrschte, Kaffee ohne Zucker könne einem anständigen Menschen nicht vorgesetzt werden.

Unterdessen hatte man für mich, unter dem Vorwande, ich sei im Dorfe zu großer Gefahr ausgesetzt, in der Festung selbst eine große Hütte herrichten lassen. Da ich jedenfalls gezwungen war zur Anwerbung neuer Leute hier einige Zeit zuzubringen, so war mir dies im Grunde nicht unangenehm, zumal ich von meiner Wohnung aus Gelegenheit hatte das Leben und Treiben im Hofe des Gouverneurs sowohl, als auch die auf dem Platze vor meinem Hause täglich stattfindenden Gerichtsverhandlungen zu beobachten.

Ankara lehnt sich nach Osten hin an einen dichten Urwald an, nach Westen hin fällt der hohe Bergrücken, auf

dem Dorf und Festung liegen, schroff gegen das unten sich ausbreitende Thal ab. Die Aussicht von dieser, von einigen alten Tamarindenbäumen beschatteten Felsplatte ist eine großartige. Nicht als ob sich eine reiche Abwechselung der Scenerie böte, oder imposante Gebirgsformationen mit reizenden Kaskaden und waldgekrönten Häuptern, an denen Madagaskar so reich ist, im Gegentheil, die ganze weite Gegend ist, so weit das Auge reicht, moorartig, nur mit vereinzeltem Buschwerk besäet und ganz im Hintergrunde deutet ein dunkler Strich an, daß dort sich gewaltige Bergmassen erheben. Aber das Ganze ist mit so eigenartigen Farbentönen angehaucht, trägt so sehr das Gepräge schrankenloser Unendlichkeit, daß es die Phantasie in hohem Grade belebt, die Brust entlastet, und unwillkürlich regt sich im einsamen Wanderer der Wunsch auf Flügeln diese gewaltige Einöde zu durchmessen. Leider haben die Hova diesen schönen Punkt nicht zu würdigen verstanden, sondern gebrauchen ihn zum Tödten der Rinder, so daß er durch faulende Eingeweide und Fleischabfälle verunreinigt, mit feilschenden schmutzigen Menschen und gierigen Hunden bedeckt, sich wenig zum Aufenthalt eignet. Unmittelbar am Fuße des Berges dient das Thal zur Reiskultur. Die dort aufgefangenen, von oben kommenden Bäche sind nicht ohne Geschick zur Bewässerung der Felder benutzt worden; diese sind durch Dämme begrenzt, welche das Wasser am Entweichen hindern und in dieses hinein wird der Reis gesäet. Auch andere Pflanzungen bemerkte ich in der Nähe; z. B. solche von Maniok, Bohnen, Wassermelonen und Kaffee. Da wo die Pflanzungen aufhören, beginnen die Weiden für die zahlreichen Herden, jedoch müssen diese unter Bedeckung bewaffneter Hirten hinausgeführt werden, da die Gegend sehr unsicher ist. Daher haben denn sämmtliche Rinder am Morgen den steilen Berg hinab- und am Abend wieder hinaufzuklettern. Hat es geregnet, so sind die fast senkrecht hinabführenden schmalen Pfade spiegelglatt und die schwerfälligen Thiere gleiten dann, theilweise auf dem Hintertheil, den Berg hinunter. Eben so schwer ist der Ausstieg; stürzt ein Ochse, so rutscht er oft wieder zurück, bis ihn ein Felsstück oder eine Baumwurzel aufhält. Wenn dabei nicht Hals- und Beinbrüche vorkommen, so ist es nur dadurch erklärlich, daß die Thiere von Jugend auf an diese Pfade gewöhnt sind und sich sofort niederlassen, wenn sie das Gleichgewicht verlieren, um sich vor dem Ueberschlagen zu sichern.

Das Dorf Ankara wird von einer Bevölkerung bewohnt, die aus allen umliegenden Stämmen zusammengemischt ist. Am zahlreichsten vertreten finden wir die Anteisaken, welche von hier aus die von den Balavé billig erhandelten Herden im Verein mit den Hova nach der Küste verkaufen und sich eines ziemlichen Wohlstandes erfreuen; dafür sprechen die geräumigen und sauberen Hütten, wie sie sonst in ähnlichen Dörfern selten vorkommen. Dieser Menschenschlag ist mit dem Stamme der Anteifassen eng verwandt. Es sind mittelstarke gelbbraune Gestalten, welche sich oft durch regelmäßige Formen und nicht unschöne Gesichtszüge auszeichnen; ursprünglich wild, kriegerisch und raublustig sind sie, seitdem sie unter theilweiser Botmäßigkeit der Hova stehen, sehr herunter gekommen und besonders an der Küste dem Trunke ergeben. Von Natur faul, scheuen sie jede ernstliche Arbeit und leben meistens vom Ertrage des Fischfanges. Die überzähligen Fische pflegen sie zu räuchern und dann im Inneren des Landes gegen Reis und andere Lebensmittel zu vertauschen. Man hat in Nossi-Kely den Versuch gemacht sie als Plantagenarbeiter zu benutzen, da sie nicht ohne Geschick für ländliche Beschäftigung sind, aber die meisten liefen nach Beendigung des ersten Monats mit dem erhaltenen Gelde davon, andere sogar wurden der Arbeit plötzlich überdrüssig und ließen nach 28 oder 29 Tagen die Löhnung im Stich, lieber als daß sie noch die wenigen Stunden bis zur Erlangung derselben das lästige Joch der Ordnung und Regelmäßigkeit getragen hätten. Immerhin bilden die Wohnungen dieser Leute einen wohlthuenden Gegensatz zu den überaus schmutzigen Behausungen der Hova, von allen Völkern Madagaskars die unreinlichsten. Daher sind auch fast alle mit Grind, Aussatz und anderen widerlichen Krankheiten behaftet, welche sie geradezu ekelhaft erscheinen lassen. Wenigstens werden die anderen Malgaschen vom Regen zeitweilig gründlich abgewaschen, viele baden auch mit Leidenschaft, aber der Hova hegt und pflegt seinen Schmutz unter den halbverfaulten Lumpen, welche ihm als Bekleidung dienen und mit denen er sich möglichst verhüllt. In Antananarivo und anderen Städten, wo sich europäische Civilisation bereits Bahn zu brechen anfing, hat sich hierin allerdings vieles zum Bessern geändert; aber das betrifft bei weitem den kleinsten Theil jenes Volkes, der größere dagegen ist von diesen Bestrebungen noch ganz unberührt. Was die Hova hauptsächlich über die anderen Bewohner Madagaskars stellt, ist nicht sowohl eine größere Gelehrigkeit oder höhere Begabung, sondern vielmehr die eigenthümliche Zähigkeit, mit der sie ihre Zwecke verfolgen. Sind auch nur Geiz, Habsucht und Herrschsucht die Motive ihrer geistigen Anstrengungen, so haben sie trotzdem Erfolge errungen, welche einer besseren Sache werth wären.

Die neuesten Golfstrom-Forschungen.

W. K. Der Golfstrom ist altbekannt, sein Einfluß auf das Klima Europas spielt seit hundert Jahren eine Hauptrolle in allen populären wie wissenschaftlichen Abhandlungen über das Klima Europas, aber eine gründliche Erforschung seines atlantischen Theiles durch Drakeuntersuchungen und Temperaturmessungen datirt doch erst seit drei Jahren. Die Tiefseeforschungen haben ja überhaupt erst 1856 begonnen, als es galt behufs Legung eines Telegraphenkabels sich eine Vorstellung von dem Boden des nordatlantischen Oceans zu verschaffen. Seitdem haben die seefahrenden Nationen in der Erforschung der Meerestiefen gewetteifert, eine ganz neue Fauna ist uns erschlossen worden und die Ansichten über die Vorgänge in großer Tiefe haben eine bedeutende Aenderung erfahren.

Ueber die Resultate der Golfstromforschungen ist bis jetzt verhältnißmäßig nur wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen; erst seit Kurzem beginnen Veröffentlichungen, welche einen officiellen Charakter tragen, in dem amerikanischen Journal „Science“ und hier und da hat einer der betheiligten amerikanischen Forscher in Vorträgen einige Andeutungen über die Hauptresultate gegeben. Es kann demnach keinem Zweifel unterliegen, daß die Bedeu-

tung des Golfstroms für unser Winterklima bisher ungeheuer überschätzt worden ist, indem man alle Wirkungen der allgemeinen Driftströmung auf seine Rechnung setzte, obschon die durch ihn bewegten Wassermassen neben denen der Driftströmung nur wie ein unbedeutender Bach erscheinen.

Die amerikanischen Golfstromforschungen an der Südküste Neuenglands, welche uns hier in erster Linie interessiren, sind mit den Fahrten von drei Schiffen verknüpft, dem „Blake“, dem „Fish Hawk“ und dem „Albatroß“. Der „Blake“ ist ein Schiff der amerikanischen Marine, 1877 nach den Angaben von Agassiz und Commodore Sigsbee zu Tiefseelothungen eingerichtet, seit 1880 speciell für den Golfstrom verwandt. Der „Fish-Hawk“ wurde eigens für die Zwecke der U. St. Fish Commission gebaut; da man aber zur damaligen Zeit den Versuchen zur künstlichen Fisch- und Austernzucht und der Fischerei in den Baien und Flußmündungen die Hauptwichtigkeit beilegte, erhielt er nur einen Tiefgang von 8 Fuß und konnte darum nur bei ganz ruhigem Wetter die offene See halten. Trotzdem er ganz schöne Resultate erzielte, begrüßt es doch die Wissenschaft mit der größten Freude, daß endlich im „Albatroß“ ein Schiff in Dienst gestellt worden ist, welches unter der Aufsicht einer wissenschaftlichen Kommission speciell für Tiefseeforschungen erbaut worden ist und allen Anforderungen der modernen Technik entspricht. Er ist als Brigantine aufgetakelt, 234 Fuß lang, hat einen Tiefgang von 12 Fuß und einen Inhalt von 400 Registertons; erbaut wurde er auf den Werften der Jones and Pusey Company in Wilmington. Der Rumpf, nach vorn wie nach hinten spitz zulaufend, so daß er, was beim Draken[1]) sehr wichtig, eben so gut nach hinten wie nach vorn laufen kann, ist ganz aus Eisen, im Innern mit sechs wasserdichten Abtheilungen. Die für die Naturforscher bestimmten Theile sind feuer- wie wasserfest gegen den Rest des Schiffes abgeschlossen und enthalten außer den Zimmern für vier Naturforscher, welche sehr geräumig und selbst zum Arbeiten mit dem Mikroskop hell genug sind, drei Stockwerke übereinander, welche durch Treppen verbunden sind. Die beiden oberen Räume dienen als Laboratorien, der unterste als Vorrathsraum, er kann durch eine besondere Vorrichtung im Nu mit Dampf gefüllt werden, um bei einer etwa ausbrechenden Feuersbrunst den Spiritus vor Entzündung zu schützen. Das ganze Schiff ist in der splendidesten Weise mit elektrischer Beleuchtung versehen, alle paar Schritte weit findet sich ein Edison'sches Glühlicht, so daß der Anblick bei Dunkelheit feenhaft ist.

Natürlich sind alle zur Forschung nöthigen Apparate in möglichster Vollkommenheit vorhanden. Der Hanf ist vollständig aus dem Dienst verschwunden; zu den Tiefseelothungen dient Klavierdraht, zum Draken ein Drahtseil. Die Anwendung des Stahldrahts wurde in der amerikanischen Marine schon 1849 von Lieutenant Walsh im „Tanen“ gemacht, aber mit dem ungünstigsten Erfolg; man konnte das Segelschiff nicht auf derselben Stelle halten und beim Stampfen brach der Draht regelmäßig. Mit der Anwendung von Dampfschiffen fiel dieses Hinderniß weg und schon 1874 führte Belknap mit der „Tuscarora“ bei seiner Forschungsfahrt im nördlichen Stillen Ocean ausschließlich Stahldraht, während der „Challenger“ trotz Thomson's Empfehlungen sich noch mit den unhandlichen und viel Raum wegnehmenden Hanfseilen abmühte. Eine sehr wichtige Verbesserung hat der um die Tiefseeforschung so sehr verdiente Sir Wyville Thomson eingeführt: die Länge des abgelaufenen Drahtes wird nicht mehr an Messingknoten gemessen, welche immer eine Verdickung des Drahtes bewirken und leicht brechen, sondern ein automatischer Apparat zählt die Umdrehungen des Cylinders, auf welchem der Draht aufgewickelt ist. Das Loth selbst ist natürlich nach dem Princip des Brook'schen Tiefseeloths konstruirt.

Zum Draken wenden die Amerikaner schon seit 1877 ausschließlich Drahtseile an; zum Sammeln von Seethieren dienen besonders zwei Instrumente, die Beam trawl, ein an einem Balken befestigtes Schleppnetz, das durch eine Reihe Bleikugeln auf dem Boden erhalten wird, während zwei vom Balken auslaufende Federn es offen halten — einige Seitentaschen im Inneren, die sich nach unten öffnen, verhindern das Entweichen gefangener Fische; — und die Rake Dredge, eine echte Drake von 4 Fuß Quadrat, welche aber den Boden nicht mit dem einen Balken aufrührt, sondern mit einem davor befestigten Rechen mit fußlangen Zähnen. Das Netz wird beim Draken durch einen nach unten offenen Sack aus Segeltuch geschützt, wie ihn schon vor dreißig Jahren Stimpson vorschlug. Außerdem hat man aber zum Sammeln von Seethieren noch mit großem Vortheil die sogenannten Tangles oder Swabs in Anwendung gebracht, welche zuerst Kapitän Calver auf der „Porcupine“ einführte, große Massen aufgedrehten Bindfadens, welche man auf dem Boden hinschleifen läßt, und in welchen sich die Bodenbewohner verwickeln.

Die mit diesen Apparaten erzielten Resultate waren überraschend. Zwar wurden die überspannten Hoffnungen nicht erfüllt, welche Agassiz in seinem bekannten Briefe aussprach; man fand weder lebende Ammoniten noch Echiniden und Krebse aus der Kreideperiode und auch Pleurotomaria nur in einem Stück, obschon man mit solcher Sicherheit auf massenhafte Exemplare dieser Gattung gerechnet hatte, daß Gray ein damals zu Verkauf stehendes Exemplar nicht für das British Museum erwarb, sondern es der Mrs. de Burgh zukommen ließ. Wohl aber ergaben schon die ersten Fahrten des „Blake“, daß längs des Golfstroms sich ein Ausläufer der tropischen Fauna nach Norden erstreckt, scharf begrenzt nach innen zu von dem veränderlich kalten Wasser der Küstenzone, nach außen zu von dem unveränderlich eiskalten Wasser der Tiefsee. Echt tropische Arten, den Gattungen Dolium, Marginella, Avicula 2c. angehörig, dringen mit dem am Boden immer noch 47—53° F. warmen Wasser bis in die Breite von Neu-England vor, und an manchen Stellen finden sich Seethiere so massenhaft, daß der „Fish-Hawk“ am 4. September 1880 etwa 75—80 Miles südlich von Marthas Vineyard mit acht Zügen des Balkennetzes so viel Thiere aller Klassen erbeutete, daß fünf Faß Alkohol nöthig waren, um sie zu konserviren. Der „Fish-Hawk“, der sich nur bei ruhigem Wasser hinauswagen kann, hatte nur fünfzehn Mal Gelegenheit zu Drakefahrten, trotzdem erbeutete er über 800 Arten Seethiere. Von diesen sind bis jetzt 650 Arten bestimmt, nämlich 70 Fische, 205 Mollusken, 90 Krustaceen, 60 Echinodermen, 35 Anthozoën, 65 Anneliden; über die Hälfte sind neu für die Wissenschaft oder doch für die amerikanischen Gewässer. Allerdings erwies sich das Jahr 1881 für diese Forschungen ungewöhnlich günstig; in 1882 suchten die Expeditionen vergeblich nicht nur nach manchen Seltenheiten, sondern auch nach Arten, die man im vorhergehenden Jahre an derselben Stelle und zur selben Jahreszeit massenhaft gefunden, wie namentlich größere Krebse (Euprognatha rastellifera, Collodes robustus, Catapagurus Sharreri, Munida caribaea, Pontophilus brevirostris etc.) und den Ziegelfisch (Tilefish, Lopholatilus). Professor Verrill giebt für diese eigenthümliche

[1]) Draken ist für das Arbeiten mit dem Schleppnetz bei den Malacozoologen schon lange eingebürgert und jedenfalls dem englisch-deutschen „Dredschen“ vorzuziehen.

Erscheinung eine befriedigende Erklärung. Im Winter 1881 auf 1882 tobte nämlich ein furchtbarer Orkan, welcher das Küstenwasser bis auf eine beträchtliche Tiefe aufwühlte; derselbe hat wahrscheinlich die kalten Gewässer in die warme, auch im Winter nicht unter 50° F. (= +10° C.) abgekühlte Zone des Golfstromes hineingetrieben und so die tropischen Arten vernichtet. Es wird von hohem Interesse für die Zoogeographie sein, ihr allmähliches Wiedererscheinen und ihre Zunahme in den alten Wohnstätten zu beobachten.

Die noch vielfach verbreitete Annahme, daß der Golfstrom in einem tiefen Bette fließe, ist durch die Sondirungen des „Blake" vollständig widerlegt. Derselbe fließt vielmehr auf einem Plateau, das sich allmählich bis zu 400 Faden Tiefe senkt und dann ganz plötzlich zu 2000 Faden abstürzt. Es beginnt bei den Bahamas und erstreckt sich, allmählig breiter werdend, bis Kap Hatteras; gegenüber Kap Canaveral ist es gegen 200 Miles breit, während man bei Kap Hatteras schon 30 Miles vom Lande 1000 Faden Tiefe findet. Nur in der Tiefe von 65—150 bis höchstens 200 Faden streicht der Golfstrom unmittelbar über den Boden hin und ist demgemäß die Temperatur auf dem Boden bis zu 53° F. erhöht. Die Breite dieser warmen Zone hängt durchaus von der Schnelligkeit der Bodensenkung ab; wo sich dieser, wie südlich von Marthas Vineyard, langsam senkt, ist er sehr breit, ebenso vor Carolina, bei Kap Hatteras sehr schmal; nördlich nach Neuschottland hin schwindet er ganz und scheint der Golfstrom den Boden nicht mehr zu berühren; damit hört natürlich auch die eigenthümliche Golfstromsfauna auf und tritt die arktische Tiefseefauna an ihre Stelle.

Sehr eigenthümlich ist die Beschaffenheit des Grundes; durchweg fehlt fast jede Beimengung von Schlamm, ausgenommen an dem Rande nach dem Ufer hin. Meistens ist es ein feiner Quarzsand, gemischt mit etwas Thon und den Schalen von Foraminiferen und Rhizopoden, unter denen Globigerina eine Hauptrolle spielt; Glaukonitkörner sind meistens in ziemlicher Anzahl beigemischt. Auf diesem Boden finden sich immer Mengen von Annelidenröhren, bald aus Sand, Schlamm und Kies zusammengebacken, bald nur aus einem pergamentartigen Sekret bestehend. An manchen Stellen brachte die Drake fast nur groben Kies, gemischt mit Spongien, Wurmröhren und Muschelschalen; solche Stellen erwiesen sich als ganz besonders reich an Thieren. Wieder andere Stellen ergaben nur grobe Kiesel und abgerundete Steinblöcke, bis zu mehreren Pfund schwer, Granite, Glimmerschiefer, Syenite ꝛc., meist mit Actinien bedeckt. Diese gröberen Substanzen sind wohl ausschließlich an Eisschollen festgefroren von der Küste heraustransportirt worden und bei deren Schmelzen zu Boden gefallen. Schlamm findet sich nur am Innenrand und die Grenze ist so scharf, daß man schon aus den Grundproben, auch ohne Thermometerbeobachtung, erkennen kann, ob man sich noch im Gebiete des Golfstromes befindet oder nicht.

Verschiedene Ursachen scheinen das zu bedingen. Zunächst verhindert die immerhin ziemlich heftige Strömung das Ausfallen der feinen Schlammtheile und führt sie hinaus in die tieferen Regionen. Dann aber wird auch der Boden immer wieder aufgewühlt, besonders durch Fische, welche entweder, wie die in drei Arten vertretene Gattung Phycis, den Boden nach Muscheln durchwühlen, oder sich, wie Macrurus, mit dem Schwanz voran in denselben einbohren; auch dann entführt die Strömung den Schlamm und läßt die Sandtheile zurück. Feiner Sand dagegen wird immer vom Strande aus hinausgeführt, da der trockene feine Sand ganz gut schwimmt und nicht selten in beträchtlichen Quantitäten in die zum Fang von Oberflächenthieren ausgeworfenen Treibnetze geräth.

Hier und da finden sich massenhaft Muschelschalen, bald ganz, bald zerbrochen. Die ersteren stammen aus den Mägen von Fischen, welche, wie Stockfisch, Flunder und die Phycisarten, die Zweischaler ganz verschlucken, das Thier verdauen und die Schalen wieder von sich geben, oder von Tintenfischen, welche dieselbe Gewohnheit haben und von denen Octopus Bairdi Ver. im Golfstrom sehr häufig ist; die zerbrochenen Schalen sind von großen Krebsen (Geryon, Cancer, größeren Pagurus) oder von Fischen zerbissen worden. Die Anhäufungen würden noch größer sein, wenn die Schalen nicht alsbald von Bohrschwämmen (Cliona) angegriffen und völlig zerstört würden.

Von bedeutendem Interesse sind auch die Sachen, welche nicht oder nur selten gefunden werden. So bringt die Drake nur selten Holz herauf, die niedersinkenden Holzstücke verfallen alsbald den Bohrmuscheln, insbesondere der Xylophaga, und werden vollkommen zerstört. Noch seltener sind Knochen von Wirbelthieren, obschon Delphine, Wale und große Knochenfische sich massenhaft im Golfstromgebiete finden; bis jetzt sind nur einige Haifischzähne und ein paar Otolithen von Fischen gefunden worden. Wie es scheint, zerstören niedere Seethiere nicht nur die Weichtheile — man braucht einen todten Fisch nur für ein paar Stunden ins Wasser zu hängen, um ihn durch Amphipoden ganz rein skelettirt zu erhalten, — sondern auch die Knochen; besonders die Echiniden sind auf Fischknochen versessen. Ihr Auswurf hat aber noch die Eingeweide so vieler anderer niederer Thiere, welche den Schlamm verschlucken und die darin enthaltenen organischen Theile verdauen, zu passiren, daß von den Knochen keine erkennbare Spur mehr bleibt.

Von Menschenspuren hat man bis jetzt nur hier und da Schlacken gefunden, welche von den Dampfern ins Meer geworfen wurden. Würden die Golfstromdepositen gehoben und von Paläontologen untersucht werden, so müßten dieselben also zu dem Schluß kommen, daß zur Zeit ihrer Bildung die Wirbelthiere nur durch wenige Fischarten repräsentirt gewesen seien.

Einen Beitrag zur Lösung einer lange ventilirten geologischen Frage liefern eigenthümliche Kalkkonkremente, welche durch die Drake heraufgebracht wurden, rundliche Stücke von verschiedener Größe, das größte, in 640 Faden Tiefe gefunden, 27″ lang, 14″ breit, 6″ dick, die übrigen meist viel kleiner. Sie bestehen petrographisch aus feinen Sandkörnern, welche durch Foraminiferenschalen zusammengekittet sind; erscheinen meist durch Eisen braun gefärbt und oft von Schwämmen und Anneliden angebohrt; nicht selten enthalten sie im Inneren Versteinerungen recenter Arten. Die chemische Untersuchung dieser eigenthümlichen Massen ergab einen Magnesiagehalt von 27 Proc.; sie sind also als recente Dolomite von unzweifelhaft submariner Bildung anzusehen und eröffnen für die Frage nach der Bildung des Dolomits einen ganz neuen Gesichtspunkt. Nicht uninteressant ist, daß sie auch einen ziemlich beträchtlichen Gehalt von phosphorsaurem Kalk enthalten, der wohl zweifellos von Wirbelthierknochen stammt.

Auf die Temperaturbeobachtungen einzugehen würde hier zu weit führen. Merkwürdig ist nur, daß nicht selten in 20 bis 40 Faden Tiefe eine kältere Schicht das warme Golfstromwasser überlagert, so daß das Wasser in 200 Faden Tiefe wärmer ist als oben. Die amerikanischen Forscher nehmen an, daß das Golfstromwasser in Folge der starken Verdunstung schwerer werde, als das übrige Meerwasser, und in Folge davon untersinke.

Kürzere Mittheilungen.

Schwedens Bevölkerung.

Das zuletzt erschienene Heft von „Sveriges officiela Statistik" enthält über die Bevölkerung Schwedens im Jahre 1881 eingehende Angaben, welchen wir die folgenden entnehmen: Die Gesammtbevölkerung betrug 4 592 205 Personen oder 1285 auf jede (schwedische) Quadratmeile, gegen 1173 im Jahre 1870 und 661 im Jahre 1800. Am dichtesten ist — mit Ausnahme des Stadtbezirkes Stockholm — Malmöhus Län bevölkert, nämlich mit 8522 Individuen auf die Quadratmeile; die niedrigste Ziffer weist Norrbottens Län mit 106 auf. Von den größeren Städten zählten Stockholm 176 745, Gothenburg 78 313, Malmö 39 512, Norrköping 27 231, Gefle 18 953, Karlskrona 18 413, Jönköping 17 089, Upsala 16 436, Lund 14 367 und Helsingborg 12 062 Einwohner. Seit 1861 hat die Zunahme der Bevölkerung gleichmäßig 1 Procent betragen, mit Ausnahme der Jahre 1868, 1869 und 1880, in welchen zufolge der starken Auswanderung eine Verminderung stattfand. Merkwürdigerweise verminderte im Jahre 1881 die Bevölkerung sich nicht, trotzdem die Anzahl der Auswanderer mit 45 992 größer als je zuvor und auch die Anzahl der Geborenen geringer war als im Vorjahr; dies Verhältniß hatte seinen Grund in der bedeutenden Abnahme der Sterblichkeit. Die Durchschnittsalterziffer ist seit dem Jahre 1861 bedeutend gestiegen; in jenem Jahre betrug dieselbe für Männer ziemlich 30 Jahre und für Frauen 34,65 Jahre, dagegen im Jahre 1881 resp. 34,17 und 38 Jahre. — In den nördlichen Provinzen wohnen 6600 Lappen und 16 412 Finnen. Nach den letzten Zählungen fanden sich in Schweden: 1918 Baptisten, 297 Mormonen, 86 Separatisten, 40 französische und 150 englische Reformirte, 573 Katholiken, 30 griechische Katholiken, 440 Dissidenten und 1836 Juden. Die Anzahl der Irrsinnigen betrug 8990, die der Blinden 3359 und die der Taubstummen 4266. Von der ganzen Bevölkerung wohnten 3 861 000 Personen auf dem platten Lande und 791 000 in den Städten; von den ersteren beschäftigten sich aber nur 2 308 790 mit der Landwirthschaft und deren Nebenbeschäftigungen, also ungefähr die Hälfte der Bevölkerung. Die Anzahl der Grundbesitzer betrug 213 484 mit 602 842 Familienmitgliedern. Bei der Industrie und im Bergwerksbetriebe waren 410 371, beim Handel, Schiffahrt und Verkehrswesen 139 916, bei der Post, beim Telegraphen-, Zoll- und Bankwesen 23 235, als Seeleute 41 883, als Hotelwirthe, Fuhrleute, Träger &c. 17 181 Personen beschäftigt. Der Staatsverwaltung und dem Vertheidigungswesen gehörten 217 089 Personen an, davon waren 29 474 Geistliche und Kirchenbedienstete, 1275 Hofbeamte, 38 143 Civilbeamte und 148 196 Personen gehörten der Armee und Flotte an. Lehrer wurden 23 671, Künstler und Literaten 3128, Aerzte, Thierärzte, Apotheker und Lazarethpersonal 10 557 gezählt. W. F.

Die Bucht von Tobruk.

Zwischen der Cyrenaica und Alexandrien, in der alten Landschaft Marmarica, liegt unter 24° ö. L. Greenw. die bisher noch wenig bekannte Bucht von Tobruk (Marsa Tebruk oder Trabucos), auf welche neuerdings G. Schweinfurth (s. oben S. 95) aufmerksam gemacht hat. Dieselbe wurde zu Anfang April d. J. von dem deutschen Kanonenboote „Cyclop", an dessen Bord sich jener Afrikareisende befand, besucht; ihrer Beschreibung durch Kapitän-Lieutenant Kelch (Annalen der Hydrographie XI, S. 403 f.) entnehmen wir Folgendes:

Marsa Tebruk ist eine der wenigen Buchten der gesammten afrikanischen Nordküste, welche Schutz gegen Wind und Wetter gewähren; sie verdient daher weit mehr bekannt zu sein, als sie es augenblicklich noch ist. Bei einer Länge von zwei Seemeilen und einer fast überall gleichmäßigen Breite von sieben Kabellängen ist sie nur zwischen O zu S bis SO zu O offen, sonst durch die einschließenden 60 bis 150 m hohen Berge gegen alle übrigen Winde gut geschützt. Die Tiefe flacht sich von der Hafeneinfahrt an von 16 m nach innen zu allmählich ab. Der Ankergrund ist überall Sand, an der ganzen Südseite kann ein Schiff bis dicht an die steil in die See fallenden Kalkfelsen heranfahren. Die Ansteuerung von Tobruk bietet wegen der fast überall gleichgeformten und der gleich hohen Küste selbst bei genügendem Besteck und sichtigem Wetter Schwierigkeiten. Zum Ansteuern des Hafens empfiehlt sich besonders der nach See weit sichtbare „Tumulus", jedenfalls ein früherer altgriechischer Leuchtthurm, nach seinem Fundamente und den umhergestreuten behauenen Steinen mit verwitterten griechischen Inschriften zu urtheilen; viele dieser Steine sind zu den dort in der Nähe befindlichen größeren arabischen Gräbern verwendet worden. Die Regierung von Benghazi thäte ein gutes Werk, die behauenen Steine wieder aufeinander zu schichten, damit eine bessere, nicht zu verwechselnde Landmarke wieder hergestellt wird, und es wäre auch bei dieser Gelegenheit aus den Inschriften der Steine das Alter des umgestürzten Thurmes zu erfahren. Das im Nord-Westen der Bucht liegende alte verfallene Saracenen-Kastell ist das einzige überhaupt vorhandene Gebäude und dient einem kleinen Trupp irregulärer Gendarmerie als Aufenthalt. In seiner Nähe wie auf der südlichen Seite der Bucht waren noch einige Zelte von Nissa-Beduinen sichtbar; auf der nördlichen Landzunge weideten größere Herden von Ziegen und Schafen, sowie kleine Kameelherden; auf der Südseite sah man in einem Thale nahe dem Meere einen Trupp brauner Rinder weiden; im Ganzen wurden gegen 1000 Stück Vieh gezählt.

Der Verkehr in Tobruk ist sonst gleich Null zu rechnen; ab und zu kommt ein Fahrzeug oder eine kleine Karawane mit den wenigen Bedürfnissen für die anwesenden Beduinen und tauscht sie gegen Vieh ein. In Folge der geringen Regenmenge des letzten Winters waren die gesammten Thäler und Schluchten trocken geblieben und der sonst gut angelegte Pflanzenwuchs war sehr zurückgeblieben; nur zwei kümmerliche Gerstenfelder wurden bemerkt. Hervorgehoben zu werden verdient, daß unter den augenblicklich vorgefundenen Pflanzen der Seidelbast (Thymelea hirsuta) als Strauch bis zur Mannshöhe üppig fortkam. Es ist dieses eine Pflanze, welche wegen ihres festen Bastes und ihrer großen Häufigkeit im gesammten Mittelmeergebiete noch berufen zu sein scheint, in der Industrie eine Rolle zu spielen. In vielen der Thäler und Schluchten wurden zahlreiche, interessante, bisher unbekannte Versteinerungen vorgefunden, welchen zufolge die Formation des Tobruker Gebirges eine mitteltertiäre, miocäne ist. Das ganze Gebirge scheint unterirdische Hohlräume zu enthalten; einige derselben waren Höhlen, die im Winter jedenfalls zu Wohnorten dienen, wie die rauchgeschwärzten Wände und der in ihnen angehäufte Mist vermuthen lassen; andere hingegen wieder waren cementirt und dienten wohl früher wie noch jetzt als Cisternen. Die an der Südseite befindlichen größeren und kleineren tiefen Buchten sind Ausläufer der Thäler und haben annähernd einen Fjord-Charakter; die sie einrahmenden Felswände sind stark von der Brandung unterwühlt. Eigenthümlich sind sämmtlichen

Einbuchtungen die an den inneren Seiten vorhandenen brakigen Lagunen.

Vom Thierleben war nicht viel sichtbar: Felstauben, kleinere Zugvögelarten und eine entsprechende Anzahl von Raubvögeln war Alles, was die öden mit Geröll bedeckten Berge belebte.

Die Annexion und bevorstehende Erforschung von Neu-Guinea.

Die englische Regierung hat die Annektirung von Neu-Guinea durch die Kolonie Queensland (s. oben S. 80) nicht anerkannt und ebenso das von Victoria geforderte Protektorat über die Neu-Hebriden, sowie über die Salomonsinseln, Neu-Britannien und Neu-Irland zurückgewiesen. Mr. Gladstone erklärte am 2. Juli dieses Jahres im Unterhause das Vorgehen von Queensland für gesetzlich null und nichtig und durch die Zeitverhältnisse nicht geboten. Der Kolonialminister Earl of Derby sprach sich gleichzeitig im Hause der Lords in ähnlicher Weise aus. Als Gründe galten ihm: 1) die Kosten für Verwaltung, Schutz u. s. w. würden bei einem so ausgedehnten und in Inseln zertheilten Areale sehr bedeutend sein und am Ende doch immer nur dem Mutterlande ohne ein Aequivalent zur Last fallen; 2) der Charakter des Inneren der Inseln sei zu wenig bekannt, und die Feindschaft der Eingeborenen lasse die Okkupation, wenn auch nicht gerade schwierig, so doch keineswegs wünschenswerth erscheinen; 3) die australischen Kolonien ständen zur Zeit durch ihre verschiedenen politischen Einrichtungen gesondert wie fremde Staaten zu einander; bevor sie nicht ähnlich wie Kanada, sich föderirt hätten, könnten sie, einzeln, die Regierung und Verwaltung fern liegender Inseln nicht übernehmen und ausüben; 4) keine andere Macht gehe zur Zeit mit dem Plane um, Neu-Guinea oder die anderen in Rede stehenden Inselgruppen zu annektiren, und England würde es auch als einen sehr unfreundlichen Akt ansehen, wenn es geschähe. Indeß sei die Regierung willens, dem Gouverneur von Queensland ausgedehntere Vollmacht zu ertheilen, damit er unter Umständen sofort handelnd eingreifen und namentlich englischen Unterthanen auf den Südseeinseln wirksamen polizeilichen Schutz gewähren könne[1]). Bei der doppelten politischen Strömung im derzeitigen englischen Ministerium war es die radikale Partei, welche mit ihrer Ansicht: England müsse von jeder weiteren territorialen Ausdehnung absehen, durchdrang.

Man ist in Australien über diesen Ausgang in hohem Grade entrüstet, und die Presse ohne Unterschied greift das Gladstone-Ministerium in heftigster Weise an. Die radikale Partei in England, sagt man, verwechselt Kolonisation mit Eroberung, und zwischen beiden ist doch ein himmelweiter Unterschied. Frankreich z. B. erobert, wenn es in Tonking ein von Millionen halbcivilisirter Menschen bewohntes Land mit Feuer und Schwert zwingt sich zu unterwerfen und unter der Macht des Eroberers zu leben. Anders (!?) ist die Politik einer Nation, welche ein großes Landgebiet, das nur von wenigen, der Jagd und dem Fischfang ergebenen Wilden zerstreut bewohnt wird, vor ihren Thoren liegen sieht und sich dort ansiedelt, um es für Kultur nutzbar zu machen. Was bedeutet die Annexion einer Insel durch eine der australischen Kolonien? Sie bedeutet einfach, daß ein um so und so viel größeres Areal von Pionieren der Civilisation besetzt und für die zukünftige Okkupation der angelsächsischen Rasse vorbereitet wird. Sie bedeutet, daß der Farmer, der Pflanzer, der Squatter und der Bergmann die Quellen eines Landes in mäßiger Weise ausnutzen will. Sie bedeutet, daß die Missionare in ihren Bemühungen, die Eingeborenen zu bekehren und zu civilisiren, beschützt und ermuthigt werden sollen, und daß dem scheußlichen Menschenhandel, welcher von dem Kehricht (offscourings) der kolonialen Bevölkerung in der Südsee betrieben wird, ein Ende gemacht werden soll. Sie bedeutet, daß auf diesen Inseln Gesetz und Ordnung an Stelle bisheriger Anarchie und roher Gewalt treten soll. Jeder Missionar weiß, daß die Anwesenheit nur einer Magistratsperson und weniger uniformirter Schutzleute die beste Garantie für Frieden und Gerechtigkeit gegen die Eingeborenen auf jeder Insel und in jedem Distrikte ist. Die von dem Earl of Derby vorgebrachten Gründe, sagt man, sind trivial und hinfällig. Wenn solche Gründe im Rathe Großbritanniens immer gegolten hätten, so würden heute die australischen Kolonien nicht existiren und selbst die große angelsächsische Nation jenseit des Atlantischen Oceans nicht entstanden sein. Daß die Kolonien des australischen Kontinents zur Zeit noch nicht föderirt sind, mag aus manchen Gründen zu bedauern sein, aber was hat das mit der Annexion von Neu-Guinea durch Queensland zu thun. Diese Insel ist von der City of Brisbane aus viel leichter zugänglich als das große Gebiet des fernen Westens von Queensland. Wenn der Earl of Derby unbesorgt ist, daß eine andere Macht von Neu-Guinea u. s. w. Besitz ergreifen werde, so kennt man in Australien die gegenwärtig in Frankreich herrschende Stimmung besser. Die Etablirung der britischen Macht mit dominirendem Einfluß im Westen der Südsee ist für die sittlichen, materiellen und defensiven Interessen der australischen Kolonien eine Frage von großer Bedeutung, und die Kolonien werden nicht dulden, daß eine Angelegenheit von so vitaler Art der Konnivenz gegen eine Klique in einem schwankenden Ministerium geopfert werde.

Dies ist, wenn man von weiteren Invektiven absieht, das Raisonnement der australischen Presse, welches die öffentliche Stimmung korrekt wiedergiebt.

Man ist in Australien keineswegs Willens, sich dem Ausspruche der englischen Regierung zu fügen, namentlich in Betreff Neu-Guineas, dessen Annektirung man als ein fait accompli ansieht. Und dies wird es sein, wenn die Forschungsreisen in Neu-Guinea, welche jetzt von mehreren Parteien unternommen werden sollen, gute Resultate liefern. Bis jetzt weiß man über die Bodenbeschaffenheit, die klimatischen Verhältnisse, überhaupt über den relativen Werth oder Unwerth des Inneren dieser Insel so gut wie gar nichts; Vermuthungen nützen hier nicht. Diejenigen, welche von den sumpfigen, vom Fieber beherrschten Küsten einzudringen suchten, kamen nicht weit, und was sie sahen, kann zu keiner Ansiedelung Veranlassung geben.

Die Forschungsexpeditionen, welche jetzt nach Neu-Guinea abgegangen sind und abgehen sollen, sind folgende:

1) Die Mrs. Wilson und Mackinnon, Besitzer der in Melbourne erscheinenden „Melbourne Argus“ und „The Australasian“, der bedeutendsten Zeitungen auf der südlichen Hemisphäre, haben auf ihre Kosten eine Expedition ausgerüstet, deren Leitung Kapitän William E. Armit, R. N., übernommen hat. Er begab sich am 20. Juni von Cooktown, einem Seehafen am Endeavour R. in 15° 28′ südl. Br. und

---

[1]) Aus Melbourne geht uns unter dem 3. Juli folgende Nachricht zu: Wie von einem der Missionare, welche auf der zur Gruppe der Neu-Hebriden gehörigen Insel Elato stationirt sind, berichtet wurde, suchten Franzosen große Strecken Land an der dortigen Pango Bay anzukaufen. Als sich die Eingeborenen dagegen sträubten, zwangen sie sie zum Verkaufe oder eigneten sich das Land ohne Weiteres an. Ebenso behaupteten die Franzosen, daß die kleine Insel Tiriki im Villi Harbour, welche vor einer Reihe von Jahren von den Missionaren angekauft und zu einer Missionsstation eingerichtet wurde, von ihnen erworben sei. Die englische Regierung, sofort telegraphisch benachrichtigt, hat den Commodore der in Sydney stationirten Südseeflotille, Kapitän Jas. E. Erskine, mit der Untersuchung dieser Angelegenheit beauftragt. Gleichzeitig ist sie durch ihren Gesandten bei der französischen Regierung vorstellig geworden; letztere wolle, falls die Untersuchung den Vorgang bestätige, Remedur eintreten lassen und ihre Unterthanen verhindern, Eingriffe in das Eigenthum englischer Unterthanen auf den Inseln Elato und Tiriki zu machen. Damit hätte die Kollision begonnen, ähnlich wie früher auf den Loyalty Islands.

145° 25' östl. L. Gr., nach Thursday Island in der Torresstraße, und von da am 26. Juni nach Neu-Guinea. Kapitän Armit war früher Beamter in der „Queensland Native Police" und gewann in dieser Stellung große Erfahrung im Buschleben und im Verkehr mit Eingeborenen. Außerdem hat er sich in der australischen Presse als Schriftsteller hervorgethan, und verbindet mit scharfer Beobachtung angenehme Darstellungsweise. Man verspricht sich in Australien aus seiner Feder einen sehr interessanten Reisebericht.

2) Ende Juni beschloß auf einem Meeting in Sydney eine Anzahl Kolonisten die Aussendung einer Expedition nach Neu-Guinea auf ihre Kosten. Dieselbe soll im Inneren der Insel nach Gold und anderen Mineralien, sowie nach gutem Lande für Zuckerplantagen u. s. w. forschen.

3) Ebenso beabsichtigt die „Royal Geographical Society" in London eine Expedition zur Erforschung des Innern von Neu-Guinea auf ihre Kosten auszusenden und hat dem Mr. Hodgkinson, einem bekannten und bewährten Explorer in Queensland, die Leitung angetragen.

Henry Greffrath.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Bisher suchte man das Vorgebirge und Heiligthum Artemision, unweit dessen im Jahre 480 v. Chr. die Griechen unter Eurybiades sich zuerst mit den Persern zur See maßen, an der Nordspitze Euboeas, dem heutigen Kap Pontikonisi. So Heinrich Kiepert. Ulrichs und Bursian glaubten den Artemis-Tempel etwas weiter westlich bei Paläokastro im Thale von Kastri zu finden. Ein kürzlich gemachter Inschriftenfund zeigt jedoch, daß das Artemision noch westlich von Paläokastro lag, nämlich ca. 2 Wegstunden nordöstlich von Xerochori, ca. 10 Minuten vom Dorfe Kurbatsi, an einer Stelle, welche Ai Giorgi (H. Georg) heißt, und wo einst eine Kirche dieses Heiligen gestanden haben soll. Dort fanden sich sorgfältig bearbeitete Marmorblöcke, wodurch die Eigenthümer des Platzes, die Gebrüder Wild aus der Schweiz, zu Nachgrabungen veranlaßt wurden. Dieselben ließen in ihrer Methode freilich viel zu wünschen übrig, führten aber zur Entdeckung jener oben erwähnten Inschrift, anscheinend aus der zweiten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts, durch welche Ai Giorgi als die Stelle des antiken Artemision festgestellt wird. Plutarch's Schilderung des Kampfplatzes soll den heutigen Verhältnissen durchaus entsprechen; so berichtet Prof. Lambros im „Athenäum" (Nr. 2913, S. 250 f.).

— „Nature" (Nr. 722, S. 427) hat von einem „hervorragenden schwedischen Geographen", dessen Namen indessen nicht genannt wird, die Mittheilung erhalten, daß die von Nordenskiöld auf Island entdeckte Karte nach seiner Ansicht nichts als eine holländische Seekarte aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts und ohne besondern Werth ist, und daß auf dieses Gutachten hin die Schwedische Geographische Gesellschaft es unterlassen wird, Facsimiles der Karte herzustellen.

— Der Senat von Finland hat eine Summe von ca. 160 000 Rm. zu hydrographischen Untersuchungen und Messungen im bottnischen Meerbusen bewilligt. Es soll ein passender Dampfer dazu angekauft und mit der erforderlichen Ausrüstung versehen werden.

Asien.

— Kürzlich hat ein eingeborener Forschungsreisender vom Industhale aus eine erfolgreiche Tour durch bisher unbekannte Strecken des nordwestlichen Afghanistan gemacht. Von Bannu auf britischem Gebiete folgte er dem Totschi-Flusse aufwärts bis Arghun, fixirte die Lage zweier Pässe, welche über das Dschadran-Gebirge nach Ghazni führen, ging dann südlich durch noch unerforschtes Gebiet und kehrte längs dem Gomal-Flusse nach Indien zurück, wo sein Routier jetzt ausgearbeitet wird.

— Mr. Graham, ein erfahrener Bergsteiger, ist mit zwei Schweizer Führern in Dardschiling angekommen und wird von da nach Sikkim gehen, um den 28 156 Fuß hohen Kintschindschanga zu ersteigen. Bei günstigem Wetter will er etwa einen Monat in Dschangri am Fuße des Bergriesen verweilen und die umliegenden Gebirge erforschen. Schon im letzten März führte er eine Umwanderung des Berges aus, ohne aber seine Ersteigung zu versuchen.

— Die „Germania" giebt interessante Daten über die Anzahl der Christen in Tongking und die Organisation der katholischen Mission daselbst. Das Königreich Annam umfaßt ca. 440 500 qkm mit 21 Millionen Einwohnern. Die geistlichen Interessen der eingeborenen Katholiken werden von sechs apostolischen Vikaren wahrgenommen, deren Provinzen Ost-, Mittel-, West-, Süd-Tongking, Nord- und Ost-Cochinchina 396 Missionare und 501 223 Christen zählen. Hierzu kommen noch die unter französischer Herrschaft stehenden 79 resp. 19 Missionare und 51 450 resp. 13 792 Christen in West-Cochinchina und Kambodscha. Ob es nun Tongking schließlich zum Segen gereichen wird, unter französische Regierung zu kommen, oder nicht — sicher ist, daß Feindseligkeiten von Seiten der Franzosen grausame Verfolgungen der eingeborenen Christen von Seiten der Mandarinen und der annamitischen Regierung nach sich ziehen werden; wurde doch der Feldzug von 1873 durch das Niederbrennen von über 80 christlichen Dörfern und die Ermordung von 10 000 Christen gerächt, während dreimal so viele in das äußerste Elend gestürzt wurden!

— Die Aufmerksamkeit der indischen Regierung ist kürzlich auf die Apocynee Prameria glandulifera gelenkt worden, welche große Mengen Kautschuk liefert, ihre Heimath in Cochinchina hat und deren Saft dort wie in China in der Heilkunde verwendet wird. Die Pflanze kann durch Schößlinge vermehrt werden, und Hr. Pierre, der Direktor des botanischen Gartens in Saigon, hofft sie in Waldreserven, wo die Bäume nicht unter zehn Jahre alt sind, ziehen zu können.

— Das Juniheft des „Journal des Chambres de Commerce" veröffentlicht statistische Notizen über die Handelsbeziehungen zwischen China und Frankreich. Danach hat China im Jahre 1870 für 58, 1878 für 140, 1880 für 158 und 1881 für 145 Millionen Franken Waaren nach Frankreich exportirt, während der umgekehrte Export 1870 nur 4 700 000, 1880 20 500 000 und 1881 36 100 000 Franken betrug.

— Die am ersten Tage des laufenden Jahres stattgefundene statistische Aufnahme von Japan giebt die Zahl der Gesammtbevölkerung auf 36 700 110 an, wovon 18 598 998 männlichen und 18 101 112 weiblichen Geschlechts. Die größeren Städte zählen: Osaka 1 772 233, Hiogo 1 418 521, Nagasaki 1 204 629, Tokio 987 887, Kioto 835 215 Einwohner, wobei jedoch, um irrthümliche Schlüsse zu vermeiden, bemerkt werden muß, daß diese Zahlen nicht die Bevölkerungsziffer der genannten Städte, sondern der gleichnamigen Verwaltungsbezirke („Fu" oder „Ken") angeben, welche die Ortschaften im Umkreis von 10 bis 30 Meilen umfassen. Es darf also aus diesen Zahlen nicht auf die respektive Größe

der Städte geschlossen werden, denn deren Reihenfolge wäre etwa diese: Tokio, Osaka, Kioto, Nagasaki, Hiogo, wovon die beiden letzteren sogar kleiner sind als verschiedene andere japanische Städte, z. B. Nagoya, Sendai, Niigata, Kagoschima.

Afrika.

— Am 1. Oktober wird dem „Athenäum" zufolge Mr. Cust's Uebersicht der modernen afrikanischen Sprachen mit einer Sprachenkarte von E. G. Ravenstein erscheinen, an welcher Cust nach den Originalquellen fünf Jahre lang gearbeitet hat. Die Anzahl der verzeichneten Sprachen und Dialekte beläuft sich auf 591, und viele hundert Namen wurden ausgeschlossen, weil bis jetzt kein Vokabular deren Existenz beweist.

— Hadsch Ali bu Taleb, unter dessen Schutz Lenz seine Reise nach Timbuktu machte, scheint ein trauriges Ende genommen zu haben. Er war in neuerer Zeit in französische Dienste getreten und wurde nach einer Meldung des spanischen Journals „El Dia" nach der Grenze der Provinz Oran geschickt, wahrscheinlich um die Bewegungen Bu Amema's zu überwachen. Wie es scheint, wurde die Angelegenheit nicht geheim genug gehalten, Bu Amema erhielt Wind davon und ließ den Neffen Abd-el-Kader's sammt seinem Begleiter, einem Berberhäuptling aus dem Rif, hinrichten. Das spanische Journal nennt ihn zwar Butali, doch kann es nach den gegebenen Details keinem Zweifel unterliegen, daß Bu Taleb gemeint ist.

— Ueber die Handelsbewegung Algeriens im Jahre 1881 liegen die Berichte des belgischen Konsuls vor. Nach denselben gestalteten sich die Verhältnisse in Folge der Trockenheit und der Mißernte, welche bedeutenden Getreideimport nöthig machten, und der Unruhen in Süd-Oran, welche die Halfaprodnktion unterbrachen, wesentlich ungünstiger, als im Jahre 1880; der Import stieg von 304 Millionen auf 342 Millionen, der Export sank von 170 Millionen auf 143 Millionen. Vom Import entfielen auf Algier 33,28 Proc., Oran 31,6 Proc., Philippeville 16,29 Proc., Bona 9,75 Proc., Arzew 4,20 Proc. Von Halfagras wurden 80 000 Tonnen im Werthe von 12 Millionen Franken exportirt, davon drei Viertel nach England; es kamen aus Oran 49 000, Arzew 20 000, Algier 4000, Philippeville 7000 Tonnen. An Mineralien, besonders Eisen und Blei, wurden für 15 Millionen exportirt, davon 63 Proc. nach Frankreich, von dem Export kamen 28 Proc. aus Algier, 26 Proc. aus Oran. Der Bericht konstatirt, daß trotz der Mißernte die Aufnahmefähigkeit für europäische Waaren wächst, da der Wohlstand der Eingeborenen, besonders der Kabylen, welche bei den Europäern für Tagelohn arbeiten, ständig zunimmt. Die seit 1873 begonnene Uebertragung der Ländereien in das persönliche Eigenthum der Eingeborenen schreitet rasch voran; bis 1882 waren die Titres über 296 000 Hektar ausgeliefert. Von 1877 bis 1881 wurden ca. 130 000 Hektar an Europäer verkauft, deren Besitz nun ca. 1 100 000 Hektar beträgt.

— Eine beachtenswerthe Kundgebung über das „Mer intérieur" bringt die „Revue geographique". Einer der Begleiter Roudaire's, der Kommandant Parisot, hat in einem öffentlichen Vortrage in Nancy das ganze Lesseps'sche Projekt nur für den Deckmantel einer eben so großartigen wie faulen Spekulation erklärt. Herr Lesseps beansprucht bekanntlich als Gegenleistung für die Durchstechung der Landenge von Gabes einen Landstreifen von 30 km Breite rings um das neuzubildende Meer (ca. 2 200 000 Hektar) und die Ausnutzung von 200 000 Hektar Wald in dem Aurès, die heute ganz unbenutzt liegen.

— Dr. Schweinfurth hat eine geologische Karte des unweit Kairos gelegenen Mokattam-Gebirges im Maßstabe von 1 : 25 000 angefertigt, welche nebst beschreibendem Texte von der Deutschen Geologischen Gesellschaft veröffentlicht werden soll.

— Wie uns Herr Lieutenant Wißmann mittheilt, hat ihm eine Anzahl von wohlhabenden und von hochgestellten Männern die Mittel zu einer neuen Expedition zur Verfügung gestellt. Er gedenkt dieselbe noch im Laufe dieses Jahres und in Gesellschaft mehrerer Begleiter anzutreten; von der Westküste Afrikas aus wird er, wenn möglich, auf einem neuen Wege nach der Residenz Mukenge's (6° südl. Br., 22¼° östl. L. Greenw.) ziehen, um von dort dem Lulua und dann dem Kassai, in welchen sich ersterer ergießt, abwärts bis zum Kongo zu folgen. Wir können hinzufügen, daß Lieutenant Wißmann's kartographische Resultate zur Veröffentlichung vorbereitet werden; der Bericht über die Reise von 1881 bis 1882 dürfte wohl von dem noch in Afrika weilenden Dr. Paul Pogge zu erwarten sein.

— Auf S. 128 des vorigen Bandes berichtete der „Globus" von der Reise der Drr. Passavant und Retzer nach dem Camerun-Gebirge. Beide unternahmen am 17. Mai dieses Jahres von Victoria am Fuße jenes Gebirges eine Canoefahrt, wobei ihr Fahrzeug von einem Sturme umgeworfen wurde und Dr. Wilhelm Retzer ertrank. Er stand erst im 27. Lebensjahre und war von Fach Zoologe.

— Dr. Wilhelm Joest, der weitgereiste Verfasser jenes hochinteressanten Buches „Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien", welches wir auf S. 366 des 42. Bandes besprachen, schreibt uns, daß er sich demnächst nach dem Kaplande begiebt. „Von dort werde ich trachten Madagaskar zu erreichen, wo ich mich so lange aufzuhalten hoffe, wie mein Gesundheitszustand es erlauben wird. Dann will ich die Ostküste entlang gen Norden ziehen, von Aden aus nach Australien dampfen. Auf dem Kontinent werde ich mich wohl nicht lange aufhalten, dagegen hoffe ich längere Zeit die verschiedensten Inselgruppen der Südsee besuchen zu können. Ich werde mich mit Sprachstudien beschäftigen und ethnographisch sammeln."

Nordamerika.

— Nach den letzten Berichten aus San Francisco hat die Beschränkung der Einwanderung die chinesische Kolonie nicht vermindert; im Gegentheil, man sieht jetzt mehr Chinesen in den Straßen dieser Stadt als zur Zeit, wo jeder Orient-Dampfer 500 bis 800 Kulis brachte. Schuld daran ist theils die vermehrte Nachfrage nach chinesischen Arbeitern in Folge des Mangels an guten Dienstboten, theils das rapide Wachsthum kleiner Fabriken. Obgleich die Cigarrenhändler laut ankündigen, daß nur weiße Arbeit verwendet wird, ist es doch sicher, daß — außer der echten Havannah oder Manila — keine Cigarre in San Francisco verkauft wird, die nicht von chinesischen Händen fabricirt wäre. Der Chinese ist höchst resolut und beharrlich; wenn er findet, daß er sich in einem Haushalt unentbehrlich gemacht hat, wird er so willkürlich und herrschsüchtig wie der Irländer. Das Bestreben der Rasse ist, wenn sie in ein Geschäft oder Manufaktur tritt, diese zu monopolisiren. Vor einigen Jahren sicherten sie sich die Kontrolle des Schweinehandels, und jetzt geht jedes Pfund frischen Schweinefleisches, das in San Francisco verkauft wird, durch chinesische Hände, ja sie belegen oft Schweinezüchter mit schweren Strafen, wenn diese wagen, Vieh direkt an weiße Schlächter zu verkaufen. Die Chinesen haben das Waschmonopol im ganzen Staate, ebenso wie die Kontrolle der Cigarrenmanufaktur, und allem Anschein nach werden sie bald die der Schuh- und Stiefelmanufaktur besitzen. Schon ist berechnet worden, daß die Hälfte der ganzen Handarbeit in San Francisco von Chinesen gethan wird.

— Die Stadt Bismarck, eine Station der Nord-Pacific-Eisenbahn, die sich sehr schnell entwickelt hat, ist am 2. Juni zur Hauptstadt des Dakota-Territoriums bestimmt worden. Zwar liegt sie etwas nördlich vom Centrum des Territoriums, doch ist sie sehr leicht zu erreichen, da die Eisenbahn

hier gerade den Missouri schneidet. Man ist jetzt damit beschäftigt, die nöthigen öffentlichen Gebäude zu errichten.

— Die Regierung von Mexiko hat mit Herrn Oskar A. Droege einen Kontrakt abgeschlossen, laut welchem dieser sich gegen ein Jahresgehalt von 40 000 Dollars verpflichtet innerhalb vier Jahre, vom 15. März 1884 an, im Thale von Mexiko zwei Millionen Bäume anzupflanzen. Er soll eine Anzahl Baumschulen errichten und darin jährlich mindestens 80 000 Eschen, 35 000 Weiden, 120 000 Pappeln, je 60 000 Eukalyptus, Bergcedern und Akazien, und 120 000 verschiedenartige Bäume pflanzen; ebenso soll er Obst- und andere nützliche Bäume zur freien Vertheilung aufziehen. Drei Graduirte von der landwirthschaftlichen Schule sollen jährlich in die Baumschulen eintreten, um dort das Studium der Forstwissenschaft zu betreiben, und jedes Jahr soll ein anerkannt werthvolles Werk über Baumkultur aus dem Deutschen übersetzt werden.

— Nach Angabe der „Times“ übertreffen die Ergebnisse der Perlfischerei im Golfe von Mexiko bei weitem die früher gehegten Erwartungen. Die meisten der aus den tieferen Theilen des Meeres hervorgeholten Muscheln enthalten Perlen, und in den Küstenstädten längs des Golfes herrscht eine Aufregung, wie bei Auffindung eines neuen Goldfeldes. Die Perlen sind oft von großer Reinheit und bedeutender Größe; eine im December gefundene Perle wog 75 Karat und wurde auf der Stelle für 14 000 Dollars (weit unter ihrem Werthe) verkauft, und in La Paz sind gegenwärtig zwei andere von 40 und 47 Karat ausgestellt.

Südamerika.

— G. Marguin, welcher der Seemannsschule in Buenos Aires attachirt ist, schreibt von dort an die Pariser Geographische Gesellschaft, daß er in Begleitung von Jules de Latour und 10 bis 12 Europäern Anfangs August nach dem Pilcomayo aufbrechen wollte, wo noch immer das über Crevaux' Ende schwebende Dunkel der Aufklärung harrt. Wenn möglich, wird er am Ufer des Stromes hinaufgehen und ihn auf einem Floße hinabfahren. Besonders gedenkt er auch das Gebiet zwischen Pilcomayo, dem Rio del Fuego und Paraguay, wo er eine ausgedehnte Depression vermuthet, zu erforschen.

Dasselbe Ziel hat A. Thouar, welcher vorher Colombia bereiste; er will von Tacna in Peru aus den Schauplatz des Massacres erreichen.

— In der Julisitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde theilte Dr. W. Reiß als Vorsitzender Näheres über die südamerikanische Reise des Dr. Paul Güßfeldt mit (vgl. „Globus“, Bd. 42, S. 192 und Bd. 43, S. 288). Es waren, dem Berichte der „National-Zeitung“ zufolge, drei gesonderte Expeditionen, auf denen er in die unbekanntesten Theile der chilenischen Anden vordrang. Während der ersten entdeckte er im Thale der Cypressen einen Gletscher erster Ordnung, was um so wichtiger ist, als er späterhin, selbst auf den höchsten Spitzen nur noch Gletscher zweiter Ordnung fand. Die zweite Expedition fand während des Monats Januar 1883 statt und ging von Cauquenes nördlich bis zu den etwa 2 Breitegrade entfernten Quellthälern des Cachapuelen, von deren einem aus Güßfeldt die Cordillere in einer Höhe von 4072 m überschritt; dann blieb er auf der entgegengesetzten, argentinischen Seite des Gebirges längere Zeit im Quellgebiete des Rio Diamante, woselbst sich ein noch gänzlich unbekannter, etwa 5000 m hoher Vulkan, Cerro Overo, erhebt. Diese Expedition machte es nöthig, daß die Karawane des Reisenden 23 Nächte hintereinander unter oft recht ungünstigen Bedingungen bivuakiren mußte. Die dritte Expedition absorbirte den Monat Februar. Sie begann von Valparaiso aus und galt dem Bergriesen der neuen Welt, dem Aconcagua. Auf zwei Vorstößen, am 20./21. Februar und am 4./5. März versuchte Dr. Güßfeldt den Berggipfel zu erreichen, aber es gelang ihm nicht bis ganz hinauf zu kommen. Hätte er nur einen Schweizer Führer gehabt, so würde er in Höhe von 6450 m, an dem höchsten von ihm erreichten Punkt, die Nacht über geblieben und an dem andern Tage die bis zur Spitze noch fehlenden 350 m hinauf gestiegen sein. Leider zwang ihn die Schlaffheit seiner chilenischen Begleiter zur Umkehr. Immerhin aber gehört die von ihm erreichte Höhe von ca. 20 400 F. rh. zu den bedeutendsten, die jemals von Menschen erreicht worden sind. Während seiner Expedition nahm Dr. Güßfeldt eine Reihe interessanter wissenschaftlicher Beobachtungen vor, er sammelte alpine Pflanzen und Gesteinsproben, machte trigonometrische Messungen und Untersuchungen und stellte eine große Zahl von photographischen Aufnahmen der höchsten Gipfel her. Dr. Reiß legte in der Sitzung einige Tableaus mit derartigen, wohlgelungenen Photographien vor. Dr. Güßfeldt befindet sich zur Zeit bereits wieder in Europa, um in den Schweizer Alpen die noch frischen Eindrücke von den Cordilleren zu einem Vergleiche zu benutzen.

Polargebiete.

— Die nördlichste der internationalen Polarstationen ist diejenige der Vereinigten Staaten unter Befehl des Lieutenant Greely; sie liegt unter $81^3/_4{}^0$ n. Br. unweit der Stelle, wo Nares überwinterte, in Lady Franklin-Bai an der Küste des Smith Sound (vergl. „Globus“ Bd. 40, S. 112, 240 und 288). Seit dem Jahre 1881, wo diese Expedition nach ihrem Bestimmungsorte abging, sind keine Nachrichten von ihr eingetroffen, da das im letzten Sommer abgesandte Schiff durch Eis an der Erreichung seines Zieles gehindert wurde. In diesem Jahre wird der Versuch, Lady Franklin-Bai zu erreichen, mit Nachdruck wiederholt, und zwar durch den Dampfer „Proteus“. Bietet das Eis wiederum Schwierigkeiten dar, so wird eine Hilfsexpedition an der Ostküste des Smith Sound gelandet und soll versuchen, Lieutenant Greely's Abtheilung zu Lande zu erreichen; letztere hat ihrer Instruktion gemäß in diesem Herbste ihre Station zu verlassen, wenn bis dahin keine Ablösung eingetroffen ist. Uebrigens ist Greely bis zum Sommer 1884 reichlich mit Lebensmitteln versehen, und man ist in keiner Weise über sein Schicksal besorgt.

Oceane.

— Die Eisverhältnisse im Beringsmeer sind nach Berichten bis zum 8. Juli, welche „Science“ mittheilt, sehr ungünstig; die amerikanischen Walfänger trafen schon in 57^0 auf schweres Eis und manche waren 40 bis 80 Tage besetzt; im Ganzen waren nur neun Wale gefangen worden. Erst Ende Juni kamen starke Südwinde, welche das Eis nach Norden trieben; die St. Lawrence Bai wurde erst am 1. Juli eisfrei. Der zur Abholung der Expedition in Point Barrow bestimmte Schuner „Leo“ kam am 5. Juli in Plover Bai an; man fürchtet, daß es ihm schwer halten werde, seinen Bestimmungsort zu erreichen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIV. | № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1883.

Ujfalvy's Reise im westlichen Himalaya.

(Nach dem Französischen der Madame de Ujfalvy.)

I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Madame de Ujfalvy-Bourdon, die Gattin des französischen Anthropologen, von deren Reiseschilderungen aus Centralasien wir schon früher an dieser Stelle einiges mitgetheilt haben, veröffentlicht neuerdings eine Beschreibung der interessanten Tour durch das westliche Himalaya-Gebiet, die sie im Sommer 1881 in Begleitung ihres Gatten gemacht hat. Wir geben nachstehend das Wichtigste aus dem ziemlich ausführlich gehaltenen Berichte wieder.

Haus des Gouverneurs des Pandschab in Simla.

Simla, vom Berge Dschako aus gesehen.

Im Februar 1881 erst von ihrer zweiten Reise durch Centralasien heimgekehrt, schifften sich die Ujfalvy's schon am 18. April wieder in Triest ein, um durch den Suezkanal zunächst nach Vorderindien zu gehen. Am 4. Mai trafen sie in Bombay ein, von wo sie nach einem mehrtägigen Aufenthalte sich auf der Great Peninsular-Eisenbahn nach Alahabad, der alten heiligen Stadt des Gangesthales, begaben. Die East Indian-Bahn, die sich hier mit jener kreuzt, beförderte die Reisenden in nordwestlicher Richtung weiter bis Ambala im Pandschab, einer großen und in ihrer Art auch bedeutenden Stadt, die jedoch außer ihrem Bazar nicht viel Sehenswerthes aufzuweisen hat. So sagte man ihr denn auch schon nach kurzer Rast Lebewohl, um, die Eisenbahnen für lange Zeit hinter sich lassend, die Gebirgstour anzutreten. Im Dâk gharî, dem bequemen Wagen der trefflich organisirten englischen Post, wurde, um die Hitze des Tages zu vermeiden, bei Nacht die kahle langweilige Ebene passirt, die Ambala von dem Fuße des Gebirges trennt; mit Sonnenaufgang langte man bei dem Dorfe Chalka an, hinter dem sich unmittelbar die ersten, freilich noch bescheidenen Vorberge des Himalaya erheben. Hier mußte der Dâk gharî mit der sogenannten Tonga vertauscht werden, einem kleinen zweirädrigen Gefährt, auf dem einschließlich des Kutschers nur vier Personen Platz haben, die zu je zwei und zwei mit dem Rücken gegen einander gekehrt sitzen; das Gepäck wurde auf einen mit Ochsen bespannten Wagen geladen, und nun ging es langsam bergan auf der von den Engländern angelegten prächtigen Straße nach Simla.

Hindus aus der Umgegend von Simla.

Der oft tief in den Felsen eingesprengte Weg führt fast ununterbrochen durch eine unvergleichlich schöne Gebirgsscenerie. Dank seiner starken Steigung ziehen während einer Fahrt von nur wenigen Stunden die verschiedenartigsten Vegetationsbilder an dem Auge des Reisenden vorüber. Auf dem trockenen, staubigen Boden am Fuße der Berge erheben sich allenthalben schlanke Palmen, zwischen denen sich dann etwas weiter aufwärts gewaltige Bambudickichte breit machen. Allmählich verschwinden die Palmen gänzlich und an ihre Stelle treten hohe Kakteen, deren seltsame Formen sich scharf gegen den klaren Himmel abzeichnen. Die Bambus werden kleiner und dürftiger — noch einige hundert Fuß höher hinauf, und das rothblühende Rhododendron, hier ein hoher, stattlicher Baum, zeigt sich als Beherrscher des Terrains; neben ihm wuchern aus allen Felsspalten, an allen Vorsprüngen jetzt niedrige Kaktusgewächse. Ganz vereinzelt nur zeigen sich hin und wieder noch Bambus, die in ihrer Zwerghaftigkeit an die zierlichen Bambuzweige der japanischen Malereien erinnern. Stundenlang führt der Weg durch den rothblühenden Wald, der niedriger und niedriger wird, um endlich dem Nadelholz, der eigentlichen Waldregion, Platz zu machen. Stolz ragen die schlanken himalayischen Tannen empor, um sich bald mit der majestätischen Himalaya-Ceder (Cedrus Deodora Roxb.), dem Riesenbaum Ostindiens, in die Herrschaft zu theilen.

Spät Abends erreichten die Reisenden das in schönster Wald- und Gebirgsumgebung etwa 2000 m hoch belegene Simla, das seit zwanzig Jahren ungefähr der besuchteste Luftkurort und die beliebteste Sommerfrische der englischen

Aristokratie des Landes und, da eben auch der Vicekönig und die meisten höheren Regierungsbeamten die heiße Jahreszeit hier zubringen, während fünf Monaten im Jahre die officielle Hauptstadt des ungeheuren indobritischen Reiches ist. Am Thore der Stadt angelangt, mußten die Reisenden ihren Wagen verlassen und einen Tschampang oder großen Tragsessel besteigen, da außer dem Vicekönig, dem Gouverneur des Pandschab und dem Befehlshaber der anglo-indischen Truppen niemand in Simla einen Wagen benutzen darf. Wer die meist steilen Straßen der Bergstadt nicht zu Fuß durchmessen will, muß sich im Tschampang tragen lassen oder reiten.

In Barne's Court, dem gastlichen Hause des Gouverneurs des Pandschab, Sir Robert Egerton, fanden Ujfalvy's für die Tage ihres Verweilens in Simla die freundlichste Aufnahme. Dem Charakter der Stadt als Kur- und Vergnügungsort entsprechend ist auch das Leben, das die kleine englische Kolonie hier führt. Auf den prachtvollen Promenaden, deren Hauptreiz weniger in den künstlichen Anlagen als in der unvergleichlich schönen Aussicht besteht, die man hier von allen Punkten genießt, versammelt sich die „Gesellschaft". Die herrliche Umgegend ladet täglich zu näheren und weiteren Ausflügen und Picknickpartien ein. Ein besonders beliebtes Ziel für dieselben bildet der Dschako, ein Berg von etwa 3000 m Höhe, der sich im SW der Stadt erhebt, und von dem man bei klarem Wetter über die in dem dichten Grün ihrer Gärten eingebetteten Häuser von Simla, über den umgebenden Wald und das ganze

Gebirgsdorf in Kulu.

großartige Gebirgspanorama hinweg die Schneegipfel der Hauptkette am Horizont emporragen sieht.

In Begleitung Mr. Clarke's, eines englischen Gelehrten, der mit Ankäufen für das Kensington Museum beauftragt war, verließen die Reisenden am Morgen des 7. Juni die Stadt; sie selber zu Pferde, während zwanzig Kulis mit dem schon auf das Nothwendigste reducirten Reisegepäck, Zelt, Betten, Kochgeräth u. s. w. ihnen zu Fuß folgten. Schon mit den ersten Schritten, die sie aus der Stadt thaten, entfernten sie sich von englischem Gebiete; denn das etwa 45 qkm große Terrain, auf dem sich Simla mit seinen weitläufigen Gärten ausbreitet, ist rings von den Territorien mehrerer indischer Radschahs umschlossen, die freilich alle unter englischem Schutze stehen. Und daß dieser „Schutz" auch gelegentlich Leistungen fordert, die den sonstigen Herrschergewohnheiten dieser kleinen Gebirgsfürsten wohl schwerlich entsprechen dürften, das bewies der vortreffliche Zustand der Straße, auf der die Reisenden jetzt noch meilenweit ihren Weg nach Norden fortsetzten. Inmitten der reichsten Waldvegetation zeigten sich hier allenthalben gelbe Kornfelder, die sich in breiten Terrassen an einem Abhange hinabzogen; dann wieder kleine, im Grün halbversteckte Häuser und begraste Berghänge, an denen Ziegen und Kühe weideten. Schwerbeladene Maulthiere und kaum minder schwer belastete Kulis zogen an den Reisenden vorüber oder kletterten mit bewundernswerther Sicherheit und Gewandtheit auf den schmalen steilen Pfaden empor, die über die Berge führen.

Bei Fagu, einem auf dem Gipfel eines Berges gelegenen Hindudorfe, nahm die Gebirgslandschaft wieder einen

großartigern Charakter an; leider aber erzählten hier die ganz kahlen Berghänge, auf denen nur hin und wieder noch ein Baumstumpf zu sehen war, die alte Geschichte von menschlicher Habgier und Unverstand. Der Radschah, dem dieses Gebiet gehörte, hatte das ganze Holz seiner Wälder an spekulative Engländer verkauft, ungeheure Summen dafür eingenommen, aber natürlich nirgends wieder angeschont.

In dem Bungalow von Fagu, einem jener einfachen, aber meist geräumigen und reinlichen Stationshäuser, wie die englische Regierung sie an allen großen Straßen des indischen Reiches unterhält, fanden die Reisenden ein Unterkommen für die Nacht und einen großen Theil des folgenden Tages, an dem sich der Beginn der Regenzeit mit einem heftigen Gewitter und lange anhaltendem starken Regen ankündigte. Die Bungalows sind vorzugsweise dazu bestimmt, die Berufsreisen der englischen Beamten zu erleichtern, da in den seltensten Fällen nur das Uebernachten in einem Hause der Eingeborenen für einen Europäer erträglich sein würde. Die Hinduhäuser in Fagu, die sämmtlich aus Steinen und Schiefer bestanden, wiesen schon die eigenthümliche Bauart auf, welche Ujfalvy noch oft im Gebirge wiederfinden sollte. Trotzdem es hier in den Bergen nicht an Kalk fehlt, waren die Steine, die in einem leichten hölzernen Fachwerk die Mauern bildeten, nie verkittet, sondern stets nur lose aufeinander gelegt.

Durch herrliche Gegend, aber auf Wegen, die deutlich erkennen ließen, daß die englische Regierung von den Radschas dieser abgelegenen Regionen nicht mehr verlangte, als die pünktliche Zahlung ihres Zinses, ging es am nächsten Tage weiter über Mandian und Narkanda bis Chomarssîn. Die ganze letzte Strecke des Weges führte durch das trockene, mit großen Felsstücken angefüllte Bett eines Flusses, in dem man stundenlang und in steter Gefahr, Arm und Bein zu brechen, entlang kletterte. Todtmüde langten Menschen und Pferde in Chomarssîn an, wo leider das ersehnte Bungalow nicht vorhanden war. Wohl oder übel mußte man sich entschließen, auf einem großen freien Platze inmitten der Dorfhäuser die Zelte aufzuschlagen, in die man sich dann auch bald mit der Absicht zurückzog, sich von den gehabten Strapazen lange und gründlich auszuruhen. Beim ersten Anbruch des Tages aber schon erhob sich draußen der gellende ohrenzerreißende Lärm, der bei den Hindus Musik bedeutet, und der die Schläfer alle aus dem besten Morgenschlafe erweckte und erschreckt vor die Zelte führte. Das entsetzliche Trommeln, Klappern und Cymbelschlagen war der Morgengruß, mit dem die frommen Bewohner des Dorfes den hier verehrten Gott täglich aus dem Schlafe zu wecken und dem Anhören ihrer Gebete günstig zu stimmen pflegten. Der Gott war aber ohne Zweifel harthörig — eine gute Viertelstunde lang mußten die frommen Musikanten aus Leibeskräften toben, bis der Priester endlich erklärte, daß er nun erwacht und willens sei, die Gebete zu vernehmen.

Als die Reisenden sich hier wieder zum Aufbruch rüsteten, sahen sie wie die Eingeborenen sämmtliche Töpfe und Gefäße zerschlugen, in denen sie ihnen Abends zuvor Wasser gebracht hatten. In den Augen der frommen Hindu ist eben Alles

Dorf Kôt in Kulu.

unrein, was ein Europäer berührt hat, mit Ausnahme freilich des Geldes. Die Leute hier ließen sich das zerschlagene Geschirr von den Fremden bezahlen, und es war diesen fast überraschend zu sehen, mit welch innerem Behagen und ohne jede Furcht vor Verunreinigung sie die unverhältnißmäßig große Summe einstrichen, die sie den Unreinen für die elenden Thongefäße abgefordert hatten.

Der Weg von Chomarssin nach Dulârch, dem ersten Stationsorte in Kulu, führte zwischen wilden, schroffen Felspartien entlang und zu dem tief einschneidenden engen Thale des Satladsch hinab, der auf einer hölzernen Brücke von gefährlich leichter Bauart überschritten wurde. Der vierstündige Anstieg auf der anderen Seite war ebenso beschwerlich wie gefahrvoll, und als man glücklich auf der Höhe angelangt war, ging es auch hier noch stundenlang auf schmalem holperigem Felspfade weiter, wo jeder Fehltritt der Pferde verhängnißvoll werden konnte.

In Dulârch, wie im ganzen Kuludistrikte hat die englische Regierung anstatt der eigentlichen Bungalows nur sogenannte Rasthäuser (rest-houses) angelegt, in denen der Reisende wohl eine Unterkunft, aber keine Beköstigung findet. Aus guten Gründen, um die Uebertragung des in Eingeborenenhäusern heimischen Ungeziefers möglichst zu vermeiden, liegen die Stationsplätze immer in beträchtlicher Entfernung von dem Dorfe, und aus dieser Entfernung gesehen, erschien Dulârch den Reisenden wie einer der anmuthigsten Orte, die sie bisher kennen gelernt. Ueber den Abhang eines Berges zerstreut, erinnerten die

Thal des Tirtan-Nadi.

Häuser in ihrer Form an unsere Schweizerhäuser, und die großartige Gebirgsscenerie ringsum machte die „Schweizer Landschaft" vollkommen. Aus der Nähe betrachtet, verschwand diese Aehnlichkeit freilich, und erschienen die elenden schieferbekleideten Hütten mit ihren Balkonen ohne Geländer eher wie riesengroße Taubenschläge. Bei den anspruchsvolleren unter ihnen war der Balkon nach außen durch eine feste Bretterwand abgeschlossen: zur Verschönerung trug dies aber eben auch nicht bei. Daß aber das Land Kulu den Ruf paradiesischer Schönheit, in dem es in ganz Indien steht, wirklich verdient, davon konnten die Reisenden sich bei den Märschen der nächsten Tage reichlich überzeugen. Wo das Terrain es irgend gestattete, war der Boden trefflich angebaut, und die reiche Bewässerung durch unzählige kleinere und größere Bäche, die dem großen Flusse hier zuströmen, giebt auch der Vegetation der unkultivirten Gegenden des bevorzugten Landes den Charakter paradiesischer Ueppigkeit. Ueber das malerisch gelegene Dorf Kôt ging man auf einem 3000 m hohen Passe nach Dschilt hinüber, einem ansehnlichen Orte, wo die Reisenden schon von zwei eingeborenen Beamten erwartet wurden, die ihnen der Assistant commissary von Kulu entgegen gesandt hatte, um sie nach Sultanpur, der Hauptstadt des Landes, zu begleiten. Leider verstand keiner dieser beiden im englischen Dienste angestellten Beamten auch nur ein Wort Englisch; so konnten sie Ujfalvy bei seinen anthropologischen Messungen der Einwohner dieses Distrikts durch ihre Autorität ebensowenig unterstützen, wie bei seinen Ankäufen von Kulu-Schmucksachen, von denen sich gerade hier und in den Dörfern am Tirtan-Nadi, die man in den nächsten

Tagen passirte, viel Schönes und Merkwürdiges vorfand.

Das Thal des Tirtan-Nadi, das wohl mit Recht für den landschaftlich schönsten Theil von Kulu gilt, war durch heftige Regengüsse jetzt fast unwegsam gemacht; nur langsam kam man auf der in bodenlosen Schlamm aufgelösten Straße vorwärts, und erst als der Bias, der breite Nebenfluß des Tirtan-Nadi, passirt war, gelangte man wieder auf festen Boden. Sehr auffallend war die große Menge der mit Kröpfen behafteten Einwohner des schönen Thales, bei denen übrigens auch die widerwärtige Sitte herrschte, den Auswuchs nicht nur möglichst zur Schau zu tragen, sondern ihn auch mit so viel Schmuck zu behängen, als irgend auf ihm Platz findet.

Am 17. Morgens erreichten die Reisenden die Hauptstadt Sultanpur oder Kulu, wie die Eingeborenen sie mit Vorliebe nennen. Die Hindustadt, die von den wenigen, zum Theil ganz neuen Häusern des englischen Quartiers weit entfernt liegt, besteht aus einer kleinen Anzahl unsauberer, vielfach gewundener Straßen, zu denen mehrere hohe, enge Thore die einzigen Zugänge bilden. Zur Zeit der Radschas wurden diese Thore allnächtlich geschlossen, da bei der allgemeinen Unsicherheit der Straßen selbst die Hauptstadt des Landes vor einem räuberischen Ueberfall nicht sicher war. Seitdem die Engländer den Radschah von Kulu aber „pensionirt", und der heute noch zu Recht bestehenden indischen Kaste der Diebe und Verbrecher eine gewisse Organisation und in einem englischen Beamten auch ein „Oberhaupt" gegeben haben, hat die Sicherheit hier wie in allen anderen Theilen des anglo-indischen Gebietes in so erfreulicher Weise zugenommen, daß von einem Schließen der Thore nicht mehr die Rede zu sein braucht. Freilich, nach großem und verlockendem Reichthum sieht die alte Stadt auch nicht mehr aus. Die Läden in der Hauptstraße, die zugleich den Bazar bildet, enthalten nur ärmliche, grobe Waaren, und die Mehrzahl von ihnen ist sogar das ganze Jahr hindurch geschlossen, um nur während einiger Wochen im September geöffnet zu werden, wenn die großen religiösen Feste die Einwohner des ganzen Distrikts hier zusammenströmen lassen. Die einzigen des Kaufens werthen Gegenstände, die Ujfalvy hier vorfand, waren ein Paar schön gearbeiteter alter kupferner Vasen, die der Banian, der sie feil hielt, nach langem Handeln für die Hälfte des zuerst geforderten Preises abließ.

Die Reisenden wurden von dem englischen Kommissar auf das Liebenswürdigste empfangen, zogen es aber vor, ihre Wohnung in dem gut eingerichteten Bungalow zu nehmen, da Ujfalvy hier vielfache anthropologische Messungen auszuführen gedachte. Kaum hatten sie begonnen, sich hier etwas häuslich einzurichten, als die bekannten und gefürchteten Töne religiöser Hindu-Musik vor dem Hause erklangen: Trommeln, große eiserne Kasten, auf die mit Metallstäben geschlagen wurde, zwei ungeheure Posaunen und gellendes Kreischen und Heulen menschlicher Stimmen kündigte ihnen das Nahen eines Gottes an, der zu Ehren ihrer Ankunft in der Stadt in feierlicher Procession umhergeführt wurde. Auf einem von zwei Bevorzugten getragenen, und mit alten indischen Shawls behängten Palankin lag der Gott, der aus mehreren grob in Holz geschnitzten Köpfen bestand. Ein Korb mit Blumen und eine hölzerne Maske wurden daneben getragen.

Bei den Balavé auf Madagaskar.

(Nach meinem Tagebuche.) Von J. Audebert.

III.

Niemals aber dürfen wir übersehen, daß die Hova ihre Siege und ihr Uebergewicht über die anderen Malgaschen hauptsächlich der Unterstützung der Engländer verdanken, welche damit politische Absichten verbanden.

In letzter Zeit ist in Folge der französischen Angriffe auf Madagaskar eine Hovaherrschaft über die ganze Insel öfters befürwortet worden. Ich will hier nicht untersuchen, mit welchem Recht, und auf welche Erfahrungen gestützt dies geschehen ist, erwähnen nur will ich, warum ich nicht für diese Herrschaft stimmen kann. Es ist durchaus nicht zu läugnen, daß sich die Hova bis zu einem gewissen Grade civilisiren werden; wie lange dies jedoch dauern wird, das ist eine andere Frage. Was wird unterdessen mit der übrigen Bevölkerung vorgehen? So wie es uns die Geschichte des Hovareiches seit seiner Entstehung im Beginne dieses Jahrhunderts lehrt, wird sie jedenfalls dann verurtheilt sein, allmählich von der Erde zu verschwinden; denn überall dort, wo die Hova sich festgesetzt haben, sind die anderen Stämme nur mehr ein Schatten von dem, was sie früher waren; sie sind verarmt, geistig verkommen, ohne Nationalgefühl, der Ausschweifung und dem Trunke ergeben und im Aussterben begriffen. Dieses Alles ist die Folge und Wirkung der Hovawirthschaft, der es darum zu thun ist, alles zu entfernen und zu vernichten, was neben ihr besteht und sie gefährden könnte. Daß dabei der Rassenhaß nicht die kleinste Rolle spielt, ist sicher. Nun hat aber die Erfahrung gezeigt, daß der Hova das Klima Madagaskars, ausgenommen das der höheren Gebirge im Inneren, nicht vertragen kann, daß er ferner nur zum Handel geeignet und seiner Schwäche wegen zu harter körperlicher Arbeit und Anstrengung ganz untauglich, besonders zum Feldbau ungeeignet ist. Ebenso sind seine Sklaven zwar vorzügliche Diener, Lastträger und Rinderhirten, aber zum Ackerbau, ihres unsteten Wesens wegen, ebenfalls unbrauchbar. Da aber überall und besonders in einem Lande wie Madagaskar, Ackerbau die Grundlage aller Kultur ist, so fragen wir uns, wer demselben obliegen wird. Heute zwingen die Hova ihre Sklaven noch zu dieser Arbeit, welche diese nur widerwillig verrichten; wie aber wird es sein, wenn die Sklaverei, und dies wird sicherlich in nicht allzu ferner Zeit der Fall sein, aufgehoben wird? Die wirklichen Malgaschen aber sind, mit wenig Ausnahmen, für die Landbebauung eine unschätzbare Kraft, ihre Vernichtung stellt die ganze Existenz der Insel in Frage. Deshalb aber muß diese Rasse, welche dem Klima und allen Anstrengungen gewachsen ist, bei der ohnehin schon so schwachen Bevölkerung, welche kaum drei Millionen Menschen betragen dürfte, nicht allein erhalten, sondern es

müssen ernstliche Schritte gethan werden, um sie zu vermehren; denn sie ist für alle Kolonisationsbestrebungen ganz unentbehrlich, da diese in dem ungesunden Klima noch längere Zeit hindurch ihren größten Feind finden dürften.

Wie die Hova mit den von ihnen unterworfenen Völkern verfahren und welche Mittel sie gebrauchen, um sie zu unterjochen, davon kann sich nur der einen Begriff machen, der Augenzeuge solcher Gräuel war. Ehedem war die Insel glücklicher, ihre Bevölkerung reich und wohlhabend. Die Betsimsaraken z. B., ein heute ganz verkommener Stamm, waren durch ihre nach Millionen zählenden Rinderherden berühmt. Heute ist die Insel verarmt, die reichen Weidegründe sind entvölkert, weil es keine Sicherheit des Eigenthums mehr giebt.

Die unterworfenen, beständig bedrohten und ausgesaugten Eingeborenen haben aufgehört zu arbeiten und zu erwerben, weil der Hova ihnen schonungs- und schamlos alles entreißt. Ein großer Theil der männlichen Bevölkerung ist von ihnen grausam vernichtet, ihre Weiber in die Sklaverei geschleppt worden; so liegen denn ganze Strecken des weiten Landes, des herrlichsten Bodens unbewohnt und verödet da. Jede Regung, jedes Aufstreben geistiger Fähigkeiten, jede Vervollkommnung in technischen Fertigkeiten wird durch die vom Volke erzwungenen Frohndienste in der Wurzel erstickt. Jeder Malgasche kann auf beliebige Dauer dazu herangezogen werden; man führt ihn oft hunderte von Meilen von seiner Heimath, von Weib und Kind hinweg, ohne daß er dafür die geringste Entschädigung an Geld oder auch nur die tägliche Nahrung beanspruchen kann. Da aber für die öffentlichen Arbeiten, und dies sind in Madagaskar lediglich Dienstleistungen für die Königin und die Würdenträger, gerade mit Vorliebe die geschicktesten und talentvollsten Arbeiter ausgesucht werden, so wünscht natürlich keiner als begabt zu gelten, niemand will etwas lernen und die individuellen Anlagen entwickeln sich nicht. Das Volk verdummt, verthiert. Ferner ist die Regierung mit tausend Anklagen und Drohungen zur Hand, um die Wohlhabenden ihres Besitzes zu berauben, deshalb will niemand mehr etwas erwerben, man beschränkt sich auf das Allernothwendigste. Verzweiflung hat sich des Volkes bemächtigt, die Zukunft starrt ihm trostlos entgegen, daher sucht es denn nur den Augenblick zu genießen, Lasterhaftigkeit und Trunksucht beherrschen die gequälten Menschen, scheußliche Krankheiten sind die Folgen dieser Ausschweifungen, schreckliche Epidemien raffen Tausende dahin und drohen, verbunden mit der zunehmenden Unfruchtbarkeit, die Insel immer mehr zu entvölkern. Im Umgange mit den Europäern zeigen sich die Hova in keinem günstigern Lichte. Die herrschende Partei strebt einzig nur nach ihrer persönlichen Bereicherung ohne Rücksicht auf die Zukunft des Landes und das Wohlergehen seiner Bewohner. Die außerordentliche Bevorzugung der Engländer gewährt diesen Vortheile und erlaubt ihnen Ungesetzlichkeiten, welche sie nicht ausüben dürften, wenn die Insel eine englische Besitzung wäre. Der Handel wird dadurch erschwert und die Konkurrenz auch auf anderen Gebieten unmöglich gemacht.

Weit entfernt das Land dem Handel und Verkehr zu öffnen, haben sich die Hova grundsätzlich, wie sie sagen, um ihre Herrschaft nicht zu gefährden, der Anlage von Wegen und Brücken widersetzt; sie verbieten die Ausbeutung der Bergwerke und Wälder, die Ausfuhr von Holz, brennen aber dabei täglich ganze Strecken des herrlichsten Hochwaldes nieder, nur um ihren Reis zu pflanzen; sie verbieten ferner den Erwerb von Ländereien, sie verweigern den Bau von Häfen und Kanälen, das Schiffbarmachen der Flüsse, sie halten mit aller Kraft an der Sklaverei fest, stemmen sich gegen den Verkehr mit den ihnen nicht unterworfenen Völkern und schließlich wollen sie nicht einmal eine andere Münzsorte, außer den Fünffrankenstücken anerkennen, so daß letztere oft nur mit einem sehr hohen Agio zu beschaffen sind.

Deshalb und weil die Hova keine einzige Charaktereigenschaft besitzen, welche sie zur Leitung eines so gewaltigen Reiches berechtigen und befähigen könnte, halte ich die Besitznahme der Insel durch eine gebildete Macht für wünschenswerth, sowohl vom rein menschlichen Standpunkte aus, als von dem der Vernunft.

Es kommt nach meiner unmaßgeblichen Ansicht nicht sowohl darauf an, ob sich vielleicht im Laufe eines Jahrhunderts die Hova auf Kosten des Wohlstandes der ganzen Insel und des Wohlergehens ihrer Bevölkerung civilisiren, sondern ich frage mich, ob es nicht rathsam sei, daß Madagaskar mit einem Schlage seiner wahren Bestimmung, einem raschen Aufblühen und Nutzbarwerden für die Gesammtheit zugeführt werde? Schon zu lange wurde es dieser seiner wahren Bestimmung entfremdet. Und dann, welches Recht haben denn überhaupt diese Malaien auf Madagaskar? Durchaus kein anderes als die Engländer, Franzosen oder sonst eine Nation darauf haben würden: das der Eindringlinge und Eroberer, aber ohne die Entschuldigung der Civilisations- und Kolonisationsfähigkeit.

Wir wollen hier keine Politik treiben und irgend einer Nation einen besondern Vorzug bei der Erwerbung dieser Insel einräumen, aber ich hielt es für geboten, durch Anführung dieser Thatsachen dem Leser einen Maßstab an die Hand zu geben, welcher es ihm möglich macht, die Ereignisse zu beurtheilen, welche vielleicht in kurzer Zeit daselbst eintreten werden. Die Civilisation Madagaskars ist eine große That, ihre Ausführung wird eine ehrenvolle sein. Wem es aber auch vorbehalten sein möge, das große Werk zu vollbringen, wir hoffen, es wird zum Heile der Insel sein! Denn noch glänzt das Frühroth, von dem ahnungsvoll der Dichter singt, nicht über der Perle des Indischen Oceans, noch vermochte es nicht den dichten Nebel der Barbarei und des Despotismus zu durchdringen. —

Auch die Besatzung von Ankara bestand aus lauter Gaunern. Die Leute, etwa zweihundert an der Zahl, beziehen von der Regierung weder Sold, noch Kleidung, noch Nahrungsentschädigung, daher sie darauf angewiesen sind, sich aus eigenen Mitteln fortzuhelfen. Dieses wird ihnen allerdings verhältnißmäßig leichter, da sie dienstlich gar nicht beschäftigt sind, was bei den Besatzungen der Küste nicht der Fall ist. Fast alle treiben Handel; die reicheren mit Rindern und Baumwollstoffen, die anderen mit Branntwein, Perlenschnüren, Messern und allerlei Kleinigkeiten, welche sie an die umwohnenden Eingeborenen verkaufen oder vertauschen. Da aber die wenigsten sich damit ernähren könnten, so verlegen sie sich auf das Betrügen und Ausnutzen des Volkes. Während sie beauftragt waren den Zehnten aller Erzeugnisse für die Königin alljährlich nach Antananarivo zu senden, erhoben sie diese Steuer anstatt einmal im Jahre, drei- oder viermal, und theilten den Ueberschuß unter sich. Außerdem verklagten sie systematisch die reichen Leute, beschuldigten sie des Verrathes u. s. w. und zwangen sie Strafen an Geld und Rindvieh zu bezahlen. Für die Gerichtsverhandlungen bei Streitigkeiten der Eingeborenen unter sich haben sie eine Praxis, welche auch in Europa nicht ganz unbekannt ist, sie ziehen dieselben endlos in die Länge und finden ihre Rechnung dabei. Die Gerichtsverhandlungen haben für den Malgaschen einen eigenen Reiz; seine Proceßsucht ist so groß, daß er sich wegen geringfügiger Gegenstände oft gänzlich zu Grunde richtet. Die Ursachen der Streitigkeiten sind oft der lächerlichsten

Art. So kam z. B. einst ein Mann und behauptete, ein anderer sei an seiner Hütte stehen geblieben, habe eine Unterhaltung mit seiner Frau begonnen und dabei dieser mit einem Stocke die Brust berührt. Seitdem nun sei die Milch in derselben versiegt und sein Kind krank geworden. Die Hova als die Richter sitzen mit feierlich ernsten Gesichtern auf einer erhöhten Stelle, vor ihnen auf der Erde kauern in weitem Bogen die Zeugen mit den Klägern und Verklagten, und zwar bilden letztere stets den Flügel des Halbkreises; so sitzen sie sich gegenüber, aber bei der Entfernung ist die Gefahr kleiner, daß sie sich in der allzu großen Hitze des Wortgefechtes in die Wolle fahren. Jeder sucht dann seine Sache klar zu legen und zu verfechten, gewöhnlich hört dann der andere schweigend zu, bis die Reihe an ihn kommt, zuweilen aber unterbricht er den Gegner bei dessen Glanzstellen durch hingeworfene Bemerkungen, wie z. B. mahéré vava (Maulheld — eigentlich stark im Maul). Darauf werden die Zeugen verhört; es entwickeln sich oft glänzende Redekämpfe, denn in der Beredsamkeit suchen alle Bewohner Madagaskars ihresgleichen. Oft erhitzen sich die Gegner, drohen sich und gehen auf einander los, so daß man fürchten muß sie jeden Augenblick zu handgreiflichen Argumenten übergehen zu sehen; doch kommt es äußerst selten so weit und gewöhnlich nur, wenn sie getrunken haben. Endlich spricht der Leiter des Ganzen, der zweite Kommandant des Platzes, nach Rücksprache mit den übrigen Richtern das Urtheil. Gewöhnlich weiß er den Leuten so sonnenklar ihr Recht und Unrecht zu beweisen, daß beide Theile zufrieden sind. Nun geht es ans Bezahlen der Strafen. Saßen bisher die Hova regungslos auf ihren Plätzen, etwa wie Raubvögel, welche auf Beute lauern, so fährt jetzt ein plötzliches Leben in alle hinein. Ihr Auge leuchtet, blitzschnell springen sie auf und laufen gierig auf das Geld los, um es unter Schachern und Feilschen ihrem Range entsprechend zu vertheilen. Der einzige, der sitzen bleibt, ist der zweite Kommandant, aber der ist seines Antheils ja im Voraus gewiß.

Der erste Gouverneur bekümmert sich gar nicht um diese Angelegenheiten; es wird ihm nur ein kurzer Bericht darüber erstattet. Seine Hauptbeschäftigung bildet der Empfang der sich täglich unterwerfenden Valavé. Damit nun hat es eine eigene Bewandtniß, denn diese Unterwerfung, welche keineswegs ernst gemeint ist, geschieht gegen Entrichtung eines Fünffrankenstückes für die Königin und eines gewöhnlich beträchtlicheren Geschenkes für den Gouverneur. Hierdurch erhalten die Valavé das Recht in Ankara zu verkehren, dort Handel zu treiben und Einkäufe zu machen. Abgesehen davon, daß so dem Gouverneur eine hübsche Einnahme entsteht, sind die Hova auch für den Absatz ihrer Waaren auf den Verkehr mit dem Innern angewiesen, Ankara wird also als neutraler Platz betrachtet. Der alte Befehlshaber huldigt der Friedenspolitik aus leicht begreiflichen Gründen. Jedesmal wenn ein Rudel der Valavé ankommt, wird die Trommel geschlagen, die Fahne aufgehißt und bei der Entrichtung der Geschenke giebt der Gouverneur einige Flaschen Schnaps zum Besten. Größere Kriege zwischen beiden Völkern haben schon lange nicht mehr stattgefunden, da sie gegenseitig die Unmöglichkeit eingesehen haben einen Vortheil dabei zu erringen. Zur Zeit des ersten Radama waren dieselben noch äußerst heftig und Andriasalama, so hieß der Gouverneur, war als tapferer Krieger berühmt. Mit einem langen Messer an der Spitze der Seinigen kämpfend, verschmähte er jede andere Waffe und schlitzte mit größter Geschicklichkeit durch einen einzigen Hieb seinem Gegner den Bauch auf. Heute finden nur noch zeitweilige Scharmützel von geringer Bedeutung statt, Ueberfälle der Viehherden, einzelner Personen und dergleichen.

An der Toleranz der Hova ist übrigens hier entschieden ihre Machtlosigkeit in diesen entlegenen Gegenden Schuld, denn der beiderseitige Haß ist ein bitterer und kann nur durch persönliche Interessen so weit gemildert werden, daß man in Ankara friedlich verkehrt. Außerhalb der Forts würden sich beide Parteien sofort in blutigem Kampfe befinden, daher wagen sich die Hova auch nur bewaffnet und überdies niemals weit in die Umgebung ihrer Festung hinaus. Die Valavé pflegen jeden gefangenen Hova sofort niederzustechen; letztere thäten dies mit ihren Gefangenen ebenso gern, aber immer auf ihren Vortheil bedacht, ziehen sie es vor dieselben als Sklaven zu verkaufen, oder gegen hohes Lösegeld frei zu geben.

Andriasalama war übrigens gar kein übler Mann und mir in vielen Dingen aufrichtig gefällig. Jeden Morgen machte er, gefolgt von seiner Leibsklavin, die Runde durch das Fort; bekleidet war er dabei nur mit einem kurzen wollenen Hemde. Oft kam er zu mir, plauderte über Allerlei und regelmäßig schickte er Reis, Geflügel und Fleisch in Menge. Ich trug Sorge ihm das Erhaltene durch Uebersendung von Baumwollstoffen und anderen mitgebrachten Waaren stets doppelt zu vergelten. Eines Tages lud er mich wieder zum Essen ein und zwar nach Hovamanier, wie er sagte, wobei alles gekocht wird. Bei dieser Gelegenheit stellte er mich auch seiner Frau vor, einem großen, schönen Weibe von der einheimischen Rasse. Ein vorhandenes ganz kleines Kind erklärte er auch, und zwar mit Betonung, für das seinige, was mir in Hinsicht auf sein sehr hohes Alter und seine Hinfälligkeit allerdings verwunderlich genug schien. Als ich ihm meine Absicht mittheilte zu den Valavé zu gehen, war er sichtlich erschrocken. Er erklärte sich bereit, mich in die Wälder der Umgegend von seinen Soldaten begleiten zu lassen, aber weiter wollte er sich durchaus auf nichts einlassen; nur mit Mühe erlangte ich es von ihm, mir keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Das war eigentlich für einen Hova schon sehr viel, aber dieser Mann zeichnete sich überhaupt durch freies Handeln und Urtheilen sehr vortheilhaft vor seinen Stammesgenossen aus. Er war auf dieser Bergfeste alt und grau geworden, stand mit der Hauptstadt in fast gar keinem Verkehr und handelte, wohl in der Voraussetzung für den Rest seiner Tage von der Regierung ungeschoren zu bleiben, so ziemlich nach eigenem Ermessen. Uebrigens begann meine Person bald den Neid und die Mißgunst der übrigen Hova zu erregen; denn ich bezahlte alles, was ich einhandelte, reichlich mit Stoff und Perlen, so daß viele Eingeborene die Gelegenheit benutzten, sich für längere Zeit ihre Garderobe in Stand zu setzen, wodurch ersteren allerdings die Kundschaft entzogen und manches Wuchergeschäft verdorben wurde. Daß ich jedoch in der Festung selbst, wohin man mich ja meiner Sicherheit halber gebracht hatte, eines Tages sogar angegriffen werden würde, hatte ich nicht erwartet. Die Ursache des Streites war ganz vom Zaune gebrochen: ich hatte für eine Elle Zeug Baumwolle von der Frau eines Hova gekauft. Während ich dasselbe verabreichte, erschien der Mann fluchend und verlangte zwei Ellen; da er grob wurde, setzte ich ihn an die Luft. Er versuchte durchs Fenster einzudringen, worauf ich ihm eine Lanze vorhielt. Im Nu versammelten sich auf sein Geschrei einige dreißig Hova, ergriffen große Steine und begannen das Haus zu stürmen. Mir ging nun auch die Geduld aus, ich faßte ein Gewehr und spannte die Hähne. Dieses unheimliche Geräusch trieb sofort alle Angreifer in die Flucht, sie warfen ihre Steine fort und verschwanden, ein giftiges Zischen

ausstoßend, wie es die Hova bei unterdrückter Wuth stets hören lassen. Gleich darauf erschien der zweite Gouverneur und versprach mir, ich sollte in Zukunft nicht wieder belästigt werden; als Entschuldigungsgrund gab er an, die Leute seien betrunken gewesen. Uebrigens ist dieses Benehmen der Hova im Grunde kaum unnatürlich, denn warum sollen Leute, die für Geld ihre eigenen Verwandten in die Sklaverei verkaufen, nicht um derselben Ursache willen einen Fremdling steinigen?

Legte mir nun Andriasalama, der von dem gehabten Streite nichts erfuhr, auch keine Hindernisse in den Weg, so intriguirten die anderen um so heftiger auf eigene Faust. Es war mir bald ersichtlich, daß sie mich zwingen wollten zur Küste zurückzukehren, denn sie fürchteten jedenfalls für ihr Geschäft, da sie fälschlich vermutheten, ich sei gekommen um mit den Valavé dauernde Handelsverbindungen einzugehen und mich in der Umgegend niederzulassen. Mehrmals warb ich Leute an, aber stets wurden sie mir wieder abspenstig gemacht; Ursachen sie zu schrecken gab es ja genug. Mit den hier verkehrenden Valavé aber abzureisen schien mir zu gefährlich. So befand ich mich denn in einer unangenehmen Lage und verbrachte die Zeit, so gut es ging, mit Ausflügen in der Nähe, begleitet von zwei Dienern, welche mir der zweite Gouverneur gegen eine hohe Entschädigung hierzu, sowie für meine tägliche Bedienung zur Verfügung gestellt hatte. Zu meinem Unglück erschienen noch von Osten her ungeheure Heuschreckenschwärme, welche den fast reifen Reis fast vollständig verheerten, und dies gab meinen Feinden eine willkommene Gelegenheit dem abergläubischen Volke vorzureden, ich sei ein böser Zauberer und an all dem Elend schuld. Schon erhob sich allenthalben drohendes Gemurmel, als auf meine ernstliche Beschwerde Andriasalama, dem ich mit Konsulaten und Kriegsschiffen drohen mußte, einen großen Kabar berief und die Lästerzungen gründlich zur Ruhe brachte.

Die Heuschrecken erscheinen in Madagaskar nur in langen Zwischenräumen; während meines siebenjährigen Aufenthaltes daselbst erlebte ich dieses Schauspiel nur einmal. Die Schwärme zogen Tag und Nacht vorüber und waren oft so dicht, daß sie die Luft verdunkelten. Ihre bloßer Anblick genügte um die Reispreise sofort um das doppelte in die Höhe zu treiben. Sie richteten aber auch entsetzliche Verheerungen an. Ließen sie sich auf ein üppig grünendes Reis- oder Maisfeld nieder, so veränderte dasselbe zusehends seine Farbe und nach kurzer Zeit ragten nur noch die kahlen Stengel empor. Alles Blätterwerk war den gefräßigen Thieren zum Opfer gefallen. Uebrigens brachte dies Ereigniß ein lebhaftes Treiben in den ganzen Ort. Mit großen Säcken versehen zogen Männer, Frauen und Kinder aus um Heuschrecken zu sammeln. Waren die Säcke gefüllt, so wurden sie mit heißem Wasser überbrüht und die getödteten Thiere dann zum Trocknen der Sonne ausgesetzt. So sammelten die Leute große Vorräthe, welche ihnen zur Fütterung der Schweine und des Federviehes dienten, oder auch, wenn wirkliche Noth eintrat, von ihnen selbst verzehrt wurden. In Ankara sowie in allen Hovadörfern wimmelt es von Schweinen, welche eine Art Gesundheitspolizei ausüben durch Verzehrung all des ekelhaften Schmutzes, welcher sich in nächster Nähe der Wohnungen vorfindet. Sie gedeihen auf ganz Madagaskar vorzüglich und werden zweifellos für den Handel einst von Bedeutung sein, da sie die Ausfuhr von sehr billigen Fett- und Fleischwaaren ermöglichen, umsomehr, da Trichinen daselbst nicht vorkommen. Bereits haben in Antananarivo Geschäftshäuser mit der Erzeugung von Schmalz begonnen, welches vorläufig jedoch nur nach Bourbon und Mauritius exportirt wird.

Um diese Zeit kehrten zufällig die Leute, welche den Zehnten nach der Hauptstadt gebracht hatten, zurück. Ihnen hatten sich zwei Mozambiqueneger angeschlossen, offenbar in der Absicht auf Abenteuer auszugehen. An demselben Abend waren sie schon bei mir und ich nahm sie in Dienst für die bevorstehende Reise. Solche Neger, welche von der Ostküste Afrikas nach Madagaskar gebracht und hier als Sklaven verkauft wurden, sind heute frei. Die Hovaregierung hat sie im Jahre 1877 auf Andrängen der englischen Regierung nur ungern der Freiheit wiedergegeben, und ihre weitere Einfuhr verboten, so daß alle gegenwärtig vorhandenen Sklaven nur der einheimischen Rasse angehören. Sie sind stärker als die Malgaschen und entweder sehr brauchbar und treu oder dem Trunke ergeben und dann äußerst rauflustig, in letzterem Falle nur als Lastträger verwendbar. Dort wo es keinen Branntwein giebt, sind diese Trunkenbolde oft musterhafte Menschen; bietet sich jedoch nach längerer Entbehrung das beliebte Getränk, so genießen sie es in solchem Maße, daß sie wochenlang sinnlos betrunken sind und, bedarf man ihrer noch ferner, mit Gewalt aus dem betreffenden Orte entfernt werden müssen, worauf sie dann nach einigen Tagen wieder zu Menschen werden. Dieses Mal hatte ich Leute vor mir, denen es darum zu thun war Geld zu verdienen; das sind stets die Besten, und da ich keine Hoffnung hatte noch andere anwerben zu können, so rüstete ich mich sofort in aller Stille zur Abreise.

Die Zukunft Algeriens.

Ueber die französische Kolonie jenseits des Mittelmeeres sind in neuester Zeit zwei wichtige französische Publikationen erschienen, welche wohl einige Beachtung in Deutschland verdienen, angesichts der geringen Kenntniß, welche man bei uns durchschnittlich von Algerien hat, obschon, beiläufig bemerkt, die nordafrikanischen Verhältnisse in Deutschland im Ganzen besser bekannt sind, als in Frankreich. Das eine der in Rede stehenden Werke, von Gaffarel[1]), Professor in Dijon, verfaßt, ist mit jenem gediegenen Luxus in Papier, Druck und Illustration herausgegeben, den wir an deutschen Publikationen so oft schmerzlich vermissen, dabei in allgemein verständlichem Tone gehalten, läßt aber im Uebrigen sehr viel zu wünschen. Den Haupttheil nimmt eine ausführliche Geschichte der Eroberung Algeriens ein, mit zahlreich eingestreuten Nachbildungen der Horace Vernet'schen Schlachtengemälde in prächtiger Holzschnittausführung, und man muß anerkennen, daß der Verfasser sich ehrlich bemüht hat, unparteiisch zu sein. Die zahlreichen Mißgriffe der französischen Generäle werden scharf

[1]) L'Algérie. Histoire, Conquête et Colonisation, avec 4 Chromolithographies, 3 belles cartes en couleur et plus de 200 gravures sur bois. Paris, Firmin-Didot, 1883.

verurtheilt, namentlich auch das unqualificirbare Vorgehen des Generals Bugeaud gegen die damals absolut ruhigen und den Franzosen durchaus nicht feindlichen Berber der großen Kabylie, wodurch der fast dreißigjährige blutige Krieg entstand, welcher allerdings zur völligen Niederwerfung der Gebirgsstämme führte. Damals hatten allerdings die Franzosen noch nicht die entfernteste Ahnung von dem Unterschied zwischen dem nomadischen, jeder Cultur feindlichen, aber vor einem despotischen Regiment sich beugenden Araber und dem ansässigen, zu Ackerbau und Handwerk geneigten Kabylen, dem geborenen Demokraten, der keinen Herrn über sich erkennt und nur den Beschlüssen seiner Gemeindeversammlung folgt. Noch heute sieht der Durchschnittsfranzose, selbst der Kolonist, in dem Berber nur eine besonders schmutzige Arabersorte, welche so arm ist, daß sie nicht einmal Pferde hält. Doch hat die Regierung begriffen, daß man den Berber nicht behandeln darf, wie den Araber; sie läßt ihn ruhig in seinen Bergen Oelbäume pflanzen und seine Gemeindeangelegenheiten selbst verwalten, und seitdem ist von keinem Kabylenaufstand mehr die Rede und selbst in den noch kaum unterworfenen Gegenden, in dem Aurès und der Dahra, zahlt der Berber seine geringen Abgaben und verhält sich absolut ruhig. Es ist nicht das geringste Verdienst Gaffarel's, überall scharf zwischen den beiden nordafrikanischen Stämmen zu unterscheiden und dadurch auch zu einer richtigeren Auffassung in weiteren Kreisen beizutragen.

Im Uebrigen tritt in seinem Buche vielfach der echte Franzose hervor; die Aufgabe der Verbreitung der Civilisation wird überall in den Vordergrund gestellt und die Zukunft Algeriens von der baldigen Besitzergreifung Marokkos, der Ausführung der transsaharischen Bahn und des Roudaire'schen Projekts zur Bildung eines Binnenmeeres in der Sahara erwartet. Gaffarel nimmt sogar das schwindelhafte Projekt Mackenzie's zur Bildung eines Binnenmeeres in der westlichen Sahara vom Kap Juby aus ernsthaft und beschwört seine Landsleute, schleunigst die nöthigen Mittel zu beschaffen, um den hinterlistigen Engländern im Sudan zuvorzukommen.

Die Beschreibung des Landes läßt trotz ihrer Kürze erkennen, daß der Autor Algerien nur sehr wenig aus eigener Anschauung kennt; die statistischen Angaben gehen nur ausnahmsweise über 1874 hinaus, und wer sich ein Bild der Kolonie in ihrem jetzigen Zustande machen zu können hofft, wird durch Gaffarel's Buch sehr enttäuscht werden.

Etwas ganz anderes sind die anspruchslosen Briefe, welche der elsässische Reichstagsabgeordnete Charles Grad[1]) im „Bulletin de la Société de Geographie de l'Est 1882" veröffentlicht. Herr Grad kennt Algerien durch mehrmalige Reisen sehr genau; um geeignete Punkte für die Ansiedelung der auswandernden Elsässer zu finden, hat er die ganze Kolonie von Marokko bis Tunis und vom Meere bis zu den Oasen der Wüste durchwandert und studirt. Den armen Elsässern hat die Ansiedelung freilich kein Glück gebracht; Grad wie Gaffarel gestehen zu, daß die Mehrzahl der Auswanderer zu Grunde gegangen ist, obschon man ihnen fertige Dörfer gab und sie zwei Jahre lang aus Staatsmitteln unterhielt. Beide schieben den Grund des Mißerfolgs in erster Linie auf die Ausgewanderten selbst, es waren eben meistens keine Bauern, die an der Scholle kleben blieben, sondern besitzlose Fabrikarbeiter aus den Städten, denen die Trennung von der Heimath leicht wurde; sie hatten keine Ahnung vom Ackerbau, und der Absynth und das algerische Fieber machten schnell ein Ende mit ihnen. Was noch lebte, verließ die Dörfer, sobald die Staatsunterstützungen aufhörten, suchte Arbeit und Verdienst auf den Hochplateaus beim Halfasammeln und ging dort, wo die Temperatur im Sommer auf 45° C. steigt, im Winter nicht selten auf — 12° C. fällt, rasch an Fieber und Ruhr zu Grunde. Von 2200 Familien mit 10 000 Köpfen haben es nur sehr wenige zu einigem Wohlstand gebracht.

Ganz im Gegensatz zu Gaffarel erwartet Grad nicht von schwindelhaften Projekten, von Saharabahn und Binnenmeer, das Gedeihen der Kolonie, sondern von einer rationellen Vervollständigung des Eisenbahn- und Straßennetzes, einer vernünftigen und sparsamen Verwendung des noch vorhandenen Wassers und einer besseren Pflege des Waldes. In allen drei Punkten sind schon sehr erhebliche Leistungen aufzuweisen, und der Verfasser behauptet mit Recht, daß keine andere Kolonie, selbst Nordamerika nicht, in den ersten fünfzig Jahren ihres Bestehens einen ähnlich raschen Fortschritt habe aufzuweisen gehabt. Will man den Zustand Algeriens gerecht beurtheilen, so darf man ihn nicht mit dem Frankreichs vergleichen. Man gehe vielmehr zuerst einmal nach Marokko, wo man heute noch dieselben Zustände antrifft, wie sie in Algerien vor fünfzig Jahren waren, oder eigentlich bessere, denn in Nordmarokko wenigstens ist der kulturfeindliche Beduine niemals recht zur Herrschaft gelangt und wohnen heute noch ackerbauende fleißige Berber, und außerdem ist das Klima feuchter und gestattet Ackerbau auch ohne künstliche Bewässerungsanlagen. Oder wer das uncivilisirte Marokko scheut, der bleibe in dem alten Kulturlande Spanien und bereise z. B. einmal den südlichsten Theil Andalusiens, welchen die Eisenbahn von Malaga über Cordova nach Cadiz vom Reste der Halbinsel abschneidet. Wenn er dort ein paar Wochen lang auf halsbrechenden Saumpfaden herumgeklettert ist und in spanischen Ventas Nachtquartier genommen hat und dann in Oran die französische Kolonie betritt, wird er überrascht sein von der hohen Civilisation, die ihn umgiebt, von den guten Straßen, die nach jedem Dörfchen führen, und von den guten Wirthshäusern. Das Reisen im algerischen Tell[1]) ist zum Mindesten ebenso bequem geworden, wie in den nicht an der Hauptroute gelegenen Theilen Italiens, und der Ackerbau steht in der Umgebung der Kolonistendörfer auf einer viel höheren Stufe, als z. B. in Sicilien. Die Gesammtlänge der fahrbaren Straßen übersteigt schon 10 000 km und ist in rascher Zunahme begriffen, denn jedes neu gegründete Dorf wird alsbald durch eine fahrbare Verbindung dem Straßennetz angeschlossen. Weniger günstig steht es mit den Eisenbahnen. Die eigenthümliche Konfiguration Algeriens und die strategischen Interessen erfordern die Anlage von drei Bahnen parallel der Küste, die eine im Küstenlande von Oran über Alger bis Tunis, die zweite auf der ersten Plateaustufe von Tlemsen über Mascara bis Constantine, die dritte auf den Hochplateaus längs des Abhanges gegen die Schotts; weiterhin die Anlage einer Anzahl Bahnen senkrecht zur Küste, mindestens von Oran, Algier und Stora aus, mit Ausläufern bis zum Südrande der okkupirten Gebiete, also nach Geryville, Laghuat und Biskra. Gegenwärtig ist nur die erste Parallellinie ganz oder nahezu ganz ausgebaut und von Perpendikulärbahnen, von denen Grad fünfzehn für wünschenswerth hält, würde nur die Strecke von Philippeville nach Constantine existiren, wenn nicht eine Privatgesellschaft zur Ausbeutung der Halfadistrikte

[1]) Charles Grad, Études sur l'Algérie. Lettres écrites à M. J. V. Barbier.

[1]) Das Land zwischen Atlas und Meer.

die Linie Arzew-Saïda gebaut hätte, welche bei der letzten Insurrektion bis Kreider an den Salzseen verlängert wurde und bis Geryville geführt werden soll; das hochwichtige Tlemsen, das bei den Arabern nicht umsonst Bab-el-Maghreb, Pforte des Westens, heißt, entbehrt noch jeder Bahnverbindung und die Städte der ersten Plateaustufe können immer noch nur über die Küstenlinie mit einander kommuniciren. Wäre der letzte Aufstand südlich von Algier statt südlich von Oran ausgebrochen, so würde seine Unterdrückung ganz andere Opfer an Geld und Zeit verlangt haben, da dort keine Bahn nach dem Inneren zur Verfügung gestanden hätte. Grad weist ziffernmäßig nach, daß die Kosten der strategischen Eisenbahnen, ganz abgesehen von deren Werth für die Kolonisation, alsbald gedeckt werden würden durch die Ersparniß an Truppen. In Algerien kostete das Kilometer Bahn seither durchschnittlich wenig über 100 000 Franken. Frankreich unterhält in der Kolonie in normalen Zeiten 60- bis 70 000 Mann, davon einen guten Theil in entfernten Garnisonen, wohin der Transport der nöthigen Bedürfnisse ungefähr das Zwanzigfache der Eisenbahnfracht kostet. Könnte es nur ein Viertel dieser Armee ersparen, so würde die Ersparniß hinreichen, um jährlich ohne Belastung des Budgets 150 km Eisenbahnen zu bauen. Im Bau begriffen sind gegenwärtig nur einige kleinere Linien, doch sollen Oran-Tlemsen, Sidi-bel-Abbès-Magenta und el-Guerra-Batna rasch gefördert werden, während Alma-Setif, das letzte Verbindungsglied der Linie Algier-Tunis, demnächst dem Verkehr übergeben werden. wird. Seit 1864 sind jährlich durchschnittlich 64 km vollendet worden; die Regierung hat eine fünfprocentige Zinsgarantie bewilligt und legt eben noch ungefähr fünf Millionen jährlich zu; nur die Halfakompagnie erhält für die von ihr erbaute Linie Arzew-Saïda kein baares Geld, hat aber dafür das ausschließliche Ausbeutungsrecht der Halfa auf 300 000 h.

Neben der Anlage von Verkehrswegen steht in gleicher Linie die Regelung der Bewässerung. Ganz Algerien, mit Ausnahme weniger besonders begünstigter Punkte, liegt in der Zone der ausschließlichen Winterregen; von Mitte April bis Ende September, oft auch bis Ende Oktober, fällt kein Tropfen Regen, und wo nicht künstliche Bewässerung möglich ist, wird im Sommer die Vegetation vollständig unterbrochen. Genügende Bewässerung dagegen gestattet vier Ernten hinter einander, ohne den Ertrag der Bäume zu rechnen, die man auf den Feldern pflanzen kann. Die Menge des verfügbaren Wassers hat in geschichtlicher Zeit erheblich abgenommen; mit geringen Ausnahmen haben die Flüsse nur im Winter und Frühling Wasser. Ihre Winterfluthen dagegen haben unter der Türkenherrschaft die Thäler verwüstet und die fruchtbaren Ebenen in fieberaushauchende Sümpfe verwandelt. Hier, wo der Einzelne machtlos ist, hat die Regierung zuerst eingegriffen und bereits ausgezeichnete Resultate erzielt. Die Ebene Metidja bei Algier war zur Zeit der Eroberung fast unbetretbar, der Schlupfwinkel der räuberischen Hadschuten; heute ist sie vom einen Ende zum anderen ein prangender Garten, welcher, größtentheils der Gemüsekultur gewidmet, Europa mit Frühgemüsen versorgt. Nicht minder versumpft war die Ebene von Sidi-bel-Abbès an der Mekerra; heute ist sie die Kornkammer Algeriens, freilich gedüngt mit den Leichen unzähliger Fremdenlegionäre, welche bei der Entwässerung der Sümpfe und der Anlage von Straßen hier ein ruhmloses Ende fanden. Dasselbe gilt von der Umgegend von Bona bis zum See Fezzara, und jetzt ist man im Begriff, die ausgedehnten Sümpfe der Macta durch Anlage von Kanälen und Anpflanzungen von Eukalyptus der Kultur zu erobern. Die Zahl der Eukalyptus beläuft sich heute schon auf über drei Millionen.

Viel ausgedehnter als die der Entwässerung bedürftigen Gebiete sind diejenigen, welche Bewässerung nöthig haben, und zwar kann diese bei dem eigenthümlichen Regime der meisten nordafrikanischen Flüsse, die im Sommer versiegen, nur beschafft werden durch die Anlage von Barragen, gewaltigen Wehrbauten, hinter denen sich der Ueberschuß der Winterregen ansammelt und langsam den Feldern zugeführt wird. Ihre Nothwendigkeit haben schon die Karthager bei der Anlage ihrer ausgedehnten, von Sklaven bearbeiteten Staatsplantagen empfunden, und in Tunis und Tripolis finden sich noch die Reste mächtiger Bauten aus ihrer und der Römer Zeit, durch welche Numidien zur Kornkammer Italiens wurde. Von ihnen lernten es die Berber und deren Mischlinge mit den Arabern, die Mauren; die von diesen angelegten Barragen und Bewässerungsanlagen bedingen heute noch die Existenz der spanischen Vegas und sind in jeder Beziehung mustergültig. Auch in Algier fanden sich zahlreiche derartige Anlagen, aber sie zerfielen vollständig unter der Türkenherrschaft und das von ihnen bewässerte Land wurde zur kahlen Steppe. Nach der französischen Eroberung wurde 1851 die erste Barrage in der Schlucht des Murad oberhalb Marengo errichtet, dann folgte die des Sig bei Saint Denis und mehrere andere. Ein ganz besonderer Aufschwung datirt aber von dem amerikanischen Bürgerkrieg, welcher den Baumwollenbau rentabel machte; die Baumwollenstaude ist eine Sommerpflanze, die ohne Bewässerung nicht gedeiht. 1863 entwarf der elsässische Industrielle Herzog einen systematischen Plan zur Aufstauung sämmtlicher algerischer Flüsse vor ihrem Eintritt in die Ebene, ein Plan, dessen Ausführung für die Kolonie von unberechenbarem Vortheil gewesen wäre; acht gewaltige Bassins würden die dauernde Bewässerung von 200 000 h ermöglicht haben. Die Kosten waren nur auf 15 Millionen veranschlagt. Die rasche Wiederherstellung des Friedens in der Union machte der Baumwollenkultur in Nordafrika — wie in Sicilien, wo sie einen ganz ähnlichen Aufschwung genommen und ebenfalls großartige Wasserbauten veranlaßt hatte — ein Ende und verhinderte die Ausführung des großartigen Planes. Immerhin sind aber seitdem eine ganze Anzahl Barragen errichtet worden und namentlich geht in diesem Augenblicke die großartige Barrage des Uëd-Hamiz der Vollendung entgegen, welche die Wasserversorgung der Ebene Metidja zum Abschluß bringt; ihr Bassin kann 15 Millionen Kubikmeter Wasser fassen und liefert für 20- bis 25 000 h die nöthige Bewässerung, welche allein den Anbau von Orangen, Tabak, Mais und Futterkräutern ermöglicht.

Einen schweren Schlag hat das Barragen-System durch das entsetzliche Unglück erlitten, welches der Bruch des großen Habra-Wehrs über Perrégaux und seine Umgebung brachte. Grad schiebt die Schuld dieses Unglücks einzig auf Mängel in der Bauausführung; er selbst hat die Verwaltung schon 1878 auf eine feine Spalte aufmerksam gemacht, welche sich in dem Mauerwerk gebildet, und beantragt, vor derselben einen Stützpfeiler zu errichten; man ignorirte seinen Rath, und als im Jahre 1881 nach einem beispiellos trockenen Jahre in fünf Tagen auf dem Plateau von Mascara 203 mm Regen fielen und das Bassin sich in wenigen Tagen bis zum Rande füllte, konnte die 325 m lange Mauer dem Andrang nicht widerstehen und ihr oberer Theil brach ab. Ein solches Unglück kann aber durch sorgsame Ausführung und Ueberwachung verhütet werden und spricht nicht gegen ein System, das selbst bei einfachem

Getreidebau dem Landmann einen Ertrag von 3- bis 500 Franken auf den Hektar sichert.

Am Südabhang des Atlas hat man bei dem Mangel europäischer Kolonisten noch nicht mit der Anlage von Barragen begonnen und sich begnügt, durch Bohrung artesischer Brunnen und Aufräumung älterer den Oasen das nöthige Wasser zuzuführen. In den meisten Werken über Algerien findet man in schwunghaften Worten die Hoffnung ausgesprochen, daß Dank dem Bohrer sich in wenigen Jahren die Sahara mit Palmenwäldern und seßhaften Bewohnern bedecken werde; positive Angaben suchen wir vergeblich. Grad hat auch diesen Punkt genau untersucht und gefunden, daß der unterirdische Wasservorrath nichts weniger als unerschöpflich ist, und daß er eben nicht mehr Wasser liefern kann, als ihm unterirdisch vom Abhang der Hochplateaus zufließt. Die Oasenbewohner haben es meistens recht gut verstanden, die verborgenen Wasservorräthe aufzuspüren und die Bohrungen haben die besten Resultate da gegeben, wo Oasen in Folge des Versiegens alter Brunnen eingegangen waren, oder wo harte Gesteinsschichten es unmöglich gemacht hatten, mit der kurzen Hacke, dem einzigen Werkzeuge der einheimischen Brunnengräber, die wohlbekannte unterirdische Wasserschicht zu erreichen. Die erfolgreichen Bohrungen beschränken sich auf die Oasenregionen des Uëd-Rhir, des Ziban und der Hodna; hier liegen gegen 250 artesische Brunnen, von denen einzelne 350 m tief sind, eine Tiefe, welche die Eingeborenen nie erreichen konnten. Leider fehlen auch bei Herrn Grad genaue Angaben über die Zahl der neuangepflanzten Dattelpalmen, obwohl dieselbe der Regierung genau bekannt sein muß, weil jede Palme Steuer zahlt; er sagt nur, daß allein im südlichen Theil des Ziban 150 000 Bäume neu gepflanzt worden sind. Schon ist man aber an der Grenze der Leistungsfähigkeit des unterirdischen Wasservorraths angekommen und neue Brunnen sprudeln nur auf Kosten des Wasserquantums der älteren.

Leider muß sich jeder einsichtige Beobachter sagen, daß das augenblicklich vorhandene Wasserquantum Algeriens auch bei der rationellsten Verwendung nicht genügt, um der ganzen Kolonie das Gedeihen der Fluren zu sichern. Im Alterthum müssen die Verhältnisse günstiger gewesen sein; noch in historischer Zeit lebten Elephanten in Nordafrika und fanden sich Krokodile in seinen Flüssen; die Beobachtungen von Lenz in den Bergen der westlichen Sahara lassen es sogar unzweifelhaft erscheinen, daß diese noch in neuerer Zeit mit Wald bedeckt waren und damals die Sahara noch nicht bis zum Atlantischen Ocean reichte. Erst die unsinnige Waldverwüstung der Araber, die ganze Quadratmeilen niederbrennen um sich Weide zu verschaffen, hat Nordafrika zu dem gemacht, was es jetzt ist, und Grad hat sicher Recht, wenn er nur von einer Wiederbewaldung wirkliche Besserung hofft. Noch sind die Waldverhältnisse relativ nicht so ungünstig; noch immer sind $2^1/_4$ Millionen Hektaren, 4 Proc. der Gesammtoberfläche, bewaldet, freilich mehr mit Gebüsch und Gestrüpp, dem sicilianischen Maquis entsprechend; doch kommen auch noch hübsche Hochwälder vor und bei einigermaßen rationeller Pflege könnten bald wieder schöne Wälder da sein, wenn die Araber und die Waldbrände nicht wären. Die französische Regierung hat strenge Gesetze zum Schutze des Waldes erlassen, hat ein tüchtiges Forstpersonal bestellt; aber was kann das helfen? Dem Araber ist der Wald, nun er sein Vieh nicht mehr nach Belieben hineintreiben kann, doppelt verhaßt; und wenn im Sommer Monate lang kein Regen gefallen, der Boden staubtrocken und das Holz dürr wie Zunder ist, genügt ein Schwefelholz, um ganze Quadratmeilen zu vernichten. In der Zeit von 1860 bis 1872 sind 250 000 h, über ein Zehntel des ganzen Bestandes, vernichtet worden, im Jahre 1881 allein circa 70 000 h; auf den abgesengten Flächen sprießt zwar wieder Gestrüpp auf, aber es sind nur die unvertilgbaren nutzlosen Unkräuter, die Zwergpalme und der dornige Dent du Chien, die nutzbaren Hölzer sind unwiederbringlich verloren. Trotz dieser entgegenstehenden Hindernisse meint Grad, daß der Versuch, besonders die Hochplateaus wieder zu bewalden, gemacht werden müsse. Heutzutage sind dieselben weite Steppen, nur bedeckt mit dem genügsamen Halfa, einer Grasart, von welcher allerdings jährlich für 20 bis 25 Millionen Franken zur Papierfabrikation ausgeführt wird. Die Bevölkerung beschränkt sich auf nomadisirende Araber, welche nur im Sommer aus der glühenden Wüste auf die mageren Weiden der Hochebene hinaufsteigen. Herr Reynard, der französische Forstinspektor, schätzt die Anzahl der noch existirenden Wälder dieser Gegend auf nur 2900 h, zu denen aber noch circa 80 000 h einigermaßen bewachsenes Land kommen, während 200 000 h Spuren ehemaliger Bewaldung zeigen. Würden diese Distrikte für die nomadisirenden Araber abgesperrt, so hält es Herr Reynard für möglich, in etwa 30 Jahren und mit einem Kostenaufwand von höchstens 24 Millionen alle diese Wälder wieder herzustellen; dieser Betrag würde jedenfalls rationeller angelegt sein als die Summen, welche für das Saharameer gefordert werden.

Es ist in unserer scharf rechnenden Zeit natürlich, daß man auch in Frankreich vielfach die Frage aufgeworfen hat, ob Algerien wirklich die Opfer werth sei, die Frankreich für seine Behauptung gebracht. Viele, selbst einflußreiche Politiker haben die Ansicht ausgesprochen, man solle die acht Milliarden, welche die Kolonie schon gekostet, einfach verloren geben und das Land aufgeben, dessen Besiedelung schließlich ja doch nicht von Franzosen, sondern von Spaniern, Italienern und Maltesern erfolge, und das, wenn einmal genügend erstärkt, zum Konkurrenten und selbst zum Feind des Mutterlandes werden könne. Betrachtet man aber die Fortschritte, welche das Land in den letzten Jahren gemacht hat, bedenkt man, daß die Hauptkosten durch die nun beendeten Eroberungskriege entstanden sind, daß von Jahr zu Jahr die Ausgaben sich mindern, die Einnahmen sich mehren, daß ein weites prachtvolles Land dem Stillstand und dem Rückschritt entrissen und dem Fortschritt gewonnen worden ist, so muß man sagen, die Milliarden sind gut angewendet worden und im Interesse der Civilisation und der Entwickelung sämmtlicher Mittelmeerländer kann man nur wünschen, daß Frankreich unbeirrt auf dem betretenen Pfade fortschreite.

Kürzere Mittheilungen.

Die Schicksale der „Varna" und ihrer Besatzung.

Die „N. Züricher Zeitung" bringt über die Schicksale der holländischen Nordpolarexpedition und ihres Schiffes „Varna" folgende Mittheilung: Kurz nachdem im August vorigen Jahres der begleitende deutsche Dampfer „Louise" das holländische Nordpolschiff „Varna" verlassen hatte, gerieth letzteres in das Treibeis, fror fest und trieb mit dem Eise hilflos zwischen 69° 55′ und 71° 15′ n. Br. und zwischen 65° 25′ und 62° 41′ ö. L. Gr. mehrere Wochen umher. Im September begegnete die „Varna" dem dänischen Nordpolfahrer „Dymphna"; letzterer gerieth bei dem Versuch, die „Varna" zu retten, gleichfalls ins Treibeis, darin festfrierend. Da jeder Versuch, das Land zu erreichen, scheiterte, baute die holländische Expedition ihr Observatorium auf das umgebende Packeis und unternahm regelrechte Beobachtungen. Anfangs Oktober begannen unter fürchterlichem Krachen die ersten großen Eisschiebungen; die ganze Mannschaft flüchtete vom Bord des ächzenden Schiffes aufs Eis. Die Eisfläche fing an zu bersten, offene Meerspalten erschienen, so daß die Mannschaft vom Schiffe getrennt wurde. Eine Woche später schlossen sich wieder die Risse und die Mannschaft kehrte an Bord zurück, wo sie die vorgeschriebenen wissenschaftlichen Beobachtungen im Sinne der internationalen Polarstationen fortsetzte. Die Arbeiten nahmen einen guten Fortgang, bis zum Weihnachtsheiligenabend die furchtbarste Katastrophe eintrat. Die Eismassen setzten sich mit donnerndem Krachen in wilde Bewegung und zerquetschten die Schiffswände der „Varna". Die Besatzung, durch Nachts vorhergegangene Stöße allarmirt, floh mit sämmtlichem wissenschaftlichem Material und den Instrumenten, den Schlitten, Booten und Hunden aus dem berstenden Schiffe und es gelang ihr, unversehrt den Bord der „Dymphna" zu erreichen. Das dänische Schiff, stärker gebaut und durch vorgelagertes Packeis geschützt, entging der drohenden Quetschung. An Bord der „Dymphna" wurden sodann die wissenschaftlichen Arbeiten fortgesetzt, bis am 25. Januar die Kälte auf 85° Fahrenheit stieg. Anfangs April begannen große Eisschmelzungen, das Wasser wurde wieder sichtbar und die Wärme wuchs schnell. Am 24. Juli lösten sich die Eismassen um die „Varna" und das zerborstene Schiff sank in die Tiefe. Da die „Dymphna" ihrer Ordre gemäß noch ein zweites Jahr im Eismeer überwintern wollte, verließen die Holländer am 1. August die gastfreien Dänen und begannen in langer Karawane mit Booten und Schlitten eine verzweifelte Fahrt über die mürben brechenden Eisschollen nach der vermutheten Küste. Drei Wochen waren sie unter täglichen Gefahren unterwegs, dann erreichten sie die Insel Waigatsch, südlich im Karischen Meere. Hier wurden sie fünf Tage nach ihrer Ankunft (am 26. August) von drei nach ihnen suchenden Dampfern („Louise", „Nordenskiöld" und „Obi") gefunden. Das erstgenannte deutsche Schiff nahm die Geretteten an Bord, brach aber auf der Fahrt im Treibeise die Schraube. Darauf nahm „Nordenskiöld" den deutschen Nordpolfahrer ins Schlepptau, während „Obi" vorauseilend die Nachricht der gelungenen Rettung ans Land brachte. Von der Expedition ist kein Mann verloren; ebenso ist die gesammte wissenschaftliche Ausbeute gerettet und bereits in Hammerfest.

Des Earl of Mayo Reise nördlich vom Cunene-Flusse.

Der Cacimbo und der Südpolarstrom — Die Boeren-Niederlassung Humpata. — Wildreichthum. — Die Chibiquas. — Der Cunene-Fluß.

Im Frühling 1882 verließ der Earl of Mayo Liverpool, um im Süden der portugiesischen westafrikanischen Besitzungen dem Jagdvergnügen zu huldigen. Zehn Monate später traf er wieder in England ein und erstattete am 11. Juni d. J. der Royal Geographical Society einen Bericht über seine Reise. Das Wichtigste aus demselben und aus der sich daran anschließenden Diskussion ist kurz folgendes.

Da er in Mossamedes, wo er landete, keine Ochsenwagen vorfand, mußte er einen Boten nach der Boeren-Niederlassung Humpata im Inneren der Kolonie senden, um solche zu holen, und in der Zwischenzeit unternahm er einen Ausflug nach Süden zum Rio Coroca; auf dem, der Küste parallel führenden Wege dorthin machte er die Beobachtung, daß vor Sonnenaufgang die ganze Landschaft in Nebel (cacimbo) gehüllt war. Derselbe ist nach Francis Galton's Erklärung jenen Gegenden eigenthümlich und ist eine Folge des Südpolarstromes, welcher, durch das Schmelzen des Polareises abgekühlt, dicht am Lande nach Norden abfließt und längs der Küste ein verhältnißmäßig kaltes Klima erzeugt. Nach Norden zu verliert sich diese Strömung allmählich; aber soweit sie reicht, findet sich ein großer Reichthum an Fischen, der bisher fast gar nicht ausgebeutet wird. Um das Gebiet des obern Cunene zu erreichen, hatte Earl of Mayo zwei Bergketten, oder richtiger wohl Plateauabfälle, zu überschreiten, deren erste bis etwa 2000 Fuß ansteigt, während die zweite, Serra de Chella mit Namen, ca. 5400 Fuß hoch ist. Ueber die erstere führt in Windungen ein gut angelegter Weg, welcher fast an eine der Poststraßen in den Alpen erinnert, nur daß zu jener Jahreszeit (Juli) die Landschaft ein verbranntes Ansehen hatte und wie mit Asche bedeckt war. Ungleich anmuthiger erwies sich die Serra de Chella in Folge plätschernden Wassers und reicherer Vegetation; die kleine oben gelegene Ansiedelung Chella liefert vorzügliche Bananen und die besten Orangen in der ganzen Provinz Mossamedes. Die Existenz der beiden Bergketten bestätigt übrigens auch für diese Stelle die bekannte Theorie des Sir Roderick Murchison, daß Innerafrika ein Becken ist, umgeben von hohen Wällen, welche die großen Ströme durchbrechen.

Auf dem Westabhange der Serra besuchte der Earl die erst anderthalb Jahre alte Boeren-Niederlassung Humpata. Volle sieben Jahre waren diese zähen Holländer mit Weib, Kind und Vieh von Transvaal her unterwegs; oft litten sie große Noth und ganze Familien gingen dabei zu Grunde, aber zuletzt erreichten doch ihrer 700 die westliche Grenze der Wüste, wandten sich zuerst nach Damara-Land, dann nach Norden, überschritten vor drei oder vier Jahren den Cunene und faßten endlich nach manchen Weiterungen mit den portugiesischen Behörden im Quellgebiete dieses Flusses festen Fuß. Der Earl erklärt offen, daß er nie einen schönern Menschenschlag gesehen habe, als diese von den Engländern so gepeinigten Boeren; solche Strapazen überdauern eben nur die kräftigsten, und die Schwächlinge sind unterwegs ausgestorben, eine Erscheinung, welche auch bei den Mormonen zu beobachten sein soll. Den Boeren in Humpata geht es jetzt gut; die Lage ihrer Farmen auf wel-

ligem Boden ist durchaus gesund, die Temperatur sehr gleichmäßig, fließendes Wasser überall hin geleitet, die Hütten bequem, mit steinernen oder Erdmauern. Die Bewohner derselben waren durchweg gutmüthig und gastfreundlich gegen den Earl; sie haben weder Geistliche, noch Schullehrer, aber Aelteste, halten Sonntags Gottesdienst ab, unterrichten auch ihre Kinder, freilich nicht sehr systematisch, kennen aber ihre Bibel vortrefflich und sind durchaus moralische und ehrenwerthe Leute, wenn auch ihre Ehen nur in bürgerlicher Weise vor dem in Humpata eingesetzten portugiesischen Kommandanten geschlossen werden. Natürlich sind die faulen portugiesischen Ansiedler an der Küste neidisch auf das Wohlergehen der Boeren und möchten dieselben gern etwas gemaßregelt haben; hoffentlich aber erstarken die Boeren bald genug, um selbst etwaige Uebergriffe zurückweisen zu können. Mit der übrigens blühenden römisch-katholischen Mission in dem nahen Huilla, wo sich auch eine Besatzung von 25 schwarzen, entsetzlich feigen portugiesischen Soldaten findet, wollen die Boeren nichts zu thun haben.

Die weiten Ebenen südlich von Huilla bis zum Cunene bilden für den Jäger ein Paradies, dessen Freuden der Earl reichlich genoß; Elen (Oreas Cauna), Zebra, Wasserbock, Löwe, Leopard, Rhinoceros, Elephant, Giraffe, Strauße, Gnu, Steinbock, Kudu, Hyäne u. s. w. finden sich in Masse. Die Boern unternehmen Jagdzüge auf Flußpferde bis zu dem zwei Breitengrade entfernten Cunene; aus dem Fette dieser Thiere fabriciren sie Seife.

Das Jahr 1882 ist das erste, in welchem weiße Männer in das Gebiet nördlich des Cunene und westlich der Serra de Chella zwischen 13° und 15° ö. L. Gr. eingedrungen sind; es ist flach und dürr, die Heimath der Elephanten, Strauße und der Oryx-Antilope, auf welche bisher nur die Chibiquas (Tschibikas) Jagd machten; dieselben gehören zur Rasse der Damaras, sind aber mit Ovampos und anderen Stämmen gemischt und sprechen eine dem Ovampo ähnliche Sprache. Vor 150 Jahren etwa sind sie von Süden her über den Cunene gekommen. Die Männer sind stattlich, die Weiber häßlich; außer einer kleinen Lederschürze kennen sie keine Bekleidung und Feuerwaffen sind ihnen gleichfalls unbekannt. Mit einem flachen eisernen Instrument hauen sie dem Elephanten die Muskeln am Hinterfuße durch und tödten dann den so zum Stehen gebrachten Koloß mit Assegaien.

Den Cunene erreichte Lord Mayo bei Humbe (ca. 15° ö. L. Gr.), gleichfalls einem portugiesischen Militärposten von zweifelhaftem Werthe. Enttäuscht war er über die geringe Größe des Stromes, welcher dort und zu jener Zeit selbst nur für große Boote nicht schiffbar war; viel weiter aufwärts soll das jedoch der Fall sein. An seiner Mündung liegt eine Barre, welche jedes Schiff am Einlaufen hindert; ein portugiesischer Marineofficier, welcher vor fünf Jahren jenen Theil des Stromes zu erforschen hatte, konnte die Mündung kaum auf einem Floße passiren. Die Strecke zwischen Humbe und der Mündung ist wenig bekannt; doch weiß man, daß 70 engl. Meilen von der Mündung Stromschnellen oder Katarakte und noch höher aufwärts, wahrscheinlich dort, wo der Fluß die Verlängerung der Serra de Chella durchbricht, große Wasserfälle existiren. Boeren, welche dorthin vordrangen, fanden zahlreiche Flußpferde und zwischen den Felsen und Bergen des Ufers viele Elephanten; da ihre Pferde keine Hufeisen trugen, wurden deren Hufe sehr rasch beschädigt, und sie mußten ihre Jagd zu Fuße fortsetzen. Jedenfalls steht so viel fest, daß der Cunene für die Erschließung des Inneren keinen Werth besitzt.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ein Beamter des Indian Survey Department, Mc Nair, ist kürzlich auf seine eigene Faust in der Verkleidung eines Mohammedaners nach der Landschaft Tschitral (am Südostabhange des Hindukusch) vorgedrungen, was vor ihm nur dem Major Biddulph im Jahre 1880 gelungen war. Seinen Vorgesetzten verheimlichte er seinen Plan, weil dieselben sich dessen Ausführung hätten widersetzen müssen; denn die indische Regierung ist solchen Unternehmungen aus irgend welchen unbegreiflichen Gründen entschieden abhold. Seine Verkleidung wurde zwar gleich jenseits der englischen Grenze entdeckt, aber er gelangte trotzdem durch das Swat-Thal und über Dir, dessen Häuptling ihn gastlich aufnahm, nach Tschitral. Von dort erreichte er Kafiristan und den Dora-Paß im Hindukusch, wo er umzukehren gezwungen war. Von Tschitral ging er dann nach Gilgit, wo seine Aufnahmen mit denen des Obersten Tanner vom Jahre 1881 zusammenstoßen.

— Das Indian Survey Department hat soeben einen Plan gebilligt, wonach die Umgebung des fast 12000 Fuß hohen Tacht-i-Suleiman (im östlichen Afghanistan), welcher lange Zeit von Engländern nicht bestiegen werden durfte, triangulirt werden soll. Auch werden Vorbereitungen getroffen, um das südöstliche Belutschistan bis zur Küste hinab aufzunehmen.

— Ueber die französischerseits geplante Durchstechung des Isthmus von Kra in Hinterindien (vgl. „Globus“ Bd. 41, S. 255 und Bd. 42, S. 286) ist es lange Zeit still gewesen und von den Ergebnissen der an Ort und Stelle ausgeführten Untersuchungen verlautete nichts. Neuerdings ist aber in Singapur der Bericht des engl. Commandeurs A. J. Loftus erschienen, welcher die französische Expedition des Lieutenant Paul Bélion und Dr. Harmand im Januar bis April 1883 dorthin begleitete. Derselbe spricht sich entschieden gegen den Kanal aus; die Hauptschwierigkeit besteht darin, die enorme Masse von 83 854 222 Kubikyards Erdboden, wovon 75 bis 80 Proc. harten Gesteines, auszugraben und zu transportiren. Diese Arbeit wäre nur allein in dem Berglande am Kra-Passe, der zu 250 Fuß ansteigt, zu leisten; und die schwierigen und kostspieligen Arbeiten an den beiden Flüssen Paktschan und Tschumpon, welche vom Passe nach Westen und Osten abfließen, sind darin noch gar nicht einbegriffen. Wir trauen diesem englischen Urtheile entschieden mehr, als der „Exploration“, welche in Nr. 331 (23. Mai 1883, S. 811) erklärte, daß nach Bélion's Bericht die Durchstechung des Isthmus das Allerleichteste wäre. Es wären nur 50 km durch leichten Boden zu graben, und diese lägen in einem wundervollen Walde, dessen Ausbeutung enormen Ertrag abwerfen würde u. s. w.

— Am 10. August d. J. hatte Oberst Prschewalski eine Abschiedsaudienz beim russischen Kaiser und trat sofort seine neue große Reise nach Centralasien an (vgl. oben S. 48). Auch diesmal begleiten ihn seine Gefährten Eklon und Robarowski, sowie der aus Kuldscha gebürtige Dolmetsch, außerdem der Lieut. Kozlow und 16 Kosaken. Er gedenkt über Kiachta, Urga, Alaschan und den Kuku-nor die Landschaft Tsaidam und die Quellen des Hwang-ho zu erreichen, von dort den Lob-nor, das nördliche Tibet zu durchstreifen, ja vielleicht den Oberlauf des Brahmaputra zu berühren, um schließlich auf Pamir zu enden. Da es unmöglich ist, auf dem tibetischen Hochlande mit Kameelen zu reisen, so will er

längs dem Nordrande des sogenannten Kwen-lun-Gebirges Proviantdepots anlegen, um von diesen aus mit wenig Gepäck beschwert in Tibet einzudringen.

Afrika.

— Der um die Erforschung des Nilgebietes vielfach verdiente Ernst Marno ist nach einer Depesche aus Chartum am 17. August gestorben. Er stand im 40. Lebensjahre (geboren 13. Januar 1844 zu Wien) und war seit Ende 1878 in egyptischen Diensten am obern Nil thätig.

— Thompson, der für die Londoner Geographische Gesellschaft eine Forschungsreise nach dem Victoria Njanza unternommen hat und bei seinem ersten Versuche, das Land der wilden Masai zu passiren, scheiterte (s. oben S. 16), ist am 2. Juli von der Küste aus wieder bei seinen Leuten im Lager zu Taveta (am Südostfuße des Kilimandscharo) mit neuen Vorräthen eingetroffen und wollte am 8. Juli in Gesellschaft einer Pangani-Karawane seine Reise fortsetzen. Um den Nordabhang des Kilimandscharo herum gedenkt er zunächst Mosira (etwa 2° s. Br., 36° ö. L. Gr.) zu erreichen.

Ein zweiter Reisender derselben Gesellschaft, der Konsul O'Neill (s. „Globus" Bd. 43, S. 239), dessen Ziel der Schirwa-See ist, ist am 11. Juni von der Mozambique-Küste nach dem Inneren aufgebrochen und war zu Anfang Juli in Schalawe, welches ca. 200 km westlich von Mozambique liegt.

— Nach den letzten Nachrichten (vom 3. März d. J.) haben Dr. Böhm und Reichard auf ihrer Reise von der bisherigen deutschen Station Gonda nach dem Moëro-See (s. „Globus" Bd. 43, S. 144) am 10. Februar die belgische Station Karema am Tanganjika erreicht. Sie fanden dort die Tagebücher und Karten ihres am 19. Oktober 1882 am Rikwa-See verstorbenen Gefährten Dr. Kaiser und haben dieselben nach Berlin geschickt. Der Herausgeber dieser Blätter ist zur Zeit damit beschäftigt, die Karten druckfertig zu machen.

— Ueber Henry Stanley, welcher bekanntlich im Herbste vorigen Jahres in Europa weilte und dann plötzlich nach seinem Arbeitsfelde am Kongo zurückkehrte, verlautete neuerdings, daß er sich Anfangs Mai 1883 in Leopoldville, seiner Hauptstation am untern Kongo, zu einer großen Flußreise von etwa 1000 englischen Miles Länge rüstete. Das Ziel derselben waren die Stanley-Fälle, welche neun Längengrade weiter östlich gerade unter dem Aequator liegen; drei Dampfschiffe und viele Boote der Eingeborenen sollten an der Fahrt theilnehmen. Vorher hatte er mit verschiedenen Häuptlingen, die am Nordufer des Kongo und oberhalb seiner Station Leopoldville sitzen, Bündnisse und Verträge abgeschlossen, um Savorgnan de Brazza, seinen französischen Mitbewerber, schachmatt zu setzen. Doch wurde er von seinem Auftraggeber in Belgien angewiesen, die Rechte Brazza's zu achten. Uebrigens erhält er wegen der zahlreichen Todesfälle fortdauernd Nachschub von Weißen aus Europa, so neuerdings die beiden Schweden Westmar und Sunvallson, den belgischen Lieutenant Waverings, die Herren Palmarts und Defrère, die Engländer Sir Frederic Goldsmid und Delmar Morgan. Kurz vor Brazza's Ankunft an der Westküste scheinen übrigens Stanley's Agenten die wichtige Position der Quillu-Mündung, welche Brazza zum Ausgangspunkte seiner Expedition ins Innere erkoren hatte, besetzt zu haben, so daß Brazza zwei südlicher gelegene Punkte, Loango und Pontanegra, zu annektiren sich gezwungen sah (s. „Globus" Bd. 43, S. 335); von dort sind es freilich 420 km durch bergiges, fast unbekanntes Land bis nach dem Norduser des Stanley Pool, wo das von Makoko dem Franzosen abgetretene Territorium sich befindet, und was bisher über Brazza's neues Unternehmen verlautet, berechtigt nicht zu der Erwartung, daß er diese Strecke sonderlich rasch überwinden werde. — Die „Mail" vom 10. September enthält folgende Nachricht aus Loanda vom 15. August: „Mr. H. M. Stanley ist weit im Inneren gewesen, aber nach dem Stanley Pool zurückgekehrt. Man schreibt ihm die Absicht zu, wieder hinaufzufahren und seine Reise zur Ostküste (?) fortzusetzen, seine frühere Fahrt in umgekehrter Richtung wiederholend. Kapitän Janssens von der Expedition wurde von den Eingeborenen im Inneren angegriffen."

— Dr. Bayol hat seine Reise nördlich des Niger (vgl. „Globus" Bd. 43, S. 288 und 44, S. 176) beendet; dieselbe betraf eine bisher ganz unerforschte Gegend zwischen dem linken, nördlichen Ufer des Niger und der Route des Dr. O. Lenz. Bis zur Stadt Segala, welche unter 9° ö. L. von Paris liegt, hat er alles Land unter französisches Protektorat gebracht. Dies bisher nur nach Erkundigungen auf der Karte verzeichnete Gebiet erhält nun ein anderes, richtigeres Aussehen; es ist reich mit Bambaras, Sarracolets und Tonconleurs bevölkert. Zu den wichtigsten Orten gehört außer Damfa noch Murdia mit 2500 Einwohnern, ein Centrum des Karawanenhandels, wo Salz gegen Gold, Sklaven und Hirse ausgetauscht wird. Der Ruf Timbuktus, welches Bayol nicht erreichen konnte, soll größer sein, als seine wirkliche Bedeutung; auch die Handelsbedeutung des von Lenz besuchten Gumbu ist in der Abnahme begriffen. Das Routier Bayol's umfaßt 360 km neuen Weges; sein Begleiter Quinquandon hat außerdem etwa 300 Ortschaften nach Erkundigungen auf seine Karte eingetragen.

Nordamerika.

— Am 8. September ist die Northern Pacific Railroad feierlich eröffnet worden. Die Hauptlinie derselben ist 1980¼ Meilen lang und führt von Duluth am Oberen See durch Minnesota, Dakota, Montana, Idaho und Washington; große Wald- und Ackerbaugebiete werden durch sie dem Verkehre erschlossen. Die erste Koncession datirt schon vom 2. Juli 1864, und damals wurde bestimmt, daß sie bis zum 4. Juli 1876 vollendet sein sollte; doch begannen die Arbeiten erst 1870. 1874 machte die erste Gesellschaft bankerott und erst, als im folgenden Jahre eine zweite sich bildete, schritt der an mehreren Punkten begonnene Bau rüstig vorwärts. Die technischen Schwierigkeiten waren hier nicht so bedeutend, wie bei den beiden anderen Pacific-Bahnen; der höchste Punkt im Felsengebirge, den sie überschreitet, erreicht 5565 Fuß Höhe. (Wir verweisen hier auf Th. Kirchhoff's „Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten" in Bd. 41 des „Globus", namentlich auf S. 268 f., wo er von der Nord-Pacific-Bahn eingehender spricht. Auch ein kürzlich bei Duncker und Humblot in Leipzig erschienenes Werk sei genannt, „Die Verkehrsmittel in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von P. F. Kupka, Ingenieur", welches S. 248 ff. die Northern Pacific-Bahn behandelt. Der Verfasser sucht den Antheil zu schildern, welchen die Verkehrsmittel, d. h. Kanäle, Eisenbahnen, Post und Telegraph, an der rapiden Entwickelung der Vereinigten Staaten gehabt haben und thut dies auf Grund von Autopsie und eines umfangreichen und genau gesichteten und geprüften Materials.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIV. №15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Ujfalvy's Reise im westlichen Himalaya.

(Nach dem Französischen der Madame de Ujfalvy.)

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Die Einwohner von Kulu sind der Mehrzahl nach unter mittlerer Größe, kräftig, aber selten stark gebaut. Schwarzes lockiges Haar, starker Bart und ein großer Mund mit aufgeworfenen Lippen charakterisirt sie alle. Unter den Frauen sind manche von großer Schönheit, die sie jedoch durch die Massen von Schmuck, mit denen sie sich behängen, gänzlich entstellen. Die Ohren werden mit so vielen Ringen von unsinniger Größe beladen, als sich irgend anbringen lassen, der Nasenring fehlt nie. Bei den Wohlhabenden ist der Schmuck stets aus Silber, die Aermeren tragen ihn oft aus Blei und schleppen dann solche Lasten mit sich herum, daß sie den Kopf kaum aufrecht halten können. Die alte Landestracht besteht bei den Männern aus einem großen, rechteckigen wollenen Tuche, das sie ohne Anwendung von Nadeln oder Bändern in der künstlichsten Weise fest um Ober- und Unterkörper drapiren. Die Frauen stellen aus zweien solcher Tücher mit Hilfe von zwei großen über der Brust befestigten Nadeln ein nicht minder kunstvolles Gewand her, das ihnen vollständig freie Bewegung der Glieder läßt. Leider verschwindet diese eigenthümliche Kleidung jetzt immer mehr, um der Tracht der Mohammedaner Platz zu machen. Unter den Männern giebt es nur noch wenige, die nicht schon eines oder das andere Stück derselben angenommen hätten.

Und nicht die alte Tracht allein ist es, die hier im Aussterben begriffen ist. Auch die seltsame uralte Sitte der Polyandrie, die vor verhältnißmäßig kurzer Zeit noch unter den Kulus herrschte, verschwindet heute immer mehr und mehr, um der Polygamie Platz zu machen. Ueber jenen merkwürdigen Brauch, dem die Reisenden hier zum ersten Male begegneten, um ihn später noch bei einigen Völkern des oberen Industhales wieder anzutreffen, citirt Frau von Ujfalvy die folgenden Angaben L. Rousselet's in seiner „Ethnographie de l'Himalaya occidental": „Die Polyandrie, d. h. die Ehe mehrerer Männer mit einer Frau, ist wahrscheinlich der Typus der ältesten socialen Organisation der Urvölker des Indus und des westlichen Himalaya. Für das hohe Alter dieser Sitte spricht der Umstand, daß wir dieselbe heute noch bei verschiedenen Stämmen herrschend finden, die durch weite, von Anhängern der Polygamie bevölkerte Gebiete von einander geschieden sind. So sehen wir die Polyandrie bei den Naïrs im äußersten Süden Indiens, bei den Baïga in Gondwana, bei den Garros an der indisch-chinesischen Grenze und endlich im westlichen Himalaya, in Ladak, Rupschu, Spiti und Kulu . . .

„ . . . In der Regel werden, wenn der älteste Bruder heirathet, alle seine Brüder dadurch auch Gatten seiner Frau. Die Kinder, die aus dieser Verbindung hervorgehen, gehören nicht dem Einzelnen, sondern geben den verschiedenen vereinten Gatten ihrer Mutter unterschiedslos den Namen Vater. So hat eine Frau bisweilen vier Männer auf einmal; doch ist die Zahl keineswegs beschränkt. Außer dieser regelmäßigen Form der Polyandrie hat die Frau auch das Recht, sich noch einen oder mehrere Gatten

Einwohner von Kulu.

(nicht Liebhaber) neben der Gruppe von Brüdern zu wählen. Das Resultat dieses merkwürdigen Brauches ist, daß die Bevölkerung stationär bleibt; indessen vermindert sie sich nicht. Unter den polyandrischen Kulus bildet die Frau das Haupt der Gemeinschaft. Sie verwaltet das Besitzthum, das die Gatten bearbeiten und dessen Betrag sie ihr übergeben. Sie allein stattet die Kinder aus und vermacht ihnen ihren Besitz als Erbtheil; stirbt sie vor ihren Männern, so wird ihre älteste Tochter das Haupt der Gemeinschaft."

Von dem männlichen Geiste der Kulufrauen, auf den diese Einrichtung schließen lassen könnte, bemerkten die Reisenden im Verkehr mit den Leuten keine Spur. Die Frauen und Mädchen, an denen Frau von Ujfalvy hier ihre anthropologischen Messungen vornehmen wollte, geberdeten sich trotz der verheißenen Belohnung so kindisch furchtsam, weinten und schrien beim Anblick des Messingreifens, der ihnen um den Kopf gelegt werden sollte, dermaßen, daß man schließlich, um nicht auch noch die Männer aufzuregen, die sich der Ueberredungskunst des Bakschîsch zugänglicher gezeigt hatten, ganz und gar davon abstehen mußte, die Kopfmaße des schönen Geschlechtes zu erhalten.

Während ihres Aufenthaltes in **Sultanpur** lernten die Reisenden auch den jungen Raï von Kulu, den Sohn des depossedirten Radscha, kennen, der bei dem englischen Kommissar zu Gaste war. Der mit reichstem indischen und chinesischen Schmuck überladene junge Mann, der zum Zeichen seiner Unterwerfung und seines Bestrebens, sich zu europäisiren, anstatt der einheimischen Fußbekleidung unbequeme Schuhe aus Lackleder trug, schien durchaus nicht abgeneigt, Ujfalvy einiges von seinen Kostbarkeiten zu verkaufen, um sich dadurch für einige Zeit wenigstens von der drückenden Geldnoth zu befreien, in der er sich beständig befindet. Die jährliche Pension von etwa 25 000 Mark nach unserem Gelde, die er von der englischen Regierung erhält, müßte freilich in diesem weltabgelegenen Berglande des Himalaya für die Ansprüche auch des verwöhntesten Privatmannes ausreichen können — wenn eben die guten Freunde eines depossedirten Fürsten es ihm und den Seinen gestatten wollten, mit den alten Traditionen zu brechen und sich in das Privatleben zurückzuziehen. Anstatt dessen aber umgiebt ein ganzer Troß schmarotzender Höflinge nach wie vor die gefallene Größe, und die Summe, die dem Raï erlauben würde, mit seinen zahlreichen Frauen und einer ansehnlichen Dienerschaft nach Landessitte „auf großem Fuße" zu leben, erweist sich regelmäßig als viel zu gering für den Unterhalt der hunderte von Müssiggängern, die sich an ihn hängen und nicht abschütteln lassen.

Passiren eines Flusses auf Schläuchen.

Am 18. verließen Ujfalvy's Sultanpur, um zunächst über Mandi und Kangra, zwei der sogenannten Hill states der Engländer, der kleinen Schutzstaaten, die sich zu beiden Seiten des Satledsch von der Grenze des chinesischen Tibet bis Bilaspur hinziehen, nach Tschamba zu gehen. Regengüsse und heftige Gewitter machten die ersten Tage dieses Gebirgsmarsches, in denen man außer dem 3000 m hohen Passe von Babba noch zwei andere niedrigere Pässe zu überschreiten hatte, im höchsten Maße anstrengend und beschwerlich. Ein Glück war es, daß die nicht unbedeutenden und jetzt durch den Regen stark angeschwollenen Flüsse, über die der Weg führte, sämmtlich überbrückt waren. Waren es auch oft nur schwankende Lianenbrücken, auf denen man hinübergelangte, so war das Passiren dieser beweglichen Gehänge immer doch der unbequemen und zur Regenzeit nie ungefährlichen Ueberfahrt auf den großen aufgeblasenen Schläuchen aus Rinderhäuten vorzuziehen, die hier wie im ganzen Pandschab noch vielfach im Gebrauche ist.

In **Baïdschnath**, einem ansehnlichen Ort im oberen Thale des Bias, wurde eine eintägige Rast gehalten. Die Stadt, die sich am Fuße eines mit baumhohen Kaktuspflanzen dicht bestandenen Berges ausbreitet, hat früher eine gewisse Bedeutung gehabt und zeigt noch heute mannigfache Ueberreste des alten Glanzes. Unter ihren sämmtlich von Gärten umgebenen Häusern weisen viele die prachtvollsten alten Holzschnitzereien auf; an den Brunnen in den Straßen und auf den Plätzen findet sich überall der große, schönskulptirte traditionelle steinerne Löwe, aus dessen weit geöffnetem Rachen das Wasser in ein geräumiges quadratisches Bassin hinabfließt, zu dem man auf breiten Steinstufen niedersteigt. Die Hauptsehenswürdigkeit der Stadt ist aber der große Tempel, der mit seinem Säulenvorhof und dem unglaublich reichen und mannigfaltigen Skulpturenschmuck

seiner mächtigen Pfeiler, Säulen und Gesimse eines der schönsten Denkmäler der indischen Baukunst des 13. und 14. Jahrhunderts ist. In dem fast vollständig dunklen, höhlenartigen Innern des Prachtbaues befinden sich mehrere hochverehrte Götter; vor dem Eingange des Säulenhofes aber steht das plumpe alte Steinbild eines Zebuochsen, dessen mit einer dicken öligen Kruste überzogener Höcker die jahrhunderte lange Verehrung erkennen läßt, die ihm zu Theil geworden ist. Mehrere kleine Heiligthümer neueren Ursprunges, sowie verschiedene große „heilige“ und deshalb von Mauerwerk und Säulengängen umzogene Bäume umgeben den großen Tempel auf allen Seiten.

Zwischen ausgedehnten Reisfeldern, Thee- und Baumwollenplantagen ging es am folgenden Tage weiter bis Palampur, wo die Reisenden von der unangenehmen Nachricht erwartet wurden, daß in dem Dorfe Dhaud, in dessen Bungalow sie die nächste Nacht zuzubringen gedacht hatten, die Cholera ausgebrochen sei. Das Dorf war von einem Sanitätskordon umzogen und jeder Verkehr untersagt; für die Reisenden sollte jedoch eine Ausnahme gemacht und ihnen ein Passiren des Ortes, wenn auch kein Aufenthalt in demselben, gestattet werden. So mußte denn der angestrengte Marsch ohne Rast fortgesetzt werden, trotz des Murrens der übermüdeten Kulis. Bei finsterer Nacht ging es am Ufer des laut brausenden Bias entlang, zuerst durch einen von unzähligen großen Leuchtkäfern belebten Wald, dann durch sumpfige Wiesen und Reisfelder und durch eine Reihe größerer Dörfer, die, in nächtliche Stille versenkt, mit ihren vor den Thüren der Häuser ausgestreckten, in weite weiße Gewänder gehüllten schlafenden Eingeborenen wie Todtenstädte erschienen. Ein furchtbarer Regenguß, der alle bis auf die Haut durchnäßte, brachte die Kulis der Reisenden zu offenem Widerstande; sie erklärten den Nachtmarsch nicht weiter fortsetzen zu wollen. So wurde nach langem vergeblichen Bemühen mitten auf einer Wiese aus zusammengelesenem feuchten Holze ein Feuer entzündet und der übrige Theil der Nacht, so gut es eben gehen wollte, daneben zugebracht. Nach einem ermüdenden Marsche und äußerst beschwerlichem Anstiege kam man gegen Mittag des folgenden Tages in Dharmsala an, das fast 2000 m hoch in den vom Pandschab aufsteigenden ersten Vorbergen des Himalaya liegt. Der kleine, ungemein gesunde Ort wird von den Engländern vielfach als Luftkurort besucht; seit mehreren Jahren befindet sich auch hier die Sanitätsstation für die an klimatischen Fiebern erkrankten englischen Soldaten. In der Umgegend von Dharmsala und längs des ganzen Weges bis Kangra, das die Reisenden am nächsten Abend erreichten, ziehen sich ausgedehnte Theepflanzungen hin, die sich ausschließlich im Besitze von Engländern befinden. Es ist kaum zwanzig Jahre her, daß die ersten Versuche der Theekultur in Indien gemacht wurden. Die Pflanzungen, die man von Arbeitern aus Assam anlegen und bewirthschaften ließ, brachten zuerst keinen rechten Ertrag; dies änderte sich aber bald, und im Jahre 1878 hatte das Pandschab schon nicht weniger als 10 046 Acres Theeplantagen, die zusammen eine Ernte von 1 113 000 Pfund eines vorzüglichen Thees lieferten, der hauptsächlich in Indien selber konsumirt wird. Wenn auch die eigentliche Kultur des Thees wenig Mühe macht — in geeignetem Boden gedeihen die weitläufig gepflanzten Sträucher ohne besondere Pflege —, so erfordert die Zubereitung der Blätter einen ungeheuren Aufwand an Arbeit, die bis jetzt noch durch keine Maschine erleichtert, sondern ausschließlich von Menschen besorgt wird. Die höchstens acht Tage alten Sprossen der Sträucher werden drei- bis viermal geerntet, zur Vermehrung des Blattwuchses auch die Blüthenknospen abgepflückt; in großen luftigen Räumen halb getrocknet oder gewelkt, werden die Blätter dann mit den Händen auf feinen

Hof des Tempels von Baïdschnath.

Der Tempel von Baidschnath.

Matten gerollt und für einige Stunden in einen schwach erhitzten Ofen gethan, darauf zwischen dicke wollene Tücher gepackt und einem leichten Gährungsproceß unterworfen und dann schließlich nochmals in großen Drahtkörben über Kohlenfeuer gebracht, bis sie den gewünschten Grad von Trockenheit erlangt haben. Nun beginnt erst die eigentlich mühevollste Arbeit, die in den großen Theeplantagen hunderte von indischen Mädchen beschäftigt: das Sortiren der fertig getrockneten Blätter nach ihrer Größe. Blatt für Blatt der großen Theehaufen geht durch die Finger der geduldigen Kinder, um je nach seiner Größe in einen der drei neben der Arbeiterin stehenden Kasten geworfen zu werden, die zur Aufnahme des feinen, des mittleren und des groben Thees bestimmt sind. Eine geübte Arbeiterin soll in einem Tage etwa 7 kg Thee sortiren können. Nach dem Aussuchen werden die einzelnen Sorten durch Schütteln in großen Sieben vom Staube gereinigt und dann verpackt.

Das Sanatorium Dharmsala.

Kangra, das früher eine bedeutende Stadt und namentlich durch seinen großen Bazar berühmt war, ist seit der letzten Hungersnoth gänzlich verarmt und heruntergekommen; die eine Hälfte der Stadt besteht fast nur noch aus Ruinen, die hervorragendsten Waaren des Bazars sind europäischen Ursprungs. Nur nach unsäglicher Mühe gelang es den Reisenden, hier einige alte Broncegefäße, sowie verschiedene Proben der berühmten Gewebe von Kangra aufzutreiben. Der Stolz der Einwohner ist der Tempel der Stadt, der, größer als der Tempel von Baïdschnath, es an Pracht der Architektur mit diesem doch nicht aufnehmen kann. Die große, nach der Meinung der Eingeborenen mit echtem Golde bekleidete Kuppel hat ihm den Namen des „Goldenen Tempels" eingetragen; zu beiden Seiten der prachtvoll geschnitzten Thüren, dem einzig Werthvollen des ganzen Baues, liegen zwei mächtige Löwen, die

ebenfalls aus massivem Gold und Silber bestehen sollen. In den herrlichen Bäumen, die den Tempelhof beschatten, treibt eine große Schar von Affen ihr lustiges Wesen; die kostspielige Ernährung dieser „heiligen" Thiere ist für die verarmten Einwohner der Stadt eine nicht leichte Aufgabe.

Ueber Nurpur, die letzte Stadt des Pandschab vor der Grenze von Tschamba, ging es nun wieder nordwärts in das Gebirge hinein. Auf lebensgefährlich schmalen, allenthalben abbröckelnden Felspfaden, aber durch eine Berglandschaft von großartigster Schönheit, dann wieder durch Thäler voll ausgedehnter Reisfelder und durch unsaubere, ärmliche Gebirgsdörfer führte der Weg nach Tschamba, wo die Reisenden am 5. Juli eintrafen, nachdem sie kurz vor der Stadt einen Paß von 1650 m Höhe überschritten hatten.

Am Rami, einem der bedeutendsten Nebenflüsse des Indus, und inmitten eines entzückenden Thales belegen, dem die mächtigen Berge ringsum Schutz verleihen, bietet die Stadt Tschamba an und für sich wenig Bemerkenswerthes dar. Bis auf eine in Terrassen aufsteigende Straße, die, auf beiden Seiten mit Läden eingefaßt, den Bazar der Stadt repräsentirt, und an deren Ende der Palast des Radscha sich befindet, machen die Häuser der Einwohner fast alle einen ärmlichen Eindruck. So bildete die Bekanntschaft mit dem Radscha, die der englische Kommissar, Mr. Marshal, vermittelte, und ein großes Fest zu

Theeplantage im Thale von Kangra.

Ehren des Fürsten, dem die Reisenden beiwohnen durften, das Hauptinteresse ihres mehrtägigen Aufenthaltes in der Stadt. Der erst sechzehnjährige Herrscher, Cham Singh, der, in einem englischen College „gebildet", jetzt noch seinen englischen Präceptor als General der 200 Mann Infanterie und vier Mann Kavallerie von Tschumba bei sich hatte, war das seltsamste Gemisch von orientalischer Indolenz und europäischer Blasirtheit. Der gelangweilte Gesichtsausdruck des im Wachsthum zurückgebliebenen jugendlichen Herrschers kontrastirte in eigenthümlicher Weise mit der phantastischen Tracht, in der er sich den Reisenden vorstellte: einer kurzen Blouse von hellblauem Atlas, weißen baumwollenen Beinkleidern, einer eleganten und äußerst modernen Pariser Kravatte und einem kostbaren Perlenhalsbande. Die Reitpeitsche, die er selbst bei Erledigung der Regierungsgeschäfte nie aus der Hand lassen soll, zeigte seine eine Passion an; die zweite war eine aus England mitgebrachte Neigung für Kartenspiele, namentlich Whist, mit dem er seine Morgenstunden hinzubringen liebt, und bei dem er die Eigenthümlichkeit hat, seine Verluste nie zu bezahlen. Der jüngere Bruder Cham Singh's, ein zwölfjähriger Knabe, machte auf die Reisenden den Eindruck bedeutend größerer Intelligenz.

Das große Fest, um dessentwillen Ujfalvy's ihren Aufenthalt in Tschamba noch um zwei Tage verlängerten, brachte die ganze Stadt und Umgegend in Aufregung. Vormittags begab sich unter dem Donner der beiden Kanonen, über die Tschamba verfügt, der Herrscher mit seinem Gefolge nach dem Tempel, wo der „Gott" in feierlicher Ceremonie von den Priestern gewaschen und dann mit

Milch und wohlriechendem Oel besprengt wurde. Während dessen führten die Bajaderen die üblichen Tänze auf, die Brahmanen brachten Opfer dar, mehrere mit kolossalen Fächern bewaffnete Diener scheuchten die durch die Besprengung des Idols angelockten Fliegen von demselben ab, und zum Schlusse der religiösen Handlung sprach der Radscha mit lauter Stimme die „große Begrüßung“ des Gottes, das Wort „ôm“ aus. Hiermit war der erste Theil des Festes beendet. Der zweite bestand in einem Massenempfange, den der Fürst Abends auf einem großen Platze vor der Stadt abhielt. In feierlichem Zuge, der von der ganzen Militärmacht des Staates und einer Schar lärmender Musikanten angeführt wurde, begaben sich die beiden Fürsten und ihre Begleiter, von weißen Elephanten getragen, nach einem prächtigen, an der einen Seite des Platzes errichteten Zelte. Nachdem die Soldaten unter dem Kommando des Generals hier nochmals aufmarschirt waren und einige Salven abgegeben hatten, ließen sich die Fürsten und die englischen Beamten auf Lehnstühle, die eingeborenen Begleiter auf die Erde nieder, und nun begannen in der Mitte des Platzes die Tänze der Ghaddi, der Bewohner eines Bergdistriktes von Tschamba. Nur von Männern, und zwar zumeist Greisen, ausgeführt, hatte der Anblick dieser langsamen, einförmigen Drehungen und Windungen für die europäischen Zuschauer etwas ungemein Ermüdendes. Die Volksmenge jedoch, die den Platz zu Tausenden umringte, und nicht minder auch der Radscha und seine Begleiter folgten stundenlang mit augenscheinlich unvermindertem Interesse dem langweiligen Schauspiel, während dessen die eigentliche Defilirkour stattfand. In ununterbrochener Reihenfolge schritten die Unterthanen, die den Fürsten zu seinem Feste begrüßen wollten, stumm an dem Zelte vorbei, in dessen Eingang er saß. Jeder brachte seine Gabe dar, ein Geldstück, das, nachdem der Radscha es mit der Spitze des Fingers berührt hatte, auf ein am Boden ausgebreitetes Tuch geworfen wurde. Dieses Mal zeichnete sich das Volk nicht eben durch Großartigkeit aus; am Schlusse der stundenlangen Sitzung betrug die dem Fürsten dargebrachte Summe nicht mehr als 78 Rupien, etwa 150 Mark. Am Jahrestage der Thronbesteigung des Radscha aber soll sich, wie den Reisenden versichert wurde, die Ernte oft auf 1200 Rupien belaufen.

Die Umwälzungen und Zerstörungen in der Sundastraße.

Von **Emil Metzger**.

Seit einigen Wochen bringt der Telegraph aus dem malaischen Archipel Nachrichten von Revolutionen an der Erdoberfläche, von Zerstörungen und Neubildungen, wie sie das Geschlecht der jetzt Lebenden noch nicht beobachtet hat; wenn auch die erhaltenen Berichte der Natur der Sache nach noch sehr unvollständig sind, wahrscheinlich auch, wenigstens in mancher Beziehung, es bleiben werden, so genügen sie doch für denjenigen, welcher, wie der Verfasser dieser Zeilen, jenes Gebiet aus eigener Anschauung kennt, um sich in großen Zügen wenigstens ein Bild der Vorgänge, welche dort stattgefunden, zu entwerfen, und es dürfte wohl erlaubt sein den Versuch zu machen, dasselbe auch unseren Lesern vorzulegen, da sowohl, was die Vorgänge selbst, als auch was die geographischen Verhältnisse des Gebietes, auf dem sie stattgefunden haben, betrifft, manche irrige und übertriebene Vorstellungen eine weite Verbreitung gefunden haben. Den Schauplatz jener Umwälzungen bildet die zwischen den Inseln Java und Sumatra gelegene Sundastraße; auch jetzt noch, nachdem der Suez-Kanal einen großen Theil des Weltverkehrs an sich gerissen hat, ist sie für die Schiffahrt von höchster Bedeutung; alle Schiffe, welche ihren Weg um das Kap der guten Hoffnung hin nehmen und nach dem malaischen Archipel, nach Hinterindien, nach China u. s. w. bestimmt sind, müssen dieselbe passiren.

Der südwestliche Eingang dieser Straße hat eine Breite von etwa 110 km [der Leuchtthurm auf Blakke hoek (Sumatra) liegt [1]) auf 104° 33′ ö. L. Grw., 5° 45′ südl. Br., der Leuchtthurm auf „Javas 1. Punt“ Tandjong Kulon, auf 105° 11′ ö. L., 6° 44′ südl. Br.]. Von ersterm Punkte aus hat die Südküste von Sumatra eine östliche Richtung; die von „Blakke hoek“ nach Osten gezogene Linie berührt sie jedoch nur mit drei Spitzen, zwischen denen zwei tief eingeschnittene Buchten, die Semangka- und die Lampong-Bai, weit in das Land greifen. Diese drei Spitzen sind, von Westen nach Osten gerechnet, eine Doppelspitze (nach Westen gerichtet: Blakke hoek — auch Tandjung blimbing oder Rata — und nach Süden: T. Tjina), dann in der Mitte: T. Tikus und endlich Varkenshoek oder T. Tuwa, die südöstliche Spitze der östlichen Landzunge. Die Küste von Java folgt bis hinter Anjer einer nordöstlichen Richtung, tritt jedoch von dieser geraden Linie mehrfach südlich und östlich zurück und bildet folgende Buchten: die Möwenbai zwischen dem 1. und 2. „Punt“, die Welkomstbai zwischen dem 2. und 3. „Punt“ und die Peperbai nördlich vom 3. Punt. Bei Anjer (105° 55′ ö. L. Grw., 6° 4′ südl. Br.) hat die Sundastraße die kleinste Breite, etwa 20 km; einige Inseln, namentlich „Dwars in den Weg“ liegen hier im Fahrwasser. Die Sumatraküste biegt hier in nördlicher Richtung ab, die Javaküste verfolgt ihre annähernd nordöstliche Richtung bis zur St. Nikolasspitze, dem nördlichsten Punkte von Java, von wo die Küste in etwas nach Süden abweichender östlicher Richtung weiter läuft. Halbwegs zwischen Anjer und St. Nikolaspunt lag das von den Fluthen vernichtete Pulu Merak, nur durch einen schmalen Wasserstreifen vom Festland getrennt.

Auch der südliche Eingang der Sundastraße ist nicht ganz frei; mit der äußeren Seite etwa 25 km von der Javaküste entfernt liegt die Prinseninsel; zwischen beiden die „Behouden-Passage“ 7 bis 8 km breit. Mitten im Fahrwasser, in gerader Linie etwa zwischen T. Tikus und der westlichen Spitze der Peperbai lag die Insel Krakatau (Krakatoa, Rakata) und in ihrer Nähe mehrere kleinere In-

---

[1]) Die Angaben aller geographischen Positionen sind auf volle Minuten abgerundet.

seln. Zwischen ihr und der östlichsten Landzunge von Sumatra liegen die Inseln Sebessi und Sebuku. Zwischen Sebessi und Krakatau befand sich die Wasserstraße von Sumatra nach Java, während die Schiffe, welche den Archipel verließen oder in denselben eintraten, Kurs zwischen der Javaküste und Krakatau hielten.

Nach dieser langen und ermüdenden Auseinandersetzung, die gleichwohl nöthig war, da die Karten in Bezug auf die Namen von einander abweichen, und die bisherigen Berichte den daraus entstehenden Schwierigkeiten nur sehr unvollkommen Beachtung schenken; gehen wir zunächst dazu über, die Sundastraße mit ihrer Umgebung und deren geologischer Bildung zu betrachten, wobei wir uns, um Raum zu ersparen, auf die Arbeiten Junghuhn's beziehen und besonders auf seine Einleitung zu „Die Battaländer auf Sumatra“ (Berlin, G. Reimer, 1847), sowie auf sein klassisches Werk über Java verweisen. Namentlich die Form der Inseln Sebessi und Krakatau, die sich ohne irgend einen Strand unmittelbar aus dem Meere erheben, welches in ihrer Nähe keinen Ankergrund mehr bietet, hat den großen, im Jahre 1864 verstorbenen Forscher zu dem Schlusse geführt, daß die Inseln Sumatra und Java trotz ihrer ähnlichen Küstenbildung kein zusammenhängendes Ganze gebildet haben. Daß übrigens sowohl Java als Sumatra höchst vulkanischer Natur sind, ist zu bekannt, als daß wir näher darauf eingehen sollten; auch der Pick von Sebessi und der von Krakatau gehören zu diesen Bildungen; ersterer erreicht eine Höhe von 859 m, letzterer von 823 m über dem Wasserspiegel.

Pulu Rakata (Krakatoa), gewöhnlich Krakatau genannt,

Die Sundastraße.

Lith. Anst. v. L. Kraatz, Berlin.

wurde durch Junghuhn zu der Reihe der Vulkane von Java gerechnet, da es, wie dieser Gelehrte sagt, deutlich den Anfang der von W $12^1/_2$ z. N nach O $12^1/_2$ z. S laufenden Kette derselben bildet. Die Insel hatte in der Richtung von N nach S eine Ausdehnung von etwa 8, in der von O nach W eine solche von etwa 5 km. Die Lage des auf dem Kegelberge errichteten Triangulationspfeilers wurde bei den im Jahre 1868—69 unter meiner Leitung, zur Fortsetzung des über Java gelegten Dreiecksnetzes nach Sumatra unternommenen Arbeiten zu 6° 8′ südl. Br. und 105° 26′ ö. L. Grw. bestimmt. Wie die meisten der in der Sundastraße gelegenen Inseln war auch Krakatau bis zur Spitze mit üppigem Baumwuchs bedeckt. Nach einer Angabe in Berghaus' „Länder- und Völkerkunde“ II, 718, soll dort im Jahre 1680 eine Bimssteineruption stattgefunden haben; die Quellen für diese Mittheilung sind jedoch nicht angegeben. Bei einem Besuche 1869 wurden mehrere warme Quellen gefunden, die bei der Ersteigung des nördlichen Abhanges theilweise zur Vorsicht aufforderten, eine Erscheinung, die man auf den Sundainseln häufig findet. Uebrigens waren sowohl Krakatau als Sebessi ganz unbewohnt und wurden nur von den Eingeborenen der benachbarten Küsten besucht, um einzelne Producte des Waldes zu sammeln. Es gab wohl kaum einen lieblichern, friedlichern Anblick als den der Sundastraße; kaum hätte jemand bei ihrem Anblick daran gedacht, daß gerade hier die furchtbarste Umwälzung stattfinden würde, deren man sich selbst in jenen an großartige Ausbrüche gewohnten Gegenden zu erinnern weiß.

Es war am 20. Mai dieses Jahres, als man bis nach Batavia und Buitenzorg hin (beide sind in der Luftlinie etwa 150 km von Krakatau entfernt) heftige von starken Detonationen und von dumpf rollendem Geräusch begleitete Erschütterungen beobachtete; man erkannte jedoch sofort, daß

dieselben von keinem Erdbeben veranlaßt waren. Vom magnetisch-meteorologischen Observatorium wurde berichtet, daß die Magnetnadeln keine Abweichung, sondern nur eine zitternde Bewegung in senkrechter Richtung zeigten. Erst einige Tage später erfuhr man, daß auf der Insel Krakatau eine vulkanische Eruption stattgefunden hatte; an diesen ruhenden Vulkan hatte man bei allen über die Ursache der beobachteten vulkanischen Erscheinungen geäußerten Vermuthungen so wenig gedacht, daß in den „Mail"-Berichten vom 21. Mai der Name der Insel gar nicht erwähnt wurde. Ein Schiff, welches am 22. Mai dort passirte, meldete über den Ausbruch Folgendes:

„Am 22. Mai Abends 8 Uhr, nördlich von Krakatau, dicht unter dem Lande sahen wir auf einmal aus dem niedrigen Theile der Insel, westlich von den beiden Spitzen und dicht bei dem „Verlaten Eiland" Dampf aufsteigen. Die Masse war kuppelförmig, der sehr dicke Rauch dunkelgrau. An der Basis dieser Säule erschienen zu Anfang der Beobachtung 10 bis 15 schnell auf einander folgende, dunkelrothe Feuergarben, denen einige mehr oder weniger starke Detonationen folgten, die sich wie Kanonenschüsse auf kurzen Abstand fühlbar machten, indem das Schiff ein wenig erschüttert wurde. Die Erscheinung am Fuße der Rauchsäule wurde nur einmal beobachtet, während im obern Theile fortwährend Strahlen gesehen wurden, die sich von gewöhnlichen Blitzstrahlen durchaus nicht unterschieden; ihre Richtung war aus den atmosphärischen Wolken ausgehend, concentrisch nach der Rauchwolke. Als wir den Krater passirten, der nach dem Umfange, welchen die Rauchsäule mit ihrer auf der Insel ruhenden Basis einnahm, sehr groß sein mußte, blieben die Magnetnadeln in Ruhe. Die von der Eruptionsstelle ausgestrahlte Wärme war bis auf einen Abstand von 3 km an Gesicht und Händen deutlich zu fühlen; auch bemerkte man eine starke Sumpfluft. Als wir Krakatau auf etwa sieben Seemeilen passirt hatten, fiel während einer halben Stunde ein dichter Regen von feinem schwarzgrauem Sande auf das Schiff. Auf etwa zehn Meilen Abstand von der Insel passirten wir ein unabsehbares Feld von treibendem Bimsstein und auf etwa 30 Meilen begegneten wir einem zweiten Felde, wo der Bimsstein so dick war, daß, als wir mit einem Eimer Wasser schöpfen wollten, derselbe ganz mit Bimsstein gefüllt, ohne daß ein Tropfen Wasser an Deck geholt wurde, daß das Schiff, welches mit $10^1/_2$ Meile Fahrt lief, kein Bugwasser machte und den Bimsstein mit einem Geräusch durchschnitt, welches an dasjenige erinnert, welches ein Schiff beim Durchbrechen von schwachem Eise hervorbringt" [1]).

Mit einer späteren „Mail" folgte ein ziemlich ausführlicher Bericht über einen Ausflug, der zur Beobachtung des Ausbruches von Batavia aus per Dampfschiff unternommen worden war. Da er wahrscheinlich die letzten Nachrichten über den früheren Zustand der Insel enthält, theilen wir ihn, so weit er zur Sache gehört, hier vollständig mit:

„Wir dampften im Norden von Krakatau und sahen eine himmelhohe, ungeheuer breite Rauchsäule, welche sich aus einer verwüsteten Insel erhob, ein Schauspiel, so wunderbar und eindrucksvoll, daß es die kühnste Phantasie beschämte. Wenn Doré das gesehen hätte! Links östlich eine Insel, „Verlaten Eiland" genannt, welche bis zum Meeresspiegel hinab in dem ganzen Reichthume einer tropischen Vegetation prangte, rechts „Lang Eiland", ganz verdorrt; die entblätterten Bäume stehen noch, eben so farblos wie die Erde, d. h. gefärbt mit der grauen Neutraltinte des Bimssteinstaubes, mit dem die Insel bedeckt ist. Und mitten zwischen beiden Inseln, nur durch schmale Kanäle von denselben getrennt, sieht man Krakatau mit seinem hohen, noch grünen, nicht rauchenden Kegel, links im Hintergrunde. Aber der Vordergrund ist verwüstet, bedeckt, nein begraben unter dem gleichen Staube, welcher in der Sonne eine gelbgraue Farbe hat; dazwischen erheben sich, Spukgestalten gleich, noch einzelne Baumstämme und hinter den sanft ansteigenden, kahlen Dünen brechen unter fortwährendem Gebrüll dicke, fest zusammengepreßte Dampfmassen hervor, die meisten beinahe schneeweiß, andere grau, fein in einander gedreht, die sich in immer weiteren Kreisen aufwickeln — wir möchten sagen, einem gigantischen Blumenkohl gleich, dessen Wachsthum vor unseren Augen fortschreitet. Mit furchtbarer Gewalt wird sie senkrecht nach oben getrieben; in der Mitte muß der Luftdruck entsetzlich sein; von Zeit zu Zeit bilden sich nach aufwärts ungeheure Schlote, in welche die sich überstürzenden Rauchmassen hineingerissen werden. Bis zu einer Höhe von einigen tausend Metern behalten dieselben ihre Gestalt; wenn sie höher kommen, weichen sie langsam nach Osten aus und verwandeln sich in Nebel, die sich weit in östlicher Richtung ausbreiten und aus dem die Asche in schwarzen Streifen niederstürzt, wie wenn man dunkle Regenstreifen am Horizont sieht. Dann und wann wird das Gebrüll heftiger, eine dichtere, größere Rauchmasse wird ausgestoßen und bald sieht man zur Seite der dunklen Wolke nach Westen hin, wo die Luft eben so hell und klar ist, wie sie im Osten trüb und grau scheint, schwarze Punkte in der Luft umher flattern; Stücke Bimsstein, die an und für sich nicht besonders schwer sind, schweben da, wie wenn sie von dem mit Macht nach oben strömenden feurigen Hauche getragen würden. Wir gehen ans Land; in der Dampfbarkasse und dem von ihr geschleppten Boote befinden sich etwa 25 Personen. Der erste Schritt muß entscheiden; man sinkt nur bis an die Knöchel in die Asche und kann weiter gehen, wiewohl jeder Schritt gleich gefährlich bleibt, namentlich für den, der sich an der Spitze befindet, und dessen Fußstapfen die anderen vorsichtig folgen. Das Gelände steigt langsam an; die Bäume, die ganz kahl sind, sehen aus, als ob sie durch einen gewaltigen Wind ihrer Hülle beraubt wären; krumm gebogen, zerrissen, eingehüllt in der gleichen Bimssteinasche, die alles bedeckt, aber nicht verbrannt, stehen sie da. Ein wildes Schwein mit seinem Frischling flieht erschreckt vor den Menschen, welche sich nähern. Langsam steigend rücken wir vor, der Boden und die Luft werden allmählich wärmer, die Zerstörung an den Bäumen wird auffallender, die Bimssteinstücke am Boden häufiger. Wir erreichen einen hohen Punkt, etwa 200 Fuß über dem Meeresspiegel, am Rande eines Kessels, welcher vielleicht, ja wahrscheinlich selbst ein alter Krater ist, von etwa 6- bis 700 m im Durchmesser. Von hier in nordöstlicher Richtung befindet sich die Stelle des neuen Ausbruches, deren größte Ausdehnung etwa 100 m beträgt. Jetzt bricht der Dampf wieder brüllend aus dem Boden und reißt Steine und Bimssteinstaub mit sich in die Höhe. Die Steine fallen in der Nähe nieder und bilden einen hohen Wall oder fallen vom Winde ab auf einer Fläche nieder, welche in dem Abstande, auf dem wir uns befinden, betrachtet, aussieht wie ein umgepflügtes Feld. Hier und da, etwas von der Dampfmasse entfernt, sieht man neue Solfataren, aus denen Schlamm in ungeheuren Blasen aufwallt, die endlich zerplatzen; an anderen Stellen Schwefelpfützen und neue Rauchsäulen, klein im Vergleich mit der gigantischen Masse, welche dem Krater entströmt. Das Geräusch ist entsetzlich; einer von uns schießt ein Gewehr ab, es klingt wie ein Knallbonbon im Gewühl eines Speisesaales. Ein Paar von uns klettern den Rand hinunter, einige wagen

[1]) Nieuwe Rotterd. Ct. 2. Juli 1883.

sich weiter, einzelne so weit, daß sie auf dem glühend heißen Boden zu trippeln anfangen. Sie bringen Bimsstein und Lava — eine Art schwarzes Glas [1]) — manche auch ein Stückchen Schwefel als Andenken mit. Als der Letzte der Expedition an Bord zurückgekehrt und die Dunkelheit angebrochen war, erreichte das Schauspiel den höchsten Grad seiner bewundernswerthen Schönheit. Die Rauchsäule war zum größten Theil noch gut sichtbar, doch der untere Theil war jetzt gluthroth und immer wieder schlugen gelb züngelnde Flammen aus demselben hervor. Hin und wieder brach ein Sprühregen von Funken aus der Wolke, glühende Steine zogen feurige Furchen in der Luft und fielen in scharfem Bogen zur Erde, wo sie in tausend Stücke zersprangen [2])."

Weiter wurde über den Ausbruch nicht viel mehr berichtet; daß er fortdauerte, beweist der Bericht des Kontrolleurs von Katimbang (auf der östlichsten Landzunge von Sumatra), der im Juni und Juli sehr heftige Detonationen beobachtete; auch von Sumatra, besonders vom Merapi, kamen Mittheilungen über Bewegung, die in den Vulkanen zu bemerken sei. Aehnliches wurde auf Java erzählt, doch im Allgemeinen ist man in jenen Gegenden an vulkanische Ausbrüche und Erderschütterungen zu sehr gewöhnt, um solchen Erscheinungen große Aufmerksamkeit zu schenken, so lange sie keine bedeutende Verheerungen angerichtet haben. Da kam der Ausbruch vom 26. August, überraschend, unfaßbar in seinen entsetzlichen Wirkungen, was die großartigen Umwälzungen in der Gestalt der Erdoberfläche betrifft, und von Verheerungen begleitet, die alles das, was wir noch in den jüngsten Tagen in Ischia zu bedauern hatten, weit hinter sich zurücklassen und deren furchtbare Folgen, wenn nicht eine sehr kräftige Hilfe von Europa aus gebracht wird, sich den Ueberlebenden durch Seuchen, Hungersnoth und Verarmung fühlbar machen werden. So wenig ausführlich die Berichte bis jetzt sind und der Natur der Sache nach sein können — denn die Verbindungen sind vielfach gestört, unterbrochen, unmöglich gemacht; die Berichte von Telok Betong auf Sumatra mußten z. B. mit weitem Umwege nach Norden via Palembang nach Batavia gebracht werden; und diejenigen, welche die Berichte absenden sollten, sind entweder der Katastrophe zum Opfer gefallen oder haben sich vor derselben, wer weiß wohin, geflüchtet — so genügen sie uns die traurige Gewißheit zu geben, daß die Opfer nach Zehntausenden gezählt werden müssen, während der materielle Schaden eine ungeheure Höhe erreicht, so daß sein Betrag auch nicht einmal annähernd angegeben werden kann.

Die einfache, nackte Thatsache, welche diese Wirkung hervorbrachte, war der Ausbruch vom 26. August, namentlich aber die denselben am 27. folgende Fluthwelle, welche in der Sundastraße eine Höhe von 12 bis 30 m erreichte, bei Batavia noch einen Unterschied von 5,40 m verursachte und an der West- und Ostküste von Amerika am 27. und 29. beobachtet wurde. Um an der Hand der wenigen verbürgten Thatsachen den Versuch zu machen eine Uebersicht über die Katastrophe vorzulegen, müssen wir eine flüchtige geographisch-statistische Beschreibung der an die Sundastraße anstoßenden Theile von Java und Sumatra zu geben trachten. Der größte Theil der letzteren Insel, so weit er hier in Betracht kommt, gehört zur Residentschaft Lampongs, nur die südwestliche Spitze (der Vlakke hoek) zur Residentschaft Benkulen, die sich dann an der Westküste der Insel hinaufzieht. Die R. Lampongsche Distrikte, wie er officiell heißt, hat eine Oberfläche von 475 geogr. Quadratmeilen und wird (nach dem Reg.-Alm. von 1883) von 70 Europäern (ohne Militär), 128 939 Eingeborenen, 255 Chinesen, 21 Arabern und 133 anderen Stämmen angehörigen Fremdlingen bewohnt. Daß diese Zahlen mit Vorsicht aufgenommen werden müssen, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Hauptort der Residentschaft ist das ganz im Hintergrunde der Lampongbai gelegene Telok Betong. Außerdem wird in den eingelaufenen Berichten noch Kaimbang erwähnt, der Sitz eines europäischen Beamten, der sich gerettet hat. Der letzterwähnte Distrikt umfaßt die südöstliche Spitze der Lampongs; der Ort, welcher demselben den Namen gegeben hat, liegt am westlichen Abhange des Radjah Bassa. Noch keine Berichte sind von dem an der Semangkabai gelegenen Orte Beneawang eingelaufen, wo ebenfalls ein europäischer Beamter wohnt. Die drei beinahe parallelen Bergketten, welche sich in der Richtung SO—NW in den drei Landzungen erstrecken, sind vulkanischen Ursprungs; ihre Verbindung wird durch niedrige Hügelketten hergestellt. Namentlich an der Seeseite finden sich an ihrem Fuße viele warme Quellen. Der übrige Theil des Landes ist flach, so daß er beinahe in jeder Regenzeit ganz überschwemmt wird. Erklärlich ist es, daß nur wenig bedeutende Wasserläufe hier zum Meere fließen. Wie die oben mitgetheilten Zahlen beweisen, ist das Land nur schwach bevölkert; daher kommt es, daß sowohl die Berge als auch die Ebene mit dichten Wäldern bedeckt sind, in denen nur einzelne Dörfer mit daranstoßenden Feldern die Einförmigkeit unterbrechen.

Gegenüber auf der anderen Seite der Sundastraße liegt auf Java die Residentschaft Bantam mit einer Oberfläche von 150,8 Quadratmeilen, welche von 350 Europäern, 565 438 Eingeborenen, 1479 Chinesen, 19 Arabern und 2 anderen Fremdlingen (Angaben des Reg.-Alm. von 1883) bewohnt werden. Im Gegensatze zu der allgemeinen Form der Oberfläche Javas bietet Bantam einen etwas abweichenden Charakter dar. In Bezug hierauf müssen wir den nördlichen und den südlichen Theil der Residentschaft unterscheiden; was letzteren angeht, so hängt er mit dem gebirgigen Theile der Grenzgebiete — der Preanger und Buitenzorg — welche auf der Grenze noch eine Höhe von etwa 5000 Fuß erreichen, zusammen. Nach Norden zu bis zum Westen fällt das Gebirge schnell, dann ganz allmählich, bis zum Südwesten streichen höhere, theilweise nach dem Meere zu plötzlich abfallende Hügelreihen. Der Raum vom Südwesten bis zum Westen wird durch ein Labyrinth von Hügelketten, die im Allgemeinen keine bedeutende Höhe erreichen, ausgefüllt; nach der Küste erheben sie sich hier und da zu größerer Höhe; so erreicht der Gunong Payon (Javas erster Pünt) etwa 500 m Höhe. Eine ganz andere Gestalt hat der nördliche Theil. Ein großer Theil desselben gehört der Alluvialbildung der Nordküste der Insel an und schließt sich an die Bergmassen des westlichen Theiles, die nach der Sundastraße hin eine ziemlich hohe, steile Bergwand entwickelt. Die Hauptknotenpunkte des Systems sind vom Süden angefangen die Zwillingsberge Pulusari (1275 m) und Karang (1777 m). Beide sind vulkanischen Ursprungs und zeigen noch Spuren von Thätigkeit (selbst viele Namen in der Nachbarschaft erinnern an eine solche). Als nördliche Fortsetzung mag der nördlich der von Anjer nach Batavia führenden Heerstraße gelegene Gunong Gedeh und Gunong Batur (640 m), die bis in die Nähe des „St. Nikolaspünt" vorspringen, betrachtet werden. Die Verbindung beider Systeme bilden die jetzt in den über die Kata-

[1]) Dies ist interessant; Schreiber dieses hat verschiedene Vulkane Javas bestiegen und sich manchmal Tage und Wochen lang auf denselben und in ihrer Nähe aufgehalten, ohne je eigentliche Lava zu finden.

[2]) Nieuws v. d. Dag 17. Juli 1883.

strophe eingelaufenen Berichten auch erwähnten Hügel von Kramat watu. Demnach haben wir vom Leuchtthurme auf „Javas erstem Pünt“ bis südlich von Tjiringin eine Begrenzung der Küstenlinie durch kleinere Hügel, die nur hier und da größere Höhe erreichen; ab und zu tritt die Begrenzung, die auch wohl von kleinen Wasserläufen durchbrochen wird, weiter zurück; diese Einbuchtungen wurden für den Ackerbau und zur Anlage von Dörfern verwendet, die jedoch namentlich im westlichen Theile der Tiger wegen nur selten waren. Ueberhaupt ist dieser Theil des Landes schwach bevölkert. Südlich von Tjiringin am Ostrande der Peperbai erweiterte sich die Fläche zwischen dem südlichen Hügellande und den Ausläufern des Pulusari. Von genanntem Orte an bis beinahe nach Anjer hin änderte sich der Charakter des Landes; die Berge traten bis dicht ans Meer, an ihrem Fuße führte die Heerstraße nach Anjer, an welcher blühende Dörfer lagen; andere befanden sich an den Abhängen. Südlich von Anjer finden wir eine Einbuchtung nach Osten hin, begrenzt durch die oben schon erwähnten Hügel von Kramat watu. Hieran schließt sich die nördliche Halbinsel mit St. Nikolas Pünt. Weiter nach Osten hin folgt zunächst die Bantambai, deren Eingang durch mehrere Inseln geschützt wird. Der Südrand derselben, sowie die ganze Küste nach Osten hin gehört der Alluvialbildung an, durch welche die theilweise nicht unbedeutenden Gewässer langsam zum Meere schleichen. Die steile Bergwand südlich von Anjer wird nur einmal durch einen größern Wasserlauf durchbrochen, nämlich durch den, welcher das Wasser aus dem Meere Danu dem Meere zuführt.

Die erste Kunde von dem Unheil wurde aus Batavia in einem Telegramm vom 27. August mitgetheilt. Nach demselben hatte am 26. ein heftiger Ausbruch auf Krakatau stattgefunden; noch wurde berichtet, daß Batavia durch den Aschenregen in vollkommene Finsterniß gehüllt und die untere Stadt durch eine Hochfluth überschwemmt worden sei. Nach zu Batavia eingetroffenen Meldungen waren die furchtbaren Detonationen bis nach Surakerta (7° 34′ südl. Br., 110° 50′ ö. L.) gehört worden und war Aschenregen bis nach Tjirebon (6° 43′ südl. Br., 108° 35′ ö. L.) gefallen. Die Berichte aus Bantam lauteten sehr beunruhigend; im Hauptorte, Serang (6° 7′ südl. Br., 106° 9′ ö. L.), der natürlich auch in dichte Finsterniß gehüllt war, fielen außer der Asche auch Steine; die Verbindung war vielfach unterbrochen, namentlich aber nach der Seite von Anjer hin ganz gestört. Erst am 29. klärte sich die Luft und konnte man die Sicherheit erhalten, daß die traurigen Vermuthungen, welche man über das Schicksal der am Meere gelegenen Städte gehegt hatte, zur entsetzlichen Wirklichkeit geworden waren. Nach einem einige Tage später eingegangenen Regierungstelegramm waren Tjiringin, Anjer und Pulu Merak, sowie der Kegelberg von Krakatau verschwunden. Die Fluthwelle, welche am frühen Morgen des 27. eintrat (wenigstens in der Nähe von Anjer ist sie um diese Zeit beobachtet worden), hatte in der Sundastraße eine Höhe von 12 bis 30 m erreicht und sich von dort aus nach allen Seiten, wenn auch, wie es scheint, nicht mit gleicher Heftigkeit ausgebreitet. Ebenso ist bis jetzt konstatirt, daß Telok Betong durch dieselbe, mit Ausnahme der Wohnung des Residenten, des Forts und des Gefängnisses zerstört ist. Die beiden Leuchtthürme auf dem „Vlakken hoek“ und „Javas 1. Pünt“ sind stark beschädigt, namentlich die Nebengebäude des ersteren vernichtet und ein großer Theil der dort Wohnenden getödtet, aber die Leuchtfeuer sind brauchbar geblieben. Der Leuchtthurm auf Java-Spitze steht übrigens etwa 40 m über dem Meere; er war am 1. September 1880 schon durch Erdbeben stark beschädigt worden, aber trotzdem leuchtete das Licht seit Januar 1881 von einer Höhe von 79,5 m 23 Seemeilen weit. Der andere Leuchtthurm an der Sumatraspitze stand nur 2,5 m über dem Wasserspiegel; das Licht befand sich in einer Höhe von 62,5 m.

Weiter wird gemeldet, daß das Meer bis an die Hügel von Kramat watu spielt; wahrscheinlich ist der Einbruch von Westen her erfolgt, jedoch wäre es nicht unmöglich, daß die Bantambai sich erweitert hätte. Von der ganzen Nordküste wird Ueberschwemmung (bis nach Batavia hin und wohl auch weiter) berichtet, wodurch Brücken zerstört, Deiche vernichtet sind. Aus Tanara wurde gemeldet, daß man da 700 Leichen gefunden habe; ist dies richtig, so ist es eine Folge der Ueberschwemmung. Die direkten Wirkungen der Eruption haben wohl weniger Menschenleben gekostet, dagegen einen ungeheuren Schaden am Eigenthum verursacht. Bis über Pandeglang hinaus ist nach den erhaltenen Nachrichten (und wir erinnern daran, daß es schwer ist, Nachrichten zu erhalten) alles mit Asche bedeckt, alles was auf dem Felde steht, vernichtet; auch in den leicht gebauten Häusern wird durch den Aschenregen viel vernichtet worden sein; hier und da ist gewiß auch Brand entstanden, so daß mehr als die Hälfte der Bevölkerung (denn der nördliche Theil des Landes ist bei weitem dichter bevölkert) ohne Nahrung und, was sehr schwer wiegt, ohne Futter für das Vieh ist. Erschreckt durch die Eruption, gegenüber dem Hunger, der sie bedroht, hat sie denn auch, wie gemeldet wird, zum Wanderstabe gegriffen, sich und ihre Habe durch die Flucht zu retten gesucht und ihren Grundbesitz im Stich gelassen. Wahrscheinlich ist dies jedoch nur im ersten Schrecken geschehen, denn der Eingeborene haftet fest an dem ererbten Boden, und hoffentlich glückt es dem Regierungskommissar (Levysohn Norman, Mitglied des Rathes von Indien) Hilfe zu bringen, die dieser armen, seit Jahren durch Epidemien heimgesuchten, durch Seuchen unter dem Vieh schwer geschädigten Bevölkerung (im letzten Jahre zeigt die Bevölkerungsziffer eine Abnahme von circa 10 Proc.!) doppelt nöthig ist. Gegenüber solchem Elend, von dem sich europäische Philantropie keine Vorstellung zu machen im Stande ist, verdienen die bedeutenden Verluste, welche der Staat durch Beschädigung und Zerstörung seiner Kaffeegärten, durch Vernichtung seines weiteren Eigenthums erlitten hat, kaum der Erwähnung, wiewohl sie sich auf viele Millionen belaufen werden. Der Verlust an Menschenleben, der zum weitaus größten Theile durch die Fluthwelle herbeigeführt ist, muß ungeheuer sein; auch nur eine annähernde Schätzung zu geben wagen wir nicht. Leider fehlen uns die nöthigen Angaben, um mit einiger Sicherheit angeben zu können, wie weit dieselbe das Land verwüstet hat; doch die wenigen Angaben, die wir haben, reichen hin, um zu wissen, daß das Ueberfluthungsgebiet ein sehr ausgedehntes ist. Einerseits wissen wir nämlich, daß die Fluth in der Sundastraße eine Höhe von 12 bis 30 m erreichte, und wenn diese Angaben vielleicht auch nicht absolut genau sind, so geben sie doch einen relativen Maßstab für die Gewalt, mit der die Wogen gegen die Küste geschleudert wurden und sich an derselben aufdämmten. Bei Tjiringin und Anjer soll die Fluthhöhe 12 m betragen haben; bei diesen Orten finden wir aber eine flache Küste, von der die Hügelkette zurücktritt; dazwischen aber und nördlich von Anjer, wo die Straße soviel enger wird, hat die Fluth sich zu voller Höhe aufgestaut. Was bis zu dieser Höhe lebte, ist verloren gewesen; mag ein Einzelner sich gerettet haben, für die Masse der Bevölkerung war dies eine Unmöglichkeit. Südlich auf der Javaküste, die theilweise dem direkten Stoße der Wassermassen, welche

einen Ausweg suchten, bloß gestellt war, sind der dünneren Bevölkerung wegen wahrscheinlich weniger Opfer gefallen. Die Sumatraküste hat ebenfalls einen vollen Stoß erhalten; trotzdem die Lampongbai noch durch einige Inseln geschützt ist, war der Andrang bei Telok Betong so gewaltig, daß ein Regierungsdampfer 5 km weit ins Innere des Landes geschleudert wurde; am äußersten Ende der Semangkabai, am Leuchtthurm auf „Vlakke Hoek", war die Welle noch hoch genug, um die Nebengebäude, die einige Meter über dem Wasserspiegel standen, fortzureißen und zwar mit den Bewohnern; ein Beweis, daß sie noch eine große Geschwindigkeit besaß. Beide Baien sind übrigens jetzt noch durch Bimssteinmassen, die in denselben treiben, unzugänglich gemacht. Wenden wir uns nach dem Eingange der Straße. Merak ist verschwunden — ob durch den Strom oder durch eine Vertiefung der Sundastraße, kann erst eine genaue Aufnahme nachweisen —, wiewohl die Fluthwelle hier in die Javasee eintrat, also sich weit ausbreiten konnte und außerdem die Richtung längs der Javaküste einen ziemlichen Winkel mit derjenigen bildet, in welcher sie sich durch die Straße gezwängt hatte. Trotzdem daß viele kleine Inseln nördlich von Batavia den Stoß abschwächten, besaß sie noch eine solche Kraft, daß sie nördlich von Batavia ein Kriegsschiff auf den Strand warf und das treibende Deck losriß; daß man ferner zu Tandjeng Priok [1]) Folgendes beobachtete (leider ist die Zeit nicht angegeben): das Wasser stieg zu einer Höhe von 2,25 m über Null und fiel 3,15 m unter diesen Punkt, ein Unterschied also von 5,40 m, während im Durchschnitt der Unterschied zwischen Ebbe und Fluth nur 0,85 m beträgt. Das Wasser strömte durch die enge Oeffnung, welche den äußern und innern Hafen verbindet (125 m weit), wie ein Wasserfall und lief, nachdem es die Bassins gefüllt hatte, in gleicher Weise wieder ab. Die Verheerungen auf der Nordküste, wo das Meer weithin das Land überschwemmt hat, sind jedenfalls sehr ansehnlich, in Tanara allein, wurde berichtet, seien 700 Leichen gefunden. Sollte sich diese Nachricht bestätigen, so sind auch auf der Nordküste sehr viele Opfer gefallen.

Die Telegramme sprechen von verschiedenen geretteten Europäern; wir können nur annehmen, daß dieselben zufällig abwesend waren oder aber, soweit es Frauen und Kinder betrifft, durch den Mann oder Vater, den seine Pflicht zurückhielt, nach dem Innern des Landes geschickt wurden, als die heftigen Eruptionen anfingen. Die Ursache der Fluthwelle, ob sie nur durch die Erhebung von 16 neuen (thätigen Vulkanen?) Inseln zwischen Krakatau und Sebessi veranlaßt wurde, ob der Einsturz des Kegels dieser Insel, ob beides zusammen sie veranlaßte, wird wohl Vermuthung bleiben müssen, bis vielleicht die Aufnahmen in der Sundastraße hierüber einiges Licht bringen. Eine Hypothese müssen wir jedoch hier anschließen. In den Telegrammen wird von einem Krater Sungepan gesprochen, der sich in fünf Vulkanen getheilt haben soll. Soweit wir im Stande sind, dies zu beurtheilen, kann hiermit nur der neue Krater, welcher am 20. Mai auf Krakatau entstanden ist, gemeint sein; demgemäß wäre nur ein Theil der Insel (der südliche mit dem Kegelberge) verschwunden, sei es, daß ihm durch die vulkanische Erhebung die Basis entzogen oder der Stoß ihn gewissermaßen um dieselbe gedreht hat. Da auch zwischen Krakatau und Sebessi bedeutende Erhebungen stattgefunden haben, wäre es nicht unmöglich, daß dieselben von Senkungen an anderer Stelle der Straße begleitet gewesen wären und so zum Verschwinden von Pulu Merak wenigstens mitgewirkt hätten.

Mit lobenswerthem Eifer hat der Kommandant der holländischen Seemacht sofort Maßregeln zur Sicherheit der Seefahrt treffen lassen; zwei Kriegsschiffe kreuzen vor den beiden Eingängen der Straße, um die Schiffe, welche passiren wollen, zu warnen. Vorläufige Untersuchungen haben ergeben, daß die große Passage, nämlich aus dem Indischen Ocean in die Javasee brauchbar ist; der Weg von Java nach Sumatra ist nun natürlich auch etwas verlängert worden, da der direkte Weg durch die Erhebungen, welche sich südlich von Sebessi gebildet haben, geschlossen ist.

Anjer nebst Pulu Merak war von 22 europäischen Haushaltungen bewohnt; Tjiringin zählte deren 6, die Lampongs (d. h. Telok Betang mit allen anderen Stationen, die aber zum kleinen Theil nicht exponirt waren) 22.

Wir haben keinen Versuch gemacht, auf Einzelnheiten einzugehen; mit Rücksicht auf die wenigen Thatsachen, die vorliegen und die wir nicht durch Vermuthungen ergänzen wollten, glauben wir dies einem späteren Berichte vorbehalten zu sollen.

[1]) Dem neuen Hafen westlich von Batavia.

Kürzere Mittheilungen.

Ein königliches Begräbniß in Uganda.

Gegen Ende März 1882 starb in Mtesa's Reiche Uganda die alte Namasolè, welche Speke seinerzeit als Königin-Wittwe bezeichnete; sie war eine von Suna's Weibern und galt allgemein als Mtesa's Mutter, obwohl dessen wirkliche Mutter von Suna (Mtesa's Vorgänger, der um 1857 starb) an einen Araber verkauft und außer Landes geschafft worden war. Wo sie geblieben ist, weiß keiner zu sagen. Da aber Uganda seinen Kabaka oder König hat, so muß es auch eine Königin-Mutter haben, welche eine eigene Hauptstadt, ihren eigenen Hof und ihre eigenen Häuptlinge mit besonderen Hofämtern besitzt, welche ganz denen an Mtesa's Hofe entsprechen. Die alte Königin war von einem typhusartigen Fieber ergriffen worden und hatte zuerst die Hilfe der in Uganda befindlichen französischen (katholischen) Missionare in Anspruch genommen, dann aber deren Arzneien zurückgewiesen und ihre heidnischen Zauberer rufen lassen. Einige Tage darauf war sie todt.

Als am nächsten Morgen zwei der dort ansässigen englischen (protestantischen) Missionare dem Könige Mtesa ihre Aufwartung machten, fragte sie derselbe, wie Mitglieder der königlichen Familie in England begraben würden, worauf ihm Mr. Mackay (dessen Beschreibung des Vorganges im „Church Missionary Intelligencer" wir hier wiedergeben) die bei solchen Anlässen dort benutzten drei mit Tuch überzogenen Särge, deren einer von Blei ist, beschrieb und die Herstellung derselben auf des Königs Verlangen übernahm. Da es aber in Uganda kein Blei giebt, so mußte er sich mit Kupfer und Bronce begnügen, wie sie ihm in Gestalt von ägyptischen Bronceschüsseln, kupfernen Töpfen und Wasser-

krügen aus Zanzibar und kupfernen Trommeln einheimischer Arbeit zu diesem Zwecke geliefert wurden. Große Schwierigkeit machte es ferner dem Engländer, ehe ihm von den Frauen der Verstorbenen gestattet wurde, die Länge der Leiche zu messen.

Das Grab selbst war in dem Hause der Königin hergerichtet, einer riesigen Hütte von über 150 Fuß Durchmesser, welche auf einem wahren Walde von theilweise maståhnlichen Pfählen ruhte, war 30 Fuß tief, 15 Fuß breit, 20 Fuß lang und ringsum mit Rindenzeug sauber ausgekleidet. Dann hatte man verschiedene Tausende von neuen Rindenkleidern hineingeworfen und sorgsam auf dem Boden ausgebreitet, so daß sie einen beträchtlichen Theil des Grabes füllten. Nachdem Mackay dort unten die Ecken des äußersten, größten Sarges zusammengenagelt hatte, wurde die Leiche, welche inzwischen durch beständiges Auspressen aller Flüssigkeit mittels Rindenzeuglappen in eine Art Mumie verwandelt worden war, in den kleinsten Sarg gelegt, wobei Tausende von Weibern aus Leibeskräften heulten und einige sogar weinten. Die Leiche wurde in ein neues Mbugu gewickelt und auf den Boden gelegt. Dann füllten die Häuptlinge den hübsch ausgepolsterten Sarg halb mit Bufta (gebleichter Kaliko) und kleinen Amuletten, welche der Verstorbenen gehört hatten, legten die Leiche darauf und füllten den Sarg mit Bufta voll, worauf Mackay, umdrängt und belästigt von den heulenden Weibern, den Deckel festschraubte. Nun wurde dieser erste Sarg mit der Leiche mittels eines Tuches in den zweiten kupfernen Sarg hinabgelassen, letzterer von Mackay verlöthet und nun die ganze schwere Last ohne Anwendung von Maschinen, sondern nur durch die Kraft einer großen Menge Menschen an seine Stelle innerhalb des dritten äußersten Sarges geschafft. Tausende von Ellen ungebleichten Kalikos wurden dann rund um und auf den kupfernen Sarg geworfen, so daß der äußerste Sarg halb voll war, und dann der noch leere Raum innerhalb und außerhalb des letzteren mit Rindenzeug und wieder Tausenden von Mbugus gefüllt; erst darauf kam etwa 3 Fuß hoch Erde zu liegen. Am folgenden Morgen hatte Jedermann im ganzen Lande, Mann, Weib und Kind, das Haupt geschoren und das Trauerkleid — zerrissenen Mbugu und Gürtel von Pisangblättern — angelegt.

Mackay berechnet den Werth des mit der königlichen Leiche begrabenen Zeuges (Kaliko und Mbugu) auf 300 000 Mark, und etwa ebenso hoch belief sich die Schätzung der dort wohnenden Araber. „Das ist der barbarische Luxus des Hofes von Uganda. Wer würde in der civilisirten Welt daran denken, für 300 000 Mark Stoffe in dem Grabe selbst einer Königin zu bestatten?"

Nordenskiöld's Expedition nach Grönland.

Am Freitag 21. September sandte Baron Nordenskiöld, welcher sechs Tage später mit seiner Expedition (vergl. „Globus" Bd. 43, S. 175 und Bd. 44, S. 32) glücklich wieder in Gothenburg eintraf, von Thurso an der Nordküste von Schottland folgendes Telegramm an die „Times":

„Eine Binneneis-Expedition brach am 4. Juli vom Auleitswik-Fjord auf. Als sie sich 140 km östlich vom Gletscherende und 5000 Fuß über dem Meeresspiegel befand, wurde sie durch weichen Schnee am weiteren Vordringen mit Schlitten gehindert. Man schickte die Lappen auf Schneeschuhen weiter, und diese drangen 230 km ostwärts über eine zusammenhängende Schneewüste bis zu einer Höhe von 7000 Fuß vor. Bedingungen für ein schneefreies Innere existirten also hier nicht; doch hat diese Expedition, während welcher das Innere Grönlands zum erstenmale von Menschen erreicht worden ist, wichtige Resultate hinsichtlich der Beschaffenheit des Inneren eines eisbedeckten Kontinentes geliefert. Ueber dem ganzen Binnenlande liegt Eis; bei demselben finden sich Massen feinen Staubes, zum Theil von kosmischem Ursprunge.

Der Rest der Expedition besuchte unter dem Befehl von Dr. Nathorst die nordwestliche Küste zwischen dem Vaigat [1]) und Kap York [2]). Die Eskimos erzählten unserm Eskimo-Dolmetsch Hans Christian, früherem Mitglied von Kapitän Hall's Expedition, daß zwei Theilnehmer der amerikanischen Polarexpedition (unter Lieut. Greely) gestorben und die übrigen nach der Littleton-Insel [3]) zurückgekehrt seien.

Am 16. August segelte die Expedition mit reichen zoologischen, botanischen und geologischen Sammlungen von Egedesminde wieder südwärts und machte in Ivighit, Julianeshaab und Frederiksdal kurze Aufenthalte. Dreimal versuchten wir durch die Sunde nördlich von Kap Farvel und einmal längs der Küste nach Osten zu gelangen, wurden aber durch Eis gehindert. Dann fuhren wir außerhalb des Eisfeldes bis 66° nördl. Breite beständig in Sicht des Landes [4]), nachdem wir zweimal vergeblich versucht hatten weiter südlich einen eisfreien Strand zu finden. Der Treibeisgürtel wurde südlich vom Kap Dan durchbrochen.

Am 4. September ankerten wir in einem Fjord, welcher kürzlich von Eskimos besucht worden war, und wo wir einige Reste aus normännischer Zeit fanden. Zum erstenmale seit dem 15. Jahrhundert war es einem Schiffe geglückt, an der Ostküste Grönlands südlich vom Polarkreise Anker zu werfen. Vergeblich versuchten wir in einem andern Fjorde weiter nördlich zu ankern und traten die Rückreise an. Am 9. September traf die Expedition in Reykiavik ein.

Unsere Beobachtungen über die Meerestemperatur beweisen, daß der kalte Strom, welcher das Eis längs der grönländischen Ostküste aufhäuft, sehr unbedeutend ist, daß die Gletscher der Ostküste gering an Zahl und Größe und die Fjords frei von Eis sind. Wahrscheinlich können geeignete Dampfer die Küste im Herbste der meisten Jahre erreichen."

[1]) Meerenge nördlich von der Insel Disko.
[2]) Etwa unter 76° n. Br., Westgrenze der Melville Bai.
[3]) Im Smith Channel etwa unter 78° 22′ n. Br.
[4]) D. h. der Ostküste Grönlands.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— In Rußland beschäftigte man sich in letzterer Zeit viel mit dem neuen Handelswege, welcher vom Mertwyi Kultuk (Todten Meerbusen) im Kaspischen Meere über das Ust-urt-Plateau nach dem Aralsee führt und zuerst vom Kaufmann Wanjuschin eingeschlagen und dann von W. Alexandrow näher untersucht worden ist (vgl. „Globus" Bd. 43, S. 249 f.). Jetzt kommt die Nachricht, daß das Fahrwasser im Mertwyi Kultuk untersucht und bereits die Stelle für einen dort zu erbauenden Hafen ausgewählt worden ist.

— Die „Times" drucken zwei Briefe des oben auf S. 206 erwähnten Bergsteigers Graham ab, worin er von seinen früheren Besteigungen in der Himalaya-Landschaft Kamaon (nordwestlich von Nepal) spricht. Von Naini Tal aus erreichte er in 12 Tagen Rini, das unweit der hohen

Piks liegt, von denen es aber noch durch tiefe, fast unpassirbare Schluchten mit reißenden Strömen getrennt ist; um die höchsten Spitzen zu erreichen, muß man eine Reihenfolge von Anstiegen überwinden. Das erste Ziel war der 23 184 Fuß hohe Dunagiri. Nachdem man zweimal Gipfel von resp. 17 000 und 18 000 Fuß passirt hatte, erreichte man am fünften Tage den Fuß des Berges und lagerte in 18 400 Fuß Höhe auf einem Gletscher. Die Besteigung ist entschieden schwierig; denn alle jene Gipfel sind steiler, als die durchschnittlichen Berge der Schweiz. Ein losbrechender Schneesturm hinderte übrigens Mr. Graham und seinen Führer Boß am Erreichen des Gipfels, und eine Wiederholung des Versuchs machte der Mangel an Proviant unmöglich: die indischen Kulis hatten in fünf Tagen die Vorräthe für zwei Wochen verzehrt. Die erreichte Höhe war etwa 22 500 Fuß, also 2000 Fuß höher, als der von Güßfeldt kürzlich am Aconcagua erklommene Punkt (s. oben S. 208). Die Schwierigkeit in 22 500 Fuß Höhe zu athmen war nicht größer, als in 12 500 Fuß. Ein späterer Versuch, den 25 669 Fuß hohen Nanda Devi, das „indische Matterhorn" zu ersteigen, wurde durch Desertion der Kulis und schlechtes Wetter vereitelt. Der eine Brief Mr. Graham's schließt mit einem Gruße an seine Freunde vom Alpenklub; „hier ist Arbeit genug, um sie alle ein Jahrhundert lang oder so ungefähr zu beschäftigen".

— Die wichtigste Nachricht, welche in den letzten Wochen aus Asien kam, ist wohl die von der Errichtung der französischen Schutzherrschaft über Annam, welche am 25. August in der Hauptstadt dieses Landes, in Huë, stattfand. Wenn in der ganzen Angelegenheit auch noch keineswegs das letzte Wort gesprochen worden oder der letzte Schuß gefallen ist, so wollen wir doch einstweilen die tief einschneidenden Bedingungen dieses Paktes hier registriren. Annam nebst Tongking treten unter französisches Protektorat; die südlichste der bisherigen annamitischen Provinzen, Binh-thuan (zwischen 12½° und 12° n. Br.) wird Französisch-Cochinchina einverleibt; Frankreich besetzt die Forts von Thuan-an an der Mündung des Flusses von Huë, übernimmt die Eintreibung der Zölle und Steuern, besetzt alle strategischen Punkte, die ihm günstig erscheinen, mit Truppen und Residenten, baut einen Telegraphen zwischen Saigon und Huë, übernimmt (eventuell unter Beihilfe der Annamiten) die Pacifikation und demnächst die Verwaltung von Tongking, vermittelt ausschließlich durch seine Vertreter in Huë und Peking den Verkehr zwischen Annam und China u. s. f. Nur in Aeußerlichkeiten unterscheidet sich dieses „Protektorat" von wirklicher Annexion; wenn nicht China, was wir bezweifeln, sich einmischt, müssen wir uns schon daran gewöhnen, Annam ebenso wie unlängst Tunesien auf den Karten als französischen Besitz zu bezeichnen.

— Während seiner Reisen in den Molukken und in Nord-Celébes im Jahre 1878/79 sammelte Dr. Wilhelm Joest (s. oben S. 207) in Gorontalo das Material zu einer linguistischen Arbeit, welche kurz vor seiner Abreise nach Madagaskar unter dem Titel „Das Holontalo. Glossar und grammatische Skizze. Ein Beitrag zur Kenntniß der Sprachen von Celébes" (Berlin 1883) erschienen ist, und welche er bescheiden nur als Material für Sprachforscher von Beruf zur endgiltigen Bearbeitung und zur Vergleichung mit anderen bekannteren Idiomen bezeichnet. Holontalo ist die Hauptstadt des gleichnamigen Reiches und liegt am Südrande des von Westen nach Osten sich erstreckenden nördlichen Theils von Celébes. Bei den ewigen Fehden, sagt Joest, in welche sämmtliche Stämme oder Gemeinde-Verbände von Nordost-Celébes unter einander verwickelt waren, ist es naturgemäß, daß, je schroffer sich die einzelnen Gruppen nach außen hin abschlossen, sie desto enger unter einander verschmolzen, und hierdurch wird es erklärlich, daß in jenem verhältnißmäßig kleinen Theile von Celébes jetzt noch ca. 30 Sprachen gesprochen werden, die, wenn der ursprüngliche Sprachstamm der Eingeborenen auch derselbe war, dennoch in so verschiedener Weise sich entwickelt haben, daß heutzutage Leute aus zwei verschiedenen, durch keine natürliche oder politische Grenzen von einander getrennten Orten sich häufig absolut nicht verständigen können, ein Umstand, der vor Allem dem Eindringen der Lingua franca des östlichen Archipels, des Malaischen förderlich war und ist.

Afrika.

— Im vergangenen April erhielt Slatin Bey, der ägyptische Befehlshaber in Dar-fur, den Befehl alle dort stationirten Truppen in Fascher zusammenzuziehen, dort eine nationale Regierung unter einem Abkömmlinge der alten einheimischen Dynastie einzurichten und dann das Land zu verlassen. Slatin Bey ist dieser Anweisung gefolgt und hat den Marsch nach dem Bahr el-Ghazal angetreten. Aegypten hat also das Land noch kein volles Jahrzehnt besetzt gehalten; denn es war im Oktober 1874, als der letzte einheimische Sultan Brahim im Kampfe gegen die einrückenden ägyptischen Soldaten fiel.

— Der italienische Entomologe Eraldo Dabbene, dessen Abreise nach dem ägyptischen Sudan der „Globus" Bd. 43, S. 47 meldete, ist kürzlich von dort mit reicher Ausbeute nach Chartum zurückgekehrt. Ein anderer italienischer Afrikareisender, Kapitän Casati, welcher bisher im Monbuttu-Lande gereist ist (s. „Globus" Bd. 41, S. 319), beabsichtigt von Ladó am Nil aus in die Gebiete der Galla einzudringen.

— Im äußersten Süden des Betschuanenlandes, welcher im Osten und Nordosten von der Boerenrepublik Transvaal, im Süden von der englischen Kolonie Griqua Land West begrenzt wird, hat sich ein neuer kleiner Freistaat unter dem Namen „Stellaland" gebildet und sucht Anschluß an Transvaal. Eine Anzahl Abenteuerer holländischen und englischen Ursprungs wurden vor längerer Zeit von zwei mit einander kämpfenden Betschuanenhäuptlingen zu Hilfe gerufen und setzten sich, nachdem der eine unterlegen war, in dem zur Ansiedelung sehr geeigneten Lande unweit des Hart-Flusses dauernd fest; jeder Weiße, welcher mitgekämpft hatte, gleichviel auf welcher Seite, erhielt eine viertel deutsche Quadratmeile Landes als Eigenthum, und die Betschuanen und Batlapins haben die Zeche zu bezahlen.

— Die „Indépendance Belge" vom 13. September meldet den Tod des Lieutenant Janssens, Mitgliedes der belgischen Expedition auf dem Kongo, welcher mit einem Gefährten durch das Kentern seines Bootes den Tod fand.

Nordamerika.

— In 14 Jahren, von 1868 bis 1882, haben die Indianer in den Vereinigten Staaten enorme Fortschritte in der Landwirthschaft gemacht. 1868 bebauten sie nur 54 207 Acres, 1882 569 982; ihre Mais-, Hafer-, Gerste- Gemüse- und Heu-Produktion weist eine bedeutende Vermehrung auf. Die Zahl ihrer Pferde und Maulthiere ist von 48 960 auf 244 629, die ihrer Rinder von 48 874 auf 549 932 gestiegen; die größte Vermehrung aber haben bei ihnen die Schafe erfahren: 1868 hatten sie nur 2687, 1882 hingegen 1 304 730.

Südamerika.

— Die chilenische Regierung hat eine wissenschaftliche Expedition zur Erforschung der Wüste von Atacama unter der Leitung des Ingenieurs Francisco San Roman mit einem Aufwand von 20 000 Piaster (= 80 000 Mark) ausgerüstet. Die Kommission besteht aus dem genannten Chefingenieur, einem Geologen, einem Geographen, zwei Hilfsingenieuren und einem Oekonomen und hat zur Aufgabe die topographische Aufnahme der Wüste mit besonderer

Berücksichtigung der Orographie und Hydrographie, die geologische Klassifikation des Terrains vom Standpunkte der mineralogischen Wichtigkeit, eine vollständige Sammlung der Felsen und Mineralien, das Studium und die Beschreibung der Bergwerke und der Salzlager, und endlich die Angabe der Wege, welche geeignet sind, die Verbindungen der Wüste und ihre industrielle Ausbeutung zu erleichtern.

Polargebiete.

— Der Dampfer der Vereinigten Staaten „Yantic", welcher nebst dem „Proteus" (siehe oben S. 208) der Greely'schen Expedition zu Hilfe gesandt war, ist ohne Nachricht von derselben nach St. Johns auf Neufundland zurückgekehrt. Der „Proteus" wurde am 23. Juli am Eingange zum Smith-Sunde vom Eise zerdrückt, seine Bemannung indessen vom „Yantic" aufgenommen.

Oceane.

— Am 31. August ist das französische Schiff „Talisman", welches mit Tiefseeforschungen im Atlantischen Ocean unter Leitung von Milne Edwards beauftragt war (vergl. „Globus" Bd. 43, S. 352), nach Rochefort zurückgekehrt, und zwar mit sehr befriedigenden Resultaten, sowohl zoologischen, als auch hydrographischen. An der marokkanischen Küste wurden sehr zahlreiche Sondirungen vorgenommen, von Morgens 5 Uhr an bis Sonnenuntergang, zuletzt öfters noch bei elektrischem Lichte. In Teneriffa wurde der erste Halt gemacht, dann der afrikanischen Küste bis fast nach Dakar (am Kap Verde) gefolgt, Santiago und St. Vincent (Kapverdische Insel) angelaufen und die Ilha Branca besucht, welche schwer anzulaufen und bisher noch von keinem Naturforscher untersucht worden ist. Dieselbe ist merkwürdig wegen einer Art großer Eidechsen, welche nur dort vorkommen und trotz der geringen Vegetation Pflanzenfresser sind, wie ihr Koth beweist. Die Insel ist vulkanisch und derart von Felsen und Brandung umgeben, daß die französischen Naturforscher sie nur schwimmend erreichen konnten. Die letzte Etappe des „Talisman", über welche indessen noch keine Nachrichten vorliegen, war das sogenannte Sargasso-Meer.

— Am 25. Juli d. J. schiffte sich Prof. Giglioli in Neapel auf dem italienischen Kriegsschiff „Washington" ein, um seine Tiefenmessungen und thalapographischen Untersuchungen im Mittelmeer wieder aufzunehmen. Das Schiff stand unter Befehl des Hydrographen der italienischen Marine, Kapitän G. B. Magnaghi. Dies ist das dritte Jahr der Forschungen, welche eine vollständige physikalische und biologische Aufnahme des Mittelländischen und der mit ihm verbundenen Meere bezwecken. Das Unternehmen steht unter dem Patronat der Accademie dei Lincei, und die Kosten werden von der Regierung bestritten.

— „Schwankungen des Meeresspiegels" Von Dr. Albert Penck. Separatabdruck aus dem Jahrbuch der geographischen Gesellschaft zu München Bd. VII, München, Th. Ackermann, 1882. 8⁰. 70 Seiten.

Der durch sein Werk über die „Vergletscherung der deutschen Alpen" rühmlichst bekannte Verfasser veröffentlicht unter dem obigen Titel eine ebenso lehrreiche, als anziehend und gewandt geschriebene Abhandlung. Es sind nicht Untersuchungen und Beobachtungen, sondern Kombinationen aus denselben, die der Verfasser bietet, aber diese Kombinationen sind scharfsinnig und geschickt durchgeführt und in einer so fesselnden Sprache geschrieben, daß man dem Verfasser in einem Zuge mit gespannter Aufmerksamkeit durch die 70 Oktavseiten füllende Abhandlung folgt.

Seit Celsius den Ausspruch that: „Der Spiegel der Ostsee sinkt", hat die Frage nach den Verschiebungen der Küstenlinien und nach den Ursachen dieser Erscheinung auf der Tagesordnung der geologischen Diskussion gestanden, und seit Leopold von Buch — die Beobachtungen von Celsius anerkennend und bestätigend — den Satz formulirte: „Der Boden Skandinaviens hebt sich", hat die große Mehrzahl der Forscher diese Anschauung mit mehr oder weniger Widerstreben, z. B. Lyell, zu der ihrigen gemacht. Wer mit den seit jener Zeit oft ventilirten Fragen unbekannt ist, wird an Penck durch die massenhaft angeschwollene Litteratur einen umsichtigen und kundigen Führer finden; wer den einzelnen Phasen derselben gefolgt ist und vielleicht nur hier und da eine Bereicherung seiner Kenntnisse erfährt, wird mit Freude die geschickte Gruppirung, die richtige Hervorhebung der wichtigen Momente, die kritische Sichtung der Ansichten und Meinungen und — die vornehme Kaltstellung eines sich breit machenden Dilettantismus und kritiklosen Banausenthums anerkennen.

Penck betont zunächst im Anschluß an Sueß, daß nicht mehr Hebungen und Senkungen, als Reaktion des unbekannten Erdinneren gegen die Erdkruste, die Erscheinungen an den Küsten erklären, sondern daß die moderne Forschung nur Wirkungen horizontaler Verschiebung anerkennt. Er bemüht sich dann nachzuweisen, daß diese, vielleicht im Eifer der Beweisführung etwas zu sehr in den Schatten gestellten, Verschiebungen allein nicht im Stande sind die Schwankungen der Küstenlinien zu erklären, sondern daß dieselben meistentheils erst durch eine andere Hypothese eine genügende Erklärung finden.

Wie das Loth durch die Anziehungskraft von Gebirgen eine Ablenkung erfährt, so muß auch, wie das besonders durch Arbeiten Hann's des weiteren bekannt wurde, die Oberfläche des Meeres durch die ungleiche Attraktion der aus demselben aufragenden Inseln und der dasselbe umrahmenden Küsten Abweichungen von der regelmäßigen sphäroidischen Gestalt zeigen. Leser des Geographischen Jahrbuchs werden sich erinnern, daß man die Erklärung für ein Ansteigen des Ostseespiegels gegen Memel hin von verschiedenen Seiten in der Küstenattraktion suchte. Erhält ein aus dem Schoße des Meeres aufragendes Land eine mächtige Inland-Eisdecke — argumentirt Penk — so muß nothwendiger Weise seine Attraktionskraft wachsen und der Spiegel des Meeres an der Küste steigen, d. h. sogenannte Senkungserscheinungen hervorrufen; verliert aber ein Land wie z. B. Skandinavien seine Inland-Eisdecke, so muß seine Attraktionskraft sich mindern, der Spiegel des Meeres sich senken und das Land sogenannte Hebungserscheinungen zeigen. Daß dieser Gedankengang allen Anforderungen logischer Konsequenz genügt, liegt auf der Hand. Verfasser sucht ihn geschickt durch eine Reihe von Thatsachen zu beweisen. In wieweit die Rechnungen stichhaltig sind, kann ein Leser nicht entscheiden, und nur nach specieller Besichtigung der in Rede stehenden Küstenerscheinungen würde Recensent sich getrauen, im einzelnen Fall eine Entscheidung zu fällen zwischen Verschiebung der Massen und Attraktion. Wer sich über die obwaltenden Schwierigkeiten unterrichten und tiefer in die hier berührte, interessante Materie eindringen will, der nehme die Arbeit Penck's zur Hand. P. L.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIV. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Ujfalvy's Reise im westlichen Himalaya.

(Nach dem Französischen der Madame de Ujfalvy.)

III.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Am 10. Juli verließen die Reisenden die Hauptstadt von Tschamba; in nordnordwestlicher Richtung den Weg nach Bhadravar verfolgend, kamen sie, ehe sie in das großartige Gebirgsland des hohen Tschamba gelangten, meilenweit durch eine bergige Gegend, in der jedes Stückchen erreichbaren und kulturfähigen Bodens auf das Sorgsamste angebaut und jeder Fleck Weidelandes an den Berghängen von großen Viehherden belebt war: Erscheinungen, neben denen die unverkennbare Armuth der Bewohner dieses ganzen Distriktes immer von neuem überraschte. Trotz dieser Dürftigkeit, die in der augenfälligsten Weise durch ihre zerlumpte und unsaubere Tracht, sowie durch den elenden Zustand ihrer Behausungen bezeugt wird, unterscheidet sich die Bevölkerung von Tschamba doch vortheilhaft von den Hindus der Ebene. Meist von kräftigem Körperbau, im Gesichtsschnitt den Kulus ähnlich, sind diese Gebirgsbewohner im Allgemeinen von lebhafter, heiterer und offener Sinnesart; fröhlich im Verkehr mit einander und, was den Reisenden besonders auffällig war, auch fröhlich bei der Arbeit. Zum erstenmal während ihres Aufenthaltes in Indien trafen sie hier auf Eingeborene, die gelegentlich bei ihrer Arbeit pfiffen oder sangen.

Ein dreitägiger anstrengender Marsch brachte die Reisenden an den Fuß des 3400 m hohen Padri-Passes. In dem hier belegenen Dorfe fanden sie einen Abgesandten des Maharadscha vor, der mit einem aus etwa 100 Leuten bestehenden Gefolge sie erwartete, um ihnen die Erlaubniß des Fürsten zu bringen, anstatt des Weges über den Paß die bequemere Straße von Dschammu zu wählen. Da sie aber nur noch wenige Kilometer von der Grenze entfernt waren, kam diese Erlaubniß zu spät. Zum augenscheinlich größten Mißvergnügen des Abgesandten, der die Fremden begleiten sollte, beschloß Ujfalvy, an seinem ersten Plane festzuhalten und über den Paß zu gehen; freilich, hätte er gewußt, welch ein Anstieg ihm hier bevorstand, er hätte wohl den weiten Umweg nicht gescheut. Langsam kletternd, an mehreren gar zu steilen und unwegsamen Stellen an Stricken emporgezogen und von den hilfreichen indischen Begleitern immer wieder unterstützt und nach Landessitte zur Geschmeidigerhaltung der Glieder massirt, kam man nach fünf Stunden endlich todmüde und athemlos auf der Paßhöhe an, „vollkommen überzeugt, daß das Reich Kaschmir auf dieser Seite gänzlich uneinnehmbar sei“.

Mächtig emporragende Schneegipfel, davor eine Kette bewaldeter Hügel und Berge, zwischen denen sich ein breiter silberner Flußlauf hinzog, im Thale zu ihren Füßen ausgedehnte, im schönsten Grün prangende Felder und Baumpflanzungen, das war die Aussicht, die sich den Reisenden darbot, als sie nach kurzer Rast ihren Weg fortsetzten. Ein steiler Abstieg von etwa 1500 m, dann ein mehrstündiger Ritt durch das breite angebaute Thal brachte sie nach Tenala, dem ersten kaschmirischen Dorfe. Am Eingange des ansehnlichen brahmanischen Ortes wurden sie von dem Tisseldar und einigen anderen Beamten feierlich empfangen

und ihnen im Namen des Maharadscha angekündigt, daß sie mit dem Betreten seines Gebietes seine Gäste geworden seien, und daß während ihres ganzen Aufenthaltes in Kaschmir ihre Verpflegung, Beförderung u. s. w. Sache des

Tschamba.

Stadt und Festung Bhadravar.

Fürsten sein werde. Der Tisseldar begleitete diese Mittheilung mit der hier zu Lande höchsten Ehrenbezeugung: er bot den Fremden, denen er zur Bewillkommnung schon einen großen mit Blumen und köstlichen himalayischen Aepfeln

gefüllten Korb überreicht hatte, mit feierlicher Miene mehrere Geldstücke dar, die sie, mit dieser Sitte schon vertraut, unter Worten des Dankes mit der Hand berührten, aber zur augenscheinlichen Genugthuung des Gebers nicht nahmen.

Von dem Tisseldar geführt, der sie begleiten mußte, bis er die Fürsorge für sie einem andern Beamten übergeben konnte, ging es, nach kurzem Aufenthalte in Tenala, auf schmalen Felspfaden durch die großartigste Gebirgslandschaft weiter. Nach wenigen Stunden schon befand man sich in dem Distrikte von Bhadravar, der, einst ein mächtiges selbständiges Fürstenthum, heute eine der reichsten und schönsten Provinzen Kaschmirs ist. Die Hauptstadt Bhadravar selber, die, von ausgedehnten Obstplantagen umgeben, in ebenso malerischer wie fruchtbarer Gegend liegt, hat etwa 1000 Einwohner. Von einer alten Festung beherrscht, die sich mit ihren vier starken Eckthürmen auf einem Hügel erhebt, läßt die Stadt heute kaum mehr erkennen, daß sie einst größere Bedeutung gehabt hat. Enge, gewundene und unsaubere Gassen mit ärmlichen Häusern bilden ein verworrenes unregelmäßiges Durcheinander; nur der große freie Platz, der für das Polospiel eingerichtet ist, weist etwas wie eine regelmäßige und nicht ganz zufällige Anlage auf. Die Häuser, die ihn umgeben, und in deren einem die Reisenden einquartiert wurden, zeigen alle die in diesem Theile des Landes vorherrschende Form und Anordnung. Sämmtlich aus Holz und zwar meist aus Cedernholz erbaut, bestehen sie aus zwei oder drei, ja manchmal sogar aus vier Stockwerken. Vor dem niedrigen Erdgeschoß zieht sich eine Veranda hin, welche die großen Balkone der oberen Etagen trägt. Von einer Treppe im Innern des Hauses ist nicht die Rede; eine von außen angelegte Leiter bildet gewöhnlich den einzigen Zugang zu den oberen Stockwerken, nur in seltenen Fällen ist unter der Veranda eine freilich auch nur leiterartige Treppe angebracht, auf der man durch eine Oeffnung im Fußboden des Balkons in den obern Raum gelangt. Die flachen Dächer werden hier wie in ganz Kaschmir (und in Norwegen) mit Birkenrinde gedeckt und mit einer starken Schicht Erde überschüttet, auf der sich während und nach der Regenzeit stets eine reiche Gras- und Blumenvegetation entwickelt. Die innere Einrichtung der Häuser ging hier, wie in sämmtlichen Orten, welche die Reisenden während der nächsten Tage passirten, nicht über das Nothdürftigste hinaus. Außer einem oder zwei neben der Thür angebrachten bordartigen Gestellen, die zur Aufnahme des spärlichsten Hausgeräthes bestimmt waren, bildete fast ausnahmslos das landesübliche Netzbett oder Tscharpaï das einzige Möbel. Dasselbe besteht aus vier oft reichgeschnitzten Pfosten, die, durch ein Kreuz von starken Latten verbunden, das eigentliche Lager, ein straff ausgespanntes Netz, tragen. Den Fußboden der Gemächer bildet in allen Stockwerken festgestampfte Erde oder Lehm; aus demselben Material wird auch der kleine mit zwei Feuerlöchern versehene Herd hergestellt, der, etwa 20 cm hoch und ebenso breit, sich in einer Ecke des Erdgeschosses befindet.

Palast und Teich von Verinagh.

Heftige Regengüsse, die sämmtliche Flußläufe dieses reichbewässerten Distriktes zum Anschwellen und Uebertreten brachten, erschwerten die Reise während der beiden folgenden Tage. Die Straße, die in nördlicher Richtung nach Kischtvar und von dort nach dem Banihal-Passe führt und die zuerst am Nern, dann am Tschinab entlang geht, war an vielen Stellen vollkommen unpassirbar; wieder und immer wieder mußten die Reisenden weite Umwege über die steilen dichtbewaldeten Berge machen, und als sie dann Abends müde und bis auf die Haut durchnäßt glücklich in der Nähe des Stationsdorfes angelangt waren, in dessen Bungalow sie zu übernachten gedacht hatten, sahen sie sich durch eine weite, wildbewegte Wasserfläche von demselben

geschieden und mußten sich wohl oder übel dazu entschließen, die Gastfreundschaft der Einwohner eines der kleinen erreichbaren Bergdörfer in Anspruch zu nehmen. Ein Nachtquartier aber in einem dieser indischen, von unzähligen Wanzen bevölkerten Holzhäuser ist selbst für den ermüdetsten und schlafbedürftigsten europäischen Reisenden gleichbedeutend mit einer schlaflosen Nacht. Manchmal gelingt es, in der weniger heimgesuchten Veranda oder auf dem Balkon eine kurze Ruhe zu finden, doch riskirt man dabei, sich ein Fieber zuzuziehen.

Am 15. Abends kam man in dem mohammedanischen Dorfe Kaleni in der Provinz Kischtvar an, in dessen Nähe sich die großartigen Wasserfälle befinden, die der aus dem Hochgebirge von Ladak kommende Marn-Wardwan kurz vor seiner Mündung in den Tschinab bildet. Der Fluß stürzt sich in mehreren Absätzen, die zusammen eine Höhe von 750 m haben, von einer steilen Wand hinab, und die gewaltige, schäumende und tosende Wassermasse, die sich stellenweise in zerstäubende Nebelschleier auflöst, die schroffen Felsen auf der einen, die üppige Landschaft des Tschinab auf der anderen Seite, über deren reichbewaldeten Bergen die Schneegipfel des Hochgebirges sichtbar sind: dies alles zusammen giebt ein Bild, das an großartiger Schönheit vielleicht auf Erden nicht seines Gleichen hat.

Edelmann aus Kaschmir.

Die Stadt Kischtvar, die wie Bhadravar einst die Hauptstadt eines selbständigen Reiches war, das eine Zeit lang das ganze Hochthal des Tschinab umfaßte, liegt heute zum großen Theil in Trümmern; was von ihr aber erhalten ist, weist noch die Spuren der ehemaligen Größe auf.

Durch den Zustand ihres Reisegefährten Mr. Clarke, der an einem heftigen Fieberanfall von neuem erkrankt und vollkommen marschunfähig war, sahen sich Ujfalvys zu mehrtägigem Verweilen in Kischtvar gezwungen. Diese unfreiwillige Muße wurde zur Vornahme vielfältiger anthropologischer Messungen und Untersuchungen benutzt, die namentlich in Bezug auf die Paharis von Interesse waren, die Bewohner der kaschmirischen Gebirge von Ramban im W bis nach Bhadravar und Tenala im O. Ein kräftiger, schöner und intelligenter Menschenschlag, haben diese Bergbewohner wohl einerseits viel von dem bekannten Typus der bevorzugten Einwohner des eigentlichen Kaschmir an sich, doch unterscheiden sie sich andererseits durch manche Eigenthümlichkeiten auch wieder so wesentlich von denselben, daß man sie als ein besonderes Volk betrachten muß. Sie sind ausnahmslos Bekenner der indischen Religion; einige Schriftproben, die Ujfalvy sich von ihnen verschaffte, wiesen durchaus andere Charaktere auf, als er sie bis dahin kennen gelernt hatte. Das Versetzen der Reispflanzen, mit dem die Leute jetzt hier allenthalben auf den Feldern beschäftigt waren, hatte den Reisenden schon die ganzen Tage her Gelegenheit zu Beobachtungen über die Tüchtigkeit dieses Bergvolkes gegeben. Die Scharen von Weibern, die, bis an die Knie im Wasser stehend, die Reispflänzchen mit erstaunlicher Gewandtheit und Schnelligkeit auspflanzten, zeigten in jeder Bewegung und in ihrem ganzen Wesen dieselbe Energie und Frische wie die Männer, die mit den Füßen die Erde um die Pflanzungen aufhäufelten oder mit ihren von mächtigen Büffeln gezogenen Pflügen die neuen Aecker vorbereiteten.

Am Morgen des 17. konnten Ujfalvys Kischtvar verlassen; am nächsten Tage gegen Mittag langten sie in Bototi an, einem großen Stationsdorfe an der sogenannten königlichen Straße von Dschammu, neben der heute die Telegraphenleitung nach der Hauptstadt von Kaschmir entlang läuft. Die eigentlichen Beschwerden der Reise waren nun überwunden; denn wenn auch die breite, über ansehn-

liche Höhen führende Straße an manchen Stellen vieles zu wünschen übrig ließ, so war es doch nirgends so schlimm, daß man, wie so oft vorher, über den Schwierigkeiten und Hindernissen des Weges die Schönheit der Umgebungen hätte vergessen können. Die Bungalows der ansehnlichen Dörfer, in denen der Maharadscha auf seiner alljährlichen Reise von Srinagar nach Dschammu zu verweilen pflegt, zeichneten sich trotz der Benennung „königliches Bungalow" in keiner Weise vor den kahlen, leeren Schuppen aus, welche die Reisenden hier zu Lande schon genügend kennen gelernt

Tempel auf dem Tachti-Soliman.

hatten; nur lagen einige von ihnen in einem von hohen Mauern umzogenen Hofe oder Garten, der mit seinen Blüthenbüschen wie ein Theil des herrlichen Waldes erschien, durch den die Straße hier meilenweit führte: mächtige Cedern, unter denen ein üppiges Unterholz von blühenden Citronen- und Granatbäumen wucherte. Die starken Gewitterregen dieser Tage trugen das ihrige dazu bei, diese reiche Vegetation frisch zu erhalten, und als die Reisenden am Morgen des 22. von dem Dorfe Banihal aufbrachen, um über den 2850 m hohen Banihal-Paß nach dem eigentlichen Kaschmir hinüberzugehen, waren die ganzen Berghänge bis hoch hinauf mit einem dichten Teppich von

Gras und Blumen aller Art bekleidet. Auf der Paßhöhe war es eisig kalt, und da der Wunsch, dem hier oben wehenden rauhen Winde zu entgehen, ebenso lebhaft war wie das Verlangen nach dem „Paradiese von Kaschmir“, wurde trotz aller Ermüdung sogleich der Abstieg angetreten. Der Anblick, der sich den Niedersteigenden darbot, war nach den großen Erwartungen, die sie mitbrachten, und nach all dem Herrlichen, das sie in den letzten Tagen gesehen, zunächst nur eine Enttäuschung. Die weite, trefflich angebaute Ebene, die von einem Kranze zum Theil unbewaldeter Berge umzogen wurde, mochte wohl ein Paradies an Fruchtbarkeit sein; hervorragende landschaftliche Schönheit besaß sie nicht. Die reiche Gebirgsvegetation, inmitten deren der Weg niederführte, trug mehr, als man dies bisher noch gefunden hatte, den Charakter unserer europäischen Alpenflora; es gehörte eben im Ganzen nicht viel Illusion dazu, um sich in ein europäisches Land versetzt zu glauben. Freilich, die zahlreichen über die Hochebene verstreuten Ortschaften, durch die die Straße führte, mutheten fremdartig genug an. In Verinagh, einem großen mohammedanischen Orte, wurde ein mehrstündiger Halt gemacht. Unter der Führung ihres neuen Begleiters, eines vornehmen Beamten, den der Maharadscha ihnen bis Ramban entgegengesandt hatte, nahmen die Reisenden den vornehmlich durch seinen heiligen Teich berühmten fürstlichen Palast in Augenschein. Das ungemein malerische Gebäude hat nur ein Stockwerk, das auf einem steinernen Unterbau ruht und an seiner nach der Straße gerichteten Façade sowie im Innern der Gemächer die reichste und kunstvollste Holzschnitzerei zeigt. Der Unterbau besteht aus drei großen, durchgehenden Thorwölbungen, die sich als niedriger Arkadenbau rings um den runden heiligen Teich fortsetzen, der sich hinter dem Palaste ausbreitet und als ansehnlicher tiefer Bach durch die mittlere Thoröffnung abfließt. Das herrlich klare, tiefgrüne Wasser des Teiches ist von unzähligen als heilig betrachteten Fischen belebt. Dem Volksglauben nach befinden sich unter denselben noch einige uralte Exemplare mit großen goldenen Nasenringen, die ihnen von der Kaiserin Nur-Mahal, der Gemahlin des Schah Dschehân, deren Lieblingsresidenz der Palast von Verinagh war, angelegt worden sein sollen.

Um Mittag brachen die Reisenden von Verinagh auf; ein scharfer vierstündiger Ritt brachte sie nach der berühmten alten Stadt Islamabad am Dschilam oder Bihât, dem alten Hydaspes. Die Straße, die meilenweit auf der einen Seite von unabsehbaren Reisfeldern, auf der anderen von dem fast trockenen Bette eines Flusses begrenzt war, führte auf ihrer letzten von zwei Reihen mächtiger Pappeln beschatteten Strecke durch üppigstes Wiesenland. Der lebhafte Verkehr auf dieser letzten Strecke kündigte, schon lange ehe man Islamabad zu Gesicht bekam, die Nähe einer großen Stadt an. Die Scharen von Reitern und Fußgängern, von vornehmen Leuten, die in ihren Palankins getragen wurden, zeigten alle mehr oder minder ausgeprägt die charakteristische Schönheit des Volkes von Kaschmir, die durch die reiche Tracht der vornehmen Mohammedaner und Brahmanen noch gehoben wird. Wenig zahlreich waren hier sowohl wie in den Straßen der Stadt die Frauen vertreten: ein Zeichen, daß man sich in vorwiegend mohammedanischem Gebiete befand. Die Stadt Islamabad selber macht beim ersten Anblick einen traurigen Eindruck. Die engen, von meist dreistöckigen Häusern eingefaßten Straßen sind finster und unsauber; auch der Bazar macht keine Ausnahme hiervon. Nur bestehen die oberen Stockwerke der Bazarhäuser aus Holz, während die übrigen fast durchweg aus an der Luft getrockneten und mit Stroh gemischten Lehmziegeln gebaut sind. Die Dächer sind sämmtlich aus Birkenrinde hergestellt und mit der landesüblichen Erdschicht bedeckt. Aus dünner, durchscheinender Birkenrinde bestehen auch die Scheiben der Fenster, die, eine Seltenheit in einer orientalischen Stadt, nach den Straßen hinausgehen. Ein eintägiger Aufenthalt in der Stadt gab den Reisenden nicht nur Gelegenheit die vielfach im Verfall befindlichen Tempel, Brunnen und Wasserbecken der alten heiligen Stadt zu besichtigen, sie fanden auch Zeit zu einem Besuche der berühmten Ruinen von Martand, die, etwa fünf englische Meilen von Islamabad gelegen, lange Zeit für ein Denkmal ältester Zeit gegolten haben. Nach Fergusson's Untersuchungen steht es heute aber fest, daß der prachtvolle Tempel, der mit seinen heute fast gänzlich verschwundenen Säulenhallen und dem reichen Skulpturenschmuck ohne Frage zu dem Schönsten gehört, was die indische Architektur aufzuweisen hat, erst aus dem Anfange des achten Jahrhunderts stammt (s. Abbildungen „Globus“ Bd. 29, S. 149 u. 150).

Mohammedaner von Kaschmir.

Auf den Rath seiner eingeborenen Begleiter beschloß Ujfalvy den Weg nach der Hauptstadt nicht, wie er erst beabsichtigt, auf der großen Straße fortzusetzen, sondern sich einem der breiten, flachen Böte aus Teckholz anzuvertrauen, die, von vier Ruderern geführt, den Verkehr zwischen Sri-

nagar und Islamabad vermitteln. Die Pferde wurden auf dem weiten Umwege zu Lande, der mindestens zwei Tage erfordert, vorangesandt; die Reisenden begaben sich am Morgen des 24. an Bord des Schiffes, das sie den alten Hydaspes hinabtragen sollte. Die Fahrt, die, so lange die Schiffer wirklich ruderten, schnell genug von Statten ging, bot nichts sonderlich Interessantes dar. Die Ufer des Flusses sind eben und theilweise gut angebaut; das Thal auf beiden Seiten von einförmigen Bergen begrenzt. Hin und wieder führt eine halbverfallene Steintreppe zum Wasser hinab, auf der Frauen ihre Wäsche nach landesüblicher Art mit großen hölzernen Keulen bearbeiten; hin und wieder zeigt sich am Ufer ein kleines Dorf mit einem Tempel oder mitten in dem breiten Flusse eine kleine grüne Insel. So war man wenig erfreut, als die Ruderer nach wenigen Stunden schon ihre Arbeit einstellten, ihr Essen kochten und sich zum Rauchen und Schlafen niederlegten, um das Boot langsam auf dem langweiligen Strome treiben zu lassen. Es schien dies eben Landessitte zu sein; denn weder Versprechungen noch Drohungen der Reisenden vermochten sie aus ihrer Ruhe zu bringen. Am Nachmittage passirte man Awantipur, neben dem eine großartige Tempelruine sich erhebt, die, aus dem neunten Jahrhundert stammend, für eines der hervorragendsten Denkmäler der Dschaïna-Architektur des westlichen Indiens gilt. Um sieben Uhr Abends endlich, nach vierzehnstündiger Fahrt, zeigte sich in der Ferne der Tachti-Soliman, der, von einem hübschen Hindu-Tempel gekrönt, die Hauptstadt Srinagar beherrscht.

Ursachen des Aussterbens der Völker niederer Kultur[1]).

Von Dr. **Eduard Petri** in Bern.

I.

Einen eigenthümlichen, getheilten Eindruck hinterläßt das Studium der Geschichte der Kolonien: der Geist des Lesers erhebt sich und stärkt sich an den kühnen Unternehmungen der Pioniere der Kolonisation, an dem rastlosen Eifer und den wunderbaren Erfolgen der Kolonisten, an dem segensreichen Einfluß der neuen, selbstgeschaffenen Verhältnisse auf die aus ihrer Heimath geschiedene, vielgestaltige Masse der Einwanderer. Das Studium der Kolonialgeschichte führt uns ferner in einen der wichtigsten und lehrreichsten Abschnitte der menschlichen Geschichte ein: es läßt uns diejenigen Verhältnisse erkennen, die unserer gegenwärtigen wirthschaftlichen Macht und Entwickelung, dem Kapitalismus und der Weltwirthschaft, mit allen ihren immensen Vortheilen und Nachtheilen für die Menschheit als Grundlage gedient haben.

Aber das Studium eröffnet uns gleichzeitig auch einen furchtbaren Einblick in das innere Gefüge der Kolonialgeschichte: ein düsteres Bild, das sich über Jahrhunderte und über ganze Welttheile ausspannt, entwickelt sich hier vor unseren Augen. Auf Millionen und Millionen zu schätzen sind die unglücklichen Eingeborenen, die im Laufe dieser Zeiten der schrankenlosen, unmenschlichen Habgier, Genußsucht und Grausamkeit der Eindringlinge zum Opfer gefallen sind. Kein Welttheil der Erde und kein Zeitalter ist freizusprechen von der Schmach der Vernichtung der von den Umständen minder begünstigten Völker. Aber selbst dort, wo die Eindringlinge mit den schwächeren Eingeborenen mehr oder weniger rechtlich umgegangen waren, oder wo man gegenwärtig für die Erhaltung der Eingeborenen besorgt ist, selbst dort ist ein weiteres Bestehen der Völker niederer Kultur auf **einem** Boden mit höher kultivirten Völkern unmöglich geworden. Das Vorschreiten der Civilisation bedingt ein Hinschwinden der Völker niederer Kultur. „Der Hauch der Kultur", wie man sich ausgedrückt hat, „ist tödtlich für diese Völker". Das Aussterben der Völker niederer Kultur erscheint als eine traurige Nothwendigkeit.

Welcher Art sind denn aber die Ursachen, welche zu der Vernichtung der Völker niederer Kultur führen, und sind diese Völker denn wirklich und rückhaltslos dem Untergange geweiht?

Wenn wir uns nach den Umständen umschauen, die den Segen der Civilisation, von dem wir zu reden pflegen, in einen Fluch für die unglücklichen Völker umgewandelt haben, so stehen wir vor einem Gewirr von Widersprüchen und von böswilligen oder auch unbewußten, durch Vorurtheile bedingten Entstellungen und Uebertreibungen, durch welche die in Wirklichkeit existirenden Verhältnisse verdunkelt werden.

Der erste und furchtbare Eindruck, den wir selbst bei einem flüchtigen Einblick in die Geschichte der Kolonien gewinnen, ist der, daß die Völker niederer Kultur durch höher kultivirte Völker absichtlich in einem grausamen Vernichtungskampfe zu Grunde gerichtet sind. Eine schwere Beschuldigung! Aber an Beweisen für die schrecklichsten Unthaten der civilisirten Völker fehlt es leider nicht.

Nur zu bekannt sind die Umstände, welche die Eroberung und Kolonisirung Amerikas begleiteten. Millionen von Indianern sind zu Grunde gegangen und die Kraft der amerikanischen Rasse ist auf immer gebrochen. Mit den schändlichsten Mitteln wurde hier der Vernichtungskampf gegen die Indianer geführt. Die Puritaner, die Gott für jede unter den Indianern wüthende epidemische Krankheit als für eine ihnen, den frommen Puritanern, erwiesene specielle Gnade dankten, verfuhren in Bezug auf die Indianer genau genommen nicht viel besser, als die verrufenen grausamen Spanier mit ihren auf Indianerfleisch abgerichteten Bluthunden. Ich brauche aber nicht in die alten Zeiten zurückzugreifen und die Greuel der Eroberungen von Mexiko, Peru, Westindien u. s. w. hervorzurufen; in unserm Jahrhundert, in den vierziger Jahren bestand ja noch ein Preis für den Apachenskalp, gerade so wie für das Wolfsfell in

[1]) Dem traditionellen Ausdruck „Naturvölker" glauben wir entsagen zu dürfen. Es ist derselbe sogar in der Deutung von Waitz („Anthropologie der Naturvölker" I, S. 346 bis 347) nur auf einen engen Völkerkreis anzuwenden. Unzutreffend erscheinen uns ferner die „Halbkulturvölker" von Peschel („Völkerkunde", 5. Aufl. 1881, S. 144), da wir billiger Weise nicht umhin können, neben den Ganzkulturvölkern auch $^3/_4$-, $^1/_8$- u. s. w. mehr Kulturvölker gelten zu lassen. Behalten wir aber die europäische Kultur als übliche Einheit bei, so läßt es sich, um den weitesten Begriff zu wählen, mit Fug und Recht von Völkern hoher Kultur und von Völkern niederer Kultur reden; in letzterer Kategorie würden wir dann ohne jeglichen Anstoß Inkas und Botokuden, Polynesier und Australier insgesammt betrachten können.

Europa, und dieser Menschenjagd wurde Einhalt gethan, nicht etwa aus humanitären Rücksichten, sondern weil man Ursache hatte zu befürchten, daß neben den Indianerskalps auch Skalps der um den Blutpreis ermordeten Weißen zur Bezahlung eingebracht wurden. In den dreißiger Jahren noch wurde, wie das auch früher geschehen war, das Blatterngift absichtlich unter den Pani verbreitet; das gleiche thaten die Portugiesen in Süd-Amerika, indem sie Kleidungsstücke von an Blattern und Scharlach Verstorbenen in den Wäldern auslegten, um die Indianer, die sich diese Kleider aneignen würden, zu inficiren und rasch zu vertilgen.

Durch Kreuz und Schwert[1]), durch ansteckende Krankheiten, durch den Schnaps, durch Ausbeutung und die verächtlichste Behandlung wurden die Indianer vernichtet. Zahlreiche Stämme, deren Herzählung ermüdend wäre, sind dahin geschwunden. Immer weiter und weiter werden die düsteren dem Tode geweihten Indianer von den Gebieten ihrer Väter verdrängt in die entlegensten Wälder, in die unwirthlichen Wüsteneien. Das Geschick derjenigen unter ihnen aber, die sich der Civilisation genähert haben, erscheint nur in gar zu vielen Fällen zweifelhaft.

Gehen wir zu Oceanien und Australien über! Die Bevölkerung der Osterinsel wurde 1860 auf 3000 Seelen geschätzt; Kap. Geiseler fand 1882 nur 150 Seelen vor, darunter 20 Tahitier[2]). Die Marianen besaßen im Jahre 1668 etwa 80 000 bis 100 000 Einwohner; gegenwärtig sind die Eingeborenen hier fast gänzlich ausgestorben. Auf den Marianen haben die Spanier gewüthet. Aber „ärger noch als die Spanier im 17. Jahrhundert auf den Marianen, viel ärger haben die Engländer in Australien und Tasmanien gehaust“, sagt Gerland (Waitz, Anthropologie der Naturvölker VI), indem er die furchtbaren Verfolgungen schildert, unter denen die Australier zu leiden gehabt haben, und die Hetz- und Treibjagden, durch welche die Tasmanier aufgerieben wurden[3]). Verderblich haben auf den Bestand der Bevölkerung Neu-Hollands die deportirten Verbrecher gewirkt. Zwischen dem Goldsucher und dem australischen Eingeborenen besteht ein Vernichtungskampf schlimmster Art, bei dem der Australier natürlich den kürzeren zieht. Bekannt ist's, daß die Goldsucher, um den hungernden Australiern das Stehlen von Lebensmitteln abzugewöhnen, Mehl mit Arsenik vermischt bei ihrem Lager hinstellten und in furchtbarer Weise über den Rattentod der Wilden triumphirten. Traurige Verheerungen hatte der Schnaps unter den Eingeborenen von Hawaii und Tahiti angerichtet; er wurde dort gegen den Willen der Bevölkerung[1]) und trotz der Proteste der Missionare eingeführt.

Nehmen wir ein paar Beispiele aus den anderen Welttheilen. In Afrika stoßen wir auf die Hottentotten und Buschmänner, welche unter dem Hauche der Civilisation und Dank den Bemühungen der Holländer und späterhin der Engländer bis auf geringe Reste zusammengeschmolzen sind. Die Greuel des Sklavenhandels, unter welchem Millionen Neger zu Grunde gegangen, sind uns noch allen im Gedächtniß[2]). Und Asien? Haben wir da nicht die greuliche Wirthschaft der Holländer in den Kolonien: „Die Holländische Kolonialwirthschaft“, sagt Thomas Stamford Raffles 1817, „entrollt ein unübertreffbares Gemälde von Verrath, Bestechung, Meuchelmord und Niedertracht.“ Um diese Worte zu verstehen, müssen wir uns des wohlorganisirten Sklavenraubes, der schauerlichen geheimen Gefängnisse erinnern, in welchen die Sklaven versteckt wurden, um sie vor den Befreiungsversuchen ihrer Mitbrüder zu sichern. Charakteristisch für den Geist des Kolonialsystems ist das Geschick des portugiesischen Gouverneurs von Malakka, der 1641 von den Holländern mit 21 875 Pf. St. bestochen, die Stadt übergab, aber sofort ermordet wurde, damit man ihm die Bestechungssumme nicht auszuzahlen habe. Ich erwähne ferner der barbarischen Vernichtung der Eingeborenen Sibiriens durch die Russen.

Sollten wir etwa Europa von dieser Schuld freisprechen können?

Auch hier hätten wir, ohne uns näher auf politische und sociale Fragen einzulassen, mancherlei Beispiele grauenhaften Kampfes gegen minder begünstigte Völker vorzuführen; ich erinnere nur an das traurige Geschick der Samojeden, Karelen, Lappen, der finischen Wolgastämme u. s. w. in Rußland.

Seit Jahrhunderten nun spielt sich dieser Vernichtungsproceß der Völker niederer Kultur ab, unaufhaltsam und furchtbar für das eine Volk, langsamer und mit wechselnder Stärke für das andere. Seit Jahrhunderten haftet die Schmach der Vernichtung ganzer Völker an der fortschreitenden Civilisation, und Schauder erregen in uns die Schilderungen von der Behandlung der Eingeborenen seitens der Europäer; treffend charakterisirt das Verfahren derselben William Howitt, ein Mann von tiefer Religiosität: „Die Barbareien“, sagt er, „und die ruchlosen Greuelthaten der sogenannten christlichen Rassen, in jeder Region der Welt und gegen jedes Volk, das sie unterjochen konnten, finden keine Parallele in irgend einer Aera der Weltgeschichte, bei irgend einer Rasse, ob noch so wild, ungebildet, mitleidlos und schamlos.“

Und dennoch behauptete diesen schweren Anklagen gegenüber die menschliche Natur ihre Rechte! Es sind Versuche gemacht worden, einen guten Theil der Schuld an dem Hinschwinden der bezeichneten Völker nach menschlicher Art auf diese Völker selber zurückzuführen[3]).

---

[1]) „Ripartimientos und Kommandarien! Wie leicht gleiten diese wenigen Sylben über die Zunge, aber welche Abgründe von Gemeinheit, Niederträchtigkeit, Perfidie, Ehrlosigkeit, bestialischer Rohheit und Grausamkeit auf christlicher, und welches Uebermaß von Elend, Jammer, Thränen und Blut auf indianischer Seite ist damit angedeutet!“ sagt Buchmann in seinem Werke „Die unfreie und die freie Kirche in ihren Beziehungen zur Sklaverei, zur Glaubens- und Gewissenstyrannei und zum Dämonismus“ 2. Aufl., Breslau 1875, in welchem er eingehend und mit zahlreichen Beispielen gekräftigt, die schmachvolle Rolle der päpstlichen Kirche als Unterstützerin und Schirmerin der Sklaverei kennzeichnet. Ripartimiento wurde das Eigenthumsrecht, Kommandarie — das Pachtrecht über Indianer mit der Verpflichtung dieselben dem Christenthum zuzuführen, genannt; denn daß die Indianer nur auf dem Wege der Sklaverei Christen werden konnten, das galt zur Zeit für eine ausgemachte Sache.

[2]) „Die Osterinsel. Eine Stätte prähistorischer Kultur in der Südsee.“ Berlin 1883. S. 19.

[3]) Ueber Australien s. Gerland „Das Aussterben der Eingeborenen Australiens“. Verein f. Erdkunde. Metz, Jahresbericht 1881. S. 160.

---

[1]) Auch die Indianer Nord-Amerikas verwehrten den Verkauf von Schnaps (Waitz a. a. O. III, S. 83). In Australien wurden die Predigten der Missionare gegen die Trunksucht dadurch paralysirt, daß die Regierung die Prämien für Einbringung entlaufener Sträflinge in Schnaps auszahlte.

[2]) Jefferson, der die Unabhängigkeitserklärung verfaßt hatte, sagt in seinen Notizen über Sklaverei in Virginia: „Ich zittere für mein Vaterland, wenn ich bedenke, daß Gott gerecht ist. Seine Gerechtigkeit kann nicht für immer ruhen!“

[3]) Der Kürze halber darf ich nicht näher auf die bemerkenswerthen Versuche eingehen, die Vernichtung der Eingeborenen als ein Gottesgericht darzustellen. Buchmann sagt a. a. O., S. 91: „Wie schwere Verbrechen, hat die fromme Apologetik ausgerufen, wie schwere Verbrechen müssen doch in jenen Landstrichen verübt worden sein, da so furchtbare Sühnen nöthig

Eine gewisse Schule der Anthropologen, die nach Peschel's Vorgang als eine „lieblose“ bezeichnet wird, — jedoch nicht mit Unrecht, denn in dieser Schule befand sich manch reiner Idealist, der ein „schuldig“ über die Träger der von ihm so begeistert verehrten Civilisation einfach nicht über das Herz bringen konnte — war, kritiklos genug und mit der für den civilisirten Europäer typischen Selbstüberhebung, den Berichten von unwissenden Reisenden, Abenteurern, Matrosen, verunglückten Missionaren, Händlern u. dgl. m. über die gänzliche Kulturunfähigkeit, über das durchaus sittenlose, thierische, sich selber aufreibende Leben der Wilden gefolgt und hatte die Lehre von der Inferiorität gewisser Rassen aufgestellt. Freunde dieser Lehre bemächtigten sich mit Triumph der Schlagwörter des Darwinismus und ließen in dem Kampfe um das Dasein das naturgemäße Vorrecht des höher entwickelten Europäers über den minder entwickelten Eingeborenen anderer Welttheile gelten.

Eine lange Zeit hat man sich damit getröstet, daß die Wilden sich selber vernichten und daß sie den höheren Ordnungen der Natur gemäß zum Aussterben verurtheilt sind. Vor Jahren vertrat ein so bedeutender Gelehrter wie C. G. Carus die Lehre von der Inferiorität gewisser Völker, aber auch noch in der Gegenwart sehen wir manche Männer der Wissenschaft und manchen geschätzten Praktiker in den Fesseln dieser Anschauung befangen. So wird die Inferiorität der Australier von Meinike, einem unvergleichlichen Kenner Australiens, und neuerdings noch von Wood [1]) behauptet: Meinike hält die Austalier für gänzlich kulturunfähig, Wood spricht von „a fixed law“, nach welchem die Australier schon vor dem Eintreffen der Europäer dem Aussterben zugingen.

Die Inferioritätslehre war aber durchaus unwissenschaftlich; sie konnte nicht lange bestehen. Das Gehässige und Parteiische der Berichte, durch welche hauptsächlich diese Lehre zu Stande gekommen war, sprang gar zu sehr ins Auge; die Greuel, die die Europäer angerichtet, konnten nicht unberücksichtigt bleiben, und nicht zu verkennen war die böse Absicht der Berichterstatter, durch die verächtlichste Beurtheilung der Eingeborenen und durch die Behauptung der Nothwendigkeit ihres Verschwindens das eigne grausame Treiben zu bemänteln.

waren!“ Fay, der ehemalige Minister-Resident der Vereinigten Staaten in der Schweiz — siehe dessen gegen die Sklavenbesitzer gerichtetes und so recht von humanster Liebe zu den Negern strotzendes Schriftchen: „Die Sklavenmacht . . . zur Erklärung der Rebellion von 1860 bis 1865.“ Berlin 1865 — hat, wenn er auf die Indianer zu sprechen kommt, wiederholt durchaus nichts anderes zu sagen, als daß die arme Bevölkerung der Vereinigten Staaten „unter den entsetzlichen Grausamkeiten der Indianer“ viel gelitten habe.

[1]) Bei Gerland „Aussterben der Eingeborenen Australiens“, S. 161 und 172.

Allerdings ist es nicht zu bezweifeln, daß in der Lebensweise der uncivilisirten Völker gewisse Umstände von schlimmer Bedeutung für die Entwickelung und Vermehrung derselben zur Geltung kommen: so die endlosen und aufreibenden Kriege, die Blutrache, der Kindermord, eine gewisse kindliche Unbedachtsamkeit und Sorglosigkeit in Bezug auf die Zukunft, die Trägheit, in manchen Fällen arge Ausschweifungen u. s. w. u. s. w. Hieraus aber auf eine naturgemäße Selbstvernichtung und Kulturunfähigkeit der Völker zu schließen wäre fehlerhaft. Wir Europäer pflegen ja selber in unserer Lebensart manchen Brauch, der schließlich zur Selbstvernichtung führt; wir leiden unter Kriegen, wie sie die Wilden nie gekannt haben; ein guter Theil von uns, Proletarier genannt, befindet sich in unseren Groß- und Fabrikstädten in leider nur zu schlimmen und widernatürlichen Verhältnissen, und dennoch hoffen wir mit Recht auf eine bessere Zukunft und hegen die Ueberzeugung, daß wir die Schwierigkeiten der gegenwärtigen ökonomischen Verhältnisse gerade so gut überwinden werden wie den Despotismus, die Sklaverei, die Inquisition, das Faustrecht und dergleichen Uebel der früheren Zeiten mehr.

Immer fester und fester faßt die Anschauung Wurzel, daß die Völker niederer Kultur im vollen Grade kulturfähig sind [1]). Ja es fehlt gegenwärtig nicht an Beispielen dafür, daß Eingeborene, die zu den verachtetesten, als halbthierisch bezeichneten Rassen gehörten, wie Australier und Botokuden, sich zu einem höchst respektablen Wissen aufgeschwungen und tüchtige geistige Kräfte aufgewiesen haben.

Erfahrungen dieser Art, sowie die Berücksichtigung der wunderbaren Ueberreste früherer Kulturen, wie etwa die der Azteken in Mexiko, der Inkas in Peru, berechtigten gewissermaßen zu der Behauptung, die den Anhängern der Inferioritätslehre entgegengehalten wurde, daß die Europäer in ihrer Habsucht und Grausamkeit junge, frische und zukunftsreiche Völker und Kulturen vernichtet haben.

[1]) Die Urtheile über die unter der Obhut der Europäer oder auch selbständig einer höheren Kultur zustrebenden Eingebornen sind außerordentlich different und richten sich hauptsächlich nach den persönlichen Erlebnissen der Beobachter. Nichts natürlicher, als daß von den vier Millionen befreiten Negersklaven nach H. Latham etwa eine Million in den ersten Jahren nach der Befreiung durch Unwissenheit, Hilflosigkeit, Laster und Mangel zu Grunde gegangen ist. Die Neger verstanden sich nicht in die veränderten Verhältnisse hineinzufinden. Außerordentlich düster ist auch die Schilderung, die Bütikoffer über „Politische und sociale Zustände der Negerrepublik Liberia“ (Geogr. Gesellschaft Bern, Jahresbericht 1882 bis 1883, S. 75) entwirft. Aber wer sollte die Veränderung, die seit 1865 mit den Negern in den Vereinigten Staaten vorgegangen ist, verkennen! Wir persönlich zweifeln keineswegs an der Zukunft und Lebenskraft des dauerhaften und nüchternen Negers, als dessen Gegensatz sich der nervöse, empfängliche und darum im Zusammenstoß mit dem Europäer rasch erliegende Polynesier hervorheben läßt.

Stanley am Kongo.

I.

Ueber Stanley's Vorgehen am Kongo enthält die „Mail“ vom 26. September nach längerer Zeit einmal wieder verschiedene Mittheilungen, deren wichtigste, einen Brief H. M. Stanley's selbst an Mr. E. Marston in London, wir zunächst hier wiedergeben.

Stanley Pool, am Kongo, 11. Juli 1883.

„Ich bin soeben von der Aequator-Station, der letzten von mir gegründeten, zurückgekehrt und finde drei Briefe von Ihnen. Da ich nicht gerne Schulden habe, beeile ich mich, Ihnen zu antworten.

Wir sind jetzt in das Innere vorgedrungen, wie folgt: Hauptstationen 1) Mündung des Kongo bis Vivi, 115 Miles; 2) Vivi bis Isangila, 52 engl. Miles; 3) Isangila bis Manyanga, 74 geogr. Miles; 4) Manyanga bis Leopoldville, 95 engl. Miles; 5) Leopoldville bis Msuatu, 87 geogr. Miles; 6) Msuatu bis Bolobo, 79 geogr. Miles; 7) Bolobo bis Lukolela, 92 geogr. Miles; 8) Lukolela bis zum Aequator, 105 geogr. Miles; zusammen 699 Miles. Fünf kleinere Stationen liegen zwischen einigen der größeren, wo die Bevölkerung dichter als gewöhnlich ist.

Ich habe auch einen zweiten See, Mantumba, nördlich von dem Lake Leopold II.[1]) entdeckt. Zwischen dem südlichsten Punkte des ersteren und dem nördlichsten des Lake Leopold II. ist nur ein Abstand von 30 Miles. Der Ausfluß des Sees Mantumba befindet sich an einer Stelle 50 Miles südlich vom Aequator, der des Lake Leopold II. ist, wie schon früher erwähnt, der Quango. Die Bevölkerung an den Ufern des Mantumba ist so dicht, daß, wenn sie im ganzen Kongo-Becken ebenso stark wäre, dasselbe etwa 49 Millionen Einwohner oder 55 auf die Quadratmile zählen würde. In meinem Leben habe ich nie so eifrige Händler gesehen, wie diese Leute; alles und jedes ist zu verkaufen, und alle ihre Gedanken sind darauf gerichtet, einen ehrlichen Groschen Geld beim Handel zu verdienen. Ein Händler ist in diesem Lande geheiligt; niemand wird ihn belästigen, sondern jeder Häuptling ist verpflichtet, ihn zu beschützen; denn er ist es ihrer Ansicht nach, der Geld ins Land bringt. In meinem Buche „Through the Dark Continent" ist von den „Rasenden von Irebu" zu lesen. Stellen Sie sich also die Veränderung in meiner Meinung vor, als ich von denselben angerufen wurde, um einem Bürgerkrieg ein Ende zu machen, und die Montagues und Capulets sich meiner Entscheidung unterwarfen, obwohl ich die eine Partei, weil sie den Krieg provocirt hatte, mit einer Buße von 66 Pf. St. 13 Sch. 6 P. belegte. Beim Abschiede ließ ich zwei Mann bei ihnen, welche sich dort so sicher befinden werden, als ständen sie unter dem Schutze der Londoner Polizei. Sie dürfen überzeugt sein, daß ich nie das Leben meiner Leute riskiren würde, wenn ich die geringsten Befürchtungen für ihre Sicherheit hätte.

Ich fuhr auch den Fluß hinauf, welcher auf meiner Karte Ikelemba heißt[2]). Es ist aber der Mobindu und nicht der Ikelemba; letzterer soll nun ein kleiner Fluß höher hinauf sein. Das linke Ufer des Mobindu ist mit Dörfern übersäet, zwischen denen nur kleine Zwischenräume freigelassen sind. Die Bewohner aber sind sehr wild, und es wird noch etwas Zeit erfordern, bis sie den Nutzen weißer Händler oder weißer Männer überhaupt begreifen. Sie waren alle fertig zum Gefecht, aber die Schnelligkeit des Dampfers, sein sonderbares Aussehen und sein Schnauben hinderte sie daran, daß sie wie die Bangala uns angriffen. Als wir den Kongo wieder erreichten, war es uns, als befänden wir uns wieder inmitten der Civilisation. Unsere Leute rodeten und bauten unter den besten Beziehungen zu den Eingeborenen. Die Eingeborenen am Aequator hatten die sonderbare Ansicht, daß der Stanley, welcher den Kongo hinabfuhr, und „Bula Matari", welcher jetzt den Kongo hinauffährt und überall baut, zwei verschiedene Personen seien; Stanley war Bula Matari's „großer Mann", letzterer aber unzweifelhaft der Oberhäuptling. Sie waren höchst überrascht zu erfahren, daß Stanley und Bula Matari oder „Felsenbrecher" eine und dieselbe Person seien. Ich fragte sie (da die Bangala oft die Gebiete am Aequator besuchen), wie sie mich jetzt empfangen würden — sie hatten früher mit mir gekämpft und wollten nichts mit mir zu thun haben — die Antwort war: „Oh, Du brauchst ihnen nur mit einem Stocke zu drohen, und sie werden ganz ruhig sein."

Alles geht in sehr befriedigender Weise, und wir haben über nichts zu klagen. Bis jetzt sind zwischen uns und den Eingeborenen noch keine bösen Worte gewechselt worden, und was das Beste ist, die konservativsten Häuptlinge suchen unsere Bundesgenossenschaft und stellen uns Träger. Etwa 400 Eingeborene tragen jetzt für uns Waaren, nachdem es uns fast ein Jahr Zeit gekostet hat, die widerspenstigsten dahin zu bringen, uns einen Träger zu stellen. Aus alledem mögen Sie ersehen, daß mit der Zeit die Natur dieser Leute sich umändern, und daß aller Wahrscheinlichkeit nach in Folge guter und geduldiger Behandlung aller nöthige Transport zuletzt nur durch einheimische Träger bewerkstelligt werden wird.

Ihre Einbildungskraft scheint mir sehr groß zu sein, indem Sie von meiner „kühlen Veranda, Mußestunden, Ruhepfeife, geladenem Revolver, einigen Flinten zur Hand" sprechen. Ich bin hier sicherer, als Sie in London; einen Revolver oder eine Flinte sehe ich kaum jemals. „Kühle Veranda!" Gott, es ist gerade jetzt kühl; denn ich trage ein dickes Flanellhemd, eine wattirte Jacke und einen Somerüberzieher und friere trotzdem. Mai, Juni und Juli ist hier, wie Sie wissen, die kalte Jahreszeit. „Mußestunden!" Ich beaufsichtige 2000 Leute, 75 Europäer, 17 Stationen und eine Flotille von 12 Booten . . . . . .

Vielleicht haben einige der oben erwähnten geographischen Daten Interesse für das Publikum; thuen Sie mit ihnen, wie Ihnen beliebt.

Ich habe Proben von meinen Negativen erhalten, welche ich im September vorigen Jahres mit nach Europa nahm. Einige davon sind sehr gut gekommen, andere nicht; aber was ich habe, wird für das Buch, das ich später einmal zu schreiben hoffe, von Nutzen sein. Ich brauche nur irgendwo drei Monate Ruhe, und die kann ich in London nicht bekommen.

Stets Ihr ergebener

Henry M. Stanley."

[1]) Stanley war im vorigen Jahre vom Kongo aus dessen südlichen Zufluß Ibari Nkutu, welcher wahrscheinlich den Quango aufnimmt, oder mit demselben identisch ist, ca. 150 engl. Meilen hinauf gefahren, und zwar in nordöstlicher Richtung, dem Aequator zu, und hatte dort einen See von etwa 70 Miles Länge und 6 bis 30 Miles Breite entdeckt, den er Lake Leopold II. benannte. Vergl. „Globus" Bd. 42, S. 317.

[2]) Mündet unweit südlich des Aequators in den Kongo.

Das Volk der Masai in Ostafrika.

Durch die Expeditionen von Joseph Thomson und Dr. Fischer und deren hoffentlich nur vorläufiges Scheitern ist die Aufmerksamkeit auf das ostafrikanische Volk der Masai gelenkt worden; es trifft sich darum gut, daß in dem letzten (September-) Hefte der „Proceedings of the Royal Geographical Society" der Missionar J. T. Last Näheres über dieselben und ihre Sitten berichtet. Er hat sie freilich nur an dem äußersten südlichen Punkte ihres sehr ausgedehnten Verbreitungsgebietes, am Oberlaufe des Wami-Flusses, kennen gelernt, so daß wir seinen Angaben zunächst nur für diesen Theil des Volkes, das General Rigby den Galla zuzurechnen geneigt ist, Geltung zuerkennen dürfen.

Die Masai, sagt er (a. a. O. S. 528), unterscheiden sich in verschiedenen Hinsichten von den gewöhnlichen Stämmen Ostafrikas, deren keiner, wie es scheint, ein so ausgedehntes Gebiet bewohnt, wie sie. Ihre südlichste Grenze ist etwa bei $5\frac{1}{2}^0$ südl. Br. und $37\frac{1}{4}^0$ ö. L. Greenw. (ungefähr da, wo Mr. Last sie kennen lernte), während sie nordwärts fast bis Uganda am Victoria Nyanza reichen, wo sie häufig von den Soldaten Suna's, des Vaters des bekannten jetzt regierenden (letzthin aber todtgesagten) Mtesa, bekämpft wurden. Durchschnittlich scheinen sie etwas größer zu sein als die gewöhnlichen Neger, sind aber keine so schöne und große Rasse, als wie Last erwartet hatte. Er sah drei oder vier Männer von circa 6 Fuß Höhe; die Mehrzahl hatte Durchschnittsgröße und verschiedene waren sehr klein. Im Ganzen war in der Größe zwischen Männern und Weibern nur ein geringer Unterschied; manche der letzteren sahen sehr stattlich aus, sowohl was Größe als auch Körperbau anlangt.

Die Physiognomien der Masai sind zweierlei Art; die reinen Masai unterscheiden sich scharf von dem gewöhnlichen Neger; sie haben eine hohe Stirn, lange, gerade Nase, schmale Lippen und einen langen, schmalen Kopf im Vergleiche mit dem runden Negerschädel. Einige wenige junge Männer sind von gelenkigem und schmiegsamem Bau und konnten anscheinend sehr rasch rennen; doch die meisten sind dicker und fleischiger als sonst die Eingeborenen. Die Weiber stehen in ihrer Körperbeschaffenheit über den gewöhnlichen Negerinnen. Die zweite Art Physiognomien gehört einer Mischung zwischen dem reinen Masai und dem Neger an und ist wahrscheinlich durch Heirathen zwischen den Masai einerseits und den Weibern der angrenzenden Stämme und den erkauften Njamwezi- und Gogo-Frauen andererseits entstanden. Die Farbe des Masai ist meist sehr dunkel, fast schwarz und nur gelegentlich heller. Letztere Individuen entstammen wahrscheinlich Verbindungen zwischen Masai-Vätern und Njamwezi-Müttern, deren manche von besonders heller Färbung sind. Das Haar ist kraus und lockig; die Frauen pflegen dasselbe wenig, um so mehr aber die Männer. Weil es nicht lang genug wächst, so nehmen sie den Bast eines kleinen Strauches, spalten denselben in seine Fäden, trocknen dieselben in der Sonne, schneiden sie in Stücke von circa 18 Zoll Länge und flechten sie zwischen ihr eigenes Haar, so daß es anscheinend zwei Fuß lang wird. Die ganze Masse wird dann gehörig mit einer Mischung aus Fett und Thon eingeschmiert, zusammengenommen und sorgfältig in einen Zopf zusammengebunden, der gewöhnlich hinten herunterhängt; manche tragen auch vorn und hinten je einen.

Die Kleidung der Masai-Männer ist sehr dürftig; gewöhnliches Zeug (Engobito) wird wegen seiner Seltenheit — denn ihr Land wird nur von wenigen Händlern besucht — nur wenig benutzt; nur Häuptlinge tragen es und junge Männer, wenn sie sich auf den Kriegspfad begeben, und auch dann nicht zur Bedeckung des Leibes, sondern mehr zum Schmucke. Man bindet das eine Ende des Zeuges an den Hals und läßt es hinten herabhängen. Die gewöhnliche Tracht der Männer zwischen 15 und 40 Jahren ist der Olmagiti, ein viereckiges großes Fell einer Ziege oder öfter eines jungen Bullen, dessen beide oberen Enden von einem Riemen zusammen gehalten werden; über Kopf und Schultern geworfen, bedeckt es gerade die eine Seite bis zur Hälfte des Körpers. Außerdem tragen sie den Olding'ori, ein herzförmiges Stück Leder, welches um die Lenden gebunden wird und hinten herabfällt; dasselbe dient mehr zum Sitz als zur Bekleidung. Knaben gehen ganz unbekleidet oder tragen mitunter einen kleinen Olmagiti; alte Männer kleiden sich zuweilen ähnlich wie die Weiber, und diese sind sehr sorgfältig angethan und geschmückt. Deren Anzug besteht aus zwei großen Stücken oder Vierecken, die aus zusammengenähten Fellen hergestellt sind, Olgira genannt; eines derselben reicht von der Brust bis zu den Füßen, das andere von den Schultern fast bis zu den Füßen, und beide werden um die Hüften durch einen Gürtel von Leder, Kupfer, Messing oder Eisen zusammengehalten. Sämmtliche Masai-Frauen und selbst die kleinen Mädchen sind derart so vollständig bekleidet, daß nur Hände, Füße und Gesicht von ihnen zu sehen sind. So viel Gewicht nun auch die Männer auf die Bekleidung ihrer Frauen legen, so wenig halten sie auf Anstand unter sich selbst; nicht nur unterwegs, sondern auch daheim gehen sie von Kindesbeinen an bis zum Greisenalter vollständig nackt und verkehren in diesem Zustande ohne jede Scham zwischen den melkenden Weibern.

Schmucksachen werden von den letzteren in Menge getragen, während die Männer, abgesehen von der oben beschriebenen Haartracht und ab und zu einem kleinen Armring von Eisendraht und Perlen, sich nicht schmücken. Die Frauen aber umwickeln ihre Beine von den Knöcheln an bis fast an die Knie und die Arme vom Handgelenk bis zum Ellenbogen mit Eisendraht von etwa $\frac{1}{4}$ Zoll Stärke. Seltener verwenden sie dazu Kupfer- oder Messingdraht. Um den Hals tragen sie einen dicken Ring von Metalldraht, oft vier Zoll stark, sowie einen Halbmond von Draht oder Eisen, an welchem eiserne Ketten und Perlen hängen, welche die Brust vollkommen bedecken; in jedem Ohre hängen zwei Ringe von Draht und sonstige Verzierungen aus Perlen und Draht. Eine in dieser Weise vollständig bekleidete und geschmückte Frau nimmt sich ganz malerisch aus.

Die Hauptthätigkeit der Frauen besteht in der Hilfe beim Bauen und Weiden des Viehes und im Melken der Kühe, was Nachts und Morgens geschieht. Auch bewachen sie Nachts das Vieh zusammen mit den Männern. Die Alten beiderlei Geschlechts und die ganz kleinen Kinder bleiben daheim, die älteren Knaben thun Hirtendienste und die jungen Männer bis zu 40 Jahren bewachen in Trupps

von dreien oder vieren bei Tage das Vieh und Nachts das Dorf; einige der letzteren unternehmen auch gelegentlich einen Streifzug gegen ein Dorf der benachbarten Negerstämme. Die Weidezeit dauert von 6 Uhr früh bis 5 Uhr Nachmittags. Wenn die Knaben oder Weiber während dieser Zeit hungrig werden, so fangen sie sich einen Bullen aus der Herde, tödten ihn und braten das Fleisch. Zu Hause aber müssen sich die Weiber mit dem begnügen, was ihnen die jungen Männer geben, meist dem Kopfe, den Eingeweiden und sonstigen Abfällen, während jene eifrig darauf bedacht sind, alle guten Stücke für sich zu behalten. Eigenthümlich ist ihre Art, ein Stück Vieh zu schlachten; sie stoßen demselben draußen vor dem Dorfe ein langes scharfes schmales Messer in den Nacken, etwa mitten zwischen Kopf und Schultern, worauf es sofort zusammenbricht. Dann wird das Fell rings um die Wunde herum in die Höhe gezogen, so daß es einen Sack bildet, in welchem sich das Blut sammelt. Das trinken dann die Männer, so lange es noch warm ist, indem zuerst einer sich satt trinkt und dann seinen Platz dem folgenden räumt. Wenn alles Blut getrunken ist, wird die Haut abgezogen, das Thier zerlegt und die Stücke gebraten.

Die Waffen der Masai sind Speer (Ombéri), Schild (Elong'o), Schwert (Óllalem), Keule (Ologuma), Bogen und Pfeile (Olnándai, Orseiët, Ombaia) und Messer (Ossirere); nur die hölzernen Keulen fabriciren sie selbst aus der Wurzel harter Bäume, während sie in Bezug auf alle eisernen Geräthe, Waffen und selbst die Schmuckgegenstände der Weiber auf die Nachbarstämme angewiesen sind. Weder findet sich in ihrem Lande Eisen, noch verstehen sie es zu bearbeiten. Früher sollen sie Schwerter und Speere aus hartem Holze geführt, dieselben aber abgelegt und mit den Waffen der Wagogo vertauscht haben, als sie nach Ugogo kamen. Ihr Schild besteht aus Ochsenhaut, ist von ovaler Form, etwa $4^1/_2$ Fuß lang und 2 Fuß breit; das Eisen der Speere, welches stets sehr blank gehalten wird, 18 Zoll lang und an der breitesten Stelle 5 bis 6 Zoll breit.

Die Hausthiere der Masai sind Ochsen, Schafe, Ziegen und wenige Hunde; Katzen und Hühner besitzen sie nicht, wohl aber einige armselige Esel von gelblich grauer Farbe. Ochsen aber bilden ihren hauptsächlichen Reichthum und sie besitzen deren in großer Zahl; in dem Dorfe, welches Last besuchte, gab es 2500 bis 3000, und andere sollen noch viel größere Herden besitzen. Das Rindvieh hat Buckel, wie das an der Küste und zum Theil 2 Fuß lange Hörner, ist meist schöner und fetter als das Küstenvieh, aber nicht so groß wie englische Ochsen. Weiter landeinwärts soll es Rindvieh ohne Buckel und mit sehr langen Hörnern geben.

Die Hauptnahrung der Masai ist (nach Dr. Baxter, welcher dies Volk gleichfalls während seines sechsjährigen Aufenthalts in Ostafrika kennen lernte) saure Milch, welche sie jeder anderen Speise vorziehen; wenn sie genug davon bekommen können, rühren sie nichts anderes an. Ihre Milch-Kalabassen halten sie auf das Sorgfältigste rein, indem sie dieselben mit glühenden Holzkohlen ausscheuern. Fleisch essen sie nur, wenn sie nicht genug Milch bekommen können, d. h. in der trockenen Jahreszeit. Wenn junge Männer einen Streifzug ausführen, so nehmen sie eine Anzahl Ochsen als Proviant für den Hin- und Rückweg mit. Nie bebauen sie das Land oder essen Früchte; nur alte Frauen, welche vielleicht in ihrer Jugend anderen Stämmen angehörten, waren über Suppen erfreut, welche ihnen Dr. Baxter anbot. Sehr beliebt aber sind einige Arten Rinde, welche entweder gekaut oder mit dem Fleische zusammen gekocht werden und wahrscheinlich irgend welche therapeutische Eigenschaften besitzen. Salz und Salpeter mischen sie in ihren Schnupftabak, brauchen dieselben aber nie in ihren Speisen. Sie sind das einzige ostafrikanische Volk, das Dr. Baxter kennen lernte, welches Ochsen und Esel beim Verändern der Lagerstelle als Lastthiere braucht.

Verschiedene Gründe sind die Veranlassung, daß die Masai sich unter einander bekämpfen, z. B. wenn einer dem andern Vieh stiehlt. Oder wenn eine Anzahl junger Männer den Kriegspfad ohne Erlaubniß des Häuptlings betritt, so eilen bei ihrer Heimkehr die Zurückgebliebenen hinaus und kämpfen mit ihnen. Dieser Brauch soll der Bildung von Parteien in dem Dorfe vorbeugen. Wenn irgend ein Dorf Krieg anfangen oder einen Raubzug unternehmen will, so wird der Medicinmann gerufen und muß in dem Medicinhause schlafen. Findet er am folgenden Morgen Milch in seiner Hand, so wird das Unternehmen glücklich und nutzbringend verlaufen, während Blut in seiner Hand Tod und Unglück bedeutet.

Die Masai haben einige Kenntniß von Gott (Engai) als der Quelle des Guten und von Essatan, dem Urheber des Bösen. In Zeiten von Noth, Krankheit und Krieg bringen sie Engai häufige Opfer dar; alsdann heißt es: „Ruft die Häuptlinge, damit wir Gott bitten (oder anbeten)!“ Geopfert wird auf den Bergen, aber die Masai essen nicht von dem Fleische der Opferthiere, sondern geben es ihren Sklaven, den Wandurobo (Olummi).

Ist jemand gestorben, so wird der Leichnam nicht gewaschen, sondern am Fuße eines Baumes niedergelegt, mit Gras bedeckt, zu Häupten und Füßen eine „Buyu“ Milch niedergesetzt und das Ganze mit einem Ochsenfell bedeckt. Dann wird ein Ochse geschlachtet und neben der Leiche hingelegt, und ein Gebet gesprochen: „Schlafe wohl, möge es den Kindern, welche du hinterläßt, gut ergehen!“ Stirbt jemand innerhalb eines Dorfes, so muß eine Art Reinigung vorgenommen werden; es wird dazu ein Ochse getödtet, der Inhalt des großen Darmes in einem großen Topfe mit Wasser vermischt und damit das betreffende Haus außen und innen mittels eines Grasbüschels besprengt; was übrig bleibt, wird außerhalb des Dorfes fortgegossen. Nachdem die Leiche bestattet ist, baden sich die Träger, welche übrigens stets einen Ochsen erhalten, in einem Flusse. Erwachsene werden, wie gesagt, unter einem Baume niedergelegt, Kinder dagegen unweit des Dorfes begraben. Für letztere ist kein Reinigungsakt erforderlich.

Die Heirathsgebräuche sind denen anderer afrikanischer Stämme sehr ähnlich. Hat der Mann seine Wahl getroffen, so sendet er seine Schwester oder sonst eine geeignete Person zu seinem zukünftigen Schwiegervater, um über den, je nach dem Stande des Paares wechselnden Brautpreis zu verhandeln. Begehrt z. B. ein Häuptling oder der Sohn eines solchen die Tochter eines andern Häuptlings zur Ehe, so muß der Bräutigam 40 Ochsen, 40 Ziegen und 20 Schafe entrichten; sind aber beide Parteien arm, so bezahlt der Mann 4 Ochsen, 5 Ziegen und 3 Schafe. Ist das geordnet, so nimmt der Mann das Weib zu sich. Der Vater des Bräutigams giebt der Braut einen Ochsen zu einem Feste und ebenso der Brautvater dem Bräutigam. Seiner Tochter schenkt der Brautvater außerdem fünf Kühe mit Kälbern und den zum Aufziehen einer Viehherde erforderlichen Stamm, dessen Größe je nach dem Wohlstande der betreffenden Personen schwankt. Bei der Hochzeit selbst werden keinerlei Gebete oder Gebräuche verrichtet; das Ganze ist einfach ein Geschäft mit Kaufen und Verkaufen; obwohl sie selbst es wohl nicht so bezeichnen würden. Hat die Frau empfangen, so holt der Mann einen großen Topf Honig herbei, mischt andere Dinge hinzu und rührt es um,

bis die Masse ganz dünn ist; dann ruft er die Häuptlinge herbei. Mann und Weib setzen sich nieder, die Häuptlinge nehmen etwas von dem Honig und spucken es über sie aus, indem sie zum Besten der Eltern und des zu erwartenden Kindes ein Gebet sprechen. Dann hält jeder seine Rede, worauf der übrige Honig getrunken wird, eine Art Fest ähnlich dem Pombe-Trinken der Negerstämme. Macht sich das Weib später schlecht, so sendet sie ihr Mann, auch wenn sie schon drei oder vier Kinder geboren hat, unter Zurückhaltung der Kinder zu ihrem Vater und fordert das früher bezahlte Vieh zurück. Ist der Mann schlecht und will sein Weib los sein, so sendet er sie zu ihrem Vater, ohne indessen den Kaufpreis zurückzufordern, wenn sie ihm Kinder geboren hat; war sie aber unfruchtbar, so verlangt er das bei der Hochzeit bezahlte Vieh zurück. Schlägt ein Mann seine Frau öfters, so kann sie von ihrem Vater verlangen, daß er jenem das erlegte Vieh zurückgiebt, worauf sie ihren bisherigen Mann verläßt und sich anderweit verheirathen darf.

Ein Mann kann so viele Weiber nehmen, als er bekommt; gewöhnlich hat ein armer Mann deren zwei. Fälle von Vielmännerei kamen jedoch nicht zu Mr. Last's Kenntniß.

Wenn jemand seinen Gefährten heimlich tödtet, so fällt er durch Speer und Schwert; geschah der Todschlag durch Zufall, so muß er Blutgeld zahlen. Fordern sich zwei zu offenem Kampfe heraus, so muß der Sieger für das Leben des von ihm Getödteten je nach dessen Stande bezahlen. Kinder von Häuptlingen spielen mit Schwertern, die des gemeinen Volkes mit Stöcken.

Wird ein Mann bei dem Weibe eines andern getroffen, so wird er getödtet; findet der Ehebruch außerhalb des Hauses des beschädigten Mannes statt, so verlangt er Sühnegeld. Läßt sich aber ein Weib in dem Hause eines andern Mannes verführen, so verfallen beide, Mann und Weib, dem Tode.

Die Masai-Häuptlinge haben keine absolute Gewalt über ihr Volk, wenn auch vielleicht ihre Macht größer ist als die der Negerfürsten. Sie haben das Recht, ihre Untergebenen in den Krieg zu schicken, sie Einzäunungen und Häuser bauen und das Vieh hüten zu lassen, aber dürfen sie nicht verkaufen. Sie urtheilen über alle Streitfälle und erhalten einen Theil der Bußen, dessen Höhe sich nach dem Wohlstande des Klägers richtet. Auch kann ein Häuptling seinem Volke untersagen, hier- oder dorthin zu gehen.

Die Bauweise der Masai ist durchaus verschieden von derjenigen jedes andern ostafrikanischen Stammes. Zuerst wählen sie die Stelle aus, nicht auf dem Gipfel der Berge, sondern auf der Höhe der von den Bergabhängen sich abzweigenden Ausläufer; dann umgeben sie ein sehr weites Viereck mit einer einzelnen Reihe Häuser. Das fertige Dorf heißt Engadschi. Die Häuser werden folgendermaßen gebaut: man steckt starke aber biegsame Ruthen oder Stangen mit dem einen Ende in die Erde und biegt das andere Ende bis auf den Boden herab, so daß ein Bogen von etwa $4\frac{1}{2}$ Fuß Höhe entsteht. Nachdem etwa ein Dutzend oder mehr solcher Bogen errichtet sind, welche einen Raum von 6 mal 9 Fuß bedecken, werden kleinere Zweige hineingeflochten, zuerst Gras darüber gedeckt, dann Ochsenhäute und zuletzt drei bis vier Lagen Ochsenmist, bis das Ganze vollständig wasserdicht ist. Seitwärts wird ein Thor von 1 Fuß Breite und $2\frac{1}{2}$ Fuß Höhe ausgespart. Manche Häuser bilden einen Kreis von 6 Fuß Durchmesser und $4\frac{1}{2}$ Fuß Höhe; die größten messen bei gleicher Höhe 20 Fuß Länge und 6 Fuß Breite. Nachdem dieser Außenring von Häusern errichtet ist, werden in dem Viereck hier und da einige weitere gebaut, und jedes Mannes Antheil an dem Viereck bezeichnet; zuletzt wird ein starkes Gehege von Büschen und Dornen ringsum aufgeführt, in welchem ab und zu ein zur Nachtzeit geschlossenes Thor gelassen wird.

Die einheimischen Negerstämme verrichten vielerlei Arbeit für die Masai, welche dieselben für unanständig halten; doch können die Masai solche leisten, wenn niemand da ist, um dieselbe für sie zu thun.

Kürzere Mittheilungen.

Deutsche Kolonial-Unternehmungen in Afrika.

Angra Pequeña. — Dr. Höpfner über Damara-Land. — Die Sibange-Farm am Gabun.

An einer der wenigst anziehenden Küsten von Afrika, der von Groß-Namaqua-Land, an der Bai Angra Pequeña (26° 37′ südl. Br., 15° 7′ östl. L. Gr., etwa 180 engl. Meilen nördlich der Mündung des Oranje River) hat im April d. J. der Bremer Kaufmann F. A. E. Lüderitz durch seinen Beauftragten Herrn Vogelsang einen Streifen Landes von dem Hottentottenhäuptling Joseph erworben und einige Monate später vom Auswärtigen Amte die Erlaubniß erhalten, auf der dort errichteten, aus drei Holzhäusern und einigen Schuppen und Magazinen bestehenden Niederlassung die deutsche Flagge zu hissen. Ob man ein Recht hat, wie geschehen, Angra Pequeña eine Handelskolonie zu nennen, ist fast zu bezweifeln; nicht nur an der Küste, sondern auch eine weite Strecke landeinwärts zieht sich öde, wasserlose, sandige Gegend hin, die Bewohnerzahl von Namaqua-Land ist eine geringe, das Leben derselben ein höchst dürftiges, die Landesprodukte bis jetzt von wenig Bedeutung, Ackerbau existirt nicht, nur Vieh ist reichlich vorhanden. Für einen richtigen Handel scheinen also die Vorbedingungen zu fehlen. Aber der Hafen, den das deutsche Haus sich gesichert hat, ist vortrefflich gegen die Wellen des Oceans durch drei Inseln geschützt, das Meer ist überaus reich an Fischen, und vor allem scheinen die Kupferlager des Inneren die Niederlassung verursacht zu haben. Ueber die Ergiebigkeit derselben läßt sich einstweilen schwer urtheilen, und derjenige Fachmann, welcher soeben Damaraland und Mossamedes bergmännisch untersucht hat, Dr. Höpfner, hält mit seiner Ansicht noch zurück; aber die Existenz großer Kupferlager längs der afrikanischen Westküste vom Meerbusen von Guinea an südwärts bis in das Kapland hinein ist längst bekannt. Es wird sich wohl bald herausstellen, welche Spekulation der in Deutschland beifällig, in der Kapstadt natürlich mit Unwillen begrüßten Unternehmung zu Grunde liegt; auf gesunder Basis scheint sie jedenfalls zu stehen.

Interessant ist, was die „Times" (Mail vom 3. Sept.) darüber sagt. „Die deutsche Regierung hat ihre Billigung dieser bescheidenen Kolonialunternehmung durch die Erlaubniß ausgedrückt, die nationale Flagge über der Station hissen zu dürfen, so daß dieselbe als eine Art deutscher Versuchs-

kolonie zu betrachten ist. Bisher hat sie für die Forderungen ihrer Kaufleute und Forschungsreisenden in Afrika, dem Orient und dem Stillen Ocean, dem Beispiel Englands und Frankreichs zu folgen, nur taube Ohren gehabt, und im Ganzen ist es auch, soweit es den deutschen Handel betrifft, zweifelhaft, ob er durch Errichtung deutscher Kolonien in eine bessere Lage käme, als worin er sich jetzt befindet. In Afrika und dem Osten speciell hat derselbe in den letzten Jahren rapide Fortschritte gemacht; in einzelnen Zweigen hat er die Einfuhr in Zanzibar und Ostafrika völlig monopolisirt, im Stillen Oceane rivalisirt er mit dem englischen, und in Ostasien, Mittel- und Südamerika macht er bedeutende und stets wachsende Umsätze. Wenn das Reich genügend stark und gefestigt geworden ist, um mit Sicherheit an Kolonisirungen gehen zu können, dann wird es an ergiebigen Feldern, die zu besetzen sind, nicht fehlen, an Feldern, welche schon heute wesentlich deutsch sind und nur auf das Hissen der kaiserlichen Flaggen warten, um sich in blühende Kolonien zu verwandeln."

Das sind wohlthuende Worte, und um so angenehmer zu lesen, als sie dieselbe Zeitung schrieb, welche vor einem Menschenalter noch erklärte, England kenne keine deutsche Flagge und müßte dieselbe, wenn sie sich doch auf dem Meere zeigen sollte, wie eine Piratenflagge behandeln.

Hat sich die deutsche Regierung zu dem Lüderitz'schen Unternehmen freundlich gestellt, so hat sie die schon erwähnte Reise des Dr. C. Höpfner geradezu ermöglicht. Das Reichsamt des Inneren gab ihm die Mittel zu einer bergmännisch-geologischen Forschungsreise im südwestlichen Afrika, wie er der „A. Z." unter dem 7. September mittheilt. Er begann seine Reise in der portugiesischen Provinz Mossamedes, wo er acht Monate verweilte; für Bergbau ist dort zunächst keine Aussicht vorhanden, aber für Ackerbau eignet sich das Land vorzüglich, da es kühl, gesund und fruchtbar ist. Später reiste Dr. Höpfner nach der Boeren-Kolonie Humpata (s. oben S. 222) und weiter mit großen Schwierigkeiten zum Cunene und durch das Land der Ovambo und Damara. Ueber die dortigen Erzvorkommnisse und die Ergiebigkeit des Handels theilt er nichts mit, aber er hält Damara-Land für eine gute Operationsbasis, „um deutsche Waaren bis tief in das Innere des schwarzen Kontinents zu verhandeln, wo Elfenbein, Straußenfedern rc. noch in beträchtlicher Menge vorhanden sind". Nach seinen Erkundigungen kann man von dort aus mit Ochsenwagen bis zu den Quellen des Zambesi und Kongo fahren. Aber auch für eigentliche Kolonisation hält er das Land für ebenso geeignet wie Mossamedes; es könnten nach seiner Ansicht viele Strecken der Flußbetten zu Zuckerrohr und Kaffeepflanzungen, andere trockenere für Baumwollenkultur verwendet, und an Cerealien eine doppelte Jahresernte erzielt werden.

Ein drittes deutsches Unternehmen in Afrika, die Woermann'sche Sibange-Farm am Gabun, hat bereits überraschende Erfolge aufzuweisen (vergl. „Deutsche Geographische Blätter" VI, Heft 3, S. 224 ff.). Das Hamburger Haus Woermann u. Co. hatte im Jahre 1879 durch Hrn. Hermann Soyaux, den Botaniker der Deutschen Loango-Expedition, in dem Waldlande am Gabun eine Kaffeepflanzung anlegen lassen. Der Kaffee gedieh prächtig; die ersten Hamburger Kaffeemakler erklärten die vorgelegten Proben (die erste wirkliche Ernte wird erst im Jahre 1884 erwartet) für die vorzüglichsten Qualitäten, wie man sie aus Liberia selbst noch nicht erhalten hat. Das zur Verfügung stehende Terrain ist etwa eine deutsche Quadratmeile groß und davon sind 800 Morgen in Kultur, 400 Morgen in Vorbereitung für die Kultur. Und diese ganze Arbeit ist mit freien Negern aus Liberia und zum Theil mit eingeborenen Schekiani und Mpongwes ausgeführt. Neuerdings melden sich auch Mpangwes oder Fan zur Arbeit, und diese hält Soyaux für das Volk der Zukunft in jenen Gegenden, denn sie sind Ackerbauer. Sein menschenfreundliches Bestreben und seine Hoffnung geht dahin, die Eingeborenen selbst zu kleinen Farmern zu machen, welche ihre Produkte zur Verarbeitung an die mit Maschinen arbeitenden großen Farmer verkaufen, und so wenig fürchtet er die Konkurrenz, daß er erklärt, etwaigen Interessenten mit allen seinen Erfahrungen gern zur Verfügung stehen zu wollen.

Ein Glückauf! den wackeren Vorkämpfern für Deutschlands Kolonien im dunkelen Kontinente!

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Unlängst ist das zweite (Schluß-) Heft der „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg" für 1880—81 erschienen und bringt als Hauptartikel einen „Ueberblick über die Ergebnisse der Nordpol-Expeditionen unseres Jahrhunderts" von Dr. H. Sieglerschmidt, der in späteren Heften fortgesetzt werden soll. Hofrath Pauli behandelt die Insel Chios; John E. Hertz die Kola-Nuß, ihre geographische Verbreitung, den Handel mit ihr rc.; Müller-Beeck das „heilige" Kiyôto, die Hauptstadt Japans von 784 bis 1868, welche noch heute durch Gewerbe und namentlich Kunstindustrie blüht und für den Japaner selbst noch immer die interessanteste und bedeutendste Stadt des Reiches ist.

— Auf Anregung des Astronomen Dr. Julius Schmidt in Athen sind unlängst in Kalamas, Tripolis, Paros, Laurion und Larissa meteorologische Stationen eingerichtet worden. Bisher wurden unseres Wissens nur an zwei oder drei Orten des Königreiches Griechenland meteorologische Beobachtungen angestellt.

— Ein finischer Student, Kaarlo Krohn, hat in diesem Sommer Esthland durchreist, um Volksgesänge zu sammeln, und eine über alles Erwarten große Ausbeute gemacht, nämlich über 1000 Lieder. Die finische litterarische Gesellschaft in Helsingfors besitzt deren nun über 13000, welche alle mehr oder weniger Aehnlichkeit mit dem Kalevala haben.

— Im Anschluß an unsere Notiz über das Raubthierwesen im Gouvernement Olonetz (s. oben S. 95) können wir mittheilen, daß ein kürzlich dem russischen Minister des Inneren eingereichter statistischer Bericht den in 45 europäischen Gouvernements während des Jahres 1873 von Wölfen angerichteten Schaden auf $7\frac{1}{2}$ Millionen Rubel berechnet; dabei kommt Samara mit 650,000 am schlimmsten fort, nächstdem Wologda mit 560,000, während die polnischen und baltischen Provinzen und Archangel am wenigsten Einbuße erlitten. Kompetente Beurtheiler jedoch halten diese Schätzung für viel zu niedrig gegriffen: sie ist auf Grundlage eines geringen Durchschnittswerthes für ganz Rußland berechnet, als ob der Preis eines Ochsen oder eines Schafes in allen Theilen des Reiches gleich wäre. Höchst wahrscheinlich beträgt der Werth der im europäischen Rußland durch Wölfe getödteten Hausthiere 15 Mill. Rubel oder 2500000 Pfund Sterling; dazu aber müßte noch der Werth der durch sie vernichteten wilden Thiere kommen: allein die in Sibirien getödteten Renthiere würden eine hohe Ziffer darstellen. Und

endlich ist noch der Verlust an Menschenleben zu veranschlagen; 1875 wurden 161 Menschen von Wölfen getödtet.

Asien.

— Am 20. April d. J. hat die Pariser Geographische Gesellschaft dem im „Globus" wiederholt erwähnten M. Karl Huber aus Straßburg für seine Reisen in Arabien eine goldene Medaille zuerkannt, nicht weil er viel neues Land erschlossen hat — denn er bewegte sich im Großen und Ganzen in denselben Gebieten, wie das unseren Lesern bekannte Blunt'sche Ehepaar und namentlich wie M. Charles M. Doughty —, sondern wegen seiner wissenschaftlichen Beobachtungen (zahlreiche Höhen, 15 astronomische Breiten, Angaben über die Orographie und die Sanddünen oder Nefûd, welche durchaus denen der Sahara entsprechen, Gesteinsproben, ethnographische Daten). Außerdem hat Huber 126 Felsinschriften kopirt, welche zum Theil genau dieselben Tefinagh-Schriftzeichen enthalten, wie sie sich auf den Felsen des nördlichen Tuarik-Landes in der Sahara finden; M. Halévy ist augenblicklich mit deren Entzifferung beschäftigt. Karl Huber selbst befindet sich übrigens jetzt wiederum im nordwestlichen Arabien.

— Am 2. Juli 1883 wurde das Studienjahr 1884 der Universität von Manila durch den Professor P. Fray José Alvarez Cienfuegos mit der üblichen Festrede eröffnet. Im abgelaufenen Studienjahre waren auf der theologischen Fakultät zu Anfang 102 Studenten immatrikulirt, von denen aber 43 im Laufe des Jahres austraten; bei der juristischen Fakultät betrug die Zahl der Immatrikulirten 302, doch gaben 117 die Studien auf. Die Abtheilung für Notariatskandidaten zählte 27 Immatrikulirte, von denen aber nur 8 am Ende des Studienjahres verblieben. Die Pharmacie studirten 55 Hörer, doch fielen 13 von ihnen im Laufe des Jahres ab. Die meiste Anziehungskraft schien die medicinische Fakultät ausgeübt zu haben, denn von 393 immatrikulirten Studenten wurden nur 50 ihren Studien ungetreu. Es muß hervorgehoben werden, daß der Geist, welcher die Universität beseelt, der ultramontane Katholicismus ist: das Fundament alles philosophischen Wissens ist Thomas von Aquino! (Oceania Española, 3. Juli 1883.)

Inseln des Stillen Oceans.

— Am 2. März d. J. brach die amerikanische Expedition zur Beobachtung der am 6. Mai in der südlichen Hemisphäre sichtbaren totalen Sonnenfinsterniß von New York auf und schiffte sich am 23. März in Callao an Bord des Dampfers „Hartford" ein; seitdem hat man nichts von ihr gehört, bis sie vor kurzem an Bord der „Zealandia" wieder in San Francisco eintraf. An ihrem Bestimmungsort, einer der Carolinen-Inseln, ungefähr 400 Meilen nördlich von Tahiti, langte sie am 21. April an und hatte somit Zeit genug, die nöthigen Baulichkeiten zur Aufstellung der optischen Instrumente zu errichten. Drei unvollendete Häuschen der amerikanischen Gesellschaft zur Ausbeutung des Guano dienten den amerikanischen und den einige Tage später eingetroffenen französischen und englischen Astronomen zur Wohnung. Das Wetter war höchst unsicher, fast täglich regnete es in Strömen, und noch am Vormittag des 6. Mai stürzten drei mächtige Platzregen herab; glücklicherweise aber klärte es sich gerade im entscheidenden Augenblicke auf, so daß die Beobachtung der verschiedenen Phasen des Phänomens vollständig gelungen ist.

— Von ihrem Mitgliede Mr. Cuthbert J. Peek, welcher mit der Expedition zur Beobachtung des Venus-Durchgangs nach Queensland und von da nach Neu-Seeland gegangen war, um die Geisir und heißen Quellen zwischen Tongariro und White Island im Vergleich mit den von ihm 1881 untersuchten ähnlichen Erscheinungen auf Island zu studiren, ist der Royal Geographical Society jetzt ein Bericht zugegangen. Mr. Peek hat danach sowohl in Bezug auf ihre Bewegungen wie auf ihre äußere Erscheinung einen beträchtlichen Unterschied zwischen diesen Phänomenen beider Länder gefunden; besonders ist dies der Fall bei den sogenannten Schlammquellen, denn während bei Hlitharnarmar im nördlichen Island der Auswurf fast schwarz ist, hat er in Neu-Seeland eine sahnenweiße Farbe. Für weitere Einzelheiten über Temperatur und Analyse muß man Mr. Peek's Rückkehr nach England abwarten. — Zugleich hat derselbe die neuesten durch elektrischen Telegraphen erhaltenen Längenbestimmungen folgender Stationen eingesandt:

Singapur	6 St.	55 M.	24,22 S. ö. L.
Port Darwin . .	8 „	43 „	21,73 „
Melbourne	9 „	39 „	53,41 „
Adelaide	9 „	14 „	19,61 „

Die Länge des Observatoriums von Melbourne, von welcher die der anderen Stationen abhängt, war schon früher einmal durch eine Reihe von unabhängigen astronomischen Beobachtungen bestimmt worden und zwar, wie die jetzigen Resultate zeigen, mit ziemlicher Genauigkeit, aber es war beschlossen worden, die Venusexpedition zu benutzen, um eine noch größere Exaktheit der Längenbestimmungen zu erzielen als bisher. Auf diese Weise ist nun die Länge der Stationen von

Melbourne	um 1,4 Sek. Zeit	oder 21″	Bogen
Adelaide	„ 1,7 „ „	„ 25,5″	„
Port Darwin . . .	„ 1,27 „ „	„ 19″	„

korrigirt worden, was für das Observatorium von Adelaide eine Verschiebung von 705, für das von Melbourne von 560 Yards ausmachte.

Nordamerika.

— Kürzlich waren 200 Jahre verflossen, seitdem die ersten deutschen Einwanderer nordamerikanischen Boden betreten hatten; dies gab der „New Yorker Handelszeitung" Anlaß, sich mit der Anzahl der Deutschen in den Vereinigten Staaten zu beschäftigen. Aus dem letzten Census ergiebt sich dieselbe nicht so ohne weiteres, denn darin werden als „Germans" nur die innerhalb des Deutschen Reiches Geborenen bezeichnet, Deutsch-Oesterreicher aber und Deutsch-Schweizer unter diesen Staaten aufgeführt. Dagegen wird angegeben, wie viele geborene amerikanische Bürger Kinder deutscher Eltern sind (ca. $5^1/_2$ Millionen); dazu kommen die deutsch sprechenden Personen aus Oesterreich, der Schweiz, Luxemburg und Elsaß-Lothringen, welche letzteren der Census merkwürdigerweise als Franzosen (!) aufführt, dann ein Theil jener 400 000, deren Heimath gar nicht angegeben ist, und jene Pennsylvanier, welche sich noch des Deutschen im täglichen Verkehre bedienen. Alle diese Posten zusammengerechnet, ergiebt sich, daß das deutsch-amerikanische Element nicht viel unter 9 Millionen betragen kann.

— Eine der eigenthümlichsten Erscheinungen im Territorium Idaho sind die dunkelen Felsspalten, in welchen Bäche und selbst große Flüsse spurlos verschwinden. Es sind das alte Lavaströme, deren Oberfläche erstarrte und dann eine Art von Tunnel bildete, als die feurige Masse zu fließen aufhörte; stellenweise ist dann diese feste Decke eingestürzt, und dahinein ergießen sich nun und verschwinden manche Flüsse. An einer Stelle des Snake River tritt ein solcher Fluß, dessen Quelle und Oberlauf niemand kennt, wieder hervor, indem er aus einer Spalte hoch oben in einer Basaltwand als Wasserfall herunterstürzt. Oefters sind auch diese unterirdischen Gänge in der Lava mit Eismassen erfüllt, welche nie gänzlich schmelzen.

— Die „Central and South American Telegraph Company" hat ihre über Galveston in Texas nach Bra-

silien führende Telegraphenlinie vollendet und am 21. September dem Verkehre übergeben.

— Wie sich die Chirripó-Indianer in Costarica die Erschaffung der Welt denken, erfuhr Bischof Thiel bei einem Besuche derselben im vorigen Jahre. Auf seine Frage („Petermann's Mitth." 1883, S. 303) erhob sich ein alter Indianer, der ein doppeltes Halsband von Schneidezähnen des Jaguar trug, und dem alle eine gewisse Hochachtung erwiesen, trat vor den Bischof und antwortete in der Chirripó-Sprache: „Auf der ganzen Erde gab es im Anfange nichts als große Steinmassen (hac, hac), und dabei wies er mit dem Arme nach den vier Himmelsrichtungen und rief „hac, hac, hac, hac"; so sei es lange Zeit gewesen, bis eine große Fledermaus zwischen den Steinen hervorgekommen, gen Himmel geflogen und in den Wolken verschwunden sei. Von ihren Exkrementen, die auf die Steine gefallen, habe Gott die Erde geschaffen, welche die Pflanzen, Bäume und alles Uebrige hervorgebracht habe."

Südamerika.

— Am 26. Juli d. J. ist die Eisenbahn von Caracas, der Hauptstadt von Venezuela, nach ihrem Hafen la Guayra eröffnet worden.

Vermischtes.

— Carl Sonklar Edler von Innstaedten, Von den Ueberschwemmungen (Wien 1883. A. Hartleben, 3 Mark).

Dieses von dem bekannten Geographen und Orographen geschriebene Werk behandelt in dem ersten Abschnitte die Ueberschwemmungen von ihrer allgemeinen physikalischen Seite, und theilt sie zunächst naturgemäß in die Ueberschwemmungen durch das Meer, in die durch Landseen und in jene durch die Flüsse ein. Hier ist die Art ihrer Entstehung, die Form ihres Auftretens, der Umfang ihrer Wirkungen und ihre allgemeine geologische und ökonomische Bedeutung kurz und bündig erklärt und sind alle einzelnen Ausführungen mit den entsprechenden Beispielen aus der physischen Geschichte der Erde belegt. Eine besondere Aufmerksamkeit hat der Verfasser den Ueberschwemmungen von Seiten der Flüsse, namentlich der Gebirgsflüsse, zugewendet, welche letzteren er durch seine vieljährigen Studien über die Alpen und durch seinen langen Aufenthalt in Tirol besser als viele Andere kennt. In den betreffenden Paragraphen hat er durch Rechnung, immer aber noch auf verständliche Weise, den Zusammenhang zwischen Gefäll, Wasserhöhe, Geschwindigkeit des Flußlaufs und Stoßkraft des Wassers klar und einfach dargestellt. Hierdurch ist es ihm möglich geworden, die zerstörende Gewalt der Hochwasser im Gebirge auf numerischem Wege nachzuweisen. — Der zweite Abschnitt umfaßt eine Chronik der Ueberschwemmungen für alle Länder Mitteleuropas mit Einschluß von Italien und Frankreich. Hierbei ist mit Tirol begonnen worden, welches Land, mit den Alpenländern im Osten und Westen und mit Oberitalien, das eigentliche Hauptquartier der Ueberschwemmungen in Europa bildet. Auf dem Grunde langwieriger archivalischer Forschungen hat der Verfasser die Geschichte der Ueberschwemmungen Tirols auf eine Vollständigkeit, und, so weit die urkundlichen Behelfe reichen, auf eine authentische Verläßlichkeit gebracht, wie sie bis jetzt für kein anderes Land besteht. Dabei wird manches lehrreiche hydrographische Detail das Interesse des physischen Geographen auch in anderer Richtung anregen. Hierauf folgen die übrigen Länder Oesterreich-Ungarns, Italien, die Schweiz, Deutschland und Frankreich. — Der letzte Abschnitt endlich, Mittel der Abwehr überschrieben, macht jene Vorkehrungen namhaft, welche dem Autor als die wirksamsten erscheinen, um entweder das Auftreten gefährlicher Hochwasser im Gebirge nach Möglichkeit zu verhindern oder um ihre zerstörenden Wirkungen auf ein erreichbares Minimum zu beschränken.

— Ein geographischer Text zur geologischen Karte der Erde. Mit einem Atlas von J. M. Ziegler. (Benno Schwabe, Basel 1883. 8°. 313 Seiten.)

Das umfangreiche Buch ist das letzte Werk eines um die Geographie, speciell die Kartographie der Schweiz hochverdienten Mannes, den am 1. April 1883 als 81jährigen Greis ein Lungenschlag in Basel dahinraffte (vergl. oben S. 142). Erst im März ist die Vorrede zu diesem Buche geschrieben, das den gut begründeten Ruf des Verfassers in keiner Weise erhöhen kann und von einer ernsten Kritik nur aus dem Grunde Schonung zu erwarten hat, weil es die letzte Arbeit eines Greises ist. Das in Masse benutzte und excerpirte Material ist dem Verfasser über den Kopf gewachsen, und alle Versuche, durch Kombination der in den verschiedenen Disciplinen gewonnenen Resultate die Wissenschaft zu fördern, tragen den Stempel der Verirrung und Verwirrung. Das Vorwort, welches über Plan und Ziel Rechenschaft zu geben sucht, ist völlig unklar; es ist — so heißt es auf S. VIII — „nur Skizzenhaftes geboten, aber nach einer Methode (?), welche nicht unterläßt, die Geologie nach den Ergebnissen der Geodäten zu prüfen und ihre analogen Formen in der geographischen Karte zu vergleichen". Nicht besser steht es mit dem Texte der Arbeit. „Auf den ersten Blick fällt auf (S. 1), daß unter dieser Zone, wo zweimal im Jahre die Sonne auf jeden Punkt senkrechte Strahlen wirft, die beiden Kontinente Südamerika und Afrika sich nähern und doch auszuweichen suchen." „Man darf vermuthen, daß die Aehnlichkeit in Außenformen und Gestaltung in Folge gleichartigen geologischen Baues entstanden" heißt es im Hinblick auf die eben genannten Erdtheile und Australien! „Was vom Festlande gilt, darf, muß sogar auch auf das Meer bezogen werden, d. h. unbegrenzte Zeiträume" (S. 64)! „Die Meere waren die erste Veranlassung zur Abweichung der Kruste von der runden Form" (S. 65). Ein Abschnitt behandelt S. 129 f.: „Das Verhältniß der Resultate der Geodäten und Mathematiker zur geographischen Vertheilung der Felsen." „Die kommenden Vorgänge auf der Kruste sind begrenzt durch eine kalte Zone in der Luft und eine solche im Meere, wie stellenweise den Polen zu auf dem Festlande" (S. 289). Zum Schluß erwartet der Verfasser von den Ergebnissen der neuesten Expeditionen und den fortgesetzten Bemühungen der internationalen Gradmessung, daß sie „die Stellung unserer Wissenschaft fixiren". Man sieht, es wäre ein Unrecht gegen einen tüchtigen Mann, wenn man ihn nach einem Werke beurtheilen wollte, für das die Elasticität des rüstigen Achtzigers trotz aller Begeisterung für seine lange Jahre mit Liebe gepflegte Wissenschaft nicht mehr ausreichte.

P. L.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIV. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

I.

(Die Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.)

Wir haben in früheren Bänden [1]) den Botaniker Edouard André auf seinen Reisen durch Colombia bis Tuquerres unweit der ecuatorianischen Grenze begleitet und den Ausflug geschildert, welchen er von jener Stadt aus nach Nordwesten in der Richtung auf Barbàcoas am untern Rio Telembi unternommen hatte. Ehe er uns nun, den Faden der Reisebeschreibung aufnehmend, über die Grenze führt, giebt er die unten folgende zusammenhängende Schilderung jenes äußersten Südwestens von Colombia und seiner verschiedenen Bewohner, wie er sie auf jenem Ausfluge kennen gelernt hatte.

* * *

Die Küste an der Mündung des Rio Patia und Rio Mira bietet einen eigenthümlichen Anblick dar; in Folge der häufigen Ueberschwemmungen und der durch dieselben bewirkten Anschwemmungen verändert sie oft ihre Umrisse; zahlreiche Sandbänke sind dadurch und durch die Wirkungen von Ebbe und Fluth entstanden, welche die Mangroven schnell mit ihren mächtigen Wurzeln und ihrem dichten Laubwerk bedecken. Solche Inseln nennt man hier Playas (Pl. Mulato, Pl. Chitacorral, Pl. San Juan, Pl. Tasquito u. s. w.); jede derselben ist von einer Indianerfamilie bewohnt, die daselbst eine kleine Republik gebildet hat, mit dem ältesten Familienmitgliede als Haupt. Auf einer dieser durch Anschwemmung gebildeten Inseln, der Playa de Boquerones zählt man 12 kleine Häuschen, die ungefähr 90 Personen beherbergen. Dieselben haben alle die gleiche Bauart; sie ruhen auf Pfählen, und drei oder vier Meter über dem zur Zeit der Fluth von dem Meere bespülten Erdboden befindet sich der Wohnraum der Familie auf einem Fußboden von Bamburohr. Auf den von der Fluth nicht erreichten Hügeln erblickt man einige Felder mit Mais, Pisang und Yuca und hier und dort einen Pomeranzenbaum mit seinen goldenen Früchten. Ausgedehntere Felder gehören diesen Familien auf den Inseln Gorgona und Gorgonilla, auf denen einige Gipfel bis zu 260 m ansteigen und die in Folge der Seewinde einen gesunden Aufenthaltsort bilden. Die wenig zahlreiche Bevölkerung dieser Gegend ist im Verkehr freundlich und liebenswürdig. Die Männer sind ausgezeichnete Seeleute und unterhalten vielfachen Verkehr mit dem kleinen, noch in seinen Anfängen befindlichen Hafen von Carizzo, nördlich von Tumaco, wohin sie ihre Produkte auf ihren zerbrechlichen Kähnen bringen, mit denen sie den stärksten Stürmen trotzen. Sie sind es auch, die den Transport der Waaren und Reisenden durch das Patia-Delta nach dem Haupthandelsplatze Barbacoas vermitteln. Diese Bevölkerung entfernt sich nicht von ihren Küsten; sie ist an ihre Inseln gefesselt und bleibt ihnen treu, ist stolz auf ihre vermeintliche Abstammung vom „blauen Blute“ und läßt sich nicht mit den anderen Indianerrassen, den Telembies, Barbacoas und Iscuandes, ein. In Wahrheit sind sie Quarteronen, die alle lebhaften Eigenschaf-

[1]) Vergl. „Globus“ XXXII, Nr. 16 bis 21; XXXIV, Nr. 11 bis 16; XXXV, Nro. 18 bis 21; XXXVII, Nr. 11 bis 17.

ten der Kreolen haben, ohne daß ihre beschränkte Existenz ihre alten patriarchalischen Sitten hat verwischen können.

Ganz anders ist die Rasse, welche die Einöden der dichten Wälder bewohnt, welche sich einige Myriameter weit in das Land hinein bis zu den Ausläufern der Westcordilleren erstrecken. Die schwarze, mit der indianischen vermischte Rasse herrscht hier vor; sie allein vermag sich in solch ungesundem Klima zu halten und zu vermehren. Jeder Schlag mit der Ruderschaufel in die schier endlosen Kanäle und trägen Gewässer bringt tausende von Schwefelwasserstoffblasen hervor. Einer seiner Bootsleute, den André einmal in Betreff dieser Fieberkeime fragte, erwiderte: „Schaut nur, Señor, man s i e h t hier das Fieber.“ Der Schwarze allein vermag in solcher Umgebung zu leben.

Die Grenzgebiete von Colombia und Ecuador. Mit Edouard André's Reiseroute.

0 10 20 30 40 Kil.
Maassstab 1 : 1,600,000.

Sein Ackerbau beschränkt sich auf die Anpflanzung von Mais, die er auf eine merkwürdige Weise vollführt. Statt die Samenkörner, wie es sonst überall geschieht, in angemessener Entfernung von einander in den Boden zu setzen, säet er sie wie Getreide, nachdem er ein Stück Wald am Ufer eines Flusses in der Nähe seiner Hütte abgebrannt hat. Die Folge dieser seltsamen Maiskultur ist, daß die Pflanzen zu sehr von einander gedrückt werden und hinsiechen, und die Maiskörner zwar zahlreich, aber klein und von schlechter Qualität sind. Die Hauptarbeit dieser armen Leute, die sich immer am Ufer der Flüsse halten und aus Furcht vor wilden Thieren fast den ganzen Tag auf ihren Kähnen leben, ist die Goldwäsche.

Während die Männer fast alle Faullenzer sind, sich aus-

ruhen oder völlig nackt oder nur mit einem Schurze (paruma, guayaco) bekleidet höchstens auf die Jagd oder den Fischfang gehen, sieht man ihre wackeren Weiber ihre totumas oder großen Kürbißflaschen ergreifen und goldhaltigen Sand suchen, den dann ihre Männer den Indianern der Küste verkaufen. Die Weiber tragen bis zum zehnten Lebensjahr keine Bekleidung; im zwölften Jahre sind sie heirathsfähig und bedecken dann ihre Blöße mit einem Stück bayeta, welches von den Hüften kaum bis zum Knie reicht. Um eine Ehe einzugehen bedarf es nicht viel Ceremonien. Die Einwilligung des Vaters genügt, um den Werber zu berechtigen, seine Erwählte in die Hütte zu führen, welche er ihr bereitet hat. Dieselbe besteht aus vier Pfählen, die mit Palmblättern bedeckt sind, welche wiederum mit Lianen oder bejucos an einander befestigt sind. Das Ehebett bilden vier mit Bambublättern bedeckte Pfosten; es wird barbacoa genannt und bietet nur die Eigenthümlichkeit, daß es mit der domagua bedeckt ist, einer Art Stoff, der aus der Rinde des Ochroma tomentosum aus der Familie der Bombaceen gewebt ist. In die Wirthschaft bringt der Mann nur seine Axt und sein Machete (Waldmesser), die Frau nur eine Thonschüssel mit; beide richten sich ihre Küchengeräthe aus den Früchten der Crescentia Cujete zu.

Die angestrengt thätigen Frauen bewahren sich die kostbarsten Funde, die sie bei ihrer Goldwäsche machen, und tragen sie mit einer gewissen Koquetterie. An den Festtagen ihres Stammes schmücken sie sich mit Arm- und Halsbändern aus Goldkörnern und schwarzen und rothen Kernen der Papilionaceen, ferner mit den Federn des Tukan und tanzen dann zum Klange einiger Musikinstrumente. Eins dieser letzteren, die Marimba, die in allen diesen Gegenden wie in einem großen Theile Afrikas verbreitet ist, wurde bereits früher (s. „Globus" Bd. 37, S. 262) beschrieben. Sie wird begleitet von dem Cuño, einer konisch geformten Trommel aus dem ausgehöhlten Stamm eines Palmbaumes, überzogen mit der Haut des Pekari, auf die man mit einem Kautschukklöppel schlägt. Branntwein, Bananen und gegohrener Mais sind die Erfrischungen bei diesen periodisch wiederkehrenden Festen, die inmitten der amerikanischen Gebräuche die Erinnerung an die Feste der afrikanischen Eingeborenen wachrufen.

Auf Pfählen ruhende Hütte am untern Rio Patia.

Dies sind die Haupteigenthümlichkeiten der schwarzen Bewohner und der wenig zahlreichen Mischlinge aus Indianern und Negern, die in den Niederungen des Patia-Beckens leben, an den Ufern der Flüsse Iscuande, Tapajé, Tota, Sanguianga, Guascaona und Tabujo und in der Umgebung einiger größerer Seen, ohne scheinbar unter dem ungesunden Klima der Gegend zu leiden oder je auf die Abhänge der Cordilleren hinauf zu steigen. Dieses einfache Leben genügt den armen Wesen, die überaus friedfertig dem fremden Reisenden freundlich begegnen und in ihrer völligen Unwissenheit noch nicht daran gedacht haben, ihre primitive Existenz zu verändern. Und doch liegen die größten Reichthümer in ihrer Hand. Das Gold, das sie als Staub im Sande der Flüsse suchen, hat sich von den Felsen der Anden losgelöst. Sie finden nur ganz winzige Stückchen; die schwereren aber sind haften oder liegen geblieben. Die Erforschung dieser Ausläufer der

Westcordilleren würde die Quelle dieser bisher unzugänglichen Schätze eröffnen, unzugänglich, weil nur die Eingeborenen dem tödlichen Klima zu trotzen vermögen, in das sich kein Europäer wagt. Aber noch ist die ursprüngliche Faulheit dieses Volkes nicht durch die Liebe zum Gewinne besiegt worden. Indessen ist auch dieser Tag nicht mehr fern. Wenn erst die reichen Goldminen werden eröffnet sein, so werden natürlich die eben beschriebenen

Machete.

Eingeborenen die Goldgräber der Zukunft am obern Lauf des Patia sein.

Zu diesen beiden Volksstämmen kommt noch ein dritter beachtenswerther. Der erste, halb civilisirt, seetüchtig, fleißig und arbeitsam an der Küste, der zweite, der Negerrasse entsprossen in den Niederungen und sumpfigen Einöden des Patia, der dritte ein Indianervolk der Berge (serranos), welches nie in die Ebenen herabsteigt.

Diese letzteren leben ganz isolirt von dem Ertrage ihrer Jagd- und Fischzüge und haben gar keine Beziehungen zu den genannten Volksstämmen. Sie halten sich für die echten Abkömmlinge der Ureinwohner dieser Gegend und betrachten die Sierra als ihr wahres Vaterland. Unerforscht noch ist ihr Land, nur einige Reisende haben es von der Höhe der Cordillerengipfel betrachtet, und noch manche Ueberraschungen sind den späteren Forschern dort aufgespart. Wie viel reiche Gold- und Platinadern warten noch an den Quellen dieser tief eingeschnittenen Flüsse der kühnen Goldgräber. Von der Höhe des Cerro de Sotomayor, ungefähr in der Höhe von 2610 m, oder von dem Gipfel der Mallama-Piks überschaut man ein Panorama ohne Gleichen, ein Meer von Bergen und Abhängen, die nach Westen zu steil abfallen, eine üppige Vegetation, die dem Naturforscher die reichsten Entdeckungen verspricht. Wenn er sich an die Ufer der Flüsse Telembi, Yambi, Magui, Piusbi, San Pablo, Cuaïquer, Guelembi und hundert anderer wagt, die alle in höchstem Grade reißend sind, und wenn er sich auf fast ungangbaren Wegen vorwärts bewegt, so wird seine Mühe bald reichlich belohnt werden. Unzählige seltsame Vögel, unbekannte Insekten, neue Pflanzen umgeben ihn von allen Seiten. Die Vegetation ist unter dem dreifachen Einflusse der andauernden Feuchtigkeit, der äquatorialen

Der Cuño.

Hitze und des reichen Alluvialbodens eine ungeahnt üppige. Die riesenhaften Bäume sind von oben bis unten mit Lianen und mit einem Mantel unvergleichlicher Parasiten, Aroïdeen, Bromeliaceen, Melastomaceen, Orchideen, Farnkräutern, Selaginellen, Ericaceen, Pfefferpflanzen, Solandras u. s. w. bedeckt. Dort unter 1° 16′ n. Br. und 80° 26′ w. L. fand André in den Verzweigungen der Aeste einer ganz und gar mit Schmarotzerpflanzen bedeckten großen Ficus elliptica die schönste Pflanze auf seiner ganzen Reise, die unter dem Namen Anthurium andreanum nach Europa gelangt ist und berechtigtes Aufsehen erregt hat. Es ist eine neue Aroïdee mit den schönsten scharlachrothen Blumenscheiden und einem weiß-gelben Kolben. Etwas weiter pflückte er auf den Zweigen der Passiflora glauca mit den meterlangen, graugrünen Blättern und der weißen Blumenkrone voll süßen Geruches die Röschen der Caraguata sanguinea, die so roth sind wie Arterienblut. Die Pflanze ist gleichfalls neu und hat in Frankreich kürzlich zum erstenmale geblüht. Statt bei den bescheidenen Formen der meisten ihrer Familie zu verharren, dehnen sich einige Arten der Bromeliaceen zu unerhörtem Umfange aus. Auf einem nur mit größter

Die Riesen-Pitcairnia.

Mühe gangbaren Pfade in der Quebrada de Tulpas stieß André auf eine Pitcairnia, die einen wahrhaft riesigen Büschel bildete. Ihr Durchmesser betrug 3 bis 4 m, ihre Blätter hatten eine Länge von 3 m, ihre Schäfte erreichten eine Höhe von 2 bis 3 m und trugen Blüthenrispen mit braunen Kelchblättern und einer weißlichen Blumenkrone. Die Pflanze ist noch nicht lebend nach Europa gebracht und noch nicht wissenschaftlich bestimmt und benannt worden.

Um auf die Indianer der Sierra, welche André am obern Telembi und dessen Zuflüssen mit Muße kennen lernen konnte, zurückzukommen, so hat sich ihre Anzahl wesentlich verringert, bis auf einige hundert Individuen, seitdem die wilden Stämme der Telembies den spanischen Eroberern sich unterwerfen mußten. Einige haben sich seßhaft gemacht, wie die Cuaiqueres; andere erhielten sich ihre wilde Unabhängigkeit; sie nähern sich zuweilen den civilisirten Gegenden, ohne indessen sich zu einem anderen Leben entschließen zu können.

Die Männer haben ihr Mißtrauen den Weißen gegenüber bewahrt, obgleich sie harmlos sind. Die Zeiten haben sich sehr verändert, seitdem die Iscuandes, Barbacoas und Telembies um das Jahr 1590 die spanischen Truppen so lange Zeit in Schach hielten. Im Jahre 1600 unterwarf sie Parada, mit Ausnahme der Telembies, welche sich nicht ergeben wollten. Man erzählt, er habe sie wie wilde Thiere zusammentreiben und dann 300 von ihnen auf Pfählen aufspießen lassen, die dann in den Telembi geworfen worden seien. Das hat dann gewirkt. Die heutigen Ueberreste dieser Helden bieten einen recht trüben Anblick dar. Mehrere näherten sich dem französischen Reisenden schweigsam und ängstlich, prüften seine Kleidung und sein Gepäck und tauschten ihre Waffen und rauhen Webstoffe gegen einige geringe Produkte europäischer Industrie aus. Ihre Züge sind ziemlich regelmäßig, ihre Nase etwas gekrümmt, die Augen klein und eng zusammenstehend, ihr Teint rußbraun und nicht von einer dunkelen chokoladenbraunen Farbe, welche die Abkömmlinge der Chibchas oder der Muiscas auszeichnet. Sie athmen einen üblen Geruch nach Käse aus. Statt jeder Bekleidung tragen Männer und Weiber um die Mitte des Körpers ein Stück dunkelblauen Stoffes, eine Art von Drogett, das sie Cusma nennen. Ihre Gestalt ist ebenmäßig, ihre Hände und Füße zierlich; ihre Stahlmuskeln machen aus ihnen unerschrockene Jaguar- und Pumajäger. Man behauptet, die rapide Abnahme der Indianer rühre von den vielen Opfern her, die Blattern und Masern gefordert haben, und in der That nehmen diese Krankheiten in diesen Gegenden ungeheure Dimensionen an; dazu kommt noch, daß die unglücklichen Eingeborenen das Unglück vergrößern, indem sie, um sich zu heilen, sich in kaltes Wasser stürzen.

Telembies-Indianer.

Alle Mitglieder dieser Stämme haben eine ganz eigene Sprache, zu welcher André nirgends sonst Analogien gefunden hat; etwa 30 Worte ihrer Sprache gelang es ihm aufzuzeichnen.

Auf ihren Urwald angewiesen, ohne Hilfe im Kampfe mit dieser furchtbaren Natur, werden diese Leute doch, obgleich sie von Haus aus augenscheinlich scheu und furchtsam sind, ganz vorzügliche Jäger. Ihre Waffen sind der Bogen, der Pfeil und die bodoquera, welche ihnen zusammen mit dem Froschgifte genügen, die großen Katzenarten, Boas und Tapirs, anzugreifen. Uebrigens geht es ihnen wie den

Lilien auf dem Felde: sie säen nicht, sie ernten nicht, aber der Gott der Schwachen nährt sie doch mit Wildpret, Fisch und Baumfrüchten, Honig, frischem Quellwasser, und giebt ihnen zum Bau ihrer Wohnung Bambusrohr und Palmbäume. Wie lange wird es noch dauern, daß dieser bereits von Francisco de Parada entdeckte Volksstamm sich erhalten wird? Wer weiß es? Wahrscheinlich wird ihr völliges Verschwinden bald stattfinden in Folge der immer weiter vordringenden Kultur und der unabänderlichen Gesetze der Eroberung.

André hatte sich nach dem Ausfluge in das Küstengebiet des Patia wieder an seinen Ausgangspunkt Tuquerres begeben und rüstete sich dort zu seiner Weiterreise gen Süden in der Richtung auf Quito zu.

Allerdings ist der Weg über die weiten Plateaus dieser Gegend der „Pastos", die in ihrer Nacktheit kaum hier und da von Kulturen unterbrochen werden, kein vorzüglicher. Zahlreiche Schluchten versperren ihn, Barrancas, tiefe mit Wasser angefüllte Thalschluchten muß man durchwaten; aber alle diese Hindernisse und Schwierigkeiten gelten nichts gegen die imposante Majestät der stillen Landschaft. Eine eigenthümliche Vegetation drückt derselben ihren Stempel auf. Abgesehen von dem großen Stechapfel mit den rothen und gelben Blüthen (Brugmansia sanguinea) besteht der Baumwuchs aus Berberitzensträuchern, Fuchsias, Brombeersträuchern, Sumach (Coriaria ruscifolia) und einer Menge von holzigen Korbblüthlern, Melastomen und Calceolarien. Die Erle der Anden (Alnus acuminata) und die pyramidenförmige Weide (Salix Humboldtiana) sind fast die einzigen Bäume der Gegend. Alles Uebrige an Baumwuchs treibt in dieser Höhe von 3100 bis 3500 m nur schwache Aeste und erreicht höchstens eine Höhe von einigen Metern. Die krautartigen Pflanzen sind zahlreicher vertreten. Man findet unter anderen Farnkräuter, Gentianen, Polygoneen, Papilionaceen, Karyophylleen, Hydrokotylen und zahlreiche Kryptogamen.

Jenseit des ersten Nachtquartiers, der Hacienda Chillanquer, wurde die Gegend bewaldeter; überraschend war eine kalte Quelle bei Guachucal, aus welcher in Menge Schwefelwasserstoffgas entweicht. Dort umfaßt der Blick zu gleicher Zeit die drei schönen Vulkane Azufral, Cumbal und Chiles, während in der Tiefe der Rio Sapuyes träge in Mäanderwindungen dahinschleicht und langsam seine grasigen Ufer unterwühlt, bis er unweit seiner Einmündung in den Rio Guaitara zum tosenden Gießbache wird. Um 11 Uhr passirte André das große Dorf Pupiales (3150 m hoch) und erreichte bei guter Zeit den Hauptort des Bezirkes Obando, die Stadt Ipiales, welche sehr malerisch auf einem kleinen, zum Rio Carchi oder Males sich senkenden Plateau gelegen ist (3083 m).

Der Salto del Excomulgado.

Eine große Sehenswürdigkeit dieser Gegend ist der Salto del Excomulgado (Wasserfall des Exkommunicirten). Folgt man dem Laufe des Flusses auf dem Wege, der nach dem Pueblo Males führt, so fällt der Blick alsbald auf einen scharfen Abbruch des Hochplateaus von Ipiales, über welchen der Fluß in mehreren Fällen, die sich im Gebüsch verlieren, herabstürzt. Dann vereinigt sich die ganze Wassermenge und fällt in einem einzigen Bogen 80 m tief hinunter; prächtig hebt sich derselbe, der für seine Höhe auffallend schmal ist, von dem dunkelen Grunde der senkrechten Wand ab, während die Felsen ringsum, zerklüftet, vom Wasser zernagt, durch die Erdumwälzung, welcher der Fall seine Entstehung verdankt, durch einander geworfen, sonderbare Farben zeigen. Die verschiedene Lagerung der malerisch aufgehäuften Felsmassen hat zusammen mit den sie überziehenden Flechten und Moosen gelbliche, röthliche, graue und bronzegrüne Töne hervorgebracht. Am Fuße des Kataraktes hat sich das Wasser ein tiefes Becken in den Felsen gegraben, durch welches es ruhiger, wenn auch mit Strudeln und Gegenströmungen fließt; dann aber nimmt es seinen stürmischen Lauf wieder auf und wälzt sich schäumend seiner Mündung zu.

Zu Beginn der Ausbreitung des Evangeliums in diesen Ländern, welche auf die Conquista folgte, soll ein spanischer Priester, auf dem der kirchliche Bannfluch lastete, sich in diesen Abgrund gestürzt haben, ohne daß seine Leiche wieder zum Vorschein gekommen wäre. Daher der Name des Falles.

Ursachen des Aussterbens der Völker niederer Kultur.

Von Dr. **Eduard Petri** in Bern.

II.

Die neuere Anthropologie genügt sich aber nicht, wenn sie bloß einige wenige hervorragende Momente besprochen hat, die zur Vernichtung der Völker führen können. Sie dringt tiefer, sie wendet sich der vergleichenden Sociologie zu, sie sucht die Gesetze zu erkennen, nach denen die Entwickelung des Menschengeschlechtes stattfindet, und erwägt die verderblichen Folgen, die durch Ablenkungen und Störungen in dem Entwickelungsgange des socialen Lebens hervorgerufen werden, sie schließt sich der Völkerpsychologie an und belauscht das einfache, oft aber wunderbar tiefe Gefühlsleben der unglücklichen verfolgten und hinschwindenden Völker, denn auch aus dem gestörten Gefühlsleben lassen sich gewichtige Ursachen für das Hinschwinden der Völker ableiten [1]).

Neben den beiden bereits betrachteten unverkennbaren und so zu sagen handgreiflichen Ursachen, die zu der Vernichtung der Völker niederer Kultur führen, neben der direkten Vernichtung der Völker niederer Kultur durch die ihnen überlegenen Europäer und der Selbstvernichtung dieser Völker durch unzuträgliche Lebensweise und Lebensordnung, läßt sich noch eine Reihe von vielfachen, weitverzweigten und engverknüpften Umständen anführen, welche in natürlicher Weise bei der Berührung primitiver Völker mit civilisirten Völkern zur Geltung kommen und unheilvoll auf die Existenz der ersteren einwirken. Die Europäer schleppen ansteckende Krankheiten ein, Blattern, Syphilis u. s. w., welche unter den undurchseuchten und mit der Gefährlichkeit der Krankheiten wenig bekannten Eingeborenen weit heftiger, als unter den Europäern wüthen. Das Auftreten der Europäer mit den Schießgewehren, den neuen Werkzeugen, neuen Manufakturwaaren, neuen Nahrungs- und Genußmitteln, mit ihrer Nachfrage nach den Landesprodukten, mit ihrer unablässigen Arbeitsthätigkeit, mit ihren eigenartigen Begriffen von Recht und Ordnung und von Privateigenthum, mit ihrer Mißachtung schließlich der fremden Religion und Sitte, verändert die Weltanschauung und die Lebensweise der Eingeborenen vollständig, innerlich und äußerlich. Die alten Gewohnheiten und die alte Lebensart müssen zurücktreten; neue Bedürfnisse kommen zur Geltung. Die Kleidung verändert sich: statt der Felle, die den abgehärteten Körper kaum bedecken, oder statt der völligen Nacktheit kommen verzärtelnde Kleider und wollene Decken in Gebrauch, die zum größten Nachtheil der Gesundheit aus ökonomischen Rücksichten bei schlechter Witterung, bei Regen zur Seite gelegt und nur beim Sonnenschein zur Parade herausgeholt werden. Es verändert sich die Nahrung und mit ihr die ganze Lebensweise: die Jägervölker z. B. spüren bald in Folge der gewerbsmäßig eintretenden Jagd nach Pelzthieren und der Jagdlust der Europäer, wodurch das Wild vernichtet wird, oder in Folge der Vermehrung der Bevölkerung, wodurch das Wild verscheucht wird, einen Mangel an Wild; sie sehen sich zu immer rastloserer, aufreibenderer Arbeit veranlaßt, um das elende Leben zu fristen; sie müssen in ihrer Nahrung zu europäischen Surrogaten, Brot und Schnaps z. B. greifen, die ihnen von europäischen Kaufleuten für unverhältnißmäßig hohe Preise herbeigebracht werden. Aber auch diese traurige Existenz wird durch die vorrückende Civilisation gefährdet. Mit der Besiedelung der Ländereien verschwindet der Jäger. John Lubbock berechnet, daß ein Jägerstamm für jeden einzelnen Mann ein Revier von etwa $1\frac{3}{4}$ engl. Quadratmeilen braucht; das Beispiel gilt für die Rothhäute der Vereinigten Staaten Nordamerikas; in einem entsprechenden Erdstrich Europas, in Belgien, wohnen 320 Mann auf der englischen Quadratmeile. Der primitive Ackerbau erfordert ebenfalls großartige Landstrecken; ein solcher Ackerbau ist nicht intensiv, sondern extensiv im äußersten Sinne des Wortes und beruht hauptsächlich darauf, daß freies unberührtes Land im Ueberfluß vorhanden ist. Der Europäer, der dem Eingebornen mit einem für diesen unfaßbaren Begriff von festem Grundbesitz entgegentritt und seine Wirthschaft mehr oder weniger rationell betreibt, mit großem Aufwand von anhaltender Arbeit, und nicht nur für den Lebensunterhalt, sondern auch für den Handel sorgt, das ist ein Konkurrent, vor welchem der Eingeborne zurückweichen muß und dem er sich eventuell nur als mißachteter und ausgebeuteter Arbeiter anschließen kann.

Noch intensiver und noch schonungsloser äußert sich die Ueberlegenheit der europäischen Kultur dort, wo sie auf einheimische Industrie stößt. Zahlreiche Umstände kommen hier zur Wirkung, abgesehen davon, daß die einheimische Industrie naturgemäß durch die Konkurrenz der europäischen Industrie erdrückt wird. Es giebt gewisse politische und ökonomische Rücksichten, aus welchen die Industrie eines Landes absichtlich zum Untergange gebracht werden kann: Ostindien hatte bekanntlich im 17. Jahrhundert mit seinen feineren und gröberen Baumwollenstoffen einen guten Theil von Europa, namentlich aber England versorgt; im 18. Jahrhundert noch überstieg der Betrag der nach England importirten ostindischen Manufakturprodukte die Summe von $8\frac{1}{2}$ Millionen Pf. St.; die englische Verordnung aber, welche die ostindischen industriellen Exportprodukte mit einem Zollsatz von 50 Proc. ihres Werthes bedacht hatte, für englische nach Ostindien importirte Produkte jedoch nur $2\frac{1}{2}$ Proc. ihres Werthes feststellte, führte zur Vernichtung der bewundernswürdigen Industrie Ostindiens. Ostindien ist gegenwärtig ein Markt für Waaren Englands und eine Plantage für den Bedarf Englands. Die Existenz seiner Eingeborenen, natürlich nicht der Engländer, hängt von dem Verlauf der Ernte ab; fällt eine Mißernte mit den kolossalen Spekulationen der englischen Kapitalmacher zusammen, so treten die bekannten ostindischen Hungersnöthe ein, welche wie beispielweise in den sechziger Jahren 1 Million Eingeborener hinwegzuraffen vermochten.

Es giebt ferner andere Ursachen natürlicherer Art, wenn ich mich so ausdrücken darf, als politisch-merkantile Beweggründe, welche die industriellen Anlagen eines Volkes ertödten können. Auf den Palauinseln hat sich nach Angabe

[1]) Gerland bespricht in seiner werthvollen Schrift „Ueber das Aussterben der Naturvölker", Leipzig 1868 eingehend die psychologischen Ursachen, die zum Aussterben der betreffenden Völker führen.

Semper's die Bevölkerung von etwa 40- bis 50 000 in weniger als einem Jahrhundert auf etwa 10 000 reducirt, trotzdem, daß hier weder Europäer noch epidemische Krankheiten in üblicher Weise gewüthet haben. Die Ursache für das Hinschwinden wäre hier in der verminderten Thatkraft, in dem Darniederliegen der geistigen Energie der Bevölkerung zu suchen. Die Vorfahren der Palauinsulaner, die noch keinerlei europäische eiserne Werkzeuge kannten, in der Steinperiode lebten und sich relativ mühsam durchs Leben schlagen mußten, verstanden künstliche Schnitzereien, schön geschmückte Dolche aus Schildplatt und dergleichen mehr zu verfertigen. Die jetzigen Insulaner haben diese Kunst verlernt. Sie bewahren die Kunstprodukte der Vorfahren wie heilige Gegenstände und schreiben ihnen öfters sogar einen göttlichen Ursprung zu; dermaßen unfaßbar erscheint es ihnen, daß einfache Menschen, die nicht einmal eiserne Werkzeuge von den Europäern erhielten, solche Kunstwerke verfertigen konnten. Aber eben mit der Einfuhr der bequemen europäischen Werkzeuge war den Palauinsulanern jeder Antrieb zu einer regeren Thätigkeit, zur Vervollkommnung genommen. Physisch waren sie versorgt; ihr Geist erschlaffte. Die Palauinsulaner sind auf fremde Zufuhr und fremde Kunst angewiesen. Die Eisengeräthe sind ihnen fremd, sie verstehen sie nicht selber anzufertigen. „Das Eisen der Europäer", sagt Semper, „folgte zu schnell auf den Stein des Wilden" [1]).

Der Sprung aus einer früheren Periode der socialen Entwickelung in eine vorgerückte ist überaus schwierig und gelingt nur selten, am wenigsten aber dann, wenn ein Volk unvorbereitet und schonungslos durch die Umstände zu diesem Sprunge gezwungen wird.

Ein treffliches Beispiel in dieser Art bietet einer der berufensten Forscher Sibiriens, N. Jadrintzew, selber ein Sibirier, in seiner in russischer Sprache erschienenen interessanten Arbeit über das Aussterben der sibirischen Eingeborenen [2]). Die russische Regierung, erzählt er, traf einst in lobenswerther Sorge um das Wohl der unglücklichen Eingeborenen Sibiriens die Anordnung, daß gewisse zum Christenthum bekehrte Jägerstämme zum Ackerbau anzuhalten wären. Unter anderm wurden auch für Jägerstämme der altaischen Völkerschaften Ackerbaukolonien errichtet; es wurden den Jägern Landparcellen und fertig gebaute ordentliche Häuser angewiesen; sie sollten Ackerbau treiben. Die Eingeborenen fügten sich in die Anordnung; die Obrigkeit freute sich über das gelungene Werk und meldete Bezügliches nach Petersburg. Als man jedoch nach einiger Zeit nach den Ackerbau treibenden Jägern forschte, da fand man dieselben im traurigsten Zustande, muthlos, hungernd, heruntergekommen. Der Ackerbau war den Jägern fremd geblieben, sie vermochten sich nicht urplötzlich in die anhaltende und stetige Arbeit, die der Ackerbaubetrieb erfordert, hineinzufinden, sie konnten sich nicht von der gewohnten freien Lebensweise losmachen. Der Sprung zur höheren Kulturstufe war ihnen trotz ihrer Willigkeit, den Befehlen ihrer Herren zu gehorchen, mißlungen. Ja, was das Vortrefflichste dabei, die armen Leute hatten sich neben den ihnen angewiesenen Häusern ihre alten kleinen Baumrindehütten, ihre „Kerege" errichtet und wohnten in denselben, währenddem die bequemen civilisirten Holzhäuser unbenutzt daneben standen.

Die dem Untergange zuschreitenden Völker fühlen das Trostlose und Hilflose ihrer Lage nur gar zu wohl; aber zu dem Gefühl der Schwäche und zu dem niederdrückenden Bewußtsein, daß der Untergang unvermeidlich sei, einem Bewußtsein, das die Wilden, wie z. B. auf den Marianen, zum Massenselbstmord führen konnte, tritt noch die Schmach hinzu, die Verachtung, die die Eingeborenen zu erleiden haben von den ihnen in Bezug auf sittliche Frische und Ehrlichkeit weit nachstehenden europäischen Händlern, Matrosen, Abenteurern und all' dem Gesindel, welches leider den Vortrab der Civilisation bildet, und diejenigen Laster, die den Eingeborenen eigen sein könnten, erst recht zur Ausbildung und Entwickelung zu bringen weiß [1]). Es ist ja ferner wohl bekannt, daß selbst diejenigen Eingeborenen, die sich der Kultur nähern oder mit Europäern in Vermischung treten, sich nie, sei es durch Vorurtheil oder durch Ausnahmegesetz, der gleichen Berechtigung mit den Europäern erfreuen. Das Schmachvolle ihrer Abkunft bleibt an ihnen hängen. Grey citirt einen der leider sehr zahlreichen Fälle, daß ein Eingeborener, der europäische Kultur und Bildung genossen, wieder in die Wälder zu seinen uncivilisirten Brüdern zurückgekehrt sei, und sagt mit vollem Recht: „Ich hätte ebenso gehandelt." Die höhere Entwickelung, die diesem Eingeborenen die Kultur verliehen, hatte ihn um so tiefer das Mißliche und Verächtliche seiner Lage erkennen lassen.

Ueberblicken wir zum Schluß die endlose Reihe der schwierigen Verhältnisse, welche in trauriger Weise sich komplicirend und summirend zur Schwächung, Entartung und Vernichtung der Völker niederer Kultur beitragen, so dürfen wir der Hoffnung, einen baldigen Umschwung in diesen Verhältnissen zu sehen, nur geringen Raum lassen. Es sind zwar zahlreiche Versuche zur Rettung der Eingeborenen gemacht worden, ich erinnere an die Namen eines Las-Casas, Robinson u. s. w., an die edlen Bemühungen des Karl Schurz um die Indianer der Vereinigten Staaten, an die aufopfernde und muthige Thätigkeit der Missionare in Süd-Afrika, Amerika, Oceanien u. s. w. Aber diesen an und für sich äußerst sympathischen und werthvollen Bestrebungen geht gegenwärtig noch jede entscheidende Bedeutung ab; es sind das Palliativmittel, die da in Anwendung kommen, und Palliativmittel vermögen nichts Dauerndes zu Stande zu bringen einer Richtung gegenüber, welche auf nichts anderes als auf Ausbeutung und Vernichtung der Eingeborenen ausgeht. Jedenfalls aber dürfen wir in diesen Bestrebungen die Grundlagen erkennen zu einem der Zukunft vorbehaltenen, richtigeren und menschlicheren Verhältnisse zu den Völkern niederer Kultur. Unbedacht genug aber ist es zu behaupten, daß die Völker niederer Kultur noch vor dem Eintritt besserer Zeiten sammt und sonders zu Grunde gerichtet sein werden. Man überlege nur, wie verschwindend gering die Zahl der „Vernichter" ist gegenüber den unermeßlichen, trotz des Jahrhunderte währenden Vernichtungsprocesses bestehenden Mengen der „zu Vernichtenden". Man überlege, wie ungeheuer der Abstand ist in der Behandlung der Eingeborenen von früher und jetzt; zweifellos ist der Fortschritt der Menschheit in dieser Hinsicht ein großartiger und zweifellos haben sich die Mittel der Vernichtung zu Gunsten der Unterliegenden gemildert [2]).

---

[1]) Semper, „Die Palauinseln", Leipzig 1873, S. 355.

[2]) In der Monatsschrift „Rußkaja Mysl" 1883 März, S. 114.

[1]) Elemente dieser Gattung, mitunter aber auch solche, die bedeutende Ansprüche auf Respektabiliät erheben, sind es, die die Propaganda des Christenthums vornehmlich behindern. In Australien und in Amerika, in Asien und Afrika fehlt es nicht an Beispielen dafür, daß die Missionare, wenn sie gegen die merkantilen Interessen verstoßen, den größten Widerstand von Seiten ihrer eigenen Landsleute finden. Ueber die schlimme Einwirkung der confessionellen Streitigkeiten unter den Missionaren selber wollen wir uns nicht ferner auslassen.

[2]) Um nur ein vereinzeltes Beispiel hervorzuheben, so wurde John Hawkins, der erste Engländer, der 1562 im Skla-

Ein Studium der Charaktere und der Geschicke der Völker niederer Kultur läßt uns Völkerschaften unterscheiden, denen mit Gewißheit eine selbständige Zukunft vorauszusagen ist; nächstdem sind Völkerschaften zu bezeichnen, welche sich vermuthlich mit den Kulturvölkern assimiliren und in den herrschenden Völkern aufgehen werden; schließlich aber auch solche, die aller Muthmaßung nach einem früheren oder späteren Untergange entgegen gehen.

Allerdings werden noch große Veränderungen in der Geistesrichtung der Kulturvölker vorgehen und Recht und Billigkeit unter ihnen selber mehr Raum gewinnen müssen, ehe ihr Verhältniß zu den Völkern niederer Kultur ein humaneres werden wird. Manche Millionen dieser Völker werden noch zu Grunde gehen und mancherlei Greuel wird noch an den Schwachen und Schutzlosen verübt werden, bis dieses ersehnte Verhältniß in seine Rechte getreten sein wird. Dem direkten Vernichtungskampfe gegen die Eingeborenen wird früher oder später selbstverständlich ein Ende gemacht werden. Den Schädlichkeiten in der ursprünglichen Lebensart der Völker niederer Kultur ist nur eine untergeordnete Bedeutung zuzuschreiben; derartige Umstände können wohl einzelne Stämme aufreiben, ganzen Völkern aber wenig anthun. Bedenklicher und für die Dauer gefährlicher erscheint dagegen die psychische Seite der Frage: die niederdrückende, entehrende und entnervende Stellung des Eingeborenen dem Kulturträger gegenüber und die Veränderung seines Charakters unter der Einwirkung der Laster, die ihm die Civilisation beizubringen pflegt. Die größte Schwierigkeit aber sehen wir in dem socialen Problem, in dem unheilvollen Resultat des unvermittelten Zusammenstoßes völlig heterogener Kulturen.

venhandel mit den Portugiesen zu konkurriren gewagt hatte, von der Königin Elisabeth zum Ritter geschlagen und zum Schatzmeister der britischen Marine ernannt. Die Königin Anna erklärte 1713 vom Throne herab, „daß sie sich und ihr Volk glücklich schätze, das Monopol für den Sklavenhandel durch einen Vertrag mit Spanien erhalten zu haben“, ein Monopol, die spanischen Besitzungen auf 30 Jahre mit afrikanischen Sklaven zu versehen. Gegenwärtig sind dergleichen Erscheinungen durchaus unmöglich und wir empören uns tief über Ereignisse, die noch vor einigen zehn Jahren unbemerkt geblieben wären, über den Menschenraub in Polynesien z. B. („Globus“, Bd. 44, S. 95), der den Zweck hat die Plantagen in Queensland und auf den Fidschiinseln mit billigen Arbeitern zu versehen; indessen weichen auch hier die Pflanzer vor den Angriffen der Presse (!) und suchen entsprechende Arbeiter aus China zu importiren.

Ein solcher Zusammenstoß, das Auftreten neuer socialer Mächte und Begriffe, ist eine äußerst schwierige und gefährliche Sache selbst für die widerstandsfähigen Kulturvölker. Ein Einblick in die Geschichte der europäischen Industrie, namentlich aber in die Geschichte des Kampfes der Industrie mit dem Handwerk, des Großkapitals mit dem Kleinkapital u. s. w. läßt uns das Ungeheuere der Umwälzungen erkennen, welche durch neue Erfindungen etwa, durch veränderte Betriebsweisen hervorgerufen werden, und das Unaufhaltsame, das Naturgemäße in dem Niedergange und Untergange der den Forderungen der Zeit und des Kampfes minder entsprechenden Elemente.

Zahllose, ungekannte und ungenannte Opfer erfordert unter den Kulturvölkern die unablässig vor sich gehende Umgestaltung der socialen Verhältnisse, das „Schicksal“ der Völker. Widerstandslos unterliegen dieser Macht die Völker niederer Kultur.

Mühsam, qualvoll und langsam kämpft sich die Menschheit zur höheren Entwickelung durch, aber der Kampf ist nicht erfolglos und die leuchtenden Ideen, die das Beste der Menschheit sind und die wir unter dem Namen Humanität zusammenfassen, die wachsen mit der Menschheit und greifen immer weiter und mächtiger um sich.

Von den Erfolgen dieser Ideen dürfen wir es erwarten, daß sie die engherzigen, merkantilen Interessen, die jetzt unser Verhältniß zu den Völkern niederer Kultur ausdrücken, mehr und mehr zurückdrängen und uns bewegen werden, den schwächeren Gliedern der Menschheit eine hilfreiche Hand entgegenzustrecken.

Bei den Balavé auf Madagaskar.

(Nach meinem Tagebuche.) Von J. Audebert.

IV.

Es war keine Zeit zu verlieren, wenn ich nicht Gefahr laufen wollte, daß auch diese Leute mir wieder abtrünnig gemacht würden. Natürlich mußte ich doppelten Lohn versprechen; außerdem stellte ich noch, im Falle des Gelingens der Unternehmung, ein weiteres Geschenk in Aussicht. Dies Alles sollte später an der Küste bezahlt werden, sobald ich aus Europa wieder Geld erhalten hätte; denn meine Baarschaft war unterdessen bis auf 11 Fünffrankenstücke zusammengeschmolzen; doch hoffte ich mit den Waaren, welche mir noch verblieben, mich bis dahin durchschlagen zu können. Letztere theilte ich daher in zwei Hälften, wovon die eine in Ankara zurückblieb. Falls das Unglück einer Plünderung mir zustieß, so war ich dann bei meiner Zurückkunft noch immer nicht mittellos und von niemand abhängig. Wegen Mangels an genügenden Trägern durfte ich nicht hoffen, große Sammlungen machen zu können, daher ich in der Voraussicht dieselben hauptsächlich auf Konchylien und niedere Thiere beschränken zu müssen, nur das Allernothwendigste mit mir nahm. An das Mitführen von Lebensmitteln war nicht zu denken, denn nachdem ich die Leute mit etwas Kaffee und Salz, einem eisernen Topf, einigen Decken, zwei Gewehren und Munition, sowie den nöthigen Waaren, welche Geldesstelle vertreten sollten, beladen hatte, war es ganz unmöglich Weiteres hinzuzufügen, ohne im Falle eines Angriffes ihre Bewegung zu sehr zu behindern. So empfahl ich denn Andriasalama meine Hütte mit dem zurückgelassenen Eigenthum, nahm, um unnöthige Erörterungen zu vermeiden, flüchtigen Abschied, und der nächste Morgen fand mich schon beim ersten Hahnenschrei auf dem Wege, nicht gerade reich an Hoffnungen, auch nicht frei von ernsten Gedanken, doch guten Muthes und vertrauend auf den Stern, der mich schon so oft glücklich durch Gefahr und Schrecken geführt hatte. Feuchter Nebel lag dicht auf der ganzen Gegend und die graue Dämmerung ließ kaum den schmalen Pfad erkennen, so daß wir diesem mehr durch das Gefühl als durch das Gesicht folgten. Als der Tag an=

brach, lag Ankara weit hinter uns; wir befanden uns in einer fast flachen Sumpfgegend ohne jegliche Kultur, nur Herden weideten hier und die bewaffneten Hirten betrachteten uns neugierig und verwundert. So zogen wir weiter bis gegen Nachmittag, um welche Zeit wir eines großen Dorfes ansichtig wurden, wo wir zu übernachten beschlossen. Beim Näherkommen schallte uns ein fürchterlicher Lärm entgegen, dazwischen dumpfes Trommeln und ein markdurchdringender schneidender Ton, erzeugt durch Blasen auf großen Muscheln; es war, wie wir am Eingange des Ortes erfuhren, der Vorabend des Festes der Beschneidung. So wurden wir wenig beachtet und es gelang uns eine Hütte zu erreichen, worin wir uns einrichteten. Ich hielt es für das Beste mich ruhig zu verhalten, zog die nach dem Festplatze gelegene Thüre zu, und während meine Leute etwas kochten, beobachtete ich, gemächlich ausgestreckt, durch eine Ritze die Vorgänge draußen. Dort befand sich eine große Menschenmenge um den Dorfchef versammelt, während einige Männer mit dem Behauen eines Mastes beschäftigt waren. Nach Beendigung dieser Arbeit wurde ein Loch gegraben, dann goß sich Ersterer aus einer der zahlreich am Boden stehenden Kürbisflaschen eine Flüssigkeit in die Hand und besprengte damit und auch mit dem Blute eines geopferten weißen Hahnes die Grube, worauf der Mast aufgepflanzt wurde. Ein herbeigebrachter Stier lag gefesselt am Fuße desselben. Nun begannen verschiedene Tänze und Waffenübungen, welche bis spät in die Nacht anhielten. Von Zeit zu Zeit wurde aus den Kürbisflaschen, welche den gegohrenen Saft des Zuckerrohres enthielten, getrunken, jedoch nur mäßig, denn an diesem Tage darf sich niemand berauschen; ebenso wenig ist der Beischlaf erlaubt, auch muß die ganze Nacht gewacht werden. Die kriegerischen Spiele sind übrigens keineswegs so harmloser Natur, und es ist nur der außerordentlichen Geschicklichkeit der Ringenden zu danken, daß kein Unglück geschieht. Dieselben sind mit Lanzen und Schildern bewaffnet und schleudern ihre Geschosse mit großer Kraft aufeinander los, aber ebenso geschickt und schnell werden dieselben parirt, und zwar geschieht dies in der Weise, daß die Lanzen an den schiefgehaltenen Schildern abprallen müssen, denn beim Treffen auf die gerade Fläche würden sie diese durchbohren und leicht die den Schild haltende Hand daran festnageln. Man glaube aber nicht, daß ein Mann bloß im Stande sei einen Speer abzuwehren; oft schießen dieselben hageldicht auf ihn los, fünf oder sechs treffen den blitzschnell sich wendenden Schild fast zu gleicher Zeit und stieben sausend nach allen Richtungen auseinander. Mitunter springen die Leute dabei hoch auf, dann wieder nach rechts und links oder sie drücken sich so zusammen, daß der Schild sie vollständig deckt, was sehr schwierig ist, da derselbe nur etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß lang und 1 Fuß breit ist. Seine Form ist oval; auf der Rückseite befindet sich eine hineingeschnittene Handhabe, die Vorderseite ist mit Ochsenhaut überzogen, welche in frischem Zustande darauf gelegt und dann an dem äußern Rande festgenagelt wird. Die Haut, welche sich beim Trocknen zusammenzieht, schmiegt sich fest an das Holz an. Die Spuren der abgleitenden Lanzen erkennt man leicht, denn die Haare des Felles werden dabei glatt abgeschnitten. Manchmal auch rannte einer der Kämpfenden pfeilschnell auf den andern los, schob ihm den Kopf zwischen die Beine, hob ihn auf und warf ihn in hohem Bogen durch die Luft, ehe jener Zeit gehabt hatte, auch nur an seine Vertheidigung denken zu können.

Während dieser Spiele wurde mit Muscheln und Trommeln ein höllischer Lärm vollbracht; die Zuschauer aber, welche kein Instrument besaßen und sich nicht am Kampfe betheiligten, kauerten in weitem Kreise auf der Erde, klatschten in die Hände und sangen immerfort: Hé, é, hé, é, hé u. s. w. Die hier üblichen Trommeln bestehen aus dem etwa einen Fuß langen Abschnitt eines Baumstammes von 9 Zoll Durchmesser. Derselbe ist so ausgehöhlt, daß die Wandung nur noch $\frac{1}{2}$ Zoll dick bleibt, und auf einer Seite mit Ochsenhaut, auf der anderen mit Kalbfell überzogen. Erstere bearbeitet der Trommelnde mit einem Holzstöckchen, letztere mit der Hand und erzeugt so einen dumpfen, weithin hörbaren Ton!

Am andern Morgen zog die ganze Gesellschaft nach dem Wasser um zu baden. Hierauf wurden die Kinder mit Perlenhalsbändern geschmückt wieder auf den Platz gebracht, wo der Dorfälteste die Beschneidung mit einem alten Rasirmesser vornahm. Ueber der Schulter hatte er dabei ein Stück Baumwollzeug hängen, woran er sein Messer abwischte; die Wunde wurde mit Eiweiß und Honig bestrichen und sein Gesicht war während der ganzen Handlung nach Westen gekehrt. Man erzählte mir früher schon, daß bei einigen Stämmen die abgeschnittene Vorhaut von dem Onkel des Kindes verschluckt werden muß; andere, wie z. B. die Sakalaven, sollen sie in ihr Gewehr laden und in die Luft schießen. Was hier damit geschah, vermochte ich nicht festzustellen; ich glaube aber, daß man sie verbrannte.

Zum Schlusse opferte man den Stier; sein Fleisch wurde in unzählige Stücke zerschnitten an die Menge vertheilt und der Kopf, nach Westen gekehrt, auf den Mast gespießt. Nun begann das Schmausen und Trinken allenthalben. Da sich dabei die Valavé wie so viel andere Malgaschen bis zur Sinnlosigkeit berauschen, so hielt ich es für gut allen Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen und aufzubrechen. Wir belohnten daher das alte Weib, welchem die Hütte gehörte, und verschwanden durch die Hinterthür, um der Aufmerksamkeit der Bewohner zu entgehen.

Die Gegend begann nun sanft wellenförmig zu werden; hier und da standen Gebüsche. Als wir gegen Abend noch immer kein Dorf erblickten, beschlossen wir bei einigen Rinderhirten, welche sich ein Schutzdach errichtet hatten, zu übernachten. Die Leute sahen gar nicht Vertrauen erweckend aus und schielten beständig nach unserm Gepäck; erst auf vieles Zureden ließen sie sich herbei uns zu sagen, ein großes Dorf, Ambaraban mit Namen, liege westlich eine kleine Tagereise von hier; auch beschrieben sie uns den Weg dahin einigermaßen, doch wollte keiner sich entschließen uns zu begleiten. Unser Lager lag in der Nähe eines Sumpfes und ich wurde in dieser Nacht so von Fliegen zerstochen, daß ich nicht schlafen konnte, am Morgen im ganzen Gesicht aufgedunsen war und die Augen fast zugeschwollen hatte. Erst nachdem ich mich gewaschen, fühlte ich etwas Linderung und konnte wieder deutlicher sehen. Wir folgten nun einem Pfade; bald darauf aber theilte er sich mehrmals, und selbst den scharfen Sinnen meiner Begleiter gelang es nicht mehr, den richtigen Weg, gewöhnlich den am meisten ausgetretenen, festzuhalten. Bald merkten wir, daß wir vom richtigen Wege abgekommen waren, es war uns nicht mehr möglich wie bisher die Sümpfe zu umgehen oder die Fuhrten zu finden, deshalb gingen wir zurück und nahmen einen andern, diesmal den richtigen Weg. Ich schoß während des Marsches einiges Geflügel, welches wir an einem angezündeten Feuer brieten, denn die Sonne brannte mit voller Gluth und die Kraft drohte mich zu verlassen. Etwas gestärkt durch den Imbiß setzten wir den Weg fort und trafen im Laufe des Nachmittags abermals auf Rinderhirten, welche aber sofort die Flucht ergriffen. Wir wußten jetzt, daß wir in der Nähe des Dorfes waren und von ihnen angemeldet wurden. Bald darauf hörten wir denn

auch den dumpfen Schall von Trommeln und eine Menschenmenge wälzte sich, unordentlich drängend und unter betäubendem Geschrei auf uns zu, die Männer mit Lanzen und einigen Gewehren bewaffnet voraus, Weiber und Kinder hinterdrein. Auf etwa hundert Schritte herangekommen machten sie halt; sie getrauten sich nicht mehr weiter, wir blieben ebenfalls stehen. So betrachteten wir uns eine Zeitlang gegenseitig, ohne daß die Balavé zu einem Entschluß gekommen wären. Um der Sache ein Ende zu machen ging ich vorwärts; aber sofort wich der Haufen zurück und nahm eine drohende Haltung an. So entschloß ich mich denn mein Gewehr hinzulegen, schrie jenen zu und machte ihnen durch Zeichen verständlich, es ebenso zu machen. Nach langer Berathung kamen zwei derselben näher, ich rief meinen Begleitern zu im Falle eines Angriffes sofort zu schießen und ging denselben in Gottes Namen bis in die Mitte des uns trennenden Raumes entgegen. Als wir uns bis auf sechs Schritte genähert hatten, hockten wir auf die Erde nieder und nun begannen die Unterhandlungen. Ich verstand kaum ein Drittel des Gesagten, hörte aber immer das Wort Amboa-Lambo (Schwein-Hund), womit meine Begleiter, welche ihres kurz geschorenen Haares wegen für Hova gehalten wurden, gemeint waren; denn diese schienen sie am meisten zu beunruhigen. Aber ich versuchte nach Kräften meine friedlichen Absichten darzulegen, versprach Geschenke, betheuerte meine Freundschaft wohl hundert Mal, erklärte zu kommen um Handel zu treiben, und endlich nach fast zweistündigen Unterhandlungen verständigten wir uns so weit, daß mir Gastfreundschaft und eine Hütte gewährt werden sollte. So kehrte ich denn zu meinen Begleitern zurück, ergriff meine Waffen und setzte dann inmitten des heulenden und tobenden Volkshaufens den Weg nach dem Dorfe fort. Ich war übermüde, und sobald man uns ein armseliges Hüttchen angewiesen, drängte ich die Leute hinaus und befestigte die Thüre von innen, so gut es ging. Draußen herrschte wüstes Geschrei bis in die halbe Nacht hinein; man umstand die Hütte, schaute durch die Ritzen und versuchte öfters die Thür aufzumachen um hereinzukommen. Endlich wurde es ruhig und ich schlief ein mit dem Entschluß Stand zu halten, was auch kommen möge; denn die Haltung dieser Leute hatte mich genügend belehrt, daß von ihnen nicht viel Gutes zu hoffen sei. Am andern Morgen begab ich mich zu dem Könige, denn so heißt hier der Chef jedes größern Dorfes. Ich fand in ihm einen häßlichen Mann mittleren Alters mit spitzem Gaunergesicht, der kaum meinen Gruß erwiderte, und dessen Augen begierig auf den mitgebrachten Geschenken ruhten, die einer meiner Leute trug, während der andere zur Bewachung der Hütte zurückgeblieben war. Es begannen dann wieder ähnliche Unterhandlungen wie zuvor, wobei wieder meine unglücklichen Diener den Stein des Anstoßes bildeten. Ich zog mich nach langem Hin- und Herreden zurück ohne eine bestimmte Antwort zu erhalten und verbrachte den ganzen Tag in der angewiesenen Hütte in der Hoffnung auf einen Gegenbesuch, unaufhörlich von der Bevölkerung umlagert und angeglotzt.

Die Balavé sind kleiner und schwächer als die Boilakertra und heller von Farbe; diese ist gelbbraun. Sie sind zierlich gebaut, ihr Kopf ist schmal und spitz, ebenso das Gesicht, aus dem kleine, blutunterlaufene Wolfsaugen hervorblinzeln. Das Haar ist struppig und in unzählige kleine Zöpfe geflochten, welche gerade in die Höhe stehen. Bei den Frauen sind dieselben länger und die Enden in Knoten geschlungen. Die Kleidung der Männer bestand aus einem Stücke weicher Rinde, wie bei den übrigen Malgaschen um die Hüften geschlungen und zwischen den Beinen durchgezogen als Suspensorium dienend; darüber trugen einige einen Sack aus rohem Geflecht mit zwei Löchern für die Arme, ein über die Schulter befestigter Strick bewahrte ihn vor dem Herabrutschen. Die Weiber bedienen sich eines ähnlichen Geflechtes, welches, bis zu den Knien herabreichend, den Unterkörper bekleidet und um den Leib durch einen Gurt festgehalten wird, welcher aus Baumrinde besteht und hinten sattelähnlich dick gepolstert ist. Bei solchen, die Kinder hatten, hingen diese am Rücken, hielten sich mit den Armen am Halse der Mutter fest und während der Gürtel ihre untere Hälfte umschloß, so daß sie gleichsam auf ihrer Mutter ritten, diente das Polster ihnen zur Stütze des Hintertheils. Einige Frauen trugen Perlenketten als Schmuck, andere aneinander gereihte Holzstückchen, auch hatten sie in den Ohrläppchen kleine Holzpflöcke oder kupferne Polsternägel stecken. Die Brust dieser Weiber war mit einem etwa sechs Zoll breiten Geflechtstreifen bedeckt, welcher auf der vorderen Seite durch schwarze Fäden mit viereckigen Figuren übernäht war und so knapp anschloß, daß er nicht über die Schultern ging, sondern von unten herauf, über Hüften und Leib bis an seinen Platz gestreift werden mußte.

Auf unsere Frage nach Lebensmitteln unter Vorzeigung einiger Perlen schleppten sie, in der ersten Begierde nach diesem Schmuck, bald eine solche Menge Hühner, Reis und Maniokwurzeln herbei, daß es uns, da ich in der Vorahnung schlechter Zeiten alles aufkaufte, schwer wurde die Sachen in dem engen Raume zu bergen. Wir hatten große Mühe die Leute am Eindringen zu verhindern und deshalb die Thüre so festgebunden, daß nur eine schmale Oeffnung blieb, genügend um unsern Tauschhandel zu betreiben. Die Hütten waren im Ganzen den schon beschriebenen ähnlich, nur sehr klein, und hatten einen erhöhten Fußboden, der aus der Rinde der Ravinala bestand und auf Querstangen befestigt war. Fenster fehlten gänzlich und die Thüren bestehen aus demselben Material wie die Wände; sie bewegen sich daher nicht in Angeln, sondern werden auf der inneren Seite vorgeschoben und durch einen im obern Theil der Oeffnung quer gespannten Strick am Umfallen verhindert.

Wir warteten an diesem Tage vergebens auf den Besuch des Königs Fangatséra. Die ganze männliche Bevölkerung schien unterdessen fortwährend über dies Ereigniß zu berathen, welches in der Geschichte der Balavé noch nicht vorgekommen war. Wir legten uns frühzeitig zur Ruhe in der Hoffnung, daß die Leute sich allmählich an unsern Anblick gewöhnen und uns weniger abstoßend entgegenkommen würden, wenn sie zur Einsicht gelangten, daß unser Hiersein ihnen nur zum Vortheil gereiche. Es mochte gegen Mitternacht sein, als das Knurren der Hunde uns aufweckte. Gleich darauf wurde an die Thüre gepocht und es hieß, der König sei draußen und begehre Einlaß. Ich ließ öffnen, da die elende Hütte ja doch nur scheinbar Sicherheit gewährte, und sofort drängte sich Fangatséra, gefolgt von einem Haufen Bewaffneter, herein. Ohne lange Einleitung erklärte er kurz und bündig unser Geschenk sei unzureichend, und wenn wir hier bleiben wollten, hätten wir ihm mehr zu geben; in unserer Heimath seien wir frei nach Belieben zu handeln, hier aber sei er Herr und thue, was er wolle. Darauf machte er sich ohne weitere Umstände über das Gepäck her, wühlte alles um und um, warf Baumwollenzeug, Perlen, Spiegel, mehr als die Hälfte, beim Scheine eines angezündeten Feuers auf einen Haufen, den er für ein seiner würdiges Geschenk erklärte, zugleich an mich das Ansinnen stellend ihm noch ein rothes Wollhemd, welches ich gerade trug, sofort zu übergeben. Ich muß gestehen, daß mich das

ganze Treiben so sehr verblüfft hatte, daß ich bis jetzt sprachlos dastand und an keinen Widerstand auch nur gedacht hatte. Die letzte Unverschämtheit aber trieb mir das Blut in die Schläfe, ich trat zurück, ergriff mein Gewehr und erklärte dem König, er handle wie ein Dieb und Räuber, er möge sich packen mit dem, was er bereits gestohlen habe, aber eher als daß ich mein Hemd auszöge, schösse ich ihm den Kopf von den Schultern herunter, wenn ich auch hernach in tausend Stücke gehackt werden sollte. Er schien genug verstanden zu haben, denn er zog sich zurück. Seine Begleiter thaten dies nur widerstrebend, denn sie hatten wahrscheinlich gehofft das Werk ihres Herrn fortsetzen und sich in den Rest meines Eigenthums theilen zu können. Ersterer schien übrigens durch diesen Erpressungsversuch vorläufig zufriedengestellt zu sein, denn am andern Morgen erschien er und willfahrte meinem Wunsche, mir außerhalb des Ortes eine Hütte bauen zu lassen. Es befand sich nämlich etwa 10 Minuten südlich von diesem ein kleiner Hügel, von dem aus man Umschau halten konnte und in dessen mit Wald bewachsener Umgebung ich einiges zu sammeln hoffen durfte, ohne den ganzen Tag über von den Dorfbewohnern gequält und beobachtet zu werden. Zwei Tage nachher bewohnten wir bereits die neue geräumige Hütte. Während meine Leute scheinbar beim Bau halfen, hatten sie heimlich Pfähle zugespitzt, mit welchen wir noch in derselben Nacht eine Palissade um das Haus errichteten, so daß wir wenigstens vor direkter Annäherung an die Wände desselben geschützt waren, indem wir einige Hunde in dem Zwischenraume Nachts frei ließen. Es ist nämlich in Madagaskar etwas Gewöhnliches, daß Schlafende durch die Hüttenwände hindurch von leise herangeschlichenen Räubern durchbohrt werden, oder auch daß diese die Wände äußerst geschickt und geräuschlos dort durchschneiden, wo die zu stehlenden Sachen stehen, diese mittels eines kräftigen Ruckes an sich reißen und in der Dunkelheit der Nacht pfeilschnell damit verschwinden, ehe die überraschten Bewohner sich des ganzen Vorganges klar geworden sind. Denn wenn auch auf der Feuerstelle der Hütte sich meistens glimmende Kohlen befinden, so dauert es doch einige Zeit, bis dieselben zur Flamme angefacht sind und den Raum so weit erhellen, daß ein Urtheil über das Vorgefallene möglich wird. In den meisten Gegenden treiben sich des Nachts die Rinderherden in den Ortschaften herum, reiben sich beständig an den Hütten oder schlagen nach Fliegen und dabei wohl sogar durch die Wände durch; außerdem nagen Ratten fast die ganze Nacht über an verschiedenen Gegenständen, so daß selbst das feine Gehör der Malgaschen die heimliche Arbeit eines Spitzbuben überhören kann, was auch oft bei den Hunden vorkommt, da sie ebenso wie die Menschen gegen das ewige nächtliche Geräusch abgestumpft sind.

In diesem Blockhause lebten wir etwa 14 Tage mit Sammeln beschäftigt. Ich will jedoch, bevor ich auf die Entwickelung unseres Verhältnisses zu den Eingeborenen zurückkomme, hier mittheilen, was ich im Stande war, in dieser kurzen Zeit über dieselben in Erfahrung zu bringen.

Die Balavé bilden einen Volksstamm, der etwa 3000 Krieger stark, aber in viele Nebenstämme getheilt ist. Sie bewohnen oft Jahre lang dieselben Dörfer, oft aber auch wechseln sie dieselben, sowohl aus Rücksicht auf die Weideplätze und um für den Reisbau neues fruchtbares Land zu gewinnen, als auch aus abergläubischen Ursachen, bei Krankheiten und Todesfällen, welche ihnen unnatürlich erscheinen u. s. w. Sie betreiben weder Ackerbau noch Viehzucht mit Fleiß und Umsicht, sondern begnügen sich damit, nur das Allernothwendigste zu erstreben, denn sie sind so faul, daß sie z. B. lieber Hunger leiden als an regnerischen kalten Tagen sich der Mühe zu unterziehen Brennholz herbeizuschaffen. Dagegen sind sie im Stehlen und Vagabundiren wahre Meister, aber sie hüten sich sehr ihre mächtigeren Nachbarn mit ihren Raubzügen heimzusuchen, da sie, wenn auch geschickt in der Handhabung der Waffen, doch überaus feige sind. Die schwachen kleinen Stämme, sowie solche, welche durch ein anderes Gebiet von ihnen getrennt sind, wo also die Urheberschaft der begangenen Frevel ihnen schwer nachzuweisen ist, werden von ihnen in Rotten von 10 bis 20, oft auch nur von 2 bis 3 Männern besucht, um Vieh und noch lieber Sklaven zu stehlen, welche sie dann an die südlicher wohnenden Baren verkaufen. Werden sie auf ihren Streifereien erwischt, so ist zwar ein sicherer Tod ihr Loos; aber sie setzen sich dieser Gefahr eher noch aus, als daß sie sich einer regelmäßigen Thätigkeit hingäben. Uebrigens sind sie sich derselben gar nicht bewußt, sondern unternehmen ihre Reisen im blinden Vertrauen auf die sie schützenden Zaubermittel: irgend ein Stückchen Holz oder ein Pulver, welches sie in der abgeschlagenen Spitze eines Rinderhorns bewahren und an einer Schnur um den Hals tragen. Die einzelnen Stämme sind von eigenen Königen beherrscht, welche jedoch keine große Macht ausüben, sich auch zeitweilig, wenn auch selten und nie lange, unter einander befehden. Balavé heißt weiter nichts als „Ratte“, ein Spitzname, welchen alle diese Stämme zusammen von den übrigen Malgaschen in Folge ihres gefräßigen, ekelhaften und spitzbübischen Wesens erhielten. Unter sich unterscheiden sich dieselben aber wieder durch eigene Namen. Die meisten Unterabtheilungen benennen sich nach ihren Häuptlingen. Diese Leute sind nicht ohne Begabung, aber sie wenden sie nur zum Bösen an, denn Raublust und Faulheit haben in ihrer Natur so tiefe Wurzeln geschlagen, daß sie nicht zu bändigen sind. Man könnte die Balavé die Rothhäute Madagaskars nennen. Die Herrscherwürde ist bei ihnen nur dann erblich, wenn der Sohn des Königs die gewünschten Eigenschaften und vor allen Dingen das nöthige Alter besitzt, sonst wählt man unter den vorhandenen bejahrten Männern, da man nur solchen die nöthige Erfahrung zutraut. Ein solcher König wirkt gewöhnlich durch einen ihm ergebenen Anhang, persönlich werden ihm nicht mehr Ehren erwiesen, als bei uns einem Bürgermeister oder Ortsvorsteher. Die Vielweiberei ist auch hier wie überall Sitte, die Heirath selbst mit gar keinen Ceremonien verknüpft, sondern beruht auf gegenseitiger Uebereinstimmung. Nach dieser wird sie geschlossen und auch ebenso leicht wieder getrennt. Bei der Scheidung herrschen übrigens bestimmte Regeln, welche streng eingehalten werden, denn obwohl dieselbe leicht zu vollziehen ist, so bleibt das Weib doch in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß zum Gatten, während letzterer dagegen jeder Verpflichtung der Frau gegenüber entbunden wird.

Stanley am Kongo.

II.

Auf der diesjährigen Versammlung der „British Association“ zu Southport berichtete am 24. September Mr. H. H. Johnston, ein Naturforscher, welcher den Earl of Mayo nach dem Cunene begleitete (s. oben S. 222) und dann den untern Kongo besuchte, über seine Eindrücke von der letzteren Reise.

Die unterste Station Vivi liegt in einer Höhe von 360 Fuß über dem Meere und von 270 Fuß über dem Kongo auf einer vorspringenden Felsklippe, welche nach dem Strome zu höher wird und fast nur von der Landseite aus zugänglich ist; auf ihrem Gipfel unmittelbar über dem Flusse trägt sie eine ebene und horizontale Plateforme von c. 80 Fuß im Quadrat, und dort liegen die hauptsächlichsten Gebäude der Station. Von dort brauchte Johnston $3^1/_2$ Tage bis zur nächsten Station Isangila (58 engl. Miles); der Weg dorthin ist nur ein Pfad der Eingeborenen, der stellenweise im Sumpfe oder im hohen Grase sich verliert. Um so schöner ist hier und da die Landschaft, abwechselnd grüne Berge und dichtbewaldete Schluchten mit zahlreichen schäumenden Flüssen. Isangila liegt, wie die meisten Stanley'schen Stationen, auf einem hohen Berge über dem Flusse und bietet einen großartigen Blick auf die mächtigen Kongo-Fälle gegenüber dar. Die Entfernung von Isangila nach Manyanga, 80 engl. Miles, wurde in einem kleinen Flußdampfer in vier Tagen zurückgelegt; auf dieser Strecke ist die Strömung entsetzlich stark und die Landschaft armselig und uninteressant. Manyanga indessen ist eine schöne Station und sehr gut mit Lebensmitteln versehen; zuweilen kann man in einer Woche auf den umliegenden Märkten an 500 Eier kaufen. 20 Miles weiter aufwärts liegt am südlichen Kongo-Ufer unweit einer sehr bedeutenden Stadt gleichen Namens die hübsche Station Lutete, und 80 Miles weiterhin der Stanley Pool. Auf letzterer Strecke ist die Landschaft schön und gut bevölkert, und längs dieser ganzen großen Elfenbeinstraße wächst in Menge die durch eingeborene Händler von der Küste aus eingeführte Ananas. Weiter folgt die Station Ngoma und 15 Miles höher hinauf Leopoldville am unteren Ende des Stanley Pool, auf einer beherrschenden Höhe gelegen mit der Aussicht auf Mfwa oder Brazzaville, die französische Konkurrenz-Station am Nordufer des Pool, welche nur aus einem halben Dutzend Hütten besteht, und deren Einwohner kaum eine Erinnerung an den hastig durchreisenden Savorgnan de Brazza bewahrt haben. Sechs Tage Ruderns brachten den Reisenden von dort nach der Station Msuata an der Mündung des Quango, wo ihn die höchst interessante Natur der Umgegend sechs Wochen lang fesselte. Dieselbe wird weiter stromaufwärts nach dem eine Woche Ruderns entfernten Bolobo hin immer schöner, und die Lage Bolobos sebst an dem prachtvollen breiten Strome und zwischen den unvergleichlichen Wäldern läßt sich schwer in Worten beschreiben; leider aber machen Muskitos das Leben dort unerträglich. Eine Tagereise oberhalb Bolobos endete Johnston's Fahrt.

Die Hauptvölker am Kongo zwischen Bolobo und dem Stanley Pool sind die Bateke, Bayansi und Wabuma, insgesammt verhältnißmäßig junge Anwohner des Stromes. Die Bateke stammen von Nordwesten aus der Gegend zwischen Ogowe und Kongo, während die Bayansi, die großen Reisenden und Händler vom obern Kongo, denselben vom Aequator und von Nordosten her heruntergekommen sind, und die Wabuma am untern Quango hausen. Früher scheinen sie weiter nordwestlich gesessen zu haben und von den Bateke über den Kongo nach Süden getrieben worden zu sein; von den Bateke und Bayansi, die ihnen an Schönheit voranstehen, werden sie oft zu Sklaven gemacht und sie sind wohl nach Sprache und Ursprung mit den Aboma verwandt, welche de Brazza am obern Ogowe und der Alima gefunden hat. Alle diese Eingeborenen sind freundlich, lustig, von höflichem Betragen, körperlich prachtvoll entwickelt und von großem künstlerischen Geschicke, das sich in der Ausschmückung ihrer Geräthschaften und Waffen zeigt. Ihre Sprachen sind Dialekte vom ausgeprägtesten Bantu-Charakter; die der Wabuma ist stark guttural, gleicht aber in vielen Worten etwas dem Mpongwe am Gabun. Das Bateke ist mehr dem Kongo verwandt und das Bayansi zeigt einige Aehnlichkeit mit den Sprachen der Ostküste. In allen diesen Sprachen sind viele Worte fast gleichlautend mit denen im Kaffir, Kiswaheli und Damara, so daß Zanzibar-Leute sich oft in ihrem eigenen Dialekte am Kongo verständlich machen können.

Vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus kann man das von Johnston bereiste Gebiet in drei Theile zerlegen: die Küstenlandschaft, die Katarakten und der obere Kongo jenseit des Stanley Pool. Die Küstenlandschaft ist einfach sumpfiges Waldland, welches in Flora und Fauna genau der Goldküste und Ober-Guinea gleicht; die Region der Wasserfälle ist armselig und gleicht in naturhistorischer Beziehung mehr Angola. Beim Stanley Pool jedoch tritt ein großer Wechsel in Fauna und Flora ein und es erscheinen plötzlich viele neue Formen von Vögeln, Insekten und Pflanzen; diesen Charakter behält die Thier- und Pflanzenwelt nach Stanley's Angaben unverändert bis zu den Stanley-Fällen bei. Zu bemerken ist, daß Schweinfurth am obern Uëlle einige Pflanzen, namentlich Palmen, beobachtete, welche Johnston zuerst am Stanley Pool und jenseit desselben zu Gesichte bekam. Das Klima am obern Kongo ist sehr angenehm und nach Johnston's Erfahrungen auch gesund. Die größte Hitze zu Mittag war 96° F. ($28^4/_9$° R. oder $35^5/_9$° C.) im Schatten; doch die gewöhnliche und fast unveränderliche Temperatur zur Mittagszeit beträgt 87° F. ($24^4/_9$° R. oder $30^5/_9$° C.) und 65° F. ($14^2/_3$° R. oder $18^1/_3$° C.) in der Nacht.

Nach Schluß seines Vortrages verlas Mr. Johnston Auszüge aus einem Briefe Stanley's, datirt Leopoldville am Stanley Pool, 23. Juli 1883, worin derselbe mit scharfen Worten gegen die (in der That ungerechtfertigten) Ansprüche der Portugiesen auf den Kongo eifert und es für Englands Aufgabe erklärt, jene Gebiete zu seinem Nutzen auszubeuten und unter sein Protektorat zu nehmen. Jene Völker den Portugiesen ausliefern, hieße, sie mit Leib und Seele der Hölle und Sklaverei übergeben; Livingstone, ein Engländer habe den Kongo entdeckt, mit englisch-amerikanischem Gelde sei er weiter erforscht, mit internationalem, zum Theil aber englischem Gelde der Welt nutzbar gemacht worden. Englische Waaren, Produkte und Manufakturen

dienten jetzt dazu, die Liebe der Kongo-Völker zu gewinnen. Und alle diese Opfer (!) könne England nicht hingeben zu Gunsten der Portugiesen, welche diese Perle unter den Flüssen Afrikas nahezu vier Jahrhunderte lang unbenutzt haben liegen lassen. Diese Ausführungen wurden zwar von der geographischen Sektion der British Association mit Jubel begrüßt; die „Times“ indessen lehnen den Stanley'schen Antrag kühl ab und verlangen lediglich, daß der mächtige Strom allen Völkern zu freiem Handel und Verkehr geöffnet bleibe.

Dasselbe ist auch der Wunsch des belgischen Lieutenants Van de Velde, welcher unter Stanley gedient hat, aber wegen Vernachlässigung der nöthigen Vorsichtsmaßregeln erkrankte und heimkehren mußte. Derselbe theilte einem Korrespondenten des „New York Herald“ in Funchal auf Madeira mancherlei über den Stand der Dinge am Kongo mit. Danach sollen die Franzosen an der Loango-Küste sehr gewaltthätig vorgegangen sein und das Dorf Manipomba, dessen Häuptling ihnen kein Land verkaufen wollte, eingeäschert haben. Van de Velde bestätigt ferner die Nachricht (s. oben S. 224), daß Stanley die Mündung und sogar den Lauf des Quillu (Kiwilu) bis zum Stanley Pool hin mit seinen Stationen (dieselben heißen Rudolfstadt, Baudouinville, Franktown und Stephanieville) und Leuten besetzt habe; in solcher Weise sei eine prächtige Gegend dem Handel erschlossen, und dem armen Hrn. de Brazza der Boden so vollständig unter den Füßen weggezogen worden, daß seine Reise nach Afrika eine harmlose „promenade militaire“ ohne jeden praktischen Nutzen sei; bis jetzt habe er nichts gethan und werde auch nichts thun und erreichen, wenigstens in der Richtung nach dem Stanley Pool hin, und wenn er so lange in Afrika verweilte, wie ihm beliebte.

Als Lieutenant Van de Velde den Kongo verließ, befand sich de Brazza mit zwölf weißen Begleitern an dem einsamen, niederdrückenden Orte, der mit dem Namen „Franceville“ beehrt wurde (am obern Ogowe); er dachte an einen Vormarsch nach Stanley Pool, wollte dort aber nur einen kurzen Halt machen und so rasch als möglich weiter in das Innere vordringen. Gefahr eines feindlichen Zusammenstoßes zwischen den beiden Rivalen war nicht im geringsten vorhanden.

Van de Velde glaubt an eine große kommercielle Zukunft sowohl von Vivi, als auch von Nyangwe, dem letzten Ziele der Stanley'schen Unternehmung, und hält die Zeit für gekommen, daß große Handelsgesellschaften Stanley's Spuren folgen und seine bisherigen Errungenschaften nutzbar machen.

Kürzere Mittheilungen.

Eine alte schwedische Kolonie in Rußland.

In einer besonders schönen Gegend am rechten Ufer des Dniepr, nahe der Mündung des Flusses in das Schwarze Meer, liegt das Dorf Staro-Schwedskaja. Die Vorväter der jetzigen Bewohner desselben sind von der Insel Dagö in den estländischen Schären gekommen, welche seit uralten Zeiten in einigen Dörfern der Nordwestküste eine schwedische Bevölkerung gehabt hat. Das starke Selbständigkeitsgefühl erregte schon Mitte vorigen Jahrhunderts in den Bauern der Gemeinde Roick den Wunsch, auszuwandern. Erst Katharina II. entsprach diesem Wunsche, indem sie durch einen Ukas vom 8. März 1781 den schwedischen Bauern von Dagö im Inneren Rußlands ein neues Heim anwies. Dem Fürsten Potemkin wurde die Leitung der Uebersiedelung übertragen. Im August des genannten Jahres trat die ganze aus 1200 Personen bestehende Gemeinde ihre Reise an. Zuerst wurden die Auswanderer seewärts nach Reval befördert, von wo die 2000 Werst lange Wanderung durch das unbekannte Land begann. Im Mai 1782 wurde das Ziel erreicht, aber 300 Personen waren den Beschwerden der Reise erlegen. Eine Landstrecke von 12 000 Dessätinen war den Auswanderern zur Kolonisirung angewiesen. Die Gegend war indessen sehr öde und außerdem hatte die Kolonie unter den Raubzügen der krimschen Tataren zu leiden. Das neue Heim war somit nicht nur unwirthlich, sondern auch im höchsten Grade unsicher. Die Schweden brachen deshalb wieder auf und ließen sich in der Nähe der neugegründeten Stadt Cherson nieder. Nachdem aber bald darauf das Chanat Krim von den Russen erobert worden, nahmen die Schweden ihre jetzigen Wohnplätze in Besitz und begannen mit aller Kraft den Boden zu bebauen und Wege anzulegen. Die Kolonie befindet sich heute in blühendem Zustande. Die Häuser sind aus Kalksteinen errichtet, welche einem nahe belegenen Kalksteinbruche entnommen werden. Die Langseite der Häuser ist dem Hofe zugekehrt und der Giebel nach estländischem Brauch der Straße. Die Häuser sind von wohlgepflegten Gärten, bestanden mit guten Obstbäumen und schattigen Akacien, umgeben, deren saftiges Grün für die weißen Wände der Häuser den schönsten Hintergrund bildet. Die Wohnräume sind dürftig, zeugen aber von der größten Ordnung und Sauberkeit. Der Gesundheitszustand der Leute ist meistens vorzüglich, so daß ein Arzt selten in Anspruch genommen wird. Das Kommunalwesen dieser schwedischen Kolonisten ist vollkommen patriarchalisch. Die Entscheidung der Aeltesten ist maßgebend und nach alter Sitte die höchste Instanz in allen Fragen. Widersetzt sich jemand derselben, was jedoch äußerst selten geschieht, dann verliert er die Achtung und das Vertrauen aller. Daß ihre alte Nationalität ihnen nicht gleichgiltig geworden ist, sondern daß sie noch mit Leib und Seele Schweden sind, wird durch die allgemeine Freude bewiesen, die der Besuch eines Landsmannes immer hervorruft. Obwohl alle Erwachsenen der russischen und deutschen Sprache mächtig sind, so haben sie doch als Umgangssprache die schwedische beibehalten. Diese ihre alte Muttersprache sprechen sie jetzt noch merkwürdig rein. Viele alte heimische Gebräuche sind bei ihnen noch in Uebung. Eine schöne und geräumige Kirche sowie ein Schulhaus sind vorhanden, aber ein eigener Prediger fehlt zur Zeit; die Prediger der angrenzenden deutschen Gemeinden besuchen deshalb öfter das Schwedendorf.

Sulu.

Jene Mohammedaner der Insel Sulu, deren religiöser Fanatismus sie antreibt durch meuchlerische Ueberfälle die Zahl der spanischen Zwingherren zu vermindern, wurden von den Spaniern Moros juramentados oder schlechtweg Juramentados genannt. Längere Zeit hatten diese malaischen Assassinen nichts von sich hören lassen; um so unerwarteter kamen zwei blutige Ereignisse im Juni dieses Jahres. An einem Morgen dieses Monats saßen auf einer Bank vor der Thüre eines chinesischen Krämers mehrere Officiere und ein Militärkaplan, die einen mit der Zeitungs-

lektüre, die anderen mit arglosem Geplauder beschäftigt. Drei Sulu-Leute traten in den Laden unter dem Vorwande etwas zu kaufen; kaum hatte der Chinese ihnen den Rücken gekehrt, um die verlangten Waaren zu holen, als die Assassinen ihre im Gewande verborgenen haarscharfen Dolche (Kris) zückten und sich über die ahnungslosen Spanier stürzten. Im Augenblicke war ein gräßliches Blutbad angerichtet. Drei Officiere, ein Militärarzt und der Kaplan lagen sofort todt oder tödtlich verwundet auf dem Boden, eine in der Nähe befindliche Abtheilung von Soldaten verhinderte weiteres Blutvergießen, doch gelang es den Juramentados zu entkommen. Wenige Tage darauf wurden fünf Soldaten, welche sich unvorsichtiger Weise in den Buschwald vorgewagt hatten, plötzlich von einem Dutzend Assassinen überfallen und zwei von ihnen getödtet.

Es gährt überhaupt im Reiche des Sultans von Sulu bedenklich; sein Thron ruht auf morschen Füßen, er ist bei seinen Unterthanen nicht beliebt, den Spaniern hingegen verdächtig. Die Spanier würden es überhaupt lieber sehen, daß sein Bruder, der Datto Rajah Muda, die Regierung in die Hand nähme. Am 1. Juli kam auch der Rajah Muda, zum erstenmale, seit die Spanier Sulu okkupirt haben, nach der spanischen Festung. Er wurde von dem Gouverneur mit ostentativer Freundlichkeit empfangen, ja der spanische Würdenträger sagte es ihm offen in das Gesicht, daß die Regierung die Sultanin-Mutter und ihn wegen ihrer loyalen Gesinnung sehr achtete, daß sie aber Grund hätte über die verdächtige Aufführung seines Bruders, des Sultans, sich lebhaft zu beklagen. Um dieselbe Zeit kam einer der loyalsten Anhänger der Spanier, der Sherif Naquit von Tandú nach der Festung, um die Wunden sich heilen zu lassen, welche er und sein Weib in einer Fehde mit den Söhnen des verstorbenen Datto Asibi davongetragen hatten. Die Zeitungen von Manila fordern mit Hinweis auf diese Vorfälle die Regierung auf, der Sultanie Sulu und den anderen kleinen Fürstenthümern ein Ende zu bereiten und den ganzen Sulu-Archipel auf denselben Fuß zu setzen wie die übrigen Provinzen der Philippinen. F. B.

Die Geographie des Feigenbaumes.

Der geographischen Verbreitung des Feigenbaumes und namentlich der Kaprification, d. h. dem Verfahren, die abgefallenen ersten Früchte des wilden Feigenbaumes in die Aeste des zahmen zu hängen, damit die herauskommenden Gallmücken (Blastophaga grossorum Grav.) die Früchte anstechen und dadurch erst zur vollen Entwickelung bringen, hat der bekannte Botaniker Graf Solms-Laubach eine Monographie gewidmet, deren Resultate, die Frucht jahrelanger Arbeit, auch für den Geographen interessant sind. Der wilde Feigenbaum (griechisch Erineos, lat. Caprificus, ital. Profico) ist demnach allenthalben am Mittelmeere seit der Tertiärzeit heimisch und hat sogar damals bis ins Pariser Becken hinaufgereicht. Die veredelte Feige dagegen war den alten Griechen noch unbekannt, die Ilias kennt sie nicht, die Odyssee nur an wenigen, sämmtlich verdächtigen Stellen; erst um 700 v. Chr. erwähnt sie Archilochos von Paros. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Veredelung auf semitischem Gebiete erfolgte, und zwar wahrscheinlich in Südost-Arabien, denn der semitische Name der Feige, Ti'n, gehört nach Lagarde dem Dialekt des dort wohnhaften Bahrâ-Stammes an. Durch Idumäa und Cölesyrien kam sie schon zur Zeit des ersten Beginnes unserer Geschichte nach Phönicien, und getrocknete Feigen bildeten einen Hauptartikel der kühnen Händler. Wo sich Phönicier am Mittelmeer dauernd niederließen, pflanzten sie den Feigenbaum, und führten die jedenfalls von ihnen früh erfundene Kaprification ein. Wo sie nur handelten, ohne Niederlassungen zu errichten, hüteten sie sich wohl, ihr Monopol zu beeinträchtigen, aber die nach dem leckeren Obst lüsternen Stämme mögen wohl oft genug den Versuch gemacht haben, durch Aussaat von Samen aus den Früchten den Baum selbst zu erziehen. Entsproßte dem Samen auch in weitaus den meisten Fällen nur der Kaprificus, so gab es doch hier und da einmal, wie noch heute, auch Sorten mit eßbaren Früchten, welche dann sorgsam weiter gezüchtet wurden. Das Geheimniß der Kaprification aber blieb solchen Stämmen natürlich unbekannt, und wenn es ihnen in späteren Zeiten vielleicht mitgetheilt wurde, hatten sie sich bereits überzeugt, daß es überflüssig sei. So kann man noch heute die Gegenden, welche die Feigenkultur von den Phöniziern — oder auch von den Griechen, welche das Geheimniß schon früh erlernt hatten — erhielten, leicht unterscheiden von denen, welche sie von sich aus einführten; erstere üben heute noch die Kaprification, letztere nicht.

Die Kaprification ist heutzutage für das Süßwerden der Feigen ganz oder doch bei weitaus den meisten Sorten absolut überflüssig; aber eine Samenbildung kann, da die Feige nur weibliche Blüthen enthält, nur erfolgen, wenn eine Gallmücke den Pollen des wilden Feigenbaumes hineinbringt. Eine Ausnahme macht eine Sorte, welche an der Loire inférieure kultivirt wird und offenbar aus Samen entstanden ist; sie hat männliche und weibliche Blüthen, aber die ersteren, welche im vorderen Theile sitzen, reifen später, und der ganze vordere Theil der Feige bleibt hart und wird beim Essen weggeworfen. Ko.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Im vergangenen Sommer ist bekanntlich eine zweite Expedition, bestehend aus Karl Humann, Dr. Puchstein, dem Arzte Dr. von Luschan und anderen, von Alexandrette nach dem Nemrud-Dagh gesandt worden, um das mächtige Antiochus-Denkmal desselben weiter zu untersuchen (s. „Globus" Bd. 43, S. 76 und 89 mit Karte und Plan). Diese Arbeiten sind zum Abschlusse gekommen; schon am 20. Juni schrieb Dr. von Luschan, daß er etwa 2000 photographische Aufnahmen gemacht habe, darunter große Serien von Kurden-Typen. Unlängst ist nun das von Humann entworfene Itinerar dieser neuen Reise im Maßstabe 1 : 200 000 in Berlin eingetroffen. Humann schreibt darüber an Prof. Kiepert aus Smyrna, 22. September: „Vieles werden Sie darin vermissen und das Meiste, was ich bringe, ist nicht neu (?). Die Reise über den Beilan-Paß [1]) und dann am östlichen Fuße des Amanus mußte ich auf der Hinreise des Morastes, auf der Herreise der Fieber wegen aufgeben. Der Arslan-Boghaz [2]) ist aber jetzt genau gelegt, und auf der Rückreise fand ich den viel bessern Uebergang durch das Bulanik-dere, der zwar in größere Höhe führt, aber leise steigt und fällt, fast immer guten erdigen Weg und viele Quellen bietet. Germanicia [3]) bleibt, wie Sie sehen, leider noch zu finden; der große Train

[1]) Südlich von Alexandrette.
[2]) S. die Karte „Globus" Bd. 43, S. 77.
[3]) Von den Kirchenschriftstellern als Heimath des Ketzers Nestorius oft erwähnter Ort, der zwischen dem heutigen Aintab und Samsat gelegen haben muß.

hinderte seitliche Exkursionen, die bei der Ungewißheit der Arbeits-Ausdehnung und dem fernen Ziel auf die Rückreise verschoben wurden und dann der nahenden Cholera und Quarantäne wegen unterbleiben mußten. Von Samosata (Samsat) habe ich einen Situationsplan gemacht; Luschan hat von Nemrud-Dagh aus einen Ausflug nach Gerger unternommen und will ihn selbst in die Karte eintragen. Ich beginne jetzt, meine 50 Pläne, Skizzen ꝛc. ins Reine zu zeichnen und schreibe dann sofort den Rapport, so daß ich vor Weihnachten hoffentlich die ganze Sache abgeschüttelt habe und mich wieder in Pergamon versenken kann. . . . . ."

Afrika.

— Der „National-Zeitung" wird aus Aegypten geschrieben, daß die unter dem frühern Direktor des Statistischen Büreaus, Amici Bey, vorgenommene Volkszählung rücksichtlich der Bevölkerung von Kairo (mit angeblich 350 000 Einwohnern) und Alexandrien (mit angeblich 219 000 Einwohnern) auf Grund verschiedener Anhaltspunkte sich als unrichtig erwiesen hat, und daß jetzt unter Leitung des neuen Direktors Boinet eine neue Volkszählung in diesen Städten nach einer rationellen Methode vorgenommen werden soll.

— Ueber den Abschluß der Hamburgischen Expedition nach dem äquatorialen Ostafrika sind in Hamburg Briefe des Leiters Dr. Fischer (vergl. oben S. 192) eingetroffen, welchen der „H. C." Folgendes entnimmt: Dr. Fischer hatte sich die Aufgabe gestellt, von Pangani aus, das noch bisher von Europäern unbetreten gebliebene Gebiet der Masai zu durchreisen und wenn möglich bis zu dem, nur dem Hörensagen nach, bekannten Mbaringo-See vorzudringen. Nur noch sechs Tagereisen vom Ziele entfernt, verweigerten die Träger den Weitermarsch. 3000 Masai-Krieger hielten nämlich den Weg zum Mbaringo-See besetzt. Dieselben waren ohne Führung, da derjenige Mann, welcher einigen Einfluß auf sie hatte und sie von Gewaltthätigkeiten zurückhalten konnte, abwesend war. Ein Durchdringen durch jene zügellose Bande hätte den größten Theil der Dr. Fischer noch zur Verfügung gebliebenen Waaren gekostet; durch den Urwald zu ziehen und so die Feinde zu umgehen, weigerten sich die Träger aufs Entschiedenste. Dr. Fischer hatte Ende December 1882 Pangani verlassen und seine Route gen Norden durch Pare, Arusha, Sigirari u. s. w. gewählt. Heimwärts führte sein Weg in etwas westlicher Richtung um den Naivasha-See herum längs des Natron-Sees zum Vulkan Doeyo Ngai und von dort über Angaruka zum Meru-Berge. Unweit des Naivasha-Sees fand der Reisende eine größere heiße Quelle; ein Vulkan existirt dort nicht mehr, doch ist das bereiste Gebiet fast ganz vulkanischer Natur. Dr. Fischer bringt eine besonders reiche ethnologische Sammlung mit, ferner eine ornithologische Sammlung von über 260 verschiedenen Arten in 400 Bälgen; eine botanische und mineralogische Sammlung, verschiedene werthvolle, größere Säugethierbälge und viele Spirituspräparate. Von den 120 angenommenen Trägern desertirten achtzehn, ein verhältnißmäßig kleiner Procentsatz. Blutige Streitigkeiten, wie sie Fischer's Karawane auf der Ausreise in Sigirari zu bestehen hatte und welche den Reisenden der Londoner geographischen Gesellschaft, Mr. Thompson, Veranlassung zur Umkehr gegeben haben, gehören zu den gewöhnlichen Vorkommnissen und verhindern andere Karawanen durchaus nicht, das Gebiet später zu betreten. Fischer's Träger, welche einige Masai tödteten, befanden sich in der Nothwehr; nachdem die übliche Sühne in Gestalt von Eisendraht für die Getödteten gezahlt worden war, gingen die Parteien friedlich auseinander.

Dr. Fischer wird binnen Kurzem in Hamburg eintreffen, um der geographischen Gesellschaft persönlich über seine interessante und wichtige Reise Bericht abzustatten.

— Ueber die letzten Todesfälle unter den Mitgliedern der Stanley'schen Expedition melden die „Proceedings" der Londoner Geographischen Gesellschaft, daß Hauptmann Hanssen von den Eingeborenen getödtet wurde, als er versuchte, von Manyanga am untern Kongo über Land den Niari, den Oberlauf des an der Loango-Küste mündenden Quillu zu erreichen. Schwerer noch war ein zweiter Unfall auf dem Kongo selbst: Lieutenant Janssen, Abbé Guyot und acht von den sie begleitenden Zanzibar-Männern fanden ihren Tod in den Wellen, als ihr Boot beim Uebersetzen unweit Msuata kenterte. Sie befanden sich auf der Rückreise vom Wabuma oder Quango, welchen Janssen im Auftrage Stanley's hinaufgefahren war, um eine Station zu gründen, während der Abbé ebendort eine katholische Mission anlegen wollte. (Danach ist die Angabe auf S. 239 dieses Bandes zu berichtigen.)

— Wir haben uns gewöhnt, die beiden Faktoreien Groß-Bassam und Assini an der Goldküste nicht mehr als französische Besitzungen anzusehen und demnach auf den Karten zu bezeichnen. Das ist aber unrichtig. 1870 wurden zwar die französischen Besatzungen von dort zurückgezogen, aber das Protektorat wurde nicht aufgegeben; vielmehr wurden die jährlichen Steuern wie immer bezahlt und die Bewachung der französischen Flagge einem der in Assini ansässigen Handlungshäuser, Verdier, anvertraut. So berichtet ein Angestellter desselben, M. Brétignière, im „Bulletin de la Société de géographie commerciale de Paris (V, Heft 3, 267 ff.). Den Engländern ist es trotz verschiedener Veranstaltungen seitdem nicht gelungen, sich auch diesen westlichsten Theil der Goldküste anzueignen; alles, was sie erreichten, war, daß schließlich eine gemischte Kommission ernannt wurde, um die Grenze zwischen beiden Protektoraten festzustellen. Groß-Bassam und Assini sind übrigens noch immer wichtige Handelsplätze, wenn auch, angeblich in Folge englischer Intriguen, der Verkehr im letzten Jahrzehnte zurückgeblieben ist. Der Export ist seit einer Reihe von Jahren stationär und beläuft sich auf 3000 Tonnen Palmöl, 3000 Sack Palmkerne und für etwa 700 000 Franken Goldstaub, der an vielen Stellen des Inneren gewonnen wird. Das Haus Verdier hat vom Könige Amatifu das Recht zur Ausbeutung der Goldlager erhalten, neuerdings auch den Liberia-Kaffee, welcher weniger Arbeit macht und dabei bessere Ernten bringt, als der von den Antillen, in Assini eingeführt. Auf seiner großen Pflanzung dort, welche zu schönen Hoffnungen berechtigt, arbeiten täglich 150 freie Neger im Tagelohn — neben Soyaux's Erfolgen am Gabun ein weiterer Beweis dafür, daß die als faul verschrienen Neger jener Küsten sich zu regelmäßiger Arbeit heranziehen lassen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIV. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1883.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

II.

(Die Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.)

Von Ipiales brach André bei hellem Sonnenschein in südwestlicher Richtung nach der nahen Grenze Ecuadors auf. Je weiter er sich von der Stadt entfernte, desto wellenförmiger und hügeliger wurde die Gegend, in der auf üppigen durch tiefe Gräben von einander getrennten Wiesen zahlreiche Rinderherden weideten. Ein dort herrschender Gebrauch ist, daß, sobald ein Thier auf eine benachbarte Wiese durchbricht, sein Besitzer in eine doppelte Strafe verfällt; erstens muß er überhaupt Strafe bezahlen, und zweitens etwaigen Schaden ersetzen; die Folge davon ist, daß die Herden vortrefflich überwacht werden. Nach einiger Zeit gelangte André über mehrere kleine Anhöhen hinweg zu der natürlichen Rumichaca-Brücke, die von einem mächtigen Trachytfelsen gebildet, in einer Höhe von 2757 m über den Rio Carchi führt, der kurz vor der Brücke den Rio Guaitara aufgenommen hat. Letzterer erhält seinerseits durch zwei gewaltige am Fuß des 15 km entfernten Vulkans Cumbal entspringende Ströme, den Rio Sapuyes und den Rio Blanco, Verstärkung, so daß sich unter der Brücke genau auf der Grenze von Ecuador und Columbia eine ungeheure Wassermenge dahinwälzt. Man hat früher diesen Felsenübergang für ein kolossales Bauwerk der Inkas gehalten, in deren ehemaligem Gebiete wir uns hier befinden; indessen haben nach der wohlbegründeten Ansicht unseres Reisenden Menschenhände beim Bau dieser Brücke wohl nicht mitgewirkt, vielmehr ist sie einzig und allein durch irgend ein Naturereigniß entstanden. Von beiden Seiten dieses, wegen seines malerischen Anblickes im äquatorialen Amerika berühmten Felssteiges gelangt man auf dem glatten mit Flötzkalk gemischten Trachyt an das Ufer des Flusses. Ungefähr in der Mitte des Abhangs befindet sich eine eisenhaltige Mineralquelle, deren Temperatur 40° C. ist.

Bett (cuadro) in Tulcan.

Von Rumichacan bis Tulcan bleibt die Landschaft dieselbe: ein weithin sich erstreckendes, welliges Gelände mit langen, runden Bergrücken, die hier und dort von Quebradas und den stark eingeengten Rios Carchi, Bobo, Chapues und Tejés durchbrochen werden. Wendet man den Blick rückwärts, so zeigt sich deutlich wahrnehmbar die natürliche Wasserscheide der Anden Columbias und Ecuadors, die Humboldt irrthümlicherweise nördlich von dem Knoten von

Pasto verlegt hatte, während sie in der That in der Nähe von Tulcan unter 0° 55′ nördl. Br. liegt. Von der Grenze der beiden Länder aus gesehen, bilden die beiden großen Zweige der Anden einen weiten sich nach Norden öffnenden Bogen, dessen Schenkel die Ost- resp. West-Cordilleren sind. Erst weiterhin, nördlich von Popayan, hebt eine dritte Verzweigung an, die mittlere Cordillere, welche die beiden großen Thäler des Cauca und Magdalena von einander scheidet. Gewaltige Vorberge laufen im Osten und Westen von diesem riesigen Trachyt-Gebirge aus, welches die beiden Vulkane Cumbal und Chiles nach Westen hin mit ihren erhabenen Häuptern voll ewigen Schnees beherrschen.

In Tulcan empfing unsern Reisenden das Stadtoberhaupt, der Jefe politico, der allerdings neben seinen städtischen Obliegenheiten noch manche andere Aemter und Pflichten zu erfüllen hatte. So hat er die Oberaufsicht über den Zoll, der bei dem äußerst winzigen Transit der aus Columbia kommenden Waaren ein höchst geringer ist, während die Einfuhr aus Ecuador nach Columbia bedeutend lebhafter ist. Außerdem treibt der Jefe politico, der dieselbe Würde einnimmt, wie der Jefe municipal in Neu-Granada, gleich seinen Mitbürgern Ackerbau und Viehzucht.

André, der bei einer Frau Namens Estefania einquartiert wurde, die einen kleinen Kramladen besaß, erhielt ein reich mit Spinngeweben ausgestattetes Zimmer, von dem er aus, auf seinem Lager liegend, durch die Spalten des Strohdaches die Sterngruppen des Aequator-Himmels betrachten konnte. Die in Tulcan gebräuchlichen Bettstellen (cuadro), deren sich auch André bedienen mußte, verdienen ihrer Eigenthümlichkeit wegen eine kurze Beschreibung. Vier ca. 50 cm hohe Pfähle, die zuweilen auch gleich in den Boden eingerammt sind, tragen die vier Querbalken eines Gestelles, in das in regelmäßiger Entfernung Einschnitte gemacht sind; durch diese werden kreuzweise über einander starke Lederriemen gezogen. Auf diese wenig elastische und höchst einfache Lagerstätte wird eine Strohmatte gelegt, und das Bett ist fertig. Am Morgen nach der Ankunft unseres Reisenden in Tulcan bot die Landschaft einen ganz andern Anblick dar. Es hatte in der Nacht geregnet und die Abkühlung der Atmosphäre hatte ein gewaltiges Sinken der Schneegrenze bewirkt, die für gewöhnlich in der Nähe des Aequators bei ca. 4500 m beginnt, so daß die Vulkane Chiles und Cumbal sich mit einem dichten weißen Mantel bedeckt zeigten. Ein Theil des 4840 m hohen Vulkans Chiles liegt auf dem Gebiet Ecuadors, der andere in Columbia; seine Abhänge ringsum, von zahlreichen Barrancas zerrissen, ziehen sich langgestreckt hin; nur gegen Norden sind sie kürzer und verbinden sich dort mit denen des Cumbal. Tief unter der Schneegrenze des in beständiger Thätigkeit begriffenen Vulkanes zählt man bis 15 Oeffnungen, die alle heiße Schwefeldämpfe entsenden. Indessen sind seine Eruptionen bisher den Bewohnern noch nicht verhängnißvoll geworden, da sie nicht in unmittelbarer gefährlicher Nähe wohnen.

Der Vulkan Chiles.

Tulcan, der Hauptort des aus sechs Gemeinden (Tulcan, Asuncion, Huaca, Tusa, Puntal und Angel) bestehen-

den Bezirks (cabecera) ist ein unbedeutendes Städtchen in einer Höhe von 2977 m über dem Meeresspiegel, mit kaltem Klima, dessen mittlere Temperatur nur 12,9° C. beträgt. André hatte während seines dortigen Aufenthaltes Gelegenheit, den Leichenzug eines jungen Mädchens zu beobachten. Auf einer mit einem Tuch bedeckten Bahre ruhte der unter einer Unmasse von Tüll, Schleifen, bunten Bändern und sonstigem Flitterkram verschwindende offene Sarg, in welchem die Leiche, mit vielfarbigen Bändern und künstlichen Blumen geziert, mit unbedecktem Gesicht lag. Fromme Hände hatten dem Brauche gemäß das wachsfarbene Antlitz der Todten mit einer Garnitur aus den grellsten Farben umgeben und das Haupt mit einem Kopfputz aus Papierblumen gekrönt. Entgegen unserm europäischen Gebrauche, durch dunkele Farben unsere Trauer still anzukündigen, ist es im mittleren Amerika fast überall Sitte, theils durch laute Kundgebungen, theils durch Anlegung greller Farben das Hinscheiden eines Menschen zu feiern.

André verließ am nächsten Morgen Tulcan; auf den Feldern in der Umgebung des Städtchens hatte schon die Ernte mit einem höchst unbequemen Instrumente, einer Art Sichel von 25 cm Länge und 7 cm Breite mit kurzer breiter Klinge, begonnen. Am Wege zwischen den kleinen Sträuchern fand er eine für ihn neue Graminee, die er später als Gynerium jubatum erkannte, und deren trockene Schafte ganz allgemein dort zu Lande bei Zusammensetzung

Spinnerin (hiladora) in Orejuela.

einer Spindel verwendet werden. Auf den Ocas-Feldern (Oxalis tuberosa) begann gerade die zweite Bearbeitung mit einer kleinen, cuté genannten Karst. Die sich langhin erstreckenden Hügel sind mit Kartoffeln, Getreide, Bohnen und namentlich mit Lucerne bepflanzt, welche Pferden und Maulthieren in den Hochlanden Ecuadors und Perus als Hauptnahrung dient. In der Terra fria wie in Tulcan findet der Schnitt alle Vierteljahre statt, während er schon bei 2000 bis 2200 m Höhe und 16° C. mittlerer Temperatur monatlich stattfinden kann. Bald verschwanden die Gipfel der beiden hohen Vulkane im Nebel; der bisher noch erträgliche Weg fing an zunächst schlecht, schließlich aber in Folge der tiefen Schluchten und der wellenförmig sich hinziehenden Hügel, die man sehr bezeichnend camellones (Kameelsrücken) nennt, abscheulich zu werden. Eine Eigenthümlichkeit dieser kalten und nebeligen Region, wo die Flechten in langen Zotten von den Bäumen hangen, ist das Vorkommen einer Orchidee, einer Varietät von Oncidium cucullatum, mit Beinamen machrochilum, die sich in so unzähliger Menge vorfindet, daß sie kaum wird weggeplündert werden können. Man nennt sie daselbst Guaminche varon (männlich) zum Unterschied von der weiblichen Gattung: Guaminche hembra. Von dem Kamm dieses Paramo, welcher die Tafelebene von Tulcan um 500 m überragt, erblickte unser Reisender zum letztenmale die fernen Gipfel der Berge Neu-Granadas, die von jetzt an von den eben überschrittenen Höhen verdeckt blieben.

Dank dem fruchtbaren Boden findet sich dort oben trotz des kalten Nebels ein überaus üppiger Pflanzenwuchs. Die Aeste der mächtigen Araliaceen (Oreopanax) und Melasto-

maceen, die zu den Riesen ihres Geschlechts gehören, sind mit reizenden Bromeliaceen (Caraguata) mit rothen Deckblättern und orangefarbenen Blüthen und mit Orchideen bedeckt, deren Farbe vom Zimmtbraun bis zum entschiedenen Gelb variirt. Als André nach Orejuela (2929 m) hinabstieg, konnte er bereits den Unterschied der Sitten und Gebräuche zwischen Columbia und Ecuador erkennen. Bei der merkbar höheren Temperatur fand er wiederum verschiedene neue Pflanzen, z. B. eine Myrtacee, dort arrayan genannt, die in 20 m hohen Bäumen vorkamen. Ihr Holz ist hart und sehr zur Verarbeitung geeignet. In der Hütte, die man ihm anwies, traf er eine Baumwollspinnerin (hiladora). Ihr Geräth war ein vierfüßiger Ständer (tulur) aus der Wurzel des Arrayanbaumes, ein Baumwollenknäuel und eine 50 cm lange Spindel, die zusammengesetzt war aus einer Spule von Gynerium-Holz (sicse) und aus einer als Scheibe (piruru) dienenden Kartoffel.

Vor unserm Reisenden lag nun Huaca, ein kleines höchst armseliges Dorf, am Fuße des Cerro oder Nodo gleichen Namens, in dessen Nähe, am Paramo del Angel, sich reiche Silberminen finden. Kirche und Kirchhof sind bei dem Erdbeben im Jahre 1868 hart mitgenommen worden. Der Küchenherd (tulpa), der bisher meistens nur aus drei runden Steinen bestand, wird hier von drei großen regelmäßigen Ziegelsteinen gebildet, und die Olla aus grobem Thon hat hier sauberen Kupferkesseln Platz gemacht. Beim Ackerbau wird nicht mehr die unbequeme Sichel wie in Tulcan benutzt, sondern die hozé (von dem Spanischen hoz), die viel Aehnlichkeit mit den bei uns gebräuchlichen hat. Die verschiedenen Hausgeräthe sind aus Bronze, die man, völlig verarbeitet, für einen Piaster pro Pfund in Quito kauft. Eine gute Axt kostet drei Piaster.

Karst und Sichel von Tulcan. Sichel von Orejuela.

André brach noch am selben Tage nach Tuza auf. Ehe er dort anlangte, war er Zeuge einer herrlichen Naturerscheinung. Von den Hügeln, auf welchen er sich um 3 Uhr Nachmittags befand, schweifte sein Blick frei bis zu den westlichen Ausläufern der Ostcordilleren hinweg über die zum Rio Chota sich senkenden Thäler. Plötzlich entwickelte sich ein mehrfach gebrochener Regenbogen, oder vielmehr ein Streifen eines solchen, indem er horizontal auf den Abhängen der Berge auflag; seine größte Höhe schien ungefähr 120 m zu betragen. Die Reihenfolge der Farben war von oben nach unten Grün, Blau, Violett und Roth. Zur Linken war ein Stück ganz violett; rechts dagegen waren Gelb und Orange von dem Mittelstücke getrennt und zogen sich bogenförmig in das Thal hinab. Die Farben schienen sich auf den Kämmen der Berge hinzuziehen. Nach einer halben Stunde verschwand die Erscheinung, zeigte sich aber nach ungefähr 20 Minuten wieder, diesmal indessen nur mit zwei Farben, Grün und Violett. Dieses Schauspiel

Der Cerro encantado.

wiederholt sich oft auf diesem Gebirge, das deswegen den Namen Cerro encantado (Verzauberter Berg) erhalten hat.

Auf dem Trachyt der engen Wege jenseit Tuza drängt sich ein reicher Pflanzenwuchs; der rothe Stechapfel, der indessen bald verschwindet; zahlreiche Bomareas; eine herrliche Tacsonia (T. mixta) mit zartrothen Blüthen und eßbaren

Der Cayambe-urcu.

cylindrischen Früchten (tauso); Melastomen (Miconia); die kleine weiße Myosotis; ein reizendes Solanum; die eßbare Brombeere der Paramos und viele andere.

Ueber eine wellenförmige weite, von Quebradas durchschnittene, sandige Savanne in der sich zahlreiche Agaven und Gyneriums finden, führt der Weg an der Hacienda de Cuesaca vorbei nach Puntal (2672 m), dessen wohlgepflegte Gärten einen wohlthuenden Gegensatz zu der sonstigen Oede der Gegend bilden. Die Kirche ist neben der 1868 durch das Erdbeben zu Grunde gegangenen alten aufgebaut.

Von dort aus steigt man durch die lange Savanne von San Vincente (2546 m), von wo man die 5700 m hohe stolze Spitze des Cayambe erblickt, in das tiefe Thal des Rio Chota, des Hauptzuflusses des Rio Mira, hinab. Die ungeheuren Abhänge erscheinen von der Höhe der Posta aus bis hinunter zu den Hütten von El Pelado fast vertikal und zeigen auf ihren von Wasser glattpolirten Wänden deutlich die verschiedenen Schichten der erodirten Bergmasse. Die Vegetation ist spärlich und besteht aus Gramineen, aus einer kleinen weißen Rubiacee mit Thymianblättern, aus Eryngiums mit schwertförmigen Blättern, aus Baccharis (Chilca), aus dem weißen Löwenzahn der Anden (Achynophorus); Wegerich und Anderem mehr.

Hütte von el Pelado.

Man überschreitet den Rio Chota auf einer von großen peruanischen Mastixbäumen (Schinus molle) umgebenen Brücke in einer Höhe von 1674 m und befindet sich einige Stunden lang wieder in der „Tierra caliente“. Noch eine Anhöhe ist zu überwinden und plötzlich liegt das herrliche Panorama der Stadt Ibarra vor dem Reisenden, mit dem großartigen Vulkane Imbabura im Hintergrunde.

Bevor wir indessen die Stadt und ihre Umgebung schildern, wollen wir in großen Zügen das Gesammtbild des Gebietes des Rio Chota entwerfen, das unser Reisender soeben zum Theil durchzogen hat. Man wird schwerlich ein interessanteres finden oder eines, das mehr charakteristische Merkmale aufzuweisen hat.

Auf der ganzen Länge der ungeheuren Kette der Anden,

Ansicht von Ibarra und dem Vulkane Imbabura.

dieses „Rückgrates von Süd-Amerika“, welches sich durch den ganzen Kontinent in einer Ausdehnung von ungefähr 5800 km zieht, zählt man nur drei Punkte, an denen die Cordilleren von einem Strom durchbrochen werden, wie z. B. die Karpathen von der Donau am Eisernen Thor. Wir lassen dabei die chilenischen Anden außer Betracht, in denen sich vielleicht ab und zu kleinere Durchbrüche finden. Es sind der Patia im Süden von Neu-Granada und im nördlichen Ecuador der Rio Chota und der Guaillabamba. Das tiefe Thal des Patia ist mit einer reichen Vegetation ausgestattet und von waldbedeckten Bergen umgeben.

Sehr verschieden davon sind die Thäler des Chota und Guaillabamba. Von den Punkten an, wo sie von den Spitzen der Ostcordilleren herabströmen, um das Hochplateau der äquatorialen Anden zu durchfließen, bis zu dem Augenblick, wo sie die Westcordilleren durchbrochen haben und sich der Tierra caliente nähern, zeigen sie eine entsetzliche Oede, durchfließen sie eine wilde ungastliche Gegend, welche an gewisse Gebiete Kaliforniens und Mexikos erinnert, dem steinigen und trockenen Vaterlande der Kakteen und Agaven. Die fetten Weiden der höheren Lomas sind hier durch Sandwüsten und wildes felsiges Gestein ersetzt, das kaum hier und da mit einem grünen Fleck dorniger Pflanzen versehen ist. Hier befinden sich die tiefsten Thäler der Welt, die 1500 bis 1800 m tief unter den Kämmen der östlichen Cordilleren eingesenkt sind. Ihre Anfänge liegen im eiskalten Nebel, und an ihrem untern Ende wird Zuckerrohr gebaut. Es ist eine einzige, großartig erhabene, fast furchtbare Landschaft.

Bei der Ankunft von Norden stellt sie sich so dar: Bevor man die Savanne überschreitet, die sich zwischen dem Rio Mira und dem Rio Puntal hinzieht, steigt man über eine Reihe von Hochflächen, die nach Nord-Osten zu geneigt sind und aus einem sandhaltigen, rauhen gleichsam zusammengesinterten Tuffstein bestehen, der nur hier und da mit Grün bedeckt ist. Tiefe Felsspalten durchsetzen sie und bilden enge Thäler, deren Seitenwände oft durch Mauern und Klippen von gewaltiger Höhe und außerordentlicher Glätte gebildet werden. In den halbinselförmigen Biegungen und Schleifen dieser Quebradas ist des öfteren ein Isthmus von den Gewässern durchgenagt worden, so daß eine Insel in Gestalt eines isolirten Thurmes übrig geblieben ist, welcher zuletzt gleichfalls in die Tiefe stürzt und im Flußbette ein weites Becken als einzige Spur seiner früheren Existenz zurückläßt. Die Felsen bestehen aus wechselnden Schichten von geröllführendem Sande und trachytischem Gesteine, das den benachbarten Vulkanen entstammt; eine Wechsellagerung, welche durch die Annahme verschiedener nach einander folgender Perioden schrecklicher Vulkanausbrüche und ruhiger Alluvion erklärt wird.

Von der Höhe jener oben erwähnten Savannen aus genießt man ein in der stolzen Einfachheit seiner Formen großartiges Panorama. Zur Linken blickt man in ein tiefes großes Thal, an dessen Grunde sich ein Silberband nach Westen schlängelt, der Rio Chota. Hellgrüne Vierecke an seinen Ufern zeigen an, wo Zuckerrohr gebaut wird, und auch einige Niederlassungen sind dort unten verstreut, darunter el Tambo, das am Fuße eines der gewaltigsten Ausläufer der östlichen Cordilleren liegt. Letztere sieht man nach Südwesten sich erstrecken und dann eine Ausbiegung nach Süden machen; jenseit dieses mächtigen Kaps erheben sich zwei riesige Kegel, zur Linken der Imbabura, zur Rechten der Cotacachi. Der Blick nach Süden auf die ungeheure Thalspalte zwischen diesen beiden Bergriesen ist einer der großartigsten, den man sich denken kann.

Zur Rechten im Osten steigen in höchst malerischer Weise die Ausläufer der östlichen Cordillere aus dem Grunde des Chota-Thales in Staffeln über einander auf; in rechtem Winkel ziehen sie sich von der Achse des Gebirges hinab und stützen, starken Schultern gleich, die hohen waldbedeckten Gipfel. Merkwürdig ist die Deutlichkeit, mit welcher sich ihre Formen dem Auge zeigen, selbst Abends, wenn ein bläulicher Nebelschleier sie leicht umhüllt; alsdann umgiebt sie ein poetischer Reiz, welcher den Gebirgen Europas durchaus abgeht. Gegen Westen aber erhebt sich das Schneehaupt des Cotocachi nebst anderen Gipfeln über dem, zur Hälfte von weißen unbeweglichen Wolken verdeckten Kamme der westlichen Cordillere, hinter welchem die Sonne zur Neige geht. Lange schon ist sie den Bewohnern der Küsten verschwunden, während auf den Höhen, wo André sich befindet, noch um 7½ Uhr Abends Tageslicht genug ist, daß er in seinem Tagebuche zu schreiben vermag.

Der Ursprung der Indogermanen.

Von Prof. **Wilhelm Tomaschek** in Graz.

Seitdem Franz Bopp den wissenschaftlichen Nachweis der Spracheinheit der Indogermanen geführt hat, tritt die Thatsache, daß es in der alten Welt neben den hamitischen und semitischen Kulturvölkern, neben den zahlreichen mongoloidischen Sippen Hochasiens und neben den isolirt dastehenden Völkertrümmern des Mediterrangebietes (z. B. Basken und Kaukasiern) ein eigenartiges und reich begabtes Urvolk gegeben habe, von welchem die überwiegende Masse der heutigen Kulturnationen Europas abstammt und das dereinst, wenn alle außereuropäischen Erdtheile vollständig kolonisirt sein werden, die Herrschaft der Welt besitzen wird, in ihrer historischen Bedeutsamkeit immer stärker hervor, und mit Recht beschäftigen sich derzeit Kulturhistoriker, Anthropologen und Sprachforscher mit allen Fragen, welche sich auf die Vorgeschichte dieses Urvolkes beziehen. Mit unermüdlichem Eifer sind die Archäologen beflissen, den Boden Europas und der angrenzenden Länder zu durchwühlen, um überall Spuren der vorzeitlichen Kulturen aufzudecken; mit der erdenklichsten Sorgsamkeit werden fossile Schädel und die Typen der noch jetzt existirenden Menschenarten abgemessen, um ziffermäßig zur Kenntniß der primitiven Rassen zu gelangen und den Verlauf der Rassenmischung im Einzelnen zu ergründen; die Geschichtskundigen sammeln mit Fleiß die Nachrichten, welche die schriftlichen Denkmäler der vergangenen Jahrtausende über Völker und Länder in reicher Fülle enthalten; die Sprachforscher endlich sind nicht nur bestrebt, den Charakter der indogermanischen Ursprache und ihrer zahlreichen Dialekte bis auf die feinsten Laut- und Flexionsunterschiede zu ermitteln, sie sehen sich jetzt auch bemüssigt, den peripherischen Sprachgebieten gebührende

Aufmerksamkeit zu schenken, da naturgemäß die Eigenheiten einer einheitlichen centralen Sprachindividualität um so schärfer hervortreten, je genauer man die Charaktere der ringsum gelegenen allophylen Sprachgruppen erkannt hat. Wir stehen indeß trotz aller angewandten Mühe und Arbeit erst am Anfange der Forschung; es muß das anthropologische Material überall ergänzt und vervollständigt, es müssen noch zahlreiche Vorarbeiten der Linguistik erledigt werden. Um nur Einiges anzuführen — der somatische Typus der Albanesen und der Charakter ihrer Sprache, beide harren der Feststellung; über die antiken Pelasger und Japygier, über die Etrusker und Ligurer stehen die Fragen noch offen; Typus und Sprachcharakter der Basken sowohl wie der Kaukasier sind noch nicht mit wissenschaftlicher Schärfe dargelegt; der somatische Charakter der Osseten und der Galtschas muß noch genauer bestimmt werden; auf dem baltischen und großrussischen Boden haben die Prähistoriker viel geforscht und Vieles gefunden, aber bei der Ergiebigkeit und Wichtigkeit gerade dieser Gebiete für die Vorgeschichte ist noch weit Größeres zu erhoffen; und endlich, was die Sprachen der ugrischen und altaischen Völker betrifft, so sind wohl die meisten genügend erforscht worden, aber sie haben noch nicht ihren Bopp gefunden — und doch sollen gerade diese Sprachen Erscheinungen aufweisen, welche auffallend an die indogermanische Sprachwelt erinnern.

Mag nun auch eine so wichtige und interessante Frage, wie über die Urheimath und das älteste Ausstrahlungscentrum der Indogermanen oder Arier, gegenwärtig noch nicht mit völliger Sicherheit gelöst werden können, so kann es doch nur nützen, wenn methodische Forscher diese Frage schon jetzt in verschiedenem Sinne beleuchten und zu beantworten versuchen; führt doch der Widerstreit der Ansichten Klärung herbei und wirkt anregend zu tieferm Forschen! Es sind nunmehr drei Jahrzehende, seitdem zuerst der Engländer Latham den Satz aufgestellt hat, nicht Innerasien und die Pamirregion, wie man bisher mit Rücksicht auf das kalte Ursprungsland der Iranier, Airyana vaega des Avesta, angenommen hatte, sondern unser Europa habe als Urheimath der Indogermanen zu gelten und die dem Sanskritvolke zukommende Stelle sei an der Südostgrenze des lettoslawischen Bodens zu suchen. Es war nicht bloße Laune, sondern ernste Erwägung sprachgeschichtlicher Thatsachen, wenn ein Forscher vom Range eines Th. Benfey (1868) sich für die neue Theorie erklärte und den Schauplatz der indogermanischen Ethnogenie in die Gegend nordwärts vom Schwarzen Meere, in die geographische Mitte der europäischen und asiatischen Welt, verlegte; kühner und absonderlicher mußte schon Lazar Geiger's Versuch (1869) erscheinen, den Boden Deutschlands für die älteste Heimath der Arier in Anspruch zu nehmen. Vergebens ergoß der geistreiche Kulturhistoriker Viktor Hehn (1874) über solche Wagnisse seinen Spott: „Es geschah, daß in England, dem Lande der Sonderbarkeiten, ein origineller Kopf es sich einfallen ließ, den Ursitz der Indogermanen nach Europa zu verlegen; ein Göttinger Professor eignete sich aus irgend einer Grille den Fund an; ein geistreicher Dilettant in Frankfurt stellte die Wiege des arischen Stammes an den Fuß des Taunus und malte die Scenerie weiter aus u. s. w." Vergebens! Denn mittlerweile hatte die prähistorische Forschung zur Evidenz dargethan, daß der Boden Europas bis zum uralischen Gürtel hin seit Anbeginn von Rassen eingenommen war, welche mit den noch gegenwärtig hier vorkommenden Rassen durch einen genetischen und niemals unterbrochenen Zusammenhang innig verknüpft sind. Die Sprachforscher haben ferner erkannt daß gerade die europäischen Glieder des Indogermanischen eine größere Zähigkeit in der Bewahrung des ursprünglichen Laut- und Flexionscharakters bewahren, und daß anderseits in dem materiellen Sprachschatz der Ursprache sich nur für Wesen und Dinge einer eminent nordischen Natur gemeinsame Ausdrücke vorfinden, während solche für die Erscheinungswelt des subtropischen und mediterranen Gürtels mangeln. Da aller Wahrscheinlichkeit nach auch der äußerste Westen Europas mit seinen silurischen, iberischen und ligurischen Aboriginern von der Wiege der Arier ausgeschlossen werden muß, da ferner auch die asiatischen Steppen östlich vom Ural, welche den wilden Esel, das zweihöckerige Kameel und andere, den Indogermanen von Haus unbekannte Thiere beherbergen, wegfallen: so bleibt nur der lange Gürtel übrig, welcher sich vom untern Rhein bis zur mittlern Wolga zwischen dem 49. und 54.° nördl. Br. ausdehnt. An welche Stelle gerade die eigentliche Placenta des Arierthums, die uranfänglich nur einen beschränkten Raum eingenommen haben konnte, verlegt werden darf, darüber gehen die Ansichten sehr auseinander. Kürzlich hat Otto Schrader („Sprachvergleichung und Urgeschichte" Jena 1883, 490 S.) für die Region der Schweizer Pfahlbauten seine Stimme erhoben; Geiger hat, wie vorhin erwähnt, mit physiologischen Gründen auf Mitteldeutschland hingewiesen; Th. Poesche („Die Arier", Jena 1878) glaubte in der Natur der Rokytnosümpfe, wo alle Organismen die ausgesprochenste Neigung zum Albinismus zeigen sollen, die passendste Zeugungsstätte gefunden zu haben; andere Forscher hinwieder, welche in den Ariern nicht Bewohner von Sümpfen und Urwäldern, sondern ein halbnomadisches Steppenvolk erblicken, welches sich zwar vorzugsweise mit Viehzucht abgab, aber doch auch schon von Halmfrüchten, zumal Gerste, nährte, verlegen die Ursitze desselben im Sinne Latham's und Benfey's weiter nach dem Osten, an die Grenzscheide der pontischen Steppe und der russischen Schwarzerde, an die Südseite der Weißrussen und der blonden Wolgafinnen, welch letztere in ihren Dialekten zahlreiche, der indogermanischen Ursprache analoge Elemente aufweisen.

Uns liegt ein höchst interessant geschriebenes, allerdings auch an excentrischen Ideen reiches Buch eines Wiener Professors, Karl Penka, vor, betitelt „Origines Aricae, linguistisch-ethnologische Untersuchungen zur ältesten Geschichte der arischen Völker und Sprachen" (Wien, Prochaska 1883, 216 S., dem Andenken Herder's gewidmet). Darin wird der Nachweis zu führen gesucht, daß kein Land Europas so viel Anrecht dazu habe, für die Urheimath der Arier zu gelten, wie Skandinavien. Wenn wir von excentrischen Ansichten des Verfassers reden, so meinen wir damit beispielsweise die These, daß überhaupt Europa der Ausgangspunkt der gesammten Menschheit sei, die sich von diesem peninsularen Anhängsel Asiens bis nach Neu-Seeland, Kapland und Feuerland verbreitet habe; die Rehabilitirung der platonischen Atlantis als einer Brücke nach Amerika; ferner die Ausdehnung des Begriffes „Turanier" auf die brachykephale Bevölkerung Mitteleuropas (Auvergnaten, Ligurer, Räter, Norditaliener, Süddeutsche); ferner die Manie, in Völkernamen die von der Hautfarbe abgeleiteten Begriffe „weiß, hell" (z. B. in Ârya, Armina, Alamanni, Romani, Ramnes, Rom oder „Zigeuner", Germani, Geloni, Galli, Britones, Belgae) und „schwarz, dunkel" (z. B. in Celtae, Scythae, Scoloti, Sacae, Sudra, ja selbst in dem Namen der Tschechen!) finden zu wollen; endlich eine These, welche bei den Sprachforschern sicherlich keinen Anklang finden wird, daß nämlich die indogermanische Ursprache keine reinen, sondern nur aspirirte Tenues (kh, th, ph) gekannt habe, und was dergleichen Dinge mehr sind. Aber sehen

wir ab von solchen Excentricitäten und erwägen wir bloß jene Hypothese, welche uns aller Beachtung werth erscheint: die skandinavische Heimath der Indogermanen!

Penka geht von der Thatsache aus, daß die Völker, welche gegenwärtig arische Sprachen reden, in ihrem somatischen Typus durchaus verschiedenartige Individuen repräsentiren, und daß es widersinnig sei, sie sammt und sonders in den einheitlichen Rahmen der sogenannten „Mittelmeerrasse“ zu zwängen. Als durchaus unvereinbare Typenextreme müssen zumal hingestellt werden einerseits die dolichokephalen Germanen mit eminent lichter Komplexion (Skandinavier, Norddeutsche, Angelsachsen), zweitens die dolichokephale Bevölkerung West- und Südeuropas mit dunkler Komplexion (antike Silurer, Iberer, Japygier, Pelasger; heutige Waliser, Basken, Süditaliener, Griechen); andererseits die brachykephalen slavischen Stämme mit überwiegend dunkler Komplexion und die gleichgearteten Alpenbewohner mit ihren westlichen, nördlichen und südlichen Ausläufern (Auvergnaten, Süddeutsche, Norditaliener). Alle drei Typen sind in den fossilen Schädeln vertreten; die älteste und primitivste Schicht der Quaternärzeit bilden die Dolichokephalen der sogenannten Cannstadtrasse, welche zwar über ganz Europa verbreitet war, aber doch ihren Hauptsitz am Rhein und in Deutschland hatte; die nächste Schicht wird repräsentirt von den Dolichokephalen der Cro-Magnon-Rasse, welche ihren Hauptsitz in Westeuropa hatte und wahrscheinlich mit der Bevölkerung Nordafrikas und Vorderasiens zusammenhing; die jüngste, bereits postglaciale Schicht endlich bilden die brachykephalen Schädel der „turanischen“ Rasse, deren Urheimath in den Steppen Asiens zu suchen ist. Indem hierauf Penka die Fragen aufwirft: Welcher von diesen drei Typen muß den echten Ariern zuerkannt werden? Waren die ältesten Arier brachykephal oder dolichokephal, von dunkler oder von lichter Komplexion? — entscheidet er sich von vornherein für die Dolichokephalie und den lichten Typus, stellt die athletische Cannstadt-Rasse an die Spitze der arischen Genesis und die blonden Nordgermanen als die echten Vertreter der arischen Rasse hin; alle Brachykephalen (Kelto-Romanen, Süddeutsche, Letto-Slaven) scheidet er aus dem Kreise der Arier heraus und erklärt sie für arisirte „Ugrofinnen“.

Nach Penka haben wir also in den unvermischten germanischen Stämmen die reinen Nachkommen der Arier zu suchen. Am unvermischtesten stehen aber die Skandinavier da, und diese bewahren noch jetzt die Auswanderungslust und Expansivkraft, wie sie die ältesten Arier besaßen; Skandinavien war von jeher eine „vagina gentium“ (Jordanes). Je kälter das Klima, um so besser erhält sich die eminent nordische Rasse der Blonden; in südlicheren Strichen erliegt sie früher oder später der Einwirkung des dunkleren Menschenschlages. Da sich nun in verschiedenen Zeitläuften die Stöße der arischen Wanderungen aus dem hohen Norden nach Süd und Ost ergossen haben, wurden zwar die Aboriginer Mittel- und Osteuropas, sowie des Mediterrangebietes von den nordischen Metanasten unterworfen, überschichtet und zur Annahme arischer Sprechweise gezwungen, aber es änderte sich zugleich der Typus der Eroberer selbst oder er ging im Aboriginertypus spurlos unter. Der Süddeutsche ist seiner Sprache nach ein Germane, ein Arier; seinem somatischen Typus nach ein Brachykephale, ein Turanier. Die Letto-Slaven haben eine arische Sprache, aber leiblich sind sie die alten Ugro-Finnen geblieben. Und gar die Arier Indiens haben sich zuletzt in Dravidas mit arischer Sprechweise verwandelt.

Unseres Erachtens ist die kraniologische Behandlungsweise der Arierfrage und die skandinavische These aller Beachtung werth, und es war an der Zeit, diese These mit allen ihren Konsequenzen durchzuführen und auszufechten. Vielleicht wäre es aber besser gewesen, nicht Skandinavien, sondern das Gebiet der norddeutschen und baltischen Ströme vom Niemen bis zur Rheinmündung als das eigentliche Ausstrahlungscentrum hinzustellen; alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sich die germanische Rasse längs dieser Stromläufe, und von der Weichselmündung sowie über die dänischen Inseln nach Skandinavien und zuletzt nach Island verbreitet habe und nicht umgekehrt — muß doch Penka selbst zugestehen (S. 84), daß die arische Rasse ihre blonde Komplexion in postglacialer Zeit aus Mitteleuropa mitgebracht habe. Die skandinavische Hypothese verwandelt sich demnach in eine norddeutsche. Die Energie der norddeutschen Rasse, der ja auch die weltumspannenden Anglosachsen angehören, wäre dann gewissermaßen ein Erbe, ein Niederschlag des echten Arierthums; der passive Charakter der Letto-Slaven, der sich z. B. in ihren wehmüthigen Volksliedern ausspricht, paßt weit weniger zu dem Urbild, das wir uns von dem weltbewegenden Arier entwerfen. — Vielleicht hat aber doch Penka seine Rechnung ohne die asiatischen Arier abgeschlossen. Die Arier, welche die Veda's schufen und halb Asien eroberten, waren dereinst eine nicht minder kräftige und energische Nation; für ihren Ausgang aus Osteuropa spricht die Thatsache, daß die alten Thraker des Karpatengürtels und der Hämushalbinsel in Hinsicht auf Sprache, Typus und Sitten sich aufs Engste der arischen Welt verwandt zeigen. Wenn wir nun annehmen, daß die germanischen Stämme sich aus denselben gemeinsamen Centrum in Osteuropa, wie die asiatischen Arier und die Thraker, herausgebildet haben und in unvordenklichen Zeiten in ihre norddeutschen Sitze ausgewandert sind, so können wir es begreiflich finden, daß sich der blonde Typus in ihren abgeschlossenen, vor Invasionen geschützten nordischen Gebieten weit reiner erhalten konnte als irgendwo; daraus aber, weil in dem von Völkerstürmen allezeit durchtobten Osten Europas gegenwärtig der blonde Typus schwächer auftritt, auf die Richtigkeit der Benfey'schen Hypothese schließen zu wollen, halten wir für unstatthaft. Im Uebrigen empfehlen wir das an neuen Ideen überaus reiche Buch Penka's dem selbständigen Urtheile unserer Leser; es mögen darin manche unerwiesene, übereilte, absonderliche, ja entschieden falsche Behauptungen vorkommen, dennoch überwiegt der befruchtende Ideengehalt weitaus und eine Fülle neuer Anregungen kann daraus geschöpft werden.

Bei den Balavé auf Madagaskar.

(Nach meinem Tagebuche.) Von J. Audebert.

V.

Die Frau muß, wenn sie sich wieder verheirathen will, die Erlaubniß ihres ersten Mannes dazu einholen. Geschieht dies nicht, so wird sie zwar an der neuen Ehe nicht gewaltsam verhindert, doch gehört die derselben etwa entsprossene Nachkommenschaft dem ersten Gatten. Findet ein Mann besonderes Wohlgefallen an der Gattin eines andern, so ist der Fall gar nicht selten, daß er ihm dieselbe abhandelt; er hat dann eine gewisse Summe oder ein Geschenk zu entrichten, worauf er in die Rechte seines Vorgängers tritt. Diese Angelegenheit wird als ein Geschäft betrachtet und oft wird über den zu zahlenden Betrag tagelang gefeilscht; derselbe ist jedoch nach unseren Begriffen kein hoher, sondern übersteigt selten den Werth von 3 bis 4 Fünffrankenstücken. Wenn ein Ehemann seine Frau auf verbotenen Wegen ertappt, so steht ihm das Recht zu, ihr die Zöpfe abzuschneiden und sie fortzujagen. Indessen benutzt er gewöhnlich die Gelegenheit zu Erpressungen gegen die Verwandten derselben, welche sich oft dazu verstehen, ein Reuegeld zu zahlen, um dieselbe vor dem sehr gefürchteten und für außerordentlich schmachvoll gehaltenen Abschneiden ihres Haarschmuckes zu retten. Außerdem hat auch der Verführer dem Betrogenen noch eine Strafe zu entrichten. Es giebt übrigens Fälle genug, wo Weiber in Uebereinstimmung mit ihren Männern förmlich ein Geschäft daraus machen, solche Opfer in ihr Netz zu locken, um sie hernach auszuplündern.

Die Kinder beiderlei Geschlechtes wachsen zusammen ohne jede Aufsicht und jeden Unterricht auf. Das Beispiel der Eltern ist, ebenso wie bei den Thieren, ihre einzige Schule. So lange sie klein sind, werden sie sehr verwöhnt und haben ihren Platz bis zum dritten oder vierten Jahre, falls inzwischen kein jüngeres Kind geboren wird, ausschließlich auf dem Rücken ihrer Mütter. Dabei sind die kleinen Geschöpfe äußerst häßlich und boshaft. Dickköpfig und dickbäuchig watscheln sie, älter geworden, auf krummen, nach auswärts gebogenen dünnen Beinchen unbehilflich umher, und bei dem geringsten Anlaß beginnen sie wüthend zu schreien und um sich zu schlagen. Allmählich jedoch werden sie gewandter, die Beine richten sich und der Körper nimmt regelmäßige Proportionen an. Mit wachsender Bewegungsfähigkeit ahmen sie immer mehr das Gebahren der Eltern nach, leider auch zum größten Vergnügen letzterer und unter ihrer Ermunterung die Handlungen sich täglich vor ihren Augen begattender Hausthiere, so daß ein civilisirter Mensch sich mit Ekel von dem Treiben dieser verthierten Jugend abwenden muß. Unter diesen scheußlichen Uebungen tritt die geschlechtliche Reife beim Mädchen etwa gegen das 13. bis 14., beim Knaben gegen das 14. bis 16. Lebensjahr hin ein. Bei letzteren kommt es bei der Heirath lediglich darauf an, ob sie die Mittel haben eine Frau zu unterhalten, wogegen das Mädchen oft schon früher verschachert wird, und da es sich in einem so zarten Alter nicht sowohl um die erlangte körperliche Entwickelung, sondern vielmehr um die Befriedigung infamster Wollust handeln kann, so wird dem unglücklichen Geschöpf dann meistens Gewalt angethan, und die eigene schamlose Mutter entblödet sich nicht dabei hilfreiche Hand zu leisten. Bei allen ledigen Mädchen gilt die Prostitution für ehrenvoll. Je mehr Liebhaber, desto mehr Geschenke, und da auch hier der Besitz seine Macht ausübt, so ist die liederlichste Dirne stets die beneidetste und angesehenste.

Ueber den Werth der Ehe kann man sich nach dem Gesagten leicht einen Begriff machen; Alles in ihr ist Sinnlichkeit. Von dem, was man bei uns gemeinhin Liebe nennt, oder von Zuneigung und Achtung findet sich in ihr keine Spur. Das einzige Band, welches im Stande ist die Gatten lose mit einander zu verknüpfen, ist das Kind, so lange es klein ist; dieses liebt der Balavé ebenso, wie jedes Thier seine Jungen liebt. Stirbt später einer der Gatten, so wird von dem Ueberlebenden sein Tod in wahrhaft schrecklicher Weise bejammert, denn so will es die Sitte. Dieses Heulen und Wehklagen ist jedoch keineswegs als ein Ausdruck des Schmerzes und der Liebe zu betrachten, sondern als eine Gewohnheit; denn es kehrt in regelmäßigen Pausen wieder, während die dazwischen liegende Zeit mit Schmausen, Lachen und Schwatzen oder gar unsittlichen Handlungen ausgefüllt wird. Man beweint also weniger in dem Verblichenen einen liebgewordenen Gefährten und Freund, sondern die eigentliche Ursache dieser brüllenden Trauer ist das unangenehme Gefühl, der Sinnlichkeit nicht mehr in gewohnter zusagender Weise huldigen zu können oder auch vielleicht aus Mangel an Mitteln oder ähnlichen Gründen derselben auf lange Zeit ganz entsagen zu müssen. Letzter Umstand tritt hauptsächlich bei bejahrten Weibern ein, die, wenn sie dazu noch arm sind, dort eben so gut wie bei uns Mühe haben dürften, nach dem Verlust des mit ihnen unmerklich älter gewordenen Gemahls einen neuen Liebhaber zu finden. Indessen herrschen bei diesen Völkern Gebräuche, welche den geschlechtlichen Umgang im weitesten Maße gestatten. Heirathet nämlich ein Mann, und seine Frau hat jüngere Schwestern, so stehen ihm auf diese dieselben Rechte zu; sie stehen ihm ferner auf alle Frauen zu, mit denen sein eigenes Weib Blutsfreundschaft geschlossen hat, und schließlich auf alle Frauen seiner eigenen Blutsfreunde. Mit dem Blutbunde hat es folgendes Bewenden: wenn zwei Menschen, auch verschiedenen Geschlechtes, eine besondere Freundschaft für einander empfinden, oder wenn mächtige Fürsten ein Bündniß schließen wollen, so beschließen sie Blutsbrüder zu werden, in welchem Falle das Eigenthum des einen, einbegriffen Weib und Kind, auch das des andern wird. Sie haben die Verpflichtung, sich in Noth und Gefahr beizustehen und beim Tode des einen die Pflichten desselben zu übernehmen. Oft aber auch geht ein habgieriger Mensch diesen Bund mit einem Fremdlinge ein, nur um von diesem, da ja nun alles gemeinschaftlich wird, möglichst viel zu erpressen, ganz besonders dann, wenn jener Gegenstände besitzt, welche nicht anders zu erlangen sind. Die Ceremonie an sich ist ziemlich einfach. Es wird ein Gefäß mit Wasser herbei gebracht, in welches der Dorfherr etwas Reis, eine Kugel, oder das Blut eines geopferten Ochsen wirft, worauf die betreffenden Freunde je eine Lanze er-

greifen und in diese Flüssigkeit tauchen. Inzwischen hält der Dorfchef eine lange Rede, wobei er fortwährend mit einem Messer gegen die Lanzen klopft, und erkärt jedem seine Pflichten, zugleich die schrecklichsten Verwünschungen gegen diejenigen ausstoßend, welche diese etwa versäumen sollten. Zum Schluß macht er dann jedem einen leichten Einschnitt in die Brust, sammelt einige Tropfen Blut auf eine Frucht oder in eine Flüssigkeit und einer muß nun das Blut des andern auf diese Weise verschlucken, wodurch der Bund fürs ganze Leben geschlossen wird. Man trifft diese Sitte auf ganz Madagaskar, die Hova nicht ausgenommen, jedoch mit mehr oder weniger Pflichten oder mit anderen Vorgängen bei der Handlung. Bei den Hova selbst ist jedoch die Blutsfreundschaft heute eine hohle Ceremonie ohne irgend welchen Werth; höchstens wird ein Europäer dabei eine Menge Geschenke hergeben müssen, wofür er mit Phrasen und einem Stück Rindfleisch oder einigen Hühnern abgespeist wird.

Die Valavé pflegen diesen Bund öfters mit einzelnen Einwohnern der umliegenden Stämme zu schließen, welche ihnen dann gegen einen Theil der Beute auf ihren Raubzügen einen Unterschlupf gewähren oder als Hehler behilflich sind. Wie schon erwähnt, ziehen sie selten in größerer Zahl aus, um ihre Uebelthaten um so heimlicher vollbringen zu können. Am zahlreichsten betheiligen sie sich am Rinderdiebstahle, weil sie zum schnellern Fortbewegen der Herden zahlreicher sein müssen. Auf Sklavenraub gehen sie nur zu zwei oder drei aus; sie richten ihr Augenmerk hierbei gewöhnlich auf kleine Kinder, da sie diese am leichtesten und schnellsten fortbringen können. Zu solchem Zwecke suchen sie sich in der Nähe eines Walddorfes hohle Bäume aus, welche ihnen Schutz gegen die Witterung gewähren und ihnen gestatten, ungesehen ein Feuer anzuzünden, um sowohl ihre Mahlzeiten zu bereiten als auch sich zu wärmen. Ich muß hier einschalten, daß kein Malgasche das Feuer entbehren kann. Sie haben einen großen Abscheu gegen rohe Nahrung und kochen alles, was sie genießen, mit Ausnahme einiger süßen Früchte wie Ananas, Mango und Bananen; dann auch ist ihnen die Gewohnheit eigen, Abends am Feuer zu sitzen und sich Schauergeschichten zu erzählen, wobei sie keine andere Beleuchtung gebrauchen, welche letztere ihnen nur dort bekannt ist, wo sie schon mit der Kultur in Berührung kommen. Eine Hütte ohne Feuerstelle kann sich der Eingeborene gar nicht denken, er hält sie wahrscheinlich aus gesundheitlichen Rücksichten für unbewohnbar. So zünden Leute, denen man ein Haus zum Schlafen anweist, worin nicht gekocht wird, stets vor dem Schlafengehen ein Feuer an, sowohl um die Feuchtigkeit zu vertreiben als auch, wie sie sagen, um Schlangen, Skorpione und anderes Gethier daraus zu verscheuchen. Diese Gewohnheit ist eine sehr vernünftige, obwohl anfangs der in der Hütte aufsteigende beißende Qualm kaum zu ertragen ist und Thränen in die Augen treibt; es ist daher geboten sich auf die Erde zu setzen, da der Rauch nach oben dringt und im Bereich des flackernden Feuers sich nicht sammelt. Zum Anzünden desselben bedienen sich die Malgaschen weniger der bekannten Art durch Reiben zweier Holzstücke aneinander, sie pflegen vielmehr in einer eigens dazu gearbeiteten Dose von runder oder viereckiger Form, etwa von der Größe einer Tabaksdose, etwas Zunder und einen Feuerstein nebst Stahl mit sich zu führen; im Nothfalle erzeugen sie auch Feuer mit einem alten Fetzen ihrer Kleidung, den sie durch ihr Steinschloßgewehr ins Glimmen bringen. Ist erst ein Funke vorhanden, so besitzen sie eine außerordentliche Geschicklichkeit im Anfachen desselben und in der Auswahl des vortheilhaftesten Brennmaterials. Seltsam ist es bei alledem, wie bei der außerordentlich leichten Bauart der Hütten und ihrer geringen Größe, besonders in der guten Jahreszeit, wenn das Blattwerk an denselben sich oft vor Trockenheit losbröckelt, nicht größere Verheerungen durch Brände angerichtet werden, zumal oft die Flammen des Herdes das Dach belecken. Ich glaube dies dem Umstande zuschreiben zu müssen, daß fast immer jemand in der Hütte anwesend ist, ein etwa entstehender Brand also sofort gelöscht wird; daß ferner Kinder nie mit Feuer spielen, weil sie sich davor fürchten, jedenfalls in Folge ihrer Erziehung, und daß schließlich selbst sinnlos Betrunkene die nöthige Vorsicht nicht außer Acht lassen, welche sich häufig in diesem Zustande durch Begießen des Herdes mit Wasser äußert.

Interessant zu sehen ist es, mit welcher Ehrfurcht die Eingeborenen Streichhölzchen behandeln, wenn sie solche zufällig erlangen können. Sorgfältig in Lumpen eingehüllt und dann noch in ein schützendes Bambubüchschen gesteckt, werden sie an der trockensten Stelle der Behausung aufbewahrt und dann nur im äußersten Nothfalle und immer so geschickt in Gebrauch genommen, daß ein einziges genügt.

Ich habe ihnen öfters mit dem Brennglase Feuer angezündet oder auch dasselbe über die Hand gehalten. Obwohl sie nun anfangs keine Ahnung von meinem Beginnen hatten, so erriethen sie doch nach der ersten Probe stets instinktiv den Zusammenhang der Sache und waren durchaus nicht geneigt etwas Uebernatürliches daran zu finden. Ueberhaupt machen sie sich über unsere Erfindungen weit weniger Kopfzerbrechen, als man erwarten dürfte. Im Anfange stutzen oder staunen sie wohl, später aber glauben sie, das Verfertigen einer Uhr oder eines Hinterladers sei für uns ebenso leicht wie für sie das Schnitzen eines Ruders. Eins steht jedoch fest, daß sie in uns überlegene Menschen sehen und zwar, seltsamerweise, weil wir weiß sind. Diese Farbe gilt ihnen als ein Zeichen vornehmer Abstammung und scheint allen begehrenswerth. Je heller jemand ist, desto mehr dünkt er sich; jemand schwarz zu nennen ist eine große Beleidigung; üblich ist bei ihnen das Wort ména (roth) zur Bezeichnung ihrer Hautfarbe. Der Ausdruck Olo mainti (schwarzes Volk) gilt nur für Sklaven oder für Mozambique-Neger; diese sind ausnahmslos dunkler gefärbt als die Malgaschen, welche auf dieselben sehr von oben herabsehen, obwohl sie ihnen in geistiger Beziehung nicht viel nachstehen und sie an physischer Kraft wohl übertreffen. Will man die Farbe eines Weißen bezeichnen, so bedient man sich des Wortes fotsy (weiß), ein Malgasche von sehr heller Farbe heißt dagegen ména-ména (roth-roth, sehr roth-hell). Das doppelt gebrauchte Eigenschaftswort dient stets zur Hervorhebung der auszudrückenden Eigenschaft und wird langgezogen und hoch ausgesprochen.

Die Valavé unterscheiden an Farben nur Roth, Weiß, Blau und Schwarz. Blau und Grün heißen beide maïtso, dagegen unterscheiden sie Schwarz von Dunkel (maïsina oder maïsy). Scheckig heißt bei einem Hunde z. B. maro masoy (viele Augen); ist die Farbe gestrichelt, so gebrauchen sie das Wort tsoretra-tsoretra. Sie halten es für eine Schmach, Thieren menschliche Namen zu geben und benennen dieselben meistens nach der Farbe; dagegen tragen Kinder seltsamerweise oft Thiernamen, z. B. Kelkiva (kely kiva) kleiner Hund, weil das Kind gern mit Hunden spielt. Ueberhaupt richten sie den Namen gern nach den Eigenthümlichkeiten, dem Ansehen u. s. w., z. B. bé kibo (dicker Bauch, Dickwanst), sehr gebräuchlich ist der Name Boto (Kleiner); wird das Kind später sehr groß, so heißt es Boto-lava (kleiner Langer), oder im entgegengesetzten Falle Boto-hely (kely, kleiner Kleiner). Bei der Verschmelzung zweier

Wörter und auch sonst mitunter wird der dazwischen liegende Vokal verschluckt oder einer der Konsonanten verändert, um die Aussprache zu erleichtern, z. B. kely — hely, dimy — limy (fünf), also k in h und d in l verwandelt; auch bei malagasy = madagasy (sprich: malgasch) = aus Madagaskar, oder es wird ein Konsonant hinzugefügt wie in Nossi-lambo = Nossin-dambo (Schweineinsel).

Ob, wie vielfach angenommen wird, die Sprache Madagaskars vom Malaischen herrührt, bedarf noch sehr der Bestätigung und muß eingehender Forschung überlassen bleiben. Ich glaube jedoch annehmen zu dürfen, daß dieselbe auf arabischer oder afrikanischer Grundlage ruht. Viele Wörter, wie z. B. alle Namen für Tage und Monate, sind arabischen Ursprungs; andere wie Sumbu-simbo (Kleidungsstück) oder Aombi-n'gombé (Ochse) stammen von Bantu oder Suaheli ab.

Es kann sich hier nicht um den Hovadialekt handeln, welcher, da diese nicht einmal ein Schriftzeichen, geschweige denn eine geschriebene Sprache besaßen, lediglich als ein Erzeugniß europäischer Missionare zu betrachten sein dürfte, wobei ausdrücklich zu erwähnen ist, daß das Hova ganz anders geschrieben als ausgesprochen wird; ich nenne nur das Wort Voninahitra (Ehre), welches jeder Eingeborene Wunatsch aussprechen würde. Dagegen steht fest, daß die südlichen Stämme Madagaskars eine Schriftsprache haben und daß die Schreibkundigen sich dazu 28 arabischer Buchstaben bedienen. Einen neuen Beweis bildet das von mir aufgefundene sogenannte Eselsfell [1]). Es war mir nun wohl bekannt, daß Araber in Fort Dauphin und Matatanana in altersgrauer Zeit verkehrt haben und daß die dort wohnenden Stämme ihre Abstammung direkt von denselben herleiten; ich war jedoch erstaunt ein solches Schriftstück bei den Saffisoren zu finden, denn trotz sorgfältigster Nachforschung konnte ich bei ihnen keine Spur von einer Tradition entdecken, welche auf die Araber hingewiesen hätte, so daß ich annehmen muß, der Zufall habe jenen Gegenstand dorthin verschlagen. Sowohl die Saffisoren als auch die Voilakertra und die Valaven kennen keine Araber und keine Schriftzeichen; indessen kann angenommen werden, daß ihnen im Laufe der Jahrhunderte sowohl letztere als die Erinnerung an erstere abhanden gekommen sind, um so mehr, als es mir wahrscheinlich ist, daß die Bevölkerung des Inneren aus kleinen Anfängen, bestehend aus von der Küste zurückgedrängten geächteten Fürsten mit ihrem Anhange und auch aus entflohenen Sklaven entstanden ist, welche in Folge ihres thierischen Lebens im Laufe der Zeit immer mehr verwilderten. Daher wäre es denn noch immer möglich, daß die Sprache dieser Stämme mit jenen der Küstenbewohner, denen eine arabische Grundlage bereits nachgewiesen ist, eines Ursprungs sei. Jedoch bin ich weit entfernt davon, mir ein maßgebendes Urtheil in dieser Sache beizulegen; ich theile meine Ansicht im Interesse der Sache hier nur bescheiden mit und überlasse bewährteren Kräften die Entscheidung, zumal der Zweck meiner Anwesenheit auf Madagaskar eigentlich ein rein zoologischer war. Jedoch kann ich mich der Ansicht nicht verschließen, daß die malaischen Beimischungen erst später stattgefunden haben und von den Hova unter den anderen Stämmen verbreitet wurden, wohingegen erstere im Laufe der Zeit, abgesehen von einzelnen zurückgebliebenen Resten, ihre Sprache fallen ließen, verlernten und jene der übrigen Bewohner annahmen.

Die Valavé also, um mit ihrer Schilderung fortzufahren, schleichen von ihren Schlupfwinkeln nach den Wasserplätzen und ergreifen dort kleine Kinder, mit denen sie eilig flüchten. Am Tage ruhen sie dann in Wäldern oder entlegenen Schluchten und reisen nur des Nachts, bis sie ihre Heimath erreichen; oft auch verkaufen sie ihre Beute schon vorher, natürlich nur bei solchen Stämmen, welche den Beraubten feindlich sind. Begegnen ihnen auf ihren Streifzügen Lastträger mit Waaren und sind sie diesen gewachsen, so stoßen sie dieselben nieder und berauben sie ihres Eigenthums. Kehren sie dann nach Hause zurück, so liegen sie eine Zeitlang auf der faulen Haut und bekümmern sich höchstens um die Viehherden, wenn ihre Freunde und Verwandten ihrerseits einen Streifzug unternehmen. Von der mitgebrachten Beute pflegen sie ihrem Könige einen Theil zu schenken. Im Ganzen besitzen sie wenig Gewehre; Pulver, besonders aber Kugeln können sie sich nur schwer verschaffen, auch ziehen sie bei Ueberfällen die Lanzen vor, da das Gewehr seines Knalles wegen leichter ihre Schandthaten anzeigt und so schneller auf ihre Spur führt. Haben sie aber Flinten, so laden sie dieselben fast bis zur Mündung voll. Gewöhnlich schütten sie eine Handvoll Pulver hinein, setzen darauf einen Pfropfen aus einem von ihrer Kleidung abgerissenen Fetzen und füllen den Lauf entweder mit Kugeln aus Stein oder mit Hagel aus zerschlagenen eisernen Topfscherben.

Tatuirungen, welche bei fast allen Küstenvölkern üblich sind (gewöhnlich an Armen und Füßen, bei den Sakalaven auf der Brust zum Abhalten der Lanzenstiche), habe ich bei ihnen nicht bemerkt. Die Valavé sind im höchsten Grade abergläubisch und haben eigene Zauberer, welche diese Schwäche geschickt auszubeuten verstehen. Hat eine Frau geboren, so gilt es als unglückverheißend, wenn man das Kind lobt; sie fürchten dadurch den Neid des bösen Schicksals herauszufordern. Der Teufel spielt überhaupt eine größere Rolle als Gott, daher wird er stets durch Spenden und Opfer besänftigt, während jener, als gut und harmlos geltend, dabei zu kurz kommt. Der Wöchnerin wird sogleich nach der Geburt das sogenannte Fady auferlegt, von welchem sie der Zauberer später durch ein Geschenk befreit. Bei ihr besteht das Fady darin, daß sie längere Zeit hindurch gewisse Speisen nicht genießen darf, so z. B. falls ihr Kind ein Knabe ist, wird ihr nicht gestattet, Fleisch von weiblichen Thieren zu genießen und umgekehrt. Fady bedeutet so gut heilig als verboten. Es wird ebensowohl von einem Krokodil gebraucht, das man nicht tödten darf, von einer Frau, mit welcher der Umgang nicht erlaubt ist, als auch von einer Speise, deren Genuß verboten ist. Fast jeder hat hierin sein besonderes Fady. Bei dem einen sind es sämmtliche Thiere, welche Haare, oder solche, welche Federn tragen; bei anderen wieder einzelne, z. B. das Perlhuhn, das Rebhuhn und andere Vogelarten. Die Eingeborenen nehmen an, daß die Seelen ihrer Vorfahren in solche Thiere fahren und zollen ihnen daher eine gewisse Verehrung, kaufen auch dieselben denjenigen ab, welche sie gefangen halten, um sie frei zu lassen, wenn sie noch leben, andernfalls aber feierlich zu begraben. Die aufgeklärteren Küstenbewohner glauben dagegen nicht mehr recht an dieses Fady; sie enthalten sich zwar noch des Genusses jener Thiere, aber sie sehen schon gleichgültig zu, wenn andere dieselben tödten und verspeisen.

Von Malerei, Skulptur oder ähnlichen Künsten finden wir bei den Valavé keine Spur; sie können nicht einmal ihre Waffen anfertigen, sondern erhandeln dieselben. Nur in der Anfertigung roher Gewebe aus Pflanzenfasern und ihrer runden irdenen Schüsseln besitzen sie einige Fertigkeit. Ihre Nahrung ist sehr einfach und besteht gewöhnlich aus Vegetabilien; Rindfleisch giebt es nur bei festlichen Gelegen-

[1]) „Globus“ Bd. 42, S. 296.

heiten, besonders bei Begräbnissen. Hier muß wenigstens ein Drittel der Herde des Verstorbenen geopfert werden. Der Todte bleibt mindestens 8 Tage unbestattet, während welcher Zeit abwechselnd geheult, geklagt, getrommelt und geschmaust wird; dann wickelt man ihn in Matten und begräbt ihn an einem geeignet scheinenden Platze, oft dicht am Wege. Das Grab wird mit Steinen beschwert; besondere Friedhöfe giebt es nicht, sondern jede Familie hat ihren eigenen Platz. Man pflegt dem Todten oft seine Waffen, etwas Reis und eine Schüssel beizugeben. Der Gebrauch des Geldes ist den Valavé bekannt, wie ich denn annehmen muß, daß es wohl heute auf Madagaskar keinen Volksstamm mehr giebt, welcher dasselbe nicht kennt; jedoch nehmen sie bloß ganze Fünffrankenthaler; die bei den Hova und Küstenvölkern üblichen Stückchen, welche durch Zerschlagen mit einem Meißel gewonnen werden, verschmähen sie.

Der bei diesem Volke heilige Tag ist der Freitag; an diesem enthalten sie sich aller Geschäfte. Irgend ein Gottesdienst oder Gebet findet jedoch nicht statt.

Mit dem Ackerbau geben sie sich wenig Mühe, am meisten pflegen sie noch den Tabak, welchen sie ungemein lieben; sie rauchen ihn jedoch nicht, sondern bedienen sich desselben in folgender Weise: Wenn die Blätter vollständig entwickelt sind, werden sie getrocknet, hierauf mit Honig bestrichen und in Form einer dicken Rübe fest zusammengeschnürt. So aufbewahrt machen sie einen Gährungsproceß durch und gewinnen das Ansehen einer kuchenartigen wohlriechenden Masse. Nun wird ein Stück davon genommen, zu Asche verbrannt und in einem Büchschen aufbewahrt, welches fast jeder am Halse hängen hat, um nach Bedürfniß davon eine Prise zwischen Unterlippe und Zahnfleisch zu schieben, wo es dann mit großem Behagen ausgesaugt wird. Die Zähne werden dabei nicht wie beim Rauchen angegriffen, sondern bleiben blendend weiß. Ueberhaupt verdient hervorgehoben zu werden, daß alle Malgaschen auf diese eine sorgfältige Pflege verwenden, welche sich hauptsächlich in gründlicher Reinigung nach jeder Mahlzeit äußert. Außerdem trinken sie kaltes Wasser nur im äußersten Nothfalle. Ihr gewöhnliches Getränk ist Reiswasser, welches sie dadurch erhalten, daß sie den Reis anbrennen lassen, das Obere hinwegnehmen und auf die zurückgebliebene Kruste Wasser gießen. Hat es dann eine Zeitlang gestanden, so nimmt es eine braune, kaffeeähnliche Farbe an und wird in lauwarmem Zustande mit Begierde getrunken. Europäer verabscheuen anfangs dieses Getränk seines brenzlichen Geschmackes und Geruches wegen, schätzen es später aber sehr, da es den Durst in vorzüglicher Weise löscht und recht gesund ist. Wasser in ungekochtem Zustande sollte überhaupt niemals, besonders in sumpfigen Gegenden, getrunken werden, da es eine Menge Krankheitskeime enthält.

Im Ganzen ist die Nachkommenschaft der Valavé eine schwache, was sich schon aus dem Gesagten erklären läßt. Viele haben gar keine Kinder, die meisten bloß eins. Kinder werden bei ihnen nicht ausgesetzt, wie dies früher bei einigen Völkerstämmen des Südens geschah; auch herrschen unter ihnen keine seuchenartigen Krankheiten. Von Krankheiten überhaupt beobachtete ich nur Dysenterie und Lungenschwindsucht. Diejenigen, welche nicht auf gewaltsame Weise ums Leben kommen, erreichen in der Regel ein sehr hohes Alter und sterben eigentlich nur aus Altersschwäche. So kommt es denn, daß dieser Absterbeproceß jahrelang dauert; man erblickt oft in einem Winkel der Hütte wahre Todtengerippe, über welchen die Haut ganz faltig hängt, und die kaum noch der Bewegung fähig sind. Theilnahmslos liegen diese abschreckenden Gestalten da, ihr einziger Gedanke ist auf Nahrung gerichtet, welche sie mit ekelhafter Gier verschlingen, bis sie endlich mumienhaft vertrocknet sind und auch der letzte Lebensfunke erlischt. Es kann nicht geläugnet werden, daß auch die Valavé ein graues Haupt ehren oder sie beugen sich, besser gesagt, vor der Erfahrung des Alters. Im Uebrigen lieben sie es jedoch durchaus nicht, ihre etwa vorhandenen Gefühle öffentlich zur Schau zu tragen. Kehrt ein Mann nach monatelanger Trennung von Weib, Kind und Eltern zurück und sitzen diese seine Angehörigen zufällig vor der Hütte oder begegnen sie ihm, so schreitet er stolz, sie keines Blickes würdigend, an ihnen vorüber, als ob er sie nie in seinem ganzen Leben gesehen hätte. Zu Hause angekommen, entledigt er sich seiner Waffen, seiner Lasten und setzt sich dann mitten in die Hütte, die Seinigen erwartend. Kaum erhebt er den Blick bei ihrem Eintritt, kalt und gemessen erwidert er den gebotenen Gruß der ihm gegenüber Platz Nehmenden. Dann beginnt eine Unterhaltung, so ceremoniell, so weit ausholend mit nichtssagenden, gebräuchlichen Redensarten, als ob es wildfremde Menschen wären. Erst am Feuer Abends nach dem Mahle, wenn Freunde kommen, wird dieselbe lebhafter, und erst wenn es spät geworden, wenn alles schlummert und die Nacht alles deckt mit ihren schwarzen Fittichen, dann wendet der Valavé sich auch an sein Weib, dann erst wirft er den Blick auf sein Kind und liebkost beide. Der Kuß ist ihm unbekannt, aber schnaubend nähert sich ihnen der wilde Mann und versetzt ihnen auf Gesicht und Brust heftige Stöße mit seiner — Nase.

Kürzere Mittheilungen.

Cypern im Jahre 1882.

Im Oktober 1883 erstattete der englische Gouverneur der Insel Cypern, Generalmajor Sir R. Biddulph, dem Earl of Derby seinen Bericht für das Jahr 1882, welcher erkennen läßt, eine wie große Wohlthat für die Insel die englische Okkupation und die Befreiung von der türkischen Wirthschaft gewesen ist. Die Ernte dieses Jahres war ebenso gut, wie die des vorhergehenden; besonders reichlich war diejenige von Johannisbrot, wovon für 65 446 Pf. St. (gegen 44 076 Pf. St. im Jahre 1881) ausgeführt wurde. 1882 wurden 5 488 126 Oken (oder 1 614 154 Gallonen) Wein gekeltert, etwas mehr als im Vorjahre (1 602 380 Gallonen); der Weinexport dagegen ist gesunken: 1881 betrug er 52 569 Pf. St., 1882 nur 38 827 Pf. St. Doch waren im letzten Jahre die Preise besser, als 1881. Die Ausfuhr roher Baumwolle stieg 1882 bedeutend und war mehr als doppelt so hoch, wie im Vorjahre. Der Seidenexport fiel etwas, der von Wolle hob sich. Der Gesammtexport erreichte mit 276 129 Pf. St. einen höhern Werth als 1881, wo er nur 266 610 Pf. St. bewerthete. Die Einfuhr im Werthe von 333 512 Pf. St. zeigt gegen 1881 (296 868 Pf. St.) merkliche Fortschritte. An Gold wurde für 23 276 Pf. St. eingeführt,

an Silber und Kupfer, das bekanntlich seinen Namen von der Insel trägt, für nur 1300 Pf. St. ausgeführt.

Den Heuschrecken, einer der Hauptplagen Cyperns, wurde 1882 in ausgedehnter und auch erfolgreicher Weise der Krieg gemacht; man hat diesmal davon Abstand genommen, die Eier zu sammeln und sich auf die energische Verfolgung der lebenden Insekten beschränkt. Es hat jetzt den Anschein gewonnen, als könnte man dieselben schließlich ganz ausrotten oder die Plage jedenfalls so einschränken, daß der verursachte Schaden verhältnißmäßig gering sein wird.

Die Aufnahme der Insel wurde während des Jahres 1882 nahezu vollendet und die betreffenden Kartenblätter befinden sich schon in den Händen des Verlegers. Der Postmeister kann von einer befriedigenden Vermehrung der beförderten Briefe berichten; daß sich darunter eine große Menge unfrankirter befand, hat seinen Grund wahrscheinlich in dem Kriege in Aegypten, während dessen sehr viele Briefe unfrankirt von dort abgegangen sind.

Das Departement für öffentliche Arbeiten hat im Jahre 1882 vor allem den Bau einer eisernen Landungsbrücke, eines Zollhauses, von Gerichts- und Amtsgebäuden in Larnaka zu verzeichnen. Mäßig sind dagegen die Fortschritte im Straßen- und Brückenbau; stellenweise haben die Einwohner sich dabei hilfreich gezeigt, und dieser Sinn soll in Zukunft unterstützt werden, da auf solche Weise viel mehr für die Verbindungswege geschehen kann, als durch den Staat allein.

Im Schulunterricht ist sowohl bei Christen, wie bei Mohammedanern mancher wirkliche Fortschritt zu verzeichnen. Große Befriedigung erweckte die lang ersehnte Reform der Gerichtshöfe. Gegen deren bisherige Einrichtung wurde namentlich geltend gemacht: die große Mitgliederzahl jedes Gerichtes; die Erwählung der Mitglieder, vom Vorsitzenden, dem Kadi, abgesehen, durch das Volk; der Umstand, daß niemand länger als zwei Jahre Mitglied sein durfte und dann ganz ausscheiden mußte, und daß die anzuwendenden Gesetze meist auf den französischen Gesetzbüchern beruhten, während der einzige gelernte Richter im Gerichtshofe, nämlich der Kadi, nur das türkische religiöse Gesetz kannte. Nun sind in der Hauptsache folgende Aenderungen getroffen worden: 1. die vollständige Trennung der mohammedanischen religiösen Richter von den gewöhnlichen Gerichtshöfen; 2. die Errichtung eines Appellhofes, bestehend aus zwei qualificirten englischen Richtern; 3. die Ernennung eines englischen Anwalts zum Vorsitzenden eines jeden Bezirksgerichts; 4. angemessene Bezahlung der eingeborenen Mitglieder der Bezirksgerichte und 5. Einsetzung von Dorfrichtern für Aburtheilung von Bagatellsachen.

Diese Reform der Gerichte ist zum Glücke von einem Steigen der Einkünfte begleitet gewesen; die Einnahmen Cyperns überschritten im Jahre 1882 den Voranschlag um 12 700 Pf. St., während die Ausgaben um 6400 Pf. St. hinter demselben zurückblieben. (Der Budgetvoranschlag für das Finanzjahr 1882—83 bezifferte die Einnahmen auf 176 590 Pf. St., die Ausgaben inkl. des Tributs an die Pforte auf 219 461 Pf. St., was einem Deficit von 42 871 Pf. St. entspräche, das nunmehr um 19 000 Pf. St. vermindert wäre.)

Der Gesundheitszustand der Insel war während des Jahres 1882 ein ausgezeichnet guter.

Prof. Wünsch's Reisen in Kurdistan.

In den Jahren 1882 und 1883 hat Hr. J. Wünsch, Professor am Pädagogium zu Gitschin in Böhmen, zwei Reisen durch Kurdistan ausgeführt, welche verschiedene, wesentliche Berichtigungen und Ergänzungen in der Darstellung der Hauptströme Vorderasiens, des Euphrat und Tigris, ergeben haben. Ganz wird man seine Resultate natürlich erst zu würdigen vermögen, wenn seine Karten, auf welche er besondere Aufmerksamkeit verwendete, vorliegen; doch wollen wir schon jetzt auf seine Wanderungen hinweisen, wobei wir seinen zum Theil in den Mittheilungen der k. k. Geogr. Ges. in Wien gedruckten Briefen, sowie ungedruckten an Prof. H. Kiepert folgen.

Aus Aegypten und Palästina kommend schloß er sich im Frühling 1882 bis Kiachta den Herren Dr. Puchstein und Sester an und ging von da nach Malatia, welches jetzt nicht mehr seine alte Stelle einnimmt. Es ist zu einem kleinen Dorfe herabgesunken, welches den Namen Eskischeher (Altstadt) führt, während das 7 bis 8 km südwestlich gelegene Azbuzü — ein Name, dessen sich nur noch alte Männer erinnern — zu einem neuen Malatia emporgeblüht ist. Von dort reiste Wünsch nach Charput, setzte bei Perteg über den östlichen Euphrat und drang nördlich in die Berglandschaft Dersim bis Mazgird und Chozat vor. Von dort nach Egin am westlichen Euphrat zu gelangen, hinderte ihn diesmal der türkische Wali, weil die Kurden dort kurz zuvor eine starke Militäreskorte abgefangen hatten; er mußte zurück an den östlichen Euphrat (oder Murad-su) nach Palu und Tschewlyk und gelangte von da im Gefolge des Kurdenbeys Jusuf über Musch und Chnus nach Erzerum. Alle diese Routen wurden möglichst genau aufgenommen und sollen wesentlich zur Berichtigung unserer Karten beitragen; nicht dasselbe ist der Fall mit einem sechswöchentlichen Ritte, welchen er zu Anfang September mit dem russischen Generalkonsul von Erzerum nach Wan und zurück unternahm, und auf welchem zu rasch gereist wurde, als daß Wünsch hätte zeichnen können. Doch vermochte er in Wan Erkundigungen über das Quellgebiet des östlichen Tigris einzuziehen, welche ihm im folgenden Jahre zu Statten kommen sollten, und unterwegs Einblicke in die nationalen und socialen Verhältnisse zu thun, welche hier durchweg über alle Begriffe traurig sind. Dann begab er sich nach Konstantinopel, um sich mit einem neuen Firman und von Wien aus mit Instrumenten zu versehen.

Am 21. April 1883 konnte er wieder von dort aufbrechen; über Batum, Tiflis, Eriwan und Igdir gelangte er nach Bajezid auf türkischem Gebiete und dann unweit der persischen Grenze hin durch die Berge der Abaha, wo er bei dem Kurdenhäuptling Musa-agha freundliche Aufnahme und Geleit fand, nach Wan am gleichnamigen See, dessen Darstellung auf unseren Karten wesentlich auf unzureichenden Skizzen beruht. Von dort ritt er am 6. Juni südöstlich nach dem Dorfe Salachana, in dessen Nähe er eine aus zehn 160 cm langen Zeilen bestehende Keilinschrift, deren Existenz ihm schon im Jahre 1882 mitgetheilt worden war, wirklich auffand und abklatschte. Dann besuchte er auf zum Theil sehr schwierigen Wegen, über Schneefelder, schmale Grate und steile Felsrücken hinweg, die Quelle des östlichen Tigrisarmes, welchen er bis Saird (Sört) abwärts aufnahm, ferner Bitlis und Musch und folgte von letzterm Orte unter vielen Widerwärtigkeiten dem hier bisher noch nicht bekannten, in enger Felsspalte fließenden Murad-su (Euphrat) abwärts bis Palu. Nicht weit südwestlich von da liegt der Göldschük-See und die Quelle des westlichen Tigris, über welche manche Zweifel bestanden. Wünsch's Untersuchung ergab Folgendes: der (jetzt) oberste Quellzufluß des Tigris gehört von Natur eigentlich zum Gebiete des Euphrat, ist jedoch künstlich zur Berieselung abgeleitet und gelangt so in den Tigris. Der Göldschük hat einen natürlichen Abfluß zum Tigris und einen neuern künstlichen zum Euphrat. So erklärt sich ungezwungen die Behauptung von einer dort vorhandenen Bifurkation.

Nun folgte eine sehr schwierige Bergpartie von Charput über Perteg, durch das Thal des Tschymyschgezek-su und am westlichen Euphrat (Karasu) aufwärts nach Penga, wo sich viele lateinische Inschriften erhalten haben, und Gamasch. Von dort einen Abstecher nach Süden zu machen, hinderte ihn leider ein Aufstand der Kurden im Muzur (oder Mussur) Dagh, und so ging Wünsch wieder auf einem noch nie gemachten Wege nordwärts durch die Berge nach Gümüschchane

und beschloß am 6. August in Trapezunt seine Wanderungen in der asiatischen Türkei.

Armit's Reise auf Neu-Guinea.

Kapitän William E. Armit, welchen, wie wir schon oben S. 205 berichteten, die Besitzer der in Melbourne erscheinenden Zeitungen „Argus“ und „The Australasian“ auf ihre Kosten nach Neu-Guinea schickten, um diese unbekannte Insel zu erforschen, hat seinen ersten Bericht eingesandt. Er hatte in Begleitung von Professor Denton, einem amerikanischen Geologen, und dessen Söhnen am 14. Juli dieses Jahres Port Moresby, an der Südostküste der Insel (9° 20′ südl. Br. und 147° 30′ ö. L. Gr.) verlassen und sich nach den östlich gelegenen Astrolabe Ranges (9° 20′ südl. Br. und 147° 33′ ö. L. Gr.) begeben. Man hatte zunächst die bis 600 Fuß (183 m) sich erhebenden Küstenhügel, metamorphisch-tertiäres Gebilde miocäner Formation, zu übersteigen. Die Fruchtbarkeit des Bodens rührte von der Menge Kalkstein her, welche überall den Untergrund bildete. Man fand Jaspis, Chalcedon und einen schönen weißen Marmor. Dann passirte man ein unebenes, zerrissenes Terrain mit vielen Schluchten, kam aber bald in eine offene Waldgegend, wo Eukalypten, Akazien und Gestrüpp von Leguminosen vorherrschten. Der Boden war mit dichtem Wuchse vieler Grasarten, meist australischer, bestanden, und man glaubte sich ins nördliche Queensland versetzt. In einem Scrubland, in welchem die erste Nacht zugebracht ward, fand man eine Gruppe schöner Sagopalmen, 50 Fuß hoch. Den nächsten Tag gelangte man auf Alluvialebenen mit üppigstem Grasbestand, wie man sie für Zuckerrohrplantagen nicht besser wünschen kann, während die schwach bewaldeten Bergabhänge schöne Viehweiden darboten. Die freundlichen Eingeborenen baten die Reisenden um etwas Salz, welches sie über Alles schätzen, und für einen Theelöffel voll lieferten sie Zuckerrohr, Yams, Taro, Bananen u. s. w. in solcher Menge, daß man eine ganze Woche genug daran hatte. Sobald sie an die Meeresküste kommen, ist immer ihr erster Gang nach einem Trunke Seewasser, das sie mit größter Wonne trinken. Barbaren sind sie freilich, aber nicht ohne eine gewisse Kultur. Ihre Gärten und Pflanzungen haben sie mit Verständniß angelegt und vorzüglich gepflegt, und eben so die Häuser gut und für das Klima zweckmäßig gebaut und wohnlich eingerichtet. In ihren Gewohnheiten sind sie äußerst reinlich; was sie kochen wollen, wird immer erst säuberlich gereinigt und gewaschen. Ihre Gesetze sind streng und werden genau beobachtet. Die Frauen sind keusch, weiblich und angenehm im Verkehr.

Ungefähr 18 englische Meilen (29 km) östlich vom Port Moresby erreichte man das Dorf Robbertoom mit 80 Einwohnern. Es zählt 11 Häuser, welche etliche Fuß über dem Erdboden stehen, und 7 Baumhäuser, Dobo genannt, die 60 bis 70 Fuß (18 bis 21 m) über dem Boden zwischen starken Aesten hoher Waldbäume eingenistet sind und als Zufluchtsort gegen feindliche Angriffe dienen. Das Dorf ist von eingehegten und reinlich gehaltenen Plantagen umgeben, auf denen verschiedene Arten Zuckerrohr — man sah Rohr bis zur Höhe von 15 Fuß ($4\frac{1}{2}$ m) — Bananen, Yams, Taro, Bataten, Tabak, Kokosnüsse, sowie Titoo und Awaroni angebaut wurden. Die beiden letzteren sind dortige Namen für eine Art Yam. Shaddocks (eine große Orange), Mango und Brotfruchtbaum wachsen wild, und herrliche Orchideen, Farnkräuter u. s. w. ergötzen überall das Auge. Auf dem fetten Graslande treiben sich Känguruhe und Wallabies in Menge umher, Scharen der schönsten Vögel flattern im Gebüsch, und in dem die Thalebene durchfließenden Flusse wimmelt es von Fischen und Krokodilen. Die hier ansässigen Eingeborenen gehören dem Stamme der Coijaris an und unterscheiden sich von dem am Port Moresby wohnenden Stamme der Motus sehr vortheilhaft. Letztere sind, wie Kapitän Armit sie bezeichnet, „eingefleischte höllische Schurken. Diebe von Geburt auf, lachen sie Einem freundlich zu, während sie Einem gleichzeitig die Augenbrauen wegstehlen, ohne daß man es bemerkt“. Diese Coijaris dagegen haben zwar auch, wie es schien, keine Religion, aber das Eigenthum Anderer gilt ihnen als geheiligt. Verliert man oder wirft man irgend etwas, wie einen alten Nagel oder ein Stückchen Papier, als unnütz weg und sie finden es, so liefern sie es sicher wieder ab. Sie befolgen in dieser Hinsicht eine weit strengere Moral, als gar viele Europäer. Ehebruch wird mit dem Tode bestraft, aber, wie der Häuptling versicherte, solche Fälle kommen äußerst selten, wenn überhaupt vor. Die Coijaris sind ein kräftig gebauter Menschenschlag, und dies gilt besonders von den Frauen. Letztere werden von ihren Gatten freundlich, ja liebevoll behandelt und fühlen sich glücklich und zufrieden. Jede Frau hatte ihr kleines Lieblingsschwein, Denis genannt, welches ihr wie ein Hund folgt und hinter ihr hergrunzt. Hunde und Schweine einer kleinen Rasse gab es überhaupt in Menge. Auch hier gab es wieder nur das schönste Agrikulturland mit herrlichem Grase, viel vorzüglicher als das gepriesene Land am Herbert R. und am Port Mackay in Queensland.

Kapitän Armit folgte einer Einladung des Häuptlings der Coijaris, welcher sich Luija nennt und nicht in Robbertoom, sondern in dem ostnordöstlich davon gelegenen Dorfe Norioona wohnt. Um dahin zu gelangen, hatte man die Astrolabe Ranges, deren Höhe, nach vorgenommener Messung 2850 engl. Fuß (992 m) betrug und deren Spitze an fünf Tagen der Woche in Wolken eingehüllt ist, zu ersteigen. Von hier aus hatte man einen herrlichen Blick auf das eben verlassene fruchtbare und 10 englische Meilen (16 km) breite Laloki-Thal, wie es heißt, in welchem man immer wieder von neuem Interessantes und Neues entdeckte. Für diesen Theil von Neu-Guinea, meint Kapitän Armit, werde hier der Centralpunkt europäischer Ansiedelung liegen und die nur wenige englische Meilen entfernte Bootleß Bay als guter Hafen für Ein- und Ausfuhr dienen. Angenehm wurde das Fehlen von Muskitos bemerkt, und auch die Ameisen waren bei weitem nicht so zahlreich wie in Australien. Einen Ersatz für erstere bildete leider eine Unzahl kleiner flohartiger Insekten, welche fast eine noch größere Plage sind wie die Muskitos.

Diese Eingeborenen wählen für ihre Dörfer immer die Bergrücken, wo sie gegen feindliche Angriffe geschützter liegen, und kultiviren die nahe liegenden Schluchten. Gewöhnlich bleiben sie nur etliche Jahre in einem Dorfe wohnen. Sobald sie glauben, daß der Boden an Fruchtbarkeit nachläßt, wandern sie nach einem andern Platze und gründen ein neues Dorf. Man fand mehrere solche verlassene Dörfer. Es wird keine Schwierigkeit haben, von den Eingeborenen Land, wovon sie im Ueberfluß besitzen, zu kaufen, und sie werden bei dem ihnen innewohnenden Rechtsgefühl den Verkauf stets respektiren. Und an Arbeitern wird es den Ansiedlern auch nicht fehlen, denn die Eingeborenen sind bereit zu arbeiten, aber in hohem Grade abgeneigt, ihre Insel zu verlassen und auswärts, etwa in Queensland, in Dienst zu treten. „Kurz“, schließt der Bericht, „nach dem zu urtheilen, was ich bis jetzt von Neu-Guinea sah, möchte ich sagen: Wenn es überhaupt ein Land giebt, wo Milch und Honig fließen, so muß Neu-Guinea darauf Anspruch machen.“

Nachschrift. Die Expedition ist am 17. Oktober nach Cooktown in Queensland zurückgekehrt, weil die Mitglieder von Fieber ergriffen worden waren. Professor Denton ist demselben bereits erlegen.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Nach der officiellen Tobolsker „Gazette“ schwimmen in diesem Jahre 50 Dampfer auf den beiden Strömen Ob und Irtysch, was eine beträchtliche Zunahme des Handels im nördlichen Sibirien ausmacht.

— Die Anzahl der Juden in Jerusalem beziffert A. M. Luncz, ein in Jerusalem selbst wohnender Jude, für das Jahr 1877 auf 14 000, eine Summe, welche sich seitdem noch beträchtlich vermehrt hat. Sie besitzen 11 Synagogen und 60 Gebet- und Studirhäuser in der Stadt selbst und in ihrer Umgebung; 12 von letzteren befinden sich in Privathäusern.

— Im vergangenen Juli haben die Afghanen das kleine, bisher unabhängige Fürstenthum Schugnan am obern Oxus besetzt, so daß nun, und zwar südlich vom See Karakul, afghanisches und russisches Gebiet unmittelbar an einander stoßen. Der Fürst des Ländchens, Jussuf Ali Beg, floh zuerst in die Berge, kehrte aber später nach Schugnan zurück und wurde dann gefangen nach Kabul abgeführt. Eine Depesche aus Simla in Indien meldet zwar, daß nur der Theil Schugnans südlich vom Oxus besetzt worden sei; doch wäre das kein großer Unterschied, da vom Oxus (Ak-su) stellenweise die russische Grenze bloß ca. 20 km entfernt ist.

— Ein Syndikat in Melbourne hat in dem jetzigen britischen Nord-Borneo 100 000 Acres = 40 467 ha Land erworben und beabsichtigt Zuckerrohr-Plantagen anzulegen. Mr. Reece, welcher dorthin geschickt war, um über die Boden- und klimatischen Verhältnisse zu berichten, schrieb vom 20. Mai dieses Jahres von Silam aus, an der Darval Bai in 5⁰ nördl. Br., daß Zuckerrohr-Plantagen daselbst ohne Zweifel außerordentliche Erfolge erzielen würden. Das Klima sei ein ausgezeichnetes; nur einige Stunden des Tages seien ungewöhnlich heiß, die Nächte dagegen immer angenehm kühl.

Afrika.

— Im August 1882 reiste Graf Pietro Antonelli mit Geschenken des Königs von Italien an den König Menelek nach Schoa (s. „Globus“ Bd. 42, S. 240). Derselbe ist kürzlich von dort nach der italienischen Kolonie Assab am Rothen Meere zurückgekehrt und bringt die Sammlungen des verstorbenen Marchese Antinori und außerdem Verträge und Versprechungen der Herrscher von Schoa und Danakil mit heim. Ihm folgte auf dem Fuße eine Karawane von 70, mit Elfenbein, Fellen, Federn, Kaffee und anderen Produkten beladenen Kameelen, und für den November ist eine solche von 400 Lastthieren angekündigt. Die italienische Presse feiert „diese glänzende Einweihung des neuen zwischen Schoa und der Bai von Assab eröffneten Handelsweges“.

— Das ca. 70 engl. Meilen lange Stück der westafrikanischen Küste, welches sich vom rechten Ufer des Manna-Flusses (Grenze von Liberia) bis Sherbro hinzieht, ist kürzlich von England annektirt worden. Dafür hat Frankreich am 2. April d. J. den Eingeborenenstaat Porto Nuovo halbwegs zwischen Whydah und Lagos besetzt.

Australien.

— Der Legislative Council von West-Australien hat dem Sir Julius Vogel, frühern Premierminister auf Neu-Seeland, die Koncession ertheilt, von der Nordwestküste der Kolonie ein Kabel nach der Insel Ceylon zu legen.

— Wie die Kolonien Neu-Süd-Wales, Queensland, Neu-Seeland und Tasmanien, so sucht auch Süd-Australien durch freie und assistirte Einwanderung aus Europa seine schwache Bevölkerung zu mehren. Die Kolonie, mit einem Areale von $42\,448\frac{1}{2}$ deutsch-geographischen Quadratmeilen, zählte am 1. April 1883 erst 301 614 Seelen. Freie Beförderung erhalten nur Dienstmädchen. Alle übrigen Personen — so fern sie als für die Kolonie geeignet befunden, also namentlich in der Landwirthschaft und im Bergbau erfahrene Arbeiter sind — zahlen entweder, je nach Alter, einen Beitrag von 3 bis 5 Pf. St., oder sie tragen die Kosten der Fahrt selber und erhalten dann eine sogenannte Landorder warrant über 20 Pf. St. Es ist dies eine Anweisung auf 20 Pf. St., welche bei Ankauf von Kronland von der Regierung als Baarzahlung angenommen wird, sobald die betreffende Person nachweislich zwei Jahre lang, vom Tage der Landung gerechnet, beständig in der Kolonie verblieben ist. Diese Vergünstigung wurde auch deutschen Auswanderern zu Theil, aber sie hatten sich bisher immer erst dem Generalagenten der Kolonie in London, jetzt Sir Arthur Blyth, persönlich vorzustellen, damit letzterer über ihre Tauglichkeit entschied. Diese Unbequemlichkeit ist seit Juni 1883 in Wegfall gekommen, indem die süd-australische Regierung das Hamburger Haus Caesar Godeffroy bevollmächtigt hat, an für Süd-Australien nach Vorschrift geeignete deutsche Auswanderer eine Landorder über 20 Pf. St. auszustellen. Gleichzeitig übernimmt es die Firma, die Auswanderer gegen Cedirung ihrer Landorder frei nach der Kolonie zu befördern, freilich mit dem Risiko, daß, falls die betreffende Person die Kolonie vor Ablauf von zwei Jahren heimlicher Weise verläßt, die Landorder hinfällig wird.

Eine Offerte des Signor Cesare, welcher sich im Mai dieses Jahres in Süd-Australien aufhielt, eine beliebige Anzahl Malteser nach dieser Kolonie senden zu wollen, falls die Regierung die Kosten der Fahrt tragen wolle, wurde abgelehnt, weil die maltesischen Bauern auf einem zu niedrigen Grade der Kultur stehen.

Polargebiete.

— Von den deutschen Polarexpeditionen hat diejenige, welche Kingawa im Cumberland Sund (Nordamerika) besetzt gehalten hat (s. „Globus“ Bd. 42, S. 336), am 9. Oktober auf der „Germania“ den Pentland Firth (Schottland) passirt und ist inzwischen in Europa eingetroffen. Die auf Süd-Georgien thätig gewesene Expedition (vgl. „Globus“ Bd. 42, S. 365) landete am 27. September in Montevideo und wird gegen Mitte November in Deutschland zurückerwartet.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIV. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

III.

(Die Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.)

Das tief einschneidende Thal des Chota, in das die Reisenden jetzt hinabstiegen, wies eine ziemlich mannigfaltige Vegetation auf. Von dem hohen Graswuchse, durch den der Morgenritt von La Posta aus meilenweit geführt hatte, war hier nichts zu sehen; dafür wucherten allenthalben an den steinigen Abhängen Agaven, Furcroyas, Akazien, große Krotonbüsche mit weißlich bestäubten Blättern und ungeheure Opuntien, die über und über mit Kochenillen bedeckt waren; von kleineren Pflanzen waren besonders verschiedene Lippenblüthler zahlreich vertreten, sowie eine schöne silberglänzende Malve und ein hübscher röthlicher Fuchsschwanz mit gegabelten Aesten. Auf der sandigen Thalsohle aber zogen sich, von hohen Agavenhecken eingefaßt, zu beiden Seiten des Flusses Zuckerrohrpflanzungen hin, die sich Dank reichlicher und gut angelegter Bewässerungsgräben und einer Temperatur von 26° C. zu einer Ueppigkeit entwickelt hatten, wie man sie auf diesem todten Sandboden kaum für möglich gehalten haben würde.

Eine gute Strecke mußten die Reisenden zwischen den Pflanzungen und den kleinen dazugehörigen Niederlassungen am Flusse aufwärts gehen, ehe sie an die Brücke gelangten, die sie an das linke, südliche Ufer des Chota hinüberführen sollte. Während seine Leute die schwerbeladenen Maulthiere vorsichtig über den geländerlosen schmalen Steg brachten, der nur aus zwei von Ufer zu Ufer gelegten und mit Faschinen und Erde bedeckten Balken besteht, nahm André selber die Umgebung dieser Uebergangsstelle näher in Augenschein. Auf den weißen, fast horizontal geschichteten Kalksteinfelsen, die hier zu Tage traten und den Fluß einengten, fanden sich zahlreiche bisher noch nicht gesehene charakteristische Pflanzen des äquatorialen Amerika vor. Der versengenden Gluth der tropischen Sonne Trotz bietend, überzog der Portulak mit seinen fleischigen blaßgrünen Blättern die oberen Seiten der Felsklippen wie mit einem dichten Teppich; aus allen Spalten hervor und an den Seiten entlang krochen und rankten die stachlichten Schnüre des Schlangenkaktus; auf den durch gefährliche Riesendornen bewehrten steifen Zweigen der „farnesischen Akazie“ wucherte in dichten grauen Büscheln die Tillandsia uniflora, eine kleine schmarotzende Bromelie. Von ganz besonderem Interesse aber war ein herrliches Exemplar des peruvianischen Mastixbaumes (Schinus molle), das, mit seiner mächtigen Krone weit über den Wasserspiegel hinausragend, dicht am Ufer stand. Seit lange schon nach den Mittelmeerländern verpflanzt und dort heimisch geworden, hat diese Species des Mastixbaumes hier ihr eigentliches Vaterland. Mit der rauhen, vielfach geborstenen und gespaltenen Rinde, dem knorrigen Stamme und den seltsam gewundenen, wie verrenkt aussehenden Zweigen und Aesten würde der Baum einen entschieden häßlichen Eindruck machen, wenn nicht alle diese Mängel durch die üppige Pracht seines schön gefiederten wohlriechenden Laubes, sowie durch die langen Trauben weißer Blüthen und purpurrother Beeren, die in dem dunkelen Grün erglänzen, reichlich aufgewogen würden.

Nachdem man den Fluß glücklich passirt hatte, ging es auf der anderen Seite wieder zur Höhe empor. Hier schien

mit jedem Schritte des beschwerlichen Anstiegs die Felslandschaft ringsum steriler und wüster zu werden. Immer spärlicher wurden die kümmerlichen Pflanzen auf dem festen ausgedörrten Boden und man war noch weit von der Höhe entfernt, als außer einigen hin und wieder verstreuten gelben Caesalpinienbüschchen auch keine Spur von Vegetation mehr auf dem kahlen Berghange zu sehen war. Menschliche Niederlassungen durfte man in dieser traurigen Einöde nicht erwarten, und auch das Thierleben war, der Armuth der Vegetation entsprechend, äußerst dürftig. Auf dem ganzen stundenlangen Wege bergan bekam André außer mehreren über den harten Boden schlüpfenden grauen Eidechsen und einer großen gelblichen Kröte nur noch einige Turteltauben zu Gesicht, die aber mit ihrem dunkelbraunen Gefieder und mit ihrem melancholisch und lebensüberdrüssig klingenden Girren auch kein besonders fröhliches Leben in die Landschaft brachten. Auf der Höhe angelangt, scheuchte man freilich mehrmals aus dem dürftigen Gebüsch am Wege kleine Flüge röthlichgrauer Rebhühner auf, von denen der Reisende mehr zum Zeitvertreibe, als um sich den fragwürdigen Genuß des zähen Fleisches zu verschaffen, eine Anzahl erlegte. Ein unerwarteter Zwischenfall unterbrach ihn in diesem Vergnügen. Er hatte eben sein Gewehr abgeschossen, als er eine Kugel dicht an seinem Ohr vorbeipfeifen und in demselben Augenblicke auch schon seinen hinter ihm gehenden Peon ein Schmerzgeheul und ein wüthendes „Caramba!“ ausstoßen hörte. In der Meinung, daß seine Kugel unglücklich ricochetirt und den Mann getroffen haben müsse, wandte sich André nach dem laut Zeternden und Fluchenden um, der sich mit der einen Hand die getroffene Backe hielt, mit der anderen dem Reisenden eine kleine Thonkugel entgegenhielt, als das Projektil, das ihn verwundet habe. Die Erklärung des Räthsels ließ nicht lange auf sich warten. Hinter einem Hügel hervor, um den der Weg führte, kam eine große Ochsenherde, von dem Vaquero getrieben, der, auf einem Esel reitend, anstatt der bei uns üblichen Peitsche des Viehtreibers nach Landessitte die Bosina, ein langes Blasrohr in der Hand hielt, mit dem er gelegentlich seinen vom Wege abschweifenden Ochsen eine Erinnerung in Gestalt einer gutgezielten Thonkugel auf das Fell brannte. Eines dieser kleinen Geschosse, das sein Ziel verfehlt, hatte den Mann getroffen und ihm eine Verletzung zugefügt, die, an und für sich nur unbedeutend, ihn doch jetzt veranlaßte, nachdrückliche Rache an dem unschuldigen Ochsentreiber zu nehmen. In einem Augenblick lag der überraschte Reiter am Boden und ächzte unter den Schlägen seines eigenen Rohres, das ihm der erboste Angreifer auf dem Kopfe zerschlug. Nur mit größter Mühe gelang es André, den Wüthenden endlich fortzureißen und die Bosina für seine Sammlung zu retten, ehe sie gänzlich in Stücke ging. Das einfache Instrument, das hierzulande einen unerläßlichen Theil der Ausrüstung des Vaquero bildet und demselben meist nicht nur die Peitsche, sondern auch den die Herde zusammentreibenden Hund ersetzen muß, bestand aus einem starken, etwa $1^1/_2$ m langen Rohre der sogenannten Cañas bravas (Gynerium saccharoides), an dessen einem Ende ein kurzes dünneres Rohr als Mundstück befestigt war.

Von der glücklich erreichten Höhe führte der Weg bald wieder durch eine freundlichere Gegend; zuerst über noch einen höhern Gipfel, dann über eine Reihe niedriger Lomas oder Hügel, die mit Gebüsch von Kroton-, Salbei- und Solanaceensträuchern bedeckt waren; endlich am Ufer eines 2253 m über dem Meere belegenen Bergsees entlang, der mit seinem friedlich-klaren, von einem Kranze hoher Binsen eingefaßten Wasserspiegel dem altindianischen Schreckensnamen Yaguar Cocha oder Blutsee, den er heute noch führt, durchaus nicht entspricht. Auf einer gutgehaltenen Straße, zwischen ausgedehnten Obstgärten entlang, in denen neben Bananen, Orangen, Guamos, Granatäpfeln und Chirimoyas namentlich die zur Herstellung von Dulces oder Konfitüren besonders beliebten einheimischen Wallnüsse kultivirt werden, gelangte man Abends an den Rio Taguanda, auf dessen jenseitigem Ufer inmitten der herrlichsten Landschaft das alte I b a r r a sich ausbreitet.

Peruvianischer Mastixbaum (Schinus molle).

Die 2225 m ü. d. M. belegene Stadt, in der André einen mehrtägigen Aufenthalt nahm, ist heute zugleich Hauptstadt des Distrikts Ibarra und der Provinz Imbambura, und Dank seiner günstigen Lage in einem durch Fruchtbarkeit, wie durch Reichthum an mineralischen Schätzen gleich ausgezeichneten Gebiete hat der Ort auch schon seit den ältesten Zeiten eine hohe Bedeutung gehabt. Das von den spanischen Eroberern zerstörte Caranqui, an dessen Stelle im Jahre 1567 das neue Villa de San Miguel de Ibarra gegründet wurde, war eine der hervorragendsten Städte des alten Inkareiches gewesen, ebenso berühmt durch seinen prachtvollen Sonnentempel, wie durch den großen Königspalast, in dem der unglückliche letzte Inkaherrscher das Licht der Welt erblickt hatte. Auf demselben Grunde, der jene alten Prachtbauten getragen hatte, erhoben sich schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts die großartigsten Heilig-

thümer des römisch-katholischen Kultus, der inmitten der rasch aufgeblühten, reichen und gewerbfleißigen Stadt von mehr denn 20 000 Einwohnern bald eines seiner Hauptcentren in der neuen Welt hatte. Büßten auch die zahlreichen Kirchen und Klöster von Ibarra im Laufe der Zeiten manches von ihrer ursprünglichen äußeren Pracht ein, so überlebten sie und mit ihnen die Bedeutung des Ortes doch glücklich alle die wechselnden Schicksale und Umwälzungen, von denen das Land betroffen wurde. Erst der 6. August 1868 brachte mit dem furchtbaren Erdbeben, das in Zeit von wenigen Minuten 30 000 Menschenleben in der Provinz Imbambura vernichtete, den Todesstoß für Ibarra. Die Stadt, die in einen großen Trümmerhaufen verwandelt wurde, unter dem 3000 Einwohner ihren Tod fanden, wurde zwar, Dank der energischen Beihilfe der Regierung, an deren Spitze damals noch Garcia Moreno stand, zum größten Theile wieder aufgebaut, hat sich aber bis auf den heutigen Tag nicht wieder von jenem Schlage zu erholen vermocht. Ihr alter Wohlstand scheint unwiederbringlich dahin zu sein, und die zumeist mit mehr gutem Willen als mit besonderm Geschmack aufgeführten neuen Gebäude, die die breiten gutgepflasterten Straßen einfassen, können diesen Eindruck eines traurigen Niederganges nicht auslöschen; neben den heute schon von üppigem Grün überwucherten Ruinen der großartigen Kathedrale erscheint selbst das neue Rathhaus, die Casa de Gobierno, die mit ihrem Säulenvorbau und ihren in allen Farben strahlenden architektonischen Verzierungen ein Stolz der heutigen Einwohner ist, durchaus ärmlich und nüchtern.

Blasrohr (bosina).

Daß jene furchtbare Katastrophe, die man damals wohl mit Recht mit einem heftigen Ausbruch des etwa 25 km von der Stadt entfernten Cotopachi in Zusammenhang brachte, dem eigentlichen Reichthum der Provinz Imbabura keinen Abbruch gethan hat, davon überzeugte sich André bei einer Tour durch die weitere Umgegend von Ibarra. Die Hilfsquellen, über die der bevorzugte Distrikt verfügt, sind ebenso reich, wie mannigfaltig; bei einer rationelleren Ausnutzung könnten sie den Wohlstand des ganzen Staates in kürzester Zeit heben. Während man kaum ein für den Getreide- und Weinbau günstigeres Gebiet finden kann, als es der nordöstliche Theil der Provinz ist, finden wir im W und SW in dem Hügellande zwischen den Nebenflüssen des Rio Mira einen unerschöpflichen Reichthum an Mineralien. Bei dem Pueblo Salinas wird Salz, bei Chorlavi Eisen gewonnen. Die Bergwerke von Chachimbiro liefern außer Schwefel, Kalkstein und Gips auch Soda, Alaun und Bergkrystall.

TAYLOR

Rathhaus in Ibarra.

Der Weg von Ibarra nach Quito führte den Reisenden durch ein in mehrfacher Beziehung interessantes Gebiet. Zwar sah er sich durch lebhafte Schilderungen von fortgerissenen Brücken, in Schlammlöcher verwandelten Straßen, unpassirbaren Camellones und Derrumbos veranlaßt, anstatt der kürzesten Route über San Pablo einen weiten Umweg über Otavalo zu machen; doch brauchte er deshalb nicht seinen Besuch des mächtigen Imbabura und seine Erforschung der merkwürdigen Spalten oder Faldas desselben aufzugeben. Der 4660 m hohe Vulkan, dessen ziemlich häufige Eruptionen trotz der geringen Entfernung von 15 km der Stadt Ibarra noch nie verhängnißvoll geworden sind, ist an seinem unregelmäßig geformten Gipfel nur höchst selten einmal mit Schnee bedeckt. Seinen indianischen Namen, den nach ihm die ganze Provinz führt, soll er von einer Art kleiner Fische, den Imba (Pimelodes Cyclopum) erhalten haben, die er angeblich bei seinen Eruptionen in gewaltiger Menge auswirft. Kurz vor Otavalo, einer durch das Erdbeben von 1868 hart mitgenommenen, aber schon wieder in raschem Aufblühen be-

Haartracht der Indianerinnen von Iloman.

Dorf San Roque am See von San Pablo.

griffenen Stadt, passirte man das Dorf Iloman, dessen Einwohner für Abkömmlinge der alten Inkas gelten. Unsauberer und augenscheinlich auch bei weitem indolenter, als die fleißige und intelligente Mischlingsrasse von Indiern und Spaniern, die den Haupttheil der Bevölkerung dieser Gegend ausmacht, würden jene ärmlichen Nachkommen des alten Herrschervolkes heute doch kaum von ihren Nachbarn zu unterscheiden sein, wenn die Weiber sich nicht durch die eigenartige Anordnung ihres langen, feinen und weichen Haupthaares kennzeichneten. Sie lassen dasselbe zu beiden Seiten des Kopfes nämlich frei herabfallen und drehen es am Hinterhaupte zu einem langen festen Chinesenzopfe zusammen. Von den verschiedenen Zweigen der landesüblichen Hausindustrie, die in Otavalo, San Pablo und den anderen Ortschaften des Distrikts betrieben wird und in Webereien, Stickereien und Metallarbeiten aller Art Anerkennenswerthes leistet, ist in diesem Inkadorfe nur eine vertreten, die Fabrikation der groben Filzhüte nämlich, die hier allgemein getragen und lediglich im Lande selber angefertigt werden. Die Einwohner des am See von San Pablo belegenen Dorfes San Roque sind in anderer Weise merkwürdig. Von den Sitten und Gebräuchen, den Arbeiten und Künsten der sie umgebenden Civilisation haben sie bis auf den heutigen Tag noch nichts angenommen; bis auf einige unverstandene und längst in heidnischen Aberglauben verkehrte „christliche" Vorstellungen, die in einer tollen Furcht vor dem Teufel und seiner Macht gipfeln, unterscheiden sie sich kaum von den sogenannten „wilden Indianern". Ihre meist von dichten Hecken umzogenen Hütten weisen eine vollkommen eigenartige Form und Bauart auf; die Werkzeuge, mit denen sie ihren Acker bestellen, sind von primitivster Art. Den Weißen gegenüber scheu und furchtsam, verkroch sich die ganze Einwohnerschaft des Dorfes in ihren Häusern, als André und seine Begleiter nahten, und nur nach großer Mühe und reichlichen Spenden von kleinen Spiegeln, Glasperlen und Messern gelang es dem Reisenden, Einlaß in eines dieser seltsamen Häuser zu erhalten, in dessen halbdunklem innern Raume mehrere Weiber am Boden hockten, mit dem Formen kleiner roher Thongefäße, die in der Sonne getrocknet wurden, oder mit dem Flechten von Binsenschnüren beschäftigt.

Bald bergauf, bald bergab ging es nun in vorwiegend südlicher Richtung weiter bis Tabacundo, dem ersten, ziemlich ärmlichen Dorfe der Provinz Pichincha. Die Landschaft, durch die der Weg führte, machte mit den zahlreichen Hacienden und den großen, von Viehherden bevölkerten Wiesen einen reichen, wohlhabenden Eindruck. Fast auf der ganzen Strecke bot sich den Reisenden nach rechts hin die Aussicht auf den mächtigen 4780 m hohen Yana-Urcu oder „Schwarzen Berg", dessen aus schwärzlichem Trachytgestein bestehender Gipfel sein schroffzackiges Profil scharf gegen den hellen Himmel abzeichnete.

Der Berg Yana-Urcu.

Bald hinter Tabacundo fingen weite Strecken Savannenlandes an, in denen man, da es weder Haciendas noch Ranchos gab, die nächsten Nächte im Freien zubringen mußte. Das Terrain senkte sich hier allmählich dem tiefen Thale des Rio Pisque, dem „dritten Durchbruch der Andenkette", zu. Zur Linken des Weges wurde bald der schneebedeckte Gipfel des Cayambe sichtbar, des majestätischen Vulkans, dessen Höhe von 5900 m in Ecuador nur durch den Chimborazo übertroffen wird. Das Thal des Pisque hat hinsichtlich seiner Vegetation die größte Aehnlichkeit mit dem Chota-Thale; auch sein sonstiger Charakter stimmt mit jenem überein; nur daß hier die Nähe der großen Vulkane in zahlreichen unverkennbaren Spuren zu Tage tritt. Trachyt-, Porphyr- und Bimssteintrümmer, Stücken ziegelrother Lava, Aschen- und Kohlenreste liegen durch das ganze Thal zerstreut: die größeren Blöcke sind meist bis auf den Grund hinabgerollt, die kleineren liegen, oft in den gewagtesten Lagen des Gleichgewichts, an den Abhängen.

Bei sinkender Nacht in Guallabamba, dem letzten Stationsorte vor Quito, angelangt, der durch die in den Jahren 1792 bis 1795 hier vorgenommenen Gradmessungsarbeiten der französischen Akademiker eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, setzte André schon um drei Uhr Morgens seinen Weg nach der Hauptstadt fort. Ein mehrstündiger Ritt brachte ihn auf die weite Ebene, an deren einem Ende die vom Vulkan Pichincha beherrschte Stadt sich ausbreitet. Die ganze, trefflich angebaute Ebene und die breite nach der Stadt führende Straße war jetzt in der Frühe des Morgens von Scharen zum Markte ziehender Indianer belebt. Hohe, schwerbelastete Körbe von fast cylindrischer Form auf dem Rücken tragend, die Tauna oder den Bergstock in der Hand, kommen Männer und Weiber aus den Gebirgsdörfern herab, um auf der Plaza mayor vor der Kathedrale ihre Waaren feil zu halten. Die Stadt, deren Hauptstraßen durchweg aus der spanischen Zeit stammen, und die manches, heute schon durch die Zeit geschwärzte und halb verwitterte Gebäude der spanischen Renaissanceperiode besitzt, macht auf den Fremden, der sie zum erstenmale betritt, unausbleiblich den Eindruck des Finstern und Ernsten. Wer sie aber einmal von dem in ihrer Mitte befindlichen Hügel, dem „Panecillo" bei Abendbeleuchtung überblickt hat, die hohen Häuser von der sinkenden Sonne vergoldet, die herrliche Landschaft ringsum; oder wer Morgens dem bunten Markttreiben auf der Plaza mayor beigewohnt hat, wo sich zwischen den, wie quadratische Regenschirme aussehenden kleinen Zelten der indianischen Weiber eine bunte, lebhafte Menge drängt, der vergißt bald jenen ersten Eindruck. Die eine Seite des weiten Platzes ist mit ziemlich kümmerlichen Gartenanlagen geschmückt; an der zweiten

Kathedrale von Quito. (Nach einer Photographie.)

zieht sich die alte Kathedrale hin, an der dritten der Regierungspalast, ein zweistöckiges, mit einer oberen Säulenhalle versehenes Gebäude. Aus dieser Säulenhalle stürzte am 6. August 1875 der von der Kugel eines elenden Mörders zu Tode getroffene Präsident Garcia Moreno auf das Straßenpflaster hinab. Mit seiner unerbittlichen Strenge, seinem Gerechtigkeitssinn und seinem schonungslosen Aufdecken aller das Licht scheuenden Handlungen seiner Beamten hatte der edle, nur auf das Wohl und die Förderung des Staates bedachte Mann sich begreiflicherweise ein Heer

Regierungspalast in Quito. (Nach einer Photographie.)

von Feinden groß gezogen. Die allgemeine, tiefgehende Empörung, die seiner Ermordung folgte, ließ aber erkennen, wie hoch seine edle Persönlichkeit auch bei allen jenen Feinden gestanden hatte. Ein Gang durch Quito, das voll ist von den gemeinnützigen Schöpfungen Garcia Moreno's, Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten aller Art, macht auch dem Fremden die tiefe Trauer verständlich, mit der noch heute die Mehrzahl der gebildeten Bewohner von Ecuador von dem viel zu frühen Ende ihres „größten Präsidenten" spricht.

Bei den Balavé auf Madagaskar.

(Nach meinem Tagebuche.) Von **J. Audebert.**

VI.

Wir haben gesehen, daß an diesem Menschenschlage nicht viel Gutes ist, selbst der sonst allen Malgaschen eigenen Gastfreundschaft entbehren sie, und doch besitzen sie eine Eigenschaft, welche jedem zum Vorbild gereichen könnte, ihre Verträglichkeit unter sich. Freie Söhne der freien Natur folgen sie eben dem Naturgesetze, dem alle zusammenlebenden Thiere unterthänig sind. Eben so wenig, wie diese sich gegenseitig vernichten oder andauernd befehden, thun auch sie es. Der Stärkere drängt naturgemäß den Schwächern wohl zurück, aber dieser folgt, wenn auch murrend, so doch ohne Kampf, und ist die Stellung der einzelnen Glieder des Stammes einmal eingenommen, so bleibt sie friedlich bestehen. Kein Balavé braucht Schloß und Riegel an seiner Thür, denn Diebstahl unter Stammesgenossen wäre ein so unerhörtes Verbrechen, daß diese Leute den Gedanken daran nicht einmal fassen können. Keiner wünscht dem andern Böses, jeder unterstützt den Nachbarn. Das Einzige, was zu Reibereien führt, sind verbotene Liebeständeleien, aber diese werden gewöhnlich auf gütlichem Wege ausgeglichen. So sehr sind sie dem Gesetze der Selbsterhaltung unterworfen, daß es bei Streitigkeiten niemals zu Thätlichkeiten kommt, daß nicht einmal der eine die Hand drohend gegen den andern erhebt. Aeußert schon das zarte Kind einen hohen Grad von Selbstbeherrschung darin, daß es dem heimkehrenden Vater nicht jubelnd entgegen springt, ihn nicht mit Fragen nach Kinderart bestürmt, so äußert der erwachsene Mann dieselbe in erhöhtem Maße, indem er, der Mörder, der Verbrecher ohne Herz und Mitgefühl für fremdes Leid und fremde Thränen, der durch vergossenes Blut hartgewordene Sünder, welcher erbarmungslos das Kind von der Mutter reißt, unter dessen Streichen der harmlose, meuchlings überfallene Wanderer verblutet, daß er die von den

Vätern überkommenen Gesetze achtet und im eigenen Dorfe Frieden hält. Seine einzige Waffe ist hier nur seine Zunge. Darin steht er auch hoch über dem Hova, dem nichts heilig ist, auch die engsten Familienbande nicht, wenn es gilt, persönlichen Vortheil zu erlangen. Nicht im offenen Kampfe versucht er dann zu siegen, dazu ist er zu feige, er bedient sich lieber des sicher und geheimnißvoll wirkenden Giftes. Davon weiß der Valavé nichts.

Zweifellos haben die Valavé schlimme Eigenschaften, und Blutdurst, Faulheit und Habgier haben so tief in ihrem Wesen Wurzel gefaßt, daß ihre Zähmung, gleich wie beim Wolfe, wohl nur unvollkommen gelingen wird. Nur dann würde es vielleicht möglich sein etwas auszurichten, wenn die Kinder im frühesten Alter dem Einfluße der Eltern entzogen werden könnten, aber auch dann würde noch immer Gefahr vorhanden sein, die in ihnen schlummernden wilden Triebe bei dem geringsten Anlaß nach Generationen noch hervorbrechen zu sehen. Sollten sie aber bei einer Civilisirung der Insel dem Schicksale verfallen, von der Erde zu verschwinden, so muß betont werden, daß Madagaskar bessere und der Beachtung würdigere Volksstämme besitzt, deren Entwickelung und Vermehrung im Stande wäre, sie vollständig zu ersetzen.

Dieses ist in kurzen Zügen das, was ich während meines Aufenthaltes bei den Valavé sowohl aus eigener Anschauung als durch ihre Erzählungen und durch Vermittelung meiner Diener über ihr Leben, ihre Sitten und Gebräuche erfahren konnte. Nicht zahlreich waren diejenigen, welche sich herbeiließen, uns solche Mittheilungen zu machen; stets mußten sie durch Geschenke erkauft werden, und auch dies gelang nur dann, wenn ein Einzelner zu uns kam; am gesprächigsten waren auch hier die Weiber.

In der ersten Woche unseres Aufenthaltes ging alles ziemlich gut; indessen schien mir der Häuptling nur auf eine neue Gelegenheit zu sinnen, uns auszurauben und verhinderte seine Leute daran wohl nur, um selbst dabei nicht zu kurz zu kommen. Er hatte doch auf meine Drohung hin bei seinem nächtlichen Besuch etwas Angst für sein schätzbares Leben bekommen; um dagegen uns den Garaus zu machen, fehlte es ihm auch wieder an Muth; meine Leute aber wären ohne mich keine Minute sicher gewesen. Die Erscheinung eines weißen Mannes, alles, was daran und darum war, schien ihm eine gewisse Scheu einzuflößen, er traute der Sache nicht recht, möglich auch, daß er mich im Besitze eines Zaubermittels wähnte. Mit der Zeit jedoch verminderte sich diese Scheu und er begann wieder mich mit allerlei Unannehmlichkeiten zu verfolgen.

Eines Tages erschienen seine Abgesandten und luden uns zu einem großen Kabar. Da ich mich weigerte ins Dorf zu gehen, kam nach kurzer Berathung ein großer Theil der Bevölkerung und ließ sich auf dem Platze vor der Hütte nieder, der König war dabei.

Einer der Valavé, der als öffentlicher Ankläger fungirte, hielt nun eine lange Rede, deren kurzer Sinn ungefähr folgender war: „Wenn Du, Fremdling, in unser Land kommst, warum bringst Du die Sklaven unserer Feinde, der Hova mit, denn wenn Du der Freund jener bist, wie willst Du der unserige sein? Das ist nicht Brauch in unserm Lande, sagen wir. Warum aber kommen diese Sklaven der Ambounlambo (Schweinehunde) mit Dir? Sie wollen unsere Weiber verführen, aber unsere Weiber wollen nicht die Gattinnen unserer Feinde sein, dies ist eine Beleidigung, sagen wir, und Ihr müßt Strafe bezahlen."

Nach langem Hin- und Hersprechen und obwohl die beiden Mozambique-Neger ihren Abscheu gegen die Hova durch die gesuchtesten Kraftausdrücke betheuerten, ebenso ihren friedlichen Absichten und ihrer Harmlosigkeit gegen die Dorfschönen Ausdruck verliehen, wurden wir verurtheilt, einige Ellen Zeug, verschiedene Schnüre Perlen und ein Fünffrankenstück zu entrichten. Letzteres ging mir sehr zu Herzen, da mein Vorrath an solchen Münzen, wie schon erwähnt, sehr zusammengeschmolzen war. Nachdem ich hartnäckig erklärt, kein Geld zu besitzen, was mir nur halb geglaubt wurde, gelang es mir nach langem Wortkampfe durch weiteres Ueberlassen von drei Ellen blauem Zeuge, die Gesellschaft zum Abziehen zu bewegen. Man wird meine Handlungsweise nur dann begreifen, wenn man sich auf das geistige Niveau dieser Natursöhne stellt. Von ihrem Standpunkte aus war alles Recht auf ihrer, alles Unrecht auf unserer Seite. Ihr gutes Schicksal hatte uns zu ihnen gelenkt, um geschröpft zu werden. Da sie, wie so viele wilden Völkerstämme, dazu die Einleitung nicht so recht finden konnten, so suchten sie ihrem Beginnen auch uns gegenüber eine rechtliche Grundlage zu geben; weigerten wir uns dann, so waren sie vollständig berechtigt über uns herzufallen. Ich durfte, da ich noch einige Zeit da zu bleiben gedachte, wenn auch nur um bei günstiger Gelegenheit einen anständigen Rückzug anzutreten, ihnen durchaus keine Veranlassung zu Angriffen geben, indem ich sie reizte oder ihnen Widerstand leistete. Zähigkeit und kaltes Blut war das Beste, was ich ihnen entgegensetzen konnte. Die ganze Geschichte erinnerte mich unwillkürlich an das Spiel der Katze mit der Maus.

Der zufällige Tod einer Person im Dorfe bot die zweite günstige Gelegenheit, uns unter Anklage zu stellen. Dieses Mal wollte man sich allen Ernstes meiner Leute bemächtigen; ich könne ungefährdet bleiben, hieß es, aber jene sollten fort, denn sie seien Schuld an dem Unglück. Das konnte ich natürlich unter keinen Umständen zugeben. Ich drohte deshalb scharf um Ruhe zu erhalten und besänftigte dann die ganze Gesellschaft wieder durch neue Geschenke.

An jenem Abend feuerte ich aus meinen drei Gewehren ungefähr zwanzig Schüsse in rascher Reihenfolge ab. Solche Gewehrsalven verfehlen in Gegenden, wo Pulver und Blei so selten sind, ihre Wirkung nie. Da dort weder zum Vergnügen noch auf der Jagd geschossen wird, sondern nur bei ernsten kriegerischen Ereignissen, so verbreitet der Knall des Gewehres stets Schrecken und Bestürzung, er ist hier gewissermaßen das beste memento mori. Unwillkürlich drängt sich den Wilden der Gedanke auf, daß jeder Schuß einen Menschen hätte tödten können und der unter Umständen in Aussicht stehende Tod von zwanzig bis dreißig Kriegern in einem Zeitraum von wenig Augenblicken erfüllt sie mit Bestürzung und regt sie zu ernsten Gedanken an. Mit der Zeit schwächt sich der Eindruck solcher Demonstrationen natürlich bedeutend ab, wenn dieselben weiter keine Folge haben, aber es wird doch immerhin damit Zeit gewonnen, um Rath zu schaffen.

Unterdessen feierten die Valavé ihr Todtenfest unter gräulichem Lärm ununterbrochen Tag und Nacht, noch bedeutend verstärkt durch aus der Umgegend herbeigeholte Verwandte. Natürlich wollte mich auch von diesen jeder sehen und die Gelegenheit benutzen, etwas zu erhalten. Die Belästigung hörte so gar nicht mehr auf, wir mußten auf unsere Ausflüge gänzlich verzichten, dagegen zu öfterem Schießen unsere Zuflucht nehmen. Die Leute kamen mit allerlei Kleinigkeiten, Reis, Maniokwurzeln u. s. w., um dieselben umzutauschen und stellten dabei immer höhere Forderungen, welche meinen Vorrath gänzlich zu erschöpfen drohten.

So waren wir förmlich belagert. Die männliche Bevölkerung des Dorfes mochte ungefähr sechzig Köpfe betragen,

immerhin trotz unserer Schußwaffen, welche meine beiden Begleiter übrigens nur unvollkommen zu handhaben verstanden, eine starke Ueberzahl. Da ich unter den gegebenen Umständen auf eine zoologische Ausbeute von größerm Werthe kaum rechnen konnte, umsomehr an eine Unterstützung von Seiten der Eingeborenen nicht zu denken war, sann ich ernstlich auf unsere Abreise, welche indessen durch einen neuen Zwischenfall beschleunigt werden sollte.

Die Balavé waren nämlich in den letzten Tagen in Folge des beständig genossenen einheimischen Rums aus Zuckerrohrsaft aus dem Rausche gar nicht mehr herausgekommen und wurden immer frecher. Eines Morgens — ich hatte den einen meiner Diener in die Umgebung geschickt, um Brennholz zu holen — drangen drei vollständig betrunkene Männer lärmend und schimpfend bei uns ein. Ein kleiner englischer Terrier, dem einer von ihnen einen Fußtritt versetzte, weil er knurrte, nahm dies sehr übel und fuhr ihm an die Kehle. Das war das Signal für die übrigen Hunde zu einem allgemeinen Angriff, hierauf Schreien, Bellen, unbeschreibliche Verwirrung; nur mit Mühe gelang es uns den Knäuel zu trennen, die Eindringlinge an die Luft zu setzen und die Hunde zu beruhigen. Wuthschnaubend und blutend verließen die Betrunkenen unter Verwünschungen und Drohungen das Haus.

Bald darauf bemerkten wir unten im Dorfe einen großen Zusammenlauf, mitten darunter eine Gestalt, die wir nicht genau unterscheiden konnten, die aber, so wie sie hin und her geschoben und mißhandelt wurde, böse Ahnungen in uns erweckte. Sofort sandte ich den zurückgebliebenen Trifandanana auf Kundschaft aus. Niemals werde ich den Blick vergessen, mit dem er mich ansah, als er zurück kam; sein vor Angst und Schrecken erstarrtes Gesicht hätte einen Stein erweichen können; er brachte mir die traurige Gewißheit unserer Vermuthung: sein Freund war den Balavé in die Hände gefallen und, ergrimmt wie sie waren, der größten Gefahr ausgesetzt. Hier mußte rasch geholfen werden. Wir ergriffen die Gewehre und näherten uns so viel, um ungesehen Klarheit über den Vorfall zu gewinnen.

Unterdessen war der verworrene Lärm verstummt, die Männer hatten sich zum Kabar niedergelassen; an den Rinderpark gefesselt stand, 20 Schritte von ihnen entfernt, mein armer Diener Masoto. Wohl wandte er den Kopf wie Hilfe suchend nach unserer Richtung hin; doch wie ihm diese bringen?

Es waren nur zwei Fälle möglich: entweder wir beide stürmten das Dorf oder ich allein unternahm das Wagniß ihn zu befreien. Blitzschnell durchflogen die Gedanken mein Gehirn — ich allein mußte seine Befreiung unternehmen; es war sicherer, denn eine einzige ungeschickte Bewegung, auch die kleinste Anwandlung von Furcht konnte alles verderben. Der Diener sollte im Falle des Mißlingens die Flucht ergreifen und mein Schicksal in Ankara melden.

Noch einmal kehrte ich zur Hütte zurück und versah mich genügend mit Patronen, mein Gewehr lud ich mit Rehposten, so konnte ich hoffen im äußersten Falle mehrere zugleich niederzustrecken und vielleicht den Strom der Anstürmenden zu brechen.

Nachdem ich Trifandanana so aufgestellt hatte, daß er alles übersehen konnte, begab ich mich mit eigenthümlichen Gefühlen ins Dorf, mein gutes Gewehr auf der Schulter, in der Hand mein Dolchmesser. Die ganze Gesellschaft dort war von ihren Racheplänen so eingenommen, die Rede der einzelnen flog so eifrig hin und her, daß sie mich erst bemerkten, als ich mitten unter ihnen war. Todtenstille herrschte plötzlich; starr vor Verwunderung mit weit aufgerissenen Augen blickten sie mich an, ich aber näherte mich langsam vorrückend dem gefesselten Diener, zwei kräftige Schnitte lösten seine Bande, ruhig schob ich ihn vorwärts, langsam, Schritt für Schritt zurückweichend, das Gesicht meinen Feinden zugewandt — wenn ich jetzt stolperte, das fühlte ich, so war ich verloren. Schon hatten wir die Umzäunung erreicht, da tönte ein wilder Schrei durch die Menge, er findet hundertstimmiges Echo und mit der Schnelligkeit des Blitzes, die Lanzen hoch geschwungen, stürzen die Heulenden auf uns zu. Eben so schnell halten sie an, denn mein Gewehr liegt schußrecht an der Wange. Wieder gelingt es uns einige Schritte zurückzuweichen; zum zweitenmale, nur noch heftiger, stürmt die Menge auf uns ein, pfeifend fliegen diesmal die Posten dicht über ihren Köpfen weg, prasselnd schlagen sie in die Hüttenwandung ein, alles stiebt auseinander und sucht Deckung — wir waren gerettet.

Während die erschrockenen Balavé sich sammelten, gelang es uns, unsere Hütte zu erreichen, wo ich den erschrockenen Masoto durch einen Schluck Rum zur Besinnung brachte. Auch mir war nicht sehr wohl; denn ich gestehe, die Haare hatten mir bei diesem Gange zu Berg gestanden. Als ich mich etwas erholt hatte, verschoß ich so viel Pulver und Patronen, als ich zu entbehren vermochte, um die unten berathenden Balavé von einem sofortigen Angriffe abzuhalten.

Unseres Bleibens war nun hier nicht mehr, ich ließ zusammenpacken, was mir einigermaßen werthvoll schien und einen Imbiß für den Weg bereiten. Als der Abend kam, fachten wir das Feuer an und legten noch einige Holzstücke auf, um keinen Argwohn zu erregen, da wir annehmen mußten, daß wir beobachtet würden. Aus den entbehrlichsten Kleidern und einer zusammengerollten Matte machten wir dann eine Puppe, welche wir ans Feuer setzten und sobald sich völlige Dunkelheit auf die Umgebung niedersenkte, öffneten wir die eine Thür, in deren Nähe die Puppe saß, wir aber schlichen zur andern leise hinaus und zogen nach Sonnenaufgang zu.

Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen ich den Rückweg antrat. Ich übergehe die Einzelheiten dieses an Mühsalen reichen Marsches in dunkler Nacht, aufs Gerathewohl durch Sumpf und Gebüsch. Wir getrauten uns erst am nächsten Abend in einem Gebüsche zu rasten. Alle Dörfer sorgfältig umgehend lebten wir von dem, was wir mitgenommen hatten. Ob wir verfolgt wurden, weiß ich nicht; wir merkten nichts davon, auch waren wir vom geraden Wege längst abgekommen, die Sonne war unser einziger Führer. Am Nachmittage des dritten Tages erblickten wir nordöstlich von uns das ersehnte Ankara; ich hatte jedoch die Kraft nicht mehr, es an diesem Tage zu erreichen, sondern machte in einer der in den Reisfeldern liegenden Hütten Halt. Am andern Morgen war ich am ganzen Körper wie gelähmt und konnte mich nur mit äußerster Mühe den Berg hinaufschleppen. Ein sehr heftiger, über acht Tage andauernder Fieberanfall war die Folge dieser Aufregung und fast übermenschlichen Anstrengung. Die Kunde unserer abenteuerlichen Fahrt verbreitete sich schnell unter den Hova und verfehlte ihren Eindruck nicht auf dieselben. Besonders froh war Andriasalama, der immer gefürchtet hatte, für mein Verschwinden zur Verantwortung gezogen zu werden. War ihm mein Vorhaben schon unbegreiflich gewesen, so erschien ihm meine Rückkehr wie ein Wunder. Kurze Zeit darauf erhielt ich Briefe von Farafangana; ein Schiff aus Mauritius lag in Mangatsihotra, drei Tagereisen von hier und hatte mir Geld gebracht. Dorthin begab ich mich nun zunächst, nachdem ich in Farafangana meine Sammlungen abgeholt hatte. Der Weg dahin führte durch

die in meinem Aufsatz über die Boilakertra bereits erwähnten sumpfigen Niederungen in der Nähe des Manambato; er war äußerst beschwerlich, ein beständiges Waten durch tiefen Schlamm oder ein Klettern über glatte, schmale, morsche Baumstämme, welche als Brücken über die Seitenarme des Flusses gelegt waren.

Will der Leser zum Schlusse nun noch wissen, wie mir der damals mit Lebensgefahr befreite Masoto meine Aufopferung belohnt hat? In Mangatsihotra in einer dortigen Faktorei angelangt, erhielt er seinen Lohn und blieb dann noch bei mir, um eines Tages, unter Mitnahme meines besten Anzuges und Hinterlassung seiner Lumpen, zu verschwinden. Nicht ich, sein guter Stern vielmehr hatte ihn damals gerettet. Diese Ansicht hatte er jedenfalls mit den Valavé gemein.

Mittheilungen über Glauben und Aberglauben bei Sundanesen und Javanen.

Von **Emil Metzger.**

III.

Javanismus.

In der Einleitung habe ich bereits kurz angedeutet, daß der größte Theil der Bevölkerung von Java nur dem Namen nach dem Islam angehört, dem Wesen der Sache nach aber seinem ursprünglichen Naturgottesdienst treu geblieben ist, auf den die Religionen der verschiedenen Völker, welche Macht und Einfluß über die ursprünglichen Bewohner des Landes gewonnen haben, nur von verschwindend geringer Wirkung gewesen sind.

Durch alles dies zusammengenommen hat sich eine eigenthümliche Art von Gottesdienst entwickelt, die wir nach dem Beispiel des Herrn Harthorn, eines früheren Missionärs, Javanismus nennen wollen. Wenn auch, wie ich eben schon sagte, Elemente aus der Hindu-Religion und mehr noch aus dem Islam eingedrungen sind, so sind sie eben Eindringlinge geblieben, zu einer wirklichen Vermischung ist es nicht gekommen und selbst die große Partei der Frommen, welche die äußeren Formen des Islam mit großer Strenge erfüllen, die meist unter der geistlichen Leitung von eingewanderten Arabern und deren Nachkommen für begeisterte Anhänger des Propheten gelten — auch sie glaubt nebenher, wenigstens mit verschwindend kleinen Ausnahmen, an die Geister, die ihre Vorväter verehrt haben, und bringt ihnen Opfer in hergebrachter Weise, ja dieser Glaube an die Naturgeister ist gewöhnlich der letzte Halt des Ungläubigen; wer ihn aufgiebt, besitzt eben nichts mehr als sein materielles Dasein. Wiewohl dies sehr selten ist, kommt es doch vor.

Uebrigens muß man schon gut beobachten, um sehen zu können, wie wenig der Islam in das Volk eingedrungen ist. Wenn man den Eingeborenen nach seinem Glauben fragt, wird man gewiß die Antwort erhalten: „Wir sind treue Anhänger Mohammeds", und ein Zweifel an der Wahrheit dieser Worte könnte unter Umständen für den Frager wenig angenehme Folgen haben. Dies geht soweit, daß häufig die den Naturgöttern gebrachten Opfer verheimlicht werden, ja daß, wenn aus irgend einem Grunde durch die Häuptlinge Nachfrage gehalten wird, die Dorfbewohner die schützenden Geister und die Huldigungen, die sie ihnen erweisen, schnöde verleugnen.

Man darf im allgemeinen wohl sagen, daß die Eingeborenen von Java jeden Eindruck auf ihre Sinne einem Geiste zuschreiben, und zwar jeden verschiedenen Eindruck einem andern Geiste; im täglichen Leben hat sich dies allerdings ir soweit abgeschwächt, als sie sich bei sich häufig wiederholenden Eindrücken dieses Einflusses gewöhnlich nicht mehr bewußt werden, wohl aber sich desselben erinnern, sobald sie veranlaßt werden, ihre Aufmerksamkeit einer derartigen Erscheinung zuzuwenden.

Ich hatte häufig Gelegenheit zu bemerken, wie meine Arbeiter bei kleinen Unglücksfällen, die bei den fröhlichen Sundanesen gewöhnlich nur ein Lachen hervorriefen, plötzlich zum Nachdenken gestimmt wurden, wenn einer derselben andeutete, daß dies wohl ein Schabernack des einen oder andern Geistes sein könne.

Durch das eben Erwähnte wird es auch erklärlich, daß der eine von einem Geist spricht, den der andere nicht kennt; wohl aber ist der zweite sehr geneigt, die Ansicht des ersten anzunehmen, wenn der ihm seine eigene oder seines Vaters oder Großvaters Erfahrungen mittheilt; es ist mir häufig vorgekommen, daß, wenn ich einen meiner Kulis wegen eines Geistes befragte, dessen Name mir neu war, er mir ins Gesicht lachte und sagte: „Herr, an den glauben nur sehr dumme Menschen", daß er aber bedenklich wurde, wenn ich den Namen eines zweiten nannte, sich schüchtern umsah und mir dann irgend welche Schauergeschichte erzählte; nahm ich mir dann wieder einen zweiten Kuli, natürlich allein vor, so ereignete es sich sehr häufig, daß er den zweiten Geist mit sehr wenig Respekt zu betrachten schien, während er dagegen dem ersten alle Anerkennung seiner Macht zollte; hatte ich aber mehrere Kulis gleichzeitig vor mir, um sie zu befragen, was mir im Anfang, als ich noch weniger Erfahrung hatte, wohl einmal vorkam, dann war es unmöglich, den Strom zu stopfen, der ihrem Munde entströmte; jeder erzählte, was er gehört hatte, phantasirte etwas dazu und die Anderen beeiferten sich, ihm beizustimmen. Daher kommt es auch, daß demselben Spuk oft verschiedene Namen beigelegt werden und derselbe Name auch verschiedene Geister bedeutet.

Im allgemeinen ist das Gebiet der Geister geringeren Ranges räumlich sehr beschränkt; ich bemerkte dies an denjenigen meiner Kulis, die mich überallhin begleiteten; die neuen Geister, über die ihnen natürlich bald allerlei Mittheilungen gemacht wurden, trafen bei ihnen im allgemeinen auf einen gewissen Unglauben, der namentlich eine kräftige Stütze in dem Vertrauen fand, welches sie mir meines „Ngilmu" wegen schenkten; trat aber ein Ereigniß ein,

welches dem Einfluß eines solchen häufig mit Spott und Hohn begrüßten Geistes zugeschrieben wurde, dann veränderte sich die Sachlage und der Geist war auf einmal zu Ansehen und Einfluß gelangt.

Natürlich kann ich nicht beabsichtigen, die lange Liste, die sich ergeben würde, wenn man Vollzähligkeit bei Nennung der Geister anstrebte, hier niederzuschreiben; ich will nur einige wenige als Typen ihrer Art anführen, die ich der besseren Uebersicht wegen, in einer gewissen Ordnung nenne. Man kann, um ein willkürliches System anzunehmen, sie ganz im allgemeinen unterscheiden in: gute Geister, und zwar in solche, die der Bitte eines Jeden zugänglich sind, dann solche, welche nur den Eingeweihten Erhörung schenken, weil es besonderer Mittel bedarf, Erhörung bei ihnen zu finden (auch einige der bösen Geister könnte man zu letzteren rechnen). Die zuletzt genannten zerfallen wieder in solche, die ohne ihren Willen das Böse tragen, also z. B. alle diejenigen, welche Krankheit und Unheil bringen, und solche, welche aus eigenem Willen dem Menschen Uebel zufügen; letztere sind natürlich am gefürchtetsten, denn ihnen hat Gusti Allah Freiheit gegeben, dem Menschen aus irgend welchem Grunde zu schaden; daß einige von ihnen wieder nur unter gewissen Vorbedingungen schädlich werden können, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Mit den zahlreichen Geistern ist die Zahl der Einflüsse, die einen Eingeboren von Java manchmal zu ihrem Spielball machen, noch lange nicht erschöpft; Tag und Stunde, gute und böse Zeichen, Träume und was dies mehr sei, machen ihren Einfluß geltend, nöthigen den, der sich gegen sie schützen will, zu beständiger Aufmerksamkeit. Allerlei Zeichen können ihm Gutes und Böses verkünden, aber dabei kann auch wieder ein neckischer Geist sein Wesen treiben und ihn täuschen; kurz, der Eingeborene befindet sich immerfort einem höheren Einfluß gegenüber. Das hier gebrauchte Adjektiv „höher“ habe ich hier nur aus Gewohnheit geschrieben; in der Einleitung habe ich auszuführen gesucht, daß es streng genommen nicht richtig ist; es handelt sich nur um bestimmte, wohl bekannte Einflüsse, mit denen man rechnen kann und muß.

Die guten Geister tragen im allgemeinen den Namen Hiang, Jang, denen die Silbe Sang (zur Bezeichnung des Heiligen und Erhabenen) häufig vorgesetzt wird. Bekanntlich nennen auch die Dajaker ihre Schutzgeister Sanggiangs und wir können daher wohl annehmen, daß der Name und der Begriff sehr alt ist; beiläufig bemerkt, ist ersterer auch in das Ritual des Islam aufgenommen: Sembahjang ist das gewöhnliche javanische Wort für das Verrichten der vorgeschriebenen Gebete. Die Schutzgeister des Dorfes (gewöhnlich Danjang desâ genannt) besitzen nur ein möglichst kleines Gebiet, welches sich nie über die Grenze des Ortes ausdehnt, den sie beschützen. Sie weilen in demselben oder in seiner unmittelbaren Nähe, häufig im Laub der Bäume. Eigentlich ist der Danjang der Urbesitzer des Bodens, auf dem das Dorf entstanden ist, wozu seine Einwilligung nöthig war, da sonst das Dorf nicht hätte aufblühen können. So ist überhaupt bei jeder neuen Unternehmung die Mitwirkung eines guten oder die Neutralisirung eines bösen Einflusses nöthig (Bahurekſâ). Da der Javane, wie ich schon öfter Gelegenheit zu bemerken hatte, es liebt, neue Geister einzuführen und der Sundanese ihn in dieser Beziehung wohl noch übertrifft, wird gewöhnlich noch der Danjang desâ von dem Bahurekſâ unterschieden. Wiewohl beide nicht zur muhammedanischen Religion passen, wird aus ihrer Verehrung kein Geheimniß gemacht; man hat sie eben zu nöthig, und wie sollte Gusti Allah den Streit entscheiden, wenn die Bewohner eines von zwei benachbarten Dörfern sich mit einer Bitte an ihn wenden würden, deren Erfüllung denen des anderen schädlich wäre? Das wäre ja viel zu unbequem für ihn; nein, da wendet sich jedes Dorf an seinen Danjang desâ, der die Sache weiter ausmacht. In der Nähe eines jeden Dorfes, gewöhnlich zwischen den Wurzeln eines mächtigen Baumes, dessen tief zur Erde niederhängende Aeste ein kühles Halbdunkel verbreiten, in welches selbst die im Zenith stehende tropische Sonne kaum einen verlorenen Strahl zu senden vermag, befindet sich ein Opferplatz; man sieht ein paar Steine, quer darüber einen dritten — wer die Gewohnheit nicht kennt, glaubt der Zufall oder die Laune spielender Kinder habe sie zusammengefügt — sie sind von einem Bambuzaun umgeben. Häufig sind in der Nähe Thierschädel (namentlich von Büffeln) niedergelegt; dieser Gebrauch scheint sich aber immer mehr zu verlieren. Ich erinnere mich, vor etwa zwanzig Jahren Schädel in großer Zahl aufgehäuft in der Nähe manches Dorfes gesehen zu haben, während ich, wenn ich nicht irre, in späterer Zeit solche Schädelstücken nur in abgelegenen Dörfern bemerkt habe. Ebenso findet man an einzelnen Häusern angenagelt die Schädel größerer oder kleinerer Thiere.

Auf dem eben beschriebenen einfachen Altar bringt jeder, der vom Danjang etwas zu erbitten hat, sein Opfer; jeder, der den Ort verläßt, um seinem Geschäfte nachzugehen, jeder, der schweren Herzens nach Hause kommt, spricht seine Wünsche dem Geiste aus, nachdem er einige Blumen niedergelegt und den Weihrauch angezündet hat, vergißt aber nie, sein Gebet mit der muhammedanischen Formel zu schließen. Auch auf anderen Stellen wird geopfert, im eigenen Haus, auf dem Kirchhof, im Reisfeld; manchmal wird ein altes Bild aus der Hinduzeit, vielleicht auch ein Fetisch als sichtbares Zeichen des unsichtbaren Gottes verehrt.

Die Macht der Danjangs ist sehr verschieden; manche haben einen solchen Ruf, daß sie ihre Kollegen in den angrenzenden Dörfern in den Augen der Bewohner in den Schatten stellen, so daß letztere ihren eigenen Schutzgeist schnöde verlassen und sich an den mächtigeren um Hilfe wenden, was natürlich die Bewohner des Dorfes, dem letzterer eigentlich angehört, nur sehr ungerne sehen. Wie jedes einzelne Dorf, so haben auch große Häuser, bedeutende Gebäulichkeiten, Magazine, Fabriken, ja auch große Bäume ihre Danjangs, natürlich auch wohl unter anderen Namen; andererseits haben größere Ortschaften ihre Schutzgeister, welche Ratu Demit oder Dedemit genannt werden; jeder derselben hat seinen besonderen Namen; vielfach werden letztere mit den Hindusagen in Berührung gebracht und den Helden derselben entlehnt. Obwohl sie höher stehen als die Danjangs, einen weiteren und umfassenderen Wirkungskreis als letztere besitzen, ist das Verhältniß doch nicht recht deutlich begrenzt.

Im allgemeinen wendet man sich mit größeren, mehr umfassenden Bitten an sie, ruft ihre Hilfe an zur Abwehr von allgemeinen Uebeln, Seuchen unter Menschen und Thieren, Mißwachs, Vertreibung eines mächtigen Zaubers ꝛc.; doch giebt es wieder Fälle, wo die Hilfe des viel schwächeren Danjangs doch wirksamer ist, namentlich wenn der Bittende den für ihn passendsten gefunden hat, was, wie man leicht einsehen wird, bei der sehr großen Auswahl keine ganz leichte Aufgabe ist. Hat doch jedes Reisfeld seinen besonderen Geist und nicht leicht wird der Javane oder der Sundanese es wagen zu säen oder zu ernten, ehe ein mit dem Gebet und dem Opfer gut bekannter Priester Weihrauch und Speisen als Gabe dargebracht hat, um den Beistand des Geistes zu gewinnen.

Ich will an dieser Stelle gleich erwähnen, daß die Beschützerin aller Reisfelder in den Sundalanden Nji Seri heißt; es ist die in der Kosmogenie mehrfach erwähnte Gemahlin Bathoro Wisnu's. Doch kennt der Landbauer sie nicht als solche, sondern nur als Beschützerin des Ackerbaus. Wenn man die Reisernte beginnen will, wird im Felde ein Häuschen hoch vom Boden auf Pfählen, wie dies gewöhnlich ist, aufgerichtet. Dort werden die Gaben niedergelegt; ein wenig gar gekochter rother Reis, der für nahrhafter gilt als der weiße, ein Ei, ein Getränk, gemischt aus dem Wasser der jungen Kokosnuß (Klagger) mit eingebrochenem Pisang, alles dies von genau bestimmter Art. Dazu fügt man ein wenig wohlriechendes Oel, einen kleinen Spiegel und einen Kamm, welche Gaben Nji Seri besonders wohlgefällig aufnimmt, da sie der Sage nach von weiblicher Eitelkeit nicht frei ist und die zuletzt genannten Opfer sie in Stand setzen, derselben zu genügen. (Etwas Aehnliches werden wir bei den der Nji Loro Kidul gebrachten Opfern wiederfinden.)

Auch dem Reis wird bei dieser Gelegenheit gewissermaßen eine Seele beigelegt. Man sucht ihn zur Befruchtung zu reizen, man begleitet die fortschreitende Entwickelung der Frucht mit Gebräuchen, welche den Vergleich mit der Schwangerschaft nahelegen, und wenn die Ernte nach Hause gebracht wird, sucht man den Padi (Reis mit dem Stroh) in eine gute Laune zu bringen, wenigstens ist letzteres in einem Theile der Sundalande sehr gebräuchlich. Es herrscht da die Gewohnheit, wenn die Reisfelder einen guten Ertrag gegeben haben, die Ernte unter großem Jubel und nach einer gewissen vorgeschriebenen Ordnung in feierlichem Aufzug zur Scheuer zu bringen. Man will, wie schon gesagt, die Ernte in eine gute Laune bringen, damit sie sich gut hält und auch, soweit sie zur Aussaat dient, gute Frucht bringt. Die Feierlichkeit heißt Direngkong, von Rengkong, dem Namen, den man einem dicken 3 bis 4 m langen Bambu giebt. An beiden Enden desselben werden mehrere einige Centimeter lange Löcher gemacht, und an dieselben durch jeden der Theilnehmer einige Büschel Padi angebunden. Dann drängen sich zehn bis fünfzehn Träger unter dem Bambu zusammen und bringen ihn vom Felde bis zur Scheuer; auf dem ganzen Wege wird, um der Frucht ein Vergnügen zu machen, allerlei Kurzweil getrieben, gesprungen und gesungen. Auch der Bambu trägt mit seinem Krachen und Brummen und Knarren zur allgemeinen Lust bei. Während des ganzen Weges wird der Padi mit allerlei Schmeichelnamen überschüttet; zahlreiche Gruppen von Neugierigen drängen sich um die Träger und begleiten die Frucht bis zur Scheuer. Daß die Erntezeit auch noch zu vielen anderen Festen Veranlassung giebt, gehört nicht weiter hierher. Doch will ich eine eigenthümliche Gewohnheit erwähnen. Wenn, während der Padi in der Scheuer liegt, eine der auf dem Grundstück wohnenden Personen stirbt, verwendet man denselben nicht gerne zur Aussaat, weil man glaubt, daß er nicht aufgehen wird. Der Besitzer sucht dann, wo es sei, andere Frucht zur Aussaat zu bekommen, müßte er auch nach der Ernte den siebenfachen Werth bezahlen.

Wenn wir das eigentliche Gebiet der Danjangs verlassen, finden wir unzählige Geister, welche die Gewässer und Wälder, die Wildniß, die Höhlen der Berge und die Gipfel derselben bewohnen, andere, und das sind gewöhnlich die, welche im allerschlechtesten Rufe stehen, schweifen ruhelos umher; wo sie sich eigentlich aufhalten, ob sie überhaupt einen Ort besitzen, wo sie ruhen können, ist sehr zweifelhaft. Unter ihnen ist die große Zahl derjenigen, welche Krankheiten verursachen, für das tägliche Leben am wichtigsten. Daß ein jedes Uebel von einem besondern Geiste herrührt, kann man sich nach dem Vorigen leicht denken; da nun die Eingeborenen im allgemeinen sehr feine Unterschiede in den Krankheitserscheinungen machen, haben sie auch hier die Möglichkeit, eine Menge neuer Geister einzuführen; einzelne gehorchen einem höhern Herrn, der sie abschickt, keinem auch wohl einmal in anderer Richtung Schaden thun, z. B. ist Lampor, ein Bote der Ratu Kidul, ein sehr böser Geist, der mit großem Lärm durch die Luft fährt (die Brandung, die sich oft weit im Innern des Landes hören läßt). Er bringt Regenströme und verheerende Fluthen mit und, wenn er sich auf den Einzelnen wirft, bläst er ihm den Körper auf und füllt ihn mit Wasser (veranlaßt die Wassersucht). Täglich vorkommende Uebel bei Menschen und Thieren machen nicht Eindruck genug, als daß man sich des Geistes wegen, der sie veranlaßt, Mühe und Kosten machen sollte; wird die Gefahr aber größer, so wird alles Mögliche gethan, um den schädlichen Einfluß zu versöhnen. Ein Universalmittel bei Krankheiten besteht darin, daß man dem Kranken mit Kalk ein Kreuz über die Fußsohlen und Hände macht, ebenso werden ähnliche Kreuze und Figuren an Thüren, Fenster und Bett gezeichnet und Kräuter im Krankenzimmer verbrannt. Wenn eine Epidemie herrscht, sucht man die Seuche durch Processionen abzuwenden, welche die Priester, von ihren Schülern begleitet, unter dem Schlagen der Trommeln abhalten. An jedem Kreuzweg wird ein Kranz oder anderes Blumenopfer oder Früchte, etwas Reis auf Pisangblättern und Räucherwerk niedergelegt. Kein Kutscher wird über ein solches Opfer fahren, sondern er wird mit einer Wendung darum hin zu kommen suchen.

Als Repräsentanten dieser Gattung will ich einige Geister nennen, welche bestimmte Uebel veranlassen. Sehr gefürchtet ist Lintoh, der den Leib des Büffels, des Lieblingsthiers der Javanen, aufschwellen macht, daneben Poto, der ihnen das Milzfeuer bringt; Dengin schadet erwachsenen Menschen durch Gliederreißen, Rheumatismus u. s. w. Eine Art von Krämpfen bei Kindern wird durch Sawan, eine andere durch Sarap veranlaßt; auch der Tod nimmt in der Vorstellung Vieler eine gewisse Gestalt an, in den Sundalanden erscheint er häufig als eine Ziege, doch auch als Büßender, Mentak ist ein arger Feind; in Gestalt eines kleinen Kindes zieht er durch die Reisfelder und bringt dem Gewächs eine nach ihm benannte Krankheit; auch der Geist, der den Mond bei der Finsterniß bedroht, bringt manchen Pflanzen Krankheit. Alle diese Geister handeln nach den Befehlen Gusti Allahs; wenn er sie nur als Heimsuchung schickt, so lehrt er den Menschen auch wieder Mittel sich zu schützen; wenn aber die Zeit gekommen ist, gewinnen sie es über den Menschen und seine Seele trennt sich vom Körper. Ehe ich auf diesen Punkt eingehe, will ich noch einige Typen als Repräsentanten der bösen Geister anführen, die, wie es scheint, von Gusti Allah eine gewisse Freiheit empfangen haben, nach eigenem Willen den Menschen, der sich nicht gegen sie zu schützen weiß, mit oder ohne Veranlassung seinerseits, zu necken, zu quälen, zu schädigen, ihn unglücklich zu machen, ihm das Leben zu nehmen, ja seine Seele hier und nachmals in Gefahr zu bringen.

Wenn er sich in der tiefen Einsamkeit der Wälder befindet, die ja überall so geeignet ist, allerlei wache Träume hervorzurufen und der Wind die Gipfel der Bäume zu einander hinneigt und sie dann leise mit einander flüstern, dann glaubt der Eingeborene die Banaspati zu hören, weibliche Geister, die sich da oben mit Spinnen beschäftigen; einzelne haben sie gesehen, sie beschreiben sie als Schlangen mit menschlichem Kopf und Angesicht und rothen Haaren. Gewöhnlich necken sie den Reisenden nur und erinnern ihn an ihre Gegenwart; doch aber fürchtet man sie, denn ihr

Beispiel reizt andere böse Geister, ihr gefährlicheres Spiel zu treiben und den unvorbereiteten Wanderer zum Spielball ihrer Laune zu machen. Da ist z. B. noch der Bungaok gleich in der Nähe, der unsichtbar hinter dicken Bäumen lauert und sich in der Gestalt eines schwarzen Mannes plötzlich dem Wanderer in den Weg stellt; wenn es ein guter Mensch ist, der seine Pflichten gegen die Geister immer erfüllt und sich ihrem Schutz empfohlen hat, begleiten ihn manchmal die Dedewan unsichtbar, schützen ihn gegen Anfechtungen und vertheidigen ihn, wenn es nöthig ist; wie ihr Name andeutet, sind sie der Hindumythologie entnommen und gehören einem erhabenen Stamme an.

Die Ganderuwa und Wewé sind neckische, männliche und weibliche Kobolde, welche unsichtbar den Menschen quälen; manchmal hilft Gebet und Opfer gegen sie, manchmal sind alle Mittel fruchtlos und man muß ruhig aushalten, bis sie ausgetobt haben. Die gewöhnlichste Form, in der sie den Menschen belästigen, ist das bekannte Steinwerfen, welches, wie es scheint, manches Unaufgeklärte bietet; daneben das Bespeien der Kleider mit dem vom Betel- (Sirih-) Kauen roth gefärbten Speichel (Luda). Ich selbst habe viel von solchen Geschichten (eine ist sogar amtlich untersucht worden, aber unaufgeklärt geblieben)[1]) gehört und gelesen, aber nur einmal einer solchen beigewohnt, die aber bald aufgeklärt wurde, der Betrug lag in diesem Falle ziemlich offen auf der Hand. Zwischen den Bäumen schweben feurige Schlangen, die Nägel der Todten (Konang), am Boden kriechen allerlei Ungethüme, zwischen den Stämmen erscheinen phantastische Gestalten, es sind meist Seelen Verstorbener, die die eine oder andere Form angenommen haben, und werde ich weiter unten, wenn ich von den Seelen spreche, näher auf diesen Punkt eingehen.

Ein ganz bösartiger Geist ist der Bilun samak, ein Wassergeist, der in der Form eines großen Blattes oder einer geflochtenen Matte auf der Oberfläche treibt. Kommt ein Mensch in seine Nähe, so rollt der Geist sich zusammen und sinkt wie ein Bleiklumpen in die Tiefe, wobei er sein Opfer mit sich zieht und manchmal nach einem tüchtigen kalten Bade entläßt, manchmal aber auch bei sich behält. In der Nähe der Gräber wohnen außer den Geistern der Todten auch noch die Niriwa, denen aller der Spuk zugeschrieben wird, der nicht von einer armen Seele ausgeht.

In der Wildniß lebt auch der in der Einleitung genannte Aul, der wohl eine besondere Beachtung verdient; wenn einer der Geister als Flüchtling der Hölle bezeichnet werden darf, ist er es. Sieht man ihn nur flüchtig und aus der Ferne, so glaubt man einem Menschen zu begegnen; auf einmal aber bewegt sich das Geschöpf auf allen Vieren, oder auf den Händen und streckt den Kopf nach unten, die Füße in die Luft, dann wieder legt er die Beine in den Nacken und läuft nun so auf den Händen. Dabei spuckt er wüthend um sich hin, stößt von Zeit zu Zeit einen gellenden Schrei: Ul! Ul! aus, dem er seinen Namen verdankt. Er springt den Menschen auf den Rücken, zwingt sie, ihn zu tragen, überwältigt Frauen, schleppt sie und auch die Männer weg, um zu seinem und seiner Gefährten (es giebt auch weibliche Auls) Willen zu sein; es ist dies meines Wissens die einzige Gattung von Spuken, der auf Java solche rein menschliche Neigungen zuerkannt werden. Vielleicht ist er mit den Panpahilep der Dajaker identisch, der allerdings vorherrschend in weiblicher Form erscheint und seine Opfer, nachdem er sie zu seinem Willen gezwungen, erwürgt.

Dem Aul ist Tag und Nacht gleich, er ist jederzeit furchtbar; andere spuken besonders in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag (also nach muhammedanischer Rechnung: Freitag Nacht), wie die Kunang-Kunang, die in dieser Nacht unter Fackelschein über die Felder und durch die Wälder ziehen; um diese Zeit sind überhaupt alle bösen Geister entfesselt. In der Wildniß kann man wohl auch die Naga sehen, ein Geist in Gestalt eines ungeheuren Drachens. Doch ich breche hier ab, um zu einer anderen, weit verbreiteten Art von Spuken überzugehn; es sind dies die Djurigs, ein mächtiges Geschlecht; der Name ist sehr allgemein, doch sind die Eigenschaften, die man dem Träger desselben beilegt, in verschiedenen Gegenden sehr verschieden. Wo die anderen Geister ein Fleckchen unbesetzt gelassen, kann man sicher sein, die Djurigs zu finden, ja sie sind sogar unbescheiden genug, den Versuch zu machen, andere Geister zu verdrängen. Gewöhnlich bleiben sie dem Menschen unsichtbar, doch können sie auch erscheinen und sogar verschiedene Gestalten annehmen. Mit dem Menschen leben sie eigentlich in fortwährendem Kampfe; nur durch das Darbringen von reichlichen und gut ausgewählten Opfern kann man es dahin bringen, mit ihnen auf erträglichem Fuß zu bleiben. Soweit mir es deutlich ist, werden alle Geister zu den Djurigs gerechnet, sobald sie dem Menschen gegenüber eine anhaltend feindliche Haltung einnehmen. Sie bringen allerlei Art von Krankheit und Unglück, Unannehmlichkeit und Tod. Sie fliegen als feurige Schlangen umher, laufen als Tiger durch den Wald. Im günstigen Falle haben sie sich irgendwo niedergelassen, um zu schlafen; natürlich muß man sich in Acht nehmen, sie zu stören, sie können dann doppelt gefährlich werden. Als Bewohner von Bäumen haben sie mir bei den Triangulirungsarbeiten manche Mühe und Kosten für Opfer gemacht, um sie zu bewegen, sich aus den Bäumen, die ich umhauen lassen mußte, zu entfernen. Auch bei jeder größeren Arbeit, wo der Boden umgearbeitet wird, muß man ihm ein Opfer bringen. Manche Geister haben nur über die Menschen Gewalt, welche sich in ganz besonderen Verhältnissen befinden; hier wäre namentlich der Kuntianak (Puntianak) zu nennen; ein Geist von schauerlicher, gräßlich verstümmelter Körpergestalt. Eigentlich ist es eine spukende Seele, aber mit der sehr ausgesprochenen Neigung, dem Menschen zu schaden. Frauen, die mit schwerer Sünde auf dem Herzen während der Schwangerschaft oder bei der Entbindung gestorben sind, härmen sich auch nach dem Tode wegen des verlorenen Mutterglücks; sie können nicht zur Ruhe kommen und da sie von Natur böse sind, suchen sie sich auf Kosten anderer das Glück zu verschaffen, welches sie nicht genießen sollten. Wenn sie klagend durch die Lüfte ziehen und ein Haus bemerken, wo eine Frau ihrer Stunde harrt, da drängen sie sich um die Wette herzu und suchen in die Frau zu fahren, um an ihrer Stelle die Mutterfreude zu kosten; die Frau aber wird wahnsinnig. Natürlich werden vorkommenden Falles die Wohnungen sehr sorgfältig gehütet und bewacht, Feuer werden angezündet und Wächter mit brennenden Fackeln in der Hand machen die Runde, um die Geister zu verjagen, die übrigens unter Umständen auch Männern gefährlich werden, die auf dem Punkte stehen, die Treue zu brechen; sie strafen dieselben sehr nachdrücklich, gewöhnlich durch sehr empfindliche Verstümmelung.

[Fortsetzung folgt.]

[1]) Man sehe über diese höchst interessante Erscheinung Gartenlaube 1871, S. 397. Der Artikel ist von Gerstäcker, wie Perty, Mystische Erscheinungen II, S. 116 angiebt, und theilt alles über die Erscheinung bekannte mit.

Kürzere Mittheilungen.

Lessar's Untersuchung des Ounguz in der Turkmenenwüste.

Der „Globus" brachte auf S. 32 dieses Bandes die von einem Ingenieur Konschin herrührende Nachricht, daß der für einen ehemaligen Oxus-Lauf gehaltene Tschardschni-darja oder Ounguz nicht existire. Jetzt liegt (Nachrichten der K. Russ. Geogr. Ges. 1883, Heft 2) ein Brief des bekannten Reisenden Lessar vor über jene Reise in der Wüste Kara-kum, an welcher Konschin theilnahm; derselbe ist immerhin von Interesse, obwohl er die Hauptsache, die Existenz oder Nichtexistenz des Ounguz, nicht berührt.

Ingenieur Lessar schreibt unter dem 4. Juni d. J. von Aschabad im Tekke-Gebiet an die Russ. Geogr. Gesellschaft:

„Am 25. Mai bin ich nach Aschabad zurückgekehrt, nachdem ich den ganzen Ounguz von Bala-ischem im Uzboi bis Kawachly bereist hatte; von dort ging ich nach Chiwa und über Mirza-tschile nach dem Tedschend und weiter nach Aschabad. Nur der westliche Anfang des Ounguz (des sogenannten Tschardshni-darja) war bisher von Reisenden gesehen worden, während sein größter Theil nur nach Erkundigungen bekannt war; auch über den Weg von Chiwa nach Aschabad haben wir nur sehr alte Nachrichten. In Anbetracht dessen schlug ich zu Anfang April dieses Jahres dem Kommandirenden des transkaspischen Bezirks vor, diese zwei Strecken zu erforschen, d. h. sie zu beschreiben, eine Aufnahme davon zu machen und den Ounguz barometrisch zu nivelliren, und zwar letzteres mit zwei Beobachtern mittels übereinstimmender Beobachtungen, was hinreichend genaue Resultate ergiebt; hier (in Aschabad) dienen früher genau nivellirte Punkte zur Kontrolle meiner Beobachtungen. Der Kommandirende nahm meinen Plan an, gab mir 10 Reiter von der Tekke-Miliz zur Begleitung mit und gestattete dem Unterlieutenant im sechsten transkaspischen Schützenbataillon Chabalow, mich behufs Beobachtung des zweiten Barometers zu begleiten. In Kyzyl-arwat schloß sich uns der Bergingenieur Konschin an, dessen Arbeiten aber von den unserigen völlig getrennt waren; auch wird er selbst darüber berichten. Seine Geschäfte, er ist Lieferant der Naphta für die transkaspische Eisenbahn, gestatteten ihm nicht, den ganzen Ounguz zu bereisen; er lernte nur etwa ein Drittel desselben kennen und kehrte von einem Punkte zwischen Dagily und Mirza-tschile, anderthalb Tagereisen vor letzterem, zurück. Auf der Strecke von Bala-ischem über Schyik bis Mirza-tschile war der Ounguz schon bereist worden, und zwar von Kalitin, den Topographen der Expedition zur Erforschung des Ounguz und von Schatichin; von da an aber kannten selbst die Tekkes den Weg nach Osten nicht. Mehrere Male verliefen wir uns seitwärts, weil die Ränder des Ounguz zu undeutlich waren, und mußten jedesmal umkehren [1]); aber es war gegen Ende April, es gab noch Löcher voll Regenwasser, und so erreichten wir glücklich Kawachly (am Amu-darja), von wo wir uns nach Chiwa begaben.

Während des ganzen April fiel nicht ein Regen, welcher die hier „Kak" genannten Wasserlöcher gefüllt hätte. Unsere Lage war sehr schwierig; die von mir gemietheten Transportmittel waren sehr beschränkt. Mit allen zusammen von Chiwa über Mirza-tschile nach dem Tedschend zu reisen, über eine wasserlose Strecke von 130 Werst, war unmöglich, und deshalb theilten wir uns: Unterlieutenant Chabalow kehrte auf dem großen Wege über Bala-ischem und Bami nach Aschabad zurück, während ich über Mirza-tschile ging. Da sah ich, wie gut wir gethan hatten, uns zu trennen; denn von sieben Pferden verlor ich vier. Nur ich mit einem Begleiter und einem Tekke erreichte den Ort; den Zurückgebliebenen wurden Kameele mit Wasser zugeschickt, und glücklicherweise kam keiner von den Leuten um. Die Aufnahme wurde bis zum Tedschend durchgeführt.

Ich selbst bin sehr ermüdet, fühle mich schlecht und bin gänzlich außer Stande, meine Reisen, wenigstens vorläufig, fortzusetzen."

[1]) In einer Mittheilung von M. Wenjukow an die Pariser Geographische Gesellschaft (s. deren Compte rendu 1883, Nr. 14, S. 406) über Lessar's Reise heißt es: „Was die Turkmenen ongouz (dépressions) nennen, sind nur aneinanderstoßende Thäler, deren nördliche Ränder gewöhnlich von steilen Felsen gebildet werden, während nach Süden der Boden ganz allmählich ansteigt."

Lieutenant Hammer's Expedition nach Westgrönland.

Wie bekannt, verließ eine Expedition, bestehend aus Premierlieutenant R. Hammer, Kand. polyt. Sylow und Reservelieutenant Larsen am 6. Mai d. J. Kopenhagen zu dem Zweck, zwei größere Theile an der Westküste von Grönland zwischen Rittenbänk und Egedesminde zu kartiren und das Terrain in wissenschaftlicher, besonders geologischer Hinsicht zu untersuchen. Die Hinreise erfolgte mit der grönländischen Handelsbrigg „Luzinda", die trotz des vielen Treibeises in der Mitte der Davisstraße am 16. Juni glücklich die dänische Kolonie Rittenbänk erreichte. Der letzte Theil der Reise war jedoch sehr beschwerlich, indem das Schiff mit dem schweren, sogenannten Westeis zu kämpfen hatte, das gegen alle Erfahrung die ganze Discobucht füllte und den Weg zum Bestimmungshafen versperrte. Die Vermessungsarbeiten, welche während einiger Wochen durch Nebel, Regen und Stürme verhindert wurden, sind sonst in jeder Beziehung geglückt. Die beiden großen Küstenstrecken zwischen Rittenbänk und Egedesminde sind vermessen, trotzdem das Terrain besonders bei letztgenanntem Platze wegen der großen Anzahl niedriger Inseln, wo nirgends gute Uebersichtspunkte zu gewinnen sind, recht schwierig war und die Expedition außerdem oft mit ihren zerbrechlichen Fellbooten sich einen Weg durch das Großeis bahnen mußte. An mehreren Stellen ist Lieutenant Hammer bis zum Inlandseise vorgedrungen und hat Gegenden besucht, wo seit dem Jahre 1850 kein Reisender gewesen ist, ja auf mehreren großen Strecken ist er durch bisher ganz unbekanntes Terrain gekommen. Das gesammelte kartographische Material ist so vollständig, daß über die Gegenden von Holsteinborg bis Pröven oder über eine Küstenstrecke von ca. 90 dänischen Meilen in gerader Linie eine genaue Karte gezeichnet werden kann, basirend auf den neuen dänischen wissenschaftlichen Vermessungen der Lieutenants Jensen und Hammer und des Assistenten Steenstrup.

Die Expedition hat besondere Gelegenheit gehabt, die merkwürdigen und in wissenschaftlicher Beziehung so interessanten Veränderungen studiren zu können, die am Rande des Inlandseises eintreten und namentlich ist konstatirt worden, daß der Gletscher im Inneren des Issjords bei Jakobshavn, wo Lieutenant Hammer während des Winters 1880—81 sich behufs Anstellung wissenschaftlicher Observationen aufgehalten hat, übereinstimmend mit den damals gemachten Beobachtungen sich andauernd landeinwärts zurückzieht. In den wenig besuchten Gegenden hat die Expedition auch bedeutende mineralogische, botanische und archäologische Funde gemacht. Ein

eingehender Bericht über die wissenschaftlichen Resultate der Expedition soll demnächst publicirt werden. W. Finn.

Hebt oder senkt sich die Küste des südlichen Chile?

Unter anderen charakteristischen Merkmalen, die gewöhnlich als Beweis, daß in gewissen Gegenden die Meeresküste sich gehoben hat, angesehen werden, nimmt auch das Vorkommen von Seemuscheln auf einem hoch die See überragenden Ufer seinen Platz ein. Wenn die Muscheln Arten angehören, die sich noch am Fuße des Ufers fortpflanzen, so ist die natürliche Folgerung, daß das gehobene Terrain zu einer geologisch nicht allzu fernen Zeit sich auf dem Niveau der See befand. Diese im Princip richtige Folgerung könnte indeß den Forscher doch zu irrigen Annahmen führen, wie Ph. Germain an einem Beispiel darlegt, das weiter bekannt zu werden verdient.

Als Darwin auf dem „Beagle" in den ruhigen Meeresarm gelangte, der die Insel Chiloë vom Festlande trennt, bemerkte er natürlich die häufigen Muschellager, die auf den Gipfeln der Uferklippen bleichen. Nachdem er einmal festgestellt hatte, daß sie den in dieser Region lebenden Arten angehörten, schloß er auf eine vor relativ kurzer Zeit stattgehabte Erhebung der Küste. Diese Erklärung schien um so logischer zu sein, als die in Chile so häufigen vulkanischen Erscheinungen diese Meinung unterstützten. Darwin hat sich indeß geirrt, wenn er aus dem Vorhandensein dieser Ablagerungen Schlüsse zieht, die eine 2000 Meilen lange Küste betreffen. Ph. Germain hat während 12 Jahren Chile nach allen Seiten hin durchstreift und besonders die Küstenstriche aufmerksam untersucht. Derartige Muschellager hat er aber nur an der Küste der Provinzen Chiloë und Valdivia und an derjenigen von Araukanien entdecken können; das heißt, auf drei bis vier Breitegrade, und zudem werden sie immer seltener, je mehr man sich von der Provinz Chiloë entfernt.

Während der acht Monate, die er im Auftrag der chilenischen Regierung dort an Bord der Kriegsbrigg „Meteoro" verbrachte, um naturhistorische Sammlungen zu machen, konnte er sich bald überzeugen, daß das Vorhandensein dieser Muschelhaufen keineswegs einer Erhebung der Küste zuzuschreiben war, sondern einfach einem Gebrauche der Eingeborenen, den sie „Curantu" nennen. Bei starker Ebbe sammeln Männer, Weiber und Kinder Körbe voll jener nahrhaften Schalenthiere ein, die an der Küste im Ueberfluß vorkommen und besonders jene prachtvollen Arten, die sie „Chorros", „Cholgas" u. s. w. nennen. Dann tragen sie alles auf den hohen Uferrand, graben ein rundes Loch von 2 bis 3 m Durchmesser und 50 cm Tiefe, belegen es mit Steinen und füllen es mit Brennmaterial an, das sie anzünden. Wenn alles verbrannt ist, kehrt man die Asche und die Kohlen weg, legt die eingeheimsten Muscheln auf die rothglühenden Steine, und bedeckt das Ganze zuerst mit den oft zwei Meter breiten Blättern der „Pangue" (Gumera scabra), dann mit Rasen und Erde. Durch den sich entwickelnden Dampf werden sie in kurzer Zeit gar. Die Thiere werden aus den Schalen genommen, auf Schnüre aufgereiht, getrocknet und für die Zeiten aufbewahrt, wo andere Nahrungsmittel anfangen seltener zu werden.

Allein Herr Germain hat sich nicht nur überzeugen können, daß diese Küsten sich nicht gehoben haben, sondern er hatte im Gegentheil Gelegenheit zu konstatiren, daß sie gesunken sind; wenigstens theilweise. In der Nachbarschaft von Port Low, im Archipel der Chonos, sah er verschiedene kleine Inseln, die mit einem Kranz von abgestorbenen Bäumen umgeben waren. Die Ebbe bespülte letztere noch bis zu einer Höhe von 3 bis 4 m, und je nach dem Fall des Ufers hatte der Kranz eine Breite von 50 bis 150 m. Diese Bäume, sowie diejenigen, die noch auf dem Trockenen ihr Dasein fristeten, waren Lumas (Eugenia Luma) und waren ganz sicher nicht im Meerwasser gewachsen. Da hier die Fluth eine Höhe von 7 bis 8 m erreicht, so hatten sich die Inseln wenigstens um 10 bis 12 m gesenkt.

Groß war die Ueberraschung des chilenischen Naturforschers, als er später die Anmerkung von Darwin las: daß in den Port Low nahe liegenden Inseln das Gehölz sich bis ins Meer erstreckte. Wenn es eine unwiderlegliche Thatsache giebt, so ist es die, daß die Myrtaceen nicht im Salzwasser fortkommen. Wie aber dann erklären, daß alle Bäume dieser Familie, die Germain sah, abgestorben waren? In welchem Zustande waren sie, als sie Darwin sah? In ihrem heutigen sind sie ganz geschwärzt durch das Alter und vom Seewasser angefressen, und da die Luma ein sehr dichtes, hartes Holz hat, so glaubte Germain zuerst, die Umwälzung, welche sie unter Wasser gesetzt hatte, auf mehrere Jahrhunderte zurückführen zu müssen. Jedenfalls hat dieselbe, nach der Meinung von H. de Parville, nichts mit dem Erdbeben zu thun, das im Jahre 1835 die chilenische Küste heimsuchte und die Stadt Talcahuano überschwemmte, denn dasselbe fand erst den 20. Februar statt, während Darwin schon am 1. Januar in Port Low war.

Ch. N.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Waldungen Elsaß-Lothringens umfassen nach der „Magd. Zeitung" 30,72 Proc. des Gesammtareals des Landes, nämlich 445 771 ha von 1 450 810 ha (dagegen in Preußen nur 23,30, im Deutschen Reiche 25,70 Proc.). Davon gehören 30,08 Proc. dem Staate, 44,05 den Gemeinden, 3,85 Proc. beiden zugleich, 0,55 Instituten und 21,01 Privaten. Unter den Holzarten stehen die Nadelhölzer obenan (34 Proc. Tannen, 17 Proc. Kiefern, 2,30 Proc. Fichten). 32,80 Proc. sind Buchen, 11,60 Eichen. Während der deutschen Verwaltung sind 1320 ha neu aufgeforstet, aber 3411 ha gerodet worden, was einen Abgang von 2091 ha ergiebt; doch sollen in Zukunft größere Aufforstungen stattfinden, wozu 47 000 ha Oedländereien verfügbar sind.

— Die Ausrottung der Raubthiere wird in Norwegen andauernd und mit Erfolg betrieben, namentlich ist die Anzahl der Bären und der Wölfe in starker Abnahme begriffen. Während in den Jahren 1846 bis 1850 durchschnittlich jährlich 265 Prämien für erlegte Bären und 224 für erlegte Wölfe ausgezahlt wurden, ging die Anzahl der Prämien in den folgenden fünf Jahren für Bären auf 210 herab, während die für Wölfe sich noch auf 228 erhielt. In den Jahren 1856 bis 1860 stieg die Zahl der Prämien für erlegte Bären wieder etwas, nämlich auf 222, dagegen fiel die für Wölfe auf 213. Seit jener Zeit war die Abnahme beträchtlich. In den Jahren 1861 bis 1865 betrug die Durchschnittszahl der Prämien für erlegte Bären nur 196 und für Wölfe 116, in 1866 bis 1870 resp. 143 und 31, in 1871 bis 1875 resp. 100 und 44 und in 1876 bis 1880 resp. 148 und 48. Im Jahre 1881 wurden schließlich nur

85 Prämien für getödtete Bären und 20 Prämien für getödtete Wölfe ausgezahlt. In der Anzahl der getödteten Luchse und Vielfrasse war die Abnahme weniger bedeutend, denn es wurden in den erwähnten fünfjährigen Zeitabschnitten an Luchsen erlegt: 118, 113, 126, 109, 136, 125, 121 und im Jahre 1881 85 Stück; an Vielfraßen resp. 70, 51, 43, 49, 57, 63, 90 und schließlich im Jahre 1881 63 Stück. Für erlegte Füchse wurden in den Jahren 1880 und 1881 resp. 10 584 und 13 383 Prämien ausgezahlt. Bären wurden in fast allen Aemtern, die größte Zahl jedoch in Nordland, Wölfe fast ausschließlich in Finmarken erlegt. Die Luchse kommen am häufigsten in den Aemtern Buskerud, Nedenäs und Drontheim, und die Vielfraße und Füchse in Finmarken vor.

— Officiell wird jetzt die Bevölkerung von Ostrumelien zu 815 946 (411 601 männlichen und 404 345 weiblichen) Personen angegeben, eine Zahl, die von der zuletzt veröffentlichten nur unbedeutend abweicht. Die Bevölkerung besteht aus 176 472 Familien, lebt in 147 060 Häusern und setzt sich zusammen aus 573 560 Bulgaren, 174 700 Türken, 42 654 Griechen, 19 549 Zigeunern, 4177 Juden und 1306 Armeniern. Die Staatsausgaben für das laufende Jahr werden auf 72 196 509 Piaster geschätzt, wovon fast 20 Millionen auf das Heer und die Polizei, 8 Millionen auf öffentliche Arbeiten und nur 5 Millionen auf Unterrichtszwecke entfallen.

— Trotz allen Entgegenkommens der griechischen Regierung fühlt sich die mohammedanische Bevölkerung der von Griechenland neuerworbenen Gebietstheile (Thessalien) unter den neuen Verhältnissen nicht wohl, und wandert in Menge dorthin zurück, woher sie vor neun Jahrhunderten gekommen ist, nach Kleinasien. Im 10. Jahrhundert sind sie unter dem Schutze der byzantinischen Kaiser von dort eingewandert und führten bis heute von der Seldschukenhauptstadt Konia den Namen der „Koniariden". Jetzt beginnt die Rückwanderung; im September dieses Jahres sind wiederum nach der „A. Z." zahlreiche türkische Familien unter Leitung des Mufti von Larissa über das Meer nach Osten gezogen. Die Regierung soll daran denken, die Lücken durch griechische Einwanderer von der unteren Donau auszufüllen.

— Der norwegische Geologe Amund Helland hat nach „Nature" die Größe einer Anzahl isländischer Gletscher gemessen und folgende Ziffern (in norwegischen Quadratmeilen, deren eine gleich 127½ Quadratkilometer ist) gefunden: Vatnajökul 150, Langjökul 26, Hofsjökul 25, Myrdalsjökul 18, Drangajökul 15, Glamujökul 8, Forfajökul 2, Eyriksjökul 2. Der größte Gletscher Norwegens und zugleich des europäischen Festlandes ist der Jostedalsbrae mit 14½ norwegischen Quadratmeilen.

Asien.

— Die kleinasiatische Insel Chios hatte sich von dem furchtbaren Erdbeben des 3. April 1881 und der folgenden Tage noch nicht erholt, als sie vor kurzem von zwei bald auf einander folgenden Unglücksfällen schwer betroffen wurde. Am 26. September 1883 wurden die Pflanzungen der Mastixdörfer durch wolkenbruchartige Regengüsse und ein stundenlang anhaltendes Gewitter verheert und nicht nur die Mastixernte, sondern selbst Bäume, Lastthiere und Menschen fortgeschwemmt. Besonders litten die Dörfer Harmolia, Kalamoli, Pyrgi, Olympos, Mesta, Wessa, Elata und Lithi, deren Einwohner zugleich durch Erdstöße und unterirdisches Getöse erschreckt wurden. Letztere waren indessen nur die Vorläufer eines starken, 8 bis 10 Sekunden dauernden Erdbebens, welches am 16. Oktober stattfand, mehrere Häuser zerstörte und eine Anzahl Personen zu Schaden brachte. Auch auf Syra, in den Dardanellen, in Smyrna und besonders in Aivalyk wurde die Erschütterung verspürt, welche sich seitdem auf dem Festlande in stärkerem Grade mehrfach wiederholt hat.

— Der russische Millionär Sibiriakow, welchem die Fahrten nach der Nordküste Sibiriens schon über 1 100 000 Mark gekostet haben, wird nicht müde, immer neue Unternehmungen zu unterstützen, welche bestimmt sind, Handel und Verkehr jenes Landes zu heben. Bekanntlich hat er im vergangenen Sommer nicht weniger als drei Dampfer von Skandinavien nach dem Karischen Meere und der Jenisei-Mündung abgehen lassen, von denen sich zwei an der Bergung der „Varna"-Mannschaft betheiligten. Außerdem aber untersuchte gleichzeitig in seinem Auftrage der Ingenieur P. J. Runeberg die Angara (Obere Tunguska) auf einer Strecke von 1700 km hinsichtlich ihrer Schiffbarkeit. Auf dem Unterlaufe derselben verkehrten zwar seit einiger Zeit einige mit Thee beladene Barken und selbst ein kleiner Dampfer; weiter stromauf war jedoch wegen der vielen Wasserfälle der Fluß noch nicht befahren worden. Die Untersuchung Runeberg's soll ein für Errichtung einer regelmäßigen Dampfschiffsverbindung günstiges Resultat ergeben haben.

Australien.

— Mr. Ernest Favenc hat im Interesse der Kolonie Süd-Australien das bisher unbekannte Gebiet des Mc Arthur R., welcher in 15° 46' südl. Br. und 136° 44' östl. L. Gr. in den Golf of Carpentaria mündet, erforscht. Der Mc Arthur ist ein schöner, auf einer langen Strecke schiffbarer Fluß. Das anliegende Land besitzt viele permanente Quellen und enthält gutes Weideland für Schafe und Rindvieh.

Polargebiete.

— Der im Karischen Meere eingefroren gewesene Dampfe „Dymphna" mit der dänischen Nordpolexpedition an Bord ist Anfangs Oktober in Vardö im nördlichen Norwegen angelangt.

— Am 27. Juni d. J. ging der dem Baron Knoop gehörige Dampfer „Louise", Kapitän Dallmann, von Bremerhaven nach dem Jenisei ab und nahm sechs Tage später in Hammerfest Kohlen und die Ladung ein, welche er im vorigen Jahre, als er das Karische Meer nicht zu passiren vermochte, dort zurückgelassen hatte. Sollte er auch in diesem Jahre sein Ziel nicht erreichen, so soll das der letzte Versuch gewesen sein — doch gelten die heurigen Eisverhältnisse in jenem Meere für günstig. „Louise" hat sich inzwischen an der Rettung der „Varna"-Besatzung betheiligt (s. oben S. 222).

— Die eine der amerikanischen Polarexpeditionen, die des Lieutenant P. H. Ray, ist zu Anfang Oktober d. J. glücklich in San Francisco wieder eingetroffen. Dieselbe war am 18. Juli 1881 von dort abgefahren und hatte Point Barrow (nordöstlich der Bering-Straße, unter 71° 27' nördl. Br. und 156° 15' westl. L. an der Nordküste Nordamerikas) besetzt gehabt. Mit Ray zusammen langte Lieutenant Schwatka in St. Francisco an, welcher den Yukon-Strom in Alaska befahren hat (s. oben S. 80).

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIV. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1883.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

IV.

(Die Abbildungen theils nach Photographien, theils nach Skizzen des Reisenden.)

Nicht umsonst hat Quito während seiner spanischen Glanzperiode im Rufe einer hervorragend „geistlichen“ Stadt gestanden. Die 16 ansehnlichen Kirchen, die zahlreichen Klöster und geistlichen Lehranstalten und der prächtige erzbischöfliche Palast lassen heute noch zur Genüge erkennen, daß Kirche und Geistlichkeit Jahrhunderte lang die Hauptfaktoren in dem Leben und der Entwickelung der Stadt gewesen sind. Gar viele dieser stattlichen Gebäude haben neben ihrem historischen Interesse auch eine gewisse architektonische Bedeutung; einige, wie z. B. die Kirche San Francisco und das Kloster und die Kirche San Domingo, besitzen Kunstschätze, die der Beachtung wohl werth sind. Der Kreuzgang des letztgenannten Klosters, hinter dem sich die weitläufigen, im spanischen Renaissancestil angelegten Gärten ausdehnen, ist mit außerordentlich schönen Fresken geschmückt, die Scenen aus dem Neuen Testament und aus dem Leben des heiligen Dominicus darstellen; die dicht daneben befindliche Kirche aber enthält eine reiche Sammlung von Werken der quitenischen Malerschule, deren als der „amerikanische Apelles“ gefeiertes Haupt, Miguel de Santiago, hier durch seine vorzüglichsten Arbeiten vertreten ist. Das große Jesuitenkloster, das, ein ungeheurer Komplex von Gebäuden, sich mit seiner Kirche „de la Compañia“, mit seinem berühmten Seminar San Luis und der von Garcia Moreno gegründeten und unter die Obhut der Patres gestellten polytechnischen Schule unweit der Kathedrale befindet, beherbergt Schätze anderer Art: eine umfassende Bibliothek und reiche naturhistorische Sammlungen. Wenn der Fremde die Runde durch alle Kirchen und Klöster gemacht, das Hospital, die Universität und die Kunstschule in Augenschein genommen, die moderne Säule der Freiheit auf der Plaza de la Recoleta bewundert, das unvermeidliche Panoptico und die beiden Promenaden der Stadt besucht und schließlich von einem der Stadthügel die unvergleichliche Aussicht auf die acht mächtigen Gipfel Cayamba, Antisana, Cotacachi, Cotopaxi, Sincholagua, Corazon, Iliniza und Pichincha angestaunt hat, sind die eigentlichen Sehenswürdigkeiten von Quito erschöpft bis auf eine: die im Laufe der letzten Jahre entstandene neue Sternwarte, durch deren Errichtung die Regierung des Präsidenten Borrero sich ein schönes Denkmal gesetzt hat. Das Observatorium, das unter 81° 5′ w. L. von Paris und 0° 14′ s. Br. in einer Höhe von 2911 m über dem Meere belegen ist, wurde nach den Angaben und unter der Leitung des gelehrten Paters Menten erbaut und mit den vorzüglichsten aus Paris und München bezogenen Instrumenten ausgestattet und darf somit in der That als ein Musterinstitut betrachtet werden. Ob Quito, das nach den meteorologischen Beobachtungen des Paters Menten eine jährliche Durchschnittszahl von 150 Regen- und 143 Nebeltagen hat, der geeignetste Ort für ein astronomisches Observatorium sein mag, ist freilich eine andere Sache. Nach diesen selben Beobachtungen beträgt die mittlere Jahrestemperatur der Stadt 14,19° C., der mittlere Barometerstand 544,97 m; die Regenhöhe 178 mm. Gewitter finden durchschnittlich an 68 Tagen des Jahres statt. Weniger zuverlässig als diese Daten

waren die Angaben, die André sich über die Einwohnerzahl von Quito zu verschaffen vermochte. Nach Villavicensio soll sich im Jahre 1856 schon die Bevölkerung auf 80 000 Seelen belaufen haben; doch scheint diese Angabe nicht minder übertrieben zu sein als so manche andere des phantasievollen Geographen. Den Verhältnissen des Landes entsprechend, ist die regelrechte Durchführung eines Census einstweilen noch ein Ding der Unmöglichkeit. Die Furcht vor Steuern und Militärdienst lassen an den Zähltagen stets einen nicht unbedeutenden Theil der Einwohnerschaft aus der Hauptstadt verschwinden; indessen glaubt André nicht irre zu gehen, wenn er den Annahmen einiger seit lange in Quito ansässiger, unparteiischer Fremden folgend, die Bevölkerung auf höchstens 40- bis 50 000 Seelen schätzt.

Unter den verschiedenartigen Elementen, aus denen sich diese hauptstädtische Bevölkerung zusammensetzt, nehmen die Indier und die meist zu ihnen gerechneten Zumbos (Mischlinge von Indiern und Negern) und Cholos (Mischlinge von Indiern und Weißen) die niedrigste Stufe ein. Wie bei den Serranos, den in den Bergen ansässigen Indiern, herrscht auch hier der Quichua-Typus vor, in mannigfachster Weise modificirt, aber stets deutlich erkennbar. Diese eigentliche Masse des quitenischen Volkes lebt trotz aller von der Konstitution zugesagten Gleichheit in einem der Sklaverei nahe verwandten Zustande. Der Indier wird eben hier wie in fast allen südamerikanischen Republiken in der schamlosesten Weise von den oberen Klassen ausgenutzt und oft genug durch harte Körperstrafen oder, was noch schlimmer ist, durch Begünstigung seiner Neigung zur Trunksucht systematisch zu Grunde gerichtet. Eine Stufe höher als diese traurigen, meist als Lastthiere lebenden Ueberreste der autochthonen Bevölkerung steht der bürgerliche Arbeiter und Handwerker, der in den leichtgebauten, oft mit schreiendbunten Farben angestrichenen Häusern der Vorstädte von Quito und in dem engsten Theile der inneren Stadt wohnt. Aus dieser großen Klasse vornehmlich rekrutiren sich die Politiker, die unruhigen Köpfe, die sich, sobald eine Regierung Bestand zu haben scheint, mit Umsturzprojekten tragen und die mindestens alle sechs Monate ihre kleine Revolution haben müssen. Die Geschichte der unzähligen Pronunciamentos, durch welche die Ruhe in Quito und den anderen großen Städten von Ecuador wieder und immer wieder erschüttert und jede gedeihliche Entwickelung gehemmt wird, müßte dem Reisenden, der zum erstenmale in das reichgesegnete Land kommt, wie ein Märchen erscheinen, wenn er sich nicht eben auf Schritt und Tritt von den in die Augen springenden traurigen Folgen dieser ewigen Unruhen umgeben sähe.

Kirche San Domingo in Quito. (Nach einer Photographie.)

Durch einen weiten Abstand von der Arbeiterklasse, wie von den kleineren Kaufleuten und Beamten getrennt, lebt die eigentliche Aristokratie von Quito, die Familien der alten Großgrundbesitzer, die sich auf ihr rein erhaltenes spanisches Blut viel zu Gute thun. In ihren Kreisen, aus denen die Mehrzahl der hohen Regierungsbeamten, sowie die meisten Officiere des 1200 Mann starken stehenden Heeres hervorgehen, finden sich die besten Elemente des Volkes von Ecuador, Männer, denen das Wohl ihres Vaterlandes, die materielle und geistige Hebung desselben wirklich am Herzen liegt. Alle Fortschritte, welche der Ackerbau und die Industrie von Ecuador innerhalb der letzten Jahrzehnte gemacht haben, sind auf die Bemühungen von Söhnen jener alten Familien zurückzuführen, die ihre durch längere Aufenthalte in Europa erworbenen Erfahrungen zum Segen ihrer Heimath verwerthet haben.

Der weitaus größte Theil der in Quito ansässigen zahlreichen Ausländer gehört dem Kaufmannsstande an; denn bis jetzt liegt auch der Handel von Ecuador, Export, Import, Bank- und Kommissionsgeschäft und sogar der

Güterhandel fast ausschließlich in den Händen von Europäern.

Durch den französischen Konsul Mr. Boulard, dem Präsidenten der Republik vorgestellt, fand André bei diesem die freundlichste Aufnahme und bereitwilliges Eingehen auf seine weiteren Reisepläne. Das Anerbieten des Präsidenten, ihm eine militärische Begleitung mitzugeben, schlug er aus, dagegen ging er gern auf den Vorschlag ein, zunächst eine Tour in die westlichen Vorberge der Westcordillere zu unternehmen, die neben der wissenschaftlichen Erforschung dieses reichen Vegetationsgebietes zugleich dazu dienen konnte, die schwebende Frage nach dem kürzesten und zur Anlegung einer Straße geeignetsten Wege von Quito zur Küste der Entscheidung näher zu bringen.

In Begleitung eines in dienstlichen Angelegenheiten ebenfalls nach der Küstenprovinz Manabi reisenden katholischen Geistlichen und mit einem Gefolge von sieben Indiern, die ebenso wie ihre Maulthiere mit Lebensmitteln beladen waren, trat André am Morgen des 18. Juni die Gebirgstour an. Auf der anfangs zwischen Gärten hinführenden und eine Strecke weit auch gut gepflasterten Straße, die von Quito südwärts führt, erreichte man nach mehrstündigem Marsche das Dorf **Tambillo**, das am nördlichen Abhange des Thales von Machachi liegt. Die Aussicht auf dieses weite fruchtbare Becken, dessen zahlreiche Hacienden und kleine Pueblos wie weiße leuchtende Punkte auf dem üppigen Grün der Wiesen und trefflich bestellten Felder erglänzten, und an dessen Südrande rechts die majestätischen Gipfel des Corazon und des Iliniza, links die des Rumiñagui und des Sincholagua sich erheben, lud zu längerem Verweilen ein. Dennoch rissen sich die Reisenden nach einem schnellen Blick über die herrliche Landschaft von dieser Stelle los, als sie die sehnsüchtigen Blicke bemerkten, die ihre indianischen Begleiter nach der Pulcheria des Dorfes sandten. Hier schon Station zu machen, lag nicht in ihrer Absicht; so wurde der Weg nach Aloag fortgesetzt, der an den nördlichen Abhängen des Corazon emporführte. Dicht neben der Hacienda, in der man die Nacht zuzubringen gedacht, hatte schon eine andere Gesellschaft von Reisenden ihr Lager aufgeschlagen und die Kochfeuer angezündet, um die es lebhaft und lärmend zuging. Es war eine Schar von etwa 20 Gummisuchern, die im Auftrage eines quitenischen Unternehmers im Begriff standen, sich in dieselbe Gegend zu begeben, die das Ziel von André's Tour sein

Kirche „de la Compañia" in Quito. (Nach einer Photographie.)

sollte. Diese Caucheros, deren beschwerlicher und gefahrvoller Beruf mit dem oft beschriebenen abenteuerlichen Leben der Quineros oder Sammler von Chinarinden die größte Aehnlichkeit hat, waren ohne Ausnahme verwegenblickende Gesellen mit mehr oder minder scharf ausgeprägter Verbrecherphysiognomie. Augenscheinlich hatte der Unternehmer, der sie zur Gummiernte in den Urwald aussandte, mehr auf die körperliche Tauglichkeit, als auf eine besonders fleckenlose Vergangenheit der Leute gesehen, und so befand sich dann auch wohl unter der dem Anscheine nach hauptsächlich aus Europäern und Yankees zusammengewürfelten Truppe gar mancher, der gern eine Zeit lang in die Wildniß verschwand, um daheim Gras wachsen zu lassen über irgend eine lichtscheue That, oder der sich auf diese Weise dem schon nach ihm ausgestreckten Arme der Gerechtigkeit entzog. In welchem Ansehen diese wilden, vor Nichts zurückschreckenden Gesellen bei dem Volke von Ecuador stehen, das sah André an dem Benehmen der Einwohner der Hacienda sowohl, wie an dem seiner Indier, die in möglichst weiter Entfernung von jenen ihr Lager aufschlugen und sich ihnen nicht auf Schußweite zu nähern wagten.

Indianerin aus Quito. (Nach einer Photographie.)

In der Frühe des nächsten Morgens ging es auf schmalem Pfade weiter zur Höhe des Corazon (4816 m) hinauf, der, nur an einer Seite durch einen schmalen Hügelrücken mit der Masse des Iliniza verbunden, auf allen anderen Seiten isolirt aus der Ebene ansteigt. Eine besondere Berühmtheit in der Geschichte der Erdforschung hat der Corazon dadurch erhalten, daß auf ihm im Jahre 1783 durch die französischen Akademiker La Condamine und Bouguer die ersten barometrischen Höhenmessungen vorgenommen worden sind. Neben dem Pfade, der zu dem 3969 m hohen Paramo emporführt, fand André eine üppige, wenn auch durch den beständig wehenden heftigen Wind zu niedrig rankendem Wuchse gezwungene Vegetation. Neben zahlreichen bekannten, aber hier in besonderer Fülle und neuer Gemeinschaft auftretenden Pflanzen der hohen Anden, dem weißen Löwenzahn (Achyrophorus), den rothen Acaenen (Acaena sericea und A. lappacea), dem einen dichten Teppich bildenden zierlichen weißen Andenvergißmeinnicht, neben der rankenden Berberis multiflora und vielen anderen zeigten sich auch verschiedene neue Arten, darunter ein schönes Hypericum und eine prächtige veilchenfarbene Gentiane. Auch die seltsame Psittacanthus terrestris, die einzige bekannte am Boden wachsende Mistel konnte hier dem Herbarium des Reisenden hinzugefügt werden. Auf der eisig kalten Paßhöhe standen als einzige Bäume, die der niedrigen Temperatur und dem unablässig wehenden starken Winde zu widerstehen vermochten, einige schöne Exemplare des merkwürdigen Polylepis mit den grünen Blüthen und der in langen schmalen Streifen aufgerissenen Rinde. Bei dem auf der Höhe des Paramo belegenen Paguangalli hatten die Reisenden den höchsten Punkt ihrer Route erreicht; von hier aus ging es, einige partielle Anstiege abgerechnet, beständig bergab bis zu dem (497 m) hoch gelegenen Guanasilla unweit El Mirador. Ein in den Trachyt des Berges oder in den fest zusammengeballten Sand gesprengter vortrefflicher Weg führte jetzt inmitten einer immer reicher und großartiger werdenden Vegetation über Pungu, wo sich die ersten Baumfarne zeigten, bis nach Canzacato (2000 m ü. d. M.), wo das Eldorado des Botanikers, das reichste tropische Gebiet, begann. Schon von Miligalli an war man durch den herrlichsten, von dem Wohlgeruch der großen weißen Datura erfüllten Wald gekommen, der mit seinen unzähligen Blüthen der rothen und blauen Salvien und mit den langen Gehängen einer prachtvollen purpurfarbenen Passionsblume einen fast märchenhaften Eindruck machte. In San Florencio, am Ufer des Rio Pilaton, wurde das Nachtlager aufgeschlagen; wie die Mehrzahl der auf André's kleiner Karte des Pilaton- und Toachigebietes angegebenen Orte ist auch San Florencio nur eine elende, mit Palmblättern gedeckte Hütte, die von einem Indier und seinem Weibe bewohnt wird. Das Einzige, was die Reisenden in diesen einsamen Niederlassungen erhalten konnten, waren hin und wieder einige Eier, und das Vorhandensein derselben wurde regelmäßig so lange abgeleugnet, bis André sein Gewehr auf eines der sorgsam im Corral gehegten Hühner anlegte. Dies Mittel war stets von gleich guter Wirkung; mit lautem Zetergeschrei erflehte die Casera Schonung für ihre Hennen und versprach, nachsehen zu wollen, ob sich nicht doch irgendwo noch einige

Eier vorfänden. Auf die Balken der Hütte kletternd und die Palmblätter des Daches auseinanderschiebend, „entdeckte“ sie dann ein kleines Depot von frischen Eiern, die sie vor rücksichtslosen und anstatt des Geldes mit Mißhandlungen zahlenden Gästen, Cancheros und Ihresgleichen hier verborgen hatte.

Auf dem linken Ufer des Pilaton entlang, in dessen von schroffen Wänden eingefaßtes stellenweise breites Thal die zahlreichen nicht unbedeutenden Nebenflüsse in Kaskaden herabstürzen, ging es am folgenden Tage weiter. Die Landschaft war auch hier von größter Schönheit, der Wald von vielen Vögeln und Scharen von Affen belebt, der Weg aber, der schon von Miligalli an sich bedenklich verschlechtert hatte, stellenweise fast unpassirbar. Bald mußten tief einschneidende Quebradas passirt werden, unter denen die des Rio Calulu am beschwerlichsten war, dann wieder hatten Derrumbos oder Bergrutsche das Thal bis zum Flusse mit Bergen von Geröll und Sand überschüttet; der Abendmarsch endlich führte durch eine weite Sumpfstrecke, aus der, an die vorweltlichen Calamiten- und Lepidodendronwälder der Steinkohlenzeit gemahnend, ein Wald von ungeheuren Schachtelhalmen (Equisetum giganteum), den nahen Verwandten jener fossilen Pflanzen, emporwuchs. Der Kontrast zwischen dieser unheimlichen Sumpflandschaft und der Umgebung des Rancho San Nicolas, wo die nächste Nacht gerastet wurde, konnte nicht größer sein. Die Mesetas oder breiten Uferplateaus, zwischen denen der Pilaton sich hier brausend und schäumend hindurchzwängt, boten in dem üppigen Pflanzenleben, das sich auf ihnen angesiedelt hatte, dem Reisenden eine ebenso interessante wie mannigfaltige Ausbeute.

Von hier an wurde der Weg (in dieser Jahreszeit wenigstens) für Maulthiere unpassirbar. Man mußte einen durch verschiedene Quebradas führenden, äußerst beschwerlichen Fußpfad verfolgen, der noch durch die mühevollen Uebergänge über die Rios Napa und Toachi unterbrochen wurde. Während der Nachtrast im Pueblo Toachi, wo André sich von seinem Reisegefährten trennte, gelang es ihm nur durch sein energisches Auftreten, seine Indier, denen die Anstrengungen des Marsches und die schweren Lasten zu viel wurden, von einer im Geheimen verabredeten allgemeinen Flucht zurückzuhalten. Am Ufer des Pilaton entlang, der von hier an den Namen seines Nebenflußes, des Rio Toachi annimmt, ging es dann am nächsten Tage weiter bis El Mirador (588 m ü. d. M.), dem Ziele seiner Reise. Von diesem Orte aus mußte die letzte Strecke der projektirten Straße von Quito nach der Küste des Stillen Oceans führen, deren Fortsetzung von Miligalli, bis wohin heute schon ein fahrbarer Weg geht, ein die Mittel des Landes in keinem Falle überschreitendes Unternehmen sein würde. Von Mirador aus müßte die Straße nach Santo Domingo de los Colorados gehen, wo sich eine deutsche Kolonie und eine Niederlassung von mehreren hundert ackerbautreibenden Indiern befindet, und von wo man in einer Tagereise wiederum bis an den Rio Peripa, den oberen Lauf des bei Guayaquil mündenden und sehr weit hinauf schiffbaren Rio Daule, gelangen könnte. Wollte man jedoch anstatt des Hafens von Guayaquil den von Baya an der Mündung des Rio Salina bevorzugen, so würde auch die Anlage der Straße nach dorthin auf keinerlei Schwierigkeiten stoßen; sie müßte eben durch die Cordilleren von Toachi und Sandomo bis zum Rio Cannto geführt werden, von wo aus sich die Richtung längs der Rios Tosagua und Salina von selber ergeben würde.

Ed. André's Weg von Aloag nach el Mirador. Juni 1876.

Maassstab 1 : 750,000.

Nach André's Meinung kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß man auf jeder dieser beiden Routen in der Hälfte der Zeit, die man heute zu der Route Quito-Chimborazo-Guayaquil gebraucht, von der Hauptstadt nach dem Meere gelangen würde. Die großen Vortheile, die diese schnellere Verbindung für die Hauptstadt und ihr reiches Hinterland haben, der Nutzen, den das der Kultur zu gewinnende Gebiet des Pilaton-Toachi dem Lande bringen würde, wird von niemandem verkannt, und doch fehlt Angesichts der unsicheren politischen Lage des Staates selbst für ein scheinbar so sicheres Unternehmen, wie diese Straßenanlage es sein würde, das nöthige Vertrauen des Kapitals.

Nach kurzem Aufenthalte in El Mirador trat André

Die Riesenschachtelhalme bei San Nicolas.

seinen Rückweg nach Quito an. Im Großen und Ganzen dieselbe Richtung verfolgend, die er auf der Hinreise genommen, machte er jetzt noch mehrere Touren in die waldreichen oberen Thäler der Nebenflüsse des Pilaton, die ihm eine ebenso reiche wie interessante wissenschaftliche Ausbeute gewährten. In dem dichten Urwalde des San Lorenzo-Thales traf er dabei zum zweitenmale mit den in voller Thätigkeit befindlichen Cancheros von Aloag zusammen. Gern wäre er noch einige Tage in diesem unglaublich reichen, noch von keinem Gelehrten betretenen Gebiete geblieben, aber die bedenkliche Abnahme seiner Lebensmittel zwang ihn, seine Heimkehr nach der Hauptstadt zu beschleunigen. Ein angestrengter Marsch brachte ihn über Canzacato nach Miligalli, wo die Nacht in dem malerischen, sogenannten „Kürbisrancho“ zugebracht wurde, dessen gebrechliches Dach kaum im Stande schien, die Menge der ungeheuren goldgelben Früchte zu tragen, die die üppig ringsum wuchernden Kürbisstauden darauf gelagert hatten.

Die letzte stark ansteigende Strecke von Miligalli nach Aloag und Tambillo war als Ende der anstrengenden Tour noch eine harte Aufgabe, und André hatte alle Ursache, sich Glück zu wünschen, als er mit seinen mißgestimmten,

Rancho San Nicolas.

Kürbisrancho von Miligalli.

hungerigen und gänzlich ermatteten Leuten und mit den reichen, unterwegs gesammelten Schätzen nach einigen weiteren mühevollen Tagen endlich wieder in Quito eintraf.

Mittheilungen über Glauben und Aberglauben bei Sundanesen und Javanen.

Von **Emil Metzger.**

III.

Javanismus.

(Fortsetzung.)

Auch kennt der Javanismus einen bösen Geist, der viel Aehnlichkeit mit dem bösen Feind der Christen hat, es ist dies Kjai Belorong. Glücklicherweise wissen nur wenige den Weg zu ihm zu finden, sonst würden wohl viele Menschen in seine Stricke fallen. Er schenkt Reichthümer, aber nur für einige Jahre; dann ist der Beschenkte, wenn er sich nicht loskauft, ihm verfallen. Wie es heißt, wohnt er irgendwo an der Südküste; wo, ist mir nie klar geworden, da, wie es scheint, die Bewohner überall die Ehre ihn zu besitzen zurückwiesen. Ki (Kjai) Belorong hat den Kopf eines Menschen, den Körper eines Fisches, Arme und Füße gleich Fischflossen und dieselben sind so zahlreich wie die Beine des Tausendfuß. Einen eigenthümlichen Palast mit einer stattlichen Reihe von Nebengebäuden hat er sich erbaut, als Material dienen Menschen, nichts als Menschen, die ihm dienstbar geworden sind und deren noch lebende Körper er hier verwendet hat. Einzelne Menschen dienen als Pfosten und tragen das Gebäude, denn die echt sundanesische Wohnung ist hoch vom Boden erbaut; ganze Reihen von Menschen neben- und aufeinander gelegt, bilden die Wände, das Dach. Was dieser böse Feind mit den Seelen thut, darüber schweigt man, doch habe ich einige Andeutungen darüber vernommen, daß er sie in seinen eigenen Geschöpfen wohnen läßt; denn wiewohl er mächtig ist und allerlei Kreaturen zu schaffen vermag, kann er denselben doch keine Seele geben. Im Allgemeinen spricht man nicht gern von ihm, schon um den Verdacht zu vermeiden, als ob man nähere Beziehungen mit ihm unterhielte; überdies traut man ihm nicht recht und vielleicht ist auch dieser Geist nicht ganz einheimischen Ursprungs, wie wenigstens die Uebereinstimmung mit ähnlichen bei anderen Völkern vorkommenden Legenden anzudeuten scheint, wie denn auch der Glaube an ihn durchaus nicht allgemein verbreitet ist. Der Missionar Poensen theilt eine Belorong betreffende Geschichte mit, die er von einem seiner Konvertiten erfahren hat. Derselbe erzählte Folgendes:

Ein Neffe von mir hat die aus Menschen gebaute Wohnung mit eigenen Augen gesehen; voller Begierde nach Schätzen hatte er sich mit einigen Opferspeisen nach dem südlichen Gebirge begeben. Ki Belorong hatte er seine Gabe gebracht, dann ihn angefleht: „Ich bitte um Reichthümer, ich bin so arm.“ „Ich will sie Dir schenken“, war die Antwort, „sieben Jahre lang sollst Du Dich im Reichthum baden, dann hole ich Dich und Du bist mein. Gehe jetzt nach Hause, heute Nacht im Traume will ich Dir zeigen, was Du zu thun hast.“ Der Neffe des Erzählers hatte der Stimme gehorcht, war nach Hause gegangen und hatte im Traum eine Stimme gehört, welche ihm befohlen hatte alles, was er besaß, zu verkaufen und dann an den Fluß zu gehen, wo er einen Fisch finden würde. Den sollte er nach Hause tragen und nachdem er das Bett gut zurecht gemacht, auf das Lager legen. Hierauf solle er Weihrauch unter denselben anzünden, sich dann entfernen und nach einer Stunde zurückkehren, um alles genau zu untersuchen. Der Neffe hatte gethan, wie ihm geheißen war, er hatte unter den Kissen seines Lagers große Geldsummen gefunden und seitdem sich eines großen Reichthums erfreut. Als die sieben Jahre um waren, war er durch einen Traum daran erinnert worden, hatte aber die Gunst erlangt, daß sein Sohn an seiner Stelle sterben durfte, ihm selbst wurde erlaubt, seinen Reichthum noch sieben Jahre lang zu genießen. Wieder hatte ein Traum ihn an den nahen Ablauf der Frist erinnert und wieder hatte er sieben Jahre Aufschub erhalten, ein Diener war an seiner Stelle das Opfer des Bösen geworden; diese Frist war noch nicht abgelaufen, als die Erzählung Herrn Poensen zu Ohren kam; der Neffe des Erzählers war noch im Genuß seiner durch Hilfe von Kjai Belorong erhaltenen Reichthümer.

Wenn die Kosmogenie der Eingeborenen auch die eigentliche Hölle und eine Höllenfürstin kennt, so ist doch dieses Gebiet am zahlreichsten durch den Islam bevölkert. Der eigentliche Teufel, **der** Teufel ist Iblis, der Stammvater der Teufel, die seine Kinder und Nachkommen sind (Setan). Wie ich schon in der Einleitung bemerkt habe, kann nur diese respektabele Familie das Seelenheil des Menschen in Gefahr bringen; die anderen suchen ihm zu schaden, ihn zu strafen, diese ihn zur Sünde gegen Gott zu verführen und ihn abtrünnig zu machen, um ihn in der Hölle zu verspotten.

Die Djins, Genien, sind um so weniger bekannt, je mehr der Eingeborene seinen eigenen Charakter bewahrt hat; man macht einen gewissen Unterschied zwischen ihnen, jenachdem sie auch den Islam angenommen haben oder ungläubig sind (Djin kapir oder iprit). Letztere sind es namentlich, die den Menschen entführen und ihn nach dem Orte bringen, wo sie selbst sich aufhalten; wenn die Djin islam zeitig zu seiner Rettung kommen, entsteht auch wohl ein Streit um den Bedrohten. In den Sundaländern giebt es eine weit verbreitete Geschichte von einem gewissen Tamin, der mit seiner Frau nicht gut lebte und ihr großen Verdruß verursachte. Eines Tages, da er sie wieder schlecht behandelte, wurde sie wüthend und sprach eine starke Verwünschung gegen Tamin aus. Zufällig kam ein Djin kapir des Weges, der den Gemahl schon lange im Auge hatte; er zögerte denn auch nicht lange und benutzte die Gelegenheit, um besagten Herrn nach einem sehr bösen Orte mitzuführen; glücklicherweise schien der Mann jedoch im Uebrigen nicht gar zu schlecht zu sein, denn einige Djin islam, die von dem Ereigniß gehört hatten, kamen, anscheinend zufällig, des Weges, befreiten das geängstigte Menschenkind und nahmen es mit sich. Zur Strafe mußte Tamin aber sieben Jahre bei ihnen zubringen, dann aber durfte er nach

der Erde zurückkehren, wo seine Frau den durch die harte Erfahrung Gebesserten gütig aufnahm.

Ganz besonders böse Geister scheinen die Berggeister zu sein, deretwegen ich bei den Triangulirungsarbeiten manche Schwierigkeiten zu überwinden hatte; die gewöhnlichen, allgemein verbreiteten scheinen eine Art Djurigs zu sein. Zwischen ihnen spielen auch Geister von Verstorbenen als Fürsten der Berge eine Rolle; am meisten werden diejenigen gescheut, welche die Krater bewohnen. Man darf wohl behaupten, daß letztere einen ziemlichen Beigeschmack von der Hölle haben, und deren Herrscher, die in den noch wirksamen, wenigstens noch rauchenden Vulkanen wohnen, als Vollzieher der Strafen gefürchtet sind. Auf dem Tjerimai machte ich den Versuch in den einige hundert Fuß tiefen Krater hinabzusteigen (was allerdings nicht glückte), aber keinen Eingeborenen hätte ich bewegen können mir hilfreiche Hand zu bieten oder mich zu begleiten, bis ich den Kratergeist durch ein Opfer, in Form einiger in den Krater geworfener blanker Silberstücke, besänftigt hatte. Noch eine, wie ich glaube, weniger bekannte Eigenthümlichkeit habe ich dort und auf einigen Vulkanen von ähnlicher Form bemerkt: kein Eingeborener wagte es dort oben ohne die größte Noth ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen, sondern stieg lieber ziemlich weit den Berg herab und wieder hinauf; wenn sie aber die Sünde nicht vermeiden konnten, so fingen sie die Exkremente in einem Bambu auf, etwas was gegen alle Gewohnheit verstößt, denn man kennt auf Java sonst durchaus keine Gefäße für einen derartigen Zweck, und trugen sie sorgfältig weit über die Grenze des Gebietes, welches vom Fürsten des Kraters beherrscht wird.

Wie ich schon andeutete, ist für Viele der Kraterschlund der Ort zur Vollziehung der Höllenstrafen und bilden die Bergspitzen im Allgemeinen auch den Ort für die Verehrung der Geister der Abgestorbenen, auf die ich gleich näher eingehen will. Durch die Triangulirungsarbeiten sind verschiedene Berggipfel bekannt geworden, deren höchste Spitze künstlich zur Opferstätte vorbereitet war; dies dürfte wohl allerdings eher auf die Hinduperiode zurückzuführen sein, denn dem Javanismus genügt die einfachste Stelle für sein Opfer. Doch erwiesen ist dies selbst durch die aufgefundenen Hindubilder noch nicht, da der Javane es sehr liebt seinen Gott unter einem äußern Zeichen zu verehren und ein Bild, welches er bekommen kann, ist ihm für diesen Zweck sehr lieb, gleichgiltig welchen Ursprungs es sei. Eine sonderbare Erzählung will ich hier einflechten, theils weil der Berggeist eine eigenthümliche Rolle dabei spielt, theils weil Europäer die Helden der Legende sind.

In einer Ecke der Preanger Regentschaften, welche weit in Krawang hineinspringt, liegen die Gunung parang, welche sich ganz vereinzelt, steil über das umliegende Land erheben. An der westlichen Seite des bedeutendsten dieser Felsen, welcher vorzugsweise Gunung parang heißt, findet man einen Schleppschacht, der einer alten Inschrift nach im Jahre 1722 unter der Aufsicht des Raths von Indien, D. Durven, eröffnet wurde, um auf Gold zu bauen; im Jahre 1746 wurde der Betrieb wieder aufgegeben, weil der Ertrag die Kosten nicht deckte.

Im Jahre 1866 führten mich die Triangulirungsarbeiten dorthin (wobei ich, beiläufig gesagt, die Höhe einer der Spitzen, die ich erstiegen hatte, auf 965 m bestimmte). Im Gespräch theilte ich dem Häuptling des Distrikts mit, daß ich möglicherweise längere Zeit auf einer der Zacken der Gunung parang werde verbleiben müssen, worauf er mich warnte und mir folgende Geschichte über den Berg erzählte, den ich noch nicht besucht hatte.

Zur Zeit des Herrn Generalgouverneurs von Imhoff hatte man (deutsche) Bergleute kommen lassen, die sich mit ihren Familien hier niederließen; sie sollten in den Gunung parang Diamanten suchen (in der Nähe werden häufig Quarzkrystalle gefunden). Bald fanden sie im Berge eine Höhle, wo sie ein Lager aufschlugen. Ihre Arbeit war lange Zeit erfolglos; der Geist des Berges, welcher sehr geizig war und ihnen die Edelsteine nicht gönnte, wußte die blitzenden Steine immer wieder vor ihnen zu verstecken. Endlich aber, als er gerade anderswo beschäftigt war, glückte es den eifrigen Bergleuten die Spur der Diamanten zu finden und ganz in ihre Nähe zu gelangen, als der Geist noch zeitig kam, um mit aller Anstrengung die edlen Steine in eine andere Ecke des Berges zu bringen. Er war aber sehr ergrimmt und schickte den Bergleuten einen Boten um ihnen mitzutheilen, daß er, wenn sie es noch einmal wagen würden seinem Eigenthume nachzustellen, sie vernichten würde. Die Bergleute aber ließen sich nicht stören, froh und wohlgemuth arbeiteten sie weiter und schon machten sie die erste Beute und feierten das Ereigniß mit Weib und Kind in der tagehell erleuchteten Höhle; Musik und Gesang erschallte, lustig drehten sich die Tänzer und noch dazu am Freitag Abend (Donnerstag nach unserer Rechnung), da rüttelte der Berggeist an den Grundmauern und schloß den Eingang hinter ihnen. Er hat sie aber nicht getödtet, sie leben in seinem Banne weiter und zeigen sich denen, welche in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag in der Nähe schlafen. Der Häuptling selbst hat das in seiner Jugend gethan und erzählte mir, er sei von dem Schlagen des Gamelan pelok — des größten Gamelans — geweckt worden; dann habe er das Lager der Bergleute vor sich gesehen, die Frauen mit häuslichen Arbeiten beschäftigt oder mit den Kindern spielend. Eigenthümlich befremdend war es, wie er mir die (von der javanischen abweichende) Art der Wäschereinigung beschrieb. Da außerdem die Eingeborenen kaum eine europäische Frau mit Hausarbeit beschäftigt gesehen haben, glaube ich in diesem Falle an europäischen Ursprung der Geschichte denken zu müssen, die dann später im Munde der Eingeborenen ausgeschmückt wurde (ich habe hier nur den kurzen Inhalt mitgetheilt) und an die man endlich glaubte. Daß der Wedono mir irgend wie ein selbstgefertigtes Märchen aufgetischt haben sollte, ist sowohl mit Rücksicht auf meine damalige Stellung als des eben angedeuteten Grundes wegen nicht anzunehmen. Er glaubte die Geschichte und glaubte auch den Vorgang im Traume gesehen zu haben; davon war und bin ich vollkommen überzeugt.

Hiermit habe ich die Zahl der Geister noch nicht erschöpft; an die früher erwähnten nämlich schließt sich die viel umfassende Klasse der Geister der Verstorbenen an. Es dürfte nicht unzweckmäßig sein zunächst einige Worte über die Auffassung der Seele und ihrer Wandelungen, wie sich derselbe bei Javanen und Sundanesen gebildet hat, voraus zu schicken.

Der Eingeborene glaubt mit sehr wenigen Ausnahmen, die wohl durch die Berührung mit Europäern entstanden sind, an die Unsterblichkeit der Seele und ein Leben nach dem Tode. Ueber die Art desselben sind die Ansichten sehr getheilt; vielfach vertreten ist die mohammedanische Anschauung: die Seele bleibt noch drei Tage in der gewohnten Umgebung, um die Gespräche der Ueberlebenden anzuhören und hierdurch eine erste Belohnung oder Strafe zu erhalten, dann aber geht sie wieder ins Grab und bleibt in der Nähe des Körpers. In diesem Zustand ist sie empfänglich für Genuß und Schmerz, was von beiden ihr zu Theil wird hängt ab von der Weise, wie sie die Fragen der Engel Munkar und Nakir beantwortet. Bekanntlich besuchen diese

sie im Grabe und stellen die vier Fragen: „Wer ist Dein Herr?“ „Welches sind Deine Genossen?“ „Welches ist Dein Gottesdienst?“ „Welches ist Dein Prophet?“

Daneben besteht aber auch der Glaube an Seelenwanderung, den ich, soweit es den Uebergang der Seele in ein Thier betrifft, gleich hier erwähnen will. Es kann nämlich, gewöhnlich zur Strafe, die Seele ganz von dem im Grabe ruhenden Körper sich trennen und für eine gewisse Zeit in ein Thier gebannt werden, oder aber die Seele muß den Körper nur von Zeit zu Zeit verlassen, um in der Form eines wirklichen oder phantastischen Thieres zu spuken, oder endlich kann der lebende Mensch, wenn er Besitzer des erforderlichen Zauberspruchs ist, sich nach seinem Willen in ein Thier verwandeln. Der Gegenstand verdient wohl, daß man einen Augenblick dabei verweilt. Eine wirkliche Seelenwanderung wird, soweit mir mit Sicherheit bekannt geworden ist, nur bei Tigern und Krokodilen, vielleicht auch bei Schweinen, angenommen, die Affenverehrung die viel Aehnlichkeit mit der Aufmerksamkeit hat, welche man den Tigern und Krokodilen beweist, muß wohl auf die Hindumythologie und die Abstammung der Affen und ihre Verwandtschaft zurückgeführt werden. Der Eingeborene spricht, beiläufig gesagt, von den Affenkolonien als von einem vollständig nach menschlicher Weise organisirten Staatswesen. Dagegen dienen Tiger und Krokodile großentheils einer menschlichen Seele zur Hülle, vielleicht war ursprünglich, dem Volksglauben nach, in allen Tigern eine Menschenseele, wenigstens scheint der Name Kijai (Großvater, Alterchen) dafür zu sprechen; auch ist es ein vielfach verbreiteter Glaube, daß alle Tiger einem Oberhaupt gehorchen, einem ungeheuern Tiger von weißer Farbe, der so groß ist, daß achtundvierzig Tiger hinter ihm hergehen um seinen Schwanz zu tragen. Man beweist daher auch dem Tiger eine gewisse Ehrfurcht und jagt ihn nur ungern, so lange er das Eigenthum seiner Verehrer in Ruhe läßt; viele Dörfer besitzen einen sogenannten Dorftiger (Matjan kampong), der vom Abfall der geschlachteten Thiere sich mästet, dabei die Gegend von anderen Tigern rein hält und natürlich sofort mit irgend einer verstorbenen Person identificirt wird. Läßt er es sich aber beikommen einen Angriff auf das dem Dorf gehörige Vieh zu machen oder gar einen Bewohner anzufallen, dann wird ihm die Freundschaft gekündigt, der Kijai hat ja selbst das Zeichen zu seinem Ende gegeben, man hilft ihm so schnell wie möglich seine Laufbahn als Tiger endigen, macht von der Gelegenheit Gebrauch den Kriß in seinen Körper zu bohren, um die Waffe durch diese Berührung zu heiligen und sich einen Talisman zu verschaffen, während die Seele dem Tigerleib entflieht und eine andere Gestalt annimmt. Womöglich noch inniger ist die Verwandtschaft mit den Krokodilen; es giebt Leute genug, die Verwandte unter ihnen haben, doch scheint es, daß nicht nur die Seelen Verstorbener in diese Thiere eingehen, nein es kann sogar vorkommen, daß eine Frau ein Krokodil zur Welt bringt. Diese Thiere werden denn auch sehr verwöhnt. In der Nähe größerer Orte haben sie ein gutes Leben und es kommt nur selten vor, daß sie dem Eingeborenen gefährlich werden. An manchen Stellen ist es wirklich überraschend, mit welcher Ruhe letztere sich in der Nähe der Krokodile, denen sie förmliche Opfer bringen, betragen. In vielen Gegenden wird ihnen die mit Blumen und Früchten umgebene Placenta zum Opfer gebracht; man läßt sie am Abend auf einem Stück eines Pisangstammes befestigt und mit kleinen brennenden Lichtern umgeben auf dem Fluß treiben; ich habe mehr als einmal auf kleinen gebrechlichen Flößen an der Mündung von Flüssen an der Südküste meine Reisen zurücklegen müssen, beinahe immer war ich zur Beruhigung meiner Begleitung genöthigt einen Priester mitzunehmen, der während des ganzen Weges betete um uns die Krokodile günstig zu stimmen. Manchmal kamen fünf, sechs und noch mehr dieser ungeschlachten Thiere in die Nähe unserer Fähre ohne jedoch je etwas gegen uns zu unternehmen. Wenn ein Krokodil aber schändlich genug ist einem Menschen, der ihm nichts gethan hat, Uebles zuzufügen, so wird es ans Land gebracht und getödtet und zwar wird der Krieg so lange fortgesetzt, bis man den wirklichen Uebelthäter erlegt und seine Schuld durch die in seinem Magen gefundenen Corpora delicti nachgewiesen hat. Das Einfangen eines solchen Uebelthäters geschieht mit einer gewissen Feierlichkeit. Ein Malim buaja, ein Mann, der die Kunst mit Krokodilen umzugehen versteht (was für die Folge einer besonderen Kraft gehalten wird), begiebt sich an den Fluß in die Nähe der Stelle, wo er das Krokodil vermuthet; er hält zunächst eine Rede, worin er dem „Fräulein“ (Njai-nji wird das Thier immer angeredet, wenn es in gute Laune gebracht werden soll) auseinandersetzt, daß der Bräutigam kommen werde um das „Fräulein“ zur Heirath abzuholen, vorher aber müsse es sich schmücken. Dann geht er, sobald er eine Bewegung bemerkt, nur mit einem kurzen, mehr als armdicken Stück Holz bewaffnet ins Wasser, außerdem hat er einen langen starken Strick bei sich. Sowie das Krokodil auf ihn zukommt, läßt er es in das Holz beißen; das starke sägenförmige Gebiß verbeißt sich so fest, daß das Thier nicht mehr im Stande ist den Mund zu öffnen, er wirft ihm dann eine Schlinge so über den Kopf, daß der Knebel nicht mehr aus dem Munde los kommen kann, dann kommt er ans Land und setzt seine Anrede fort: „Schönes Fräulein, sei nicht böse, daß ich Deinen Mund geöffnet habe; aber ich will Deine Zähne reinigen, sie sind schmutzig, der Bräutigam würde es nicht gerne sehen, wenn Du ihn so empfingest.“ Was auch die Ursache sein mag, meistens lassen sich die Krokodile ruhig auf das Trockene bringen, wo sie dann tüchtig gebunden und im Triumph im ganzen Ort herumgeschleppt oder gefahren werden. Endlich werden sie unter gewissen Feierlichkeiten zu Tode gebracht und der Mageninhalt untersucht; hat man gleich den Schuldigen gefaßt, so freut man sich sehr; war dies nicht der Fall, so tröstet man sich damit, daß das Krokodil selbst zu dem Mißgriff Veranlassung gegeben hat und fährt, wie ich schon erwähnt habe, mit der Exekution fort, bis man das gewünschte Resultat erzielt.

Ganz anders verhält es sich mit den Seelen, welche das Grab verlassen um, meist zur Strafe, in Thiergestalt zu spuken; sie erscheinen entweder in gewöhnlicher Thierform, namentlich als Schwein oder in irgend einer mehr oder weniger phantastischen Form. Einige will ich als Beispiel anführen. Wer in seinem Leben durch Zaubermittel reich geworden ist, wird nach seinem Tode ein Djrangkong, d. h. er muß in der Gestalt einer weißen Katze, andere sagen eines weißen Hundes, umgehen; so müssen manche Sünder, die unrecht Gut erworben haben, als Bujut ronkeh herumirren; dieses phantastische Geschöpf besitzt einen Körper, dessen vordere Hälfte nach dem Tiger gebildet ist, während die hintere Hälfte die Gestalt des Rehes hat. Wenn es sich umsieht, sieht es die Rehform und beißt hinein, so zerfleischt es sich fortwährend selbst. So giebt es noch den Tjimmuk, der Geist eines Wucherers, Tetekkan und Dijimprajangan, welche unter fortwährendem Klappern herumlaufen. Alle diese Geister haben gewissermaßen nur ein engbegrenztes Gebiet und nur unter gewissen Umständen Macht über den Menschen; im Allgemeinen sollen sie ihn nur erschrecken und warnen. Natürlich giebt es auch

wieder Mittel sich zu schützen; über einige derselben, als Beispiel nur, werde ich unten im Zusammenhang sprechen. Am meisten von allen, möchte ich beinahe sagen, sind die lebenden Personen gefürchtet, welche es verstehen sich durch einen Zauberspruch in ein Thier, gewöhnlich in einen Tiger zu verwandeln. Der Glaube ist sehr verbreitet und wird von Betrügern genährt, wie ich schon in der Einleitung gesagt habe. Uebrigens sollen auch Verwandlungen in Krokodile und Schweine vorkommen. Mehr als einmal sind mir namentlich alte Männer und Frauen (wiewohl junge nicht ausgeschlossen sind), gezeigt worden, von denen man behauptete, sie seien im Stande die Tigergestalt anzunehmen. Ein solcher Tiger heißt Matjan gadungan. Bei Menschen, die Gadungan sind, fehlt das Grübchen unter der Nase in der Oberlippe. Die eigenthümliche Furcht diesen Geschöpfen gegenüber erklärt sich theils dadurch, daß es viel schwerer ist ihnen beizukommen — sie sind ja Spuk und Mensch gleichzeitig nach eigenem Willen und eigener Macht — theils durch manche Handlungen, die ihnen zugeschrieben werden und welche stark an Vampyrs und Hexen erinnern. Daß auch bei ihnen das Geschlechtliche eine große Rolle spielt ist leicht erklärlich, wenn wenigstens sich irgend wo ein Matjan gadung gezeigt haben soll, berathen die männlichen Bewohner unter einander, welcher Dame der Besuch wohl gegolten haben mag.

Eine ganze Klasse von „Geistern der Verstorbenen" — sei es, daß man historischen Personen diese Eigenschaft beilegt oder nur mythische Personen dafür auswählt — erfreut sich einer großen Ehrfurcht und herrscht jetzt über größere oder kleinere Gebiete mit allem, Menschen und Geister, was darin ist. Sind sie jetzt auch theilweise kaum von den früher angeführten Geistern zu unterscheiden, so giebt es doch, was ihre Eigenschaften betrifft, einen entscheidenden Unterschied: sie sind alle früher einmal Menschen gewesen, die es verstanden haben (hierüber werde ich im Folgenden Näheres mittheilen) sich im Leben ein höheres Leben zu sichern oder denen ein solches als Geschenk der Götter zu Theil geworden ist; jetzt aber nehmen sie eine höhere Stelle ein und wie immer ihre Launen oder ihr Zorn sich äußern, man darf sie ja nicht mit den gewöhnlichen Geistern gleichstellen. Führt ein solcher Geist einen Namen, der zufällig einem andern Gegenstand auch zukommt, so darf man in seinem Gebiet diesen Ausdruck bei Leibe nicht gebrauchen, sondern muß ein anderes Wort oder eine Umschreibung suchen; weiß man, daß er eine Blume liebt, so darf man sie ihm opfern aber nicht für eigenen Gebrauch pflücken; eine Speise, die er im Leben liebte, bringt man ihm gern dar. Im Allgemeinen sucht man seinen Schutz und seine Hilfe, man fürchtet ihn; doch er ist nur feindselig, wenn er Grund dazu hat. Allerdings macht es auch die Mannigfaltigkeit der Etiquette-Vorschriften — möchte ich beinahe sagen — ungemein schwer mit jedem der Geister auf einem guten Fuße zu leben.

Der mächtigste von Allen, den selbst die meisten Europäer haben nennen hören, wenn sie auch nie über die großen Hafenstädte hinaus gekommen sind, ist die Njai (oder Ratu) Loro kidul, die jungfräuliche Fürstin der Südküste, die mächtige Herrscherin des Indischen Oceans. Sie verdient wohl eine besondere Berücksichtigung. Wer sie im Leben war, darüber sind die Ansichten sehr getheilt; manche sagen, daß sie als Büßerin (Tâpå) in der Nähe der Bai von Prigi lebte, und durch ihre Frömmigkeit und die Macht ihres Gebetes die Kraft bekommen hatte Wunder zu thun, eine Gabe, welche nach ihrem Tode ihrem Körper und, als dieser verbrannt war, ihrer Asche blieb. Die Seele aber bekam die Herrschaft über die See. Andere machen sie zu einem entschieden bösen Geiste (meines Wissens ist die vorherrschende Ansicht, daß sie nur unter Umständen das Böse bringt, aber nicht freiwillig schädlich ist). Ihre Geschichte gehört zu den Mythen der Kali djojo und Kali sengoro, wo Folgendes über sie erzählt wird: Der Fürst Prabu Munding Wangi war Herrscher von Padjadjaran und hatte zwei Töchter, die eine Nara oder Lara bisu genannt, litt an einer schrecklichen Krankheit, einer Art Lazaruskrankheit. Ihr Vater schickte sie auf eine Insel, die später noch Prinzessin- (Putri-) Insel hieß und jetzt nur noch eine Sandbank ist, auf der Rhede von Batavia. Von dort wurde sie von fremden Kaufleuten entführt; sie war ein Albino und taubstumm. Ihre Schwester Nara wudu war schöner; viele Freier bewarben sich um ihre Hand, doch sie wies alle zurück, weshalb ihr Vater ihr fluchte und sie nach der Südküste Javas, nach dem Kumbanggebirge verbannte. Eine schmerzliche Krankheit ergriff sie; klagend lief sie umher und flehte zu den Göttern um Hilfe; es war vergebens, sie fand keine Erhörung; da wendete sie sich an die Bonopati's (böse Geister) und bat sie um Beistand und Linderung ihrer Schmerzen. An der Südseeküste erstieg sie einen Felsen und rief Siwa, den Vertilger, an. Da nahmen die bösen Geister sie auf und stürzten sich mit ihr in den Indischen Ocean; die Teufel, die da auf dem Meeresgrund hausten, erwählten sie zur Königin und bauten ihr einen herrlichen Palast in dem kühlen schattigen Naß, welches jetzt noch von Dämonen bewohnt wird, deren Scharen Namens der Ratu Loro kidul die Herrschaft über die Südküste ausüben. Mit abnehmendem Monde wird sie schwach und verliert ihre Kraft; wenn er voll wird, verjüngt sie sich und steht da in ganzer Schönheit und voller Macht. Manchmal badet sie sich im Schaume der Brandung und besucht auch ihre Besitzungen auf dem Lande, denn dort hat sie viele Schlösser und Burgen, die Vogelnestklippen und die Höhlen, welche sich in den Felsen des südlichen Gestades befinden, gehören ihr; ihr Lieblingsaufenthalt ist eine Höhle des Upakflusses. Wer ihr eine Bitte vorzutragen hat, wer ihren Rath in besonders wichtigen Angelegenheiten einzuholen wünscht, begiebt sich in die genannte Grotte um sie da anzurufen und dort zu übernachten; sie erscheint ihm dann im Traume oder schickt ihm eine Eingebung. Welcher Ansicht der Eingeborene nun auch über sie zugethan sein mag, ob er den bösen Geist oder die mächtige Fürstin in ihr sieht, ihr Ansehen ist sehr groß und verschiedene javanische Fürsten kamen zu ihr um ihren Beistand zu erbitten, zuletzt noch hat Dipo Negoro, der furchtbare Feind der Europäer im javanischen Kriege (1825 bis 1830), sich bei ihr Raths erholt, trotzdem er ein eifriger Anhänger des Islam war. Man muß einige Zeit an der Südküste gelebt haben, um es verstehen zu können, daß die Eingeborenen der Fürstin des Meeres mit solcher Ehrfurcht begegnen. Mit wenigen Ausnahmen drängen sich die Bergmassen bis dicht an die Küste, so daß manchmal nur noch ein schmaler Weg zwischen Felsstücken längs des Strandes führt, manchmal auch die steilen Klippen sich unmittelbar ohne den geringsten Zwischenraum aus dem Meere erheben; selten nur biegen sich die Berge zurück und steigt an ihrem Fuß ein Streifen Landes aus der Fluth, welcher hoch und weit genug ist um bebaut und bewohnt zu werden. Gegen diese Küste rollen fortwährend die Wellen des Indischen Oceans; dumpf grollend prallen sie gegen das Land, bäumen sich auf und überschlagen sich und da, wo sie eine steile Felswand treffen, dringen sie unter einem schrecklichen Lärm, der aus einer furchtbaren Dissonanz der verschiedenartigsten unheimlichen Töne zusammengesetzt ist, zwischen die Spalten und Höhlungen des

zerklüfteten Gesteins ein und drücken die Luft zusammen. Die aber rächt sich und wenn das Wasser Sieger zu sein glaubt und in seinem Druck nachläßt, dann macht sie sich frei und wirft die Fluthen, in Millionen Tropfen zertheilt, zurück in den weiten Raum, wo sie im Licht der Sonnenstrahlen als ein bunter Sprühregen sich wieder mit dem Gischt der aufs Neue heranrollenden Wogen mengen.

An der Grenze des Landes nächst dem Rande des Meeres liegt meist ein unbebauter Streifen, in dem kaum eine menschliche Wohnung zu sehen ist; da sind die Trabanten der Herrscherin versteckt und erspähen, was in der Oberwelt vorgeht um es der Herrin zu melden; es ist eine tiefe, traurige Stille, die da herrscht, nur in regelmäßigen Zwischenräumen hört man das Brüllen des Meeres und den Schrei eines Vogels. Das monotone Geräusch, die Oede des Ortes stimmen zur Ruhe, erwecken eine gewisse Scheu bei dem, der für solche Eindrücke empfänglich ist. Kann man sich wundern, daß die Naturkinder kaum zu flüstern wagen um die Ruhe der Meereskönigin nicht zu stören, nicht den Unwillen eines ihrer Diener zu erregen?

Trotz der Ehrfurcht, die der Eingeborene vor der Njai Loro kidul hat, wagt er es doch sich ihrem Reiche zu nähern und sich der Schätze zu bemächtigen, die sie mit freigebiger Hand ihm Preis gegeben, insofern sie ihm dieselben nicht bloß zeigt um ihn ins Verderben zu ziehen. Dazu gehören namentlich die eßbaren Schwalbennester, die die Salanganen an den Wänden der Felsspalten und Höhlen ankleben und die nirgend von so guter Beschaffenheit, nirgend so zahlreich sind wie am Strande des Indischen Meeres. Hier, wo die Thiere sich vor der verfolgenden Menschenhand geschützt glauben, entwickelt sich gegen die Zeit hin, die für das Pflücken der Nester geeignet ist, ein eigenthümliches Bild. An einigen Stellen wird ein für den Gebrauch der Njai Loro kidul bestimmtes Bambuhaus erbaut, an anderen ist in dem zur Aufnahme der Nester verwendeten Magazin ihr ein besonderes Zimmer angewiesen. Der Eintritt in diesen Raum ist verboten, nur ein für diesen Dienst ausdrücklich bestimmter, bezahlter Tempeldiener darf denselben betreten, ihn reinigen und bestimmte Opfer da bringen. Während der Weihrauch brennt und das Innere mit Blumen verziert wird, harren seine Begleiter, die in einiger Entfernung vom Hause niedergekniet sind, in stummer Erwartung. Das Zimmer ist für die Göttin des Meeres eingerichtet, für den Fall sie Lust haben sollte die Fluth und die Höhlen zu verlassen und sich in der Oberwelt an den Grenzen ihres Reiches aufzuhalten; da steht ein Bett für sie mit Matratze, Kissen und Vorhängen zum Gebrauch bereit, daneben ein Tisch mit Blumen geschmückt, mit Spiegel, Kamm, wohlriechendem Oel, allerlei Toiletteartikeln, davor ein Stuhl, ein seltener Luxus in den Häusern der Eingeborenen, und ein Teller zum Empfang der Gaben, Geld, Speisen und Blumen.

Wenn die Zeit der Reife der Nester sich nähert, wird ein großes Opfermahl gehalten, an dem die Arbeiter, die nachher durch Opiumgenuß angefeuert werden, Theil nehmen. Später beginnt das Pflücken, welches trotz der halben Extase, in der sich die Arbeiter befinden, manches Menschenleben kostet, aber auch — ein hübsches Stück Geld einträgt.

Schwarze Bürger eines freien Landes[1]).

Von Freiherrn **v. Moltke.**

Es handelt sich hier nicht um Entdeckungen und Erlebnisse berühmter Afrika-Reisender, nicht um ethnographische Schilderungen vom Kongo oder Senegal, vom Victoria Nyanza oder Zambesi, sondern um jene vom Arme der Civilisation umschlungenen Neger, für deren Freiheit in einem zwar jungen, doch mächtigen Staate jenseits des Atlantischen Oceans ein mörderischer Kampf entbrannte, welcher der Bezeichnung „Vereinigte Staaten" beinahe ein jähes Ende bereitet hätte. Nach Beendigung des weißen Bruderkrieges wurden plötzlich die „schwarzen Brüder" zu freien Staatsbürgern gemacht, ohne zuvor durch allmähliche Vorbereitung, wie wir dies z. B. gegenwärtig in der Havanna ins Werk gesetzt sehen, zu derjenigen Reife gebracht worden zu sein, die zur Ausübung der Bürgerrechte in einer hochentwickelten Selbstverwaltung nothwendigerweise Bedingung ist. „Oeffnet Thüren und Fenster unserer Waisenhäuser und setzt die Kinder plötzlich mit der Mahnung auf die Straße: Helft euch selbst weiter! und ihr habt den Zustand der freigelassenen Neger!" so sprach der Bundessenator von Massachusetts Sommer, womit er eben so drastisch wie treffend die Lage der Neger in den Vereinigten Staaten nach dem Secessionskriege schilderte. Gleichwie man die Juden in den europäischen Staaten auf Grund ihres scharf ausgeprägten Typus sowie ihrer dem Christenthum feindlichen Religion ein Volk im Volke genannt hat, so kann man die Neger in den Vereinigten Staaten ein Volk im Volke nennen, eine Anschauung, die nicht so sehr aus dem Rassenunterschiede, als aus ihrer politischen und socialen Stellung hervorgeht.

Zwanzig Jahre sind beinahe verflossen, seit die Neger zu einem menschenwürdigen Dasein erhoben worden sind; eine neue Generation ist inzwischen herangewachsen, die doch schon mit der Muttermilch die Ideen freier Staatsbürger eingesogen hat und für welche die rothen Streifen im Sternenbanner der Republik keine dunkelen Erinnerungen an durch Peitschenhiebe zerfleischte Rücken wachrufen können. Ein großer Theil derselben hat in Begleitung ihrer Eltern die Südstaaten, den Schauplatz des einstigen Elends der letzteren, verlassen und sich im Norden, dessen Sympathien man ja voraussetzen mußte, angesiedelt. Wenigen ist es im Laufe der Zeit gelungen, sich dort eine unabhängige Existenz zu gründen, nur einzelne haben es dahin gebracht Stellungen in der Advokatur oder im niedern Verwaltungsdienste zu erlangen, die große Mehrzahl fristet ihr Dasein als Tagelöhner, Kellner, Barbiere oder Dienstboten. Im Vereine mit ihren weißen Brüdern, die mit überschwänglichen Hoffnungen und leerem Beutel übers Meer gekommen sind, müssen sie in Fabriken, an Eisenbahnen, in Bergwerken oder auf dem Felde für verhältnißmäßig geringen Lohn (Europäer erhalten 1,25 bis 2 Dollars täglich, Afrikaner

[1]) Wir erlauben uns darauf hinzuweisen, daß gerade jetzt in den Vereinigten Staaten Meetings der Schwarzen stattfinden, welche Abschaffung der weiter unten berührten Uebelstände verlangen.

allenthalben 30 bis 50 Proc. weniger) schwere Arbeit verrichten. In den Vereinigten Staaten besteht kein Normalarbeitstag; 10 bis 12 Stunden Arbeitszeit gilt als Norm in den Fabriken, Werkstätten und im Tagelohn, während Pferdewärter, Barbiere, Kellner u. s. w. sich für unbestimmte Zeit engagiren müssen, ohne für ausnahmsweise lange und schwere Arbeit besondern Lohn beanspruchen zu können. Sonntage sowie die gesetzlich bestimmten Festtage (loyal holydays), Washington's Geburtstag, Gräberschmückungstag, Tag der Unabhängigkeitserklärung, Danksagungstag, machen die alleinige Ausnahme; an ihnen sind Büreaus, Läden, Fabriken und Wirthschaften geschlossen.

Die Statistik lehrt, daß auch in den Nordstaaten die Afrikaner sich mit wenigen Ausnahmen sich von der Hand- zur Geistesarbeit nicht aufgeschwungen haben — einige Hundert sind bei drei Millionen eine verschwindende Zahl —, daß sie also in keiner Richtung an der Gesetzgebung und Verwaltung Theil nehmen. Im Staate New York besteht allerdings ein mangelhaftes (lame sagen die Amerikaner selbst) Schulzwanggesetz, welches den Kindern bis zum zurückgelegten 14. Lebensjahre den Besuch der Elementarschulen vorschreibt. Abgesehen davon, daß eine systematische Durchführung dieses Gesetzes nach Lage der Verhältnisse durchaus unthunlich ist, profitirt der Afrikaner, selbst wenn er wollte, wenig von dieser Maßregel. Bei uns in Deutschland wogt der Kampf um konfessionelle oder Simultanschulen, in Amerika zanken sich die Legislativen der einzelnen Staaten nicht, ob katholische und protestantische, sondern ob weiße und schwarze Kinder zusammen zu unterrichten sind. In den seltenen Fällen, wo diese Frage bejahend entschieden worden, bleibt die Maßregel ohne praktische Nutzanwendung, indem die Amerikaner entweder ihre Kinder zu Hause unterrichten lassen, in Folge dessen sich die Schule nicht halten kann oder die „darkies" derart beeinflussen, daß sie ihre Kinder nicht zur Schule schicken.

Am besten kommen noch die schwarzen Frauen und Mädchen weg, da sie als Wäscherinnen, Hausmädchen oder Köchinnen ebenso hoch bezahlt werden wie ihre weißen Kolleginnen. In ihnen scheint sich deshalb auch das Bewußtsein der Ebenbürtigkeit am meisten ausgebildet zu haben; so hat sich z. B. meine Wäscherin, eine Schwarze so schwarz und fettig wie Schuhwichse, stets anmelden lassen: „Die Lady ist da mit der Wäsche". Auch die Herren Amerikaner vergessen mitunter das Prestige ihrer Hautfarbe, wenn sie mit anmuthigen Negermädchen — und es giebt deren viele — in Berührung kommen. Dagegen verstehen sie keinen Spaß, wenn einmal der umgekehrte Fall eintreten sollte. Im Westen, auf den zerstreut liegenden, einsamen Farms, geschieht es zuweilen, daß schwarze Arbeiter weiße Mädchen nothzüchtigen. Sobald sich die Kunde hiervon verbreitet, rotten sich die Farmer zusammen, stürmen, mit Masken versehen, die „County-jail", holen den schwarzen Missethäter heraus und hängen ihn an den ersten, besten Baum. Ich erinnere mich im New York Herald einen ausführlichen Bericht über ein solches Beginnen gelesen zu haben, wo der Schwarze seine Henker also apostrophirt:

„Ihr hängt mich auf, das weiß ich. Ich will nur konstatiren, daß, wenn ein weißer Mann ein Negermädchen schändet, er frei ausgeht oder höchstens ein paar Jahre bekommt, die ihm nach vier Wochen Sitzens erlassen werden. Wenn aber ein schwarzer Mann ein weißes Mädchen schändet, wird er gehängt. Das ist euere Gerechtigkeit, euere Christenreligion!"

Vor einigen Jahren kam ein Fall vor ein New Yorker Gericht, wo ein Afrikaner gegen den Billetverkäufer eines Theaters klagbar wurde, weil er ihm seiner Hautfarbe halber kein Billet für einen der vorderen Plätze des Parquets verabfolgen wollte. Das Gericht entließ den Angeklagten mit einer väterlichen Ermahnung, es gab also dem Neger im Princip Recht; derartige Vorfälle werfen ein grelles Streiflicht auf die sociale Stellung der Schwarzen. Eine traurige Berühmtheit hat in den Vereinigten Staaten die Untersuchung gegen einen „colored" Kadetten von West Point erlangt. Er war der einzige Officieraspirant seiner Farbe und hatte von seinen weißen Kameraden gar mancherlei Unbill zu erdulden. Eines Tages hat man ihn mit Wunden bedeckt in seinem Zimmer vorgefunden, und er behauptete, dieselben im Dunkeln von seinen Kameraden erhalten zu haben. Die Untersuchung ergab aber, daß er sich selbst verwundet hatte, um sich durch die falsche Anklage an seinen Peinigern zu rächen. Er wurde aus dem Korps gestoßen, aber die Thatsache, daß er fortwährenden Neckereien ausgesetzt war, konnte nicht umgestoßen werden.

Während die Neger im Norden und Westen fast nie Stellungen erhalten, in denen sie den Amerikanern gegenüber eine gewisse Autorität beanspruchen können, sehen wir sie im Süden, in den ehemaligen Sklavenstaaten, als Polizisten, Sherifs, ja selbst als Geistliche fungiren. Ich möchte behaupten, daß es im Norden der Vereinigten Staaten nur einen Platz giebt, wo eine Vermischung der Schwarzen mit den Weißen ohne Widerspruch vor sich geht, d. i. in den Eisenbahn- und Pferdebahnwagen. In Amerika giebt es bekanntlich außer den „sleeping cars" nur eine Wagenklasse für Arm und Reich, Hoch und Nieder, also auch für Schwarz und Weiß; ich habe aber niemals gesehen, daß ein Amerikaner einen Schwarzen und wäre er auch noch so gut gekleidet und hätte er auch ein noch so intelligentes Gesicht, angeredet hat; ebensowenig gehen weiße Arbeiter mit schwarzen, es müßte denn „ein Grüner" sein, der in den ersten Tagen nach seiner Ankunft im gelobten Lande sich von dem kalten, abstoßenden Gebahren des Weißen zu dem freundlichen, oft hilfreichen Neger wendet.

Die Isolirung, die geringe Chance zu einem gewissen Wohlstand zu kommen, schienen zuweilen mächtig auf die unglückliche Rasse zu wirken, da dann und wann von ihr Versuche gemacht werden, durch Massenauswanderungen nach der nicht sehr fern gelegenen Negerrepublik Hayti ihr Loos zu bessern. Diese Versuche sind ebenso traurig abgelaufen, wie die unserer deutschen Brüder, die „drüben über dem Wasser" das Ende aller Sorge und aller Noth zu finden wähnen.

Man hat häufig die Frage aufgeworfen, ob der Neger auch für höhere Bildung empfänglich, ob er nicht vielmehr von der ewigen Weltordnung zum ewigen Lastthier bestimmt ist, wie ja auch der Esel niemals zum Pferde werden kann. Die Beantwortung dieser Frage dürfte am ehesten aus dem spätern Entwickelungsgange der Neger in Amerika sich ergeben. Einzelne Afrikaner, die aus ihrem Lande nach Europa verpflanzt worden sind und da mit Erfolg allerlei Studien obliegen, können wohl nicht als Kriterium der ganzen Rasse betrachtet werden. Werden aber einige Millionen derselben Rasse als freie Bürger in ein Land gesetzt, in welchem die Prosperität und der Entwickelungsgrad so vollkommen, wo die Staatseinrichtungen so günstig für individuelle Entfaltung sind, wie in den Vereinigten Staaten, so kann ihr Bildungsgang wohl einen Schluß auf die Bildungsfähigkeit der Rasse zulassen. Sind die Neger wirklich kulturfähig und, was das erstere nothwendig begleiten muß, auch kulturwillig, so werden sie mit der Zeit, vielleicht in der dritten oder vierten Generation nach ihrer Emanzipation die Vorurtheile der Amerikaner überwinden und sich in einem noch menschenleeren Territorium der gewaltigen

Republik niederlassen, um dort sich zu einem ebenbürtigen Glied des Ganzen zu entwickeln.

Was nun den Charakter und die Lebensweise der Neger in den Vereinigten Staaten betrifft, so kann das Urtheil hierüber nur günstig ausfallen. Sie sind im Allgemeinen gutmüthig, willig und mäßig, so daß viele Amerikaner sie vorzugsweise in Dienst nehmen. Namentlich sind sie von der Mittelklasse als Dienstboten gesucht, da die aus Europa eingewanderten Weißen gar bald alles Maß überschreiten und bei den geringfügigsten Anlässen zu Anklägern ihrer Herrschaft werden. Die Polizeirichter aber, welche in solchen Fällen rechtsgiltige Entscheidungen fällen, nehmen principiell stets die Partei der dienenden Klasse, was gewiß nicht dazu beiträgt, die letztere bescheidener zu machen. Bekannt ist die Frage einer irischen Köchin, die auf die Aufforderung ihrer Herrin, noch einmal zum Schlächter zu gehen, um das erst Vergessene mitzubringen, sagte, ob Madame es gleich besorgt haben, oder lieber warten wolle, bis sie es kriege.

Daß die Neger bei vorkommenden Gelegenheiten selbst heroischen Muth an den Tag legen, beweisen viele Beispiele. Gar viele haben bei Vertheidigung des Eigenthums ihrer Brotherren gegen räuberische Ueberfälle ihr Leben gelassen. Als im Winter 1882 ein furchtbarer Brand in einem sechsstöckigen Hause neben der City Hall in New York ausbrach und Arbeiter und Arbeiterinnen verzweifelnd an den Fenstern in den obersten Stockwerken standen, während durch den hohlen Raum des Elevators die gierigen Flammen nach oben schlugen, erkletterte ein kleiner Negerjunge, der in der Nähe seinen Schuhputzerstand hatte, die mit Eis überzogene Telegraphenstange, schnitt den Draht durch und warf ihn den Leuten am gegenüberliegenden Fenster zu. Auf diese Weise sind fünf Personen gerettet worden, während andere entweder verbrannten oder in Folge eines verzweifelten Sprunges aus dem Fenster ihren Tod fanden. Die New Yorker Feuerwehr hat wohl vorzügliche Löschapparate, aber ihre Vorkehrungen behufs Rettung von Menschenleben sowie die Organisation der Mannschaft lassen noch sehr zu wünschen übrig.

Einige Anekdoten, die man sich in Amerika erzählt, mögen hier ihren Platz finden, da sie einerseits die naive Harmlosigkeit, andererseits die Intelligenz der Schwarzen bekunden.

In Rhode Island predigte seiner Zeit Elder George Champlain, „a colored man“. Er besaß eine scharfe Beobachtungsgabe und schlagfertigen Witz. Als eines Tages einige seiner Zuhörer sich beklagten, daß er zuweilen persönliche und verletzende Anspielungen mache, erwiederte er: „Wenn ich predige, schieße ich stets nach dem Teufel; kommt nun einer zwischen mich und den Teufel, so muß er natürlich getroffen werden“.

Archibald Forbes reiste nach West Chester in Pennsylvania um dort Vorlesungen zu halten. Als er auf dem Bahnhofe anlangte, bot sich ihm ein „colored“ Droschkenkutscher an, um ihn nach einem Hotel zu bringen. Forbes, eingedenk der unbescheidenen Forderungen der keinem Tarif unterworfenen Kutscher, fragte den Mann, wie viel er für die Fahrt verlange. Der „darky“ erwiederte: „Well, bester Herr, gieb mir ein Freibillet zur Vorlesung, und ich bin vollkommen befriedigt“. Diese für einen Droschkenkutscher, zumal wenn er ein Schwarzer ist, ungewöhnliche Bitte machte auf Forbes doppelten Eindruck, einmal weil er die Wißbegier seines Rosselenkers nur loben konnte und dann weil die Sache für ihn höchst schmeichelhaft war. Er sagte deshalb: „Du sollst ein Billet haben, aber hast Du nicht auch eine Frau zu Hause?“

„O ja, Herr, ich habe wohl eine.“

„Wohlan, Du sollst noch ein zweites Billet für sie haben“, sprach Forbes und händigte dem Wissensdurstigen zwei Billete aus.

Als er am selben Abend seine Vorlesung hielt, schaute er eifrigst nach dem schwarzen Kutscher aus, allein vergeblich, der Mann erschien nicht im Saale. Am andern Tage traf Forbes denselben Kutscher auf der Straße und, während er in seinen Wagen stieg, forschte er nach dem Grunde, weshalb er seine Vorlesung am gestrigen Abend nicht besucht habe.

„Nein, bester Herr, ich war nicht dort,“ sagte der Mann, mit seiner Peitsche knallend.

„Aber ich gab Dir doch Billets für Dich und Deine Frau!“

„Ja, Herr, ich weiß das wohl, Herr; aber sehen Sie, ich verstehe nicht viel von Vorlesungen und deshalb verkaufte ich die Billets für zwei Dollars. Ich dachte bei mir, Münze ist besser.“

Das war eine neue Art sich über das übliche Fahrgeld bezahlt zu machen und Herr Forbes nahm sich die Mühe sie seinem Notizbuch einzuverleiben.

Ich besuchte einst einen Baumwollenhändler in Luisiana. Wir saßen Abends auf der Veranda und tranken Whisky mit Wasser. Ein athletisch gebauter Neger, dem man seine sechzig Jahre nicht ansah, bediente uns; mit bewundernden Blicken nahm ich den „darky“ auf, dessen Züge neben Gutmüthigkeit Klugheit und Energie verriethen.

„Das ist Beau, Sir“, sagte mein Wirth, als er meine Blicke auf den alle seine Obliegenheiten lautlos und gewandt verrichtenden Neger gewahrte.

„Beau“, erwiederte ich, „ein hübscher Name. Sie haben da ein Prachtexemplar von einem Neger.“

„Well, Sir,“ sagte der Pflanzer schmunzelnd, „Beau ist als Sklave auf meiner Plantage geboren und mit mir erzogen worden. Obwohl Beau nur ein Neger war, so kümmerte mich dies wenig. Wir waren unzertrennliche Freunde in Freud und Leid. Wenn es Sie interessirt, will ich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, in der unser Beau der Held ist.“

Nachdem ich mich beeilt ihn meines großen Interesses zu versichern, begann mein Wirth:

„Eines Tages besuchte mich mein Vetter, James Totett von Washington, ein stämmiger Bursche von blauem Blut — ein echter Knickerbokker, you know — der nur ein verächtliches Achselzucken für unsere „primitiven“ Sitten hatte und sich viel auf seine für sein Alter ungewöhnlichen Leistungen in Tabak und Bier einbildete. Vom ersten Augenblick empfand und zeigte Beau eine Abneigung gegen den „towns-well“. James machte sich ein besonderes Vergnügen daraus den kleinen Schwarzen zu necken und herauszufordern, was sich dieser übrigens mit großer Geduld gefallen ließ. Eines Sonntags gingen wir, d. h. ich, James, mehrere andere Knaben und auch Beau zum Flusse, um ein Bad zu nehmen. Auf dem Wege dahin quälte James den Schwarzen mehr wie sonst. Nun war Beau ein perfekter Musiker auf der Pfeife und Fiedel, die er sich selbst mittels seines Taschenmessers fabricirte. Mein Vater — ein guter Mann für seine Sklaven, Sir — schenkte ihm zu Weihnachten eine Flöte, auf der er wunderbar schön blies und die er über Alles lieb hatte. James entriß ihm unterwegs zum Flusse die Flöte und, da er in dem darauf folgenden Ringen Sieger blieb, behielt er sie und steckte sie in seine Tasche.

Nachdem wir genug geschwommen und im Wasser umhergetollt hatten, schlug einer vor, den Strom aufwärts

bis zum Teufelsthor zu gehen, wo mehr „fun“ wäre. Das Teufelsthor ist aber eine sehr gefährliche Stromschnelle, die nur ein vorzüglicher Schwimmer passiren kann. James, ein vorlauter, verwegener Bursche, aber mittelmäßiger Schwimmer, wagte sich in den Wirbel und wurde von ihm nach unten gerissen. „Mord“ schrien wir, unfähig zu helfen. Mein Vater, Bean und andere Knaben, die noch weiter stromaufwärts gegangen waren, rannten eiligst herbei. Wir sahen aber keine Hilfe, denn das Teufelsthor gab Keinen zurück, hinter dem es sich einmal geschlossen hatte, und so wagte Niemand den Sprung zur Rettung. Doch ja — ein dunkeler Körper drang durch uns und springt in den zischenden Strudel, in dem er augenblicklich verschwand. Es war Bean! Eine tödtlich=bange Stille entstand. Beide sind verloren, dachten wir, obwohl wir Bean als den besten Taucher weit und breit kannten. Eine, zwei Minuten vergingen, da tauchten ein schwarzer Krauskopf und ein wachsweißes Antlitz auf, begrüßt von unserm weitschallenden Hurrah. Nach gewaltigem Kampfe mit den sich an ihr Opfer anklammernden Wellen brachte Bean sich und James ans Ufer, beide zum Tode matt und blutend. Zum erstenmal hörte ich meinen Vater fluchen: „God damn it, Bean ist frei für immer“, also schrie er, als wir Bean auf unsere Schultern nahmen, um ihn mit dem Geretteten im Triumph nach Hause zu tragen. Als James wieder zur Besinnung gekommen war, ging er zu Bean und versicherte ihn seiner ewigen Freundschaft, indem er seine Hand zur Besiegelung des Bundes ausstreckte. Bean nahm die Hand nicht, er murmelte nur: „Fort mit Deiner Hand! glaubst Du denn, daß ich Dich retten wollte?“ — Mit der Hand auf seine Tasche schlagend, fuhr er fort: „Meine Flöte wollte ich retten und ich hab' sie wieder“.

Kürzere Mittheilungen.

E. Sachau's Schilderung von Aleppo.

E. Sachau, der Arabist der Berliner Universität, hat soeben die Beschreibung seiner im Winter 1879—80 ausgeführten Orientreise in einem prächtig mit Lichtdrucken und zwei Karten von Heinrich Kiepert ausgestattetem Bande (Reise in Syrien und Mesopotamien. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1883) herausgegeben. Indem wir uns vorbehalten, auf dieses in vielfacher Hinsicht hochinteressante Werk, eine erwünschte Abwechselung in der massenhaften, meist mit Afrika sich beschäftigenden modernen Reiselitteratur, eingehender zurückzukommen, entnehmen wir ihm zunächst die Schilderung Aleppos (S. 105 ff.)

Während Damascus am Rande der Wüste liegt, wo aller Verkehr aufhört, ist Aleppo ein vortrefflich gelegener Knotenpunkt aller Handelsstraßen, die vom Mittelmeer nach dem Osten führen. Aleppo ist schon jetzt in allen Dingen die Kapitale Syriens und geht einer großen Zukunft entgegen, wenn einmal die langersehnte Eisenbahnverbindung mit der Küste hergestellt sein wird. Es hat einen lebhaften Handel, in dem Europäer, Levantiner und Orientalen mit einander wetteifern. Die Häuser der übrigens durchaus modernen Stadt sind solid gebaut und gut erhalten, die Straßen vortrefflich gepflastert und rein, während in Damascus, abgesehen von einigen schönen Höfen, die Häuser schlecht gebaut, vielfach halb verfallen und die Straßen nirgends gepflastert sind. Damascus ist ein Bild des unverfälschten stagnirenden Orients, während Aleppo ein Hauch europäischen Lebens, europäischer Thätigkeit und Strebsamkeit durchzieht; das erstere erinnert an den romantischen Verfall Venedigs, das letztere an das blühende, aufwärts strebende Mailand.

Die Zahl der Einwohner Aleppos soll 125 000 Seelen betragen, was eher zu niedrig als zu hoch gegriffen ist; davon sind 100 000 Muslims, 20 000 Christen und 5000 Juden. Die Citadelle bildet ungefähr das Centrum der Stadt; die Christen bewohnen hauptsächlich den Westen und Nordwesten; während östlich von der Citadelle nur Mohammedaner wohnen. Im Norden vor der Stadt liegt eine große Kaserne für das in Aleppo stationirte Armeekorps. Viele Aleppiner Familien leben nur während des Winters in der Stadt und beziehen für die heiße Jahreszeit Landhäuser in den schönen Gärten am Kuwêk. Die verschiedenen Khâns, in denen zum Theil die Großhändler ihre Büreaus haben, und die überdeckten Bazare liegen westlich von der Citadelle, sie sind wie alle Straßen Aleppos sehr belebt und volkreich. Als ein großer Stapelplatz von Waaren aller Art, welche theils im Inlande angefertigt, mehr aber noch aus Europa bezogen und von Alexandrette auf Maulthieren landeinwärts transportirt werden, wird Aleppo einmal im Jahre von den Kaufleuten des fernen Ostens besucht, welche dort die für das Jahr erforderlichen Vorräthe von den Großhändlern einkaufen. Der Waarentransport nach dem Innern (nach Urfa, Mardîn und Mosul) wird durch Karawanen besonders im Herbst und Frühjahr vermittelt. Die Christen von Aleppo, die fast den ganzen Handel in ihren Händen vereinigen, sind sehr rührig und durchweg wohlhabend; wenn die türkische Regierung ihnen eine Eisenbahn zwischen Aleppo und dem Mittelmeere herstellte, würden sie in kurzer Zeit reich sein. Die Vermittelung zwischen ihren und europäischen Handelsinteressen geschieht in Marseille. Sie sind ferner sehr beflissen sich europäische Kenntnisse anzueignen, und ihre Kinder besuchen die von französischen Mönchen gehaltenen Schulen, in denen sie Französisch und Englisch lernen, überhaupt nach europäischem Muster unterrichtet werden. So viel Sachau weiß, gehört die Majorität der griechisch=orthodoxen Kirche an, und die Geistlichkeit soll sich unter ihnen eines so allmächtigen Einflusses erfreuen, daß kaum irgend ein Vorkommniß des Familienlebens ohne die Einwilligung eines Geistlichen passiren kann. Sie sind fleißige Kirchengänger, und an Sonn= und Festtagen sieht man alle Straßen des Christenviertels voll von elegant und kostbar gekleideten Männern und Weibern, die den Kirchen zuströmen. Auffällig und charakteristisch für die Frauentracht ist ein schneeweißer, bauschiger Rock, der anscheinend um die Mitte des Körpers befestigt wird, aber nicht glatt herunterfällt, sondern kapuzenartig über den Kopf geschlagen wird, so daß er den ganzen Oberkörper verhüllt; die Damen können das Gesicht freilassen, es aber auch damit wie mit einem Schleier verhüllen, wenn sie Mohammedanern begegnen. Kopf, Brust, Arme und Hände sind mit kostbarem Geschmeide behängt. Im Uebrigen ist die Tracht nach europäischem Muster gemacht.

Es ist auffallend, wie wenig Europäer sich in Aleppo niedergelassen haben. Fast alle Mächte Europas sind daselbst durch Konsuln oder Vicekonsuln vertreten, aber mit wenigen Ausnahmen nur durch einheimische Kaufleute. Ferner ist eine Anzahl von Aerzten aus den meisten Nationen Europas vorhanden, von denen jeder seine eigene Apotheke unterhält. Dagegen ist die englische Kaufmannskolonie, die in früheren

Jahrhunderten in Aleppo lebte, und der wir die Wiederentdeckung Palmyras verdanken, gänzlich verschwunden. Merkwürdigerweise haben sich unter den Christen Aleppos aus der Zeit der Handelsgröße Venedigs noch viele venetianische Familien erhalten, die außer den Namen auch noch venetianische Industrie fortpflanzen. Die Erzeugnisse derselben sind das Schönste, was Prof. Sachau auf dem Bazar von Aleppo bemerkt hat: Tischdecken, Bettdecken, Portièren und anderes, alles von blendender Pracht, aus schwerstem Seiden-Moiré und mit Gold und Silber durchwebt; die vorherrschenden Farben sind Weiß und Blau.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Unter den Auspicien des Palestine Exploration Fund hat sich am 20. Oktober eine Expedition von London nach Suez begeben, um das Gebiet zwischen dem Todten Meere und dem Golfe von Akabah geologisch zu erforschen. Dieselbe besteht aus Prof. Hull, dem Direktor der geologischen Aufnahme von Irland, seinem Sohne Dr. E. Hull, dem Botaniker Henry Hart und Mr. Reginald Lawrence; in Kairo wird sich ihnen noch der durch seine Aufnahme in Palästina bekannte Hauptmann Kitchener und vielleicht noch ein anderer Officier anschließen. Mit einer Begleitmannschaft seitens der ägyptischen Regierung versehen, wird die Expedition von Suez aus nach Südosten in die Wüste vordringen, den Osten der Wüste Tih, Ezeongeber, Elath, Kadesch, den „Weg der Kundschafter Josua's" und das Wadi el-Arabah bis zum Südufer des Todten Meeres untersuchen, dann Moab und das Jordanthal bis zum See von Tiberias erforschen und über Jerusalem zurückkehren. Die ganze Reise wird 3 bis 4 Monate dauery und circa 2000 Pfd. Sterl. kosten; sie bezweckt hauptsächlich die Probleme klar zu legen, welche sich an die Entstehung des Todten Meeres und des Jordanthales knüpfen und hat mit dem Plane des Herzogs von Sutherland, einen Schiffskanal in jenen Gegenden zu erbauen, an sich nichts zu thun. Natürlich aber wird sie über die Ausführbarkeit jenes Planes den endgiltigen Entscheid bringen, wie wir dies bei Besprechung jenes Projektes („Globus", Bd. 43, S. 367 f.) des Näheren ausgeführt haben.

Afrika.

— Endlich nach 23 Jahren hat sich der Sultan von Marokko dazu verstanden, den Artikel VIII des Vertrages von 1860 zu erfüllen und an Spanien den Küstenplatz Ifni (am Atlantischen Ocean etwa unter 29° n. Br.) abzutreten, welchen eine spanische Kommission für das in jenem Vertrage genannte Santa Cruz erklärt hatte. Vorläufig scheint der Ort wenig Werth zu haben, aber es soll sich dort ein guter Hafen anlegen lassen. Der Grund, warum der Sultan so lange gezögert hat, war der Mangel an Autorität gegenüber den Berberstämmen des südlichen Marokko, und diesem hat er kürzlich auf Antreiben Spaniens durch einige kriegerische Expeditionen abgeholfen.

— Den ersten Theil seines Reiseplanes, welchen wir oben S. 144 mittheilten, hat Georges Révoil glücklich durchgeführt: von Makdischu am Indischen Ocean hat er Ganane am mittlern Jub erreicht. Der Ort liegt etwa 130 km oberhalb Berdera, wo von der Decken im Jahre 1865 seinen Tod fand. Ob sich Révoil nun von Ganane nordwestlich nach Kaffa oder nördlich nach Harar wenden mag, hier wie dort liegt nur unbekanntes Gebiet vor ihm, und wenn ihm das Glück günstig ist, kann er uns interessante Aenderungen in der fast nur auf Erkundigungen beruhenden Karte der Somal- und Galla-Länder heimbringen. Freilich sind gerade jene Gebiete gefährlich zu bereisen, wie denn erst kürzlich der Italiener Sacconi von den Somali erschlagen wurde. Derselbe, Konsul in Aden und Chef der italienischen Handelsstation in Harrar, hatte öfters zu Handelszwecken Abessinien bereist und bereits zweimal vergeblich versucht, von der Küste des Golfes von Aden aus in das Somal-Land einzudringen, war aber schon 1872 beinahe ermordet worden. Am 8. Juli d. J. brach er mit einer Karawane von 12 Personen von Harar aus nach dem südöstlich gelegenen Lande Ogaden (zwischen 7° und 8° n. Br.) auf, trotzdem er wegen des dort herrschenden Kriegszustandes von Eingeborenen vor der Weiterreise gewarnt worden war. Am 11. August wurde er von einigen Tausend Somali umzingelt und in der folgenden Nacht nebst drei Dienern erschlagen. Die Uebrigen entkamen, vermochten aber nicht, wie ihr Herr gewünscht hatte, dessen Reisetagebuch zu retten.

— Am untern Kongo ist, wie wir schon mittheilten, der durch seine Reisen in Afghanistan und Persien bekannte Sir Frederik Goldsmid angelangt und hat durch sein Erscheinen einige Aufregung hervorgerufen, weil ohnehin schon das englische Element in der Stanley'schen Expedition überwiegt. Auf Befragen erklärte er sich nur über den Stand des Unternehmens informiren zu wollen; wenn aber Schwierigkeiten sich zeigen und ein Einschreiten Englands wünschenswerth werden sollte, würde er sich bemühen, solches zu veranlassen. — Nach Frankreich ist M. Dutreuil de Rhins zurückgekehrt, welcher im vergangenen Frühjahre Savorgnan de Brazza nach dem Gabun begleitete und sich am 7. Juli wenige Tagereisen von Franceville (am obern Ogowe) von ihm trennte. Bis dahin waren seitens der französischen Expedition ein Posten an der Loango-Küste, einer am Quillu neben der Stanley'schen Konkurrenzstation, und vier am Ogowe errichtet und die Eingeborenen durch Verträge verpflichtet worden, die nöthigen Ruderer auf dem Flusse und eine Eskorte für die Expedition zu stellen. Weiter wurde eine Station an der Alima, einem Zuflusse des Kongo, gegründet, welche den Verkehr zwischen letzterm und der Küste vermitteln soll. Als M. Dutreuil seine Rückreise antrat, waren Dr. Ballay, Jaques de Brazza und Sergeant Malamine nach dem Lande des Königs Makoko aufgebrochen, mit welchem Savorgnan de Brazza seinen bekannten Vertrag abgeschlossen hatte, und von dessen Entthronung damals nichts bekannt war.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIV. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1883.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

V.

(Die Abbildungen theils nach Photographien, theils nach Skizzen des Reisenden.)

Von Quito aus unternahm André zunächst einen Ausflug nach Norden und Nordwesten, um den Westabhang der westlichen Cordillere in der Gegend von Niebli und Nanegal kennen zu lernen und in der Umgebung von Calacali Condore zu jagen (vergl. die Karte auf S. 258 dieses Bandes). Der Weg führte auf der 2800 m hohen Hochebene von Quito anfangs nordwärts, bog dann mehr nach Westen um, überschritt einen Paß und senkte sich zuletzt in den Krater des erloschenen Vulkans Pululagua hinab, um denselben an der Westseite durch den „Desaguadero" wieder zu verlassen, einen Spalt, welchen einst ein Erdbeben gerissen hat, und durch den sich die feuerflüssigen Lavamassen in die benachbarten Thäler ergossen haben. Darüber sind bereits viele Jahrhunderte verflossen, aber noch heute sieht man überall die Spuren des gewaltigen Ereignisses. Sobald man aus dem Krater heraustritt, findet man die Vegetation der gemäßigten Zone wieder, große Bäume, dichtes Gesträuch und allerhand Pflanzen mit bunten Blüthen oder vielfarbigen Blättern: von den Cedrelas und Feigenbäumen hängen 3 bis 4 m lang mächtige Orchideen des Genus Oncidium herab, Epidendren erfüllen die Luft mit ihrem Vanillegeruch, prächtig schimmern weiße Blüthen der Maxillaria speciosa und die Tillandsia erreicht hier eine Größe, wie André sie bisher nicht gesehen hatte. Im Unterholze aber bemerkte er außer Melastomaceen vom Genus Mikania und zahlreichen Farrnkräutern dieselben Gunneras, wie auf den Bergen am Quindio. Als er bergab reitend sich Niebli näherte, erschienen als Vorboten der warmen Zone Gesneriaceen, Ericaceen und die seltsam schönen Blätter zahlreicher Aroideen. Kurz vor Anbruch der Nacht erreichte er die Hacienda Niebli, wo ihm der Besitzer Cañada die herzlichste Gastfreundschaft erwies. Es ist eine Ackerbau treibende Ansiedelung, einst im Besitze quitenischer Mönche, mit einigen Hundert zerstreut in den Bergen wohnender Leute, zu klein, um einen eigenen Pueblo zu bilden, und nur im Besitze einer Kapelle, in welcher der Pfarrer von Calacali allsonntäglich Messe liest. Letzterer Ort liegt einige Kilometer höher im Gebirge und hat eine gewisse Wichtigkeit wegen seiner Kalköfen, Marmorbrüche und leicht zu bearbeitenden Blei- und Goldminen. In der Umgegend von Niebli und in den südwestlich gelegenen Thälern von Nanegal und Mindo machte André eine reiche Ernte an Pflanzen, die ihm neu waren, namentlich auch an Orchideen der gemäßigten Höhenzone. Fern von jeder menschlichen Behausung lagerte er dabei Nachts meist auf Waldlichtungen, auf denen bei sinkender Sonne sein Peon zweimal drei Pfähle aufrichtete, um daran die Hängematte zu befestigen.

Die Chinarindenbäume, welche noch unlängst in dieser Gegend gute Ernten gaben, sind jetzt durch sinnlose Verwüstung vollständig verschwunden. In alten Zeiten muß hier auch eine nicht unbedeutende Civilisation geherrscht haben. Die Indianer, welche vor dem Eindringen der Inkas hier saßen, wahrscheinlich der Stamm der Caras, besaßen unweit von Nanegal an einer Stelle Namens Palta-pamba einen Tempel, dessen Spuren noch vorhanden sind; man hat dort Gräber mit werthvollen

Gegenständen und zahlreichen Mumien gefunden. Am Ufer des Flusses von Nanegal haben sich Reste einer Brücke und einer Steinstraße erhalten, welche wahrscheinlich nach der Küste des Stillen Oceans hinabführte. Die Höhe der zu überschreitenden Pässe, das plötzliche Anwachsen der zu passirenden Ströme und das Fehlen eines guten Hafens an der Mündung des Rio Esmeraldas, alles dies wirkte bisher zusammen, daß dieser ziemlich kurze Verbindungsweg mit dem Meere nicht in Aufnahme gekommen ist.

Die Indianer dieser Gegend heißen Yumbos, besonders die von Nanegal, Gualea und Mindo; sie stammen von den alten Quitus her, welche der Inka Huaynacapac unterwarf, in verschiedene Pueblos vertheilte und 38 Jahre lang beherrschte. Sie sind ziemlich kultivirt und seit lange mit der Civilisation vertraut, da sie häufig Produkte der warmen Zone nach Quito hinaufbringen. Von den Eingeborenen der Provinz Oriente (im Osten der Andes) unterscheiden sie sich bedeutend; denn in Folge allmählicher Beimischung spanischen Blutes sind ihre Züge regelmäßiger, ihr Blick ausdrucksvoller geworden und ihre Augen stehen nicht mehr so eng zusammen. Die Indianer dagegen, welche die Abhänge der östlichen Cordillere von den Abhängen des Imbabura bis zu den Rios Aguarico, Napo, Curaray, Pastassa, Morona und Zamora bewohnen und sich viel seltener auf die Hochebenen wagen, haben sich ihre Rasseneigenthümlichkeiten und ihre von Stamm zu Stamm wechselnden Verschiedenheiten ganz bewahrt; ihre hauptsächlichsten Tribus sind die Jivaros und Záparos. Erstere hausen zwischen den Rios Chinchipe und Pastassa und zerfallen in zahlreiche Unterstämme, Lojánes, Moronas, Pautes, Gualaquisas, Pastassas, Upanos und andere. Alle sind unbändig und kriegerisch; sie haben die eindringenden Inkas zurückgeschlagen, die Spanier, denen sie sich scheinbar unterworfen hatten, durch eine allgemeine Empörung vertrieben, und ihre Freiheit eifersüchtig bis auf den heutigen Tag sich bewahrt. Die Lojanos sind an ihrem mittlern Wuchse, an den harten Zügen, der krummen Nase und der kupferfarbenen Haut kenntlich, die Pastassas dagegen an hohem Wuchse, regelmäßigen Zügen, vorspringenden Backenknochen und runderem Gesichte.

Hacienda Niebli.

Die Záparos sitzen zwischen den Flüssen Pastassa und Napo nahe an den Cordilleren und zerfallen in Rushinos, Shiripunos, Tupitinis, Mautas, Mueganos, Curarayès 2c.; sie sind gleichfalls unabhängig, aber friedlicher als die Jivaros, nehmen Reisende freundlich auf und zeigen sich gegen die Einflüsse der Civilisation nicht so widerspenstig. Ihre natürliche Faulheit hindert sie an großen Unternehmungen, sowohl kriegerischen, wie friedlichen; selten finden sich neben ihren Hütten Anpflanzungen von Mais, Bananen oder Maniok. Jagd und Fischfang liefert ihnen die Hauptnahrung; Baumrinde (vom Ochroma) dient ihnen zur Bekleidung, und sie wohnen in eilig hergerichteten Ranchos, die nur eben den Regen abhalten und die Hängematten zu befestigen gestatten. Die Jivaros dagegen bauen sich ordentliche Häuser mit festen Thüren, schlafen auf hölzernen cuádros und machen sich Schemel zum Sitzen. Die Záparos sind von mittlerm Wuchse, aber wohl gestaltet, von rundem Gesichte, hellkupferfarbener Haut; ihre Augen sind klein und mehr oder weniger schief gestellt, der Mund groß, die Lippen etwas dick, die Zähne prachtvoll, die Nase gerade, die Nasenlöcher sehr breit.

Zur Familie der Yumbos oder Quitus gehören ferner die Cayapos, Colorados und Manchachés; der Geograph Villavicensio zählt außerdem eine ganze Reihe weiterer Stämme im Osten des Landes auf, während in der Umgebung der Hauptstadt durch die Mischung der Eingeborenen mit Negern und Weißen die Bevölkerung ein höchst buntes Ansehen bekommt.

Nachdem André mehrere Wochen lang die Umgebung Quitos und die Abhänge der nächsten Vulkane durchstreift, auch den berühmtesten derselben, den zu 4854 m sich erhebenden Pichincha, bestiegen hatte, war sein Programm so ziemlich erledigt, und nachdem er zahlreiche Kisten mit naturwissenschaftlichen Gegenständen, indianischen Waffen, Gefäßen aus der Inkazeit, Schmucksachen, seltenen Kleidungsstücken und dergl. nach Europa voran gesandt hatte, konnte er daran denken, seine Reise nach Süden fortzusetzen.

Indianer aus den Cordilleren Ecuadors. Zur Linken im Hintergrunde Yumbos von Nanegal; davor Lojanos; in der Mitte Zaparos, Mann und Frau; rechts Jivaros-Krieger.

Ueber die Ebene von Machachi erreichte er zunächst den Nudo de Tiopullo, einen eigenthümlichen Bergsattel, welcher die basaltischen Ausläufer der beiden Berge Rumiñagui und Ilinisa mit einander verbindet und die Hochebene von Machachi von denjenigen trennt, welche die Städte Latacunga und Ambato tragen. Die Erhebung besteht aus Hügeln vulkanischen Gesteins und unfruchtbarem Sande von traurigem Aussehen; jenseits derselben erscheint das Dorf Tiupullo und ein riesiger Tumulus, der Panecillo, mit dem sogenannten „Hause des Inka", einer jener Unterkunftsstätten, mit welchen die Inkas die große Straße von Cuzco bis Quito besetzt hatten; es ist ein viereckiges Gebäude von 30 m Seitenlänge aus wohlbehauenen Porphyrblöcken, die offenbar von dem nahen Cotopaxi herrühren.

Auf der anderen Seite aber, im Westen, erhebt der Ilinisa sein gewaltiges Doppelhaupt zu 5300 m und zeigt seine ganze Kontur mit den beiden Pyramiden, die den erloschenen Vulkan verrathen. Ueber eine mit Asche und Bimsstein bedeckte Ebene hinweg berührt der Weg den Ort Mulaló unmittelbar am Fuße des Cotopaxi, des schrecklichsten Vulkans in ganz Ecuador. Nur hier und da sind ein paar dürftige Luzernefelder bestellt; sonst wird die Vegetation nur durch Gramineen des Genus Molina, kriechende Spermacoce, Euphorbien, Daturas und Salbei vertreten. Denn der Vulkan verheert immer wieder und wieder seine Umgebung; seine Ausbrüche von 1738, 1742 bis 1745, 1768, 1802, 1853 und neuerdings vom 26. Juni 1877 sind bei den Anwohnern in schrecklichem Andenken. — Nach Ueberschreitung des Rio Alaqués erreichte der Reisende die ziemlich lebhafte und namentlich industrielle Stadt Latacunga; besonders sind die dortigen, der Familie Aguirré gehörigen Mühlen von Bedeutung, die zahlreiche Arbeiter beschäftigen. Die Stadt hat gut gebaute Häuser und ein paar merkwürdige Gebäude, darunter eine unvollendete Kathedrale in klassischem Stile mit einer maurischen Balustrade, welche man hier am allerwenigsten zu finden glaubt. Drei andere, noch im Bau begriffene Kirchen tragen Kuppeln, die mit Heiligenbildern gekrönt waren; daß überhaupt hier, wenigstens in früheren Zeiten, ein opferwilliger Glaube geherrscht hat, beweisen die zahlreichen Klöster.

Gravé par Erhard

André's Reise von Quito bis Babahoyo (Ecuador). Maßstab 1 : 1,860,000.

Gleich jenseits Latacunga nimmt die Landschaft ihren versengten, sandigen, einförmigen Charakter wieder an; nur wo Felder mit dem unzuverlässigen Schmelzwasser, welches von dem Schnee des Cotopaxi herrührt, berieselt werden, zeigt sich etwas Fruchtbarkeit und dort gedeiht, von

Agave-, Cereus- und Opuntienhecken umgeben, Gerste, Korn, dürftiger Mais und Chenopodium Quinoa, dessen Körner getrocknet und so gegessen werden. Der Weg führt durch das uninteressante Dorf San Miguel, bei einer Wallfahrtskapelle vorbei und an dem tief eingeschnittenen Rio Ambato entlang, der sein Bett immer tiefer und tiefer eingräbt und bei San Jose d'Atoche von einer bedeckten Brücke überspannt wird. Dort sah André zum erstenmale in Südamerika, daß die Einwohner den Saft der Agaven wie in Mexiko zur Bereitung eines berauschenden Getränkes einsammelten. Endlich kam Ambato in Sicht mit seinen gerühmten Gärten, in denen bei einer Höhe von 2600 m über dem Meere und einer mittleren Temperatur von 15,3° C. zahlreiche Birnbäume, Erlen, Weiden, einige Pfirsichbäume, Papayas, sterile Apfelbäume und ein paar Aprikosenbäume, deren Früchte leidlich reifen, sich finden. Allezeit wurde der Ort seines milden Klimas wegen geschätzt, obwohl ihm die Nachbarschaft des Vulkans Carihuairazo (5100 m) wiederholt verderblich geworden ist, zum letztenmale im Jahre 1699; seitdem hat sein mit Schnee bedeckter abgestumpfter Kegel keinen Ausbruch mehr gehabt. Im Südwesten stoßen seine Ausläufer an diejenigen des Chimborazo. Fern im Südosten aber schimmern die Häuser von Riobamba und dahinter steigt zu 5404 m die imposante Masse des Cerro del Altar empor. So erreicht der Weg eine Stelle, wo er tief in den schwarzen, vulkanischen, an der Luft erhärteten Sand eingeschnitten ist; manche Reisende haben in denselben ihre Namen eingegraben, andere gar Löcher ausgehöhlt und Todtenschädel hineingelegt, welche mit der Zeit so weiß wie Elfenbein gebleicht worden sind. Schwarze Kiesel bilden die Augen, die gespenstisch auf die Vorbeiziehenden herabzustarren scheinen. Darüber steigt zu

Kirche von Latacunga. (Nach einer Photographie.)

6530 m der königliche Chimborazo auf, dessen Gipfel erst in allerjüngster Zeit zum erstenmale ein menschlicher Fuß erklommen hat, der des Engländers Whymper. Aber noch hoch über seinem Gipfel, weit über der Grenze, welche sonst dem Thierleben in unserer Atmosphäre gezogen ist, schweben, fast nicht mehr sichtbar, zwei Kondore, die wie schwarze Pünktchen erscheinen.

Ueber einförmige Weiden steigt man empor; erst jenseits der elenden Hütten von Chuquipoyo (3604 m) wird die Gegend bewegter, die Abhänge des Chimborazo von tiefen Schluchten durchzogen, deren eine, die Quebrada de Totorillas, eine merkwürdige Erscheinung darbietet. Das Wasser derselben fließt über den Weg und stürzt dann in eine dunkele Schlucht hinab; aber der Wind, welcher sich unterhalb derselben verfängt, ist so heftig, daß er das fallende Wasser nach oben zurückjagt und es zwingt, ruckweise und in Gestalt von Federbüschen an den grauen und schwarzen Felsen herabzurinnen.

Totorillas, die paar elenden Hütten, welche jener Merkwürdigkeit den Namen geben, liegt in 3910 m Höhe in einer nackten Bodenfalte, deren Rasenwuchs von den Schmelzbächen stets fortgerissen wird. Der Reisende erhielt dort eine Suppe aus Zweigen des Chuquiraga insignis, einer Staude mit goldgelben Blüthen, welche allein in solcher Höhe ausdauert und beim Brennen nach Weihrauch duftet. Auf einigen Bündeln Heu brachte er eine frostige Nacht hin; als er am folgenden Morgen in einer Spalte des Bergabhanges hinaufkletterte, um zu sehen, wie hoch das Pflanzenleben wohl steigt, fand er noch in 4600 m Höhe bei einem Thermometerstande von 0° und unter schmelzendem Schnee eine blühende Malvacee (Malvastrum). Von Totorillas muß man frühzeitig aufbrechen, um die gefährliche Stelle, Arenal geheißen, hinter sich zu haben, ehe der täglich bald nach Mittag sich erhebende Sturm dort losbricht. Auf diesen sandigen Hochebenen halten nur spärliche Chuquiraga-Büsche und eine Chicoracee den rasenden

Chorrera oder Totorillas-Kaskade am Chimborazo.

Winden Stand. Als André's Zug gegen zehn Uhr Vormittags bei dem mit einem Kreuze gekrönten Steinhaufen, den jeder Arriero durch einen neuen Stein vergrößert, vorbeikam, hatten die Leute schon große Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Längs des ganzen Weges bleichen die Knochen zahlreicher Lastthiere, welche hier ihren Tod gefunden haben. Endlich ist der höchste Punkt erreicht und es beginnt der steile Abstieg nach Westen zwischen Sandbergen, in welchen die Maulthiere bis zu den Knien einsinken. Bald aber beginnt die Vegetation, zuerst Vernerien und Gentianen, dann die bizarren Podolepis, Podocarpus, Puyas, Calceolarien, Barnadesien, Castillejas, kurz die ganze Flora der gemäßigten Höhenzone. Tiefer hinab werden die Sträucher zu Bäumen, die sich mit Orchideen überziehen und Getreide, Kartoffeln und Luzerne treten wieder auf, namentlich in Quinacorral. So erreicht man das in einem reizenden, gut angebauten Thale liegende Städtchen Guaranda, das in letzter Zeit einen starken Aufschwung genommen hat; den Hauptverdienst finden sein Einwohner als Arrieros, indem sie Reisende und Waaren von Babahoyo nach Quito schaffen. Es ist einer der ersten Orte in der Richtung nach Peru hin, wo das Lama als Lastthier verwendet wird. Jenseits Guaranda bedecken sich die Vorstufen des Chimborazo mit einer immer üppigeren Vegetation, darunter der schönen Begonia Froebeli, einer großen baumartigen Komposite (Conoclinium) und der

Der Chimborazo von Chuquipoyo aus gesehen.

Oreocallis grandiflora, deren löffelförmige Frucht ihr dort den Namen Cucharilla eingebracht hat; letztere hat André von San José aus lebend nach Frankreich übergeführt.

Um vier ein halb Uhr Morgens brach er bei schönem abnehmendem Monde von dort auf; von der Cuchilla de San Miguel schaute er hinab auf das Meer von Wolken, welches in einer ununterbrochenen Schicht über den unermeßlichen Wäldern der Küstenregion lagerte. Nun treten die Wachspalmen, alte Bekannte vom Quindio, wieder auf, zuweilen bedeckt mit Bromeliaceen und Orchideen; dann Gomphias und die so selten gewordenen Chinarindenbäume; aus dieser Gegend haben Spruce und Croß lebende Sprößlinge für die Anpflanzungen der Engländer in Sikkim hergeholt. Endlich hielt der Reisende seinen Einzug in die Prachtflora der heißen Zone; in malerischem Durcheinander verschlingen sich an den Ufern des Rio Cristal und Rio Pisagua Bambus, Marantas, Helikonien, Bactris, Aroideen, Cyclantheen, Artokarpen, Cecropien, Coccoloben und viele, viele andere mehr. In Balsapamba und Las Playas ruhen schon die Hütten wieder auf Pfählen, wie in Barbacoas; in Sabanetas, das von Sümpfen umgeben ist, ist eine von Wasser bewegte Zuckermühle im Betrieb. Die Gegend ist von hier an ungesund, fieberdrohend, aber die Vegetation mit den massenhaften Schmarotzerpflanzen von wunderbarer Kraft und Schönheit.

Spät in der Nacht erreichte André nach siebzehnstündigem Ritte Babahoyo und damit seine Reise einen vorläufigen Abschluß.

Die säkularen Schwankungen in Italien.

W. K. Die Lehre von den langsamen säkularen Hebungen und Senkungen der Erdrinde und den dadurch bedingten Niveauveränderungen hat in neuerer Zeit die Forscher aller Nationen vielfach in Anspruch genommen und wird es demnächst wohl noch mehr thun, wo es gilt, sie gegen die fundamentalen Angriffe Penck's (vgl. oben S. 240) zu vertheidigen. In diesem bevorstehenden Kampfe werden die Verhältnisse am Mittelmeer von besonderer Bedeutung werden, einmal, weil dort im alten Kulturlande die genauesten Beobachtungen möglich sind, dann aber, weil, wenn Penck's Ansicht richtig ist, sich dort die Erscheinungen in einer ganz bestimmten Richtung modificirt zeigen müssen, weil es sich um ein ringsum von Land umgebenes Becken handelt, das nur durch einen ganz engen Eingang mit dem Ocean zusammenhängt.

Unter diesen Umständen kommt gerade zur rechten Zeit ein Werk von Arthur Issel[1]), in welchem neben einer übersichtlichen Zusammenstellung der überhaupt auf der Erdoberfläche bekannt gewordenen Fälle von Hebung und Senkung den Erscheinungen am Mittelmeere und namentlich längs der italienischen Küsten eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet ist. Issel hat auch der Erscheinung endlich einen eigenen Namen gegeben, Bradysismus (von βραδύς = langsam und σεισμός = Erschütterung, Erdbeben), der einem dringenden Bedürfniß abhilft und sich wohl bald allgemeine Geltung erobern wird. Sein 422 Seiten starkes, gut ausgestattetes Buch giebt zuerst einen kurzen historischen Rückblick über die Entwickelung unserer Kenntniß der Niveauveränderungen auf der Erde und der Ansichten über ihre Ursachen, schildert dann die Erscheinungen, welche aufsteigende, sinkende oder stillstehende Küsten schon beim ersten Anblick bieten und kritisirt die verschiedenen Kennzeichen der stattgefundenen Hebung, Küstenlinien und Terrassen, gehobene Muschelbänke, Löcher von Bohrmuscheln, Korallenbauten u. dgl. Dann geht er zu einer sehr ausführlichen Aufzählung der in den verschiedenen Erdtheilen beobachteten Niveauveränderungen über und schließt mit theoretischen Untersuchungen über die Ursache der ganzen Erscheinung.

Wie schon erwähnt, liegen eigene Forschungen des Autors namentlich bezüglich Italiens vor und verdienen diese eine eingehendere Erwähnung. Issel unterscheidet scharf zwischen den prähistorischen Hebungen, welche wir im ganzen Umkreis des Mittelmeeres durch gehobene Tertiärschichten erwiesen finden, und Niveauveränderungen in historischer Zeit, welche durch Menschenwerke bezeugt werden. Am Eingang des Mittelmeeres läßt schon der Umstand, daß aus dem Inselfelsen von Gibraltar eine Halbinsel geworden, auf eine Hebung schließen; in der That ist eine solche von Cadiz ab nachweisbar, wenn sie auch in historischer Zeit nur ganz unbedeutend gewesen sein kann. Am Felsen von Gibraltar findet sich an der Ostseite über Catalan-Bai eine deutliche Brandungslinie etwa 10 m über dem Meeresspiegel. Weiter nördlich längs der spanischen Küste ist zwar das Land vielfach im Vorschreiten begriffen, aber eine aufsteigende Bewegung nicht deutlich erkennbar. Die ganze Provence dagegen, die man früher so oft als Beweis für die säkulare Hebung anführte, ist entschieden im Sinken begriffen, so stark auch ihre Küste Dank den Anschwemmungen der Aude, der Rhône und der Durance vorrückt. Wohl hat hier früher überall eine Hebung stattgefunden, aber aus historischer Zeit finden sich zahllose Beweise für das Gegentheil. Bei Arles hat man Römerbauten am ehemaligen Meeresufer 15 bis 20 m unter dem heutigen Wasserspiegel gefunden, im Etang de Thau finden sich versunkene Mauern, welche einstmals einen Kanal einfaßten; Marseille muß sich schon seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts gegen das vordringende Meer vertheidigen und hat seit seiner Gründung einen Landstreifen von mindestens 230 m Breite verloren; altes Mauerwerk ist bei ungewöhnlich tiefem Wasserstand noch im Meere erkennbar. Auch die Ruinen des alten Tauroentum liegen im Meere, bei Cannes und Frejus dagegen will man eine Hebung erkennen.

Ganz Ligurien ist in unzweifelhafter Senkung begriffen. Bei Monaco liegen alte Salinen heute unter Wasser, ebenso alte Hafenbauten in der Bucht von Beaulieu; in Albenga hat man zu wiederholten Malen den Fußboden des Baptisteriums erhöhen müssen und bei Cogoleto und Arenzano muß man durch Steindämme dem Andrang des Meeres wehren. Genua selbst hat bei sorgsamster Untersuchung keine Spur einer Niveauveränderung in historischer Zeit erkennen lassen, wohl aber überall eine Hebung in prähistorischer, wie sie an der ganzen ligurischen Küste unverkennbar ist. Dagegen zeigt sich am Golf von Spezia eine deutliche Senkung; die Kirche von S. Terenzo und das Jesuitenkloster von Marigola werden vom Meere zerstört und die Ruinen des alten Luni liegen heute unter dem Meeresspiegel. Auch im Inneren des Landes scheinen Schwankungen vorzukommen; nach einer zuverlässigen Beobachtung von Veronese, dem Sekretär des ligurischen Alpenklubs, sieht man heute von der Cascina di Pelarata bei S. Sebastian den Thurm von Giarolo, welcher vor 60 Jahren noch durch einen Hügel verdeckt wurde.

Die Küste von Toskana zeigt alte Hebungen und ist Dank den Anschwemmungen des Arno und Serchio in ständigem Vorschreiten begriffen, aber in Pisa hat man den Fußboden alter Kirchen erhöhen müssen und im See von Scarlino in den Maremmen, der mit dem Meere zusammenhängt, findet sich unter dem Wasserspiegel eine gut erhaltene Römerstraße. Ebenso liegen die Grundmauern eines ausgedehnten römischen Palastes, heute Bagno di Domiziano genannt, am Nordabhang des Monte Argentario unter dem Meeresniveau, aber nahe dabei fungirt ein antiker Emissar, Bagno della Duchessa genannt, noch wie im Alterthum.

Längs der ganzen Küste von Latium fällt eine starke Senkung in die Augen. Die Ruinen von Porto d'Anzio liegen fast ganz unter dem Meere; nicht minder liegen bei Ostia und Fiumicini und am Monte Circeo antike Gebäude im Wasser und die tiefe Lage so vieler antiker Reste in Rom mag auch mit einer langsamen Senkung zusammenhängen. Diese Erscheinung gäbe auch eine treffliche Erklärung für die Versumpfung der Campagna di Roma und die zunehmende Ausdehnung der toskanischen Maremmen und der pontinischen Sümpfe, in deren Gebiet im Alterthum 33 blühende Städte lagen. — Auch weiter südlich setzt sich die Senkung fort; die Via Appia führt heute durch den See von Licola unter Wasser hindurch, und am Lago

[1]) Le Oscillazioni lente del Suolo o Bradisismi, Saggio di Geologia Storica. Genova 1883 (Vol. V del Atti della R. Università di Genova).

di Fusaro sieht man alte Mauerreste unter Wasser; ja selbst das 1782 erbaute königliche Casino wird heute bei Hochwasser überschwemmt.

In dem vulkanischen Gebiete des Golfs von Neapel werden durch den Hinzutritt der vulkanischen Einwirkungen die Erscheinungen des Bradysismus undeutlich. Der Serapistempel von Pozzuoli wird natürlich auch eingehend besprochen. Bekanntlich hat Brauns neuerdings die Pholadenlöcher in den Säulen auf andere Weise zu erklären versucht (s. „Globus“ Bd. 43, S. 271), aber diese Erscheinung ist durchaus nicht vereinzelt, auch die Säulen des Neptunstempels und des Nymphentempels liegen heute 5 Fuß unter Wasser und der Fußboden des Serapistempels hat in den Jahren 1849, 1854 und 1863 erhöht werden müssen und ist heute schon wieder Ueberfluthungen ausgesetzt, die Senkung dauert also noch fort. Auch der Hafenkai von Pozzuoli und der Boden der Kirche, welche dem Ponte di Caligola gegenüber liegt, haben neuerdings höher gelegt werden müssen, und verschiedene Römerstraßen liegen unter dem Meeresniveau.

Weiter südlich scheint eine neutrale Zone einzutreten, wenigstens sind an der calabrischen Küste keine Senkungserscheinungen zu beobachten, wohl aber eine Zunahme des Landes durch Anschwemmung; nur im Südosten will man eine leichte Senkung konstatirt haben. Sicilien dagegen ist, wie Th. Fischer so ausführlich nachgewiesen, wenigstens im Westen in starkem Aufsteigen begriffen. Ob auch im Osten diese Bewegung noch fortdauert, ist zweifelhaft; Issel führt dafür den Umstand an, daß verschiedene Halbinseln, z. B. Magnisi, das alte Thapsos, heute noch Inseln genannt werden. Das ist aber durchaus kein Beweis, auch das Kap Plemmyrium, das unmöglich früher eine Insel gewesen sein kann, wird in Syrakus nur l'isola genannt.

An den liparischen Inseln ist das Meer entschieden im Vordringen begriffen; auf Stromboli, Lipari, Salina werden alljährlich Gärten und selbst Häuser zerstört, doch hat eine Senkung bis jetzt nicht sicher nachgewiesen werden können. Sehr auffallend und meines Wissens hier zum erstenmal veröffentlicht ist die Thatsache, daß Kommandant Carlo Rossi bei seinen Vermessungen zwischen Lipari und Messina da, wo Smyth seine Exmouth-Bank angiebt, eine 500 bis 1000 m tiefe Einsenkung mit ganz steilen Rändern fand, von deren Boden das Senkblei vulkanische Massen heraufbrachte.

Corsica und Sardinien zeigen eine starke Erhebung in prähistorischer Zeit, selbst noch da, wo schon Menschen sie bewohnten, aber keine Niveauveränderungen in historischer Zeit. Für Malta dagegen nimmt Issel eine beträchtliche Senkung in neuerer Zeit an. Als Beweise führt er ins Feld das massenhafte Vorkommen der Knochen großer Dickhäuter in den Höhlen, die eigenthümliche Formation der Buchten, welche steil ins Meer hinein sich fortsetzende kleine Thäler darstellen, und einige Römerstraßen, welche entweder an Einbuchtungen plötzlich enden, oder, wie bei S. Giorgio an Marsa Scirocco, durch solche hindurchführen. Wir können nur die dritte dieser Erscheinungen als Beweis anerkennen, die beiden anderen lassen sich ganz gut durch das Steigen des Mittelmeerspiegels nach dem Durchbruch der Straße von Gibraltar erklären.

Die Westküste von Kalabrien bietet keine sicheren Anhaltspunkte. Wohl findet man südlich von Punta di Stilo die Trümmer der Hafenbauten von Ausonium, und am Kap Colonna die Trümmer des Minervatempels ins Meer versenkt, doch kann das auch Folge von Erdbeben sein, wie ein solches auch die drei Thürme von Castella ins Meer versenkte. Taranto und die Terra d'Otranto zeigen prähistorische Hebungen, aber ebenso wenig wie die Puglia Niveauveränderungen in historischer Zeit. Erst in der Capitanata finden wir am Nordfuß des Monte Gargano im See von Lesina wieder eine deutliche Senkung; auch die Insel Pelagosa hat entschieden an Umfang verloren. In den Marken steht der Triumphbogen des Augustus an der Via Flaminia nun zwei Meter tiefer als die Umgebung und unter den Fundamenten der Kirche Sant Agostino zu Fano hat man Reste älterer Gebäude in großer Tiefe gefunden. Auch in Rimini liegt altes Pflaster tiefer als der Meeresspiegel und weiter nördlich mehren sich die Zeichen dauernder Senkung von Ravenna ab trotz des stetigen Vorschreitens der Küste ganz auffallend. Am ausgesprochensten sind sie an den Ruinen des alten Hatria, aber auch Ausgrabungen in Venedig haben Beweise genug geliefert. Issel ist der Ansicht, daß die immer häufiger und verheerender auftretenden Ueberschwemmungen der lombardischen Flüsse nicht nur in der Erhöhung des Flußbettes, sondern auch in der Senkung des Bodens begründet sind, und daß selbst die riesigsten Dammbauten schließlich nicht ausreichen werden, um den gesegnetsten Theil der Lombardei vor Ueberfluthung und schließlicher Vernichtung zu schützen. Auch am Südrande des Lago di Garda scheint eine Senkung nachweisbar; Desenzano wird von Jahr zu Jahr mehr vom Wasser bedroht. Ein genaues Nivellement des Reno bei Bologna, welches Lanciani 1875 vornahm, hat eigenthümliche Abweichungen von dem ergeben, welches Brighenti 1844 und 1845 ausgeführt hat, Abweichungen, welche sich nicht allein durch Fehler in der älteren Messung erklären lassen.

An der östlichen Küste der Adria lassen sich bekanntlich Senkungserscheinungen bis nach Morea herab nachweisen, doch führt Issel hier wie in den übrigen Mittelmeerländern nur bekannte Thatsachen an, auf die wir nicht weiter einzugehen brauchen. Kreta scheint sich am Westende, also auf der sicilianischen Seite, zu heben, am Ostende dagegen, wie die gegenüberliegende kleinasiatische Küste, zu senken, während die Mitte unverändert bleibt. An der syrischen Küste findet man bei Beirut und längs des ganzen Phönizien die Ruinen der alten Städte mehr oder minder versunken; die nordafrikanische Küste bis nach Tripolis ist ebenfalls zweifellos in einer Senkung begriffen, während sich weiter westlich Niveauveränderungen in historischer Zeit nicht nachweisen lassen.

Wir beobachten somit, wenn wir von dem kleinen, in historischer Zeit kaum sicher verbürgten Hebungsgebiet an den Säulen des Herkules absehen, fast im ganzen Mittelmeergebiete ein merkliches langsames Sinken der Küsten, wohl die Reaktion nach der dauernden und bedeutenden Hebung, welche in der Quaternärzeit eintrat und die Tertiärschichten der Mediterranstufe über das Meeresniveau erhob. Nur Sicilien und die ihm zugewandte Seite von Kreta — die betreffenden Angaben Th. Fischer's über eine Hebung von Tunesien hat Partsch widerlegt (s. oben S. 16) — erscheinen in die Hebung begriffen, Kalabrien und Algerien stationär. Allerdings sind die für den Orient vorliegenden Daten über Küstenveränderungen noch wenig zahlreich und noch weniger überall von Geologen kritisch geprüft; es wäre sehr zu wünschen, daß sich bald jemand dieser mühsamen, aber lohnenden Arbeit unterzöge. Durch eine Veränderung des Meeresniveaus lassen sich aber die Erscheinungen an den Mittelmeerküsten unmöglich erklären.

Nordenskiöld's Expedition nach Grönland.

Freiherr von Nordenskiöld hat Herrn Oscar Dickson einen Bericht übersandt, der ein ziemlich deutliches Bild von den allgemeinen Ergebnissen seiner Reise ins Innere von Grönland, dem Hauptziel der Expedition, giebt. Wie schon vorher bekannt, fand Nordenskiöld die grünen Oasen nicht, nach denen er suchte [1], doch dies ist nur von sekundärer Bedeutung, zumal er jetzt in der Lage ist, befriedigenden Aufschluß über das Fehlen derselben zu geben.

Der Ausgangspunkt der Expedition war das Ende des Auleitsivik-Fjord, der etwas nördlich von 68° nördl. Br. circa 80 Meilen (englische) tief ins Innere einschneidet. Nordenskiöld hatte bereits im Jahre 1870 von dort aus eine kurze Reise in das Innere unternommen und fand jetzt, daß seit jener Zeit niemand den Fjord besucht hatte. Das erste Nachtlager auf dem Eis wurde vom 4. auf den 5. Juli genommen; am andern Morgen hatte die Gesellschaft einen Umweg gen Norden zu machen, um eine für die mitgebrachten Schlitten brauchbare Bahn zu finden. Die beiden, die Expedition begleitenden Lappen erwiesen sich von unschätzbarem Werthe, mit ihren langen „Skidor" (Schneeschuhen) glitten sie mit Leichtigkeit über die Eisfläche hin, obwohl dieselbe eine Menge Risse hatte, und sie leisteten große Dienste, indem sie in solcher Weise den zu verfolgenden Weg bezeichneten. Die nur mit dem Nöthigsten versehenen Reisenden waren mit besonders wuchtigen Alpenstöcken ausgerüstet, die auch beim Ueberbrücken der zahlreichen Ströme und Aushöhlungen von größtem Nutzen waren. Anfangs kamen sie nur langsam vorwärts, indem sie vom 7. bis 9. Juli nur $2^1/_2$ englische Meilen täglich zurücklegten, denn sie trafen auf reißende Flüsse mit tiefeingeschnittenen, ungangbaren Ufern, deren Ueberschreiten großen Aufenthalt verursachte. Renthierknochen, welche man die ersten paar Tage antraf, wurden irrthümlich für solche von Thieren angesehen, welche bei der Wanderung über das Inlandeis zu Grunde gegangen wären; aber bald sah man den Irrthum ein. Von Landthieren wurde auf der ganzen Reise nur ein Wurm gefunden. Es war öfters schwierig passende Lagerplätze zu finden, weil das Eis so uneben war, daß kein Zelt befestigt werden konnte, oder aber es erwies sich als so weich und schlackerig, daß kein trockenes Fleckchen aufzutreiben war. Am lästigsten wurden den Reisenden die zahlreichen Aushöhlungen, die ihr Fuß mit dem besten Willen nicht vermeiden konnte. Diese Aushöhlungen, die nach dem Inneren zu immer häufiger auftraten, waren eine merkwürdige Erscheinung; sie enthielten eine schlammige Ablagerung, die Nordenskiöld „Kryokonit" nennt. Er nimmt an, daß diese Masse ihr Dasein dem Staub verdanke, den der Wind über die Eisfläche trägt, ist aber überzeugt, daß sie auch metallischen Staub aus dem Weltraume enthält. Dieser letztere schmilzt anscheinend das darunter liegende Eis und bildet bei einbrechendem Thauwetter jene Aushöhlungen, die merkwürdigerweise niemals so zufrieren, daß sie das Gewicht eines Mannes zu tragen vermögen. (Nordenskiöld's Theorie über den wichtigen Antheil, den der sogenannte kosmische Staub bei der Bildung unserer Erde gespielt hat, ist genugsam bekannt, doch sei hier erwähnt, daß sie von Männern der Wissenschaft durchaus nicht allgemein anerkannt wird.) Proben dieser Ablagerung wurden nach Hause gebracht, und man darf dem Ergebniß der Analyse mit Spannung entgegensehen.

Der Platz des sechsten Nachtlagers der Expedition zeigte eine von dem allgemeinen Charakter der Gegend abweichende Formation: es war eine kleine Ebene beinahe frei von den bewußten, dem Fortkommen lästigen Aushöhlungen und rings von Flüssen umgeben, welche in einen kleinen See mündeten, der sein Wasser mit donnerähnlichem Geräusch in einen auf dem Plateau befindlichen Abgrund ergoß. Einer dieser Flüsse floß durch eine Schlucht mit senkrechten Wänden, eine Art von Eis-Cañon, ein Anblick von großartiger Schönheit, den Nordenskiöld photographisch aufnehmen ließ: „einem Aquadukt ähnlich, in den feinsten und reinsten Marmor gehauen!" Selbst die dummen Lappen starrten mit Verwunderung darauf hin. — Nach und nach wuchs die Schnelligkeit des Fortkommens, 6 bis 8 Meilen täglich wurden mit Leichtigkeit zurückgelegt, so daß, da auch die Steigung rasch zunahm, sich der Lagerplatz nach der neunten Tagereise 2400 Fuß über dem Meeresspiegel befand. Außer dem erwähnten Kryokonit wurden im Inneren Grönlands weder Steine noch Minerale gefunden, nicht einmal eine Spur von Sand oder auch nur der winzigste Kiesel; wohl fand sich aber eine Art mikroskopischer schwammartiger Vegetation vor, die in dem Kryokonit fortkam. Bis Mitte Juli war das Wetter schön und mild, aber, nachdem eine Höhe von 3000 Fuß und darüber erreicht war, sank das Thermometer weit unter Null und namentlich die Nächte waren empfindlich kalt. Je weiter die Reisenden ins Innere vordrangen, desto höher kamen sie, aber die Steigung ging so unmerklich vor sich, daß sie nur mittels des Barometers festgestellt werden konnte. Irgend etwas wie Hügel oder Bergmassen oder eine Wasserscheide wurde nicht gesehen. Flüsse trafen sie an, solange die Reise dauerte, auch wurden sie fortwährend durch die lästigen Aushöhlungen aufgehalten. Am 13. Juli fiel Regen, der bald in einen Schneesturm überging, wodurch die Bodenfläche so naß wurde, daß die Reisenden selten mehr trocken waren. Natürlich forschten sie emsig nach einem Bergkamm, der sich selbst nach dem Glauben der Lappländer über dem ewigen Einerlei erheben sollte, aber vergebens. Am 17. und 18. Juli wurden je 12 Meilen zurückgelegt, so daß an letzterm Tage eine Höhe von 4000 Fuß, am 21. (der 18. Tagereise) von 4600 Fuß erreicht wurde. Hier aber machte die Nässe des Eises sich so fühlbar, daß Nordenskiöld die Rückkehr anordnete. Zuvor aber gestattete er den beiden Lappländern die Reise allein ostwärts fortzusetzen. Nach einer Abwesenheit von nur 58 Stunden kehrte diese, gezwungen durch Mangel an Wasser und Feuerungsmaterial, zurück und behaupteten — Nordenskiöld sieht keinen Grund ihnen hierin nicht Glauben zu schenken — 72 englische Meilen gemacht zu haben und schließlich bis zu 6600 Fuß (2012 m) Höhe gekommen zu sein [1]. Auf halbem Wege trafen sie kein fließendes Wasser mehr an und auch sie konnten vom Kehrpunkt aus keine Spur von eisfreiem Land entdecken, vielmehr sahen sie weit und

[1] Und deren Nichtexistenz Prof. Dr. Börgen schon früher mit gewichtigen physikalischen Gründen bestritten hatte, s. „Deutsche Geogr. Blätter" VI, Heft 3, S. 236 ff.

[1] Nach einer Kartenskizze in „Nature" Nr. 731 liegt dieser fernste Punkt etwa in 39° w. L. Greenwich, der Ostküste Grönlands näher als der Westküste.

breit eine glatte, terrassenförmig sich erhebende, mit einer 4 Fuß hohen Schneeschicht bedeckte Eisfläche. Von lebenden Wesen bemerkten sie nur zwei Raben, welche von Norden kamen und nach derselben Richtung wieder zurückflogen. Die Rückkehr ging ohne Unfall von Statten und die Expedition langte am 4. August wieder am Fjord an.

Der berühmte Reisende giebt zu, daß kein eisfreies Land im Inneren Grönlands — arktische Sahara nennt er es in drastischer Weise — wenigstens zwischen dem 68. und 69. Grade nördl. Br. vorkommt und erklärt dies durch die orographischen Eigenthümlichkeiten des Landes, wie er sie ursprünglich nicht vorausgesetzt hatte. Anstatt daß das Innere durch eine majestätische, an der Küste entlang laufende Gebirgskette geschützt ist, erhebt sich das ganze Land symmetrisch und stufenweise von der See aus zu einem abgerundeten Tafelland, eine Formation, die nothwendigerweise das Vorhandensein einer ununterbrochenen Eisfläche bedingt. Dank der wesentlichen Hilfe seiner Lappländer ist Nordenskiöld der erste gewesen, der das Innere eines Landes erforschte, in das bis dahin kein menschlicher Fuß gedrungen war. Allerdings war er später außer Stande seine Ansicht über die alten normännischen Niederlassungen zu beweisen, allein auch seine Fahrt nach der Südostküste Grönlands wird sicherlich nicht ohne schöne Früchte für die Wissenschaft sein.

Die nordischen Ruinen in Grönland.

Die von der dänischen Regierung niedergesetzte Kommission zur geologischen und geographischen Untersuchung Grönlands beauftragte im Frühjahre 1880 den Premierlieutenant G. F. Holm, den Architekten Th. Groth und den Polytechniker C. Petersen, eine Reise nach dem Distrikte Julianehaab in Grönland zu machen, um die dort im Jahre 1876 unter Leitung des Assistenten K. Steenstrup begonnenen topographisch-archäologischen Untersuchungen fortzusetzen. Nach ihrer Instruktion sollten sie bei Kagsiarsuk (dem angeblichen alten Garde) oder bei anderen altskandinavischen Ruinen und Bauplätzen Ausgrabungen veranstalten und dabei ihre Aufmerksamkeit auf alle Umstände richten, die zur Aufklärung über das Leben der alten Nordländer in Grönland dienen könnten. Gelegentlich sollten auch eskimoische Kjökkenmöddinger untersucht werden. Von allen Ruinen, welche die Expedition antreffen würde, sollten genaue Grundrisse aufgenommen und zur Aufklärung über die Lage der Ruinen, den Abstand vom Meere oder von den Flüssen, sowie die Höhe über dem Meeresspiegel die nöthigen topographischen Skizzen beigefügt werden.

Trotzdem die Arbeiten der Expedition durch andauerndes Regenwetter sehr gestört wurden, glückte es derselben doch, nicht weniger als 40 Ruinengruppen, bestehend aus circa 300 einzelnen Ruinen, zu besuchen. Ausgrabungen wurden namentlich bei Kagsiarsuk am Igalikofjord vorgenommen.

Ueber das Resultat der Untersuchungen und Ausgrabungen hat Premierlieutenant Holm, mit Unterstützung seiner Gefährten, eine interessante mit vielen Abbildungen und Grundrissen von Ruinen versehene Arbeit aus Veranlassung des Amerikanisten-Kongresses herausgegeben; es ist ein außerordentlich wichtiger Beitrag zur Kenntniß der nordischen Ruinen in Grönland.

Nach der Erklärung des Architekten Groth sind die Ruinen im Distrikte Julianehaab durchgehends besser erhalten als in anderen Landestheilen; dieses Verhältniß ist theilweise dadurch erklärlich, daß die Gegend in Folge des milden Klimas dichter bevölkert war, theilweise aber durch den Umstand, daß die dortigen Felsarten ein ausgezeichnetes und leicht zugängliches Baumaterial lieferten. Die am besten erhaltenen Ruinen im Inneren von Sermilik, Tunugdliarfik und am Igalikofjord sind Ueberreste alter Bauwerke, die aus dem leicht in parallele Platten zu spaltenden rothen Sandstein aufgeführt waren. Im Distrikte Julianehaab sind jetzt gegen 100 Ruinengruppen bekannt, von denen einige bis 30, andere nur einige wenige Ruinen enthalten. Die bedeutendsten Gruppen liegen bei Kagsiarsuk im Tunugdliarfik, Uniauat, Kordlortok, Tingimiut, Kakortok, am Igalikofjord und am Amitsuarsuk-See.

Die Gebäude sind meistens in der Nähe der Fjorde und vorzugsweise an etwas höher gelegenen Plätzen errichtet gewesen, letzteres wohl um den durch starke Regengüsse verursachten Ueberschwemmungen zu entgehen. Hier giebt es Gegenden, welche reich an Gras und Holz sind und von Lachsflüssen durchströmt werden — also zum Bewohnen besonders günstig sind.

Die Häuser der alten Nordländer wurden aus ausgesuchten und vorzüglich zusammengepaßten Steinen errichtet. Die Mauern sind drei bis vier Fuß dick; die schwersten Steine befinden sich in dem äußern Theile derselben, während die inneren Wände, obwohl gleich solide, aus kleineren Steinen bestehen. Die Zwischenräume zwischen den äußeren und inneren Wänden sind sorgfältig mit kleinen Steinen ausgefüllt und außerdem wurde Lehm und Sand angewendet, die jedoch im Laufe der Zeit durch den Regen meistens fortgespült worden sind. Selten nur hat man die Steine theilweise zugehauen; die Mauern sind häufig auf mächtigen, unter der Oberfläche des Fußbodens liegenden und über die Breite der Mauern hervorragenden Grundsteinen aufgeführt. Auf dem aus Kies und kleinen Steinen bestehenden Fußboden sind häufig Holzkohlenschichten gefunden worden, welche wahrscheinlich von den verbrannten und herabgestürzten Dächern herrühren; bemerkenswerth ist, daß auf einzelnen Stellen zwischen den Holzkohlen Stücke von eisernen Nägeln gefunden worden sind.

Die Häuser, durchgehends von viereckiger Form, haben kleine Anbauten. Die einzelnen Wohnhäuser sind in der Regel 20 bis 30 Fuß lang und 12 bis 18 Fuß breit; die aus zwei Abtheilungen bestehenden Häuser haben im Allgemeinen dieselbe Breite, sind aber gegen 50 Fuß lang. Gewöhnlich ist nur ein einziger Hauseingang von zwei bis drei Fuß Breite vorhanden. Mit Ausnahme der Kirche bei Kakortok ist an allen Gebäuden keine Spur von Fenstern zu entdecken; man kann nur annehmen, daß diese in den schrägen, auf spitzen Giebeln ruhenden Dächern angebracht gewesen sind. Außer an der Kirche zu Kakortok ist nur noch der Giebel einer einzigen Ruine bei Kagsiarsuk am Igalikofjord erhalten; dagegen liegen an den Seitenmauern mehrerer wohl erhaltener Ruinen viele herabgefallene Steine, welche wohl von eingestürzten Giebeln herrühren. Merkwürdig ist übrigens, daß so viele Ruinen verhältnißmäßig gut erhalten sind, trotzdem sich gezeigt hat, daß nur zu einem einzigen Gebäude, der Kirche zu Kakortok, Kalk verwendet worden ist.

Es ist wahrscheinlich, daß wenigstens ein großer Theil der Gebäude durch Feuer zerstört worden ist; die auf den Fußböden gefundenen Holzkohlenschichten, untermischt mit

Schlacke und Metalltropfen, sprechen für diese Annahme.

Bisher sind vier von kleinen Kirchhöfen umgebene Kirchen gefunden worden, nämlich bei Kakortok, Igaliko, Kagsiarsuk am Igalikofjord und Ikigait. Die Länge derselben beträgt 50 bis 60 Fuß und die Breite circa 25 Fuß; das verwendete Baumaterial besteht aus sehr großen und ausgesuchten Steinen.

Am innersten Theile des dicht bei Julianehaab ins Land einschneidenden Kakortokfjords liegt die bekannte Kirchenruine Kakortok auf einer ungefähr 1500 Fuß breiten Ebene, die sich bis zum Fuße des gleichnamigen Gebirges erstreckt. Diese Ebene, obwohl sehr fruchtbar, ist jetzt fast nur mit Haidekraut und Weidengebüsch bedeckt. Die Kirche ist aus ausgesuchten Steinen, welche parallele Seiten und rechte Winkel haben, errichtet; viele derselben lassen erkennen, daß sie an ihren lothrechten Außenseiten behauen worden sind. Diese Ruine ist, wie erwähnt, die einzige, in welcher bisher Kalk gefunden worden ist. Premierlieutenant Holm fand sogar vorzüglichen Mörtel zwischen den Steinen, die von demselben theilweise noch vollständig zusammengehalten wurden. Bemerkenswerth ist, daß bisher im Distrikte Julianehaab kein Kalk gefunden worden ist, dagegen fand Kornerup solchen im Jahre 1879 unter 67° 30′ nördl. Breite. Holm hält es für kaum denkbar, daß die wenigen Schiffe, welche von Norwegen nach Grönland kamen, um die Ansiedler mit vielen Bedürfnißgegenständen zu versehen, den Kalk sollten mitgebracht haben; da andererseits die Kolonisten dies Bindemittel auf Island nicht kennen gelernt haben, so ist nur anzunehmen, daß der Kalk auf Grönland selbst gefunden worden ist. Die 4½ Fuß dicken Mauern der Kirche sind in einer Tiefe von 3 bis 4 Fuß auf sehr große Steine fundirt. Es sind drei Eingänge vorhanden, zwei in der südlichen und einer in der westlichen Mauer; dieselben sind 3 bis 4 Fuß breit, 5¼ bis 6 Fuß hoch und oben mit großen flachen Steinen überdeckt. Fenster sind in der südlichen Mauer 4, in der nördlichen 1 und in jedem Giebel 1 angebracht, also im Ganzen 7. In der südlichen und nördlichen Mauer befinden sich dieselben in 6½ Fuß, das über der Thür im westlichen Giebel angebrachte in 11½ Fuß Höhe über dem Erdboden; auswendig sind dieselben 1 bis 1½ Fuß breit, inwendig dagegen 3½ bis 4 Fuß, ihre Höhe beträgt 3 Fuß. Während oben über diesen Fenstern flache Steine liegen, hat das Fenster im östlichen Giebel einen aus keilförmigen Steinen bestehenden flachen Bogen. Die Seitenwände erheben sich 10 Fuß, die Giebelwände bis 16 Fuß über den Erdboden; die Länge des Gebäudes beträgt 51 und die Breite 25 Fuß. Inwendig befinden sich drei kleine Nischen in den Mauern. Von der Umzäunung des Kirchhofes sind jetzt nur noch einzelne große Steine übrig. Nicht weit davon sieht man eine kreisrunde Ruine, welche 39 Fuß im innern Durchschnitt mißt und aus ziemlich großen Rollsteinen sorgfältig erbaut war; man war früher geneigt, dieselbe als Ueberrest eines Glockenthurmes oder eines Baptisteriums anzusehen. K. Steenstrup hält dieselbe aber eher für eine Viehhürde, eine Ansicht, die Holm zu theilen scheint.

Von anderen Ruinen sind noch einige lange und schmale Gebäude zu erwähnen, welche während des Winters als Ställe benutzt zu sein scheinen; in einzelnen zeigen sich nur die aus großen flachen Steinen gebildeten Ständе noch erhalten. Bei Sigsardlugtok ist ein Stall auf einer ebenen, schwach geneigten Klippenfläche errichtet gewesen, dessen Mauer an der niedrigsten Seite ein Loch zum Abfluß des Urins zeigt.

Mehrere Gebäude sind aus Steinen mit unregelmäßigen Kanten aufgeführt, so daß der Wind frei durch dieselben hindurchdringen konnte; man vermuthet, daß dieselben zur Aufbewahrung des Winterfutters bestimmt waren. Während des Sommers scheint das Vieh in großen Hürden eingeschlossen gewesen zu sein, welche theilweise von den Niederlassungen weit entfernt lagen. Die Hürden sind 4 bis 6 Fuß hoch gewesen; die niedrigsten haben 2½ bis 3 Fuß dicke Mauern gehabt, wogegen die höchsten oft aus einzelnen Steinen in der Breite gebaut waren. Die Umzäunungen sind häufig mit theilweiser Benutzung steiler, niedriger Klippenwände errichtet, oder man hat auch große, auf der Stelle gefundene Steine verwendet. Fast immer legte man die Hürden auf schwach abfallendem, festem Klippengrunde an, damit das Regenwasser freien Abfluß hatte. Ein kleines Gebäude, das häufig bei den Hürden vorkommt, hat vermuthlich als Hirtenhaus gedient.

Lange Erdwälle mit einzelnen Steinen versetzt scheinen Hecken oder Knicks gewesen zu sein, womit die Felder und Wiesen umgeben waren, um das Vieh am Betreten derselben zu hindern.

Schließlich kommen bei mehreren der größeren Ruinengruppen einzeln auf hohen Stellen belegene kleine Gebäude vor. Von diesen aus hatte man eine gute Aussicht über die nächste Umgegend, weshalb anzunehmen ist, daß die Nordländer von hier aus die sich etwa nähernden Feinde beobachteten.

Bei den vorgenommenen Ausgrabungen sind verschiedene Gegenstände gefunden, welche fernerweit zur Aufklärung über das Leben der Nordländer in diesem arktischen Lande dienen. Die Ausbeute ist freilich nicht besonders groß, aber man muß hierbei beachten, daß, als die Verbindung mit Europa verloren ging, den Nordländern viele wichtige Bedürfnißgegenstände nicht mehr zugeführt wurden, so daß sie sich mit den noch vorhandenen begnügen mußten, bis sie auf die primitive Weise der Eskimo zu leben gezwungen wurden. Außerdem haben die Eskimos jedenfalls im weitesten Umfange die meisten Ruinen ausgeplündert, wie sie auch häufig ihre Todten in denselben begraben haben. Die von der Expedition gefundenen Gegenstände bestehen wesentlich in aus Speckstein verfertigten Spindeln mit einem großen Loch in der Mitte; Bruchstücken von Gefäßen aller Art, auch aus Speckstein verfertigt; Senksteinen zu Netzen; einer kleinen runden Scheibe, auf deren einer Seite eine Rune eingeritzt ist; Bruchstücken von Glasperlen, eisernen Nägeln, Glockenmetall 2c. Als Ueberreste von Handmühlen sind Läufer und Ständer gefunden; mitten im Läufer ist ein ziemlich großes rundes Loch, in welchem die Achse angebracht gewesen, und an seinem untern Rande befindet sich ein Einschnitt, worin wahrscheinlich ein Zapfen von der Achse eingegriffen hat, damit der Stein deren Umdrehungen folgen konnte; an der unteren Seite des Läufers und an der Oberfläche des Ständers sind eine Menge Rillen eingehauen.

Die Kirchhöfe haben bisher die reichste Ausbeute ergeben. Bei einer Kirchenruine am nördlichen Arm des Igalikofjords (das vermeintliche Bratthalid der Sagen) ist ein Runenstein gefunden worden, dessen Inschrift auf Deutsch lautet: „Hier ruhet Vigdis Maßtochter, Gott erfreue ihre Seele.“ Am östlichen Arm des genannten Fjordes liegt Katsiarsuk, wo sich auch eine Kirchenruine befindet (vermuthlich die Domkirche in Gardar); bei der Ausgrabung auf dem dortigen Kirchhofe ist eine ganze Reihe von Särgen mit Skeletten, theilweise auch Ueberreste von Kleidungsstücken und anderen Gegenständen gefunden worden. — Vor ungefähr 50 Jahren spülte das Meer

einen Theil des Kirchhofes bei Igigait fort und legte mehrere Särge und Skelette bloß. Die königl. dänische Alterthumsgesellschaft ließ deshalb im Jahre 1840 die Kirchenruine reinigen und den Kirchhof ausgraben; ein reicher Fund wurde gemacht an Särgen mit Skeletten, Ueberresten von Leichenkleidern, einigen Holzkreuzen, mehreren Leichensteinen, kleinen Stücken verarbeiteten Specksteins, Glockenmetall rc. Die Särge und Kreuze waren aus „weißem“ Kiefernholze gearbeitet, dem gewöhnlichsten und größten an den Küsten Grönlands vorkommenden Treibholz. Die Leichenkleider sind aus einer Art rothbraunem Friestuch von vierschäftigem Gewebe. Von den Leichensteinen zeigen einige Kreuze, einer zugleich auch Laubwerk, während auf mehreren Bruchstücken sichere Reste von Inschriften mit Majuskeln des älteren Mittelalters zu sehen sind. Auf demselben Kirchhofe fand man früher einen beinahe vollständig erhaltenen Leichenstein, auf welchem ein Kreuz in einer ovalen Einfassung sich befindet; zu beiden Seiten des Hauptarmes des Kreuzes liest man folgende isländische Inschrift in Majuskeln „Hier ruhet Hro[ar] Kolgrimss[on]“, und außen um die ovale Einfassung sieht man Spuren einer anderen Inschrift, wovon nur noch das Wort IDVS zu lesen ist. Der Kirchhof wurde im Jahre 1848 abermals vom Meere heimgesucht; in einem der bei dieser Gelegenheit bloßgelegten Gräber fand man die Ueberreste von einem Sarge mit einem Skelett. In den gefalteten Händen der Leiche lag ein etwas über 5 Zoll langes Holzkreuz. Im Jahre 1852 wurde auf demselben Kirchhofe ein Sarg mit Menschenknochen gefunden und zwischen denselben ein 8 Zoll hohes, unten zugespitztes und in der Mitte durchbohrtes Kreuz; auf dem einen Arm desselben ist der Name „Maria“ in Runenschrift eingeschnitten.

Premierlieutenant Holm hat auch Ausgrabungen auf dem Kirchhofe zu Igigait vorgenommen, deren Resultat ein aus Skeletten in Leichenkleidern und einem Sarge bestehender Fund war. Letzterer ist aus roh zugehauenem Holze verfertigt; das Bodenstück war in der Mitte schwach ausgehöhlt, circa $5\frac{1}{2}$ Fuß lang und $1\frac{1}{2}$ Fuß breit und mit Hilfe von Holznägeln war an dem einen Ende ein Holzstück von 6 Zoll Länge befestigt. Die Seitenbretter waren mit langen, stark zugespitzten Nägeln aus hartem Holze zusammengenagelt; ein Sargdeckel schien nicht benutzt worden zu sein. Wie aus dieser Beschreibung hervorgeht, stammt der Sarg aus einer Zeit, wo die Nordländer schon Mangel an eisernen Nägeln hatten.

Auf dem Kirchhofe bei Kagsiarsuk wurden bei der Ausgrabung eine Menge Skelette, ungefähr zwei Fuß unter der Oberfläche, gruppenweise liegend und mit großen Steinen zwischen den einzelnen Skeletten gefunden. Die Köpfe derselben lagen gegen Westen gekehrt; von Särgen oder Leichenkleidern war keine Spur zu entdecken, dagegen lagen vielfach große flache Steine über den Skeletten.

Die Hauptbeschäftigungen der alten Nordländer waren Viehzucht, Lachsfischerei und Jagd. Während des Sommers gewährte die Umgegend der größeren Ruinengruppen selbst zahlreichen Rindvieh- und Schafherden reichliches Futter. „Aber“, bemerkt der Verfasser, „wie man in jenen Zeiten genügendes Winterfutter für das Vieh hat sammeln können, dürfte schwer zu begreifen sein, wenn man nicht annehmen will, daß das Klima früher milder gewesen ist, so daß das Vieh während längerer Zeit des Jahres weiden konnte, als es jetzt der Fall ist. Daß das Treibeis längs der Küste in der historischen Zeit zugenommen hat, wird in alten Berichten erwähnt und scheint eine nothwendige Bedingung zu sein, um verstehen zu können, wie die alten Nordländer den jetzigen Distrikt Julianehaab besegeln konnten, und man wird ferner nicht bestreiten können, daß dieses jetzt überall an diesem Theile des Landes liegende Eis die Strenge der Witterung bedeutend vermehrt hat.“ Ferner geht auch aus den alten Berichten hervor, daß das Klima milder gewesen ist, denn in denselben wird erwähnt, daß Getreide in Grönland gebaut wurde, wenn auch kaum in solchem Umfange, um die Zusendung aus dem Mutterlande überflüssig zu machen. Außer der Fischerei mit Netzen, wovon die vielen gefundenen Senksteine zeugen, dem Seehunds- und Walroßfange ist jedenfalls auch die Renthier-, Hasen- und Vogeljagd eifrig betrieben worden, „denn“, bemerkt der Verfasser, „daß die alten Nordländer ihren Haupterwerb nicht auf dem Meere hatten, geht daraus hervor, daß so viele größere Ruinengruppen in bedeutendem Abstande von den Fjorden liegen“.

Verfasser hat keine Gelegenheit gehabt, alle Ruinen im Distrikte Julianehaab besuchen zu können; er empfiehlt indessen die Untersuchungen in der Gegend von Tunugdliarfik und Sermilik, sowie zwischen dem Igalikofjord und dem Agdluitsokfjord fortzusetzen. Planmäßige Ausgrabungen müßten vorläufig bei Kagsiarsuk am Igalikofjord, bei Sigsardlugtok und bei der großen Ruinengruppe in Nord-Sermilik vorgenommen werden.

Schließlich erinnert Verfasser daran, daß der deutsche Missionar Brodbeck im Jahre 1881 in der Gegend des Nassarkfjord oder dem südlichsten Theile der Ostküste von Grönland eine vermeintlich nordische Ruine fand. Holm ist dadurch noch nicht überzeugt, daß man jetzt den Anfang zur Entdeckung der Ostbygd gemacht habe, glaubt vielmehr noch immer annehmen zu müssen, daß dieselbe im Distrikte Julianehaab belegen war. Zur Aufklärung über diese Frage wird hoffentlich die dänische Expedition unter Holm's Leitung einen wesentlichen Beitrag liefern.

W. Finn.

Kürzere Mittheilungen.

Dr. Regel's Erforschung der Gebirgsländer am obern Oxus.

Dr. Albert Regel hat seine im August 1881 begonnenen Reisen in den Bergländern des Oxus-Quellgebietes in den Jahren 1882 und 1883 fortgesetzt, wobei ihn anfangs zur Ausführung der topographischen Aufnahmen und Höhenmessungen der Kollegienassessor Kosjakow begleitete. Die wenigen, im „Globus“ über diese wichtige Unternehmung enthaltenen Notizen (Bd. 42, S. 207 und Bd. 44, S. 15) ergänzen wir durch folgende kurze Uebersicht des bisher Geschehenen. Von Samarkand ging Regel im Thale des Zerafschan und längs dessen südlichem Nebenflusse Fan zum Iskander-kul und zum Passe Mura in der sogenannten Hissar-Kette, welche das Becken des Zerafschan von dem des 'Amu trennt. Hier lernte er noch auf russischem Gebiete eine majestätische, aus Kalkstein bestehende Hochgebirgsgruppe kennen,

zu welcher die Gipfel des über 3000 m hohen und mit fünf prachtvollen Alpenseen geschmückten Plateaus Kulikalan und der zu 5580 m ansteigende Tschandara gehören; auch durch seine mannigfaltige Baumvegetation, welche in 1200 bis 2400 m Höhe aus Ahorn-, Apfel-, Nuß- und Kirschbäumen, höher hinauf bis 3300 m aus baumartigem Wachholder, Ephedra, Geisblatt, Weiden und Birken besteht, zeichnet sich dieses Gebiet aus. Ueber den steilen, circa 4200 m hohen, auf beiden Seiten mit 5 bis 6 km breiten Schneefeldern bedeckten Mura-Paß stieg Regel hinüber nach Hissar, dessen Luft schwer zu athmen und mit Nebeln geschwängert ist, obwohl sonst wenig Niederschläge vorkommen. Der Kamm dieser Kette besteht aus Syenit; ihr läuft südlich eine zweite parallel, in welcher auch Granit zu Tage tritt. Die südlichen Ausläufer derselben gegen die Stadt Karatagh (in Hissar) bestehen aus Sandstein, wie auch zwischen beiden Hauptketten sich in einer Höhe von 2400 m ein Sandsteinlager mit Pflanzenresten befindet. In Hissar trennten sich die beiden Reisenden von einander, indem Dr. Regel mit der Bagage direkt nach Kala-i-chumb in Darwaz zog, während Kosjakow mit weitem südlichem Umwege über Kabadian, Kurgan-tübe und Kulab ging und sich dann in Darwaz wieder mit ersterem vereinigte. Anfangs September 1882 kehrte Kosjakow nach Taschkend zurück und brachte ein Routier von 1450 km Ausdehnung mit heim, welches bereits am 13. April 1883 im Winterpalaste zu St. Petersburg ausgestellt war. Dr. Regel aber zog weiter nach der jüngst von den Afghanen besetzten Landschaft Schugnan, wo er (in Bar-pändscha am Oxus) den Winter zubrachte. Wahrscheinlich noch vorher hat er von dort eine Anzahl Ausflüge in die Nebenthäler des obern Oxus unternommen, so an den mächtigen Schiwa-See, an der Grenze gegen Badachschan (wohin unlängst auch ein Indier vom Departement der Landesaufnahme vorgedrungen ist), an die östlichen Zuflüsse Chund und Schachdere und in die Landschaft Garan, von wo er nur noch eine bis drei Tagereisen bis zu den von Säwertzow und den Engländern auf Pamir erforschten Gebieten gehabt hätte. Unterwegs machte er naturhistorische Sammlungen und linguistische und ethnologische Beobachtungen. Seitdem erhielt die Russische Geographische Gesellschaft von ihm folgendes kurze Schreiben, datirt Fort Tawildara am Wachsch im nördlichen Darwaz, 10. März 1883. „Nachdem ich glücklich nicht geringe Schwierigkeiten überwunden habe, erreichte ich endlich Darwaz. Jetzt liegen auch die Berge von Darwaz hinter mir, und es bleibt mir nur noch ein schwieriger Paß nach Baldschuan, wo ich schon im Bereiche des Frühlings mich befinden werde. In Schugnan dagegen (höher aufwärts am Oxus) fiel, als ich von dort abreiste, noch jeden Tag Schnee. Jetzt bei meiner Rückkehr aus Schugnan zeigten sich die Bucharer, nach deren Aussage noch Niemand von dort zurückgekehrt wäre, aufmerksamer gegen mich, als zuvor. Von hier kann ich frei schreiben und Briefe fortschicken." Nach den letzten Nachrichten (Baldschuan, 8. Juni) durchwanderte Dr. Regel die Gebiete von Kulab, Kabadian und Hissar. Dabei sammelte er neue Daten über die Gebirge Bowa-tag, Gazi-mailik, Fedtschenko, Karatau, Terai und den Salzberg Chodscha-Mulyn, sowie über die Natur und Bevölkerung der Niederungen am rechten Pändsch-Ufer, während er das linke wegen des Widerstandes der Eingeborenen nicht zu betreten vermochte. Von Baldschuan beabsichtigte Dr. Regel auf der Rückreise nach Taschkent, falls es die Umstände gestatten, den kaschgarischen Antheil von Pamir zu besuchen.

Winterleben in Fort Rae.

Unter diesem Titel schreibt Hauptmann Henry P. Dawson, der Leiter der britischen Circumpolar-Station (s. „Globus" Bd. 43, S. 253) unter anderem Folgendes in „The Nature" (16. August 1883) d. d. Fort Rae 25. März 1883.

Erst im Anfang des December stellte sich der Winter ein, jedoch in einer Weise, daß man sich über seine Ankunft keinem Zweifel hingeben konnte; am ersten des Monats schon fiel die Temperatur auf — 34° und mit Ausnahme einiger milden Tage um die Weihnachtszeit hielt die Kälte während des ganzen Monats an. Der Januar war noch kälter, das Thermometer fiel einigemal bis beinahe auf 50°; im Anfang des Februar wurde ein schrecklicher Sturm von einer sehr starken Temperaturerhöhung (bis zu + 20°) begleitet, dann folgte mildes Wetter; seit dieser Zeit ist die Temperatur wieder gefallen und vor ein paar Tagen bis auf — 39° gesunken. Dieser Winter war übrigens, wie die Eingeborenen erzählen, seit vielen Jahren der mildeste; es unterliegt keinem Zweifel, daß in strengen Jahren die Kälte bis auf — 60° steigt.

Auffallend ist es übrigens, wie wenig man die Kälte fühlt. In den ersten zwei Tagen wirkt sie unangenehm; sobald sich aber die Konstitution einmal an dieselbe gewöhnt hat, empfindet man bei einer Temperatur von — 15° eine angenehme Wärme. Heute z. B., wo eine leichte Brise weht und das Thermometer einige Grade unter Null steht, schreibe ich bei offenem Fenster. Allerdings haben wir Tage gehabt, wo das Thermometer auf etwa — 30° stand und ein heftiger Wind ein einem dichten Nebel ähnliches Schneetreiben verursachte und hierdurch jede Bewegung im Freien zu einer höchst unangenehmen Aufgabe machte, da ein erfrorenes Gesicht die gewöhnliche Folge war; doch solche Tage waren nicht häufig. Das Klima erinnert mich an Davos-Platz, da die Sonne bedeutende Kraft besitzt; doch ist es windiger. Das einzige Unangenehme ist das grelle Licht des Schnees, so daß man farbige Brillengläser tragen muß.

Im Anfang des Winters beunruhigten wir uns unserer Nahrung wegen ein wenig, nicht etwa, daß wir in Gefahr gewesen wären zu verhungern, da die Indianer im Herbst genügende Mengen getrocknetes Fleisch herbeigeschafft hatten, aber getrocknetes Fleisch ist ein recht unschmackhaftes Essen und erfordert gute Zähne und eine gute Verdauung; außerdem aber war der Fischfang nicht so ergiebig wie gewöhnlich; der Inhalt der Netze, welche unter dem Eise gestellt werden, nahm von Tag zu Tag ab. Endlich jedoch näherte sich das Rothwild bis auf 40 Meilen und seit dieser Zeit haben wir regelmäßig neue Vorräthe von frischem Fleisch erhalten. Auch Kaninchen kommen in großer Menge vor; sie bilden für die Indianer in der Zeit der Noth ein wichtiges Nahrungsmittel, sind jedoch nicht immer zahlreich. Man sagt, daß sie einmal in zehn Jahren ihr Maximum erreichen, wonach sie von einer Seuche befallen werden, die sich durch Beulen am Kopfe zeigt; im folgenden Jahre sieht man kaum ein einziges Kaninchen und danach vermehren sie sich wieder zehn Jahre lang.

Der Winter ist ohne große Ereignisse vorübergegangen. Am 17. November und den zwei oder drei folgenden Tagen fanden sehr heftige magnetische Störungen statt, ohne Zweifel in Folge der großen Sonnenflecke. Die Erscheinungen des Nordlichts zu derselben Zeit zeichneten sich durchaus nicht durch außergewöhnlichen Glanz aus; seitdem haben wir andere, viel prächtigere gesehen, die keineswegs von so heftigen Störungen begleitet waren. Doch im Ganzen sind die Nordlichter nicht sehr bemerkenswerth gewesen, obwohl selten oder nie eine Nacht vorbeiging, ohne daß sie in größerer oder kleinerer Zahl beobachtet worden wären; die prächtig gefärbten, von denen man liest, haben durch ihr Wegbleiben geglänzt. Größtentheils sind sie alle von gleicher gelber Farbe und zeigen die eine charakteristische glänzende Linie im Spektroskop; aber ein glänzendes Nordlicht zeigt gewöhnlich mehr oder weniger prismatische Färbung am untern Rande und eine oder zwei weitere glänzende Linien im Spektrum nach dem violetten Ende zu, obwohl ich auch einmal einen glänzenden Streifen im Roth beobachtete. Man sieht das Nordlicht selten, ehe die Nacht ganz angebrochen ist, doch haben wir es

in drei Fällen kurz nach Sonnenuntergang beobachtet, und es war dann röthlich oder kupferfarbig, als wenn es theilweise vom Sonnenlicht gefärbt wäre; die Erscheinung muß mit der Bildung dünner Wolken verbunden gewesen sein; Bewegung und Form zeigten an, daß es wirklich Nordlicht war.

Ein Thermometer, welches an der äußeren Mauer des Observatoriums aufgehängt war, wies zu Zeiten in Folge von Radiation 9 und 10^0 weniger als ein anderes, das in einem Kasten hing, und ich vermuthe, daß die allgemeine Gewohnheit, ungeschützte Thermometer der Luft auszusetzen, mit dazu beitragen kann, die niedrigen Temperaturangaben, welche aus diesem Lande zuweilen berichtet werden, zu erklären.

Unser tägliches Pensum von Beobachtungen wird regelmäßig erledigt. In der letzten Zeit streifen Wölfe in der Nachbarschaft umher, so daß der diensthabende Beobachter, mit einer schweren Keule bewaffnet, seine Thermometer besucht, da natürlich keine Flinte oder blanke Waffe mit Rücksicht auf die magnetischen Apparate in der Nähe des Observatoriums zugelassen werden kann.

Ein epidemisches Auftreten von Influenza im Januar erscheint beachtenswerth; wir hörten zunächst von dem Vorkommen der Krankheit bei den Indianern im Nordwesten; als die Epidemie bis hierher kam, ergriff sie jeden am Orte, Weiße sowohl als Indianer, glücklicherweise in sehr milder Form, und wir vernahmen, daß Fort Simpson am Mackenzie in ähnlicher Weise heimgesucht worden war. Die Erscheinung ist hier zu Lande sehr ungewöhnlich; mit dieser einzigen Ausnahme haben wir alle uns einer guten Gesundheit erfreut.

Wir erwarten, daß das Eis bis Mitte Juni aufbricht und dann wird die Herrschaft der Moskiten anfangen, die den Sommer hier zur unangenehmsten Jahreszeit machen. Glücklicherweise ist ihre Herrschaft in diesen Breiten nicht von langer Dauer und Ende August, wenn wir die Heimreise antreten, werden sie verschwunden sein.

Die Anpflanzungen des Chinarindenbaumes.

Ueber die Zukunft, welche den künstlichen Anpflanzungen des Fieberrindenbaumes bevorsteht, veröffentlicht die „Madras Times" einen interessanten Artikel, der hauptsächlich betont, daß in den letzten drei Jahren förmlich eine übertriebene Vorliebe für Cinchonapflanzungen bestand. Geld ist gemacht worden und wird unzweifelhaft mit der Cinchona gemacht werden; aber die Frage, die sich unwillkürlich aufdrängt, ist: wird der Begehr und der Verbrauch der Rinde mit deren Produktion in einem Verhältniß stehen, welches noch für einige Jahre angemessene Preise sichert, wenn dann die jetzt gepflanzten Bäume ein ertragfähiges Alter erreicht haben?

Man berechnet, daß in Pykara, Neddiwattum, Ouchterlony Valley und Ost-Wynaad 5 000 000 Chinabäume wachsen; für Nord- und Süd-Wynaad, Ootacamund, Coonoor, Kotageri, Kartary, Coondahs u. s. f. mögen 10 000 000 angenommen werden, im Ganzen also 15 Millionen für Wynaad und die Nilgiris. Neben Mysore sind noch Coorg, Travancore und andere Distrikte im südlichen Indien und Sikhim und Darjeeling im Norden zu nennen, wo Cinchonas im großen Maßstab gepflanzt worden sind. Fünfzehn Millionen mag hierfür keine unrichtige Schätzung sein, was mit den in Wynaad und den Nilgiris unter Kultivation befindlichen Bäumen für das ganze britische Indien dreißig Millionen Pflanzen ergiebt. Es ist wahrscheinlich, daß 1883 und 1884 in der zur Anpflanzung geeigneten Jahreszeit mehr Cinchonas gepflanzt werden als in irgend einem früheren Jahre und daß im Jahr 1890 der Bestand sich auf nicht weniger als 40 000 000 (gelbe, braune und rothe Rinde) heben wird; keiner dieser Bäume weniger als 5 Jahre alt mit einer jährlichen Produktivkraft von ¼ Pfund Rinde pro Baum im Durchschnitt, oder 10 000 000 Pfund Rinde; das heißt mehr als die Hälfte der jährlich von ganz Südamerika erzielten Ausfuhr. Da giebt es dann ferner Ceylon, Java, Jamaica, Mexico und andere Länder, welche sich mit dieser Kultur beschäftigen, und obwohl man sagt, daß in Folge unvernünftiger Ausholzung die Chinadistrikte Südamerikas sich rasch erschöpfen, so ist es doch unwahrscheinlich, daß genannter Kontinent vor einer Reihe von Jahren aufhören wird, ein bedeutender Rindenproducent zu sein (speciell Bolivien nicht, das ganz respektable Neuanpflanzungen aufzuweisen hat).

Setzt man nun für 1890 die Produktion in allen Ländern, mit Ausnahme von Britisch-Indien, auf 40 000 000 Pfund an, so erhält man mit Zurechnung der indischen Rinde die große Zahl von fünfzig Millionen Pfund oder mehr als das Doppelte des jetzigen jährlichen Verbrauchs, und wenn man selbst einen sich steigernden Bedarf annimmt, viel mehr, als auf der ganzen Welt dann verbraucht werden wird. Gegenwärtig kann geringhaltige Rinde (dünner Zweige) nicht verschifft werden; sie wird als schlechte Waare angesehen und von den Droguisten nicht beachtet; wenn die deutschen Bierbrauer sie statt Hopfen (?) für ihr Bier verwenden wollen, so müßte man natürlich voraussetzen, daß sie sich dazu verstehen, wenigstens so viel zu zahlen, daß dem Pflanzer die Auslagen für Fracht und Spesen vergütet werden. Unter allen Umständen dürfen für diesen Zweig der Agrikultur die Hoffnungen nicht zu hoch gespannt werden, und die großen Resultate, von denen man so gerne spricht, müssen zu den hinter uns liegenden Möglichkeiten gezählt werden. Ch. N.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Erfreulicher als das meiste, was in den letzten Jahren aus dem türkischen Reiche gemeldet wurde, ist ein im Deutschen Handels-Archive (1883, Oktober) enthaltener Konsulatsbericht aus **Amasia**, der bekannten Liwa-Hauptstadt des Wilajet Siwas. Danach bessert sich dort die wirthschaftliche Lage und besonders wird unter Leitung eines energischen Wali (Gouverneur) der **Straßenbau** emsig betrieben. Die Chaussee von Siwas nach Samsun am Schwarzen Meere ist, soweit sie im Wilajet Siwas liegt, d. h. etwa 285 km weit, vollendet — die erste größere Straße Anatoliens — und soll bis Diarbekir fortgeführt werden, diejenigen von Siwas über Karahissar nach Kiresün am Schwarzen Meere (200 km) und von Kaisarieh über Jozgad und Mersiwan nach Samsun (350 km) sind im Bau begriffen. Unzweifelhaft werden diese Straßenbauten, wenn sie nicht, wie so manches türkische Unternehmen, plötzlich sistirt werden sollten, viel zur Hebung des Landes und Ackerbaues beitragen; denn in den letzten Jahren ließen die Bauern, welche ihr Getreide wegen Mangels an Straßen nicht ausführen konnten und nur schlechte Preise dafür erzielten, viele Felder brach liegen und wandten sich der Viehzucht zu, trotzdem auch diese schlecht lohnte. Allmählich aber erholt sich Kleinasien von den Folgen des letzten Krieges und der Entwerthung der Papier-

und Scheidemünze, das Vertrauen im Handelsverkehre lebt auf und die Bodenproduktion nimmt zu, obwohl die Ernte an Getreide und Opium im Jahre 1882 sehr mäßig und theilweise sogar schlecht war. Dagegen hob sich die Seidenzucht und der Weinbau, der ein vorzügliches Produkt zu liefern im Stande ist, aber noch sehr der rationellen Behandlung bedarf. Seit kurzem haben die dortigen Händler begonnen, ihre Bedürfnisse direkt von Europa (Triest, Marseille, England) zu beziehen, nicht mehr von Konstantinopel. Die Ein- und Ausfuhr des nächsten Hafens Samsun ist dem oben Gesagten entsprechend im Anwachsen begriffen; eingeführt werden hauptsächlich Petroleum, Seesalz, Manufaktur- und Kurzwaaren, Kaffee, Zucker und Eisen, ausgeführt Hafer, Mais, Weizen, Mehl, Tabak, Hülsenfrüchte, Mohnsamen, Kreuzbeeren, Angoraziegenhaar, Kupfer und getrocknetes Rind- und Büffelfleisch (Pastyrma).

— Im letzten Sommer ist unter Hauptmann Putjat (oder Putjäta?) eine Expedition von Taschkend nach Pamir entsendet worden, zu welcher außerdem Bergingenieur Iwanow und Topograph Benderski gehören. Nach unlängst in Taschkend eingetroffenen Nachrichten hat dieselbe Alitschur Pamir, den südlichsten Punkt, welchen Säwertzow 1878 erreichte, und „die große Hochfläche von Pamir" überschritten, wobei sie 20 Tage lang keinen einzigen Menschen zu Gesichte bekam, und wandte sich dann über den Murghab, den nördlichern Quellfluß des Oxus, nach der Landschaft Karategin.

— Die ostsibirische Abtheilung der Russischen Geographischen Gesellschaft fährt emsig mit der Untersuchung der reichen Ueberbleibsel aus dem Steinzeitalter in der Umgegend des Baikal-Sees fort. Witkowski hat wiederholt die Thäler der Angara und Tunka besucht, welch' letzteres in postpliocäner Zeit von einer Reihe von Seen eingenommen wurde und später in der Steinzeit die Heimath einer zahlreichen Bevölkerung und Sitz der Fabrikation von zahllosen Quarz-, Jadeit- und Nephrit-Geräthen war. Ferner entdeckte Agapitow einen Platz auf der Steppe Ust-Unga, der weit und breit mit Stücken von Steingeräthschaften bedeckt war, die zu Tausenden gesammelt werden konnten. Die dortigen Steinbeile gleichen übrigens genau denen der Tschuktschen.

— Der Bergsteiger Graham (s. oben S. 238) ist mit seinen beiden Schweizer Führern am 21. Oktober nach Dardschiling zurückgekehrt, ohne den Kintschindschanga erstiegen zu haben; er erklärt dies Unternehmen von Süden aus für unausführbar. Dagegen hat er einen andern 24000 Fuß hohen Berg erklommen.

Polargebiete.

— Die „Dymphna", welche anfangs Oktober in Vardö (nördliches Norwegen) eintraf und dort ausgebessert werden mußte, kam am Tage, nachdem die holländische Expedition sie verlassen hatte, also am 2. August, aus dem Eise frei, brach aber die Schraube und fror nochmals etwa sechs Wochen lang ein. Am 13. September endlich kam sie wieder los und wurde nun durch Segeln und Bugsiren in einer Woche bis zur Karischen Straße gebracht, wo sie einen schrecklichen Sturm durchzumachen hatte. Erst halbwegs zwischen der Karischen Straße und Vardö kam sie ganz in eisfreies Wasser. Die holländische Expedition entdeckte unweit der Waigatsch-Insel in 70° 25' 28" n. Br. eine kleine Insel, welcher sie den Namen des holländischen Meteorologen Buys Ballot beilegte.

Vermischtes.

— Der von den Tagesblättern gemeldete Beschluß der siebenten Generalversammlung der internationalen geodätischen Vereinigung, den Meridian von Greenwich allgemein als den ersten anzunehmen und von ihm aus nur nach östlicher Länge, von 0° bis 360° zu rechnen, ist im wissenschaftlichen Interesse und wegen der Bequemlichkeit mit einer gewissen Genugthuung zu begrüßen, und letztere würde noch erhöht werden, wenn, wie angedeutet wird, England sich entschlösse, sein Fuß-Maaß aufzugeben und dafür den Meter anzunehmen. Aber darüber darf man die gewaltigen praktischen Schwierigkeiten nicht vergessen, welche sich der raschen Ausführung dieses Beschlusses entgegenstellen und eine sicherlich nach vielen Jahrzehnten zu bemessende Uebergangsepoche nöthig machen. Die officiellen Kartenwerke Frankreichs, Oesterreichs und Deutschlands beruhen bekanntlich auf dem Pariser oder dem genau 20° westlich von demselben gedachten Ferro-Meridiane. Die Ränder der Karte des Deutschen Reiches in 1 : 100 000 fallen z. B. mit den ganzen, halben und viertel Ferro-Graden zusammen. Wie sollen aber letztere durch runde Greenwich-Grade ersetzt werden? So wird die Sektion Berlin der Karte des Deutschen Reiches im Westen von 31° Ferro begrenzt. Wird der preußische Generalstab nun statt 31° Ferro ohne weiteres 13° 20' 9" Greenwich setzen? Alsdann wäre nur der Form nach der Greenwich-Meridian eingeführt, in der Sache behielte der Ferro-Grad sein altes Recht. Oder wird der Generalstab alle seine neuen Kupferstichblätter, mehr als zweihundert Sektionen aus den Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Schleswig-Holstein, Hessen-Nassau, Brandenburg, Schlesien und Mecklenburg, ungerechnet die älteren lithographirten Blätter über Schlesien, Posen, Brandenburg, Sachsen und die Thüringischen Staaten, verwerfen, sie neu nach Greenwich eintheilen und von neuem in Kupfer stechen lassen? Und wird die Volksvertretung dazu die nöthigen Mittel bewilligen? Und wie stellt sich die Sache in Oesterreich, dessen Militärtopographen ihre Thätigkeit bis in den Orient hinein ausgedehnt haben, deren prächtige nach Ferro graduirte Specialkarte des Reiches ihrer Vollendung entgegengeht? Und wie in Frankreich, das schon in der alten Cassini'schen Karte den größten Anspruch auf Berücksichtigung des Pariser Meridianes besitzt und denselben gewiß nicht leichten Herzens aufgeben wird, nachdem es ihm durch seine Arbeiten in Aegypten, Algerien, Tunesien, Senegambien, Hinterindien u. s. w. weit verbreitete Anerkennung verschafft hat? Es wird noch viel, viel Zeit vergehen, ehe diese im Vorstehenden angedeuteten praktischen Schwierigkeiten überwunden sein werden.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIV. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1883.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

VII[1]).

(Die Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Die Zeit der Ruhe und Erholung in und bei Teheran nahte sich ihrem Ende; der Tag der Abreise, für welche der 19. Juli in Aussicht genommen war, rückte heran. — Ursprünglich war Ispahan das nächste Ziel der Reisenden; indessen waren sie durch Naieb Saltaneh, den jüngsten Sohn des Schah, veranlaßt worden, ihren Plan dahin zu ändern, daß sie den Umgebungen von Saweh (Sâwa), ca. 110 km südwestlich von Teheran, einen Besuch machten; insbesondere war es der Wunsch des Prinzen, daß M. Dieulafoy in seiner Eigenschaft als Ingenieur den dort befindlichen, vom Schah Abbas erbauten Wasserdamm einer Besichtigung unterziehen möchte. Da derselbe, in seiner Basis durchbrochen, nicht mehr seiner Bestimmung, das Wasser zu stauen, genügte, so war es der Wunsch des Prinzen, das genannte Bauwerk ausbessern zu lassen, um dadurch auf indirektem Wege die Einnahmen der ihm unterstellten Provinz zu erhöhen.

In Begleitung des prinzlichen Adjutanten, des Generals Abbas Kuly Chan, verließen die Reisenden am Abend des 19. Juli Teheran. Die Hitze war des Tages eine nach unseren Begriffen exorbitante gewesen, 45° C. im Schatten; Nachts dagegen sank das Thermometer bis auf 12°. Man sollte kaum glauben, wie schwierig diese rapiden Temperaturveränderungen zu ertragen sind. Gegen Mittag näherte sich die Karawane, unter den Strahlen einer glühenden Sonne sich mühsam fortschleppend, den Mauern des ausgedehnten Dorfes Pîk. Der General gab sofort Befehl, den Reisenden in dem besten Hause des Ortes einige Wohnräume zur Verfügung zu stellen. Man geleitete sie in ein großes, mit vorzüglichster Ventilation ausgestattetes Gemach; an den beiden Enden desselben befanden sich ein paar viereckige Kamine von etwa $1^1/_2$ m Seitenlänge, deren Mündungsrohr mehrere Meter über dem Fußboden lag; es sind das die unteren Enden zweier Windthürme, welche einen zwar heftigen, aber äußerst erfrischenden Luftzug bewirken. Diese Einrichtung, in Verbindung mit dem Benetzen durch frisches Wasser und andererseits das Auftragen von heißem Thee, ließ die Reisenden bald die Mühseligkeiten des Rittes vergessen.

Nach einem Ruhetage brach die Karawane am Abend wieder auf; doch durch welch' öde Gegenden, jeglicher Vegetation bar, ging der Weg! Rings, wohin bei anbrechendem Tage auch der Blick schweifen mochte, bot sich ihm nichts dar als eine dürre, wüste Ebene, bis in weiter Ferne ein schwacher grüner Fleck erschien, das Dorf Mamunieh, ein wenig einladender Anblick. Die Häuser erheben sich kaum 3 m über den Erdboden, sind ganz aus rohen Backsteinen erbaut und mit kleinen runden Kuppeln bedeckt. Der große Holzmangel jener Gegenden zwingt die Bewohner überdies, die kleineren Gebäude ganz und gar aus Erde und Lehm herzustellen; ja sogar die Thüren entbehren jeglicher Zimmerarbeit; im Winter hindert ein Vorhang den Zutritt der Luft ins Innere, und im Som-

[1]) Vergl. „Globus", Bd. 44, S. 113.

mer haben eben die Einwohner keine Geheimnisse für einander.

Die Gegend bis Saweh ist ebenso öde, wie diejenige vor Mamunieh; doch zeigen sich überall tiefe Schluchten und schwer zu passirende Risse durchziehen den ausgedörrten Boden. Mitternacht war vorüber, als die Reisenden an einem ruinenhaften Karawanserai vorüberzogen, das nach Angabe des Führers fast nur von Räubern besucht wird, und von dem aus dieselben die nicht genügend beschützten Karawanen überfallen und plündern. Ganz kürzlich erst hatte man 15 Briganten dort eingeschlossen, die sich mit einer Energie und einem Muthe vertheidigt hatten, der einer besseren Sache werth gewesen wäre; drei Soldaten waren gefallen, bevor sie sich entschlossen zu kapituliren. Der Tag dämmerte bereits, als ein Bote vorausgesendet wurde, um die bevorstehende Ankunft dem Gouverneur von Saweh zu melden. Ungefähr drei Stunden später zeigte sich fern am Horizonte eine Staubwolke, die sich allmählich mehr und mehr vergrößerte. Es war eine lärmende Reiterschar, welche bei ihrem Herannahen von den Pferden der Karawane mit lautem Wiehern begrüßt wurde; die Reisenden befanden sich dem in dieser Provinz mächtigsten Repräsentanten des Schahs, nebenbei gesagt, einem österreichischen Barone, gegenüber. Der letzte Theil der Reise nach Saweh ward nun schnell zurückgelegt, und bald waren die Wälle der Stadt, welche auf einer sehr tief liegenden Ebene erbaut ist, wahrzunehmen.

Saweh ist die Hauptstadt eines früher in vier Kantone getheilten Distrikts, der 128, heute zum größten Theile zerstörte Ortschaften umfaßte. In den theils durch unterirdische Leitungen, theils durch den Fluß Mezdégan bewässerten Gegenden ist der Boden sehr fruchtbar und bringt im Ueberfluß Baumwolle, Reis und Weizen hervor, der nach Teheran verkauft wird. Merkwürdig ist der Umstand, daß trotz der großen Hitze in dieser Gegend weder Fieber noch sonstige epidemische Krankheiten herrschen. Von dem ehemaligen Glanze der Stadt zeugt nur noch ein einziges ziemlich gut erhaltenes Denkmal, die Mastsched Dschuma. Doch ist diese Moschee ihrer entfernten Lage wegen verlassen; selbst das Freitagsgebet wird hier nicht mehr abgehalten, und so dienen ihre schattenspendenden Mauern nur noch Bettlern und Derwischen aus allen Gegenden zum Zufluchtsorte. Einer der letzteren, der aus Chorassan stammte, zeigte einen höchst merkwürdigen Typus; seine Haut war gelb, wie die der Inder, seine Augen lagen dicht zusammen, sein Haar war blond und gekräuselt, und der kräftig gebaute Rumpf war von den Fetzen eines braunen schleppenden Leinenburnus umhüllt. Als Waffe trug er nur einen Knotenstock, und sein ganzes Gepäck war die künstlich geschnitzte Schale einer indischen Frucht.

Außerhalb der Umfassungsmauer liegen die Ruinen eines alten Minarets, das ganz aus gebrannten Ziegeln aufgeführt und mit einer sehr schönen einfarbigen Mosaik bekleidet ist, deren Theile mit bewunderungswürdiger Genauigkeit in einander gefügt sind. Bei heller Sonnenbeleuchtung nehmen die Schatten der Ziegelreliefs einen himmelblauen Farbenton an, der prächtig zu dem kupferfarbenen Tone des Baues stimmt. Das Vorhandensein dieses Minarets weist darauf hin, daß die seldschukische Moschee, welche vom Schah Tamasp restaurirt wurde, selbst wieder auf den Ruinen eines Bauwerks errichtet worden ist, das bis in die Zeit der Gisnewiden (960 bis 1186) zurückgeht.

Derwisch aus Chorassan. (Nach einer Skizze Dieulafoy's.)

Am 24. Juli begaben sich die Reisenden nach dem großen Wasserdamme von Saweh. Um keine Zeit zu verlieren, hatte man darauf verzichten müssen, im Dorfe Sabsabad, das einen Farsach davon entfernt liegt, Wohnung zu nehmen und sich damit begnügt, ein Unterkommen in Erdhütten zu suchen, die im Winter einigen mit der Kultivirung einer Granatbaumpflanzung beschäftigten Landleuten zur Wohnung dienen. Jene Bäume warfen noch gar keinen Schatten und man blieb daher den ganzen Tag über den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt. Mit Beginn der Morgendämmerung wurde nach dem Damme aufgebrochen. Das Thal steigt ziemlich steil zwischen zwei fast senkrechten Bergen empor und verengt sich dergestalt, daß die Felswände sich in ihrer Basis zu vereinigen scheinen. Dieser natürliche Durchbruch ist durch einen Damm aus Bruchsteinen und Kalkmörtel gesperrt. Unglücklicherweise hat man als Fundament des Baues nicht festen Felsen ge-

wählt, sondern man errichtete ihn auf den mächtigen Geröllablagerungen des Flußbettes, so daß beim Steigen des Wasserstandes und der dadurch herbeigeführten Steigerung des Drucks das Wasser durch den Untergrund hindurchsickerte und in natürlicher Folge Sand, Kies und selbst größere Steinblöcke mit sich fortriß. Auf diese Weise hat sich allmählich eine große Oeffnung gebildet, durch welche die Fluthen bequem ihren Weg in das ihnen von der Natur zugewiesene Bett zu finden im Stande sind. Schon seit vielen Jahren haben sich die Gouverneure eifrig mit der Ausbesserung dieses Wasserdammes beschäftigt und wiederholentlich Steinblöcke und Mörtel vor die Oeffnung bringen lassen, indessen vergebens: der ungestüme Strom fegte die unzureichenden Hindernisse wie Stroh hinweg. Das Leben in der Nähe des Dammes war übrigens noch unangenehmer als in Saweh. Die Hitze war unerträglich und

Giznewidisches Minaret in Saweh.

die Taranteln in erschrecklicher Zahl vorhanden. Bei allen diesen Plagen neigten auch die Vorräthe sich ihrem Ende zu; ja, die letzte Flasche Branntwein, die gehütet worden war, um das Trinkwasser damit zu versetzen, wurde vom Usta (Maurermeister) unter dem Vorwande gleich ganz ausgetrunken, daß im Genusse einer ganzen Flasche nicht mehr Sünde zu finden sei, als in dem eines Glases.

Zunächst wurde nun der Plan des Dammes, der, abgesehen von seinem fehlerhaften Fundament, von zweifelloser Solidität ist, durch M. Dieulafoy aufgenommen. Zu diesem Zwecke wurde das Thal oberhalb des Dammes flüchtig nivellirt, um annähernd die Menge des aufzustauenden Wassers schätzen zu können. Demnächst fand eine längere Unterredung mit dem Maurermeister statt, welcher beauftragt war, einen Kostenanschlag über Arbeitslohn, die zu beschaffenden Materialien u. s. w. vorzulegen.

Das Resultat dieser vom General und dem Maurermeister mit unverkennbarer Ungeduld erwarteten Unterredung

war, daß, trotzdem der Tageslohn eines guten persischen Arbeiters sich auf kaum $1^1/_2$ Franken beläuft, und ein großer Theil der Baumaterialien zur Hand war, die Kosten doppelt so groß sein sollten, als sie es in Frankreich oder England

Der Damm von Saweh.

sein würden. Dieulafoy, den diese Unverschämtheit entrüstete, machte der Unterredung demzufolge ein Ende und erklärte den beiden Vertrauensmännern, daß er von Ispahan einen auf mittlere Preise in Frankreich basirten Entwurf an den Prinzen einsenden werde. Diese Antwort befriedigte den General keineswegs; ohne ein Wort zu verlieren, zog er sich unter dem Vorwande, unerträgliche Magenschmerzen zu haben, zurück und ließ sich entschuldigen, daß er bei Tisch nicht anwesend sein könne. Endlich erklärte der Brave, daß sein Zustand ihn nöthige, so schnell als möglich nach Teheran zurückzukehren und daß er somit zu seinem lebhaftesten Bedauern an der Weiterreise nach Kum nicht theilzunehmen im Stande sei.

Als Dieulafoy am Abend Befehl ertheilte, die Maulesel zur Abreise bereit zu halten, stellte es sich heraus, daß der General dieselben aus ökonomischen Gründen seit vier Tagen nach Teheran zurückgeschickt hatte.

So blieb nichts anderes übrig, als die Lasten in Packete von je 40 kg zu theilen und durch kleine Esel, welche sofort zur Verfügung standen, tragen zu lassen. Mit Vergnügen sagten alsdann die Reisenden der traurigen Granatbaumpflanzung Lebewohl und nahmen, eskortirt von einem Soldaten und gefolgt von der Karawane der kleinen Esel, ihren Weg nach Kum. Nach dreizehnstündiger, äußerst beschwerlicher Reise wiesen die Führer endlich auf die Mauern des am Horizonte sichtbar werdenden Awah. Mit einer letzten Kraftanstrengung trieb man die Pferde noch einmal zur Eile an und befand sich endlich vor dem Thore des Städtchens.

Frau aus Awah.

Greise mit roth gefärbten Bärten saßen am Eingange auf Erdbänken und wiesen auf die Frage nach einer Unterkunft auf einen kleinen Platz außerhalb des Ortes hin, der nur mit ganz jungen, schattenlosen Bäumen bepflanzt war. Die Aussicht, den ganzen Tag in der glühenden Sonne zubringen zu sollen, war nichts weniger als verlockend, und man hätte sich in der That in das Unvermeidliche finden müssen, wenn die Einwohner nicht noch glücklicherweise im Gespräch mit dem Soldaten den Zweck der Reise erfahren hätten. Die Mittheilung nämlich, daß die

gelehrten Farangis gekommen seien, um zu untersuchen, wie der Wasserdamm von Saweh am besten auszubessern und die ganze Ebene mit Wasser zu versorgen sei, stimmte die eben noch so störrischen Leute dermaßen um, daß sie herbeieilten, um die Kleider der Reisenden zu küssen und freudig ausriefen: „Euch sendet Allah! Fünfmal täglich wollen wir Gott bitten, daß er euch vor jedem Unheil beschützen möge. Seid willkommen bei uns und erweist uns die Ehre, in unseren armseligen Behausungen zu wohnen!“ Dabei ergriffen sie die Zügel und Steigbügel der Pferde, waren alsbald beim Absteigen behilflich, öffneten dienstbeflissen das Thor des Dorfes und wiesen den Weg nach einem schönen Bala chaneh (Obergemach), wo die Reisenden alsbald in tiefen Schlaf verfielen. Einige Stunden später erschien der Besitzer und bat, nachdem er sich nach dem Befinden der Reisenden erkundigt, dieselben, doch auf dem Hofe des Hauses zu speisen, damit die auf den Dächern der benachbarten Häuser versammelten Bewohner ihre Neugierde befriedigen könnten, insbesondere da sie durch die geschwätzige Dienerschaft Kenntniß erhalten hatten, daß einer der „Farangis“ eine wirkliche Dame sei. Nur ungern willigten die Reisenden in diese Bitte, folgten indessen einer alten Dienerin in das Innere des Hauses. Beim Anblick der Französin eilten mehrere Frauen herbei, ergriffen ihre Hände und führten sie demüthig an ihre Lippen. Aller Augen waren ihr zugewandt, um ihr Thun und Treiben einer fortwährenden ebenso genauen wie lebhaften Kritik zu unterziehen. Fatma, die Herrin des Haufes, zählte ungefähr 25 Jahre; sie trug, über den Kopf geschlungen, einen weißen Seidenshawl, welcher unterhalb des Kinns durch einen Türkis zusammengehalten wurde. Ihre Haare, fransenartig über der Stirn abgeschnitten, fallen in einer Anzahl kleiner Flechten über den Rücken. Ein sehr leichtes vorn geschlitztes Gazehemd läßt den Busen fast unbedeckt; der bis zu den Knien reichende Rock ist aus Seide von Benares gefertigt. Die anderen Frauen sind in ähnlicher Weise gekleidet, nur tragen die älteren anständigerweise Trikots von weißer Baumwolle. Die Unterhaltung, in der verbindlichsten Weise geführt, dauerte bis Dunkelwerden, drehte sich aber fortgesetzt um nichts anderes, als Mode, Toilettenkünste und ähnliches.

Ruine einer Moschee in Kum.

Abends erging der Befehl zum Aufbruch. Anfangs weigerten sich die Eseltreiber unter allerlei Vorwänden, namentlich aus Furcht vor räuberischen Nomaden, ihre Thiere zu satteln; durch energisches Einschreiten wurde aber der Widerstand überwunden und der Abmarsch erfolgte. Der Zug war noch nicht allzulange unterwegs, als plötzlich der Führer erklärte, den Weg verloren zu haben, er wolle in einem nahen Dorfe, von wo sich Hundegebell hören ließ, sich nach demselben erkundigen. Wohl oder übel mußte dieser Vorschlag angenommen werden, aber die Karawane mußte sich vor den Thoren des Dorfes lagern, da die mißtrauischen Wächter sie einzulassen verweigerten. Gegen drei Uhr des Morgens mochte sich indessen den verständigeren der Leute die Ueberzeugung aufgedrängt haben, daß es doch wohl vortheilhafter sei, in der Nacht die Reise fortzusetzen, als in der sengenden Sonne bei Tage auf dem Marsche zu sein. Für Europäer aber würde es an Wahnsinn grenzen, wollten sie am Tage und noch dazu im Monat Juli die Wüste von Kum durchreisen. Daher ließen Dieulafoy's, ausnahmsweise auf die Rechtschaffenheit der Führer vertrauend, ihr Gepäck, darunter eine Summe von 3000 Franken in Silber, zurück und ritten dem Zuge in Begleitung des Soldaten nach Kum vorauf, um diese Stadt noch vor 8 Uhr Morgens zu erreichen. Einem viertelstündigen Galopp folgten immer fünf Minuten Schritt. Man durchritt zuerst ein steiniges ausgedörrtes Thal, in welchem außer den durch die Pferde aufgeschreckten Skorpionen kein lebendes Wesen zu entdecken war. Um 6 Uhr schon wurde die Hitze fast unerträglich. Nach einer weiteren Stunde wurde es erst gar arg: die der Sonne ausgesetzte Seite der Sättel krümmte sich wie Papier am Feuer; ein Steigbügelriemen riß und die anderen waren der Länge nach halb gespalten. Der Schweiß nimmt dermaßen überhand, daß die nassen Zügel den Händen entgleiten. Die von der Sonne und dem Staube gereizten Augen sind kaum noch zu öffnen und die Schläfen pochen,

als wollte der Kopf zerspringen. Die Pferde selbst, trotz ihrer bisher bewiesenen glänzenden Ausdauer, fingen an über die Steine zu stolpern und wären gestürzt, wenn man sie nicht längere Zeit im Schritt hätte gehen lassen. Endlich erscheint in der Ferne die vergoldete Kuppel des berühmten Grabdenkmals der Fatma, der heiligen Beschützerin Kums.

Ein schönes Karawanserai, welches bereits von einer großen Zahl jüdischer Handelsleute okkupirt war, nahm die zum Tode ermatteten Reisenden auf. Der Thürhüter erkannte sogleich an den amarantfarbenen Schwänzen ihrer Pferde, daß dieselben den königlichen Ställen entstammten; natürlich hielt er die Ankömmlinge für hohe Persönlichkeiten und zwang die unglücklichen Juden, ihnen Platz zu machen. Diese schienen über solche Behandlungsweise nicht einmal erstaunt; denn sie sind in Persien, wo sie freilich meist unsagbare Geschäfte treiben, so verachtet und erniedrigt, daß sie sich über Ungerechtigkeiten und Brutalitäten nicht einmal zu beklagen wagen.

Das geräumige und luftige Bala-chaneh wurde also den Reisenden zur Verfügung gestellt; von ihm aus konnte man durch die Fenster, welche nach den vier Himmelsrichtungen sich öffneten, das ganze Panorama von Kum überblicken. Wie in Mamunieh sind auch hier die Häuser mit kleinen

Die Scheich-Gräber in Kum.

Kuppeln versehen, deren große Zahl einen seltsamen Eindruck macht. In der Ferne erblickt man die spitzen Dächer der Scheich-Gräber und linker Hand dehnen sich die lieblichen Gärten des berühmten Grabes der Fatma aus.

Doch nicht lange sollten die Reisenden in dem Karawanserai verweilen. Bald war die Nachricht von ihrer Ankunft bis zum Gouverneur der Stadt, Mirza Mehti Chan, der eine Tochter des Schah zur Gemahlin hat, gedrungen und schon am nächsten Morgen sandte er Boten, um die Reisenden zu bitten, die Wohnung der Prinzessin, welche während der heißen Jahreszeit sich im Gebirge aufhielt, zu beziehen. Dies geschah, und man siedelte in das leer stehende Anderun (Frauengemach, Harem), den entlegenern Theil des Palastes, über.

Die Einbildungskraft der Europäer wird in der Regel bei dem Aussprechen des Wortes Anderun in lebhafte Erregung versetzt, und man gefällt sich darin, diese verschlossenen Wohnungen in der Phantasie mit all' dem Glanz und all' der Pracht zu umgeben, wie sie dem Leser in den Erzählungen von „Tausend und eine Nacht“ in üppigster Weise geschildert werden. Doch wie ganz anders die Wirklichkeit! Trotzdem sich die Fremden in dem Palast der Lieblingstochter des Schah von Persien befanden, hätte sich sicherlich manche einfache Bürgerfrau über dessen mangelhafte Ausstattung beklagt! Die Verbindung zwischen dem Birun (Abtheilung für die Männer) und dem Anderun wird durch einen, vermittels mehrerer Thüren verschlossenen Korridor hergestellt. Die letzte derselben öffnet sich auf einen Garten, an dessen Enden sich zwei durch Spazierwege verbundene und einander ähnliche Gebäude erheben;

das eine derselben, nach Norden zu gelegen, wird nur im Sommer, das andere nach Süden zu liegende dagegen nur im Winter benutzt. Die gewölbten Kellerräume, Zirzamin (d. h. „unter der Erde") mit Namen, werden ebenfalls während der größesten Hitze bewohnt. Der Sommer-Pavillon ist in drei Salons eingetheilt und wird durch zahlreiche Fenster erhellt. Auf diese erste Reihe von Gemächern folgt eine zweite und endlich betritt man die dunklen, jedoch stets kühlen Hinterzimmer, in die man sich zurückzieht, um während der heißesten Stunden des Tages eine angenehme und erfrischende Siesta zu halten.

Die Nacht verbringen die Frauen in der Regel auf den von hohen Mauern umgebenen Terrassen. Sobald die Sonne lästig fällt, begeben sie sich in die ersten Wohnräume, die wie alle übrigen nur mit Kalk geweißt sind, und vor der glühendsten Hitze ziehen sie sich in jene dunklen Gemächer des Palastes zurück, nachdem sie die hölzernen Jalousien dicht hinter sich verschlossen haben. Das Mobiliar ist höchst einfach. Einige auf den Teppichen herumliegende Kissen und eine Anzahl seidener Vorhänge, die durch Schnüre an plumpen eisernen Haken befestigt sind, geben einen ungefähren Begriff von der reichen Phantasie persischer Tapeziere. Der Winter-Pavillon ist im Allgemeinen dem eben beschriebenen ähnlich. Das ist mit wenig Worten die wahrheitsgetreue Schilderung des Anderuns einer mächtigen persischen Prinzessin. Man kann eine solche Wohnung, welche der Frau eines der reichsten Herren Persiens gehört, geradezu ärmlich nennen; für die erschöpften Reisenden war sie freilich ein wahres Paradies.

Die Stadt, welche ehemals mit mehr als zweihundert Grabmälern geschmückt war, von denen heutigen Tages jedoch drei Viertel in Ruinen liegen, dehnt sich derartig aus, daß Dieulafoy's Begleiter genöthigt waren, sie zu Pferde zu besichtigen. Die Einwohner sind äußerst fanatisch und wie erklärlich, trägt das berühmte Grabmal der Fatma, einer Tochter des Imam Riza, ganz außerordentlich dazu bei, ihre Frömmigkeit zu vermehren.

Mirza Mehti Chan, Gouverneur von Kum.

Am Tage ihres Eintreffens ließ der Gouverneur die Fremden auf das Artigste ersuchen, ihn zu empfangen. Indessen beeilte sich M. Dieulafoy die Gegenbitte auszusprechen, dem Gebieter seine Aufwartung machen zu dürfen. Alsbald wurden die Fremden in das Birun geleitet und fanden Mirza Mehti Chan unter einer Halle, umgeben von einer großen Anzahl von Mollahs und Officieren. Bei der Annäherung der Gäste zogen sich die Priester zurück und der Prinz empfing sie mit der ausgesuchtesten Freundlichkeit. Er unterrichtete sich über den Zweck ihrer Reise, fragte M. Dieulafoy, ob sie sich in ihren Gemächern wohl befände und erlaubte sich schließlich mit einer gewissen Zurückhaltung seinen Gästen Wein anzubieten, was diese ablehnten. Augenscheinlich wurde der Gouverneur dadurch einer schweren Sorge enthoben, da ihm selbst wegen der Nähe des heiligen Grabmals der Fatma der Genuß von Wein aufs Strengste durch die Gebote seiner Religion untersagt ist.

In den folgenden Tagen wurden die weiteren Sehenswürdigkeiten Kums in Augenschein genommen, darunter die schon erwähnten Gräber der Scheichs; sie liegen inmitten herrlicher, mit alten Bäumen bepflanzter Gärten. Die Quadersteine und das Getäfel sind bei diesen Bauten zum größesten Theil verschwunden, dagegen sind die herrlichen Stuckverzierungen an den Thoren noch vollkommen erhalten.

Aus dem äußersten Süden Brasiliens.

Von Dr. Rud. Canstatt.

I.

Zur Sicherstellung meiner Person hatte ich beim Ausgang der mit so vielem Geräusch 1877 eingeleiteten uruguayschen Revolution, deren Wirrnisse die Verhältnisse aller, wie des einzelnen höchlichst beeinflußten, mich veranlaßt gesehen, Montevideo als Wohnsitz vorläufig aufzugeben und den letztern hart an der Grenze des benachbarten brasilianischen Staatsgebietes, gegenüber dem Städtchen Jaguarão, bis auf weiteres aufzuschlagen. Wie sich hier mein Leben

gestaltete und was mir in der Zeit meines Aufenthaltes in Artigas an Dingen von allgemeinem Interesse vorkam, sowie die Schilderung von Ausflügen auf brasilianisches Gebiet, mag zum Inhalt der nachfolgenden Reiseskizze dienen.

Schon einigemale hatte ich dem gegenüber liegenden Jaguarão, weniger aus Neugierde als zur Abwickelung von Geschäften einen Besuch abgestattet, der sich jedoch nie länger als bis zum Sonnenuntergang ausdehnte. Zu dieser Zeit nämlich stellt die Fähre, welche den Verkehr zwischen beiden Ufern des Rio Jaguarão vermittelt, ihren Dienst ein, und man ist ganz der Willkür eines Guarda (Wächter) anheimgegeben. Während am Tage der Preis der Ueberfahrt nur einen halben Real oder 5 Vintems nach brasilianischem Gelde (etwa 20 Pfennige) beträgt, hängt es dann ganz von der Gnade des Fährmanns ab, ob man über die gelben Fluthen übergesetzt werden soll, und geschieht es, so muß man dies theuer genug mit einem Peso (etwa 4 Mark) bezahlen. Zur Zeit wurde dieses Amt von einem schmutzigen Portugiesen Namens Vizente verwaltet, der ähnlich dem Sohne des Erebus und der Nacht, als ein finsterer Alter mit struppigem Barte und in ärmlicher Kleidung, aber mit einem, der Unfehlbarkeit des Papstes nichts nachgebenden Selbstbewußtsein sich dem Fremdling zu Diensten stellte. Nichts desto weniger war Vizente nicht die eigentlich maßgebende Persönlichkeit; das „Ja“ oder „Nein“ ist eigentlich Sache des Administrators der Alfandega (Zollhaus), doch bleibt es immer fraglich, ob man diesen hohen Herrn, der noch dazu etwas weiter ab von der Fähre wohnt, zu Hause trifft. Im Allgemeinen ist für die brasilianischen Beamten, welche die Fremden von Grund ihrer Seele hassen und nur gefällig gegen diese sind, wenn sie dieselben nicht entbehren können, das leitende Princip eine unnachsichtige Chikane.

Die Stadt Jaguarão dehnt sich ziemlich weit nach Osten, Westen und Norden aus, während im Süden der Fluß ihrer Erweiterung natürliche Schranken setzt. Wie schon früher erwähnt wurde, lehnt sich der Ort an einen Hügel, der gegen Norden aufsteigt und mit einer daneben befindlichen bedeutenden Anhöhe korrespondirt, auf welcher der von Mauern umschlossene alte Kirchhof liegt, ein Punkt, welcher sowohl nach Uruguay zu, wie nach Brasilien hin die lohnendste Aussicht gewährt. Seinen Ursprung verdankt Jaguarão, oder, wie es mit dem vollen Namen heißt, Espirito Santo de Jaguarão, theils einer im Jahre 1763 von Kolonisten aus Madeira gegründeten Ansiedelung, theils einer portugiesischen Befestigung, welche sich weiter oberhalb des Flusses an einem der vielen Pässe oder Fuhrten, dem sogenannten Boca de tigre (Tigerschlund) befand. Einige leiten den Namen von der Beschaffenheit des Passes ab, welcher ziemlich gefährlich zu durchschreiten ist; andere behaupten, daß sich in früheren Zeiten in den Arroios (Buschwerk) viele Tiger aufgehalten hätten. Unter Tiger ist hier der südamerikanische Puma oder auch der Jaguar (Onca pitada, Onca preta oder Jauareté pixuna) zu verstehen. Meinerseits glaube ich, daß die obige Bezeichnung von der Gefährlichkeit des Passes hergeleitet wurde. Uebrigens ist der Rio Jaguarão sehr reich an Fuhrten und Pässen, deren ich auf einer Strecke von 12 Leguas wohl an 14 aufzählen könnte. Einige, wie der Passa de las Pietras, bilden zugleich die Grenzposten für orientalische und brasilianische Zollwächter.

Jaguarão selbst ist eine der am weitesten vorgeschobenen Militärstationen des Landes und ein für den Handel beider aneinander grenzenden Staaten an Bedeutung hervorragender Platz.

Der Ort, welcher zwischen 4000 und 5000 Einwohner zählen mag, macht durchaus den Eindruck einer brasilianischen Kampstadt, deren Charakteristik in Oede und Langeweile besteht. Wie in den meisten Städten des Kaiserreichs sind die Straßenviertel in regelmäßige Quadrate eingetheilt. Eine Straße ist so breit wie die andere, doch nur wenige davon sind gepflastert, und außer in einigen kümmerlich bepflanzten Gärten erfrischt nirgends innerhalb der Stadt das Grün von Bäumen die Augen des Ankömmlings. Die sogenannte Praça aber, auf welcher die nie fehlende Hauptkirche im Jesuitenstile steht, wetteifert im Sommer an unerträglicher Schattenlosigkeit mit einem Dürrboden, und da aller Unrath hier abgelagert wird, an mephitischen Ausdünstungen mit einer Senkgrube. — Die Hauptstraße ist die Rue de Commercio (Straße des Verkehrs, Handelsstraße), doch entspricht dieselbe wenig ihrem Namen. Sie läuft vom Hafen aufwärts nach Norden und hier befinden sich denn auch die Hauptgeschäftshäuser. Am Hafen selbst, in dem gewöhnlich 10 bis 12 Hiaten, eine besondere Art von Flußfahrzeugen, vor Anker liegen, befindet sich der Mercado (Markthalle), welcher seit Jahren unausgebaut, die unvollendete Seite dem Flusse und dem orientalischen Ufer zukehrt, als ob er gleich von vorn herein der Außenwelt Zeugniß von dem in Brasilien herrschenden Schlendrian ablegen sollte.

Von den Einwohnern sind ein guter Theil Fremde, meist Portugiesen, welche dem Kleinhandel obliegen, mit einer an Geiz grenzenden Sparsamkeit zu leben wissen und vor keinem Mittel des Gewinn bringenden Erwerbes zurückscheuen. Haben sie sich dann ein Vermögen erworben, so vergißt man leicht die Quelle desselben und der Brasilianer, der in moralischer Hinsicht, wenn auch nicht viel, doch etwas höher steht, läßt sich, soweit es sein Vortheil erheischt, von ihnen leiten. — Deutsche und Franzosen sind in Jaguarão nur in geringer Zahl vertreten. Unter den ersteren fand ich zwei Landsleute, welche sich in jeder Hinsicht von den übrigen auszeichneten. Einer von diesen war der Direktor des Kollegs St. Juan, ein Mann, dessen Einfachheit und Wahrhaftigkeit die größte Achtung einflößt; der andere war ein Schuhmacher aus Berlin, einer von den sogenannten Brummern, jenen deutschen Soldaten, welche Brasilien zur Kriegsführung gegen den Diktator Rosas in Hamburg 1850 angeworben hatte. Beide sind auf das innigste mit einander befreundet, und gewähren das seltene Bild einer wirklichen gegenseitig zu jedem Opfer fähigen Hinneigung. Juan Haack, der erstgenannte Direktor des Kollegs, dem die pädagogische Karrière mehr durch ein zufälliges Geschick als durch eigene Wahl aufgenöthigt worden, der nach mancherlei Irrfahrten durch Brasilien nach Valdivia und Valparaiso endlich in Jaguarão Anker geworfen, ist der Sohn eines Militärarztes in Saarlouis. Auf Anrathen seines Freundes Mayner gründete er mit seinen Ersparnissen das genannte Institut, welches außerhalb der Stadt liegt, und dem er mit unermüdlichen Fleiße vorsteht. Wie es das Land mit sich bringt, muß er neben seiner Lehrthätigkeit noch gar manches verrichten, was seine Berufsgenossen in Deutschland mit Entsetzen erfüllen würde. Er kocht z. B. selbst für seine Pensionäre, reinigt das Haus und kommt vor lauter häuslichen Verrichtungen, da er ganz allein auf sich angewiesen ist, fast nie in die Stadt. Bescheidenheit ist der Hauptzug seines Charakters; er kann es deshalb auch nicht über sich gewinnen, für Kost, Wäsche, Wohnung und Unterricht eine höhere Pension als 20 Milreis (45 Mark) monatlich von den Eltern seiner Zöglinge zu beanspruchen, ein Satz, mit dem man allerdings sich unter den obwaltenden Verhältnissen in Brasilien kein Vermögen erwerben kann.

Um auf die Stadt selbst und was sie bietet, zurückzukommen, so fand ich das sociale Leben in jeder Weise unbefriedigend. Eine durch die Sklavenwirthschaft bedingte Korruption machte sich in allen Schichten der Bevölkerung geltend. Dazu kommt, daß die Frauen fast durchweg nur eine sehr geringe Bildung besitzen und daher ausschließlich dem Stadtklatsch, Putz und sinnlichen Genüssen leben, während die Männer, welche gern und viel Antheil an der Politik nehmen, gleichviel ob sie durch ihre Stellung oder geistige Bildung dazu berufen scheinen, mit beispielloser Inkonsequenz jeder augenblicklichen Parteiströmung folgen. Gegenwärtig ist Jaguarão durchaus konservativ gesinnt, das heißt, man ist der Regierung ergeben. Dennoch werden fast täglich von den vier zu Jaguarão erscheinenden Zeitungen die einzelnen maßgebenden Persönlichkeiten aus Regierungskreisen auf eine höchst verwerfliche pöbelhafte Weise angegriffen. Um piquant zu erscheinen, scheut diese Journalistik weder vor Verbreitung obscöner Lügen, noch vor der Verletzung der Moral in solchen Fällen zurück, so daß man sich unwillkürlich von derartigen Ausgeburten der Preßfreiheit, wie sie in Brasilien thatsächlich herrscht, angewidert fühlt. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß die allbekannte Bestechlichkeit der Beamten und das übliche Lug- und Trugsystem solche Angriffe mitunter erklärlich machen. — Zur Beleuchtung der im Beamtenstande herrschenden Korruption möge statt vieler nur das einzige hier folgende Beispiel dienen.

Dem Capataz (Verwalter) eines Saladero (Schlachthof) waren 13 Unzen in Gold (936 Mark) gestohlen worden. Nach einiger Zeit gelang es des Diebes in Jaguarão habhaft zu werden. Satt dem Capataz nun bei Festnahme desselben behilflich zu sein, wird der Bestohlene nicht nur von der Polizei daran gehindert, sondern sogar auf Befehl des Subdelegaten (Polizeikommissär) selbst ins Gefängniß abgeführt. Zufällig lag ein brasilianisches Kriegsschiff im Hafen, dessen Kommandant, ein Freund des Capataz, sich des wirklichen Diebes bemächtigte und von ihm das Geständniß erzwang, daß er 4 Unzen von der gestohlenen Summe für sich verbraucht, 9 Unzen jedoch dem Subdelegado gegeben habe. Mittlerweile war der Capataz aus seiner Haft entlassen, aber als er persönlich den Subdelegado zur Rede stellte, zum zweitenmale verhaftet worden. Erst der energischen Intervention des Kommandanten des Kriegsschiffes hatte es der Bestohlene hierauf zu verdanken, daß er wieder in Freiheit gesetzt wurde und die 9 Unzen aus der Tasche des Polizeikommissärs zurückerhielt.

Gleich tadelnswerth wie das Betragen der Beamten ist auch jenes der Geistlichen. Bekanntlich ist seit ein paar Jahren schon die Aufhebung der Sklaverei dekretirt worden; demungeachtet hat sich noch ganz vor kurzem ein Pater zu Jaguarão eine 18jährige Mulattin gekauft, mit welcher er ganz ungescheut in wilder Ehe lebt, und die er unter der strengsten Klausur hält. — Derselbe ehrenwerthe Geistliche ist so gierig beim Zusammenscharren seiner Einkünfte, daß er beispielsweise keine Leiche vor Bezahlung der üblichen Sporteln durch die Angehörigen aus der Kirche heraus läßt. In letzter Zeit noch traf es sich, daß eine Kinderleiche, für die man die Gebühren noch nicht entrichtet hatte, drei Tage in der Kirche stehen blieb und in diesem Klima die Andächtigen nicht wenig durch ihre Ausdünstung zurückschreckte, bis sie auf Befehl der Camara municipal (Stadtrath), da die Eltern nicht im Besitze der geforderten 7 Milreis (15 Mark 75 Pf.) waren, entfernt wurde. Aeußert man über derartige Vorkommnisse aber etwa sein Erstaunen, so erhält man höchstens die naive Antwort: „São opiniãos!" (Das sind Ansichten!) oder: „São costumes de paiz!" (Das ist Landessitte!)

Der Unterhaltung und den Vergnügungen in Jaguarão suchen vier gesellige Vereine, darunter eine sogenannte Bailante (Ballgesellschaft) und mitunter ein Theater, Rechnung zu tragen. Letzteres hat eine portugiesische Schauspielergesellschaft inne, welche das Publikum durch den verlockenden Zusatz auf den Theaterzetteln, daß zum Schluß der Cancan getanzt würde, anzuziehen bemüht ist. Man sieht, daß Deutschland sich nicht allein über den Verfall der Bühne zu beklagen hat, hier beginnt man gleich mit dem Ruin. Da ich keine Nacht in Jaguarão zubringen wollte, habe ich mich näher über die Kunstleistungen der Truppe nicht unterrichten können. Sie werden aber wohl das, was ich früher davon in Brasilien gesehen, an Bedeutung kaum überragt haben. Größeres Interesse mögen dem Fremden die häufig hier stattfindenden Carreiros (Wettrennen) und Hahnenkämpfe einflößen. Diese dürfen übrigens nicht, wie anderwärts, mit scharfen Klingen, sondern nur mit Silbersporen, wie in Portugal, vorgenommen werden, und dienen zur Belustigung an den vielen kirchlich gebotenen Festtagen. Auch die Processionen kann man füglich zu den Volksvergnügungen zählen. Obwohl dieselben mit großem Pomp veranstaltet werden, entbehren sie doch der in Europa damit verbundenen andachtsvollen Würde und gleichen eher einem Fastnachtszuge als einem kirchlichen Akte. Die grellen Farben, deren sich alle Stände und alle Schattirungen der Bevölkerung in ihrer Kleidung zu bedienen belieben, treten dabei besonders hervor, wobei sich dann auch die unschöne Zusammenstellung der brasilianischen Nationalfarben, Gelb und Grün, im Uebermaße geltend macht.

Die Freimaurerloge besitzt an der Praça ein eigenes Gebäude und zählt eine Menge Einwohner zu ihren Mitgliedern; doch verfährt man bei der Aufnahme von Brüdern keineswegs wählerisch. Auch hält sie sich nicht streng an lediglich maurerische Bestrebungen, sondern zieht vielfach politische Fragen mit in ihren Wirkungskreis. Augenblicklich ist es der Kampf mit Rom, der sie in dieser Beziehung vollauf beschäftigt.

Mit Aerzten ist Jaguarão im Verhältniß zu seiner Einwohnerzahl ziemlich reich gesegnet. Es existiren deren sechs, von denen einer Franzose, die übrigen Inländer sind. Letztere sind nur mit einem äußerst schablonenhaften Wissen ausgerüstet und stehen in manchen Dingen auf einem geradezu antediluvianischen Standpunkte. Dasselbe gilt von den Lehrern, den Apothekern und mit wenigen Ausnahmen von allen sonstigen Vertretern höheren Wissens. Bei Erwähnung der Aerzte sei hervorgehoben, daß die Lage Jaguarãos vom hygienischen Standpunkte aus im Allgemeinen nicht als die beste bezeichnet werden kann. Die starken Ausdünstungen des Wassers verbreiten sich gerade über dem belebtesten Theile der Stadt. Es herrscht deshalb fast beständig Dysenterie in stärkerm oder schwächerm Grade; auch Wechselfieber sind an der Tagesordnung und Typhusepidemien, Blattern, sowie eine Menge Kinderkrankheiten bleiben, sobald sie einmal Boden gefaßt, ziemlich lange am Orte. Viel mag dazu die Unreinlichkeit der Bewohner beitragen, welche es nicht im geringsten zu inkommodiren scheint, daß fast ständig in den Hauptstraßen verendete Thiere umherliegen. Im Sommer verschwinden dieselben zwar ziemlich schnell, im Winter aber kann man diese Kadaver wochenlang an derselben Stelle liegen sehen. Die Polizei kümmert sich nicht im mindesten darum. Das gegenüber liegende Artigas auf orientalischem Boden ist bezüglich seiner Lage ungleich gesunder und verdankt dies zum nicht geringen Theile der frischen Seebrise, welche fast jeden Nachmittag die Luft hier reinigt.

Recht auffällig war mir in Jaguarão, wie sehr Bra-

silien gegen Uruguay in seiner Entwickelung trotz aller Hilfsquellen und dem mehrjährigen Frieden, welchen das Land genießt, zurücksteht. In den Hafenstädten tritt dies nicht so grell zu Tage, da man als Fremder mehr mit den dortigen Landsleuten verkehrt und auch die Eingeborenen sich dort mehr den europäischen Sitten akkommodiren; in solchen Kampstädten dagegen können die Brasilianer ihre laxe Moral und den Mangel an jedem fortschrittlichen Streben kaum verleugnen.

Die Umgebung der Stadt ist eine recht anmuthige. Die zwischen dunkeln Orangenhainen hervorschimmernden lichten Baulichkeiten versteckter Chacaras (Landhäuser) gewähren einen ungemein belebenden Anblick, und man wird nicht müde, sich auf den Anhöhen des Städtchens der weiten Aussicht nach der Banda oriental und über das brasilianische Gebiet hin zu erfreuen. Auch eignet sich Jaguarão vortrefflich zum Ausgangspunkte von weiteren Ausflügen. So benutzte es unter anderen der Engländer Mulhall im Jahre 1873 anscheinend für längere Zeit als Standquartier. In seinem Reisewerke „Rio grande do Sul and its german Colonies“ verweilt er wenigstens mit ziemlicher Ausführlichkeit bei Jaguarão und Umgegend. Der lohnendste Ausflug von Jaguarão, schreibt derselbe, ist nach Rincão de Ramirez an den Ufern des Sees Mirim. Von den beiden großen Binnenseen pflegten die Indianer den einen Lagoa Patos Guazir oder den großen See, und den weniger umfangreichen Mirim, El Mini, oder den kleinen zu nennen; die Portugiesen beschränken sich auf die Bezeichnung Mirim. Er ist 120 engl. Meilen (193,08 km) lang und 16 (25,74 km) breit. 33 Flüsse münden in diesen See, der größtentheils aber sehr seicht ist. Drei große Sandbänke oder Untiefen, Juncal, Zapata und Sarandy, hindern überdies die Schiffahrt in hohem Grade. Durch den Traktat von 1853 wurde der See als brasilianisches Eigenthum erklärt und für die orientalische Republik und deren Handel seitdem thatsächlich verschlossen, obgleich dann und wann ein Boot mit Ziegeln oder Baumstämmen beladen von Jaguarão oder Pelotas sich zeigt, welches den meilenweit schiffbaren Sarandi oder Taquary aufwärts fährt.

Sehr viel weiß Mulhall von Rincão de Ramirez zu erzählen, das auch in der Nachbarschaft von Jaguarão gelegen ist. Ich selbst habe es einer genauen Besichtigung noch nicht unterworfen.

Rincão de Ramirez ist eine Art Halbinsel von einer Küstenausdehnung von 20 engl. Meilen längs des Sees, während nach dem Inneren des Landes zu der Rio Taquary die Grenze bildet. Die Halbinsel nimmt einen Flächenraum von 500 000 Acres ein. Ihr Name leitet sich von einem andalusischen Kaufmanne in Montevideo her, welcher die ungeheure Besitzung für 5000 Silber-Dollars kaufte und sich im Jahre 1798 in dieser Wildniß ansiedelte. Noch vor kurzem stand die Lehmhütte, in welcher er viele Jahre gelebt und die mannigfaltigen Schicksale des Landes hier über sich ergehen ließ. Zur Zeit, als der berüchtigte Parteiführer Artigas die Banda oriental schonungslos verwüstete, wurde auch Rincão de Ramirez' so blühender Viehstand dermaßen vernichtet, daß sich nur noch einzelne, verlaufene und verwilderte Thiere in den Wäldern umhertrieben. Dieselben vermehrten sich indessen in den darauf folgenden Jahren wieder so rasch, daß man 1845 bereits auf Rincão de Ramirez wieder 150 000 Stück Vieh und 50 000 Pferde zählte. Die späteren Kriege von Oribe (1851) reducirten die ganze Herde jedoch abermals auf 20 000 Stück. Heute schätzt man den Viehstand auf 60 000 Kühe, 160 000 Schafe und 6000 Pferde daselbst, während der Bodenwerth von Rincão nahezu 200 000 Pfd. Sterl. betragen soll. Ein Theil des Bodens wird in neuerer Zeit von einer Feldbau-Aktiengesellschaft bewirthschaftet. Unter den Aktionären steht der englische Geschäftsträger Mr. Videau als großer Kapitalist obenan. Der Sohn des ersten Eigenthümers Ramirez besitzt noch 24 Quadrat-Leguas oder 15 000 Acres. Auf seiner Estanzia La Feja an den Ufern des Taquary darf man nach Mulhall's Versicherung stets eines gastlichen Empfanges gewärtig sein.

Etwa eine Meile von La Feja entfernt steht die einsame Schenke eines Orientalen Namens Sagrera, in der zugleich die Bewohner von Rincão ihre Einkäufe an Kleidung, Materialwaaren und anderen Dingen machen.

Sehr lohnend ist ein Ritt längs der Ufer des Taquary bis zur Farm Harismende, die einem unternehmenden Basken gehört. Der Fluß ist hier circa 60 m breit und die jähen Uferabhänge sind mit der üppigsten Baumvegetation bedeckt, worunter prächtige Palmen sich besonders malerisch aus dem dunkeln Grün der übrigen Bäume abheben.

Rincão hatte durch die kriegerischen Zeiten der letzten Jahrzehnte nicht allein viel zu leiden, sondern die Bewohner dieser Gegenden wurden auch durch das massenhafte Auftreten von Tigern und wilden Hunden vielfach beunruhigt. Vor ungefähr 50 Jahren waren die Tiger hier so zahlreich, daß Ramirez es für nöthig hielt, eine Prämie von drei Dollars für jeden Tigerkopf auszusetzen und daß er außerdem dem Jäger gern das Fell überließ, welches damals immerhin einen Werth von 25 bis 30 Mark hatte. Ein Bursche, dem man den Beinamen Yuca (Tiger) gegeben, soll in einem Jahre nicht weniger als 105 Stück erlegt haben, ein anderer, Namens Juan Silva, erhielt die ausgesetzte Prämie für 200 in den Jahren 1825 bis 1830 getödtete Tiger. Die wilden Hunde traten erst einige Jahre später in so großer Menge auf. Auch für ihre Erlegung zahlte Ramirez bei Einlieferung des Schweifes pro Stück zwei Real, also 40 Pfennige. Erst nach der Tödtung von 20 000 solcher Hunde ließ die Plage etwas nach. Ramirez giebt an, daß er von 1849 bis 1851 für 5000 Schweife Prämien gezahlt habe. Die Verheerungen, welche diese wilden Hunde unter den Viehherden, namentlich unter den Kälbern, angerichtet haben, sollen ganz außerordentlich groß gewesen sein, und es sind Fälle bekannt, wo sie auch einzelne Reiter gleich einem Rudel Wölfe verfolgten, Fußgänger aber fielen rettungslos ihnen zum Opfer.

An der Stelle, wo des alten Ramirez erste Hütte stand, befindet sich heute die Estanzia Palmar und eine Art Wartthurm daselbst gewährt eine weite Aussicht über die ganze Gegend bis zu den fernen Bergeshöhen hinter Jaguarão. Weiterhin in der Nähe der Lagoa Mirim ist der einsame Aufenthalt eines gastfreien Brasilianers Grimecindo Mattos. Catumbera, so heißt diese Besitzung, ist auf einem alten indianischen Begräbnißplatze erbaut und bietet reichlich Gelegenheit zur Ausübung ergiebiger Jagden auf Wasservögel, Tiger und Strauße; nur muß man sich hüten, sein Pferd nicht zufällig unter einem Baume, Arueda genannt, anzubinden. Derselbe hat die Eigenschaft, die Körper von Roß und Reiter, welche in seinem Schatten weilen, durch seine Ausdünstungen anzuschwellen, und nur die eingeborenen Weiber haben Kenntniß von Kräutern, deren Gebrauch dies Uebel zu heben vermag. Es erinnert dies unwillkürlich an den berüchtigten Meyerbeer'schen Manzanillabaum, dessen Existenz bisher noch nicht wissenschaftlich beglaubigt wurde.

Die Ufer des Sees, welchen ich in seinem südlichen Theile fürs erste keine Gelegenheit fand zu befahren, bestehen aus einer Reihenfolge niedriger blendend weißer und

phantastisch geformter Sandhügel, die von weitem mitunter Häusern oder künstlich aufgebauten Wällen gleichen. Ringsum aber herrscht eine lautlose Einsamkeit und meilenweit ist keine Spur von Wohnstätten oder Viehherden zu entdecken. Selbst da, wo früher ein großer Saladero gestanden, ragen nur noch spärliche Ruinen empor, in welchen einsam ein paar Indianer hausen. Das Wasser der Lagoa Mirim ist fast durchweg von lichtem Grün und so seicht, daß man mit Leichtigkeit an 500 m weit in den See hineinschreiten kann, ehe dasselbe die Knie bespült.

Einzelne Punkte in diesen Gegenden, darunter eine kleine Insel, dienen Schmugglern, welche in der Nähe von Artigas einen sehr schwunghaften Handel treiben, als Zufluchtsstätte. Jene Insel, de Hambre, trägt von einer solchen Bande, welche sich dort verborgen hatte und Hungers gestorben sein soll, ihren Namen. Das Schmuggeln galt übrigens die längste Zeit hindurch in den La Plata-Staaten nicht für einen unehrenhaften Erwerb und manche der ersten Familien des Landes scheuen die Erinnerung an dergleichen kühne Abenteuer ihrer Voreltern nicht, für welche diese vor den spanischen Grenzwächtern Spießruthen laufen mußten.

Außer den oben erwähnten Wohnstätten und Ansiedlungen in größerer oder geringerer Entfernung von Jaguarão und Artigas giebt es noch eine Menge von Estanzien, einsamen Pulperien, Ranchos und dergleichen mehr, bei welchen der Reisende vorsprechen und von den Insassen manches Interessante erfahren kann. Leider nur ist die persönliche Sicherheit des Reisenden bei allen weiteren Ausflügen vielfach durch Räuber und Gesindel aller Art in nicht geringem Grade bedroht.

Sehenswerth und ziemlich leicht von Jaguarão zu erreichen sind die Goldwäschereien in dem Arroio Cunhaperú bei Santa Anna de Livramento, am Fuße der Coxilha de Santa Anna, welche zum Theil auf orientalischem, zum Theil auf brasilianischem Gebiete liegen.

Für Brasilien ist Jaguarão auch in politischer Beziehung, als einer der vorgeschobensten Grenzorte, ein außerordentlich wichtiger Ort. Auf die Wahl der hier garnisonirenden Truppen wird deshalb ziemliche Sorgfalt verwendet. Die Stärke der Besatzung ist im Verhältnisse zur gesammten brasilianischen Militärmacht eine ganz ansehnliche und besteht aus einiger Kavallerie, Infanterie und Artillerie. Nach den La Plata-Staaten zu sind die brasilianischen Grenzen überhaupt militärisch stark verwahrt, da man brasilianischerseits, so wenig man es auch einzugestehen gewillt ist, doch stets einige Furcht vor der spanischen Rasse empfindet und den Caudillo der Banda oriental als ein gefährliches Wesen betrachtet. In Krieg und Frieden sind allerdings auch diese Caudillos, zu welchen die Hauptparteigänger der orientalischen und argentinischen Revolutionen zählen, und aus denen Generäle und Diktatoren, wie Aparicio, Urquiza, Rosas und General Flores hervorgingen, wegen ihrer bewunderungswürdigen Umsicht und Kenntniß des Landes sammt seinen Hilfsmitteln keine zu unterschätzenden Persönlichkeiten. Ihre Erfahrungen und oft rein instinktiven Fähigkeiten erinnern unwillkürlich an die gleich natürliche Begabung der Indianer. So erzählt man von dem General Flores zum Beispiel, daß er einer ihm durch einen bestochenen Vaqueano (Führer) gestellten Falle, als er irre geleitet bei dunkler Nacht seinen Feinden in die Hände geliefert werden sollte, nur dadurch entging, daß er den Zweig eines Strauches glatt abschnitt und durch Prüfung der Schnittstelle die Himmelsrichtung und danach den einzuschlagenden Weg erkannte. Der Verräther aber, der sich dadurch entlarvt sah, ergriff die Flucht.

Mittheilungen über Glauben und Aberglauben bei Sundanesen und Javanen.

Von **Emil Metzger.**

IV.

Allerlei Aberglauben.

Es wird nicht schwer sein einzusehen, daß es bei den Eingeborenen sehr viel Aufmerksamkeit erfordert, um allen den im Vorigen angedeuteten Geistern die nöthige Ehre zu beweisen, was, wie ich schon sagte, der größere Theil derselben mit großer Gewissenhaftigkeit thut; doch diese Rücksichten bilden nicht allein die Richtschnur für das Leben; dasselbe ist noch vielen anderen Beschränkungen unterworfen, denn es giebt wohl kaum etwas, was der Ansicht des Eingeborenen nach nicht mehr oder weniger wichtig für dasselbe wäre, was er nicht mit Aufmerksamkeit beobachten, von dem er nicht Nutzen ziehen, dessen schädlichen Einfluß er nicht abwenden müßte. Solche Einflüsse, deren Zahl sich ins Unendliche steigert, begleiten ihn von der Geburt bis zum Grabe, ja noch über dasselbe hinaus.

Ein Kind, welches in dem Augenblick in die Welt eintritt, wenn die Töne des Gamelans in der Wochenstube hörbar sind, wird eine Beute der bösen Geister, wenn man dasselbe nicht sofort gegen diesen Einfluß schützt. Diesen Schutz zu gewähren liegt in der Macht des Dalang (dies der Name des Mannes, welcher den Wajang, das Puppentheater der Eingeborenen, vorführt und die dazu gehörigen Geschichten vorträgt). Sobald der neue Erdenbürger die allererste Behandlung empfangen hat und in ein paar Tücher gewickelt ist, bringen die Eltern ihn zum Dalang, dem sie es mit den Worten vorstellen: „Väterchen Dalang, ich stelle das Geschick des Kindes ganz in deine Hände, ich bitte dich, es anzunehmen.“ Der Dalang sagt: „Wenn es so ist, dann will ich das Kind nehmen.“ Jetzt nimmt er zwei seiner Puppen, von denen die eine einen Kala oder Buta (Raksasa), einen bösen Geist vorstellt, die andere aber Pandji, den Helden der Volkskomödie, denen er folgendes Gespräch in den Mund legt:

B.: He, Man (abgekürzt für Paman = Ohm, gewöhnliche Anrede der Eingeborenen) Pandji, was gab Veranlassung, daß ich Dich sehe?

P.: Großvater Buta, ich komme, um mein Kind zu suchen.

B.: Weshalb denn suchst Du es hier?

P.: Ja, die Leute erzählen, daß es hier ist, ich habe so etwas gehört, darum suche ich es. Weißt Du nichts von ihm? O Buta, hilf mir.

B.: Ja Pandji, es ist so, wie man sagt; ein neugeborenes Kind befindet sich in diesem Hause. Ist es Dein?

P.: Ja, es ist mein.

B.: Dann will ich Dir etwas sagen: Kaufe Dein Kind mit Deinem Hieber (Berang, die Waffe die Jeder trägt, zum Fällen von Holz und Bambu gebraucht) zurück. Ich will Land urbar machen und habe kein Geräth. Nimm Dein Kind mit Dir heim und laß mir Deinen Berang.

P.: Aber, Großvater Buta, ich habe ja nur diesen Berang. Was soll ich denn gebrauchen, wenn ich Dir meinen Hieber gebe?

B.: Ja Pandji, wie Du willst, soll ich Dein Messer oder Dein Kind behalten?

P.: Sei es so, hier ist mein Berang.

B.: Jetzt will ich es Dir sagen; Du mußt ein Zeichen machen an der Stelle, wo Dein Kind schläft, um es zu schützen.

P.: Was für ein Zeichen soll das sein?

B.: Das Zeichen soll sein zur Seite des Schlafplatzes neben der Thür; nimm Blumen aus eurem Garten und reihe sie aneinander zu einer Schnur, binde die an der Seite des Bali-Bali (des Schlafplatzes) an und streue rechts und links Blumen, damit ich später, wenn ich herum irre, die Blumen rieche und nicht in euer Haus eintrete. Bring mir nun den Kupat luwar. (Es ist dies ein geflochtenes Säckchen mit etwas gelb gefärbtem Reis und einigen Kupfermünzen, durch dessen Hilfe das Kind von dem bösen Geist erlöst werden soll, daher auch der Name.)

Wenn nun Pandji den Kupat hervorgeholt hat, tritt der Vater des Kindes hervor, stellt sich dem Dalang gegenüber und beide nehmen ein Ende des Kupat in die Hände. Auf ein bestimmtes Zeichen fangen sie an zu ziehen, das Säckchen öffnet sich und durch eine schnelle Handbewegung schleudern sie den Inhalt über die Schulter und streuen denselben umher. Hiermit ist die feierliche Handlung beendet. Der Vater giebt dem Dalang ein Geschenk, geht nach Hause, sammelt Blumen, reiht sie aneinander und hängt sie auf, wie der Buta es befohlen hat, und nun ist das Kind gegen alle üblen Folgen geschützt, die ohne diese Maßregel es ganz bestimmt getroffen haben würden.

In Bezug auf Neugeborene ist noch folgender Aberglaube bemerkenswerth: Wird ein Kind in den ersten Tagen sehr krank, so wird es von der Mutter ausgesetzt; dies wird einer anderen Frau mitgetheilt, die es gleich sucht und als Kind annimmt. Sie bringt es dann der wirklichen Mutter zurück mit der Bitte, dasselbe an ihrer Stelle aufzuziehen. Die wirkliche Mutter erhält den Namen Bi (eigentlich Bibi = Tante), die andere den Namen Mutter. Einem todten Kinde wird eine Klapperschale voll Kleie mitgegeben und ihm gesagt, daß es zurückkommen darf, wenn es die Kleie gezählt hat. Eine Frau, die kurz nach der Geburt, namentlich nach der ersten Geburt stirbt, war, wie man glaubt, zum zweitenmal auf der Welt. — Doch kehren wir zu den guten und bösen Einflüssen zurück. In der Kosmogonie habe ich auseinander zu setzen gesucht, welche Bedeutung die fünftägige und die siebentägige Woche und die sich hieraus ergebenden Kombinationen der zu beiden gehörigen Tage haben, welche ja wichtig sind, da jeder Tag (beider) von besonderen Einflüssen abhängig ist. Ich habe da auch darauf hingewiesen, daß dieselbe Kombination sich nach 35 Tagen wiederholt. Dazu muß nun noch bemerkt werden, daß wieder jede von sechs einander folgenden Marktwochen eines Cyklus einem besondern Einfluß, sei es auf Menschen, vierfüßige Thiere, Fische u. s. w. unterworfen ist und daß man, um sich genau über den Einfluß eines Tages zu unterrichten, auch den Einfluß des Mondes berücksichtigen muß, so daß nicht einmal nach 210 Tagen genau genommen dieselben höheren Einflüsse sich geltend machen. Man wird aus dieser Andeutung schließen können, daß ein ganzes Studium dazu gehört, dieselben genau beurtheilen zu lernen, da sie einander bald aufheben, bald verstärken. In der Praxis hat sich denn auch für manche häufig vorkommende Sachen ein gewisser Gebrauch gebildet, demzufolge man dieselben an einzelnen Tagen der Woche thut, an anderen unterläßt. Z. B. sind einzelne bestimmte Tage nicht geeignet, Bambu umzuhauen, Reis zu pflanzen, ein Haus zu bauen; wer bei Neumond sich trauen läßt, wird leicht eine Beute der Djins u. s. w., in wichtigeren Fällen aber sucht man manchmal mit Mühe und Kosten Leute auf, die im Stande sind, den Einfluß eines Tages genau festzustellen. Auch andere Umstände spielen in Bezug auf die Zukunft eine große Rolle, so z. B. ist es eine bei allen malaischen Völkerschaften vorkommende Gewohnheit, wenn zwei Personen sich zu verheirathen beabsichtigen, aus dem Namen Glück oder Unglück der Ehe vorherzusagen. Die Art der Probe richtet sich nach dem Alphabet, welches gebräuchlich ist. In den Sundalanden wird das javanische Alphabet, nach Wegwerfung von zwei Buchstaben, dha und tha, gebraucht, es bleiben also noch 18 Buchstaben übrig, von denen zwei den Werth von eins, einer von zwei, acht von drei, drei von vier, zwei von fünf, einer von sechs, einer von neun haben. Die Werthe der Buchstaben der Namen beider Personen, die heirathen wollen, werden zusammengezählt und die Summe durch 7 getheilt, je nachdem der Rest 1, 2, 3, 4, 5, 6 oder 0 ist, giebt das Orakel eine gewisse Antwort, deren Art ich gleich durch ein Beispiel andeuten will. Nehmen wir an, Herr Sariman beabsichtige Fräulein Silla zu heirathen, so schreibe ich zunächst, um zu erfahren, was von dieser Verbindung zu erwarten ist, zu jedem der Konsonanten (die Vokale sind nur Lesezeichen, aber keine Buchstaben) die ihm zukommende Zahl:

S (a) r (i) m (a) n   S (i) l l (a)
3   3   5   3   3   4 4

Die Summe ist 25, dies durch 7 getheilt, läßt den Rest 4. Dies Resultat heißt Sangar waringin und dabei steht: Die Art ist schwach von Geist; man hat viele Pläne, doch glücken sie nicht, weil man zu träge ist; man ist brummig, streitsüchtig gegen die Frau und andere Menschen, liebt gutes Essen. Dieser Orakelspruch wendet sich übrigens weder gegen Braut noch Bräutigam, sondern nur gegen die beabsichtigte Verbindung der beiden genannten Personen.

Die Javanen haben beinahe dasselbe Verfahren. Bei den Malaien wird jeder Name besonders diesem Verfahren unterworfen und die Zusammenstellung beider Reste entscheidet über Glück und Unglück, die Buchstaben haben auch andere Zahlenwerthe; unser Beispiel gestaltet sich folgendermaßen:

S (a) r (i) m (a) n   S (i) l l (a)
6   7   3   3   6   3 3

Die Summen sind 19 und 12 und lassen, durch 9 getheilt, die Reste 1 und 3. Die Heirath wird glücklich sein (überhaupt sind 18 Kombinationen glücklich); besonders unglücklich ist die Verbindung 1 und 4, welche eine Frau andeutet, die nicht ehrbar ist.

Uebrigens ist es in vielen Fällen nicht nöthig, sich in dieser Weise zu orientiren; viele Menschen tragen Glück

verheißende oder Unheil ankündigende Zeichen an sich. Zusammengewachsene Augenbrauen z. B. sind ein gutes Zeichen bei der Frau, ebenso wenn sie ihr Haar aus dem Bade kommend über die rechte Schulter lang hängen läßt; weniger gut sind anliegende Ohren, auch der Gang hat Bedeutung.

Noch viel wichtiger sind die Zeichen bei den Thieren, namentlich bei den Pferden und Büffeln. Bei ersteren sind nicht nur Farbe und Abzeichen, sondern auch die kleinen Spiralkreise im Haar und die Stelle, wo sie vorkommen, wichtig; Form und Größe entscheiden über die Bedeutung, z. B. sind Füchse im Allgemeinen nicht beliebt; sie werden für sehr schlecht gehalten, wenn sie keine weißen Fesseln, aber einen weißen Fleck auf der Stirn haben; haben sie aber gar eine, besonders unregelmäßige, Blässe und keine weißen Füße, so sind sie ganz untauglich, wenn nicht etwa ein außerordentlich günstiger User-useran (spiralförmiger Haarwuchs) für sie spricht. Der Werth desselben Pferdes steigt und fällt mit solchen Zeichen sehr stark, namentlich bezahlen auch Chinesen oft ganz exorbitante Summen für besonders günstig gezeichnete Pferde. Auch diese Wissenschaft ist weit ausgebildet, jedes Zeichen hat seine Bedeutung, die der Wissende gleich auffaßt. Er sieht einem Pferde z. B. die nicht ganz seltene Eigenschaft an, sich bei dem Durchschreiten eines Flusses mit dem Reiter hinzulegen; er sieht, ob das Pferd zur Zucht geeignet ist 2c. Uebrigens giebt es auch Zeichen, welche die Bedeutung haben, daß die Pferde dem Besitzer Glück oder Unglück bringen; andere Pferde tragen ein Zeichen an sich, daß sie einem Tiger zum Opfer fallen werden, und da man nicht wissen kann, ob nicht in dem betreffenden Augenblick jemand auf ihrem Rücken sitzen wird, besteht wenig Nachfrage nach diesen Thieren. Dagegen sieht man solche Pferde sehr gern, welche im Schlafe wiehern. Diese bringen dem Besitzer bestimmt Glück. Außer diesen, so zu sagen beständigen, Zeichen muß man im Verkehr mit anderen auf zufällig eintretende Zeichen achten, namentlich das Zittern der Lippen, der Nasenflügel 2c. hat eine recht verhängnißvolle Bedeutung. Jemand, der mit halbgeschlossenen Augen schläft, ist sehr eifersüchtiger Natur. Zittern im (eigenen) linken Auge bedeutet, daß ein guter Freund, im rechten Auge, daß ein Verwandter über uns spricht und uns bald zu besuchen beabsichtigt.

Besondere Aufmerksamkeit wird den Träumen geschenkt, wie dies namentlich auch die Bataker und Dajaker thun; der Eingeborene glaubt, daß jedem wichtigen Ereigniß ein Traum als Bote vorausgeht; manche Träume vermag ein jeder sich selbst zu deuten, manche aber sind so schwierig und verwickelt, daß man sich an Traumausleger wenden muß. Wenn eine Frau von einem Huhn träumt, so ist dies ein Beweis, daß sie schwanger ist. Erscheint dann aber im Traum ein bereits verstorbener Verwandter und tödtet das Huhn durch einen Steinwurf, so hat die Schwangerschaft keinen Fortgang; andernfalls wird das zu erwartende Kind der Mutter viele Mühe machen. Wer von einem entfernten Verwandten träumt und denselben besonders gut gekleidet sieht, kann sicher sein, daß derselbe krank ist. Man findet solche Traumausleger besonders unter den älteren Frauen, welche auch die Arzneiwissenschaft pflegen (Dukuns). Die Traumauslegungen sind mit Opfern verbunden; manche Dukuns begleiten sie mit viel Ceremoniel. Ueber diese wichtigen Personen möge noch einiges beigefügt werden. Sie kuriren innerlich und äußerlich, stehen aber manchmal auch mit Geistern in Verbindung; jedenfalls kennen sie allerlei Zauberformeln und treiben wohl auch schwarze Magie. Hier möchte ich schon darauf aufmerksam machen, daß der Eingeborene nur den guten Geistern und den Todten opfert; über böse Geister sucht er sich Einfluß zu verschaffen, nie aber bringt er ihnen ein eigentliches Opfer dar, wenn er dies thäte, wäre seine Seele in Gefahr (vergl. nächsten Abschnitt).

Ich gehe schon an dieser Stelle auf diesen Punkt ein, weil der Eingeborene gewöhnlich die Hilfe der Dukun oder eines andern Wissenden in Anspruch nehmen muß, um das Mittel dazu zu erhalten, was vielfach mit einem Opfer verwechselt wird.

Wer z. B. — und es wird dies als schwere Sünde betrachtet — einem Feinde ein Unheil zufügen will, ohne sich der weltlichen Strafe auszusetzen, braucht bloß ein Ei hart zu kochen, dasselbe mit Nadeln zu durchstechen und an der Schwelle des Hauses, welches jener bewohnt, zu begraben, damit er darauf tritt. Das Unglück folgt bald; durch die natürlich mit den nöthigen Feierlichkeiten ausgeführte Handlung hat man den Einfluß der bösen Geister entfesselt und ihnen, insofern dies nicht verhütet wird, die Macht zu schaden verschafft, nicht etwa selbst direkt das Unheil zugefügt. Solche Zaubersprüche (Napals) wissen die Dukuns nun für viele vorkommende Fälle, wiewohl jeder, der in den Besitz eines solchen gelangt ist, denselben auch selbständig ohne sie anwenden kann.

Diese Frauen haben großen Einfluß und, außer daß sie den Aberglauben ausnutzen, thun sie auch durch ihre Quacksalberei namentlich bei Entbindungen (die übrigens gewöhnlich wunderbar schnell und glücklich verlaufen, häufig sieht man die junge Mutter mit dem Kinde eine halbe Stunde nach der Geburt nach dem Fluß gehen, um sich und ihre Kleider zu reinigen) großen Schaden; mit ihnen wetteifern in Ausbeutung des Aberglaubens die Dorfpriester, die in Fällen, wo die Macht der Dukun nicht ausreicht, zu Rathe gezogen werden. Wenn etwas im Hause weggekommen oder zerbrochen ist und man den Thäter nicht kennt, ihn aber doch zu hindern wünscht, seine bösen Thaten fortzusetzen, bringt man mit Hilfe des Priesters ein wirkliches Opfer. Nachdem der Priester gebetet und den Thäter durch eine Beschwörung zu bewegen gesucht hat, in seinem Handeln nicht fortzufahren, setzt man sich in einem Kreise nieder, die Speisen bestehen in Früchten und gefärbtem Reisbrei (schwarz, roth, weiß). Das Uebrigbleibende wird unter die Theilnehmer vertheilt und nach Hause mitgenommen; gerne sieht man es, wenn so etwas in einem europäischen Hause vorkommt (mit sehr vereinzelten Ausnahmen legt wohl kein Europäer seinen eingeborenen Hausgenossen in religiöser Beziehung irgend eine Beschränkung auf), daß auch die kleinen europäischen Kinder am Mahl theilnehmen.

Im Falle man aber dem Thäter schaden oder ihn entdecken will, muß man sich wieder schwarzer Magie bedienen oder eine Art Gottesgericht anwenden, wenn man gegen bestimmte Personen Verdacht hegt. Letztere, nämlich die Gottesgerichte, haben, wie so vieles, die Einführung des Islam überdauert und sind auch bei den Dajaks, Bataks und Alfuren in voller Blüthe; auf Java ist es noch nicht gar lange her, daß Streitigkeiten, sogar gerichtlich, in dieser Weise erledigt wurden. Ein solches Gericht findet beispielsweise statt (noch nachdem ich Indien verlassen hatte, ist mir vor wenigen Jahren aus den Zeitungen ein solcher Fall bekannt geworden) bei Grenzstreitigkeiten: wenn der Kläger und der Angeklagte keine entscheidenden Beweise wegen des Besitzes vorbringen können, so wird dem Kläger von dem Gericht aufgegeben, etwas von dem streitigen Boden zu essen. Wenn er dies thut und Recht hat, wird ihm die Erde nicht schaden, wenn er aber Unrecht hat, wird er aufschwellen und sein Leib wird aus einander springen. Hat dies Verfahren, nämlich das Essen der Erde, unter den von der Gewohnheit festgesetzten Formen statt-

gefunden und die betreffende Person keine Unbequemlichkeit von dem Genuß gehabt, so ist die Sache damit erledigt und der Besitz wird ihr durch Gerichtsbeschluß zugesprochen. In anderen Fällen wird wohl auch die Wasserprobe angewendet, wobei ein Gegenstand von Metall aus einem Gefäß mit kochendem Wasser geholt werden muß. Aehnliche Proben mit Harz kommen auch vor, jedoch scheint hierbei mancher Betrug und manche Bestechung mit unterzulaufen. Hierher gehören auch, wenigstens dem Grundgedanken nach, Thierkämpfe, z. B. zwischen Hähnen, Wettfliegen u. s. w. Das Thier, welches gewinnt, entscheidet für seinen Besitzer. Wiewohl diese Kämpfe häufig als gewöhnliche Wette vorkommen, so werden sie auch in selteneren Fällen zur Entscheidung von Streitigkeiten gebraucht. Wer in seinen Handlungen recht sicher gehen will, darf nicht versäumen, die Thiere, namentlich die Vögel, sehr genau zu beobachten. Wenn die Turteltaube, ein bei den Javanen namentlich sehr beliebter Vogel, der vor vielen Häusern in einem Käfig, welcher an einem hohen Bambu befestigt ist, gehalten wird, am Morgen früh ruft, wird der Tag günstig sein, ruft sie am Abend, so wird ein Freund oder Verwandter des Besitzers krank werden; der Vogel (der auch wild lebt) wird nicht leicht geschossen, er ist einer der wenigen Vögel, welche den Eingang zum javanischen Paradies bewachen. Wenn der Haushahn mit einer Henne Streit hat, werden viele unerwartete Gäste kommen; zwei Hühner, die sich zanken, bedeuten, daß Unannehmlichkeiten vorkommen werden. Wer Gänse hält, hat auf seinem Grundstück keine Schlangen zu fürchten. Setzt eine Nachteule sich auf die Dachfirst, so bedeutet dies, daß in einer der hinter dem Hause gelegenen Wohnungen Feuer ausbrechen wird; setzt sie sich dagegen auf einen Baum und wendet sie während des Schreiens den Kopf einem Hause zu, so wird ein Verwandter krank werden. Manche Vögel bedeuten Diebe, andere, wenn sie auf der rechten Seite fliegen, ein unglückliches, auf der linken ein glückliches Ereigniß. Beinahe jeder einzelne Vogel sagt irgend ein (aber jeder ein anderes) Ereigniß vorher.

Ich habe oben das Wort Napal erwähnt und will dasselbe in Verbindung mit dem Folgenden noch etwas näher erläutern; es läßt sich etwa mit Zauberformel übersetzen; eine besondere Wissenschaft ist für ihre Anwendung nicht nöthig; wer das „Wort“ weiß, gleichgiltig, wie er dasselbe erhalten hat, kann damit wirken. Man kann hierbei das eigentliche Zaubermittel (Djimat 2c.) gleich mit anknüpfen; seine Anwendung erfordert ebenfalls keine besondere Wissenschaft; wenn nur das Mechanische gut ausgeführt wird, kommt alles in Ordnung. Die Besitzer dieser Geheimnisse werden gefürchtet, gesucht ihrer ausgebreiteten Macht, jedoch nicht ihrer Kenntnisse wegen. So z. B. ist es einem jeden möglich, nach folgendem Recept einen Dieb zu zwingen, gestohlene Sachen zurück zu bringen. Man hat dazu sich nur zu einer bestimmten Stunde nach dem Orte zu begeben, wo der Diebstahl begangen ist und da zunächst den Geist zu beschwören, der den Diebstahl veranlaßt hat. Kein Mensch ist in den Augen des Eingeborenen, d. h. des ursprünglichen Eingeborenen, der immer seltener wird, so schlecht, um einem Mitmenschen heimlich etwas wegzunehmen — daß dies ganz offenbar geschieht, haben ihm seine Häuptlinge hinreichend gezeigt; — wenn einer das thut, handelt er gewiß unter höherm Einfluß. Wird ein Dieb abgefaßt, so heißt dies nur: er hat ein Unglück gehabt, er ist krank geworden; wird er zur Zwangsarbeit verurtheilt, so heißt es: er hat Arbeit von der Regierung bekommen oder die Regierung läßt ihn reisen. Die Beschwörungsformel besteht aus allerlei arabischen und ganz unverständlichen Wörtern durch einander gemengt; man kann sie kaufen, muß aber natürlich aufpassen (da der schriftliche Verkehr noch nicht sehr entwickelt ist), dieselbe vollständig und genau zu behalten. Ein einziges falsches Wort, ja ein falscher Buchstabe würde sie unwirksam machen. Zweck derselben ist es, den Geist zu veranlassen, seinen Einfluß auf den Dieb aufzugeben, den Bann zu brechen, den er auf ihn gelegt hat. Während dieses Exorcismus werden einige fein gekaute rothe Zwiebeln nach allen Richtungen hin ausgespuckt und ebenso der Boden mit einem Besen aus drei Reisern von Klapper- (Kokos-) Fasern geschlagen. Dieses einfache Mittel ist wunderbar stark, kein Geist kann demselben Widerstand leisten; es soll häufig vorkommen, daß das Gestohlene vom Diebe ganz heimlich zurückgebracht wird. (Fortsetzung folgt.)

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Oberlehrer B. Haushalter in Rudolstadt hat eine dankenswerthe und interessante kleine Schrift „Die Sprachgrenze zwischen Mittel- und Niederdeutsch von Hedemünden an der Werra bis Staßfurt an der Bode“ (Halle, Tausch u. Große) veröffentlicht, worin er zunächst nachweist, daß diese Sprachgrenze noch keineswegs so festgestellt ist, als man gewöhnlich annimmt, sondern auch bei den neuesten oder anerkanntesten der älteren Autoren (Tümpel, Bernhardi, Peschel-Andree, Winter) fehlerhaft dargestellt wird. Haushalter hat also für die Westhälfte des in Rede stehenden Gebietes schriftlich Erkundigungen über den Dialekt der einzelnen Dörfer bei Landräthen, Kreishauptleuten, Kreisdirektoren und Privatleuten eingezogen; die Osthälfte dagegen, d. h. den Harz und die Gegend von Ermsleben, Aschersleben und Staßfurt persönlich durchwandert und Nachrichten eingezogen. Das Ergebniß dieser mühevollen und zeitraubenden Studien hat er auf einer seiner Broschüre beigegebenen Karte im Maßstabe von 1:300 000 niedergelegt, welche die Grenze zwischen Mittel- und Niederdeutsch und die gemischten Gebiete (namentlich um Aschersleben) auf einen Blick erkennen läßt. Die Grenze zieht danach nördlich von Witzenhausen, Heiligenstadt, Stadt Worbis, Sachsa, Stiege und Mägdesprung hin; Hedemünden, Duderstadt, Lauterberg, Braunlage, Benneckenstein, Hasselfelde, Ballenstedt, Ermsleben und Staßfurt dagegen gehören zum plattdeutschen Gebiete. Von besonderem Interesse ist der mehrfach beigebrachte Nachweis, daß das Mitteldeutsche, aus welchem die hochdeutsche Schriftsprache hervorgegangen ist, verhältnißmäßig rasch nach Norden vordringt und dem niederdeutschen Terrain abgewinnt, und daß dieser Proceß schon Jahrhunderte andauert. Schon Tümpel's Untersuchungen ergaben, daß seit dem Jahre 1300 das Mitteldeutsche in dem Striche westlich von Nordhausen bis Eisleben, Merseburg und München-Nienburg an der Saale gegen das Niederdeutsche vorgerückt ist. Jetzt ist das Mitteldeutsche bei Stiege und Allrode schon in das Gebiet der sonst ganz plattdeutschen Bode vorgedrungen, ebenso in das

der oberen Selke bis unterhalb Mägdesprung. Schritt für Schritt ist die ganze Landschaft zwischen Helme, unterer Unstrut, Saale, unterer Bode, Wipper und Harz aus plattdeutschem zu mitteldeutschem Sprachgebiete geworden. Bei Endorf, unweit Aschersleben, konnte Haushalter sogar ein beträchtliches Zurückweichen des Platt innerhalb zweier bis dreier Jahrzehnte nachweisen.

— Sehr anziehend in Bild und Wort sind Heft 62 bis 64 der „Europäischen Wanderbilder" (Zürich bei Orell Füßli u. Co.), worin einer der besten Kenner der österreichischen Alpen, Heinrich Noé, die „Brennerbahn vom Innstrom zum Gardasee", leider oft nur allzu kurz, schildert.

— Die Ueberschwemmungen von Po und Etsch im Jahre 1882 betrafen nach Issel nicht weniger als 308 000 ha, welche sich auf 192 Gemeinden und über 96 000 Grundeigenthümer vertheilen. Von den Gemeinden kommen auf die Provinz Padova 43, Rovigo 41, Venezia 13, Verona 26, Vincenza 48, Treviso 17, Udine 4. Den Werth einer vollen Ernte auf dem überschwemmten Gebiete veranschlagt man auf 14 Millionen Lire; im Jahre 1882 gingen neun Zehntel davon verloren.

— Um die endgiltige Lösung der Frage, ob die ligurische Küste sich hebt oder senkt, zu ermöglichen, hat die ligurische Sektion des italienischen Alpenklubs beschlossen, an verschiedenen Punkten der Küste Wahrzeichen anzubringen. Der Anfang wurde am 7. April 1883 von den Herren C. Gamba und A. Pereira auf einer Besitzung des letztern am Kap S. Andrea zwischen Cornigliano und Sestri Ponente gemacht. Das Wahrzeichen besteht aus zwei Platten, einer aus Granit, der andern aus Ophiolit, die in einer horizontalen Linie aneinander stoßen; unter ihnen befindet sich eine senkrecht gestellte Marmorsäule von circa 1 m Länge, welche bei Tiefebbe ungefähr zur Hälfte ins Wasser taucht; über ihnen ein kleiner Stein mit dem Datum der Aufstellung, der Nummer des Wahrzeichens und dem Wappen des Alpenklubs. Eine größere Anzahl ganz gleicher Zeichen wird in nächster Zeit errichtet werden. W. K.

— Die Mohammedaner von Kreta beklagen sich in Stambul über das Wachsen des griechischen Einflusses auf ihrer Insel, welches sie zur Auswanderung treibe. Während der fünfjährigen Verwaltung Photiades Pascha's hätten schon 5000 bis 6000 Mohammedaner (nach der Zählung von 1882 gab es deren 83 148 gegen 136 140 Christen) Kreta für immer verlassen und die Vertretung der Muslim im Landtage werde immer ungünstiger. Sie wünschen deshalb, daß Photiades durch einen türkischen Pascha ersetzt werde.

Asien.

— Potanin's Hauptzweck bei der Reise (s. „Globus" Bd. 44, S. 16 und 48), welche er am 27. August d. J. zu Schiffe nach Tientsin (China) angetreten hat, und welche ihn nach der chinesischen Provinz Kansu, nach der südlichen Mongolei und den angrenzenden Steppen führen soll, ist ein ethnologischer. Denn Kansus Bevölkerung ist eine Mischung von Mongolen, Türken, Chinesen und Tanguten; nachdem er die Schamanisten der nördlichen Mongolei, ihr Ritual und ihren Glauben kennen gelernt und einige Fertigkeit im Verkehre mit ihnen erlangt hat, hofft er im Süden ganz neues Material zur Vergleichung zu gewinnen. Nach seiner Ansicht können Züge aus dem täglichen Leben und, falls es gelingt, solche zu sammeln, auch Sagen und Märchen der Wilden Nordtibets zur Lösung der Frage beitragen, wo die ursprüngliche Heimath der Mongolen zu suchen ist und wie ihre Wanderungen verliefen. — Potanin verfügt für seine auf drei Jahre bemessene Reise über 24 000 Rubel, wovon der Goldwäschereibesitzer Sukatschew fünf Achtel, die Russische Geographische Gesellschaft drei Achtel beisteuerte. Ihn begleiten der Naturforscher Berezowski und der Topograph Skassi.

— Nach fünfjährigen Reisen (seit Oktober 1878) in der südostasiatischen Inselwelt ist kürzlich der Naturforscher H. O. Forbes nach England zurückgekehrt. Zuerst besuchte er das Atoll Keeling im südindischen Ocean und untersuchte, welche Veränderungen mit demselben seit 1836, wo Darwin dort war, vorgegangen sind. Dann sammelte er im westlichen und südlichen Java zoologische und botanische Objecte, stellte Beobachtungen über die Befruchtung der Orchideen an und reiste darauf 18 Monate lang im südlichen Sumatra. In das Sultanat Djambi vermochte er wegen der Feindseligkeit der Eingeborenen nicht einzudringen, mußte vielmehr auf dem Moesi-Flusse nach der Ostküste zurückkehren. Auf dieser Reise bestieg er die höheren Gipfel des Barisan-Gebirges, maß deren Höhe und machte botanische Sammlungen, namentlich von den Waldbäumen. Vom Blalauw-Plateau in der Nähe des Besagi-Vulkans brachte er mehrere seltene Vögel zurück, und im Gebiete Passoemah am Vulkane Dempo lernte er einen heidnischen Stamm kennen, der sich in seinen Sitten von sämmtlichen Nachbaren unterschied, und fand zwei skulptirte Figuren mit scheußlichen Gesichtern auf, über welche das Volk keine Tradition bewahrt hat. Am obern Moesi besuchte er die in den Wäldern lebenden Koeboes, wie man glaubt, Reste der Ureinwohner Sumatras und erlangte zwei Schädel und ein Skelett derselben, welche sich von denen der echten Malaien unterscheiden. 1882 begab sich Forbes mit seiner Gattin über Amboina, Neu-Guinea, die Aru- und Ke-Inseln nach Timorlaut, das er zum erstenmale zoologisch und ethnographisch untersuchte, und schließlich nach Timor. In der ersten Hälfte des Jahres 1884 hofft er von neuem nach Timorlaut und dann nach Neu-Guinea zu gehen.

Afrika.

— Die Eisenwerke von Beni-Saff im westlichen Algerien haben eine bedeutende Entwickelung genommen und lieferten im Jahre 1879 mit denen von Camerata, welche dasselbe Lager abbauen, zusammen schon über 100 000 Tonnen Erz. Seitdem hat die Gesellschaft einen eigenen Hafen, Mersa Si Ahmed, angelegt, der Schiffe bis zu 2000 Tonnen aufnehmen kann, und diesen durch eine Eisenbahn mit den Bergwerken verbunden. Der Eisenstein ist phosphorfrei und steht dem von Ain-Mokra bei Bona an Güte nicht nach. Die Lager wurden 1875 durch einen Bewohner von Tlemcen entdeckt, welcher seinen Fund für 200 000 Franken verkaufte; die jetzige Aktiengesellschaft hat ihre Koncession mit zwei Millionen bezahlt. W. K.

— Im Dahra, dem zwischen Oran und Algier dem Meere entlang sich hinziehenden Gebirgsrücken, sind seit alter Zeit einige Erdölquellen bekannt. Eine davon, Ain Zeft, ist in neuerer Zeit von einem Oraneser Konsortium in Angriff genommen worden und ihr Ergebniß wird in Saint Aimé, einer Station der Eisenbahn Oran-Algier, verarbeitet. Bis jetzt ist es aber noch nicht gelungen, ein größeres unterirdisches Reservoir anzutreffen; vielmehr fand man, daß das Erdöl mit schwefelhaltigem Wasser gemengt, aus Felsenspalten hervordrang. Einige andere Quellen, die im Gebiete der Uled Sidi Brahim im Ravin Chabat Amelah, nur 500 m von Schelif entfernt, hervordringen, sollen demnächst auch in Angriff genommen werden. W. K.

— Bei einer Bereisung des Krumir-Gebietes, dessen Bewohner bekanntlich durch ihre Einfälle in Algerien den Anlaß zur Besetzung von Tunesien gaben, hat der französische Ministerresident Cambon sich von den seit zwei Jahren geschaffenen Verbesserungen überzeugt. Die Landschaft wird bereits von Straßen durchzogen, die Bewohner treiben nicht allein Ackerbau, sondern verrichten auch Arbeiten in den Wäldern und Bergwerken. Da reichlich Quellen vorhanden sind, so sieht dies Gebiet einer guten Zukunft entgegen.

— Auf die frohen Hoffnungen, welche die italienische Presse an die Eröffnung des Handels zwischen Abessinien und der italienischen Kolonie Assab knüpfte (s. oben S. 288) ist ein dunkler Schatten gefallen: wie „Fanfulla" berichtet, fand die erste, am 4. September dort angelangte Karawane keine Käufer für ihre Waaren und mußte dieselben nach vielen vergeblichen Versuchen, dieselben loszuschlagen, nach Aden hinüberschaffen. Wenn das der zweiten schon unterwegs befindlichen Karawane, die für 90000 Lire Waaren bringt, ebenso geht, so wird die neue Handelsstraße wohl alsbald wieder verlassen und aufgegeben werden.

— In jüngster Zeit sind mehrere englische Officiere zu Konsulatsbeamten für Ostafrika ernannt worden und in die ihnen zugewiesenen Distrikte abgegangen, so Lieutenant Haggard nach Zanzibar, Kapitän C. E. Foot nach dem Seengebiet im südlichen Inner-Afrika, ferner Commander Gissing und Lieutenant Smith. Der Zweck dieser Maßregel ist die Unterdrückung des Sklavenhandels an seiner Ursprungsstätte; und darum wird z. B. Foot, wie seiner Zeit Livingstone, zu den Häuptlingen jener Gegend geschickt, um durch freundliche Verhandlungen auf Abschaffung der Sklavenjagden und Belebung eines rechtlichen Handels hinzuwirken. Man scheint eingesehen zu haben, daß die an den Küsten kreuzenden englischen Schiffe wenig gegen den Menschenhandel vermögen. Da Kapitän Foot nicht an einem Platze still sitzen, sondern herumreisen wird und für geographische Forschungen viel Interesse hat, so erwartet man von ihm auch Förderung unserer Kenntniß von Ostafrika.

— Ovamboland, das weite Gebiet südlich vom Mittellaufe des Kunene, ist nach der Schilderung des Dr. Höpfner, welcher es unlängst durchreist hat, eine einförmige Ebene ohne Gebirgsrücken, welche zum größten Theile mit dichtem Dornwalde bewachsen ist. Durch diese Ebene ziehen sich ganz flache, von Bäumen entblößte Einsenkungen, welche in der Regenzeit wie ausgedehnte Flüsse erscheinen. Dieselben communiciren in mannigfacher Weise; jedoch ist es noch unklar, ob das Wasser zum Kunene abfließt oder langsam dem Centrum des großen südafrikanischen, ehemaligen Seebeckens (dem Ngami-See resp. Zoa-Salzpfanne) zuströmt, so unmerklich sind die Höhendifferenzen. Bewohnt ist dieses Gebiet von vielen, von einander unabhängigen, meist despotisch regierten Negervölkern, welche, wie die alten Germanen, von einander durch unbewohntes Waldgebiet getrennt werden, aber trotzdem häufig mit einander Kriege führen, wobei es hauptsächlich auf Viehdiebstahl, aber auch auf Menschenraub ankommt. Die Hauptnahrung liefert ihnen der Ackerbau, welcher in dem ebenen, regelmäßig beregneten Lande die darauf verwandte Mühe reichlich lohnt.

— Mossamedes ist nach Dr. Höpfner der einzige Ort an der portugiesischen Westküste Afrikas, welcher gesund genug ist, um auch weißen Frauen und Kindern einen längern Aufenthalt zu gestatten. Wenn man von Loanda und Benguela nach Mossamedes kommt, so ist man wirklich erstaunt, eine solche Zahl weißer Kinder zu finden. Die Portugiesen dieses Distriktes sind stolz darauf, daß der weiße Nachwuchs dort so gut gedeiht, und schon hoffen sie, daß der Sitz der Regierung später von Loanda nach Mossamedes verlegt werde.

Nordamerika.

— Die „St. Paul's Gazette" (Minnesota) erklärt die Crow-Indianer, welche ca. 3000 Seelen in 800 Familien zählen, für das reichste Volk der Welt. Sie besitzen 6500000 Acres Land, deren jeder 1 Dollar werth ist, 11500 Pferde, zu 20 Dollars das Stück, und erhalten von der Regierung der Vereinigten Staaten jährlich 800000 Dollars Unterstützung. Das macht zusammen 7530000 Dollars oder auf den Kopf ein Vermögen von 2510 Dollars.

— Daß eine Stadt durch einen formellen Beschluß ihrer Behörden erklärt, von einem bestimmten Tage an moralisch werden zu wollen, kann nur in den Vereinigten Staaten vorkommen. Dodge City in Kansas besaß bisher einen sehr schlechten Ruf. Als aber die Atchinson und Santa Fé-Eisenbahngesellschaft es zur Bedingung für Erbauung einer Zweigbahn nach Dodge City machte, daß für Ordnung und Sicherheit des Eigenthums und Lebens eine gewisse Garantie geleistet werde, so faßte der Stadtrath den feierlichen Beschluß, daß die Stadt vom 6. September ab moralisch werden und jedes Haus, das nicht nachweislich zu anständigen Zwecken bewohnt wird, geschlossen werden würde.

— Im Verlage von Eduard Heinrich Mayer in Köln erscheint soeben ein höchst interessantes Werk des Professors Robert von Schlagintweit in Gießen, „Die Santa Fé- und Südpacificbahn in Nordamerika" (im Ganzen 6 bis 8 Lieferungen à 1 Mark, mit ca 80 Illustrationen, Karten u. s. w.). Die Pacifischen Bahnen, von denen, wie der Verfasser im 1. Kap. sagt, „wir berechtigt sind, jede einzelne als einen Triumph menschlichen Genies und menschlicher Thatkraft zu bezeichnen", haben eine so große Bedeutung für die allgemeine Kultur und für den Welthandel, daß schon aus diesem Grunde allein wir diese neue Leistung des hervorragenden Gelehrten mit außerordentlicher Theilnahme begrüßen. Wir wollen nicht verfehlen, unsere Leser auf dies wichtige, auf Grund eigener Anschauungen geschriebene Buch hinzuweisen, welches, nach der uns vorliegenden ersten Lieferung zu schließen, sowohl inhaltlich, wie betreffs seiner trefflichen Ausstattung die vollste Anerkennung finden wird.

— Die „Times" berichten von der Entdeckung von Ruinen, vier Leguas südöstlich von Magdalena in Sonora (Mexiko), wie ähnliche in Amerika noch nicht gefunden wurden. Zuerst ist da eine Pyramide, deren Basis 4350 Fuß, deren Höhe 750 Fuß mißt; von unten führt in sanftem Ansteigen eine gewundene Straße bis zur Spitze, breit genug, daß Wagen darauf fahren können, und so gut gebaut und geschickt angelegt, wie es nur die besten Ingenieure der Jetztzeit ausführen könnten. Etwas östlich von der Pyramide liegt ein kleiner, etwa ebenso großer und hoher Berg, an dessen Wänden Hunderte und aber Hunderte von Zimmern, 5 zu 10 bis 16 oder 18 Fuß messend, im festen Gestein sehr sorgfältig ausgehauen sind. Fenster besitzen dieselben nicht und nur einen Eingang von oben her; ihre Höhe beträgt 8 Fuß. Auf den Wänden befinden sich zahlreiche „Hieroglyphen" und menschliche Gestalten; Steinwerkzeuge jeglicher Art liegen in Massen dort herum. Man darf auf nähere Nachrichten über die Entdeckung gespannt sein.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIV. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1883.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

VIII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Der Weg, den die Reisenden von Kum an verfolgten, zog sich längs der östlichen Abdachung desjenigen Bergsystems hin, welches den Westen Persiens mit zahlreichen, von NW nach SO streichenden Ketten erfüllt; die glühenden Winde der großen Wüste ersterben an diesen Höhen und mildern gleichzeitig die Kälte, welche weiter im Norden oft des Nachts geradezu unangenehm sich fühlbar macht. Im übrigen trifft man längs der großen Straße von Teheran nach Ispahan, einer der belebtesten im ganzen Lande, durchweg nur sehr arme Dörfer an; deshalb wohnen die Reisenden nicht bei den Einwohnern, sondern in den Karawanserais, welche meist mit Wasser, Stroh, Melonen und saurer Milch versehen sind.

Um Mitternacht des 4. August erreichten sie das Karawanserai des abseits gelegenen Dorfes Sinsin, mit Tagesanbruch das von Nasrabad, welches sich durch seine schönen Gärten auszeichnet. Hier verbrachten sie den Tag. Jenseits Nasrabad ist die Landschaft wieder öde und staubig, ändert sich aber bald zu ihrem Vortheile. Ueberall zeigen sich jene konischen Hügel, welche die Luftlöcher der unterirdischen Wasserleitungen enthalten; die Dörfer werden zahlreicher; man sieht Anpflanzungen von Melonen und Gurken und weit ausgedehnte Felder von Baumwolle und Tabak, und erreicht endlich die Thore von Kaschan, wo die Reisenden bei dem englischen Telegraphendirektor zuvorkommende Aufnahme fanden.

Die Geschichte Kaschans ist eng mit der von Ispahan, ihrer berühmten Nachbarin, verknüpft. Im achtzehnten Jahrhundert wurde es zwar von den Afghanen zerstört, indessen von Hadschi Hussein Chan, welcher insbesondere die Wiederherstellung der religiösen Gebäude und Paläste sich angelegen sein ließ, wieder aufgebaut. Auch heute weist diese Stadt, welche vermöge ihrer thätigen und industriellen Einwohnerschaft reicher ist als sonst die persischen Städte, durch ihr Aussehen auf ihren blühenden Zustand hin. Die Häuser, zum großen Theile aus Erde bestehend, scheinen mit Sorgfalt im Stande gehalten zu werden, und die Mauern derselben bedecken nicht, wie anderwärts, mit dem von ihnen abfallenden staubigen Schutt die Straßen. Die Wege sind meist gepflastert und in der Mitte mit Rinnsteinen versehen, durch welche das Regenwasser oder sonstige Ausgüsse leicht abfließen. Schöne Steinplatten bedecken die Oeffnungen der unterirdischen Wasserleitungen und gestatten den Fußgängern und Reitern, sich allenthalben zu bewegen, ohne einen Unfall befürchten zu müssen. Ja selbst die Straßen sind, eine große Ausnahme unter den durchweg schmutzigen Städten des Orients, sauber gefegt. Der Bazar, der mit zahlreichen dicht neben einander stehenden Kuppeln bedeckt ist, enthält von Strecke zu Strecke die Thore großer Karawanserais, die aber nicht mit jenen Gebäuden zu verwechseln sind, welche erschöpften Reisenden Obdach und allenfalls auch Nahrung bieten; sie haben vielmehr die

Das neue Karawanserai in Kaschan.

Bedeutung kaufmännischer Waarenlager, riesiger Speicher. Sowie der Bau der einen einfach und schmucklos ist, so sind die anderen mit Luxus und Pracht ausgestattet.

Eins der schönsten kaufmännischen Karawanserais ist das sogenannte „neue“ (Tasa), welches eine Korporation von Kaufleuten auf eigene Kosten hat erbauen lassen. Es hat die Form eines an den Ecken abgestumpften Würfels. Zwei der großen Parallelseiten werden von den Eingangsthoren eingenommen, während an den beiden anderen viereckige Nebenschiffe, die am Ende durch regelmäßige Halboktogone geschlossen werden, angefügt sind. Die Kuppeln, welche auch hier als Bedachung gewählt wurden, sind, wie auch die übrigen Theile des Baues, von Ziegelsteinen hergestellt, deren manche mit hellblauem Email überzogen sind; insbesondere hat man die Rippen der Wölbungen und die Ornamente in der Mitte jedes Bogens in dieser Weise verziert. Drei kreisrunde Oeffnungen in der Spitze der mittelsten und der beiden Seitenkuppeln sorgen für reichliches Licht. In diesem Bazar liegen die köstlichsten Waaren zum Verkauf: seidene Stoffe jeder Art und Brokate, in Kaschan selbst gefertigt, legen gerechtes Zeugniß ab für die Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit der Bewohner. Von hohem Interesse ist es übrigens, diesen Seidenfabriken einen Besuch abzustatten.

Da es in Folge der außerordentlich trockenen Luft nicht möglich ist, die Seidenfäden in derselben zu Stoffen zu verweben, weil sie fortwährend reißen würden, so sind die Fabrikanten gezwungen, ihre Arbeitsräume unter die Erde zu verlegen und daselbst durch Ausstellung großer Wasserbehälter stets eine feuchte Luft zu erhalten. Jeder Arbeiter, bis zum Gürtel entkleidet, hat auf einem höchst primitiven Webstuhle sein besonderes Stück anzufertigen und abzuliefern. Die Stoffe, die hier entstehen, sind von zweierlei Art: die einen, leicht und dünn, dienen lediglich zum Füttern von Gewändern; die anderen, schwer und dick, werden als Bezüge jener kleinen Polsterkissen verwendet, welche die Perser aufrecht gegen die Wand stellen, um den Rücken daran zu lehnen. Die Muster dieser Seidengewebe sind meist weiß, grün und gelb, der Grund dagegen ist ein schönes Roth. Uebrigens stellen die Perser als echte Orientalen niemals zwei genau gleiche Stücke her: wenn es ihnen auch gelingt, die Muster nachzuahmen, so scheitern sie doch bei der Farbenzusammenstellung, denn sie haben keine regelmäßige Methode, die Farben zu bereiten.

Wenn das neue Karawanserai das reichste Handelscentrum von Kaschan darstellt, so dürfte der Bazar, in welchem die mannigfachsten Erzeugnisse der Kupferindustrie feilgeboten werden, sicherlich der besuchteste sein. 400 bis 500 Kesselschmiede arbeiten dort in langen Reihen. Beständig ziehen hier die großen Kameelkarawanen vorüber, welche entweder mit dem rohen russischen Kupfer fern her kommen oder im Begriff stehen, die fertigen Waaren nach allen Theilen Persiens zu verführen. Das unerträgliche Geräusch der auf das dumpf wiedertönende Metall aufschlagenden Hämmer beleidigt übrigens nicht bloß die solchen Höllenlärm ungewohnten Ohren der Europäer; auch die Perser selbst ziehen es vor, nicht an Ort und Stelle zu kaufen, sondern die von ihnen gewünschten Waaren nur zu bezeichnen und in ihre Wohnung senden zu lassen, wo dann der definitive Abschluß des Handels erfolgt.

H. Thiriat sc.

Persische Dame.

Um sich einen Ueberblick über die topographischen Verhältnisse der Umgebung Kaschans zu verschaffen, bestiegen die Fremden auf einer noch gut erhaltenen Wendeltreppe ein herrliches, im 13. Jahrhundert erbautes Minaret. Dasselbe, welches sich bis zu einer Höhe von 47 m über das Straßenniveau erhebt, ist nach der einen Seite hin ein wenig geneigt und diente in Folge dessen noch bis vor wenigen Jahren einem schauerlichen Zwecke: man stürzte von dem geländerlosen Kranzgesims die des Ehebruchs schuldigen Frauen herab. Der beleidigte Gatte, umgeben von seinen Verwandten und oft sogar von der Familie der Schuldigen, nöthigte diese, den Rand der Brüstung zu erklettern: ein leichter Stoß genügte, um die Unglückliche in die Ewigkeit zu befördern. Obgleich bei dieser Art, einen Menschen vom Leben zum Tode zu bringen, die Chancen, mit dem Leben davon zu kommen, sicherlich verzweifelt geringe sind, so erzählt man sich doch einen wunderbaren Fall dieser Art. Eine Sklavin war bezichtigt, ihren Herrn, einen reichen Kaufmann, vergiftet zu haben. Trotz allen Leugnens ward sie zum Tode durch Herabstürzen verurtheilt: jedoch geschah das Unglaubliche, daß sie, wahrscheinlich getragen von ihrem Schleier, glücklich zur Erde gelangte, sich dort sofort erhob und von neuem ihre Unschuld betheuerte. Die staunende Menge glaubte natürlich an ein Wunder, riß den Schleier der Frau in Stücke, um dieselben als Reliquien aufzubewahren und führte sie im Triumphe in den Palast des Gouverneurs. Aber man begnügte sich nicht, sie aus Ehrfurcht vor dem Willen Allahs von nun an als Heilige zu verehren, sondern sicherte ihr auch für Lebenszeit eine unabhängige Existenz.

Von dem erwähnten Minaret aus überschaut man die gesammte Stadt, deren Festungswerke einen völligen Kreis zu beschreiben scheinen; inmitten eines wahren Chaos von Gärten, Terrassen, Häusern und emaillirten Kuppeln, nimmt man nicht, wie etwa in Tabriz oder Kum, ganze Stadttheile wahr, welche offenbar unbewohnt sind und im Verfall sich befinden; wohin das Auge schweift, tritt ihm vielmehr das Bild einer bevölkerten, rührigen Stadt entgegen.

Nachdem seitens des Ehepaars Dieulafoy dem Gouverneur von Kaschan Nachricht von ihrer Ankunft gegeben worden, sandte derselbe sofort sein Gastgeschenk, bestehend aus vier Lasten der verschiedenartigsten Früchte, Wassermelonen, Pfirsichen, Melonen und Aprikosen und zwei Lämmer. Als Gegengabe ließ er die Fremden bitten, seine Photographie, und zwar hoch zu Roß, anzufertigen. Es blieb nichts anderes übrig, als diesen immerhin bescheidenen

Eingang der Meidan-Moschee in Kaschan.

Wunsch zu befriedigen. Weshalb hätte man sich auch dessen weigern sollen? Nahmen diese Großen des Reichs die Fremden nicht überall aufs Freundlichste auf und waren sie es nicht, welche ihnen zu allen, sonst meist verschlossenen Heiligthümern die Thüre öffneten? Dieulafoy's bestellten also den Gouverneur zwei Stunden vor Sonnenuntergang zu sich, und pünktlich stellte er sich ein. Der Hakem (Gouverneur) ist etwa 40 Jahre alt. Seine erhebliche Schulterbreite, seine braune Hautfarbe und seine ziemlich gewöhnlichen Manieren deuten seine Herkunft auf den ersten Blick an: er ist nämlich der Sohn eines Schuhflickers aus Teheran und verdankt seine Erhebung der Protektion seiner Schwester Anizeh Daulet, einer Favoritin des regierenden Schahs Nasr-ed-Din.

Ihr großes Glück verdankt diese Frau einem eigenthümlichen Zufall. Eines Tages nämlich, als sich Nasr-ed-Din zur Jagd begab, begegnete er im Bazar einer jungen Bäuerin, welche einen Wasserkrug auf dem Kopfe trug.

Der Glanz ihrer Augen und ihr lebhafter Gesichtsausdruck machten auf den Schah einen so tiefen Eindruck, daß er sogleich befahl, sie in den Palast zu führen. Er zögerte keinen Augenblick, sie zu seiner Frau zu machen und zwar auf die Zeit von 99 Jahren. Bei dieser Gelegenheit scheint es nicht uninteressant, auf die seltsamen, aber durchaus gesetzlichen Gebräuche hinzuweisen, denen man in Persien in Betreff der Ehe huldigt. Die nach gewöhnlichem Ritus verheiratheten Frauen dürfen sich nicht vor Ablauf dreier Monate nach Auflösung ihrer ersten Ehe einen neuen Herrn wählen, während diejenigen Schönen, welche eine „Ehe auf Zeit“ eingehen, das Recht besitzen, sich alle 25 Tage wieder zu verheirathen. Man darf hierbei indessen keineswegs annehmen, daß diese Ehen etwa der gesetzlichen Giltigkeit ermangeln, im Gegentheil: die Mollahs bestärken die Betheiligten in ihrem Vorhaben und geben solcher Verbindung gegen ein geringes Entgelt von 1 bis $1^1/_4$ Mark eine religiöse Weihe. Ihr Wahlspruch ist das bekannte „Großer Umsatz bei geringem Nutzen“. Alle solchen Verbindungen entsprossenen Kinder sind übrigens legitim und haben ein Recht auf ein etwa vorhandenes väterliches Erbtheil.

Mirhab in der Meidan-Moschee zu Kaschan.

Die Ehen auf eine Stunde sind besonders auf dem Lande gebräuchlich. Bei der Ankunft hervorragender oder gar fürstlicher Persönlichkeiten geben die Landleute ohne jeglichen Skrupel ihre Töchter oder Schwestern gern zu derartigen Verbindungen her, welche ihnen stets ein schönes Geschenk einbringen, und wenn die Mädchen sich klug und gewandt benehmen, so können sie, wie der oben erwähnte Vorfall beweist, auf diese Art zu hohen und höchsten Stellungen gelangen.

Als Belohnung für das Photographiren erbat sich Dieulafoy vom Gouverneur die Erlaubniß zum Besuche der Moscheen der Stadt, und dieser erklärte sich auch bereit,

das Gesuch beim höchsten Imam zu befürworten. Er hielt auch Wort, denn am folgenden Morgen wurde den Reisenden gestattet, die Meidan-Moschee zu besichtigen. Dieselbe liegt im Mittelpunkte der Stadt und zwar im belebtesten Theile des Bazars, und datirt aus dem 14. Jahrhundert. Wie die Lage aller Moscheen durch die Richtung nach der Kaaba bedingt ist, so auch hier: denn, wie bekannt, wird ein gläubiger Muselmann bei Verrichtung seines Gebetes es nie unterlassen, sich nach jener Richtung hin zu wenden. Der Erbauer der Meidan-Moschee war daher in Folge dieser unumgänglichen Vorschrift genöthigt, den Haupteingang zur Moschee schräg zur Straßenachse zu legen; durch einen architektonischen Kunstgriff hat er es indessen verstanden, jenen Mangel zu verdecken: er hat neben den schrägen Moschee-Eingang einen symmetrisch entsprechenden, der in eine Medresseh führt, gesetzt und über die beiden schräg zusammenstoßenden Mauern eine Trompe (vorgekragte Wölbung mit doppelt gekrümmter Fläche) errichtet, deren Façade mit denen der übrigen Gebäude in gleicher Richtung liegt. Die Moschee ist von bedeutender Ausdehnung und in reinem Stile erbaut; jedoch bleibt das vornehmlichste Interesse bei diesem Bauwerk immer wieder haften an den herrlichen, in metallischem Glanze erstrahlenden Fayencen seines Mirhab: dieselben gleichen in ihrer Pracht vollkommen denen des berühmten Imamzadeh Jaja in Weramin (s. oben S. 118). Uebrigens kann es durchaus nicht befremden, hier ein ebenso prachtvolles Monument zu finden; denn Kaschan ist in der That die ursprüngliche Heimath jener herrlichen metallisch glänzenden Fayencen, welche auf Persisch „Kaschys" heißen.

Kaum ein Farsach von Kaschan liegt das reizende Dorf Fin, wo viele Städter längern oder kürzern Sommeraufenthalt zu nehmen pflegen. In dem dortigen Palaste spielte sich eine Tragödie, die Ermordung des Mirza Tagi Chan, ab, welche für den Charakter des regierenden Schah zu bezeichnend ist, als daß sie hier übergangen werden

Gebirgsbewohner aus Kohrûd mit Schafen.

könnte. Seit seiner Jugend war der Schah mit einem seiner Spielgefährten, eben jenem Mirza Tagi Chan, durch innige Freundschaft verbunden. Obgleich nur von geringer Herkunft, Sohn eines Palastbediensteten, wurde derselbe von Nasr-ed-Din bei dessen Regierungsantritt doch mit den höchsten Ehrenstellen bekleidet, erhielt die Stelle des Premier-Ministers und sogar des Königs Schwester zur Frau. Und dabei verdiente er in der That diese Gunstbezeugungen; denn er war von durchdringendem Geiste und besaß eine im Orient seltene Tugend, Ehrlichkeit. Das königliche Ansehen nach jeder Richtung hin zu erhöhen, war sein besonderes Streben; gleicher Weise minderte er das Uebergewicht der Geistlichkeit und suchte den Mißbräuchen in der Verwaltung einen Damm entgegenzusetzen; diese Reformbestrebungen aber veranlaßten schließlich den Sturz des Ministers. Zu den üblen Einflüsterungen, die allmählich dem Schah eine ungünstige Meinung von den Absichten seines Dieners beigebracht hatten, kam ein Schritt, der den Sturz desselben unvermeidlich machen mußte: er beging die Unklugheit, seiner Schwiegermutter einen energischen Verweis wegen ihrer Zügellosigkeiten im Privatleben zukommen zu lassen. Von diesem Augenblick an war sein Tod gewiß, und die dem Könige Nahestehenden suchten lediglich nach einem Vorwande, um auch ihn zu bestimmen, den Tod seines Dieners zuzulassen. Ein solcher Vorwand fand sich bald dadurch, daß der Minister, welcher sein Schicksal ahnte, den russischen Gesandten, dem er mannigfache Gefälligkeiten erwiesen hatte, um Wachen bat, welche ihn beschützen sollten. Beim Empfang dieser Nachricht kannte der Zorn Nasr-ed-Din's keine Grenzen; er glaubte durch diesen Schritt des vermeintlichen Rebellen seine Majestät beleidigt und ließ dem russischen Gesandten sagen, er möge augenblicklich die Wachen entfernen, widrigenfalls er sie mit Gewalt davonjagen lassen würde. Seinem bisherigen Minister befahl er, sofort in die Verbannung nach Kaschan zu gehen. Dieser war sich des Schicksals, welches seiner harrte, voll bewußt: „Ich bin der Diener meines Königs", sagte er, „und gehorche; mein Tod ist gewiß und der einzige Trost, der mir bleibt, ist, zu wissen, daß ich dereinst betrauert sein werde."

Und in der That, in einem schwachen Augenblick erlangten die Feinde des Unglücklichen die Erlaubniß, ihn zu

tödten. Indessen verflossen kaum zwei Stunden, als Nasr-ed-Din, von Reue übermannt, einen zweiten Boten nach Kaschan entsandte, welcher die Ausführung des ersten Befehls verhindern sollte. Zu spät! Bei dessen Ankunft schwamm der treue Diener schon in seinem Blute: man hatte ihm die Adern geöffnet. Reue und Schmerz ließen nicht auf sich warten; seit jener Zeit hat das Gesicht des Schah jenen traurigen, mürrischen Ausdruck angenommen, der ihm beständig eigen ist. —

Zwei Karawanenstraßen vermitteln die Verbindung zwischen Kaschan und der Hauptstadt von Irak, Isspahan. Der Winterweg führt anfangs am Rande der Wüste hin und berührt Natanz (1750 m), wo sich die Ruinen einer ehemals mit den köstlichsten Fayencen bedeckten Moschee befinden; der in der schlechten Jahreszeit ungangbare Sommerweg dagegen, und diesen hatten die Reisenden gewählt, schlängelt sich weiter westlich an den Abhängen hoher Berge entlang; die wilde Schönheit der Natur läßt hier die Anstrengungen des Weges vergessen.

Auf diesem Marsche passirte die Karawane einen durch einen Damm zwischen zwei Felsen künstlich gebildeten See. Der Damm, wahrscheinlich unter Schah Abbes, also etwa in derselben Epoche wie der früher erwähnte Damm von Saweh erbaut, dient dazu, die sich ansammelnden Gewässer des Winters zurückzuhalten, um in der Sommerzeit die Ebene von Kaschan zu bewässern. Jenseits des Sees wird der Weg noch ungangbarer als vorher; auch die Temperatur nimmt allmählich ab und man bekommt den höchsten Berg dieser Kette, der nach den Messungen der englischen Telegraphenbeamten 3595 m Höhe erreicht, zu Gesicht. Nach mehr als achtstündigem Bergansteigen von Kaschan aus erreichte die Karawane den Flecken Kohrûd, der sich, inmitten von Felsen und grünen Matten gelegen, dem Auge wie ein Schweizer- oder Pyrenäen-Dorf darstellte, wären nicht die Minarets und die flachen Hausdächer. Die Bewohner, welche durch ihre hohen Berge vor jeder Berührung mit Arabern und Mongolen bewahrt worden sind, und welche hoher Schnee die Hälfte des Jahres am Verkehre mit den Bewohnern der Ebene verhindert, haben ihre persische Sprache ebenso rein bewahrt wie ihre Rasse. Wie bei allen Bergbewohnern liegt auch ihr Reichthum in den Herden; ihre prachtvollen Schafe zeichnen sich nicht nur durch den Wohlgeschmack des Fleisches und durch feine Wolle aus, die bei der Teppichweberei verwendet wird, sondern auch durch den kolossalen runden Schwanz, dessen feines Fett mit Butter vermischt und sämmtlichen Speisen zugesetzt wird.

Das Thermometer wies $6\frac{1}{2}^{0}$ C. auf, als die Reisenden am 12. August von Kohrûd weiter aufbrachen. Die begleitenden Diener, nur mit leichter baumwollener Kleidung versehen, klapperten vor Frost mit den Zähnen und hätten sicherlich die Bitte ausgesprochen, ihnen einige wärmere Kleidungsstücke zu überlassen, wenn sie nicht gefürchtet hätten, sich durch die Kleider von Ungläubigen zu verunreinigen. In lebhaftem Tempo ging es daher vorwärts; bald verbreitert sich der Weg, überschreitet einen Paß von 2900 m, dann ödes Hügelland und mehrere Felsplateaus und führt endlich nach dem Oertchen So am Anfange derjenigen Ebene, welche sich südwärts bis nach Isspahan hinzieht.

Mittheilungen über Glauben und Aberglauben bei Sundanesen und Javanen.

Von Emil Metzger.

IV.

Allerlei Aberglauben.

(Fortsetzung.)

Hieran schließt sich die Wissenschaft von den verborgenen Dingen, die Ngilmu; der Unterschied zwischen Napal (Tjimat) und Ngilmu ließe sich vielleicht ziemlich genau definiren, wenn man ersteres als den mehr handwerksmäßigen Theil, letzteres als das eigentlich Wissenschaftliche in der verborgenen Wissenschaft bezeichnete; d. h. in soweit verborgen, als sie dem gewöhnlichen Menschen unzugänglich, nur durch anhaltendes Studium zu erlangen ist; nicht etwa, daß darunter nothwendigerweise schwarze Kunst verstanden werden müßte. So heißt z. B. Ngilmu Palak die Sternkunde. Wer ein Napal besitzt, vermag eine einzelne, bestimmte Aufgabe zu lösen, wer die Ngilmu besitzt, kann, auch unter anderen Verhältnissen, seine Wissenschaft zur Anwendung bringen, wenn er in derselben erfahren genug ist.

Doch auch der Begriff Ngilmu ist wieder in anderer Art sehr unbestimmt; wie ich, um bei dem eben Angeführten zu bleiben, sagte, ist die Sternkunst ein Ngilmu, doch ist es auch ein Ngilmu, ein Haus vor dem Feuer zu schützen, sich schöne Frauen zu verschaffen, reich zu werden. Mit Recht sagt Professor Veth, daß in dieser Beziehung kein Volk der Welt die Wissenschaft höher schätzt und ihr mit mehr Eifer nachjagt; doch bildet nicht eine ungereimte Abracadabra aus allerlei Sprüchen, Erklärungen, Beschwörungen die eigentliche Ngilmu; sondern alles dies ist nur Napal, das Handwerkszeug, die verständige, überlegte Anwendung desselben dagegen das Ngilmu. So z. B. wird jeder in der Wildniß gelegene Ort, der im Rufe steht, von bösen Geistern besucht zu werden, Angker genannt. Wer dahin geht, ohne den betreffenden Spruch (Napal) sagen zu können und dabei die Ngilmu der bösen Geister nicht besitzt, verliert da sein Leben, wird wahnsinnig oder die Geister nehmen ihn vielleicht gar mit. Wer diesen Spruch besitzt, besitzt aber noch lange nicht die Ngilmu, mit bösen Geistern umzugehen, er ist nur in diesem einen Falle gesichert, wer die hat, weiß viel mehr, obwohl ihm der gerade nöthige Napal vielleicht zufällig unbekannt ist, oder obwohl er nicht weiß, daß der ihm auch bekannte Napal in diesem Fall besonders wirksam ist, sich auch ohne denselben der Geister zu erwehren, denn er sieht, was ihm begegnet, und wendet

die Mittel, die er besitzt, mit Ueberlegung an; ja er ist möglicherweise im Stande, auf einem andern Wege dieselbe Wirkung zu erzielen, die der Rapal haben würde.

Man muß diesen Unterschied im Auge behalten, um sich erklären zu können, weshalb demjenigen, welcher in dem Ruf steht, ein Ngilmu zu besitzen, dies Vertrauen nicht leicht entzogen wird. Ein Rapal muß, an Ort und Stelle richtig gebraucht, wirksam sein; ist es dies nicht, so ist es keinen Pfennig werth; derjenige, welcher seine Kraft rühmt, ist entweder selbst getäuscht, oder ein Betrüger. Nicht so der Besitzer eines Ngilmu. Wie nach unserer Ansicht ein guter Mathematiker vor einer bestimmten Aufgabe zögern kann; wie es möglich ist, daß einem als tüchtig bekannten Arzte unerwartet ein Patient stirbt, wie ein starker Schachspieler zuweilen einem schwachen Gegner gegenüber eine Partie verliert, so setzt der Eingeborene von Java auch Vertrauen in den Besitzer eines Ngilmu, wenn er auch in einem einzelnen Falle keinen Erfolg zu verzeichnen hätte.

Die Ngilmus umfassen auch viele mohammedanische und Hinduwissenschaften, und es giebt auch Ngilmus für Sünde und böse Dinge, z. B. besitzt mancher die Ngilmu, um straflos zu stehlen (Rapal würde aber z. B. genannt werden, wenn ein gewöhnlicher Dieb in einem bestimmten Falle die Bewohner des Hauses, das er bestehlen will, durch bestimmte magische Handlungen, Worte 2c. einschläferte). Ihre Zahl ist unendlich groß. Zwei Leute streiten mit einander, sie scheinen einander gewachsen zu sein, plötzlich wendet sich der eine zur Flucht, ohne daß die Zuschauer einen besondern äußern Grund bemerken können; doch da fällt es ihnen ein; der eine besitzt den Ngilmu bålå sewu, hat den Rapal ausgesprochen und der Gegner verliert den Muth und läuft weg.

Die höchste Ngilmu ist dem Islam entnommen; es dürfte vielleicht interessant sein, sie mit den Worten eines Eingeborenen (Raden Mas Adipati Ario Tjondro Negoro in seinen Bemerkungen über Veth's Java) kommentirt hier einzuführen. „Wißt ihr, wer die höchste Ngilmu besitzt?“ So sprach ein geehrter Lehrer. „Es ist der, welcher sagen kann, warum der Athem Athem heißt, wie er bei Tage und bei Nacht heißt, wie er bei dem Ausathmen und bei dem Einathmen heißt, wohin er bei dem Tode geht und wo er dann bleibt.“ Unglücklicherweise hat Allah die Ngilmu wohl seinen Propheten mitgetheilt, aber unter dem Verbot sie niederzuschreiben. Die traurige Folge hiervon ist, daß alle Versuche, sie aufzuspüren, bis jetzt fruchtlos geblieben sind. Zu diesen bei Veth vorkommenden Worten macht der ebengenannte Regent folgende Bemerkung: Die hier angedeutete Ngilmu ist nach dem Urtheil der Eingeweihten die freisinnigste Lehre, welche besteht und kann als ein Extrakt des mohammedanischen Glaubens betrachtet werden. Diese Ngilmu (Ilmu schreibt der Regent) wird im Koran in Bildersprache und sinnbildlichen Erzählungen sehr verdeckt in kleinen Abschnitten beschrieben, doch so, daß er den Profanen sehr unverständlich ist. Die Widersprüche in einzelnen Erzählungen des Korans dienen der Ngilmu nur als Schleier. Der Grund, warum sie nur einzelnen sehr vertrauten Personen gelehrt wird, wird abgeleitet von der Furcht, daß aus derselben, wenn sie allen gelehrt würde, viel Mißverständnisse entstehen und viele Unannehmlichkeiten die Folge sein könnten. Die Tempel würden verfallen und die Macht der Fürsten sehr geschwächt werden 2c. Wenn ein Guru (Lehrer) von seinem Obersten ermächtigt wird, diese Ilmu einer anderen Person zu lehren, so wird gleichzeitig bestimmt, daß diese Mittheilung nur an sehr vertraute Personen geschehen darf, die sie nicht anderen, nicht einmal ihren Frauen und Kindern lehren dürfen. Eine solche Erlaubniß darf sich nur über vier sehr vertraute Personen erstrecken und zwar in Nachahmung des Beispiels Mohammeds, welcher seine Lehre nur vier Aposteln mittheilte, denen er die Erlaubniß gab, dieselbe anderen zu lehren. Gewöhnlich wird diese Ngilmu nur Personen mitgetheilt, welche das vierzigste Jahr erreicht haben.

Eine eigenthümliche Bedeutung besitzen die Ngilmus, deren Name mit dem Wort Peling (heling, denken, sich einer Sache bewußt sein) zusammengesetzt ist; sie haben alle den Zweck, in diesem Leben sich die Segnungen des künftigen zu verschaffen; ich werde dieselben im nächsten Abschnitt eingehender besprechen.

Ich gebe noch einzelne Beispiele von verschiedenen Arten von Aberglauben, nicht etwa um den Gegenstand auch nur annähernd zu erschöpfen, sondern um zu zeigen, nach wie verschiedenen Richtungen hin derselbe sich entwickelt hat.

Gegen böse Geister sichert man sich durch Amulette; hierzu dient alles, was schon den Beweis seiner Kraft gegeben hat, oder an dessen Wirkung man glaubt. Am besten sind Reliquien, doch können auch andere Gegenstände dazu dienen. Besonders geachtet in dieser Beziehung sind die Barang Pusaka, Gegenstände verschiedener Art, z. B. Waffen, Kleinodien, die von den Voreltern herstammen, besonders wenn sie früher schon einem ähnlichen Zweck gedient haben. Koransprüche auf Papier geschrieben sind sehr gut, nicht nur um gegen Geister zu schützen, sondern auch um glücklich zu sein. Man rollt sie zusammen und trägt sie auf dem Kopf oder am Körper; sie heißen Tsim. Zu demselben Zweck dienen andere Sprüche (Djampe-rapal), die einen ganz bestimmten Zweck haben, z. B. zu schützen gegen Feuer oder Wasser, schnell Reichthum zu verschaffen 2c. Das Haus schützt man gegen böse Einflüsse durch einen Tumbal. Man schreibt einen Spruch, den Namen Gottes, des Propheten und seiner vier Jünger an ein Haus; zu demselben Zweck dienten auch verschiedene Zaubermittel, die man auf vorgeschriebene Weise zubereitet, worauf man durch einen Spruch ihnen die gewünschte Kraft giebt und sie dann über seiner Thür aufhängt. Ein sehr kräftiges Mittel, um anderen Böses zu thun, dessen Anwendung nicht einmal viel Umstände macht, ist folgendes: In den Wäldern des östlichen Java's lebt eine geheimnißvolle Affenart mit Menschengesicht. Wer einen solchen Affen fängt, ist glücklich; jeder Theil, namentlich die Knochen, wird mit Gold aufgewogen, denn man kann damit allerlei Unglück abhalten und seinen Feinden sehr viel Böses thun. Zu diesem Zweck steckt man ihn einfach in die Erde, sei es vor der Wohnung desjenigen, dem man schaden will, sei es auf einem Wege, den er oft passirt. Innerhalb vierzig Tagen wird er aus seiner Wohnung weichen und nie mehr zurückkehren, sondern sich in weiter Entfernung niederlassen.

Sowie es giftige Thiere giebt, giebt es auch giftige (nicht etwa vergiftete, die bekanntlich ziemlich häufig sind) Waffen, nämlich solche, die sich durch tödtliche Wirkung auszeichnen. Solche Waffen werden zu sehr hohen Preisen erkauft. Eine Flinte, mit der ein oder mehrere Tiger getödtet sind, wird viel höher bezahlt als der wirkliche Werth beträgt. Manchen alten Waffen, namentlich Krißen, die aus dem Reich Modgopahit herstammen, wird die Kraft zugeschrieben, den Träger für den Feind unsichtbar zu machen. Die Besitzer solcher Waffen ziehen daher immer auf die gefährlichsten Posten.

Wenn man im Dachstuhl gespaltene Bambu verwendet oder gar das untere Ende des Bambu nach oben dreht und ihn so befestigt, so wird im ersten Fall das Haus abbrennen, im zweiten Fall wird der Blitz angezogen. Holzwerk von abgebrochenen Brücken, selbst wenn man ihm noch erst

eine andere Form geben wollte, darf ja nicht bei dem Bau eines Hauses verwendet werden; es würde dem Eigenthümer Unglück, Krankheit, ja den Tod bringen. Ebenso darf man die Materialien von Gebäuden, welche durch die Fluthen zerstört sind, nicht wieder verarbeiten. Ein Eingeborener, der viel Unglück im Leben hat und sich selbst für einen „Pechvogel“ ansieht, kann unter Umständen sein unglückliches Geschick ändern, indem er einen neuen Namen annimmt; er muß sich jedoch in Acht nehmen, daß er auf den frühern Namen ja nicht mehr hört, und wenn er bei demselben gerufen wird, vollkommen gleichgiltig erscheint. In besonderen Fällen giebt es noch ein anderes Mittel, um das Unglück abzuwenden: man erklärt sich todt, läßt einen Pisangstamm an seiner Stelle begraben, die Opfer und Festlichkeiten bei dem Begräbniß, sowie es sich gehört, verrichten und nimmt einen neuen Namen an, was aber eigentlich kaum nöthig ist, da durch den anscheinenden Tod die ungünstigen Einflüsse (böse Geister natürlich) vollkommen irre geleitet sind. Ein Hausdieb, der durch Einbruch stiehlt, darf nie durch die Thüre in das Haus eindringen; wenn er dies thäte, würde er gewiß früher oder später auf der That ergriffen werden. Er macht also ein Loch unter oder in die Wand (sogenannte Pagger von geflochtenem Bambu) um einzudringen, wenn er eine Thür findet, die von innen geöffnet werden kann, so ist dies sehr angenehm und er darf sich durch dieselbe zurückziehen. Um die bösen Geister aus dem Hause zu halten, werden die Pfosten desselben von unten mit Schweinefett bestrichen. Wenn ein Kind aus einem Hause begraben wird, sollte man etwas hinter der Leiche herschlendern, damit dieselbe Niemand nachzieht. Bei Brand hält man demselben einen Spiegel vor, um ihm zu zeigen, wie häßlich er aussieht, und ihn dadurch zur Entfernung zu bewegen; ebenso setzt man bei schwerer Krankheit einen Spiegel unter das Bett und dem gegenüber ein Nachtlicht. Bei starkem Wind brennen Manche Räucherwerk. Wenn plötzlich starker Regen fällt, aber ebenso plötzlich wieder aufhört, so glaubt man, daß ein Mord begangen ist. Wenn gekochter Reis ungewöhnlich schnell in Gährung übergeht, so bedeutet dies den Tod eines Familienmitgliedes. Fällt der Dandang (das Gefäß, in welchem der in einem Korbe aufgehängte Reis durch Dampf gekocht wird), so ist dies ein sicherer Beweis, daß dem Hause ein großes Unglück droht. Glücklicherweise kann man es verhüten, wenn man ein großes Fest herrichtet; außerdem aber muß die Hausfrau, ganz nackt, dreimal um den in der Küche aufgestellten Dandang hintanzen. Die Anzahl der Falten, welche die Haut junger Kinder über dem Knie bildet, ist selten gleich; aus der Anzahl an beiden Knien kann man das Geschlecht des nächsten Kindes mit Sicherheit vorhersagen. Wenn man einen Tjemara-Baum (eine Casuarina) in der Nähe eines Hauses pflanzt, so ist es ein schlechtes Zeichen, wenn sie gut gedeiht; stirbt der Baum aber später ohne äußere Einwirkung ab, so ist dies ein Beweis, daß die Familie glücklich sein wird. Wenn man den Kindern eine Schnur mit Tigerkrallen um den Hals hängt, bekommen sie keine Würmer. Man soll Pflanzen ordentlich pflanzen, das obere Ende oben, wie es sich gehört, sonst wird die Frucht den, der sie genießt, sehr krank machen. Ein Dieb, der gestohlene Sachen trägt, mag ruhig durch eine von Tigern unsicher gemachte Gegend gehen, denn ein Dieb thut dem andern nichts; überhaupt braucht niemand den Tiger zu fürchten, wenn er von der linken Seite kommt. So könnte man noch tausende von Beispielen geben; die mitgetheilten dürften für unsern Zweck jedoch schon mehr als genügend sein.

Aus dem äußersten Süden Brasiliens.

Von Dr. **Rud. Canstatt.**

II.

Meine erste größere Reise von Artigas beziehungsweise Jaguarão richtete sich, da ich vorläufig auf weitere Ausflüge auf orientalischem Gebiete wegen der noch vielfach umherschwärmenden Insurgentenbanden und sonstigem Gesindel verzichtete, nach dem mir aus früheren Jahren schon bekannten Rio grande am Ausgange der Lagoa dos Patos.

Von Jaguarão aus gehen zwei Dampfer nach Rio grande. Dieselben laufen aber sehr unregelmäßig aus, und da die Führer beider Schiffe in beständiger Fehde mit einander liegen, so trifft es sich gewöhnlich so, daß Abfahrt und Ankunftszeit beider Rivalen fast beständig mit einander kollidiren, während Handel und Korrespondenzverkehr auf das Empfindlichste darunter leiden. An Schmutz, Gebrechlichkeit und Langsamkeit sind sich beide ziemlich gleich und die Wahl für den einen oder andern fällt dem Reisenden daher schwer. Sie tragen die Namen „Rio grandense“ und „Guarany“. Mein Schicksal führte mich auf letztern, und da man zu sehr früher Stunde den Hafen von Jaguarão zu verlassen gedachte, so mußte ich schon am Abend vorher mich an das jenseitige Ufer übersetzen lassen. Mit Schrecken denke ich der Nacht, welche ich nun zum Beginne meiner Reise in einem elenden Wirthshause zu Jaguarão verbringen mußte. Die in Scharen über mich herfallenden Flöhe betrachteten mich wohl als einen gänzlich unberechtigten Eindringling und mißhandelten mich demgemäß derartig, daß ich die Augen nicht zu schließen vermochte. Als mir deshalb um 2 Uhr Nachts die Sache zu arg wurde, flüchtete ich kurz entschlossen auf den Dampfer, um wenigstens auf ein paar Stunden der sehnlich erwünschten Ruhe zu pflegen. Allerdings dauerte auch hier der erquickende Schlaf kaum bis 4 Uhr, zu welcher Stunde der unvermeidliche betäubende Lärm des Einladens und Hin- und Herschleppens von Frachtgütern seinen Anfang nahm.

In dem „Guarany“ entdeckte ich einen alten Bekannten, dessen Jugend schon 10 Jahre hinter ihm lag und dessen gebrechlicher Kasten mit den großen Schaufelrädern mich vor Jahren schon einmal von Porto Alegre nach Rio Pardo befördert hatte. Fast könnte man den „Guarany“ gefeit gegen alle Seeunfälle glauben, so sehr muß es überraschen, ihn immer wieder und wieder in den Reihen der die Seen und Flüsse der Provinz Rio grande do Sul durchziehenden Schiffe zu finden. Er verdankt dies jedoch nur der unendlichen Vorsicht seines Kommandanten, welcher bei dem leise-

sten Windeshauch ruhig vor Anker geht und mitunter tagelang, zur nicht geringen Pein der Passagiere, wo es auch immer sei, so lange liegen bleibt, bis es dem Himmel gefällt ein anderes Gesicht zu zeigen. Dieser für die Erhaltung seines Dampfers so sorglich bedachte Kommandant, das Muster eines Portugiesen und fast ebenso breit als lang an Gestalt, besitzt natürlich ein beneidenswerthes Phlegma, mit dem man sich nur wegen der Beigabe eines unverwüstlichen Humors aussöhnt. Trotz seiner Würde zeigte er nur in seltenen Fällen sich mit reiner Wäsche und sein ganzes Auftreten war nichts weniger als salonmäßig; bei der Tafel namentlich fiel er mit der Gier eines ausgehungerten Wilden über Speisen und Getränke her und jede Gelegenheit, auf fremde Kosten sich zu pflegen, benutzte er mit wahrhaft anerkennenswerthem Eifer. Sein Wahlspruch war das jedem Brasilianer so geläufige: „Tenha Paciencia!" (Habt Geduld!)

Der Konkurrenzdampfer „Rio grandense" soll eine etwas bessere Maschine besitzen, doch hat der „Guarany" wieder den Vorzug, außer dem allgemeinen Raume zum Essen und Schlafen mit etwa 40 Lagerstätten, welche rings an den Wänden herum in zwei Reihen über einander geschichtet sind, im Besitze einer sogenannten Damenkajüte zu sein. Beide Dampfer, „Guarany" und „Rio grandense", sind Flußdampfer, welche sich durch ihren außerordentlich flachen Bau von anderen ähnlichen Fahrzeugen unterscheiden. Seit geraumer Zeit schon wird nun von England aus ein neuer Steamer erwartet, welcher dem Leben der genannten altersschwachen Schiffe ein Ziel setzen soll.

Die Sonne brannte schon sehr nachdrücklich auf unsere Scheitel, und statt sechs Uhr war es bereits acht geworden, ehe gellende Pfiffe, laute Flüche des Kommandanten, schnell abgebrochene Abschiedsscenen und das mit mehr als nöthigem Lärm bewirkte Herauswinden der Anker mich von der endlichen Abfahrt überzeugten. Schneller und schneller griffen die Schaufeln in die gelben Fluthen des Flusses ein und schon nach einer Viertelstunde hatten wir Jaguarão und Artigas aus dem Gesichte verloren. Auch die anmuthig geformten Linien der Bergzüge der nördlich von Jaguarão sich hinziehenden Coxilha rückten uns allmählich ferner und an beiden Ufern nahm die Gegend mehr den Charakter der Ebene an. Der Fluß nahm dagegen nach Zurücklegung von ein paar Leguas merklich an Breite zu und ließ dadurch die Nähe seines Ausflusses in die Lagoa ahnen. Charakteristisch im Gegensatze zu anderen Strömen erscheinen mir die tiefen Einbuchtungen, welche links und rechts kleine natürliche Hafenplätze bilden.

Nachdem ich mich an dem landschaftlichen Bilde fürs erste zur Genüge geweidet, lenkte ich meine Aufmerksamkeit dem Leben auf dem Schiffe und meinen Reisegefährten zu. Die erste Persönlichkeit, welche mir in die Augen fiel, als ich mich umwandte, war der Maschinist und Ingenieur des Schiffes, der, in Wolle eingewickelt, sich mir als Kranker präsentirte und mir bei Aufzählung seiner Leiden nicht genug die Wunder der Homöopathie rühmen konnte. Die Hahnemann'sche Theorie hat in Brasilien zahlreiche Anhänger und bietet unleugbar auch den Vortheil, der Behandlung unwissender Aerzte und Pfuscher, wie sie hier nur allzu häufig sich finden, oftmals eine wohlthätige Schranke zu setzen. Auch sind die homöopathischen Mittel ohne Zweifel den massenhaft im Lande zum Vertriebe gelangenden französischen oder nordamerikanischen Geheimmitteln und als wunderthätig angepriesenen Arzneien vorzuziehen, zu welchen brasilianische Aerzte theils aus Bequemlichkeit, theils weil ihnen pharmakologische beziehungsweise chemische Kenntnisse fehlen, nur allzugern ihre Zuflucht nehmen. Viele treue Anhänger zählt auch der Baunscheidtismus in Südamerika. Meines Erachtens ist es namentlich die strenge Diät, welche den Homöopathen hier so manchen Erfolg sichert, und die Anwendung der unschuldigen Streukügelchen hat dabei das für sich, daß sie den Organismus nicht in dem Maße angreift, als die oben erwähnten Drastika. Ich selbst wurde hier zu Lande schon vielfach für einen Homöopathen gehalten, da ich auf Einhaltung einer richtigen Diät stets großen Werth legte und die von mir verordneten Arzneien nicht kannen- oder tassenweise zu nehmen sind.

Ein Montevideaner, Dr. Herera, welcher auf dem Umwege über Rio grande und Rio Janeiro nach Buenos Ayres zu reisen gedachte, um nicht in Montevideo, woselbst er als thätiges Mitglied der revolutionären Partei längst auf der Liste der Proskribirten stand, verhaftet zu werden, und eine Anzahl Kaufleute aus Jaguarão, Rio grande und Pelotas bildeten die gesammte Reisegesellschaft. Die Unterhaltung der letzteren war eine ziemlich seichte und genügte höchstens den Anforderungen unseres falstaffartigen Kommandanten. Ich für meine Person fand nur einige Ansprache in der Unterhaltung mit dem sehr gebildeten und intelligenten Dr. Herera.

Die Verpflegung an Bord war echt brasilianisch: Gizada, eine dem ungarischen Gulasch ähnlich zubereitete Speise mit Farinha, schwarze Bohnen und Carne secca, sowie verschiedene süße Gerichte, deren ursprüngliche Bestandtheile kaum zu enträthseln waren, Kaffee und Thee waren die hauptsächlichsten Tafelgenüsse, deren wir uns zu erfreuen hatten. Tischtuch und Servietten ließen dabei ganz deutlich die Speisekarte während früherer Reisen erkennen und man durfte gerade nicht zur Empfindung von Ekel geneigt sein, wenn man etwa die Gewohnheit hatte, sich nach vollendeter Mahlzeit der Serviette zu bedienen. Wer, wie ich indessen, sich in südamerikanische Verhältnisse zu schicken weiß, vergaß bald beim Rauchen seiner Cigarette auf dem Deck diese kleinen Unbilden.

Die Scenerie auf dem Strome belebten zu unserer Unterhaltung einzelne Hiaten, deren schwellende Segel sich in malerischer Weise von dem dunkeln Grün der verschiedenen Inseln abhoben. Diese kleinen Eilande auf dem Jaguarão dienten vorzugsweise früher und auch jetzt noch Schmugglern zum Aufenthalte. In der allerneuesten Zeit hat der Schleichhandel schon etwas abgenommen, da der Gewinn desselben sich seit Einführung der letzten Zuschlagsteuern in Uruguay sehr verringerte. Sonderlich gefährlich war das Gewerbe hier eigentlich nie, da vielfach die Douanebeamten ihre Hand mit im Spiele hatten. Dennoch waren die Schmuggler immer gehörig bewaffnet, namentlich mit den gefürchteten Trabucos, einer Schußwaffe mit übermäßig großer trichterförmiger Mündung. Diese Gewehre wurden mit Steinen, gehacktem Blei und anderen dergleichen regellosen Projektilen geladen, deren Wirkung in der Nähe eine sehr mörderische war; auf weitere Entfernungen blieben sie jedoch, da der Streuungskreis sich allzu sehr ausdehnte, ziemlich wirkungslos. Bei den Revolutionären konnte ich ganz kürzlich noch neben den Remington-Gewehren diese echt spanischen Guerilla-Waffen vielfach bemerken. Der Schleichhandel von Brasilien nach Uruguay erstreckte sich früher hauptsächlich auf Kaffee, Zucker, Farinha, Herba maté, Tabak ꝛc., während die sogenannten Generos oder Fazendas (Modeartikel und Stoffe) aus Uruguay mit Umgehung der Zollämter in Brasilien eingeführt wurden und dem Riograndenser Importhandel bedeutenden Schaden verursachten. Heutzutage deckt der Gewinn kaum noch die Bestechungen, welche nöthig sind, um das Schmuggelgeschäft

ungefährlich zu machen. Daher betheiligen sich die Kaufleute nur noch in geringem Maße daran.

Nicht weit von der Mündung des Jaguarão kamen wir an dem auf dem rechten Ufer gelegenen Saladero eines brasilianischen Hallunken Namens Quinco oder Joaquim Pereira vorbei. Derselbe beraubte während der Kriege des General Flores die Leute in schamloser Weise ihres Viehes, indem er förmliche Banden besoldete, welche ihm des Nachts alles Vieh, dessen sie habhaft werden konnten, zutrieben. Dasselbe wurde sofort geschlachtet und vergebens stießen beim Grauen des Tages die armen verlassenen Kälber laute Klagerufe nach ihrer längst getödteten Ernährerin aus. Besonders die ärmere Bevölkerung litt unter diesen Räubereien großen Schaden, da sie nicht selten das einzige Stück Vieh auf solche Weise einbüßte, und hat heute auch das Schicksal den Urheber ihrer Verluste, welcher vor kurzem Banquerott gemacht, ereilt, so wurde ihnen doch dadurch kein Ersatz für den verübten Raub gewährt.

Nahe der Barra des Jaguarão lag der brasilianische Flußkriegsdampfer „Silveira", welcher des niedrigen Wasserstandes halber hier bereits vor Anker gegangen war. Trommelschall und laute Kommandos tönten zu uns herüber von dem recht schmuck und reinlich aussehenden Repräsentanten der brasilianischen Seemacht. Eine kleine Yacht, welche dazu gehörte, war weiter unterhalb des Stromes als Wachtschiff postirt.

Die Ufer behielten so ziemlich bis zur Einfahrt in die Lagoa immer dasselbe Ansehen. Hier und da flog ein Sumpfvogel mit trägem Flügelschlage auf oder ein rühriger Taucher, welcher sich auf der Oberfläche des Wassers wiegte, schaute befremdet unsern Dampfer an, um nach wenigen Sekunden zu verschwinden und erst weit entfernt wieder, wie in neckischem Spiele, den Kopf aus den gelben Fluthen emporzuheben. Drolliger noch als solche Vögel erschien eine Gruppe von Seehunden (Lobos), welche mit unverkennbarer Neugier und Verwunderung die runden Köpfe hervorstreckten und bei manchen der Passagiere die Jagdlust rege machten. Schon früher bei Montevideo hatte ich Gelegenheit gehabt diese Thiere zu beobachten. Ihre sonderbare Gestalt, namentlich der kugelige Kopf mit der stumpfen Schnauze und den aufgewulsteten Lippen, war mir vor anderem im Wasser lebendem Gethier aufgefallen. Die Seehunde, deren wir hier ansichtig wurden, waren kleiner als die früher gesehenen, doch ist ihr Fell, aus welchem man bekanntlich vor dem Gerben erst die langen Haare auszupft, um nur den schönen weichen Flaum stehen zu lassen, ebenso geschätzt. Obgleich sie am Tage häufig außerhalb des Wassers auf Klippen oder Sandbänken schlafen, soll es, wie man mir erzählte, ihre Scheu dem Jäger schwer machen, sie zu erlegen.

Nach einer etwa vierstündigen Fahrt nahm der Dampfer, welcher bisher in südöstlicher Richtung sich vorwärts bewegt hatte, plötzlich seinen Kurs nach Norden, indem er in die Lagoa Mirim einlief. Die beiden Landspitzen an der Flußmündung trugen die Grenzsteine Brasiliens und Uruguays. Ersterer war in Pyramidenform, den andern repräsentirte ein Würfel auf einem kleinen steinernen Sockel. Noch einmal hatten wir Zeit einen flüchtigen und vergleichenden Blick auf die Ufer zweier Staaten zu werfen, für die die Natur selbst eine Grenze vorgezeichnet zu haben schien, denn rechts erfreute sich das Auge an dem saftigsten Grün, während links nur verdorrtes Gras mit Sand vermischt den Boden deckte. Dieser Unterschied in der Vegetation beeinflußt natürlich auch nicht wenig die Güte des Fleisches von den zahlreich hier weidenden Viehherden. Großartig war nun der Anblick, welchen die ungeheuren, nur auf einer Seite scheinbar von sandigen Dünen begrenzte Wasserfläche bot, die sogar der Täuschung Raum geben konnte, als befinde man sich Angesichts des weiten Oceans. Prächtig war das Farbenspiel, welches die glühenden Strahlen der bald im Zenith stehenden Sonne auf den grünlich gelben Fluthen hervorriefen, während ein dunkelblauer Himmel sich über der echt südlichen Landschaft wölbte. Zur Linken rahmten weite in der Ferne sich verlierende weiße Streifen die ungeheure Wasserfläche ein und nur das dunkle Grün eines Ombúbaumes, welcher einsam aus den sandigen Hügeln empor stieg, unterbrach hier und da die einförmigen Linien des Ufers. In nächster Nähe unseres Schiffes wiegten sich zahllose Möven in den Lüften, deren weißes Gefieder silbergleich in der Sonne erglänzte, und am äußersten Horizonte belebten die schwellenden Segel einiger Hiaten das sonst so stille Binnenmeer.

Brasilianischerseits wird im Gegensatz zu den früher erwähnten Mulhall'schen Angaben die Länge der Lagoa Mirim auf 25 Leguas (137,5 km) und die Breite auf 9 Leguas (49,5 km) bemessen. Von den in den See einmündenden Flüssen schneidet der Jaguarão fast genau in der Mitte ein, während der Rio Gonçalvez, oder Rio S. Goncalo gerade am äußersten nördlichen Ende ausströmt und die Lagoa Mirim mit der Lagoa dos Patos als natürlicher Kanal verbindet. Außer einem an der südlichen Spitze des Sees liegenden orientalischen Orte, Santa Vittoria oder Santa Victoria de Palmar, einem kleinen bedeutungslosen Städtchen, welches einen sehr spärlichen Verkehr mit Jaguarão und Rio grande unterhält, befinden sich auf der ganzen Uferstrecke der Lagoa kaum zwei Orte, welche den Namen eines Dorfes verdienen. — Der Wasserstand dieses großen Binnensees ist ein sehr wechselnder und wird möglicherweise noch durch die in die Barra von Rio grande eindringende Meeresfluth mit beeinflußt. Viele und bedeutende Sandbänke beeinträchtigen zudem die Schiffahrt gar sehr und machen die Stürme auf diesem See so gefährlich, daß schon manchem Schiffe hierdurch der Untergang bereitet wurde. Beim leisesten Winde schon empfindet man auch in unangenehmer Weise jenes eigenthümliche Schwanken, welches hier wie anderwärts die gefürchtete Seekrankheit im Gefolge hat. — Für die oben ausgesprochene Behauptung, daß das Seewasser zeitweise bis hierher vordringt und sich mit dem eigentlichen Süßwasser der Lagoa vermischt, spricht eine von mir, wie von anderen Reisenden vielfach gemachte Beobachtung, nach welcher bei heftigem Nord- und Ostwinde das Wasser auffallend salzig wird und Salztheile in dem aufgestauten Rio Jaguarão selbst bis nach Artigas hinauf wahrzunehmen sind.

Von den sandigen, bald vor bald mehr zurück tretenden Uferrändern ist der sogenannte Pont Alegre, ein etwas höher gelegener und mit Gesträuch bewachsener Sandhügel, ein bemerkenswerther Punkt, welcher sich schon von weitem auszeichnet und etwa die Hälfte der Strecke von der Jaguarão-Mündung bis zum Rio Gonçalvez markirt. — Wir hatten fast den ganzen Tag auf dem See zu verbringen, doch wurde ich nicht müde im Anschauen der wechselnden Scenerie und der fort und fort durch die veränderte Beleuchtung sich darbietenden neuen Schönheiten.

Unwillkürlich zog ich bei mir in Erwägung, welche ungeheuren Vortheile andere Nationen aus diesem natürlichen Verkehrsweg für Handel und Schiffahrt zu gewinnen wüßten, wo hingegen diese Wasserstraßen in brasilianischem Besitz, um unbedeutender und leicht zu beseitigender Hindernisse willen, aus Indolenz und Gleichgiltigkeit gegen allen Fortschritt, noch immer der Benutzung eines schlechten Landweges

nach Pelotas und Rio grande hintangesetzt werden. Früher gehörte die ganze Lagoa sowie auch der Jaguarão zu Uruguay und im Interesse des Verkehrs wäre es wünschenswerth gewesen, wenn sich dieses Besitzverhältniß nicht geändert hätte.

Kurz, vor Sonnenuntergang erreichten wir den sogenannten Jangrador (Armbeuge), einen Kanal, welcher zwischen verschiedenen Sandbänken sich hindurchwindend zur Einfahrt in den Rio Gonçalvez führt und als ein Haupthinderniß der Schiffahrt betrachtet wird. Dünne Aeste von Bäumen, welche man auf kurze Entfernungen von einander in den sandigen Grund gesteckt, die nur allzu oft aber durch Wind und Wellen wieder beseitigt werden, dienen den Fahrzeugen als Richtschnur ihres Kurses. Beständig wird deshalb an der Proâ (Schiffsspitze) hier das Senkblei ausgeworfen und die ohnehin sehr langsame Fahrt geradezu in einen Schneckengang verwandelt. Kurze Zeit darauf und ohne weitere Fährlichkeit liefen wir in den Rio Gonçalvez ein, dessen malerisch mit Bäumen bewachsene Ufer eben von den Strahlen der sinkenden Sonne vergoldet wurden. Dieser Fluß ist bedeutend tiefer als der Rio Jaguarão und mag ungefähr die Breite des Mainstroms oberhalb Würzburgs haben. Bei dem geringen Gefälle, welches er besitzt, machte das schöne grünblaue Wasser zwischen den flachen waldbedeckten Ufern, an denen sich hier und da die Gebäude einer Estanzia oder Charqueada zeigten, einen durchaus friedlichen Eindruck. Wie um die Schönheit des Bildes zu erhöhen, stieg bald darauf voll und majestätisch der Mond aus dem Flußbette empor und versilberte die von den Rädern unseres Dampfers bis an das Ufer hin sich kräuselnden Wellen. Alles, Schiff und Landschaft, erglänzte nun in wahrhaft magischem Lichte und die heilige Stille, welche rings umher waltete, stimmte zur andachtsvollen Bewunderung. Nur das tausendstimmige Zirpen im Walde versteckter winziger Cicaden und zuweilen der Schrei eines vereinzelten Vogels unterbrach momentan das nächtliche Schweigen. Alles aber trug zur Vollendung des süßen Zaubers bei, dem in diesen südlichen Regionen sich wohl kein Fremdling entziehen kann.

Nach zweistündiger Fahrt zwischen den Ufern des Flusses langten wir in San Isabel an. Es ist dies eine sogenannte Povoação (Ortschaft) auf der linken Seite des Rio Gonçalvez, welche aus einer Kirche und etwa 10 bis 12 Häusern besteht; irgend welche sonstige Merkwürdigkeiten hat San Isabel nicht aufzuweisen. Trotzdem stieg ich mit noch anderen Passagieren, nachdem wir an einer breiten steinernen Treppe, welche von dem hohen Ufer zum Flusse hinabführte, vor Anker gegangen waren, ans Land. Die Bewohner des Ortes lagen schon alle in süßem Schlummer und nur jene wenigen Leute, welche der Bemannung unseres Dampfers bei der Einnahme bereit stehender Holzvorräthe zur Heizung der Maschine behilflich waren, lieferten den Beweis, daß der Ort überhaupt bewohnt sei. Mir war die Haltestation nichts desto weniger erwünscht, um nach der bereits über 12 Stunden währenden Fahrt mich vor der Nachtruhe noch etwas unter den hohen Bäumen zu ergehen, ein Verlangen, welches der mit Tageshelle leuchtende Mond in verstärktem Maße wach rief. An Bord zurückgekehrt, folgte ich dem guten Beispiel meiner Reisegefährten und legte mich, als der Dampfer sich wieder keuchend und schnaubend vorwärts bewegte, zur Ruhe nieder.

Das Erdbeben auf der Erythräischen Halbinsel am 15. und 22. Oktober.

Von Hofrath Dr. **Pauli** in Lübeck.

Am 15. Oktober fand auf der Halbinsel Karaburnu, westlich von Smyrna, auf der einst die alten Städte Klazomenae und Erythrae standen, eine heftige Erderschütterung statt, welche viele Häuser griechischer und türkischer Orte[1]) zum Einsturz brachte und viele andere unbewohnbar machte. Die Dauer wird nach Berichten aus der Chios gegenüber liegenden, mitbetroffenen Hafenstadt Tschesmé auf 8 bis 10 Sekunden angegeben, die Zeit auf 3 Uhr 38 Minuten Nachmittags für den ersten Stoß, die Richtung der horizontalen Schwingungen und Stöße als von Nord gegen Süd gehend; die des Erdbebens zu Chios am 3. April 1881 waren ebenfalls von unten nach oben gerichtete. Am 22. stellten sich wieder drei starke Stöße ein, welche neues Unglück herbeiführten; in Alatzata, einer Stadt von 2000 und einigen Häusern (darunter nur 20 türkische), an der Südküste der Halbinsel, 2 Stunden SO von Tschesmé gelegen, mit dem Hafen Agrilia, woselbst Magazine für Rosinen und Färberröthe (Alizari) sich befanden, die noch stehengebliebenen Häuser, bis auf 13, und auch in Tschesmé viele Häuser zum Einsturz brachten, viele aber so beschädigten, daß sie abgetragen werden müssen. Von Agrilia stehen nur noch zwei Häuser. Die anderen auf der Halbinsel liegenden Orte, welche, soweit dies zuverlässig bekannt ist, von dem Erdbeben betroffen wurden, sind:

Lydscha (griechische Schreibart: Litza oder Litzia), $^5/_4$ Stunden von Tschesmé, in der Richtung nach Alatzata, ein Bad mit warmen Quellen von 42° Réaumur, das schon in den ältesten Zeiten benutzt wurde; es war seit 20 Jahren nach und nach ein Ort von 80 schönen Landhäusern reicher Smyrnioten geworden; nur ein Haus blieb daselbst stehen.

Lythri (so nennen es die Einwohner und die Bewohner von Tschesmé und Chios, nicht Rithri, wie es gemäß seiner Herkunft von Erythrae eigentlich lauten müßte; im Volksmunde verwandelte sich das r in l); die 100 kleinen Häuser, aus denen der griechische Ort besteht, und die kleine Kirche stürzten alle ein.

Réisdéré, griechisches Städtchen von 600 Häusern, halbwegs zwischen Lythri und Alatzata, stürzte bis auf die Kirche des Heiligen Dimitri und die Siphona-Bäder ganz zusammen.

Kato-Panagia (spr. Panajia), $^1/_2$ Stunde südwestlich von Tschesmé, ein griechischer Ort von 500 Häusern.

Agia Paraskevi, $^3/_4$ Stunden nordöstlich von Tschesmé, und Owadschik (Owatzik) oder Owadschik-köi (Owatzik-köi), $^3/_4$ Stunden südlich landeinwärts von Tschesmé, mit 400 türkischen und einigen griechischen Häusern, mit je einer Kirche und Owadschik mit einer Moschee bestehen nicht mehr; ebenso das kleine Tscheme-köi mit 20 Häusern.

[1]) Es ist bezeichnend für unsere geringe Kenntniß selbst Europa so nahe liegender Gegenden, daß die Mehrzahl der im Folgenden genannten meist griechischen Orte bisher nicht bekannt und auf den Karten nicht verzeichnet war. Erst jetzt ist es möglich, ihre Lage annähernd richtig einzutragen. Red.

Siradami, ein Ort von 150 türkischen Häusern, $2^1/_2$ Stunden vom Meere und südöstlich von Réisdéré gelegen, und Kermegeni, 1 Stunde von Siradami und $2^1/_2$ vom Meere entfernt, stürzten ganz zusammen; in Gül Bagtsche, 2 Stunden von Burla am Golfe von Smyrna gelegen, stehen noch 50 Häuser von 200. Das kleine Dorf Karaköi war auf einem Abhange am Berge Mimas des Vorgebirges Karaburnu erbaut; es rutschte ins Thal herab und wurden mehrere Häuser von nachstürzenden Felsblöcken des Mimas bedeckt.

Verschiedene andere kleine Dörfer, welche an Abhängen des Mimas und des Bozdagh standen, sind ebenfalls zusammengestürzt. In Burla stürzten einige Häuser und Mauern und Schornsteine zusammen. In Smyrna wurden verschiedene Häuser, darunter auch das türkische Telegraphengebäude beschädigt und stürzten Mauern und Schornsteine um; desgleichen hatte auch der Sommeraufenthaltsort Budscha bei Smyrna nur kleine Beschädigungen.

In Chios wurde das Erdbeben am 15. und 22. so stark verspürt, daß die Einwohner ihre Häuser verließen, aber es entstand kein Schaden dadurch; die ersten dahin lautenden Berichte beruhen also auf Irrthum; ebenso ist es falsch, daß die warmen Quellen von Lydscha bei Tschesmé nicht mehr fließen, sondern kalte an deren Stelle getreten seien. Wahr ist es, daß sie am 15. 18 Stunden lang ausblieben, dann aber wiederkamen und jetzt stärker sind, als vorher. An verschiedenen Orten der durch viele heiße und warme, Schwefelwasserstoff, Kochsalz, schwefelsaures Natron u. a. enthaltende Quellen längst bekannten Halbinsel sind neue ausgebrochen von längerer und kürzerer Dauer. Zwischen Lythri und Réisdéré soll eine solche mit röthlichem Schlamm (wohl rother Thonmergel mit Eisenoxyd) hervorgebrochen sein, die nach drei Tagen wieder wegblieb.

Im Distrikte von Tschesmé, Karaburnu und Burla sollen nach neuesten Berichten aus Smyrna über 6000 Häuser zusammengestürzt und wohl fast ebensoviele beschädigt und unbewohnbar sein. Da die meisten Rosinenhaufen in den Häusern noch unverkauft auf Fußböden von Holz aufbewahrt lagen und mit dem Schutte der zusammengefallenen meist aus Lehm gebauten Häuser vermischt wurden, so sind diese für den Handel verloren und die Armen der Mittel beraubt, die ihnen für das nächste Jahr zum Unterhalt dienen sollten. In Tschesmé, Katopanajia, Alatzata und den Orten des Bezirks Tschesmé werden fast nur rothe, fleischige, große und mittelgroße schwarze Rosinen gebaut; die wenigen Sultaninen, welche von hier ausgeführt werden, kommen von den am Bozdagh liegenden Orten. Die meisten Sultaninen werden am Vorgebirge Karaburnu und an den Bergabhängen des Golfs von Smyrna erzeugt, sind als Karaburnu- und Burla-Sultaninen bekannt und werden von Smyrna aus exportirt.

Todte soll man nach der griechischen Zeitung „Smyrni“ 67, Verwundete 151 gezählt haben; doch dürfte die letzte Zahl wohl größer sein. Daß so wenig Todte und Verwundete sich ergaben, rührt wohl davon her, daß die meisten Bewohner dieser Orte auf dem Felde bei der Arbeit waren und alle, die in den Häusern sich befanden, dieselben bei dem ersten Stoße zu verlassen suchten; doch waren die Einstürze schnell und konnten nicht alle sich retten.

Die Ausdehnung des Erdbebens erstreckte sich außer auf Chios noch bis Metelin und das Gebiet der Gebirge Sipylus, Tmolus und Messogis; die Erschütterungen wurden gespürt in Manissa, Kassaba, Adalia, Alaschehr, Baïndir, Oedemisch, Tireh, Neu-Ephesus, Aïdin und auf der Insel Samos; wie man sagt, auch in Rhodos.

Die Berge der Halbinsel Karaburnu enthalten viele Eruptivgesteine; bei Tschesmé z. B. liegt ein Berg, dessen abgestumpfter Gipfel die Spuren eines einstigen Kraters zeigt. Bei Lydscha findet man bituminösen Kalk. Die Berge des Mimas, Boz-Dagh und des Vorgebirges Karaburnu zeigen mächtige schwarze Basalte, Trachyte, Melaphyre und schieferiges Serpentingestein. Bei Erythrae findet man röthlichen Melaphyr u. s. w.

Möchten Erdbeben, wie sie 177 n. Chr., 1048, 1653, 1688 und 1778 Smyrna zerstörten, nicht auf diese Erschütterungen noch folgen.

Kürzere Mittheilungen.

Die Bevölkerung Thüringens.

Im „Verein für Erdkunde“ zu Leipzig hat am 20. Oktober der Real-Gymnasiallehrer Dr. Rackwitz aus Nordhausen einen interessanten Vortrag gehalten über: „Eine Entdeckungsreise durch Nord-Thüringen.“ Wir beschränken uns hier darauf, dem Redner nur in den Hauptmomenten seines Vortrages zu folgen, und zwar an der Hand eines Referates im „Leipziger Tageblatt“ (6. November 1883). Herr Rackwitz legte seinen Ausführungen über das Entstehen der „Pfalzen“, „Elendskapellen“ und „Klausen“ eine Karte zu Grunde, die von seinem Kollegen und Mitarbeiter, Lehrer C. Meyer aus Nordhausen, entworfen worden war. Beide Herren, denen der „Verein für Erdkunde“ in Halle seine Unterstützung zu Theil werden läßt, beabsichtigen gemeinschaftlich einen Gaukarten-Atlas von Thüringen herauszugeben.

Im Mittelalter zogen die Kaiser, in deren Händen die höchste Rechtssprechung lag und deren Verkehr mit dem Volke in vieler Hinsicht ein unmittelbarer war, in ihren Landen umher und hielten ihr vorübergehendes Hoflager in den an den großen Heerstraßen gelegenen Pfalzen. Da sie dort Gericht zu halten pflegten, so werden in der Nähe vieler Pfalzen sogenannte Dingstätten gefunden. Aber auch die Elendskapellen zeigen an, wo und in welcher Richtung die Heerstraßen — Kaiserstraßen oder Heidenstiege genannt — verliefen. War es doch Sitte, an denselben Andachtshäuser zu errichten, in denen die Reisenden nicht nur von in der Nähe in Klausen hausenden Mönchen Gottes Wort zu hören bekamen, sondern auch unentgeltlich mit leiblicher Nahrung versorgt wurden. Diese Elendskapellen wurden mit der Zeit zu einer Art Herberge für Fremde. Noch heute erhaltene Namen solcher Stätten, wie Elend am Brocken, Klausthal und dergleichen, lassen die ehemalige Richtung der Heerstraßen mit ziemlicher Genauigkeit auf der Karte bestimmen. Es steht fest, daß es in Thüringen viele dieser Straßen gegeben hat, von denen zu erwähnen sind: die Kaiserstraße von Allstädt nach Nordhausen und weiter über den Brocken, die Erfurter Straße, die Nürnberger Straße, der Schützenweg u. s. w.

Beschäftigt man sich näher mit den ehemaligen Ansiedelungen in Thüringen, so genügt es nicht, nur die heute noch bestehenden Ortschaften zu berücksichtigen, indem muthmaßlich eben so viele im Laufe der Zeit untergegangen sind, deren

Stellen jetzt als „Wüstungen" bezeichnet werden. Gelingt es dem Forscher, die Namen dieser ehemaligen Ortschaften festzustellen, so ist dies von großer Bedeutung für die Ethnographie Thüringens, da aus den Endungen der Ortsnamen öfters auf die Stammeszugehörigkeit seiner Gründer geschlossen werden kann. Die in Thüringen liegenden Orte sind aber durchaus nicht alle germanischen Ursprungs, im Gegentheil Straßennamen, Ueberlieferungen, Sitten und Gebräuche, z. B. das Weiß als Trauerfarbe, Kinderspiele, abergläubische Vorstellungen u. s. w., lassen darauf schließen, daß die Hauptkolonisatoren Thüringens Wenden waren. Ferner deuten sichere Merkmale darauf hin, daß neben Wenden und Deutschen sich dort auch Fläminger aus den Niederlanden angesiedelt haben, wie z. B. Namen wie Flemmingen (bei Naumburg, im Unstrut-Thale und der goldenen Aue) und Fläming noch heute vorkommen, auch die in manchen Gegenden gebauten Anlagen gegen Ueberschwemmungen die Kunst dieses hierin sich auszeichnenden Volkes erkennen lassen.

Als Hauptmittel, über Thüringens erste Bewohner ins Reine zu kommen, dient die scharfe Abgrenzung der sprachlichen Verschiedenheiten, welche namentlich im Vokalismus zu Tage treten, der Festfeuer und der Sitten und Gebräuche, wie sie z. B. bei Volksbelustigungen, Hochzeiten und Beerdigungen beobachtet werden. Was die Festfeuer betrifft, so sind darunter die Feuer zu verstehen, die zu Ostern, Johannis, Michaelis oder Weihnachten auf den Bergen angezündet werden. Daß sie für den aufmerksamen Beobachter ihre große Bedeutung haben, mag der Umstand beweisen, daß von Sangerhausen ab nach Osten zu keine Osterfeuer mehr, sondern Johannisfeuer angezündet werden, und dazu kommt, daß bei Sangerhausen der noch heute sichtbare Sachsgraben eine alte Völkerscheide bildete, und sich im Volke selbst die Idee einer unweit desselben bestehenden Sprachgrenze erhalten hat.

Blicke auf das Pflanzen- und Thierleben in den Niederländischen Malaienländern. Von Dr. O. Mohnike.

(Mit 18 Tafeln. Münster. Aschendorff'sche Buchhandl. 1883.)

In einem stattlichen Bande von 692 Seiten in Großoktav entwirft Verfasser ein Bild von dem organischen Leben in den Malaienländern, bei dessen Abfassung er in erster Linie Botaniker und Zoologen, dann aber auch gebildete Leser weiterer Kreise im Auge hatte. Dr. Mohnike, welcher Jahre hindurch als Arzt in den betreffenden Gebieten weilte, erzählt und berichtet in anschaulicher und sachlicher Weise. In wie weit die specielle Botanik und Zoologie durch die theilweis bereits in „Natur und Offenbarung" publicirten Abhandlungen des auch durch andere Schriften bekannten Autors eine Vertiefung und Erweiterung erfahren hat, mögen kompetente Fachgelehrte beurtheilen; der Geograph erhält in den durch Grisebach oder direkt durch Junghuhn übermittelten Anschauungen über die verschiedenen Vegetationszonen keine wesentliche Umänderung und empfindet gelegentlich den Wunsch nach lebendigerer Skizzirung typischer Landschaftsbilder. Wer sich für die Erscheinungen des Thierlebens interessirt, wird viele Ausführungen des Verfassers, der manche Thiere, z. B. einen Orang-Utan und einen Siemang in ihrem Thun und Treiben lange Zeit in unmittelbarer Nähe mit aufmerksamem Auge betrachtete, gewiß dankbar aufnehmen. „Oft — erzählt Mohnike S. 365 — wenn ich dem Wesen und Treiben eines Orang-Utan zugesehen, ist es mir vorgekommen, als wäre seine seelische Anlage wesentlich eine andere, als die der übrigen, selbst der intelligentesten Thiere. Prüfte ich dies Gefühl aber näher, so mußte ich mir doch immer eingestehen, daß es . . . nur gewisse äußere Aehnlichkeiten mit dem Menschen seien, durch die der erwähnte Eindruck auf mich verursacht werde, indem die Handlungen des Orang-Utan selbst und an und für sich nicht den Rückschluß auf das Vorhandensein einer höheren, die des Hundes und des Elephanten überragenden Intelligenz verstatteten." Sehr interessant war dem Referenten eine Notiz über die Varietät des schwarzen Panthers, der früher oft fälschlich — auch noch von Müller in der Beschreibung von Java — als Tiger bezeichnet wurde. „Zu Rembang, auf der Nordküste von Java — heißt es S. 409 — habe ich einmal drei lebende Junge dieses Panthers gesehen, von denen das eine ein schwarzes war. Sie waren einem Neste entnommen und gehörten einem und demselben Wurfe an."

In einer 49 Seiten umfassenden Einleitung entwirft Verfasser ein Bild der allgemeinen physischen Verhältnisse, das abgesehen von einigen dankenswerthen Einzelheiten von dem bisher durch Wallace bekannten nicht erheblich abweicht. Energisch macht Verfasser gegen die Evolutionstheorie Front. Ohne ihm und irgend einem andern Forscher das Recht dazu bestreiten zu wollen, will es mich doch bedünken, als müsse hervorgehoben werden, daß Darwin nicht etwa ein Mann war, der sich der Grenze des menschlichen Erkenntnißvermögens nicht immer klar bewußt gewesen sei. Eminente Beobachtungsgabe und ruhige Klarheit im Aufbau seiner Schlüsse und Hypothesen sollten ihn auch im Munde des Gegners vor Aeußerungen bewahren wie: „Darwin nicht minder wie im vorigen Jahrhundert Bonnet, und so viele andere Philosophen und Naturforscher aller Zeiten, haben, indem sie träumten und sich einbildeten, sie verbreiteten das Licht der Wahrheit, nur ihre eigene Weisheit verkündet." Verfasser hätte dann wenigstens das „eigene" für Darwin speciell unterstreichen sollen, denn, ausgezeichnet durch die lauterste Wahrheitsliebe, glänzt der ernste und bescheidene Forscher am wissenschaftlichen Himmel, zum Unterschiede von den mit erborgtem Lichte strahlenden Planeten, als Fixstern ersten Ranges!

Gegen Wallace erscheint die Polemik hier und da kleinlich und nicht immer streng logisch. Die Anschauung von einem ehemaligen Lemurien hat Wallace selbst längst aufgegeben! Wallace hat z. B. nicht aus der Flachheit der Gewässer zwischen den westlichen Sundainseln und Hinterindien geschlossen, daß sich die Inseln durch Senkung abgetrennt hätten. Er hat vorsichtig und umsichtig zu beweisen gesucht, daß sich die Verbreitung der Fauna auf dieser Inselwelt nur durch die Annahme eines theilweisen Zusammenhanges mit Asien erklären lasse, und dabei betont, daß — wie schon Earl bemerkt habe — die trennenden Meerestheile bei ihrer geringen Tiefe eine solche Annahme nicht unwahrscheinlich machten. Auch das kann nicht zugegeben werden, daß Wallace's Theorie deswegen anfechtbar werde, weil er „die höchst wichtige Thatsache völlig außer Acht gelassen, daß sich eine langsame, aber anhaltende Erhebung der ganzen Landmasse, von . . . . der Westküste Sumatras bis östlich Celebes bemerkbar mache"; denn Wallace betont mehrfach die Möglichkeit verschiedener und entgegengesetzter Küstenverschiebungen und macht selbst an der Südküste Javas auf gute charakteristische Anzeichen einer Hebung aufmerksam, ebenso wie er für die Kaióainseln (siehe „Der Malaische Archipel", deutsch von A. B. Meyer, Braunschweig 1869, II, S. 50) ein gutes Beispiel einer „augenscheinlich sehr schnellen" Senkung giebt. Verfasser verallgemeinert nach dem Wachsen des Küstensaumes durch Fluß- und Meeresalluvionen im Osten Sumatras und im Norden Javas und nach den „Aussagen der Fischer" zu schnell und würde, wie gesagt, auch dann Wallace in keiner Weise widerlegen, wenn er durch ein umfangreicheres und exakteres Beobachtungsmaterial für die Gegenwart ein allgemeines Zurücktreten des Meeres an dem in Rede stehenden Gebiet nachweisen könnte. Er würde dann nur beweisen, was Wallace — freilich ohne triftige Gründe — für die nächste Zukunft als wahrscheinlich einmal prophezeit hat.

Die Polemik erscheint mir hier und da kleinlich, weil Verfasser sich selbst genöthigt sieht anzuerkennen, daß wahrscheinlich die großen Inseln in verschiedener Weise mit einander und selbst mit dem Kontinent verbunden gewesen sind, und

daß hierin „theilweise" die Ursache der Verbreitung vieler Thiere gelegen habe. Wallace sagt doch fast ganz dasselbe und macht z. B. I, S. 393 und II, S. 50 ausdrücklich darauf aufmerksam, daß der über Celebes weit verbreitete pavian-ähnliche Affe auf der kleinen Insel Batchian wahrscheinlich zufällig eingeführt sei. „Da sich keine andere Säugethiere von Celebes bis nach Batchian hin verbreiten, so bin ich geneigt anzunehmen, daß diese Art gelegentlich von den umherschweifenden Malaien, welche oft zahme Affen und andere Thiere mit sich führen, eingeführt worden ist. Daß der Tiger ein guter Schwimmer sei, betont Wallace selbst und zwar einmal an einer von Mohnike citirten Stelle. Nach späteren Auseinandersetzungen Mohnike's müßte man annehmen, als ob Wallace allein durch die Verbreitung dieses einen Thieres einen frühern Zusammenhang von Sumatra und Java betonen wolle. Wer sich der neuesten Ereignisse in der Sundastraße erinnert, wird bei allem Respekt vor Junghuhn es nicht für unmöglich halten, daß hier einst ein Einsturz erfolgt ist, der Java und Sumatra trennte. Junghuhn machte auf die Tiefen um Krakatau als gegen eine frühere Verbindung sprechend schwerlich mit Recht aufmerksam. Mir will ein Einsturz hier nicht unwahrscheinlicher vorkommen, als eine Schwimmfahrt von Tigern etwa von Varkenshoek nach Anjer, die selbst mit Station auf der Insel „Dwars in den Weg" noch immer zwei fast 2 Meilen lange Touren erfordert hätte.

Da Verfasser mehrmals, und nicht mit Unrecht, Ausschreitungen der Darstellung und schwülstige, sentimentale Gefühlsmalerei tadelt, möge er sich zum Schluß auf eine hier und da bemerkte Schwerfälligkeit im Periodenbau seines Buches hinweisen lassen. Seite 5 z. B. bringt eine Periode von 19 Zeilen, die nicht ohne Rivalen bleibt. P. L.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ein sehr nachahmenswerthes Beispiel bietet der von Prof. R. Credner herausgegebene „Erste Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald", indem er außer einigen Vorträgen allgemeinern Inhalts von Dr. Hübbe-Schleiden, Paul Lehmann, Müller-Beeck und Steinhausen Beiträge zur Landeskunde von Vorpommern und Rügen bringt und zwar eine erste Zusammenstellung der betreffenden Litteratur und eine Anleitung zu Beobachtungen über Glacialerscheinungen. Damit ist der Anfang zur detaillirten Bearbeitung eines beschränkten Gebietes gemacht, welche den Kräften der Gesellschaft entspricht und wegen dieser Beschränkung ihr Ziel voraussichtlich erreichen wird. Briefliche und geschäftliche Mittheilungen beschließen das Bändchen.

— Das „Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathenvereins" (Dritter Jahrgang. Hermannstadt, 1883) bringt an erster Stelle eine Arbeit von dem um seine Heimath hochverdienten, in fachmännischen Kreisen wohlbekannten E. A. Bielz über die „Gesteine Siebenbürgens". Ein sorgfältiges, alphabetisch geordnetes Register erleichtert dem Fachmanne die Benutzung der dankenswerthen Arbeit, deren dritter Abschnitt „Die Verwendung und Verarbeitung unserer Gesteine" nicht bloß dem Mineralogen, sondern auch dem Geographen und Nationalökonomen willkommen sein wird. Skizzen von Porcins und Korodi führen uns in die Umgebungen von Alt-Rodna im Nordosten Siebenbürgens und in das geologisch höchst interessante Gebirge bei Zalathna und Verespatak im Westen des Landes. Interessant ist die lebhafte Schilderung der Kokelüberschwemmung, welche die Fahrt von Kronstadt nach Karlsburg zeitweilig unterbrach. Mit Dank werden Wanderer, die Korodi's Spuren folgen, die kurzen Einschaltungen über Unterkunft und Reisegelegenheit aufnehmen; zu entbehren wäre hier und da etwas feuilletonistischer Putz. Mit wahrem Vergnügen liest man den Aufsatz von Fr. Teutsch „Unsere Burgen". Es sind kulturhistorische Skizzen in engem Rahmen, wie ihn der Zweck der Darstellung und nicht etwa der Gesichtskreis des Verfassers bedingt. Die Sprache ist ungesucht kräftig und klar und fließt wie frisch sprudelndes Bergwasser. Möge die Fortsetzung auch dem vierten Jahrgange zur Zierde gereichen! Julius Römer giebt Reisebilder über die Malajeschter Schlucht am Bucsecs und den östlichen Theil der Fogarascher Gebirgskette, aus denen wir den erfreulichen Fortgang im Bau von Unterkunftshütten ersehen. Eugen Lanel schildert eine Wanderung zum Annensee und Büdös. Den Schluß bilden Jahresberichte der zum Theil eine rege Thätigkeit entfaltenden Sektionen. Die Zahl der Mitglieder des Vereins beträgt 1305. P. L.

— Am 8. (21.) Oktober wurde in St. Petersburg A. M. Posdnejew nach Vertheidigung einer Schrift „Geschichte der Chalcha-Mongolen" zum Doktor der mongolischen Litteratur promovirt.

Asien.

— Die Polarstation an der Lena-Mündung unter Lieutenant Jürgens bleibt noch ein Jahr, d. h. bis zum September 1884, in Thätigkeit und setzt ihre Beobachtungen, wie bisher, nach dem internationalen Programme fort. Die Russische Geographische Gesellschaft hat die Expedition mit allen zum zweiten Winteraufenthalte nothwendigen Gegenständen versehen.

— Es ist aufs Neue das Projekt aufgetaucht, eine Eisenbahn zwischen Wladiwostok (am Japanischen Meer) und Chabarowka am Amur zu bauen. Es sollen durch diese Ussuri-Bahn die beiden wichtigsten Militär- und Handelsplätze des Primorskoja Oblast und des Süd-Ussuri-Landes vereinigt werden. Es scheint eine solche Bahn für die Entwickelung des Landes unbedingt nothwendig zu sein. Dann erst wird das Ussuri-Gebiet die Häfen versorgen können. Jetzt wird der Ackerbau nur wenig betrieben und alle Häfen daselbst werden von Europa aus mit Getreide versorgt. Im Falle des Bahnbaues würde der Hafen von Wladiwostok eine große Bedeutung gewinnen, sowohl in Hinsicht des Handels wie auch als Waffenplatz.

— China leidet augenblicklich wieder einmal unter einer schrecklichen Ueberschwemmung des Hwang-ho, welcher Tausende von Bauern von ihren Heimstätten vertrieben hat; bettelnd wandern dieselben nun nach Norden und Süden. Gleichzeitig sind in der Umgegend von Tientsin und zwischen dieser Stadt und Peking die Flüsse aus ihren Ufern getreten. Die Regierung hat zwar ansehnliche Massen von Reis zu unentgeltlicher Vertheilung angewiesen und ruft unter Versprechung von Adelspatenten und anderen Belohnungen das Volk zur Mildthätigkeit auf, aber eine solche Hilfe kann nur einem ganz verschwindenden Theile der Betroffenen zu Theil werden; die große Masse muß sich durchhelfen, so gut es geht, oder zu Grunde gehen. Und das Schlimmste ist, daß dieses Austreten des gelben Stromes mit unfehlbarer Sicherheit seit uralten Zeiten beständig wiederkehrt und sich

so lange wiederholen wird, bis der Strom eingedämmt ist. Die Regierung hat nun wohl eine Kommission beauftragt, Vorschläge zur Abhilfe zu machen, und diese beabsichtigt Dammbauten auszuführen; aber schwerlich werden die dazu nöthigen 500 000 Taels aufzutreiben sein, abgesehen davon, daß die Kommission die Ursache der Ueberschwemmungen zwar richtig in der Neigung des Stromes sucht, seine Mündung zu verschlämmen, aber von der Benutzung moderner Baggermaschinen ganz absieht. Der Hwang-ho wird also so lange, als die Chinesen nicht europäische Ingenieurkunst zu Hilfe rufen, seinem alten Beinamen „Chinas Sorge" fortfahren Ehre zu machen.

Große Besorgniß verursacht ferner das bedeutende Sinken der chinesischen Seidenproduktion, welche im Jahre 1883 unter die Hälfte einer durchschnittlichen Jahresmenge herabgegangen ist. Es liegt Grund zur Vermuthung vor, daß die Ursache davon in einer Krankheit der Seidenraupe liegt, und wenn sich das bestätigt, so würde das auf den auswärtigen Handel von sehr verderblichem Einflusse sein, da schon in gewöhnlichen Zeiten die chinesischen Exporte kaum ausreichen, die Importe zu decken, und ein dauerndes Fallen eines so wichtigen Ausfuhrartikels, wie Seide, die Kaufkraft des Landes binnen kurzer Zeit verringern würde. In diesem Falle kann aber nur von der Regierung selbst Hilfe kommen, nicht von den Fremden, weil letztere stets auf das Eifersüchtigste von jeder Theilnahme an der Seidenfabrikation im Inneren Chinas ausgeschlossen worden sind.

Afrika.

— Der Meteorologe Frhr. v. Dankelmann ist mit einer großen Reihe meteorologischer Beobachtungen von Vivi, Stanley's unterster Station am Kongo, sowie mit einer Sammlung zoologischer und ethnographischer Gegenstände aus dem Kongo-Gebiete, der portugiesischen Provinz Mossamedes und dem Ovambo-Lande (südlich vom Kunene-Flusse) zu kurzem Aufenthalte nach Deutschland zurückgekehrt. Auffallend ist es, daß Herr v. Dankelmann über die Boeren in Humpata in einem Briefe an „Petermann's Mittheilungen" (1883, X) ein sehr ungünstiges Urtheil fällt, während Earl of Mayo (s. oben S. 222) und unseres Wissens auch Dr. Höpfner eine diametral entgegengesetzte Ansicht über jene Leute aussprachen.

— Im Auftrage der portugiesischen Regierung begeben sich zu Anfang December die bekannten Reisenden Capello und Ivens nach Westafrika, um ihre Karte der Provinz Angola zu vervollständigen und dann einen Weg nach dem mittleren Kongo aufzusuchen.

— Eines Tages vor langer, langer Zeit — so erzählt H. H. Johnston, der unlängst Stanley am Kongo besuchte — trank ein König von Bolobo (circa $2\frac{1}{2}^0$ s. Br.) gemüthlich Malafu (Palmwein), als sich unversehens ein Leopard heranschlich, ihm auf den Rücken sprang und ihn erwürgte, ehe er noch um Hilfe rufen konnte. Um solches Unglück in Zukunft zu vermeiden, führte der Nachfolger folgenden Gebrauch ein (den Mr. Johnston selbst ausführen sah). Ehe der König trinkt, gebietet er dem versammelten Volke Stillschweigen, indem er mit den Fingern klappt und „Ma" ruft. Mit dieser Interjektion macht man jemanden auf etwas aufmerksam und ruft auch Hunde. Dann kriecht ein kleiner Knabe an seine linke Seite und ein Weib hinter ihn; letzteres ruft gleichfalls „Ma" und faßt ihren Herrn mit beiden Händen fest um den Bauch. Der Knabe aber bedeckt sich mit der einen Hand das Gesicht und schlägt mit der anderen fortgesetzt auf sein ausgestrecktes Bein. Dann setzt der König den Zeigefinger seiner linken Hand an seinen Hals unterhalb des Ohres, hebt das Glas und trinkt. Hat er seinen Durst gelöscht, so fährt er sich mit der Hand über den Mund und zeigt mit dem Finger nach derjenigen Richtung, in welcher er zunächst Krieg zu führen gedenkt. Ist aber kein Anlaß zu einem solchen vorhanden, so zeigt er einfach nach oben. Dann klappt er wieder mit den Fingern, sagt „Ma", und damit ist die Ceremonie beendet, und das Gespräch kann weitergehen.

— Das früher so unbekannte Forschungsgebiet der Güßfeldt'schen Loango-Expedition zieht jetzt mehr und mehr die Aufmerksamkeit der Mächte auf sich. Den Franzosen, welche Pontanegra (4^0 47′ s. B.) besetzten, sind neuerdings die Portugiesen gefolgt, indem sie ihre alten Ansprüche auf die Küstengebiete im Norden der Kongo-Mündung durch die Besetzung von Tschiloango geltend machten. Es ist das ein Ort in 5^0 12′ s. Br. an der Mündung des gleichnamigen Flusses, der auch Luisa Loango genannt und als die Nordgrenze des neuen portugiesischen Besitzes bezeichnet wird. — Ein anderer Bericht rechnet auch das noch um 10′ nördlicher liegende Massabe dazu.

— Die „Castle Mail Packets Company" hat unlängst eine Dampferlinie zwischen Lissabon und Mozambique eingerichtet und will außerdem eine zweite zwischen Mauritius und der Algoa-Bai ins Leben rufen, welche monatlich einmal befahren werden soll und zwar abwechselnd mit den Messageries maritimes, so daß Mauritius von nun an alle 15 Tage die Post aus Europa erhält.

Inseln des Stillen Oceans.

— „Zur Kenntniß Hawaiis" betitelt sich die neueste Schrift unseres unermüdlichen Adolf Bastian (Berlin, Ferdinand Dümmler's Verlagshandlung, 1883). Sie bringt Nachträge und Ergänzungen zu dem früher erschienenen Werke „Inselgruppen in Oceanien" und beschäftigt sich namentlich mit der hochwichtigen Mythologie der Polynesier, stets, wie in allen Schriften des gelehrten Verfassers, mit komparativen Erörterungen versehen. Von ganz außerordentlichem Werthe sind, wie Bastian mit Recht hervorhebt, die Mittheilungen White's in Auckland, dessen Schema maorischer Mythologie hier zuerst abgedruckt ist. Was über die Zauberwissenschaft der Maoripriester, deren Prophetenamt, das second sight derselben (gleich den oldenburgischen Spökenkiekern) gegeben ist, erscheint uns neu, ebenso die in englischer Sprache abgedruckten Zaubergesänge.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIV. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1883.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

IX.

(Die Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Jenseits des Karawanserais von Göz führen etwa acht oder neun Fußpfade, freilich nach allen Richtungen hin durch eine große Anzahl von Bächen und Wasserleitungen unterbrochen, nach Ispahan. Das Thal, welches die Reisenden im Galopp durcheilten, wird von herrlichen Bergen begrenzt, die an Majestät der Umrisse dem Pentelikon oder Hymettus nichts nachgeben. Zu den Füßen dieser schroffen Felsen breitet sich die Hauptstadt von Irak, Ispahan, aus. Unter den Strahlen der untergehenden Sonne erblinken schon aus der Ferne die blauen Emaillen der Mastsched Schah, und gegen den klaren Abendhimmel heben sich die zierlichen Silhouetten schlanker Minarets ab, ähnlich den spitzen Thürmen gothischer Kathedralen. Ueberall sind massive, mit Mosaikziegeln verzierte Thürme verstreut, welche von einer ungeheueren Menge von Tauben bewohnt und umschwärmt werden. Diese Thierchen sind so zahlreich, daß sie für Augenblicke, ähnlich wie wenn eine Wolke vorüberzieht, das Tageslicht verdunkeln.

Noch waren einige kleinere Dörfer zu passiren, ehe man die Mauern der Stadt erreichte; durch reich bepflanzte Obstgärten, vorzugsweise Wassermelonen enthaltend, ging der Ritt. Die auch hier von vielen Bächen durchzogene schwarze Erde läßt jene Früchte vorzüglich gedeihen; Mais- und Hirseplantagen erinnern lebhaft an die Ufer des Nil und die wunderbaren Gärten von Siut, der Königin unter den Städten Ober-Aegyptens.

Endlich näherten sich die Reisenden den eigentlichen Stadtmauern und ritten durch das Thor; doch welch' bittere Täuschung harrte ihrer! Befinden sie sich in einer von Feinden geplünderten und zerstörten Stadt, und ist es wirklich Wahrheit, volle Wahrheit, die sie umgiebt? Ueberall liegen die menschenleeren Straßen, wenn man überhaupt noch von solchen reden will, voll von Schutt und Kehricht; zur rechten und linken Hand zeigen sich verlassene Bazare, öde Gassen, letztere gerade noch durch einzelne Mauerreste, die im nächsten Augenblicke herabstürzen können, bezeichnet. Keine lebende Seele ist sichtbar in dieser Vorstadt, wo nur Skorpionen und Schlangen hausen; die Verwüstung ist in der That eine vollkommene und scheint einst systematisch betrieben worden zu sein. Die Fensteröffnungen sind längst ihres Holzwerkes verlustig gegangen, den Dächern sind die stützenden Balken entzogen, die zum Theil mit kostbaren Fayencen bekleideten Mauern in brutaler Weise zerstört und nur noch vom Regen verwaschene Erdmauern bieten sich dem Auge dar.

Auch bei dem Passiren eines andern Stadttheiles war es nicht besser: ja, derselbe befand sich womöglich in noch wüsterem Zustande als der erste. Von Zeit zu Zeit bemerkten die Reisenden auf den Schutthaufen einige fleißige Arbeiter, welche den umherliegenden Häuserschutt in Strohkörbe warfen, die zu beiden Seiten von den Rücken kleiner Esel herabhingen: man verwendet ihn nämlich als ganz vorzüglichen Dünger, da er reichlich mit Salpeter durchsetzt ist. Welch' seltsame Laune des Schicksals! Die „Hälfte der Welt", die „aufgeblühte Rose des Paradieses", die königliche Hauptstadt dient in wahrem Sinne des Wortes heute

Straße in Dschulfa.

dazu, Wassermelonen und saftige Gurken zu düngen! Indem die Reisenden sich nunmehr nach rechts wandten, gelangten sie bald in das armenische Stadtviertel, nach Dschulfa. Daselbst wohnen alle Christen zusammen, da ein altes, noch heute zu Recht bestehendes Gesetz ihnen verbietet in Ispahan zu wohnen. Anfangs ist man in der That überrascht über den auffallenden Unterschied zwischen den Stadttheilen der christlichen und der muselmännischen Bevölkerung. Man findet zwar auch in Dschulfa hinter den grauen Mauern viele Erdhäuser; indessen herrschen Ordnung und Reinlichkeit in den Straßen, welche durch einen Bach, der unter herrlichen Bäumen dahinfließt, in zwei Theile getrennt sind. Die Spaziergänger werden durch das schattenspendende dichte Laubdach gegen die brennenden Sonnenstrahlen aufs Beste geschützt, und ebenso die Läden der Händler mit frischen Früchten und besonders die Schlachthallen. Die Straßen sind nichts weniger wie belebt; indessen begegneten den Reisenden hie und da kleinere oder größere Gruppen von Kindern, die gerade aus der Schule zurückkehrten und sie in artiger Weise mit einem „bonjour mossiu“ oder „good morning“ begrüßten. Ein jeder Stadttheil wird von dem benachbarten durch massive Thore getrennt, welche zur Nachtzeit geschlossen, den Tag über jedoch offen sind. Dicht neben einem derselben führt ein Nebengäßchen zum Kloster der Mechitaristen, wo seit 22 Jahren der Pater Paskal Arakelian wie ein vollkommener Einsiedler als einziger Hirte der kleinen Herde römisch-katholischer armenischer Glaubensbrüder, 300 an der Zahl, waltet. Alle Europäer, welche in Ispahan einen längern oder kürzern Aufenthalt nehmen, schätzen sich glücklich, sich unter den Schutz dieses ehrwürdigen Mannes zu begeben, und da ein jeder gewiß ist, liebevoll aufgenommen zu werden, versäumt es keiner, die Gastfreundschaft des Klosters in Anspruch zu nehmen.

Armenische Familie.

Der armenische Bischof von Dschulfa.

Als Schah Abbas der Große sich im Jahre 1585 dafür entschied, die Hauptstadt seines Reiches von Kazwin nach Ispahan zu verlegen, beabsichtigte er nicht allein seine neue Residenz zu verschönern, er wollte sie auch zu einer reichen und industriellen Stadt machen. Zu diesem Zwecke bewilligte er denjenigen Armeniern, welche sich dort niederlassen würden, ganz außerordentliche Privilegien: er sicherte ihnen die freie Ausübung ihrer Religion zu und stellte ihnen bedeutende Kapitalien zur Verfügung. Da er aber bald sah, daß die Christen seinem Rufe durchaus keine Folge leisteten, so befahl er kurz und bündig der gesammten Bevölkerung von Dschulfa, einer auf der jetzigen Grenze Rußlands und Persiens gelegenen Stadt, sich sogleich nach Ispahan zu begeben, und um dieser Anordnung noch mehr Nachdruck zu geben, ließ er alle Brunnen zuschütten, die Brücken zerstören und die Wasserleitungen abschneiden. Diese Maßregel war von dem erwünschten Erfolge begleitet: die unglücklichen Bewohner von Dschulfa verließen das nunmehr unfruchtbar gewordene Land und zogen mit ihren Familien und Herden nach Ispahan: freilich starb eine große Zahl schon auf dem Marsche, ein anderer Theil ließ sich unterwegs in den Ortschaften nieder, und nur etwa

60 000 kamen noch in der Hauptstadt von Irak an. Der Schah wies ihnen Ländereien am rechten Ufer des Zenderud an, erlaubte ihnen, ihrer neuen Heimath den Namen der alten, Dschulfa, beizulegen und ließ christliche Kirchen und Brücken bauen, damit sie zu jeder Zeit in die Bazare und Karawanserais der muselmännischen Stadt Zutritt hätten. Die Folgen dieser Begünstigungen blieben auch nicht aus: bald war der gesammte Handel Persiens in den Händen der Armenier und in ihren Speichern lagerten die Waaren Indiens und Chinas.

Indessen war die Blüthezeit Dschulfas nicht von längerer Dauer als das Leben ihres Begründers. Seine Nachfolger ließen sich durch die Reichthümer der Armenier nur allzu bald verlocken: anfangs wurden enorme Steuern von den Bewohnern Dschulfas beigetrieben; dann aber wandten Schah Soliman und Schah Hussein Erpressungen

Armenierinnen aus Dschulfa, links in althergebrachter, rechts in moderner Tracht.

jeder Art an und behandelten Alles, was einen christlichen Namen trug, mit der größten Grausamkeit. Ihr Bischof erhob endlich lebhafte Einsprache gegen diesen unerhörten Mißbrauch der Gewalt. Er ward sofort auf Befehl des Königs verhaftet, bis aufs Blut geprügelt und alsdann, noch lebend, in einen Kessel mit siedendem Wasser geworfen. Ein nicht minder entsetzliches Schicksal hatte eine Anzahl von Kaufleuten zu erleiden, welche, vertrauend auf ihr gutes Recht, um eine Audienz gebeten hatten, um ihre Klagen vorzubringen: kaum hatten sie den Palast betreten, so wurden sie ergriffen und zu einem schon bereit stehenden Scheiterhaufen geschleppt, um ohne weiteres verbrannt zu werden.

Unter solchen Umständen kam diese christliche Kolonie natürlich schnell herunter und auch der Nachfolger jenes grausamen Regenten Nadir Schah zeigte sich nicht milder. So befahl er, daß die Armenier ihm täglich einen Tribut im Werthe von 24 000 Mark entrichten sollten: da die

Beschaffung einer solchen Summe binnen kurzem zur vollständigen Unmöglichkeit wurde und in Folge dessen die Zahlungen ausblieben, so ließ er zwanzig der vornehmsten Einwohner hinrichten. Am Morgen nach diesem Schreckenstage erhielten die Christen den Befehl, ihre Kirchen zu schließen und sofort den Islam anzunehmen, so daß die Wohlhabenderen in Massen auswanderten und nur arme Leute zurückblieben. Ein Gesetz verbot den Christen, zu Pferde in Ispahan sich sehen zu lassen; sie waren genöthigt zu Fuß zu gehen und ihre Thiere am Zügel zu führen; ja, an Regentagen wurde ihre Anwesenheit in den Handelsvierteln überhaupt nicht geduldet, da die Gläubigen nicht wollten, daß das etwa von den Kleidern der Christen herabtröpfelnde Wasser ihre Gewänder verunreinige. Das Recht der Wiedervergeltung ward ihnen entzogen und es ist noch nicht dreißig Jahre her, daß die Christen nicht wagten, allein die Entfernung von 6 km, welche Dschulfa von Ispahan trennt, zurückzulegen, denn sie konnten gewärtig sein, auf der Brücke geplündert und sogar straflos getödtet zu werden. Heutzutage ist freilich, Dank dem toleranten Charakter des Stadthalters, des Prinzen Zelle Sultan, allen diesen Quälereien ein Ende gemacht worden. Man hat den Armeniern erlaubt, ihre Kirchen wiederum zu benutzen und ihre Religion auszuüben: trotzdem leben aber die Christen, deren Zahl kaum 3000 beträgt, vollständig von ihren ehemaligen Bedrückern getrennt, gegen welche sie überhaupt eine tiefgehende Abneigung bewahrt haben. Uebrigens würde die Kolonie längst sich aufgelöst haben, wenn die Familienhäupter nicht die Gewohnheit angenommen hätten, ihr Glück in Indien zu versuchen. Freilich verlassen sie ihre Heimath schweren Herzens: indessen, ist das Glück dem Ausgewanderten hold, so läßt er Weib und Kinder nachkommen, und es ist bekannt, daß viele hochangesehene armenische Familien in Benares oder Bombay eben aus Ispahan stammen.

Die Zahl der unirten Armenier beläuft sich auf etwa 300; der übrige Theil der christlichen Bevölkerung von Dschulfa ist schismatisch und lebt unter der Leitung eines durch den Katholikos von Etschmiazin ernannten Bischofs.

Die Kleidung dieser armenischen Christen ist nichts weniger als elegant zu nennen; ein über der Brust gekreuzter faltenreicher Rock läßt ein Hemd ohne Kragen sichtbar werden; weite Beinkleider von blauer Baumwolle vervollständigen den einfachen Anzug. Auch die Tracht der Frauen ist einfach und schmucklos. Große, kunstreich verschlungene Tücher bilden die Kopfbedeckung. Ein seidener Rock, der über den Hüften durch einen Gürtel aus Silberfiligran zusammengehalten wird, würde eine anziehende Tracht darstellen, wenn nicht ein, dicht unter der Nase befestigter Schleier die ganze Persönlichkeit entstellte: nicht allein, daß die Armenierinnen dieses häßliche Band auf der Straße tragen, nein, nicht einmal im Hause legen sie es ab, sobald sie verheirathet sind. In der Kirche wie auf der Straße sind die Christinnen von Kopf bis zu den Füßen mit einem großen Mantel von weißem Kaliko bekleidet, den sie mit großer Gewandtheit in alle möglichen Falten zu werfen verstehen, um ihre elegante Toilette oder auch ihre schlanke Taille zur Geltung zu bringen.

Armenierin aus der Umgegend von Ispahan.

Nach der Messe, der die Reisenden am Tage nach ihrer Ankunft beigewohnt hatten, verließen die Frauen und Landleute das Kloster und nur solche Leute, welche eine gewisse gesellschaftliche Stellung einnahmen, blieben, um den Pater Paskal noch besonders zu begrüßen. Heute war die Versammlung besonders zahlreich; denn es ist in Ispahan Sitte, daß alle Christen der verschiedensten Bekenntnisse einen durchreisenden Glaubensgenossen begrüßen. So erschien zuerst der schismatische Bischof mit seinen Vikaren, dann die Herren Collignon und Müller, welche als Vertreter einer holländischen Firma an die Reisenden die Einladung ergehen ließen, ihnen in ihrer Opiumfabrik einen Besuch zu machen; dann ein Bagdader Kaufmann, Kodscha Jussuf mit seiner Frau, der Direktor des indo-europäischen Telegraphen und andere mehr, die sich in Liebenswürdigkeiten gegen die Reisenden überboten.

Der armenische Bischof, obgleich noch ein verhältnißmäßig junger Mann, waltet doch der schweren Pflichten seines Amtes mit bewunderungswerthem Taktgefühl; seine Umgangsformen sind die eines Mannes von Welt. Jede Woche einmal amtirt er; indessen ist es den Mitgliedern der Gemeinde nicht gestattet, der heiligen Handlung beizuwohnen, da die Armenier es als einen Mangel an Ehrfurcht ansehen würden, täglich der Messe beizuwohnen.

Nachdem die Reisenden am 16. August die Kapelle des Bischofs und die Schatzkammer besichtigt hatten, folgten sie

dem Vorschlage des Küsters, auf die Platform der Kuppel zu steigen und von diesem erhöhten Standpunkte die Aussicht über die Stadt und Umgegend zu genießen. Man erblickt von dort unter anderem mehr als zwanzig, zum Theil verfallene Klöster und außer den Kapellen des Bischofssitzes und des katholischen Klosters noch zwei Kirchen, welche wieder für den Gottesdienst freigegeben worden sind; zur Linken zeigt sich die noch gut erhaltene Kuppel der Kathedrale und etwas entfernter ein Gebäude, welches zur Aufnahme alter hilfsbedürftiger Frauen bestimmt ist.

Ein eigenthümliches klapperndes Geräusch tönte an das Ohr der in den Anblick der Fernsicht Versunkenen; bei näherer Nachfrage erfuhren sie, daß es die Schwestern der heil. Katharina zum Gottesdienste rufe, und sie begaben sich sofort in das nahe Kloster. Auf einem großen, von einstöckigen Zellen umgebenen Hofe befindet sich dort ein Holzgerüst, von welchem an Stricken ein dickes, mit Löchern versehenes Holz herabhängt. Zwei der Schwestern schlagen nun mit eisernen Hämmern mit größtem Eifer und Geschicklichkeit auf jenes eigenthümliche Instrument, um in Ermangelung von Glocken auf diese Weise die Gläubigen zum Gebet zu rufen. Durch die geöffnete Pforte des Heiligthums sind die Reisenden im Stande, das Innere zu überblicken und einige der religiösen Gebräuche wahrzunehmen; einige Schwestern sitzen in Chorstühlen, andere knien vor einem Pult und lassen mit Stentorstimme Lob-

Schwestern der heiligen Katharina in Dschulfa.

gesänge des Herrn ertönen; alle tragen ein Kleid von grober blauer Baumwolle nach altem armenischen Schnitt; die Kopfbedeckung besteht aus einem um den Kopf geschlungenen Tuch; auch sie tragen das verunzierende Mundtuch; alles von derselben Farbe wie das Hauptkleid. Beim Gottesdienst wird diese geradezu abschreckende Tracht noch durch einen langen, schwarzwollenen Burnus mit spitzer Kapuze, die über die Augen fällt, vervollständigt. Verdanken doch die Schwestern vielleicht eben gerade dieser Art sich zu kleiden, nicht minder aber ihrer Häßlichkeit die mannigfachen Freiheiten, deren sie theilhaftig sind: sie dürfen nämlich nach Belieben ausgehen, Freunde und Eltern in ihren Zellen empfangen, und so bietet dieses fromme Haus bei weitem mehr den Anblick eines Karawanserais, als eines Klosters dar. Die einzigen Punkte, in denen die Nonnen sich klösterlich erweisen, sind die der Ernährung und der strengen Innehaltung des Gelübdes der Jungfräulichkeit.

In diesem Punkte ist der Orden übrigens unerbittlich und kennt keine Gnade; ja man schreckte nicht einmal davor zurück, ein Menschenleben zu opfern, um den Ruf des Klosters in der genannten Beziehung fleckenlos zu erhalten. Es sind kaum wenige Jahre her, daß die Eltern einer Schwester bei dem Bischof Klage führten, weil ihnen seit Wochen der Anblick ihrer Tochter nicht mehr gestattet worden sei; unter allerlei Ausflüchten hatte man sie hingehalten und ihnen schließlich den Eintritt ins Kloster überhaupt verweigert. Der Bischof ordnete sofort die genaueste Untersuchung an; alle Zellen wurden durchsucht, nichts fand sich. Endlich fiel einem der mit dieser Arbeit Betrauten eine

frische Stelle des Mauerwerks in die Augen; man durchbrach die Wand, und ein grauenhafter Anblick bot sich dar: am Boden lag die Leiche eines Weibes und neben ihm der halb verzehrte Körper eines neugeborenen Kindes; mit ihren zarten Händen hatten die Nonnen ihre lebende Gefährtin eingemauert und waren ihren herzzerreißenden Klagen gegenüber vollständig kalt und stumm geblieben; elend ließen sie die Unglückliche vor Hunger sterben. Anfänglich wollte der Bischof das Kloster sofort schließen, indessen ließ er sich nach Verlauf einiger Tage durch die unaufhörlichen Bitten der Schuldigen umstimmen. Seit dieser Zeit hat der Einfluß und das Ansehen jener Schwestern in dem Maße abgenommen, daß ihre ungeheuer geschmälerten Einnahmen ihnen kaum noch zu leben gestatten.

Am 18. August statteten die Reisenden der Opiumfabrik des früher schon erwähnten Herrn Collignon einen Besuch ab und ließen sich bei dieser Gelegenheit eingehend über die Zubereitung und Gewinnung jenes Stoffes unterrichten. Der durch Einschnitte in die Mohnköpfe gewonnene Saft wird in kupfernen Kesseln nach den Magazinen geschafft und je nach der demnächstigen Verwendung als Arzneimittel oder zum Rauchen auf zweierlei Art zubereitet. Im erstern Falle begnügt man sich damit, das im Safte enthaltene Wasser verdampfen zu lassen und das

Zubereitung von Rauch-Opium.

Opium auf mit dicht an einander stehenden Eisenstreifen versehenen Holzrahmen auszubreiten, und dann, wenn es zu einem Teig geworden und von allen fremden Stoffen gereinigt ist, formt man die Masse in Kugeln von gleichem Volumen und läßt dieselben, bevor sie nach England oder Holland verschickt werden, auf Stroh noch einmal trocknen. Wird dagegen das Opium für Raucher zubereitet, so reinigen und kneten die Arbeiter den Stoff ebenso wie vorher; dann aber mischen sie den Teig mit einem eigens dazu präparirten Oel zum Zwecke der leichteren Verbrennung. Nachdem diese Masse, ähnlich wie nach der Weinlese der Wein, unter die Füße getreten worden, und beide Stoffe sich innig durchdrungen haben, wird der überflüssige Saft herausgedrückt und der Paste durch Schneiden eine größere Feinheit gegeben. Die Kügelchen werden darauf nach China oder Indien vertrieben oder im Geheimen an persische Liebhaber verkauft.

Der Anbau des Mohns bildet übrigens eine bedeutende Einnahmequelle für die ganze Umgegend von Ispahan. Der Preis des Opiums, selbst wenn es am Fabrikationsorte verkauft wird, ist ein sehr hoher; eine Kugel kostet etwa 1 Pfund Sterl. (= 20 Mark) und die Ladung eines Maulesels hat einen Werth von etwa 5000 bis 6000 Franken.

Aus dem äußersten Süden Brasiliens.

Von Dr. Rud. Canstatt.

III.

Erst der plötzliche Stillstand der Maschine brachte mich zum Erwachen und veranlaßte mich in die sternenhelle Nacht auf das Deck hinauszutreten, wo ich denn sah, daß wir in den Hafen von Pelotas eingelaufen waren. Pelotas ist eine der bedeutendsten Kampstädte der Provinz Rio grande do Sul. Ob es den Namen von „Pelota“ herleitet, einer Art Boot, dessen man sich zum Uebersetzen über den Fluß bedient, und welches mittels eines durch Holzpfähle aus einander gespannten Felles gebildet, die Verbindung zwischen beiden Ufern nicht ohne Gefahr bewerkstelligt, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls war hier früher ein frequenter Flußübergang. Außer einigen Güterschuppen konnte ich von der Stadt nicht viel entdecken, doch ließen mehrere Hiaten, Schoner und ein schmucker Dampfer, wie auch die breite steinerne Treppe, welche von dem Flusse zu dem aus großen Quadern aufgeführten Kai emporstieg, auf den Verkehr am Tage schließen. In diesem Augenblicke herrschte noch eine mitternächtliche todtenähnliche Stille.

War es Neugierde oder die Berücksichtigung der Umstände, daß der einmal unterbrochene Schlaf nicht so leicht wiederzufinden sei, was mich bewog, sofort mit anderen Reisegefährten noch in der Nacht Pelotas einen Besuch abzustatten, weiß ich nicht mehr zu sagen. Unternehmungslustig aber streiften wir bald, nachdem uns die Spuren der Pferdeeisenbahn zur Stadt geleitet, bei Mondschein und der spärlichen Beleuchtung einzelner Gaslaternen durch die menschenleeren Straßen von Pelotas.

Alles war wie ausgestorben, und nicht ein einziges Licht in den Gebäuden ließ das Vorhandensein eines lebendigen Wesens ahnen. Anlagen und Bauart der Häuser machten einen recht civilisirten Eindruck und die zahlreichen Gärtchen, wie an den Straßenseiten gepflanzte Bäume verliehen der Mondscheinlandschaft einen idyllischen Charakter. An zwei Stunden wohl waren wir so umhergeschweift, ohne eigentlichen Zweck und Plan, bis wir zur Einsicht gelangten, daß der nächtliche Streifzug doch wenig nutzbringend, aber sehr ermüdend sei und die übrigen Stunden bis zum Anbruch des Tages zweckmäßiger zur Ruhe zu verwenden wären. Wir kehrten also an Bord zurück und schliefen dem kommenden Morgen entgegen.

Beim Wiedererwachen herrschte schon reges Leben im Hafen und zwischen den verschiedenen Waarenschuppen, welche große Vorräthe von Carne secca, Häuten, Farinha, Mais und anderen Handelsprodukten bargen, und den im Hafen liegenden Schiffen eilten keuchend schwarze Lastträger hin und wieder, deren mannigfache Idiome afrikanischer Negerstämme mich unwillkürlich an den Thurmbau zu Babel erinnerten. Am Strande erblickte ich eine ganze Reihe von Carreten (Lastkarren) und unter ihnen sogar zwei Droschken, deren Führer sehnsüchtig nach den vom Dampfer dem festen Lande zueilenden Passagieren ausschauten; ich für meine Person zog es indessen vor, den gleichfalls harrenden offenen Wagen der Pferdeeisenbahn zu benutzen.

Nun erst bei der Tagesbeleuchtung und dem lebhaften Straßenverkehre erhielt ich eine richtige Vorstellung von der Bedeutung des Platzes. Um so störender war jedoch auch der Staub, welcher sich besonders in der Nähe des Hafens auf den nur theilweise gepflasterten Straßen in empfindlicher Weise entwickelte. Ein die Luft verdickender Staub oder bei der nassen Jahreszeit der unergründlichste Schmutz auf dem von Unwetter und Regen durchgeweichten Boden, sollen überhaupt nur die beiden Extreme sein, zwischen welchen man hier zu wählen hat.

Will man es recht nehmen, so ist Pelotas nur Vorstadt von Rio grande. Durch zwei gut gebaute bequeme Dampfer befindet es sich in steter Verbindung mit letzterer Stadt und 2 bis 3 Stunden genügen, um mit diesen schnellfahrenden Schiffen von dem einen zum anderen Orte zu gelangen. In Folge dessen zeigt Pelotas einen Fortschritt und eine Entwickelung, wie sich deren wenige Städte Brasiliens rühmen können. Außerdem bildet der Ort einen wichtigen Knotenpunkt für den Kamphandel und das Depot für den Export Rio grande's. Für Brasilien ein nicht zu unterschätzendes Anzeichen einer höheren Kulturstufe ist die bereits erwähnte Gasbeleuchtung und die Pferdeeisenbahn. Auch die öffentlichen und Privatbauten der Stadt zeugen von Wohlhabenheit, ja sogar von Reichthum; die Kirchen sind, abweichend von dem sonst in Brasilien üblichen monotonen Stile, geschmackvoll und von gefälligem Aussehen und wie stattlich sich mitunter die Privatbauten dem Fremdling präsentiren, mag der Umstand beweisen, daß das von weißem Marmor errichtete Haus eines Saladero-Nabobs nicht weniger als 40 000 Pf. St. kostete. Dabei ist solcher Reichthum nicht etwa nur vereinzelt zu finden, sondern an 20 Leute allein sollen dort über ein Vermögen von über 100 000 Pf. St. zu gebieten haben. Der Reichthum Pelotas ist um so beachtenswerther, da auch diese Stadt, ähnlich wie Rio grande und Porto Alegre, kaum 100 Jahre besteht. Eine um das Jahr 1780 hier angelegte Viehschlächterei und die dadurch bedingte Ansiedelung einer geringen Zahl von Leuten legte den Grund zu dem erst im Jahre 1835 zum Range einer Stadt erhobenen Orte. Sehr viel zum Emporblühen desselben trugen die Deutschen der benachbarten Kolonien bei, die sich in großer Anzahl auch in Pelotas selbst niedergelassen haben. Einen Schluß auf ihre Zahl und Bedeutung gestattet die Existenz einer deutschen Schule, eines deutsch-evangelischen Kirchhofs, eines deutschen Krankenvereins, Turnvereins und zweier deutscher Gesangvereine, ferner guter Bierbrauereien, deutscher Gasthäuser und Fabriken, einer deutschen Leihbibliothek und des für Hausfrauen überaus nützlichen Institutes einer deutschen Dienstmädchen-Agentur. Zudem werden viele Handgewerbe von Deutschen ausgeübt, und viele der blühendsten kaufmännischen Geschäfte befinden sich in den Händen unserer Landsleute. Der Engländer Mulhall, welcher als letzter Tourist im Jahre 1873 vor mir die Stadt besuchte, hat auffallenderweise von diesem Deutschthum so gut wie gar keine Notiz genommen und ich muß berichtigend bemerken, daß mir gerade das Vorherrschen von Brasilianern und Portugiesen, welche „mit viel Yankeethum ausgestattet, sich hier aller Orten Bahn brechen“, nicht aufgefallen ist. Höchstens der Detailhandel hat unter ihnen die meisten Vertreter. Die Stellung, welche sie in anderen Städten, wie z. B. in Jaguarao einnehmen, haben sie entschieden hier nicht errungen.

Die Lage von Pelotas ist in gleichem Maße malerisch und gesund. Das einzige, was ihr in der letzteren Beziehung lange Zeit hindurch fehlte, war das Vorhandensein eines reinen, genießbaren Trinkwassers. Man mußte sich einzig und allein mit dem des Gonçaloflusses begnügen und war überdies noch genöthigt, solches weit oberhalb der Saladeros zu schöpfen, wo es noch nicht durch diese verunreinigt war. Neuerdings wurde ein 12 Meilen langer Aquädukt aufgeführt, welcher das Wasser von den an der Westseite der Stadt amphitheatralisch emporsteigenden Hügeln herbeileitet. Diese Wasserleitung beginnt unweit eines malerischen Falles des Stromes Santa Barbara und soll, beiläufig bemerkt, schon einen Kostenaufwand von 50 000 Pf. St. erfordert haben.

Auf dem Wege nach jenem Wasserfall liegt, wie ich mir sagen ließ, der bemerkenswerthe große Kirchhof, in welchem Grabdenkmäler von kararischem Marmor in seltener Pracht und Kostbarkeit sich befinden.

Eine besondere Merkwürdigkeit der Umgegend von Pelotas sind die zahlreichen Charqueaden und Gemüsegärten, welche ihre Produkte zum Verkaufe nach Rio grande liefern. Für die ersteren ist ein besonderer Zähler (Contador) angestellt, welcher von Jaguarão aus, wo er seinen Wohnsitz hat, alle Charqueaden bereist, um das Schlachtvieh zu zählen. Für jedes Stück erhält er 1 Milreis (2 Mark 25 Pf.) und da in guten Zeiten jährlich an 400 000 Stück Vieh dort geschlachtet werden, so ist dies ein recht einträglicher Posten. Allerdings hat sich in der jüngsten Zeit der Saladero-Betrieb auffallend vermindert; nur während der orientalischen Bürgerkriege, in welchen jede Partei bestrebt ist, das Vieh der anderen wegzufangen, um es über die Grenze zu treiben und in den Charqueaden von Pelotas oder Jaguarão zu verkaufen, erinnerte seine Schwunghaftigkeit an den Glanz der früheren Zeiten. Den größten Einfluß äußert unter den oben erwähnten Kolonien auf den Wohlstand von Pelotas wohl die nahe gelegene Privatkolonie S. Lourenzo. Dieselbe wurde im Jahre 1858 von einem (kürzlich verstorbenen) Hamburger, Namens Jakob Rheingantz, gegründet und fast ausschließlich mit pommerschen Einwanderern bevölkert. Etwa 14 Legoas nördlich von der Stadt entfernt, vertheilt sie sich auf ein wellenförmiges, gegen die Serra dos Tapes sich hinziehendes, etwa 12 □ Legoas großes Terrain, welches zum Theile von dem Rio Pelotas und dem Camaquam durchflossen wird. Sie gehört zu den blühendsten Ansiedelungen der Provinz und zählt heute schon eine Einwohnerschaft von nahezu 2000 Deutschen. Alle Professionen werden daselbst betrieben, viele industrielle Etablissements sorgen für die Bedürfnisse der Kolonisten, für Kirche und Schule ist gesorgt, und sogar ein Arzt hat seinen Wirkungskreis nach S. Lourenzo verlegt. Auch sind zur Zeit nur noch ganz wenige Kolonieplätze unvergeben, so daß man kaum wahrnimmt, welch schwere Zeiten das Rheingantz'sche Unternehmen zu überwinden hatte. Zehn Jahre nämlich fast lebte man in Frieden und Eintracht, die Kolonistenfamilien hatten zum größten Theile ihre Landschuld an den vormaligen Grundherrn abgetragen und waren mit ihren hübschen Häusern und ihrem Viehstand zu einer in Europa wohl kaum vorher gesehenen Wohlhabenheit gelangt, als eine größere Anzahl neu angekommener Pommern mit dem Unternehmer in Zwist gerieth und im Jahre 1867 eine förmliche Revolte anzettelte. An 200 bewaffnete Männer stürmten Rheingantz' Haus, verwüsteten dasselbe, veranlaßten durch ihre Drohungen die mit Hilfe eines als Lehrer der Kinder angestellten Deutschen bewerkstelligte Flucht der Familie und zwangen Rheingantz selbst zur Unterzeichnung neuer Kontrakte, nach welchen die Kaufpreise der Ländereien bedeutend herabgesetzt wurden. Den Mehrbetrag der schon bezahlten Summen aber mußte der Verkäufer sofort wieder herausgeben. Mit Lebensgefahr entfloh nun auch Rheingantz; die Aufrührer aber, nachdem sie erst einmal Geschmack an dem gesetzlosen Treiben gefunden, verjagten auch die zu Hilfe gerufene Polizei und so fand sich der ganze Koloniedistrikt der Willkür einer zügellosen Horde preisgegeben. Erst dem kräftigen Einschreiten des Polizeichefs der Provinzialhauptstadt Porto Alegre, an der Spitze einer Anzahl Soldaten, gelang es, Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Natürlich reihte sich an diese bedauerlichen Vorgänge eine gerichtliche Untersuchung, in welcher diejenigen Rädelsführer, welche nicht bei Zeiten entflohen waren, zur Rechenschaft gezogen wurden, und welche zugleich den Abschluß neuer Kontrakte, wie eine neue Vermessung der einzelnen Kolonielooſe zur Folge hatte. An den gerichtlichen und Ausgleichsverhandlungen nahm der preußische Konsul aus Rio grande selbst Theil, so daß die Kolonisten hierin eine gewisse Garantie für die Wahrung ihrer Interessen erblicken durften. Seit jener Zeit ist die Ruhe in S. Lourenzo nicht wieder gestört worden und der Gründer selbst lebt wieder mit seiner Familie glücklich inmitten seiner Kolonisten. Selbst auf die neue Einwanderung in S. Lourenzo haben die erzählten Vorgänge keinen bleibend ungünstigen Eindruck ausgeübt, denn der Zuzug aus Pommern ist bis auf diese Tage ein ziemlich lebhafter geblieben.

Seinen materiellen Aufschwung verdankt S. Lourenzo weniger der guten Bodenbeschaffenheit und Fruchtbarkeit der Ländereien, als den besonders günstigen Absatzverhältnissen, für welche die Nähe der Lagoa dos Patos und zweier schiffbarer Flüsse, sowie das nicht allzu gebirgige Terrain ungemein wichtig ist.

Die Bewohner von S. Lourenzo haben ganz ihre deutschen Sitten bewahrt, und suchen, statt sich den Bräuchen des Landes zu akkommodiren, umgekehrt ihre heimathlichen Gewohnheiten auf brasilianischen Boden zu verpflanzen. Die Verwendung der landesüblichen Ochsenkarreten ist bei ihnen gänzlich verpönt; auf mit 4 und 6 Pferden bespannten Leiterwagen kommen sie nach Pelotas zu Markte gefahren, um ihre Produkte abzusetzen. Auch sprechen nur wenige unter ihnen portugiesisch. Die deutschen Kaufleute und Handwerker in der Stadt, deren ein großer Theil aus den nahen Staatskolonien stammt und, was die jüngeren Generationen anbetrifft, bereits in Brasilien geboren ist, haben namentlich an ihren Landsleuten von S. Lourenzo gute Kunden. Im Sommer gestaltet sich das Verhältniß wohl auch umgekehrt, indem deutsche Kaufmannsfamilien aus Rio grande und Pelotas zur Erholung ihren Aufenthalt einige Zeit auf die nahe gelegene Serra verlegen.

Die Hauptverkehrsstraße von Pelotas ist die Rua de S. Miguel, welche auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt, einen recht freundlichen Anblick gewährt. Auf der nahe gelegenen Praça hatte gerade eine Kunstreitergesellschaft ihren Circus aufgeschlagen und diese, sowie ein äußerst primitives Theater sorgte für meine abendliche Unterhaltung. Sehr gebräuchlich ist es, daß ausgediente höhere Militärs und pensionirte Beamte aus anderen Städten sich nach dem hübsch gelegenen Pelotas zurückziehen. Dadurch gewinnt denn auch das gesellige Leben eine gewähltere Form, als dies unter nur Handel treibenden Elementen der Fall sein würde.

Kurz vor 12 Uhr begab ich mich wieder an Bord meines Dampfers; ein anderer Pelotenser Steamer war schon vor uns nach Rio grande ausgelaufen. Nach einer kurzen Fahrt gelangten wir darauf an die Mündung des Rio

S. Gonçalo in die Lagoa dos Patos, wo ich Gelegenheit hatte die Arbeiten zu sehen, welche an dieser Barre seit langem schon in Angriff genommen waren, um den Fluß den Seeschiffen zugänglich zu machen. Diese Arbeiten, deren Beendigung man in wenigen Monaten entgegensah, wurden von einem Hamburger Ingenieur Namens Huber, welcher bereits am La Plata in ähnlicher Weise thätig war, geleitet. Das nicht unbedeutende Betriebskapital und die sonstigen Garantien für die Ausführung des überaus nützlichen Projektes wurden hauptsächlich von Rio Grandenser Handelshäusern aufgebracht, worunter nicht wenig deutsche Firmen sich betheiligten. Die sehr schwierige Arbeit wird durch zwei Dampfbaggermaschinen und einen kleinen Schleppdampfer ausgeführt, welche ununterbrochen vom Beginn der Woche bis zum Ende derselben, Tag und Nacht in Thätigkeit sind. Unter den Arbeitern sind fast alle Nationalitäten vertreten. Bei der Wichtigkeit der Unternehmung, welche eine Eröffnung des Pelotenser Hafens für den Welthandel und die Erhebung von Pelotas zu einer selbständigen Handelsstadt mit bedeutenden Import- und Exportgeschäften zur Folge hat, welch letztere sodann unabhängig von Rio grande und Porto Alegre die Märkte von Rio Janeiro und anderen Plätzen wesentlich beeinflussen dürften, sieht man natürlich mit dem größten Interesse dem Fortschreiten dieses Werkes entgegen. Freilich wird die Arbeit niemals als ganz beendet gelten können, da immer von Zeit zu Zeit wegen der eigenthümlichen sandigen Beschaffenheit der Lagoa die stets von neuem angeschwemmten Sandmassen wiederholter menschlicher Anstrengung zu ihrer Entfernung bedürfen. Das ohnehin schwierige Geschäft des Baggerns wird noch besonders widerwärtig durch die Ausdünstung der zu Tage geförderten Grundmassen, welche sämmtliche Räume der Schiffe geradezu verpesten; auch dringt der Schlamm in alle Fugen und Ritzen, so daß sich die Leute desselben kaum erwehren können. Der oben erwähnte kleine, zum dienstlichen Gebrauche verwandte Schleppschraubendampfer „Helene", ein nordamerikanisches Fabrikat von äußerst gefälligem Aussehen und entsprechender innerer Einrichtung, leistet durch seine große Fahrgeschwindigkeit, mit welcher er zwischen dem Arbeitsplatz und Rio grande verkehrt, um Maschinentheile oder sonst Fehlendes herbeizuholen, vortreffliche Dienste.

Der Theil der Barre, woselbst die eben besprochenen Arbeiten vorgenommen wurden, lag bereits in der Lagoa dos Patos, diesem ungeheuren Binnensee. Obgleich wir nur das schmalste und südlichste Ende desselben zu durchfahren hatten, war doch nichts von den gegenüber liegenden Ufern zu erblicken, und die große Wasserfläche ließ eher den unermeßlichen Ocean als einen Landsee vermuthen. Im Aussehen weicht er nur wenig von der Lagoa Mirim ab, doch herrscht bedeutend mehr Leben hier. Bald war es eine Hiate, bald ein Schoner, welcher an uns vorüberglitt, dann wieder dampfte der Steamer nach Pelotas an uns vorbei und zahlreiche Schiffe nahmen ihren Weg zur Linken in der Richtung nach Porto Alegre. Daß die Fahrt auf der Lagoa nicht ungefährlich ist, darüber belehrten mich die aus dem gelben Wasser hie und da hervorragenden Mastspitzen gesunkener Schiffe, welche warnend den Schauplatz eines Schiffbruches kennzeichneten.

Nach fast vierstündiger Fahrt tauchte zu meiner Rechten der Hafen von Rio grande mit seinem Mastenwald und dahinter die Stadt vor uns auf, während etwas näher zur Linken Rio grande do Norte sichtbar wurde. Der Lauf unseres Dampfers hatte sich mittlerweile fast vollständig dem Ausgangskanale nach den Ocean zugewandt und war bei dieser Gelegenheit in die nächste Nähe von Rio grande do Norte gekommen. Dieser Ort liegt eben so flach, wie das gegenüber liegende Rio grande selbst, in einer höchst unerquicklichen Sandwüste. Die Unfruchtbarkeit der Umgebung ist hier wie dort so groß, daß man in Bezug von Lebensmitteln ganz auf die Zufuhr von außen angewiesen ist. Trotzdem befinden sich außer einer Kirche verschiedene Werkstätten und Arsenale in Rio grande do Norte, welche dazu dienen, die daselbst ankernden Schiffe wieder seetüchtig zu machen. Außer als Ankerplatz von den Seeleuten wird Rio grande do Norte häufig auch als Seebadeort von den Brasilianern besucht, muß als solcher aber an Langeweile selbst die tristesten deutschen Seebäder übertreffen.

Dicht vor dem Orte begegneten wir dem nach Porto Alegre dampfenden Steamer, einem Schiffe von der neuesten Konstruktion und von stattlichem Aussehen, welches seinen Kurs unterbrach um, auf die an unserm Bord aufgehißten Signale hin, einige unserer Passagiere mit nach der Provinzialhauptstadt zu nehmen. Bald darauf schlug unser Dampfer eine westliche Richtung ein und wand sich durch die Menge der vor Rio grande ankernden Fahrzeuge aller Nationen hindurch, um selbst dicht an dem, stets im Bau begriffenen Kai anzulegen. Unter lauten Kommandorufen, Geschrei und Flüchen der Mannschaft wurde vermittels eines Laufbrettes die Verbindung mit dem festen Lande hergestellt und wie in einem in Aufregung gerathenen Ameisenhaufen enstand ein entsetzliches Durcheinander der zwischen dem Ufer und dem Schiffe hin und wieder drängenden Menge. Zahlreiche Neger namentlich stürmten förmlich an Bord um ihre Dienste zur Gepäckbeförderung den ankommenden Passagieren anzubieten. Ein starker Minasneger, kenntlich an der noch deutlich sichtbaren Tatuirung, diente mir selbst zum Führer und Träger meiner kleinen Mala nach dem von mir gewählten Gasthof, dem Hotel de Paris in der Rua do Commercio. Wie die meisten Gasthöfe in Brasilien zeichnete es sich vor anderen Häusern nur durch die übliche rothe Laterne aus. So angenehm mich der freundliche Empfang des Wirthes, eines geborenen Franzosen, berührte, um so brasilianischer und ungastlicher kam mir das von einer alten Mulattin überwiesene Quartier vor. Zu ebener Erde im Hofe gelegen, zeigte das fensterlose Zimmer, welches nur durch eine Glasthüre ein zweifelhaftes Licht empfing, durch das zerwühlte Bett, das mit schmutzigem Wasser erfüllte Waschgeschirr u. a. m, die widerlichen Spuren frühern Gebrauchs. Ich mußte deshalb vorerst auf eine Benutzung des Gemaches noch verzichten, versäumte aber nicht dem geringen Ordnungssinne der alten Mulattin die Reinigung desselben nach Möglichkeit ans Herz zu legen, während ich selbst der Küche meines Wirthes alle Ehre wiederfahren ließ. Eine spanische Schauspielertruppe mit Kind und Kegel, welche gerade in Rio grande debütirte, leistete mir dabei freundlich Gesellschaft.

Rio grande fand ich gegen früher wenig verändert, die Straßen nur waren besser gepflastert, die Gasbeleuchtung eingeführt und eine neue Wasserleitung errichtet, welche sehr gutes, frisches, klares Wasser von der Serra herbeileitet. Auch hat man sich die Verschönerung der Stadt durch Anpflanzung von Baumreihen auf den öffentlichen Plätzen, darunter vielfach blaue Gummibäume (Eucalyptus), Anlage von allerdings sehr ins Gelbliche schimmernden Rasenplätzen und Errichtung von schönen bronzenen Brunnen, angelegen sein lassen. Sehr wohlthätig ist die Pflasterung, da man bei starkem Winde nicht mehr wie früher von dem Sandwehen so zu leiden hat. Auch Trottoirs sind in den meisten Straßen vorhanden, deren Benutzung bei eintretendem Regenwetter den Fußgängern allerdings dadurch verkümmert wird, daß von den, nicht mit Rinnen versehenen

Dächern eine wahre Sintfluth unmittelbar vor den Häusern sich ergießt. Selbst der Schirm, welchen man in Brasilien zum Schutze gegen Regen und Sonne beständig mit sich führt, bietet unter solcher Traufe nur eine höchst unzulängliche Abwehr.. Als Hauptspaziergang und Tummelplatz für die elegante Welt von Rio grande kann die Praça vor der Alfandega und dem Mercado gelten, wo häufig bei den Klängen der Militärmusik Herren und Damen scherzend und plaudernd sich ergehen. Es ist dieses auch der geeignetste Ort, um die geschmacklosen Toiletten der Brasilianerinnen mit gerechtem Staunen zu betrachten. Obgleich sich der Einfluß der hier befindlichen fremden Elemente in dem socialen Leben ganz entschieden bemerklich macht und der Verkehr mit Europa ein äußerst reger ist, so gefallen sich die brasilianischen Schönen doch noch immer in den absurdesten veralteten Moden und den grellsten Farbenzusammenstellungen in ihrer Kleidung.

Rio grande ist, wie zur Genüge bekannt, durchaus Handelsstadt, und außer Kaufleuten, Beamten des Zollhauses, Schiffsmaklern und im kaufmännischen und Hafenverkehr verwendeten Arbeitern wird man nur wenig andere Stände vertreten finden. Die Haupt-Import- und Export-Geschäfte befinden sich dabei in englischen und deutschen Händen. Beiläufig bemerkt, existiren hier 16 deutsche Import-Geschäfte. In diesen Kreisen hält man mit großer Zähigkeit an dem heimischen Wesen fest und innerhalb derselben könnte man sich leicht nach Hamburg oder London versetzt glauben. Die Hamburger sind besonders stark vertreten und liefern überhaupt das größte Kontingent nach der Provinz Rio grande do Sul. Meist werden die Leute schon sehr jung als Kommis von Hamburg nach den fernen Seeplätzen beordert, wo sie mit der Aussicht, dermaleinst als Geschäftstheilhaber in die Heimath zurückkehren zu dürfen, auf das Import- und Export-Geschäft förmlich dressirt werden. Ihr Gesichtskreis ist nur ein sehr beschränkter und umfaßt im besten Falle außer Hamburg, Rio Janeiro und Rio grande, noch das nahe Porto Alegre mit den deutschen Kolonien; kaum jemals aber kennen sie bei alledem ein höheres Streben. Die Güte der Speisen und Getränke, die Bekleidungsfrage u. dgl. mehr bilden die Angelpunkte ihres ganzen Seins; höchstens ein Spazierritt oder Ball bringt einige Abwechselung in dies traurige Einerlei. Ein kleinlicher Geist beherrscht mit wenigen Ausnahmen fast den ganzen hier angesiedelten europäischen Kaufmannsstand. Höchst komisch nimmt es sich unter diesen Umständen aus, wenn die jungen Kaufleute in Rio grande, wo allerdings die Aristokratie der europäisch-brasilianischen Handelswelt ihren Sitz hat, sich stolz über ihre Kollegen aus anderen Städten hinwegsetzen und dieselben als Krämer zweiten Ranges gewissermaßen gering schätzen.

Einen Einblick in die inneren Verhältnisse Rio grandes und Brasiliens in der neuesten Zeit erlangte ich durch die Unterhaltung mit verschiedenen Bekannten aus früheren Jahren. Man beklagte sich allgemein auch hier über die Ungunst der Zeiten und glaubte mit ziemlicher Gewißheit eine gleiche finanzielle Krisis wie am La Plata erwarten zu müssen. Namentlich machte sich danach die geschäftliche Misère Europas im gesammten Handel geltend. Dennoch ließ deutscher Fleiß und Ausdauer die Riogradenser Landsleute bisher nicht verzagen und erfreulich ist z. B. der Aufschwung eines deutschen Unternehmens, welches mit nicht geringen Schwierigkeiten bei seinem Entstehen zu kämpfen hatte. Dasselbe besteht in einer, von dem Sohn des früher genannten Koloniebegründers Rheingantz und einem gewissen Vater in Rio grande errichteten Wollenspinnerei, welcher neuerdings auch die Lieferungen für das brasilianische Heer übertragen wurden. Sie ist mit den neuesten Maschinen ausgerüstet, und leistet, Dank der Energie des besonders intelligenten Vater, so Vorzügliches, daß der Import von Wollenzeugen in der Provinz Rio grande do Sul schon merklich abgenommen hat. Derartige Fabriketablissements würden zweifellos noch häufiger ins Leben gerufen werden, wenn nicht alle Unternehmungen der Fremden, anscheinend principiell, durch zahllose in den Weg gelegte Hindernisse erschwert würden; höchstens der Portugiese wird in dieser Hinsicht etwas mehr begünstigt, lohnt den Brasilianer aber hierfür damit, daß er ihn, wo nur immer möglich, betrügt.

Ein Projekt, welches die Handelswelt von Rio grande auf das Lebhafteste interessirt, ist der in Aussicht genommene Bau einer Eisenbahn von Pelotas nach Uruguayana, welche dem Handel neue Wege über die weiten Campflächen zum obern Uruguay und La Platastrom eröffnen würde. Zwei Pläne darüber liegen bereits der Regierung in Rio Janeiro vor, die zum Theile von deutschen Ingenieuren ausgearbeitet sind. Wann sie ihre Verwirklichung finden werden, läßt sich bei der bekannten brasilianischen Indolenz indessen nicht beurtheilen.

An den Abenden hatte ich Gelegenheit auch das Vereinsleben in Rio grande kennen zu lernen, welches um so mehr kultivirt wird, da viele der jungen unverheiratheten Kaufleute nach dem um 5 Uhr eintretenden Geschäftsschluß in diesem Ersatz für alle anderen hier fehlenden Genüsse suchen müssen. Aber auch dort besteht die Unterhaltung nur im Lesen der Zeitung, Spielen und Trinken. Die besuchtesten Vereine Rio grandes sind die Gesellschaft Germania und der Club commercial. Das Vereinslokal der ersteren ist recht nett eingerichtet, hat ein Lesezimmer mit den bedeutendsten in- und ausländischen Zeitungen, eine Bibliothek, ein Spielzimmer mit Billard und einen recht geschmackvollen Ballsaal aufzuweisen. Die mehr internationale Vereinigung Club commercial verfügt über bescheidenere Räumlichkeiten und Mittel. Dagegen nimmt eine hervorragende Stelle unter den Korporationen Rio grandes die Freimaurerloge ein, welche zu den thätigsten der Provinz gehört und eine Menge von Deutschen unter ihren Brüdern zählt.

In klimatischer Hinsicht ist die Lage Rio grandes keine ungünstige, da trotz der mitunter bedeutenden Hitze die erquickende Einwirkung der, in der Regel am Nachmittag sich erhebenden Seebrise die Luft gegen Abend stets abkühlt und reinigt. Am meisten wohl zeugt für die befriedigenden sanitären Verhältnisse hier der nachweislich geringe Krankenstand. Eine empfindliche Plage besitzt der Ort in der Unzahl der daselbst hausenden Mosquiten, von denen ich speciell entsetzlich zu leiden hatte. Erbarmungslos rauben sie jedermann Ruhe und Schlaf, wenn nicht ein festgeschlossenes Bett ihrem Andringen wehrt. In meinem Hotel schienen sie mit Vorliebe sich eingenistet zu haben, und da die mehr zur Zierde als zum Schutz angebrachten Vorhänge der Himmelbetten die lästigen Thiere in keiner Weise abzuhalten vermochten, so mußte ich auf etwas anderes sinnen, um mich ihren Verfolgungen zu entziehen. Da die Mosquiten vorzugsweise gern im Dunkeln auf Raub ausziehen, zündete ich jede Nacht zwei Lichter an, bei deren Schein ich, wenn auch nicht schlafen, doch schlummern konnte.

Als eine Eigenthümlichkeit, welche sich vielfach in den Städten Südamerikas findet, fiel mir in Rio grande aufs neue auf, daß man die verschiedenen Straßen und Plätze nicht nur mit den Namen berühmter Staatsmänner, Fürsten und Generäle bezeichnet, sondern komischer Weise ihnen auch als Namen die Daten wichtiger Tage aus der Landes-

geschichte beilegt, z. B. Rua de 7. de Setembro, Rua de 5. de Maio ꝛc. ꝛc. Eine weitere Unterhaltung gewährte mir bei meinen Streifzügen durch die Stadt das Lesen der absonderlichen kaufmännischen Anschläge. „Vende-se à dinheiro! (Man verkauft nur gegen baar!), Não se fia! (Man borgt nicht!), u. dergl. mehr waren die sich häufig wiederholenden Aufschriften vorsichtiger Geschäfte. Origineller aber als die vorhergehenden und einzig in ihrer Art war die Kundgebung über einem Bijouterieladen, welche lautete: „Não se fia nem ão Papa!“ (Man borgt nicht einmal dem Pabst!).

Was die in den Straßen sichtbare Bevölkerung anlangt, so bemerkte ich verhältnißmäßig ziemlich viele Farbige, welche noch immer in Mengen aus den Nordprovinzen kommen, um nach dem Innern verkauft zu werden. Da der öffentliche Verkauf und die Versteigerungen indessen verboten sind, so werden derartige Sklavenverkaufsgeschäfte meist durch Agenten vermittelt. In letzter Zeit kommen auch viele Italiener, welchen die brasilianische Regierung freie Fahrt gewährt, aus den La Platastaaten hier an, doch sind sie nicht gern gesehen und verschwinden bald wieder auf dem Landwege über die Campos, nach Argentinien und Uruguay. Die Begünstigung der italienischen Einwanderung, welche bei der Untauglichkeit jener Leute für Kolonisationszwecke als eben so verfehlt zu betrachten ist, wie im Jahre 1867 der Import des allerschlechtesten Gesindels aus den Straßen New Yorks, gehört zu den zahllosen Experimenten, welche Brasilien, statt eines ehrlichen Einhaltens der den Einwanderern gegebenen Versprechungen, auf dem Gebiete des Kolonisationswesens jahraus jahrein anstellt. Von Europäern bilden neben den Deutschen und Engländern die Portugiesen, viele Franzosen und Schweizer den Hauptbestandtheil der Bevölkerung. In ihren Händen befindet sich hauptsächlich der Kleinhandel. Die Interessen fast jeder dieser Nationalitäten werden durch besondere Konsulate geschützt. An der Spitze des deutschen Konsulates steht seit dem jüngst erfolgten Abgange des allgemein beliebt gewesenen Herrn von Löffel ein Herr Ewel.

Von einer Schilderung der trostlosen Umgegend Rio grandes mit ihren saharaartigen Ebenen, deren Flugsand mitunter sogar verderbenbringend für Roß und Reiter wird, sowie von einer näheren Beschreibung der größeren Bauwerke, unter welchen höchstens die schlecht eingerichtete Santa Casa da Misericordia (Hospital) erwähnenswerth ist, nehme ich Abstand, da dies alles zu den, den Lesern bekannten Dingen gehören dürfte. Nur so viel sei noch bemerkt, daß Rio grande trotz seiner geringen äußeren Reize sich als ein nicht unangenehmer Aufenthaltsort erweist, da der lebhafte Verkehr mit der Außenwelt den Europäer, wenn auch nur scheinbar, der Heimath näher rückt.

Meine ärztliche Thätigkeit, welche mich hierher gerufen, war übrigens nach einigen Tagen beendet und die Pflicht rief mich wieder nach Uruguay zurück. Auf demselben Wege, welcher mich nach Rio grande geführt, trat ich die Heimreise an. Freunde und Bekannte begleiteten mich diesmal zu dem kleinen Dampfer und riefen mir ein herzliches Lebewohl oder auf Wiedersehen zu. Ein lang andauernder Pfiff der Maschine, dann fiel das Landungsbrett und in gleichmäßigem Tempo begannen die Schaufelräder ihre rastlose Bewegung. Nach einer halben Stunde war der bunt bewimpelte Mastenwald von Rio grande meinen Blicken entschwunden und meine Aufmerksamkeit war aufs neue dem südwärts liegenden Ziele zugewandt.

Lieutenant Holm's Expedition nach Grönland.

Von W. Finn.

Ueber die in diesem Frühjahr unter Leitung des Marine-Lieutenants Holm von Kopenhagen nach Grönland abgesandte wissenschaftliche Expedition liegen nunmehr nähere Nachrichten vor. Wie bereits früher erwähnt („Globus“ Bd. 43, S. 299), bestanden die Mitglieder der Expedition aus den Marine-Lieutenants Holm und Garde, dem norwegischen Geologen Knutsen und dem Botaniker Eberlin. Am 3. Mai ging die Expedition an Bord der grönländischen Handelsbark von Kopenhagen ab und erst nach vierwöchentlicher stürmischer Fahrt erreichte sie die Westküste von Grönland. In der Davis-Straße war das Großeis der Weiterreise sehr hinderlich, so daß das Schiff erst am 14. Juni die Kolonie Godthaab erreichte. Nachdem die Expedition während einiger Zeit die Gastfreiheit der hier befindlichen dänischen Polarstation genossen hatte, ging die Reise im offenen Boote südwärts nach Julianehaab, wo die Ankunft am 6. Juli erfolgte; auf dem Wege traf die dänische Expedition auf der Höhe von Fiskernässet den Dampfer „Sofia“, an dessen Bord sich bekanntlich Professor Nordenskiöld befand. Von Julianehaab brachte ein Schoner die Expedition nach dem südlichsten dänischen Handelsplatze, Ilua, von wo aus die Reise nach der Ostküste angetreten werden sollte, und wo bereits Proviant, Handelswaaren, Frauenboote und Kajaks zur Stelle waren. Lieutenant Holm glückte es hier, ein Boot von der Ostküste zur Begleitung durch das gefährliche Fahrwasser nördlich von Kap Farewell zu erhalten, und in dem tüchtigen Fangmanne Jonathan, einem herrnhutischen Katecheten in Süd-Grönland, für seine grönländische Arbeiterkolonne einen ausgezeichneten Führer sich zu verschaffen.

Am 23. Juli, heißt es nun in einem aus Nanortalik den 19. September datirten, von der Expedition eingegangenen Berichte weiter, begann die Reise, indem wir mit einer Eskadre von vier Frauenbooten und neun Kajaks mit im Ganzen 39 Menschen von Nanortalik südwärts gingen. Das schönste Wetter und ziemlich eisfreies Fahrwasser versprachen uns eine gute Tagesreise und erreichten wir denn auch Abends um 10 Uhr die letzte europäische Station, nämlich die herrnhutische Missionsstation Friedrichsthal, deren Vorsteher der bekannte Missionar Brodbeck ist. Wir verblieben hier nur bis zum 24. Juli Morgens. Herr Brodbeck hat der Expedition in allen möglichen Richtungen Beistand geleistet, und wie unbedeutend dies Uneingeweihten auch dünken möchte, so ist uns seine Hilfe doch sehr erwünscht gekommen, da er als Missionar wohl der einzige war, der auf die Grönländer, aus denen unsere Besatzung bestand, einen Einfluß hatte.

Nach einigen kürzeren, durch das Eis in den Sunden verursachten Aufenthalten erreichten wir am 31. Juli unser Arbeitsfeld, die Ostküste von Grönland. Als wir mit allen

Anstrengungen und Widerwärtigkeiten Graah's vor Augen unsere Reise begannen, erkühnten wir uns nicht zu glauben, daß wir die Ostküste finden würden, wie wir sie fanden. Während unserer ganzen Reise und bis wir am 11. September die Ostküste verließen, sind wir nur drei Tage in unseren Bewegungen vom Großeise aufgehalten worden, nämlich vom 3. bis 7. September, wo wir von demselben in dem südlichsten Fjorde an der Ostküste, dem Lindenowsfjord, eingesperrt wurden. Im Uebrigen ruderten wir beständig längs des Landes in einer breiten, fast eisfreien Rinne, die außerdem von dem vorliegenden Gürtel des Großeises gegen Brandung und Seegang geschützt war; im Inneren der von Eisgletschern angefüllten Buchten und Fjorden trafen wir freilich einiges Brucheis, das dann und wann den Frauenbooten beschwerlich wurde. Selbst noch von dem von uns erreichten nördlichsten Punkte aus, der Insel Iluidlek (oder Iluilek), wo wir von einem ca. 3000 Fuß hohen Gebirgsstocke eine sehr weite Aussicht nach Norden hatten, konnten wir dieselben Verhältnisse wie südwärts beobachten, ein offenes, eisfreies Fahrwasser von ca. einer Meile Breite.

Am 31. Juli betraten wir also zum erstenmal die Ostküste. Der günstige Eindruck, den das Eis auf uns gemacht, wurde bei dem Anblick des Landes wesentlich abgeschwächt, denn im Gegensatz zu den schneefreien und auf vielen Stellen grünen Küsten an der Westseite traf das Auge hier, obwohl wir uns in der besten Jahreszeit befanden, nur eine wilde, beinahe vollständig öde und oft schneebedeckte Küstenstrecke. Als wir später in die Fjorde hineinkamen, zeigte es sich jedoch, daß man auch an der berüchtigten Ostküste von Grönland mit Pflanzenwuchs bedeckte Stellen finden kann, die sich wohl nicht mit der Ueppigkeit der südlichen Fjorde an der Westküste messen können, aber doch oft einen recht freundlichen Anblick gewähren. Man merkt aber wohl, daß das Eis beständig die Küste umgiebt und seinen Einfluß auf dieselbe ausübt. Vom 31. Juli bis zum 3. August fuhren wir ohne Unterbrechung nordwärts und erreichten den nördlichsten Punkt an der Ostküste, bis wohin wir in diesem Sommer kamen. Wir hatten gehofft nördlicher zu kommen, aber die bestimmte Weigerung unserer Grönländer, uns weiter nordwärts als bis zu der ungefähr unter 61° nördl. Br. belegenen Insel Iluidlek zu folgen[1]), zwang uns zur Veränderung unseres Programms. Der Grund zu dieser Weigerung war folgender: an dem Tage, an welchem wir unsern nördlichsten Punkt erreichten, mußten wir, um einen Zeltplatz zu erreichen, durch eine ziemlich dichte Masse Kalbeis, das durch den Nachtfrost eine feste Decke erhalten hatte, uns hindurch arbeiten, was für die Frauenboote ziemlich gefährlich war, da die scharfen kleinen Eisstücke die Felle leicht zerschneiden. Das Kalbeis kam aus zwei beträchtlich tiefen Fjorden her, in welchen eine Menge kalbender Gletscher mündete. Als nun die Grönländer bei der Ankunft am Zeltplatze von einigen hier anwesenden heidnischen Eskimos erfuhren, daß sie weiter nordwärts auf vielen Stellen zu dieser Jahreszeit eine ähnliche Menge Kalbeis antreffen würden, wurden sie ängstlich sich weiter fort von ihrem Heim an der Westküste zu begeben; sie faßten deshalb den bestimmten Entschluß, nicht weiter gehen zu wollen. Geschenke und Versprechungen vermögen über den Grönländer nichts, wenn er einmal zu einem solchen Entschlusse gekommen ist, und beschloß der Chef deshalb, anstatt die Vermessungen nach Süden zu bis zum kommenden Sommer zu verschieben, dieselben schon jetzt vorzunehmen und ein Proviantdepot auf der Stelle zu errichten, wo wir uns befanden. Das Depot, untergebracht in einem aus Grastorf, Steinen und Brettern errichteten Hause, enthält Pemmikan, Fleischbisquit, Brot, Zucker, Erbsen, Grütze rc. und ist auf dem Festlande südwestlich von der Insel Iluidlek errichtet. Am 7. August wurden drei Boote und fünf Kajaks nach Hause gesandt, und mit einem Frauenboot und vier Kajaks begannen wir unsere Vermessungen und Untersuchungen südwärts.

Bei unseren diesjährigen Arbeiten hat es sich schon gezeigt, wie wenig erschöpfend Graah's Reise war. Als einen Beweis, daß an der Ostküste von Grönland sich niemals eine nordische Kolonie befunden habe, führte er an, daß er an der Ostküste nur sehr wenige Inseln und Sunde gefunden habe, während die alten Schriften eine große Menge von Inseln und Sunden im Distrikt der Oesterbygd erwähnten. Welche Bedeutung man demselben auch beilegen will, so möchte es doch werth sein anzuführen, daß wir südlich von Iluidlek nicht weniger als sechs ziemlich tiefe Fjorde gefunden haben. Von diesen Fjorden, von denen Graah's Karte nur den südlichsten, den Lindenowsfjord, und den nördlichsten, einen etwas südlich von Iluidlek belegenen Fjord, enthält und sogar nur punktirt, waren die beiden nördlichsten wegen der großen Menge Kalbeis unzugänglich, aber in die vier anderen sind wir bis zum äußersten Ende vorgedrungen. Es dürften sich also auch weiter nördlich tief einschneidende Fjorde und innerhalb der scheinbaren Küstenlinie sowohl Inseln wie Sunde finden. Die vier von uns untersuchten Fjorde waren ziemlich kahl, nur der Lindenowsfjord, der südlichste und größte derselben, zeigte an einzelnen Stellen eine recht üppige Vegetation. Alle werden von wilden, großartigen Gebirgspartien begrenzt, aus deren Thälern unzählige Gletscher hervordringen. Wir haben am Lindenowsfjord Gebirgskämme von 7000 Fuß Höhe gemessen, und von einer Nunaspitze im Inneren eines nördlich von Kap Wallo liegenden, 4 bis 5 Meilen tiefen Fjordes, sowie von einem ca. 3000 Fuß hohen Gebirgskamm auf Iluidlek haben wir eine prächtige Aussicht über den aus einer mächtigen und imponirenden Gebirgslandschaft mit Spitzen bis zu ca. 7000 Fuß und darüber bestehenden südlichsten Theil von Grönland gehabt. Südlich von 61° 30′ nördl. Br. — weiter nordwärts erstreckte sich unsere Aussicht nicht — findet sich kein zusammenhängendes Inlandseis, wohl aber sind die Thäler im Inneren des Landes mit einer Menge lokaler Schneefelder und Gletscher angefüllt.

Normannische Ruinen haben wir, mit Ausnahme der von dem Missionar Brodbeck am Lindenowsfjord entdeckten, nicht gefunden, dagegen auf vielen Stellen alte Grönländerruinen.

Auf unserer Reise sind wir in diesem Jahre mehrfach mit den heidnischen Bewohnern der Ostküste in Berührung gekommen. Südlich von der Insel Alluk trafen wir eine aus ungefähr 60 Männern, Frauen und Kindern bestehende Schar, die mit ihren vielen ausgezeichneten Bären-, Fuchs- und Robbenfellen auf dem Wege nach der Westküste war, um sich dort europäische Produkte einzutauschen. Lieutenant Holm hatte gehofft, einzelne derselben als Führer für unsere Grönländer gewinnen zu können, und obwohl der prächtige Inhalt unserer Tauschhandelskasse wirklich einen Augenblick einen jungen Mann und eine junge Frau zu dem Versprechen, mit uns zu kommen, veranlaßte, wurden sie doch im letzten Augenblicke vor der Abreise andern Sinnes; sie waren mit ihrem kleinen Frauenboote in schlechtem Wetter vom 65° nördl. Br. gekommen und nun, da sie ihrem Ziele, der Westküste, so nahe waren, konnten sie sich doch nicht

[1]) Nordenskiöld kam bekanntlich in diesem Sommer bis 66° nördl. Br.

entschließen, derselben den Rücken zu kehren, ohne dieselbe gesehen zu haben. Bei unserer Rückkunft erfuhren wir leider, daß der kräftige, schöne junge Mann gestorben war. Sonderbar genug können die Ostländer häufig das Klima der Westküste nicht ertragen; häufig werden sie von den Pocken befallen und erliegen dieser Krankheit. Die heidnischen Eskimos von der Ostküste von Grönland sind in ihrem Aussehen von den Westländern nicht wenig verschieden. Letztere sind in der Regel von kleiner Statur, haben eine ausgeprägte eskimoische Physiognomie mit schrägliegenden Augen und breitem, bartlosem Gesicht. Die Vollblutweiber von der Westküste sind meistens ziemlich häßlich, haben vorstehende Bäuche, watschelnden Gang 2c., während die Mischrasse selbstverständlich mehr den Europäern gleicht. Die Bewohner der Ostküste sind dagegen oft hoch und schlank; viele Männer haben einen schwarzen Bart und vollständig europäisches Gesicht und Aussehen. Wir sahen mehrere wirklich schöne Leute unter denselben. Die Frauen sind weit schöner als ihre Landsmänninnen an der Westküste; ich darf jedoch, um nicht unsere Ruderinnen zu beleidigen, nicht vergessen anzuführen, daß die Südgrönländer an der Westküste gleichsam eine Uebergangsrasse zwischen den vollständig eskimoischen Nordgrönländern an der Westküste und den europäisch aussehenden Ostländern bilden. Charakteristisch für alle sind die kleinen Hände und Füße. Die Männer von der Ostküste tragen alle langes Haar, das von einer Art Halfter zurückgehalten wird; die Frauen binden das Haar zu einem Knäuel auf dem Scheitel, wie die Grönländerinnen an der Westküste. Die Sommerkleidung der Ostländer ist höchst luftig. Der Magen und die untere Hälfte der Lenden sind entblößt, der übrige Theil des Körpers ist mit Ausnahme des Kopfes mit Seehundsfell bekleidet. Die kleinen Kinder halten sich in der auf dem Rücken der Mutter befindlichen Kapuze auf und mit diesen auf dem Rücken kann die Mutter rudern und arbeiten, so viel es nur sein soll. Ziemlich unreinlich sind sie; jedenfalls scheint es zum guten Ton unter ihnen zu gehören, das eigene Ungeziefer mit größtem Wohlbehagen zu verzehren. Die Ostländer führen ein vollständiges Nomadenleben; im Sommer ziehen sie mit all ihrem Hab und Gut von einem Fangplatz zum andern und im Winter lassen sich dann mehrere zusammen auf dem einen oder andern Winterwohnplatze nieder. Wie die Westländer wohnen sie während des Winters in Häusern aus Grastorf und Steinen, und während des Sommers in Robbenfellzelten. Ihr Hauptfang sind Seehunde und Eisbären.

Am 13. September Nachts erreichten wir wieder Nanortalik. Den Winter hindurch werden die vier Mitglieder der Expedition hier in einem halb grönländischen, halb dänischen Hause wohnen. Die Mauern bestehen, wie die der grönländischen Häuser, aus Grastorf und Steinen; da aber solche Mauern zwei Fuß stark gemacht werden, so sind sie sehr wärmend, besonders da die Zwischenräume zwischen dem inwendigen Holzpaneel und der Mauer mit lockerem Haidekraut ausgefüllt werden. Im Inneren wird der Fußboden, die Decke und das Paneel aus Holz hergestellt, wie das auch häufig in den Grönländerhäusern geschieht. Außerdem wird ein magnetisches Observatorium und ein Blockhaus errichtet. Im Winter werden außer meteorologischen, magnetischen, Wasserstands- und Nordlichtobservationen auch Beobachtungen über das Vorkommen des Eises angestellt werden; letztere werden gleichzeitig auf mehreren südlich belegenen Stationen der Westküste vorgenommen werden, wo Handelsetablissements sich befinden. Die Reise im nächsten Sommer soll Ende April oder Anfangs Mai angetreten werden und im folgenden Winter soll dann die theilweise Ueberwinterung an der Ostküste stattfinden.

Kürzere Mittheilungen.

Lykien.

In den Jahren 1881 und 1882 fanden zwei große Expeditionen österreichischer Gelehrter nach Lykien statt, welche abgesehen von der Erreichung ihres nächsten archäologischen Zwecks auch die Kenntniß des ganzen Landes bedeutend gefördert und zu einem gewissen Abschluß gebracht haben (vgl. „Globus" Bd. 41, S. 301). Unfern der Südküste und der Ruinenstätte von Myra, aber in einer Höhe von 730 m über dem Meere, fand dort auf dem fast wasserlosen Hochlande bei Gjölbaschi im Jahre 1842 Professor Schönborn ein großartiges, überreich mit Skulpturen geschmücktes Grabmal, das wohl von einem kleinen Tyrannen jener Gegend, wie es scheint, mit Hilfe attischer Künstler errichtet worden ist. Sein antiker Name und die genaue Zeit seiner Entstehung ist nicht bekannt. Eine vorläufige Untersuchung dieses so gut wie verschollenen Monumentes führten 1881 Prof. O. Benndorf, Niemann, Dr. F. von Luschan und Photograph W. Burger aus, und als sie mit ihren Ergebnissen und Abbildungen nach Wien zurückkehrten, fanden sich dort rasch in privaten Kreisen die Mittel, um jene Skulpturen für die dortigen Sammlungen zu gewinnen; es bildete sich eine „Gesellschaft für archäologische Erforschung Kleinasiens", welche im folgenden Jahre eine zweite, größere Expedition nach der Südküste Kleinasiens aussandte, um die Bildwerke zu holen. Mit unendlichen Schwierigkeiten mußte ein Weg von Gjölbaschi nach der Küste hinab gebaut werden, um die gewaltigen in 167 Kisten verpackten Steinblöcke transportiren zu können; aber die Arbeit gelang und bis auf einen Theil, welcher kontraktmäßig der türkischen Regierung zugefallen ist, befindet sich die Ausbeute jetzt in Wien. Um einen Begriff von dem Reichthume der in Nummulitenkalk gearbeiteten Skulpturen zu geben, sei nur angeführt, daß sich die Darstellungen beziehen auf den Freiermord des Odysseus (vielleicht nach einem Gemälde des Polygnot in Plataiai), die Jagd des kalydonischen Ebers, die Zerstörung Ilions, die Amazonenschlacht, eine Löwen- und Eberjagd, eine Kentaurenschlacht, den Raub der Töchter des Leukippos durch die Dioskuren und die Thaten des Theseus.

In dem vorläufigen Berichte, welchen O. Benndorf über seine beiden Expeditionen abgestattet hat (Archäologisch-epigraph. Mittheilungen aus Oesterreich VI, Heft 2), sind außer diesen archäologischen Arbeiten auch die zahlreichen Kreuz- und Querrouten der Expeditionsmitglieder (der Archäologen Benndorf, Petersen, Löwy, Studniczka, R. Schneider, des Architekten G. Niemann, des Geologen E. Tietze, des Arztes Dr. v. Luschan, des Ingenieurs v. Knafl) besprochen, durch welche Lykien in seinen Hauptzügen nunmehr vollständig bekannt geworden ist. Im Einzelnen, sowohl was Geographie, als Archäologie und antike Topographie anlangt, wird natürlich noch immer mancherlei nachzuarbeiten sein; aber das Gesammtbild des Landes steht fest.

Das Centrum der halbkreisförmigen Halbinsel bildet die ca. 1200 m hohe Hochebene von Elmaly; um dieselbe lagert sich, parallel zur Küstenlinie, eine Reihe langgestreckter, mehrfach bis über 3000 m aufsteigender Alpenketten, im Westen der Ak-Dagh (im Alterthume Massikytes), im Süden der Susuz- und Ak-Dagh, im Osten der Kirkbunar- und Bei-Dagh, die erst im Hochsommer ihre Schneebedeckung verlieren. Kann man diese Ketten mit Bastionen, welche die Centralfestung schützend umgeben, vergleichen, so entsprechen den Festungsgräben drei Flußthäler, das des Xanthos oder Eschen-Tschai im Westen, des Dembre-Tschai im Süden und des Aladschir-Tschai im Osten, von denen das mittlere von Westen nach Osten, die beiden anderen in nordsüdlicher Richtung sich erstrecken. Was zwischen diesen Thälern und dem Meere an Erhebungen liegt, das sind gleichsam nur niedrige Vorwerke.

Der Charakter Lykiens ist ein äußerst zerklüfteter, der Verkehr zwischen den einzelnen Thälern durch steile Pässe, zwischen der einen und der anderen Thalhälfte oft durch ungangbare Schluchten erschwert, der Ackerboden von geringer Ausdehnung, die Flüsse nicht schiffbar, die Küste nicht reich an Häfen. Die Folge dieser Naturbeschaffenheit war Isolirung und politische Zersplitterung; abgesehen von vier Städten im fruchtbaren unteren Xanthos-Thale (Xanthos, Patara, Pinara und Tlos) und einigen Küstenplätzen (Telmessos, Myra, Limyra und Phaselis) gab es nur einige befestigte und zahllose offene Flecken und zerstreute Landsitze ohne jede historische Bedeutung. Benndorf ist im Gegensatze zu Karl Ritter's enthusiastischer Anschauung überzeugt, daß die alte Bevölkerung im Großen und Ganzen nicht viel zahlreicher war und anders lebte, als es die primitiven heutigen Zustände veranschaulichen.

Die heutige türkische Landbevölkerung, neben welcher längs der Küsten Griechen wohnen, schildert Benndorf als im Ganzen so ehrlich, friedfertig und gutherzig, wie sie es überall ist. Sie lebt in kümmerlich ausgestatteten winzigen Steinhäuschen, die mit einer horizontalen Lage von Rundhölzern und darüber gebreiteter Erdschicht bedeckt sind, und in noch kleineren, oval zusammengeflochtenen, mit Filzdecken belegten Zweighütten, Winters in den Dörfern, Sommers hoch oben im Gebirge, ist an Frost und Hitze gewöhnt, vertreibt sich den Hunger durch Rauchen und nährt sich in ihrer völligen Bedürfnißlosigkeit von dem mäßigen Ertrage gelegentlicher Feldarbeit. Den ganzen Baarbesitz an größeren Silberstücken tragen die Weiber am Kopfe, die Männer wohlverwahrt in dem mit alten Waffen beschwerten Ledergürtel und legen ihn, wie die Kleider, auch Nachts nicht ab; fast ohne alles Kleingeld, kennen sie im Grunde nur Tauschverkehr und sind mit Preisverhältnissen, wie mit Lohnarbeit völlig unbekannt.

Da die natürlichen Verhältnisse hindernd entgegentraten, fehlte es im Alterthume stets an engerem Zusammenschluß, erhielten sich die ursprünglichen Sitten und die lykische Sprache bis in späte Zeit. Manche lykische Orte — schreibt er — sind ihrer Existenz nach nur aus ihren Ruinen, ihre Namen nur aus Inschriften bekannt; gar viele mögen die Kultur der Schrift überhaupt nicht, oder nur spät erreicht haben. Je weiter man vom Xanthos-Thal aus nach Ost und Nordost vordringt, um so seltener stoßen größere Trümmerplätze auf, um so weniger will es gelingen und um so weniger Interesse hat es ihnen Namen anzuweisen. Charakteristisch ist, daß, selbst die über fünf Stunden lange und über eine Stunde breite Ebene des oberen Dembre-Thales, in der sich heute der zweitgrößte Ort des Landes, Kasch, befindet, es zu keiner antiken Niederlassung brachte, sondern offenbar von einer Reihe kleiner Burggemeinden (Arnea, Kandyba, Phellos, Tyssa) exploitirt wurde, die sich wie im Kranze auf den Gipfeln der umgebenden Höhenzüge eingenistet hatten.

Der Proceß einer allmählichen Gräcisirung, der sich an den Monumenten verfolgen läßt, und der gegenwärtig, wie überhaupt im vordern Kleinasien, in analogen Formen sich zu wiederholen beginnt, ist in Lykien erst unter der Römerherrschaft in Fluß und zu einem endlichen Abschlusse gekommen; beweisend dafür ist der Umstand, daß von den Tausenden verwitterter Kalksteininschriften, welche sich erhalten haben — abgesehen natürlich von denen in lykischer Sprache — nur eine verschwindend kleine Zahl aus vorchristlicher Zeit herrührt. In der Kaiserzeit erlangte dann das Land rasch einen erstaunlichen Wohlstand; aus jener Epoche stammen die zahlreichen Theater, die palastähnlichen Granarien und großartigen Hafenbauten, die heute den Reisenden in Erstaunen setzen.

Die Erfolge der Mission bei den Ovaherero.

Ueber die Wirksamkeit der rheinischen Missionare bei dem Kaffernvolke der Damas oder Ovaherero in Südwest-Afrika spricht sich Dr. Höpfner (s. oben S. 253) in den „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" (X, S. 405) in hohem Grade anerkennend aus. Während in Transvaal das Bekehren der Eingeborenen durch viele Missionsgesellschaften verschiedener Konfession in großem Wetteifer betrieben wird, sind bei den Ovaherero und in dem südlichern Namaqualand nur deutsche Missionare einer einzigen, der rheinischen Gesellschaft, thätig. Das absprechende Urtheil aber, welches wissenschaftliche Reisende öfters über die Missionare des östlichen Kaplandes und von Transvaal gefällt haben, hat auf die der rheinischen Gesellschaft nicht Bezug; denn diese haben es verstanden, durch nüchterne selbstlose Arbeit ihrer Kulturaufgabe gerecht zu werden. Ihre Arbeit begann schon in den vierziger Jahren, und zwanzig Jahre lang schien es, als ob alle Mühe vergeblich sein sollte; aber seit dem Anfange der sechziger Jahre hat das Christenthum Wurzel gefaßt, und schon scheint es, als ob der Widerstand des Heidenthums schwächer zu werden anfängt. Die Christen gewinnen im Volke mehr und mehr Ansehen, ja dieselben gelten als die Tapferen der Nation, von denen man im Kriege das meiste erwartet, obwohl sie weniger grausam sind, als die Heiden. Der Oberkönig Kamaharero selbst und sein Kanzler und Feldmarschall Katjinijonge sind zwar noch Heiden und werden es bleiben, aber mehrere ihrer Söhne sind Christen.

Daß die alten heidnischen Gewohnheiten und Anschauungen nicht so schnell ausgerottet werden können, wie es die Missionsfreunde in der Heimath oft glauben und wünschen, erscheint selbstverständlich; jedoch sind Kulturfortschritte bedeutender Art gar nicht zu verkennen. Uebrigens sind auch die Missionare nicht der Meinung, daß mit Taufe und Sakrament die Arbeit gethan sei. Dieselben haben es wohl verstanden, das Bedürfniß nach Kleidung und besserer Lebensweise auszubilden, so daß, neben Waffen und Munition, Kleiderstoffe und Getreide einen wichtigen Handelsartikel bilden; ja die ausschließlich Vieh züchtenden Herero haben angefangen, unter der Anleitung der Missionare Korn zu bauen. Obwohl dieselben bei ihrem reichen Viehbesitze überaus geizig sind, so werden von den Christen doch namhafte Beiträge für Kirche und Schule aufgebracht, und ärmere Gemeinden werden unterstützt. Diese Erfolge der Missionsarbeit sind freilich zum größten Theile der eifrigen, verständigen Arbeit der deutschen Missionare zu danken; jedoch kann man sagen, daß der bei allen Mängeln solide Charakter des Volkes einen solchen Erfolg begünstigte.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Aus Neu-Margelan im Gebiet von Ferghana schreibt man: In Chokand ist eine sonderbare, wie es scheint, unheilbare Krankheit aufgetreten. Ohne besondere Veranlassung entsteht bei den Leuten unter dem Kinn eine Geschwulst oder Kropf, der bis zu einer Arschine (ca. 2 m) Länge wächst und die Kranken außerordentlich entstellt und quält. Die Sarten erklären die Entstehung der Geschwulst folgendermaßen: In den Bergen bei Chokand lebt in Höhlen eine Schlange, welche einigemal täglich ins Wasser speit; wer nun zufällig von einem solchen durch Schlangenspeichel verunreinigten Wasser trinkt, bekommt einen großen Kropf.

— Aus seiner „Vergleichenden Grammatik der nördlichen Türksprachen" (Leipzig, T. O. Weigel) hat W. Radloff eine „Ethnographische Uebersicht der Türkstämme Sibiriens" als Separatabdruck veröffentlicht, welche besonders Angaben über deren Sitze und Seelenzahl enthält. Es sind zum Theil weniger bekannte Stämme und Stämmchen, die der Verfasser selbst besucht hat.

— Die Anzahl der britisch-geborenen Unterthanen in Indien beträgt nach dem Census vom Februar 1881, mit Ausschluß der nicht innerhalb des vereinigten Königreiches Geborenen, 76 456 Männer und 12 088 Weiber, zusammen 88 544 — eine verschwindend geringe Zahl unter einer Gesammtbevölkerung von 252 541 210 Menschen. Die britischen Soldaten der indischen Armee, welche zugleich britisch-geborene Unterthanen sind, vertheilen sich folgendermaßen: Nordwestprovinzen 20 184; Pendschab 18 688; Bombay 12 608; Bengalen 10 583; Madras 5 883; Birmah 5 155; Assam 785; eine weitere Anzahl ist in den kleineren Provinzen zerstreut.

Fünf Städte giebt es, welche über 200 000 Einwohner zählen, nämlich Bombay mit Insel 773 196, Calcutta mit Vorstädten 766 298, Madras 405 848, Haidarabad nebst Iskanderabad 354 962 und Lackhno 261 303. Zwischen 150 000 und 200 000 haben, der Größe nach geordnet, Benares, Delhi, Patna, Agra, Bangalur, Amritsar und Cawnpore (Kanhaipur); zwischen 100 000 und 150.000 Lahore, Allahabad, Dscheipur, Rangun, Puna, Ahmedabad, Bareilly, Surat, Howra und Baroda. An der Spitze der 40 Städte mit einer Bevölkerung zwischen 50 000 und 100 000 steht Mirut.

— In Indien erregen jetzt herumwandernde Schiiten, angeblich aus Chorassan, die Aufmerksamkeit der Behörden. Sie werden zuerst im Jahre 1856 erwähnt, wurden 1868 bei Lahore beobachtet und werden jetzt sowohl im südlichen Indien, wie im Pendschab angetroffen. Dr. Leitner hat ihre Sprache und Religion untersucht und erklärt sie wenn nicht für Iljats, so für persische Zigeuner (persisch: Dschatt, in Chokand Kabul Luli, sonst Kutschi genannt). Ihre ursprüngliche Heimath scheint allerdings Chorassan gewesen zu sein. Seit 30 Jahren ziehen sie nun herum, haben die Zustände von Kaschmir, Chokand und Afghanistan auf ihren Wanderungen genau kennen gelernt und geben sich, je nachdem, wie es gerade paßt, für Einwohner eines oder des anderen jener Länder aus; die genaue Lage ihrer einstigen Sitze scheinen sie vergessen zu haben.

— Ad. de Röpstorff, Superintendent der Nikobaren, welcher durch eine Anzahl geographischer und ethnographischer Aufsätze über die Nikobaren und Andamanen sich bekannt gemacht hat, ist auf der Insel Kamorta, einer der Nikobaren, vor kurzem durch einen dorthin verbannten Havildar, den er disciplinarisch bestraft hatte, erschossen worden. Der Mörder beging darauf Selbstmord.

Australien.

— Am 28. November 1883 soll in Sydney eine Federation and Annexation Conference sämmtlicher australischer Kolonien zusammentreten. Dieselbe wird aus Delegirten der australischen Regierungen und Parlamente bestehen und über eine ins Leben zu rufende Konföderation der Kolonien, sowie über die Annexion von Inselgruppen in der Südsee berathen. Bekanntlich stehen die Kolonien zur Zeit wie fremde Staaten zu einander. Man will aber dies System der Isolirung beseitigt haben und verlangt ein geeinigtes Australien, um eine gemeinsame nationale Politik betreiben zu können. Es ist dies ein Ziel, worauf die Gouverneure der einzelnen Kolonien schon seit Jahren, bis jetzt aber vergeblich, hingearbeitet haben und auf welches der jetzige englische Kolonialminister, Earl of Derby, noch jüngst wieder hinwies mit der Andeutung, daß, bevor dies nicht durchgesetzt sei, eine Annektirung von Inselgruppen in der Südsee englischerseits nicht zugegeben werden könne.

— In Band XLIII, S. 329, erwähnten wir bereits die Kimberley Exploring Party unter Leitung des Mr. W. J. O'Donnell. Der reiche Squatter Mr. Carr-Boyd in Queensland hatte sie auf seine Kosten ausgerüstet und ausgesandt. Sie sollte den von Alexander Forrest im Jahre 1879 entdeckten großen und fruchtbaren Kimberley-Distrikt im Nordosten von West-Australien und namentlich das dortige, ungefähr hundert englische Meilen südlich vom Cambridge Gulf gelegene Gebiet des Ord-Flusses gründlicher erforschen, als bisher geschehen war. Sechs Monate waren verflossen, ohne daß man von der Expedition gehört hatte, und man fing an für ihre Sicherheit zu fürchten. Da traf am 6. Oktober von der Katherine Station des Ueberlandtelegraphen (14° 30′ südl. Br. und 132° 25′ östlich von Gr.) eine Depesche ein, daß die Kimberley-Expedition dort aus West-Australien glücklich eingetroffen sei. Die Reisenden hatten aber durch den Mangel an Lebensmitteln außerordentlich gelitten; wochenlang waren sie ausschließlich auf an der Luft getrocknetes Pferdefleisch angewiesen gewesen. Sie haben das ausgezeichnetste Weideland in großem Umfange entdeckt, durch fließende Flüsse, Bäche und Quellen überreichlich bewässert. Auf diese günstige Nachricht hin hat Mr. Carr-Boyd sofort per Telegraph das Gesuch an die Regierung von West-Australien gerichtet, ihm zwischen den Flüssen Ord und Fitzroy, nördlich von den Cambridge Downs, ein Areal von 1½ Millionen Acres Land = 2344 englische Quadratmeilen auf längere Zeit in Pacht zu geben.

— Queensland betreibt den Import von Einwanderern aus Europa auf Staatskosten jetzt in größerem Umfange als je zuvor. Am 30. September trafen in Queensland 297 derartige Einwanderer ein, und 7900 waren zur Zeit auf der Fahrt von Europa nach Queensland.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.